Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Dreiundneunzigster Band.

Oktober 1902 bis März 1903.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1903

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebenundvierzigster Jahrgang. Dreiundneunzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

dreiundneunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Anderten, E. von, in Liegnitz, 733. — Arx, Konrad von, in Konstanz, 78. — Below, Georg von, in Tübingen, 146. — Benesch, Fritz, in Wien, 710. — Bethge, Hans, in Steglitz, 543, 732. — Bie, Oskar, in Berlin, 525. — Brunnemann, Anna, in Dresden, 794. — Cajetan-Milner, Käte, in Bonn, 638. — Dauthendey, Elisabeth, in Würzburg, 245. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 581. — Forbes-Mosse, Irene, in Florenz, 264, 580. — Fred, Alfred W., in Berlin, 662. — Fuchs, Friedrich, in Berlin, 473. — Grazie, Marie Eugenie delle, in Wien, 432. — Haenel, Erich, in Dresden, 786. — Hagen, Luise, in Berlin, 853. — Hauser, Otto, in Wien, 737. — Hegeler, Wilhelm, in Groß-Lichterfelde, 101, 188, 301, 503, 682, 803. — Hermann, Georg, in Berlin-Friedenau, 1. — Herzfeld, Felix, in Braunschweig, 369. — Heyse, Paul, in München, 457, 639, 761. — Hoechstetter, Sophie, in Jena, 544. — Holzamer, Wilhelm, in Darmstadt, 709. — Horn, Oskar, in Berlin, 557. — Jensen, Wilhelm, in München, 409, 536, 785, 761. — Joetze, Franz, in München, 843. — Kirchbach, Wolfgang, in Steglitz, 36. — Kleefeld, Wilhelm, in Berlin, 127, 873. — Krieger, Heinz, in Berlin, 207. — Kurz, Isolde, in Florenz, 360. — Löwy, Emanuel, in Rom, 828. — Mayne, Harry, in Berlin, 487. — Meyer, Erich, in Weimar, 394. — Noetzel, Karl, in Moskau, 890. — Ompteda, Georg Freiherr von, in Dresden, 20, 157. — Osborn, Max, in Berlin, 265. — Osterloh, Adele, in Dresden, 399. — Ostwald, Hans, in Groß-Lichterfelde, 410. — Pfitzner, Hugo, in Berlin, 236. — Pongracz, Anna Gräfin, in Rom, 76. — Prüfer, Arthur, in Leipzig, 351. — Rafael, L., in Münster, 862. — Reiner, Julius, in Charlottenburg, 427. — Rosenhagen, Hans, in Berlin, 335. — Schirmacher, Käthe, in Paris, 51, 725. — Scholz, Wilhelm von, in Weimar, 661. — Sokolowsky, Alexander, in Berlin, 176. — Stona, Maria, auf Schloß Strzebowitz, Österreichisch-Schlesien, 144. — Strasburger, Egon Hugo, in Berlin, 852. — Sybel, Adelheid von, in München, 555. — Voll, Karl, in München, 621. — Wildenbruch, Ernst von, in Berlin, 58. — Wilhelm, M., in Karlsruhe, 172. — Zoozmann, Richard, in Berlin, 187.

Inhalt
des dreiundneunzigsten Bandes.

Ludwig von Hofmann. Ein deutsches Künstlerbildnis von Georg Hermann, 1.
Lili. Von Georg Freiherr von Ompteda, 20, 157.
Die Siegesallee und das Bismarckdenkmal. Ein Geschichtsspaziergang von Wolfgang Kirchbach, 36.
Die französischen Universitäten. Von Käthe Schirmacher, 51.
Das Wunder. Eine Erzählung von E. von Wildenbruch, 58.
Hochsommer. Von Anna Gräfin Pongracz, 76.
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach, 77.
Konstanz am Bodensee. Eine deutsche Grenzstadt. Von Konrad von Arx, 78.
Daniel Klinghammer. Roman von Wilhelm Hegeler, 101, 188, 301, 503, 682, 803.
Bayreuth und das Wagnererbe. Gedenkblatt zum zwanzigjährigen Parsifal-Jubiläum. Von Wilhelm Kleefeld, 127.
Drei Sonette. Von Maria Stona. Im Dorfe — Im Traum — Ich leb' in Höhen, 144.
Der erste vereinigte Landtag der preußischen Monarchie Nach einem bisher unveröffentlichten Bericht von Georg von Below, 146.
Walt Whitman. Ein amerikanischer Dichter. Von M. Wilhelm, 172.
Die Korallenriffe und ihre Fauna. Von Alexander Sokolowsky, 176.
Plato. Von Richard Zoozmann, 187.
Vom Bosporus bis zum Persischen Meerbusen. Von Heinz Krieger, 207.
Telegraphie und Telephonie in ihrer Entwicklung. Von Hugo Pfitzner, 236.
Im Schatten. Novelle von Elisabeth Dauthendey, 245.
Das Reisfeld. Von Irene Forbes-Mosse, 264.
Wilhelm Busch. Von Max Osborn, 265.
Max Liebermann. Eine Studie von Hans Rosenhagen, 335.
Sebastian Bach und die Tonkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Von Arthur Prüfer, 351.
Das bist du. Erzählung von Isolde Kurz, 360.
Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart. Von Felix Herzfeld, 369.
Emile Zola. Eine literarische Skizze von Erich Meyer, 394.
Mr. Holmes Humoreske. Von Adele Osterloh, 399.
Frau Holle. Von Wilhelm Jensen, 409.
Neure Glasmalerei und Kunstverglasung. Von Hans Ostwald, 410.
Vulkanismus. Ein Problem der Erdgeschichte von Julius Reiner, 427.
Genius. Von Marie Eugenie delle Grazie, 432.
Moralische Unmöglichkeiten. Novelle von Paul Heyse, 457 639, 761.
Adolf Hildebrand. Von Friedrich Fuchs, 473.
Eduard Mörike im Verkehr mit berühmten Zeitgenossen. Mit ungedruckten Briefen von Mörike, Geibel, Auerbach, Hebbel, Robert Franz und Ludwig Richter. Von Harry Mayne, 487.
Rhythmische Künste des Menschen. Von Oskar Bie, 525.
Erinnerung an die Provence. Von Hans Bethge, 543.
Das Haus Jakob Ülsters. Novelle von S. Hochstetter, 544.
Weihnachtsglaube. Von Adelheid von Sybel, 555.
In der Dämmerung. Von Wilhelm Jensen, 556.
Waidwerk und Jagd. Eine Plauderei von Oskar Horn, 557.
Vollmondzauber. Von Irene Forbes-Mosse, 580.
Björnstjerne Björnson. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Friedrich Düsel, 581.
Wilhelm Leibl. Von Karl Voll, 621.
Ein einsames Kind. Von Käte Cajetan-Milner, 638.
Im Wandern. Von Wilhelm von Scholz, 661.
Vom neuen Stil der dekorativen Künste. Von Alfred W. Fred, 662.
Bäume am Morgen. Von Wilhelm Holzamer, 709.
Ein Kleinod Tirols. Von Fritz Benesch, 710.
Die Comédie française. Von Käthe Schirmacher, 725.
Die Mädchen von Granada. Von Hans Bethge, 732.
Geschichte einer Ehe. Von E. von Anderten, 733.
Antonio Fogazzaro. Eine Studie aus der italienischen Literatur der Gegenwart von Otto Hauser, 737.
Heimische Hügel. Von Wilhelm Jensen, 785.
Eduard Beyrer jun. Von Erich Haenel, 786.
Malwida von Meysenbug. Ein idealistisches Frauenleben von Anna Brunnemann, 794.
Die Amazone in der griechischen Kunst. Von Emanuel Löwy, 828.
Die Ermordung Kaiser Pauls I. Nach den neuesten Quellen dargestellt von Franz Soetze, 843.
Zur Ewigkeit. Von Egon Hugo Strasburger, 852.
Deutsche Arbeiterwohnungen und deutscher Arbeiterhausrat. Von L. Hagen, 853.
Eine Doppelliebe. Erzählung aus Westfalen von L. Rafael, 862.
Aus dem Reiche des Taktstocks. Von Wilhelm Kleefeld, 873.
Alfred Lichtwark und die Kunsterziehung. Von Karl Noetzel, 890.
Dramatische Rundschau, 434, 594, 748, 897.
Literarische Rundschau, 150, 285, 442, 597, 757, 906.

Namen- und Sachregister
zum dreiundneunzigsten Bande.

Amazone, Die. Von Emanuel Löwy, 828.
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach, 77.
Arbeiterwohnungen, Deutsche, und deutscher Arbeiterhausrat. Von L. Hagen, 853.

Bach, Sebastian, und die Tonkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Von Arthur Prüfer, 351.
Bäume am Morgen. Gedicht von Wilhelm Holzamer, 709.
Bayreuth und das Wagnererbe. Gedenkblatt zum zwanzigjährigen Parsifaljubiläum. Von Wilhelm Kleefeld, 127
Beyrer jun., Eduard. Von Erich Haenel, 786.
Björnson, Björnstjerne. Von Friedrich Düsel, 581.
Bosporus, Vom, bis zum Persischen Meerbusen. Von Heinz Krieger, 207.

Busch, Wilhelm. Von Max Osborn, 265.
Comédie française, Die. Von Käthe Schirmacher, 725.
Dämmerung, In der. Gedicht von Wilhelm Jensen, 556.
Daniel Klinghammer. Von Wilhelm Hegeler, 101, 188, 301, 503, 682, 803.
Das bist du. Novelle von Isolde Kurz, 360.
Das Reisfeld. Gedicht von Irene Forbes-Mosse, 264.
Das Wunder. Eine Erzählung von Ernst v. Wildenbruch, 58.
Dekorative Künste, Vom neuen Stil der. Von Alfred W. Fred, 682.
Doppelliebe, Eine. Erzählung aus Westfalen von L. Rafael, 862.
Erinnerung an die Provence. Gedicht von Hans Bethge, 543.
Ewigkeit, Zur. Gedicht von Egon Hugo Strasburger, 852.
Fogazzaro, Antonio. Von Otto Hauser, 737.
Französischen Universitäten, Die. Von Käthe Schirmacher, 51.
Frau Holle. Gedicht von Wilhelm Jensen, 409.
Genius. Gedicht von Marie Eugenie delle Grazie, 432.
Geschichte einer Ehe. Skizze von E. von Anderten, 733.
Glasmalerei und Kunstverglasung. Von Hans Ostwald, 410.
Heimische Hügel. Gedicht von Wilhelm Jensen, 785.
Hildebrand, Adolf. Von Friedrich Fuchs, 473.
Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart. Von Felix Herzfeld, 369.
Hochsommer. Gedicht von Anna Gräfin Pongracz, 76.
Hofmann, Ludwig von. Ein deutsches Künstlerbildnis von Georg Hermann, 1.
Im Dorf. — Im Traum. — Ich leb' in Höhen. Drei Sonette von Maria Stona, 144.
Im Schatten. Novelle von Elisabeth Dauthendey, 245.
Jakob Ülsters, Das Haus. Von S. Hoechstetter, 544.
Kind, Ein einsames. Gedicht von Käte Cajetan-Milner, 638.
Konstanz am Bodensee. Eine deutsche Grenzstadt. Von Konrad v. Arx, 78.
Korallenriffe, Die, und ihre Fauna. Von Alexander Sokolowsky, 176.
Künste des Menschen, Rhythmische. Von Oskar Bie, 525.
Landtag, Der erste vereinigte, der preußischen Monarchie. Von Georg v. Below, 146.
Leibl, Wilhelm. Von Karl Voll, 621.
Lichtwark, Alfred, und die Kunsterziehung. Von Karl Noetzel, 890.
Liebermann, Max. Von Hans Rosenhagen, 333.
Lili. Novelle von Georg Freiherrn v. Ompteda, 20, 157.
Mädchen von Granada, Die. Gedicht von Hans Bethge, 732.
Meysenbug, Malwida von. Von Anna Brunnemann, 794.
Moralische Unmöglichkeiten. Von Paul Heyse, 457, 639, 761.
Mörike, Eduard, im Verkehr mit berühmten Zeitgenossen. Von Harry Mayne, 487.
Mr. Holmes Humoreske. Von Adele Osterloh, 399.
Plato. Gedicht von Richard Zoozmann, 187.
Pauls I., Die Ermordung Kaiser. Von Franz Joetze, 843.
Reisfeld, Das. Gedicht von Irene Forbes-Mosse, 264.
Schatten, Im. Gedicht von Elisabeth Dauthendey, 245.
Siegesallee, Die, und das Bismarckdenkmal. Ein Geschichtsspaziergang von Wolfgang Kirchbach, 36.
Sonette, Drei. Von Maria Stona, 144.
Taktstocks, Aus dem Reiche des. Von Wilhelm Kleefeld, 873.
Telegraphie und Telephonie in ihrer Entwickelung. Von Hugo Pfitzner, 236.
Tirols, Ein Kleinod. Von Fritz Benesch, 710.
Vollmondzauber. Gedicht von Irene Forbes-Mosse, 580.
Vulkanismus. Von Julius Reiner, 427.
Waidwerk und Jagd. Von Oskar Horn, 557.
Wandern, Im. Gedicht von Wilhelm v. Scholz, 661.
Weihnachtsglaube. Gedicht von Adelheid v. Sybel, 555.
Whitman, Walt. Ein amerikanischer Dichter. Von M. Wilhelm, 172.
Zola, Emile. Von Erich Meyer, 394.

Dramatische Rundschau:

Bernard, Tristan: Fall Mathieu, 441.
Bernhardt, Sarah: Gastspiel in Berlin, 755.
Bernstein, Henri: Jacques. 755.
Bernstein, Max: D'Mali, 752.
Bilhaud und Hennequin: Seine Kammerzofe, 441.
Bloem, Walther: Schnapphähne, 440.
Blumenthal-Kadelburg: Das Theaterdorf, 440. — Der blinde Passagier, 754.
Capus, Alfred: Die beiden Schulen, 755.
Clemenceau, Georges: Der Schleier des Glücks, 755.
Coquelin ainé: Gastspiel in Berlin, 904.
Donnay, Maurice: Die Liebesschaukel, 441.
Fulda, Ludwig: Kaltwasser, 439.
Gorki, Maxim: Die Kleinbürger, 437
Gorki, Maxim: Das Nachtasyl, 904.
Grazie, Marie Eugenie delle: Schlagende Wetter, 900.
Hauptmann, Gerhart: Der arme Heinrich, 748.
Hebbel, Friedrich: Der Diamant, 901.
Hebbel, Friedrich: Gyges und sein Ring, 902.
Hervieu, Paul: Das Rätsel, 755.
Hollaender, Felix, und Schmidt, Lothar: Ackermann, 752.
Lauff, Joseph: Heerohme, 439.
Leblanc-Maeterlinck, Georgette: als Monna Vanna (Gastspiel in Berlin), 903.
Maeterlinck, Maurice: Monna Vanna, 435.
Philippi, Felix: Das dunkle Tor, 754.
Riemasch, Otto: Die Episode, 753.
Salten, Felix: Der Gemeine, 754.
Schmidt, Lothar, s. Hollaender.
Schönherr, Karl: Sonnwendtag, 896.
Schönthan-Schlicht: Im bunten Rock, 441.
Strindberg, August: Rausch, 438.
Wedekind, Frank: Erdgeist, 751.
Werkmann, Joseph: Der Kreuzwegstürmer, 753.
Wilde, Oskar: Salome, 751.
Wildenbruch, Ernst von: König Laurin, 594.

Literarische Rundschau:

Alexis, Willibald: Der Roland von Berlin. — Die Hosen des Herrn von Bredow, 443.
Asenijeff, Elsa: Max Klinger, 454.
Bang, Hermann: Hoffnungslose Geschlechter. — Das weiße Haus. — Tine, 607.
Bartels, Adolf: Geschichte der deutschen Literatur, 444.
Bartels, Adolf: Deutsche Dichtung der Gegenwart, 610.
Barthel, Karl: Deutsche Nationalliteratur, 611.
Baudits, Sophus: Absaloms Brunnen, 607.
Baudry de Saunier, L.: Praktische Ratschläge für Automobilisten, 299.
Baumgartner, Alexander: Nordische Fahrten. — Island und die Faröer, 614.
Beck, Adolf: Shakespeare, 613.
Beckers Weltgeschichte, 906.
Bellermann, Ludwig: Schiller, 293.
Berdrow, Otto: Still und bewegt (Gedichte), 610.
Bierbaum, Julius Otto: Irrgarten der Liebe. — Deutsche Chansons, 610.
Björnsons Dramen und Erzählungen, 607.
Bleibtreu, Karl: Aspern und Waterloo, 448.
Bleibtreu, Karl: Amiens. — St. Quentin. — Le Mans, 450.
Bleibtreu, Karl: Königgrätz, 907.
Blüthgen, Victor: Die Spiritisten, 152.
Blüthgen, Victor: Gedichte, 609.
Bode, Wilhelm: Goethes Lebenskunst. — Goethes Ästhetik, 290.
Boeck, Kurt: Durch Indien ins verschlossene Land Nepal, 455.
Böhlau, Helene: Salin Kaliske, 604.
Böhmer, Emma: Inkorrekt. — Ehe-Intermezzo, 605.
Bölsche, Wilhelm: Die Mittagsgöttin. — Der Zauber des Königs Arpus, 152.
Bölsche, Wilhelm: Von Sonnen und Sonnenstäubchen, 616.
Borkowsky, E.: Turgenjew, 613.
Bormann, Edwin: Es lebe der Humor (Gedichte), 609.
Boy-Ed, Ida: Die säende Hand, 605.
Boucke, Ewald A.: Wort und Bedeutung in Goethes Sprache, 290.
Braun, Julius W.: Christophine Schiller, 295.
Brentano, Clemens: Chronika eines fahrenden Schülers, 443.
Brentano und Tieck: Romantische Märchen, 598.
Breysig, Kurt: Kulturgeschichte der Neuzeit, 296.
Brinckmann, John: Kasper-Ohm un ick, 443.
Brockhaus, Heinrich: Forschungen über Florentiner Kunstwerke, 616.
Broicher, Charlotte: Moderne Maler, 619.
Bröndsted, K. G.: Der Vorreturm. — Niels Glambäk, 607.
Bruns, Margarete: Baudelaires Werke, 606.
Bülow, Gabriele von, Lebensbild, 449.
Burggraf, Julius: Goethe und Schiller, 290.

Busch, Moritz, Tagebuchblätter, 450.
Busse, Karl: Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert, 446.
Carneri, B.: Dantes Göttliche Komödie, 606.
Casparh, Anna: Ludolf Camphausens Leben, 449.
Dahn, Felix: Herzog Ernst von Schwaben, 599.
Dähnhardt, Oskar: Heimatklänge aus deutschen Gauen. — Rebenflur und Waldesgrund, 611.
Dehn, Paul: Bismarck als Erzieher, 908.
Deutsche Künstlerzeichnungen, 620.
Dohm, Hedwig: Christa Ruland, 604.
Droß, Otto: Mars, 298.
Eck, Samuel: Goethes Lebensanschauung, 611.
Eckermanns Gespräche mit Goethe, 289, 588.
Eckstein, Ernst: Rauhreif, 598.
Ernst, Otto: Kartäusergeschichten, 602.
Falke, Gustav: Hohe Sommertage (Gedichte), 610.
Fischer, Hermann: Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, 446.
Fischer, Kuno: Goethes Faust, 290.
Flammarion, Camille: Gott in der Natur, 616.
Fontane, Theodor: Unwiederbringlich. — Quitt, 151.
Franke-Schievelbein, Gertrud: Der Unkenteich. — Der Gottüberwinder, 605.
Frapan-Akunian, Ilse: Wehrlose. — Schreie. — Arbeit mein Opium, 604.
Friedländer, Max: Fünf Volkslieder, 292.
Frobenius, Leo: Die reifere Menschheit, 614.
Fulda, Ludwig: Molières Meisterwerke, 606.
Garborg, Arne: Bauernstudenten. — Müde Seelen. — Der verlorene Vater, 607.
Gebhardi, Walther: Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz, 612.
Geiger, Ludwig: Goethe, 289.
Geiger, Ludwig: Bettina v. Arnim und Friedrich Wilhelm IV., 499.
Geijerstam, Gustaf af: Auf der letzten Schäre. — Das Buch vom Brüderchen. — Die Komödie in der Ehe, 608.
George, Stefan: Der Teppich des Lebens (Gedichte), 610.
Gerstenberg, H.: Aus Weimars nachklassischer Zeit, 294.
Giberne, Agnes: Sonne, Mond und Sterne, 299.
Globetrott: An neunzehnten Jahrhunderts Neige in Japan, China und Java, 615.
Goethe: Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Ludwig Geiger, 285.
Goethe: Ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Otto Harnack. — Werther (Pantheon-Ausgabe), 286.
Goethe: Götz von Berlichingen, bearbeitet von Eugen Kilian, 287.
Goethe: Briefe, ausgewählt von Eduard v. d. Hellen, 287, 288.
Goethe-Jahrbuch. — Goethe und Lavater, 288.
Gorki, Maxim: Drei Menschen. — Großvater Archipp. — Verlorene Leute, 608.
Gorter, Richard: Mehr Licht, 291.
Gottschall, Rudolf v.: Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, 446, 611.
Gottschall, Rudolf v.: Ariadne, 599.
Grabein, Paul: Liebeslieder moderner Frauen, 611.
Grad, Max: Die Overbecks Mädchen. — Wenn Früchte reifen, 605.
Graevenitz, G. v.: Deutsche in Rom, 617.
delle Grazie, Marie Eugenie: Liebe, 154.
delle Grazie, Marie Eugenie: Gedichte, 610.
Greinz, Rudolf: Von Innsbruck nach Kufstein, 455.
Grimm, Richard: Frühling und Liebe (Gedichtsammlung), 611.
Grimme, F. W.: Schlichte Leute. — Auf roter Erde, 602.
Grisebach, Eduard: Grabbes sämtliche Werke, 443, 598.
Großherzog Ernst Ludwig und die Darmstädter Künstlerkolonie, 455.
Grunow, Hans: Vom Wege, 602.
Grupp, Georg: Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit, 907.
Günther, S.: Das Zeitalter der Entdeckungen. — Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, 297.
Günther, Christian: Strophen, 597.
Gurlitt, Ludwig: Der Deutsche und sein Vaterland, 907.
Hansjakob, Heinrich: Verlassene Wege. — Letzte Fahrten, 600.
Harnack, Otto: Goethe in der Epoche seiner Vollendung, 289.
Hauser, Otto: Belgische Lyrik von 1880 bis 1900, 606.
Hausschatz älterer Kunst, 453.
Heilborn, Ernst: Novalis' Schriften, 598.
Heilmeyer, Alex.: Adolf Hildebrand, 619.
Heims, P. G.: Auf blauem Wasser, 299.
Heine, Buch der Lieder. Pantheon-Ausgabe, 443.
Heinemann, Karl: Goethe-Ausgabe, 597.
Heinse, Wilhelm, 598.
Helbing, Max: Handzeichnungen alter Meister, 452.
Helmolts Weltgeschichte, 906.
Henckell, Karl: Aus meinen Gedichten. — Neues Leben, 610.
Hertz, Wilhelm: Bruder Rausch, 444.
Heßling, Egon: Dekorative und monumentale Malereien zeitgenössischer Meister, 454.
Heyse, Paul: Tantalus. — Mutter und Kind. — San Vigilio. — Ninon. — Das Glück von Rotenburg. — Novellen vom Gardasee, 599.
Hillern, Wilhelmine v.: Das Gewaltigste, 601.
Hindermann, Adele: Des Lebens Bürde. — Bühnenvölkchen, 605.
Hoechstetter, Sophie: Dietrich Lanken, 605.
Hopfen, Hans: Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück, 599.
Huch, Ricarda: Aus der Triumphgasse. — Vita somnium breve, 604.
Huch, Ricarda: Ausbreitung und Verfall der Romantik, 612.
Jensen, Wilhelm: Im achtzehnten Jahrhundert. — Brandenburgischer Pavillon. — Der Schleier der Maja, 599.
Joël, Karl: Philosophenweg, 294.
Joseph, D.: Geschichte der Baukunst, 450.
Junghans, Sophie: Hymen. — Hüter der Schwelle, 604.
Kalthoff, A.: Die religiösen Probleme in Goethes Faust, 291.
Kayser, B. v.: Unterm südlichen Kreuz, 615.
Kemper, Merkle und Spahn: Weltgeschichte in Charakterbildern, 906.
Keppler, Paul Wilhelm v.: Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient, 615.
Kirchhoff, Alfred: Was ist national?, 907.
Kirchner, E.: Grundfesten der Erde, 299.
Klinger, Max: Meisterwerke in Holzschnitten, 451.
Knorr, Josephine Freiin von: Gedichte, 759.
Kobelt, W.: Die Verbreitung der Tierwelt, 616.
Körner, Theodor: Sämtliche Werke, 443.
Koser, Reinhold: König Friedrich der Große. — Friedrich der Große als Kronprinz, 448.
Kralik, Richard v.: Deutsches Götter- und Heldenbuch. — Wilzen- und Welsungensage, 597.
Krisch, August: Astronomisches Lexikon, 298.
Kunst des Jahres, 620.
Kurz, Isolde: Unsere Karlotta, 156.
Kurz, Isolde: Die Stadt des Lebens, 618.
Laehr, Hans: Heilung des Orest, 291.
Lagerlöf, Selma: Jerusalem. — Legenden und Erzählungen, 608.
Lamprecht, Karl: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 450.
Landenkron, Amalie v.: Lori, 300.
Lang, Peter: Lafontaines Fabeln, 606.
Lange, Konrad: Das Wesen der Kunst, 757.
Lauff, Joseph: Kärrekiek, 601.
Lehmann, Rudolf: Erziehung und Erzieher, 296.
Leitgeb, Otto v: Der verlassene Gott, 155.
Lenaus Gedichte. — Ausgewählte Dichtungen, 443.
Lenz, Max: Geschichte Bismarcks, 908.
Lienert, Meinrad: Wildente. — Strahler, 601.
Lobsien, Wilhelm: Ich liebe dich, 610.
Loewenberg, S.: Vom goldenen Überfluß, 611.
Lohmeyer, Julius: Wir leben noch und anderes, 151.
Lohmeyer, Julius: Humoresken, 152.
Lorenz, Ottokar: Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reiches 1866 bis 1871, 450.
Lothar, Rudolf: Ibsen, 613.
Löwenfeld, Raphael: Tolstojs gesammelte Werke, 608.
Mackay, John Henry: Freunde und Gefährten, 610.
Maier, Otto: Dampf und Elektrizität, 298.
Maltzan, Freiherr v.: Karoline von Schiller, 293.
Mann, Thomas: Buddenbrooks, 603.
Martersteig, Max: Jahrbuch der bildenden Kunst, 451.
Mayne, Harry: Eduard Mörike, 447.
Megede, Johannes Richard zur: Das Blinkfeuer von Brüsterort, 759.
Meyer, Rich. M.: Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte, 446.
Meyers Konversationslexikon. — Meyers Historisch-Geographischer Kalender, 760.
Milow, Stephan: Fallende Blätter, 609.
Mischke, Karl: Millionenstudien von Multatuli, 606.

Moltke in seinen Briefen, 449.
Montaudon: Gyfis. — Eduard Grützner. — Fritz von Uhde, 619.
Mosapp, **Hermann: Charlotte** von **Schiller, 298.**
Muellenbach, Ernst: Maria. — **Auf** der Sonnenseite. — **Aus junger Ehe, 151.**
Müller, Klara: **Sturmlieder vom Meer, 610.**
Müller, Ernst: **Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken,** 612.
Müller, Friedrich von: **Goethes Persönlichkeit, 290.**
Müller, Wilhelm: **Fürst Bismarck, 908.**
Multatuli-Ausgabe: Max Havelaar. — Liebesbriefe. — Millionenstudien. — Die Fürstenschule. — **Abenteuer des** kleinen Walther, 606.
Münsterberg, Hugo: **Grundzüge der Psychologie, 295.**
Muther, Richard: Geschichte der englischen **Malerei, 619.**
Nerrlich, Paul: Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, 447.
Nordmann, Richard: Komtessenroman, 604.
Oberndorff, K. Graf: Erinnerungen einer **Urgroßmutter, 292.**
Ompteda, Georg Freiherr von: Das schönere **Geschlecht.** — Traum im Süden, 155.
Oppeln-Bronikowski, Friedrich **von: Maurice Maeterlincks** Werke, 606.
Osborn, Max: **Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert, 451.**
Pasig, Paul: Goethe und Ilmenau. — **Goethe und Corona** Schröter, 292.
Paulus, Eduard: **Heimatkunst, 609.**
Pedersen, Hugo V.: **Durch den Indischen Archipel, 456.**
Perfall, Anton v.: **An der Tafel des Lebens.** — Der Freihof, 600.
Perfall, Karl v.: Loras **Sommerfrische, 600.**
Pichler, Adolf: In Liebe und Haß, 444.
Pick, Albert: Schillers Aufenthalt **in Erfurt.** — Schillers Anwesenheit in Lauchstädt im Jahre 1803, **294.**
Polenz, Wilhelm v.: Wurzellocker, 603.
Prölß, Johannes: Scheffel, 447.
Rachel, Paul: **Elisa** von der Reckes Tagebücher und Briefe **aus** ihren Wanderjahren, 612.
Rafael, L.: Abendgluten (Gedichte), 610.
Reuter, Gabriele: Frauenseelen, 153.
Riemann, Robert: Goethes **Romantechnik,** 290.
Rittland, Klaus: Moderner. — Die das Leben lieben, 604.
Roëll, Paul von, und Georg Epstein: Bismarcks Staatsrecht, 908.
Rosegger, Peter: Weltgift, 600.
Ruskin, John: Werke, 619.
Saar, Ferdinand v.: Hermann und Dorothea, 609.
Salis-Seewis: Gedichte, 442.
Schaible, C.: Geistige Waffen, 760.
Scheffel, Joseph Victor v.: Aus Heimat und Fremde, 609.
Schell, Herman: Christus, 906.
Scherer, Wilhelm: Geschichte der deutschen Literatur, 444.
Schiel, Oberst: 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika, 613.
Schlaf, Johannes: Das dritte Reich. — Suchende. — Peter Boies Freite. — Frühlingsblumen. — Der Narr und anderes. — Jesus und Mirjam. — Der Antichrist, 603.
Schlenther, Paul: Ibsen-Ausgabe, 607.
Schleinitz, Otto v.: Walter Crane, 619.
Schmidt, Karl Eugen: Sevilla. — Gent und Tournai, 618.
Schmidt, Maximilian: Wanderung durch 70 Jahre, 612.
Schmidt-Cabanis, Richard: Lachende Lieder, 609.
Schmitthenner, Adolf: Neue Novellen, 602.
Schneegans, Heinrich: Molière, 613.
Schoof, Wilhelm: Deutsche Dichtung in Hessen, 446.
Schubin, Ossip: Ehre. — Marska, 604.
Schubring, Paul: Pisa, 618.
Schuster, August: Mathematik für jedermann, 298.
Schwabe, Toni: Die Hochzeit der Esther Franzenius, 606.
Seemann-Ausgaben: Alte Meister. — Die Malerei II. — Hundert Meister der Gegenwart, 453.
Seiling, Max: Goethe und der Occultismus, 291.
Servaes, Franz: Kleist-Biographie, 612.
Seydlitz, E. v.: Großes Lehrbuch der Geographie, 614.
Sienkiewicz, Heinrich: Ums liebe Brot und zehn andere Novellen, 608.
Sievers, Wilh.: Australien, Ozeanien und die Polarländer, 455.
Simmel, Georg: Philosophie des Geldes, 295.
Simrock, Karl: Nibelungenlied, 442.
Sitzler, Jakob: Ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee, 612.
Sperl, August: So war's. — Herzkrank. — Felix Notvest, 601.
Spielhagen, Friedrich: In zwölfter Stunde. — Die schöne Amerikanerin, 599.
Steig, Reinhold: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, 447.
Steig, Reinhold: Neue Kunde über Heinrich von Kleist, 612.
Storck, Karl: Deutsche Literaturgeschichte, 445.
Stratz, Rudolf: Alt-Heidelberg, du Feine, 153.
Strauß, Emil: Freund Hein, 601.
Tetzner, Franz: Die Slaven in Deutschland, 907.
Thiébault: Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreiches, 448.
Thoresen, Magdalene: An einsamen Küsten. — Signes Geschichte, 607.
Trinius, August: Vom Thüringer Walde, 602.
Trojan, Johannes: Gedichte, 609.
Trojan, Johannes: Auf der anderen Seite (Reiseplaudereien), 615.
Valentin, Veit: Klassische Walpurgisnacht, 291.
Viebig, Klara: Die Wacht am Rhein, 603.
Vierordt, Heinrich: Vaterlandsgesänge, 609.
Villinger, Hermine: Binchen Bimber, 605.
Voigt-Diederich: Regine Vosgerau, 605.
Voß, Richard: Allerlei Erlebtes, 447.
Voß, Richard: Römische Fieber-Amata, 600.
Walther, Kuno: Tiefurt, 291.
Warnecke, Georg: Die Hauptwerke der bildenden Kunst, 616.
Wassermann, Jakob: Der Moloch, 603.
Weber, Ludwig: Bologna, 618.
Weise, Karl: Familienleben in Dichtungen, 609.
Weise, Lisa: Unfreie Liebe, 605.
Weltall und Menschheit, 456.
Werner, R. M.: Hebbel-Ausgabe, 598.
Wichert, Ernst: Der zerbrochene Krummstab, 598.
Wiese, Hugo v.: Graf von Goetzen, 448.
Wildenbruch, Ernst v.: Vize-Mama. — Unter der Geißel, 600.
Wildenradt, Johannes: Signelli, 609.
Wille, Bruno: Offenbarungen des Wachholderbaumes, 297.
Witkowski, Georg: Cornelie, Goethes Schwester, 611.
Woerner, Roman: Fausts Ende, 291.
Wolff, Julius: Hohkönigsburg, 599.
Worms, Karl: Die Stillen im Lande, 156.
Zabel, Rudolf: Deutschland in China, 615.
Zeitlin, Leon: Fürst Bismarcks sozial-, **wirtschafts- und** steuerpolitische Anschauungen, 908.



Alpensee. **Pastellskizze.**

Zu Hermann: Ludwig von Hofmann.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

XCIII. Band
Heft 553

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Oktober
1902

Ludwig von Hofmann

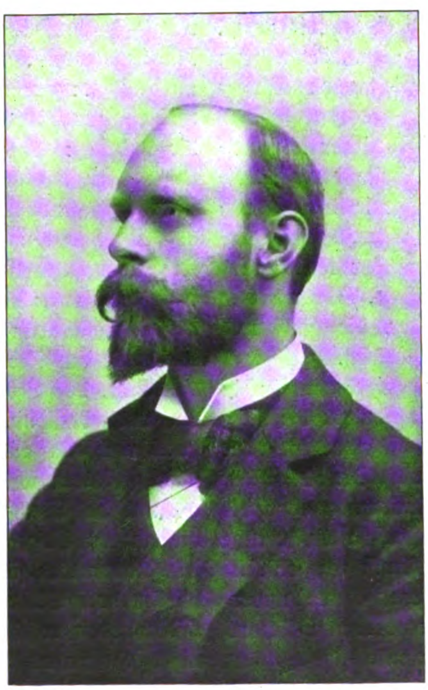
Ein deutsches Künstlerbildnis

von

Georg Hermann

Der Name Ludwig von Hofmann wird nicht so sehr von der Menge genannt oder je von ihr genannt werden wie vielleicht ein Böcklin, Stuck, Klinger, Menzel oder Liebermann. Doch dafür ist er dem Kenner desto geläufiger, und dieser verfolgt mit gespannter Teilnahme, was Hofmann jahraus, jahrein gibt; denn er weiß, Ludwig von Hofmann ist vielleicht der einzige heute, von dem er jeder, auch der seltsamsten Überraschung gewärtig sein kann.

Aber, um je Allgemeingut der Menge zu werden, dazu fehlt der Hofmannschen Kunst das wichtigste, fehlen die greifbaren Inhalte, die gedanklichen Handhaben, an welche sich einzig und allein unerzogene Sinne klammern können. Sie ist in keiner Weise literarisch, ihre Vorzüge liegen durchaus auf rein künstlerischem Felde, in Farbe, Form, Raumwirkung, in dekorativen oder zeichnerischen Elementen. Sie bietet nichts dem Verstande, wendet sich nur an das Auge als sinnlich empfindendes Organ, als Vermittler farbiger und formaler Eindrücke, einzig darauf bedacht, ihm höchste und freudigste Befriedigung zu gewähren. Und deshalb erscheint auch die Hofmannsche Kunst vielen als der reinste und abgeklärteste, selbständigste Ausdruck malerischen, d. h. in Form und Farbe denkenden Empfindens.



Ludwig v. Hofmann.

Daß eine solche, scheinbar auf ganz neue Gesetze gegründete Kunstübung Widerspruch finden mußte, ist der Lauf der

Dinge; und so rief auch Hofmanns erstes, bestimmtes Auftreten in der Ausstellung der „XI“ zu Beginn der neunziger Jahre in Berlin ein homerisches Gelächter hervor. Aber sofort legte auch schon ein Mann von dem Rufe Wilhelm Bodes für den Verspotteten eine Lanze ein und zeichnete den jungen Maler mit klugen Worten aus; seitdem sind Kritiker und Gelehrte nicht müde geworden, auf ihn hinzudeuten und ihm in der deutschen Malerei von heute jene Ausnahmestellung zu geben, welche ihm gebührt.

Denn, wenn wir die Wege alle, welche die Farbenkunst der letzten Jahrzehnte durchlaufen, bis zu Ende wandern, bis zur allerletzten Station, in welche sie ausmünden, so treffen wir dort auf Ludwig von Hofmann. Weit draußen auf isoliertem Posten steht er, den Blick in die Zukunft — und während alle andern uns noch ihre Rechnungen aufdecken, Versprechungen geben, schenkt er uns heute schon, als einziger von diesen Künstlern, Früchte und Erfüllungen.

Es sind viele und weite Wege, die bis zur Hofmannschen Kunst führen, trotzdem es scheint, als ob sie aus dem Nichts hervorgewachsen sei, neu und eigen, wie sie ist. Versuchen wir es getrost einmal, den Wegen zu folgen, wenn wir auch die langen Märsche möglichst kürzen müssen.

Keine Zeit hat innerhalb ihrer künstlerischen Kultur eine solche Weite der Pendelschwingungen aufzuweisen wie die Gegenwart. Es ist, als ob ganze Jahrhunderte in ihr aufgerollt nebeneinander lägen; Erscheinungen, Persönlichkeiten, Erkenntnisse stehen Schulter an Schulter, die ganz und gar unvereinbar zu sein scheinen.

Die Großen früherer Tage wuchsen in ihrer Zeit, aus ihrer Zeit heraus; die Großen von heute wachsen oft nur aus der Kenntnis früherer Epochen. Die Kunst der Renaissance ist der Humanismus; aber die Techniken und Geisteswissenschaften, welche vordem vereint mit der Kunst eine einheitliche Kultur ergaben, liegen heute unvermittelt nebeneinander, sie werden nicht aus den gleichen Quellen getränkt.

Diese Zerrissenheit, dieses Suchen und Tappen nach festen Formen und Werten, dieses Sichhingeben jedweder älteren Stilsprache läßt die letzten beiden Jahrzehnte so recht als eine Übergangszeit erscheinen. Aber langsam beginnen nunmehr sich einzelne Linien der Entwickelung klarer zu gestalten; das Urteil schwankt nicht mehr so; das Fortschreiten ist nicht mehr so sprunghaft und ziellos. Die Forderungen eines deutschen Stils, einer einheitlichen ästhetischen Kultur werden immer bestimmter; und es bleibt nicht allein bei diesen Forderungen.

Zwei Wege sind es vorzüglich, welche für die Malerei der Gegenwart, ja, für ihre ganze Kunst überhaupt von Bedeutung geworden sind. Im letzten Sinne entsprechen sie den beiden geistigen Hauptströmungen der Zeit, der sozialistischen und der individualistischen: Marx oder Nietzsche. Der Impressionismus, die Eroberung der Erde, ihre Erschließung für die Menge und der Neuidealismus, der nur eine Wiederkehr der Romantik, der jahrhundertalten deutschen Sehnsucht nach Griechentum, die Eroberung aller Höhen und Tiefen der Seele, das Austräumen eines Traumes von Schönheit, dem nachzufolgen nur wenigen vergönnt ist. Die eine: Kunst des Marktes, des Lebens; die andere: Kunst einsamer und einzelner, welche nach südlicher Sonne flüchten, ihr Deutschland im Herzen. Die einen weit die Arme ausbreitend: Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, das ist eure Erde! die anderen: Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel mittrinkt, da sind alle Brunnen vergiftet!

Beide haben unsrer Zeit Großes gegeben. Die einen lehrten uns die Farbe, die andern die Form; die einen liehen dem Geist des Tages Worte; aber die andern sprachen uns aus der Seele; die einen wiesen uns die Erde, das Leben, aber die andern zeigten uns, daß hinter diesem Leben, dieser Welt noch ein andres liegt, dieser ähnlich, aber geläutert, schlackenrein; die einen zeigten uns das Wechselvolle der Erscheinungen, die andern hingegen das Ewige in ihnen; jene klammerten sich an das Leben, aber sie blieben doch Sklaven; diese überwanden es und wurden freischaltende Herrscher und Könige. Hofmanns Verdienst ist es nun, die Erkenntnisse der Realisten seiner Phantasie untertan gemacht zu haben, die Resultate aus ihren Rechnungen verkündet zu haben und der Phantasie formal jene, die deutsche

Romantik durchziehende Abhängigkeit vom Griechentum genommen zu haben. Die so lange feindlichen unvereinbaren Linien laufen in ihm zusammen und künden uns eine deutsche Kunst der Zukunft. Hofmann hat das apollinische Griechentum seelisch begriffen, ohne sich der griechischen Form untertan zu erklären.

Nirgend ist Hofmanns Kunst archaistisch, wie es die eines Klinger, Böcklin, Hildebrand oder selbst Puvis de Chavannes zum guten Teil noch ist; sie ist von heute, von morgen in ihrem Wollen, in ihren Mitteln. Und doch gehört sie ganz jenen Kreisen an, die Hans von Marées umschrieb mit Worten und Versuchen. Aus ihr klingt wieder jenes romantische Ideal von schönen Menschentieren, welche halbbewußt in arkadischer Sorglosigkeit dahinleben, still und glückhaft in den seligen Ländern eines ewigen Frühlings, in jenen Ländern, wo Blüten quellen, Früchte reifen und wieder Blüten sich öffnen in ewigem Wechsel —



Ludwig von Hofmann: Tanzlegendchen. Ölgemälde. (1890.)

dahinleben ohne einen andern Zweck als eben den, schön zu sein in der Ruhe und in dem gemäßigten Spiel der Bewegung. Und dieser Traum von Griechentum ist echt deutsch, ihn kannte schon die Romantik Hölderlins.

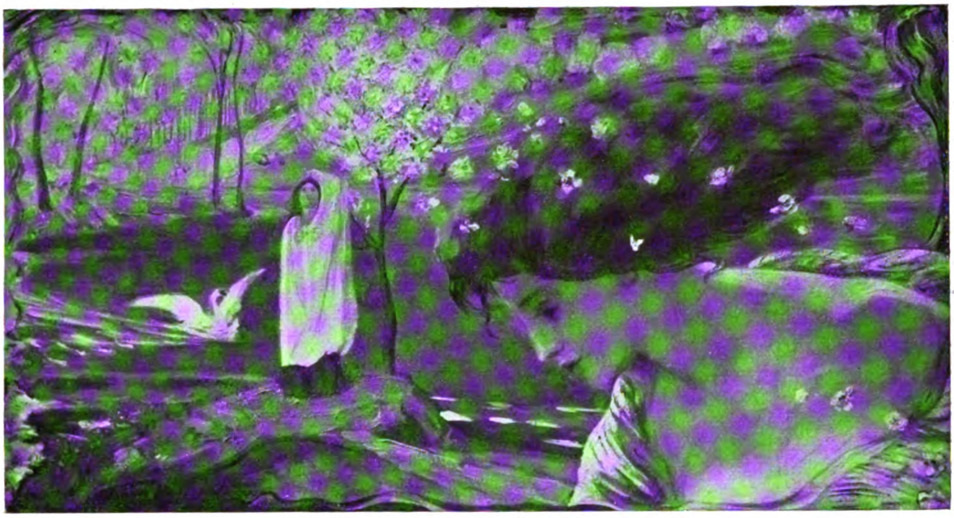
Die beiden Hauptströmungen der Malerei, sagte ich, welche lange feindlich und getrennt nebeneinander herliefen, vereinen sich nun zum erstenmal in der Kunst Ludwig von Hofmanns.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Entwickelung der Farbe in der Malerei: Zuerst eine einfache Wiedergabe der Lokalfarbe, einfach eine Kolorierung der Menschen und Gegenstände, die sich damit genügen läßt, die Fläche in ihrer Naturfarbe wiederzugeben; ein rotes Kleid wird da in allen seinen Teilen rot und ein grüner Baum in allen seinen Blättermassen grün angestrichen, ohne Rücksicht auf Licht und Schatten, ohne Rücksicht auf irgend welche Reflexe und komplementäre Wirkungen.

Dann aber trat in der niederländischen Malerei frühzeitig als einendes Moment der Gesamtton hinzu, und hiermit vollzieht sich die Geburt der Farbenkunst im heutigen Sinne. Ein grünlicher, silberner oder goldiger Gesamtton einte nun die getrennten Lokalfarben, ließ sie in einer Harmonie erklingen. Endlich erreichte die Malerei die Wiedergabe der Luft, um heute, gestützt auf alle ihre Erfahrungen und Kenntnisse, zu rein farbig musikalischen Wirkungen zu gelangen. Diese letzte Phase der Entwicklung unserer Farbenkunst, welche von der impressionistischen Bewegung geschaffen wurde, lehrte eine unendliche Zahl von Werten und Farbabwandlungen sehen und erkennen — welche durch das Fluidum der Luft, durch tausendfache Reflexe, durch komplementäre Wirkungen der Farben aufeinander gegeben wurden. Den Lichttrunkenen war keine Farbe hell und leuchtend genug. Helle Werte traten immer sieghafter in die Malerei ein, um die Sinnlichkeit der farbigen Eindrücke



Ludwig von Hofmann: Armida. Ölgemälde.



Ludwig von Hofmann: Blütenregen. Ölgemälde.

mehr und mehr zu erhöhen. Die Absicht des Impressionismus, die Natur zu geben, wie sie ist, welche ihm als eine kunstfeindliche Tendenz zum Vorwurf gemacht wurde, liegt ihm durchaus fern. Der Impressionismus schildert die Natur so, wie sie dem farbig empfindenden Auge erscheint; er will nicht die abstrakten, die äußeren Formen festhalten, sondern einzig die augenblicklichen Wirkungen, den Netzhauteindruck als ein flüchtiges Etwas, das ihn künstlerisch erregte, bannen.

Und doch hat der Impressionismus trotz all seiner Eroberungen, der Vertiefung und Erweiterung, die er dem Farbigen bot, trotz der Tausende von neuen Stimmungen und Vorwürfen, welche er uns ästhetisch genießen lehrte, Einschränkungen, ist, so paradox es klingt, bei all seiner bunten, schillernden Vielseitigkeit im letzten Grunde eine einseitige Kunst.

Der Impressionismus schließt jede selbsttätige Arbeit in Form und Farbe, jedes Phantasiemoment aus. Aber man soll deswegen in ihm durchaus nicht die plumpe Wirklichkeitskunst sehen, die gefühllose, kalte Abschilderung der Natur, an deren Stelle später einmal die farbige Photographie treten kann; nein, er ist eine poetische Verklärung der Wirklichkeit, eine berauschende Hingabe an die Schönheit der Welt und ihrer farbigen Harmonien, aber er ist immer die Arbeit vor der Natur, ihre mehr oder minder gebundene Abschrift, nie die rein schöpferische Leistung, welche sich ihre eignen Gesetze erschafft, nie der rein persönliche Ausdruck des Empfindens und Gestaltens. Das Modell (im weiteren Sinne) ist im Impressionismus nicht überwunden; und deshalb gibt uns diese Farbenkunst zwar neue und überraschende Rechnungen, aber eins bleibt sie uns schuldig: Resultate.

Neben dieser Bewegung des Impressionismus, welche koloristische Ziele erstrebte, hat sich gerade in der deutschen Kunst eine andere Strömung hohe Geltung verschafft. Sie ist mit den Schlagworten Neuidealismus, Neuromantik doch nur schlecht bezeichnet. In ihren Zielen und Grenzen birgt sie vieles, was die tiefsten Eigenheiten des Deutschen sich entfalten läßt, glückliche Vorzüge und glückliche Beschränkungen. Sie basiert auf der Form, nicht auf der Farbe; sie legt der gestaltenden Phantasie keinerlei Fesseln auf. Wer sich ihr ergeben hat und ergeben will, muß einen Freibrief beibringen können; denn — wie Böcklin sagt —: „Wer von der Natur abgeht, muß freilich beweisen, daß er das künstlerisch nötig hatte, um sich deutlich zu machen."

So sind unsere eigensten deutschen Begabungen, Böcklin, Thoma, Klinger, Stuck, Marrées und seine Gruppe, von der Bewegung des Impressionismus so gut wie unberührt geblieben, sind schöpferisch nach andern Gesetzen tätig gewesen und haben

nach andern Zielen gestrebt. Hildebrand und Klinger haben in ihren Schriften „Das Problem der Form" und „Malerei und Zeichnung" neben ihren Werken eindringlich für die Anschauungen ihres Lehrers gekämpft und uns ein klares, scharfes Bild der Entwicklung dieser Kunst gegeben. Zuerst sprengte ein Böcklin und jetzt wiederum, wenn auch auf andre Art, Ludwig von Hofmann die zu eng gezogenen Grenzen dieser Anschauungen.

Die Marréessche Kunstlehre geht von den einfachsten Dingen aus, bei Uranfängen beginnend. Wir haben keinen Stil, sagt Klinger; unsere heutige Kunst ist eine babylonische Wirrnis. Die Empfindung dieser Tatsache ließ uns zu allen möglichen Versuchen greifen. Wir setzten bei der Erziehung, bei den Museen, bei den Techniken ein, ohne uns eigentlich darüber klar zu werden, worin denn der Grund dieser Stillosigkeit zu suchen ist. Jede vergangene Epoche hat ihre Stellung, ihre eigne Beziehung zum Menschen gehabt; er ist der Anfang und das Ende jeder gesunden Kunstentwickelung gewesen, er ist der Kern und Mittelpunkt aller Kunst, an den sich alle Beziehungen knüpfen, von dem sich die Künste im weitesten Sinne loslösen. Die Form der Tasse so gut wie die griechische Säule steht zu ihm in Beziehung. Und nur weil wir zur menschlichen Gestalt keinerlei Stellung gewonnen haben, erscheint all unser Schaffen plan- und ziellos. Denn „nur am freigegebenen Körper kann sich ein gesunder Kunstsinn entwickeln. Wollen wir den, so müssen wir gesunden Sinn genug haben, das Nackte nicht nur zu ertragen, sondern auch sehen und schätzen zu lernen!"

Wir verwirren die Begriffe der Künste; Malerei will plastisch wirken, Plastik malerisch; „einzig Licht, Farbe und Form sind der Boden, auf dem sich jedes Bild entwickeln kann." Ein ruhiger menschlicher Körper, an dem das Licht in irgend einem Sinne hingleitet, ist — vollendet gemalt — schon ein Bild, ein Kunstwerk. Die Malerei hat die farbige Körperwelt in harmonischer Weise zum Ausdruck zu bringen, und man vermeide alles, was den Geist des Beschauers zu über das Bild hinausliegender Spekulation verleitet. Eine sich selbst genügende Ruhe bezeichnet die Höhe des Kunstwerkes.

Da dem Raumwert des Bildes die eigentlich gestaltende Kraft innewohnt, so ist diese Kunst darauf bedacht, den Raum darzustellen, und geht hierbei von der Form aus. Die Farbe steht an zweiter Stelle. In der Bilderscheinung sollen möglichst einfache Raumwerte betont werden, Gegensätze, welche einander bestimmen und ergänzen. Denn man hat die Erfahrung gemacht, daß es das Einfache, Organische ist, welches die tiefsten Wirkungen hervorzaubert. Die griechische Kunst lehrt das.

So giebt Marrées die Ebene als den Raum. Um sie uns sinngefälliger zu gestalten, stellt er auf die Horizontale eine Vertikale, einen Baum, einen Menschen. Wir sollen nur das breite Lagern wie das Aufstreben empfinden als sinnlich befriedigende Vorstellung. Den Himmel spannt er darüber, Wolken leiten den Blick in die Ferne. Neben diesen Menschen stellt er einen zweiten, vielleicht einen dritten — jenen nackt, diesen halbbekleidet, jener ein Jüngling, dieser ein Greis, bringt sie durch einfache Beschäftigung oder nachdenkliches Sichhingeben in Beziehungen zu der Erde, welche sie trägt. Erste Jäger, Hirten, Fischer in einem goldenen Zeitalter sind das; unberührt von der Pflugschar ist noch die Erde. Neben den Menschen tritt noch das Pferd als sein erster Begleiter.

So eifrig in den Vorarbeiten zu den Figuren das Naturstudium war, im Bilde wird es nicht benutzt; hier spricht einzig die Gedächtnisarbeit. Wie jene Wesen den Menschen an sich darstellen, nicht das arme „zweizinkige Wesen" Shakespeares, sondern den schönen, stillen Göttersohn; wie jene Ebenen den Raum an sich darstellen, so müssen auch hier die Formen von allen Zufälligkeiten entkleidet werden; das Beständige in der Flucht der Erscheinungen will diese Malerei in ihrer Sehnsucht nach Ewigkeitswerten uns weisen. So „nimmt der Künstler nur die Hauptmomente und scheidet alle nichtssagenden und schwächlichen Konstellationen aus, dadurch dem Bild eine Kraft einverleibend, die es der Natur gegenüber wertvoll macht" (Hildebrand).

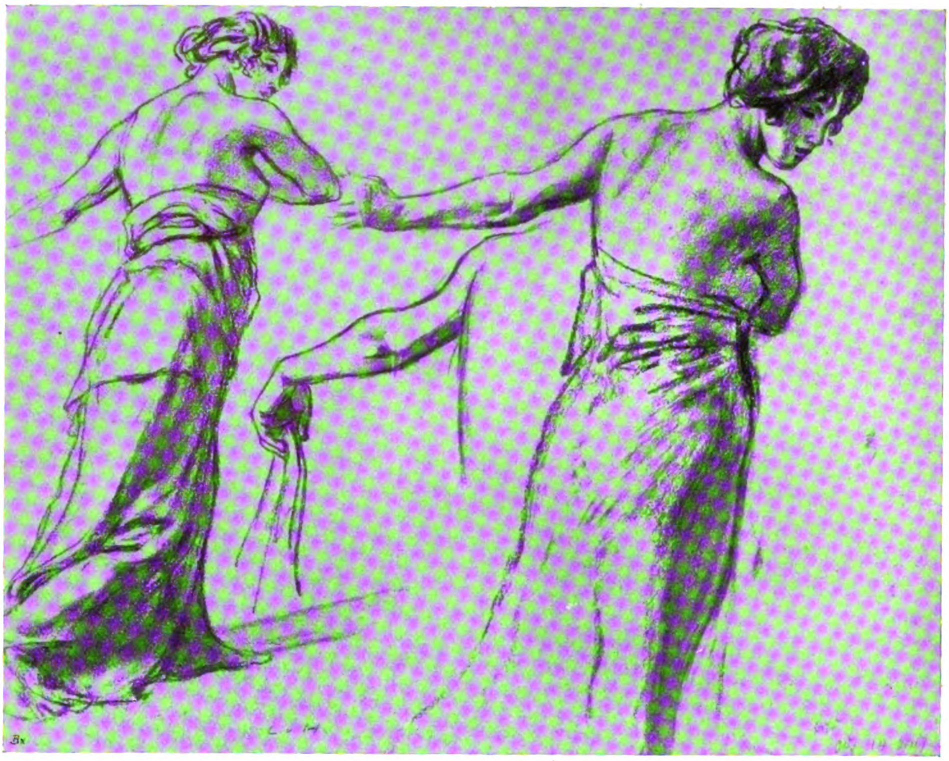
Aus all diesen Maximen ersehen wir, daß die Sphäre der Malerei innerhalb der Grenzen dieser Anschauungen nur eine engum-

schriebene sein kann, wenn sie auch in sich einer Unendlichkeit von Abwandlungen fähig sein mag. Zu dem inneren Erleben der Gegenwart hat sie keinerlei Beziehung. Sanft und gedämpft, zeitlos und glückhaft gleitet diese Kunst dahin, und kein Zittern verrät irgend eine menschliche Leidenschaft, welche sie in ihren Tiefen birgt; nur wie ein ferner, schwermütiger Sehnsuchtston zieht es durch die Welt eines Marrées.

Zwei Maler haben die Kunst Marrées' weitergeführt: Arnold Böcklin und Ludwig von Hofmann. Damit soll nicht gesagt werden, daß sie in direktem Zusammenhang zu Marrées stehen, es ist hier nur von den Linien einer Entwicklung, nicht von einer Beeinflussung die Rede. Meister Böcklin hat gleichfalls das Modell überwunden, teilt uns aus dem unendlichen Reichtum seines Gedächtnisschatzes mit. Auch er hat die Tendenz, durch Raumvorstellungen zu wirken. Aber er ist komplizierter, verschränkter; er geht ins Weiteste und Fernste wie ins Kleinste und Letzte, den Makrokosmos wie den Mikrokosmos zwischen die vier Leisten eines Rahmens bannend. Seine Bilder einen alle eine intime Kleinschilderung und ins Breite, ins Endlose gehende Raumwirkung, welche sich nicht in einfachen Beziehungen von Tragen und Lasten, von Horizontalen und Vertikalen genügen läßt, sondern



Ludwig von Hofmann: Mänaden. Ölgemälde.



Ludwig von Hofmann: Figürliche Studie.

tausendfach variiert und gebrochen wird. Das Phantasiemoment herrscht bei Böcklin vor; an Stelle des träumerischen Gleichmuts der Marréesschen Menschenwesen treten alle Abstufungen des Gefühls bis zur wildesten Leidenschaftlichkeit; Wesen wie Landschaften werden zu Trägern von Stimmungen ihres Schöpfers. Die Farbe ist wie aller Lebensausdruck bei diesem Renaissancemenschen intensiv gesteigert; wenn auch — es mag ketzerisch klingen — der Böcklinschen Farbe in ihrer Vorliebe für grelle Werte, in ihren starken Klängen etwas wie Barbarismus anhaftet. Die Arbeiten sind, bei aller Kraft des Kolorismus, noch nicht in der Farbe, sondern in der Form gedacht. Der Vorwurf, die Form ist das Primäre; und die Farbe stellt sich dazu ein. Ein Kolorist von vornehm farbig-musikalischem Sinn, wie Manet oder Monet, kann Böcklin nie genannt werden. Und wenn man an Böcklinscher Kunst noch Einschränkungen machen darf, so sind es die: Seine Kunstwirkung ist nicht immer rein und ungetrübt; in seinen Gemälden finden wir manches, was „den Geist des Beschauers zu über das Bild hinausführender Spekulation verleitet". Böcklin ist nicht frei vom Erzählenden, Anekdotischen. Dann aber ist weder er, noch Marrées und seine Schüler frei von direkten Einflüssen des Griechentums. Nicht die Vorwürfe seiner Gemälde betreffen diese Einwendungen, nicht seine dionysische Welt, sondern seine Formengebung; Böcklin archaisiert oft und entfremdet sich dadurch unserm Empfinden.

Aber was will das alles gegen ihn besagen — machte er die Erde doch zum Träger seiner Stimmungen, erschuf doch seine gestaltende Phantasie Wesen zu ihrer Verkörperung und gab ihnen überirdische, ewige Lebensfülle. Er ließ unsere suchenden Blicke gleich flügelbreiten Kranichen durch meilenweite Räume schweben, steigerte die Farbe und wies die Möglichkeit, noch in den Mittel- und Hintergrund leuchtende, ungebrochene Werte zu setzen. Und doch, betrachten wir einmal die Hilfstruppen, die Pioniere, die er beschäftigt, um den Raum zu vertiefen: Buschketten, Wäldchen, Wolkenzüge, Wolken-

stufen, Talsenkungen, ferne, niedere Schneeberge — immer Linie und Form, nie die Farbe; er umgeht die von der Malerei als farbige Wiedergabe gestellten Aufgaben, täuscht uns Lösungen vor.

Zu andrer, künstlerisch reinerer Wirkung steigert sich die Marréessche Kunst in Ludwig von Hofmann, wenn auch die Hofmannsche Phantasie nicht das gleich Zwingende, nicht die gestaltenzeugende Kraft eines Böcklin besitzt, und wenn sie auch nicht die gleiche Breite und Vielspältigkeit der Lebensäußerungen umfaßt.

Was Hofmann mit seinen Vorgängern gemeinsam hat, ist die schöpferische Arbeit der Phantasie und die Überwindung des Modells in ihr. Auch ihm gilt die menschliche Figur als der Anfang und das Ende jeder Kunstübung, und sein Streben geht gleichfalls danach, uns Raumvorstellungen zwingend zu übermitteln. Was ihn unterscheidet, ist, daß bei ihm die Farbe das primäre Element und nicht die Form: es ist Malerei im reinsten Sinne, die er giebt, ohne jeden Beigeschmack plastischen Ideals. Aus der Farbe und ihren musikalischen Harmonien ergiebt sich ihm das Kunstwerk; alles andre kommt an zweiter und dritter Stelle. Unseren „größten Farbenschwelger“ nennt ihn Lamprecht. Das Erzählende eines Böcklin kennt Hofmann nicht. Aber der Ausdruck der Stimmung, des seelischen Erlebens ist selbst noch einem Böcklin gegenüber verstärkt. Jenseits von Böcklins „Sommertag“, jenseits von Böcklins „Insel der Seligen“ beginnt die leuchtende Welt Hofmanns. Und all die Errungenschaften der Impressionisten müssen ihm dazu dienen, seinen Träumen Leben einzuhauchen; denn seine Malerei will einzig als Malerei wirken.

Die Art, in der Hofmann den Erscheinungen der Natur gegenübersteht, ist nie das forscherhafte Eindringen eines Böcklin, nichts Spezialisierendes kennt er, sondern nur das Erfassen in großen Zügen. Er weiß nicht wie Böcklin die Eigenheiten von Hunderten von Pflanzenarten; ihm sind nur die einfachsten Grundformen geläufig: Blu-



Ludwig von Hofmann: Bleistiftskizze zu dem Ölgemälde „Blumenpflückende Frauen“.

men und Farben. Hier müßten Rosen stehen! hier Veilchen oder Primeln! hier sollen sich Wälder dehnen, und hier ziehen sich schmale, durchlässige Haine von Orangen und Lorbeerbäumen, durch deren gebogene Stämme das weite, sonnige Land blickt; Wasserfälle stürzen sich von den Klippen, stille Bergseen ruhen wie leuchtende Tränen, und das Meer liegt wie ein perlmutterglänzender Spiegel bis dort zum Horizont, wo es der abendliche Himmel umfängt; alles bewegt sich in einfachen Formen: „Jede schwächliche und nichtssagende Konstellation ist ausgeschaltet, und so ist dem Bilde eine Kraft einverleibt, die es der Natur gegenüber wertvoll macht.“ In den Hofmannschen Arbeiten lebt eine erhöhte Form der Natur. Als Souverän herrscht er in seiner Vorstellungswelt, die er selbst mit den einfachsten Mitteln deutlich, unvergeßlich deutlich zu machen weiß. In einer Zeile giebt er so viel wie andere in einer Seite. Seine kleinen Pastelle, in denen er flüchtige Bilder festhält, sein Buchschmuck sind hierfür klassische Zeugen.

Die gleiche erhöhte Ausdrucksfähigkeit besitzt Hofmanns Farbe. Die Farbeneindrücke müssen sich ihm bis zu physischem Lust- oder Schmerzgefühl steigern. Jede Arbeit Hofmanns kündet uns auf den ersten Blick, daß die Grundanlage des Künstlers eine musikalische ist, denn Wechselbeziehungen verbinden ja diese Nachbargebiete der Seele, eins bedingt und gebietet das andre. Rein musikalisch ist Hofmanns Kunst, Farbenlyrik; gemalte Lieder eines Schumann, gemalte Verse alter und neuester Romantik. Und trotz der „Müdigkeit des Nordens“, trotz der Italiensehnsucht ist diese romantisch-lyrische Kunst echt deutsch und zugleich, was keiner der andern deutschen Künstler besitzt, kein Thoma, kein Vogeler, eine reine, aus der Farbe geborene Malerei.

Auch der Kreis seines Kolorismus ist, so unglaubwürdig er zuerst erschien, eine erhöhte, gesteigerte Natur, möglich, glaubhaft und wahrhaft. Er ist eine poetische Verklärung der Wirklichkeit, welcher den Hauch, den Duft über den Dingen steigert, bis er ein eignes, neues Leben führt. Erinnerungsbilder sind das, die ein Dichter aus der Welt heimgetragen hat eben von der hohen Realität, die echter dichterischer Schöpfung innewohnt.

Die Hofmannsche Komposition bietet Neues und Eignes. Sie hält nicht die Grenzen, welche Klinger der Malerei vorgeschrieben hat, und zeigt, daß auch sie, ähnlich der Griffelkunst, eine Verbindung mit dekorativer Kunst schließen kann. Durch den Rahmen wird bei Hofmann das Bild nicht abgeschlossen; der Rahmen spielt in das Bild, das Bild in den Rahmen über. Die dekorativ ausgestaltete Umrahmung arbeitet schon mit an der Tiefe, an der Raumgebung des Gemäldes, gehört zu ihm, es oft durch eine Fußnote erläuternd, ein Echo, ein Nachklingen des Inhaltes. Und diese Umrahmung findet wiederum auf der Leinwandfläche ihr Gegenspiel. Sei es durch Ranken, Linien und Blumengewinde, sei es durch Figuren, die vorn im Schatten, rechts und links, zu beiden Seiten des Bildes stehn, Mann und Weib mit erhobenen Armen; ähnlich zwei Karyatiden, die das Gesims der äußeren Umrahmung stützen; ähnlich zwei stolzen, schönen Wächtern des Hofmannschen Paradieses, das sich in all seiner Farbenpracht zwischen ihnen auftut. Oft auch liebt es Hofmann, weibliche Halbfiguren, man möchte sagen, fast vor das eigentliche Bild zu stellen, ohne einen Raum zwischen dem Beschauer und diesen Mädchenköpfen zu lassen. Da er die Blicke an ihnen vorüberlenkt auf Landschaft und Menschen in ungebrochenen Tönen, so erzielt er auch hiermit starke und interessante Tiefenwirkungen. Der Reiz dieser neuen Kompositionsweise ist doch durchaus verschieden von dem der Bildnisse alter Kunst, welche ja auch den Blick an den Köpfen vorüber zum blauen Himmel und den fernen hügeligen Landschaften führen. Hier ist die Landschaft nicht der Hintergrund; nein, diese Frauen stehn und leben in ihr, sie sind die Oberstimmen, und jene Frühlingswelt ist die reiche und volltönende Begleitung. Beide einen sich zu einem machtvollen Gewebe der Töne.

Die Hofmannsche Welt ist nicht die eines Marrées, eines Böcklin. In seinen Ländern wohnen nicht die uranfänglichen Geschlechter der Jäger und Fischer, nicht Pan und die Nymphen, nicht die stampfenden Centauren; nur Menschen, schöne jugendliche, nackte Geschöpfe, deren Dasein in selbstverständlicher Untätigkeit dahinfließt wie ein lichtblauer

Frühlingstag. Diese Wesen haben eben nur den einen und den einzigen Zweck, schön zu sein. In einer Frühlingswelt atmen sie, rein und frisch wie jene, sehnsüchtige, halbreife, knabenhafte Jünglinge und mädchenhafte Jungfrauen; nur ein Traum der Leidenschaft rinnt durch ihr Leben. Selten treffen wir reife Männer und Frauen in Hofmanns Ländern. Das einzige Tun dieser Wesen ist, daß sie die gertenhaft schlanken und üppigen Körper in kleinen, umbuschten Waldseen oder am Meeresgestade im Schutz der Klippen kühlen; daß sie das volle, schwere, rote Haar strählen oder dahinschreiten im fröhlichen Ungestüm, Arm in Arm wie jubelerfüllt vom Glück des Daseins. Im Tanz wiegen sie sich; denn den Tanz liebt Hofmann, vom sanft geführten Reigen bis zur fliegenden Raserei. Eine Nietzschesche Tanzfreude steckt in ihm „und vergeßt mir auch die Beine nicht!“ Oder auch Jünglinge und Mädchen dehnen wohlig und schwelgerisch die weißen, sonnenvergoldeten Glieder in der müden, warmen Frühlingsluft, und ein Sehnen steigt aus den Tiefen ihrer Seelen empor.

Wenn hiermit auch keineswegs die Grenzen der Hofmannschen Welt gezogen sind, so scheint mir doch gerade dieses Stück seines weiten Landes seine ureigenste Domäne, seine erste Heimat, von der er ausgehend sich die andern Gebiete unterwarf.



Ludwig von Hofmann: Leiste für Buchschmuck.

So laufen in Hofmann die Hauptströmungen der deutschen Kunst das erste Mal wieder zusammen; die echte deutsche dichterische Kraft ist in ihm verbunden mit malerischen Fähigkeiten. Seine gestaltende Phantasie steht rein künstlerisch betrachtet am höchsten, höher selbst noch als die eines Böcklin, während seine koloristische Begabung von keinem der Heutigen erreicht wird. Hofmann ist tatsächlich unser „größter Farbenschwelger“. Seine Kunst ist überreich an ungeborenen Geheimnissen.

Hiermit ist, wie mich dünkt, alles Wichtige gesagt, was zur Kennzeichnung Hofmanns beizubringen wäre. Und doch fiel kein Wort davon, warum wir denn seine Kunst lieben, mit einer leuchtenden, freudigen Liebe; und auch über manches sonst, so über Beziehungen zu Schwesterkünsten, zu Zeitempfindungen, wurde geschwiegen. Vielleicht wäre es ebenso noch notwendig gewesen, so etwas wie eine Entwicklung klar zu legen, dem Wandel in Komposition und Farbe nachzugehen, der Schwenkung von ornamentaler zu rein dekorativer Wirkung; wäre es notwendig gewesen, zu zeigen, wie Hofmann sich mehr und mehr den Anforderungen der Raumkunst nähert, jenem letzten großen Ziel der Farbe.

Aber all das mag uns hier nicht kümmern, ebensowenig wie die kritische Bewertung einzelner Schöpfungen, denn auch diese Kunst kennt schwere Entgleisungen; doch die Klippe der Süßlichkeit, die ihr gefahrvoll werden könnte, hat sie bisher stets umsegelt.

Vielleicht würden uns noch einige Aufschlüsse, wenn wir eine Besprechung einzelner seiner Werke gäben. Nur eine Schwierigkeit bot sich bei dieser Betrachtung: Hofmanns Arbeiten sind bis auf wenige namenlos geblieben. Wozu braucht auch diese Malerei Titel, Worte oder Spitzmarken; wie Ketten leuchtender Gedanken, einer neben und aus dem andern sind diese Dinge entstanden, wie Perlen an der Schnur hat sich eines an das andre gereiht, ihm ähnlich, doch nicht gleich. Wer fragt denn, wenn er das Geschmeide betrachtet, nach dem Namen einer jeden Perle, eines jeden Steines, er läßt diese blitzende, leuchtende, funkelnde Schönheit durch seine Finger rollen, sich am Glanze freuend.

Was wir an Hofmann lieben? All das, was ihm selbst Reize auslöst, Dinge und Wesen, die ihm zum Träger von Farbe und Stimmung werden können, deren Duft er mit nimmermüden Sinnen einsaugt.

Vor allem gilt seine Liebe dem menschlichen Akte, dem Perlmutterglanz, den Goldtönen des weiblichen Fleisches, aber vorzüglich liebt er Farbe und Gestalt an jenen halbreifen Geschöpfen mit nicht voll entwickelten und doch schwellenden Formen, zu denen üppige Haarmassen seltsam kontrastieren, so daß die Köpfe auf schlanken Hälsen sich wie schwere Tulpen auf schwanken Stengeln wiegen. Er liebt Rückenakte, die in der vollen Sonne leuchten, und er liebt Halbakte, die aus wallenden Gewändern emporblühen. Er liebt mädchenhafte Brüste, rote und tiefschwarze Haare, wie Feuergluten und wie flackerndes Nachtgewölk. Er liebt Gesichter mit klaren, einfachen Zügen, hohen Brauen, langen, seidigen Wimpern, kleinen Näschen, kleinen Mündern; keine stolzen Junonen Böcklins sind das, aber so möchte man sich die kleine, zierliche, heimliche Geliebte des vielbeschäftigten Eros, möchte man sich Psyche vorstellen.

Frauenhaar liebt er, das in breiten Flechten die Ohren verdeckt, das vom Hals aufsteigt, und dessen lastende Üppigkeit von breiten Spangen gebändigt wird; und doch hat diese Hofmannsche Liebe zu duftenden Haarfluten nichts von der schwülen Erotik Baudelairescher Verse; es spricht nur die sinnliche Freude an Weichem, Seidigem, Farbigem daraus. Hofmann liebt wallende Gewänder, Schleier und goldleuchtende, schillernde Gewebe, vorzüglich jene Seidentöne, welche violett und rosig, gelb und blau das Licht brechen. Aber aus allen Gewändern lockt bei ihm stets das Echo der Gestalt hervor. Hofmann kennt und genießt all jene mädchenhaften Stellungen: so ein lässiges Abknicken in den Hüften, spitze, nach außen gekehrte Ellbogen bei gehobenen Armen. Er liebt es, wenn die jungen Geschöpfe sich ihr Haar strählen, sich mit weißen Fingern in roten Flechten verwühlen, die ihnen über Gesicht und Schulter flattern. Er schwelgt in den Reizen halb erblühter Formen, und doch schmeckt nirgend eine perverse Note durch. Es ist die ästhetische Freude am Spiel der Farben, an zarten Rhythmen junger Glieder. Sie dürfen sich nicht anders bewegen als in jenem gemäßigten, anmutigen Zeitmaß, wie



Ludwig von Hofmann: Reiter. Ölgemälde.

im halben Traum handelnd; sie führen nichts aus; sie haben nur die Absicht, etwas zu tun. Sie reichen empor zu den Orangen, sie pflücken sie nicht; sie entkleiden sich halb, aber sie zögern, ob sie in die blinkende Flut steigen sollen. Selbst die jungen Helden stehen nur in sieghafter Pose, ohne daß man ihnen vergangene oder zukünftige Taten zutrauen mag.

In den letzten Jahren hat Hofmann diese Typen nicht immer beibehalten; aber er ist in den anderen weniger glücklich gewesen. Dieses Erfassen des jungen Wesens, das sich seiner selbst noch nicht bewußt ist, dem noch nicht die Natur das „geh und lieb und leide" zugerufen hat, ist seine feinste, klingendste Note. Nur einer vor ihm hat sie schon zum Tönen gebracht: Sandro Botticelli. Und von einzelnen Werken Hofmanns, vom schlummernden Adam seines „ersten Menschenpaares", führen direkte Linien hin auf zu des Florentiners „Mars und Venus", die man heute in London bewahrt. Aber Hofmanns Figuren leben nicht unter dem Druck der großen Ungewißheiten des Lebens wie die Botticellis. Keine bangen Ahnungen eines Sterbenmüssens erfüllen sie; sie leben hin wie schöne Tiere, als höchster Trieb am Baume der Erde.



Ludwig von Hofmann: Küssendes Paar. Buchschmuck.

In Hofmanns letzten Arbeiten tritt eine Freude an Jugend und Kindern hervor, und seine liebliche Lebensfreudigkeit spricht sich hier in unschuldvoller Anmut aus. Diese Kinderliebe ist ein echtes Stück deutscher Romantik, und sie tritt uns so gut aus den Putten des Hamburgers Philipp Otto Runge, eines direkten Vorläufers Hofmanns, auch in den farbigen Problemen entgegen, wie aus den Zeichnungen Richters und Schwinds, wie aus den Märchen Brentanos und Tiecks. Durch die ganze deutsche Romantik zieht eine Hinneigung zur Kinderunschuld: „Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen!" (Runge.) In den Friesen, welche Hofmann für das Berliner Standesamt geschaffen hat, stapfen kleine Mädchen und Knaben unter lachender Sonne, unter blühenden Obstbäumen über den Rasen und tragen die Händchen voller Büschel blühender Veilchen — gleichsam den ganzen Frühling fest in Händen haltend.

In seinen Landschaften ist Hofmann vor allem dem Wasser zugetan, das darf nirgend fehlen. Zu dem blauen Meer, zu sonnenübergossenen, gelben Küsten zieht es ihn hin. Er liebt das Wasser, weil es so blank ist, und weil es von tausend Reflexen erstrahlt; weil es die Sonne einsaugt, und weil es den Himmel spiegelt; weil es alle Schatten an den weißen Leibern der Badenden in goldigem Glänzen löst; weil es hier neckisch in kleinen Kräuselwellen spielen kann und gleich dahinter glatt wie Öl liegt; weil es am Abend in tausendfachen Perlmuttertönen sich bricht, wenn die untergehende Sonne ihren langen Kielstreifen über die stille,



Ludwig von Hofmann: Sopraporte. Ölgemälde.

atmende Fläche wirft, und weil die Nacht einen tiefblauen Mantel darüber spannt, während der aufgehende Mond lauter Silberfischchen auf der weiten Wasserebene tanzen und springen läßt.

Böcklin hat uns gelehrt, wie man das Wasser als Wasser malt, als Element, als flüssiges, durchscheinendes Etwas, das uns durch die Finger rinnt, wenn wir hineingreifen. Er hat uns gelehrt, wie es die Gegenstände unter der Oberfläche verschleiert, verzerrt, und die Form der Wellen hat er gewiesen, sowie die leichten, zitternden Ringe der atmenden Bewegung; er hat uns die Muster der Gischt gezeigt, die, an den Felsen emporbrandend, durch die Adern des Gesteins wieder zurückläuft. Er hat uns auch gekündet, wie der Schaum auf den Wellen läuft in Kreisen, Tupfen und Carreaus. All diese intimen Beobachtungen hat Hofmann nicht; er giebt etwas ganz andres. Ich fand nur ähnliche Auffassungen des Wassers auf Gemälden d'Espagnats und Ryssselberghes und in den Schilderungen Jacobsens: „Es war nun nicht ein Segel draußen zu sehen, nicht einmal ein weißbrüstiger Vogel brach die breite Fläche des Sees; und breit und blau, wie niemals der Himmel blau ist, strahlte das Wasser unter des Tages vollem, mächtigem Lichteinfall. — Weiß und lilatönig in der dunstigen Ferne; silberstreifig, kornblumenblau; unter den Bergschatten goldkörnig glitzernd; goldkörnig wirbelnd über die Tiefe hin; und auf der breiten, weiten Nähe in einem weichen und satten Azurblau, gewiegt von runden, kammlosen Wellen, glatt gleich wie gleitendes Glas, so warm wie Kristall, das in hüllenloser Klarheit schwillt, von eisblankem Licht erleuchtet, von seegrünem Schein beschattet — also sah man des Gardasees Gewässer."

Eine ähnliche Auffassung des Wassers, wie sie dieses prächtige Anakoluth kündet, finden wir bei Hofmann, und das lieben wir an ihm.

Hofmann hat Badende gemalt, einmal sogar vom Mondschein bestrahlt; Jünglinge, die Pferde ins Meer zur Schwemme reiten; er hat stille, kleine Waldseen gemalt und öde Berggewässer im Gebiet der Albanergebirge; sowie blanke Alpenseen in der Nachbarschaft der Gletscher, blaue, stille Götteraugen. Er hat kleine Inseln gemalt, auf denen nur ein Baum und ein Menschenpaar Platz findet, und alles träumt in weiter, dunstiger Wasserfläche dahin, Schmetterlinge gaukeln über die Wasserbahn ins Endlose hinaus. Aber immer ist es diese rein koloristische Auffassung des Elementes, welche er vertritt; und gegen sie erscheint uns heute die Böcklinsche Farbigkeit und Darstellungsart fast konventionell. Und ist sie nicht eine der größten Eroberungen seiner auf Naturanschauung gestützten Kunst?

Hofmann liebt den Tanz, vom stillen, leisen Gaukeln, vom Wiegen der Hüften, vom hoheitsvollen Schreiten bis zu dem stürmischen Taumel der Mänade, bis zum Farbenrausch und den schwingenden Linien der Loie Fuller; er liebt den Tanz als Musik

des Körpers, denn Musik ist ihm Farbe und Rhythmus zugleich.

Eine Anzahl eigner, selbstgeschaffener Mittel der Bildwirkung bevorzugt Hofmann. Er legt oft den Horizont hoch, ganz hoch an den oberen Bildrand, gibt Aufsichten, Blicke von oben herab; wenn er aber Figuren vor die Landschaft stellt, so legt er den Augenpunkt in die Höhe der Hüften, ja selbst in die Höhe der Kniekehlen; und dadurch wachsen die Erscheinungen schier zu überirdischen Maßen. Von den Kunstmitteln ist er besonders dem Pastell zugetan, dem Ölkreidestift, welchem nicht das Materielle der Ölbindung anhaftet, sondern der einzig Duft, Schmelz und Farbenstaub ist. Eine so sehr auf das Farbige abzielende Kunst, wie die Hofmanns, muß zu diesen Ausdrucksmitteln greifen, ebenso wie es der Kunst des Rokoko, ebenso wie es heute dem Franzosen Degas notwendig wurde. Viele dieser Arbeiten Hofmanns sind einfach aus der Freude am Material entstanden. Überhaupt ist das das erfreulichste an seinen Pastellen, daß man ihnen anmerkt, sie wurden ohne jede Absichtlichkeit geboren; sie wuchsen zusammen aus der Tönung des Papiers, aus den Eigenheiten des Materials, aus den Werten der Farbe, ähnlich wie Gedichte in der Seele des Dichters erwachsen, zu denen auch keine Absicht vorliegt, und von denen der Schreiber beim ersten Wort noch nicht weiß, was sie eigentlich bringen sollen. Neben dem Pastell hat Hofmann sich noch andre, seltsamere Mittel erschaffen. Wohl dadurch, daß er seine Rahmen selbst schnitt oder formte, ist er zu einer halb dekorativen, halb malerischen Technik gelangt, indem er in Holzplatten mit scharfem Griffel Konturen einkratzte, sie mit Farben nachzog und die Flächen leicht tönte.

Halbe Spielereien sind diese Arbeiten, die an etrurische Metallspiegel gemahnen. Aber mich dünkt, daß hier Anfänge liegen zu einer neuen Kunstform, deren Reize noch unerschlossen sind.

Der dekorative Grundzug des Hofmannschen Schaffens hat es auch veranlaßt, daß man ihn öfter zu Aufgaben, wie Buchschmuck, Plakate, Einbanddecken, herange-



Ludwig von Hofmann: Sopraporte. Ölgemälde.

zogen hat; und gerade in diesen kleinen, intimen Arbeiten lebt oft mehr von seiner innersten Eigenart als in seinen Gemälden.

Von seinen kleinen Pastellen giebt es wohl schon hundert und mehr, und seine Gemälde sind kaum weniger zahlreich. Hier sind die weniger umfänglichen die glücklichsten, die großen Arbeiten sind nicht gleich einheitlich. Neuerdings dringt in Hofmann die dekorative Begabung immer sieghafter hervor, und wenn er häufiger vor große Aufgaben gestellt wird, so läßt sich viel von ihm erwarten; besitzen wir doch in Deutschland bisher keinen einzigen Dekorateur großen Stiles. Daß der Künstler für die Arbeiten des Standesamtes von dem feinsinnigen Berliner Stadtbaumeister Hoffmann herangezogen wurde, beweist eigentlich schon seine Begabung für diese Zwecke. Für die Tendenzen Hofmannscher Raumkunst bieten unsere Abbildungen gute Kommentare.*

Dem Maler ist, da er, der Inspiration gehorchend, die menschliche Form zwar immer glaubhaft und richtig, aber nicht, wie auch Böcklin, anatomisch genau darstellte, der Vorwurf des Nichtzeichnenkönnens nicht erspart geblieben; Schwarzweißstudien nach der Natur sind von ihm, bis zur letzten Sezessionsausstellung der „Zeichnenden Künste“, kaum bekannt geworden. Und doch wüßte ich nur wenige, welche heute gleich großzügig und sicher die Form sähen wie Hofmann. Unter den Abbildungen zeigen das



Ludwig von Hofmann: Hochwald.

* Die Vorlagen zu den hier wiedergegebenen Abbildungen, die zum größten Teil nach Hofmannschen Originalen hergestellt sind, verdanken wir meist der gütigen Vermittlung der Kunsthandlung von Keller u. Reiner, Berlin W., Potsdamer Str. 122.



Ludwig von Hofmann: Zierstück für Buchschmuck.

die beiden Naturstudien. Es ist bewundernswert, wie es Hofmann zuwege bringt, diese armen Modelle mit den versklavten Leibern, die sich ihm da mut- und lustlos enthüllen, schon in der ersten Studie in seine reinere, geläuterte Formensprache zu übersetzen. „Wahrlich, die Kunst steckt überall in der Natur, und wer sie herauszureißen weiß, der hat sie.“

Der Vorstellungskreis, in dem die Hofmannsche Phantasie gestaltend wirkt, weist nirgend abgebrauchte oder auch nur herkömmliche Motive auf. Er kennt nicht die grünen Hallelujawiesen, auf denen sich die lieben Englein erlustieren, wie Thoma, deutsche Glaubenslieblichkeit aus Kellerschen Legenden, und er kennt auch nicht die duftigen, üppigen Asphodeloswiesen des Altertums, deren perlbestickte Teppiche die Knöchel der schreitenden Nymphen streifen; er kennt nur das Neuland seiner Seele. Manchmal mögen uns vielleicht umbuschte Waldteiche an unsre Heimat gemahnen, manchmal kahle Halden an die Albanerberge; seine klarste Form fand aber dieses Neuland in einigen kleinen Bildchen, die Hofmann als Bizarrerien angerechnet wurden. Ich will von ihnen erzählen.

Zwischen hohen Bergen, die in steilen Terrassen sich auftürmen — eine über die andre, gleich einer Mauer bis an den Himmelsrand —, liegt das Tal, in dem der Frühling wohnt. Aber man muß lange wandern, bis man dahinkommt, und der Weg ist leicht zu verfehlen. Dort — in diesem Tal — hat der Frühling seinen Königssitz, wenn er nicht gerade in kurzen Wochen in Deutschland oder Italien, in Norwegen oder Schweden mit auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt ist.

Mitten in diesem Tal steht sein Schloß; auf einer kleinen Insel von einem kleinen Wässerchen umwogt und umspült. Das Dach des Schlosses ist von schweren und doch luftigen Blütenwolken gebildet, weiß, rosa und rot, schimmernd, flammend, in Licht gebadet, und weiße Falter flattern darüber hin, daß man meint, es wären nur lose Blütenblätter, die der Westwind vor sich hertreibt. Hundert knorrige Stämmchen halten die Last des Daches und sinken fast unter ihr zusammen. Und rings um diese Insel, jenseits des Sees ziehen sich bewaldete Hügel zu den Felsklippen, an denen Wasserfälle hinunterrieseln wie silberne Harfensaiten. In Kaskaden schäumen sie herab, von Stufe zu

Stufe breiter und flutender, bis sie endlich sich zu diesen Plätscherwellchen um des Frühlings Schloß einigen, auf die blau der Himmel und golden die Sonne niederlacht. Und unten an den Ufern, da ist alles, alles in Blüte. Nicht die kleinen, unschuldig-armseligen Veilchen und Primeln stehen da; nicht die Krokus, Märzbecher, Narzissen und Tazetten; nicht Anemonen und Trollblumen, all die Sterne der Wiese, höchstens sind glühende Schwertlilien zugelassen; aber nur in ganzen Büscheln von großen Blüten. Nein, da sind weiße Gardeniensträuche in nie gekannter silberner Fülle und Rhododendron mit violetten und gelben Blüten, wie riesige Saphire und Goldtopase; da sind Azaleen und purpurne Kamelien, deren Blütenreichtum das Laub erstickt; in schweren Bündeln hängt er an den Ästen und Zweigen, und Rosengewinde schwanken durch die Luft. Leidenschaftlich sind die Düfte und die Farben brennend. Und durch diese Blütenwirrnis winden sich halb umstrickt, umschlossen, verfangen Mädchenleiber; hier taucht ein Kopf auf weißen Schultern auf, hier ein Rücken, dort ein Arm, dort hat sich fast eine ganze Gestalt freigemacht, und sie winden und jagen sich halb neckisch, halb erstaunt durch diese farbige Wirrnis, und man weiß nicht, wo die rosigen und blütenweißen Leiber und diese duftig weichen Blumenkissen sich scheiden. In der blauen Flut jedoch schwimmen stolze Schwäne; auf den Klippen stehen diese großen Tiere und strählen ihr Gefieder, während auf den niederen Zweigen des Haines weiße Pfauen sitzen mit hundert silbernen Augen auf den lang herabwallenden Schweifen.

Ist das das Land der Wonne, von dem Heines Romantik singt:

> Wo große Blumen schmachten
> Im goldnen Abendlicht
> Und zärtlich sich betrachten
> Mit bräutlichem Gesicht;
> Wo alle Bäume sprechen
> Und singen wie ein Chor
> Und laute Quellen brechen
> Wie Tanzmusik hervor —?

Alles um das Frühlingsschloß ist einzig dazu bestimmt, um in der Sonne zu leuchten: die Blumen, die Mädchen, die Schwäne, die Pfauen, das Wasser, die Wipfel der Wälder.

> Cypressenwälder wiegen
> Im Wind ihr Nadellaub,
> Und in den Lüften liegen
> Maiglück und Sonnenstaub.

Das Glück — das Glück umschmiegt uns! Alles muß hier flammen und sprühen, und alles muß schwimmen im goldfarbenen Duft. Und um diese ganze Welt soll sich ein Rahmen ziehen, aus dessen seltsamem Durcheinander von Ranken und Dornen blaue Blumen mit weitgeöffneten Kelchen herausschauen! Alles soll Farbe und Komplex in diesen Bildern sein! Und wenn das nicht so berauschend, so sinnbetörend, so jubelnd schön wäre — mit diesem Weiß und Lila, mit diesem Rot und Blau, mit diesem Purpur und Violett, in diesem vollen, gesättigten Goldglanz und dieser blinkenden Silberfülle, — dann, ja dann könnte man immerhin von einer toll gewordenen Palette sprechen — was ist daran gelegen?!

Nicht oft hat uns Hofmann in dieses Jenseits geführt, in jenes wunderblaue Bimini. Vielleicht hat er nicht immer selbst den Weg gefunden.

Und wenn wir über die Bergwand klettern, wo kommen wir dann hin? Welch üppiges Land mag sich dann unseren Blicken öffnen? Seltsam, dort ist alles öde und unheimlich; eine schwarze Burg ragt mit Riesenmauern, und Scharen von Kranichen flattern schreiend und krächzend um die Söller. Große Kröten mit Menschenköpfen gleiten durch das Gestein, Spinnen mit Vogelgesichtern packen uns mit langen Krallen an. Dickwanstige Faune hinken schnaufend auf dünnen Beinen vorbei, und überall blicken sinnliche Fratzen mit heißen Augen aus dornigem Gestrüpp — das ungefähr sah ich auf kleinen schwarz-weißen Studien Hofmanns. Sie wiesen mir die Kehrseite der Medaille. So wie dieser Künstler seine Lustgefühle zu jugendlicher Frühlingspracht, zu klingenden Farben verdichtet, so müssen auch gerade ihn die Unlustgefühle des Lebens tief hinabreißen in die Abgründe, wo Nacht und Schauder wohnt. Zwei Reiche liegen ja stets eng beieinander in der deutschen Romantik, sie sind Vorder- und Rückseite ihrer Medaille. Das Märchen, der Frühlingstraum, die Kinderunschuld und die Sonnensehnsucht, das ist die Vorderseite; und das

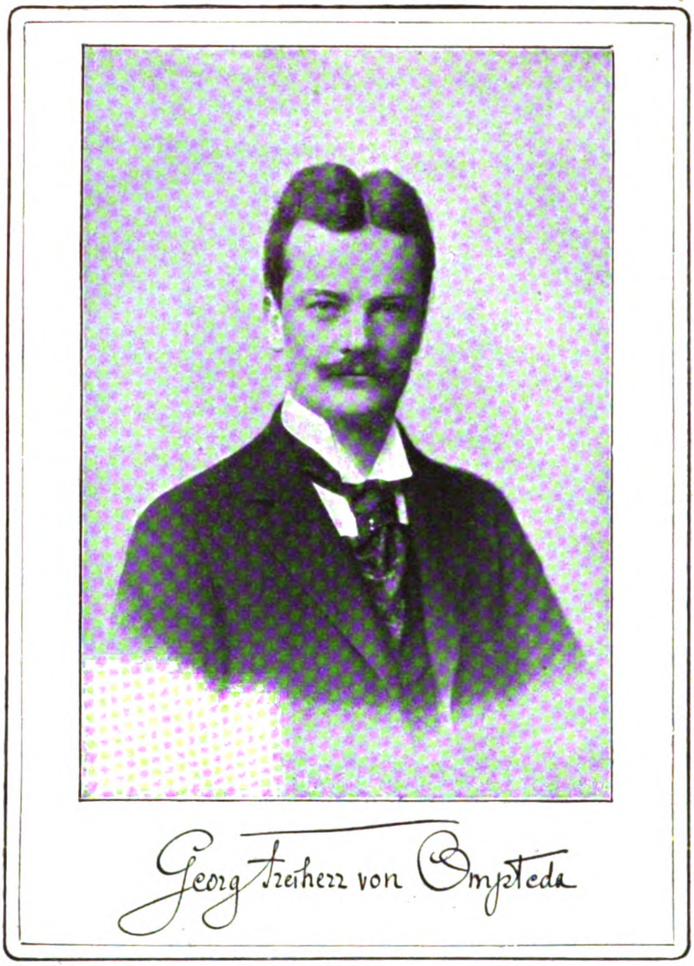
Mystische, Unerklärte, Fieberwahn, Todesängste, gespenstisches Alpdrücken, das ist die Kehrseite. Eichendorffs Lyrik, Tiecks und Brentanos Märchen und der Gespenster-Hoffmann und Achim von Arnim.

Hofmann ist 1861 als Sohn eines Finanzmannes geboren. Er kam erst vom Universitätsstudium zur Malerei. Später wurde er Meisterschüler Kellers in Stuttgart. Die frühzeitige Bekanntschaft mit den Franzosen und jahrelanges Leben in Italien waren von nachhaltigem Einfluß auf ihn. Verhältnismäßig spät fand er sich selbst. Unter seine Neigungen zählen Musik, japanische Holzschnitte und exotische Schmetterlinge in der fabelhaften Pracht des metallischen Schimmers. Von gleichstrebenden heutigen Künstlern wüßte ich keinen, der die Eigenart seiner Persönlichkeit ähnlich machtvoll und überzeugend wie Hofmann in Erscheinung treten läßt. Hofmanns Beziehungen zur modernen Lyrik sind bedingt, wenn auch sein Einfluß auf sie sehr stark zu nennen ist. Der Gruppe Stephan George, Wolfskehl, Klages steht er ferner. Hat man der Lyrik der siebziger Jahre vorgeworfen, sie wäre Veilchen in Milch gekocht, so möchte ich sie in ihrer jüngsten Phase mit Rosen in Eis verpackt vergleichen. Zu Hofmanns warmer, freudiger Kunst spinnen sich hier keine Fäden hinüber, wohl aber gemahnt Falke manchmal an ihn in glücklichen Stunden, auch Dehmel und besonders Hofmannsthal.

Die reichen Gaben, die sich in diesem einen Manne einen, lassen ihn an eine der ersten Stellen rücken, die heute zu besetzen sind. Unserer Zeit fehlt es an Künstlern, von denen man heute nicht weiß, was sie morgen tun werden. Hofmann ist hier eine der wenigen Ausnahmen.



Ludwig von Hofmann: Tanzende Mädchen. Buchschmuck.



Lili

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

I.

Der alte Oberst Schmidt hatte spät geheiratet, als er schon Stabsoffizier war. Sein Dasein lief, nachdem er den Abschied genommen, ruhig hin; er lebte von seiner Pension und einem kleinen Vermögen, und als er sechzig Jahre alt geworden war, starb seine Frau und ließ ihn mit Ilona, seiner Tochter, allein.

Darüber vergingen wieder Jahre. Er hatte sich an das Witwerleben gewöhnt, und in bescheidenem Wohlstand, den er durch eine Erbschaft erreicht, lebte er mit seinem einzigen Kinde.

Sie machten jedes Jahr eine Reise zusammen, und jedes Jahr ging er mit ihr nach Karlsbad, wegen der Leber, die sich ab und zu rührte.

Durch die Umstände war es gekommen, daß Ilona beinahe keinen weiblichen Verkehr hatte; sie kannte eigentlich bloß die alten Kriegskameraden ihres Vaters, von denen sie vergöttert ward.

Sie begleitete den Papa in die Stammkneipe, und die alten Herren machten ihr dort in ihrer Art den Hof, ritterlich, fast altmodisch, ohne Hintergrund, nur weil sie das einzige weibliche Wesen der ganzen Gesellschaft war.

Die Herren, die sich zusammenzufinden pflegten, hatten alle gedient, aber trotz der vielen Jahre, die die meisten schon den bürgerlichen Rock trugen, ging es unter ihnen noch ganz militärisch zu. Der Rang wurde genau innegehalten, man nannte sich stets bei der Charge, höchstens einmal sagten die paar Exzellenzen, die es gab, zu den Stabsoffizieren a. D., deren jüngster ein Major war: „Mein lieber Oberst! Mein lieber Major!“

Oder gar: „Schmidt, haben Sie schon gehört?“

„Nun, mein lieber Dessow, wie geht's Ihnen denn?“

Der Major von Dessow antwortete dann aber immer: „Danke gehorsamst, Exzellenz!“

Und der Oberst Schmidt: „Was meinen Exzellenz?“

Die Ergebenheitsausdrücke wurden streng gebraucht. Wenn einer mit höherem Rang der niederen Charge eine Cigarre anbot, so nahm sie der andre stets mit einem: „Danke gehorsamst!“

Auf den Spaziergängen, die einen großen Teil der Zeit des alten Obersten ausfüllten, war er natürlich immer von Ilona begleitet, und ab und zu leistete ihm einer der alten Herren Gesellschaft. Dann wurde die Rangliste durchgehechelt, Biwak- und Garnisonsgeschichten aus alter Zeit erzählt, irgend eines eben gestorbenen Kameraden gedacht, nur Männliches, ja nur Militärisches gesprochen.

So war Ilona fast nur unter Männern groß geworden. Trotzdem hatte sie etwas Weiches und Weibliches. Sie war bescheiden, ging einfach gekleidet, aber ganz geschmackvoll; sie hielt darauf, daß des Vaters Rock gut saß, sie sorgte dafür, daß die grauen dänischen Handschuhe, die er immer trug, stets mit Knöpfen versehen waren, sie bürstete ihm vor dem Ausgehen den Hut ab.

Von ihren weiblichen Interessen merkte er sonst nichts. Er achtete nicht darauf, er kümmerte sich nicht darum, er sprach nicht darüber. Und doch machte sie Handarbeiten, hielt sie das „Daheim“, das sie eifrig studierte, und las Geibels Juniuslieder, die einzige Lyrik, die sich im Hause befand.

Von ihrem Seelenzustand hatte der Oberst keine Ahnung. Er war nie auf den Gedanken gekommen, ihr Herz könnte sich einmal regen, und in der Gesellschaft, die von der einundneunzigjährigen Exzellenz von Kratke herabstieg bis zum dreiundfünfzigjährigen Major a. D. von Dessow, gab es keinen, der ihr hätte gefährlich werden können.

Aber der Oberst tat auch nichts für sie, und sie war schon vierundzwanzig Jahre alt geworden, ohne daß er sie je gefragt hätte, ob sie nicht einmal auf einen Ball gehen wollte.

Sie kannte Bälle nicht, aber sie empfand eine dunkle Sehnsucht danach wie nach einem Spielzeug, das ein Kind im Schaufenster sieht, das es noch nicht in den Händen gehabt hat und von dem es eigentlich nicht weiß, was man damit machen soll.

Da sie in Honnef a. Rh. in Pension gewesen war und sich dort eigentlich nur Ausländerinnen aus England, Rumänien und Belgien befanden, so hatte sie auch fast keine Freundinnen, und da die einzigen Verwandten des Obersten kinderlos gestorben waren, so gab es auch keine gleichalterige Cousine, mit der sie hätte verkehren, keine Tante, die sie hätte bemuttern können.

Wenn das Mädchen in den Zeitungen die Beschreibung eines Hofballes las oder irgend einer Festlichkeit, so stieg eine süße, bange Sehnsucht in ihr auf wie nach einem Feenreich, das sie mit dem Fuß der irdischen Schwere niemals betreten würde.

Sie hatte sich ganz sonderbare Anschauungen zurechtgemacht, wie es da zuginge. Ein Mittelding von provençalischem Liebeshof mit Flirt und Getändel, mit Minnegesang und süßen Weisen und einer Art Vermittelungsbureau wie ein Gesindemarkt, daß man Herren kennen lernte und die Wahl fürs Leben traf.

Aber niemals sprach sie mit dem Vater über dergleichen, und niemals hatte sie den Wunsch geäußert, in dieses Zauberreich zu dringen.

Sie führte dem Obersten vortrefflich die Wirtschaft, und da dem alten Herrn nichts

abging, so ahnte er auch nichts von einer geheimen Sehnsucht im Herzen seines Kindes.

Eines Tages bei Tisch hörte man Möbelrücken, Laufen und Scharren im Stockwerk darunter.

Der Vater, der manchmal etwas griesgrämig sein konnte, strich sich den unendlich langen, weißen Schnurrbart, an den seit seinen Leutnantsjahren kein Messer und keine Schere gekommen, und sagte: „Was ist denn das nur für ein Lärm, man kann ja nicht mal mehr ruhig essen!“

Ilona warf so hin: „Beim Präsidenten ist Hausball.“

Der Oberst blickte auf und rollte die Augen: „Da wird man nicht schlafen können.“

„Ach, Papa, unter deinem Schlafzimmer wird ja nicht getanzt.“

„Woher weißt du denn das?“

„Nun, man hört es so im Haus durch die Mädchen.“

Damit war die Unterhaltung abgebrochen. Aber der Ball schien ihm nicht gelegen zu sein. Er fing im Laufe des Nachmittags noch ein paarmal davon an, brummte etwas von „gestörter Ruhe“ und sagte abends zu seiner Tochter: „Wir wollen der Sache aus dem Wege gehen. Zieh dich an, Lona, wir gehen abends in den Circus.“

Das Mädchen freute sich, denn so etwas kam selten vor, aber doch hätte sie gern zum Fenster hinausgesehen, wenn die Gäste ausstiegen, auf die Musik gelauscht, kurz den ganzen Trubel von weitem mit erlebt.

Sie überlegte, wie sie um den Circus kommen könnte, und schließlich sagte sie, als es beinahe Zeit war, sich anzuziehen, sie wäre todmüde heute abend und möchte lieber zu Haus bleiben.

Widerspruch von seiten seiner Tochter war dem Obersten noch nicht vorgekommen, er wurde deshalb ganz böse, aber während sie sonst sich immer seinem Willen gefügt, blieb sie diesmal standhaft, und endlich ging der alte Herr wütend davon, indem er über den Ball schimpfte.

* *
*

Beim Präsidenten Lehnert gab es zwei Töchter, die bedeutend jünger waren als Ilona und vielleicht die einzigen Mädchen, mit denen sie hier und da einmal zusammenkam. Dies geschah mehr von Lehnertscher Seite, denn die Präsidentin mochte die ruhige, bescheidene Oberstentochter aus dem zweiten Stock gern leiden und pflegte ihren Töchtern stets Ilona Schmidt als Vorbild hinzustellen.

Als es nun Zeit zum Ball war, klingelte es plötzlich beim Obersten, und das Mädchen kam zu Ilona gestürzt, die sich bereits im Erker mit dem Opernglas einen Beobachtungsposten eingerichtet hatte, um die aus den Wagen Aussteigenden zu sehen.

„Das gnädige Fräulein möchten doch um Gottes willen schnell einmal zu Präsidentens herunterkommen!“

Ilona begriff nicht, was geschehen, aber die Aufforderung schien so dringend gestellt, daß sie den Drücker der Entreetür mitnahm und, wie sie war, unten erschien.

Sie wurde in das gemeinsame Schlafzimmer der beiden Töchter des Hauses geführt, und die älteste, strohblond wie ihre Schwester, kam der schwarzen Ilona entgegengelaufen, nahm ihre Hände und rief verzweifelt: „Ich habe eine dringende Bitte, mir ist etwas Entsetzliches passiert; ich bin in furchtbarer Verlegenheit! Mein Fächer ist zerbrochen, und ich habe nur den, wissen Sie, den weiß lackierten, und die Mutter hat nur noch einen schwarzen, den kann ich aber doch nicht zum Ball nehmen, und Sie haben doch den durchbrochenen, den Sie damals von der Reise mitbrachten. Bitte, seien Sie gut und borgen Sie ihn mir für heute abend, nicht wahr? Sie haben doch nichts vor heute?“

Ilona lächelte: „Nein, leider nicht!“

Dann lief sie sofort hinauf und holte den Fächer, eine wirklich hübsche Arbeit, die sie bei einer der alljährlichen kleinen Reisen aus Venedig mitgebracht hatte.

Fräulein Lehnert war glückselig und küßte sofort die Freundin, die doch eigentlich noch keine rechte Freundin war.

Da kam auch schon die Präsidentin herein, sehr aufgeregt, mit rotem Gesicht, denn das Eis wollte nicht festwerden. Als sie Ilona sah, dankte auch sie ihr trotz aller Erregung für die Bereitwilligkeit, den Fächer zu borgen, und überschwenglich, wie alles war, was die Frau tat, sagte sie wieder:

„Sehen Sie, wenn meine Kinder so wären wie Sie — nein, mein Gott, was hat man für Ärger! Was hat man für Ärger!“

Als ob ihre Mädchen bereits etwas ganz Unglaubliches getan hätten.

Ilona wollte von dem Thema ablenken, und sie, die in Ermangelung andrer Beschäftigung sich sehr genau auf die Küche verstand, erbot sich, das Eis sofort zum Festwerden zu bringen.

Das ward mit Dank angenommen, und die ersten Gäste begannen schon zu erscheinen, als das Mädchen der Präsidentin zurufen konnte: „Das Eis wird!“

Darüber war die Hausfrau so glücklich, daß sie in überströmendem Gefühl meinte, es müsse irgend etwas für den Retter in der Not getan werden, und sie lud, obgleich das Fest schon begann, Ilona noch für den Ball ein.

Die zögerte: sie hatte ja kein Kleid. Sie wäre zu gern gekommen, aber es ging doch nicht, ohne den Vater zu fragen.

Sie überlegte: erstens hatte sie doch ein Kleid, nämlich ein helles, wenn auch geschlossen, sie würde ja auch nicht als Tänzerin erscheinen, sondern nur im Hintergrunde zusehen. Zusehen! O, welche Wonne! Den ersten Ball ihres Lebens! Und zweitens blieb sie ja doch nur, vielleicht bis der Oberst aus dem Circus zurückkehrte, und längst, ehe er seine Wohnung betrat, lag sie im Bett und träumte von dem Herrlichen, das sie erlebt, eingewiegt von den süßen Accorden der Musik, die noch unter ihr klangen.

Sie sagte also kurz entschlossen zu. Die Präsidentin war beinahe erschrocken, denn sie hatte es doch mehr als Artigkeit aufgefaßt, aber nun ging es nicht zu ändern. Ilona war schon hinaufgelaufen und zog in fieberhafter Hast ihr einfaches weißes Wollkleid an, das nur mit ein paar Bändchen ausgeputzt war. Dann ging sie, ohne daß ihr Mädchen etwas davon merkte, die Treppe hinab und erschien in der Gesellschaft.

Der größte Teil war schon versammelt, und die Musik klang bereits. Auf dem Flur war sie aufgestellt. Die Türen zum Salon hatte man ausgehängt, die Möbel ausgeräumt, und in dem leeren Zimmer, an dem nur ganz verlassen in jetzt schwindelnder Höhe an den Wänden ein paar Bilder hingen, und in dem hier und da sich an der Wand die Stelle heller abzeichnete, wo ein Möbel gestanden, drehten sich die Paare.

Ilona ließ sich pflichtschuldigst allen alten Damen vorstellen, und dann versteckte sie sich hinter den Zuschauerinnen, die im Nebenzimmer auf mehreren Reihen Stühlen im Kreise saßen, als ließen sie sich im Theater ein Ballett vortanzen.

Kein Mensch kümmerte sich um sie, und sie war damit sehr zufrieden, denn sie wollte ja nicht tanzen, sondern nur einmal zusehen, wie es auf solch einem Balle zuging. Aber ab und zu wachten Erinnerungen aus dem Tanzunterricht in der Pension auf, und es zuckte ihr in den Füßen. Ja, sie begann leise erst den Kopf, dann den Oberkörper hin und her zu wiegen, als drehte sie sich im Walzer.

Es waren viel mehr Menschen eingeladen, als Platz hatten, und der Vortänzer, der Neffe des Hauses, ein junger Infanterieoffizier, trennte schließlich die Paare, bat einen Teil zu warten und stand an der entgegengesetzten Tür wie ein Schutzmann am Billetschalter, der darauf achtet, daß man nur einzeln an das Fenster herantritt.

Nachdem der erste Teil des Balles vorbei war, dem Ilona hinter fünf oder sechs Reihen von Zuschauern beigewohnt, kam die ganze Gesellschaft in die beiden Wohnzimmer herüber, zu denen noch das Eßzimmer kam. Die Türen, die in den improvisierten Ballsaal führten, wurden geschlossen, denn dort sollte gelüftet werden.

Nun erst ließen sich ein paar Herren Ilona vorstellen.

Ältere Leute, die sie fast jedesmal mit unfehlbarer Sicherheit fragten, ob ihr Vater der Oberst a. D. Schmidt wäre, jüngere, die sofort nach der Vorstellung ihre Tanzkarte zu Rate zogen und sie um einen Tanz baten. Aber Ilona hatte gar keine Tanzkarte, und jedesmal antwortete sie: „Danke sehr, ich tanze nicht!“

Und immer klang es zurück: „Ach, das ist aber schade, gnädiges Fräulein!“

Ebenso sicher verschwanden dann die Anfragenden und machten neuen Platz. Nur ein einziger ließ es nicht dabei bewenden.

Ein Major, mit einem so jungen Gesicht, daß man ihn hätte für einen Leutnant halten können, wenn nicht die Stabsoffizierabzeichen und eine gewisse Körperfülle eines andern belehrten.

Er fragte, warum sie nicht tanze.

Sie meinte, sie hätte keine Gelegenheit.

Dann sollte sie doch diese Gelegenheit beim Schopf ergreifen.

Sie verzog den Mund, und er fragte: „Ja so, es macht Ihnen wohl keinen Spaß?"

Da zögerte sie, aber antwortete schließlich ehrlich: „O doch! Mir macht es sehr großen Spaß, denn ich habe noch nie einen wirklichen Ball erlebt, aber mir macht's eigentlich mehr Vergnügen zuzusehen."

Der Major ließ sich nicht in die Flucht jagen, sondern gab ruhig zurück: „Nun, da setzen wir uns doch zusammen, ist es Ihnen recht?"

Sie willigte ein, aber da sie in diesem Raume nicht gut sehen konnten, führte er sie, als sollte sie tanzen, in das ausgeräumte Zimmer, und dort stellten sie sich in eine Ecke.

Sie war sehr zufrieden, denn hier hatte man allerdings mehr Spaß davon, hier befand man sich ja richtig darunter.

Der Major unterhielt sich über alles mögliche, und als er erst entdeckt hatte, daß sie Reisen gemacht, kam es heraus, wie er jeden Urlaub zu gleichem Zweck benutzte und fast alles auch gesehen hatte, das sie kannte. So schwatzten sie zusammen nach wenigen Minuten wie alte Freunde, und zwischendurch sagte er plötzlich: „Gnädiges Fräulein, nun zieren Sie sich mal nicht!" machte eine kleine Verbeugung, die Sporen schlugen zusammen, er nahm ihre rechte Hand, faßte sie um die Taille, und mit einem Male hatte Ilona so und so oft herumgetanzt, sie wußte gar nicht, wie ihr geschehen.

Der Walzer ging vorüber, eine Polka folgte, aber das Paar trennte sich nicht, und sie hatte eine Sicherheit, als wäre ihr nie andres geschehen.

Auf den Verkehr mit älteren Offizieren war sie ja eingerichtet. Sie erzählte auch vom Stammtisch ihres Vaters, aber der Major tat die Gesellschaft ab mit den Worten: „Na, wenn sie mich mal abhalftern, setze ich mich sicher nicht an solchen Stammtisch zu den alten Knickstiefeln, da macht man sich bloß gegenseitig unzufrieden, und da wird bloß Fach gesimpelt. Wenn ich mal den Rock ausziehen muß — ich hoffe ihn ja noch manch Jährchen zu tragen —, dann will ich auch was von andern Menschen sehen und von der Welt."

Und nun behauptete er, daß er eigentlich sein Leben verschustert hätte, denn er wäre schon Major und würde nicht mehr heiraten. Er hätte den Anschluß verpaßt. Ein alter Junggeselle aber wäre eigentlich ein trauriger Kerl. Er setzte ihr auseinander, eine alte Jungfer hätte es viel besser. Allerdings könnte beiden geholfen werden, wenn man sich nur zusammentäte. Er sprach in spaßiger Weise, behauptete, man könne bei der Ehe höllisch hineinfallen, das große Los zöge eben nur einer. So einen jungen, törichten Backfisch könne er doch nicht heiraten, denn er danke dafür, ihn zu erziehen, außerdem wäre er zu alt, denn er wäre tatsächlich schon zweiundvierzig Jahre. „Eine alte Schraube," wie er sich etwas burschikos ausdrückte. Kurz, es wäre eben ein rechtes Elend.

Ilona schwieg. Sie neigte ihren schwarzen Kopf mit dem reichen Haar, ihrem größten Schmuck, denn man konnte sie nicht hübsch nennen, wenn auch ihre Züge angenehm und regelmäßig waren.

Es ging abermals ein Tanz vorüber und noch einer, aber die beiden unterhielten sich immer weiter in ihrem Winkel, so daß die andern schon aufmerksam wurden und ein älterer Hauptmann den Standpunkt der beiden die „Majorsecke" nannte.

Bald wurden Tische hereingebracht. Im Eßzimmer war das Büffett aufgeschlagen worden, und es schien ganz selbstverständlich, daß der Major Ilona zum Souper behielt.

Sie dachte nicht mal daran, nach der Zeit zu fragen, sie fühlte sich so glücklich, wie sie meinte in ihrem Leben noch nie gewesen zu sein.

Sie vergaß die Rückkehr ihres Vaters aus dem Circus, und erst als es fast ein Uhr war, fragte sie erschrocken den Major, wieviel Uhr es sei. Als er sagte: „Ein Uhr," preßte sie die Hände an die Schläfen, blickte ihn mit starren Augen an und

stammelte: „Um Gottes willen! Was wird der Vater sagen?“

Er lachte, aber er brachte sie auf den Flur, und heimlich, ohne irgend jemand Lebewohl zu sagen, stieg sie, von dem Lehnertschen Mädchen mit einem Licht begleitet, ganz still die Treppe hinauf, nachdem ihr der Major noch zugerufen: „Haben Sie keine Bange, ich werde bei Ihrem Herrn Vater alle Schuld auf mich nehmen.“

Sie steckte den Drücker ins Schlüsselloch, und nachdem die Entreetür sich hinter ihr geschlossen hatte, zog sie ihre kleinen Schuhe aus und tastete sich auf Strümpfen in der Finsternis den Gang hinab zu ihrem Zimmer.

* *
*

Am nächsten Morgen kam die ganze Geschichte Ilona vor, als wäre sie gar nicht wahr. Nur die Erinnerung an den jungen Major, den einzigen Menschen fast, mit dem sie gesprochen, war so freundlich hell, daß sie doch an die Wirklichkeit glauben mußte.

Nur über eins war sie im Zweifel: hatte der Vater etwas gemerkt? Sie wollte es darauf ankommen lassen, und beim Frühstück tat sie ganz unbefangen. Er schien nichts zu wissen, er erzählte vom Circus; es hatte ihn nur das interessiert, was einigermaßen mit dem Militärischen zusammenhing, nämlich die Pferde, obgleich er gar nichts davon verstand und seinerzeit hatte den Abschied nehmen müssen, weil er keinen Gaul mehr fand, der sich sein Festhalten an Zügel und Sporen gefallen ließ.

Ilona hütete sich wohl, von sich zu reden. So ging der Zwischenfall spurlos vorüber, und wenn sie nachdachte, erschien ihr dieser ganze heimliche Ball doch fast als etwas Unmögliches, Unglaubliches, beinahe als etwas, das ihrer nicht würdig war. Sie schämte sich so, daß sie, allein in ihrem Zimmer, plötzlich ganz rot ward. Und doch, wenn sie darüber nachdachte: sie hätte diese paar glücklichen Stunden nicht missen mögen, und immer kam ihr dabei die Erinnerung an den Major.

Aber sie dachte seiner auch mit Schrecken. Denn jetzt erst ward ihr klar, was seine letzten Worte bedeutet hatten. Er kam, um beim Vater ein gutes Wort einzulegen; ein gutes Wort für etwas, wovon der alte Herr gar nichts wußte, ein gutes Wort, das ihm erst alles verraten würde. Aber bald tröstete sie sich damit, daß es wohl bloß eine liebenswürdige Redensart gewesen und der Major sie längst vergessen hätte.

Doch nachmittags klingelte es, und das Mädchen brachte dem Obersten eine Karte, auf der stand: Förster, Major und Bataillonskommandeur im 14. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 241.

Gegen jeden anderen Besuch hätte sich der Oberst verleugnen lassen, aber einen Kameraden würde er sogar nachts angenommen haben.

Ilona schlug das Herz. Sie wollte schnell dem Vater noch eine Erklärung geben, aber sie brachte kein Wort heraus, und in ihrer Angst lief sie in ihr Zimmer und schloß sich ein.

Sie lauschte ab und zu, ob sie laute Stimmen vernehme, aber es blieb alles still. Es verging Minute auf Minute, Viertelstunde auf Viertelstunde, und schließlich erschien das Mädchen: Der Herr Oberst ließe das gnädige Fräulein bitten, einen Augenblick zu kommen.

Ilona tupfte sich die Augen mit dem nassen Schwamm, krampfte die Finger zusammen und sprach zu sich: Mut! Mut! Dann ging sie hinein mit niedergeschlagener Miene, denn sie meinte nicht anders, als der alte Herr würde sie sofort zur Rechenschaft ziehen.

Doch der Oberst stand da und nickte nur stumm. Als sie es wagte, ihn anzusehen, sah sie, daß er so bewegt war, wie sie es nie an ihm gekannt. Er war völlig verändert. Er sprach von dem Besuch, behandelte Ilonas heimliche Flucht auf den Ball als ganz selbstverständlich, es schien ihn gar nicht zu interessieren, und er drängte sofort zu dem, was ihn offenbar so gerührt hatte: „Major Förster hat um deine Hand gebeten!“

Jetzt war sie so verdutzt, daß sie nicht wußte, was sie antworten sollte.

Der Vater fragte weiter: „Was meinst du denn dazu?“

Sie brachte kein Wort heraus.

Doch der Oberst, der immer gern reinen Tisch machte, klare Sachen vor sich sah und alles militärisch kurz entschied, fragte in bar-

schem Ton, aus dem aber doch eine Rührung zitterte: „Ja oder nein?"

„Aber Vater, ich kann doch nicht ..."

„Ich frage: ja oder nein?"

„Ja, ich muß mir's doch erst ..."

„So was weiß man, da ist gar nichts zu überlegen. Ja oder nein?"

Sie umging es immer noch: „Ich muß doch Zeit haben, Vater, denn ..."

Aber der alte Herr nahm ihre Hand: „Ich hab's mit deiner seligen Mutter auch so gemacht: Gleich los! Ein Soldat muß wissen, was er will. Ich habe gefragt, und sie hat geantwortet, also jetzt: Ja oder nein?"

Er schien zu meinen, daß auch seine Tochter ein Soldat wäre, und wie er ihr nun in die Augen sah und ihre Hand hielt, daß sie fühlte, es müsse sofort so oder so eine Entscheidung fallen, sagte sie kurz: „Ja!"

Aber sie wußte immer noch nicht, wie er es aufnehmen würde, wenn sie ihn verließ. Vielleicht galt das bei ihm als Fahnenflucht, und sie war fast erschrocken, als er sie plötzlich in selten gewohnter Zärtlichkeit umschlang, ihr einen Kuß rechts und links auf die Wange drückte mit den Worten: „Da wollen wir mal gleich zum Major schicken."

Eins wurde Ilona doch schwer bei all ihrem Glück, den Vater allein zu lassen, denn sie meinte, er würde ohne sie nicht auskommen können. Doch der machte sich weiter kein Kopfzerbrechen, er hätte die Kameraden, sagte er.

Der Brautstand war kurz, keiner der drei sah eine Veranlassung, lange zu warten.

Der Oberst behauptete: „Der erste Verdruß ist der beste!"

Der Major meinte scherzend: „Wir müssen schnell unser Glück genießen, meine arme Lona, denn dein Mann ist ja schon zweiundvierzig Jahre alt! Sieh nur zu, daß er dir nicht unter den Händen wegstirbt."

Sie antwortete schmollend, auch im Spaß dürfe er so etwas nicht sagen, denn sie wollten beide sehr, sehr alt werden.

Die Besorgung der Ausstattung nahm die Zeit ganz in Anspruch, und an einem Frühlingstage, warm wie im Sommer, bei helleuchtendem Sonnenlicht, das die Kirche bis in die hintersten Winkel durchdrang, stand das Paar vor dem Altar, und die kleine Hochzeitsgesellschaft, fast nur Herren, verließ das Gotteshaus und fuhr in das Monopolhotel, wo das Hochzeitsmahl bereit stand.

Die beiden Lehnertschen Töchter waren Brautjungfern, der Präsident und seine Frau befanden sich gleichfalls unter den Gästen, denn wenn sie auch eigentlich nichts dazu getan, so waren sie doch sozusagen die Ehestifter.

Bei Tisch gab es fünf Reden: Der Regimentskommandeur auf das Brautpaar. Der Bruder des Bräutigams, der gleichfalls Infanteriestabsoffizier war, auf den Oberst. Der Präsident, eigentlich unnützerweise, auf den Bräutigam allein. Der Geistliche, ebenso unnütz, auf die Braut und einer der vier Kompagniechefs vom Bataillon des Majors Förster, der auch hatte auf die Braut trinken wollen, und der nun schwankte zwischen einem Toast auf den Bataillonskommandeur, auf das Regiment oder auf den Kaiser, schließlich auf den Oberst und Regimentskommandeur, was die anderen drei Kompagniechefs im stillen höchst lächerlich fanden.

Bald nach Tisch war das Brautpaar plötzlich verschwunden, und als sich die Gesellschaft auflöste, ging der Oberst an seinen Stammtisch wie gewöhnlich.

* *
*

Als der Major und seine Frau von der Hochzeitsreise zurückkehrten, war ihr erster Gang zum alten Oberst. Sie fanden ihn in seinem Zimmer in prächtigster Laune. Er erkundigte sich, wie die Reise verlaufen sei, holte aus dem Schreibtisch die Briefe, die sie unterwegs geschrieben, nahm ein Reisehandbuch vor und verfolgte den Weg, den sie gemacht, auf der Karte. Von jeder einzelnen Stadt mußten sie genau Auskunft geben.

Damit schien die Sache erledigt, von der Reise wurde nicht mehr gesprochen, und als Ilona beim Gehen sich an den Vater schmiegte und ihn leise fragte: „Ist dir das Alleinsein sehr schwer geworden, mein armer Papa?" schüttelte der alte Herr den Kopf, rieb sich die Hände und meinte: „Ich habe mich ganz gut eingerichtet."

Ilona fühlte sich ein wenig gekränkt, und auf dem Heimweg sagte sie zu ihrem Mann:

„Ich glaube, Papa ist froh, daß ich aus dem Hause bin.“

Der sprach dagegen: „Ach, so sind alte Leute sehr oft, und der Vater ist doch schon über siebzig.“

Doch der jungen Frau wollte es nicht in den Kopf, daß ihr Scheiden so wenig bedauert worden, und sie nahm sich vor, obgleich sie nicht sehr entfernt voneinander wohnten, abzuwarten, bis der Vater zu ihnen käme, und ihn nicht aufzusuchen.

Nach der Rückkehr hatte der Major sehr viel zu tun, und wenn er vom Dienst zurückkam, war er froh, sich etwas pflegen zu können. So verging denn längere Zeit, ehe auch er daran dachte, seinen Schwiegervater zu sehen.

Aber eines Tages schlug Ilona doch das Gewissen. Sie setzte, während der Major in der Kaserne war, den Hut auf, zog ein dünnes, helles Jackett an, denn die Frühlingssonne schien warm und wohlig, und stieg zu ihrem Vater die zwei Treppen hinauf.

Sie wollte, nachdem sie geklingelt, einfach hineingehen, doch das Mädchen sagte, der Herr Oberst hätte befohlen, zu melden.

Ilona war zwar erstaunt, aber sie wartete geduldig am Eingang. Man hörte drinnen Stimmen, und es war der Majorsfrau, als vernehme sie zwei weibliche. Dann kehrte das Mädchen zurück, Ilona wurde hereingelassen, ging ihrem Vater entgegen, küßte ihn wie sonst, aber in demselben Augenblick prallte sie zurück, denn es war noch jemand im Zimmer.

Der Vater schien wie verlegen. Er räusperte sich, strich den gewaltigen weißen Schnurrbart und sagte: „Mein liebes Kind, es ist Zeit, daß ich dich mit Frau Pohl bekannt mache und Frau Pohl mit dir.“ Und nun lächelte der alte Herr und strich sich wieder den Schnurrbart: „Denn ihr werdet ja wohl noch viel im Leben miteinander zu tun haben. Hm — hm.“

Die Frau Pohl Genannte ging Ilona entgegen und reichte ihr die Hand. Sie war klein und rund und sah so jugendlich aus, daß man sich fast wunderte, wie sie schon verheiratet sein konnte.

Ilona fühlte sich wie vernichtet. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und sie antwortete auch nichts. Statt dessen begann der Vater eine Beredsamkeit zu entwickeln, wie die Tochter sie nie an ihm gekannt. Er setzte die beiden Damen nebeneinander aufs Sofa, rückte sich einen Stuhl davor, und indem er sich unausgesetzt den unendlich langen weißen Schnurrbart strich, begann er etwas zu reden von Vereinsamung, Lücke, die Ilona zurückgelassen, Angst vor ihrem Weggehen, daß er ihrem Glück aber nicht habe im Wege stehen wollen, und er erzählte, er habe beim Präsidenten Frau Pohl kennen gelernt. Dabei blieb er, ohne vom Fleck zu kommen. Er berichtete alles mögliche von ihr: sie sei Witwe, sie habe einen seltenen Charakter, sie wäre außerordentlich liebenswürdig gegen ihn gewesen. Kurz, er sprach so viel Schönes, daß sie ihn plötzlich unterbrach mit den Worten: „Du machst mich ja erröten!“

Ilona zuckte zusammen: Die Dame hatte ihren Vater du genannt! Und sie machte ein so erstauntes Gesicht, daß nun plötzlich der Oberst Mut zur Erklärung fand und sagte, er habe sich entschlossen, seine letzten Lebensjahre nicht allein zu bleiben, sondern mit dieser Dame zu beschließen.

Dann stand er auf, nahm die Hände der beiden, legte sie ineinander und sprach: „Ich hoffe, daß ihr miteinander sein werdet wie ... wie ...“ Er suchte eine Weile, er fand wohl Schwester nicht richtig und Mutter nicht möglich, und so sagte er endlich: „Wie zwei liebe Verwandte.“

Ilona wurde es schwarz vor den Augen; sie kämpfte mit Schwindel und Unwohlsein, sprach kaum ein Wort, brach sehr schnell auf und atmete tief, als sie wieder draußen stand.

Als ihr Mann heimkehrte, erzählte sie ihm, was geschehen.

Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen, lief in der Stube auf und ab und rief: „Na, das hätte er sich aber sparen können! Das hätte er sich aber sparen können!“

Das Ehepaar war so verstimmt, daß auch am nächsten Tage der Major keine Zeit fand zum Glückwünschen. Am zweiten Tage sagte er: „Weißt du, liebes Kind, dazu kann man eigentlich gar nicht gratulieren.“

Am dritten Tage behauptete er, man müsse ein Veto einlegen, und als eine Woche ver-

gangen war, meinte er Sonntags früh, als sie aus der Kirche kamen: „Höre mal, Kind, setz dich mal her, wir müssen etwas Wichtiges besprechen. Du mußt aber ganz vernünftig sein, denn nicht wahr, man muß auch einmal von Geschäften reden können. Sage mir bloß, wie wird denn das nun eigentlich, wenn der arme Papa — wir wollen es ja nicht hoffen, aber es liegt doch schließlich im Laufe der Welt und in seinem Alter —, also Lona, er wird einmal sterben müssen, wie wird das denn eigentlich mit der Erbschaft?"

Ilona besaß jetzt schon das kleine Vermögen der Mutter. Die Haupteinnahme des alten Herrn bestand aber in dem, was er in späteren Jahren erst geerbt, und darüber konnte er frei verfügen. Ilona hatte daran auch schon gedacht, aber ihr war dieser Gedanke peinlich, und sie wäre am liebsten darüber hinweggehuscht. Doch der Major blieb dabei, und das Ehepaar kam überein, daß es jedenfalls besser wäre, sich mit dem alten Herrn nicht zu überwerfen.

Im Laufe des Gespräches wurden immer mehr Gründe dafür vorgebracht, und wenn der Major seinen Schwiegervater im ersten Ärger einen alten Trottel genannt, der beluchst worden sei, so sagte er zum Schluß sogar lächelnd: „Ich bin ja eigentlich auch für dich viel zu alt!"

Sie wollte das nicht gelten lassen, doch er rechnete ihr vor, wie zwischen ihnen achtzehn Jahre lägen.

So entschlossen sie sich denn und gingen nachmittags zum Obersten. Sie trafen richtig Frau Pohl, und es stellte sich heraus, daß es eine ganz liebenswürdige Frau war. Man unterhielt sich gut, wenn auch eigentlich nicht wie zwischen Eltern und Kindern. Das schien kaum möglich, denn die zukünftige Mutter war sogar ein Jahr jünger als ihre demnächstige Stieftochter.

Der alte Herr schien glückselig zu sein und zog für einen Augenblick seinen Schwiegersohn in das Nebenzimmer. Er flüsterte ihm zu: „Mein lieber Kurt, ich möchte euch bloß über einen Punkt aufklären: Meine Braut hat aus ihrer ersten Ehe ein sehr schönes Einkommen."

Des Majors Züge klärten sich auf, und er war doppelt liebenswürdig. Beim Abschied konnte er es kaum erwarten, bis er draußen stand, er sagte dann zu seiner Frau: „Liebes Kind, über das Pekuniäre können wir uns völlig beruhigen, der Papa hat mir eben in nicht mißzuverstehender Absicht mitgeteilt, daß Frau Pohl sehr wohlhabend sei."

Von diesem Augenblick ab schien das Ehepaar mit dem Entschluß des alten Herrn fast versöhnt, ja als endlich ganz still und sehr bald — dem Alter des Bräutigams entsprechend — die Hochzeit stattgefunden hatte, meinte der Major: „Ich glaube beinahe, etwas Besseres hätte uns gar nicht passieren können. Jetzt ist der gute Papa versorgt, es geht ihm pekuniär noch besser wie früher, und du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, daß du ihn allein gelassen hast."

Knapp dreiviertel Jahr darauf wurde das Majorsehepaar durch ein kleines Söhnchen erfreut, und zugleich konnten Oberst a. D. Schmidt und seine Frau, verwitwete Pohl, geborene Herbert, die Ankunft eines Mädchens anzeigen.

Die beiderseitigen Bekannten lachten zuerst darüber, aber bald war die Sache vergessen, und obgleich die Kleine, wie der Arzt gesagt, etwas vor der Zeit ihren Eintritt in die Welt getan und nur ein schwaches Ding war, gediehen sie doch beide, und sowohl die Förstersche wie die Schmidtsche Spreewälderin fuhren täglich zusammen mit ihren Pflegebefohlenen spazieren.

Ilona stand sich sehr gut mit ihrer Stiefmutter; die war einfach und verständig und bat von vornherein, daß sie sich beim Vornamen nennen wollten: Ilona und Agathe.

Nur etwas dünkte dem Majorspaar rätselhaft: Wie war es nur möglich, daß die junge Witwe sich für den alten Herrn entschieden hatte? Wäre sie arm gewesen, ja dann! Hätte er einen bedeutend höheren Rang gehabt, vielleicht Exzellenz, wäre er ein Graf oder ein Prinz gewesen, ja auch dann! Aber diese junge Frau, die mehr besaß als ihr Auserwählter, und die von der verwitweten Ökonomierätin Pohl sich nur zur Oberstin Schmidt verwandelt hatte, erschien in ihren Beweggründen nicht recht faßlich.

Das quälte Ilona manchmal, denn ihr Verstand und ihr Gefühl als Kind sträubte sich, Liebe anzunehmen. Mit der Zeit pei-

nigte dies Wunder, dies Geheimnis Ilona derartig, daß sie mehrmals drauf und dran war, Agathe danach zu fragen.

Aber sie unterließ es, und darüber gingen wieder mehrere Jahre hin, in denen sich die Majorsfamilie um zwei Söhne vermehrte, während es bei der einen Oberstentochter blieb.

Der Oberst war sichtlich alt geworden. Er erkältete sich einmal, und seitdem kam er nie wieder so recht hoch. Er magerte ab, seine bisher gesunden Augen verlangten plötzlich eine Brille, und da keine Nummer sie genügend schärfte, ward es klar, daß das Sehvermögen nachließ.

Als er dann gar einmal eine Treppenstufe verfehlte und ein paar Meter hoch auf die Steinfliesen herabgefallen war, folgte ein mehrwöchiges Krankenlager.

Es war ein rauher Winter, der Arzt wollte ihn nicht ausgehen lassen, die Zeit strich hin, und mit einem Male war er vier Monate nicht an die Luft gekommen. Seine Hautfarbe war gelb und schlaff, seine früher vollen Hände glichen den Knochen eines Skeletts, und wenn er das kleine Töchterchen auf die Knie nahm, so zitterte der ganze Körper von der Anstrengung. Als sie den blonden Scheitel an seine Schulter legte, war es wie ein guter, lieber, alter Großpapa, der in seinen letzten Lebenstagen noch einmal sein Enkelkind an sich zieht.

Er konnte sein Töchterchen nicht oft um sich sehen, denn das Kind war lebhaft und ermüdete ihn bald.

Nun kam wieder der Lenz ins Land mit neuer Sonnenwärme und Lebenskraft für die Alten, und die Frau Oberst, die rührend den alten Herrn gepflegt, glaubte fest, jetzt müßte ihr Mann sich erholen.

Ihr Verhältnis zu Ilona war immer wärmer geworden, und auch der Major, der inzwischen zum Oberstleutnant avanciert, hatte sich gänzlich mit seiner jungen Schwiegermutter ausgesöhnt. Er fand, es sei wirklich ein Glück, daß eine so vortreffliche Frau der Tochter, die selbst Familie besaß, die Sorge um den kranken Vater abnahm.

Aber mit dem Obersten wurde es nicht besser. Die Wärme wuchs, die Knospen hatten sich zu breiten Blättern entfaltet, auf den Feldern schoß die Saat empor, bleichte unter den reifenden, wärmenden Strahlen vom Firmament, ward gelb und neigte sich der Erde zu.

Die Sensen rauschten durchs Korn, die Stoppelfelder dehnten sich weit und breit, und der Oberstleutnant mußte ins Manöver.

* * *

Während der Zeit der Herbstübungen ging Ilona mit den Kindern nach Swinemünde. Der Arzt hatte gemeint, die kräftigende Seeluft würde ihnen allen gut tun.

Da erhielt sie ein Telegramm aus irgend einem kleinen Ort, bezeichnet mit Marschquartier; sie wurde gebeten, sofort zu kommen, ihr Mann sei schwer erkrankt.

Da sie nur noch ein paar Tage im Seebade zu verweilen gedachte, brach sie den Aufenthalt ab und reiste sofort mit den Kindern zurück.

Am Bahnhof empfing sie Agathe, redete ihr liebevoll zu, wurde immer ernster und meinte schließlich: „Meine arme Lona, sei gefaßt!“

Nun erst gewahrte die junge Frau, daß die andere in schwarz gekleidet ging, und sofort kam ihr der Gedanke: der Vater ist gestorben! Und dazu noch der Mann schwer krank!

Aber als die andre ihr in der Droschke beibrachte, der Oberstleutnant weile nicht mehr unter den Lebenden, da blickte Ilona sie wie geistesabwesend an, verfärbte sich und verlor die Besinnung.

Den Oberstleutnant, der vollblütig war und dessen Neigung zum Dickwerden sich vor allem am Hals und Kopf zeigte, hatte während der Kritik der Schlag gerührt, so daß er plötzlich, ohne einen Laut von sich zu geben, aus dem Sattel gerutscht war.

Wie Ilona das Begräbnis überstand, begriff sie selbst nicht. Es gab keine fürchterlichen Schmerzensausbrüche, sie war wie tiefsinnig geworden, und als sie in die verlassene Wohnung zurückkehrte, saß sie da und starrte vor sich hin, jedem Trost unzugänglich.

Tage verstrichen darüber, Wochen, und in der Zeit, die ihr die Pflege der Kinder übrig ließ, fing sie an zu grübeln und sich Gedanken zu machen. Sie hatte sich nicht

bei Zeiten um die Anfangserscheinungen gekümmert, sie erinnerte sich jetzt, daß ihr Mann ab und zu nach Tisch einen roten Kopf gehabt, daß ihm eine Ader an den Schläfen schwoll, daß er etwas kurzatmig gewesen! Sie hatte ihn nicht sorgsam genug überwacht, und bald meinte sie, sie hätte es verhindern können, wenn sie genügend auf ihn geachtet.

Sie verbohrte sich mehr und mehr in ihre Gedanken, bis zuletzt bei ihr feststand, sie sei eigentlich schuld am Tode ihres Mannes; durch ihr Verfehlen, durch ihren Mangel an Liebe sei er gestorben. Ja, durch ihren Mangel an Liebe, denn nun, wo sie ihn nicht mehr besaß, fand sie, daß sie nicht gut genug gegen ihn gewesen. Sie machte sich unausgesetzt Vorwürfe, und es war, als wollte sie förmlich Buße tun für Unterlassungssünden, denn sie gestand Agathe, dem einzigen Menschen, welchem sie sich anvertraute, daß sie ihren Mann nie mit der heißen Liebe geliebt, wie er es verdient hätte.

Im Laufe der fliehenden Zeit verklärte sich sein Bild, es ward eine Art Idealgestalt daraus, die mit der Wirklichkeit, mit diesem fröhlichen, manchmal doch recht auf seinen Vorteil bedachten Mann, der keine zu große Gemütstiefe besaß, der lebte und leben ließ, durchaus nicht übereinstimmte.

Eins kränkte Ilona: der Tod ihres Mannes hatte auf den alten Oberst nur sehr wenig Eindruck gemacht. Ja, sie meinte sogar jetzt etwas Seltsames zu entdecken, das sie geradezu verletzte. Er machte ein paarmal Äußerungen, als freute er sich, daß der dürre Sensenmann einen andern vom Tische des Lebens geholt und nicht ihn.

Es schien, als dächte der alte Herr sich den Familienkreis versammelt, und der Tod schritte hinter ihnen her, alle duckten sich unter seiner Hand, und wahllos griff er irgend einen heraus.

Ja wirklich, es war manchmal eine fast hämische Freude, daß er, der Hochbetagte, der Kranke, der nun schon über ein Jahr das Zimmer nicht mehr verlassen, mehr Widerstandskraft gezeigt als der in der Vollkraft der Jahre stehende Soldat.

Seit solcher Entdeckung meinte Ilona ihren Vater fast zu hassen. Er wurde überhaupt immer selbstsüchtiger; er dachte nur noch an sich und seine Krankheit, und es hatte etwas Rührendes, wie seine Frau, ohne ein Wort zu verlieren, ohne eine Klage, ihn pflegte.

Der Kranke ward ungeduldig, wenn nicht genau zur richtigen Zeit seine Suppe erschien, zählte seine Medizin ab, und es gab einen Auftritt, wenn er statt zwanzig — einundzwanzig Tropfen bekam.

Weilte seine Frau bei ihm im Zimmer, so hatte er das Bedürfnis, allein zu bleiben, und äußerte es grillig und heftig. Beschäftigte sie sich draußen mit der Kleinen, die wuchs und gedieh, so meinte er wütend, man kümmere sich nicht um ihn.

Wenn ihn seine Tochter besuchte, so ward er unwirsch. Sie sprach zu laut, sie schwatzte zu viel; redete sie aber nicht, so fand er, dazu brauchte sie nicht herzukommen, um wie eine Bildsäule dazusitzen. Eines Tags kam ihm, als die beiden Frauen bei ihm saßen und ihm abwechselnd die Zeitung vorlasen, bei einem Anfall von Ärger ein Wort in den Mund, daß Ilona erschrocken das Blatt sinken ließ und ihn anstarrte, als könnte es gar nicht ihr Vater sein, der das gesagt.

Agathe hatte ihm die Decke zu fest gezogen, er beklagte sich darüber. Sie lüftete sie seiner Ansicht nach zu sehr, und plötzlich überkam den alten eingefallenen Mann ein förmlicher Anfall von Empörung, und er schrie sie an mit sich überschlagender Stimme: „Dazu habe ich mich nicht zum zweitenmal verheiratet!“

Agathe fühlte erschrocken Ilonas Blick und schlug die Augen nieder.

Aber als verfolge der alte Mann seinen Gedankengang, sagte er noch einmal, als sie ihm wieder etwas nicht recht machte: „Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich dich deinem Schicksal überlassen!“

Agathe kniff die Lippen zusammen und sagte kein Wort, aber sie verfärbte sich, und ihre Augen suchten fast ängstlich den Mund ihres Mannes, als fürchtete sie, er könnte noch mehr sprechen.

Sie war tief verletzt, so daß Ilona beim Fortgehen sie an sich zog und ihr einen Kuß auf die Wange drückte, indem sie flüsterte: „Ich glaube, er meint's nicht so, er weiß gar nicht, was er redet.“

Aber der alte Herr wußte es sehr wohl. Er hatte die Wirkung gemerkt, und nun schien es wie eine fixe Idee. Diese Äußerungen kehrten so oder so immer wieder, als wäre es eine Gnade, daß er, der über Siebzigjährige, die dreiundzwanzigjährige junge Frau geheiratet, als wäre es nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die alternden Knochen, die dem Grabe zuwankten, zu pflegen und in Watte zu hüllen.

So vergingen Monate und Monate. Der alte Mann stand kaum mehr vom Sofa auf. Ins Bett wurde er gebracht und früh wieder auf das Sofa zurückgetragen. Sein Charakter schien sich völlig verändert zu haben. Er wurde immer hämischer und boshafter, es war, als wollte er geradezu seine Frau treffen und ärgern. Das einmal gefundene Mittel ließ er nicht wieder los. Immer hieß es: „Dazu habe ich nicht ein zweites Mal geheiratet."

Und bald: „Ich bin ein rechter Esel gewesen."

Wenn er sich im Anfang bei der Anwesenheit seiner Tochter etwas in acht genommen, so gewöhnte er sich bald daran, auch in ihrer Gegenwart die arme junge Frau zu quälen.

Sie nahm es mit wunderbarer Geduld hin, wenn auch Ilona sah, daß sie jetzt ab und zu geweint hatte.

Und immer kam die Tochter zur Stiefmutter, ehe sie die Wohnung verließ, küßte sie, streichelte sie und sagte: „Sei nicht böse, vergieb es ihm, ich glaube wirklich, er ist nicht ganz zurechnungsfähig mehr, der arme gute Vater."

Es mußte auch fast etwas dergleichen sein, wenn es nicht, wie der Arzt meinte, der Verstimmung zuzuschreiben war, die jeder bis dahin rüstige Mensch erfährt, wenn er sich zum Krüppel verdammt sieht.

Der Kranke wurde förmlich boshaft, giftig. Er übertrieb seine Leiden, er tat, als könnte er gar nicht mehr sehen, aber wenn ihm etwas nicht paßte, wußte er genau, was am andern Ende des Zimmers geschehen war. Er ließ seiner Frau keine Ruhe. Unausgesetzt wurde sie gerufen, immer mußte sie da sein, und es gab fürchterliche Scenen und Anfälle, wenn sie nur einen Augenblick zögerte.

Agathe hatte sich sehr verändert.

Ihre rundliche Fülle war gänzlich gewichen. Ihre Brust war eingefallen, ihr Gesicht scharf und eckig geworden, die Augen lagen tief und dunkel. Sie hatte etwas Müdes und Schleppendes im Gang, sie schien unendlich unter dieser Qual zu leiden, so zu leiden, daß jeder die Veränderung sehen mußte, die mit ihr vor sich gegangen war. Die Präsidentin aus dem ersten Stock, die längst ihre Töchter verheiratet hatte und ab und zu heraufkam zu einem Plauderstündchen, flüsterte ihr einmal zu, als die junge Frau zum Herzbrechen weinte: „Es kann ja nicht mehr lange dauern!"

Da blickte Agathe auf, als hätte ihr jemand etwas Fürchterliches gesagt, und es lag in ihrem Ausdruck halb bange Erlösung, halb fürchterliche Angst; sie antwortete nicht und entfloh ihrem Besuch.

An einem besonders stürmischen Tage, als Agathe wie Ilona es dem Alten gar nicht recht machen konnten und er seiner Tochter gesagt: „Kümmere dich doch lieber um deine Kinder, statt mich hier zu ärgern!" lief Ilona fort und warf die Tür so zu, daß der Kalk herunterfiel und sie noch eine Weile in den Angeln zitterte.

Und dann sagte sie draußen zu Agathe mit flammenden Augen: „Ich verstehe nicht, wie du das aushalten kannst!"

Agathe war weich, demütig und antwortete nur: „Es ist meine Pflicht!"

Doch Ilona rief: „Die Pflicht soll der Teufel holen! Es ist nur ein Glück, daß es ja doch bald zu Ende ist."

Sie schwieg erschrocken über die eignen Worte, und die beiden Frauen sahen sich an.

Agathe mit dem gleichen Blick, halb Staunen, halb Entsetzen, halb Verwunderung und halb Erlösung.

Sie hatten denselben Gedanken, den sie sich nur nicht in Worten zu gestehen wagten: Wenn er doch stürbe!

Es war jetzt wie heimliches Einverständnis zwischen den beiden: der Gedanke, es würde eine Erlösung sein für sie alle, wenn er nicht mehr lebte.

Und als einmal das Schmidtsche Mädchen zu Ilona herübergelaufen kam, sie möchte doch schnell kommen, ihrem Vater ginge es schlecht, machte die Witwe ein finsteres Ge=

sicht, zog sich eiligst an, lief hinüber, trat ein mit einem fast bösen Ausdruck, fast neugierig zu sehen, ob etwa die Auflösung sich vorbereite.

Doch der Anfall ging vorüber, und nach einigen Tagen fühlte sich der alte Herr kräftiger denn je. Damit war seine Bosheit und Wut neu entzündet.

Er hatte sich auch äußerlich verändert.

Er war noch gelber und blasser geworden, da er schon fast drei Jahre nicht mehr an die Luft gekommen. Sein Gesicht war eingefallen, und da die Backenknochen jetzt herausstanden und das früher volle Kinn in zwei Spitzen auslief, so hätte man ihn kaum erkannt. Nur der gewaltige weiße Schnurrbart war ihm geblieben und sah jetzt fast unheimlich aus in seiner Riesenlänge und Dicke. Es saß an diesem Ungetüm nur ein armseliger kleiner Kinderschädel.

Die böse Gemütsart des alten Mannes fand in einem noch einen Ausdruck: er kümmerte sich nicht um seine kleine Tochter. Er fragte gar nicht nach ihr, ja er wurde sogar böse, wenn man von ihr sprach. Er erkundigte sich nicht nach den Fortschritten, die das Kind machte, das längst sprechen, kriechen, gehen gelernt und jetzt sogar eine Erzieherin besaß. Mit der lebte die kleine Lili ganz für sich auf der andern Seite des Ganges, völlig von den Eltern getrennt. Wäre die Mutter nicht immer zu ihr gekommen, es hätte fast ausgesehen wie zwei Wirtschaften, welche einander nichts angingen.

Ilona hatte verschiedentlich versucht, dem Vater von seinem Kinde zu erzählen, aber der Alte wollte davon nichts wissen. Sie solle ihn nicht ärgern, es mache ihn nervös, und wenn das Mädchen, ein reizendes blondes Ding, zart, fein, bescheiden, einmal eintrat, so durfte es ihm nur von weitem guten Morgen sagen, und er rief sofort: „Agathe, bringe das Kind wieder hinaus, ich kann's nicht ertragen!"

Dabei hatte das kleine Mädchen mit den merkwürdig dünnen Schläfen, an denen blaue Äderchen schimmerten, verschüchtert an der Tür gestanden, ohne nur einen Laut von sich zu geben.

Dagegen erkundigte sich der alte Herr ab und zu nach seinen drei Enkeln. Ilona sprach gern von ihnen. Einmal waren doch die Söhne ihr alles und füllten ganz ihr Denken und Wirken aus, und andererseits schien es das einzige Thema zu sein, das keinen Streit hervorrief. Damit konnte man die Zeit hinbringen. Der Oberst hörte ruhig zu, ohne seine Tochter zu unterbrechen; ja, sie durfte es sogar wagen, ihm kleine Ungezogenheiten der Jungen zu erzählen, über die er sich beinahe zu freuen schien.

Und wenn sie ihn einmal besuchten, so richtete er sich auf, zeigte ungeahnte Kräfte, gab ihnen die Hand, verstieg sich sogar zu einem Kuß und musterte die großen, strammen Jungen, von denen der älteste schon in die Schule ging. Den Bengel packte er dann beim Arm und sagte: „Aber Junge, du kriegst ja schon Muskeln!"

Oder wenn die drei im Zimmer herumliefen, wandte er sich an seine Tochter: „Das müssen mal ein paar tüchtige Soldaten werden!"

Sie durften sich fast alles erlauben, und er sagte nichts, als der kleinste, der in seinem Matrosenanzug mit den Pumphosen ganz niedlich und spaßhaft aussah, ein paar Bücher mit Getöse vom Tisch warf.

Agathe war gut gegen die Jungen. Immer bekamen sie drüben im Eßzimmer Nachmittags Milch, der älteste Kaffee, immer gab es Kuchen dazu, und sie setzte sich zu ihnen, strich dem ältesten Bengel den kurzgeschorenen Kopf, den jüngeren die Locken und ließ sich von ihnen Tante nennen, denn das „Großmama" schien ihr unmöglich.

Die Knaben pflegten mit der kleinen Lili zu spielen, und da die Erzieherinnen zueinander paßten, gingen die vier Kinder meist gemeinsam spazieren.

Einmal kam Ilona, um nach ihrem Vater zu sehen, denn ihr ganzes Leben ging zwischen der Erziehung der Kinder, diesem und jenem Besuch bei alten Kameraden ihres Mannes und dem Erscheinen bei ihrem Vater hin und her. Agathe kam ihr schon auf den Zehen entgegen: der alte Herr schlief, und sie setzten sich in Lilis Zimmer, die ausgegangen war.

Ein Schulheft lag auf dem Tisch. Ilona blätterte darin, und das Gespräch kam darauf, wie die Kleine lerne.

Die Mutter lobte das Kind, erzählte, wie man sie in der Schule gern hätte, wie die Eltern der andern kleinen Mädchen suchten, ihren Kindern den Umgang mit Lili zu empfehlen, genau wie einst Ilona den Präsidententöchtern als Muster hingestellt worden war.

„Aber das muß doch dem Vater Freude machen!"

Agathe zuckte die Achseln.

„Ist er denn nicht stolz darauf?"

Agathe errötete: „Du weißt ja, daß Lili ihn nervös macht."

Da meinte plötzlich Ilona: „Weißt du, was ich schon geglaubt habe? Er liebt das Kind eigentlich nicht."

Jetzt wendete sich Agathe ab, um ihr Gesicht zu verbergen, und Ilona fuhr fort: „Und er tut so unrecht daran, die kleine Lili ist so bescheiden, so still, so ruhig, so lieb und so herzig, daß ich sagen muß, ich wäre heilfroh, wenn meine Jungen nur so wären."

Da merkte sie, wie das Gespräch Agathe peinlich zu sein schien, die jetzt aufstand und die Schulbücher der kleinen Lili fortträumte, nur, daß man ihr die Gemütsbewegung nicht ansehen sollte.

Ilona sagte sich: Die Arme! Es tut ihr weh. Und sie machte sich Vorwürfe, in unzarter Weise an diesen wunden Punkt gerührt zu haben.

Sie wollte es wieder gut machen, deswegen meinte sie erklärend: „Weißt du, woher das bei Papa kommt? Ich glaube, er mag Mädchen nicht, er hätte einen Jungen haben wollen. Ich weiß von meiner seligen Mutter, daß er unglücklich gewesen ist, daß ich kein Sohn war. Papa ist doch ganz alter Militär. Weißt du, wie er immer von meinen Jungen sagt, daß das ein paar tüchtige Soldaten gäben. Darin liegt es! Natürlich! Es ist kein Zweifel. Er ist eben so ungerecht! Leider!"

Damit nahm das Gespräch ein Ende.

Die kleine Lili aber entwickelte sich zusehends, und binnen zwei, drei Jahren ward aus dem hübschen Kind ein kleines Mädchen mit so auffallend schönen Zügen, daß die Leute auf der Straße, wie die Gouvernante erzählte, unwillkürlich sie ansahen, Frauen wie Männer.

Das junge Ding schien davon nichts zu merken, es ward nicht eitel, sondern blieb still und bescheiden. Dazu trug auch ihr Vater bei, denn er machte aus seiner Abneigung gegen die unschuldige Kleine kein Hehl mehr. Sie durfte kaum ins Zimmer kommen, es vergingen Wochen, daß er sie nicht sah, und mit tiefem Mitgefühl bemerkte Ilona den Kummer auf den Zügen Agathes, auf diesen Zügen, die immer schärfer wurden und jetzt schon viel, viel älter aussahen, als sie es hätten dürfen.

Ja, die offenbare Bevorzugung der drei Jungen, deren ältester jetzt ein großer, stämmiger, langaufgeschossener Bengel geworden war, der längst aufs Gymnasium ging, ward Ilona manchmal geradezu peinlich, und sie schickte ihre Kinder, wenn der Oberst nach ihnen verlangte, gewöhnlich allein hin, denn sie mochte nicht Zeuge sein.

Aber immer blieb der Alte noch am Leben, wenn es auch in der letzten Zeit stark mit ihm bergab gegangen war. Es war, als hätten seine geistigen Kräfte gelitten; er war gleichmäßig boshaft gegen seine Frau, er wollte noch immer von der kleinen Lili nichts wissen, und er machte jetzt manchmal gegen die Jungen Bemerkungen, daß auch sie aufmerksam wurden und es der Mutter erzählten.

Er sagte: „So'n Junge ist doch ganz was andres als so'n dummes Mädel!"

Oder: „Na, ihr habt wenigstens Soldatenblut in den Adern!"

Und einmal kam der älteste zu seiner Mutter: „Mama, heute hat der Großpapa zum kleinen Karl gesagt: ‚Junge, du siehst wie ein rechter Schmidt aus!'"

Ilona antwortete: „So, das hat er gesagt?"

Der Knabe fuhr fort: „Ja, und denke dir mal, Karl, der freche Dachs, antwortete: ‚Nein, Großpapa, wir sind Förster-Jungen.'"

Aber Ilona wollte sich so etwas nicht erzählen lassen, und sie empfahl, ohne daß diese den Zusammenhang ahnten, den drei kleinen Burschen, mit der Cousine Lili — denn sie taten untereinander, als ob sie Vettern wären — immer recht nett zu sein.

Da schickte kurz nach den großen Ferien, als die Schule kaum ein paar Tage wieder

angefangen hatte, Agathe abermals das Mädchen herüber, die Frau Oberstleutnant möchte doch so schnell als möglich kommen, der Herr Oberst wäre sehr krank.

Und wieder eilte Ilona hinüber. Auf dem Wege fiel ihr das Telegramm ein, das sie aus Swinemünde gerufen, und sie hatte ein Gefühl, als würde ihr der Zustand nur verheimlicht: ihr Vater war gewiß tot.

Als sie eintrat, kam ihr schon der Arzt entgegen.

Sie erwartete, er würde ihr die traurige Botschaft bringen, doch er schob nur den Kneifer hin und her, drückte ihn sich fest, drehte den Schnurrbart und sagte: „Gnädige Frau, machen Sie sich gefaßt, es geht zu Ende!"

Ilona war in den letzten Jahren in einen solchen Zustand der Erbitterung gegen den Vater geraten und stand mit vollem Herzen auf seiten ihrer Schwiegermutter, daß sie fast bedauernd gesagt hätte: „Ach, ich dachte, er wäre schon tot!"

So ging sie denn hinein und fand dort Agathe am Bett kniend, während der alte Mann regungslos in den weißen Kissen lag, schwer atmend, mit geschlossenen Augen. Er schien seine Tochter nicht mehr zu erkennen, und sie erschrak dermaßen vor seinem Anblick, vor diesem winzigen Menschenangesicht mit dem riesigen gesträubten weißen Bart, vor dieser kläglichen letzten Hülle dessen, der doch ihr Vater war, daß alles vergessen schien, alle Empörung über ihn, und die Tochter sich in ihr regte.

Sie umklammerte die knochige, lange Hand, die unruhig die Finger bewegte, tastend, als spielte sie ein Instrument; sie näherte sich dem Ohr und flüsterte: „Vater, mein lieber Vater, ich bin da!"

Er rührte sich nicht, vielleicht hatte er nichts mehr gehört.

Doch sie bat noch einmal: „Vater, lieber Vater, hörst du mich, verstehst du mich nicht?"

Nun schlug er schwer die Lider auf und schien eine Anstrengung zu machen, um sie zu sehen. Aber es ging nicht, und jetzt näherte sie sich ganz seinem Ohr und rief: „Vater, hörst du mich, Vater, hörst du mich?"

Er fragte: „Lona?"

„Ja, deine Lona ist ja da, deine Tochter!"

Und der Sterbende stammelte: „Ja, du bist meine Tochter, du bist meine Tochter!"

Ilona schluchzte und beugte, neben Agathe kniend, welche sich leise erhoben hatte, die Stirn auf die Bettücher, da die Hand des Vaters ihre beiden Hände hielt. Die tränenden Augen wischte sie mit dieser Bewegung ab.

Da aber dachte sie an Agathe, und sie erhob sich, ohne die Hand des Sterbenden loszulassen, und sagte: „Komm her, hier ist dein Platz!"

Agathe schüttelte den Kopf.

Doch Ilona griff nach ihr und zog sie langsam heran. Sie gab dem leisen Druck nach, und nun knieten die beiden Frauen nebeneinander.

Da rief Ilona dem Vater ins Ohr: „Agathe ist da, deine Frau, willst du ihr nichts sagen, Vater?"

Doch seine Gedanken schienen weit fort zu sein, viele Jahre zurück.

Er sprach von seiner ersten Frau, Ilonas Mutter. Man verstand kaum, was er sagte, nur in abgerissenen Sätzen klang es: „Klärchen — ja — die Lona soll brav werden! Ist sie nicht schon gut — unsre kleine Lona? — du mußt mich nicht allein lassen — du mußt uns nicht allein lassen — was sollen wir denn allein anfangen? Klara, bist du noch da? Klara! Klärchen!"

Die Tochter neigte sich wieder an sein Ohr: „Agathe ist's, hörst du, Vater. Und deine Lona ist auch da."

Er machte den Versuch zu lächeln, aber auf dem abgezehrten Schädel sah es aus wie ein Grinsen: „Ja, Lona — du bist meine Tochter! Ach, wenn das die Mutter gewußt hätte — Bist du auch hier?"

„Ja, Vater!"

Und Lona nahm Agathes Hand, zog die ihrige leise fort und legte in des Obersten erkaltende Finger die seiner Frau.

Dann rief sie ihm wieder ins Ohr: „Vater, nun paß auf! Vater, hörst du mich?"

„Ja, Lona!"

„Deine Frau ist doch hier, deine Agathe; sie will Abschied von dir nehmen, Vater, hörst du?"

Doch er richtete sich mit einem Male auf. Mit übermenschlicher Gewalt schien er sich zu zwingen, die Augen zu öffnen; es war, als wolle er etwas sagen; es tobte und röchelte in seiner Brust, dann stammelte er: „Lona — Kind — ich muß dir etwas sagen — nur für dich, hörst du? Aber du ganz allein. — Wer ist hier?“ Und er fragte mehrmals hintereinander: „Wer ist hier? Wer ist hier? Ich sage es nur meiner Tochter!“

Die beiden Frauen blickten sich an. Der Arzt war bereits leise ins Nebenzimmer getreten; Agathe stand auf, sie war totenblaß, und als Ilona ihre Hand nahm, als wollte sie sie um Entschuldigung bitten, daß sie die Frau vom Totenbett einen Augenblick fortschickte, die Frau, die ihm doch am nächsten stand, weil er verlangte, mit seinem Kinde allein zu sein, fühlte Ilona, wie ihre Hand zitterte — zitterte, als schlüge sie förmlich hin und her.

Und sie warf dem gebrochenen Weibe, das einen Ausdruck des starren Entsetzens in den Zügen trug, wie vor einer bevorstehenden furchtbaren Gefahr, einen mitleidig flehenden Blick zu. Dann ging Agathe hinaus.

Der Sterbende fragte wieder: „Lona, mein Kind, bist du allein?“

„Ja, Vater!“

Jetzt nahm er, wie es schien, alle Kraft zusammen, er versuchte sich sogar aufzurichten, zog die Ellenbogen zurück, um sich aufzustützen; aber mit einem Male, ehe er gesprochen, sank er mit einem Seufzer zurück. Der Kopf fiel auf die Seite, langsam rutschte die Kinnlade herab, ein Gurgeln, ein Stöhnen, die Hände krallten sich zusammen, daß sie sich fast in Ilonas Fleisch gruben, streckten sich wieder, der ganze Leib dehnte sich, und dann lag der Tote unbeweglich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ilona hatte noch nie einen Menschen sterben sehen, sie wußte nicht bestimmt, war es so weit? Was bedeutete das? Nur eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen, so daß sie laut um Hilfe rief: „Agathe, Agathe! Um Gottes willen schnell! Herr Doktor! Kommen Sie doch, kommen Sie doch herein, der Vater ist krank, kränker, was ist denn das, was hat er denn nur?“

Die beiden anderen waren sofort erschienen, und während die Frau niederkniete am Bett, aber ein Stück entfernt, als wagte sie sich nicht heran, und zusammensank mit über der Brust gefalteten Händen, fast wie eine Büßerin, sagte der Arzt nur leise die Worte: „Es ist zu Ende!“

(Schluß folgt.)



Friedrich der Große von Uphues.

Die Siegesallee und das Bismarckdenkmal

Ein Geschichtsspaziergang

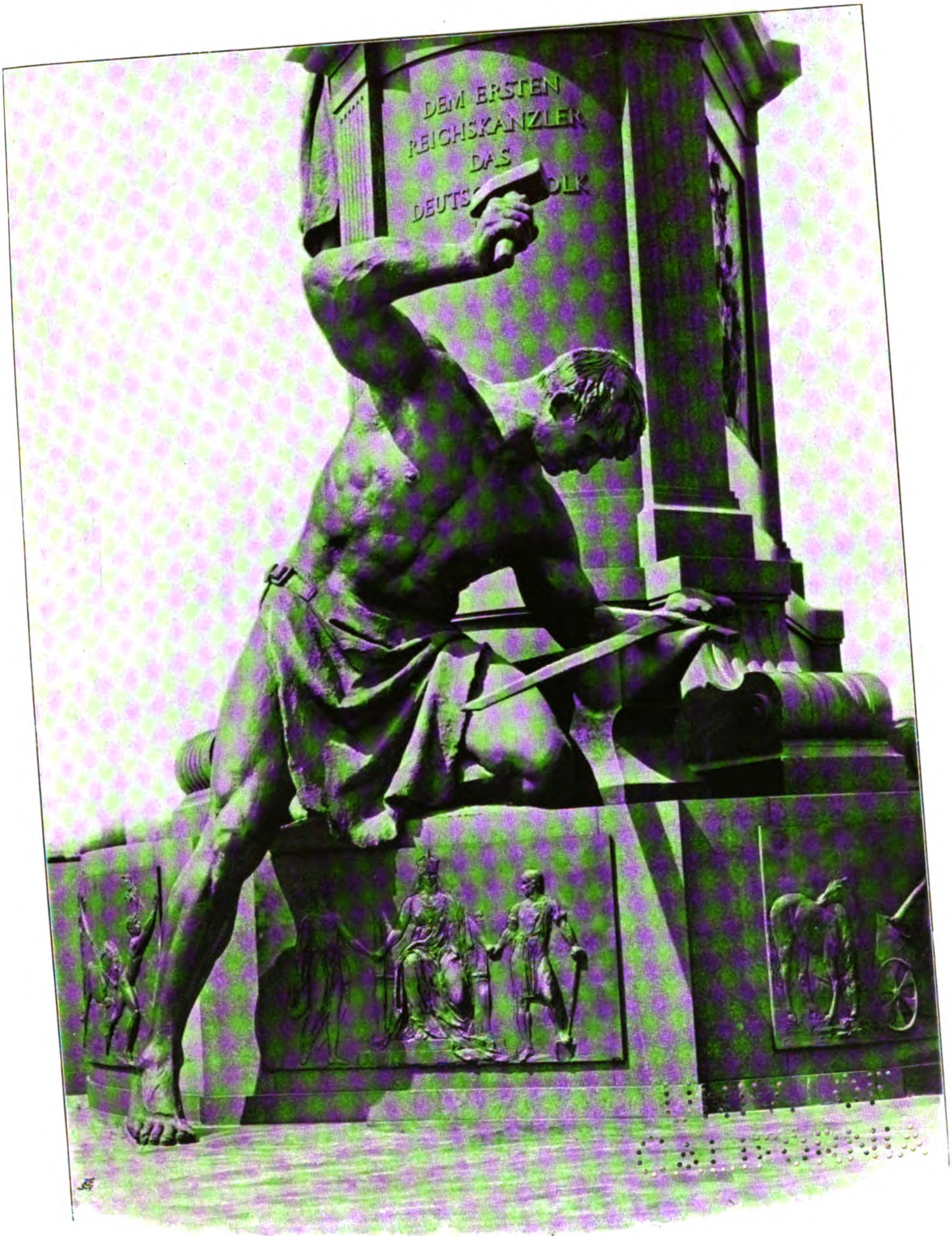
von

Wolfgang Kirchbach

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Januar 1895 hatte Kaiser Wilhelm II. versprochen, der Stadt Berlin zweiunddreißig Statuen zu schenken, mit welchen nach siebenjähriger Arbeit der Künstler seit einiger Zeit jene breite Querstraße geziert ist, die im Berliner Volksmunde die „Puppenallee“ genannt wird. Der Fremde wird vielleicht geneigt sein, darin einen gewissen Undank des Berliner Witzes zu sehen, der sich mit einem solchen Schlagwort über eine ernstere Würdigung des Schaffens vieler Künstler von hohem Range hinwegzusetzen versucht. Diese Folgerung würde ein Irrtum sein. Der Altberliner nennt jedes Standbild, jede Statue eine „Puppe“. Das Wort Statue kennt der Märker als solcher gar nicht; er nennt antike Venusfiguren ebensogut „Puppen“, wie er völlig harmlos, ohne witzig sein sollenden Nebengedanken, die Rokokostatuen im Parke von Sanssouci mit diesem Worte bezeichnet. Und so ist die gegenwärtige Puppenallee nicht die erste ihres Namens, sondern hat schon eine Vorgängerin gehabt nicht weit von der Stelle, zu der man heute pilgert. In der Gegend des jetzigen „Sterns“ im Tiergarten gab es schon unter den beiden ersten preußischen Königen eine solche „Puppenallee“, und in Erinnerung an diese ist die Neubildung der Bezeichnung entstanden. Viele Neuberliner, die Million Berliner, die in den letzten zwanzig Jahren zugezogen sind, wissen freilich nichts von der Bedeutung des Wortes Puppe im märkischen Munde; sie legen sich den Volksnamen auf ihre Weise aus, die dann wohl manchmal nicht gerade schmeichelhaft für das Schaffen der Künstler ausfällt.

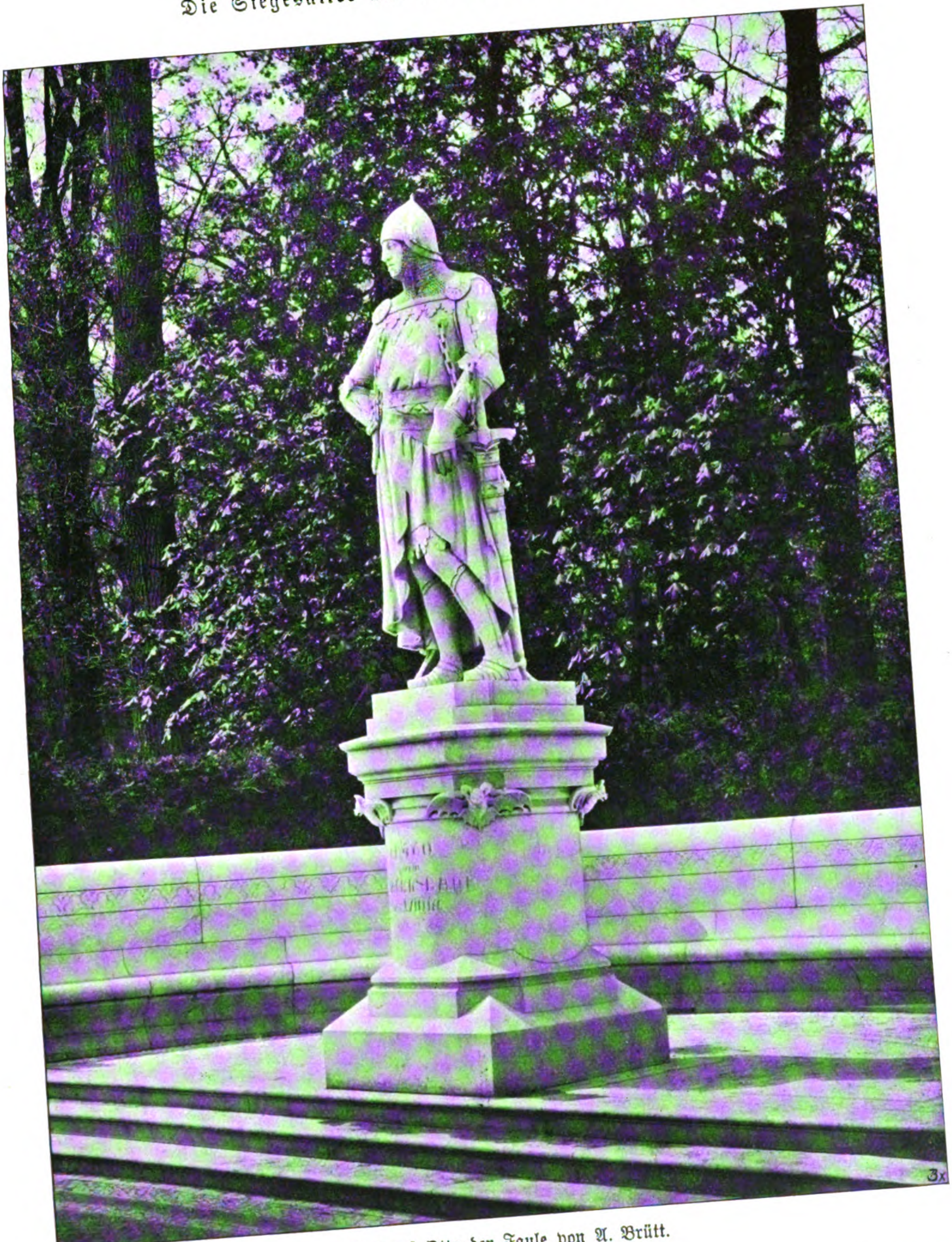
Diese Verwechslung, welche auch in unsre Witzblätter übergegangen ist, darf uns nicht abhalten, einmal das Geschaffene gründlicher zu betrachten. Und da stellt sich heraus, daß wir uns einem geschichtlichen Epos in



Sockelgruppe vom Bismarckdenkmal von Reinhold Begas.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschwei

Zu Kirchbach: Die Siegesallee und das Bismarckdenkmal.

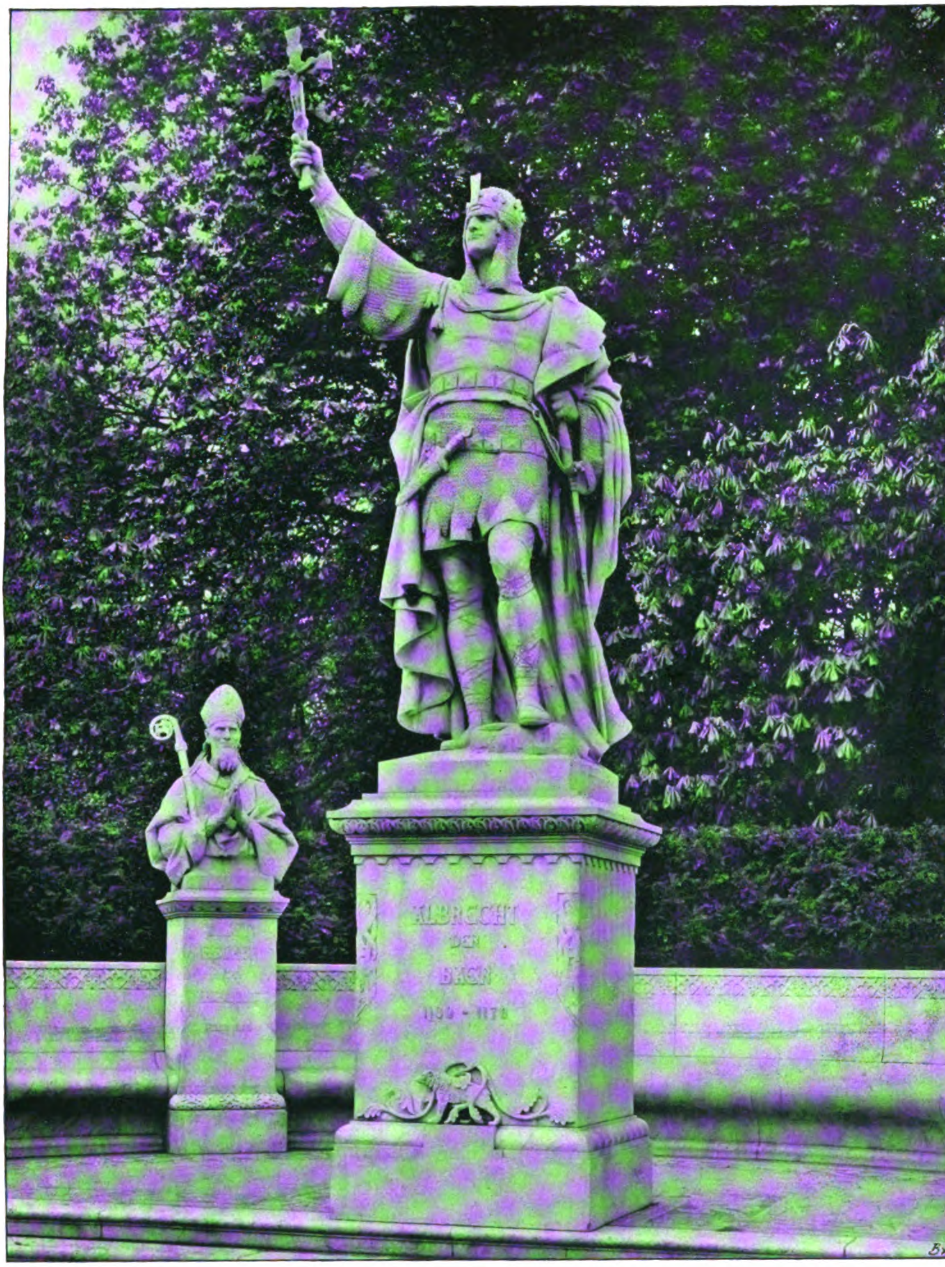


Markgraf Otto der Faule von A. Brütt.

Marmor gegenüber befinden, welches uns Schritt für Schritt auf dem Ortsboden märkischer Entwicklung von den Zeiten des Begründers der Mark Brandenburg, Albrechts des Bären, Kaiser Karls IV., über die Zeiten des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen weg bis zum ersten Kaiser des neuen Reiches und der das ganze neue Reichsvolk vertretenden ehernen Gestalt des Fürsten Bismarck führt. Denn wenn wir als letzte Figur der Siegesallee die schlichte Gestalt Kaiser Wilhelms betrachtet haben und einen Schritt weiter tun auf den Königsplatz, ersteht mächtig vor uns, vor der Hauptfront

des Reichstagsgebäudes, die Riesenfigur des eisernen Kanzlers mit den Gestalten der Germania, die als Reichseinheit dem Panther der Zwietracht auf den Nacken tritt, während der deutsche Michel als ein andrer Siegfried sein Schwert schmiedet und die Muse der Geschichte, auf ihrer Sphinx ruhend, im Buche der Geschichte liest. Wir können weder zeitlich noch räumlich die Siegesallee vom Nationaldenkmal für Bismarck trennen; ein Meister, Begas, hat diese Werke gleichzeitig geplant und gemeinsam mit andern Künstlern vollendet. Die märkische Geschichte mündet ins Deutsche Reich ein, dessen Denkmal in seinem typischen Vertreter mit Riesendimensionen alles andre überragt und so auch sinnlich sichtbar zeigt, daß die ganze Galerie märkischer Herrschergestalten, Künstler, Philosophen, Gelehrter, Staatsmänner, Dichter — sechsundneunzig an Zahl — dem nationalen Gedanken, den Reinhold Begas im Bismarckdenkmal verkörpert hat, zustrebt, indem wir selbst als Beschauer diese Wanderung wiederholen. So lange noch am einzelnen geschaffen wurde, konnte man streiten über mancherlei. Man konnte sich das Denkmal Kaiser Wilhelms I., statt vor das Schloß von Berlin, auf die Rabensberge bei Potsdam wünschen, wo es ein Wallfahrtsort für die Berliner wie alle zureisenden Deutschen geworden wäre. Man konnte sich auch wegen des Bismarckdenkmals mancherlei Gedanken machen. Aber sieht man jetzt, was fertig geworden ist, so können wir die Verbindung lokaler Geschichtserzählung der Siegesallee mit der alten Siegessäule zum Andenken an 1870/71 und mit dem Bismarck-Volksdenkmal vor dem Volkshause ganz Deutschlands, nämlich dem Reichstagsgebäude, nur als höchst glücklich und geschichtlich-moralisch berechtigt preisen. Der Kaiser soll gewünscht haben, das Denkmal seines Großvaters vor seinen Augen zu haben, so ist es ins Centrum Berlins gekommen. Das Epos der Einmündung märkischer Geschichte ins Reich aber, wo Kaiser Wilhelm I. selbst nur als ein Mitgestalter am Ganzen gedacht ist, hat ein freier, geschichtlicher Sinn vor dem Hause der deutschen Volkseinheit und Volksfreiheit gipfeln lassen, und das ist schön, das ist weitblickend und im Sinne der reinen Geschichtsidee selbst gedacht. Um diese Idee ganz sichtbar zu machen, hat man vor der Siegessäule altes Buschwerk herausgeschlagen, so daß der Deutsche von jetzt ab vom Treppenunterbau und den Stockwerken der Siegessäule den Gesamtüberblick über die ganze Galerie der Fürsten und Volkserzieher hat und über das Bismarckdenkmal dazu. Wir vermögen mit einem Blick den Kopf des Philosophen der Pflicht, Immanuel Kants, und die Rednergestalt Bismarcks als des Verkünders der deutschen Idee zu überschauen.

Erst nachdem wir diesen Gesichtspunkt geistig wie körperlich gewonnen haben, dürfen wir es wagen, das ganze große Werk im einzelnen zu verstehen und, unabhängig von der Tagesmeinung, zu sehen, was eigentlich geschaffen worden ist. Wir sind zu dem Schlusse gelangt, daß die Berliner Siegesallee eine der besten historischen Galerien ist, die überhaupt jemals geschaffen worden sind. Wenn wir vor einigen Monaten den Lesern von den pergamenischen Ausgrabungen berichteten und von den erzählenden Reliefs der Telephossage, so erinnert uns die Siegesallee als ein Denkmal biographischer Geschichtserzählung an solche uralte Aufgaben der Bildhauerei. Es ist den Berliner Künstlern gelungen, von den Zeiten Barbarossas bis zum Zeitalter Bismarcks ein charakteristisches Bild der Kulturentwicklung und der Zeitempfindung in geschichtlicher Folge zu geben, in dem die einzelnen Figuren nicht nur als biographische Persönlichkeiten dargestellt sind, sondern auch jeweilig als Repräsentanten ihrer Zeit erscheinen. Es ist nicht nur das äußere Kostüm der Figuren, das vom Kettenpanzerhemd der Kreuzzugsperiode bis zum Waffenrock und Mantel Kaiser Wilhelms den Wandel der Trachten veranschaulicht. Es sind vielmehr die Gebärden, Stellungen, die charakteristischen Bewegungen, die Motive der Figurenhaltung, es sind Mimik und Physiognomik, die von fast allen besseren Künstlern der Siegesallee in den Dienst der Geschichtscharakteristik gestellt sind. Nicht immer, aber in sehr vielen Fällen ist das Wesen derer, die an die Spitze der Völker und Staaten gestellt sind, auch ein Ausdruck des Wesens ihrer Zeit; meist haben die Völker diejenigen Führer, die sie nach ihren Eigenschaften verdienen;



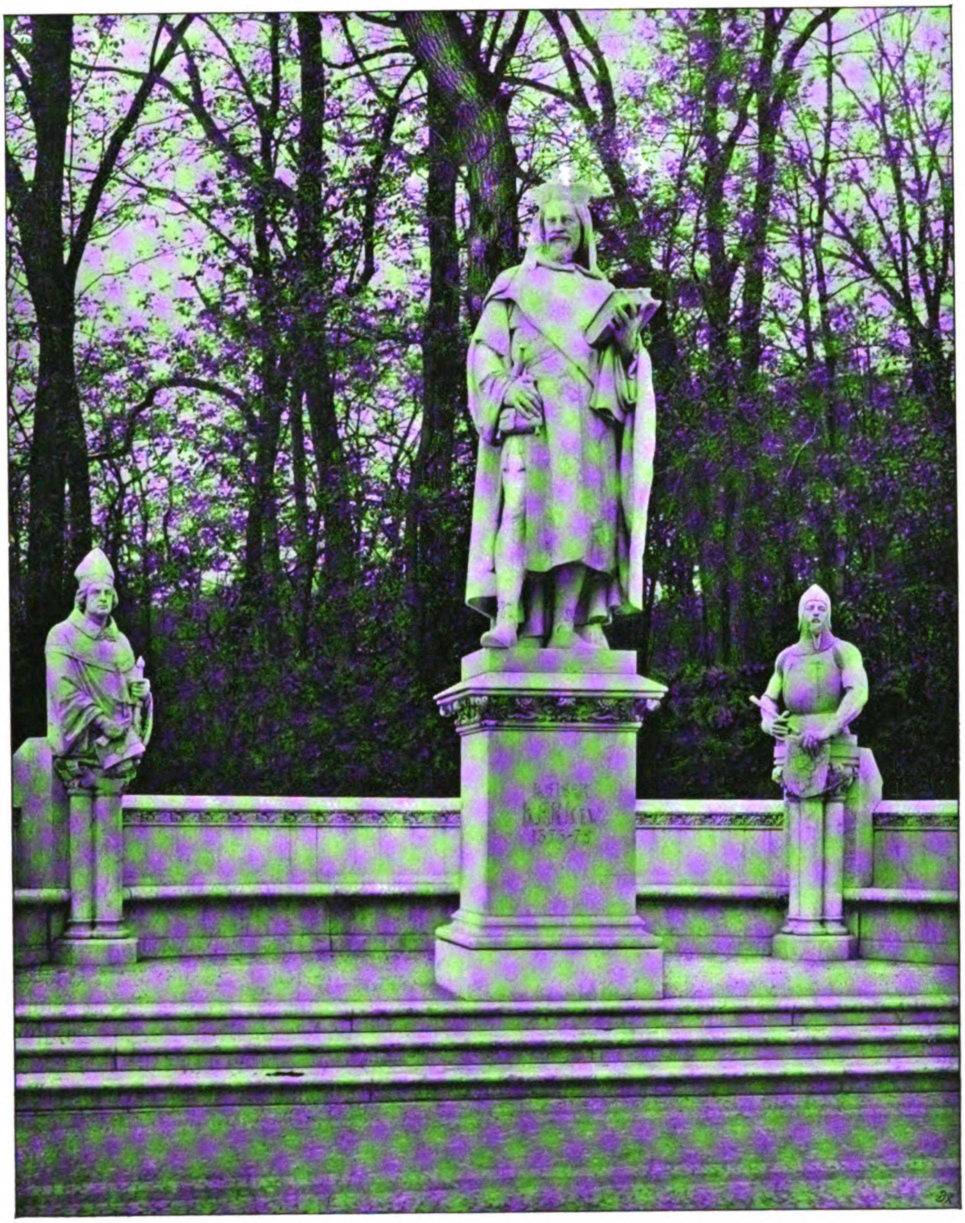
Markgraf Albrecht der Bär von Walter Schott.

ein denkender und talentvoller Bildhauer wird von diesen Erfahrungen Nutzen ziehen und die persönlich überlieferte Eigenart darzustellender Fürsten oder sonstiger bedeutender Männer mit der Schilderung des Zeitgeistes in ihnen zu verbinden wissen. Den Meistern der Bildhauerkunst genügt dazu ein Kostüm und ein paar im Wesen der Zeit begründete historische Geräte, um die Gesamterinnerung des Kundigen zur Gestaltung eines Eindrucks zu veranlassen, der den ganzen Inhalt der Zeit auf das Standbild konzentriert sieht.

Und die Künstler der Siegesallee haben es fast durchweg verstanden, dieses Kunstprinzip taktvoll zur Geltung zu bringen.

Sie haben in vielen Fällen, wo es der Gegenstand und die Auffassung erheischte, den Humor walten lassen; jenen historischen Humor, den wir in Shakespeares Königsdramen bewundern; sie haben sich ebenso oft feiner Satire, scharfer plastischer Beobachtung menschlicher Schwächen und Charakterfehler bedient, um uns das Epos deutscher Entwicklung treu zu schildern an den Gestalten der Askanier, der Wittelsbacher, verschiedener deutscher Kaiser und der Hohenzollern, die nacheinander die Mark beherrscht, allmählich Preußen und zuletzt das neue Deutsche Reich geschaffen haben. So werden wir in der Tat unmittelbar an ein Werk wie die Königsdramen Shakespeares erinnert, welches hier der Phantasie einer ganzen Vereinigung von Künstlern vorzuschweben schien, um in Humor und Laune, in behaglichem Sinne für Individualität und zeitliche Eigentümlichkeit im Marmor zu schaffen, was der realistische Dichter in Fleisch und Bein seiner Schauspieler an Figuren wie Prinz Heinz, Percy, Falstaff gestaltet hatte. Denn köstliche Falstaffgestalten, wahre Pistols, aber auch lebensfrische Prinz Heinrich-Gestalten ergötzen uns unter den Fürsten und Markgrafen der Siegesallee. Die Liberalität des Auftraggebers hat in diesem wichtigsten Punkte, welcher die innere Freiheit und Wahrheit der Kunst bedingt, der Laune der Künstler volle Freiheit gelassen, und so sind fast alle Figuren so ausgefallen, wie sie der Volksphantasie und dem unparteiischen Geschichtschreiber vorschweben. Noch ist der größere Teil des Publikums gar nicht hinter diese Eigenschaften der Siegesallee gekommen. Man glaubt mit byzantinischen Gefühlen vor etwas stehen zu müssen, was von einem Teil der öffentlichen Meinung von vornherein in eine ganz falsche Beleuchtung gerückt worden ist. Wer wagt unter solcher Beleuchtung die kostbare Gestalt „des Faulen", Markgraf Ottos des Faulen, ein Meisterwerk A. Brütts, auch mit dem Humor anzusehen, den die Figur in jedem Gliede ausspricht, wer wagt den Shakespeareschen Gestaltungswitz an diesem trägen Gesellen überhaupt zu bemerken, wenn er denkt, das alles wäre Byzantinismus, Hohenzollernsche Selbstapotheose und dergleichen? Wie er dasteht, dieser Jammermann aus dem Wittelsbacher Hause, der sich als Schwiegersohn Kaiser Karls IV. gegen Geld bewegen ließ, auf die Mark zu verzichten, nachdem er schon sechs Jahre lang, zum Schaden des Wittelsbachischen Hauses, andre für sich hatte regieren lassen. Wie er dasteht mit trägen, glotzigen Augen, den Kopf stumpfsinnig vorgehängt, das linke Knie schiefbeinig nach innen geschoben, die Linke lässig über den Schwertknauf, die Rechte über die Hüfte baumelnd, als wollte er jeden Augenblick einnicken wie ein altes Droschkenpferd, das im Stehn schläft! Das ist ein Meisterstück humoristischer Charakteristik im volkstümlichen Sinne und will als solches genommen sein. Auch haben die Künstler keineswegs die Hohenzollern verschont, wo es die Wahrheit der Geschichte erheischte. So wird man in den Gesichtszügen des sonst so schmucken Kurfürsten Joachim I. viel von der Mischung von Strenge, Hochmut und Aberglauben erkennen, die in diesem Manne lebte. Wir entsinnen uns, daß er aus Furcht vor einer von seinem Astrologen Carion geweissagten Sündflut an einem Gewittertage mit der Frau Kurfürstin auf den Tempelhofer Berg flüchtete, um dort das Hereinbrechen der Sündflut abzuwarten. Als sie nicht einbrach, kehrte er etwas enttäuscht ins Schloß zurück. Der Künstler hat ihm in der Tat einen eigentümlich abergläubischen Ausdruck zu geben verstanden.

Die Siegesallee ist nicht das erste Unternehmen dieser Art. Am königlichen Schlosse in Dresden sieht man zum Beispiel seit dreißig Jahren ein Riesenscraffito, welches die ganze Ahnenfolge sächsischer Kurfürsten und Markgrafen aus dem Hause Wettin vorführt. Wenn in Berlin etwas Gleiches geschehen ist, so wird man über die historische und sonstige Berechtigung nicht mehr zu streiten haben; man hat in Berlin nichts andres getan, als was in andern deutschen Landen vorher auch unternommen ist. Nur hat der Kaiser das kostbarere Material, den Marmor, gewählt, und die Künstler haben versucht, den Lokalgestalten märkischer Geschichte zugleich eine allgemeinere Zeitbedeutung zu verleihen. Das ist gewiß, da Berlin seit zwanzig Jahren eine Stadt aller Deutschen ist, kein Schade für die Kunst und fürs Genießen.

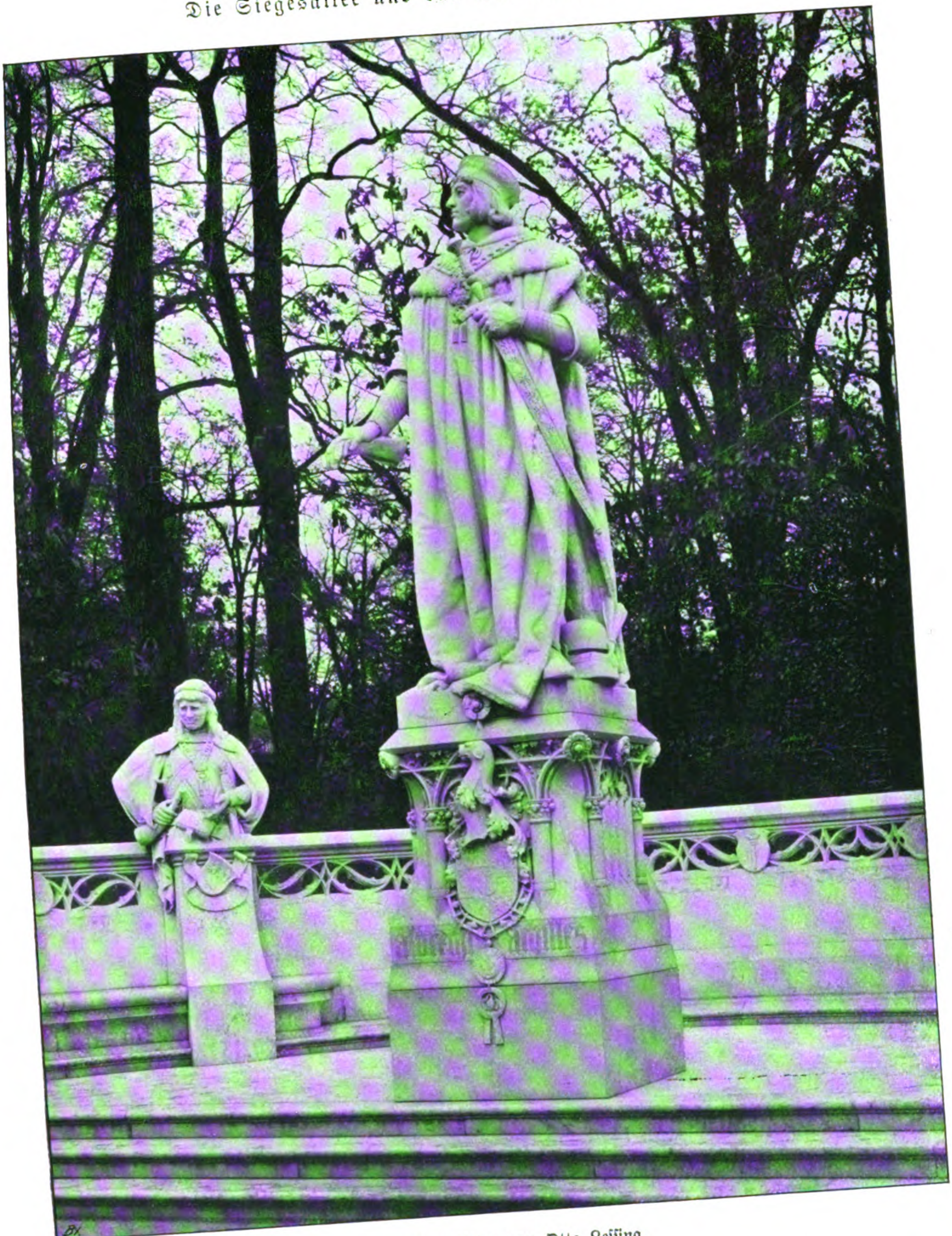


Kaiser Karl IV. von Ludwig Cauer.

Gleich die erste Gestalt, welche den historischen Spaziergang eröffnet, zeigt solche allgemeinere Zeitcharakteristik. Albrecht der Bär war der Begründer der Mark, die er, in der heutigen Altmark etwa, von Kaiser Lothar für seine Dienste erhielt. Er wurde zum ersten Kolonisator des Landes östlich der Elbe und damit gleichzeitig zum Slavenbekehrer, der den Kreuzzug gegen die heidnischen Slaven führte. Es war eine aufgeregte, schwärmerisch-leidenschaftliche Zeit, eine Leidenschaftlichkeit, die wir ebenso in Heinrichs des Löwen Fußfall vor Barbarossa und in dem Fußfall des Kaisers von Chiavenna, in Barbarossas Kreuzzug zittern fühlen. Und deshalb trägt der Askanier Albrecht der Bär das Kreuz mit energisch-leidenschaftlicher Gebärde hochgehoben in der

Hand mit dem Ausdrucke der Religionsschwärmerei und des Trutzes zugleich, deshalb droht er mit dem Kreuz geradezu, im ganzen eine rauhe, aber mächtige und kraftstrotzende Gestalt. Sein Geschlecht stammte aus dem Nordharze, und wenn der Künstler auch kein Porträtbildnis als Vorlage gehabt hätte für den Kopf, er würde mit dieser Geiernase tatsächlich einen Typus getroffen haben, der noch heute im Harze zu Hause ist. In Braunschweig, in Hildesheim, Goslar und andern Städten sehen wir noch heute, was für ein Gewaltgeschlecht die Zeiten Bernwards von Hildesheim, Heinrichs des Löwen hervorbrachten im Norden; wir dürfen dem Künstler Walter Schott das Zeugnis ausstellen, daß er eine Gestalt aus jenem Lebenselement geschaffen hat, und daß es sich bei seiner Figur keineswegs um eine theatralische Pose, sondern um eine sehr charakteristische Bezeichnung des rücksichtslosen, wildschwärmerischen Geistes der Zeit handelt.

Um zu sehen, in welchem Geiste diese ganze Siegesallee sich charakteristisch bestimmt, brauchen wir nur die gegenüberstehende Figur Kaiser Wilhelms I. auf der andern Seite der Straße zu betrachten. Schlicht und einfach steht der erste Kaiser des neuen Reichs da, den Krimstecher in der gesenkten Hand, mit scharfen und wohlwollenden Augen ausschauend, wie er auf Paraden oder auch auf den Schlachtfeldern in Frankreich von seinem Beobachterposten aus den Aufmarsch der Truppen zu überschauen pflegte. Etwas vorgeneigt vom Alter trägt er das Haupt, die Füße sind in der anspruchslosen Winkelstellung zueinander, die dem vorsichtigen und aristokratisch einherschreitenden Alter eigen ist, schmucklos ist der Waffenrock, der offene Mantel hängt geradfaltig um die Schultern. Das ist der Mann einer modernen Zeit, die Riesenschlachten geschlagen hat eben mit der schlichten Disziplin, der weise und ruhig abwägenden Beobachtung und Disposition auf Räumen, die das Auge nur mit dem Krimstecher überschauen kann. Das ist auch der schlichte Mann einer Zeit, welche daranging, das soziale Leben gesetzgeberisch auszugleichen, und das ist, inmitten solcher allgemeinen Charakteristik, zugleich das Meisterstück einer Porträtfigur Kaiser Wilhelms, wie er leibte und lebte, wie er mit ruhig verbindlichem Wohlwollen den Seinigen entgegenkam, an seinem historischen Eckfenster stand, zu seiner Loge im Theater schritt oder bei Hofbällen als alter Gentleman im Flor der Damenwelt erschien. Hat man diese lebenswahre und für das Zeitalter Gustav Freytags so bezeichnende bürgerlich-königliche Gestalt, in welcher Reinhold Begas eines der besten seiner Porträtstandbilder geschaffen, recht aufmerksam betrachtet, so wird man im Rückblick auf den ersten Markgrafen nicht mehr ein theatralisches Kunstprinzip walten sehen, sondern in seiner fanatisch aufgeregten Stellung die objektive Zeitcharakteristik erkennen, mit der wir nun auch an den vollen Genuß der andern Figuren herantreten. Die Kunst der Siegesallee ruht durchweg auf demjenigen Kunstprinzip, das mit Rauch und Rietschel in die deutsche Kunst gekommen ist, dem charakteristischen Realismus, dem wir in der Dichtung die Werke Kleists: den „Prinzen von Homburg“, die „Hermannsschlacht“, den „Zerbrochenen Krug“ verdanken. Die Berliner Meister haben zu diesen Kunstprinzipien noch eine reichere, mehr malerische Behandlung des Kostüms hinzugebracht, weil sie eben historisch und zeitlich zu charakterisieren wünschten. Das schöne Material des Marmors ermöglichte aber den ausführenden italienischen Steinbildhauern, von einer Kunst der modernen italienischen Marmortechnik seit fünfundzwanzig Jahren Gebrauch zu machen, welche auch das Stoffliche realistisch zu beleben weiß. So sind die Panzerhemden der mittelalterlichen Gestalten mit ihren Stahlringen ebenso vortrefflich nachgeahmt wie der Seidenbruch auf kurfürstlichen Mänteln oder die Allongeperücken, die Federhüte der Männer des Dreißigjährigen Krieges. In dieser Hinsicht ist eine gleichmäßige Vortrefflichkeit der Technik über dem Ganzen, welche in kommenden Zeiten immer wieder die Genugtuung sachverständiger Beschauer erwecken wird. Was die allgemeine künstlerische Qualität anlangt, so schreitet sie im ganzen fort, je mehr man sich den jüngsten Jahrhunderten nähert. Aus zwei Gründen. Man hat die Gestalten der rechten Seite mehr den bedeutenderen Bildhauern übertragen, die auch geschichtlich in der besseren Lage waren,



Albrecht Achilles von Otto Lessing.

insofern als alte Bilder und Kupferstiche, Geschichtswerke in den letzten dreihundert Jahren reichlicher zur Information der Künstler dienten. Die linke Seite ist mehr an weniger reife und starke Meister verteilt worden, und diese hatten gerade die schwierigere Aufgabe, insofern sie oft gar keine oder nur unvollkommene Bilder der alten Helden hatten, sondern sich aus freier Phantasie eine Gestalt im Zeitkolorit erfinden mußten. Das Verhältnis aber stellt sich doch so, daß wir unter den zweiunddreißig Fürstengestalten etwa zwanzig vortrefflich geratene, darunter Kunstwerke ersten Ranges, zählen, während wir nur etwa zwölf, die sich vorwiegend auf die älteren Zeitalter ver-

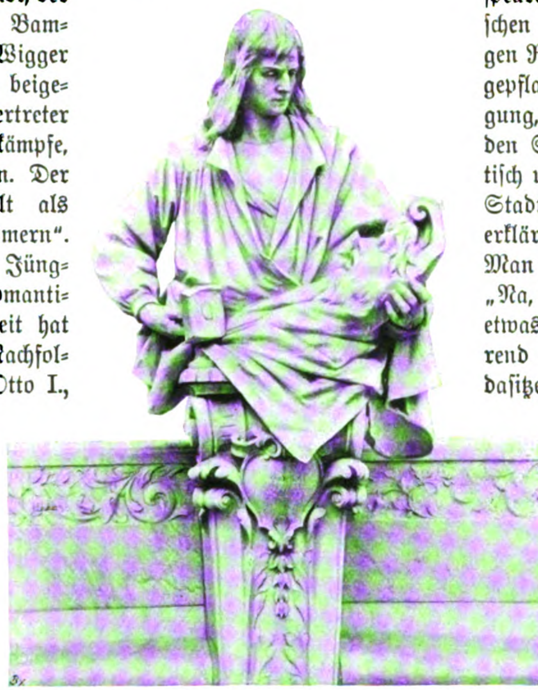


Der Große Kurfürst von Fritz Schaper.

teilen, als minderwertig, einige vielleicht sogar als schlecht bezeichnen dürfen. Das ist aber ein selten günstiges Verhältnis! Man sehe, was bei ähnlichen Aufträgen von öffentlich-dekorativem Charakter im Rokokozeitalter oder von den Bildhauern am Heidelberger Schlosse gegeben worden ist. Man vergleiche so manches, was noch aus den ersten Jahren nach 1870/71 in Berlin herrührt, um keinen Augenblick im Zweifel zu sein, daß über der Siegesallee ein besonders günstiger Stern gewaltet hat, indem die Aufgabe als gesamt-charakteristische, als historische überhaupt, vortrefflich gelöst ist und im einzelnen

denn doch Werke entstanden sind, welche Meister wie Reinhold Begas, Rudolf Siemering, A. Brütt, Gustav Eberlein, Peter Breuer, Max Baumbach auf der Höhe ihres individualisierenden Könnens zeigen.

Dem markigen Vertreter des Slavenkämpfertums, Markgraf Albrecht dem Bären, sind als Büsten auf der Banklehne, wie sie jedes Denkmal umgibt, der Bischof Otto von Bamberg und Bischof Wigger von Brandenburg beigegeben, als Hauptvertreter jener Bekehrungskämpfe, die dem Osten galten. Der Bischof Otto galt als „Apostel der Pommern". Als eine frische Jünglingsgestalt der romantischen Kreuzfahrerzeit hat Max Unger den Nachfolger des Bären, Otto I., aufgefaßt, eine flotte, langlockige, ritterliche Figur, denn er war ein Mann, der an der Seite Barbarossas gegen den Löwen kämpfte und auch in Pommern gegen die Slaven kriegte. Er gründete das Kloster Lehnin; der Abt Sibold von Lehnin, der den Märtyrertod starb, sowie der letzte brandenburgische Slavenfürst Pribislaw, ein Wendenfürst im Havelland, der, zum Christentum bekehrt, sein Land den Askaniern vermachte, sind hier als zeitgenössische Männer in Hermen gebildet. Es folgen die Askanier Markgraf Otto II. von Joseph Uphues, der nachdenklich auf das Kinn gestützt dasteht, und Albrecht II. von Johannes Böse. Sie sind umgeben von Männern wie Johann Gans, einem Vertreter des ältesten Adels in der Mark, Heinrich von Antwerpen, einem der ältesten Geschichtschreiber, Eike von Repkow, dem Verfasser des „Sachsenspiegels", und Hermann von Salza, dem Hochmeister des deutschen Ordens. Berühren diese Gestalten sich mit der allgemeinen deutschen Geschichte, so bringt uns eine vortreffliche Gruppe von Max Baumbach das älteste Berlin nahe. Denn die Zwillingsbrüder Johann I. und Otto III., welche gemeinsam die Mark regierten, sind in einer Gruppe dargestellt, in welcher Otto dem Bruder den Plan der Stadt Berlin erklärt. Kernig und kraftvoll, wie zwei Gestalten aus Shakespeare, sind die sympathischen Gründer der jetzigen Reichshauptstadt hingepflanzt, die Handbewegung, mit welcher Otto den Stadtplan als praktisch und das Schicksal der Stadt als verheißungsvoll erklärt, ist meisterhaft. Man sieht, wie er sagt: „Na, Bruder, hier ist doch etwas zu machen!", während der Bruder, breit dasitzend, energisch an dem Plan studiert. Simeon, der Propst von Berlin, und Marsilius, der erste Schultheiß von Berlin, ergänzen als Hermen das dramatisch belebte Kulturbild. Markgraf Johann II. von R. Felderhoff folgt und Markgraf Otto mit dem Pfeil, der eine Binde um den Kopf trägt, weil ihn bei der Belagerung von Staßfurt ein Pfeil traf, dessen Spitze erst nach einem Jahr entfernt werden konnte. Letzterer stammt von Karl Begas. Beide Werke bieten künstlerisch wenig Anziehendes. Dagegen interessiert Markgraf Waldemar der Große von Reinhold Begas durch sinnige Charakteristik. Es ist jener echte Waldemar, dem nach seinem Tode der falsche Waldemar erstand, jener Markgraf (1308 bis 1319), dessen Macht bis nach Dresden und über Pommern bis Danzig reichte. Begas stellt ihn dar, die Arme ausruhend über das Schwert gelegt, wie jemand, der mit angenehm blasierter Genugtuung über das mit dem Schwert Errungene hinblickt und doch scharfblickend das Seine



Andreas Schlüter von Gustav Eberlein.

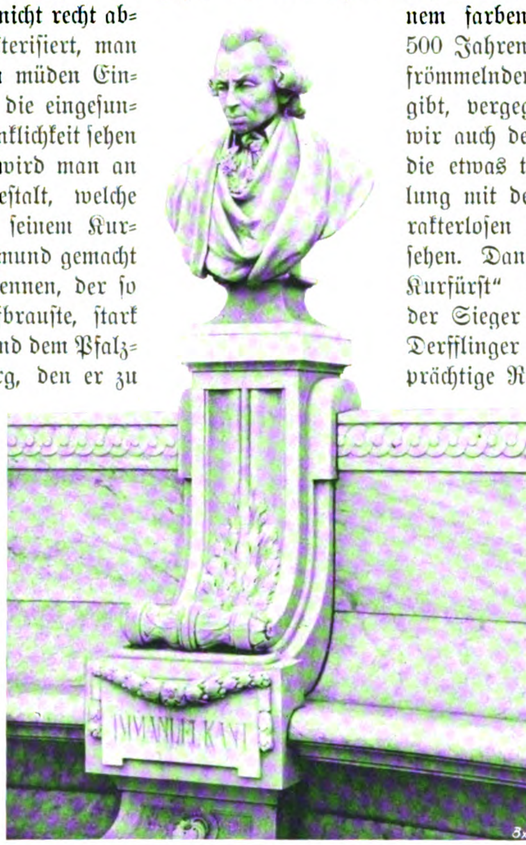
wahrt; eine aristokratisch geformte, schöne Hand charakterisiert den prunkliebenden, stolzgesinnten jungen Herrn. Dem Dichter Heinrich von Meißen „Frauenlob“ hat der Bildhauer eine fast weiblich geformte Hand gegeben und auch sonst in Antlitz und weiblich geneigter Kopfhaltung einen jener Dichter gekennzeichnet, die man „weibliche Naturen“ nennt. Der älteste Hochmeister der Marienburg, der den deutschen Orden von Venedig nach Preußen verlegte, Siegfried von Feuchtwangen, ist dagegen als ein fränkischer Herr mit romantisch erhobenem Haupt geschildert. Den letzten Askanier, Markgraf Heinrich, „das Kind“ genannt, hat der Künstler August Kraus als ein dürftiges Prinzlein im pagenhaften Gewand gebildet, dem man die Kurzlebigkeit schon an seinen schwächlich-schlanken Formen ansieht, denn dies Kind starb ein Jahr nach Waldemars Tode, mit dreizehn Jahren.

Nun beginnt die Reihe der Wittelsbacher mit dem Markgrafen Ludwig I. von Herter, der als ein junger, lebenslustig verwegener Mann dasteht, bei ihm der Burggraf Johann II. von Nürnberg und Johann von Buch, einer der ersten, der gelehrte Bildung in die Mark brachte und demgemäß mit Magistergewand, Buch und Feder sich ausweist. Auf Ludwig II., den Römer, von Görtz-Schlitz folgt der bereits gerühmte „faule“ Markgraf von Brütt. Neben ihm steht die ebenfalls humorvoll charakteristische Gestalt Kaiser Karls IV. So arglistig, wie er sich in den Besitz der Mark zu bringen gewußt hat, blickt er auch um sich, die Rechte auf die immer volle Geldkatze gelegt, in der Linken das märkische Landbuch, in dem er genau Buch führen ließ über das Einkommen seiner neuen märkischen Untertanen. Wer sieht nicht in dieser witzig charakterisierten Gestalt Ludwig Cauers den klugen Finanzmann, der da sagen will: Seht, mit Geld kann man alles machen!? Mißglückte Figuren wie der König Sigmund von Börmel und die weniger dankbaren Gestalten der ersten Hohenzollern, Kurfürst Friedrich I. von Manzel, Kurfürst Friedrich II. von Calandrelli, übergehn wir rascher, um dagegen an dem Albrecht Achilles von Lessing wegen der Eleganz, die sowohl in der Marmorarbeit als auch in der Charakteristik dieser Figur liegt, uns zu freuen. Der Spitzname Achilles als kurfürstlicher Rittersmann seiner Zeit ist auch in der herrischen Pose ausgedrückt. In gleicher Weise hat Manthe seinen Johann Cicero in der Stellung des weisen ritterlichen Redners gegeben, Götz den Joachim Nestor mit dem abergläubischen Gesicht, wie geschildert, ausgestattet. Magnussen aber hat Joachim II. nach seinem Spitznamen Hektor charakterisiert, nur daß wir nicht an den Hektor der Ilias, sondern an den leise komischen Hektor in Shakespeares „Troilus und Cressida“ dabei zu denken haben. Martin Wolff hat den Kurfürsten Johann Georg in einer wohlgelungenen Figur als streng befehlenden, aber human dreinblickenden Hüter der Konkordien-



Friedrich Wilhelm II. von A. Brütt.

formel hingestellt, während man Norbert Pfretzschners Joachim Friedrich, einer in mehrfacher Hinsicht verhauenen Figur im spanischen Kostüm, nicht recht absieht, was sie charakterisiert, man müßte denn in dem müden Einlegen der Hand in die eingesunkene Hüfte seine Kränklichkeit sehen wollen. Dagegen wird man an der untersetzten Gestalt, welche Peter Breuer aus seinem Kurfürst Johann Sigismund gemacht hat, den Mann erkennen, der so leicht jähzornig aufbrauste, stark dem Trunke frönte und dem Pfalzgrafen von Neuburg, den er zu seinem Schwiegersohn auserkoren hatte, beim Mahl eine mächtige Ohrfeige versetzte, den Mann auch, welcher vom Volke wegen seines Übertritts zum Calvinistentum als abtrünnig bezeichnet wurde. In breiter, derber Flächentechnik hat Peter Breuer diesen Robusten im Wallensteiner Kostüm behandelt und jedenfalls auch so den Ohrfeigengeber breithumoristisch charakterisieren wollen. Man muß allerdings, um eine solche Gestalt künstlerisch zu verstehen, derartige Anekdoten kennen, denn daß er außerdem ein „Fürst von tiefem Gemüt und mutiger Bekenntnistreue" war, wie der vom preußischen Unterrichtsministerium veranlaßte „Amtliche Führer" berichtet, würde dieser Gestalt gegenüber weniger in Frage kommen, obwohl man eine derbe Überzeugungstreue in ihren Zügen lesen kann.



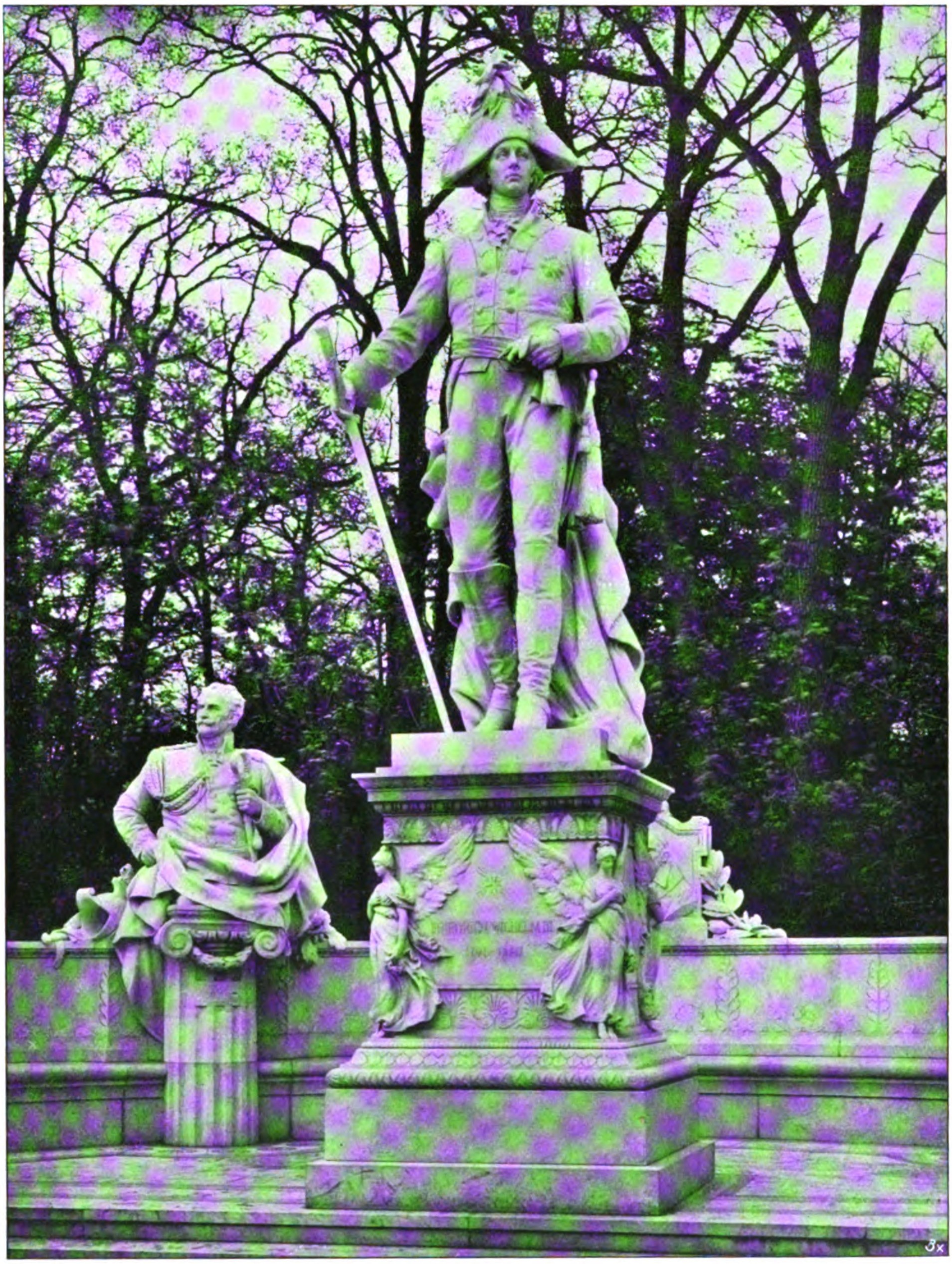
Immanuel Kant von A. Brütt.

Mit dieser Figur beginnt eine ganze Reihe höchst ausgezeichneter Porträtgestalten, welche gleichzeitig Muster von Zeitcharakteristik heißen dürfen. Georg Wilhelm, ausgeführt von Uechtritz, ist eine Figur im Stil der Bildhauerei der Zeit dieses Fürsten selbst, mit Schanzkorb und Trommel zu Füßen, den Federhut in der Hand. Hier ist das Kostüm vortrefflich behandelt; wenn wir uns nur die Charakteristik, die Karl Streckfuß in seinem farbenreichen „Berlin seit 500 Jahren" von ihm als einem frömmelnden, hochmütigen Manne gibt, vergegenwärtigen, werden wir auch den Kopf verstehn und die etwas tanzmeisterhafte Stellung mit der schwankenden, charakterlosen Politik im Einklang sehen. Dann kommt der „Große Kurfürst" von Fritz Schaper, der Sieger von Fehrbellin, mit Derfflinger und Schwerin, der prächtige Reiterstiefelmann, ganz Wille und Energie, ganz umschauende diplomatische Klugheit, mit dem Handschuh in der Hand, der Staatsmann seiner Zeit.

Eberlein hatte in Bildern von Pesne und andern zeitgenössischen Malern bereits die charakteristischen Modelle, um den ersten König mit seiner Prunkliebe im reichen Krönungsmantel, mit dem Scepter im anhebenden Rokokogeschmack schlagend zu bezeichnen; der Minister Dankelmann und Bildhauer Schlüter mit einer seiner Masken vom Zeughaus wirken zusammen, um ein vortreffliches Zeitbild zu geben. Die theatralische Pose des Königs ist auch hier Zeitstil, denn ebenso steht er auf den Bildern seiner Zeitgenossen da. Dagegen hat Rudolf Siemering in einer unübertrefflich geratenen Figur den Soldatenkönig, wie er plump mit seinem Stocke in der Hand in Berlin herumspazierte, um damit seine Untertanen auch gelegentlich zu hauen, wunderbar unwillkürlich hingestellt. Schon auf einem alten Jünglingsporträt dieses Königs, wo er als David gemalt ist, sehen wir einen leisen Ansatz zum X-Bein; Siemering hat, wie sich bei Gichtigen das

ausbildet, bis in solche Züge hinein den Mann leibhaftig wieder vor uns erstehn machen; jedenfalls die beste Darstellung, die dieser König überhaupt gefunden hat. Auch der Dessauer ist vorzüglich geraten. Friedrich den Großen hat Uphues, wohl weil der historische „Alte Fritz“ bereits von Rauch unübertrefflich verewigt „Unter den Linden“ steht, als den jungen, noch hochgradig ehrgeizigen König der ersten Schlesischen Kriege, den feurigen Festveranstalter von Rheinsberg aufgefaßt. Leider ist die Kopfmaske etwas leer und tot im Ausdruck geblieben, sonst könnte man diese Figur zu den besten auch im realistischen Sinne zählen. Ein vollendetes Meisterwerk ist dagegen der König Friedrich Wilhelm II., der sogenannte „Vielgeliebte“, der Freund der Lichtenau, der Beschützer der Rosenkreuzer. Brütt hat in ihm das Bild eines behaglichen Lebemannes geschaffen, der an gutem Essen, an schönen Geliebten und in einer wohlwollenden Trägheit des Geistes das Ideal des Lebens sah. Auch seinen Beinen sieht man an, daß die Gicht sie nicht verschonen wird, die dicke, sinnliche Hand und der Gutschmeckermund, die ganze behaglich zurückgelehnte Gestalt verraten auch das Wesen dieses Fürsten. Es ist vom Scheitel bis zur Zehe jene historische Gestalt, die in nachkommenden Gleichgesinnten das Schicksal von Jena 1806 erfahren mußte. Gut kontrastiert damit der hagere Denkerkopf Immanuel Kants. In der Gestalt, wie er nach dem Tode seines Vaters als Gegner der Lichtenau auftrat und zwischen 1806 bis 1814 dem Volke als der jugendliche Gatte der Luise vorschwebte, hat Eberlein den Vater Kaiser Wilhelms I., Friedrich Wilhelm III., uns gezeichnet. Man sieht in ihm jene begeisterte Jugend, die Goethesche Grazie mit dem Idealismus Schillers vereinigt; sicher hat es der Meister verstanden, in dieser Königsgestalt, welche durch Blücher und Freiherrn von Stein ergänzt wird, die besten Kräfte jener Zeit zu charakterisieren. Auch darf er sich mit der porträtmäßigen Anmut dieses jungen Königs auf Rauchsche Bildnisse berufen, die ihm in ähnlicher Auffassung vorangegangen sind. An der folgenden Gruppe Friedrich Wilhelms IV. von Karl Begas wird man die Köpfe von Rauch und Humboldt besser finden als den ziemlich leer ausgefallenen König; Wilhelm I., von Moltke und Bismarck flankiert, schließt dagegen als das bereits geschilderte Meisterwerk von Reinhold Begas das Ganze aufs würdigste ab. Wir haben im Anschauen dieser Werke wirklich den Geist der Zeiten durchlebt, und jeder, der Kunstwirkungen dieser charakteristischen Art überhaupt zu würdigen weiß, kann sie uns nacherleben, wenn er mit einiger Geschichtskenntnis die Berliner Siegesallee durchwandert und Sinn für historische Individualität hat.

Und diese Individualität ist es nun auch, welche dem großen Bismarckdenkmal von Reinhold Begas vor dem Reichstage seinen Wert, seine überzeugende Wirkung verleiht. Denn so, wie er vor der Pforte des Reichstags steht, so haben wir ihn drinnen im Hause stehn sehen, so setzte er die Füße in kleinen Schritten voreinander, fast parallel gerichtet, wenn wir ihn in der Leipziger Straße nach Hause gehn sahen, oder als wir ihn auf dem Leipziger Bahnhofe in Dresden nach seiner Abdankung zu nie dagewesenen Ovationen empfingen. Denn der Hünenleib Bismarcks bewegte sich in mäßigen, aristokratischen Schritten, fast vorsichtig war sein Gang; niemals war er der breitspurig auftretende Reiterstiefelmann, als welchen ihn viele Künstler aufgefaßt haben. Schon als die Skizzen zum Bismarckdenkmal ausgestellt waren, hat der Schreiber dieser Zeilen den Begas-Entwurf als den besten gerühmt, denn vor das Reichshaus gehörte auch ein Mann, welcher so geht und steht, wie der mächtige Mann wirklich stand. Mit eignen Augen haben wir gesehen, wie Bismarck im Reichstag die Rechte auf die Finger gestemmt hielt, wie er sie hier im Denkmal auf die Urkunde stemmt. Es war eine seiner typischen Gebärden, wie es auch eine typische Rednerstellung ist. Daß er aber in der Aufregung seiner leidenschaftlichen Rede den Degen zur Seite spreizt, so daß dieser ihm den Waffenrock verschiebt, ist nicht nur ein vorzügliches plastisches Motiv, sondern das Meisterstück einer Auffassung, welche in ihm auch die „alte Raketenkiste“ malt, als die er sich selbst so gern bezeichnet hat. Begas hat es verstanden, das Elementare, das bis ins höchste Alter in diesem Hünen mit den schönen, großen blauen Augen lebte,



Friedrich Wilhelm III. von Gustav Eberlein.

vulkanisch in plastischer Erscheinung festzuhalten. Wenn trübes Wolkenwetter über dem Reichshause aufzieht, gewinnt diese riesige Erzfigur, die doch so ganz der wirkliche Bismarck ist, etwas Dämonisch-Unheimliches; was Begas an dem Kaiser Wilhelmdenkmal vor dem Schloß mit den grandiosen Löwen geglückt ist, das ist ihm hier mit einem Menschen, mit Bismarck selbst gelungen, den eruptiven Charakter einer vulkanischen Natur wie ein Naturereignis selbst zum Ausdruck zu bringen. Nur wer in Berlin lebt und in jedem Wetter diesen ehernen Riesen hat ragen sehen, kennt die organischen Schönheiten und die mächtigen ethischen Wirkungen, die von dieser Gestalt ausgehen, Wirkungen,

die nicht auf symbolischem Wege erzielt sind, sondern die höchste Sprache der Kunst, den Realismus einer ins Elementare gesteigerten Individualität atmen.

Und weil der Künstler dieser Wirkung sicher war, hat er mit seinen Schülern das übrige erzählende Beiwerk vom deutschen Michel auf den Reliefs, die Gestalten des Schwertschmieders und andres ganz rauh und grob dekorativ gehalten. Dennoch ist die Gestalt, welche dem Panther auf den Nacken tritt, sehr mächtig. Die weite Auseinanderstellung der Gruppe aber in einer weitgeschweiften, schier ägyptisch anmutenden Silhouette erklärt sich daraus, daß sie mit den Säulengruppen des Reichstagsgebäudes dahinter in einer architektonischen Deckung komponiert ist, was man am besten von der Treppe der Siegessäule aus sieht, wo das Mittelstück des Baus das Denkmal architektonisch überbaut, während die riesigen Brunnen mit den derb dekorativen Sandsteintritonen auf die Seitenbauten des Reichshauses abgestimmt sind. Dieser Gesamteindruck aber ist sehr mächtig und ungewöhnlich, und immer bleibt der Eindruck, der Held, Bismarck, sei leidenschaftlich erregt auf die Freitreppe des Hauses selbst getreten, um, wie sein Riesenschattenbild bei Sonnenuntergang, die Einheit des Reichs und die Furchtlosigkeit seines Volks zu verkünden.

Unser geschichtlicher Kunstspaziergang ist vollendet. Wer unter den Gesichtspunkten, die uns dabei offenbar wurden, den Spaziergang in Wirklichkeit wiederholt, wird auf die Dauer eine Quelle des reichsten Kunstgenusses an einer zusammenhängenden künstlerischen Schöpfung finden, welche zeigt, daß die Berliner Bildhauerei zum Abschluß des Jahrhunderts sich vor eine der merkwürdigsten und fruchtbarsten volkstümlichen Aufgaben gestellt sah. Da die Deutschen neue und wertvolle Kunstwerke stets nur langsam würdigten, dürfen wir nicht klagen, wenn auch die Berliner erst allmählich hinter die Eigenart der geschilderten Werke kommen.



Das Bismarckdenkmal von Reinhold Begas.

Die französischen Universitäten

Von

Käthe Schirmacher

(Nachdruck ist untersagt.)

L'Université de France ist ein Begriff, dem wir in Deutschland nichts an die Seite stellen können. Der Ausdruck ist ein Sammelname nicht nur für sämtliche französische Universitäten und Fakultäten und sämtliche Universitätslehrer, sondern auch für das gesamte Mittel- und Elementarschulwesen, für die ganze akademisch gebildete Lehrerschaft der Gymnasien und Lyceen und die nicht akademisch gebildete der Volksschulen. Wir stehen also wieder vor einer jener fast gewaltsamen Centralisationen, denen Frankreich sowohl seine Einheit wie seine Einseitigkeit verdankt, und in dieser straffen Organisation, die alles, was „Lehrwesen" heißt, unter einen Hut bringt, alles zusammenfaßt und alles hierarchisiert, darf man, ohne Furcht sich zu täuschen, die Faust Napoleons I. suchen. Er ist der Schöpfer der Université de France. Sie hat seinerzeit bedeutende Reformen ihrer Programme, ihres Lehrkörpers, ihrer Baulichkeiten, ihrer Finanzlage erfahren, ihre ursprüngliche Organisation ist ihr jedoch geblieben. L'Université de France ist heute noch „eine Verwaltung", das Werk eines Mannes, „der die militärische Ordnung der Nation anstrebte, um durch das Staatsmonopol auf dem Gebiete des akademischen Unterrichts die politischen und moralischen Anschauungen seiner Untertanen zu leiten."

Nichts steht in lebhafterem Widerspruch zu der Verschiedenheit und Vielfältigkeit, zu der lokalen und wissenschaftlichen Eigenart der deutschen Hochschulen als die Gleichartigkeit, ja Einförmigkeit der französischen Universitäten und Fakultäten. Die einen tragen ganz nach Belieben ihr besonderes Landeskostüm, haben jede ihren eigenen Charakter, ihre Überlieferungen, ihre Größen, ihre Ruhmestitel und lassen sich von der reichshauptstädtischen Universität keineswegs imponieren. Die andern dagegen tragen sämtlich die offizielle Toga, werden alle über einen Kamm geschoren, haben alle die gleichen Programme, sind von ihrer Vergangenheit durch den Riß von 1789 getrennt, brauchen sich zum Teil auf diese Vergangenheit nicht sehr viel zu gute zu tun und leiden — wie alles in Frankreich — unter dem erdrückenden Prestige von Paris.

In Sachen der Universität wird Frankreich, das sich sonst so gern seiner Freiheit, seines Individualismus rühmt, an Individualismus und Freiheit von Deutschland weit übertroffen. Geschichtlich läßt sich das wohl erklären. In seiner politischen Misere hat das deutsche Volk Freiheit des Geistes und der Persönlichkeit fast nur in den Hörsälen seiner Universitäten zu pflegen vermocht. Dorthin haben sich aber auch die besten Kräfte und die höchste Arbeit der Nation gezogen, Kräfte und Arbeit, denen sie den Namen „das Volk der Denker" verdankte. Auf den Ausbau der Hochschulen hat Deutschland das Beste seines Genius verwendet, hier hat es dem protestantischen Geist, dem Geist der freien Forschung zuerst eine Gasse gebahnt, dann einen weiten Spielraum gegeben. Und der in politischer Hinsicht unheilvolle deutsche Partikularismus hat, dank des Wetteifers seiner Fürsten, ihm auf dem Gebiet der Bildung gestattet, die verschiedensten Centren geistigen Lebens — wie Leipzig, München, Berlin, Königsberg, Freiburg, Marburg — durch sein ganzes Gebiet

zu streuen. In Deutschland kann der Scholar aus zwanzig verschiedenen Geistesküchen speisen. Der französische Student weiß, daß ihm Grenoble, Rennes und Montpellier die gleichen Schüsseln rüsten müssen, und weiß vor allem, daß es in Paris am pikantesten schmeckt.

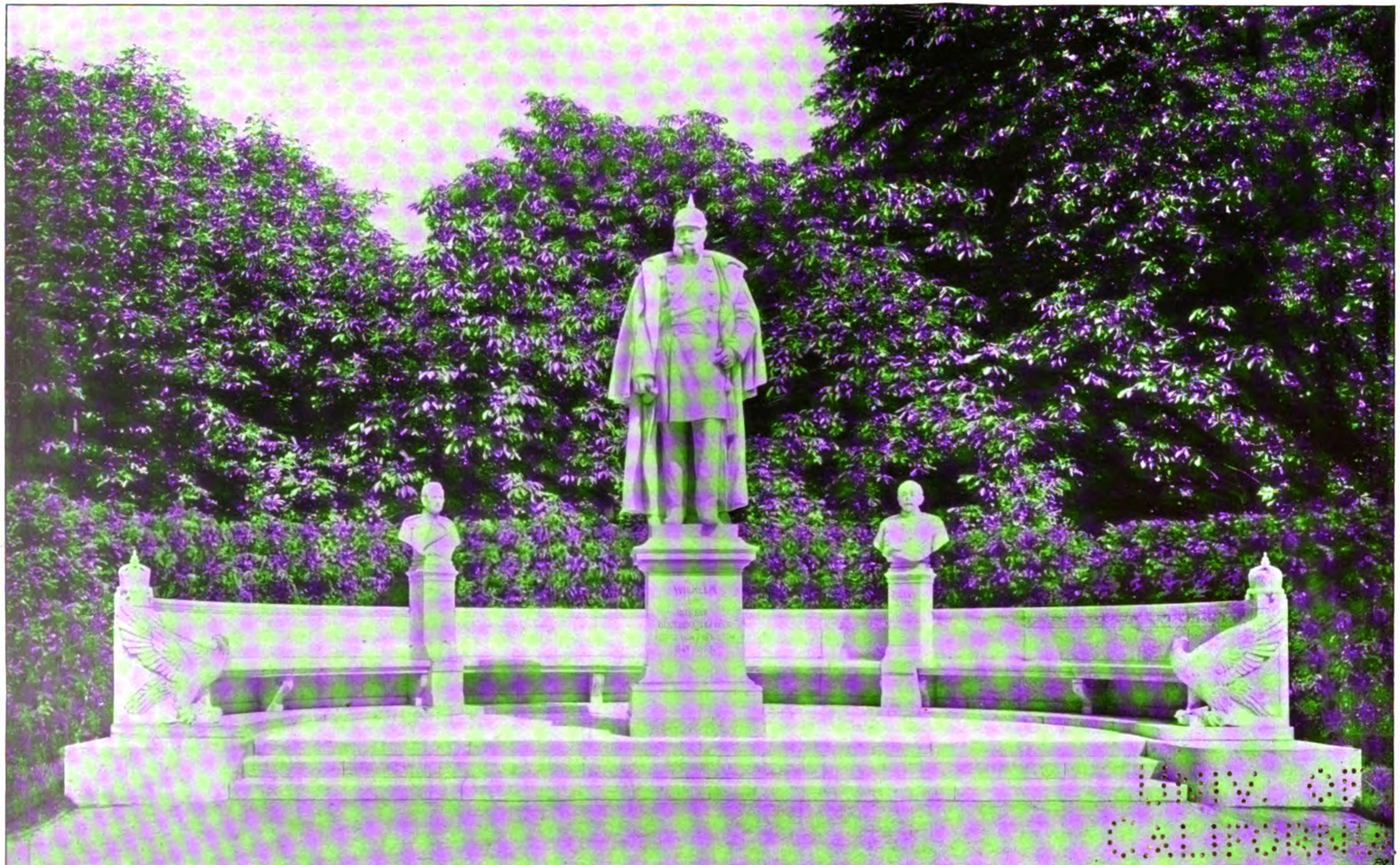
An der Kraft der deutschen Universitäten ist einst Napoleons I. Macht gescheitert. Von ihnen ging die Erhebung Deutschlands aus, denn in ihnen steckten les forces vives der Nation. In Frankreich waren die Hochschulen damals schon seit hundert Jahren abgestorben, Schatten ihrer selbst, übertünchte Gräber, ausgehöhlte Stämme, die den großen politischen und sozialen Erschütterungen rettungslos zum Opfer fielen. Diesen Schemen konnte Napoleon I. mit seinem kleinen Finger den Garaus machen.

Wie hatten die französischen Hochschulen auf dieses elende Niveau herabsinken können? Gehörten sie nicht mit den italienischen Universitäten zu den ältesten und glänzendsten der Christenheit? Waren Montpellier 1180, Paris 1200 gegründet, nicht bald die vornehmsten unter den mittelalterlichen Universitäten geworden, die Tausende einheimischer und fremder Studenten anzogen? Hatten sie nicht das Vorbild gegeben, nach dem die erste deutsche Hochschule, die Universität Prag, sich modelte? Niemand wird Glanz und Bedeutung der französischen Universitäten des Mittelalters bestreiten. Ihre kritische Zeit und der Anfang ihres Verfalls beginnt jedoch mit der Reformation. Diesem Geiste der freien Forschung widersetzten sich die auf scholastischer Methode aufgebauten Sorbonnen. Selbst für die Förderung der neubelebten klassischen Studien und des Hebräischen wurde durch König Franz I. ein neues Institut, das Collegium trilingue, heute Collège de France, gegründet.

Seit jener Zeit nun zieht sich die geistige Entwickelung der Nation aus den Universitäten und Fakultäten in andre Hochschulen des Geistes zurück. Im siebzehnten Jahrhundert ist das Port Royal der Jansenisten die eigentliche philosophische Gedankenfabrik Frankreichs, und auch die orthodoxen Gegner der Jansenisten haben nicht zu Füßen der Alma mater, sondern in den katholischen Priesterseminaren ihre Bildung genossen. Auch im achtzehnten Jahrhundert geht die Philosophie und Aufklärung nicht etwa von den Vertretern der Universitäten, sondern von ihren geschworenen Gegnern, den Encyklopädisten, aus. Die Förderung der Naturwissenschaften ist das Werk Voltaires, Diderots, d'Alemberts und andrer, die mit der Sorbonne nur dann in Berührung gerieten, wenn diese ob ihren „verruchten" Büchern ein Ketzergericht hielt. Manch einem der vom Geiste der Sorbonne verfolgten Freidenker —, wir erinnern nur an La Mettrie, den abbé de Prades — hat Friedrich der Große Zuflucht geboten. Wären die französischen Fakultäten wissenschaftlich auf der Höhe gewesen, Sanssouci hätte keinen so reichlichen Fischzug in lebenden französischen Gewässern getan.

Wie aber sah es in den französischen Hochschulen vor 1789 aus? Frankreich hat unter dem ancien régime zweiundzwanzig sogenannte Universitäten: Montpellier, Paris, Aix, Caen, Nantes, Bordeaux, Besançon, Straßburg, Toulouse, Poitiers, Nancy, Reims, Bourges, Angers, Pau, Dijon, Orleans, Perpignan, Avignon, Orange, Douai und Valence. Die wenigsten sind volle Universitäten, die weitaus meisten haben nur zwei, höchstens drei Fakultäten, ja manche begnügen sich mit einer einzigen, ein System, das in gewissem Maße auch heute in Frankreich noch besteht und die Hochschulen zu Halb- und Zweidrittelnuniversitäten verstümmelt. Die theologischen Fakultäten sind vor 1789 in den meisten Fällen so gut wie tot, die geistlichen Lehrseminare erdrücken sie mit ihrer Konkurrenz und nehmen ihnen die Schüler weg. Einzig die theologische Fakultät in Paris, die Sorbonne, behält wenigstens ihren Charakter als Gerichtshof in Glaubenssachen.

Die medizinischen und die Rechtsfakultäten betrachten sich vor 1789 als die eigentlich akademischen unter den weltlichen Fakultäten. Sind sie doch ausschließlichem Fachstudium geweiht, einem Fachstudium, das den mehr allgemeinen Studien der philosophischen Fakultät als eigentliches Hochschulstudium aufgesetzt wird und den Angehörigen der zwei mächtigen Korporationen, der der Ärzte und der der Rechtsgelehrten, unentbehrlich ist. Die Jünger Äskulaps und die der Themis gewinnen hier den Titel, der das Publikum



Kaiser Wilhelm I. von Reinhold Begas.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

vertraulich machen und den Zugang zu fetten Brotstellen öffnen muß. Voller Verachtung sieht man von den hohen Warten dieser Fachstudien auf die armselige vierte, die philosophische oder faculté des arts herab.

Diese hatte ihren mittelalterlichen Charakter derart treu bewahrt, daß sie diese Verachtung in gewissem Sinne verdiente. Zu den Eigenarten der mittelalterlichen Universitäten gehörte es, keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Mittel- und Hochschulbildung zu machen und die faculté des arts, in der die sieben freien Künste, das trivium und quadrivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik; Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie), gelehrt wurden, als die Vorstufe zu den anderen drei Fakultäten zu betrachten, gleichsam als die Kleinkinderschule der Alma mater. Die faculté des arts umfaßte also ein Sammelsurium von Philologie, Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, umfaßte alles, was nicht Theologie, Medizin und Jura war. Sie begnügte sich dabei aber mit einem Mittelschul-, wir würden heute sagen, einem Gymnasialpensum. Sie nahm ganz junge Bürschchen, halbe Kinder auf, die zehn, zwölf Jahre zählten und dem Ansehen der Fakultät starken Abbruch taten. Einen eigentlichen Hochschulunterricht in der philosophischen Fakultät haben die französischen Universitäten des ancien régime daher so gut wie gar nicht gekannt, die Universität Straßburg ausgenommen, die durch ihren protestantischen Charakter, ihre Zweisprachigkeit (ja eigentlich Dreisprachigkeit, man lehrte dort auf latein, französisch und deutsch), sowie durch ihre Fühlung mit Deutschland vor der Stagnation der reinfranzösischen Hochschulen bewahrt blieb.

Was die Studenten der Artistenfakultät sich von Mittelschulbildung aneigneten, war meist ein toter Kram, ein unfruchtbarer Wust. Man lernte ausschließlich Griechisch und Latein, Geschichte des Altertums, klassische Philosophie, Metaphysik, Physik, Mathematik. Die Lehrsprache war zum Teil ein abstruses Küchenlatein; französische Sprache, Literatur, Geschichte und Geographie standen nicht auf dem Lehrplan. Die französischen Scholaren jener Zeit durften allesamt mit Goethe ausrufen: „Was man nicht weiß, das eben brauchte man, und was man weiß, kann man nicht brauchen.“ Eine von Rollin gegen 1762 geplante Reform der philosophischen Fakultäten im nationalen und praktischen Sinne blieb wirkungslos auf dem Papier stehen.

Wenn auch durch ihren Fachcharakter davor behütet, auf das bare Mittelschulniveau zu sinken, gaben die medizinische und die juristische Fakultät doch gleichfalls ein nur recht bescheidenes Maß von Kenntnissen mit. Straßburg ausgenommen, beschränkte man sich auf das Studium des römischen Rechts und des französischen Civilrechts. Die Mediziner ihrerseits erhielten eine rein theoretische Ausbildung, das praktische Studium der Anatomie war mangelhaft, die klinische Erfahrung fehlte gänzlich.

Die Zahl der Professoren war gering (Paris z. B. hatte zwei Theologie- und sieben Rechtslehrer), jedoch im Grunde ausreichend für die wenigen Schüler. Zählte man doch, wenige Jahre vor der Revolution, in Montpellier hundert Studenten auf der medizinischen Fakultät und in Paris sechzig. Rechts- und Medizinstudenten erneuerten ihre vierteljährliche Immatrikulation nur der Not gehorchend, nicht dem innern Triebe. Einmal immatrikuliert, schwänzten sie die Vorlesungen, begaben sich in ihre Heimat zurück, ja ließen ihre Einschreibung durch — Prokuration erneuern. Die Professoren entfalteten keinen größeren Eifer, sie lasen unregelmäßig und schlecht, jedes Zusammenhanges mit der Universitätsidee bar, als bloße Examenpauker. Ihre festen Gehälter (die Korporation zahlte sie) waren den Leistungen angemessen. Da gab es Theologieprofessoren, die ein jährliches Fixum von ganzen 120 Franken bezogen, freilich, der gottesgelahrte Mann hatte auch so gut wie keine Schüler. Andere hatten 240, 300, 500, 900 und 1200 Franken Fixum.

Eine weitere Einnahmequelle boten freilich die Examina. Die Ablegung der Prüfungen und die Verleihung der akademischen Grade des Baccalaureus, Lizentiaten und Doktors bildeten die eigentliche Daseinsberechtigung der französischen Fakultäten vor 1789. Das Metier machte sich übrigens bezahlt. Die faculté des arts arbeitete natürlich am billigsten: das Baccalaureusexamen nebst Diplom war für 74 Franken, der Lizentiatengrad nebst

Diplom für 64, der Doktor für 150 Franken erhältlich. Die Mediziner, deren einträgliche Carriere in Voranschlag gebracht wurde, mußten sich von ihren Confratres einen größeren Aderlaß gefallen lassen. Für die Prüfung in der Chirurgie hinterlegte man 140 Franken; die Pathologie kam auf 271, die Hygiene auf 256, die Anatomie auf 357, die Physik auf 900, das eigentliche Doktorexamen gar auf 1129 Franken zu stehen.

Die Revolution machte diesen Zuständen ein Ende. Die Denkschriften der Generalstände enthielten allgemein die Klage über die Unzulänglichkeit des französischen Universitätswesens und ebenso allgemein die Forderung zeitgemäßer Reformen. Die Zeit neigte jedoch weniger nach Reformen als nach Umsturz hin. Mit Abschaffung der Privilegien, 1789, hatten die Universitäten als privilegierte Körperschaften ihre Vorrechte eingebüßt. Sie verloren damit ihre Selbständigkeit und wurden den departementalen Behörden unterstellt. Während aber die geistlichen Gemeinschaften ihren Besitz als Nationalgut einziehen sahen, beließ man die Fakultäten vorläufig im Genuß ihres Vermögens. 1791 aufgefordert, den Eid auf die neue, republikanische Verfassung zu leisten, lehnte jedoch ein großer Teil der Universitätsprofessoren, gleich einem großen Teil der Geistlichkeit, dieses ab. Sie wurden darauf ihres Amtes entsetzt und wie Spreu im Winde verweht. Die übrigen vegetierten weiter, „l'ombre d'une ombre“.

Indessen erörterte man im Konvent die so wichtige Frage der nationalen Erziehung. Betreffs des Hochschulstudiums zeigten sich zwei Strömungen. Die eine, von den Encyklopädisten ausgehend, fand ihre Vertreter in Condorcet und den Girondisten, welche Anstalten für universale Bildung, also wirkliche Universitäten gründen wollten. Die andere, durch Talleyrand vertreten und von den Mitgliedern der alten Parlamente, von den Realpolitikern der Revolution gestützt, verlangte strengste Spezialisierung in Fachschulen, die in kürzester Zeit Ärzte, Juristen, Soldaten, Ingenieure schaffen, diplomieren, für den nationalen Konsum herstellen und patentieren sollten. Und da die Zeit drängte, da die liberalen Berufe rekrutiert, das Publikum geheilt und beraten, vergiftet und verprozessiert zu werden wünschte, glitten Condorcets universale Bildungspläne in die Versenkung, und in der Not der Stunde triumphierten die Fachschulen.

Am 15. September 1793 werden die alten Fakultäten vernichtet, und das Gesetz vom 3. Brumaire des Jahres IV (3. Februar 1796) giebt den Fachschulen ihre Existenz. Das Muséum im Jardin des Plantes zu Paris wird Fachschule für Naturwissenschaften, die Ecole Polytechnique in Paris Fachschule für Militär- und Civilingenieure, die Ecole Normale in Paris bereitet die höhere Lehrerschaft vor, die Ecoles de Santé in Paris, Straßburg und Montpellier schaffen Ärzte. Eine besondere Ecole des Mines und eine Ecole des Ponts et Chaussées bestanden bereits unter dem ancien régime in Paris.

Diese ganz positive Beschränkung auf ein Fach, diese gewaltsame Spezialisierung auf einen praktischen Beruf charakterisiert die Schöpfungen der Revolution auf dem Gebiet des Hochschulunterrichts, und Napoleon sah in diesen Fachschulen, die er völlig militarisierte, zu treffliche Werkzeuge der soldatischen Disziplin, um sie abzuschaffen. Gestatteten sie ihm doch eine Centralisation des Hochschulwesens, die seinem Geist der Hierarchie völlig entsprach: die Fachschulen befinden sich fast alle in Paris und in Paris allein. Neben ihnen schuf Napoleon dann freilich, wie wir eingangs gesagt, die eigentliche Université de France, d. h. er richtete neben den Volks- und Mittelschulen die alten Fakultäten des Rechts, der Medizin, der Philosophie und der Theologie wieder auf, machte sie jedoch, was Lehrpläne und Professorengehälter betraf, völlig vom Staate abhängig und einverleibte die akademisch gebildete Lehrerschaft Frankreichs auch dadurch praktisch der Universität im engern Sinne, daß er die Ämter des Gymnasial- und des Hochschulprofessors mit Vorliebe auf dasselbe Haupt legte. Eng eingeschnürt in ihre Staatsprogramme, fanden diese napoleonischen Hochschulen ihren Daseinszweck vorwiegend als Prüfungskommissionen. Die Restauration beläßt fast ohne Änderung den status quo. Sie war nicht bildungsfreundlicher als der Soldatenkaiser.

Erst die Juli-Monarchie bringt freiere Geister ans Ruder. Die Pariser philosophische Fakultät nennt glänzende Professoren

ihr eigen: Guizot, Cousin, Villemain. Und diese Lehrer der Geschichte, Philosophie und Literatur sind in Berührung mit dem deutschen Hochschulwesen des neunzehnten Jahrhunderts getreten. Sie bemühen sich, besonders Guizot als Minister, um die Verwandlung der Fakultäten in Universitäten, um Aufbesserung der Gehälter, Vergrößerung der Baulichkeiten und reichere Ausstattung mit Lehrmitteln. Das Hochschulbudget der Juli-Monarchie steigt auf 2870000 Franken.

Das zweite Kaiserreich erhöht es auf vier Millionen Franken. Und doch vermag es den französischen Fakultäten nicht das Leben einzuflößen, das ihnen fehlt. Die akademische Enquete des Ministers Duruy, 1865, enthüllt die ganze äußere und innere Armseligkeit des französischen Hochschulwesens. Die Gebäude sind fast durchweg alt, unzureichend. In Lyon haust die faculté des sciences in einem Bodenraum. Sie wohnt, wo sich Platz findet, und weiß oft nicht, wo ihr Haupt hinlegen. Die faculté des lettres, die mit der faculté des sciences zusammen die „philosophische Fakultät" bildet, sowie die Rechtsfakultät verfügen meist nur über einen einzigen großen Hörsaal, kleinere Vorlesungsräume sind ein unbekannter Luxus. Bibliotheken kennt man nur vom Hörensagen! Die Laboratorien und Anatomieböden sind eng, dumpf, ungenügend ausgestattet. Das geistige Futter, das in diesen Stallungen verabreicht wird, ist dürftig. Ein und derselbe Lehrer liest über Griechisch und Latein und zwar über alle Fächer dieser weitverzweigten Gebiete. Paris allein besitzt eine Lehrkanzel für „ausländische" Literatur und für Nationalökonomie. Für Geschichte und Literatur des Mittelalters, Sanskrit, Archäologie, vergleichende Grammatik giebt es Professuren nicht einmal in Frankreichs Hauptstadt.

Da ist es denn nicht verwunderlich, daß in Provinzialfakultäten der gleiche Lehrer Pflanzen-, Tier- und Mineralreich zu beherrschen hat, und daß so wichtige Gebiete des Rechts, wie Staatsrecht, Rechtsgeschichte, See- und Handelsrecht, völlig unberücksichtigt bleiben. Durch Kenntnis des Auslandes endlich wird der französische Gesichtskreis nicht im geringsten getrübt: Fremdsprachen sind dem amtlichen Programm unbekannt, und als 1869/70 die Pariser Rechtsfakultät sich auf zwanzig Fachschriften abonniert, befindet sich nicht eine ausländische darunter. An Einzelleben gewöhnt, oft ganz auf sich gestellt, haben die verschiedensten Fakultäten, selbst wenn ihrer drei und vier beisammen sind — z. B. faculté des lettres, faculté des sciences, faculté de droit —, so viel wie keinen Zusammenhang miteinander. An der offiziellen Strippe gehalten, fürchtet ein jeder, sich der Abweichung vom vorgeschriebenen Pfade verdächtig zu machen. Die Leblosigkeit der französischen Provinz lastet dazu auf den Professoren. Paris allein bedeutet ihnen ein Avancement. Schlägt diese Hoffnung fehl, so ist es ihnen gleich, ob sie in Caen oder Bordeaux ihr Dasein weiterspinnen.

Die dritte Republik nun hat auf dem Gebiete des Hochschulwesens namhafte Fortschritte bewirkt und sich in vielen Punkten nach deutschem Universitätsmuster gebildet. Gewisse Hindernisse hat jedoch auch sie bei bestem Willen zu entfernen nicht vermocht. Die bleiben gleich erratischen Blöcken auf dem grünen Plan ihrer Universitätsreformen liegen. An diesem geschichtlich Gewordenen wird ihre Schöpfungskraft zu nichte. Und diese Haupthindernisse auf dem Wege einer gedeihlichen Entwicklung des französischen Universitätswesens sind und bleiben: die Konkurrenz der Fachschulen, die losgerissenen Fakultäten, die Centralisierung und staatliche Reglementierung des Hochschulwesens und die geistige Reizlosigkeit der französischen Provinz.

Betrachtet man diese Schwierigkeiten, so ist dem Werk der dritten Republik wohl alle Hochachtung zu zollen. Die Hochschulreform im deutschen Sinne setzt gegen 1865 ein. Sie geht aus von ebenso großen Gelehrten wie guten Patrioten, von Ernest Renan, Gaston Paris, Gaston Boissier, Michel Bréal, Boutmy, Gabriel Monod, Namen, die von der akademischen Jugend Frankreichs stets mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen sind. Sie wird fortgesetzt unter der dritten Republik von Jules Simon, Albert Dumont, Louis Liard und andern. Besaß Frankreich unter Napoleon III. nur zwei Volluniversitäten,* Paris und Straßburg, so ist

* Eine französische Volluniversität hat faculté des lettres und faculté des sciences (beide zusammen unsre philosophische Fakultät), faculté de médecine, faculté de droit.

deren Zahl heute auf sechs gestiegen: Paris, Bordeaux, Lyon, Montpellier, Lille und Nancy. In elf anderen größeren Städten der Provinz, Caen, Rennes, Clermont-Ferrand, Grenoble, Aix, Toulouse, Poitiers, Dijon, Besançon, befinden sich außerdem noch Gruppen von einer bis drei Fakultäten. Diese Voll- und Teilhochschulen bilden fünfzehn Akademiebezirke, die jeder einen Conseil académique haben. Durch einen solchen „Senat“, der aus den Dekanen aller Fakultäten gebildet wird, hat man der Vereinsamung und Versumpfung der Einzelfakultäten begegnen wollen. Der Rektor jedes Akademiebezirkes ist Vorsitzender des Senats und vertritt den Minister, den Staat, der ihn ernennt, er ist Beamter, nicht Hochschullehrer. Diese Organisation datiert von 1885; die gleichen Erlasse haben damals die noch bestehenden neunundzwanzig katholischen Fakultäten Frankreichs abgeschafft und die Studenten der Theologie endgültig den Priesterseminaren zugeschickt.

Der französische Staat unterhält nur noch zwei protestantisch theologische Fakultäten in Paris und in Montauban. Der Versuch, auch eine Anzahl der elf weltlichen Fakultätengruppen zu unterdrücken oder zu verpflanzen und aus diesen Teilen von Hochschulen einige weitere große Volluniversitäten in der Provinz zu schaffen, ist an dem Widerstande derjenigen Fakultätengruppen gescheitert, die das Damoklesschwert der Abschaffung über ihrem Haupte schweben fühlten. Brotstelle ist Brotstelle, und sei sie in dem kleinsten Provinzialstädtchen zu suchen!

Kenner des französischen Charakters bedauern dieses Scheitern der „Universités régionales“ wohl kaum. Sie glauben, daß man durch diese Maßregel nur eine noch größere Centralisation bewirkt hätte. „Ich kenne die Stimmung von Dijon und Grenoble gut genug,“ sagte einer dieser Kenner, „um zu wissen, daß die Studenten bei Aufhebung der dortigen Fakultäten niemals nach Lyon, ihrer Regionaluniversität, sondern nur nach Paris gegangen wären.“ Das konnte selbstverständlich nicht Absicht der Ordonnanzen von 1885 sein. Anderseits kann man die französischen Studenten aber auch nicht nach dem Zufall ihres Geburtsorts zum Zwangsstudium in ihrer geographischen Region verurteilen.

Die Universitätsbaulichkeiten sind seit 1876 überall mit großen Kosten den modernen Bedürfnissen angepaßt worden. Der Staat hat 47 Millionen Franken dafür ausgegeben, die Städte 51, Paris allein 27 Millionen Franken. Hörsäle, Amphitheater, Laboratorien und Bibliotheken sind heute geräumig und schicklich ausgestattet. Die Zahl der Lehrkanzeln und Ergänzungsvorlesungen — erstere besetzt der ordentliche Professor, letztere liegen den besoldeten außerordentlichen ob — ist von 406 auf 600 und von 60 auf 400 gestiegen. Die Zahl der öffentlichen Vorlesungen ist beschränkt, und durch die cours fermés oder conférences ist eine Annäherung an das deutsche Universitätsseminar angebahnt.

Da die Zahl der Hochschullehrer sich vermehrt, können auch die Universitätsprofessoren den modernen Anforderungen besser genügen. Die früher erwähnten Lücken sind zum Teil ausgefüllt, unter anderm ist in den neuen facultés des langues vivantes (zu den facultés des lettres gehörig) den lebenden Sprachen und ausländischen Literaturen die gebührende Aufmerksamkeit zu teil geworden. Neues Leben hat man den philosophischen Fakultäten auch verliehen, indem man ihnen nicht nur die Prüfungen der Studenten, sondern die ernste Vorbereitung zu diesen Prüfungen auflegte. Licence und Agrégation, die unseren Staatsprüfungen gleichkommen, gestatten Lehrern und Schülern ein gedeihliches Arbeiten an umfassenden, wechselnden Programmen. Freilich lastet auch heute der Examendruck noch stärker auf den französischen Fakultäten als auf den deutschen.

Diese Fakultäten ziehen daher alljährlich mehr und mehr Studenten an, versammeln in Paris z. B. zwei-, dreitausend Hörer. Ihr Besuch wäre noch weit bedeutender, ständen die alten Fachschulen ihnen nicht im Wege. Zu denen aber geht in erster Linie der Andrang der Abiturienten, denn da der Eintritt in diese Fachschulen nur durch ein Konkurrenzexamen erwirkt und durch dieses Mittel eine scharfe Auslese bedingt wird, versucht ein jeder, sich auf diese Art die ersten Sporen zu verdienen. Die facultés des lettres und die facultés des sciences, wie sich in Frankreich die beiden Sektionen unsrer philosophischen Fakultät benennen, er-

halten nur das bereits ausgesiebte und an Zahl verminderte Studentenmaterial, das die alten Fachschulen zurückweisen. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der auf Universitäten Studierenden in Frankreich seit 1869 von 9522 auf rund 20000 gestiegen. Davon verschlingt freilich Paris allein fast die Hälfte.

Ein eigenartiges Hindernis finden alle akademischen Reformbestrebungen nun noch in den Avancements- und Besoldungsverhältnissen der Universitätsprofessoren. Um es kurz zu sagen: es geht ihnen einerseits zu gut, andererseits nicht gut genug. Der junge Franzose, welcher sein Staatsexamen, agrégation, abgelegt und die Laufbahn des Universitätsprofessors gewählt hat, kann sich persönlich als versorgt betrachten. Angestellt als maître de conférences, hält er seine Vorlesungen und findet dabei Zeit, sich, falls er will, langsam mit einer umfassenden Arbeit auf den Doktor vorzubereiten. Materiell ist er von vornherein gesichert, das unbesoldete Privatdozentum besteht in Frankreich nicht. Der französische Hochschullehrer ist als maître de conférences ein Extraordinarius, jedoch stets ein besoldeter. Der Staat zahlt ihm ein Fixum, das für einen einzelnen ausreichend ist (4000 Franken jährlich in der Provinz). Die Gehälter der ordentlichen Professoren, professeurs titulaires, betragen in der Provinz 6000 bis 11000 Franken und 12000 bis 15000 Franken in Paris. Doch bezieht der französische Hochschullehrer keine Einkünfte aus den Kollegiengeldern. Er ist auf sein Fixum festgeschraubt und deshalb in vielen Fällen schlechter gestellt als sein deutscher Kollege. Die Staatsgehälter sind aber, falls der Hochschullehrer Familie und kein Vermögen hat, recht mäßig. Sie können große Begabungen nicht locken, und ihre Dürftigkeit ist mit ein Grund dafür, daß Leute, die, wie man sagt, „das Zeug" haben, was Rechtes zu werden, sich lieber im Journalismus ein reichliches Auskommen suchen. Endlich ist das Aufrücken der Hochschullehrer Frankreichs ein rein mechanisches. Ihre Berufungen vollziehen sich nach den Dienstjahren, und schafft der Zufall keine Vakanz, so helfen auch die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen nicht. Einen Wetteifer, wie er zwischen deutschen Universitäten besteht, Berufungen auf Grund außerordentlicher Leistungen kennt die Université de France nicht. Auch die Studenten denken nicht daran, ein Wanderleben durch die Provinzfakultäten anzutreten, deren Pensen ja überall die gleichen sind. Die Hierarchie ist der größte Feind der französischen Universitäten. So leidet auch in seiner heutigen, stark reformierten Gestalt das französische Hochschulwesen zugleich an einer übergroßen Centralisierung und an einer bedauerlichen Zersplitterung. Auf dem Ganzen ruht die Hand des Staates zu schwer, und die Teile stehen miteinander in zu geringer Fühlung. Centrifugale und centripetale Kräfte sind auf diesem Gebiete nicht harmonisch verteilt. Die deutschen Universitäten spenden, da in ihnen alle komplementären Farben menschlichen Wissens vertreten sind, ihr reines, weißes Licht wie selbstverständlich. Den französischen Fakultäten, die meist nur über losgerissene Strahlen des Spektrums verfügen, wird der Weg zur Universalität des Wissens, wird die Durchhellung ihrer Umgebung weit mehr erschwert. Deutschland befindet sich hier im Genuß eines alterworbenen, sicheren und eifersüchtig gehüteten Besitzstandes, hegt hier sein Bestes, das es durch jahrhundertelange politische Misere erkauft, und das ihm jetzt gestattet, universell vorgebildet auf den Plan auch der politischen Herrschaft zu treten. Sein langes Mühen im Reich des Geistes bringt späte, aber sichere Früchte im Reich der Dinge.

Frankreich hingegen schlägt den umgekehrten Weg ein. Seit lange schon politisch geeint und bis zum Springen centralisiert, wünscht es zu einem gewissen Partikularismus, wenigstens in seinem Hochschulwesen, zurückzukehren. Es fühlt, daß Hände und Füße ihm abgestorben sind, und daß sein Kopf, der große Wasserkopf Paris, alle lebendigen Kräfte, alles frische Blut aufzehrt. Jedoch die Adern der französischen Provinz haben sich verengt und verkalkt. Und l'Université de France wird sich noch mancher Heilgymnastik, mancher Kneippkur, ja vielleicht einer Teilung unterziehen müssen, bis sie an Geschmeidigkeit und Lebensfülle die deutschen Universitäten erreicht.



Das Wunder

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch

Eine Wundergeschichte. — Also eine Geschichte, die zu einer Zeit spielt, als es eine Zeit in unserm Sinne überhaupt noch nicht gab? Als noch kein Kalender war, der Strich nach Strich in die ungeheure Kristallkugel ritzt, die uns umfängt, die wir „die Zeit" nennen, der uns belehrt, daß wir von einem Strich zum andern, von einem Tag zum andern mit kleinen, bescheidenen Schritten zu wandern haben, wenn wir fortkommen und uns nicht verirren wollen in der endlosen Wüste, sondern als die Kristallglocke noch wie ein unermeßliches, unbekritzeltes und ungebrochenes Ganze über den dumpfen Häuptern der Menschheit lag, angestrahlt von außen von einem geheimnisvollen Licht und widerspiegelnd in ihrer inneren Wölbung die Ereignisse, die sich auf der Erde begeben, in so abenteuerlichen Umrissen, so seltsamen, daß die Men-

schen keine Erklärung dafür fanden, sondern mit offenem, staunendem Munde „Ein Wunder! Ein Wunder!“ riefen?

Nein — sondern eine Geschichte, die sich in unsern Tagen, vielleicht gestern erst zugetragen hat.

Und wo? Vermutlich im Lande „Nirgendwo“? In einem Lande, wo es keine Wissenschaft giebt, die uns sagt, daß dem „deshalb“ immer das „weil“ voranzugehen hat, und daß Ereignisse, die sich aus diesem Bann von Grund und Folge losmachen wollen, überhaupt keine Ereignisse sind, sondern einfach ins Nichtvorhandensein verwiesen werden?

Auch das nicht — sondern in einer uns allen zur Genüge bekannten Stadt hat die Geschichte sich begeben, einer Stadt, wo es Wissenschaft und Polizei und alles giebt, was Ordnung, Mechanismus und Schematismus aufrecht zu erhalten geeignet ist — in Berlin.

Zu unsern Tagen? In Berlin?

Zu unsern Tagen, in Berlin, in einer der meilenlang und linealgerade gestreckten Straßen von Berlin, wo die vierstöckigen Häuser mit den kahlen Vorderseiten, den entsetzlichen, von keiner architektonischen Eingebung, keinem künstlerischen Einfall belebten Vorderseiten nebeneinander aufgereiht stehn wie riesige Kisten, wie steinerne Kommoden, in deren Schubfächern Menschen verpackt sind, Familien, Geschlechter, Scharen von Menschen.

Und — in einem solchen Hause?

Ja — in einem solchen vierstöckigen Hause, vier Treppen hoch, unter dem Dache hat es sich begeben, und ist es geschehen.

Aber was denn nun endlich? Was ist geschehen? Worin bestand das Wunder?

Es bestand darin, daß an einem Sonntagnachmittag im Sommer die Wäscherin, unverehelichte Mathilde Baumann, aus der Tür ihrer unter dem Dache gelegenen Wohnung heraustrat, ein kleines, nicht einmal besonders hübsches Mädchen, mit rundem, braunem Strohhut auf dem runden, beinahe etwas dicken Kopf, an der Hand, und daß, indem gleichzeitig die gegenüberliegende Tür der Nachbarwohnung sich öffnete und Frau Wulkow, die Flurnachbarin, heraustrat, die Kleine sich umwandte und der alten Frau zurief: „Lieschen geht spazieren! Mit Mutter! Bis nach'n Tiergarten! Und in den Zelten trinken wir Kaffee!“

Und das — ein Wunder?

Frau Wulkow sagt es. Frau Wulkow behauptet, das wäre ein Wunder gewesen, ein wahres, wahrhaftiges Wunder.

Aber was denn in aller Welt? Etwa, daß Mathilde Baumann unverheiratet war und das kleine Mädchen dennoch „Mutter“ von ihr sagte?

Wenn man angenommen hätte, das wäre der alten Frau so wunderbar erschienen, dann würde sie wohl still vor sich hin gelächelt haben mit dem gutmütig erfahrenen Lächeln, das ihr eigen war. Nein, sondern daß ihr die Kleine so vergnügt, beinahe glückselig die Worte zukrähte, sich so mit beiden Händen an die Hand der Mutter hing, und daß die Mutter, die Mathilde Baumann, über den Kopf des Kindes hinweg zu ihr hinübersah mit Augen, in denen ein Blick war, ein so merkwürdiger, gar nicht zu beschreibender, wie man ihn im Auge von Menschen sieht, die eine schreckliche Angst, eine Todesgefahr überstanden haben und sich nun staunend, zitternd, noch kaum glaubend an den sicheren Boden unter ihren Füßen, im neu geschenkten Leben umsehen.

Dies beides, behauptete Frau Wulkow, wäre wirklich ein Wunder gewesen, dies beides und dann noch das dritte dazu, daß die Mathilde Baumann den Arm um ihre Kleine gelegt und „fall nicht, Lieschen“ gesagt hatte und sie die steile, fürchterlich steile Treppe mit den schmalen, halsbrecherischen Stufen hinuntergeleitet hatte, vorsichtig, vorsichtig, als führte und hütete sie eine Kostbarkeit, ein unersetzliches Gut, das nicht zu Schaden kommen durfte, weil sonst ihr Herz zu Schaden gekommen und nie wieder heil geworden sein würde, nie wieder.

Das alles, das also war es. Und wenn es dem unbeteiligten Beschauer als etwas durchaus nicht Wunderbares, sondern im Gegenteil höchst Einfaches, Natürliches und Alltägliches erscheinen möchte, daß ein kleines Mädchen sich freut, wenn es Sonntagnachmittag an der Hand der Mutter im Tiergarten spazieren gehen soll, so muß man doch in Anbetracht dessen, daß Frau Wulkow die Sache keineswegs so einfach, son-

dern ganz anders ansah, zu der Schlußfolgerung gelangen, daß hinter dem allen etwas Besonderes verborgen sein mußte.

Denn Frau Wulkow war ja doch seit nunmehr länger als einem Jahre Flurnachbarin mit Mathilde Baumann, kannte sie und wußte Bescheid. Wußte Bescheid mit ihren äußeren Umständen und auch noch mit Dingen, die tiefer liegen, mit dem, wie es da drinnen aussah bei der unverehelichten Mutter. Denn weil sie viel älter als die andre, eigentlich schon wirklich eine alte Frau, daneben aber auch eine erfahrene und gute Frau war, die sich nie horchend auf Flur und Treppen umhertrieb, nie klatschend von Tür zu Tür schlich, sich nie aufdrängte, dennoch aber in Blick und Wesen das warme Schweigen hatte, das dem Nebenmenschen sagt: „Wenn du mich brauchst, so bin ich da," so war die Mathilde Baumann, die außer ihrem Lieschen eigentlich niemanden auf der Welt hatte, insbesondere niemanden, zu dem sie mit ihrem schweren Herzen gehen konnte, so war sie zu Frau Wulkow gekommen. Und weil ihr das Herz eigentlich immer schwer war, so kam sie oft, und weil sie nicht eigentlich viel zu erzählen, aber immer viel zu vertrauen hatte, so vertraute sie ihr alles, sagte ihr alles, bis daß die Zeit kam — die Zeit? Ja, wo sie anders wurde, nichts mehr sagte, wo — der Mann kam und — das Schreckliche.

Der Mann — ja, wenn man sie so ansah, die Mathilde Baumann, das nicht eigentlich schöne, aber kraftvolle, vollsaftige junge Weib mit den dunklen Augen unterm dunklen Haar, mit der Haut, die so aussah, als wäre sie heiß gebrannt von dem heißen Blut, das in den Adern darunter floß, mit der Brust, die unter dem linnenen Arbeitskleide emporschwoll, als würden ganze Generationen von Kindern Muttermilch und Lebenssaft daraus trinken können, dann mußte man wohl glauben, daß das, was man den „den Mann" im Gegensatz zu „dem Weibe" nennt, eine gewichtige Rolle in ihrem Dasein gespielt haben mochte und vielleicht noch spielte.

Zwar wer der Mann gewesen war, der als Vater des kleinen Lieschens irgendwo in der Welt umherlief, das hatte Frau Wulkow nie erfahren. Nach so etwas, meinte Frau Wulkow, muß man nicht fragen, wenn's nicht von selbst gesagt wird. Und weil Mathilde Baumann es nicht von selber sagte, fragte sie nicht, und also erfuhr und wußte sie es nicht.

Was sie dagegen sehr wohl wußte, weil sie es mit eignen Augen sah und täglich selbst erlebte, das war die heiße, leidenschaftliche, manchmal beinahe wilde Zärtlichkeit, mit der die junge Mutter ihr kleines Mädchen liebte.

Freilich, das wußte sie aus Erfahrung, das sah sie alle Tage. Denn alle Tage, früh am Morgen, wenn Mathilde Baumann fort- und hinausmußte auf den weiten Weg, den sie bis zu der großen Waschanstalt zu machen hatte, in der sie arbeitete, klopfte es an der Tür von Frau Wulkow, manchmal brauchte auch nicht erst geklopft zu werden, weil Frau Wulkow schon in der offenen Tür stand, und dann erschien vor der Tür das Lieschen, sauber gewaschen und gekämmt, das blonde Haar in einen kleinen Zopf zusammengebunden, der ihr wie ein Schwänzchen vom Kopfe hing, ihren „Quietscherich", das heißt einen kopflosen Puppenwulst von Sackleinewand mit Sägemehl gefüllt, im Arm, und hinter dem Lieschen die Mutter. Die Mutter brachte einen hochbeinigen Kinderstuhl mit, der durch eine Klappe verschließbar war, so daß ein Kind, wenn man es hineingesetzt hatte, nicht aus dem Stuhl herausfallen konnte. Und das alles bedeutete, daß das Lieschen jetzt für die Zeit, wo die Mutter draußen auf Arbeit war, also so ziemlich für den ganzen Tag, bis zum späten Nachmittage, an die „Tante Wulkow" abgeliefert wurde, um den Tag über bei ihr zu sein.

Denn irgendwo mußte die Kleine doch bleiben, während die Mutter sich draußen befand. Und weil es doch besser war, wenn sie „unter Menschen" war, statt daß sie in der leeren Behausung für sich allein blieb, und weil Frau Wulkow „schlecht auf den Beinen" war und darum fast gar nicht ausging, sondern in ihrer Wohnung Näharbeit verrichtete, und weil Frau Wulkow außerdem eine gute Frau war, die es ganz einfach und natürlich fand, daß Nachbarn einander helfen, so fand Mathilde Baumann es auch ganz natürlich, daß sie jeden Mor-

gen ihr Kind da drüben eintat, um es Abends wieder zu sich herüberzunehmen.

Und da saßen alsdann die beiden, die alte Frau Wulkow am Fenster bei ihrer Näharbeit, das kleine Lieschen in seinem hohen Stuhl mit der Klappe vor der Brust, stundenlang, stundenlang. Nur wie ein ganz fernes leises Vogelgezwitscher kam es manchmal von dem Stuhle zu Frau Wulkow hinüber — das war das Lieschen, das mit seinem „Quietscherich" sprach und ihm Verhaltungsmaßregeln gab und ihm sagte, daß er artig sein solle und geduldig, bis „Mutter" wieder käme. Und wenn sie dann über ihre Brille hinweg — denn Frau Wulkow hatte schon alte, weitsichtige Augen und brauchte für ihre Näherei eine Brille — hinübersah, dann sah sie das kleine Ding in seine Gedanken und Träume und Spiele versunken und sagte sich, daß das Kind doch eigentlich so wenig hatte und dennoch immer zufrieden war, daß es eigentlich einen zu dicken Kopf hatte und gar nicht besonders hübsch war, und daß man ihm dennoch gut sein mußte, weil es „eine Seele von einem Kind", eine Seele war!

Dann, um die Mittagszeit, wurde dem Lieschen ein kleiner Teller mit etwas Essen auf die Stuhlklappe gesetzt, und da aß es dann, den „Quietscherich" immer zur Seite, denn der mußte doch auch sein Teil haben. Viel war es nicht, was das Kind aß, und für sein Essen bezahlte die Mutter ein Bestimmtes an Frau Wulkow, was ja auch ganz einfach und natürlich war. Und nach dem Essen wurde die Kleine auf die Erde gesetzt, damit sie sich „die Beine vertrat" und sich Bewegung machte. Und da ging sie dann in der Stube umher und sah der Tante Wulkow zu, die schon wieder an ihrer Arbeit stichelte, und sah sich die große „Ticktack", die alte Schwarzwälder Uhr an, die an der Wand hing, bis daß sie nach einiger Zeit wieder in ihren Stuhl gesetzt wurde, in dem sie dann sitzen blieb, bis daß es Nachmittag wurde und sie mit einem Male „Jetzt kommt Mutter!" zu Tante Wulkow hinüberkrähte.

Denn was die alte Frau noch nicht gehört hatte, das hatten die Ohren des Kindes bereits vernommen, daß auf der Treppe draußen ein Schritt heraufkam, daß jetzt etwas an die Tür kam — und im nächsten Augenblick war ein Gezappel in dem Stuhle, und über den Stuhl beugte sich, noch halb atemlos von den vier steilen, fürchterlichen Treppen, die sie heraufgestiegen war, die Mutter und küßte das kleine Ding mit dem dicken Kopf und küßte es wieder und noch einmal und sagte: „Na, Lieschen, bist du da?" Und dann wandte sie sich zum Fenster und sagte: „Na, gu'n Abend auch, Frau Wulkow, alles in Ordnung?" Und es war alles in Ordnung, und alles war gut.

Alsdann zogen Mathilde Baumann und Lieschen und „Quietscherich" und der hochbeinige Kinderstuhl zu Baumanns hinüber, und da bekam Lieschen noch einmal eine Tasse Milch zu trinken, mit Brot eingebrockt, das war ihr Abendbrot, und dann wurde sie in ihr kleines Bett gelegt, das in der Vorderstube stand, und die Mutter beugte sich über sie und sagte: „Na, nu gut Nacht, Lieschen, und schlaf auch schön!" und Lieschen schlang die Arme um ihren Hals und sah sie mit den großen Augen an, die so still waren und doch so laut sagten: „Ich liebe dich!" — und während die Mutter die Lampe hinwegnahm, war sie auch schon eingeschlafen. Mit der Lampe aber ging die Mutter hinaus, über den Flur, in die Küche, die nach hinten hinauslag, da kochte sie Kaffee, einen großen Topf voll, denn nun, das wußte sie, würde Frau Wulkow kommen. Und es dauerte auch nicht lange, so kam Frau Wulkow. Und dann begann für die beiden die schönste Stunde des ganzen Tages; in der Küche saßen sie beisammen und schlürften in langsamen Zügen den Kaffee und unterhielten sich über dies und das und über alles.

Und so ging das einen Tag wie den andern, wochenlang, Monate, das ganze Jahr. Und wenn es auch kein besonderes Glück war, so war es doch das, was armen Menschen schon wie ein Glück erscheint: Ruhe und Sicherheit vor Sorge und Not.

Alsdann aber fing es allmählich an.

Allmählich fing es an — ja — denn anfangs wurde nicht gesprochen, nicht gefragt und nichts gesagt. Aber daß etwas sich vorbereitete, etwas Neues, etwas Fremdes, das merkte Frau Wulkow, das ahnte, das fühlte sie.

Woran sie es merkte? Vielleicht daran, daß der Mathilde Baumann, wenn sie Nachmittags nach Hause kam, der Atem so hastig ging. Atemlos war sie ja immer gewesen, wenn sie die vier Treppen heraufgekeucht war — aber es war jetzt doch noch etwas andres. Was denn nur? Als wenn nicht ihre Brust nur, sondern als wenn ihr das Herz im Leibe, die Seele atemlos geworden wäre. So etwas Aufgeregtes. Rot war ihr das Gesicht ja immer geworden von dem weiten Wege, den sie draußen zu machen hatte, von den vier Treppen im Hause — aber wenn sie dann einen Augenblick verschnauft hatte, wich die Röte, und ihr Gesicht wurde wieder wie gewöhnlich. Und jetzt wich die Röte nicht, sondern blieb. Wenn sie jetzt hereinkam und das Lieschen umarmte, dann sah es ja so aus, als wäre alles wie früher, und doch war es nicht mehr so wie früher. Mit beiden Händen faßte sie das Kind und drückte es in den Stuhl, beinahe gewalttätig. Und wenn sie sich dann zum Fenster wandte und „Na, gu'n Abend auch, Frau Wulkow!" sagte und ihr die Hand gab, dann sah sie ihr nicht mehr in die Augen, sondern daran vorbei. Und das „alles in Ordnung?" blieb mit einem Male weg. Warum nur? Bei Frau Wulkow war ja alles in Ordnung, aber bei ihr, bei der Mathilde Baumann vielleicht nicht?

Und so ging nun der neue Zustand weiter, und Frau Wulkow ließ ihn gehen und fragte nicht, denn bei solchen Dingen, meinte Frau Wulkow, muß man nicht fragen, wenn nicht von selbst gesprochen wird. Fragen ruft das Unglück herein. Vielleicht, dachte sie, hört die Geschichte von selbst wieder auf und wird wieder gut. Aber sie hörte nicht auf, und es wurde nicht wieder gut, sondern im Gegenteil, wie etwas Schweres, Heißes, Dumpfes lag es auf der Mathilde Baumann, und das wurde immer schwerer, immer dumpfer, so daß man es schließlich körperlich an ihr wahrnahm, indem sie das Haupt, das sie früher immer so frisch aufgereckt auf dem schönen vollen Halse getragen hatte, niederhängen ließ und allen Menschen nur noch von unten herauf in die Augen sah, was ja ganz gegen ihre frühere Gewohnheit war, aber ganz. Und wenn das alles noch nicht deutlich genug gewesen wäre, so war noch etwas, woran Frau Wulkow hätte merken müssen, wie es mit der Nachbarin stand, das war die Abendstunde in der Küche drüben, bei Mathilde Baumann; früher die gemütlichste Stunde am ganzen Tage und jetzt so ungemütlich. So ungemütlich, daß die alte Frau Wulkow jetzt nur immer rasch, ganz rasch ihren Kaffee ausſuppte und dann beklommen „Gute Nacht auch!" sagte und davonging. Denn was hatte sie davon, in der Küche zu sitzen, der Mathilde Baumann gegenüber, die kaum drei Worte mehr hintereinander sprach und, wenn sie es tat, so, daß man ihr anhörte, daß sie nur sprach, um irgend etwas zu sagen, ein Sprechgeräusch zu machen, während ihre Gedanken ganz wo anders waren?

Wo sie nur weilen mochten, diese Gedanken? Das war es, worüber Frau Wulkow jetzt immer sinnen mußte, den ganzen Tag lang, während sie an ihrer Näherei arbeitete und zu dem Lieschen hinüberblickte, das ahnungslos in seinem hohen Stuhle saß.

Ahnungslos — das heißt — oder war das nur eine Einbildung, daß in dem Gesicht des Kindes —?

Aber woher sollte das denn kommen? Die Mutter war ja doch zärtlich zu ihm, wie sie es früher gewesen war? Küßte das Kind, wenn sie Nachmittags nach Haus kam, herzte und „knutschte" es.

Aber solche Kinder — wie solche Kinder nun einmal sind! Das fühlt ja durch die Wände hindurch! Gerade so wie die Tiere. Immerfort mußte Frau Wulkow an ihren alten Kater denken, den sie einmal gehabt hatte, ihren schönen, langhaarigen „Fritz", den sie so lieb gehabt hatte. Was für ein Gefühl in dem Tier gewesen war! Was für ein Gefühl! Wenn sie sich einmal über ihn geärgert hatte und ihm auch nur ein bißchen weniger gut war, und wenn sie ihm dann die Milch hinsetzte — nicht 'ranzukriegen an die Milch war das Tier gewesen. Mit großen, erschreckten Augen hatte er gesessen und sie angesehen, bis sie es gar nicht mehr aushielt und förmlich Abbitte tat und „Komm man wieder, Fritzchen," sagte, „sei man wieder gut, ich bin ja auch wieder gut."

Ob so etwas Ähnliches mit dem Kind da sein mochte? Ob das Kind fühlte, daß die

Hände der Mutter, wenn sie es anfaßten, anders anfaßten als früher? Ob eine Ahnung in ihm war, daß in dem Herzen der Mutter, wo bisher nur Platz für das Lieschen gewesen war, jetzt noch Platz geschaffen werden sollte für — etwas andres? Und daß dieses andre vielleicht eines Tages sagen würde: „Eins von uns beiden muß 'raus? Für uns beide ist da drinnen nicht Platz?" Kein Wort sagte Frau Wulkow, sie tat keine Frage, aber den ganzen Tag über ihrer Näherei dachte und dachte sie nach: dieses andre — was war es denn nur? Oder — wer mochte es nur sein?

Und einige Tage später geschah etwas, es war zwar noch nichts Bestimmtes, aber es gab immerhin eine Andeutung: an dem Tage nämlich, am Abend, als Mathilde Baumann ihre Kleine hinüberbringen wollte, kam sie zu Frau Wulkow heran und wollte etwas sagen, konnte aber gar nicht damit herauskommen und Frau Wulkow nicht ansehen. Rot wurde sie, als wäre sie mit Blut übergossen gewesen, und dann sagte sie endlich so leise, als wollte sie, daß die Kleine es nicht hören sollte: „Frau Wulkow," also sagte sie, „ich — es tut mir leid — aber ich kann Sie heute nicht bitten, zu mir herüberzukommen — ich — gehe heute abend noch aus."

Kein Wort hatte Frau Wulkow darauf erwidert, sondern nur mit dem Kopfe genickt, was so ausgesehen hatte, als wollte sie sagen „Ich verstehe schon." Und so schien es auch die Mathilde Baumann aufgefaßt zu haben; denn mit einem Male hatte sie sich umgedreht und war hinaus gewesen, und wenige Minuten darauf hatte Frau Wulkow gehört, wie drüben noch einmal die Thür klappte, und wie jemand über den Treppenflur ging und die Treppe hinunter, ganz hastig, ganz hastig. In ihren Gedanken aber hatte Frau Wulkow nachgerechnet, daß es heute mit dem Abendbrot des Lieschens und mit dessen Zubettbringen viel schneller gegangen sein mußte als jemals früher, und daraus hatte sie den Schluß gezogen, daß für das Kind jetzt nicht mehr so viel Zeit übrig war wie früher; und weil ihre Gedanken ihr sagten, daß das nun wohl nicht mehr anders, sondern eher schlimmer und immer schlimmer werden würde, so ging sie in ihre Küche und kochte sich, weil sie sich nun einmal daran gewöhnt hatte, selbst eine Tasse Kaffee und trank sie langsam, einsam, unter schwerem, traurigem Nachdenken aus.

Daß es mit dem Abendkaffee in der Baumannschen Küche von nun an ein Ende haben würde, das hatte sie sich wohl gedacht, und das bestätigte sich denn auch. Mit einem leisen „Gute Nacht!" ging Mathilde Baumann am Abend von ihr fort; daß Frau Wulkow sonst zu ihr hinübergekommen war, das war jetzt, als wäre es nie gewesen. Alle Abend, wenige Minuten später, klappte drüben die Tür, schlich jemand die Treppen hinunter, und so ging das nun fort, einmal wie allemal, Abend nach Abend.

Nachmittags, zu der Zeit, wo Mathilde Baumann nach Hause kommen mußte, fing jetzt Frau Wulkow an, aus dem Fenster zu sehen, auf die Straße hinunter, ob sie sie kommen sähe. Denn eines war merkwürdig — seit ein paar Tagen rief das Lieschen nicht mehr, wie früher: „Jetzt kommt Mutter." Nein, sie tat es nicht mehr, und überhaupt — daß mit dem Kinde irgend etwas war, daß es nicht mehr so war wie früher, das konnte sich Frau Wulkow jetzt wirklich nicht mehr verhehlen. Gar nicht mehr so sauber gewaschen wie früher; sein ärmliches Kleidchen gar nicht mehr so reinlich wie sonst; das Zöpfchen, das früher wie ein niedliches kleines Schwänzchen ausgesehen hatte, jetzt mit ein paar hastigen Griffen zusammengesteckt, so daß es manchmal aufging und die alte Frau Wulkow den Zopf noch einmal binden mußte. Heute, als es wieder einmal geschehen war und Frau Wulkow: „Komm mal her, Lieschen," gesagt hatte, hatte das Lieschen plötzlich zu weinen angefangen, lautlos, aber bitterlich. „Hab ich dir weh getan?" hatte Frau Wulkow gefragt. Darauf aber hatte das Kind stumm mit dem Kopfe geschüttelt; nein — die Tante Wulkow hatte ihm nicht wehe getan. Aber — vielleicht ein andrer? Das hatte Frau Wulkow nicht gefragt, aber einen Stich hatte sie gefühlt, im Herzen. Und einen Stich im Herzen gab es ihr, wenn sie jetzt nicht mehr das Vogelgezwitscher von dem hohen Stuhl da drüben vernahm, wenn sie über ihre Brille hinweg hinüberschaute und das Kind da sitzen sah, so gar nicht ein bißchen mehr ver-

gnügt, so vor sich hinblickend mit den großen, stummen, traurigen Augen. Kaum daß sie noch mit dem „Quietscherich“ spielte, und wenn sie es tat, so war es kein rechtes Spielen mehr, keine Verhaltungsmaßregeln mehr „sei hübsch artig, bis Mutter kommt,“ nur ein paar langsam, lässig, mechanisch angewöhnte Griffe.

An diesem Tage also blickte die Frau Wulkow aus dem Fenster. Und obwohl es schon ziemlich dunkel war, denn Mathilde Baumann kam jetzt von einem zum andern Tage immer später nach Hause, und obwohl es für Menschenaugen ein weiter Weg ist, von vier Treppen hoch auf der Straße drunten jemanden erkennen zu sollen, leisteten ihre Augen das trotzdem, denn in der Ferne sah die alte Frau scharf wie ein Luchs. Da sah sie denn die Mathilde Baumann die Straße entlang kommen, und neben ihr ging — einer. Ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann war das, ein Fabrikarbeiter, wie es schien, denn unter dem Rock, den er vorn aufgeknöpft trug, sah man den Arbeiterkittel von blauer Leinewand. Ganz langsam gingen beide, wie zwei Menschen, die da wissen, daß sie sich gleich werden trennen müssen, und die sich noch eine Menge zu sagen haben und darum den Augenblick der Trennung hinauszögern möchten. Sehr viel hatten sie sich zu sagen, so sah es aus, namentlich der Mann der Frau, denn immerfort sprach er auf sie ein, während sie mit gesenktem Kopfe neben ihm herging und zuhörte. Reichlich um einen Kopf größer als die Mathilde Baumann war der Mann, und vielleicht weil er immer zu ihr hinuntersprach und sie den Kopf so hängen ließ, vielleicht daß es daher kam, daß es der Frau Wulkow den Eindruck machte, als stände die Mathilde Baumann unter einem Druck, einem Bann, einer Last, als fürchtete sie sich eigentlich, und als geschähe es nur halb aus freiem Willen, daß sie mit dem Manne ging, halb aber weil der Mann sie in der Gewalt hatte.

Jetzt waren sie auf der andern Straßenseite dem Hause gegenüber angelangt, da blieben sie stehn und sahen zum Hause hinauf, so daß Frau Wulkow rasch ein wenig mit dem Kopfe zur Seite fuhr, um nicht gesehen zu werden. Als sie aber wieder hinunterblickte, bemerkte sie, daß die beiden nach ihr nicht sahen, sondern nach den Fenstern von Mathilde Baumann. Und indem der Mann sein Gesicht erhob, konnte sie, soweit es bei der zunehmenden Dunkelheit noch möglich war, sein Gesicht erkennen. Da mußte sie sich denn gestehn, daß es wirklich ein stattlicher, beinahe, konnte man sagen, ein schöner Mann war. Trotzdem gefiel er ihr nicht. Er hatte so ein blasses, beinahe fahles Gesicht. Aber das kam vielleicht von dem Widerschein der Dämmerung, die auf seinem Gesichte lag. Daneben war aber noch etwas: er trug einen Schnurrbart, einen sehr langen und dichten, und um ihn recht dicht zu machen, hatte er eine „Anleihe“ beim Kinnbart gemacht, das heißt, ein Stück vom Kinnbart stehen lassen, das nun in den Schnurrbart hineinwuchs, so daß dieser in zwei ganz dicken Enden über beide Mundwinkel hing. Das gefiel der Frau Wulkow nicht. Das Gesicht des Mannes bekam dadurch etwas — sie wußte selbst nicht recht — so Rohes, Brutales, beinahe Unheimliches.

Eine ganze Weile standen die beiden drüben auf der Straße, dem Hause gegenüber. Wie ein Wasserfall sprach der Mann auf die Baumann ein, nur von Zeit zu Zeit erwiderte sie etwas. Dann sah es so aus, als hätte er etwas von ihr verlangt, worüber sie nachdachte; sie senkte den Kopf zur Seite. Aber als sie sich umwandte und ihm ins Gesicht sah, wußte Frau Wulkow, was die Glocke geschlagen hatte. Sie hatte nachgegeben, und der Blick, mit dem es geschah! Wo der hingeht, da läuft die nach, das sagte sich Frau Wulkow, als sie den Blick sah.

Weil aber jetzt die Sache anfing, ihr das Herz abzustoßen, faßte sie einen Entschluß, und heute am Abend stellte sie zum erstenmal eine Frage.

Als Mathilde Baumann mit ihrer Kleinen hinausgehen wollte, griff sie nach ihrer Hand und hielt sie fest. Indem sie sie an der Hand hielt, fühlte sie, wie das junge Weib am ganzen Leibe zitterte. „Wer ist es denn also?“ fragte sie. Sie versuchte ihr in die Augen zu sehen, aber das gelang ihr nicht; Mathilde Baumann hielt die Augen abgewandt, beinahe krampfhaft. „Ein Maschinenschlosser in der Steppdeckenfabrik von ...“

Den Namen der Fabrik hatte Frau Wulkow nicht mehr verstehn können.

Als wenn sie gejagt würde, hatte Mathilde Baumann sich umgedreht, ihre Hand losgerissen, und ohne „Gute Nacht“ war sie mit ihrer Kleinen hinaus.

Wieder gingen ein paar Tage hin, und Frau Wulkow ließ sie gehn, ohne zu fragen. „Denn zu oft,“ meinte Frau Wulkow, „muß man bei solchen Sachen nicht fragen; sonst wird so etwas mißtrauisch und verstockt sich und sagt gar nichts.“

Endlich aber, nachdem sie alle Nachmittage zum Fenster hinausgeblickt und gesehen hatte, daß der „Maschinenschlosser“ jeden Nachmittag dabei war, hielt sie es an der Zeit, noch einmal zu fragen. Genau so wie das vorige Mal machte sie es, genau wie das vorige Mal, vielleicht noch stärker, erzitterte Mathilde Baumann, und ihr ganzes Gesicht war eine einzige Glut.

„Wird er Sie denn heiraten?“ fragte Frau Wulkow.

Als sie das aber gesagt hatte, begab sich etwas Merkwürdiges: die Hand der jungen Frau, die sie in ihrer Hand hielt, wurde eiskalt, mit einem Blick fuhr sie zu der Kleinen herum, die an der Tür stand und wartete, dann beugte sie sich ans Ohr von Frau Wulkow: „Seien Sie still!“ flüsterte sie, „ich komme nachher noch mal rüber.“

Wenige Minuten später war sie wieder da. Ganz leise hatte sie geklopft, ganz leise trat sie ein, als wenn sie sich fürchtete.

Frau Wulkow saß am Tisch bei einem Petroleumlämpchen. Im Zimmer war nur ein halbes Licht; in den Winkel des Zimmers, wo es ganz dunkel war, setzte sich die Mathilde Baumann.

Frau Wulkow sah nicht zu ihr hin, fragte nicht, sprach kein Wort.

„Es ist ja,“ fing Mathilde Baumann an — und die Stimme kam aus ihrer Kehle, als wenn ihr der Hals zugeschnürt gewesen wäre —, „es ist ja — daß er gesagt hat — daß ihm das Kind nicht paßt.“

Darauf trat ein langes Stillschweigen ein.

„Darum also will er Sie nicht heiraten?“ meinte alsdann Frau Wulkow.

„Mit Gewalt will er mich ja heiraten,“ erwiderte die andre, „aber geradezu mit Gewalt.“

„Aber das Kind will er nicht mit Ihnen mithaben?“

Darauf erfolgte keine Antwort.

„Was soll denn aber alsdann werden? Wollen Sie das Kind wo eintun? Bei andern Leuten? Oder öffentlich? Eine Anstalt?“

„Das bring' ich ja nicht übers Herz,“ sagte Mathilde Baumann; und es klang, als ob sie sich gewunden hätte, indem sie die Worte hervorbrachte.

Frau Wulkow, die immerfort in die Lampe gestarrt hatte, rückte vom Tisch ab und drehte sich dahin, wo Mathilde Baumann saß.

„Aber was wird denn dann mit dem Kind?“

In solchem Tone hatte Frau Wulkow noch niemals gesprochen.

„Wenn ich's doch selbst nicht weiß,“ erwiderte Mathilde Baumann; und es war kein Sprechen, sondern ein Keuchen. „Es ist ja über mich gekommen — ich kann's ja gar nicht beschreiben, wie! Solche Gewalt hat er über mich bekommen, solche Gewalt! Tag und Nacht zermartere ich mir das Gehirn! Von dem Mann wieder ablassen — Gott — wie soll ich Ihnen sagen — lieber gleich ins Wasser gehen und den leibhaftigen Tod erleiden! Und dann aber — daß er das Kind nicht will — solch ein unschuldiges Wurm! Und es ist mir doch so ans Herz gewachsen! So ans Herz gewachsen!“

Ein furchtbares Schluchzen brach ihr die Worte ab, und in der dunklen Ecke, in die sie blickte, sah Frau Wulkow etwas wie ein Gewirr von menschlichen Gliedern, die sich ineinander rangen, daß ein Knäuel entstand, ein Ballen, an dem man kein Gesicht mehr erkannte.

Schweigend ließ Frau Wulkow das eine Zeitlang gewähren. Dann sagte sie mit dem Ton von vorhin, dem strengen Ton: „Aber zu einem Entschluß muß man doch kommen bei so etwas.“

Mathilde Baumann richtete sich auf und wischte sich die Augen. „Ja, natürlich,“ sagte sie, und ihre Stimme klang wie gebrochen, „Sie haben ja recht, ja, ja.“

Dann stand sie auf, und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie hinaus.

Von da an wurde zwischen den beiden Frauen nicht mehr gefragt und nicht mehr

gesprochen. Auf die beiden Nachbarwohnungen da oben, vier Treppen hoch, unter dem Dach, legte sich etwas wie eine unsichtbare schwere Hand, und unter der Last der Hand erlahmte alles, jede Freudigkeit, jedes Gespräch, nur eine dumpfe, stumme, langsam, langsam steigende Angst blieb übrig. Scheinbar nur mit ihrer Näherei beschäftigt und in Wirklichkeit lauschend und lauernd mit Augen, Ohren und allen Nerven, saß die alte Frau an ihrem Fleck, und scheinbar gleichgültig dagegen, daß sie belauert wurde, scheinbar ruhig ging die junge Frau ihren Weg, und unterdessen schlug ihr das Herz so schwer an die Brust, daß, wenn sie unbeobachtet war, sie stehn bleiben mußte, weil sie nicht weiter konnte, und wenn sie auf ihrem Wege zur Waschanstalt an der Spree entlang ging, kam ihr ein Gedanke, den sie früher nicht gekannt hatte: Wenn's gar keinen Ausweg mehr giebt, dann giebt es noch einen, einen letzten.

Und nun dauerte das ein paar Tage, dann wurde die schwüle Stille durch ein Geräusch unterbrochen, auf das Frau Wulkow insgeheim schon lange gewartet hatte, und das, als sie es jetzt wirklich vernahm, sie dennoch bis ins Innerste erbeben ließ: an einem Abend, einige Zeit nachdem Mathilde Baumann mit ihrer Kleinen hinübergegangen war, erdröhnte die Treppe draußen von einem schweren Schritt, einem Männerschritt. Lautlos, so rasch sie es auf ihren „schlechten Beinen" zuwege brachte, war Frau Wulkow an ihrer Flurtür und horchte. Die Flurtür gegenüber, bei Mathilde Baumann, wurde von innen geöffnet; irgend jemand trat ein, dann klappte die Tür wieder zu. Der Mann war gekommen! Drüben war er, bei ihr!

Die alte Frau kroch in ihr Bett, wühlte den Kopf in ihr Federkopfkissen, wollte nicht hören, wann er wieder gehen würde; sie drückte die Augen zu, krampfhaft, wollte nicht daran denken, wie die zwei jetzt drüben zusammen waren.

Am nächsten Tage, wie gewöhnlich, kam das Lieschen, und wie gewöhnlich wurde es in seinen hohen Stuhl gesetzt, während die Frau Wulkow an ihrem Nähtisch am Fenster saß. Lärm hatte das Kind ja niemals gemacht; besonders in letzter Zeit war es ja immer leiser geworden, heute aber war es so lautlos, daß Frau Wulkow unwillkürlich zu ihm hinübersah. Ganz regungslos saß die Kleine in ihrem hohen Stuhl, auf der Stuhlklappe lag der „Quietscherich" unangerührt.

Was das Kind für große Augen hatte! Nie, bis heute, war es Frau Wulkow so aufgefallen. Und wie die Augen unverwandt an der Tür hingen! Mit einem Ausdruck — was war es nur für einer —, als wenn es angstvoll erwartete, daß plötzlich die Tür sich öffnen und etwas hereinkommen würde, etwas Schreckliches.

Als es Mittag geworden war, setzte ihr die Frau Wulkow ihr Schüsselchen auf die Stuhlklappe. Viel hatte das Kind niemals gegessen, heute aß es gar nichts, hob keine Hand.

„Na, Lieschen, willst du denn gar nicht ein bißchen was essen?"

Als das Kind das hörte, richtete es die Augen auf die alte Frau, sein Mund verzog sich, als wenn es etwas sagen wollte.

„Was willst du mir denn sagen, Lieschen?" Frau Wulkow beugte sich zu ihr.

„Fremde Mann is gekommen," flüsterte ihr die Kleine ins Ohr. Aus der flüsternden Stimme klang das Entsetzen.

Frau Wulkow hielt an sich; dem Kinde gegenüber durfte sie nichts zeigen.

„Na ja, gestern abend, zu Mutter. Ist er in der Stube bei Mutter geblieben?"

„Is 'rübergegangen mit Mutter in Küche."

„Na ja doch," sagte Frau Wulkow, „na ja. Darum kannst du doch ein bißchen was essen. Willst du nicht?"

Aber sie wollte nicht.

„Na, dann komm, vertritt dir ein bißchen die Beine."

Sie hob sie aus ihrem Stuhl und setzte sie auf den Boden.

„Geh ein bißchen hin und her, Lieschen, mach dir Bewegung."

Aber die Kleine schien nicht zu hören. Mit dem Finger im Munde stand sie an ihrem hohen Stuhl, sah nicht auf Tante Wulkows Näharbeit, nicht nach der Ticktack an der Wand, sondern immer nach der Tür und nur nach der Tür.

Als es schon beinahe dunkel war, tat diese sich auf; die Mutter kam, Mathilde Bau-

mann. Ohne Gruß — recht wie ein Irrwisch, dachte Frau Wulkow für sich —, ohne „Guten Abend" kam sie und gleich auf das Kind zu, das in seinem Stuhle saß. Sie schoß geradezu darauf los, legte beide Hände um das Kind, sah ihm ins Gesicht, als müßte sie sich überzeugen, daß es noch da wäre, daß es noch ihr Lieschen wäre, und küßte es. In all ihren Bewegungen war etwas so Aufgeregtes, Wildes, beinah Wüstes, daß, als sie das Kind noch einmal küssen wollte, dieses den Kopf zurückbog. Es wollte nicht mehr, es fing an zu weinen.

Von ihrem Fenster stand die Frau Wulkow auf. Lang aufgereckt trat sie heran. „Was geschieht denn?" fragte sie.

„Was soll denn sein?" erwiderte die andre mit einer kaum vernehmbaren Stimme, „nichts, gar nichts."

Sie hob das Kind aus dem Stuhle, um mit ihm hinüberzugehen. Und da geschah etwas, was noch nie bis heute geschehen war; das Kind, das sonst immer der Mutter vorausgelaufen war, wenn es nach Haus ging, wollte heute nicht mit. Die Mutter hielt es an der Hand, das Kind lehnte sich hintenüber, als wollte es sich stemmen. Es sagte nichts, es klagte nicht, es gab keinen Laut von sich, nur mit den großen Augen, die weit aufgerissen waren, sah es immerfort zu der Mutter auf, als sähe es einen fremden Menschen. Beinahe mit Gewalt mußte Mathilde Baumann die Kleine endlich an sich reißen.

Ob es an diesem Abend war oder einen oder auch ein paar Tage später, daß sie den schweren Männerschritt wieder auf der Treppe draußen hörte, das konnte Frau Wulkow später so genau nicht mehr sagen; um so deutlicher aber erinnerte sie sich, was am Tage darauf geschehen war oder vielmehr noch in derselben Nacht.

An dem Abend nämlich hatte sich Frau Wulkow nicht, wie das erste Mal, zu Bett gelegt, als sie den Mann drüben hineingehn hörte, sie war bei ihrer Lampe sitzen geblieben, weil sie noch bis zum nächsten Tage ein halbes Dutzend Hemden fertig zu nähen hatte.

Als nun eine ganze geraume Zeit vergangen und es schon ziemlich spät in der Nacht geworden war, hatte sie gehört, wie drüben abermals die Tür ging; darauf war sie wieder an ihre Flurtür getreten, und da hatte sie dann einen Lichtschein durch die Türspalte gesehen und gehört, wie zwei Menschen nach der Treppe zu gingen. Die Mathilde Baumann war es, die ihm die Treppe hinunterleuchtete und mit ihm ging, um ihm die Haustür aufzuschließen. Im Gehn hatten die zwei miteinander gesprochen, aber was es war, konnte sie nicht verstehn, nur die Stimme des Mannes hatte sie vernommen, eine so harte, so befehlende Stimme, und so eindringlich zugleich, als wenn er die Frau, die ihn begleitete, mit aller Gewalt zu etwas bringen und bestimmen wollte. Alsdann waren sie die Treppe hinuntergestiegen, ganz langsam, und das Geräusch von ihren Stimmen hatte sich verloren.

Ob nun die Mathilde Baumann mit dem Mann unten in der Haustür stehn geblieben — oder vielleicht gar noch mit ihm aus dem Hause gegangen war —, jedenfalls hatte es lange gedauert, bis daß sie zurückkam, so lange, daß der Frau Wulkow schließlich das Stehn zu viel geworden und sie in ihre Stube zurückgegangen war und sich wieder an ihre Arbeit gesetzt hatte.

Alsdann aber, als sie nun so in der tiefen, stillen Nacht saß, war es ihr plötzlich gewesen, als hätte sie draußen an der Flurtür etwas gehört, ein Geräusch, ein leises, ganz merkwürdiges. Sie hatte gehorcht — und da war es noch einmal gekommen, wie ein schwaches Klopfen oder eigentlich wie ein Kratzen draußen an der Tür.

Was hat denn das zu bedeuten? hatte sich Frau Wulkow gesagt, und mit der Lampe in der Hand war sie hinausgegangen.

Darauf aber, als sie die Tür aufgemacht hatte, war ihr die Lampe beinahe aus der Hand gefallen — solch einen Schreck hatte sie bekommen: vor der Tür, im Hemd und weiter nichts am Leibe, so wie es eben aus dem Bett gesprungen sein mußte, hatte das Lieschen gestanden.

„Aber — Lieschen —" hatte Frau Wulkow sagen wollen, aber sie hatte es noch nicht herausgebracht, da war das Kind schon herein gewesen, hatte sich an sie geklammert, in ihr Kleid gedrängt, als wenn es sich verstecken wollte, hatte etwas sagen wollen, aber nicht gekonnt, nicht einmal weinen hatte es

können, sondern nur ein „Uh — uh — uh —" das war alles gewesen, was die kleine, stoßende Brust hervorzubringen vermochte.

Und weil nun Frau Wulkow, indem sie das Kind anfaßte, gefühlt hatte, daß der kleine Körper eiskalt war, hatte sie sich gesagt, daß sich ja das Kind den Tod holen könnte, und ohne weiteres hatte sie es mit sich hineingenommen in ihre Stube, gleich in ihr Bett gelegt und Decken darauf gepackt, soviel sie nur konnte, und dann, so rasch es nur ging, ein bißchen Milch warm gemacht, und nun saß sie vor dem Bett und versuchte, unter Streicheln, Kosen, Gutzureden, dem Kinde die Milch einzuflößen. Aber es ging nicht. Sobald die Kleine einen Schluck genommen hatte, kam das „Uh — uh — uh —" wieder, und dann sprudelte sie alles wieder aus.

Als Frau Wulkow sah, daß es auf diese Weise nichts wurde, hob sie das Kind, in die Decken gewickelt, aus dem Bett, setzte es auf ihren Schoß und nahm seinen Kopf an die Brust. „Aber Lieschen — aber Lieschen — was ist denn los?"

Von den schützenden Armen der „Tante Wulkow" umschlungen, kam das verstörte kleine Geschöpf allmählich zu sich; es fand Worte; schluckend, unter trocknem Schluchzen kamen die Worte hervor: „Fremde Mann — is wiedergekommen."

„Ja, ja, heute abend; ich weiß."

„Fremde Mann is böse!" Wieder verbarg sie das Gesicht im Kleide der alten Frau.

„Hat er dir denn was getan, Lieschen?"

„Fremde Mann — is mit Mutter gekommen, wo Lieschen in Bett gelegen hat. Fremde Mann — hat zu Mutter was gesagt."

„Hast du denn gehört, was er gesagt hat? Hast du denn nicht geschlafen?"

„Lieschen hat nich geschlafen, Lieschen hat Augen zugemacht. Hat so getan."

„Hast so getan, als wenn du schliefst. Na — was hast du denn gehört, daß er gesagt hat?"

„Fremde Mann — hat gesagt — das Kind hat — viel zu großen Kopp — is nich gesund — solche Kinder bleiben nich leben."

Wieder kam das stoßende „Uh — uh — uh —", und wieder, in Verzweiflung, drückte sie sich an die alte Frau.

„Fremde Mann — will Lieschen tot machen! Lieschen tot machen!"

„Aber Lieschen —" Frau Wulkow hätte gern noch mehr gesagt; ist ja alles Unsinn, hätte sie gern gesagt, aber sie konnte nicht; hätte gern getröstet, aber sie fand nichts. Darum blieb ihr ihr nichts übrig, als daß sie das Kind an ihrer Brust leise wiegte. „Aber Lieschen — aber Lieschen."

„Und dann ist Mutter mit ihm fortgegangen?" fragte sie nach einiger Zeit.

„Fremde Mann — is mit Mutter 'rübergegangen — in Küche."

„Da haben sie zusammengesessen? Und dann sind sie fortgegangen?"

Das Kind nickte unmerklich.

„Und dann bist du aus'm Bett aufgestanden? Und herübergelaufen?"

Mit beiden Armen klammerte sich das Kind an die alte Frau. „Lieschen fürchtet sich! Lieschen fürchtet sich!"

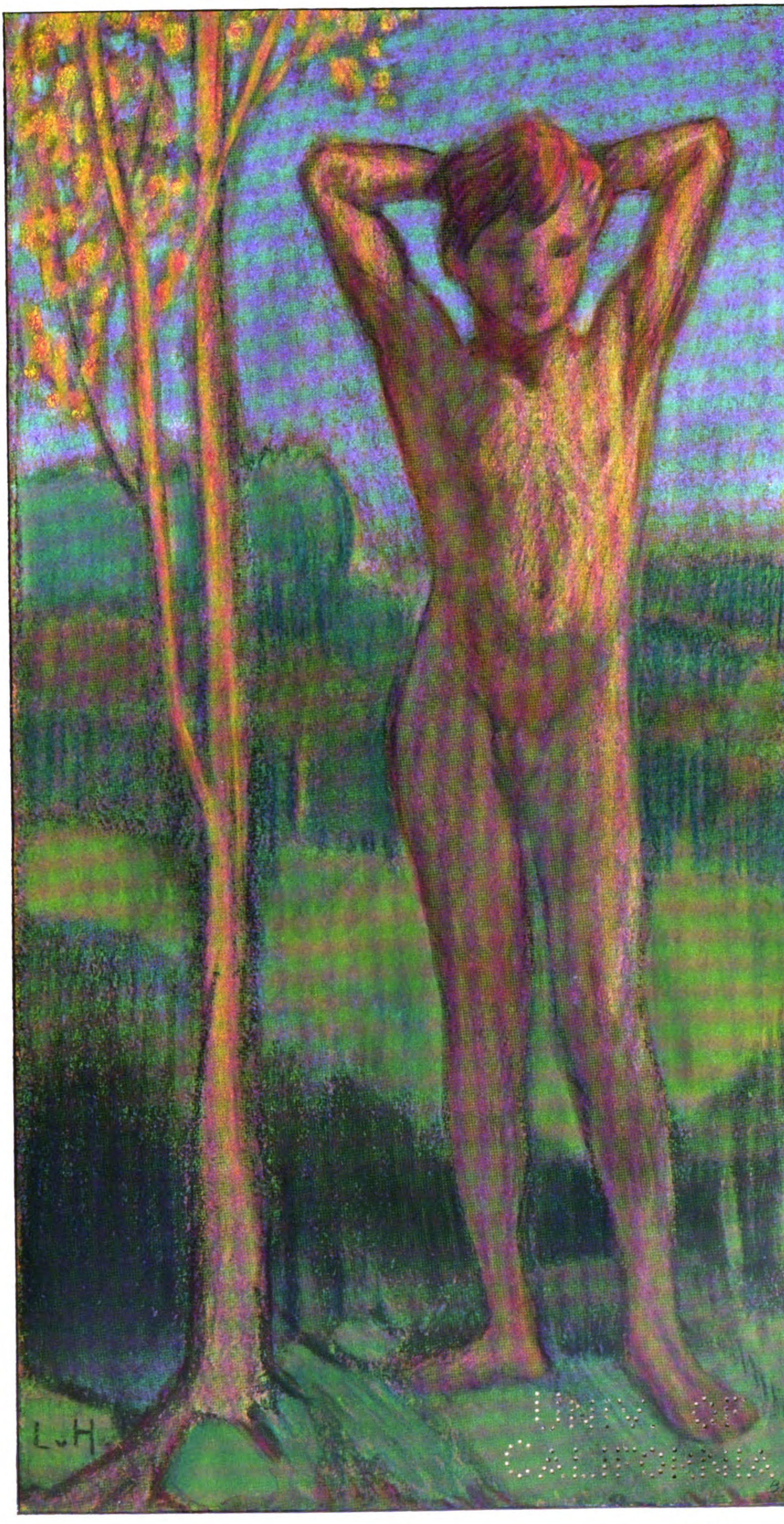
Wieder erging es der Frau Wulkow wie vorhin. Der Mann ist ja fort, hätte sie sagen mögen, vor deiner Mutter wirst du dich doch nicht fürchten? Aber sie brachte es nicht heraus. Schweigend strich sie über den Kopf des Kindes, auf dem das Haar ganz zerzaust und verwirrt war; über den Kopf der Kleinen blickte sie in die Luft. Solche Kinder — durch die Wände fühlt das hindurch! Durch Haut und Fleisch und Bein bis in die Herzen!

Indem sie so, mit dem Kinde auf dem Schoße, saß und keins von beiden einen Laut von sich gab, hörte sie draußen auf der Treppe einen Schritt — das war die Mathilde Baumann, die zurückkam. Die Tür gegenüber wurde geöffnet und fiel von innen ins Schloß.

Jetzt — dachte Frau Wulkow für sich.

Unwillkürlich legte sie die Arme fester um das Kind. Das Kind, das auch gehört hatte, fing an, in ihren Armen zu zittern. An allen Gliedern, am ganzen Leibe zitterte es.

Nicht lange, so ging die Tür drüben wieder auf — man hörte, wie sie aufgerissen wurde. Dann — husch, husch — kam es über den Flur, die Flurtür von Frau Wulkow wurde von draußen aufgeschlossen — die Drücker beider Türen paßten einer in das Schloß der andern, so daß die Frauen zueinander konnten, ohne anzuklopfen —, im



Stehender Knabe. Pastellskizze.

nächsten Augenblick ging die Stubentür auf, in der Stubentür — so weiß im Gesicht, als wenn sie mit Kalk übergossen gewesen wäre — stand die Mathilde Baumann. Als sie Frau Wulkow sitzen sah und das Lieschen auf deren Schoße, hoben sich ihre Arme, daß es aussah, als bewegten sich die Arme von selbst, ohne daß ein Wille sie regierte, einen jappenden, schnappenden Laut gab sie von sich: „Das Kind!" Dann fiel sie mit dem Rücken an die Stubenwand, die Knie brachen ihr unter dem Leibe, so daß sie nicht mehr aufrecht zu stehn vermochte; mit dem Rücken an der Wand rutschte sie zu Boden; man sah, wie sie sich zu halten versuchte und keinen Halt fand; bis ganz herunter rutschte sie, auf die Diele des Zimmers, wo sie liegen blieb, halb sitzend, halb kauernd, halb liegend, nicht ohnmächtig, aber so ganz von Kräften, so ganz zu Ende — wie ein Bündel Flicken, meinte Frau Wulkow für sich —, daß sie nicht einmal Kraft mehr hatte, das Haupt aufrecht zu halten, daß ihr der Kopf auf die Brust hing, so schwer atmend, daß es wie ein Röcheln klang, und aus dem Stöhnen, Ächzen und Röcheln kam ein Wort hervor und immer nur ein und dasselbe Wort: „Jesus Christus, Gottes Sohn! Jesus Christus, Gottes Sohn!"

Eine Zeitlang, wie das ihre Gewohnheit war, hörte Frau Wulkow dem allen stillschweigend zu. Dann richtete sie die Augen auf das zusammengesunkene Weib. „Na aber, Mathilde," sagte sie, „Mathilde!"

Mathilde Baumann richtete das Haupt auf, aber es war wirklich, wie wenn ihre Knochen und Muskeln alle Kraft verloren hätten; schwer klappte ihr das Haupt wieder herab, so daß ihr das Kinn beinahe auf die Brust schlug. „Ich — komme nach Hause," fing sie alsdann mit einer Stimme an, die von einem zum andern Worte immer zu erlöschen schien, „gehe in die Stube — mache Licht — sehe in das Bett von dem Kind — ist das Bett leer — das Kind nicht da. Wie ich noch stehe — und nicht weiß, was ich denken soll — sehe ich mit einem Male — das Fenster ist offen. So denk ich doch nicht anders — als — das Kind —"

Ein Frostschauder durchschüttelte ihren Leib und schlug ihr die Zähne aufeinander, so daß sie nicht weiter zu sprechen vermochte.

„Sind Sie doch nur ruhig, Mathilde," mahnte Frau Wulkow, „Sie sehen ja, das Kind ist hier."

Mit einer jähen Anstrengung raffte sich das junge Weib aus seiner zusammengekauerten Lage auf, warf sich auf die Knie, rutschte auf den Knien ein paar Schritte ins Zimmer hinein, streckte beide Arme aus, und während eine Tränenflut über ihr Gesicht rann, schrie sie mit einer Stimme, die gellend gewesen wäre, wenn die Tränen sie nicht erstickt hätten: „Lieschen, komm zu mir! Lieschen, komm zu mir!"

Das Kind aber, das mit weit aufgerissenen, schreckensvollen Augen dem ganzen Vorgange, vom Eintritt der Mutter an, gefolgt war, riß sich jetzt, als es die Mutter nach ihm greifen sah, kreischend aus den Armen der Frau Wulkow los, sprang von ihrem Schoße herab, und schreiend, in sinnloser Angst, wie ein gehetztes kleines Tier, rannte es an den Stubenwänden entlang, von einer Ecke in die andere, mit den Händen an die Mauern greifend, mit dem Kopfe dagegen schlagend.

„Aber du mein Gott, Lieschen! Lieschen! Lieschen!" rief Frau Wulkow. Sie stand vom Stuhle auf und ging dem kleinen Flüchtling nach. Erst nach einiger Zeit gelang es ihr, des Kindes habhaft zu werden. „Sei doch vernünftig, Lieschen. Tut dir ja niemand was."

Sobald sie sie in Händen hielt, drängte sich die Kleine wieder in ihr Kleid.

„Mutter nich gut zu Lieschen! Uh — uh — uh — Mutter nich gut!"

Als Mathilde Baumann das hörte, schleppte sie sich bis an den Stuhl, auf dem Frau Wulkow gesessen hatte, legte beide Arme darauf, das Gesicht in die Arme, und stieß einen Seufzer aus wie eine Sterbende. Und so, ohne Regung und Bewegung, blieb sie liegen.

Frau Wulkow hatte die Kleine aufgenommen und ging mit ihr im Zimmer auf und ab. Weil sie aber alt und schwächlich war, konnte sie das nicht lange aushalten. Darum setzte sie sich, das Kind in den Armen, auf das Bett, dann wischte sie dem Kinde, das sich an der blau getünchten Wand, gegen die es mit dem Kopfe gerannt war, die Stirn blau gefärbt hatte, Stirn und Gesicht ab.

„Nu hör mal zu, Lieschen: nu geht Tante Wulkow mit Mutter 'rüber, und Lieschen bleibt hier, in Tante Wulkow ihrem Bett. Das wird mal schön sein, nicht wahr? Da kommt niemand rein, und niemand tut Lieschen was, sondern nachher kommt Tante Wulkow wieder und giebt Obacht. Und nun wird Lieschen artig sein, nicht wahr? Und sich nicht mehr fürchten und schlafen, schön schlafen."

Von der furchtbaren Aufregung erschöpft, war das Kind mit einem Male hinfällig müde geworden; halb taumelig sank es in die Kissen des Bettes, wo Frau Wulkow es hinlegte, und als die alte Frau noch einmal zu ihm hinsah, überzeugte sie sich, daß es im nächsten Augenblick eingeschlafen sein würde.

„Mathilde," sagte sie dann leise, indem sie die junge Frau, die noch immer regungslos am Stuhle lag, an der Schulter berührte, „hören Sie zu, was ich Ihnen sage. Das Kind schläft jetzt, das ist das beste. Sie gehen jetzt zu Ihnen 'rüber, ich gehe mit Ihnen mit. Da können wir dann sprechen."

Ohne ein Wort der Widerrede, in stummem Gehorsam erhob sich Mathilde Baumann. Frau Wulkow nahm die Lampe vom Tische auf, und mit gedämpften Schritten gingen beide Frauen hinaus, in die Baumannsche Wohnung hinüber.

„Du Gott, ist hier eine Luft," sagte Frau Wulkow, als sie mit Mathilde Baumann in deren Küche eintrat. Ein Dunst von kalt gewordenem, schlechtem Cigarrenrauch erfüllte das Gelaß. Während Mathilde Baumann das Fenster öffnete, um frische Luft hereinzulassen, sah Frau Wulkow sich um. Ein paar geleerte Bierflaschen standen auf dem Herd; Gläser waren nicht zu sehen; wie es schien, hatte man also die Flaschen selbst angesetzt und ausgetrunken.

Das alles machte auf die trotz ihrer ärmlichen Lebensbedingungen feinfühlige alte Frau einen widerwärtigen Eindruck. War das der Raum, wo sie mit der netten, jungen Frau so manche gemütliche Stunde verplaudert hatte?

Und die junge Frau selbst, die jetzt, ohne sich zu setzen, mit untergeschlagenen Armen, gegen die Wand der Küche gelehnt, ihr gegenüberstand und mit dumpfem Blick zu Boden stierte — war das noch die von früher?

Ein peinliches Schweigen herrschte; keine von beiden fand ein Wort.

„Wie war denn das also mit dem Fenster?" fing Frau Wulkow endlich an.

„Ich weiß noch selbst gar nicht," entgegnete Mathilde Baumann, „hatte ich das Fenster nicht wieder zugemacht, von heute früh, wo ich wegging, oder hat — er es aufgemacht, oder hat das Kind es aufgemacht — ich weiß nicht. Aber wie ich es offen stehn sehe und das Kind nicht im Bett sehe —"

„Da haben Sie gedacht, das Kind ist durchs Fenster gegangen," ergänzte Frau Wulkow ihre Worte mit einer Rücksichtslosigkeit, die man an ihr sonst gar nicht gewöhnt war.

Mathilde Baumann mochte es gefühlt haben. Ihre blassen Lippen taten sich auf, aber es kam kein Wort hervor.

„Da muß doch aber dem Kind irgend etwas passiert sein," fuhr Frau Wulkow fort, „wenn Sie haben denken können, daß es so was Schreckliches hätte tun können? — Hat jemand dem Kinde was getan?" fragte sie weiter, als keine Antwort erfolgte.

Auch jetzt blieb alles still.

„Weil Sie doch mit — ihm vor das Bett von dem Kind gegangen sind und — er gesagt hat, das Kind hätte einen zu großen Kopf? Könnte nicht leben bleiben?"

Sie hatte die Augen auf Mathilde Baumann gerichtet. Ein entsetzter Blick kam ihr von dort entgegen.

„Woher wissen Sie denn —"

„Weil's mir die Kleine doch selber gesagt hat. Das Kind hat alles gehört. Hat die Augen zugekniffen; Sie haben gedacht, es schläft. Hat aber nicht geschlafen, hat alles gehört."

Dieses alles sagte Frau Wulkow langsam, in Absätzen. Bei jedem Worte sah sie die Frau drüben zusammenzucken, als wenn jedes Wort ein Hieb gewesen wäre, der ins Fleisch ging.

„Darum ist das Kind nachher aufgestanden," fuhr sie fort, „nachdem Sie mit — ihm in der Küche hier gewesen sind, ist fortgelaufen, hat sich gefürchtet; wissen Sie, was es zu mir gesagt hat? Der Mann wollte es umbringen, hat es gesagt."

„Frau — Wulkow —? Das hat das Kind gesagt?"

Langsam, wie der belastete Atemzug aus einer erstickenden Brust, so kam die Frage heraus, und in dem Blick, der die Frage begleitete, der sich auf die alte Frau richtete, war ein durcheinander wühlendes Gemisch von Staunen, Erschrecken und finsterem, alle Tiefen der Seele erfüllendem Grausen.

Noch einen Augenblick stand Mathilde Baumann wie erstarrt, dann plötzlich kam sie, rückte einen Schemel neben den Stuhl, auf dem die andre saß, legte den Arm um ihre Hüften und drückte das gesenkte Haupt an ihre Brust.

„Frau Wulkow," sagte sie mit unterdrückter Stimme, aber unter so schweren Atemstößen, daß die alte Frau ihren heißen Atem durch das Kleid hindurch auf der Brust fühlte, „seien Sie still, Frau Wulkow, ich muß Ihnen etwas sagen. Daß das Kind das gesagt hat — Frau Wulkow, es giebt Dinge, die der Mensch nicht begreifen kann. Woher hat das Kind das gewußt?"

Das Gesicht, die Lippen an die Brust der alten Frau gedrückt, hatte sie diese letzten Worte auf sie eingesprochen, als wollte sie sie ihr ins Herz hineinsprechen.

Frau Wulkow griff nach ihrer Hand. „Mathilde," sagte sie, „ist denn wirklich von so was die Rede gewesen? Hat — der Mann so etwas gesagt?"

Die Hand der jungen Mutter zuckte in ihrer Hand, dann hob Mathilde Baumann den Mund an das Ohr der alten Frau empor. „Frau Wulkow — es ist nicht anders — er hat es gesagt."

„Um Gottes willen —" Das war alles, was Frau Wulkow zu erwidern vermochte.

„Wie wir von da vorn hier 'rübergekommen sind," fuhr jene fort, „hat er wieder angefangen und gesagt, ich hätte es doch nun selber gesehen, das Kind hätte einen Wasserkopf; und solche Kinder könnten nun einmal nicht leben bleiben, das wüßte doch alle Welt. Darum wäre es das allerbeste für das Kind, wenn es bald — seiner Wege ginge."

„Was hat er denn damit gemeint?" fragte Frau Wulkow.

„Das hab ich ihn auch gefragt," erwiderte Mathilde Baumann, „und darauf hat er gemeint, das wüßte ich doch von alleine. Und wie ich alsdann gesagt habe, daß wenn es das wäre, was er meinte, was es so schiene, daß es sein sollte, daß ich dann nur sagen könnte, daß man so etwas doch abwarten müsse, hat er wieder gesagt, dazu könnte man auch helfen."

Die Erzählerin machte eine Pause. Sie hatte gesehen, wie Frau Wulkow den Kopf zur Seite bog, als wollte sie ihren Mund nicht länger an ihrem Ohr haben, hatte gefühlt, wie sie ihre Hand losgelassen, sich steif gemacht hatte, als wollte sie ihren Leib nicht mehr an ihrem Leib haben, als wollte sie hinwegrücken und fort von ihr. Mit beiden Armen, wie eine Verzweifelnde, hielt sie sich an der alten Frau fest.

„Frau Wulkow — seien Sie gut! Wie ich das gehört habe, hab ich ja auch kein Wort nicht sagen können, so schrecklich ist mir gewesen —"

„Aber fortgeschickt haben Sie ihn nicht," unterbrach hart und trocken Frau Wulkow.

„Glauben Sie denn, der wäre gegangen? Glauben Sie denn das? ‚Siehste,' hat er zu mir gesagt, ‚daß du dich jetzt vor mir fürchtest, das weiß ich natürlich ganz genau. Aber es hilft dir nicht, und du bist nicht die erste, die ich zwischen den Zangen habe, und ganz andre Köpfe, wie deinen, hab ich schon klein gekriegt. Aber mit dir,' hat er gesagt, ‚ich weiß gar nicht, was das mit dir ist, daß ich dich nun mal haben muß, nich nur so für heut und morgen, sondern für immer und als meine Frau! Verstehste? Verstehste?' Und damit is er auf mich zugekommen und hat mir seine beiden Hände an den Leib gelegt — sehen Sie, so — unter den Achseln, die eine an die rechte und die andre an die linke Seite von meiner Brust, und dazu hat er mir in die Augen gesehen, ganz von nahe, und ganz leise gesagt: ‚Siehste,' hat er gesagt, ‚so macht man's; nu hab ich dich in den Zangen, und da kommst du nie wieder 'raus.' Dabei hat er gelacht, aber ein richtiges Lachen ist es nich gewesen, sondern so was Merkwürdiges in seinem Gesicht, wie ich es nie bei einem Menschen gesehen habe, daß ich gar nicht wo anders habe hinsehen können, sondern immer nur in sein Gesicht habe sehen müssen, und dabei hab' ich ein Gefühl gehabt — Gott — wie soll ich Ihnen

Schritt auf der Treppe, der gefürchtete, schwere, schreckliche Schritt, ertönte nicht. Endlich, als es ganz finster geworden war, reckte Frau Wulkow sich auf wie ein Mensch, der aus der Erstarrung zu sich kommt.

„Ich will Licht machen," sagte sie.

Als sie jedoch vom Fenstertritt heruntersteigen wollte, fühlte sie sich an der Hand festgehalten — „Frau Wulkow, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen" — Mathilde Baumann blickte zu ihr auf, ihr Gesicht schimmerte in gespensterhaftem Weiß durch das Dunkel, in ihrer Stimme war ein so seltsamer Ton — ohne einen Laut zu erwidern, setzte die alte Frau sich wieder hin.

„Ich hab's Ihnen vorhin nicht sagen wollen" — ganz nah am Gesicht von Frau Wulkow war das Gesicht der Mathilde Baumann — „ich weiß selbst nicht, warum ich's nicht getan habe — es war etwas in mir — ich hätt's nicht gekonnt. Frau Wulkow" — an ihrer Wange fühlte die alte die eiskalte Wange der jungen Frau — „es könnte sein — er kommt nie im Leben wieder."

„Mathilde — was meinen Sie damit?" Beinahe zischend vor Aufregung kam die Frage aus Frau Wulkow heraus.

„Heut mittag, in der Waschanstalt, hat sich's 'rumgesprochen, in der Steppdeckenfabrik um die Ecke von unserer Straße 'rum, und Sie wissen ja, das ist eben die, worin daß er arbeitet, hat's heute am Vormittag ein Unglück gegeben."

„Ein — Unglück?"

„Es soll ein Kessel entzweigeplatzt sein, mit kochend Wasser oder sonst etwas Heißem drin — und mehrere Menschen sollen verbrüht und tot sein."

„Sind Sie denn nicht hingegangen?" — Frau Wulkow griff, wie in blinder Erregung, nach dem Weibe zu ihren Füßen — „sind Sie denn nicht hingegangen nach der Fabrik und haben gefragt?"

„Ich hab' nicht gekonnt," erwiderte Mathilde Baumann. „Sei'n Sie still," fuhr sie hastig fort, als sie Frau Wulkow aufzucken sah, „sei'n Sie still, sagen Sie nichts, ich — bitte Sie auf den Knien! Ich will abwarten, hab' ich zu mir gesagt; denn wie ich die Leute habe reden hören, ist mir gewesen, als wäre das etwas, wie soll ich's Ihnen sagen — wie wenn Gott selber seine Hand hineingelegt hätte. Darum hab' ich zu mir gesagt: Du wirst Gott nicht vorgreifen mit Fragen, du wirst abwarten. Kommt er heute nachmittag — na — dann kommt er eben — kommt er aber nicht — dann — Frau Wulkow — und er ist nicht gekommen."

Nach diesen Worten wurde es wieder still zwischen den beiden Frauen, und wieder wurde es ein langes Schweigen. Dann sagte Frau Wulkow: „Es wird nun Zeit, daß das Kind zu Bett kommt. Was meinen Sie, Mathilde? Es ist besser, wenn es die Nacht heut' noch einmal bei mir bleibt?"

„Behalten Sie's hier," entgegnete Mathilde Baumann. „Morgen werde ich mich erkundigen, und dann — wenn ich Bescheid weiß — werden wir weiter sehen."

Sie drückte die Hand der alten Frau, und ohne ein weiteres Wort, wie ein Schatten, verschwand sie aus dem Zimmer.

Am darauf folgenden Tage geschah etwas, was noch nie geschehen war: kaum daß es Mittag geschlagen hatte, nicht erst am Nachmittag, kam Mathilde Baumann bei Frau Wulkow an.

Wie eine Erscheinung starrten Frau Wulkow und das Kind sie an, und wirklich wie eine Erscheinung sah sie aus, als sie zu den beiden hereintrat. Als wenn die Blässe, in die ihr Gesicht getaucht war, wie ein flimmernder Schleier sie umflösse, ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt, so sah sie aus. Starr aufgereckt, mit einer beinahe feierlichen Bewegung schritt sie auf das Kind zu, das sich wimmernd, erschreckt im Stuhle zurückbog. Aber die Bewegung der Arme, mit der sie es aus dem Stuhle heraus und an die Brust hob, war diesmal so sanft, die Stimme, mit der sie ihm liebkosend zusprach, so weich, daß das Kind allmählich aufhörte, sich zu fürchten, und sich langsam, langsam an die Brust der Mutter sinken ließ.

Auf dem linken Arme trug Mathilde Baumann ihr Kind, mit der rechten Hand drückte sie dessen Gesicht an sich, und indem sie das tat, sagte sie mit lauter, hallender Stimme, die wie die Stimme eines ganz neuen Menschen aus ihr hervorkam: „Sei ruhig, Lieschen, er tut dir nichts mehr; er kommt nie wieder."

Über den Kopf des Kindes hin hatte sie diese Worte gesprochen, auf Frau Wulkow

zu, und dieser dabei mit weiten, offenen Augen in die Augen geblickt. Frau Wulkow stand lautlos, regungslos — sie wußte Bescheid. Noch einen Augenblick blieben die drei Menschen in dieser Weise einander gegenüber, dann jählings, ihr Kind mit beiden Armen an sich drückend, um es vor dem Fallen zu bewahren, sank Mathilde Baumann in die Knie, der alten Frau vor die Füße.

„Frau Wulkow" — und ein Tränenstrom, der in ihrer Kehle emporschwoll, erwürgte ihr die Worte — „Sie haben an uns getan wie eine Mutter! An mir und meinem Kind! Sagen Sie, daß Sie uns gut sind und gut bleiben wollen! Legen Sie Ihre Hände auf uns, Frau Wulkow, auf meinem Kind seinen Kopf und auf meinen auch!"

„Aber Mathilde — aber Mathilde —" und während ihr die Tränen über die faltigen Wangen rannen, beugte die alte Frau sich herab, nahm das Haupt des Kindes und das der Mutter in beide Hände und küßte eines nach dem andern, aber die Mathilde Baumann noch einmal und dann noch und wieder noch einmal.

Mit einem langen Seufzer, der wie das erste Wiederaufatmen eines Genesenden klang, richtete sich die junge Frau von den Knien auf, stellte ihr Lieschen auf die Füße und trocknete sich die Augen. „Jetzt muß ich wieder zu meiner Wäscherei," sagte sie; „ich habe heute nur einmal die Mittagspause benutzt, um 'rauszukommen; mit der Pferdebahn muß ich fahren, sonst komm ich zu spät."

Noch einmal, bevor sie ging, blieb sie stehn, sah sich um, nach dem Kinde um, unwillkürlich wartend, ob das Wort, nach dem sie sich sehnte, „Mutter", nicht von den Lippen des Kindes, ob es nicht selbst kommen würde. Aber das Kind kam nicht; stumm, an das Kleid von Tante Wulkow gehängt, blickte es zu ihr hinüber wie fragend, wie staunend. Es war nicht mehr der angstvolle Blick der letzten Tage, aber auch nicht der vertrauend hingegebene von früher, sondern ein Ausdruck darin, als sähe das Kind von weit, weit her eine Gestalt heranschreiten, die wohl so ähnlich aussah wie die Mutter, von der es aber doch nicht sicher wußte, ob sie es wirklich war.

So stumm, nachdenklich und beinahe träumerisch verblieb die Kleine auch, nachdem die Mutter hinausgegangen war, und als Frau Wulkow sie in ihren Stuhl gesetzt hatte, verfiel sie in einen bleiernen Schlaf. Wie in einem tiefen Brunnen, so versank das Kind in dem Schlaf, immer tiefer, immer schwerer, daß kein Wecken half, auch wenn man es hätte wecken wollen, als erhöben Leib und Seele des jungen Geschöpfes nachträglich stillschweigenden Protest gegen die Überanstrengungen, die man ihm zugemutet hatte. Schlafend fand Mathilde Baumann, als sie am Nachmittag zurückkam, ihr Lieschen vor; schlafend wurde das Kind hinübergetragen und neben dem Bett der Mutter in seiner Lagerstätte gebettet.

Am nächsten Morgen aber — herrlich schien die Sommersonne zum Fenster herein —, als Lieschen endlich die schlaftrunkenen Augen auftat, beugte sich ein Antlitz über sie her — und das Antlitz kannte sie —, eine Stimme sprach — und die Stimme kannte sie —, und plötzlich wurde ihr klar, daß „der fremde Mann" und „daß Mutter nicht gut gewesen", all das Schreckliche, Gräßliche, Unbegreifliche, daß alles, alles, alles nur ein böser, schwerer, fürchterlicher Traum gewesen und jetzt die Wirklichkeit wieder da war, die Wahrheit, die Mutter — und beide Arme um den Hals der Frau schlingend, die sich über sie beugte, mit einem Jauchzen, wie es noch nie aus ihrem kleinen Leibe gekommen war, schrie sie: „Mutter! Mutter! Mutter!"

Dann wurde sie gewaschen — so sauber war sie noch nie gewaschen worden — und das Haar ihr gemacht — so sorgfältig war ihr noch nie das Haar gemacht, noch nie das Zöpfchen geflochten worden.

„Und das weißt du doch, daß heute Sonntag ist," sagte alsdann die Mutter. „Also heut' nachmittag, weil's so schönes Wetter ist, geht Lieschen mit Mutter spazieren, bis nach'n Tiergarten, und in den Zelten, da trinken wir Kaffee."

Und so geschah und begab es sich denn, daß am Nachmittag dieses denkwürdigen Tags die Tür der Wäscherin, unverehelichten Mathilde Baumann, sich auftat, während gleichzeitig die gegenüberliegende Tür der alten Frau Wulkow aufging, daß aus jener

die Mathilde Baumann im Sonntagsstaat, ihr Töchterchen an der Hand, heraustrat, und daß dieses Töchterchen sich umwandte und der Tante Wulkow, die ja am liebsten selbst mitgegangen wäre, ihrer „schlechten Beine" wegen aber leider nicht konnte, zukrähte: „Lieschen geht spazieren! Mit Mutter! Bis nach'n Tiergarten! Und in den Zelten trinken wir Kaffee."

So geschah und begab es sich, daß Frau Wulkow, über das Treppengeländer gelehnt, den beiden nachsah, wie sie Stufe nach Stufe hinunterstiegen, mit einem leisen, staunenden, aber alles andre als unwilligen Kopfschütteln und „Das ist ein Wunder, wie je eines dagewesen ist" in sich hineinsprach, „ein wahres, wahrhaftiges Wunder."

Und damit wäre die Geschichte zu Ende, wenn nicht noch zu erzählen bliebe, daß auf dem ersten Treppenabsatz die Mathilde Baumann stehn blieb, das Gesicht mit den dunklen, heute so wunderbar blickenden Augen zu der alten Frau emporrichtete und sagte: „Aber zu heute abend, Frau Wulkow, wenn Sie 'rüberkommen zu mir, daß ich da aus den Zelten ein bißchen Kuchen zum Kaffee mitbringe — nicht wahr, das erlauben Sie doch? Was denn wohl am liebsten? Vielleicht ein Stückchen Braunschweiger?"

Das war noch zu berichten gewesen und dann noch dies, daß, als die Mathilde Baumann solches sprach, ein Licht über das Gesicht der alten Frau ging, daß es aussah, als lächelten und lachten alle Falten in dem alten Gesicht bei dem Gedanken, daß sie heute abend wieder mit ihrer Mathilde in der gemütlichen Küche zusammensitzen würde. Noch ein bißchen weiter lehnte sie sich über das Treppengeländer, und: „Um meinetwegen, liebe Mathilde," sagte sie, „ist es ja keineswegs nötig — aber wenn Sie durchaus wollen — was Sie mitbringen, es soll mir recht sein."

Hochsommer

Hochsommer ist's! Nun schwelgt die Welt in Gluten,
Vom flammend heißen Sonnenkuß geküßt,
Umarmt von einem Meere goldner Fluten,
Das wie ein Königsmantel sie umfließt.

Hochsommer ist's! Das Leben hat die Krone
Sich der Erfüllung auf das Haupt gesetzt:
Ein Gnadenreichtum strömt von seinem Throne,
Ein unerhörter, ohne Ende jetzt.

Hochsommer ist's! In atemlosem Schweigen
Empfängt die Schöpfung ihre Segenslast:
Wie auf dem Feld die Ähren tief sich neigen,
Erdrückt das Übermaß die Herzen fast.

Anna Gräfin Pongracz.

Aphorismen

Von

Marie von Ebner-Eschenbach

Ein Blitz vom Himmel — da steh' ich! Eine Schaufel voll Kehricht — da weich' ich aus!

*

Wer hat noch je einen großen Namen errungen, ohne einen Makel an seinem guten Namen davonzutragen?

*

Auch in dem elendesten Dasein gibt es ein Häkchen, an das ein Faden des Heils sich anknüpfen ließe.

*

Es kann manchmal sehr unrecht sein, ein Recht auszuüben.

*

Die wenigsten Männer kennen ihre Frauen — und das ist schlimm. Die wenigsten Frauen kennen ihre Männer — und das ist gut.

*

Zur Größe kann man sich aufringen, aufschwingen, aufdulden, aber nicht — aufblasen.

*

Wovon wir nie sprechen und woran wir immer denken, das ist es, was uns das Herz abfrißt.

*

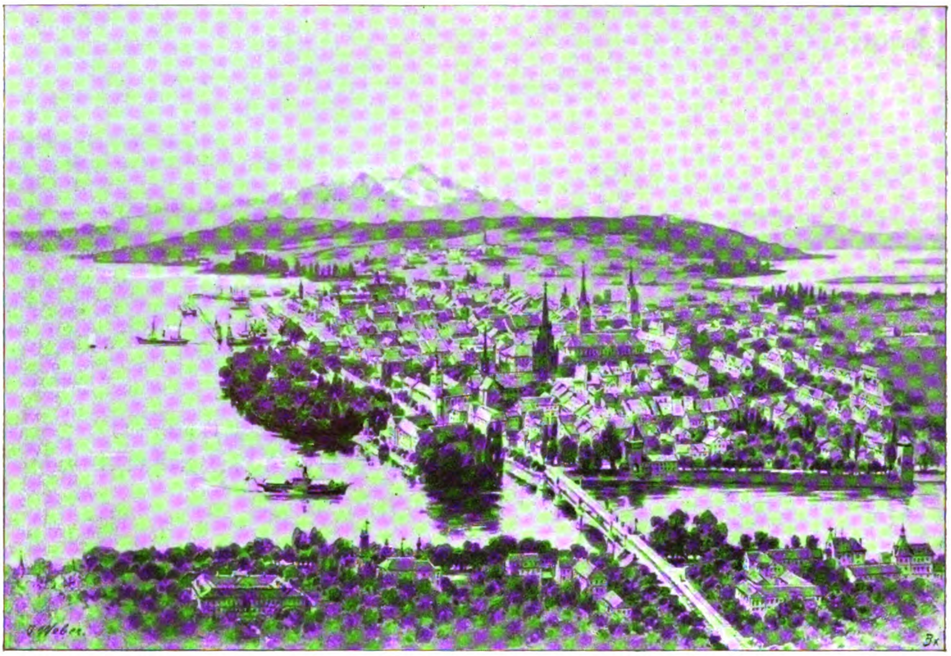
Es schreibt keiner wie ein Gott, der nicht gelitten hat wie ein Hund.

*

Weise lehren Weisheit, Toren — den Nutzen der Weisheit.

*

Ein Spötter kannst du nicht lange sein, ohne etwas vom Adel deiner Seele einzubüßen.



Blick auf Konstanz.

Konstanz am Bodensee

Eine deutsche Grenzstadt

Von

Konrad von Arx

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Geschichte des großen Konzils, „der glänzendsten mittelalterlichen Völkerversammlung auf deutschem Boden," hat den Namen Konstanz in alle Lande hinausgetragen. Über den damals entfalteten Glanz, über die Papstwahl und über das tragische Ende von Huß und Hieronymus von Prag kann jeder aus seinem Schulwissen Bescheid geben. Das Eigenartigste aber an der uralten Bodenseestadt sind vielleicht ihre geographische Lage und ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. Ein seltsames Spiel der Geschichte hat es bekanntlich gefügt, daß bei der allmählichen Loslösung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom alten Deutschen Reich die von der Natur selbst gesetzte Stromgrenze nicht beachtet wurde. Konstanz ist, obschon zur Linken des Rheines liegend, deutsch geblieben. Auf drei Seiten vom schweizerischen Gebiet umschlossen und vom Mutterland durch See und Strom getrennt, wäre seine Isolierung ohne die stolze Rheinbrücke eine vollständige. Denn mit den schweizerischen Nachbarorten ist die Stadt so eng verwachsen, daß ohne die Grenzpfähle schwer zu sagen wäre, wo Deutschland aufhört und die Schweiz beginnt.

Dieses Hinübergreifen des Reiches auf Schweizergebiet ist um so auffallender, als sonst alle alten Staatsgrenzen Deutschlands die Merkmale der verlustbringenden Entwickelung vor 1815 tragen. Noch im Wiener Frieden hat Preußen statt der Weichsel-die Prosnalinie und die ungünstigste aller Grenzen im Nordwesten erhalten, durch die Deutschland in sichtbarer Entfernung von der schiffbaren Maas gehalten wird. Ein solches Zurückfallen der deutschen Staats-

grenze hinter die natürliche zeigt ein Blick auf die Landkarte auch im Süden. An zwei Stellen, bei Schaffhausen und bei Basel, springt das Schweizergebiet in vielzackiger Form über den Rhein ins deutsche Land hinaus. Nur bei Konstanz ist gerade das Umgekehrte der Fall. An dieser einzigen Stelle greift das Großherzogtum Baden auf das linke Rheinufer hinüber, ist aber mit dem verschwindend kleinen Gebiet vom schweizerischen Territorium derart eingeengt, daß, wenn über staatliche Zugehörigkeit eines Ortes einzig dessen Lage zu entscheiden hätte, Konstanz zur schweizerischen Eidgenossenschaft gehören müßte.

Infolge dieser Lage haben sich denn auch die materiellen Interessen der Stadt Konstanz von jeher stark nach der Schweizer Seite hin geneigt, wenn auch heute in weit geringerem Maße als in früheren Jahrhunderten. Da gab es der gegenseitigen Interessen die Fülle, Verkehr und Freundschaft hin und her, Handel und Wandel von hüben und drüben. Konstanz war einst für einen großen Teil der Ostschweiz der Mittelpunkt in materieller wie geistiger Beziehung, und

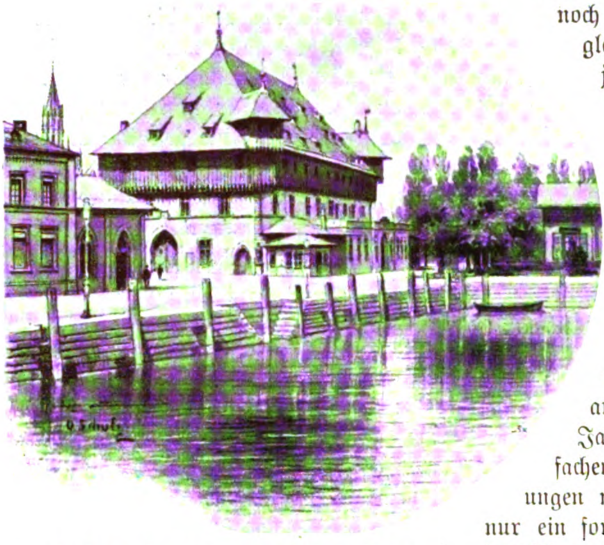


Reichspostgebäude.

während vieler Jahrhunderte liefen aus der deutschen Schweiz zahlreiche Fäden nach der uralten Bischofsstadt des Landes. „In den Landen der Eidgenossen haben die Bürger von Konstentz ihren besten Genuß und Einkommen,“ bekennt noch im Zeitalter der Reformation der Konstanzer Stadtschreiber Georg Vögeli.

Umgekehrt haben auch die Schweizer zu keinen Zeiten verkannt, welch große Bedeutung die alte Rheinstadt für ihr Land habe, und an Versuchen zur Annäherung hat es auch von ihrer Seite nie gefehlt. Daß diese ergebnislos geblieben, ist um so bemerkenswerter und interessanter, als andre Städte in ähnlicher Lage und mit ähnlichen Verhältnissen, wie z. B. Basel und Schaffhausen, für immer, und noch entferntere, wie das jetzt württembergische Rottweil und Mülhausen im Elsaß, wenigstens vorübergehend eidgenössisch gewesen sind. Konstanz allein hat in ungemein schwieriger, vorgeschobener Lage und trotz der engen schweizerischen Umklammerung durch alle seine Sturmes- und Glanzeszeiten hindurch an der Reichs- und Kaisertreue unentwegt festgehalten und hat schon allein um dieser Treue willen auch heute noch als ein „fürnehmes Kleinod“ des Reiches zu gelten, wie zu Zeiten der Schwedenbelagerung durch General Horn, der in seiner vergeblichen Aufforderung zur Übergabe „die Stadt lieber erhalten als das fürnehme Kleinod des Römischen Reiches deutscher Nation zu Grunde gerichtet wissen mochte“.

Und für so manches, was heute in lebensvoller Gegenwart an Konstanz mit eigenartigen Reizen überrascht, ergiebt sich die

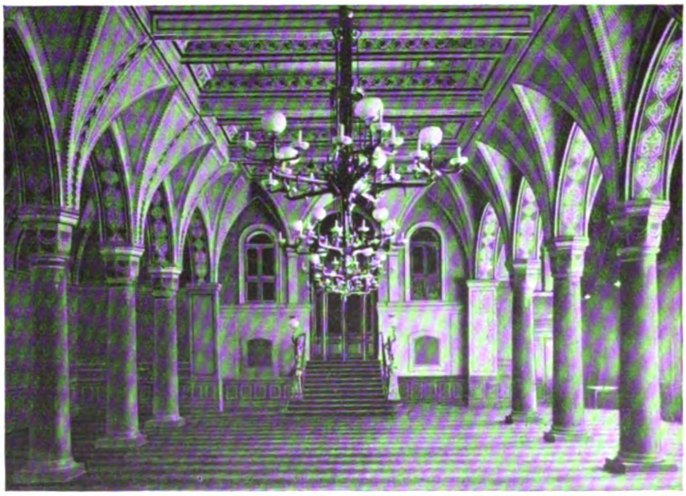


Kaufhaus, sogenanntes Konziliumsgebäude.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Thurgaus an Konstanz verpfändete, wurde die Grenznachbarschaft mit der Schweiz noch enger. Der Thurgau, der heutige gleichnamige Schweizerkanton, von jeher ein sehr fruchtbares Gebiet, war das natürliche Hinterland für Konstanz. Durch See und Rhein vom Mutterland abgeschnürt und nach der deutschen Seite hin ohne Gelegenheit zu wertvollen Gebietserweiterungen, mußte die Stadt Konstanz den Besitz des reichen Thurgaus für ihr wirtschaftliches Gedeihen geradezu als eine Lebensbedingung ansehen. Daher waren durch die Jahrhunderte hindurch die vielfachen Unterhandlungen und Entzweiungen mit den Schweizern im Grunde nur ein fortlaufender Kampf um den Besitz des Thurgaus. Daß er erfolglos blieb, lag an der damaligen Ohnmacht und Zerfahrenheit der kaiserlichen Politik einerseits und an der gewalttätigen Annexionslust der Eidgenossen andrerseits, die unter Außerachtlassung der kaiserlichen Rechte den Thurgau mit Krieg überzogen und eroberten. In Konstanz bestand damals eine mächtige Partei, die um den Preis des natürlichen Hinterlandes sich ohne Bedenken der Eidgenossenschaft angeschlossen hätte. Bei dieser bestand auch nach dem Zustandekommen des „Schwäbischen Bundes“ wieder größere Geneigtheit,

Erklärung nur aus der geographischen und politischen Lage der Stadt und der Geschichte ihrer Beziehungen zur Schweiz. Diese haben sich denn auch im Laufe der Jahrhunderte recht wechselvoll gestaltet. Auf freundnachbarliche Annäherung folgte so oft schroffe Entfremdung; Hoffnungen auf endliche Vereinigung, hüben und drüben gehegt, wechselten ab mit bitteren Enttäuschungen.

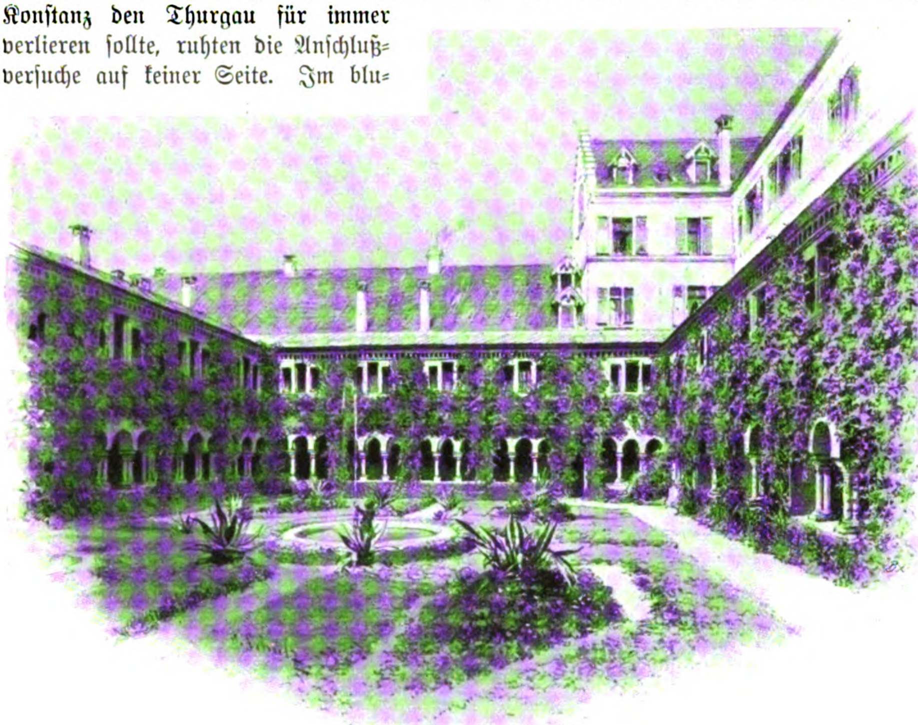
So lange Konstanz altangesehene, freie Reichsstadt war, gestalteten sich die Beziehungen zu den Eidgenossen meist recht freundschaftlich. Alte Freundschaft einerseits und Furcht vor Österreich andrerseits führten schon im Jahre 1385 zu einem engen Bündnis mit den Schweizerstädten Zürich, Bern, Luzern und Solothurn. Und als vollends zur Konzilszeit 1417 Kaiser Sigismund in seiner fortwährenden Geldnot die Grafschaft und das Landgericht des



Schiff der ehemaligen Dominikanerkirche, heute Speisesaal des Inselhotels.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

mit Konstanz zu unterhandeln, und es wurden erneute Anstrengungen gemacht, „eine veste und der ganzen Eidenossenschaft nutzliche und wohlgelegene Stadt Kostentz vom schwäbischen Bund, in den sie vom Römischen Küng hoch und streng erfordert, ze behalten." Und selbst nach dem für das Reich so unglücklichen Schweizerkrieg von 1499, in dem Konstanz den Thurgau für immer verlieren sollte, ruhten die Anschlußversuche auf keiner Seite. Im blutigen Waffengang dieses Krieges hatten die Schweizer erst recht eingesehen, wie wichtig die Stadt in militärischer Beziehung für ihr Land sei, und stellten im Baseler Frieden 1499 die Forderung, daß Konstanz „als eine im Kreis und Zirkel der Eidgenossen gelegene Stadt aus dem Schwäbischen Bund entlassen und in keinen ‚ausländischen' Bund mehr aufgenommen werde". Es folgte hierauf eine stürmische Zeit bewegter Kämpfe zwischen den eidgenössisch und den kaiserlich gesinnten Konstanzern, bis endlich die Zunft der Fischer den Ausschlag gab und 1510 dem Kaiser Maximilian I. die Tore der Stadt geöffnet wurden. In diesem Jahre kam das Bündnis zu stande, das in dreizehn Artikeln festsetzte, daß Konstanz auf alle weiteren Vereinbarungen mit den Eidgenossen zu verzichten habe und ohne Willen des Kaisers keinem fremden Bund mehr beitreten dürfe.

Doch noch einmal trat die Stadt in nähere Beziehungen mit einzelnen Schweizerstädten, so namentlich mit Zürich, Bern und Basel, mit denen 1527 das „christliche Bündnis" geschlossen wurde. Es war die Zeit der Reformation, der sich Konstanz mit allem Eifer angeschlossen hatte. Bischof und Domkapitel zogen aus der Stadt und befehdeten sie aus der Ferne, unterstützt von einigen schwäbischen Reichsstädten. Darob geriet Konstanz in eine schwierige Lage, und es wurde in der Not beschlossen, bei den Eidgenossen „umb hilf und um einen rucken ze luogen". Allein durch die kirchliche Spaltung war die Schweiz selber in zwei feindliche Heerlager geschieden. Und so sehr 1530 Bern und namentlich Zürich mahnten, alles zu tun, damit Konstanz nicht für immer von der Schweiz „abgeschrenzt" werde, wollten



Kreuzganggarten im Inselhotel, ehemaligem Dominikanerkloster.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

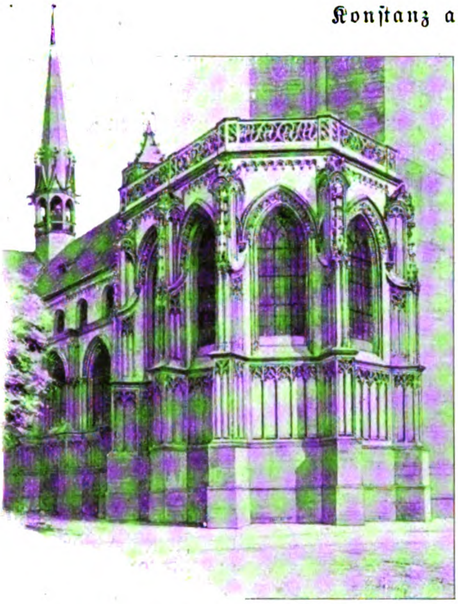
die katholisch gebliebenen Kantone von einer Hilfe für das protestantische Konstanz jetzt erst recht nichts mehr wissen. Man überließ die Stadt ihrem Schicksal. Da schloß sie sich dem Schmalkaldischen Bund an. Mit Straßburg, Memmingen und Lindau reichte sie das „vierstädtische Glaubensbekenntnis" dem Reichstage zu Augsburg ein. Aber nach dem Tage von Mühlberg war die Sache der evangelischen Städte



Das Münster.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

und Stände verloren, und Konstanz sandte 1548 Abgeordnete an Karl V. Ohne Absage versuchte trotzdem spanisches Soldvolk die Stadt zu überrumpeln und niederzubrennen, wurde aber heldenhaft zurückgeworfen. Doch, durch die Zünfte, vor allem durch die der Fischer, gezwungen, mußte Konstanz das Interim annehmen und kam an Österreich. Der Rang der freien Reichsstadt, vom Mittelalter her ihr Stolz, ging da verloren, und 1551 hielten Bischof und Domkapitel wieder ihren Einzug. — Den letzten, vergeblichen Versuch, Konstanz ihrem Gebiete einzuverleiben, hat die Schweiz auf diplomatischem Wege 1815 auf dem Wiener Kongreß unternommen.

Ob der Anschluß an die Schweiz für Konstanz ein Glück gewesen wäre, wer möchte das behaupten, wer den Beweis dafür antreten? Ungeteilter Meinung kann man nur darüber sein, daß das materielle Gedeihen der Stadt dabei mächtig gewonnen hätte, daß Gewerbe und Handel wieder zu dauernder Blüte schon zu jener Zeit gelangt wären, als sie während der dreihundertjährigen Zugehörigkeit zu Österreich ebenso dauernd daniederlagen. Konstanz wäre ein Haupteingangstor der Schweiz geworden und hätte vermöge seiner geographischen Lage eine ähnliche Bedeutung erlangt wie Basel und Zürich. Vom idealen Gesichtspunkte war es dagegen von den Konstanzern des fünfzehnten Jahrhunderts verdienstvoller und edelmütiger, auf materielle Vorteile verzichtet und Kaiser und Reich die geschworene Treue in schweren Zeiten bewahrt zu haben. Auf den langen Dornröschenschlaf, in den die Stadt unter der österreichischen Herrschaft versunken gewesen, folgte dafür ein um so herrlicheres Erwachen durch den politischen und wirtschaftlichen Aufschwung im neuen Reich,



Münster: Außenseite der Welserkapelle.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

dessen wertvolles und eigenartiges Bollwerk an der südlichsten Landesmark zu sein die Stadt heute so stolz ist. Nationaler Sinn pflegt in Grenzstädten kräftigere und tiefere Wurzeln zu schlagen als im Landesinneren. Den Konstanzern muß man es aber ganz besonders Dank wissen, daß sie von den engen Berührungen mit dem benachbarten republikanischen Staatswesen unbeeinflußt geblieben und, heute mehr denn je, Kaiser und Reich treu zugetan sind. Zweierlei hat hierzu in den letzten Jahrzehnten noch mächtig beigetragen. Nachdem nach 1870 die Leitung des badischen Heerwesens an Preußen übergegangen und das Reich die Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens auch in Baden übernommen, ist Konstanz die südlichste Garnisonsstadt des Reiches geworden und hat den Sitz einer Kaiserlichen Oberpostdirektion erhalten. Nicht nur kommen diese großen Institutionen durch mächtige Gebäude hier an der äußersten Landesmark zum entsprechenden monumentalen Ausdruck — man betrachte nur das Reichspostgebäude —, sondern sie hatten auch die Einwanderung zahlreicher Beamtenfamilien aus dem Norden zur Folge, und durch sie hat die Stadt Konstanz einen noch ausgeprägteren deutschen Charakter erhalten.

Das ist vor allem in der Sprache zur Geltung gekommen. Während im Mittelalter und auch noch später Wortschatz und Aussprache der Konstanzer sich sehr wenig von der Mundart der benachbarten Schweizer unterschieden haben mochten, ist heutzutage die politische Grenze des Stadtgebietes auch eine sprachliche Grenzscheide. Wie die Schweizer an Sprache und Art zähe festzuhalten pflegen, so sind auch die Konstanzer im ganzen dem angestammten schwäbisch-alemannischen Idiom treu geblieben. Politische Trennung und Sprachverschiedenheit stehen hier unverkennbar in wechselseitigem Zusammenhang. Wie wäre es sonst möglich, daß der schweizerische Alemanne an seinem lan-

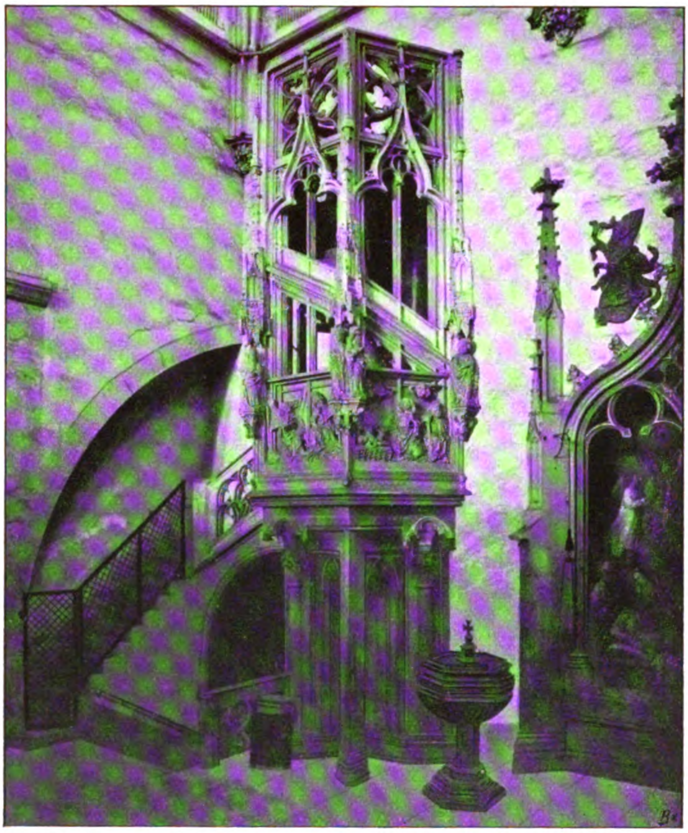


Orgelbühne im Münster.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

gen î (Wy) und û (Bur) festgehalten und sein Konstanzer Nachbar im Hause nebenan von seinem „Wein", „Bauer" u. s. w. nicht gelassen! Ein derartiges Zusammenfallen von so engen politischen Grenzen mit den sprachlichen wird bei Völkern desselben Stammes anderswo kaum zu finden sein.

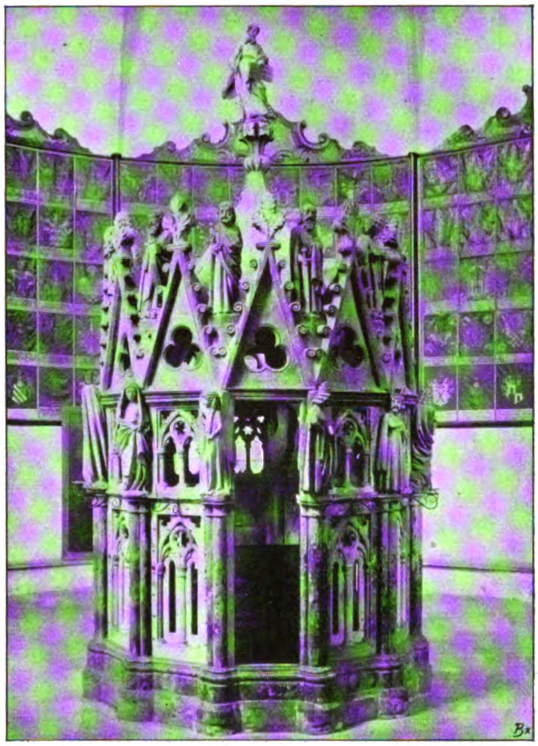
Ein „fürnehmes Kleinod" des Reiches ist Konstanz auch vermöge seiner Lage am Ausfluß des Rheins aus dem Bodensee. Der Parallelismus mit den ganz ähnlich gelegenen Schweizerstädten Zürich, Luzern und Genf springt auf den ersten Blick in die Augen. Am meergleichen Bodensee erhält aber diese einzige Stelle, wo die beiden Ufer sich mit einer Brücke vereinigen lassen, noch größere Bedeutung als am viel schmäleren Zürich- oder am Vierwaldstättersee. Sie wird zum Schlüssel für Eroberung und Besitz der Grenzländer. Schon die Römer und Alemannen haben um den Rheinübergang bei Konstanz gestritten, und welche Bedeutung er für den mittelalterlichen Handel gehabt, werden wir noch darzulegen Gelegenheit haben.

Zur Bedeutsamkeit der geographischen Lage gesellt sich die landschaftliche Anmut. Die mächtigen Wasserfluten von See und Strom, im weiten Klärbecken des Bodensees geläutert und daher jahraus, jahrein in ungetrübter Bläue, geben dem anmutigen Bild das Gepräge. „Kristallhell wie der Alpheus, der, in Arkadien entspringend, aus Liebe zur Quelle Arethusa das Jonische Meer bis hin zur Nähe der Geliebten durchschneidet, quillt die Flut des Rheins aus dem Bodensee," schreibt schon in poetischem Schwung der Römer Am. Marcellinus in seiner Beschreibung des „Brigantinischen Sees". Es ist in der Tat ein ungemein liebliches und reiches In- und Durcheinanderspiel von Wasser und Land, Strom und See, von malerischen Buchten und idyllischen Gestaden, das auf die anmutigste Weise das interessante Konstanzer Städtebild umrahmt. Dieses zu fassen, muß man sich der Stadt von der Seeseite nähern. Von einem der stolzen Bodenseedampfer aus gesehen, bietet sie, zumal an schönen Sommerabenden, ein Bild, dessen starkem Zauber kein empfängliches Gemüt sich entziehen kann. In feurige Glut getaucht, erstrahlt der Himmel, und die Türme und Häuser heben sich in kräftigen Silhouetten vom Goldgrund des westlichen Horizonts ab. Die Dominante in diesem landschaftlich und architektonisch gleich harmonischen Accord ist das altehrwürdige Münster. Denn woher man auch kam der



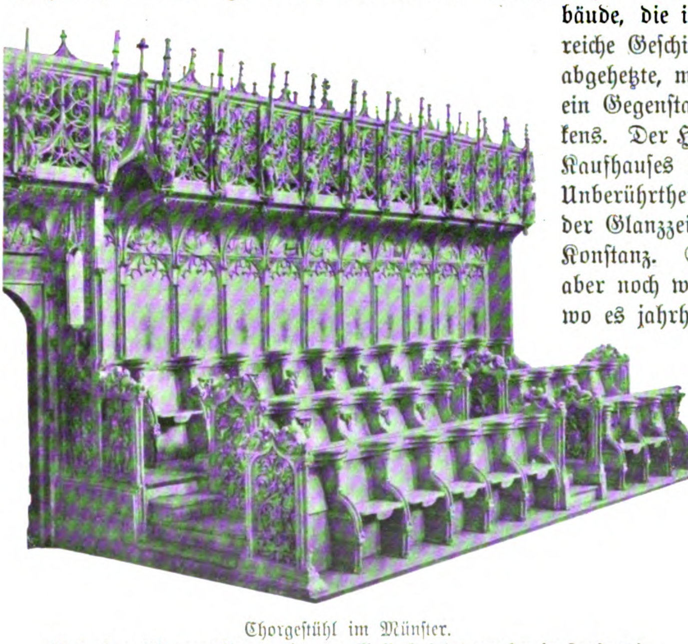
Reliquienbühne im Thomaschor des Münsters.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Fahrt, stromaufwärts vom frischgrünen Rhein her, über den blauen Bodensee, zu Wasser oder zu Land — in duftumflossener Ferne schon hat man dessen schlanken Domturm auftauchen sehen. Weit in die Runde beherrscht er einen großen Teil der Bodenseelandschaft, die man sich ebensowenig ohne das Konstanzer Münster denken kann wie den Niederrhein ohne den Dom zu Köln.



Heiliges Grab in der Mauritiuskapelle. (Gotische Steinlaube.)
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Im Vordergrund aber, gleich am Landungsplatz der Bodenseedampfer, fesselt vor allem das sogenannte Konziliumsgebäude, das massige Kaufhaus, als das eigenartigste Wahrzeichen des mittelalterlichen Konstanz. Stimmungsvoll und malerisch reckt es sein altersgraues Haupt in die Höhe. Ruhig und mächtig liegt der schwerfällige Koloß auf der Seewacht der uralten Stadt — kleinlich und unruhig das moderne Bauwesen zu seiner Seite —, er fest, in sich geschlossen, ein unnahbarer Geselle aus kraftvoller Zeit, als sechshundertjähriges Denkmal freien, wehrhaften Bürgertums, das es ebenso verstanden hat, die Handelsstraßen des Mittelalters durch diese Mauern zu leiten, wie es von Ecktürmen und Wehrgängen aus den dräuenden Feind zu verscheuchen wußte. Uralte Gebäude, die ihre eigene, erinnerungsreiche Geschichte haben, sind für uns abgehetzte, moderne Menschen immer ein Gegenstand beruhigenden Gedenkens. Der Hauptreiz des Konstanzer Kaufhauses liegt in seiner schlichten Unberührtheit; es ist der echteste Zeuge der Glanzzeiten des mittelalterlichen Konstanz. Seine Bedeutung reicht aber noch weiter. Es gab eine Zeit, wo es jahrhundertelang Knotenpunkt des frühmittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien war, und es wird daher auch in der Handelsgeschichte jener Zeit an erster Stelle genannt.

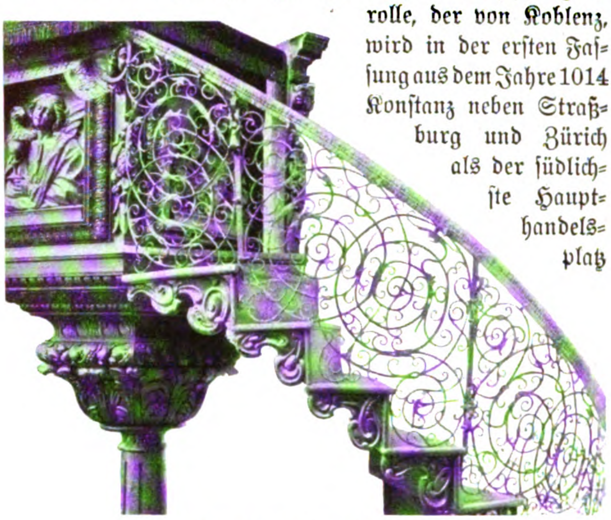


Chorgestühl im Münster.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Im Jahre 1387 beschloß der Rat der

Stadt, ein Haus zu bauen, „darin man den Welschen von Mailand und anderen fremden Leuten ihre Güter besorge und erhalte.“ Hier wie anderwärts, wo solche Kaufhäuser entstanden, dienten sie in erster Linie dem Großhandel der „Gäste“, d. h. der fremden Kaufleute, die in allen Städten vom Kleinhandel ausgeschlossen waren. Das Konstanzer Kaufhaus war die erste große Verkaufsstelle für die nach Deutschland kommenden Lombarden und wurde zum Vorbild für andre Städte Oberdeutschlands.

Führten die Wege nach Augsburg, Nürnberg und Regensburg von Italien her über den Brenner, die Straße der kaiserlichen Romfahrten, so mündeten die Graubündnerpässe, vor allem der Septimer und Julier, an den Ufern des Bodensees und dessen Hauptplatz Konstanz. Der Gotthardpaß war bis ins dreizehnte Jahrhundert unbekannt. Für den Handel mit Italien war bedeutsam, daß in Oberdeutschland der Leinen- und Flachsbau schon früh lebhaft betrieben wurde und sich rings um den Bodensee gleichzeitig eine kräftige Leinenindustrie entwickelte, deren Mittelpunkt dann Konstanz für lange Zeit gewesen ist. In der ältesten deutschen Zollrolle, der von Koblenz, wird in der ersten Fassung aus dem Jahre 1014 Konstanz neben Straßburg und Zürich als der südlichste Hauptshandelsplatz Deutschlands genannt. Die Konstanzer Leinwand trug den Namen der Stadt in alle Lande. Auf den Märkten Italiens und Spaniens war die „tela di Costanza“ die begehrteste, und auch ein mittelalterliches französisches Gedicht erwähnt die Paile de Constance. Mit Venedig reichen die Konstanzer Handelsbeziehungen nachweislich bis ins zehnte Jahrhundert zurück, also in eine Zeit, als der erst 1228 entstandene Fondaco dei Tedeschi — Stapelplatz, Gasthaus und Verkaufshalle der deutschen Kaufleute — noch nicht bestand. Als Handelsgegenstände werden in den Zollkatalogen des Konstanzer Kaufhauses genannt: Wein, Öle, Wachs, Weihrauch, Gewänder, Schmuck als Einfuhrgegenstände; ausgeführt wurden vor allem Bekleidungsstoffe, obenan Leinwand.



Kanzeltreppe im Münster.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts neigte der Konstanzer Handel in der Richtung auf Mailand. 1386 erschien in Konstanz eine Mailänder Gesandtschaft, um erhöhte und erleichterte Handelsbeziehungen mit der Bo-

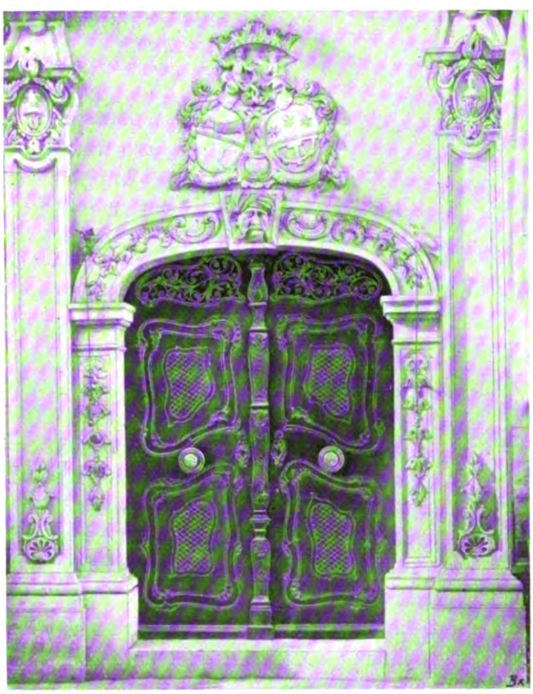


Tod Mariä (Steinskulptur) im Thomaschor des Münsters.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

denseestadt anzuknüpfen. Der Konstanzer Kaufmann Heinrich Fry stand in vertraulicher Stellung zum letzten Visconti und genoß die größten Vergünstigungen auf seinen Handelsreisen durch das Mailänder Gebiet. Die gleiche Stellung erhielt später im Jahre 1451 Ulrich Fry von Francesco Sforza, dem Herzog von Mailand.

Berühmt sind die Ordnungen der Konstanzer Kaufleute für ihren Leinwandhandel auf den großen Champagnemessen, den bedeutendsten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Als zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts der mit Venedig in Krieg befindliche König Sigismund die Handelssperre über die Lagunenstadt verhängte — ein Vorbild der Kontinentalsperre Napoleons I. —, trat auf einmal Genua in den Vordergrund, unterstützt von Mailand. Ein auf Veranlassung von Konstanz verfaßtes Gutachten stellt den deutschen Städten als Vorzüge Genuas gegenüber Venedig vor Augen: Niedrigere Abgaben, keine Zwangsherberge, wie sie der Fondaco für die Deutschen war, offener Zugang zum Meer. In Venedig konnte der Nicht-Venetianer kein Schiff chartern, von Genua aus aber durfte er zu Schiffe Handel treiben nach Ost und West, vor allem nach Spanien. Konstanzer Kaufleute waren es, die als Unterhändler für die deutschen Städte die größten Handelsvorteile von Genua zu erlangen vermochten, und die Conventiones Alamanorum geben einen interessanten Einblick in die damaligen Wünsche der deutschen Kaufleute und in das Entgegenkommen der Stadt Genua.

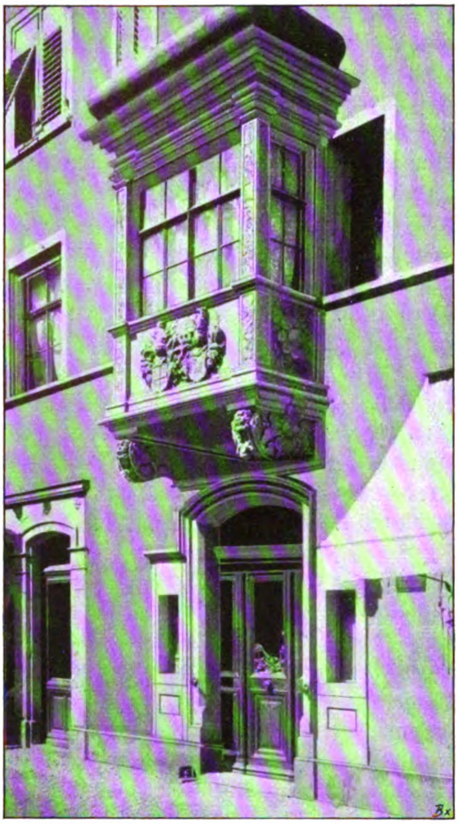


Portal eines Patrizierhauses aus dem 14. Jahrhundert.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Dazu kamen intime Handelsbeziehungen der Konstanzer Kaufleute mit Genf, mit Lyon, mit Avignon und Barcelona. Auch Konstanz hatte damals seine Fugger. Es war die Familie der Muntprat, deren Reichtum ins Ungemessene stieg. Als Leutfried Muntprat 1422 bis 1457 Alleininhaber des Hauses war, versteuerte er nach Ausweis der städtischen Steuerlisten ein Vermögen von 170000 Pfund Heller, eine Summe, die einem heutigen Vermögen von mehreren Millionen entspricht.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen im deutschen Geschäftsleben des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gehört die, daß der Geldhandel und das verzinsliche Darlehen der kirchlichen Zinsverbote wegen nicht von deutschen Kaufleuten betrieben wurden, sondern teils den Israeliten, teils den lombardischen Bankiers überlassen waren. In Konstanz siedelten sich die letzteren mit Zustimmung des Rates und des Domkapitels zuerst im Jahre 1282 an. Die rechtliche Existenz dieser Lombarden war dieselbe wie die der Israeliten. Der Warenhandel war ihnen verboten. Der Schwerpunkt ihrer Geschäfte lag daher im Kreditgewähren und Geldwechselgeschäft. Unser modernes Lombarddarlehen ist aus der Geschäftspraxis dieser Leute hervorgegangen. Die Schuldner waren meist kleine Leute, der Zinsfuß, nach Wochenzins berechnet, ein sehr hoher. In Konstanz erscheint 43 Prozent als „zu gewöhnlichem Gesuche“ ausgeliehen.

Die bedeutendste Zeit des Konstanzer Handels fällt in die Jahre von 1350 bis 1460. Das Konzil war sein Höhepunkt. Es brachte die Vertreter der italienischen Hochfinanz an den Bodensee. Die italienischen Prälaten, vor allem der Papst selbst, wollten auch in Konstanz ihre florentinischen Bankiers nicht entbehren. Diese waren jedoch nur Bankhalter für die hohen geistlichen Herren. Der berühmteste Florentiner, der damals ebenfalls als Kaufmann in Konstanz war und höher stieg als irgend ein Kaufmann der Welt, war Cosimo de' Medici. Er begleitete Johann XXIII. nach Konstanz. Wohl nicht mit Unrecht behauptet sein Biograph, er habe die Tage des Konstanzer Konzils dazu benutzt, um nach allen Seiten Geschäftsverbindungen anzuknüpfen.



Erker an einem Patrizierhaus aus dem 14. Jahrhundert.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Von 1460 an ging es mit dem Konstanzer Handel langsam abwärts. Eine gewaltige Zunftrevolution in den Jahren 1429/30, veranlaßt durch die Aufnahme der reichen Zünftigen in das Patriziat, die Gründung der Geschlechterzunft bilden den Anfang des Niederganges. Die Leineweber wanderten aus; die reichen Bürger gaben den Handel auf und zogen als adeliges Patriziat auf die Burgen; der Unternehmungsgeist erlosch, der Leinwandhandel zog nach Ravensburg und besonders nach St. Gallen. Mit dem Verlust des Thurgaus 1499 büßte Konstanz sein natürliches Hinterland ein, der schwerste Schlag für die wirtschaftliche Stellung der alten Bischofsstadt am Bodensee. Dabei wirkten ebenfalls mit die Auffindung der Seewege nach Ostindien und der Mangel einer straffen, nationalen Staatsgewalt und einheitlichen Handelspolitik. Besiegelt wurde der Untergang der alten Kaufmannsherrlichkeit durch die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges. Konstanz teilte das Schicksal aller andern Städte Deutschlands, auch der größten, wie Köln und Nürnberg, die nur mit Mühe einen kleinen Rest einstiger Handelsblüte durch die Jahrhunderte des Niederganges hindurch retteten.

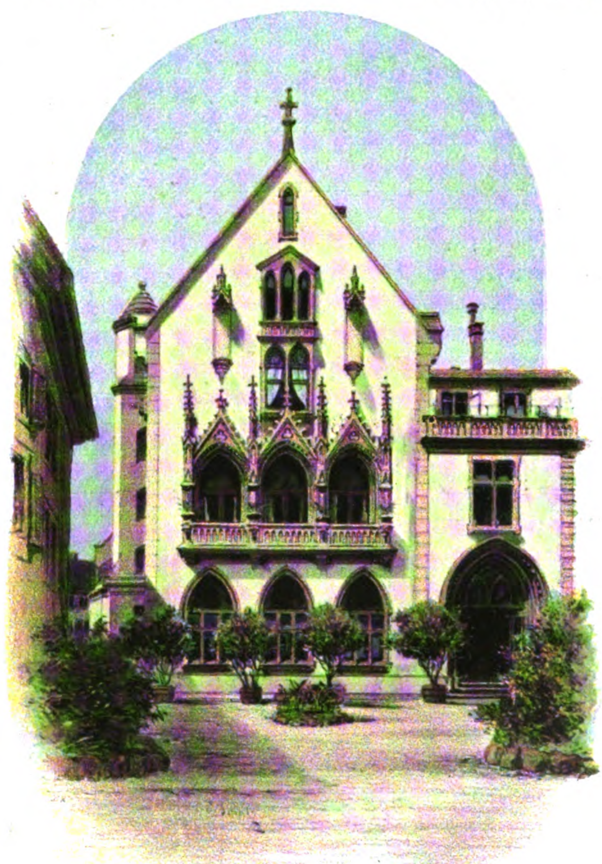
Ebenfalls auf der Seeseite empfängt ein andrer traulicher Zeuge des alten Konstanz den Besucher: das ehemalige Dominikanerkloster auf der sogenannten „Insel“. Nicht so unberührt wie das Kaufhaus, hat es eine nicht minder bewegte und ereignisreiche Geschichte und bietet einen wahrhaft reizenden Anblick harmonischer Verschmelzung des Alten mit dem Modernen, reizend auch durch die Lage unmittelbar am Ausfluß des Rheinstromes aus dem See. Fragt man sonst nach der Vergangenheit eines alten Schlosses, eines Klosters, einer Stadt, so fangen die Geschichtskundigen gleich bei den alten Römern zu erzählen an. Die Vergangenheit der Konstanzer Insel reicht aber noch weiter zurück. Sie hat noch das Pfahlbauvolk gesehen, hat dann den Kelten lange als Wohnsitz gedient und schon im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung als strategischer, den Rheinübergang beherrschender Platz die Römer ein Kastell errichten sehen gegen die mächtig südwärts drängenden Alemannen. Unter den Merowingern erhält die Insel

eine feste, königliche Burg, wird Residenz der ersten Bischöfe des uralten Bistums Konstanz, des größten diesseits der Alpen, und sieht im Jahre 780 den großen Frankenkönig und späteren ersten römisch-deutschen Kaiser, Karl den Großen, der auf seiner Italienfahrt den Bischof Johann besucht und mit seiner alemannischen Gemahlin Hildegard längere Zeit auf der Insel verweilt. Jahrhundertelang bleibt die Insel Bischofsresidenz, bis sie im Jahre 1236 von Bischof Heinrich den Dominikanermönchen, „seinen Helfern und Mitwürkern im Wyngarten des Herrn", zur Erbauung eines Klosters überlassen wird. Tüchtige und kunstsinnige Baumeister, wie die Dominikaner waren, bauten sie eine große Kirche und ein Kloster, die beide in ihrer architektonischen Physiognomie heute, nach nahezu siebenhundert Jahren, im jetzigen Inselhotel noch erhalten sind.

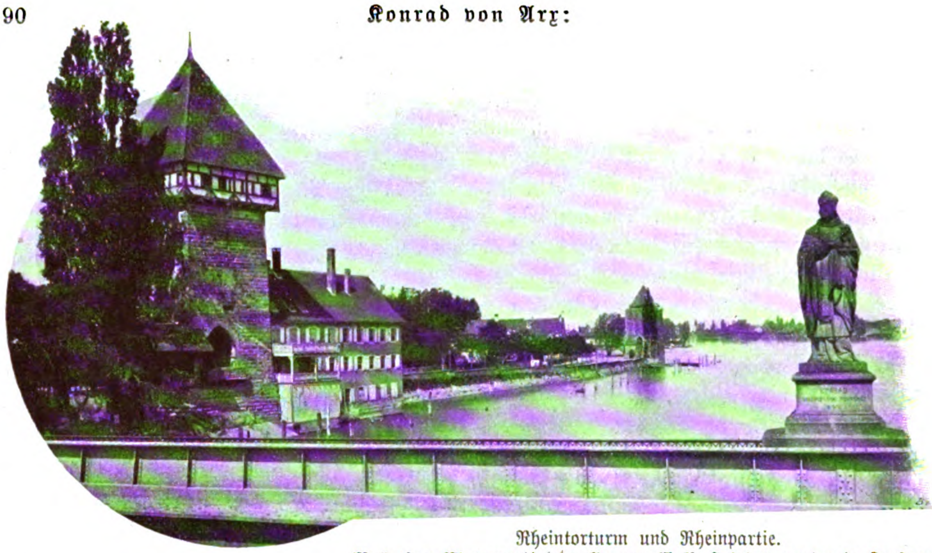
Eng verknüpft mit den ereignisreichen Geschicken der Stadt Konstanz erleben Kirche und Kloster die seltsamsten Wandlungen, und die „Insel" wird zum Mikrokosmos einer der interessantesten Städtegeschichten. Im Klosterrefektorium hielt zur Zeit des Konzils (1414 bis 1418) der italienische Klerus seine Sitzungen, während die französischen Kleriker im Kapitelshause tagten, dessen uralte Mauern noch ganz erhalten und unter den üppigen Ranken des Efeus und der Jungfernrebe jetzt fast ganz verborgen sind. An der Ostfront des heutigen Hotels ist auch noch das sogenannte Hussentürmchen erhalten, in dem der unglückliche Prager Magister gefangen gehalten wurde.

Angenehmere Tage verlebte auf der Konstanzer Insel Kaiser Maximilian I., als er sich während jenes glänzenden Reichstags von 1507 längere Zeit in Konstanz und mit Vorliebe im heute noch fast unveränderten Inselgarten aufhielt. Noch zeigt man sein lauschiges Lieblingsplätzchen, das von den naturverständigen Mönchen errichtete Gartenhäuschen am lachenden Seegestade. Im Beisein der Kaiserin Maria Blanca gab Maximilian in eben diesem Inselgarten jene mit allem Luxus der aufblühenden Renaissancezeit ausgestatteten Hoffeste.

Auf die glorreichen Zeiten folgten die stürmischen. Zur Reformationszeit wird das Kloster vorübergehend in ein Spital umgewandelt, und die daraus vertriebenen Dominikaner können erst nach dem Anfall der Stadt an Österreich, 1549, wieder ihren Einzug halten. Aus dieser kampfbewegten Zeit leuchtet die edle Gestalt der Margareta Blarer zu uns herüber, der durch Gaben des Geistes und des Gemütes gleich ausgezeichneten Jungfrau, die von den Chronisten als die Tröstern der Armen und Kranken gepriesen wird, und der eines der Fresken-



Katholisches Vereinshaus St. Johann.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)



Rheintorturm und Rheinpartie.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

bilder im Kreuzgang gewidmet ist. Im Dreißigjährigen Kriege, der seine Wellen auch an die Ufer des Bodensees trieb, hatte die Insel einen Sturm der schwedischen Flotte unter General Horn auszuhalten.

Das achtzehnte Jahrhundert brachte noch tiefer eingreifende Wandlungen: das Kloster wird aufgehoben und in — eine Fabrik umgewandelt, ohne jedoch seine architektonische Anlage einzubüßen. Das kam so: im Bestreben, dem Rückgang der Stadt Einhalt zu thun durch Einführung von Industrie, überließ im Jahre 1785 Kaiser Joseph II. die Dominikanerinsel schenkungsweise an eine Kolonie von Genfern, die politischer Unruhen wegen ihre Vaterstadt verlassen und sich nach dem hübsch gelegenen Konstanz gewandt hatten. Aber noch war die Insel nicht am Ende ihrer Wandlungen. Im Jahre 1873 wurde unter pietätvoller Erhaltung der ursprünglichen Kirchen- und Klosteranlage ein modernes Hotel eingerichtet, das allerdings mehr an einen altenglischen Adelssitz als an seine jetzige Bestimmung erinnert. Man denke: das einstige Klosterrefektorium ist heute eine gemütliche, altdeutsche Trinkstube mit Holzgetäfel und bemerkenswerter Bemalung. Die ehemalige Kirche mit ihren Arkaden und romanischen Säulen ist ein Speisesaal, von dessen Wänden wertvolle Fresken aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert auf die gastlichen Tafeln herabsehen. Der stilistische Zusammenhang des über hundert Medaillons umfassenden Cyklus mit den berühmten Miniaturen der Heidelberger Minnesängerhandschrift, des sogenannten Manessecodex, ist ein so enger, daß die neueste Kunstforschung annimmt, die letzteren stammen aus Konstanz und nicht aus Zürich, wie bisher allgemein vermutet wurde.

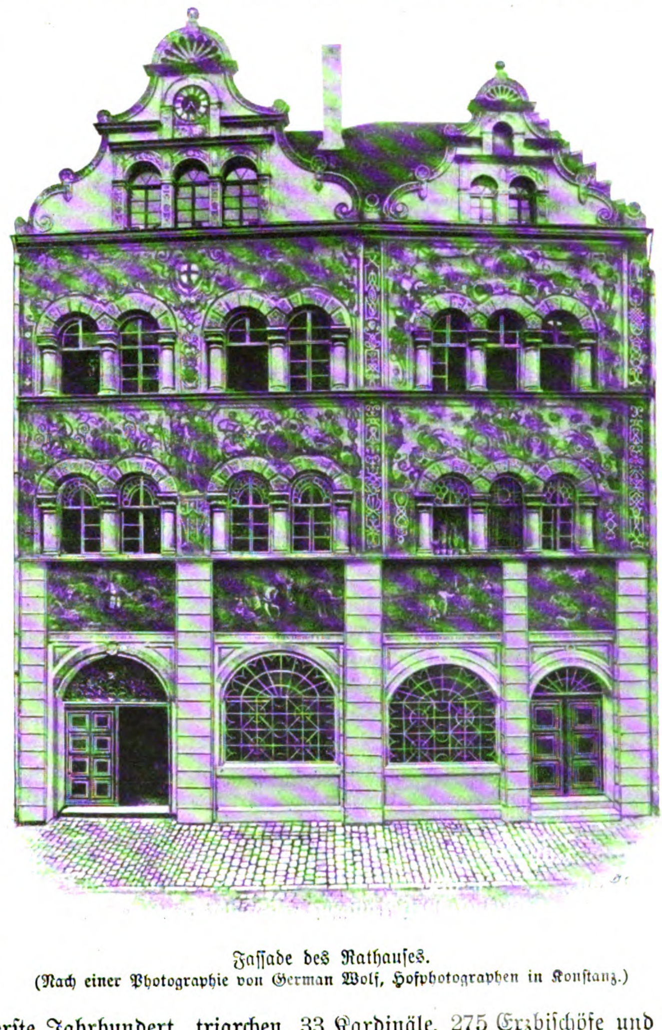


Schnetztor.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Das stimmungsvollste Stück des

ehemaligen Dominikanerklosters ist aber der mit dem berühmten Haeberlinschen Freskencyklus aus der Inselgeschichte geschmückte Kreuzgang mit seinen zierlichen Doppelsäulchen, den dreiteiligen, von wildem Wein und Efeu umrankten Fenstern und dem Rundbogenfries — einen stillen Blumengarten mit plätscherndem Springbrunnen umschließend. Innerhalb dieser klösterlich feierlichen Umgebung versetzt uns die Phantasie unwillkürlich in vergangene Zeiten. Wir sehen die alten Mönchsgestalten wandeln, düstere Asketiker, gedankenvolle Mystiker wie jenen berühmten Amandus Suso, den eine der Fresken zeigt; Philosophen und Künstler, Büchergelehrte und praktische Leute, und wir hören sie Gebete murmeln, disputieren und memorieren; wir brauchen nur das Klostergespräch auf dem Bilde an der Wand zu betrachten, und wir sind mitten unter ihnen. Vergangene Zeiten! Eine elektrische Klingel schrillt durch die Luft, ein junges Ehepaar kichert vor einer der Fresken, ein Bädeker lesender Sohn Albions versperrt uns den Weg. Vom nahen Stadtpark fallen die Klänge eines preußischen Armeemarsches ein, denn Konstanz ist ja Garnisonstadt. Man ist im zwanzigsten Jahrhundert. Mysticismus, Quietismus, Exorzismus verflüchtigen gleich Schemen, und die selbstbewußten Gestalten der Neuzeit, Realismus und Militarismus, packen uns kräftig am Arm. Das Kloster ist kein Kloster mehr!

Im Centrum der Stadt, an ihrer ältesten, bis ins erste Jahrhundert zurückreichenden Kultur- und Kultusstätte erhebt sich der vornehmste Zeuge der Konstanzer Geschichte, das Münster, die stolzeste Erinnerung an die Zeiten, da die Stadt zwölf Jahrhunderte hindurch die Metropole des größten deutschen Bistums war und der Bischof vom mittleren Neckar bis hinauf zum St. Gotthard als geistlicher Herr gebot. Das Konzil, die größte mittelalterliche Kirchenversammlung auf deutschem Boden, verleiht dem Konstanzer Münster für immer weltgeschichtliche Bedeutung. In seinen Räumen fanden damals die Sitzungen statt. Bunte Bilder steigen auf beim Gedenken an jene Zeit. In feierlich langsamen Schritten sehen wir die Prozessionen sich nach dem majestätischen Dome bewegen. Voran der Papst, 5 Patriarchen, 33 Kardinäle, 275 Erzbischöfe und Bischöfe und viele Hunderte gelehrter Doktoren. Dann König Sigismund, 224 Fürsten, Grafen und Dynasten, 1500 Ritter mit Gefolge, 352 Abgeordnete von Städten und



Fassade des Rathauses.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

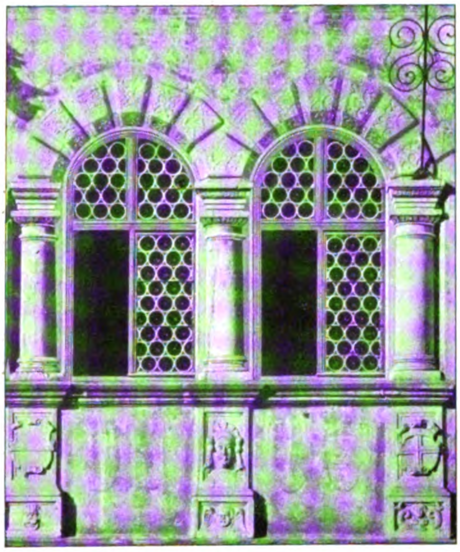
Souveränen, in Gold, Silber und Stahl strahlend. Dabei wird die Fremdenmenge auf 70000 angegeben, eine Übertreibung, die auch viele Chronisten gläubig nacherzählten. Wo, wie das damals in Konstanz der Fall war, bloß sechzehnhundert Steuerzahler und nur etwa sechstausend Einwohner heimisch waren, ist für Gäste in so abnormer Zahl ebensowenig Platz, als es möglich ist, daß sich nach Chronistenbericht bei der Verurteilung des Huß 80000 Menschen versammelt hätten. Das heutige Konstanz zählt 22000 Einwohner, mehr als das Doppelte seiner früheren Glanzzeiten.

Zur Konzilszeit waren die Blicke der gesamten Christenheit auf Konstanz und seinen Dom gerichtet. Wie man Worms, Speyer, Augsburg stets nennt, wenn man der Reformation gedenkt, so wird Konstanz in der Entwicklungsgeschichte der gewaltigen kirchlichen Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts dauernd seinen Platz behaupten, wie man auch über das Konzil und seine Bedeutung denken möge. Die Konstanzer selber waren eben auch die Kinder ihrer Zeit. Als sie am 6. Juli 1415 in hellen Haufen dem kleinen Brül zuströmten, um den Prager Magister auf dem Scheiterhaufen sterben zu sehen, da dachten sie wohl alle, daß eine gute Tat geschehe. Ein Jahr später folgen sie wieder den Schergen, welche einen durch lange Gefangenschaft entkräfteten, aber geistig festen Mann zum Flammentod schleppen, den Hieronymus von Prag, und wieder erachten sie den Urteilsspruch für gerecht, und es ahnt keiner, daß die Lohe dieses Scheiterhaufens weiterglühen, ein ganzes Jahrhundert hindurch, und die Stadt des Konzils zu einer Burg der Reformation machen werde. Hundert Jahre nach Hussens Tod verläßt Bischof Hugo von Hohenlandenberg mit dem Domkapitel die abtrünnige Stadt, und 1548 kämpfen die Konstanzer tapfer für den evangelischen Glauben wider die spanisch-kaiserlichen Truppen. Im Dreißigjährigen Kriege dagegen waren sie wieder beim alten Glauben und verteidigen diesen gegen die Schweden. Auf alle diese Wandlungen und Kämpfe hat der altehrwürdige Dom herabgesehen, sie alle überdauernd.



Rathaushof.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

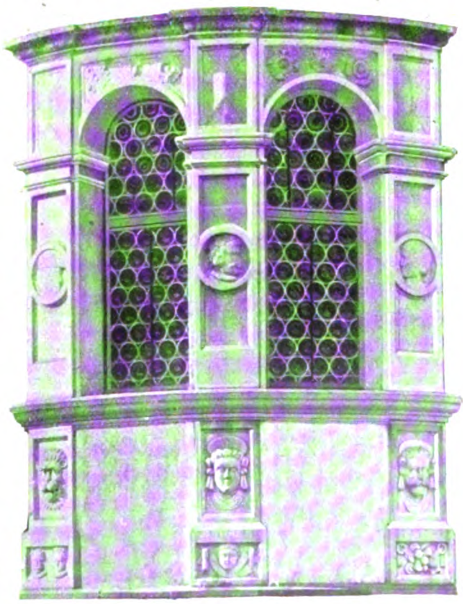
Den Herz und Sinn ergreifenden Eindruck wie der Kölner Dom macht nun freilich das Konstanzer Münster nicht; es hat auch nicht die ruhige, geschlossene Schönheit



Renaissancefenster am Rathaus.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

und Kraft, die über dem Ulmer Münster ausgegossen liegt. Allein die edle Gliederung des Ganzen, der mächtige Eindruck des Mittelschiffes, der reiche, bildnerische Schmuck im Inneren, das ein Kleinodienschrein alter und neuerer Kunst ist, nehmen doch wieder so gefangen, daß die Bewunderung alle kritischen Bedenken unterdrückt, und sinnend hängt der Blick an dem Schmuck der Altäre, an neu restaurierten Kapellen, Glasmalereien und Wandgemälden. Oberbaurat Friedrich Schmidt, der Vollender des Wiener Stephansturmes, spricht sich über die Gesamtanlage des Bauwerkes folgendermaßen aus: „An dem herrlichen Münster zu Konstanz hat jede Kunstepoche vom zwölften bis neunzehnten Jahrhundert bedeutsame Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen; trotzdem macht das Innere einen harmonischen Eindruck; denn die Meister des Spitzbogenstils waren darauf bedacht, die harmonische Gestaltung des Innenraumes zu bewahren, und die Meister der Hochrenaissance beschränkten sich darauf, Altäre, Epitaphien u. s. w. einzufügen."

Nachdem die ursprüngliche Anlage, von der nur noch die aus dem zehnten Jahrhundert stammende Krypta vorhanden ist, durch ein Erdbeben zerstört worden war, wurde die Kathedrale im Jahre 1052 unter Bischof Romuald in romanischem Stil erbaut; aus dieser Periode rühren insbesondere noch die sechzehn mächtigen Sandsteinmonolithen her, welche den Oberbau des überhöhten Mittelschiffes tragen und dieses von den beiden Seitenschiffen trennen. Später wurde die Kirche in gotischem Stil erweitert und namentlich den Seitenschiffen noch zwei weitere in Kapellen zerlegte Schiffe angefügt. Die aus dieser Periode stammenden beiden Türen des Hauptportals und das Chorgestühl sind ganz hervorragende Meisterwerke der Holzschnitzerei, ausgeführt gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Simon Haider und Nikol. Lerch, von denen ersterer das fein durchgearbeitete Architektonisch-Dekorative, letzterer das Figürliche übernommen hatte. Leider ist das Ganze in der Zopfzeit 1778 in unverantwortlicher Weise übertüncht worden. Der beginnenden Renaissancezeit gehört namentlich an der die ganze Breite des Mittelschiffes überspannende prachtvolle Bogen, welcher den Orgelchor trägt, ausgeführt, wie auch einzelne Teile des Orgelgehäuses, nach Zeichnungen von Hans Holbein. Der Orgelchor ist mit vortrefflichem Hochrenaissanceornament bemalt. Ganz vorzüglich ist namentlich auch die innere Füllung mit reizendem Ornament



Renaissanceerker am Rathaus.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)



Oberer Markt.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

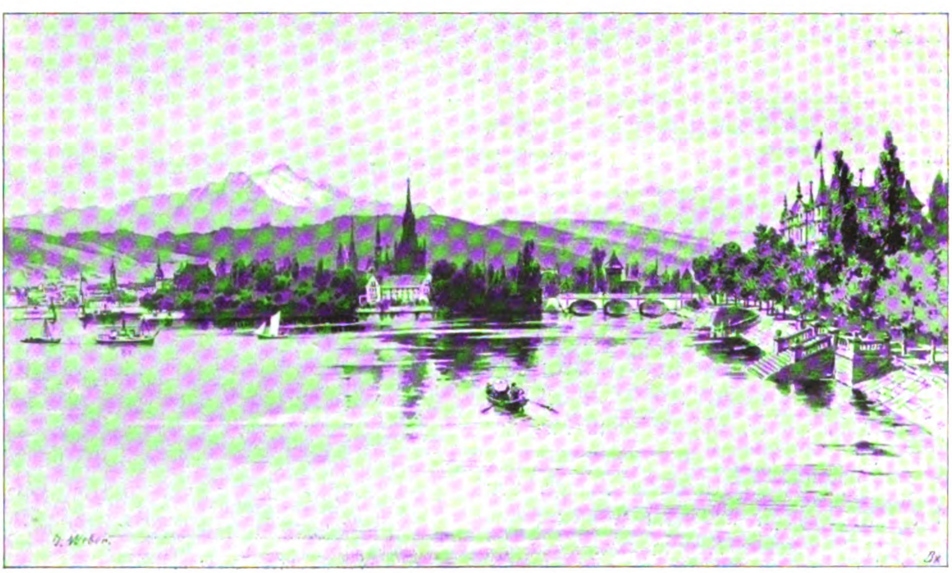
mentlich in einigen Altären der Seitenchore und Kapellen und den prächtigen schmiedeeisernen Arbeiten (Kanzeltreppengeländer) vertreten. Ein Werk ganz eigner Art ist die vornehme Ausschmückung der gotischen Formen des hohen Chors im Rokokogeschmack. In den in letzter Zeit stilgemäß restaurierten Kapellen der Seitenschiffe und im südlichen Seitenchor sind gediegene Erzeugnisse moderner Glasmalerei vertreten. Die vielen Kapellen sind eine der schönsten und eigenartigsten Zierden des

in Schnitzwerk. Die Orgelbrüstung stellt eine spätgotische Balustrade dar, unter welcher sich ein überaus reicher ornamentaler Renaissanceschmuck in feinster Steinarbeit anschließt.

In nicht minder hervorragender Weise sind auch der Barock- und Rokokostil, na-

Innern und geschmückt mit kunstvollen Reliquienschreinen und Reliquienbühnen. In der unterirdischen Mauritiuskapelle befindet sich eine merkwürdige Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem.

Ist in früheren Jahrhunderten, namentlich zur Zeit des Bildersturmes, dann durch



Konstanz mit Seequai.

Erdbeben und Brand vieles am herrlichen Bau des Konstanzer Münsters verwüstet worden, so verlor es in neuerer Zeit seine Bedeutung als Kathedralkirche des uralten Bistums Konstanz. Im Jahre 1826 wurde durch die Circumskriptionsbulle Pius VII. die oberrheinische Kirchenprovinz errichtet und das Bistum Konstanz aufgehoben. Der letzte Bistumsverweser war der edle Ignaz Freiherr von Wessenberg, der für die Bildung des jungen Klerus, Einführung der deutschen Sprache in die Liturgie und Herstellung einer deutschen katholischen Nationalkirche unermüdlich tätig gewesen ist.

Wie über andere deutsche Städte, die eine reiche Geschichte hinter sich haben, schwebt auch über Konstanz noch ein Hauch mittelalterlicher Poesie. Zwar hat auch die Zerstörungswut übelberatener Luft- und Lichtfanatiker Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen, und einer nüchternen, verständnislosen Zeit ist manche der alten Zierden zum Opfer gefallen. Noch aber hat Konstanz der Türme und Tore, Kirchen und Klöster, der Herrschafts- und Bürgerhäuser genug, an denen sich vom massiven Erdgeschoß bis zum hochstrebenden Giebel, am äußeren Gemäuer wie im Inneren des Hauses, der Reichtum der Phantasie früherer Baumeister und der feine Geschmack vergangener Jahrhunderte zeigt.

So erhebt sich noch unverändert der sechshundert Jahre alte Rheintorturm mit seiner pyramidalen Turmhaube und spiegelt sich in den klaren Fluten des Stromes, der seinen Fuß bespült. Die Verhältnisse des schlanken Turmes sind überraschend schön, und gar mancher Maler hat von der Rheinbrücke aus den alten trotzigen Stadtwächter mit seiner schlanken Pappel in seinem Skizzenbuch festgehalten, zumal wenn er ihn vom rötlichen Schein der Abendsonne umflossen sah.



Schloß „Castell“ am Untersee.

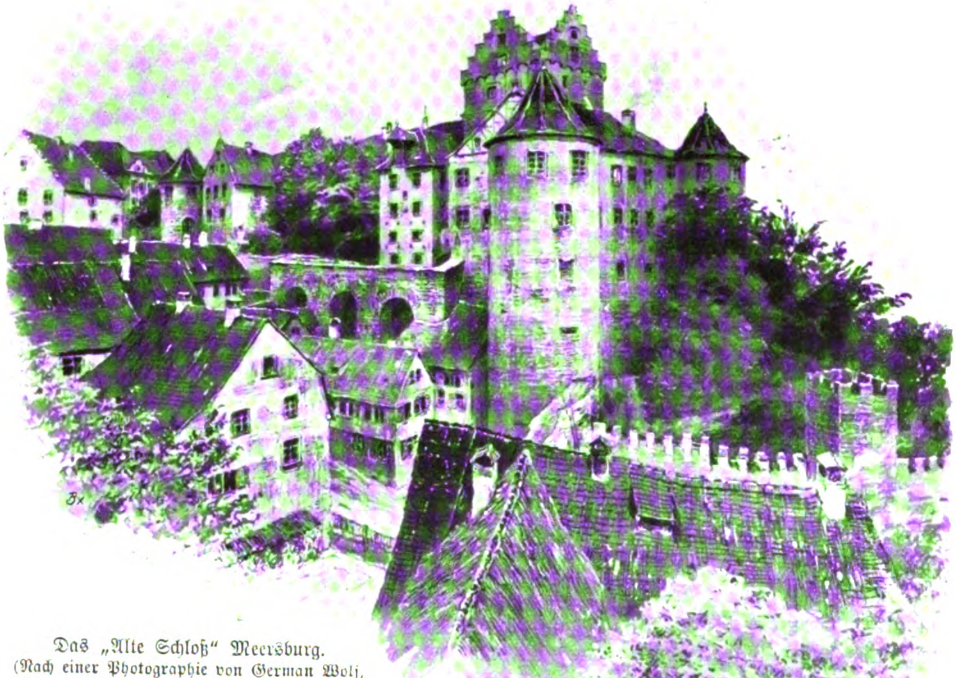
Einst aber hat das Abendrot sich hier vermischt mit dem Purpur der Wellen, gefärbt von tapferer Bürger Blut. Am 6. August 1548 schlugen die Konstanzer den Überfall der spanisch-kaiserlichen Truppen auf der alten Rheinbrücke zurück und fanden in großer Zahl den Tod in den Fluten des Rheins. Konstanz hat damals seinen Winkelried erhalten, der, ein Metzger seines Gewerbes, zwei hart andringende Spanier erfaßte und, wie der Chronist erzählt, „gott um Verzeihung seiner sünden hell und laut anrufend, sich selbs über das bort der bruggen hinter sich abgestürzt und die zween umfaßte Spanier mit ime selbs ertränkt.“ Der Name des Helden ist der Nachwelt nicht überliefert, seine Tat aber von Gustav Schwab in

seinem „Fleischer von Konstanz“ poetisch verherrlicht worden. Am Abend loderten die Flammen von der Brücke auf; die Spanier hatten sie in Brand gesteckt. Mit der alten Rheinbrücke ging auch die Reichsfreiheit der Stadt in Trümmer.

Ein malerischer Zeuge des mauerumgürteten Konstanz vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts ist das Schnetztor mit einem gut erhaltenen Zwinger, wenn auch die Gräben jetzt geebnet und jene lauschigen Winkel mittelalterlicher Torgesellen geöffnet sind.

Als sehenswerteste architektonische Zierde fesselt den Besucher immer das im florentinischen Renaissancestil erbaute Rathaus aus dem sechzehnten Jahrhundert. Die Straßenfassade zerlegt sich in zwei Giebel, welche mit einwärts geschweiften Gliedern maßvoll und doch kräftig profiliert sind. Die Fenster, rechts zu dreien, links zu zweien gruppiert, sind durch derbe Säulen eingeteilt, deren Bogen tief eingekerbte Fugenschnitte zeigen, zwischen denen, sowie auch an den Rahmen der Giebel, hübsche Renaissanceornamente angebracht sind. Sehr bemerkenswerte Fresken von Ferdinand Wagner (Augsburg), Scenen aus der Stadtgeschichte, schmücken die Front. Das im Erdgeschoß untergebrachte Archiv ist bekannt durch seinen Reichtum an Urkunden mit rechts- und wirtschaftsgeschichtlich bedeutendem Inhalt. Eine der vollständigsten Serien ist die über die alten Reichssteuern. Das Hintergebäude mit seinem malerischen Hof wirkt wie ein wahres Schmuckkästchen der Renaissance.

Mitten in der Stadt liegt ein gar malerischer Platz, der sogenannte „Obere Markt“, flankiert von historisch denkwürdigen Gebäuden, zum Teil mit hübschen Renaissancegiebeln. Schon in der ältesten Zeit war der Obere Markt die Malstätte, öffentliche Gerichtsstätte, der Sammelplatz von Obrigkeit und Bürger-



Das „Alte Schloß“ Meersburg.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

schaft bei „Geschellen und Gelöffen". Da steht noch das Haus „Zum Barbarossa", Curia pacis-Friedenshof, wo Kaiser Friedrich I. im Jahre 1183 den „Konstanz-Frieden" mit den lombardischen Städten schloß. Dieser Platz ist überhaupt eine bleibende Erinnerung daran, daß Konstanz in der Geschichte des Deutschen Reichs mehr als einmal eine Rolle gespielt hat. Im Spätsommer des Jahres 1212 verließ der Sohn Heinrichs VI., der achtzehnjährige Friedrich II., Palermo, um der Einladung deutscher Fürsten zu folgen und die durch den Bann Ottos IV. erledigte deutsche Krone in Besitz zu nehmen. Mit sechshundert Reisigen kam er vor Konstanz an zu einer Zeit, als sein Gegner Otto mit stärkerer Macht schon am Nordufer des Bodensees eingetroffen war. Die Abweisung durch Konstanz wäre für Friedrich verhängnisvoll geworden. Aber die Bürger und der Bischof empfingen ihn jubelnd, öffneten ihm die Tore, und der Adel der Umgebung huldigte ihm auf dem Oberen Markt. Otto wich zurück, und Friedrich begann, rheinabwärts ziehend, seine Siegeslaufbahn. Die Konstanzer verdankten ihrem mutigen Entschlusse den Gewinn der Reichsfreiheit.



Obertorturm in Meersburg.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

Wie mit den Hohenstaufen, ist die Konstanzer Geschichte auch mit dem Geschlecht der Hohenzollern in vielfacher Beziehung. An der östlichen Ecke desselben „Oberen Marktes" steht heute noch das „Haus zum Hohen Haven". Kaiser Wilhelm I., der die Stadt während seines öfteren Aufenthaltes auf der nahen Insel Mainau wiederholt besuchte, mag wohl gedankenvollen Blickes zu diesem Hause aufgeschaut haben, vor dem sein Ahnherr Friedrich, Burggraf von Nürnberg, zur Konzilszeit 1417 von Kaiser Sigismund mit der Brandenburger Mark belehnt wurde. Der Konzilschronist, Ulrich von Richenthal, schildert eingehend die Feierlichkeit, die damals vollzogen wurde. Das sind lang vergangene Geschehnisse, alle die Geschlechter jener Zeit sind ins Grab gesunken, eine neue Welt hat sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, aber eines ist geblieben: das Haus Hohenzollern, wie es seinen Ausgang nahm in Konstanz, wie es sich von der Mark Brandenburg ausdehnte, wie es sich erhob auf den Königsthron, und wie es emporgeflogen zur höchsten Höhe und den Kaiserthron bestieg, um Deutschland neue Ehren zu bringen.

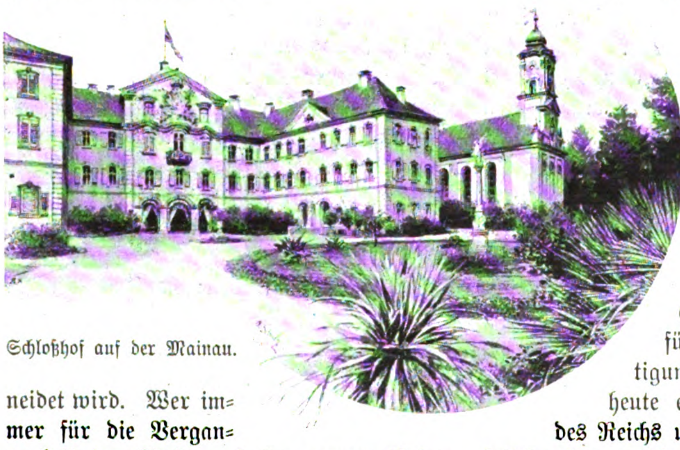
Auch in Konstanz ist seit jenen glorreichen Tagen so manches anders geworden. Wo



Insel Mainau im Bodensee.
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

früher der See noch rauschte, sind neue große Anlagen entstanden und auf dem öden Sumpfland ganze Stadteile in die Höhe gewachsen. Vieles aber hat ein pietätvoller, die Vergangenheit würdigender Sinn erhalten, und wo Altes der neuen Zeit weichen mußte, da haben sachverständige Hände Sorge getragen, daß nicht alle Spuren untergingen.

So ist das städtische Museum zum „Rosgarten" im ehemaligen Zunfthaus der Krämer entstanden, eine kulturgeschichtliche Sammlung, um die Konstanz von größeren Städten beneidet wird. Wer immer für die Vergangenheit der Stadt und der ganzen Bodenseegegend, die prähistorische und die historische, sich interessiert, wird die ungemein reichhaltige, trefflich geordnete Sammlung aufsuchen und sich für einige Stunden in vergangene Zeiten versenken. Dem Kulturhistoriker, dem Geschichtskundigen und auch dem Naturforscher wird das Museum reiche Anregung bieten. Es besitzt auch die berühmte, mit vielen gemalten Federzeichnungen ausgestattete Konzilschronik des Ulrich von Richenthal. Wer jene bewegte Zeit in lebhaften Farben an sich vorüberziehen lassen will, vertiefe sich in das auch in photographischer Reproduktion zur allgemeinen Einsicht aufgelegte altertümliche Buch.



Schloßhof auf der Mainau.

Das moderne Konstanz hat es verstanden, bei seiner unvergleichlichen Lage an See und Strom durch Schaffung anmutiger Anlagen zu dem Reiz des interessanten, erinnerungsreichen Städtebildes den der Gärten und eleganten Promenaden zu fügen. Mit mehr Berechtigung denn je ist die Stadt heute ein „fürnehmes Kleinod" des Reichs und wetteifert an Schönheit der Lage mit den Schweizerstädten Zürich und Luzern. Eine der schönsten Errungenschaften des neuaufblühenden Konstanz ist der

herrliche, geschmackvoll angelegte und weit in den See ausladende Stadtpark. „Den Wellen ihre Grenze zu setzen," wurde er in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem See abgerungen. Köstlich rastet sich's in seinen schattigen, wohlgepflegten Anlagen, die vom blauen See bespült werden und Ausblick gewähren auf den Kranz mächtiger Berge. Wenn abends die Konstanzer Seebucht von Gondeln und Dampfern belebt ist, das Mondlicht auf der weiten Wasserfläche zittert und die schmeichelnden Weisen der Musik die laue Luft durchziehen, dann glaubt man eine Sommernacht an einem oberitalienischen See mit ihrem zaubervollen Reize zu durchleben.

hauchen und den Firnengruß Tirols und der Schweiz ins deutsche Land hinaussenden.

Die ungemein abwechslungsreiche Umgebung hat neben ihren landschaftlichen Reizen den Vorzug, daß die schönsten Ausflugsziele zu Wasser und zu Land, im Kahn oder im Dampfboot, auf Strom oder See erreichbar sind. Noch interessanter werden solche Ausflüge für den, der sie mit offenem Sinn für den Reiz der Vergangenheit aufsucht. Man muß nur die Geschichte des Mittelalters in ihren großen Zügen und dabei den „Ekkehard" noch nicht ganz vergessen haben, so wird's lebendig in allen Winkeln, überall wuchert Vergangenheit, und man fühlt auf Schritt und Tritt, daß man sich an uralten



Torbau auf der Insel Mainau. (Links eine Säulencypresse, rechts eine Himalayazeder.)
(Nach einer Photographie von German Wolf, Hofphotographen in Konstanz.)

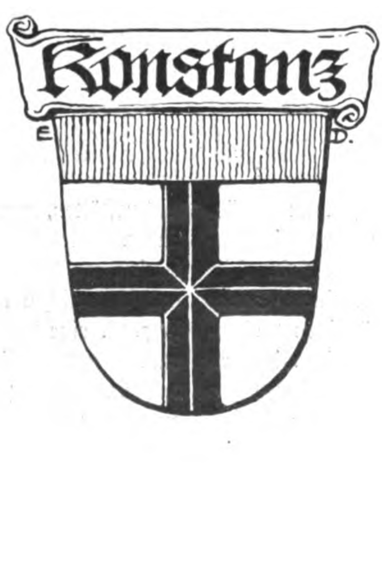
Mit dem Stadtpark wetteifert an Schönheit der Lage der grandiose Seequai, ebenfalls eine Schöpfung der neusten Zeit. Hier öffnet sich dem Beschauer mit einem Schlag das erhebende Bild der prächtigen Bodenseelandschaft, und überwältigend wirkt es wie die von fern über grüne Vorberge herabschimmernden Alpengipfel einen Zug stiller Größe über das schwäbische Meer hin-

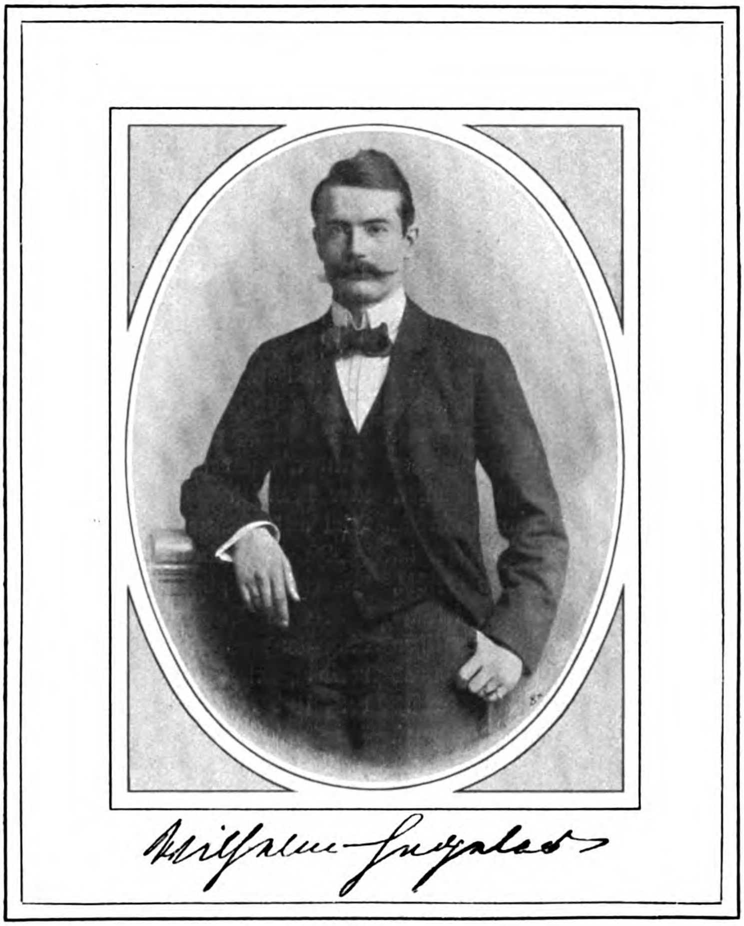
Kulturstätten, zum Teil großen Stils, befindet. Die Dampferfahrt Konstanz-Schaffhausen, an Villen, schloßgekrönten Anhöhen und malerischen alten Rheinstädtchen vorbei, ist z. B. eine Fahrt durch ein Land der Romantik, deren Reiz noch dadurch erhöht wird, daß unterwegs plötzlich den Rhein die Lust anwandelt, sich noch einmal in einem See auszuruhen und zu sonnen: in dem von

lyrischer Schönheit überhauchten, von hübschen Sommerfrischen und Fischerdörfern umkränzten Untersee. Da sind Ermatingen und Mannenbach, Lieblingsplätzchen deutscher Maler, die hier ihre Motive am binsenumsäumten See, am Strom finden. Da ist die Insel Reichenau, die mit ihrer uralten Benediktinerabtei wie ein gefeites Stück Mittelalter aus den ruhenden Fluten auftaucht. Auch ein Dichterland sind die Ufer des Untersees. Aus dem westlichen Hintergrund blickt die kühne Feste des Hohentwiel herüber und weckt die Erinnerung an Hadwig, die stolze Herrin, und an ihren jugendlichen Lehrer — man ist im Bannkreis von Scheffels „Ekkehard". Weiter stromabwärts folgen das von der mittelalterlichen Burg Hohenklingen hoch überragte Städtchen Stein am Rhein, ein kleineres Rothenburg ob der Tauber, und noch viele freundliche Anhöhen und malerische Winkel bis hinab nach Schaffhausen und an den Rheinfall. Bequem und angenehm rudert sich's von Konstanz hinaus in die nähere Waldumgebung der Stadt, nach „Waldhaus Jakob" am Saume des schon zu Konzils Zeiten berühmten Lorettowaldes und nach dem alten Fischerdörfchen Staad mit schattigen Gärten dicht am plätschernden See — alles Lieblingsausflugsziele der Konstanzer, heute noch wie schon im Mittelalter.

Vom gegenüberliegenden Seeufer grüßt von fern; trotzig auf stolzer Felsenhöh', an ein Rivierabild gemahnend, das aussichtsreiche Meersburg, sagenumrauscht und in der Geschichte oft genannt, nach dem Einzug der Reformation in Konstanz Jahrhunderte hindurch die Residenz der Bischöfe. Die Hofburg, jetzt Privatbesitz, reicht in ihren ältesten Teilen (Dagobertsturm) in die Zeit der Merowinger zurück. Da weilte, bevor er nach Italien zog, der unglückliche Hohenstaufe Konradin von Schwaben. Ein ritterlicher Sänger, der Germanist Freiherr von Laßberg, rettete in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die zerfallende Burg vor dem Untergange. Auf der Burg lebte und dichtete ferner von 1840 bis 1848 Laßbergs Schwägerin, die berühmteste der deutschen Dichterinnen, die Freiin Annette von Droste-Hülshoff, von Uhland und Levin Schücking oft und gern besucht. Da gedeiht auch, von der Milde des Bodenseeklimas zeugend, der rote Meersburger Seewein, dem einst der ungeschlacht biedere Kämmerer Spazzo so ruhmwürdig erlegen ist.

Die Perle aller Ausflugsziele von Konstanz aus bleibt aber die Insel Mainau, die liebliche, friedvolle „Maienowe", die Sommerresidenz des badischen Großherzogs, wo einst Kaiser Wilhelm I. in Gesellschaft seiner einzigen Tochter, der Großherzogin, heitere Sommertage zu verbringen pflegte. Wer dieses Eiland kennt mit seinen herrlichen Park- und Gartenanlagen, wo im milden Seeklima Orangen und Citronen im Freien gedeihen, wer hier den See und die Alpenfirnen Tirols und der Schweiz durch Lorbeer und Cypressen von deutschem Boden aus geschaut hat, den wird es immer wieder dorthin ziehen.





Daniel Klinghammer

Roman

von

Wilhelm Hegeler

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Am Sonntag Jubilate hätte der Pfarrer von Urdenbach, Daniel Klinghammer, beinahe den Gottesdienst versäumt. Seine Mutter lag krank zu Bett und konnte ihn deshalb nicht an die Zeit mahnen. Erst als die Küstersfrau mit ihren dürren Knöcheln gegen die Fensterscheiben seines Studierzimmers pochte, fuhr Daniel aus seinen Gedanken auf. Er hatte geträumt, so aller Welt entrückt, wie nur ein Verliebter es kann. Voll Eile band er sich die Bäffchen um, warf den Talar über, setzte das Barett auf und verließ das Haus.

Der Pfarrer war eine schlanke Gestalt, sein blasses, zartes Gesicht hatte einen etwas verstörten Ausdruck, wie das eines Menschen, der sich nicht recht wohl fühlt in seiner Haut und allzuviel spintisiert. Obwohl er mehr lief als ging, setzte er doch die schmalen Füße äußerst vorsichtig auf, wie wenn er an das Straßenpflaster noch nicht recht gewöhnt wäre. Dies war allerdings auch schauerlich

schlecht. Die Urdenbacher machten darüber selbst ihre Witze und meinten, in ihrer Stadt würde das Pflastern von den Schuhmachern besorgt.

Gerade wollte Daniel den Gottesanger betreten, als er einen kurzen Blick auf die steil bergan-führende Seitenstraße warf, ob von dorther vielleicht noch ein verspäteter Kirchengast käme. Im selben Augenblick tauchte in der Ferne auf der Höhe der Straße ein Mann auf, der sich ganz frei von dem leeren Horizont abhob. In seinen Armen hielt er eine weibliche Gestalt mit herunterhängenden Gliedern. So stürzte er in großen Sprüngen die Straße hinunter, bis er plötzlich mit seiner Last zusammenbrach. Eine Sekunde lang war der Pfarrer im Begriff, zu Hilfe zu eilen, in dem Gefühl, daß jetzt Menschendienst wertvoller sei als Gottesdienst. Dann aber setzte er seinen Weg fort und betrat die Sakristei. Etwas Unbegreifliches hatte ihn gehemmt. War es Unbeholfenheit, Mangel an Geistesgegenwart, der verhängnisvolle Instinkt, der ihn im gegebenen Augenblick immer das Falsche tun ließ? Er haderte mit sich selbst und war so verwirrt, daß er nicht einmal den Küster zu Hilfe schickte. Als er vor dem Altar das Vaterunser sprach, vergaß er ums tägliche Brot zu bitten, was besonders die Frau des Bäckers ärgerte, und bei der Predigt machte er unglaubliche Gedankensprünge, was freilich niemand bemerkte.

Sobald der Gottesdienst zu Ende war, verließ er die Kirche so eilig, wie es mit der Schicklichkeit eines Geistlichen nur vereinbar war. Auf der Brüderstraße bemerkte er mehrere Gruppen von Menschen. Er fragte den ersten besten, was passiert sei.

„Ja, wissen Sie's denn nicht, Herr Pfarrer? Ihr Herr Bruder und die Apothekerstochter —“

„Was? Wer?“ erwiderte Daniel entsetzt, und die Augen traten ihm drohend aus dem Kopf.

Der dicke Wirt, den er auf diese Weise angefahren hatte, begann vor Schreck zu stammeln und konnte die Geschichte nur mühsam berichten.

Fräulein Krall war im Wald von zwei Strolchen angefallen worden, die sie schon zu Boden geworfen hatten, als Daniels Bruder, der Leutnant Klinghammer, ihr zu Hilfe eilte. Er hatte sie befreit und einen der Strolche mit dessen eigenem Messer niedergestochen, dabei aber selbst schwere Messerstiche davongetragen. Bis nah vor das Haus des Wirts hatte er die Ohnmächtige geschleppt, dann war er zusammengebrochen. Auf einer Matratze hatte man ihn fortgetragen.

„Und Fräulein Krall — um Gottes willen, lebt sie, ist sie verwundet?“

„Die ist heil und ganz. Außerm Schreck ist ihr nichts widerfahren. Aber Ihr Herr Bruder, mit dem sieht's schlimmer aus. Er war bewußtlos. Und sehen Sie nur das Blut an! Ganze Lachen.“

„Ja, ja, mein Bruder —“ murmelte der Pfarrer und ging weiter.

Wie ein Donnerschlag hatte diese Mitteilung ihn getroffen. In das Mädchen war er verliebt, mit seinem Bruder tödlich verfeindet. Und der hatte ihr das Leben gerettet!

Während er nach Hause eilte, hatte er nur den einen Gedanken: Warum hat der's tun dürfen? Warum ich nicht?!

Auf dem Hausflur begegnete er der Magd, die ihn bat, schnell zu seiner Mutter zu kommen. Die kranke Frau lag vor Schreck fiebernd unter ihren Decken. Sie hatte die Sache bereits erfahren.

„Lebt er, Daniel, was ist denn mit ihm? Ach Gott, wo haste nur so lange gesteckt?“

„Beruhige dich, Mutter, er ist nur verwundet. Es wird so schlimm nicht sein.“

„Warst du bei ihm?“

„Nein.“

„Dann weißt du's auch nicht. Wie kannst du dann sagen: es wäre nicht schlimm. Marie, ach, liebe, gute Marie, geben Sie mir meine Sachen! Ich muß hin, ich muß wissen, wie's ihm geht.“

„Aber, Frau Pfarr', Sie können ja nicht bis an die nächste Ecke. Bleiben Sie man hübsch im Bette.“

Die alte Magd, die gewohnt war, im Haus zu kommandieren, nahm die dürftigen Sachen der Kranken vom Stuhl und ging damit hinaus.

„Von wem weißt du denn die Geschichte schon, Mutter?“

„Der Laufbursche aus der Apotheke war da mit Eis. Er dachte, Fritz wäre hier.

Aber der hat ja auch nur gehört, was die Leute sagen. Daniel, mein Junge — geh du zu ihm!“

„Ich?! — Wie kann ich — nach allem, was passiert ist!“

Die schmächtige Frau schnellte von den Kissen auf, so daß ihr magerer, gebeugter Rücken frei wurde. Sie hatte ihres Sohnes Hand ergriffen und umpreßte sie krampfhaft.

„Du mußt dich mit ihm vertragen, Daniel! Es ist deine Pflicht!“

„Warum gerade meine?“

„Als Pastor!“

„Der und ich, Mutter — wenn wir wieder zusammenkommen — das giebt nie ein gutes Ende.“

„Also willste ihn sterben lassen, und ich soll nichts von ihm wissen? Dann geh' ich hin!“

Mit furchtbarem Ernst in den Augen sah Daniel seine Mutter an. „Ich geh'. — Ängstige dich nicht, Mutter, wenn ich nicht gleich wiederkomme.“

Er schickte die Magd wieder ins Krankenzimmer, vertauschte den Talar mit einem schwarzen Rock und machte sich auf den Weg.

Wann die Feindschaft zwischen ihm und seinem Bruder entstanden war, wußte der Pastor nicht mehr. Sie mochte wohl so alt sein wie dieser selbst. Ihm schien, wie wenn schon damals, als er das hübsche Bübchen auf dem Arm der glückseligen Mutter erblickt hatte, der quälende Gedanke in ihm erwacht sei: der wird einmal das alles erreichen, was du mit der ganzen Macht deiner Sehnsucht erstrebst, und was dir immer versagt bleibt. Je älter er wurde, desto mehr wuchs bei ihm dieser quälende Neid und bei seinem Bruder die verletzende Überhebung.

Nachdem die beiden in der ersten Prügelei auf dem Schulhof ihre Kräfte gemessen hatten und Daniel unterlegen war, stand sein Schicksal in der Schule fest. Zarter und schwächer als seine gleichalterigen Kameraden, wurde er von ihnen allen gehänselt. Irgend etwas in seinem Wesen forderte den Haß dieser angehenden Durchschnittsmenschen heraus. Man hängte ihm alle möglichen Spitznamen auf und prügelte ihn, wo es nur ging. Ihn machte das frühe Leiden kopfhängerisch und scheu. Alles schlug bei ihm nach innen. Sein stets verwundetes Selbstgefühl kränkelte und blieb marklos. Er erkannte frühzeitig diesen Mangel seiner Persönlichkeit, kämpfte dagegen an, ohne ihn überwinden zu können. Er litt entsetzlich und hielt sich für verpfuscht von Natur aus. Und immer hatte er, um seine Qual stets wach zu halten, den glücklicheren Bruder vor Augen, der allen gefiel, den jung und alt verhätschelte, vor dem die Frauen schon rot wurden, als er noch kurze Hosen trug.

Daniel studierte Theologie. Ob er Neigung hatte oder nicht, ließ man außer acht. Es stand so fest wie das Amen in der Kirche, daß in der Klinghammerschen Familie der älteste Sohn stets Pastor wurde. Fritz konnte sich seinen Beruf wählen und ging zum Militär. Jahrelang sahen sich die beiden Brüder nur bei Gelegenheit, als der alte Superintendent starb, Weihnachten u. s. w. Dann brach ein neuer Konflikt zwischen ihnen aus.

Fritz hatte Schulden gemacht. Eines Tages erhielt der Pfarrer von ihm einen Brief mit der Bitte um mehrere tausend Mark. Mit einem seltsamen Gefühl von Bitterkeit und Genugtuung schickte Daniel diese für ihn sehr bedeutende Summe. Als aber ein halbes Jahr später wieder solch ein Brief kam, schlug er die Bitte ab. Die Mutter legte sich für Fritz ins Zeug. Dieser selbst kam angereist, die verborgene Gegnerschaft der beiden Brüder entlud sich in einem furchtbaren Streit. Aber Daniel blieb hartnäckig.

Der Leutnant mußte seinen Abschied nehmen. Er kehrte nach Urdenbach zurück, bezog hier aber eine andre Wohnung. Ein Freund aus alter Zeit verschaffte ihm eine Stellung in seiner Fabrik, die keine besonderen Kenntnisse und wenig Arbeit verlangte, dabei aber so viel einbrachte, daß er in dem kleinen Nest anständig leben konnte.

Trotz seines Mißgeschicks spielte Fritz wieder eine große Rolle. In seinem Streit mit dem Bruder stand die ganze Stadt auf seiner Seite. Daniel dagegen vermochte keinen Boden zu gewinnen. Er paßte eben den Leuten nicht. Und da er das fühlte, schloß er sich selbst immer mehr ab. Das

unglückliche Verhältnis seiner Kinderjahre schien sich erneuert zu haben. Er stand ganz allein. Nur ein paar alte Jungfern verehrten ihn, und das machte ihn erst recht unglücklich.

Der Leutnant a. D. Klinghammer wohnte bei der Witwe Zellien, der Besitzerin eines kleinen Kramladens. Vor dem Haus stand eine Gruppe von Frauen mit kleinen Kindern an der Hand, die sich neugierig nach dem Ankömmling umdrehten und ihn mit einem gemurmelten „'n Tag, Herr Pfarr'!" begrüßten. Sonst war die Straße, die an andern Sonntagen nach der Kirchzeit ziemlich belebt war, leer. Alles, was gesunde Beine hatte, war nach dem Wald gerannt, um des flüchtigen Strolches habhaft zu werden.

Da die Ladentür offen stand, trat Daniel ein. Frau Zellien stand auf einer kurzen Leiter und hatte mehrere Flaschen im Arm.

„Wie steht's mit meinem Bruder?"

„Wenn nur der Doktor erst da wäre, Herr Pfarr'. Die Herren wissen ja nichts mit ihm anzufangen. Er will jetzt 'nen Schnaps haben. Herr Rosemann meint, ein Glas Wein wäre besser. Aber er verlangt nur nach Schnaps."

„Also ist er bei Bewußtsein?"

„Ach freilich, er spricht sogar."

Schweren Herzens klopfte Daniel an die dem Laden gegenüberliegende Tür, an der seines Bruders Visitenkarte angebracht war. Das Zimmer war leer. Die grünen Ripsstühle und der Tisch waren beiseite geschoben. Auf dem Boden lag ein Hut mit blutgetränktem Futter. Im Nebenzimmer bemerkte Daniel zwei Herren, die sich, als er näher kam, nach ihm umwandten. Es waren Kandidat Schrill und Weinhändler Rosemann.

„Wie geht's ihm?"

Die beiden traten stillschweigend beiseite, so daß der Blick auf das Bett frei war. Da lag der Leutnant fast unbekleidet. Nur seine Beine waren mit einer Pferdedecke bedeckt. Das Jägerhemd war durchgerissen, auf der rechten Seite der mächtigen, behaarten Brust lag ein feuchtes Tuch, unter dem noch immer Blut herausquoll. Die Stirn und die eine Gesichtshälfte waren ebenfalls mit einem Tuch bedeckt. Was Daniel von dem Gesicht sehen konnte, war weiß wie Kalk und von dunkelroten Kratzwunden gezeichnet.

„Sie, Doktor?" murmelte der Verwundete.

Ohne im ersten Augenblick zu antworten, hatte Daniel sich auf den Stuhl neben dem Bett gesetzt und die schlaff ausgestreckte Hand des Bruders ergriffen.

„Ich bin's, Fritz."

Dieser öffnete langsam sein verschwollenes Auge und starrte seinen Bruder an.

„Du? Was willst denn du?"

„Ich komme von Mutter — fragen, wie's dir geht."

„Na, schlecht." Dann machte er seine Hand los. Während er röchelnd Atem holte, kniff er sein Auge zusammen, wodurch es einen höhnischen Ausdruck erhielt. „Willst du mir etwa 's Abendmahl geben? He? So weit sind wir noch nicht."

Daniel richtete sich auf und trat zurück.

„Ich wollte mich nur erkundigen, wie's dir geht. Mutter ist in größter Sorge um dich."

„Laß mich in Ruh."

Sein blutunterlaufenes Auge wanderte unruhig hin und her.

„Kommt nun der Doktor? Sonst fahr' ich ab."

Als er Frau Zellien mit den Flaschen im Arm bemerkte, winkte er ihr mit der Hand.

„Geben Sie her!"

Sein Atem wurde immer kürzer und röchelnder, als wenn die Luftröhre verstopft wäre. Frau Zellien hatte mit den beiden Herren geflüstert. Weinhändler Rosemann, der die Flaschen prüfend betrachtete, wandte sich an den Kranken.

„Glauben Sie nicht, Herr Leutnant, daß Ihnen ein Gläschen Wein besser täte?"

„Ne — 'n Schnaps! Ich — erstickе ja."

Im Augenblick, als der Weinhändler seinen Kopf etwas aufrichtete und ihm das Glas hinhielt, begann er zu hüsteln und dicke Blutflocken auszuspeien. Frau Zellien war hinzugesprungen und preßte ein Tuch unter seinen Mund. Daniel starrte totenblaß die Decke an. Er konnte kein Blut sehen. Kandidat Schrill ballte verzweifelt die Hände und schimpfte auf den Doktor.

„Warum kommt denn der Kerl nicht? Es ist ja zum Aus-der-Haut-fahren."

Während alle ihrer hilflosen Bestürzung Luft machten, kam der Arzt herein. Er er-

griff den Kranken unter den Armen und richtete ihn auf.

„Hol mir einer den Instrumentenkasten!“ sagte er hastig.

Daniel, der der Tür am nächsten stand, stürzte hinaus und ließ sich vom Kutscher den Kasten geben. Er setzte ihn auf einen Stuhl und kehrte ins Nebenzimmer zurück, wo sich auch die beiden Herren befanden. Der Arzt war mit Frau Zellien allein bei dem Kranken geblieben. Eine lange Weile verging. In eigentümlicher Schwere lastete die sonnigwarme, mit Blumenduft und Blutgeruch erfüllte Luft auf den dreien, die kaum zu atmen wagten. Von Zeit zu Zeit warf Herr Rosemann einen schüchternen Blick in den Spiegel und preßte sein Taschentuch auf die roten Flecken seines Vorhemdes. Kandidat Schrill hielt noch immer einen ganz zerdrückten Cigarrenstummel zwischen seinen kurzen Fingern. Wenn von nebenan ein Geräusch hörbar wurde, schüttelte er wild den Kopf. Schließlich schlich er auf den Zehen zu Daniel und flüsterte: „Gestern abend waren wir noch so fidel! Haben Bierjungen getrunken und heute — media in vita — tragische Ironie!“

Daniel lauschte in nervöser Überspannung. Bei jedem dumpfen Seufzer überlief ihn ein Frösteln, aber noch furchtbarer war die Stille, wenn der Tod durchs Zimmer zu schleichen schien.

Wie lange Zeit vergangen war, ob viel oder wenig, wußte er nicht, als der Arzt zurückkam. Er hatte noch die Hemdärmel aufgekrempelt und trocknete die nassen Hände an einem Tuch. Beklommen lasen die drei in seinem Gesicht, ohne zu wagen, eine Frage laut werden zu lassen.

„Verdammte Geschichte!“ sagte er, sich den Schweiß von seinem roten Gesicht reibend. „Noch lebt er, aber ich dachte jeden Augenblick, er würde mir unter den Händen hin sein. Ich muß jetzt mal nach Haus. Aber vor Mittag komme ich wieder. Wer wird denn jetzt bei ihm bleiben?“

„Ich natürlich,“ erwiderte Daniel. Im nächsten Augenblick erstaunte er über sich selbst. Die beiden andern standen seinem Bruder sicherlich näher, und doch wäre er empört gewesen, wenn man ihm nicht die Pflege überlassen hätte.

Es war still im Zimmer. Geräuschlos ging Frau Zellien auf ihren Filzpantoffeln hin und her, sammelte die blutigen Wattestücke, nassen Tücher und Lappen und warf sie in einen Eimer. Sie wischte den Boden auf, während Daniel bei dem Kranken saß und ihm die summenden Fliegen von der Stirn verscheuchte. Er schrieb an seine Mutter einige Zeilen, die Verwundungen seien schwer, doch hoffe der Arzt ihn durchzubringen. Er bliebe den Rest des Tages und die Nacht bei dem Bruder. — Das Dienstmädchen sollte den Brief besorgen.

Gegen Mittag blickte der Arzt auf einen Augenblick herein, hatte auf Daniels Fragen nur sein kurzes „Ich weiß nicht“ und lief gleich wieder davon. Bald darauf war auf dem Gang die Stimme des Apothekers zu hören. Daniel schickte Frau Zellien hinaus und bat sie, den Besucher keinenfalls hereinkommen zu lassen. Durch die dünne Tür konnte er fast jedes Wort der gedämpften Unterhaltung verstehn. Der Apotheker sprach in sehr aufgeregtem Tone. Einen Augenblick war es dem Pfarrer, als wenn auch Marianne dazwischen spräche. Doch seine überreizte Einbildung hatte ihn getäuscht.

Langsam schlichen die Minuten hin. Der Verwundete lag noch immer bewußtlos, ohne einen Laut von sich zu geben, scheinbar ohne zu atmen. Mückenschwärme summten unter den Kastanien. In den Obstbäumen kreischten Stare. Tiefer und goldiger färbte sich das Licht der Nachmittagssonne. Gegen Abend hörte Daniel das Schrammen der Haustür über die Steinfliesen öfter, und Frau Zellien, die hin und wieder hereinkam, erzählte ihm, daß eine Menge Leute sich nach seines Bruders Befinden erkundigten. „Da kann man sehen, wie beliebt er ist,“ meinte sie.

Nach dem Abendessen brachte sie die Lampe und bat dann, es sich bequem machen zu dürfen. Sie wollte im Nebenzimmer auf einem Lehnstuhl die Nacht verbringen, damit sie gleich zur Hand sein konnte, wenn etwas passierte. Bald darauf erschien sie in einer Nachtjacke von rötlichem Flanell. Daniel fuhr unwillkürlich zurück, so abschreckend häßlich sah die dicke Frau darin aus.

Draußen war es mittlerweile dunkel geworden. Gegen zehn begann es leicht zu

regnen, ganz sacht pochten die fallenden Tropfen auf die weichen Blätter. Danach wurde die Luft noch reiner, wie weiße Kerzen schimmerten die Kastanienblüten aus dem dunklen Laub, und der Garten schien ein großer Blumenkelch zu sein voll süßen Wohlgeruchs. Es war still, verstummt der Tag mit seinen tausend Stimmen. Gute Zeit für Gedanken. Und der einsam Wachende dachte viel, viel, doch eigentlich immer nur das eine.

Er stand am Fenster und sog die Luft ein, diesen berauschenden Erdatem, und sagte sich: wie gut das tut! Wie schön das alles! Jedes Blatt, jede Blüte so frühlingsfrisch. Jeder Ast so saftgeschwellt. Wie lockend die Nacht, diese lichtvolle Mitternacht, wo vom Mairegen der Mut hoch wie die Sehnsucht wächst, und man glaubt die Sterne ergreifen zu können. Und doch — hinter ihm im Bett der Blasse, der Bewußtlose, der von alledem nichts spürte, der, ehe der Morgen graute, vielleicht schon tot war, der war doch der Beneidenswerte, dem hatte doch das Glück gelächelt, das ihn immer betrog.

* *
*

In der Nacht begann der Kranke zu phantasieren und erzählte in undeutlichem Ton immerfort von seiner Militärzeit. Nachdem Daniel den ersten unheimlichen Eindruck dieses Gemurmels überwunden hatte, hörte er nur noch mechanisch zu, während seine Gedanken ihre eignen Bahnen zogen. Am Morgen kam Doktor Riemann wieder, maß die Temperatur, gab seine Anordnungen, schrieb auf, wo er den Tag über zu treffen sein würde, ließ sich aber auf weitere Auskünfte nicht ein. Später erschienen noch eine Menge andrer Besucher, die sich alle nach dem Befinden des Leutnants erkundigen wollten.

Gegen Abend bekam Daniel Besuch von einem Freunde, eigentlich dem einzigen, den er besaß, dem Pastor Erbslöh aus Altendorf. Eine wichtige Mitteilung hatte ihn hergeführt. Er war nämlich zum Pastor in Schwerenberg vorgeschlagen worden und sollte an einem der nächsten Sonntage die Probepredigt halten. Aber nachdem er dies kurz erwähnt hatte, unterbrach er sich: „Du bist jetzt natürlich mit jedem Gedanken bei deinem Bruder. Weißt du," fuhr er fort, Daniels Hand ergreifend, „bei allem Schlimmen ist es immer noch ein Glück, daß du deinen Bruder pflegen kannst. Mir ist damit ordentlich ein Stein vom Herzen gefallen. Es war doch zu schrecklich, dieser Zwist in eurer Familie! Und was war schließlich der Grund? Wenn man recht zusieht, Mißverständnisse. Dein Bruder hat gewiß große Fehler, aber in seinem Kern ist er doch ein guter Mensch."

Daniel nickte, als wenn er zustimmte. Doch in seinem Innern dachte er voll Bitterkeit: Das gerade Gegenteil ist der Fall. Er ist ein Mensch mit bestechenden Vorzügen, aber mit faulem Kern. Wie kommt es nur, daß er alle Sympathien auf seiner Seite hat?

Während die Dämmerung das Zimmer erfüllte und das Bunte mit ihren schwärzlichen Schatten auslöschte, wurde der Pastor von tiefer Bekümmernis ergriffen. Eine Weile hatte er versucht zu lesen, doch wollten seine Gedanken sich nicht abziehen lassen. Den Kopf müde aufgestützt, sann er mit geschlossenen Augen nach. Seine unermüdliche Phantasie, über die sein Wille keine Herrschaft mehr hatte, schweifte von dem Bruder zu ihr, zu Marianne. Er sah, daß die beiden sich liebten. Und würde es nicht so kommen?! Das Schicksal selbst hatte sie ja zusammengeführt. Was wollte er sich dagegen aufbäumen? Warum noch hoffen? Warum sich quälen? Er wünschte, die nächsten Wochen wären erst vorüber, die beiden hätten sich gefunden, und er selbst säße in irgend einer stillen Pfarre, weit weg von dieser Stadt, die ihm verhaßter als je war.

Am Mittag des nächsten Tages ließen sich Herr Krall und seine Tochter beim Pfarrer melden.

Marianne Krall war die Tochter des Apothekers aus dessen erster Ehe. Sie war von ihrer Tante, einer Hauptmannsfrau, erzogen worden und erst vor kurzem, als diese in Davos einem Lungenleiden erlegen war, nach Urdenbach zurückgekehrt.

Als der Besuch gemeldet wurde, war Daniels erster Gedanke, sich verleugnen zu lassen. Es schien ihm eine nutzlose Qual, Marianne jetzt wiederzusehen. Doch nach einem Augenblick des Schwankens nahm er an.

Der sonst so laute Apotheker war sehr still. Sein Gesicht hatte den eigentümlichen verkaterten Ausdruck, den es bei ihm nach jeder Aufregung bekam.

Das erste Wort, das Daniel und Marianne wechselten, galt dem Bruder. Sie erkundigte sich nach dessen Befinden, und während ihr Auge zur Tür schweifte, fragte sie: „Nicht wahr, nebenan ist er?"

„Ja, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen raten darf, ihn zu sehen."

„Das will ich auch gar nicht," erwiderte Marianne schnell. „Das brächte ich gar nicht fertig."

„Und es fragt sich, ob es für Ihren Bruder gut wäre," meinte der Apotheker. „Die leiseste Aufregung kann doch gefährlich werden."

Während er flüsternd erzählte, daß er ganz „hinabwärts" wäre und trotz alles Broms die schrecklichsten Träume hätte, griff er sich plötzlich mitten im Gespräch an die Stirn. Dabei blieben seine huschenden Maulwurfsaugen wie erstarrt stehen.

„Herrgott, ich muß immer denken, was hätte passieren können! Auf den Knien möchte ich Ihrem Herrn Bruder danken."

Während Daniel mit dem Apotheker sprach, betrachtete er von der Seite Marianne. Sie sah angegriffen und hohlwangig aus, die Schatten unter ihren Augen waren fast so schwarz wie ihr Haar. Aber unendlich fein war die Linie ihres Profils, sie schien ihm wie die Verkörperung alles Zarten und Reizenden. Bei ihrem ersten Anblick im Winter auf schneeglänzender Landstraße hatte das Fremdartige ihrer Erscheinung ihm diesen Schreck bestürzter Bewunderung eingejagt, den er nicht wieder los wurde. Unter all den strohblonden, stumpfbraunen, fleischkloßartigen Mädchengesichtern dieser blasse, scharfgeschnittene Kopf mit den wie Tinte schwarzen Haaren, die unter der Bayonnermütze hervorkrochen. Wo kommt die schöne Jüdin her? hatte er gedacht. Jetzt war der Eindruck ganz anders, so vertraut, so geistesverwandt, als hätte dieser sinnend sprechende Mund ihm schon eine Menge munterer, witziger und tiefsinniger Dinge mitgeteilt. Dabei war sie doch ganz anders als alle weiblichen Wesen, denen er je begegnet war, ganz anders, mit keinem andern zu vergleichen.

Während die Eindrücke sich auf sein Hirn zahllos wie eine Krähenschar auf ein Feld niederließen, redete er hastig überstürzt, ohne zu wissen, was, so daß er sich öfters widersprach. Der Apotheker und er führten allein das Gespräch, während Marianne aus dem Fenster blickte, als wenn dieser ganze Besuch ihr peinlich wäre. Mitten in der Unterhaltung stand sie auf und reichte dem Pastor die Hand.

„Nun grüßen Sie Ihren Bruder herzlich. Ich wünsche ihm recht, recht gute Besserung."

Ihre Augen strahlten eigentümlich, während sie Daniel ansah, und der Druck ihrer kurzen Hand war fest, fast männlich. Der Apotheker sprang auch sofort in die Höhe. Er hatte überhaupt etwas Devotes gegenüber seiner Tochter, und es fiel Daniel auf, daß er bei diesem Besuch mit einem neuen Hut und in Handschuhen erschienen war.

„Da ist der Leutnant doch 'n andrer Kerl als dieser Kanzelrabe," sagte Herr Krall, als sie draußen waren.

„Ich möchte nur wissen, an wen mich der erinnert, das geht mir schon seit Wochen durch den Kopf. An — nein, an den langen Holländer nicht."

„Was für ein Holländer?"

„Da war in Davos ein Holländer, der so schön Schlittschuh lief."

„Na, im Schlittschuhlaufen kann auch die Ähnlichkeit kaum bestehn. Ich möchte den ‚Kranich' nicht auf dem Eis sehen."

„Kranich?"

„So heißt er. Er hat 'ne Menge Spitznamen. Kranich, Schleicher — überhaupt, er ist doch ein unangenehmer langweiliger Kerl. Kein Mensch kann ihn ausstehn. Ich begreife gar nicht, daß du zu ihm immer in die Kirche rennst."

„Und wenn kein Mensch ihn ausstehn kann," stieß Marianne heftig hervor, „mir steht er himmelhoch über seinem Bruder."

„Was?! Entschuldige, Kind, aber —"

„Ich kann den Leutnant nicht ausstehn. In meinen Augen ist er einfach kein Herr."

„Ja, großer Gott!" — der Apotheker schob vor Schreck seinen Hut aufs linke Ohr — „der Mensch liegt auf dem Tod, dir hat er's Leben gerettet, und du brauchst solche Ausdrücke von ihm. Was hat er dir getan?"

„Getan? — Was er mir getan hat?"

Ihre Augen sprühten, und die schwarzen Schatten waren so tief, daß der Nasenrücken förmlich scharf aussah.

„Was hat er dir getan? Hat er sich was herausgenommen?"

„Er hat mir nichts getan."

„Dann versteh' ich dich einfach nicht. Ich versteh's nicht. Ich bin zu dumm. Dein natürliches Gefühl — bist du denn gar nicht ein bißchen —? Kind, überleg' dir doch bloß, was dir hätte passieren können."

„Jeder andre hätt's schließlich ebenso gemacht wie der Leutnant."

„So? Mit zwei Kerlen sich eingelassen, noch dazu mit Messern? — Ne, mein Kind, noch lange nicht. Ein andrer hätte vielleicht um Hilfe geschrien und Reißaus genommen. Und dann — na, dann hättest du dir ja dein Schicksal an den fünf Fingern abzählen können. Ne, ne, wie du zu solchen Behauptungen über Fritz Klinghammer kommst! Kein Herr! Er ist der beliebteste Herr in der ganzen Stadt."

„Und das Sumpfleben, das er führt?"

„I, wenn er sich auch mal betrinkt und dann Getöse macht — deshalb kann er doch ein riesig feiner Kerl sein. Ich sag' dir, in Damengesellschaft ist er ein Kavalier. Sie sind auch alle weg in ihn, die Weibsleute."

„Ich nicht!"

„Ach, du kennst ihn ja zu wenig."

Sie hatte ihn freilich nicht oft getroffen, obgleich man sich in der kleinen Stadt schlecht aus dem Wege gehen konnte.

Eines Nachmittags im Winter — sie war damals erst seit kurzem in Urdenbach — war sie ihm auf dem Eis begegnet. Er war ein ausgezeichneter Läufer. Nachdem er ihr vorgestellt war, legte er, ohne sie um Erlaubnis zu fragen, als wenn das die natürlichste Sache von der Welt wäre, von hinten seine Hände um ihre Taille und lief mit ihr davon, über die weiten gefrorenen Wiesen, wie von einer plötzlichen Besessenheit erfaßt. Im Nu waren sie den andern enteilt, nur die Musik trug noch manchmal einen zerrissenen Ton an ihr Ohr. Marianne stand wie vor eine Lokomotive gebunden, der scharfe Luftzug nahm ihr den Atem, Angst und Entzücken kämpften in ihr, sie war ohne rechte Gedanken, hatte nur das Gefühl, als sei eine Sehnsucht in ihr erfüllt, indem sie wie ein Vogel über diesen luftklaren Spiegel hinflog, unter dem die mannigfaltigen Formen der Gräser und Weidenbüsche erstarrt lagen. Dann hatte er sie plötzlich herumgewirbelt, ihre Hände ergriffen und sie, rückwärts laufend, nach sich gezogen. Manchmal sah sie ihm ins Gesicht, seine Augen mit den zerrissenen Äderchen im Weißen glänzten von der Kälte. Wolfsaugen, dachte sie. Er nickte ihr zu: „Sie sehen reizend aus, wissen Sie das?" Sie nahm ihm das Kompliment nicht übel. In dieser halben Stunde war sie beinahe in ihn verliebt. Nur ganz leicht. Etwa wie ein Atemzug über eine Spiegelscheibe, war ein derartiges Gefühl über ihr glasprödes Herz gehuscht. Als er ihr dann später bei erneutem Laufen wieder Liebenswürdigkeiten zuflüsterte und dabei ihren Arm an seinen preßte, ging sie ihm scheu aus dem Wege. Doch war sie den ganzen Nachmittag sehr vergnügt und voller Dankbarkeit gegen ihn, denn all die schwarze Melancholie, mit der sie am Morgen aufgestanden, war in dem sausenden Flug zerstoben.

Abends kehrte die ganze Gesellschaft noch bei der Frau Bürgermeister ein. Hier wurde Marianne wieder traurig. Dies Juchzen, Bis-zu-Tränen-Lachen der jungen Mädchen genierte sie. Sie war an diese Art von Geselligkeit nicht gewöhnt, und überhaupt brachte die Lustigkeit andrer sie zum Verstummen. Man trieb kindliche Spiele. Der Leutnant als einziger Herr der Gesellschaft war Hahn im Korbe. Er saß auf einer Ottomane abseits im dunklen Winkel und drehte Cigaretten, wie wenn er hier zu Hause wäre. Beim Pfänderspiel verlor die Frau Bürgermeister einen Kuß an ihn. Er stand artig auf und küßte ihr mit übertriebener Ehrerbietung die Fingerspitzen. Bald darauf ging es Marianne ebenso. Sie streckte ihm lachend die gespreizte Hand hin. Aber er blieb in seiner Ecke sitzen.

„Ne, ne, so haben wir nicht gewettet, gnädiges Fräulein. Sie müssen sich zu mir bemühen."

Sie ging hin. Der Weg kam ihr lang vor, seine Zumutung erschien ihr dreist. Unmut schwoll in ihr auf.

„Also bitte," sagte sie mit finsterem Gesicht.

Er hatte sich lächelnd erhoben, langsam, mit faulen Bewegungen, als fiele es ihm schwer, seine bequeme Stellung zu verlassen. Dann riß er sie plötzlich an sich und preßte seinen Mund auf ihre Lippen. Wie im Schraubstock hielt er ihren Hinterkopf in seiner hohlen Hand. Ein förmlicher Schauer lief durch all die jungen Mädchen. Selbst die Frau Bürgermeister schien chokiert.

„Der war aber etwas saftig," sagte sie.

„So war er auch gemeint," erwiderte Klinghammer ruhig.

Marianne kehrte auf ihren Platz zurück, ganz verstört um sich blickend. Ihr war zu Mut, als hätte sie einen Peitschenschlag erhalten. Von dem Tage an hatte sie eine tödliche Wut gegen den Leutnant Klinghammer. So stark war ihr Abscheu, daß sie nie wieder aufs Eis ging, um ihm nicht zu begegnen.

Mehr als ein Vierteljahr war seitdem vergangen, als ihr das Unglück im Wald begegnete. Seelenvergnügt in dieser grundlosen Lustigkeit, die sie oft ebenso wie die schwarze Melancholie überfallen konnte, war sie an dem Sonntag durch die Buchen geschlendert, den Sonnenschirm wie ein Gewehr über der Schulter, den Strohhut in der Hand schwenkend, und hatte dabei gedacht: Wenn heut' der Pastor Klinghammer nicht vom Frühling predigt, nicht von der Seligkeit des Lebens, wenn er etwa Asche streuen sollte statt grüner Maien, dann schwänze ich seine Kirche, dann predige ich mir selbst was hier im Hain.

In solchen Gedanken war sie dahinspaziert, als sie plötzlich, wie wenn das Uhrwerk ihres Innern mit einem Schlage stillstünde, fühlte, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Und auf ihrer Taille gewahrte sie zwei schmutzig rote Hände mit langen schwarzen Nägeln. Der Schreck über diesen Anblick, dieser eine kurze Moment war entsetzlich. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, während von überallher schwarze Flüssigkeit in ihre Augen schoß. Was weiter geschah, empfand sie kaum noch. Sie hörte Durcheinanderschreien, einen Fall in knackendes Gebüsch, einen widerwärtigen Ton wie das Krietschen eines Nagels über Seide.

Allmählich wurde ihr Bewußtsein klarer, es quälte sie nur, daß sie die Augen nicht aufmachen konnte. Aber einen neuen furchtbaren Schreck bekam sie, als jemand sie unter dem Rücken faßte und sie hochhob. Sie wehrte sich, krümmte den Rücken, brachte auch abgerissene Worte heraus, aber der Mann fing an zu fluchen, hielt sie nur noch fester und lief mit ihr davon. Erst als sie merkte, wie etwas Heißes, das ein unerträglich kitzelndes Gefühl verursachte, ihr auf Stirn und Wangen tropfte, vermochte sie die Augen zu öffnen. Und da erkannte sie den Leutnant Klinghammer. Blut rann in breiten Strömen über sein Gesicht, hing in den Augenbrauen und fiel in dicken Tropfen von seinem struppigen Schnurrbart. Sein Atemholen war ein fast ununterbrochenes röchelndes Stöhnen. Sie wollte sich losmachen in diesem Gefühl von Widerwillen und Furcht. Aber sie verlor von neuem das Bewußtsein und kam erst wieder zu sich, als man ihr in einem fremden Zimmer das Gesicht mit Essig wusch.

Diese beiden Eindrücke hatten sich ihr eingeprägt, und davon wurde sie während der nächsten Tage und Nächte unaufhörlich gequält: das ruckartige Anhalten zugleich mit dem Anblick der beiden schmutzigen Hände und das Anstarren des blutbeströmten Gesichts ihres Retters. Die Angst vor diesen qualvollen Vorstellungen ließ sie kaum begreifen, aus welcher Gefahr sie befreit war, und das Gefühl der Dankbarkeit nicht in ihr aufkommen.

Und jetzt, nachdem sie von ihrem Haß gegen den Leutnant einmal gesprochen hatte, stand er gleichsam mit plastischer Lebendigkeit vor ihr.

Während sie Nachmittags auf ihrem Zimmer saß, waren alle Schrecken ihrer kaum beruhigten Einbildung wieder erwacht. Immer wieder spielten die blutigen Vorgänge sich in ihr ab. Und immer wieder sagte sie sich, daß es derselbe Mensch sei, der sie damals so brutal an sich gerissen und geküßt hatte, und der jetzt ihretwegen im Fieber lag. Derselbe Mensch, dem sie ihr Leben verdankte, und den sie doch hassen mußte. Aber nachdem sie ihr Herz mit Bitterkeit förmlich überladen hatte, kam ihr dies Gefühl auf einmal unnatürlich vor.

Ein Grauen befiel sie über ihre Unversöhnlichkeit. Und sie redete sich schließlich ein, daß sie selbst an seinem Tode schuld sein würde. Sie brauchte nur zu wollen, nur in Güte an ihn zu denken, dann würde er gesund werden. Dann fing sie in ihrer Verzweiflung an, für sein Leben zu beten. Aber mitten im Gebet hörte sie auf und dachte: Ich hasse ihn trotzdem und werde nie aufhören, ihn zu hassen.

* *
*

Einige Tage später hörte Marianne durch ihren Vater, daß es dem Leutnant schlechter ginge. Von Gewissensbissen getrieben, suchte sie deshalb Frau Superintendent auf, die, selbst kaum von ihrer Krankheit genesen, am Bett ihres Sohnes weilte.

„Gehen Sie nur 'rein," sagte Frau Zellien. „Ich weiß, daß die Frau Pfarrer drin ist."

Da das Zimmer leer war, nahm Marianne Platz und wartete. Von nebenan hörte sie ein undeutliches Geräusch. Gleich darauf öffnete Frau Klinghammer behutsam die Tür und trat mit einem schweren Scheuereimer in der Hand ein. Als sie das junge Mädchen gewahr wurde, fuhr sie zusammen. „Herrje, hab' ich e' Schrecken gekriegt! Aber das ist sehr liebenswürdig, daß Sie sich auch emal herbemühen und sich nach meinem Sohn erkundigen."

„Das ist doch nur in der Ordnung," sagte Marianne verlegen.

„Sie müssen schon entschuldigen, wenn ich Ihnen nicht die Hand gebe. Erst muß ich mich emal abwischen."

Sie holte aus dem Nebenzimmer ein rauhes Handtuch und trocknete sich die nassen Hände ab. Beim ersten Anblick hatte Marianne den Eindruck: sieht die Frau zum Gotterbarmen aus! Ihre schmächtige Gestalt steckte in einem braunen Lodenkleid, das überall Falten warf. Man fühlte förmlich, wie der rauhe, brettartige Stoff die Haut wundscheuern mußte. Ihre Hände mit den zusammengelöteten, im Laufe der langen Jahre abgescheuerten Trauringen waren rot und angeschwollen von dem kalten Wasser. Ein Zopfende hatte sich von ihrem Hinterkopf gelöst und stand gesträubt wie ein Zeichen höchster Aufregung und Verwirrung. Sie sah so dürr aus, die Frau, so körperlos — Marianne dachte unwillkürlich an eine leere Schmetterlingspuppe. Es war, als hätten die beiden Söhne, dieser langaufgeschossene und der riesenstarke, all ihre Kraft aufgesogen. Und trotz alledem, trotz dieser Ausgemergeltheit, trotz der geschmacklosen Kleidung, bei der alles ausgesucht unmöglich war bis auf das plumpe Hufeisen von Silber, das als Brosche in dem gelbseidenen Einsatz steckte, lag eine gewisse adlige Zierlichkeit und Vornehmheit über dieser Frau, die, als die Tochter eines sächsischen Rittergutsbesitzers in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, später ein schweres, entsagungsvolles Leben geführt hatte.

In einer gewissen heftigen Wut bearbeitete sie jetzt ihre Hände mit dem rauhen Handtuch und redete dabei in einem fort.

„Sie wer'n entschuldigen, Fräulein Krall, wenn ich e' bißchen liederlich aussehe. Ich hab' nur den Fußboden aufgewaschen. Der Staub lag ja fingerdick in den Ecken. Und wissen Sie, was ich unterm Bett gefunden hab'? E' Strumpfband! Wie kommt nur bloß e' Strumpfband unters Bett von meinem Sohn? Das muß doch die Frau Zellien verloren haben. Die Frau scheint mir überhaupt e' bißchen liederlich. Ich hab' sie um einen kleinen Eimer gebeten. Aber die Frau hat bloß den großen. Nu muß ich den schweren Eimer 'nausschleppen."

„Ja, kann denn das Mädchen nicht das Zimmer reinmachen?"

„Meinen Sie, die ließ ich 'nein zu meinem Sohn ins Zimmer? So'n Dienstmädchen, das überall Radau macht? Er soll wohl aufwachen? Ach ne, das kann man nur selbst besorgen. Freilich, wenn Doktor Riemann mich sähe, würde er schön schimpfen. Er hat mir strengste Schonung anbefohlen. Aber eh' der wiederkommt, ist längst alles parat. Und e' Mann sieht ja gar nicht, ob e' Zimmer sauber aufgewaschen ist oder nicht."

Dabei lachte sie triumphierend und fast ein bißchen schadenfroh. Als sie den Eimer ergriff, wollte Marianne mitanfassen, aber sie wehrte ab.

„Sie wer'n doch nicht! Da wären ja die teuren Handschuh gleich zu Schanden."

Nach einer Weile kam sie zurück und blickte behutsam ins Nebenzimmer.

„Er schläft jetzt, wie's scheint. Da kann ich ja e' Weilchen mit Ihnen plaudern. Mei' Daniel ist zu Haus. Er muß seine Predigt machen. Nu sagen Sie mal, Sie sind also ganz heil davongekommen? Wenigstens ansehen tut man Ihnen nichts. Da können Sie wirklich Gott danken."

„Vor allem aber auch Ihrem Sohn, Frau Superintendent."

„Nu dem ja auch. Aber der liebe Gott hat ihn doch hergeschickt. Da läßt sich doch ganz deutlich seine Vorsehung wahrnehmen, daß er grade zu der Zeit meinen Sohn in den Wald 'neingeschickt hat. Denn e' andrer hätte sich wohl hübsch dünne gemacht. Ei ja, Mut hat er, mei' Fritz. Das kann ihm sein ärgster Feind nicht absprechen."

„Wenn er nur recht bald wieder besser wäre!"

„Bald? Ach du barmherziger Himmel, wenn er nur überhaupt wieder gesund wird! — Ich will ja gern e' halbes Jahr sitzen und ihn pflegen, wenn ich nur weiß, daß er sich wieder erholt. 's ist ja mein größtes Glück, daß ich an sei'm Bette sitzen kann. Ich säß' ja am liebsten die ganze Nacht hier. Aber der Doktor hat mir's verboten. Ich soll zu Haus in mei'm Bett liegen und schlafen. Als ob man da schlafen könnte! Die ganze Nacht hab' ich wach gelegen und die Turmuhr schlagen hören. Jede Viertelstunde hab' ich abgezählt und dabei kein Auge zugetan."

Auf dem Tisch stand ein Glas Milch und ein großes, mit Rauchfleisch belegtes Butterbrot. Das zerschnitt Frau Klinghammer kreuz und quer und schob die viereckigen Würfel in den Mund.

„Das muß ich 'nunterwürgen, eh' der Doktor kommt. Sonst giebt's e Gezanke. So'n Doktor möcht' ei'n am liebsten nudeln wie 'ne pommersche Gans. Ich möchte bloß wissen, für wen?"

Sie fuhr zusammen und horchte nervös nach dem Zimmer hin. Überhaupt schien sie in großer Erregung.

„'s war mer doch so —"

Die beiden lauschten einen Augenblick, als sich aber nichts rührte, beruhigte sich Frau Klinghammer wieder.

„Ich hab' Sie schon e' paarmal in der Kirche gesehen, liebes Fräulein. Das freut mich immer, wenn e' Mensch seinen Sonntag heilig hält. Wie finden Sie denn, daß mei' Daniel spricht? 's geht ei'm zu Herzen, was er sagt?"

„Mir wenigstens geht's zu Herzen. Ich finde, er spricht so anders als die meisten Pastoren, so —"

Während sie einen Augenblick zögerte, um das rechte Wort zu finden, nahm Frau Klinghammers Gesicht einen ängstlichen Ausdruck an.

„So? Sie finden's auch? 's haben schon mehr Leute sich drüber aufgehalten. Wie meinen Sie's denn?"

„Ach, ich finde, er spricht so menschlich, so — ohne Kanzelton. Ich hab' das Gefühl dabei — daß ich — ich meine — ach, ich kann's nicht ausdrücken."

„So ähnlich sprechen die Leute ja auch," erwiderte Frau Superintendent nach einigem Nachdenken. „Das heißt e' bißchen anders freilich doch. Sie meinen, er hat den rechten Glauben nicht mehr, den e' Pastor nu mal haben muß. Ich denke ja selbst manchmal, wenn der gute Vater dies und jen's hörte, da möcht' er gar nicht einverstanden sein. Aber daß die Leute ihm nu gleich den Glauben absprechen wollen! Nach meiner Meinung liegt's bloß daran, daß er sich noch nicht so recht ausdrücken kann. Er war immer e' bißchen e' unbeholfener Mensch im Sprechen."

„Aber ich finde, er spricht wunderschön," erwiderte Marianne lebhaft. „Wunderschön! Er könnte gar nicht besser sprechen. Und wenn Ihr Herr Sohn kein frommer Mensch ist, dann möchte ich wissen, wer denn eigentlich fromm ist?"

„Das mein' ich doch auch. Die Leute sollen sich lieber an der eignen Nase zupfen! 's giebt doch so viele hier, die nichts mehr von Gott wissen wollen. Und was ist der Mensch denn, wenn er seinen Gott nicht mehr hat! Da hat er doch den Boden unter den Füßen verloren. Da braucht er ja überhaupt nicht mehr zu leben. Sehen Sie, ich hätte die schwere Bürde schon längst e' mal weggeworfen, wenn ich nicht ans Jenseits dächte."

All das Unreife und Unausgeglichene, das in diesem altgewordenen Kindergesicht lag,

war jetzt verschwunden vor einem großen Ernst, den die Erinnerung an ausgestandenes Leid den Zügen einprägte.

„Sehen Sie, Fräulein, Sie wissen nicht, wie schwer das Leben werden kann. Sie sind noch zu jung. Und hoffentlich wer'n Sie's auch nie erfahren.“

Marianne wollte etwas erwidern von ihren eignen Schmerzen, von ihrer Ratlosigkeit und unerfüllten Sehnsucht. Aber das alles kam ihr jetzt so gering vor, und eine unwiderstehliche Ehrfurcht vor dieser Frau ließ sie schweigen.

„Was ist denn eine Frau, wenn der Mann nicht mehr lebt? Da richt' sie doch nichts wie Unheil an. Läuft 'rum wie e' verirrtes Schaf.“

„Aber haben Sie denn an Ihren Söhnen keinen Halt?“

Bestürzt, als wenn durch diese unerwartete Frage ein altes Leid jäh wachgerufen würde, sah Frau Klinghammer das junge Mädchen an, suchte sich zu fassen, dann aber rannen unaufhaltsame Tränen aus ihren entzündeten Augen.

„Ich wollte Ihnen nicht weh tun — Warum weinen Sie, Frau Klinghammer? Ihr Sohn wird doch wieder besser. Bitte, weinen Sie nicht mehr!“ Marianne drückte die geschwollene Hand, strich über das zerzauste Haar, ihre sonst so spröde Natur, die sich die Menschen drei Schritt vom Leibe hielt, war ganz zerschmolzen von heißem Mitgefühl, und während sie die Frau an sich drückte, fühlte sie aus dem rauhen Kleiderstoff die feuchte Hitze aufsteigen, und unter ihrer Hand schlug in dem armen zermürbten Körper das Herz hin und her wie ein verängstigter Vogel. „Ich wollte Ihnen doch nichts zuleide tun, wirklich nicht! Ich möchte Ihnen ja so dankbar sein.“

„E' Augenblick nur lassen Sie mich.“ Die alte Frau knüllte wie verzweifelt ihr Taschentuch und suchte Fassung zu gewinnen. „Ach, hätten Sie das nur nicht gesagt, das von meinen Kindern! Ich hab' sie ja gar nicht. Es ist ja schlimmer, als wenn ich 'ne Fremde wäre. Der da, mein Jüngster, hat mir vor drei Jahren gesagt, er will nichts mehr von mir wissen, weil ich ihm nicht helfen konnte. Drei Jahr' hat er mich nicht besucht, nicht e' Wort mit mir gesprochen. Und mei' Daniel — dem sei Herz gehört mir auch nicht. Der ist mir auch fremd Er denkt, ich hab' ihn verraten. Ich hab' ihn nicht genug lieb gehabt. Und 's is vielleicht wahr. Ich hab' mich versündigt, weil ich den andern zu sehr liebte. Ach, mein Gott, mein Gott, wenn ich das nur wüßte, wenn mir das einer sagen könnte!“

Sie rang die Hände, fuhr mit dem Taschentuch über ihr Gesicht, um sich die Tränen abzutrocknen. Aber immer neue stürzten hinterher. Während Marianne hilflos dabei stand und hoffte, sie würde sich beruhigen, drehte sie sich plötzlich um und ergriff wie im Krampf die Hände des jungen Mädchens:

„Sie dürfen jetzt nicht weggehn, Fräulein, und mich auslachen und denken, ich bin 'ne Heulliese, und 's den Leuten erzählen, was ich gesagt habe. Es darf ja nich 'rumkommen. Ich hab's ja noch nie jemandem erzählt. Aber 's is wahr, was ich gesagt habe. Ich hab' meine Kinder verloren durch meine Sünde. Sehen Sie, wie mein Ältester zur Welt kam, da hat er mir bald 's Leben gekostet. Einen Arzt wollt' ich nicht haben. Und mei' Mann, damals noch e' junger Mensch, wußte sich auch nicht zu helfen. Er dachte, ich werde sterben. Er hat an meinen Bruder telegraphiert. Der kam, und 's kamen noch andre, die standen alle an mei'm Bette und wollten mich sehen, eh' ich sterbe. Und innerlich schrie ich: Wenn ihr doch bloß wolltet fortgehn! Und ich lag im Fieber. Und dann stand ich vorm Himmel und schrie: Ich glaube! ich glaube! — Aber wie ich's zum drittenmal schreien will, da bring ich's nicht heraus. 's is mir entfallen. Und vor mir steht eine Bibel, in Mannshöhe, da las ich alle Evangelien im Sturmwind, Buchstaben für Buchstaben. Aber das Wort kann ich nicht finden. Ich schreie bloß i und o. Und der Teufel hat mich gepackt und jagt mit mir durch alle Welträume. Und ich liege in der Hölle — Und wie mei' Sohn dann endlich zur Welt kam, war ich bewußtlos. Ich hab' mei' Kind nicht sehen wollen. Mei' Mann hat's genommen und hat's den andern gezeigt und hat gesagt: ‚Das is mei' Junge — das is der neue Pfarrer.‘ Drei Tage lang hab' ich gelegen und kein Wort gesprochen. Mei'

Mann saß an mei'm Bette und hat mich angefleht: ‚So sprich doch e' Wort, Martha, du bist ja nicht gestorben. Willst du dein Kind nicht sehen?' Aber ich hab's nicht sehen können. Ja, so war's."

Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und machte ihre Augen auf und zu als wenn sie sich erst wieder besinnen müßte.

„Und wie ich nu e' Jahr später fühlte, daß mein zweites Kind kommen sollte, da dacht' ich: Das is e' Mädchen. Das is dein Kind! — 's war ein Junge. Aber ein so hübsches Kind. Ich hab's selber nähren können. Und wenn ich mit ihm spazieren ging, dann waren die Leute alle außer sich, weil er so hübsch war. Er war so zutraulich, den ganzen Tag saß er auf mei'm Schoße, oft ist er nachts in mein Bette gekrochen und hat meine Hand geküßt. 's war eben mein ganzer Liebling. Später war er ja e' wilder Bengel, sei Vater hat ihn oft geschlagen, dann kam er immer zu mir. Aber 'ne wirkliche Schlechtigkeit hat er nie begangen. 's lag so was Ehrliches auf seinem Gesicht, da hatte eine Lüge gar keinen Platz. Und sehen Sie, der andre war's gerade Gegenteil. Scheu wie e' Marder. Oft kriegte man ihn den ganzen Tag über kaum zu sehen. Dann saß er hinterm Zaun oder in der Scheune hinterm Stroh. Und er log so schrecklich. Wenn man ihn fragte, wo biste gewesen? nie sagt' er die Wahrheit. 's war sonnenklar, daß alles gelogen war. Die Lüge stand ihm auf der Stirn geschrieben. Aber er blieb dabei. Da mochte der Vater ihn schlagen und ich weinen, 's hat alles nichts geholfen. Später is er ja e' rechtschaffener Mensch geworden, und auf der Schule war er immer der Erste. Aber damals hab' ich oft gedacht: die Sünde seiner Mutter ist in ihm.

„Sehen Sie, das war mei Unrecht. Er hat mir's von den Augen abgelesen, daß ich den andern lieber hatte. Und da hat er sein Herz von mir abgekehrt. Er spricht nicht mehr zu mir wie 'n Sohn zu seiner Mutter. Wenn er mir die Hand gibt, weiß ich, er meint's nich so. Es ist kein Vertrauen zwischen uns. Sehen Sie, mein Fritz, wenn der auch weggegangen ist, der gehört mir doch immer. Den hat sein Benehmen bitter gereut. Ich weiß, er hat oft vor meiner Tür gestanden und 'nein gewollt, aber sein Trotz hat's ihm verboten, und weil er mit seinem Bruder verfeindet ist. Das ist auch meine Schuld, daß die beiden so sind wie Kain und Abel, daß sie sich nicht können ins Gesicht sehen. Das fing schon an, wie sie klein waren, dies ewige Gezanke und Gerause. Damals hätte ich's ihnen austreiben sollen. Aber ich war zu schwach. Ich hab's versehen, daß ich sie nicht genug züchtigte, wie eine gute Mutter es soll. Ich hab' sie nicht erziehen können. Und wie mei' Mann nu tot war, schon gar nicht. Ach, ich war zu nichts nutze. Warum lauf ich schlechtes, nichtsnutziges Möbel noch auf der Welt herum? Damals hätte der liebe Gott mich zu sich nehmen sollen, wie mein Ältester zur Welt kam. Wenn ich damals zum drittenmal hätte rufen können: Ich glaube! wäre ich in 'n Himmel 'neingegangen. Aber damals bin ich nicht für würdig befunden. Und seitdem hab' ich nichts wie Unheil gestiftet."

Sie hatte das alles herausgesprudelt mit atemloser Hast, während sie die knochigen Hände rang, sie gegen die Stirn preßte und ihren zusammenschauernden Körper wie unter Qualen wand. Nun ließ sie sich in den Plüschsessel am Fenster fallen und sah wie verzweifelt hinaus.

„Ach, warum hab' ich Ihnen das alles erzählt? Sie wer'n denken, ich bin e' närrisches altes Weibsbild —"

„Das denk' ich nicht, wirklich, wahrhaftig nicht, Frau Klinghammer." Marianne ergriff die Hände der alten Frau und hielt sie fest umschlungen. Sie konnte diese wie Würmer sich windenden Finger nicht ansehen. „Darf ich Ihnen jetzt mal was sagen?"

„Ja, sagen Sie's nur. Nicht wahr: was mir einfällt, daß ich 'ner fremden Dame wie Ihnen —"

„Aber nein! Lassen Sie mich doch nur mal ein Wort sagen. Bin ich Ihnen denn so fremd? Ich bin doch — wie soll ich's nur sagen? — ich kann doch mein Leben lang nicht vergessen, daß Ihr Sohn mir das Leben gerettet hat. Und das bringt doch die Menschen näher. Ich hab' immer das Gefühl gehabt, daß ich Ihnen danken muß. Ich möchte Sie so gern lieb haben, wenn ich darf."

Frau Klinghammer sah sie mit tränenden Augen an und seufzte: „Sie sind e' gutes Kind."

„Ja, beinahe ist es so," erwiderte Marianne lächelnd. „Ein klein bißchen bin ich jetzt wirklich Ihr Kind. Und darf ich nun mal sagen, was ich denke? Ich meine über das, was Sie mir da erzählt haben. Daß das alles nicht so schlimm ist."

„Meinen Sie?" Die alte Frau ließ ihren Kopf in die weiße Halskrause sinken, und ihr abgehärmtes Gesicht nahm einen verlangenden Ausdruck an. „Da bin ich wirklich neugierig."

„Ich glaube, daß Ihre Söhne Sie sehr lieb haben. Auch der Herr Pastor. Er kann's nur nicht so sagen. Wenn meine Mutter noch lebte, dann ließe ich mir auch nicht merken, wie lieb ich sie hätte. Das ist doch so natürlich. Ich würde sie zum Beispiel nie küssen, das wäre mir direkt widerlich. Aber innerlich hätte ich sie trotzdem sehr lieb. Und ich denke, Ihr Herr Sohn ist so 'n ähnlicher Mensch. Bei dem sitzt auch alles verkorkt und versiegelt. Ich glaube, Sie haben ihn vielleicht nicht ganz richtig verstanden."

„Meinen Sie?"

„Und daß die beiden uneins sind, ist ja traurig. Aber jetzt ist das doch vorbei. Der Herr Pastor hat doch seinen Bruder so aufopfernd gepflegt, wie er nur kann. Das ist doch das beste Zeichen, daß sie sich vertragen haben. Und wenn der Herr Leutnant wieder besser ist, dann zieht er zu Ihnen. Da bin ich sicher."

„Und wenn er nu stirbt?"

„Wenn er stirbt —?" Sie schwieg. Das alte Schuldgefühl bohrte wieder in ihr, diese dumpfe Verzweiflung, daß sie ihm noch immer nicht verziehen hatte, noch immer im Bösen an ihn dachte. Und sie hatte das Gefühl, daß, wenn er stürbe, sie schuld wäre an seinem Tode.

„Nu weiß ich's: er stirbt!" sagte Frau Klinghammer und sprang entsetzt auf. „Ich seh's an Ihrem Gesicht. Er stirbt. Der Doktor sagt's bloß nicht. Sie belügen mich ja alle, die Menschen."

„Es ist ja nicht wahr. Es geht ihm viel besser. Sie müssen nur Geduld haben, Frau Klinghammer."

„Diese Nacht hab' ich's schon gewußt. Da hat mir 'ne Stimme gesagt, daß er sterben wird. Ich bin 'nausgesprungen aus dem Bette und hab' mich auf die Erde geworfen und gefleht, daß der liebe Gott soll mich zu sich nehmen. Ich möchte ja so gern. Wenn er nur meinen Jungen leben läßt!"

„Er läßt ihn auch leben. Sie dürfen nur nicht verzweifeln. Was nützt denn das? Sie müssen auf den lieben Gott hoffen, aber nicht mit ihm hadern."

Die Uhr schlug elf.

„Vor 'ner halben Stunde wollte der Doktor schon da sein. Wo er nur steckt? Der nimmt's auch leicht! 's is ja nicht sein Kind." Sie war aufgestanden und schlich auf den Zehen zur Tür. „Ich will e' mal nachsehen." Nach einigen Augenblicken kam sie mit einer messingenen Kruke wieder.

„Wie geht's ihm?" fragte Marianne.

„Er schläft noch immer. Man spürt kaum den Atem. Ich will ihm jetzt neues Wasser heiß machen. Seine Füße sind wie e' paar Eisklumpen. Bleiben Sie noch e' Weilchen?"

„Ja, ich bleibe hier."

„Wenn er ruft, ich bin in der Küche."

Sobald Marianne allein war, hörte sie dröhnend die Uhr ticken. Das Blut sauste in ihren Ohren, als wäre der ganze Raum mit Lärm erfüllt. Wenn er nun wirklich stürbe? dachte sie. Sie ging auf die angelehnte Tür zu und öffnete sie ein wenig. Ein beklemmender Lysolgeruch drang ihr entgegen. Die geschlossenen blauen Vorhänge verbreiteten eine seltsam schauerliche Dämmerung in dem Raum. Auf zwei gekreuzten Säbeln an der Wand zitterte ein Sonnenstrahl. Von dem weißen Bettlaken hob sich etwas Dunkles ab, sein Haar. Langsam bemerkte sie ihn selbst, die spitze Nase, die wächsernen Augenlider. Wie ein Toter, dachte sie. Seine Mutter hat recht, er stirbt. Während sie unverwandt sein Gesicht anstarrte, ließ etwas Stärkeres als sie selbst sie näher treten und ihr Grauen überwinden. Seine weiche, schlaffe Krankenhand ergreifend, flüsterte sie: „Leb! Werde gesund!" Dann beugte sie sich herunter und küßte das leblose Auge. Als sie den Kopf aufhob, hatte er sich gerührt und seine Augen geöffnet. Groß und fragend waren sie auf sie gerichtet. Ein Toter schien wirklich noch

einmal zum Leben erwacht. Sie rührte nicht den Kopf, ohne ein Wort ging sie langsam hinaus, wie gebannt immer den Blick auf seine Auge richtend.

Einige Sekunden später traten Frau Klinghammer und der Arzt ein, die zu dem Kranken gingen und die Tür hinter sich schlossen. Während Marianne ganz fassungslos über das Unbegreifliche, was sie getan hatte, am Fenster stand, schwebte ihr noch immer dies blasse, fremdartige Gesicht vor, das sich plötzlich bewegt hatte, mit den erstaunten, fragenden Augen. Nach einer Weile kam Frau Klinghammer heraus und sagte eilig, im Vorbeigehn: „E' bißchen besser geht's. Ach Gott, ich wag's ja nicht zu hoffen. Glauben Sie, Fräulein, daß er wieder gesund wird?"

„Das glaub' ich. Ich habe die feste Überzeugung," erwiderte Marianne. Gänzlich verwirrt, in einem Taumel der Gedanken verließ sie das Haus.

* * *

Am Nachmittag desselben Tages saß der Pfarrer Klinghammer voll Verzweiflung über seiner Predigt. Es war ihm unmöglich, seine Predigten anzufertigen ohne innere Weihe. Entweder empfand er etwas vom Geiste Gottes bei seinem Werk oder Höllenqualen. Heute hatte er das Gefühl, als habe noch nie jemand so unwahre und leichenhafte Phrasen zu Papier gebracht wie er.

Er las das Textwort durch: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Seele — was ist denn das? dachte er. Man schwatzt in einem fort darüber, und doch kann kein Mensch mir's erklären, was es ist. Ist die Seele eine geistige Substanz von selbständiger Existenz? Ist sie nur eine Funktion des Körpers? Erlischt sie zugleich mit dem Körper wie die Flamme mit dem niedergebrannten Licht? Und wenn sie es tut, warum quäl' ich mich dann? Warum hänge ich all mein Tun an ein Nichts? Aber kann ich das den Leuten sagen? Kann ich ihnen sagen, wie alles in mir schwankt? Wenn ich ein ehrlicher Mensch wäre — der ich nicht bin —, so würde ich morgen die Kanzel besteigen und sagen: Ich kann nicht mehr predigen. Ich weiß euch nichts von Gott zu erzählen, an den ich nicht glaube. Nichts von Christus, dessen Botschaft mir wider die Natur ist. Ich bin ein bankrotter Mensch, ein Gefäß voll Haß, Leidenschaft und Verzweiflung. Das Beste wäre, ich bände mir einen Mühlstein um den Hals.

Er ergriff das Manuskript und riß es entzwei. Falsche Ware! Ich preise nicht mehr falsche Ware an.

Er setzte seinen bestaubten Hut auf und lief hinaus. Die Luft schnitt ihm in den Hals wie eine Messerklinge. Am Himmel, dessen blendende Reinheit nicht der leiseste Dunsthauch milderte, hing wie eine blauschwarze Riesentraube eine schwere Hagelwolke; frostiger Wind durchschauerte das noch allzu weiche Laub. Trockner Staub umwirbelte den Pfarrer, dessen müder Gang, verstörter Ausdruck seinen innerlichen Unmut verrieten. Ohne Ziel ging er bis zum Ende der Stadt. Vor einem Neubau blieb er stehn und starrte voll Neid zu den Zimmerleuten hinauf im hohen Dachgebälk. Der eine stützte sich auf seine Axt, der andere schwang sie, und wie silberne Fische hüpften die Späne durch die Luft. Die waren glücklich! Die taten ehrliche Arbeit! Und wenn sie übers Jahr hier vorbeigingen, konnten sie sich in die Brust werfen: an diesem Haus, das andern Schutz giebt vor Regen und Wind, haben wir geschaffen. Aber wo waren seine Werke? Wo die Stätte seines Stolzes? Phrasen hatte er gedroschen, Spreu aufgewirbelt. Alte Weiber mit Seifenblasen vergnügt, sie mit Vogelscheuchen geängstigt. Lügen, schien ihm, hatte er verbreitet und die Dummheit, die er doch wie nichts auf der Welt haßte, gepflegt.

Mühselig wie ein Lasttier der eignen Gedanken schleppte er sich auf der Landstraße weiter, bis die Verzweiflung ihn überwältigte. Da setzte er sich auf die niedrige Brückenmauer und starrte ins Wasser hinab, während seine Gedanken wie die gleitenden Wellen dahinflossen. Wie ist das alles entsetzlich, dachte er. Unerträglich! Mein Gott, wenn ich nur Glauben hätte! Den Glauben an irgend etwas — an mich selbst. Wenn ich wüßte, daß die Überzeugung, die mich jetzt erfüllt, auch bleibt, übers Jahr, über einen Tag, über eine Stunde. Wenn

ich mich selbst begreifen könnte als ein bestimmtes Etwas, als ein wurzelndes Wesen wie ein Baum, wie das kleinste Unkraut. Aber was bin ich? Eine hohle Form mit ewig wechselndem Inhalt wie dieser Fluß. Wann finde ich mich zu mir selbst? Wann finde ich die eine unerschütterliche Überzeugung, die mich hält und trägt, den Anker in allem Triebsand wechselnder Regungen, das Licht, das alle Nacht und Wirrnis meiner Stimmungen überstrahlt?

In Verzweiflung über sich versunken saß er auf der Brücke, ohne die Vorübergehenden zu bemerken.

— — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit verließ Marianne ihr Zimmer, in dem sie es nicht mehr aushalten konnte. Das, was sie am Morgen erlebt hatte, beschäftigte sie noch immer und verursachte ihr bald Vorwürfe, bald Entsetzen, bald hilfloses Erstaunen über den unwiderstehlichen Zwang, dem sie erlegen war. Es war, als wenn eine fremde Gewalt in ihr sich für all den Haß gegen den Verwundeten hätte rächen wollen.

Draußen atmete sie hastig und tief. Das helle Licht tat ihr wohl. Viehtreiber zogen in die Stadt ihr entgegen. Unbeholfen tappten die Ochsen und Kühe auf dem holprigen Pflaster. Eines der Tiere schien schon den Schlachthausgeruch zu wittern und stieß ein klägliches Gebrüll aus. Aber der Treiber wurde von seinem Schwanengesang wenig berührt, er drehte dem Tier ein paarmal den Schwanz herum und hieb ihm mit dem kurzen Riedstock auf die Flanken, bis es sich weiter schleppte. Armes Tier! dachte Marianne. Arme Frau Klinghammer! Und plötzlich stieg Tränenflut in ihr auf, wilder Schmerz durchzuckte sie, nicht Mitleid mit der alten Frau, Mitleid mit ihrem eignen Leben, als wenn sie allen Jammer der kommenden Jahre vorausahnte. Sie sah sich hohlwangig, häßlich, abgenützt, im Herzen keine Freude, keine Hoffnung, nur Reue. Ist das unser aller Los? dachte sie. Warum geht man dann nicht lieber gleich ins Wasser!

Aber der Sturm fuhr sie an, als wollte er sie in den Rinnstein werfen, trieb ihr die Locken in die Augen, umspülte ihre Brust wie mit eiskaltem Wasser, schlug ihr die Röcke um die Beine. Trotzig hob sie den Kopf hoch und ging gegen den Wind an, gegen den Wind, gegen den Kummer, gegen alle Widerwärtigkeiten. Sie war noch jung, sie wollte glücklich sein, ihr Leben auskosten! Wenn das Alter kam, wollte sie ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß Freude genossen haben.

Der Himmel war strahlend blau. Der schwarze Hagelschauer war längst hinter der Stadt verschwunden. Nur langfaserige Wolkenfetzen trieben über die hohen Pappeln, die sich wie Trunkenbolde wiegten, aus deren Geäst manchmal ein paar Krähen, wie vom Sturm fortgeschleudert, aufflatterten und in schrägem Flug auf die grünen Saatfelder niederfielen. Als Marianne geradeaus sah, erblickte sie auf der niedrigen Brückenmauer eine schwarze Gestalt. Während sie stehn blieb, erkannte sie den breiten Schlapphut des Pastors Klinghammer.

Eine Menge Vorstellungen durchkreuzten augenblicklich ihr Hirn: sie sah ihn auf der Kanzel stehen, die erste Begegnung mit ihm auf dem Heimweg vom Eis fiel ihr ein, die hämischen Bemerkungen der andern Mädchen, und was sie selbst damals gedacht. Freude und Angst durchschossen sie wie heiße und kalte Ströme. Ihre Fassungslosigkeit wuchs, je näher sie kam. Im letzten Augenblick beherrschte sie nur noch das instinktive Gefühl, sich vor ihm wehren zu müssen, dieser Verteidigungsdrang des zitternden Herzens, das seine Unsicherheit hinter Übermut verbirgt.

„'n Tag, Herr Pastor!" Ihre Stimme bebte, aber um ihren Mund lag ein keckes Lächeln.

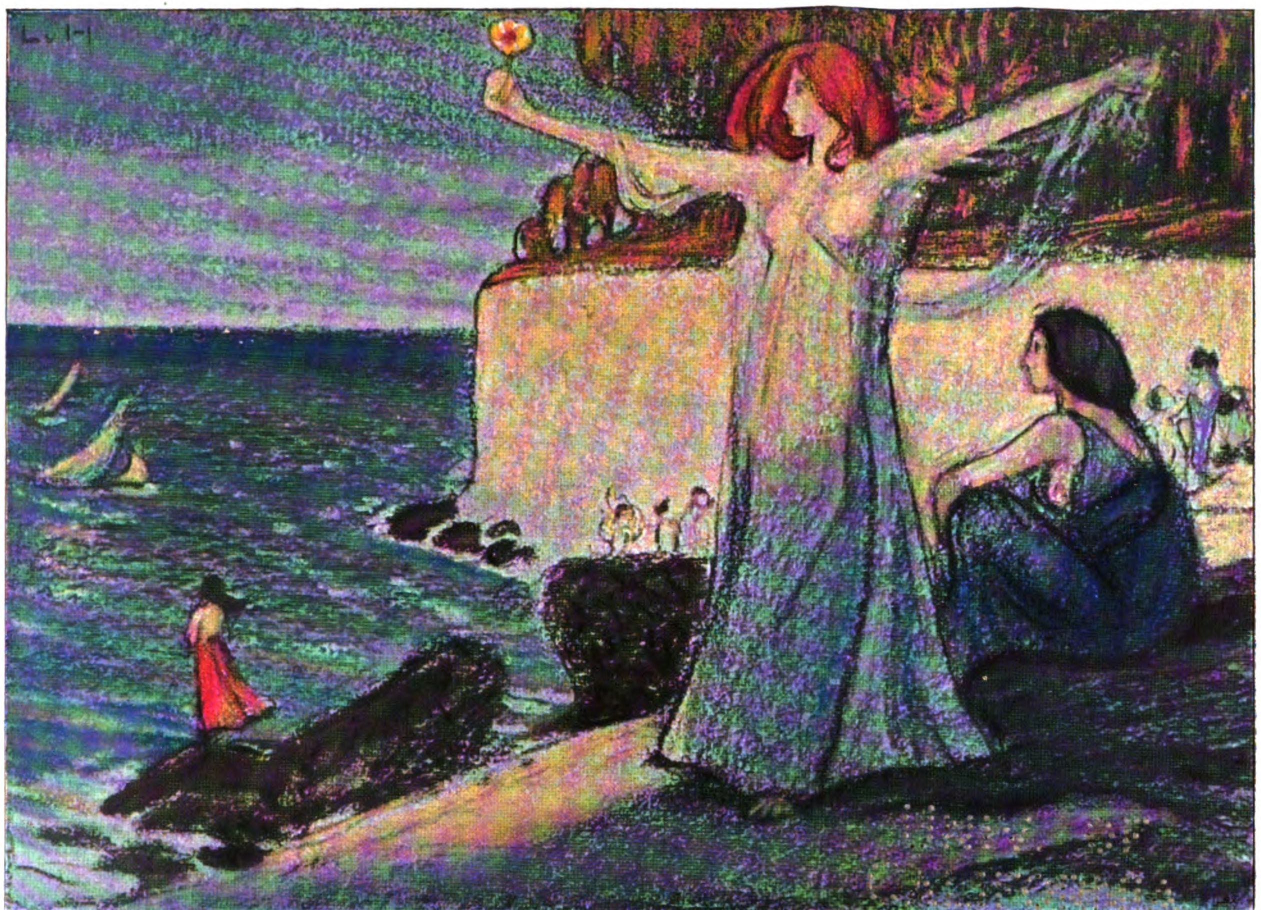
Daniel sah sich um, nahm den Hut vom Kopf, wobei sein ganzes Haar in Unordnung geriet, und sprang auf die Erde.

„Ich hab' Sie schon von weitem gesehen. Furchtbar komisch sahen Sie aus — wie 'n großer Rabe."

Der Scherz tat ihm weh. Im Augenblick dachte er nur, daß er unrasiert, daß sein Kragen sonnabendlich und daß der schwarze Rock, den er anhatte, sein allerschäbigster sei.

„Warum sehen Sie denn so furchtbar traurig aus? So — wie —"

„Na, wie?" fragte er. „Sie stecken ja voller Vergleiche."



Südliches Gestade. **Pastellskizze.**

Zu Hermann: Ludwig von Hofmann.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

„Ich weiß nicht — Wie 'n Schneemann, der schmilzt. Ihnen tut doch die Sonne nichts. Was haben Sie denn gemacht?“

„Nichts.“

„Nichts —?“

„Nachgedacht.“

„Und da hab' ich Sie gestört?“

„Durchaus nicht. Ich wollte gerade gehn — noch etwas spazieren.“

„Ich auch. — Vielleicht gehn wir ein Stück zusammen. — Das heißt, wenn Sie Lust haben,“ fügte sie, dunkelrot werdend, hinzu.

„Selbstverständlich, sehr gern.“

Es sieht nicht so aus, dachte sie bei dem gezwungenen Ausdruck seines Gesichts.

„Ich bin nämlich das Spazierenrennen so gewöhnt. Von Davos her. Da war ich den ganzen Tag auf den Beinen.“

Sie legten ein Stück Wegs schweigsam zurück. Daniel blickte krampfhaft nach links auf das sprießende Grün der Wiesen mit den gelben Schlüsselblumen dazwischen. Wie oft hatte er sich im Geist einen solchen Spaziergang vorgestellt: mit ihr im Frühlingssonnenschein, auf einsamen Wegen in den knospenden Wald. Warum fand er keins von den tiefsinnigen, witzigen, blendenden Worten, die ihm dann zugeflogen waren? Er zermarterte sein Hirn nach einem Gesprächsstoff. Aber immer fiel ihm sein unrasiertes Kinn ein. Er wünschte, sie hätte ihn da sitzen lassen auf der Brücke, in seiner Verzweiflung. Was wollte sie von ihm? Für ihn handelte es sich darum, ob er sein Leben ändern sollte oder nicht? Konnte sie ihm da helfen?

Schließlich, als ihm sein eignes Schweigen unerträglich wurde, fragte er: „Sie waren heute morgen bei meiner Mutter?“

„Ja. — Sehr lange sogar. Wir haben uns über alles Mögliche unterhalten. — Auch über Sie.“

„So — über mich?“

„Ihre Frau Mutter fragte — Aber ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen soll?“

„Ich kann's mir denken. Sie fragte nach meinen Predigten.“

„Ja.“

„Ob Sie sie nicht zu frei fänden?“

„Stimmt! — Ich glaube, Ihre Frau Mutter meint — Sie sind ihr nicht fromm genug, Herr Pastor.“

„Das hat sie mir schon oft geklagt. Sie möchte am liebsten, daß ich auf jeden Buchstaben in der Bibel schwörte. — Was haben Sie denn gesagt?“

„O, ich habe gesagt: mir wären Sie gerade fromm genug.“

„Wohl zu fromm?“

„Nein, durchaus nicht. So fromm — na, wie ich selbst auch sein könnte.“

Sie hatte immer, auch in der Kirche, mehr den Menschen als den Geistlichen in ihm erblickt. Als sie ihn zum erstenmal predigen hörte, hatte sie nach wenigen Worten schon diese leisen, aber immer wiederkehrenden Schauer gefühlt, als wenn von ihrer Seele eine Schicht nach der andern abgelöst und an ihre verborgensten Gedanken getastet würde. Was ihre Tante, diese blasse, leidende Frau, die mit sehnsüchtigen Blicken von ihrem Krankenstuhl aus nach den weißen Schneefirnen der Alpen schaute, zuerst in ihr erweckt hatte, dies Heimweh der Seele, die sich einsam und weltverloren fühlt, die von Schönheit und Kraft träumt und weiß, daß sie schwach und krank ist, die in ihrer Ewigkeitssehnsucht und Todesahnung nach dem Warum und dem Wohin fragt — das alles hatte sie von ihm wiedergehört. Aber noch stärker und überzeugender, denn er hatte seinen Gedanken einen vollkommeneren Ausdruck geben können als diese ungewandte Frau. Für Marianne, die sich einsam und heimatlos fühlte, war er allein in der ganzen Stadt ihr nicht wie ein Fremder erschienen. Zwischen sich und ihm hatte sie eine innerliche Verwandtschaft geahnt, daß dieselben dunklen Sehnsüchte, derselbe Zwiespalt, derselbe Drang zum Frieden ihn wie sie beherrschten. Nur unbewußt hatte sie das empfunden, über sein eigentliches Wesen war sie im Irrtum. Sie fühlte wohl, daß er litt und nicht glücklich war, aber sie hielt ihn doch für viel abgeklärter, als er war. Ihm gegenüber wurde sie sich ihrer Kleinheit, ihres Leichtsinns, ihrer Launenhaftigkeit, alles dessen, was sie an ihrer widerspruchsvollen Natur so ärgerte, bewußt. Sie stellte ihn im Leben so hoch über sich selbst, wie er auf der Kanzel in der Kirche über ihr stand. In diese Verehrung hatte sich die Liebe zuerst gar nicht hineingewagt; erst als sie ein paarmal, wenn auch nur in

Gegenwart andrer, mit ihm gesprochen hatte, war er ihr vertrauter erschienen und ihre erste Scheu verschwunden.

Jetzt schritt sie stumm neben ihm her. Das begonnene Gespräch war ganz plötzlich versiegt. Es ging ihr, wie es etwa einem Patienten bei einem sehr berühmten Arzt gehn mag, von dem er am liebsten für alle gehabten und noch kommenden Krankheiten Heilmittel haben möchte, und dem er im Moment nicht mal sagen kann, was ihm jetzt eigentlich fehlt — so hätte auch sie ihm am liebsten gleich ihr ganzes übervolles Herz ausgeschüttet, hätte ihm alles erzählt, was man nur einem ganz vertrauten Menschen sagen kann. Und sie fühlte doch, daß das nicht ging. Die Worte drängten und drängten. Aber jetzt erschienen sie ihr zu banal, jetzt zu intim. So kam sie nicht zum Sprechen. Und darüber war sie unglücklich, weil diese so oft herbeigewünschten Augenblicke inhaltlos verstrichen. Aber wiederum war sie glücklich, allein durch das Gefühl seiner Nähe. Glücklich durch ihre Liebe, die, wie der Wechselstrom einen Magneten, ihr junges leidenschaftliches Herz mit Freude, mit Furcht, mit hundertfachem Lebensgefühl lud. Das Weinen saß ihr so nahe wie das Lachen. Der Himmel erschien ihr viel blauer, die Wiesen von ganz neuem Grün, und der Sturmwind brauste übermütig und toll wie ihr eignes Blut.

So kamen sie bis zu einer am Waldsaum liegenden Försterei. Sobald die Straße durch den Wald ging, ließ der Wind nach. Sie hörten ihn nur noch durch die Baumwipfel fauchen. Mit einem Male war es still, förmlich schwül. Marianne knöpfte beim Gehn ihr Jackett auf. Doch plötzlich blieb sie stehn und fragte kühn: „Was meinen Sie, Herr Pastor, wenn wir uns ein bißchen setzten? Wir suchen uns irgend einen hübschen Platz."

„Gern."

Leichtfüßig sprang sie über den Graben und schritt voran. Das dürre Laub raschelte unter ihren Füßen. Geschickt wand sie sich durch das Unterholz der Buchen. Oft hängte eine Brombeerranke sich an ihr Kleid. Dann raffte sie es ärgerlich auf, und Daniel sah ihren elegant das Bein umschließenden Schuh, ein Stückchen des schwarzen Strumpfes. Sie ging kreuz und quer mit hurtigen Schritten, bis sie an eine Mulde kam, die im Winter als Eisloch diente, lief die Hälfte des Abhangs hinunter und setzte sich auf einen moosbewachsenen flachen Stein. Dabei blickte sie den Pfarrer vergnügt an. „Suchen Sie sich auch einen Platz! Aber bitte nicht den Ameisenhaufen da."

Daniel ließ sich nieder, indem er seine langen Rockschöße zur Seite schlug. Marianne hatte ihr Jackett ausgezogen und sich darauf gesetzt. Ein unaufhörliches Rauschen klang über ihnen wie Meeresbrandung, bald stärker, bald schwächer.

Der Oberteil ihrer blaugrauen Bluse war leicht gebauscht, etwas gekrümmt, wie sie saß. Unwillkürlich glitt Daniels Auge darüber hin und haftete an dem weißen Halsansatz, den die feine Stickerei des Hemdes umrahmte.

Sie mochte seinen Blick gespürt haben, denn sie wandte sich zu ihm. „Hier ist's hübsch, nicht wahr? So im Wald sitzen — da ist mir am wohlsten. Und nun erst, wo ich keine Angst zu haben brauche. Sie würden mir doch beistehn? Nicht etwa davonlaufen?"

„Hoffentlich nicht," erwiderte er.

Die Antwort klang ihr etwas matt. Es hätte hübscher geklungen, wenn er gesagt hätte: Und wenn jetzt ihrer vier kämen, ich nähm's mit allen vieren auf. So hätte der Leutnant geantwortet. Aber was sie sich daraus machte! Aus diesem Unteroffiziersmut. Er besaß eben 'ne andere Art von Mut.

Und doch fand sie die Antwort nicht nett. Sie hatte seinen Spazierstock ergriffen und hämmerte damit einen Maulwurfshügel platt, indem sie bei jedem Schlag dachte: ein bißchen forscher könnte er wohl sein.

Durch seinen Kopf rann noch immer dieser eigentümlich heiße, verwirrende Strom. Sein Herz pochte schneller und schneller in der beengten Brust. Es quälte ihn, er schämte sich, aber er konnte sein Auge nicht zurückhalten. Vorsichtig beobachtend glitt es über ihr Gesicht — sie sah zur Erde — und naschte von der weißen Haut. Dann riß es sich plötzlich los.

Er hatte das Gefühl des Ekels über sich selbst. Warum tue ich das? dachte er in wütendem Schmerz.

„Herr Pastor?“

„Fräulein Krall?“

„Jetzt erzählen Sie was Schönes!“

Sein Gesicht war von Gram förmlich verzerrt. „Wissen Sie, es giebt kein besseres Mittel, um einen Menschen stumm zu machen als dieses: Erzählen Sie mir was!“

„Na, dann bitte ich Sie, ganz still zu sein. Vielleicht werden Sie dann redselig,“ meinte sie übermütig.

In der sonnigen Luft hingen schillernde Fliegen ganz bewegungslos, wie von unsichtbaren Fäden gehalten, bis sie plötzlich wegschnellten, um an einer andern Stelle als schwarze Punkte wieder aufzutauchen. Es war fast schwül, man fühlte förmlich den gärenden Saft durch die straffen Buchenrinden aufsteigen. Schlaff, seidenweich hingen die Blätter an den unteren Zweigen, ganz durchsichtig in dem flüssigen Sonnengold.

Wenn ich jetzt mein Bruder wäre, dachte Daniel, würde ich ihre Hand nehmen und ihr sagen, wie's in mir aussieht. Wenn ich nur ein bißchen von dessen Unverfrorenheit besäße! Warum sage ich's ihr nicht, das eine Wort?! Ein Wort wie jedes andre. Nicht schwerer auszusprechen als: ich pfeife. Die Bäume werden nicht umfallen, und der Himmel wird nicht einstürzen. Heraus damit!

Aber es schien ihm doch, als wenn die Bäume umfallen und der Himmel einstürzen würde, und es war ihm ebenso unmöglich, dies Wort auch nur anzudeuten, wie sich auf sie zu stürzen und sie zu erdrosseln.

Er fuhr zusammen. Ihre Hand hatte seinen Arm berührt.

„Sehen Sie nur!“ flüsterte sie, „der Vogel da, der kleine, graue, wie niedlich!“

Gerade vor ihnen saß er auf einem Buchenzweig, wetzte den Schnabel, drehte das Köpfchen nach rechts und links und machte Zizip. Offenbar erregten die beiden Wesen am Boden seine Neugier. Er hüpfte auf den nächsten Ast, wobei er sein rotes Schwänzchen sehen ließ, und pickte etwas aus der Rinde. Dann kam er noch näher, immer ein bißchen näher, guckte die beiden mit seinen klugen, glänzenden Augen an, machte schnell ein paarmal zizip, zizip, und husch war er weg.

„Der hat uns geneckt!“ sagte Marianne. „Sicher hielt er uns für zwei —“

Sie wollte sagen Verliebte, und Daniel begriff das. Heiß schoß es durch seine Adern. Er sah sie an. Wenn sie ihm auch ganz genau mit all ihren Zügen vorschwebte, so war er doch jedesmal betroffen, um wieviel reizender sie in der Wirklichkeit war. Noch nie hatte er ihr Gesicht so weich und kindlich gesehen. In diesem Augenblick erschien es ihm so leicht, den Kopf zu neigen und demütig zu sagen: ich habe dich lieb. Es schien ihm so gewiß, daß sie seine Hand ergreifen und antworten würde: ich dich auch — Aber wiederum blieb er stumm. Ein grenzenloses Glücksgefühl machte ihn stumm. Jeder Laut hätte ihn gestört. Die Erfüllung hätte ihm keine Steigerung gewährt. Er war nicht mehr Herr seiner selbst, nur ein Gefäß für dies überirdische, ganz unwirkliche Gefühl, dem sich ein leis zehrender und doch so süßer Schmerz beimischte, daß dieses Glück nur an den Spinngeweben einer Einbildung hing.

Marianne war wie in Wohlsein gebadet. So sich von der Sonne durchströmen, von den weichen Blättern umfächeln zu lassen, die Käfer zu beobachten, die hundert spielenden Lichter, in den Himmel zu lugen durch diese blauen Löcher im grünen Baumdach — das war wie ein großes Besänftigungsmittel für sie, ein tiefes Bedürfnis ihrer andern Natur, die dann erwachte, der erdenfrohen, fraglosen, unbekümmerten Sinne. Alle Bänglichkeit vor ihrem Begleiter war jetzt verschwunden. Sie war so glücklich, daß er mitgekommen. Sie hatte gefürchtet, er würde Bedenken haben, hochmütig nein sagen. Aber da saß er — die Hände ums Knie, wie ein träumender Junge. Woran er wohl dachte? An irgend etwas sehr Liebes, sehr Einfaches. An etwas, das sie gewiß verstehn würde, das nicht über ihren Horizont ging. Wie gut sah er aus! Klug und schön. Ein bißchen liederlich war er angezogen. Aber ein Mann wie er verwendete nicht viel Zeit auf Toilette. Nur daß er unrasiert war, gefiel ihr nicht. Wenn er küßte, so kratzte das sicherlich. Plötzlich schoß der Gedanke ihr durch den Kopf: Wenn sie einmal an *seinem* Bett stünde ... Sie erschrak. Aber zugleich fühlte sie, daß diese

Vorstellung ihr durchaus kein Unbehagen verursachte. Im nächsten Augenblick dachte sie: er wäre krank, nicht schlimm, ein bißchen Kopfschmerzen — sie striche ihm die Haare zurück, küßte ihn auf die Stirn und sagte dabei ganz leise: Lieber Dani.

Sie hörte förmlich dies Wort, fühlte es wie eine innere Liebkosung: Lieber Dani! Lieber Dani! Sie mußte es immer wiederholen, während ihr Busen kurz und schnell atmete und ein leises Lächeln ihre Lippen öffnete.

Er wandte den Kopf nach ihr hin, als wenn er gerufen würde. „Woran denken Sie?" fragte er.

„Ich? An nichts."

„An nichts. Warum lachen Sie denn?"

„Lach' ich? Ja, ich kann's wirklich nicht sagen."

Sein Gesicht verzog sich argwöhnisch. „Hm, Sie können es nicht sagen?"

„Wirklich, wahrhaftig nicht!"

Je finsterer er sie ansah, desto mehr reizte sie das zum Lachen. Der Gedanke, sie sagte ihm das wirklich, was sie gedacht hatte, erschien ihr so furchtbar komisch. Sie war wütend über sich, aber sie konnte nicht anders, schließlich sprudelte sie ihm ihr Lachen einfach ins Gesicht. „Mein Gott, seien Sie nicht so mißtrauisch! Man denkt doch manchmal Sachen, die man mit dem besten Willen nicht sagen kann."

Er griff an seinen Kragen, der ihn plötzlich schmerzte, fühlte sein unrasiertes Kinn, auf dem die Stoppeln noch gewachsen schienen.

Sie machte sich über ihn lustig! Sie lachte ihn aus! Er war ja auch eine so mißratene, lächerliche Jammergestalt.

Mit einem Ruck sprang er in die Höhe. Eine furchtbare Kraft ließ alles in ihm erstarren. Er räusperte sich. Seine Stimme war wie abgeschnitten, die Worte klangen ganz tonlos. „Ich glaube, es ist Zeit zu gehn."

„Was? Wir sind ja kaum hier."

„Ja, es tut mir leid, aber ich muß nach Haus."

Ungern erhob sie sich. Daniel half ihr das Jackett anziehen. Dann ging er voran, mit großen Schritten, daß sie kaum zu folgen vermochte. Manchmal hieb sein Spazierstock einen kurzen Zweig ab.

Was hatte er nur? Marianne fand ihn wirklich ein bißchen sonderbar. Sie fing an sich zu ärgern. Und je unverständlicher er ihr war, desto brennender wurde ihr Wunsch, in sein Seelenwerk hineinzublicken.

„Woran denken Sie denn eigentlich, Herr Pastor?"

„Ich?"

„Wahrscheinlich können Sie's auch nicht sagen."

„Natürlich kann ich das. An meine Predigt."

„Na, die sollten Sie doch lieber im Studierzimmer machen."

Sobald sie aus dem Walde traten, saß ihnen der Wind im Nacken, der sie nach Hause trieb. Marianne fühlte schon die Melancholie in ihrem Innern aufsteigen bei dem Gedanken an das, was sie daheim erwartete.

„Jetzt müssen Sie noch irgend was sagen, Herr Pastor," bat sie. „Irgend was, was einen aufrichtet."

„Ich weiß aber nichts."

„Ach, geben Sie sich nur ein bißchen Mühe. Dann fällt Ihnen schon was ein."

„Mir fällt nichts ein. Gar nichts."

„Pah, dann nicht!"

Wieder gingen sie schweigend. Marianne fühlte sich matt. Die Beine wurden ihr schwer. Immer dunkler breitete sich die Melancholie über ihre Seele. Noch einmal fing sie an zu sprechen, bittend, aber schon mit verhaltenem Trotz.

„Sehr viel haben Sie eigentlich heute nicht gesagt. Sind Sie immer so schweigsam?"

„Meistens."

„Das finde ich aber nicht sehr nett."

Er schwieg und ging noch schneller.

„Ich finde das sogar sehr langweilig," stieß sie jetzt ganz im Zorn heraus. „Sie verbrauchen wohl all Ihren Geist für Ihre Predigten. Da reicht der Vorrat nicht weit."

Er zuckte zusammen. Er war so überreizt, daß er kaum noch Herr seiner Besinnung war. „Wollen Sie mich ärgern, Fräulein Krall? Was? Das würde ich mir auch verbitten."

Sie war so erschrocken, daß sie förmlich zur Seite flog. „Na, das ist noch schöner," stammelte sie. „Nun werden Sie auch noch

grob. Das kann ich grad' leiden, wenn ein Herr grob wird."

„Das ist mir ganz egal, ob Sie das leiden können."

Knick, knack! dachte er in wütendem Schmerz. So zerbrech' ich mein Glück. Besser mit einem Male alles aus. Ich sehe sie nie wieder. Es ist ja doch alles vergebens. Bekomme sie ja doch nicht, ich jämmerlicher Kerl!

Alle beide waren ganz blaß. Er hatte die Zähne aufeinander gebissen, wie Striemen traten seine Kaumuskeln hervor. Ihre Lippen zitterten und zuckten, und ihre Augen waren mit einer Tränenhaut verschleiert. Sie hatten kaum die Stadt betreten, als sie stehn blieb.

„Sie gehn wohl gleich weiter. Ich muß noch was besorgen. Adieu, Herr Pastor."

„Adieu, Fräulein Krall."

Schnell, ohne sich die Hand zu geben, gingen die beiden auseinander.

* *
*

Endlich war Fritz Klinghammer so weit hergestellt, daß er zu seiner Mutter übersiedeln konnte. Tagelang hatte diese schon gekramt, um ihm das Eßzimmer einzuräumen, von dem aus er gleich in den Garten gelangen konnte.

Es war für die alte Frau seit dem Tode ihres Mannes der erste frohe Tag, als sie wieder das Mittagsbrot mit ihren beiden Söhnen gemeinsam einnehmen konnte.

Ihre ganze freie Zeit verbrachte sie bei dem Genesenden. Da er sich langweilte, las sie ihm Romane vor. Ihr dünnes Stimmchen wurde nach den ersten paar Seiten rabenheiser. Wenn es gar nicht mehr ging, rückte sie ihren Stuhl an den seinen und ergriff seine Hand. Er strich ihr durchs Haar, indem er ihren Kopf an seine Brust drückte, und sprach zu ihr auf eine eigentümlich liebkosende Weise wie zu einem Hündchen. „Na, Mutti, zufrieden, hm? Ist doch sehr hübsch so, was?"

„Mein lieber, lieber, guter Junge!" sagte sie und schmiegte sich enger an ihren großen Sohn. Ihre Bäckchen glühten, ihre Augen glänzten feucht. In weite, weite Fernen ging ihre Erinnerung zurück, um eine Zeit zu finden, wo sie so glücklich gewesen war. Aber es erschien ihr, als habe sie so vollkommenes Glück noch nie genossen, nicht einmal in ihrer Brautzeit.

Eines Tags erschien auch Marianne. Sie hatte sich Zeit gelassen zu dem Besuch. Und wenn nicht der Vater in einem fort gebrummt hätte, so hätte sie das Klinghammersche Haus wohl überhaupt nicht betreten.

Frau Superintendent öffnete ihr die Tür, und als Marianne deren strahlendes Gesicht sah, dachte sie, es sei doch recht gut, daß sie gekommen.

„Das freut mich aber wirklich, daß Sie sich auch mal wieder blicken lassen. Mein Sohn sitzt auf dem Balkon" — sie sprach, als wenn sie nur einen Sohn hätte —, „er hat jetzt immer so viel Besuch, daß es ihm manchmal e' bißchen über ist. Aber Ihr Kommen wird ihn aufrichtig freuen."

Die beiden traten durch des Leutnants Zimmer auf den Balkon, aber der lange Krankenstuhl war leer.

„Da wird er wohl im Garten sein. In den letzten Tagen hat er sich noch e' ganzes Teil erholt. Wenn's so weiter geht, können wir wirklich sagen, daß er mit Gottes Hilfe die Krankheit überwunden hat. Wo steckt er denn? Fritz!"

Seine Stimme antwortete aus dem Hintergrund des Gartens. Er hatte einen Strohhut im Nacken, Hausschuhe und eine einreihige leinene Joppe, eine Art Litewka an.

„Fräulein Krall will dich besuchen, mei' Junge."

„Ach, sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein. Guten Tag!"

Galant kam er ihr entgegen. Frau Klinghammer machte sich auf einem Gemüsebeet zu schaffen, wo unter den Papierwickeln eine ganze Schar Stare die frischen Erbsenkeime wegpickte. So standen sich die beiden allein gegenüber. Marianne war sehr befangen und verlegen, aber wie stets verbarg sie das unter einem übermütigen Lächeln.

„Na, Herr Leutnant?"

„Na, Fräulein Krall?! Das ist noch mal gut gegangen."

„Bei mir ja. Bei Ihnen weniger. Mir fällt ordentlich ein Stein vom Herzen, wo ich Sie heil und gesund sehe."

„I, da hätten Sie keine Angst zu haben brauchen. Unkraut vergeht nicht."

„Ich habe mich noch gar nicht bei Ihnen bedankt."

„Na, denn los! Da bin ich gespannt."

„Ja —" Ihre Miene wurde zuerst nachdenklich und ging dann in Lachen über. „Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll. Man kann sich für 'ne Tüte Pralinés bedanken. Aber für so 'ne große Sache, wie's Leben nun einmal ist —"

„Na also? Wozu sollen wir denn solchen Zimt machen?"

Er ergriff ihre ausgestreckte Rechte und erwiderte den Druck kräftig. „Es war mir 'ne Ehre, Fräulein Krall. Im Bedarfsfall stehe ich immer zur Verfügung."

Unwillkürlich schaute Marianne in ihre Handhöhlung, die an der seinen förmlich festgeklebt hatte.

„Verzeihen Sie!" sagte er lachend. „Ich habe die ganzen Finger voll Harz. Eben geturnt. Klimmzüge gemacht. Donnerwetter, ist das ein Hochgenuß, wenn man merkt, daß man seinen alten Kadaver wieder in der Gewalt hat."

„Was haste gemacht?" fragte Frau Klinghammer ängstlich. „Du warst doch nicht am Reck? Ne, 's is wirklich mit dem Jungen! Den sollte man reineweg an seinem Stuhl festbinden. Nu kann er eben japsen, da muß er gleich seine halsbrecherischen Sachen treiben."

„I, komm nur mal her, Mutter. Ich werd' dir was zeigen. Mit dem Stilliegen ist es nun vorbei. Du brauchst mich nicht mehr wie 'n Siebenmonatskind zu behandeln."

Er nahm die sich sträubende Frau einfach unter den Arm und führte sie mit sich durch den Garten zum Reck, das in einer Ecke des Rasenplatzes stand.

„Ach Gott, wenn du bloß die Zeit abwarten könntest, Junge! In e' paar Wochen biste vielleicht so weit. Du wirst dich doch nicht hochziehen wollen. Eh! Das kriegste ja gar nicht fertig."

Aber trotz ihres Jammerns sah sie ihm bewundernd zu, wie er mit geschicktem Schwung die im obersten Loch steckende Eichenstange umklammerte. Doch auf halbem Wege schien ihn die Kraft zu verlassen.

„Siehste, es geht nicht. Wie wär' das auch möglich — versuch's in acht Tagen wieder."

Fritz ließ sich plötzlich fallen. „Teufel noch eins, ob's geht."

Er zerrieb ein Stückchen Harz zwischen den Fingern, ohne auf seine Mutter zu hören, und ergriff die Stange noch einmal. Sobald die Fußspitzen den Boden nicht mehr berührten, hing er kerzengerade herunter. Man merkte kaum, daß er höher kam. Und während er die Zähne zusammenbiß, begann langsam die Röte aus seinem Gesicht zu verschwinden.

„Junge, es is gut. Um Himmels willen, laß es sein. Du tust dir 'n Schaden."

Frau Klinghammer rang die Hände vor Angst. Marianne sah widerwillig, aber gespannt zu. Sein blasses Gesicht hatte wieder diesen wilden erschreckenden Ausdruck. Mit unerträglicher Langsamkeit arbeitete er sich höher. Sie atmete auf, als er endlich die Reckstange unter sich hatte und sich in elegantem Schwung hinüberhob.

„Na, Mutter, willste nu glauben, daß ich gesund bin?"

„Ach, mein Junge, mir is ganz schlecht geworden. Ich muß mich erst e' mal setzen."

Wie sie da auf der Bank saß mit schiefhängendem Oberkörper, schien sie von der Anstrengung ihres Sohnes mehr erschöpft zu sein als dieser selbst. Sie grollte noch immer, während sie ihm den Schweiß von der Stirn wischte.

„Weißte, in eine Seiltänzerfamilie gehörste, aber nicht in e' braves Pastorenhaus. Du stirbst noch e' mal keines natürlichen Todes. Das laß dir nur gesagt sein."

„Warum denn nicht?" antwortete er leichtsinnig. „Aber das eine steht fest: heute abend geh' ich in die Kneipe. Da wird feste gezecht."

„Junge, das läßte hübsch bleiben. Ich geb' dir einfach nicht den Hausschlüssel."

„Mutter!" Er hielt sie am Handgelenk und drohte lachend mit dem Finger. „Ich spring' aus dem Fenster. Es wär' nicht das erste Mal. Das weißte doch!"

„Lade doch die Herren zu dir ein. Da könnt ihr Bier trinken, soviel ihr wollt."

„Ach, Mutter, wie kannste bloß so was sagen? Hier ins Pastorhaus!"

„Na, dann komm wenigstens früh wieder. Das eine mußt du mir versprechen.“

„Früh um fünf, wenn die Sonne aufgeht.“

Frau Klinghammer schüttelte den Kopf und warf Marianne einen Blick zu, als wenn sie sagen wollte: Mit dem soll sich mal einer einlassen!

Als sie auf den Balkon zurückgekehrt waren, ging sie in die Küche, um ihrem Sohne die Bouillon einzurühren. Sie beeilte sich nicht sehr damit. Der Gedanke, daß die beiden jetzt allein seien, tat ihrem mütterlichen Herzen wohl. Und besonders freute sie sich über eine kleine List. Der Krankenstuhl ihres Sohnes und der Stuhl, auf dem Marianne Platz genommen hatte, standen beide unter der großen Myrte des Balkons. Sie hatte sie ein bißchen zurechtgeschoben. Nun mochte der liebe Gott das übrige besorgen, falls es sein Wille war. Jedenfalls wollte sie ihm Zeit lassen.

„Sie haben sich wohl tüchtig gelangweilt, Herr Leutnant,“ fragte Marianne, als die beiden allein waren.

„Na, so ziemlich. Ich hatte ja viel Besuch, meine Mutter mußte mir vorlesen. So hat man die Zeit totgeschlagen. Aber ich bin doch froh, daß die Arbeit wieder losgeht. Weiß der Himmel, ich hätte nie gedacht, daß ich mich nach der alten Tretmühle je wieder zurücksehnen würde.“

„Fühlen Sie sich denn nicht wohl in Ihrem Beruf?“

„Wohlfühlen? Meinen Sie das im Ernst?“ Höhnisch verzog er den Mund. „Ich war Soldat. Ich glaube, ein guter Soldat. Das Metier machte mir Spaß. Ich hätte Carriere gemacht. Und nun — nun arbeite ich in dieser Fabrik, die nicht mal mir gehört, treibe mich auf Holzauktionen 'rum, schikaniere mich mit den Arbeitern, helfe Faßdauben machen. Äh!“ Er fuhr in die Höhe wie ein zusammenschreckendes Pferd, das sich bäumt. „Aber es kommt auch noch mal anders. So bleibt's nicht.“ Dann schob er den Arm auf den Tisch und blickte ihr mit aufgestütztem Kopf ins Gesicht. „Na, und wie gefällt's Ihnen hier, Fräulein Krall? In unserm idyllischen Ort, wie die Urdenbacher sagen. Schon eingelebt, Freundschaft geschlossen?“

Ihr wurde unbehaglich bei diesem Blick, der wie eine körperliche Berührung über sie hinstrich. Aber sie hielt ihn mutig aus, er sollte sie nicht aus der Fassung bringen.

Plötzlich bückte er sich: „Darf ich mal Ihren Fuß sehen?“

„Was?!“ Ganz entsetzt fuhr sie zurück und zog ihren Fuß unter den Kleidersaum.

„Herrgott, nur die winzige Fußspitze! Das ist doch kein Sakrileg. Aber es ist auch nicht nötig. Wenn er so ist wie Ihre Hand, dann werden Sie sich nie hier wohlfühlen. Die Rasse, die hier gedeiht, hat andre Gliedmaßen. 'nen andern Schnitt, äußerlich und innerlich.“

„Ich fühle mich aber trotzdem hier ganz wohl.“ Sie wußte selbst nicht warum, aber sie mußte ihm immer widersprechen.

„Sie fühlen sich wohl hier? Das glaub ich nicht. Hier versauert man. Und Sie sind doch kein Mensch, der zum Versauern geboren ist. Das sieht man ja an Ihrem Gesicht. Diesen — diesen ein bißchen grausamen und herrschsüchtigen Zug um den Mund, den hat man nicht umsonst. Und Ihre Augen — wundervolle Augen, aber kalt, so schiefergrau —“

„Nun hören Sie aber auf!“ sagte Marianne lachend. „Sagen Sie allen Damen solche Komplimente ins Gesicht?“

„Komplimente?“ Er lehnte sich unwirsch zurück, mit steifer Haltung, und legte in sein Gesicht einen gelangweilten Ausdruck. „Wenn Sie das für Komplimente nehmen, meinetwegen. Verzeihen Sie, aber Sie sind doch wohl mehr Eingeborene, als ich gedacht habe. Kommen Sie nächsten Sonntag in den ‚Schwanengarten‘, da giebt's Militärkonzert und hinterher Feuerwerk. Ich glaube, Ihr Herr Vater hat's selber fabriziert. Fünfzehn Raketen und Frösche — gar nicht zu zählen.“

Ob ich mich mit dem ebenso zanken werde wie mit seinem Bruder? dachte Marianne. Sie war verwirrt, beklommen, aber zugleich war ihre Neugier erregt. Sie fühlte, wie ein Stachel sie kitzelte, mehr von diesen Dingen zu hören, die sie gleichzeitig abstießen und anlockten.

„Ich verstehe nicht recht, was Sie eigentlich sagen wollen. Wenn's keine Komplimente waren, bin ich zufrieden. Denn die kann ich in den Tod nicht leiden.“

„Gott, was ich sagen wollte, ist unendlich banal. Ich meine, im allgemeinen steht einer

Frau auf dem Gesicht geschrieben, was für 'ne Rolle sie im Leben spielen soll. Und die Ihre müßte sein — na, Sie sehen sich ja oft genug in dem Spiegel. Sie haben Sinn für Eleganz, das sieht man Ihrer Toilette an. Sie müßten auch Sehnsucht nach großen Verhältnissen haben, nach Glanz, nach einer Umgebung, die zu Ihnen paßt, wo Ihre — verzeihen Sie, darf ich sagen Schönheit —?"

„Ach, lassen Sie das lieber! Ich finde mich gar nicht hübsch."

Er schoß ihr einen Blick zu, ließ dann sein Auge keck an ihrer Brust heruntergleiten und machte nur höhnisch: „Hm, hm."

„Sie irren sich ganz und gar in mir, Herr Leutnant," sagte sie mit einer Strenge, hinter der sich ihre Erregung verbarg. „Ich bin nicht ehrgeizig. Ih sehne mich nicht nach Glanz."

„Wonach denn?"

„Ich weiß nicht. Muß man denn eine Sehnsucht haben?"

„Na, Sie haben doch irgend 'nen Wunsch an die Zukunft."

„Wenn ich ehrlich sein soll" — sie zuckte die Achseln, dachte einen Augenblick nach und sprach dann etwas zögernd — „so möchte ich, was wohl alle jungen Mädchen möchten, einen guten Mann heiraten, den ich liebe, der mich liebt und dessen treue Frau ich werde."

„Dessen treue Frau Sie werden," wiederholte er. „So, so! Passen Sie auf, Sie werden noch 'mal todunglücklich."

„Warum?"

„Weil Sie hereinfallen mit —"

„Aber das ist doch stark!" Sie stieß mit dem Sonnenschirm auf und machte eine Bewegung, als ob sie gehn wollte.

„Pardon, ich meine, wenn Sie sich mit solchen Ideen einen Mann aussuchen, dann —"

„Als wenn man sich überhaupt den Mann aussuchte," sagte sie verächtlich.

„Na, warten wir's ab. Sie kennen sich ja gar nicht, Fräulein Krall. Ich kenne Sie ja viel besser. Ja, ja, das wundert Sie. Ich bin doch auch viel älter als Sie. Wie alt sind Sie?"

„Zwanzig. Und Sie?"

„Genau zwölf Jahre älter."

„Macht das so einen großen Unterschied?"

„An Erfahrung einen riesigen. Mit zwanzig fängt man erst an, sich zu begreifen. Welchen Wert man hat, was man verlangen darf. Ich sage Ihnen, es giebt kein größeres Unglück als Bescheidenheit. Und Sie — Sie dürfen sehr viel vom Leben fordern. Sie müssen es sogar."

Wieder überflog er sie mit diesem heißen Blick, der jähe Schauer durch ihre Seele trieb wie aufrührerische Musik.

Frau Klinghammer kaum aus der Küche mit der Bouillon für ihren Sohn.

Marianne blieb noch eine Weile, in der Hoffnung, den Pfarrer zu sehen, doch als dieser nicht kam, nahm sie Abschied.

Nachdem sie fort war, sagte Frau Klinghammer: „Sie is eigentlich e' nettes Mädchen, findste nicht?"

„Ich glaube, sie hat's dick hinter den Ohren," antwortete Fritz.

„Ach, lieber Gott, so e' junges Blut! Weißte, für mich hat e' junges Mädchen immer was Rührendes."

„Wieso denn?"

„Ja, noch sieht sie alles so lustig an, und wie bald kommt der Ernst! Da läßt sie dann die Flügel hängen."

Ihm zogen allerhand Gedanken durch den Kopf, die ihn schon seit Wochen beschäftigten. Er dachte an das große Vermögen, das Marianne von ihrer Mutter geerbt hatte. Mit Hilfe des Geldes konnte er wieder in sein Regiment eintreten. — Welchen Eindruck hatte er auf sie gemacht? Was dachte sie von ihm? Darüber war er gänzlich unklar. Hatte er sich nicht verkehrt benommen? Ganz gegen seine Gewohnheit bemächtigten sich seiner Unruhe und Unsicherheit. Aber allen Zweifeln machte er schließlich ein Ende, indem er dachte: Ah, schließlich sind sie doch alle gleich die Weiber!

* *
*

Als Marianne beim Abendessen ihrem Vater erzählte, Leutnant Klinghammer käme heute abend in den „Schwan", strahlte dessen Miene förmlich vor Freude. „Dann stell man die Flurlampe parat, Mutter," sagte er zu seiner Frau. „Das giebt heute abend großes Getöse."

Sie saßen da zu neun bei geschlossenen Fenstern in dem langen, rottapezierten Raum,

dessen Luft von Suppendampf und dem Medizingeruch aus der nebenan liegenden Apotheke erfüllt war. Herr Krall, seine Gattin, eine etwas aus der Façon geratene Dame, der Provisor, Herr Wisch, Marianne und die fünf andern Kinder, die mit ihren blassen Gesichtern, den ölig blonden Haaren, die sie von der Mutter, den schwarzen Äuglein, die sie vom Vater geerbt hatten, Mehlklößen glichen, in die Backpflaumen gesteckt sind. Wären sie nicht verschieden an Größe gewesen, so hätte man sie kaum auseinander halten können, wenn auch jeder seine besondere Eigentümlichkeit besaß.

Heute abend gab es Kirschsuppe, und ein solches Löffelklappern herrschte, daß Marianne vor Nervosität kaum auf dem Stuhl stillsitzen konnte.

Nach dem Essen holte der Apotheker gleich seine Zither aus dem Schrank und brach auf. Cita, seine zweitälteste Tochter — am Tage ihrer Geburt hatte er beim Schützenfest den Königsschuß getan und sie deshalb Felicitas genannt —, deckte den Tisch ab. Dem Jüngsten, Mäxchen, gab Frau Apotheker Lebertran ein. Waldemar mußte sich aufs Sofa legen und seine Augen mit Fenchelwasser kühlen.

Marianne ging in den Garten. Es war ein wundervoller Abend, noch immer heiß, kein Lüftchen rührte sich. Gespenstisch weiß leuchteten die Lilien längs der Mauer. Ein orangefarbener Stern flimmerte im bläulichvioletten Duft des Himmels. Nichts störte die rosenduftende, träumerische Stille, nur von Zeit zu Zeit fiel von einem Obstbaum eine verdorrte Frucht.

Marianne saß und sann.

Bald aber kamen auch die andern heraus, und der Garten wurde zur Kinderstube. Frau Krall hatte ihren Nähkorb und Mäxchens Hose mitgebracht. Vor ihr stand August, der Quartaner, gegen einen Wäschepfahl gelehnt, die Beine korkzieherhaft verschlungen, und sagte ihr mit seiner überschnappenden Stimme ein Gedicht auf:

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl —

Als Marianne gegen elf hinaufging, lagen die andern schon längst zu Bett. Wie immer standen vor den Schlafzimmertüren eine Unmenge Schuhe, und wie immer fielen ihr besonders die Zugstiefel ihrer Stiefmutter ins Auge, ein so ausgetretenes, schief gelaufenes, trauriges Paar Schuhe, wie sie noch nie gesehen hatte. Dann stieg sie die schmale Holztreppe zum Turmzimmer hinauf. Dies Reich, nach ihrem Geschmack mit ihren eignen zierlichen, eleganten Möbeln ausgestattet, hatte sie ganz für sich, von den Geschwistern stapfte nur selten jemand herauf.

Lässig und langsam, aber mit der peniblen Sorgfalt, an die sie gewöhnt war, machte sie ihre Toilette zur Nacht und legte sich schlafen. Es war sehr schwül im Zimmer, trotz des offenen Fensters wollte die schwere Glut nicht weichen. Nach einer Stunde wachte sie wieder auf, kreuzte die Arme unter dem Kopf und starrte das weiße Mondnetz auf der Wand an. Aus der Tiefe vom Markt her klang eintöniges Plätschern des Wassers in den Brunnentrog. Vom Kirchturm schlug die Uhr viermal, und ganz dumpf klang nach kurzer Pause noch ein letzter Schlag. Unruhig wälzte sie sich hin und her. Ihr Blut siedete, mit prickelnden Nadelstichen, wie surrendes Wasser pochte es in ihrer Stirn, ihren Kniegelenken, ihren Fingerspitzen. Schließlich sprang sie aus dem Bett, schlüpfte in ihre Pantoffeln und setzte sich ans Fenster. Weithin dämmerte die Mondnacht in fahlem Licht. Hier und da blinkte silberbeschienen ein spitzes Dach. Die Schornsteine warfen lange Schatten. Aus einem Ochsenauge fiel noch schwacher Schimmer, der aber bald erlosch. Dann tönte ein klappernder Schritt auf dem Markt, wo der Nachtwächter sich aufstellte, den Spitz an der kurzen Leine, und mit hohler Stimme seinen Spruch hersagte.

Wacher als am hellichten Morgen und doch merkwürdig traumbefangen war ihre Seele. Vielverschlungenen Unentwirrbares, noch feuchte und schon halb vergilbte Schrift, Eindrücke, die das Tagesgeräusch betäubt, Stimmen, die sie zuerst nicht verstanden, Wünsche, die das Licht gescheut — das alles durchzog ihren Sinn. Es hatte im kühlen Blut geschlummert und wurde nun wach im fiebrisch heißen. Ihr Bein hatte sie übergeschlagen und halb gedankenlos den Pantoffel vom Fuß gezogen, ein zierliches Pantöffelchen aus blauem Leder mit Silberstickerei. Unwillkürlich verglich sie es mit den Stie-

feln, die der Nachtwächter haben mochte, mit den Schuhen ihrer Mutter, diesen Symbolen mühseliger Beladenheit, und strich dabei liebkosend über den hohen Spann ihres Fußes und über ihr Bein, ließ die schweren Haarringeln, die leise ihre Haut kitzelten, über ihre Brust gleiten bis hinab auf die sanfte Schwellung des Busens.

Und zögernd und zitternd, während Schauer einer unbestimmten Angst und Bangigkeit sie durchrieselten, nahm ihre Hand vom nahen Toilettentisch den Ebenholzspiegel, hielt ihn sich vor, etwas zurückgelehnt, so daß auf ihr Gesicht ein Schein des Mondlichts fiel. Blaß, konturenhaft, merkwürdig fremd starrte es sie aus der Dunkelheit an, während sie aufmerksam mit ungläubigem Lächeln und doch voll Neugier nach dem grausamen, herrschsüchtigen Zug um ihren Mund forschte. Aber dann runzelte sich ihre Stirn, und indem der Spiegel wie von selber sank, sprach sie im Geiste mit jemandem, dem sie sehr streng, sehr kühl, sehr von oben herab antwortete, und dessen heiße Wildheit doch lockende Schauer durch ihren Körper trieb. Immerfort schüttelte sie den Kopf, und an der Wand ihr Schatten schüttelte auch immerfort den Kopf.

Schließlich lehnte sie sich langsam zurück, mit geschlossenen Augen, weichem Lächeln, ganz leise, kaum daß ihre Lippen sich bewegten, flüsterte sie „Lieber Dani!" vor sich hin. Andre Gedanken stiegen in ihr auf. Nach einer kleinen Weile sagte sie noch einmal: „Lieber Dani!" und seufzte. Klang dieses Wort nicht mehr so süß wie früher? Löste es nicht mehr so schöne Zukunftsbilder aus? Sie sann und sann. Sie dachte nach, welche Gaben sie sich vom Leben wünschen sollte, wofür sie geschaffen sei. Zum Glanz — zum stillen Glück? Ihre innerste Natur suchte sie zu ergründen.

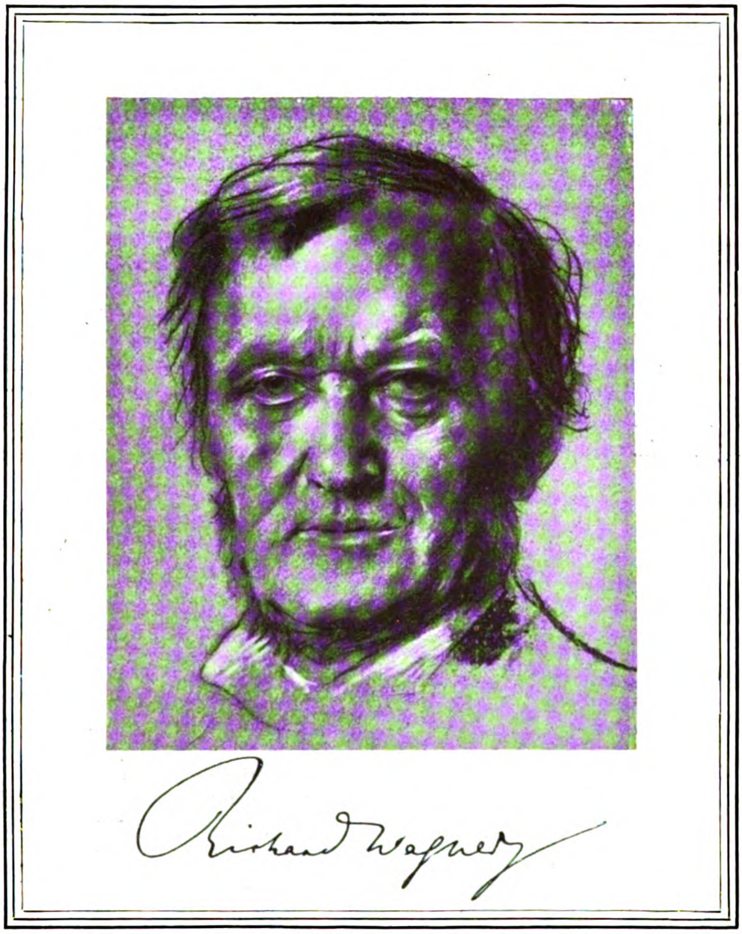
Immer höher war der Mond gestiegen und schien nun gerade in die Schornsteine, dreimal hatte die Rathausuhr schon ihren dumpfen Stundenruf in die Nacht hinausfallen lassen — Marianne saß noch immer am Fenster und sann.

Ein nagender Schmerz zog durch ihre Schläfen — todmüde, übersatt, fast mit Ekel erfüllt vom ruhlosen Spiel der Phantasie, war sie doch unbefriedigt und sehnsüchtiger als je. Schließlich wollte sie sich ins Bett schleichen, aber ihre Gedanken gingen noch einmal hin und her, vom einen zum andern, rissen sich los, und nun, als käme ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie sich verirrt, flogen sie in die weiteste Ferne.

Von Angst ergriffen, stand sie da, von Angst vor sich selbst, vor diesem rätselhaften Zwiespalt ihres Herzens, vor ihrer Hilflosigkeit und Verlassenheit.

Sie suchte sich ihrer Mutter zu erinnern in diesem Verlangen nach einer Stimme, die ihr raten, nach einem Menschen, der ihr Halt sein konnte. Sie lauschte. Niemand antwortete. Nur ein Hund heulte irgendwo auf der schlafenden Gasse den Mond an.

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung von Franz von Lenbach im Besitz der Familie Wagner.

Bayreuth und das Wagnererbe

Gedenkblatt zum zwanzigjährigen Parsifal-Jubiläum

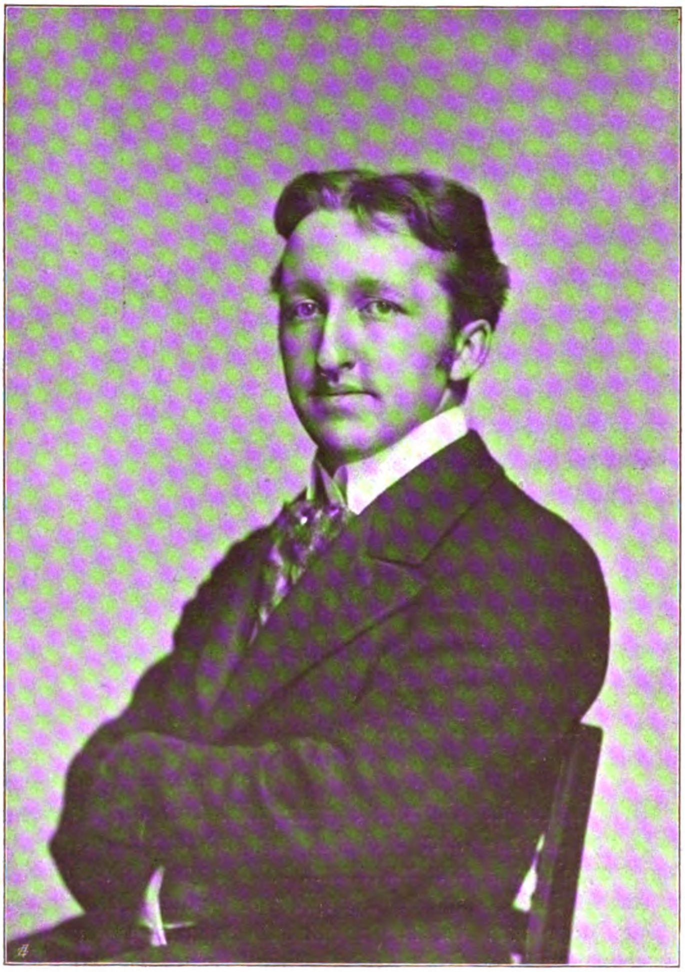
von

Wilhelm Kleefeld

Wieder sind die Wagnerfestspiele in Bayreuth verrauscht, und der unbefangene, freudig erregte Kunstschwärmer wie der ruhige, sachlich kritische Festspielwanderer legt sich die Frage vor: Hat sich meine Bayreutherwartung erfüllt?

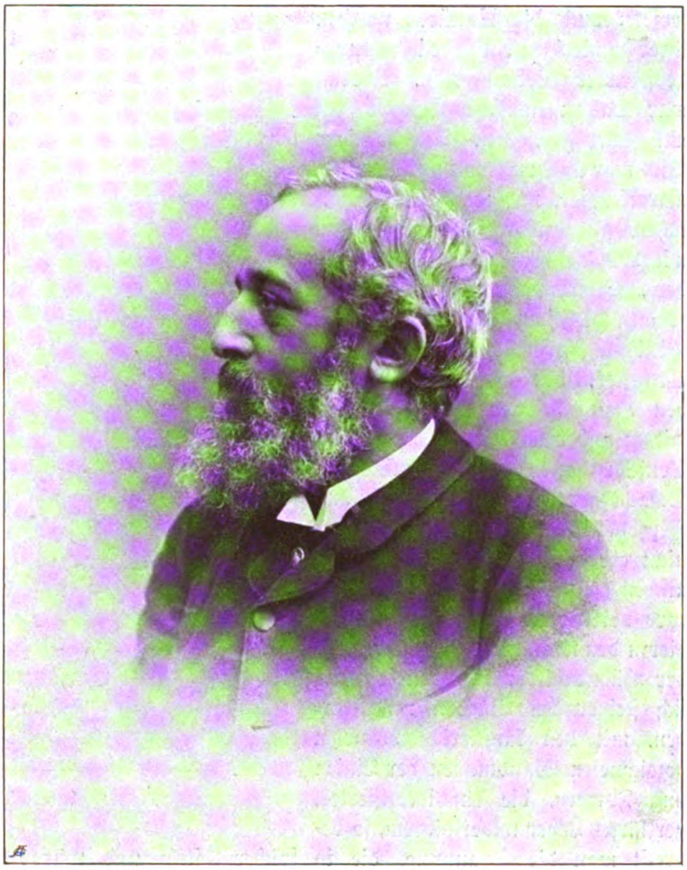
Man hatte diesmal nicht, wie üblich, eine Jahrespause eintreten lassen und sah sich infolge der schnellen Wiederkehr der Spiele genötigt, das Programm von 1901 in möglichst getreuem Spiegelbild zu wiederholen. Es wurde zwar nicht laut ausgesprochen, aber doch stillschweigend von allen Eingeweihten erkannt, daß der zwanzigste Geburtstag des „Parsifal“ das Haus Wahnfried zu diesem Zugeständnis drängte, einem Zugeständnis, das Beifall wie Widerspruch erweckt, erwecken muß. Man ist einerseits in Bayreuth gewohnt, nie still zu stehn, nie auf errungenen Lorbeeren auszuruhen, vielmehr bei Erreichung des gesteckten Zieles stets sogleich neue Strebehöhen abzumessen.

Die eben gelöste Aufgabe wirft als Lohn den Wirkenden sogleich eine neue Aufgabe in den Schoß. So war man diesmal schnell zu dem staunenden Ausrufe gedrängt: Will auch Bayreuth sich dem Stilleben rostender Beschaulichkeit ergeben? Andrerseits fanden Künstler wie Publikum ein besonderes Interesse in dem Gedanken, dieselben Festvorstellungen, mit annähernd gleicher Besetzung in den Hauptrollen, zweimal in aufeinander folgenden Jahren durchgeführt zu sehen und dabei mitstrebend und mitkämpfend der Wagnermuse immer ernstere, immer höhere Erfolge abzuringen. Wagner selbst hielt ein stets erneutes, oft wiederholtes Ringen mit der Materie, selbst bei der Voraussetzung der bereits erschauten theoretischen Meisterschaft, bei allen Künstlern für sehr notwendig, zumal ein Sänger immer mit manchen, in der praktischen Wirkung anders aufgefaßten Individualeigenschaften nach Bayreuth komme. „Was sich ein Sänger unrichtig angeeignet hat, ist, bei aller spätern Erkenntnis des Richtigen, nicht mehr gründlich auszurotten, weil seine dramatische Darstellung ein nahezu automatischer Vorgang wird, der die Selbstüberwachung im einzelnen nicht mehr in ausreichendem Maße ermöglicht — selbst beim besten Willen nicht.“ Der bewährte Dirigent kann da viel, aber bei den verwöhnten Lieblingen Apolls nicht alles ausrichten: „Primadonnen und Heldentenöre, das sind die Selbstherrscher und Tyrannen! Für diese ist der Taktschläger da unten ein ganz inferiores Wesen; unter Umständen ein eigensinniges Hindernis ihrer vermeintlichen Machtentfaltung, ein ‚verantwortlicher Minister‘ ohne konstitutionell zugesicherte Einwandbefugnis im despotisch regierten Opernstaat!“



Siegfried Wagner.

Nun, Bayreuth, das Nachwagnersche Bayreuth hat gezeigt, daß es auch die spröden Primadonnen und Heldentenöre seinen Wünschen gefügig zu machen versteht. Die Zeit ist vorbei, da irgend ein Name, und sei er der gefeiertste, seine Mitwirkung an die Erfüllung dieser oder jener Separatbedingungen knüpfen konnte. Alle stehn heute unter dem Eindruck des einzigen Gebots, der Idealvollendung des Kunstwerks. Durch die strenge Schule Bayreuths wurde hier ein stetiges Fortschreiten erzwungen. Man denke nur

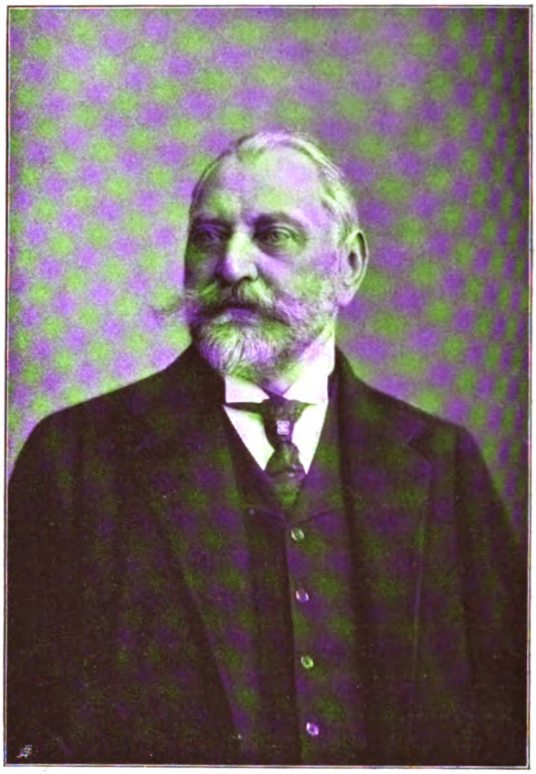


Hermann Levi †, königl. bayerischer Generalmusikdirektor.

an den Mime des Hans Breuer. Der Sänger ist mit der Figur jetzt geradezu in eins verwachsen, sie gehören zueinander. Ähnliches gilt von Fritz Friedrichs, der für den Alberich geboren scheint, von Dr. Briesemeister, dessen innerste Anlage in der des Loge aufgeht. Freilich hört man zuweilen den Einwand, Bayreuth mache die Künstler einseitig, es gebe diesen **eine** Idealrolle und nehme ihnen dafür alles, was sie vorher darüber hinaus zu eigen hatten. In der Tat, Bayreuth ist ein Despot, ein Tyrann und ein habgieriger Gebieter. Aber für diese eng begrenzten, scharfkantig gemeißelten Figuren muß es herrisch sein, um den Zweck zu erreichen. Hier schossen die Darsteller anfangs weit über das Ziel hinaus; sie vollführten eine Singsprecherei, ein Silbenstechen und Konsonantenschnauben, daß von den vorgeschriebenen Noten nur ein todkranker Schatten übrigblieb. Auch Breuer und Briesemeister übertrieben zuerst und stellten durch die Potenzierung der Hauptmomente die Leistung des Ganzen in Frage; erst durch die geradezu bis zur Virtuosität gesteigerte Versenkung in die Rollen wurde der gesunde Mittelweg gefunden, wie ihn diese spezifisch nibelungischen Charaktere verlangen.

In andrer Hinsicht ist Bayreuth wieder ungemein tolerant. Man braucht nur an die Unterschiede in der Darstellung bei van Rooy und Bertram zu denken, die in den Rollen des Holländers und Wotans abzuwechseln pflegen. Bei van Rooy der Aufschwung in den Kraftaccenten, die Größe und Fülle des Organs, namentlich nach der Tiefe hin. Bei Bertram mehr Temperament, etwas freiere Empfindung, nicht zum Schaden der Gesamtwirkung. Ellen Gulbranson als Walküre ist der ruhende Pol in der Personenerscheinungen Flucht. Auf stetig gehobener Bahn bewegt sich der Berliner Ernst Kraus. Im Vorjahre hatte er durch seinen Siegmund im Zuhörer Staunen mit Entzücken zu paaren verstanden. Daß er gesanglich siegen würde, wußte man. Daß er aber auch darstellerisch sich so ungemein tief und geistvoll in die Rolle eingelebt, erweckte freudigste Überraschung und breitete eine Jubelstimmung aus, die selbst in Bayreuth zu den seltenen Erscheinungen gehört. Diese Seltenheitswirkung hatte noch eine Steigerung ergeben in der heurigen Vertretung des Siegfried, für den Ernst Kraus geradezu prädestiniert erscheint. Zu echter Festspielgröße wuchsen die Ensembles. Von wunderbarer Abgeklärtheit war das Rheintöchter-

terzett; auch die Walküren wurden ihrer schwierigen Aufgabe in achtunggebietender Weise gerecht. Überall war das melodische Gewebe fest und sicher gezeichnet. Das scenische Bild war ausdrucksvoll und lebendig charakterisiert und machte einen ähnlichen, gut ausgeglichenen Eindruck wie das Erscheinen der Mannen in der „Götterdämmerung". Das glänzendste, vielstimmigste und doch einheitlichste Ensemble aber war das Orchester, der Riesenklangapparat, den Hans Richter meisterte. Wie mit Wundermacht spannen sich die Tonfäden aus dem geheimnisvollen Schacht heraus, umstrickten Ohr und Herz des Hörers und entließen ihn nicht eher aus dem Banne der sinfonischen Gewalten, bis der letzte Accord verklungen war. Rechnet man hierzu den wunderbaren Hintergrund der Bühnenbilder mit den so stetig sich steigernden Lichtern und Farben, mit den künstlerisch vornehm gezeichneten Wandlungen der Linien und Formen, die ein idealisiertes, verklärtes Leben widerspiegeln, so begreift man die Spannung, die in solcher Darstellung die Tetralogie erzeugte, so versteht und würdigt man die Neuartigkeit des Erfolgs, den das Werk auch bei den längst damit Vertrauten auf dem Bayreuther Boden ausgeübt hat und allzeit ausüben wird.



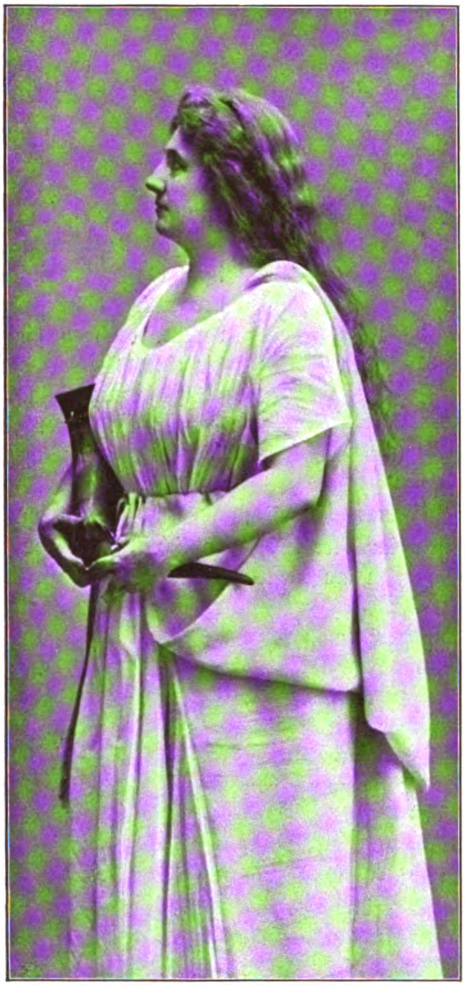
Albert Niemann.



H. Vogl †.

Und nun der „Parsifal"! Beim „Parsifal" hat heute der Streit der Meinungen Halt gemacht. Er ist nun einmal nicht diskutierbar; man muß sich ihm rückhaltlos anvertrauen, man muß an ihn glauben. Jedes neue Kunstgenie muß nach seiner eignen mitgebrachten Ästhetik beurteilt werden. Regeln und alte Lehren sind hier nicht anwendbar; am allerwenigsten beim „Parsifal". Ein Bahn- und Bannbrecher muß studiert und nur nach dem beurteilt werden, was er selbst will. Hier gilt nur die Frage: Hat er die Mittel, seine Idee auszuführen? Hat er die richtigen Mittel angewendet? — Hier ist fester Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erscheinung

nach unsern subjektiven Wünschen, sondern wir verständigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künstler zu Gebote stehn bei der Veranschaulichung seiner Idee. In den rezitierenden Künsten bestehn diese Mittel in Tönen und Worten. In den darstellenden bestehn sie in Farben und Formen. „Parsifal“ ist eine gleichwertige Vereinigung der beiden Künste.

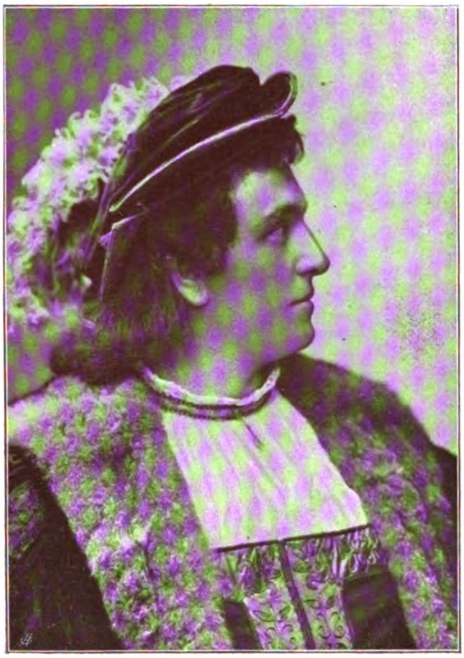


Rosa Sucher (Sieglinde).

Und gerade diese Gleichwertigkeit der ganz verschiedenen Ausdrucksmittel begründet die erstaunliche Sprödigkeit, die der „Parsifal“ einer wirksamen Aufführung entgegenstellt. Wieder hatten diesmal, wie bereits im Vorjahre, die Gralswunder ein wenig von ihrer sonst so künstlerisch abgetönten Genauigkeit und Sicherheit abgestreift. Ein wenig war der Stimmungszauber gerade dieses strahlenverklärten Schlußwerks Wagnerschen Geistes in der Wirkung beeinträchtigt. Waren die Darsteller ihren Aufgaben nicht völlig gewachsen? — Frau Wittich bewies als Kundry einen bedeutsamen Fortschritt im Sinne der Bayreuther Festspieltradition. Die rührende Figur des Gurnemanz war durch die sich ablösenden Vertreter Dr. Felix Kraus und Paul Knüpfer großzügig wiedergegeben. In der führenden Tenorpartie machte sich allerdings seit Jahren dieser oder jener Mangel fühlbar. Sollte hier nicht wieder Ernst Kraus als Retter und Helfer nahen? War es nicht ein Mißgriff, das Weihfestspiel so eng an die Jugendphantasie des „Holländers“ zu knüpfen? War nicht die Vorstellungssphäre der Zuschauerillusion und die praktische Sicherheit des scenischen Apparats durch diese enge Verquickung zwei so anspruchsvoller und so entgegengesetzter Aufgaben beeinträchtigt?

Vom „Parsifal“ zum „Holländer“! War es richtig, den „Holländer“ an die Spitze des Festspieljahrs zu stellen? Das Werk des Individualismus, das Drama der Sondernaturen, die Tragödie der unklaren, erst nach Erkenntnis ringenden Tonideen?

Ja und nein! Der „Holländer“ bewegt sich im Rahmen des Kleinbürgerlichen, nicht wie die „Meistersinger“ unter persönlich freier Erhebung über das Milieu, gleichsam kritisierend und reflektierend, sondern in den Anschauungen befangen, in dem begrenzten Gedankenkreise der Bühnenfiguren lebend und webend. Noch fehlt die innere, souveräne Freiheit des Tonempfindens und Tongestaltens. Es ist ein Werk revolutionären Dranges, nicht abgeklärten Wissens und Erschauens. In diesem Sinne wäre der „Tristan“ ein besserer Vertreter der Wagnerschen Ideale gewesen, selbst der „Lohengrin“ konnte den Genius des befreiten Wagner, die Autorität des Bayreuthgedankens weit besser vertreten als der „Holländer“ mit seiner oft ganz plötzlich hervorbrechenden Molluskenkunst, deren weiche, unentwickelte Glieder sich als dehnbar und unzuverlässig erweisen. Welch feines Gefühl aber leitete Wagner, diese widerstandsarme Kunst gerade zuerst



Ernst Kraus (Walther Stolzing).

an dem Holländerdrama zu versuchen, dessen uferlose Perspektive, dessen im Nebel des Meeres entschwindende Gestalten am ehesten solche Behandlung gestatten!

Allerdings läßt sich anführen, man habe den ganzen Weg der Erhebung zeichnen wollen, vom „Holländer“ bis zum „Parsifal“, man habe dem Bayreuthpilger die dornenreiche Straße zur Erkenntnis in ihrer krassen Schroffheit noch einmal aufdecken und ihm die Bedeutung des Sieges dadurch nachdrücklicher vor Augen führen wollen. Vom „Holländer“ zum „Parsifal“! — welch ein steiler Felspfad über Abgründe und Bergeszacken, durch Elementargewalten und Gewitterstürme, der zu lichter luftiger Höhe führt, von sonniger Klarheit umflossen, umsäumt von den sicheren Linien eines bewußten, frei gewählten, selbsterrungenen Horizonts! Der Festspielgast wird gewiß gern bereit sein, diesen fesselnden, interessanten, analytischen Weg mit den Künstlern zu wandeln; aber wird er auch fähig sein? Wird er das Fernglas der Aufnahme auch auf die jeweilig entsprechende Sehweite einzustellen vermögen, werden die Künstler selbst nicht Gefahr laufen, die Proportionen der ersiegten Parsifalkunst mit den Verhältnissen der kämpfenden Holländerarbeit zu verwechseln?

Im Jahre 1901, zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des ersten Bayreuthfestspiels, wurde der große Kreis der Wagnerschöpfungen zum erstenmal geschlossen. Mit dem „Ring des Nibelungen“ hatte man 1876 schüchtern, beinahe ängstlich begonnen. Nachdem die erste Tetralogieaufführung von der Presse fast einmütig zum Tode verurteilt worden war, hatte sich der Besuch bei den beiden Wiederholungen des Cyklus äußerst gering gestaltet, die Einnahmen blieben weit hinter den Ausgaben zurück. An einen weiteren Ausbau der Bayreuthidee, an Stilbildungsschule, Bereicherung der Festspiele war infolgedessen vorläufig nicht zu denken. Auch der Ende 1877 begründete zweite Patronatsverein, auch so hochherzige Spenden, wie die eines Bülow, der in künstlerischer Freigebigkeit zwanzigtausend Mark der Wagnersache anvertraute, stellten die Fortführung der Bayreuthaufführungen erst in ferne Aussicht.

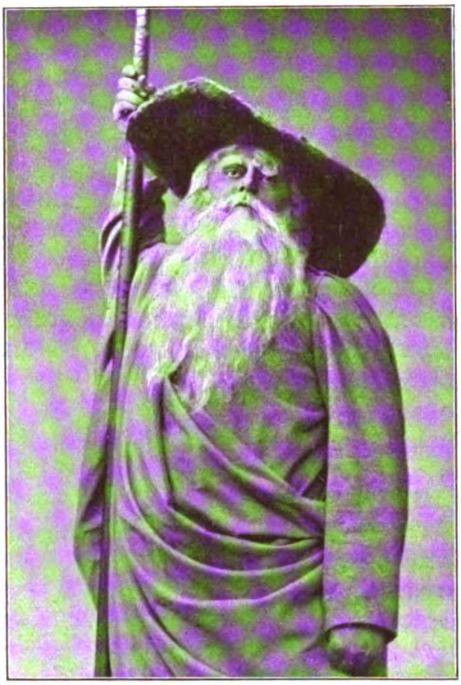
Sechs Jahre mußten verfließen. 1882 endlich konnte der zweite große Gedanke, „Parsifal“, verwirklicht und damit Bayreuth ein neues, ganz einzig geartetes Losungs-



Ellen Gulbranson (Walküre).

wort gegeben werden. Der „Ring“ war ja in einzelnen Teilen inzwischen schon auf vielen Bühnen erklungen; warum sollte ein Kunstfreund, selbst wenn er überzeugter Anhänger der Wagnersache war, sich die Mühen und Kosten aufladen, in Bayreuth ein im ganzen vielleicht einheitlicheres, im einzelnen aber doch kaum wirklich vollendetes Spiegelbild dieses schon erlebten Ereignisses zu genießen?

„Parsifal“ aber — das war etwas andres. „Parsifal“, speziell für Bayreuth gedichtet, für die Festspielbühne erdacht und ausgeführt, der Wagnerstadt für alle Zeit als alleiniges Besitztum zugesprochen — das war ein Sondergebot, das war ein Neues, bisher noch nicht Dagewesenes, ein Geheimnisvolles, das schon die Neugierde befruchtete und außerordentliche Anziehung auf echte wie unechte Kunstgemüter ausübte. Zum Glück für das Unternehmen gab man die ursprüngliche Absicht, nur vor geladenem Publikum zu spielen, auf. Man ließ 1882 den zwei Gratisaufführungen für die Patrone noch vierzehn für das zahlende Publikum folgen und gab so den Freunden Gelegenheit, ihr wirksames Interesse zu bezeugen. Der Bayreuthfonds wurde neu gekräftigt und damit der Festspielsache ein dauerndes Rückgrat geschaffen.



Bertram (Wotan).



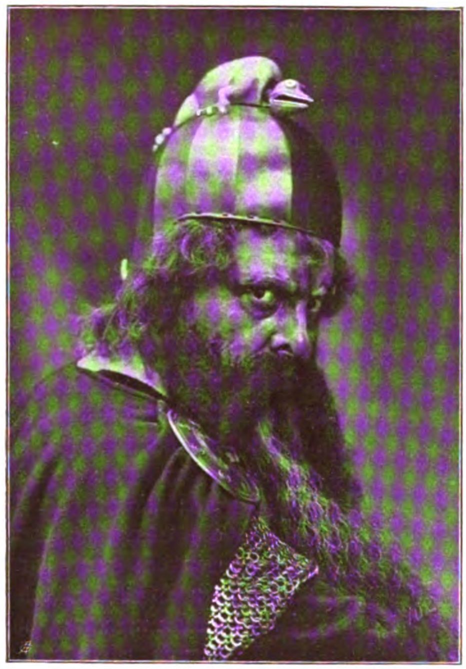
Schmedes (Siegfried).

Freilich, eine starke Erschütterung sollte — sehr bald darauf — neu bevorstehen. Im Februar 1883 schied der Meister aus dem Leben. Die gigantische, alles überragende Persönlichkeit, der Führer, der Genius war dem Werk genommen. Einen Augenblick hielt man das Ganze für verloren. Da ging von dem Grabhügel des Großen ein Strahl der Erleuchtung aus, wie eine plötzliche Offenbarung seiner Titanenkunst ergriff es die Beteiligten, Künstler wie Kunstfreunde, und zwang sie wie mit unsichtbarer Gewalt in den Dienst Bayreuths. Man wollte zeigen, daß man einen Genius, auch wenn er nicht mehr selbst sein Zauberwort verkünden konnte, zu würdigen, zu feiern wisse, und kühn und entschlossen schritt man 1883 zu einer Wiederholung des „Parsifal“.

Das Weihfestspiel blieb denn auch der Leitstern am wolkenumzogenen Bayreuthhimmel. 1884 erstrahlte er allein, 1886 Seite an Seite mit dem Hohenlied der Liebe, „Tristan“, am Kunstfirmament. Trotz der Gleichgültigkeit des Publikums, die sich seit dem Abgang des Meisters doppelt fühlbar machte, hatte man sich zu dieser Tristantat aufgerafft; trotz des fortwährenden Rückgan=

ges der Einnahmen hielt man tapfer aus. Durch großherzige Opfer einzelner wurde der Festspielfonds vor dem völligen Versinken bewahrt; 1886 trat dann das sogenannte „Tausendmarkpatronat“ zusammen: fünfzig Mitglieder, Kaiser und Könige an der Spitze, verpflichteten sich auf Jahre hinaus zu namhaften Beiträgen — das Fundament der Festspiele war endgültig gesichert.

Und nun folgte Sieg auf Sieg. 1888 gliederte man dem „Parsifal“ die „Meistersinger“, 1889 den Musikdioskuren noch den „Tristan“ an. Dann konnte man daran denken, die ursprüngliche Absicht des Meisters ihrer Verwirklichung näher zu bringen. Man schritt zu seinen früheren Schöpfungen zurück: 1891 „Tannhäuser“, 1894 „Lohengrin“, endlich 1901 „Der fliegende Holländer“. So war der Kreis geschlossen. Alle Dichtungen des Meisters, alle Dichtungen wenigstens, die seinen Namen nicht nur auf dem Titel, sondern auch in der Schrift aufweisen, waren an der Stätte in Klang umgesetzt worden, die der Dichter selbst für seine Geistestaten ausgewählt. Freilich trugen die Schöpfungen nicht alle die gleiche Größe des Wagnerstils. Vom „Holländer“ zum „Parsifal“ — welch ein Riesenweg der Entwicklung, aber doch immer der Entwicklung in geradlinig aufsteigender Kunstanschauung, ein Weg einheitlich fortschreitender Vollendung! Die Bayreuthbühne hatte die tondramatischen Erfahrungen des Meisters in umgekehrter Folge zur Erscheinung gebracht, sie hatte sich vom „Parsifal“ über „Lohengrin“ zum „Holländer“, zum Ausgangspunkt der Jünglingszeit, zurückgewandt. Eine Verjüngung der Idee war erfolgt. Und nicht nur im Programm, auch im Stil der Aufführungen war eine Verjüngung gezeitigt: Bayreuth war allmählich von den Jungen erobert worden. An die Stelle der Levi, Mottl, Vogl, Gura, Scaria, Grengg, Niemann, Sucher, Malten, Lehmann, Reichmann, Brema usw. war eine neue Generation getreten. Die Jugend hatte ihr Recht gefordert. Schon die Festspielordnung 1899 mußte das offenbaren: „Ring“, „Parsifal“ und „Meistersinger“, welche Riesenaufgaben waren da nebeneinander gestellt! Nun, die Jugend ist immer kühner, unternehmender als die bedächtige Reife. 1897 hegte man große Bedenken gegen die Vereinigung von „Parsifal“ mit der Tetralogie; nun hatte man gar noch die „Meistersinger“ hinzugenommen. Das war das Zeichen einer neuen, einer verjüngten Zeit. Zwar standen noch alte Strategen auf dem Schlachtfeld, wie Richter und Fischer. Aber ihr Kommandowort war nicht mehr einzig ausschlaggebend; ein neues Regiment hatte begonnen, das Regiment Siegfried Wagners.



Blaß (Hagen).

Seit langem prophezeit, von vielen ersehnt, von der Mehrheit gefürchtet, war es jetzt Wirklichkeit geworden. Die Festspiele 1899 trugen deutlich den Stempel „Jung Siegfrieds“, seiner Freunde und seiner Ergebenen. In der Tetralogie schwang er das Scepter über das Orchester. Leider nicht immer zum Heil des Ganzen; manche Tempoverschleppungen, manche Intonationsstörungen, manche rhythmischen Ungenauigkeiten machten sich bemerkbar. Die den älteren Künstlern leicht verderbliche Routine, hier mangelte sie. Der einheitliche große Zug fehlte dem Viertagewerk, dem Riesenwerk fehlte die Riesenfaust. Im „Holländer“ 1901 zeigte sich Siegfried in hellerem, vertrauens-



Dr. Briesemeister (Loge).

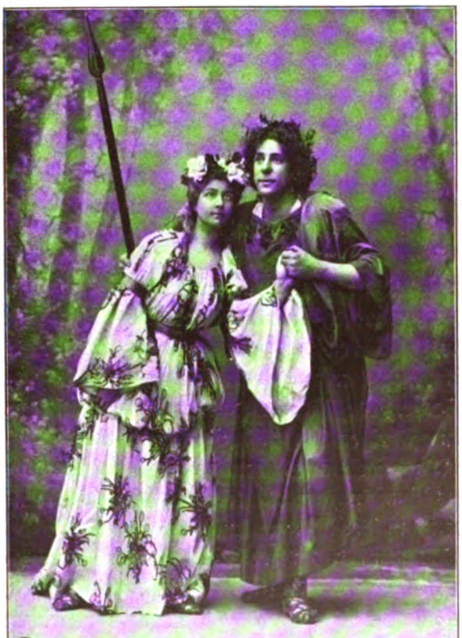
würdigerem Licht. Dem Jugendwerk kam der Jugendgeist besser zu statten; besonders auch nach einer neuen, bisher weniger beachteten Seite, der Inscenierung.

Nachdem des Meisters Wort verhallt, hatte 1883 der große Kenner und Künstler Scaria nach der Dornenkrone des Regisseurs gegriffen. Der Lorbeer, den er pflückte, war mit Dornen besät; galt es doch nicht, durch eignes Können Ruhm und Ehre zu ernten, sondern in pietätvollster Selbstverleugnung nachzuschaffen, galt es doch, als Lebender zurückzutreten vor dem Geist des Toten, der noch unter den Darstellern wandelte, nach Scarias eigenstem, innerlichstem Wunsche wandeln sollte mit unbeschränkter, ungeminderter Macht.

Mit dem folgenden Jahre trat eine Persönlichkeit an die Spitze der Bühnenleitung, die gleichsam mit diplomatischer Feinfühligkeit die widerstrebenden Elemente des aus allen Gauen zusammengeströmten Künstlerensembles der einen großen Idee, dem Dienste des Genius, dem Dienste des modernen Musikdramas unterzuordnen verstand. Das war Anton Fuchs, der bewährte Vertreter des Klingsor und des Amfortas, der feinsinnige Regisseur der Münchener Hofoper. Von den alten Stützen trat einer nach dem andern vom Schauplatz ab. Es war nicht leicht, jeweilig passenden Ersatz zu finden.

Welche glänzenden Namen zierten das Jahr der Parsifalgeburt! Ein Vogl, ein Gudehus wechselten mit Hermann Winkelmann und Ferdinand Jäger in der führenden Rolle. Für Amfortas traten Künstler von der Bedeutung Eugen Guras und Theodor Reichmanns ein. Die Gurnemanzpartie lag in den Händen Scarias und Gustav Siehrs. Als Klingsor bewährte sich der schon genannte Anton Fuchs und der treue Wagnergenosse Karl Hill. Den größten Schwierigkeiten begegnete die heute noch nicht völlig gelöste Aufgabe der Kundry; eine Amalie Materna, eine Marianne Brandt, eine Therese Malten setzten ihr ganzes Können für die ideale Sache ein. Das erste Blumenmädchen vertrat keine geringere als Luise Belce. Und am Dirigentenpult standen neben dem Meister der intellektuelle Miturheber Levi und der Adjutant Fischer.

Größere Namen, vollendetere Künstlerschaften waren niemals bei einer Sache so eng vereint. Und doch darf rückhaltlos zugegeben werden, daß sich die Parsifalauf-



Luise Reuß-Belce (Gutrune), Burgstaller (Gunther).



Emmy Destinn (Senta).

führungen der zwanzig Jahre nicht in absteigender, sondern in aufsteigender Linie bewegten. Es fiel eben nicht nur die Künstlerschaft der einzelnen in die Wagschale, es wurde erst im Laufe der Jahre etwas geschaffen, was die Grundlage für das Gelingen jeder neuen Kunstgattung bildet — Stil, Tradition. Die Tradition, die sich allmählich festigte, die das lebendige Wort des Meisters nicht nur ersetzte, sondern im hohen Sinne idealisierte und dadurch für alle Parteien noch inhaltreicher, gesetzzwingender machte, die Tradition, die alle Jünger der Wagnerkunst wie eine heilige Glut durchschauerte, war auf den Thron erhoben; sie grub den Künstlern eherne Gesetze, sie schuf eine unantastbare Richtschnur für jede Scene, jede Rolle und bestellte so nach dem langjährigen Kampf der Meinungen ein allseitig anerkanntes, bewundertes und bewährtes Prinzip zum Richter über Recht und Unrecht in der Wagnerkunstmoral.

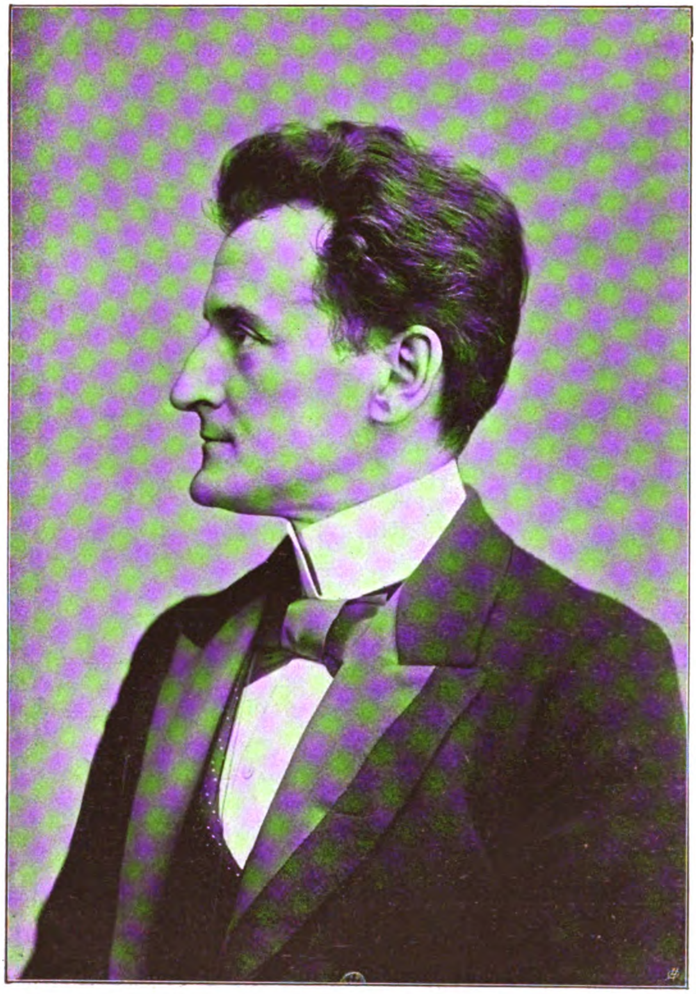
Das ist das Verdienst, das den Verwaltern des Wagnererbes gebührt, ein großes, achtungswertes Verdienst. In dem Zeichen dieses Kunstglaubens wurden sie stark und groß, in dem Zeichen dieses Kunstglaubens lernten sie ausharren, kämpfen und triumphieren. Und so haben tatsächlich die Generale des Bayreuthheeres Ende der achtziger und im Verlauf der neunziger Jahre Sieg auf Sieg erfochten, Eroberung auf Eroberung getürmt. Der Feldzug von 1876 wurde vielleicht mit größerer Selbsthingabe an die Wagnersache, mit größerer moralischer Todesverachtung im Hinblick auf die Gehässigkeit aller Bayreuthgegner von der Wagnerpartei durchgekämpft, größere strategische Erfolge, auf diplomatischer Grundlage und ohne zersplitternde Kräftevergeudung, wurden in den neunziger Jahren errungen.

Welche ästhetischen Verwundungen trafen Ohr und Auge 1876 und 1882! Der Wagnerstil in Gesang und Darstellung häufte so unübersehbare Schwierigkeiten, daß der Meister selbst sich gern begnügte, wenn das Wesentliche der einzelnen Scenen zum Ausdruck kam, zu dem verständnisеifrigen Zuschauer sprechen konnte. Die Lauen oder gar Feindlichen hörten nur die störenden Mißlaute, sahen nur die kantigen Unzulänglichkeiten. Welch ein Tumult erhob sich allein über den mißgestalteten Lindwurm!



Gruppe aus dem „Fliegenden Holländer“: Heidkamp (Daland); Destinn (Senta); van Rooy (Holländer).

für den unbefangenen Kenner eine lächerliche Harmlosigkeit: infolge der chronischen Ebbe in der Bayreuthkasse konnte die Lindwurmmaschine erst ganz kurz vor Beginn der Festspiele in Auftrag gegeben werden und traf spät am Vorabend ein, so daß ein Defekt nicht mehr geheilt werden konnte. So mußte der groteske Schädel unter Preisgabe des verunglückten Halses direkt auf den Rumpf gepfropft werden — ein Mißgeschick, das den Bayreuthgegnern willkommenen, bis zur Neige ausgeschöpften Anlaß zur Verhöhnung der Festspielrequisiteure bot. Dies nur ein greifbares Beispiel für die Schwierigkeiten und für die Unzulänglichkeiten in der Ausstattung. Der stufenweise Fortschritt zur ästhetischen Vollendung mißt sich am allerdeutlichsten an dem Abstand der Schwimmvorrichtung im „Rheingold" von 1876 und 1901. Aus dem Kinderspiel ward allmählich die ästhetisch-künstlerische Illusion. Ganz analog erging es dem Gesang. Aus dem Silbenstechen und dem Lautzischen, das man dereinst für die wahre Bayreuthmethode hielt, ward ein ästhetisch abgerundetes Singsprechen, ein Sprachgesang, der die Silbenplastik meißelte, ohne die zarten Farbenlinien der Melodie zu zerreißen. Gemalte Plastik, gemeißelte Farben — das war der Triumph der Bayreuthkunst.

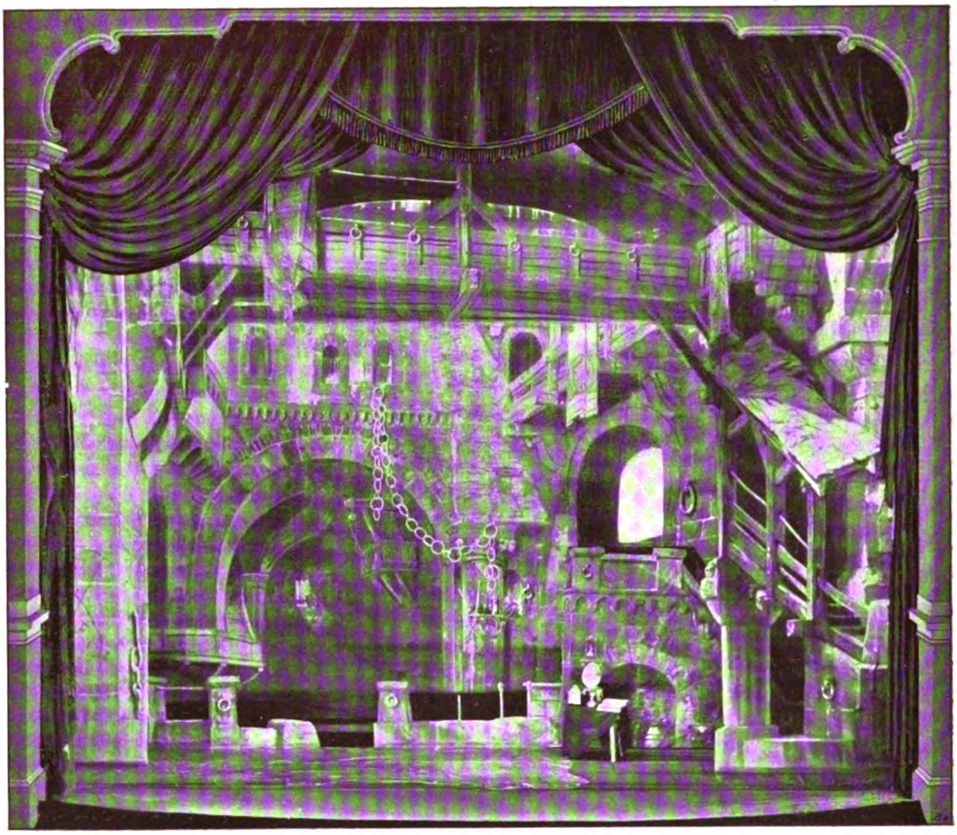


Dr. Karl Muck, Dirigent des „Parsifal".

Welche Wandlungen mußten sich bis zu diesem Endziele vollziehen! Man pendelte von Opernsängern zu Konzertsängern, von Podiumkünstlern zu Bühnenmeistern; man wollte, um die falsche Opernpose zu meiden, Sänger ausbilden, deren rein ästhetisches Empfinden noch nicht durch das Gift der Mache getrübt war. Ellen Gulbranson, van Rooy sind die Lichtpunkte dieser kühnen Ideenkonsequenz; andre wieder straften die Wahrheit der Auffassung Lügen. Dann plötzlich hieß es, Talente im Volke suchen, Stimmen für die Wagnersache wählen und bilden. Burgstaller, Heidkamp sind mit wenigen andern die ganze Ausbeute aus diesen Bildungsstreifzügen. Man kam zu dem Schlusse, daß man sich nicht an eine starre Methode klammern dürfe, daß man das Gute greifen müsse, wo man es findet. So hat man eine Generation herangebildet, die,

ohne die allgemeine Operntradition zu verleugnen, den Wagnerstil sich zu eigen gemacht, die, ohne die Segnungen des bel canto zu mißachten, die Dramenkunst beherrschen lernte und so dem Wagnerideal nachgerade offensichtlich und unleugbar nahesteht.

Und das ist wieder das Verdienst derer, die das Wagnererbe verwaltet, die zuerst gegen eine Welt der Bayreuthfeinde, dann würdigen Ausdruck angenommen. Für sie bedeutet Bayreuth nicht mehr Kunst, sondern Religion. Das Wagnerwerk ist ihr Evangelium, dessen heilige Buchstaben zu erstarren beginnen, dessen versteinerte Wahrheiten aber gerade durch die unverrückbare Eindeutigkeit Grundgesetz geworden sind für alle, die in ihrem Kreise wirken. Und mag man über diese oder jene Übertreibung strei-

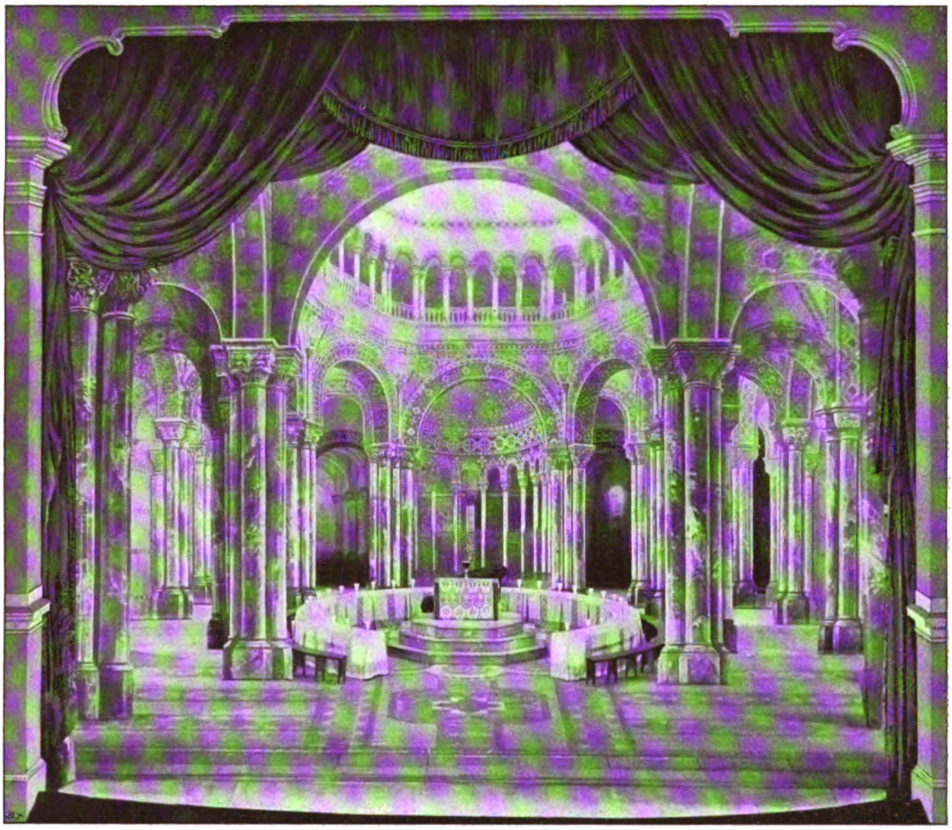


Klingsors Zauberschloß.

mit einer Welt der Bayreuthschwärmer den Gedanken des Wagnerideals festgehalten und unbekümmert um Schmähungen oder Lobhudeleien der Stimme ihrer Überzeugung gefolgt und auf Umwegen zwar, aber durch glaubensstarke Ausdauer schließlich doch sicher ans Ziel gelangt sind. Ein Schauer der Ehrfurcht umfängt uns beim Anblick der greisen Frau Cosima — wie sie der Volksmund in familiärer Kürze zu nennen pflegt —, der vornehmen Altersrepräsentantin des Hauses Wahnfried. Ihre Stellung zur Festspielsache hat mit der Zeit einen ganz merkten, mag man dem Heiligenkultus gewiß nicht beipflichten — man wird dem zähen, energievollen Fortspinnen der Wagnertradition seine rückhaltlose Anerkennung nicht versagen können. Wird sich dieses monarchische Kunstprinzip auf die Dauer erhalten, wird sich die Krone der Bayreuthherrschaft auch auf den Kronprinzen der Wagnerdynastie, auf Jung-Siegfried übertragen? — Nicht ohne Bangen legt sich der Gesinnungsanhänger diese schwer zu beantwortenden Fragen vor.

Unsere Zeit schwelgt nicht mehr so freudig im monarchischen Prinzip wie die frühe-

ren Jahrhunderte. Und man muß zugeben, daß Frau Cosima bei aller Betonung ihrer persönlichen Entscheidung ihre Entschließungen stets in den Faltenwurf des legitimen Volksbeschlusses zu kleiden, daß sie ihre Gestalt hinter den Repräsentanten des Orchesters und der Bühne zu bergen wußte. Sie wollte nichts weiter sein als Hüterin des Heiligtums, als oberste und letzte Instanz, die nicht aktive Beschlüsse oder Handlungen zu vollziehen, sondern lediglich die vollzogenen Beschlüsse zu sanktionieren hatte. So blieb sie als Frau stets von größter Reserviertheit, als Witwe des Großen stets nur die Verfechterin und Hüterin seiner Gebote. Selbst als der Sohn mit seinen ersten Versuchen begreiflicherweise nicht gleich die Sicherheit des bedingungslosen Erfolges für sich in Anspruch nahm, wußte sie als Mutter zart und vorsichtig, aber doch allzeit mit dem Scharfblick und der Entschiedenheit der erfahrenen Führerin ihre Meinung geltend zu machen. Sie ließ den Sohn ruhig gewähren; wenn er aber eine Probe beendet, nahm sie diesen oder jenen Künstler beiseite und bestellte ihn zu einem Privatissimum ins Solistenzimmer, wo sie dann scheinbar nur anschließend an das Gewesene, in Wahrheit aber oft ganz direkt dagegen und darüber hinaus feilte und modelte, wo ihr eine Lücke geblieben schien. Wenn sich dann die

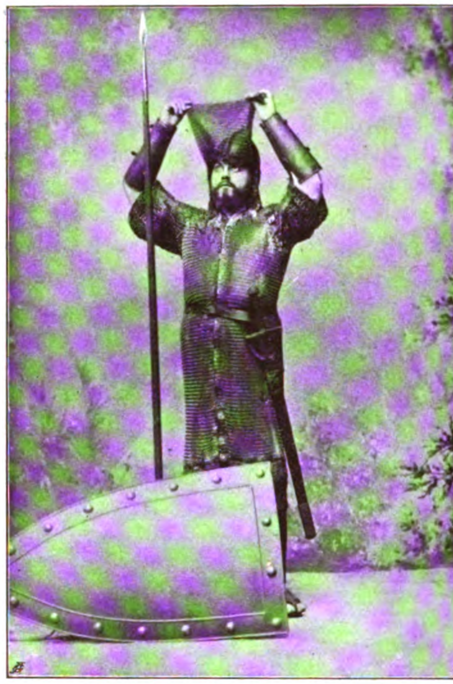


Der Gralstempel.

Betreffenden zur nächsten Probe bei Siegfried einfanden, war dieser ganz verblüfft über die fruchtbringenden Fortschritte, die seine Anleitung gezeitigt hatte. So pflegte Frau Cosima nie öffentliches Demagogentum, ihr Ehrgeiz strebte nicht nach dem Marschallstab der äußeren Repräsentation und Verantwortung; aber auf diplomatischer Basis hat sie große, unschätzbare und für Bayreuth unersetzliche Erfolge aufzuweisen.

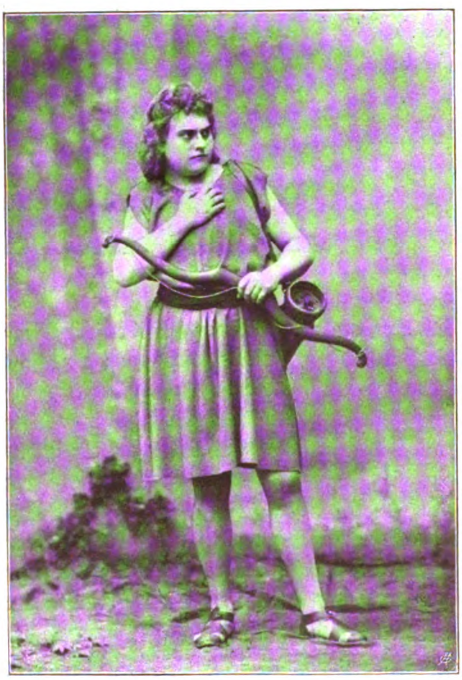
Wenn trotzdem ihre Person so häufigen Angriffen ausgesetzt ist, wenn ihr Geschäftssinn so oft geschmäht und verurteilt wird, so

ist der Hauptgrund dafür wohl in dem Umstand zu suchen, daß wir überhaupt nicht gewohnt sind, eine Frau in dieser exponierten Machtstellung zu sehen. Gewisse Fraueneigenheiten traten denn natürlich auch hier zu Tage, Launenhaftigkeit, Gesinnungswechsel, von den Geistern der Liebe und des Hasses diktiert, haben manchen berechtigten Ärger erweckt. Freilich betraf dies meist nur die Nebendinge; aber die Nebendinge werden bekanntermaßen von allen Gegnern oft mit der Hauptsache verquickt, um so mehr böswillig verquickt, je mehr sie selbst bei dem Für und Wider persönlich in Mitleidenschaft gezogen werden. In der Öffentlichkeit machte sich jedenfalls eine oft recht heftige Stimmung gegen dieses Frauenregiment fühlbar, eine Stimmung, die sich nicht mit angreifenden Reden begnügte, sondern schließlich zu wetteifernden Taten überging. Die bedeutsamste Erscheinung dieser Art ist das Prinzregententheater in München. Was man entgegen dem Streben des Meisters, trotz des königlichen Wunsches im Jahre 1866 in München zurückgewiesen hatte, war jetzt wider die Absicht seiner Familie, in Feindschaft gegen Bayreuth emporgewachsen. Bayreuth in München — lautete im Jahre 1901 die Losung, die freilich in der Ausführung noch weit hinter der Absicht zurückblieb.

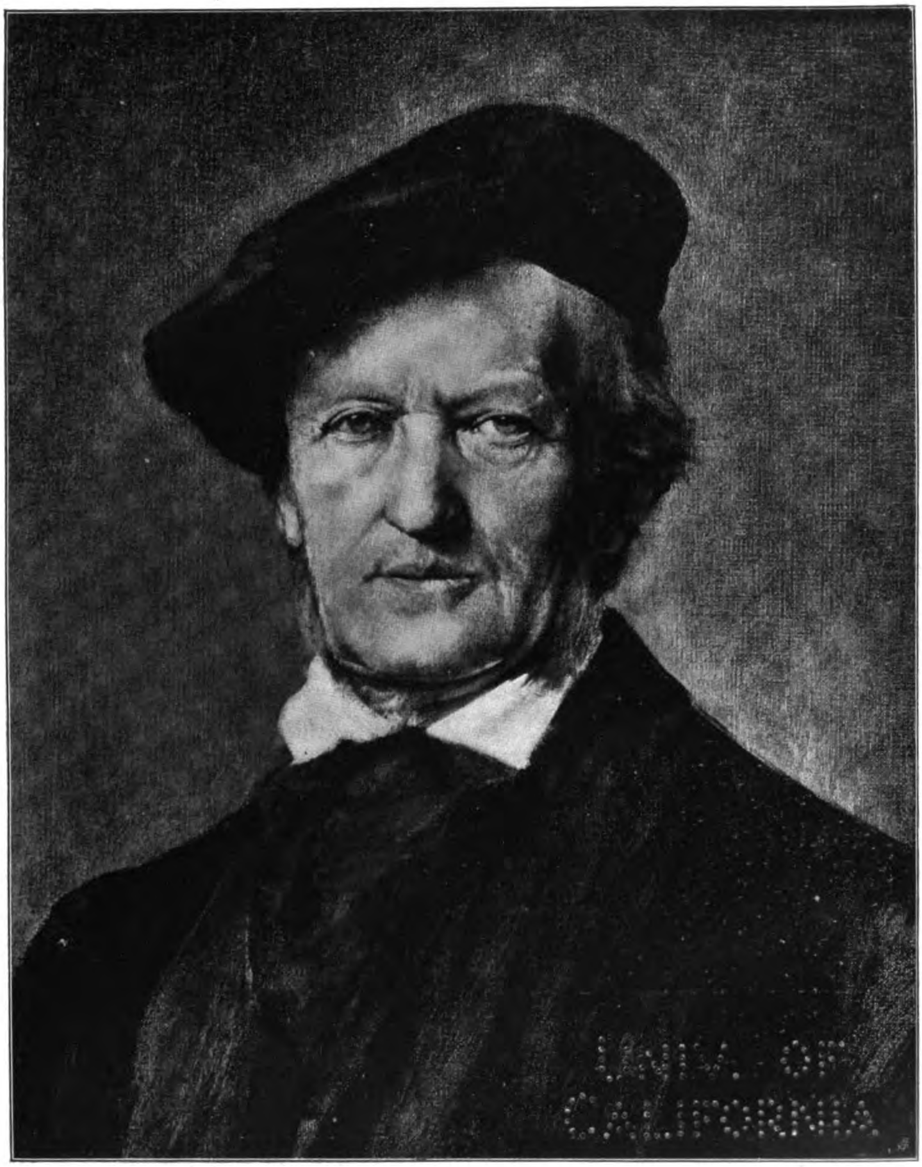


van Dyck (Parsifal).

Wenn dieser Konkurrenzkampf auf dem Felde des Geistes an sich gewiß nicht erquicklich ist, so ist doch Bayreuth bis zu gewissem Grade selbst daran schuld. Es hat sich bei den Festspielen die hehre Tradition eingebürgert, daß Kunstkräfte höheren Grades bescheiden im Dienste der Wagnersache in eine Funktion niederen Grades treten, um der erhabenen idealen Sache willen. Kapellmeister mittlerer Bühnen übernehmen den Hilfsdienst im Probesaal und auf der Bühne, Solisten der Stadttheater treten bescheiden dort in die Schar des Chores ein. Es war ein Wetteifer in der Förderung der Bayreuthidee, der lange Jahre bewundernswerte Resultate förderte. Freilich schlummerte bei vielen dieser sich scheinbar ganz hingebenden Größen doch der Ehrgeiz im Hintergrunde; die Hoffnung flimmerte verlockend in bläulichem Schein, die Hoffnung, auch dermaleinst auf einen höheren Platz vorzurücken und selbst zu glänzen als Planet, dessen Trabanten man so lange abgegeben. Wer sich in dieser sanguinischen Hoffnung endgültig getäuscht sah, wurde zum Schlusse



van Dyck (Parsifal).



Richard Wagner.
Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Zu Kleefeld: Bayreuth und das Wagnererbe.

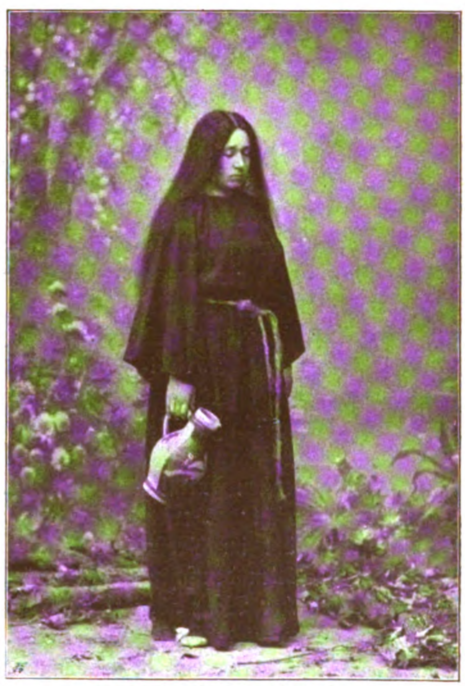
Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



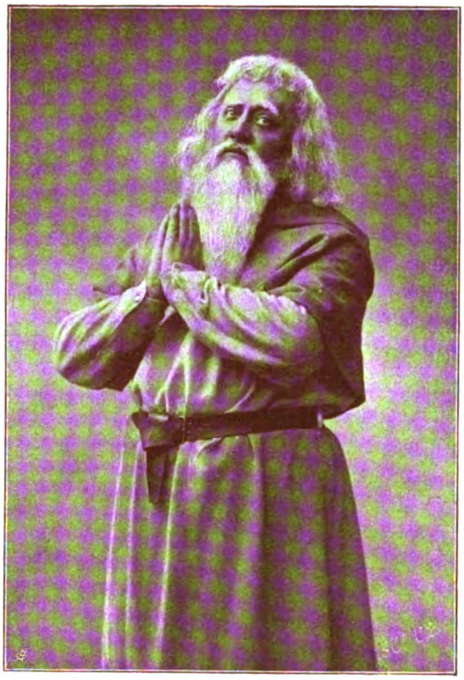
Marie Wittich (Kundry).

mißgünstig, feindlich. Diese „Neidlinge“ bildeten zuerst das Kontingent der Nergler und Tadler, sie bilden jetzt den Stamm der offenen Gegner Bayreuths, die in München die Entscheidungsschlacht liefern wollen. Bei dem stetig drängenden Streben, jeweilig vom Guten das Beste zu bieten, was an Material der Stimmen vorhanden war, übersah Bayreuth, daß alsdann stets die früheren Vertreter sich zurückgesetzt fühlen mußten durch die neuerzogenen, daß schließlich eine Überproduktion an Bayreuthkräften erfolgen mußte, für die ein Absatzgebiet über kurz oder lang angestrebt werden würde.

Man hat bei diesem Vorgehn nicht nur tatsächliche, sondern auch prinzipielle Fehler gemacht. Man hat, von der oben erwähnten Auffassung ausgehend, möglichst von deutscher Opernschablone freie Künstler zu gewinnen, nach dem Tode des Meisters sich in übertriebener Sehnsucht nach dem Ausland gewandt. Dänemark, Schweden, Amerika, Australien gaben die Helden für diese so spezifisch und so fernig deutschen Musikdramen her. Das Wort des Meisters war vergessen, das so deutlich den Weg weisen konnte: „Deutsch ist die Sache, die man um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treibt; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zwecks wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellt. Die hierin ausgesprochene Tugend des Deutschen fiel daher mit dem durch sie erkannten höchsten Prinzip der Ästhetik zusammen, nach welcher nur das Zwecklose schön ist.“ Hier war das Nützlichkeitswesen an die Stelle der Sache selbst gerückt. Um deutsche Kunstprinzipien zu proklamieren, hatte man die Vermittlung fremdnationaler Kunstvertreter bewirkt. Das war ganz gewiß gegen die Auffassung, gegen das Gebot der Bayreuthtendenz. Wagner hatte, ohne dabei die direkte Gegnerschaft des Auslands provozieren oder einer dauernden Gespanntheit der Kunstbeziehungen unter den Nationen Vorschub leisten zu wollen, immer und immer den nationalen Charakter seiner Werke betont. Er hatte aus diesem großen Gesichtspunkt des Nationalen auch zu einer Zeit, da ihm in Deutschland die Erfüllung seiner Forderungen noch nicht in erkennbare Aussicht gestellt war, manche recht großherzige Anerbieten zur Verwirklichung seiner Pläne bestimmt und entschlossen abgelehnt.



Ellen Gulbranson (Kundry).

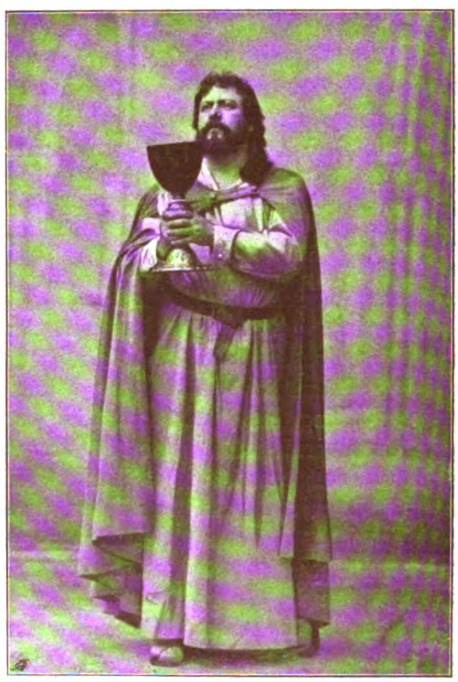


Knüpfer (Gurnemanz).

1873, da es sich um die Aufführung seines unverkürzten „Lohengrin" in Berlin handelte, schrieb er in einem Briefe: „Ich wünsche ihn nun an dem Orte seiner ältesten Bestimmung auch in der Gestalt heimisch zu wissen, in welcher ich damals ihn der Welt zuerst bieten zu können vergeblich mir angelegen hatte sein lassen. Es wäre traurig, wenn diesem Wunsche fortgesetzt das Bedürfnis eines Repertoires, welches z. B. eines aus dem Französischen übersetzten und komponierten ‚Hamlet' bedarf, entgegengestellt bleiben sollte, während mir Chicago anbot, ein Theater nach meinem Sinne zu bauen und es mir für die Aufführung meiner Werke zu Gebote zu stellen, und ganz neuerdings von einer Gesellschaft in London mir die gleiche Aufforderung zugeht, auf einem nach meinen Angaben einzurichtenden Theater die Vorführungen meiner Werke nach meinen eigensten Intentionen zu leiten. Wohl wäre es nicht das erste Mal, daß ein Schicklichkeitsgefühl im Großen, welches in entscheidenden Fällen deutschen Kunstvorständen in bedenklicher Weise abgeht, uns vom Auslande gelehrt wird; selbst dann fragt es sich aber noch, ob wenigstens die Beschämung uns zum richtigen Handeln antreibt."

Wagner hat die glänzenden Anerbieten abgelehnt, er mußte sie ablehnen, weil für seine urdeutschen Werke nur Deutschland den Nährboden abgeben konnte. Wenn die Bayreuthverwaltung später die Wagnersache so eng mit der Auslandskunst und den Auslandskünstlern verschmolz, so hat sie dadurch, vielleicht ohne sich dieses Leitmotivs bewußt zu werden, einen diplomatischen Erfolg in den auswärtigen Kunstbeziehungen mit den Nachbarvölkern angebahnt; sie hat das Ausland durch diese Interessengemeinschaft allmählich für die Bayreuthidee erwärmt, erzogen, begeistert.

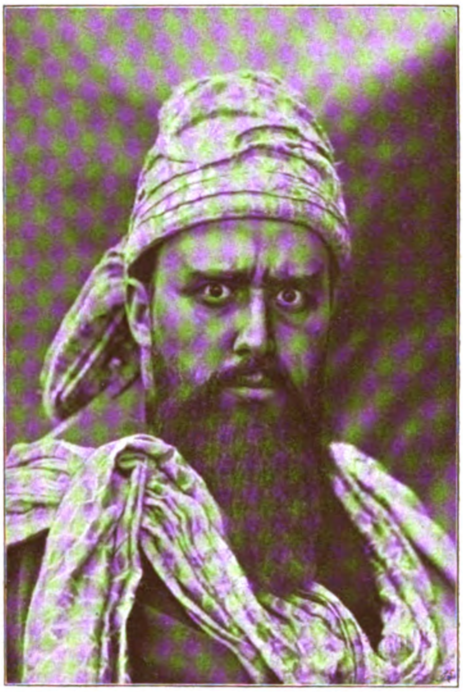
Das drastischste Beispiel bilden die Franzosen. Äußere und innere Momente hatten hier eine Entfremdung ihrer Kunstbestrebungen wachgerufen. Bei den ersten Festspielen stand ein Mann wie Saint-Saëns gegen seine gesamte Nation einsam und verlassen zu Bayreuth. Und selbst er suchte den Enthusiasmus der Kunstschwärmer zu dämpfen, indem er in gewissen Neuerungen die Nichtpriorität Wagners nachwies. So citiert er in Bezug auf den Musikdramenstil den Theoretiker Bérardy, der den Ausspruch tat: „Das Prinzip ist ganz einfach, daß man im Singen spricht und im Sprechen singt."



Schütz (Amfortas).

Zur Frage des tiefliegenden Orchesters führt er Grétry, Choron und Sax an und sagt: „Im Jahre V der französischen Republik schrieb der Autor des ‚Richard Löwenherz‘ folgendes: ‚Ich wünsche, daß der Theatersaal klein sei und höchstens tausend Personen fasse; daß er nur **eine** Art Plätze habe und weder kleine noch große Logen. Ich wünsche, daß das Orchester verdeckt sei, und daß man weder die Musiker, noch die Lichter der Pulte vom Zuschauerraum aus bemerke. Die Wirkung wäre zauberhaft, man wüßte jedenfalls, daß man das Orchester niemals dort vermuten würde.‘“

Später fand ich in einem „Leitfaden der Musik“ von Choron diese Frage von der Unsichtbarkeit des Orchesters wieder: „Der Anblick eines Orchesters, das vor den Augen des Publikums agiert, ist mindestens ebenso störend, wie es der Anblick der Maschinen und der zu ihrer Bedienung auf der Bühne verwandten Menschen wäre.“



Berger (Klingsor).

Das Orchester unsichtbar machen, ist schon recht schön, aber wie? Wagner hat die Frage gelöst: er hat es in den Keller unter die Füße der Zuschauer gelegt. Adolf Sax hat schon vor langer Zeit einen Theaterbauplan ausgearbeitet, der die Anlage des Zuschauerraums nach Grétry andeutet. Dieser Plan ward in der Ausstellung vom Jahre 1867 nicht veröffentlicht, unbegreiflicherweise hatte ihn die Geschäftsführung, die Bureaukratie der Verwaltungsbehörden nicht zugelassen. Es blieb Richard Wagner vorbehalten, den Gedanken Grétrys zu verwirklichen.

Dabei ist sogar übersehen, daß schon die ältesten Opernmeister, Peri (etwa 1550 bis 1615) und Monteverde (1578 bis 1643), unsichtbare Begleitung für ihr Dramma per musica verlangten, und daß **vor** Bayreuth zuerst im Lyceum-theatre in New-York die Wagneridee praktisch verwertet wurde. Trotz zahlreicher kleiner Zurechtweisungen kommt Saint-Saëns 1876 zu dem Schluß: „Die Wagnermanie ist eine verzeihliche Verirrung, die Wagnerfurcht ist eine Kinderkrankheit.“ Er stand damals allein gegen die gesamte französische Nation, die für die Wagnerkunst mit ihrem anstrengenden Ernst, ihrer Askese nur Worte der Geringschätzung, der Verachtung hatte. Heute sind die Franzosen die eifrigsten Bewunderer, die rührigsten Parteigänger Bayreuths.

Der Geist des Genius hat über den Tod hinaus seine sieghafte Eroberungskraft bewährt; hoffentlich gelingt es dem Sohne, die Tradition zu festigen und zu erhalten.

Es wäre sinnlos und ungerecht, mit den Bayreuthphantasten zu verlangen, daß jeder, der auf den kunstheiligen Geist des Vaters schwört, ohne weiteres auch an den Sohn glaube; der Unfehlbarkeitsgedanke ist hier nicht nur unberechtigt, sondern beleidigend. Aber wer je in ernster, überzeugender Wallung der Seele sich an den glänzenden Taten der letzten zehn Bayreuthjahre erlabt und erbaut, wird sich mit allen Gutgesinnten der modernen Kunstauffassung in dem Wunsche vereinen, daß die Segnungen des Wagnererbes sich in gleicher Stärke an der geweihten Stätte erhalten mögen, wie sie durch die geschickte Taktik der bisherigen Erbesverwalter sich kundgetan haben.

Drei Sonette

Von

Maria Stona

Im Dorfe

Rings schläft das Dorf. Zwei Lichter nur sind wach,
Eins brennt im Schlosse, eines in der Mühle;
Zwei Frauen bleiben spät noch fern dem Pfühle
Und sinnen träumend ihrem Leben nach.

Sind beide einsam, beide liebverlassen,
Die eine alt, die andre nicht mehr jung,
Und über beide webt Erinnerung
Die goldnen Fäden hin, die nie verblassen.

An jedem Abend um die gleiche Stunde
Erlischt der Mühle letzter Lampenschein,
Und bald schläft auch im Schloß die Kerze ein.

Stumm über beide Seelen flutet Nacht ...
So nähern sie sich still dem finstern Grunde,
In dem kein bleicher Lichterschimmer wacht.

Im Traum

Ich hab' im Traum das blaue Meer gesehn,
Wie übersät von goldnen Himmelsfunken,
So sternenhell, in Märchenglanz versunken
Und sanfter, lindbewegter Fluten Wehn.

Und ein Palast erhob sich stolz am Strand,
Ein Königsheim voll weißer Lichtesfüße;
Als ob ihn demutvoll die Sonne grüße,
Wob sie sich zitternd nur von Wand zu Wand.

War es das Heim, das uns ein Gott geschenkt?
Erwachend füllte sich mein Blick mit Tränen;
Des Nordens Nacht hat mich in Trug versenkt,

Und traurig frag' ich mich mit bangem Sehnen:
Spielt unsre Seele nicht in Lichtessäumen?
Was weiß das Leben von der Liebe Träumen?

Ich leb in Höhen ...

Ich leb' in Höhen, sonnenglanzumflossen,
Die freie Stirn umkränzt vom Morgenrot;
An meiner Schleppe Saum die Wolke loht,
Und Sturm und Blitze sind mir Spielgenossen.

Ich pflücke Blumen, die auf Sternen blühn,
Und wie das Weltall klingt in Harmonien,
So rauscht die Seele mir von Melodien
Und schwingt sich durch die Weiten stolz und kühn.

Doch steig' ich nieder in das Land der Zwerge,
Nehm' ich der Zwerge Form an und Gestalt
Und bin so rauh wie sie, so hart, so kalt,

Und meine Hand zerwühlt den Staub der Berge,
Der ihren gleich, die Stein um Stein erhebt —
Und keiner ahnt, wo meine Heimat lebt!

Der erste vereinigte Landtag
der preußischen Monarchie
Nach einem bisher unveröffentlichten Bericht

von

Georg von Below

(Nachdruck ist untersagt.)

Der im vorigen Jahre verstorbene Philosoph und Literarhistoriker Rudolf Haym schildert in seinen Lebenserinnerungen,* wie in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in Norddeutschland die Gemüter zunächst durch die kirchliche Frage, insbesondere die lichtfreundliche Bewegung in Anspruch genommen waren, wie dann aber eine Wendung eintrat, indem man sich fast ganz auf die politischen Angelegenheiten konzentrierte. Diese Wendung wurde herbeigeführt durch die drohende Krisis der Schleswig-Holsteinischen Sache und vollends durch die seit Anfang 1847 in Fluß kommende preußische Verfassungsfrage. Am 3. Februar, einem wichtigen Gedenktage von 1813, veröffentlichte Friedrich Wilhelm IV. ein „Patent", welches neue ständische Einrichtungen ankündigte. Er trug damit den verschiedenen Kundgebungen Rechnung, in denen sein Vater in Aussicht gestellt hatte, die Machtfülle der Krone durch Reichsstände einzuschränken. Der Gedanke, daß nun Preußen demnächst ein Parlament haben würde, erregte die Gemüter mächtig, und die Gärung wurde noch wesentlich dadurch verstärkt, daß die Verfassung, die der König nach dem „Patent" und den dazu gehörigen Ausführungsbestimmungen dem zu schaffenden „Vereinigten Landtag" geben wollte, keineswegs die allgemeine Billigung fand. Als dann der Landtag zusammentrat, waren es wiederum tiefgreifende Verfassungsfragen, die in ihm vorzugsweise zur Erörterung gelangten. So wurde die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihn aufs höchste angespannt und fortdauernd gefesselt. „Wir feierten jetzt" — erzählt Haym — „Beginn und Ausgang der ersten großen parlamentarischen Versammlung in Preußen, gaben unsern Hoffnungen und Gesinnungen den lebhaftesten Ausdruck und brachten den Wortführern der liberalen Partei die ehrlichsten und begeistertsten Huldigungen dar ... Der Vorhang, der so lange unser öffentliches Leben den Blicken entzogen hatte, war endlich aufgezogen. Auf offener Bühne spielte sich das Drama des Verfassungskampfes ab und riß die Zuschauer unwiderstehlich zur Teilnahme fort."

Aus dieser Stimmung hat Haym in seinem im Jahre 1847 selbst veröffentlichten Werk „Reden und Redner des ersten vereinigten preußischen Landtags" diesem Landtag und seinen Rednern ein literarisches Denkmal gesetzt, das noch heute durch die Frische und Unmittelbarkeit seines Tons eine anziehende Wirkung ausübt. Zu den führenden Persönlichkeiten des Landtags, deren Gestalt er mit besonderer Sympathie schildert, gehört der Ostpreuße Ernst von Saucken, wegen seiner Besitzung im Kreise Darkehmen als von Saucken-Tarputschen bezeichnet. In seiner Heimatprovinz von großem Einfluß und von dem Monarchen trotz des abweichenden politischen Standpunkts geschätzt, ist Saucken unter den älteren preußischen Parlamentariern einer der namhaftesten gewesen, hat auch im Frankfurter Parlament als geachtetes Mitglied gewirkt.

---

* Aus meinem Leben. Erinnerungen von Rudolf Haym. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit zwei Bildnissen Hayms. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhdlg. (Herm. Heyfelder).

Vor allem aber hat er auf dem ersten vereinigten Landtag eine führende Rolle gespielt. Noch heute wird er wegen seiner damaligen Begegnung mit Bismarck oft genannt.

Mitglied des vereinigten Landtags war neben ihm auch sein Bruder August von Saucken-Julienfelde. Dieser trat damals noch ihm gegenüber zurück, überlebte ihn jedoch — Ernst von Saucken starb 1854 — um ein bedeutendes und hat bis in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts eine lebhafte parlamentarische Tätigkeit entfaltet.

Im folgenden teile ich einen Brief Ernst von Sauckens mit, der einen Bericht über die Eröffnung und die Anfänge des vereinigten Landtags enthält. Dieser Bericht gibt eine Schilderung von außerordentlicher Anschaulichkeit, und es sind durchaus originale Mitteilungen, die er uns bietet. Er ist wertvoll als Stimmungsbild aus der Feder eines der namhaftesten Politiker jener Zeit. Noch größere Wichtigkeit aber kommt ihm zu durch seine Nachrichten über den Monarchen und den königlichen Hof. Die Mitteilungen, die wir hier von Saucken empfangen, liefern ohne Zweifel ein vollkommen greifbares Bild von Friedrich Wilhelm IV.

Sauckens Brief ist an seine Gattin Pauline, geb. von Below, gerichtet. Deren Bruder Gustav war Generaladjudant des Königs, übrigens in der politischen Haltung seinem Schwager nahestehend. Sauckens Schwester war mit General von Weyrach vermählt, dem Kommandeur des dritten Armeekorps. Die Verwandtschaft mit diesen Personen, die Beziehungen zum Hofe hatten, machte seine Stellung noch interessanter.*

Der hier folgende Brief ist vom 13. April 1847 datiert. Wie indessen aus ihm hervorgeht, bezieht sich dies Datum nur auf die Schlußworte. Der Hauptsache nach stammt der Brief vom 12. April. Er lautet:

Meine theure Pauline!

..... Zu den schwer erregenden Ereignissen dieser Tage, die das Herz beengen, kommt für mich noch die Besorgniß, daß irgend etwas zu Hause vorgeht, was Ihr mir erst mittheilen wollt, wann es vorüber ist. Gott schütze für solche Betrübniß bei so ernster [Besorgnis], als die ist, die die Thronrede verbreitet hat, die wir gestern vernommen haben. Die Zeitung wird wohl mit diesem Briefe sie Euch bringen. Wenn Ihr sie gelesen habt, werdet Ihr Theuren Alle einen Begriff haben, welchen Eindruck sie auf den Landtag gemacht hat. Alten Leuten, besonders vom Rhein und Posen, liefen die Thränen herunter vor Schmerz und Ingrimm gegen die, die den König so schlecht berathen. Es drang ein Gefühl mächtig durch aller Herzen, die sich nicht verkauft haben, und gleich Nachmittag versammelten sich die Koryphäen der Landtage, etwa 50, und beriethen sich über den zu nehmenden Weg. Einig war man, was geschehen müsse, und nur über das Wie fand anfangs Verschiedenheit statt. Kräftige Worte fielen und verfehlten ihre Wirkung nicht. Um 8½ Uhr war man einig, eine Adresse zu beantragen und, wenn, wie es hieß, sie verweigert würde, sie durchzusetzen oder gleich jede Berathung abzubrechen. Man wählte mich zum Antrag-Steller, ich lehnte es aus wichtigen Gründen ab, und Graf Schwerin übernahm es. Es war am besten, wenn es aus Pommern (der getreuesten Provinz) ausgieng, was allgemein anerkannt wurde. Wahrscheinlich hat man erfahren, was wir beabsichtigten, und als heute der Antrag gestellt wurde, war weder der Marschall noch der Minister dagegen, und da mit ungeheurer Mehrheit die Versammlung dafür stimmte (nur in Sachsen, Brandenburg und Westphalen weniger als in den anderen Provinzen), so wurde er sofort genehmigt, und die sofortige Ernennung der Kommission zum Entwurf zeigte deutlich, daß man vorbereitet darauf war. In der Entwurfs-Kommission ist von uns Auerswald und Abegg und vom Rhein Herr Beckerad aus Krefeld, der uns gestern schon einen sehr guten Entwurf vortrug. Es läßt sich demnach hoffen, daß sie [die Adresse] gut ausfallen wird. Aber in der allgemeinen Berathung, die erst übermorgen stattfindet, wird es doch heiße Kämpfe geben, denn, wie wir hoffen, wird vielleicht eine große Majorität sich entschieden für eine solche Adresse aussprechen, die nach der ung[lücklichen] Thronrede der König nicht billigen kann und uns zu Hause senden wird, was entschieden unter den gegenwärtigen Umständen besser ist, als unterhandeln. Nach unserer kleinen gestrigen Berathung giengen wir noch zu einer allgemeinen, und bis um 11 Uhr wurde ohne geordnete Debatte in Gruppen gekämpft und gestritten.

Welches Vertrauen mir von allen Seiten bewiesen wird, kann ich Dir gar nicht sagen, besonders vom Stande der Städte und Landge-

* Korrespondenzen Sauckens mit Friedrich Wilhelm IV., dem Prinzen von Preußen und seinem Schwager G. v. Below habe ich in der „Deutschen Rundschau“ Band 109, S. 101 ff., S. 267 ff., S. 372 ff. veröffentlicht.

meinden vieler Provinzen. Ganze Gruppen mir unbekannter Männer umringten mich und erklärten, ohne Austausch unserer Ansichten wollten und würden sie blindlings mir folgen und nur stimmen wie ich, sie würden sich halten, so lange ich es thäte und für heilsam hielte. Andere erklärten, sie hätten die Worte, die ich in einer früheren Versammlung gesprochen, zu Hause sich aufgeschrieben, sie wären zu ihren Herzen gedrungen, 2c. 2c. und würden solcher Gesinnung folgen, was mir der Sache wegen erwünscht ist, so wenig ich begreifen kann, wie so weniges hinreichen konnte, so viel Zutrauen hervorzurufen. Wir haben erklärt, daß wir keine Berathung vornehmen wollen, bis die Adresse beseitigt ist, und auf diese höchst gespannt, sehe ich ihrem Ausgang ungeduldig entgegen. Denn er allein bringt die Entscheidung, ob wir bald nach Hause reisen oder, wie uns heute angekündigt ist, acht Wochen hier bleiben. Ich erwarte zuversichtlich das Erste. Es ist auch das Einzige, was jetzt nur nützen kann. Heute ist Vorstellung beim Könige und dann große Tafel; ich soll mit den wenigen Senioren der andern Landtage an der Königlichen Tafel essen, was mir nicht recht ist. Ich fürchte, der König könnte sehr gnädig sein und später es bereuen. Morgen ist Ball beim Prinz von Preußen. Die Julienfelder Mädchen haben sich der Ober-Hofmeisterin vorstellen lassen und wollen, wenn sie eingeladen werden, hingehen. Täglich habe ich häßliche Kopfweh gehabt, gestern am stärksten, und mich recht unwohl gefühlt und noch keine Nacht nur erträglich geschlafen. Heute geht es etwas besser, als alle Tage vorher. Weyrach war heute bei mir und war gestern auch bei der Eröffnung, Wrangel nicht.* W[eyrach] und B[elow] sind, wie alle Vaterlandsfreunde, sehr betrübt über das, was geschehen und noch mehr über das, was zu erwarten steht. Sie haben treue Herzen für ihren König und für ihr Vaterland und sind nicht verblendet. Mehrere Minister haben mich gerne sprechen wollen, namentlich B[oyen]. Ich mag aber zu keinem gehen, nachdem sie nicht lieber ausgetreten als diese Rede gebilligt haben oder wenigstens nicht auf das entschiedenste dagegen protestiert haben. B[oyen] hätte nicht ehrenvoller enden können, seine sich doch zu Ende wendende Laufbahn wäre ehrenvoll beschlossen. Beinahe ununterbrochener Besuch störte mich, und ich mußte abbrechen, und um 6½ Uhr heimkehrend fand ich wieder Besuch, der eben erst 9½ Uhr fortgegangen ist und mir wenig Zeit läßt, meinen Brief fortzusetzen und den weiteren Erfolg des Tages zu berichten. In einem abgesonderten Zimmer wurden die Stände der Provinzen vorgestellt. Der König reichte mir die Hand, dem Einzigen, drückte sie herzlich und sagte: „Mein wackerer Feind! wenn aber alle meine Feinde Ihnen gleich wären, dann würden wir uns bald vereinigen." Dies überraschte Alle und war das Schönste, was er sagen konnte, es ehrte ihn und mich, ohne aber natürlich weitern Einfluß zu üben. Nachher kam der Prinz Albrecht, reichte mir auch die Hand und freute sich, mich wieder zu sehen, nachdem ich noch nie mit ihm gesprochen und jetzt nicht einmal bei ihm vorgefahren war. Viele Minister suchten mich auf und waren sogar herzlich und trugen mir so recht die Erbärmlichkeit und Abhängigkeit zur Schau, daß man übel werden könnte. Auch der Prinz von Preussen grüßte mich erst freundlich und kam später an mich heran und bemühte sich, mich zu überzeugen, wie nützlich die Vorlage wegen der Eisenbahn nach Königsberg besonders für uns wäre, und Fürsten und Herren umsummten den unbedeutenden Land-Junker,* blos weil sie Furcht vor dem geringen Wort haben, das aber, im Recht und in der Wahrheit begründet, seine Macht auf die Gemüther übt. O! Ihr Großen dieser Erde, wie jämmerlich erscheint ihr doch dem unbefangenen Blick! Auch Alexander Humboldt kam zu mir, und als ich ihn im Gespräch fragte, ob er bald nach England reisen und das Schild für den Prinzen von Wales überbringen würde, sprach er es erst aus, wie schlecht er das Machwerk fände, daß er nur gerathen, durch die Überreichung etwas bedeutender die Gabe zu machen, daß er aber nie Überbringer eines solchen biblischen Geschenkes sein werde, wie es deutlich schien, um mich zu überzeugen, daß er nicht Frömmler sei, und dann sprachen wir noch viel über Minister Schön.

Doch zurück zu unserer Vorstellung. Nachdem dem Könige alle Preussen vorgestellt waren, trat er in die Mitte des Zimmers und sagte: „Meine Herren, noch einige ernste Worte an Sie! Gestern habe ich mich zu Ihnen ausgesprochen, ich bleibe fest bei dem Gesagten, und die Provinz, die dem Lande den Namen giebt, wird es jetzt zeigen, ob sie auch vorangehen wird in der Treue, sie ist die älteste Provinz, auf sie sehen die andern und folgen nach, stützt sie den Thron, so steht er fest, rüttelt sie an ihm, dann wird er locker!" O! nicht wahr? es ist schmerzlich, daß unser König

* Der spätere Feldmarschall, der ebenso wie Saucken mit einer Schwester des Generals von Below verheiratet war.

* Vgl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. 5, S. 616: „Preußen hat wieder einen Adel" — so sagte eine ehrliche liberale Zeitung ganz verwundert; denn das landläufige Zerrbild vom preußischen Junkertum paßte wahrhaftig nicht auf die tapferen, gebildeten, patriotischen Edelleute, die im vereinigten Landtage, manche als Wortführer des Liberalismus, alle gleich freimütig auftraten.

so etwas sagen konnte. Darauf gieng der König zu den Märkern und sagte ihnen: „Wir sind uns nicht fremde, wir leben zusammen, wir sind wie Brüder!“ Zu den Pommern: „Ich weiß, Pommern steht mit seinem Herzog (er ist es), und wann ihm irgend ein Halt fehlt, dann finde es seinen Halt bei seinem Statthalter,“ und stellte den Prinzen von Preussen vor. Zu den Westphahlen: „Ihr seid einer der edelsten Stämme deutscher Zunge, wie Ihr Euer Blut rein erhalten habt, so erhaltet auch Eure Treue und bezeigt sie jetzt in der That.“ Zu den Rheinländern: „Die Provinz hat den größten parlamentarischen Takt, sie hat in allen Fällen großes Geschick gezeigt, nie die Form verletzt. Die Provinz muß vorangehen, dann werden die andern folgen,“ er zähle auf sie!! Zu den Posenern: „Die Provinz hat viel Trauriges erfahren, viel Schlimmes hat die letzte Zeit dort gebohren, es sind viel Thränen schon geflossen und es werden noch viel mehr fließen, von Ihrem Betragen wird es abhängen, meine Herren, ihre Zahl geringer zu machen und auch meinem Herzen dadurch manchen Schmerz zu ersparen.“ Dies war das Schlimmste. Eine Amnestie dunkel in Hoffnung gestellt, was soll das jetzt? Alles dieses hat nicht zum Guten, wohl aber dahin geführt, noch mehr Vielen die Augen zu öffnen über den Stand der Dinge. Bei Tisch brachte der König die Gesundheit der Stände aus und daß Gott ihr Werk gelingen lassen möge ꝛc. ꝛc., aber immer schimmerte der Wunsch durch, durch allerlei Mittel zu beschwichtigen oder einzuschüchtern. Es wird nicht gelingen, obgleich gar viele unserer Abgeordneten, die nie einen solchen Glanz gesehen, ganz verdutzt und ganz geblendet waren.

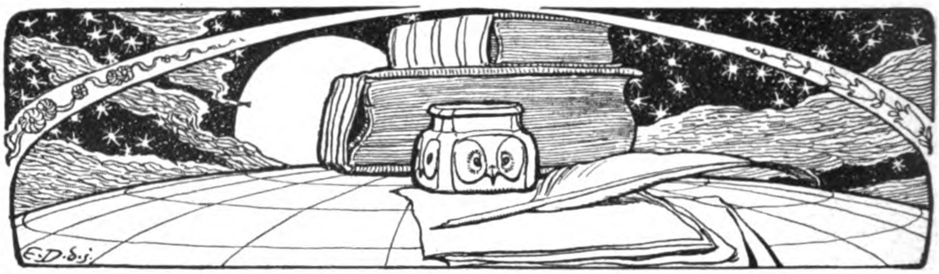
Es ist wahr, Pracht und Eleganz, mit Verschwendung gehäuft, findest du jetzt hier in einem Grade gesteigert, wie Berlin ihn wohl noch nicht kennt. Alle Prinzen des Hauses waren hier versammelt. Prinz Karl hat auf diese drei Tage von Italien herkommen müssen und reist wieder ab. Der Prinz Friedrich mit seinem Sohn von Düsseldorf, der Prinz Wilhelm Onkel von Schlesien ꝛc., alles mußte kommen, um vielleicht zu sehen, wie nach so viel Prunk und gewaltigem Aufheben ein stilles Auseinandergehen folgt. Morgen wollen wir Preußen allein einmal zusammentreten, um über die Stimmung in unserem Schooße genaue Kenntnis zu erlangen. Möchte sie befriedigend ausfallen.

..... den 13. Gestern noch gestört, heute von Weyrach bis jetzt nach 9 Uhr, wo ich in eine Versammlung muß, kann ich nichts weiter hinzufügen.

Gott sei mit Euch und mit uns Allen.

Dein Ernst.

Berlin, den 13/4. 47.



Literarische Rundschau

Erzähler und Erzählerinnen

Nicht ohne wohlüberlegte Absicht habe ich diese heute fast etwas altmodisch klingende Überschrift für eine Rundschau gewählt, die sich mit Erzeugnissen der neueren und neusten Roman- und Novellenliteratur beschäftigen soll. Die Lust und Kunst des Erzählens war unsren modernen Romanen im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr abhanden gekommen: anstatt der epischen Begebenheiten saßen die „Probleme", psychologische, soziale und metaphysische, an der Spindel, und die Fäden, die von ihr ausgingen, waren meistens so spinnedünn und nervenzart, daß die windstille, von Tag und Leben hermetisch abgeschlossene Stubenluft des exklusiven, selbstgenügsamen Artistentums dazu gehörte, uns wenigstens für Augenblicke eine poetische Wirklichkeit dieser schemenhaften Gespinste vorzutäuschen. Nun bereitet sich allgemach ein heilsamer Umschwung vor. Anstatt der asthmatischen, wie im Traum oder Fieber hergestammelten Einsamkeitsphantasien, anstatt der weltabgewandten Tüfteleien und Grübeleien, die sich noch dazu oft fremder Nationen Köpfe zerbrachen, bekommen wir wieder frisch und mutig ins Leben hinausschreitende Bücher in die Hand, **deutsche** Bücher, deren Verfasser den Zusammenhang mit ihrem Volkstum und dem Boden ihrer Heimat wiedergefunden haben, ohne deshalb, um mit Fontane zu sprechen, in „Provinzialsimpelei" zu verfallen, Bücher, die es verschmähen dürfen, sich fremde Brillen aufzusetzen, die die Dinge mit ihren eignen natürlichen Augen zu betrachten wagen, und die deshalb auch um einen eignen natürlichen Stil nicht verlegen sind. Wie so oft hat uns über diesen Wandel ein einzelnes Buch aufgeklärt, das die frohen Zeichen der neuen Romanepoche besonders hell und stolz zur Schau trug: Gustav Frenssens unvergleichlicher „Jörn Uhl". Aber alsbald lernten wir von dieser hohen Warte aus weiter und tiefer sehen. Es gibt nicht nur Krankheits-, es gibt auch Gesundheitsepidemien. Eine solche erleben wir jetzt in der deutschen Romanliteratur: seit der „Jörn Uhl" den Gipfel erklommen und hoch oben, allen sichtbar, die fröhliche Fahne des Selbstvertrauens aufgepflanzt hat, ist es, als ob die Sehkraft unsrer Augen sich plötzlich zu verschärfen anfinge: rings um das Haupt des Berges, wo wir bisher nur kahle Felsen und Hänge sahen, beginnt es sich zu regen, und wie mit einem Zauberschlage schlingt sich plötzlich ein ganzer Kreis von jüngeren oder älteren, doch scheinbar allesamt neu entdeckten Talenten um den Gipfel, die, wenn auch meist recht weit von ihm entfernt, nach Gehalt und Form doch zu seinem rechtmäßigen Gefolge gehören. Es war vorauszusehen, daß die Parteigänger der „Heimatkunst" versuchen würden, die neuen Zukunftsdichter alsbald unter den Schutz ihres Zunftbanners zu nehmen und sie als willkommene Beute vor ihren Triumphwagen zu spannen. Für einige mag damit ja jetzt und immerdar aller berechtigter Ehrgeiz erfüllt sein; sie mögen denn also das Joch auf sich nehmen und geduldig, wie's sich gehört, die ihnen zugewiesenen Vorspanndienste leisten. Die andern, und nicht die schlechtesten, hoff' ich, werden sich die Freiheit ihrer Natur und Entwicklung zu wahren wissen. Und es wäre jammertraurig für ein deutsches Volk und ein einiges Deutsches Reich, wenn sich dereinst, nach Jahren weiteren Fortschritts, die kritischen Köpfe der „Heimatkunst"-Bewegung engherziger erweisen sollten als jener Philipp von Macedonien, der zum großen Alexander das demütig-stolze Vaterwort sprach: „Gehe hin, mein Sohn, suche dir ein andres Königreich; Macedonien ist für dich zu klein" ...

Im übrigen wollen wir geschichtlich Denkenden eins nicht vergessen: daß auch die jüngste Neubeseelung des deutschen Romans keineswegs aus dem Nichts entstanden ist, daß sie vielmehr ihre lange, wenn man will, festgeschlossne Ahnenreihe hat. Wir schreiben hier keine Literaturgeschichte; deshalb mag es genügen, die Namen Jeremias Gotthelf, Willibald Alexis, Gottfried Keller, Theodor Storm, Theodor Fontane, Wilhelm Raabe und Wilhelm Jensen zu nennen, die mit der

Mannigfaltigkeit ihrer Nationalitäts- und Stammesherkunft zugleich für die Weite und Ungebundenheit ihrer Kunst zeugen mögen. Einer dieser Namen wird uns gerade jetzt aufs neue in Erinnerung gebracht: zwei recht ungleiche Theodor Fontanesche Altersromane, beide in demselben Jahre 1891 erschienen, **Unwiederbringlich** (4. Aufl.; Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger; geh. 3 Mk.) und **Quitt** (2. Aufl.; ebenda; geh. 3 Mk.), sind in neuen Auflagen erschienen. In „Quitt", dieser stark romanhaft ausgeführten Geschichte von einer blutigen Schuld in der deutschen Heimat (Riesengebirge), die erst drüben in Amerika ihre Sühne findet, haben wir ein Beispiel, wie eine „aus dem Leben gegriffene", doch nicht ohne Gefallen an krassen Situationen ausgestaltete Handlung einer feinen Menschenbeobachtung und tiefsinnigen Seelenkunde nicht im Wege zu sein braucht, wenn auch alles das, was nur mit der Phantasie, aus der inneren Beobachtung heraus, geschildert ist, dabei etwas zu kurz kommt. Was in „Quitt" überwiegt, ist in „Unwiederbringlich" ganz in den Hintergrund gedrängt: ohne alle romanhafte Verwicklung und Lösung werden hier die Fäden geführt, wenn schließlich „die Mißehe des in der Halbheit von häuslicher Ehrbarkeit und lebemännischem Gelüst an Charakter und Herz schwachen Mannes und seiner pietistisch selbstgerechten Frau" schließlich durch den Selbstmord der dogmenfesten Gräfin ein stummes Ende findet. Was sich uns schon beim „Jörn Uhl" aufdrängte, erkennen wir hier aufs neue: wie wenig bedeuten doch die bloße „Technik" und allerlei artistische Finessen gegenüber der Fülle des Lebens- und Wirklichkeitsgehaltes; wie gern lassen wir uns für den Mangel an künstlerischer Komposition und Ökonomie durch menschliche Tiefe und unbefangene Weltanschauung und nicht zuletzt durch die „Lust zu fabulieren", die Gabe, wahrhaft episch zu erzählen, entschädigen! „Ein Stil ohne Staat und Toilette, doch stets gefällig, nachlässig, aber anmutig und im Heikelsten graziös, berlinisch witzig, aber nie schnoddrig und kalauernd, reich an mehr bezeichnenden als schöngeweihten Ausdrücken des Märkertums und wieder die Rede eines vornehmen, nicht ängstlich auf Würde bedachten Mannes, wortreich, plauderhaft, sogar mit einer offnen Lust am sogenannten ‚Kohlen', aber niemals langweilig, keine geschriebene, sondern durchaus gesprochene Sprache" — so hat Erich Schmidt den Fontanestil einmal ebenso treffend wie erschöpfend gekennzeichnet.

Das Andenken eines im vergangenen Jahre allzu jung verstorbenen Rheinländers, der fest im Boden seiner Heimat wurzelte, ohne deshalb zum Winkelpoeten zu werden, erneuert der Roman **Maria** von Ernst Muellenbach, einem Schriftsteller, der lange unter dem Namen Ernst Lenbach schrieb und der seiner milden, ruhigen Art wegen wohl manchmal für eine Schriftstellerin gehalten wurde. Bei seinem Tode aber konnte man erfahren, daß er in Bonn ein Studienfreund Wilhelm Bölsches war, daß ihn mit Wilhelm Raabe, Paul Heyse und Wilhelm Jensen eine herzliche Freundschaft verband, und daß zu den Gästen seines Hauses öfters auch Hans Hoffmann, Gustav Falke und andre gehörten. Was er an Romanen und Novellen hinterlassen hat — alles in allem, soweit ich sehe, etwa acht bis neun Bände —, spielt fast ausschließlich auf dem ihm innig vertrauten rheinischen Boden. Wie „Die Siebolds von Lyskirchen" und „Schutzengelchen" im reichsstädtischen und im französierten Köln, wie der Roman „Aus der Rumpelkiste" in Bonn, so siedelt sich auch Muellenbachs Nachlaßwerk „Maria" (Berlin, Emil Felber; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) an den Gestaden des deutschen Weststromes an, in einer kleinen Stadt, in der wir wohl gleichfalls die rheinische Universität erkennen dürfen. Das Idyllische, das immer die starke Seite des Dichters war, kann sich hier besonders schön entfalten, gilt es doch von stiller, schlichter Frauengröße zu erzählen, die, demütig im Glück, tapfer im Leiden, auf leisen Sohlen doch wie eine sieggekrönte Heldin durchs Leben wandelt. Nicht ohne Berechtigung darf man wiederholen, daß auf diesem in Sprache, Stil und Gestaltung ausgereiften Werke etwas von der ruhigen Klarheit eines Herbsttages gebreitet liegt. Kleinstädtisches Leben ist mit Humor und guter Laune, doch auch nicht ohne gelegentliche bittere Satire geschildert; ihre Zeitfarbe empfängt die Erzählung aus den Jahren des Kulturkampfes, dessen religiöse Stimmungen die mit Geschick und behaglicher Anmut der Erfindung durchgeführte Handlung vielfach beeinflussen. — Von demselben Verfasser liegt gleichzeitig eine ältere Novellensammlung **Auf der Sonnenseite** in zweiter Auflage vor (Leipzig, Ernst Keils Nachfolger; 1 Mk.), während gleich nach dem Tode des Dichters seine Witwe einen Band gemeinsamer Studien und Skizzen unter dem Titel **Aus junger Ehe** herausgegeben hat (ebenda; 1 Mk.).

Die angenehme Ruhe und innere Heiterkeit in der Darstellung, die Muellenbachs Geschichten auszeichnet, versöhnt auch mit manchen künstlerischen Mängeln, deren eine zuerst und zuletzt aufs Technische erpichte Kritik Julius Lohmeyers Novellen- und Humoreskenband **Wir leben noch und andres** zeihen könnte (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.; geh. Mk. 2,40). Das Buch trägt seinen Titel nicht zu Unrecht. Es blüht in ihm wirklich eine andächtige, ehrfürchtige Verehrung des Lebens und seiner frommen, tapferen Mächte und die Kunst, aus scheinbar Kleinem und Unbedeutendem den höheren Sinn zu läutern. Freilich, manchmal erhebt der Verfasser Ansprüche, die er nicht zu erfüllen berufen ist. So erscheint mir die Titelnovelle, die mit ihrer geheimnisvollen Einfädelung nach Heyse hinüberschielt, über ihr Thema aber tatsächlich mehr hinwegtändelt, als es erschöpft, recht verfehlt, während „Die Brüder", die im Stoff gleichfalls an den Meister der psychologischen Novelle erinnern, weit ernster und tiefer durchgeführt werden. „Treulich aufopferndes Tun im kleinen Kreise" oder „eine mit Gott und der Welt in Harmonie

stehende Natur" — das sind Formeln aus dem Buche selbst, die auch seinem sittlichen Inhalt das Gepräge geben. Daß künstlerisches Gestalten vielfach in behagliches Erzählen, Erzählen manchmal in gar zu lässiges Plaudern übergeht, wird in den **Humoresken**, von denen gleichzeitig ein besonderer Band erschienen ist (Berlin, Freund u. Jeckel, jetzt Grote; dritte Auflage), weniger stören als in den „Novellen".

Über Verdienstlichkeit oder Verwerflichkeit der mannigfachen Versuche, eine einzelne wissenschaftliche, soziale oder politische Streitfrage der Gegenwart in Gestalt eines Romans zu erörtern oder zu lösen, ist übergenug gestritten worden. Unsre jedem ästhetischen Dogma so gründlich abgeneigte Zeit scheint ungern gesonnen, die Frage durch ein allgemeines Dictum für oder wider zu beantworten; sie zieht es vielmehr vor, jeden einzelnen Fall zu betrachten und danach ihren Wahrspruch abzugeben, wobei es sich in erster Linie immer darum handeln wird: hat der betreffende Dichter die Kraft gehabt, seines Vorwurfs künstlerisch Herr zu werden oder nicht? Im Falle Victor Blüthgen contra **Die Spiritisten** — wie sich Blüthgens jüngster Roman nennt (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger; Preis 3 Mk.) — kann ich diese Generalfrage nicht bejahen. So gern ich mich von dem reichen, geschickt und geistreich hin und her lancierten Inhalt habe in Bann schlagen lassen, so sehr ich mich von den Erfahrungen, die der Professor Felix Laßberg-Budde und seine Frau Paula mit dem Spiritismus machen, belehrt fühle — das ungemütliche Gefühl, daß Seele und Form nicht zu gleicher Stunde geboren, daß zu dem Gewand der spiritistischen Diskussionen sich nur mühsam der Leib einer lebendigen Handlung gefunden, hat mich während der Lektüre nicht verlassen wollen. Mit einem Wort: die Rechnung der „dichterischen Phantasie", auf die sich der Verfasser beruft, ist nach meiner Meinung zu kurz gekommen. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß Blüthgens Roman in eine gründliche Absage an den Spiritismus ausläuft; doch muß ausdrücklich anerkannt werden, daß sich der Verfasser für zu gut hält, das Kind mit dem Bade auszuschütten und nun gleich alles Transcendentale, was mit der tiefgehenden Bewegung verwandt ist, in Bausch und Bogen mit billigem Hohn und Spott abzustechen. Oder will sich jemand getrauen, die Überwindung der spiritistischen Anwandlungen Frau Paulas durch die freudige Erkenntnis der nahenden ersten Mutterschaft für nichts mehr denn einen willkürlichen Witz zu halten?

In künstlerischer Hinsicht, was die Gestaltung eines Menschenschicksals angeht, steht mir ein älterer Roman Wilhelm Bölsches, bei dem sich die Handlung um denselben Kern, eben um den Spiritismus, dreht, weit höher. Bölsches **Mittagsgöttin** (zwei Bände; Leipzig, Eugen Diederichs; 2. Aufl.) ist etwa vor zehn Jahren zum erstenmal erschienen und hat doch — so parador das klingen mag — weit mehr als der Blüthgensche die Berechtigung, sich als einen „Roman aus dem Geisteskampf der Gegenwart" zu bezeichnen. Man muß sich eben vergegenwärtigen, daß damals, zu Anfang der neunziger Jahre, die spiritistische Bewegung auf die junge, ungeduldig dem Neuen, Unerhörten und Unbegreiflichen sich entgegensehnende Generation einen viel tieferen und innerlicheren geistigen Eindruck machte als heute auf die breite Masse, die sich eigentlich nur das Sensationelle und Kuriose für die Sinne herausschält. Auch bei Bölsche entpuppt sich am Ende der ganze spiritistische Apparat als ein blöder Schwindel; aber — und daran erkennt man wieder, was in der Literatur bleibend ist und was verweht wie Spreu im Winde — auch heute noch fühlt man sich ergriffen von der seelischen Kunst des Dichters, an einem modernen Menschen die Einflüsse der spiritistischen Bewegung zu schildern. Will man auf Einzelheiten eingehn, so mag man vieles als gar zu abstrakt und doktrinär ansprechen; aber auch heute noch wird man die lyrischen Naturbilder aus der Mark, die von einem Hauche naiver Kindheitspoesie umwittert sind, nicht anders als mit reinstem Genusse lesen. Ob es der Spiritismus oder sonst ein übersinnliches Phänomen der Zeit war, was den Helden ergreift und erschüttert, verliert angesichts solcher dichterischer Qualitäten seine Bedeutung. Die „Mittagsgöttin" sollte eine Tragödie der Erkenntnis werden; Bölsche wird sich heute selbst nicht verhehlen, daß sie hinter diesem Ideal zurückgeblieben ist. Aber er mag sich mit dem Bewußtsein trösten, aus dem dunklen Drange einer gärenden und suchenden Zeit mit reiner Künstlerabsicht und in ehrlichstem Überzeugungseifer geschaffen zu haben. Das hat dem Buche einen innern Schatz verliehen, den der Zahn der Zeit nie ganz aufzuzehren vermag. — Gleichzeitig ist von demselben Verfasser die heitere Geschichte aus dem römisch-germanischen Altertum **Der Zauber des Königs Arpus** in zweiter Auflage erschienen (Dresden, Karl Reißner), die Geschichte einer — Bierreise vom alten Tibur-Tivoli bis ins Reich des Chattenkönigs im Taunus, wo zuerst der Gerstensaft im Glase geschäumt hat. Die Erzählung, mit leichtbeschwingter Fabulierungskunst vorgetragen, verdankt ihre Entstehung jenen leicht humoristisch gefärbten antiquarischen Neigungen und Studien der achtziger Jahre, da Scheffel die Lebensgeschichte des Ichthyosaurus dichtete und der historische Roman bei uns in bestimmter Modefassung blühte. Die unterhaltende Geschichte, die den Taunus und die Saalburg umrankt, wird auch heute noch, im Zeitalter der weiblichen Studenten, feuchtfröhlichen Gemütern Freude machen.

Moderne Zeitfragen werden auch außer dem Spiritismus gern in Romanform behandelt; vor allem eine: die des weiblichen Studiums. Aber auch da zeigt sich, daß man die Problemperiode überwunden zu haben glaubt, wenigstens fängt man an, die Frage der Möglichkeit oder der Heilsamkeit des Frauenstudiums dem Drum und Dran, der ausführlichen und umständlichen Schilderung des akademischen Milieus zu opfern. Ein

neuer Roman von Rudolf Stratz trägt deshalb sehr mit Recht als Haupttitel das Scheffelsche Citat **Alt-Heidelberg, du Feine** (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.; geh. Mk. 3,50), eine Bezeichnung, die den ganzen jugendfrischen Zauber der Neckaruniversität vor uns erstehn, die uns aber schwerlich an all die Kämpfe, Schmerzen und Enttäuschungen denken läßt, in die uns der deutsche Schriftsteller oder mehr noch die deutsche Schriftstellerin bisher tauchen zu müssen meinte, wenn es sich, wie hier, um den „Roman einer Studentin" handelte. Mit lebhafter Teilnahme habe ich die frisch, flott und flüssig geschriebene Geschichte gelesen; aber wenn ich mich frage, was mich eigentlich daran gefesselt hat, so müßte ich lügen, wollte ich antworten: das Schicksal der Heldin, der stud. philos. Erna Bauernfeind. Daß wir's nur gestehn: Dichtungen mit dem Titel „Alt-Heidelberg", ob sie uns nun im Buch oder von der Bühne entgegentreten, haben von vornherein einen Stein bei uns im Brett. Sie schlagen beim Deutschen gleich mit dem ersten Griff eine Saite an, die noch bis ins hohe Alter hinauf einen reinen Klang gibt, und die wie keine sonst im stande ist, auf einmal der dunklen Gefühle Gewalt zu wecken, die „im Herzen wunderbar schliefen". („Erst mit ergrauenden Haaren weiß man, daß man einmal zwanzig war.") Niemand, auch der Verfasser nicht, wird darüber im Zweifel sein, welche gewaltige Hilfe die latente Poesie des Schauplatzes dem Alt-Heidelbergdrama Wilhelm Meyer-Försters geleistet hat, das im vergangenen Theaterjahre einen so gewaltigen Publikumserfolg errang, obgleich man sich darüber einig war, daß die Figur des Erbprinzen, die doch im Mittelpunkt der Handlung stand, sehr blaß und konventionell gezeichnet war. Ganz dieselben hilfreichen Geister der Phantasie beschwört Stratz in seinem Studentenraum. Auch er zieht uns weit mehr mit den Äußerlichkeiten, mit den Scenerien und den Dekorationen in Bann als mit der eigentlichen Handlung und den Schicksalen seiner Heldin. Auch hier will, wie bei dem Blüthgenschen Roman, das Gefühl nicht weichen: die Schale ist dem Dichter wichtiger als die Frucht, die er uns darauf präsentiert; die Menschen sind nach wohlüberlegter Wahl in diese gefällige Umgebung gestellt; eins ist dem andern nicht mit innerer Notwendigkeit angepaßt. Ein Schriftsteller hat kürzlich das seltsame Experiment unternommen, eine ganze Reihe von ethnographischen Novellen zu schreiben, alle mit wechselnden, zum Teil exotischen Schauplätzen, die der Verfasser mit Mühe und Schweiß aus Büchern studieren mußte, um dann, gleichfalls nach fremden Reiseberichten, sich die Menschen daraus zu konstruieren. Der Stratzsche Roman verfügt über so viel natürliche Phantasie, Geschmack, Geist und Eleganz, daß er den Vergleich mit diesen künstlichen Gebilden weit von sich weisen darf; aber ich habe an jenes grundverfehlte Unterfangen vorübergehend doch denken müssen, obgleich oder gerade weil bei Stratz scheinbar alles so glatt und eben ineinander aufgeht. Stratz hat jetzt eine hübsche Anzahl namhafter Romane hinter sich, wenn man will, lauter Treffer, keine einzige Niete darunter. Er hat eindrucksvolle Bilder aus dem modernen Berliner Leben gezeichnet; er hat sich in der Welt der Kaserne und des Turfplatzes umgesehen; er ist in die Gletscherwelt der Alpen emporgestiegen („Der weiße Tod"; „Montblanc"; „Die törichte Jungfrau"); er ist auch der hohen Politik nicht aus dem Wege gegangen und hat seinen Fuß wiederholt selbst auf den heißen Boden Afrikas gesetzt. Und doch wird man so leicht nicht in Versuchung kommen, ihn für mehr als einen tüchtigen Unterhaltungsschriftsteller zu respektieren, der, selbst ein Weltmann, genau die Stoffe kennt, für die sich die heutige Gesellschaft zunächst und am meisten interessiert, und der mit nie erlahmender Virtuosität in immer anregendem, immer neu und besonders gemodeltem Stil darüber zu fabulieren versteht.

Es gehört mit zu dem literarischen Charakterbilde dieses Schriftstellers, daß er bei der Erörterung sogenannter brennender Fragen der Gegenwart eine versöhnliche Vermittlerrolle spielt und das Für und Wider möglichst gewissenhaft abzuwägen bemüht ist. Seine Heidelberger Studentin ist wohl entschlossen, ihr Ich zu einer selbständig denkenden Persönlichkeit auszubilden, aber sie ist nicht so emanzipiert, den Mann nicht als eine notwendige Ergänzung zum weiblichen Wesen gelten zu lassen: „Mit dem Mannweib ist es bei mir nichts! Ich will Weib bleiben, durch und durch, da ich es nun einmal nach der Fügung des Schicksals bin". So geht sie denn am Ende des Romans — das ganze Momentbild spielt sich in knapp drei Tagen ab — an ihr Studium als geliebte und liebende Braut eines starken Mannes, für den sie sich in den drei Jahren der Trennung und Arbeit aus einem Spielzeug und Zeitvertreib zu einer verstehenden, hilfreichen Freundin und Kameradin seiner Arbeit heraufbilden will. Rätselvoller und komplizierter erscheinen **Frauenseelen** der Verfasserin des Erziehungsromans „Aus guter Familie" und der unvergeßlichen „Ellen von der Weiden": Gabriele Reuter. Ihre neue Novellensammlung (Berlin, S. Fischer; geh. 3 Mk.) hat von der psychologischen Feinfühligkeit ihres ersten Buches nichts eingebüßt, aber auch ihre Stoffwelt im äußern, epischen Sinne zeigt sich seitdem kaum erweitert. Selbst ihre „Frau Bürgelin", dieser umfangreiche, an romantischen Zutaten nicht gerade sparsame Roman, verlegte alles Schwergewicht nach innen. Nicht daß Gabriele Reuters Phantasiewelt zu verarmen begönne; es gibt einen innern Reichtum, der alle sichtbaren Schätze verschmähen darf, dem eine neu entdeckte und beobachtete Nuance seelischer Empfindung mehr gelten darf als ein kostbares Kollier von tausend funkelnden Steinen, mit denen andre Romanziers ihre Erfindungen ausputzen. Es gehören scharfe Augen und sensible Nerven, aber auch ein allen kleinsten Freuden und Schmerzen frei erschlossenes Herz dazu, in diesem Dämmer der Gefühle und Stimmungen noch so viel Zartes und Apartes zu

unterscheiden, wie es Gabriele Reuter kann. So viel literarische Vorzüge diese Künstlerschaft nun aber auch in sich schließt, nicht mit Unrecht möchte man mir entgegenhalten, daß eine solche Kennerin und Könnerin des Differenzierten im Grunde gar nicht in diese Rundschau über „Erzähler und Erzählerinnen" gehört. Denn darüber wird sie sich selbst klar sein: diejenige Geschichte, die unter den in „Frauenseelen" vereinigten zehn Novellen vielleicht am meisten greifbaren Inhalt hat, „Das Opernglas", sie gerade streift am nächsten an die Anekdote, so überlegen und freigeistig auch die Ironie sein mag, mit der hier eine schwache Seite der Frauenseele belächelt wird. Am Meeresufer steht eine Dame und sieht durch das Opernglas dem Dampfer nach, auf dem ihr Held und Geliebter davonfährt. Eine junge schwarzäugige Kellnerin und ein blondes Dienstmädchen mit weißem Häubchen bitten sie dann auch um das Glas; auch sie haben „ein Liebes" auf dem entschwindenden Schiff. Wie schade nur, daß es bei allen dreien ein und derselbe. „Die Frauen tauschten einen Gruß, und wenn sie sich wieder begegneten, kannten sie einander nicht mehr. Das Opernglas hatte nichts verraten." Von erschütternder Tragik ist die kleine, doch innerlich so reich bewegte Geschichte „Von eines Toten Wiederkehr"; sanfter verläuft die einer Frau, die ihr verlorenes Glück nicht vergessen kann, der die „Treue" zum Schicksal wird; rührender wirkt trotz der leisen Beimischung von Humor das Geschick der Mutter („Clementine Holm"), die ihren Sohn in ewige Mutterzärtlichkeit hüllen möchte und all ihren Halt verliert, als Jugend sich der Jugend zuwendet ... Was Gabriele Reuter einmal von Turgenieff sagt, das gilt auch von diesen ihren Geschichten: es liegt ein grauer Nebel über den Dingen, eine Traurigkeit, in die sie ihre Menschen einspinnt, ein dumpfer Bann, der sich sacht auch auf den Leser senkt, bis eine müde Hoffnungslosigkeit wie ein unabwendbares Schicksal seinen Geist und seine Seele lähmt.

Von dem, was wir im landläufigen Sinne des Wortes Liebe nennen, ist in dem neuen Reuterschen Buche trotz des Titels wenig die Rede. Die in einem ihrer Erstlingswerke so grimmig gegen „die Tyrannei der alltäglichen Ehrbarkeit" zu Felde zog, wandelt auch, wenn sie das Thema vom Verhältnis der Geschlechter zueinander berührt, gern auf eignen, von der breiten Landstraße immer seitab führenden Pfaden. Naiver und temperamentvoller zugleich ergreift Marie Eugenie delle Grazie ihre weiblichen Stoffe, und so scheut sie sich denn auch nicht, einen Novellenband resolut mit dem simplen und doch so inhaltsreichen Stichwort **Liebe** zu benennen (Leipzig, Breitkopf u. Härtel; 3 Mk.). Aber auch sie trägt in das Wort eine besondere Note, die Note einer starken Persönlichkeit, einer trotzigen, herben Eigenwilligkeit. Im „Volkslied" zittert wohl noch etwas von der konventionellen Auffassung slavischer Blutleidenschaft nach, aber in „Sünde" und in „Seele" enthüllt sich das ganze gedanken- und gefühlsreiche Innenleben einer Dichterin von der Kraft und Größe, wie sie schon aus dem epischen Lebenswerk der Verfasserin, dem großzügigen „Robespierre" (1895), zu uns sprach. Auch in der Darstellungskunst macht sich ein überraschendes Wachstum bemerkbar: wie schnell steigert sich die noch etwas blasse, elegisch verträumte Jugendschwärmerei der ersten Erzählung („Erste Liebe") zu still erhabener Lebenstragik in den spätern! Und doch bleibt oft ein Rest, der in den Begriff von reiner Kunst nicht ganz aufgeht. Dann hat man das Gefühl, als ließe eine auf äußere Wirkungen allzusehr erpichte Virtuosin grelle Bühnenlichter über ihre Gestalten huschen, die im natürlichen Licht des Tags lebenswahrer und deshalb auch ergreifender zu uns sprechen würden.

In all diesen von Liebe handelnden Büchern wird eindringlich oder doch vorübergehend die Frage erörtert, ob zwischen Mann und Frau, die im Frühling oder Sommer ihres Lebens einander begegnen, zärtliche Gefühle sich schließlich anders als in die Formen der Liebe kleiden könnten. Und überall wird die Frage verneint. Anders Georg Hirschfeld, einer aus der jüngeren Schriftstellergeneration, dessen Name uns bisher hauptsächlich von der Bühne her entgegengetreten ist. In seiner Novelle **Freundschaft** (Berlin, S. Fischer) zeichnet er mit viel Feinheit und Sorgfalt, wenn auch nicht immer mit ganz sicherer Hand, das Bild einer jungen Norwegerin, die in Berlin Kameradschaft mit einem frühgereiften jungen Dichter und Lebenskünstler schließt. Allmählich fängt das Gefühl an, sich bei ihm zur Liebe zu steigern. Doch der ideale, hochgespannte Sinn Anna Friburgs will keine andre als die seelische und geistige Gemeinschaft mit dem Freunde, so daß dieser, von der Unwahrheit des Verhältnisses überzeugt, sich von ihr abwendet. Zu spät erkennt und bereut das Mädchen ihre „Sünde wider die große Natur"; aber ihre Versuche, gutzumachen, was sie, in Irrtum über ihr eigenes Selbst befangen, versäumte, finden den Geliebten in den Armen eines naiven Glückes mit einer frischer, einfacher und natürlicher empfindenden Frau. Nun kommt die Wendung: die Frau in ihr steht auf („Wie ein Schneefeld in der Sommersonne schmolz ihr herber Trotz dahin"), zugleich aber der ganze Adel, die ganze Größe ihres Charakters. So wächst sie über den Mann empor; man glaubt ihr, dank der warmen Überzeugungskraft des Dichters, daß sich ihr aller Drang der Gefühle droben in den Bergen ihrer Heimat zu reiner, stolzer Freundschaft ohne alle Empfindsamkeit der Unverstandenen versöhnen kann. Ein gut Teil von dem bösen, nicht unverdienten Mißerfolg, den Hirschfeld im vergangenen Winter mit seinem wirren Märchendrama „Der Weg zum Licht" geerntet, hat er mit dieser schlichten und innigen, zudem von einer rührend poetischen Episode aus dem Leben und Lieben eines erblindenden Malers durchsonnten Gabe ausgewetzt.

Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß wir mit Hirschfelds Novelle schon halb und

halb wieder in die dürre Atelierluft haben zurückkehren müssen, der wir jetzt eigentlich entfliehen zu können hofften. Doch ist das Gegengift gegen diese diffizile Überfeinheit sensitiver Künstlernaturen, wie sie Hirschfeld in seinem Dichter Brander schildert, schon bereit. Wir brauchen nur zu Georg Freiherrn von Ompteda's Novellenband **Das schönere Geschlecht** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geb. 5 Mk.) zu greifen, um uns in einer ausgeprägt männlichen Sphäre der Empfindung und Darstellung zu befinden. Omptedas resolut-realistische und doch oft tief beseelte Art, Stoffe aus dem Leben mit packender Unmittelbarkeit künstlerisch zu runden, ist unsern Lesern hinlänglich bekannt und vertraut; erst in diesem Hefte tritt er ihnen ja wieder mit einer solchen Gabe entgegen. Auch an der Spitze des vorliegenden Novellenbuches steht ein zuerst in den „Monatsheften“ erschienenes Charakterbild aus dem Militärleben: „Der Sergeant“, dessen herbe, rauhe Tragik man hinter dem Gesamttitel der Sammlung ebensowenig erwarten sollte wie die wuchtige, düstere Größe der „Heimkehr“, die den allzu brutalen Schluß macht. Dazwischen aber blühen zur Erquickung viel bunte und liebliche Blumen. Eine Fülle von Stoffen und Stimmungen, auch des weiblichen Herzens, entfaltet sich: sonnige Heiterkeit, stille Entsagung, fröhlicher Humor, wehmutsvolle Elegie, ausgelassene Tollheit und — in der „Wand“, einem Bild aus den Alpen — eine starke, jugendliche Freude an den stolzen Schönheiten der Hochgebirgsnatur. Ein so selbstbewußter Könner und Draufgänger wie Ompteda geht dem Eklen und Grausigen des Lebens nicht aus dem Wege; aber man braucht ihn nur mit einem Tovote zu vergleichen, um sich der ganzen Tüchtigkeit und Gesundheit seiner Natur bewußt zu werden. Harmloser und liebenswürdiger giebt sich Ompteda, dessen Produktivität übrigens mittlerweile beängstigend wird, in der gleichzeitig in besonderem Bande erschienenen Novelle **Traum im Süden** (ebenda; geh. 2 Mk.), einer einfachen Liebesgeschichte, die ihren nicht gerade hohen literarischen Wert allein durch die mit Ernst und Humor, Tiefe und Grazie souverän spielende Darstellungsart ihres Verfassers empfängt. Wie der allzu zart gesponnene Märchen- und Liebestraum der Riviera im rauhen Heideland des Nordens zerflattert, wie Nord und Süd sich nach kurzer Vereinigung wieder trennen, wie der Herr von Ringstrand auf Bröjum sich schließlich mit seinen Teckeln wieder allein einrichtet, das ist mit einer so herzhaften, welt- und lebenssicheren, keck zugreifenden Fabulierungskunst hererzählt, daß man während des Lesens zu einer literarischen Kritik gar nicht kommt. Weshalb man aber gerade diesen Ompteda durch, übrigens in seiner gesuchten Steifheit wenig ansprechenden, Buchschmuck (von Hanns Anker) glaubte auszeichnen zu müssen, ist mir rätselhaft geblieben.

So viel Ompteda von französischen Vorbildern, namentlich von Maupassant, gelernt haben mag, den er ja übersetzt hat, der Untugend des Launischen, gesucht Fragmentarischen und Skizzenhaften, daran die französischen Novellisten leiden, hat er sich nur selten schuldig gemacht. Der deutsche Zug zum Konsequenten in ihm ist stark genug, um angesponnene Fäden auch dann zu Ende zu führen, wenn sie ihn ins krasseste Extrem des Naturalismus oder in seelische Konflikte locken, deren differenzierter Feinheit seine Psychologie nicht immer gewachsen ist. Es gibt Schriftsteller, die bei weitem nicht den Erfindungsreichtum und die epische Ausdruckskraft haben wie Ompteda, und bei denen sich doch weit weniger Knubben und Knorren im Holze finden als bei dem Verfasser des „Schöneren Geschlechts“. Zu ihnen gehört Otto von Leitgeb, der in der Produktivität augenblicklich fast mit Ompteda wetteifern darf. Seinem geschichtlichen Roman „Sidera cordis“, den wir vor nicht langer Zeit (Maiheft 1902) angezeigt haben, ist inzwischen bereits eine größere Novellensammlung gefolgt, die ihren Titel: **Der verlassene Gott** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) von der ersten Geschichte entlehnt. Von der ersten „Geschichte“? Man darf zweifeln, ob mehr als eine der hier vereinigten neun belletristischen Gaben eine Geschichte oder eine Erzählung im eigentlichen Sinne des Worts genannt zu werden verdient. Dafür verlaufen sie allzu skizzenhaft und aphoristisch. Das Präludium ist fast überall meisterhaft; das Musikstück selbst bricht oft gerade da ab, wo sich erst die Melodie entfalten sollte. Man scheidet dann mit dem Eindruck des Unzulänglichen oder mit der fatalen Mutmaßung, der Verfasser sei absichtlich Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen, hinter denen eigentlich der Kern des ganzen Problems lag. Um Mittel, dafür zu entschädigen oder das zu verhüllen, ist ein so geschmackvoller und farbenkundiger Schilderer wie Leitgeb freilich nicht verlegen. Wie er in der „Alten Rechnung“, einer sonst von dichterischer Anschaulichkeit strotzenden Novelle aus dem heutigen Aquileja, plötzlich Bedeutung und Interesse seiner Figuren verschiebt, das ist ein Kunststück, das ihm so leicht kein andrer nachmacht, aber eben doch nur ein Kunststück. Die Eleganz und Schmiegsamkeit seines Stils, die Mannigfaltigkeit seiner halb geistreichen, halb pikanten Pointen verstärken eigentlich nur die Gefahr, in der der Ernst seiner Kunst schwebt. Er hat romanische Tropfen in den Adern, mit denen sich sein Blut noch nicht recht vertragen hat. Er soll sie bei Leibe nicht ausstoßen — unsrer deutschen Schwerfälligkeit tut ein bißchen welsche Leichtigkeit und Anmut durchaus not —; aber er sollte ihre Herrschaft auf solche Stoffe beschränken, denen sie innerlich konform sind, vornehmlich auf Stoffe aus der vornehmen Gesellschaft und der eleganten Welt, in der sich seine lebensfrohe Kunst so frei und sicher bewegt.

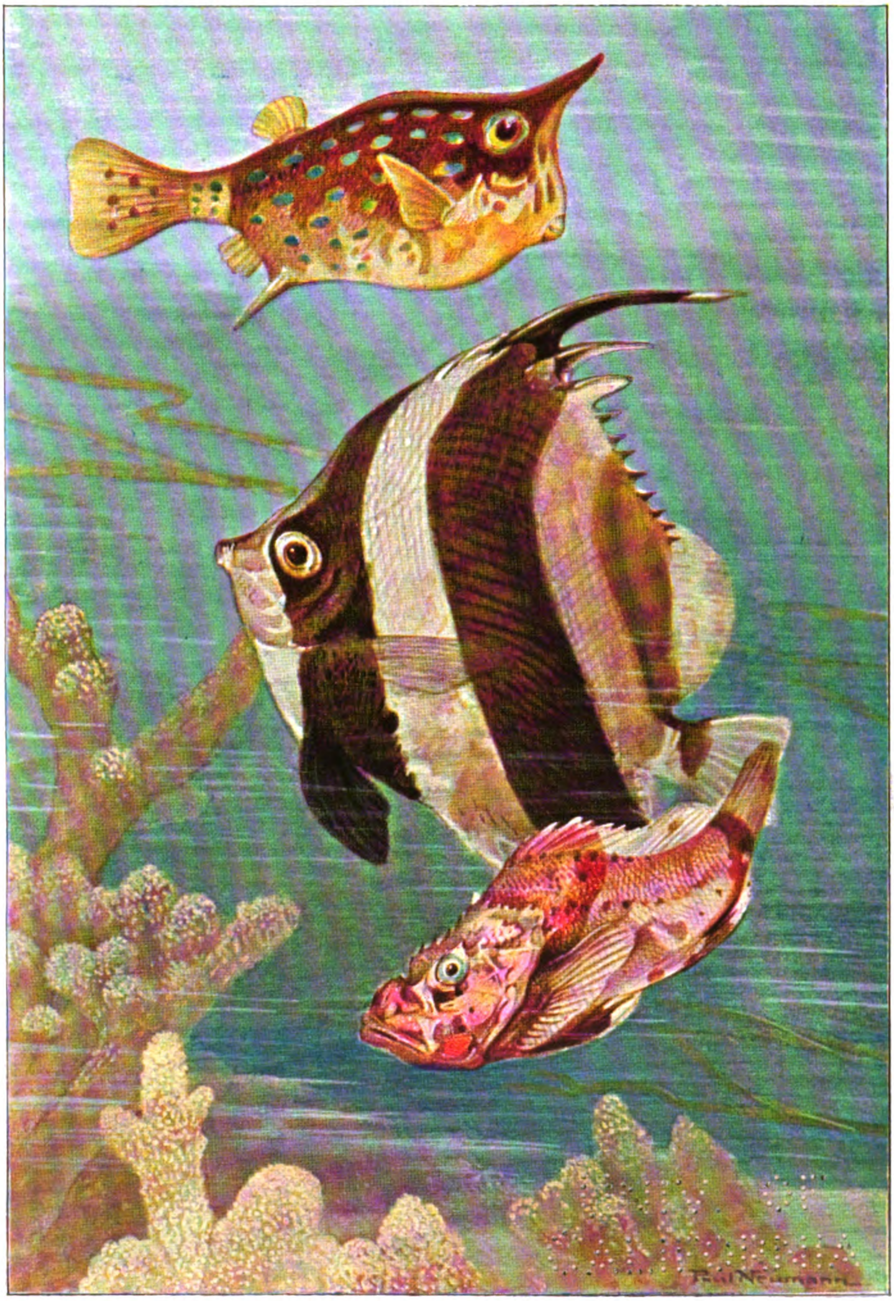
Möchte man Ompteda und Leitgeb manchmal in den allzu fleißigen Arm fallen, so will einen bei Isolde Kurz ob ihrer Sparsamkeit manchmal ein Bedauern beschleichen. Sie ist eine Dame, die seit Jahrzehnten auf der Höhe ihrer

reifen Kunst steht — außer einem Band Gedichte, in dem sich ein paar unvergänglich schöne Verse befinden, haben wir jetzt ein knappes Halbdutzend Novellen- und Märchenbücher von ihr, meist kleine Sammlungen, die mit ihren Gaben haushalten, als sei das Material zu kostbar, um auch nur ein Spänchen davon unnütz zu vergeuden. Diese plastische Bildnerwürde — „Plastizität" nennt sie selbst es einmal —, die sich stets gegenwärtig hält, daß Kunst zunächst und vor allem ein Tilgen alles Überflüssigen verlangt, verläßt die Künstlerin auch in ihren jüngsten Schöpfungen nicht. Ihre Erzählung **Unsere Carlotta** (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.), die tragische Liebesgeschichte eines italienischen Dienstmädchens, erscheint trotz des realistischen Stoffes wie aus Stein gemeißelt, groß, herb, fast archaistisch starr. Nirgend ein Zuviel, aber hier und da ein Zuwenig. Man vermißt das, was die „Moderne" so hoch schätzt, das Intime und Nahe. „Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit." Der Grund dafür liegt zum Teil sicherlich in dem italienischen Schauplatz. Freilich, die Dichterin hat recht, wenn sie in einer autobiographischen Skizze einmal sagt, die ungeschminkte und unverzierte Menschlichkeit sei in Italien immer noch am reinsten anzutreffen; in Deutschland sei alles nuancierter und blässer. „Auch der einfache Ausdruck der Leidenschaft klingt nirgend so natürlich wie im Munde der Italiener. Deshalb liefert Italien den Dichtern ebenso wie den Künstlern die besten Modelle; alles ist hier tief, satt und einfach, und diese erdgeborene Menschlichkeit ist der Untergrund aller Kunst. So muß ja auch der Bildhauer den nackten Körper aufs genaueste kennen, selbst wenn er den bekleideten darstellen will". Doch ist dabei eins zu bedenken: nicht immer verringert sich mit dem Wege, den der Dichter von sich bis zu der Seele seines künstlerischen Objekts zurückzulegen hat, auch der von ihm zu uns. Bei der „Carlotta" ist das entschieden nicht der Fall; es fehlt die Wärme, die von der Heldin zu uns überstrahlen sollte, und man möchte die vermittelnde Persönlichkeit der Künstlerin häufig beredter und vertraulicher hervortreten sehen. Daß sie das kann, daß sie sogar allerliebst mit einer köstlichen Mischung von leichter Schalkhaftigkeit und Selbstironie zu plaudern versteht, beweisen die beiden humoristischen Erzählungen „Der kleine Schuh" und „Eine Räubergeschichte", die sie zu einem zierlichen, hübsch ausgestatteten Bändchen mit dem anspruchslosen Titel **Frutti di Mare** (ebenda) vereinigt hat. An dem ernsten Grundzug ihres literarischen Charakterbilds freilich vermögen sie wenig zu ändern.

Das herzlich Warme, das Traute und Trauliche, das der Florentiner Dichterin — so dürfen wir die in Tübingen geborene, aber seit langen Jahren am Arno heimisch gewordene Isolde Kurz wohl nennen — so fern bleibt, flutet uns gleich in Strömen aus einem Novellendreiblatt von Karl Worms entgegen, das mit Recht den Titel **Die Stillen im Lande** trägt (Stuttgart, J. G. Cotta; Preis 3 Mk.). Hier sind einmal wirklich wieder Erzählungen, „Erzählungen aus dem Winkel", wie der Verfasser sagt, aus dem russisch-kurischen Grenzlande, wo so viel müde Sonderlinge und närrisch-liebe Käuze gedeihen. Das nahe Rußland mit seinem „Nitschewo" hat ihnen die wilde, tatendurstige Erobererseele in Schlaf gelullt, die einst in ihnen stürmte; nun ducken sie sich still und stumm in ihren Winkel und wärmen sich an der idyllisch-elegischen Poesie ihrer Erinnerungen. Die kurischen Städte, versichert uns Worms, stecken voll von solchen verschollenen Existenzen, die nur um die Erlaubnis bitten, unbeachtet im behaglichen Winkel ableben zu dürfen. Bald ist es eine verwitwete Pastorin, eine verarmte Adlige, ein schweigsamer Beamter, ein wunderlicher Baron. „Du lieber Gott, wer weiß, wieviel Märtyrertum hinter diesem Schweigen im kurischen Winkel steckt". Der Verfasser, der bereits durch seinen baltischen Zeitroman „Du bist mein" und die Erzählung „Thomas friert" nicht unberechtigte Aufmerksamkeit erregt, hat manches von dieser spinnwebüberzogenen Poesie durch den Zauber seiner feinen Stimmungsmalerei und die schlichte Natürlichkeit seiner Sprache erlöst. **Friedrich Düsel.**

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Oben: Gehörnter Kofferfisch (Ostracion cornutum);
in der Mitte: Peitschen-Korallenfisch (Heniochus chrysostoma);
unten: Teufel-Drachenkopf (Scorpaena diabolus).

Gedruckt bei Georg Westermann in Braunschweig

XCIII. Band Heft 554

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

November 1902

Lili

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die beiden Witwen gingen in ihren schwarzen Kleidern ein Stück hinter den vier Kindern her, die fröhlich lachend vorausliefen. Es war noch warm und schön, während doch der Herbst sich meldete, denn ab und zu sank ein welkes Blatt von den Bäumen, flatterte langsam nieder, rechts und links hin und her taumelnd, und gab dann jedesmal ein ganz leises Geräusch, wenn es schurrend den Sand am Boden berührte.

Die beiden Frauen sprachen kaum ein Wort, nur ab und zu sagte Ilona: „Ach, ist das schön heute!“

Und dann wieder nach einer Weile Agathe: „Die Wärme tut wohl!“

Dann ging es wieder weiter lange Zeit, ohne daß jemand gesprochen hätte. Sie empfanden nicht das Bedürfnis dazu, sie waren müde beide von den letzten Wochen, Monaten, ja Jahren, von diesem schrecklichen langsamen Hinsiechen des alten Mannes, der nicht sterben konnte.

Frieden war eingekehrt, köstlicher Frieden, wie ihn beide erst gekannt, seitdem er unter der Erde ruhte, eine wunderbare Ruhe, die Herz und Seele stärkte, die die Nerven beruhigte und auf Agathes Gesicht wieder Gesundheit zu zaubern begann, Rundung und wiederkehrende Jugend.

Sie blühte förmlich auf. Die Bekannten sagten es ihr. Die Präsidentin war fast erschrocken darüber, erschrocken wie einst, als sie das Hinwelken dieser blühenden jungen Frau beobachtet hatte.

Kein Mensch quälte sie mehr, sie konnte ruhig schlafen, mußte nicht aufstehn in der Nacht, Stunde um Stunde, und ängstlich lauschen, ob der Kranke etwas brauchte, sie konnte zu Bett gehn, wenn die Müdigkeit sie trieb, sie konnte an die Luft und brauchte nicht immer ängstlich zu wachen, ob der alte Mann etwa nach ihr gefragt.

Und doch sprachen sie von ihm, sie und Ilona, aber es war, als ob das Böse in ihrem Gedächtnis verwischt sei.

Ilona erzählte aus ihren Jugendjahren, sprach von dem Stammtisch, an dem sie immer teilgenommen, und zum soundsovielten Male redeten Witwe und Tochter von den Beileidsbezeigungen, die ihnen geworden. Sie empfanden dankbar, wie viele Menschen, von denen sie gar nichts mehr gewußt, dem alten Herrn das Geleite gegeben. Und daß er drei Feldzüge mitgemacht, erwähnten beide mit einem Stolze, an den sie in seinen letzten Lebensjahren doch nie gedacht hatten.

In den Zeitungen hatte ein Artikel gestanden über den Mitkämpfer von 1864, 1866 und 1870, sogar ein Prinz des königlichen

Hauses war zur Beisetzung erschienen, und das alles tat den beiden Frauen wohl. Sie, die fast allein auf sich angewiesen waren, unterhielten sich beinahe immer von denselben Dingen.

Nur von einem war noch nie die Rede gewesen: von dem seltsamen Wunsche des Sterbenden, seine Tochter allein zu sprechen; und davon begann jetzt Ilona. Es fiel ihr plötzlich ein: „Was mag er mir nur haben sagen wollen, ist das nicht merkwürdig? Manchmal quält es mich, daß ich es nicht weiß.“

Agathe hatte die Lippen zusammengekniffen und blickte Ilona von der Seite an. Sie zwang sich zu scherzen und sagte: „Bist du so neugierig?“

„Nein, aus Neugierde nicht, sondern weil ich manchmal das Gefühl habe, als hätte er mir etwas anvertrauen wollen!“

Sie setzten schweigend ihren Weg fort, doch Ilona begann nach einiger Zeit von neuem: „Ich dachte, es wäre vielleicht über eine Testamentsbestimmung. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, was es wohl sein könnte.“

Nun warf ihr Agathe von der Seite einen Blick zu: „Aber du hast mir nie etwas davon gesagt!“

Die andre zögerte; endlich meinte sie: „Nein, allerdings nicht! Wozu? Es käme ja nichts dabei heraus. Aber denke nichts Böses, es soll kein Mißverständnis zwischen uns sein. Da wir nun einmal davon reden, will ich dir's sagen, was ich geglaubt habe, daß es sein könnte.“

Agathe verlangsamte den Schritt und sah sie ängstlich an, die Antwort erwartend.

„Du wirst ja lachen darüber, es ist ganz kindisch. Ich habe dir's nicht gesagt, weil Geldgeschichten immer peinlich sind unter Verwandten. Also ich habe geglaubt, es sollte irgend ein Erbstück betreffen, Bestimmung über eine kleine Geldsumme, irgend einen Gegenstand, etwas in der Wohnung, das vielleicht von meiner seligen Mutter stammte. Aber Agathe, da bedurfte es ja zwischen uns keiner Verabredung. Ich weiß, wie du bist und denkst, und ich danke dir noch einmal von ganzem Herzen, daß du mir angeboten hast, ich dürfte mir alles heraussuchen, was mir gefällt, und was ich dächte, das von der seligen Mutter stammt. Ich kann dir gar nicht genug dafür danken, und ich möchte dir nur wieder einmal sagen, wie glücklich ich bin, daß der Vater noch in seinen hohen Jahren diesen Schritt tat, über den, wie du jetzt ja weißt, mein Kurt und ich damals sehr erschrocken waren.“

Agathe drückte ihr stumm die Hand, blickte nachdenklich vor sich hin und sagte nach einer ganzen Weile: „Es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte es nicht getan!“

„Was denn?“

„Ich meine, nicht geheiratet!“

„Aber was denkst du denn nur?“

„Für euch und für ihn!“

Doch Ilona blieb stehn und erklärte ihr, wie dankbar sie ihr sein müßte, der sonst die Last der Pflege zugefallen, eine Last, so wie der alte Herr nun einmal geworden war. Und trotz der Menschen, die in einiger Entfernung auf der Promenade gingen, zog sie Agathe an sich und küßte sie.

Die meinte nur: „Das habe ich nicht verdient, das habe ich wirklich nicht verdient!“ und eine Träne glänzte in ihren Augen.

An des Obersten Haus trennten sie sich, Ilona ging mit ihren drei Söhnen weiter, und Agathe stieg mit Lili die Treppe hinauf.

Es war so friedlich, so heimlich und köstlich in der Wohnung. Wenn die Entreetür sich öffnete, wehte ihr etwas entgegen von Stille und Glück.

Die Räume waren ein wenig geändert worden. Das Sterbezimmer hatte sie gelassen, wie es war, und zugeschlossen. Aber ihr Schlafzimmer lag jetzt neben dem Lilis, denn die Erzieherin schien, seitdem das Mädchen in die Schule ging, entbehrlich. Die Mutter hatte ja nichts zu tun, als sich um das bißchen Haushalt zu kümmern, so brachte sie denn ihre Kleine täglich zur Schule und holte sie täglich wieder ab.

Mit ihrem Kind zusammenzuleben, sich um das reizende Ding zu kümmern, war auch eine der Erleichterungen ihres jetzigen Daseins. Jetzt konnte sie doch die kleine Lili bei sich haben, ohne Angst, daß sie zuviel Lärm machte, daß sie störte. Jetzt durfte sie sich ihrer Entwicklung wirklich freuen, und in der Tat war Lili das geworden, was sie versprochen hatte. Sie wurde immer schöner, und was einmal eine Lehrerin pro=

phezeit, die gemeint, die hübschesten Kinder gäben oft die häßlichsten Erwachsenen, schien nicht einzutreten.

Ja, als der Winter fast vorüber war und zu Ostern Lili in eine höhere Klasse aufrückte, war das Kind nur noch reizender geworden.

Eines Tages im Sommer, als nun bald der Todestag des Obersten sich jährte, saß Lili mit der Mutter am Tisch und las ein Buch, während Agathe die Zeitung in der Hand hielt.

Sie ließ das Blatt sinken und betrachtete ihr Kind. Sie sah das schwere Blond der Haare, das mit den Jahren immer dunkler zu einem wunderschönen Aschblond ward, sie sah ihre großen blauen Augen, die so weit auseinanderstanden, so merkwürdig weit, und sie dachte Jahre zurück.

Aber in ihrem Überlegen zuckte sie plötzlich zusammen, schloß die Augen, als wolle sie nichts mehr sehen, strich sich über die Stirn, und indem sie das Zeitungsblatt wieder aufnahm, um sich zu zwingen, ihre Gedanken abzulenken, stieß sie einen lauten Seufzer aus.

Lili blickte auf: „Was hast du denn, Mama?"

Agathe schien verwirrt: „Nichts, Lili!"

Das junge Mädchen lächelte: „Aber du hast doch ganz laut ‚Ach!' gemacht?"

„So, hab' ich das?"

Und sie stand auf, um nach dem Abendessen zu sehen.

Auch Ilona fiel es auf, wie hübsch das Kind wurde, und eines Tages, als Agathe mit Lili bei ihr war, denn die beiden besuchten sich täglich, ja oft zweimal an einem Tage, strich sie Lili über den blonden Scheitel, sah diese wunderbaren Augen, verfolgte die feinen Züge, und als dann das junge Mädchen zu den Jungen hinübergegangen war, um mit ihnen zu spielen, sagte sie, nachdem sich die Tür geschlossen: „Es ist merkwürdig, wie schön das Kind wird. Wenn das der Vater erlebt hätte!"

Agathe antwortete nichts darauf, und Ilona fuhr in demselben Gedankengang fort: „Und weißt du, was mir schon seit einiger Zeit aufgefallen ist? Sie sieht dir eigentlich gar nicht ähnlich, ich glaube auch, sie wird einmal viel größer als du. Sie hat auch solche, wirklich so weltfremde, wunderbare Augen, ich glaube, die wird noch manches Herz brechen."

Immer noch antwortete Agathe nicht, und Ilona setzte ihre Betrachtungen fort: „Von wem sie das nur hat? Der Vater hatte doch eigentlich auch nicht solche Augen, die waren mehr klein und scharf militärisch. Ich finde eigentlich, sie sieht ihrem Vater auch sehr wenig ähnlich. Früher war er allerdings ja anders, aber du hast ihn ja nicht während seiner besten Jahre gekannt."

Agathe war plötzlich aufgestanden und machte sich am Blumentisch etwas zu schaffen. Da bemerkte Ilona, daß sie ganz rot geworden war, und plötzlich kam ihr das peinliche Gefühl, etwas für die Arme Verletzendes gesagt zu haben, denn sie hatte doch gemeint, Agathe hätte den Vater in seinen guten Jahren nicht mehr gesehen, und das mochte die in diesem Punkt Empfindliche getroffen haben.

Sie trat also zu Agathe, legte ihr den Arm um die Schultern, sagte ein paar Worte, und die beiden küßten sich.

Agathe aber schlug sofort vor, zu den Kindern hinüberzugehn, und damit war das Thema abgebrochen.

Ein andres Mal sprachen sie über die Wohnung, und im stillen freute sich Ilona über den pietätvollen Gedanken, des Vaters Zimmer zu lassen, wie es gewesen; aber praktisch war das im Grunde genommen nicht, denn Lilis Zimmer ging nach hinten hinaus und hatte keine Sonne. Daran dachte Ilona, und darum sagte sie zur Oberstenwitwe: „Darf ich mich einmal um etwas kümmern, was mich eigentlich nichts angeht? Hast du noch nicht daran gedacht, Lilis Zimmer nach vorn zu verlegen? Ich finde, so ein junges Menschenkind braucht Sonne."

Agathe antwortete einfach: „Gewiß habe ich daran gedacht, aber es geht eben nicht, denn ich will das Herrenzimmer genau so lassen, wie es am Todestage war."

Ilona fragte vorsichtig, indem sie wieder ihren Arm um die andre schlang; und die beiden sprachen wie zwei Schwestern, die sie dem Alter nach ja hätten sein können: „Denkst du dabei auf das Gefühl der Tochter Rücksicht zu nehmen? Ich glaube, die beste Pietät ist, des armen Vaters Töchterchen gedeihen zu lassen."

Agathe kniff die Lippen zusammen, und Ilona fuhr fort: „Ich glaube, in seinen gesunden Jahren hätte er gewiß dafür gestimmt, keine falsche Pietät walten zu lassen, denn die Lebenden gehn vor. Er hat es mit Mamas Zimmer ebenso getan, als ich es brauchte.“

Agathe schien auf den Plan gern eingehn zu wollen, und sie besprachen die Sache. Ein Wort gab das andre, und dabei kam es heraus, wie Agathe eigentlich fand, daß in dieser Wohnung die Sonne überhaupt mangele, denn auch vorn schien sie nur einige Stunden am Tage. Man fühlte, sie wäre gern ausgezogen, und Ilona merkte, daß sie nur wartete, man solle ihr zureden.

Sie tat es, Agathe griff es auf; auch Ilona hätte gern die Wohnung gewechselt, und mit einem Male fiel das Wort, es ward kaum klar, von welcher von beiden: „Wir wollen doch zusammenziehen!“

Sie waren über diesen Gedanken so glückselig, daß sie nicht begriffen, wie er ihnen nicht früher gekommen war. So standen beide Witwen nicht mehr allein, da konnten die Wirtschaften zusammengetan werden, und was für Ilona, die ihr Geld zusammennehmen mußte, von großem Vorteil war: es würde gewiß billiger.

Sofort kündigten beide, und am Nachmittag liefen sie umher, um Wohnungen anzusehen.

Man nahm sich Zeit; die Zeitungen wurden studiert, jeden Tag gingen sie ein paar Stunden lang hierhin und dorthin, bis sie endlich gefunden hatten, was ihnen zu passen schien, eine große Wohnung im dritten Stock mit einer langen Front nach Süden, da das Haus keine Tiefe besaß und so die Hinterzimmer fehlten.

Nun sprachen sie nur noch von der gemeinschaftlichen Wirtschaft. Die Kinder waren glückselig über den Gedanken, zusammenzuziehen. Der einen Köchin wurde gekündigt und statt dessen ein Hausmädchen genommen, und am ersten April hing über der Tür eine grüne Tannenguirlande mit der gedruckten Inschrift: Herzlich willkommen!

Die neue Wohnung gefiel allen. Die Kinder hatten mehr Platz zum Spielen, sich auszutoben in einem Riesenraum, der nur dazu gemacht schien. Ein gemeinsames Eßzimmer wurde in der Mitte eingerichtet und trennte die Räumlichkeiten der beiden Familien.

Sie konnten für sich bleiben, wenn sie wollten, sie konnten sich vereinigen, falls ihnen der Wunsch danach stand, und das taten sie fast immer. Die beiden Witwen saßen beieinander, einmal in diesem Wohnzimmer, einmal in jenem, mit einer Handarbeit, mit Lektüre, tauschten ihre Gedanken aus, gingen zusammen spazieren, empfingen gemeinsam den wenigen Besuch, den sie erhielten, und nun, wo beide die Trauer abgelegt und nur noch etwas Dunkles, Strenges in ihrem Anzug an die Witwe gemahnte, ward auch ab und zu das Theater besucht.

Man wirtschaftete besser, man konnte besser leben, und Ilona hatte den Löwenanteil davon.

Nie gab es Streit, nie auch nur eine Verstimmung. Über alles sprachen sie, meist über die Entwicklung der Kinder, ab und zu vom alten Obersten, dessen Bild mehr und mehr das eines würdevollen Ehrenmannes, eines martialischen alten Soldaten in ihrer Phantasie gewann, eines Mannes, wie er vielleicht einst gewesen war, wie ihn aber Agathe nur noch kurze Zeit gekannt hatte.

Jetzt gingen alle drei Jungen schon in die Schule. Der älteste war in die Flegeljahre gekommen und zankte sich manchmal, wenn es auch schnell vorüber ging, mit Lili, denn die wurde mehr und mehr Jungfrau.

Und wie sie sich entwickelte, ward sie schöner und schöner. Die Augen schienen noch seltsameren Glanz auszustrahlen, schienen noch weiter voneinander zu stehn, das Haar wurde immer voller und schwerer, sie lernte es in einer schlichten Frisur um den Kopf legen, als müsse es so sein. Das Mädchen ward immer größer und überragte jetzt schon ihre Mutter fast um einen Kopf, so daß die Leute sagten: „Na ja, das hat sie vom Vater, der ist ja ein strammer Soldat gewesen.“

Aber dann staunten sie, wenn ein besser Unterrichteter ihnen sagen konnte, daß der alte Oberst zwar stramm gewesen, aber keineswegs von großer Gestalt.

Die beiden Präsidententöchter, die jetzt beide auch schon heranreifende Kinder hatten, machten ab und zu einmal einen Besuch, und

sie wie alle andern Menschen, die Lili zu Gesicht bekamen, konnten nicht genug ihre Bewunderung ausdrücken über dieses herrliche Geschöpf.

Als die Schwestern einmal zusammen erschienen, sagten sie auf der Treppe eine zur andern: „Es ist doch merkwürdig, wer hätte das gedacht, der alte Oberst war doch eigentlich ein dicker kleiner Mann!"

Und ihre beiden Gatten, ein Landgerichtspräsident und ein Finanzrat, die gleichfalls den Obersten gekannt, meinten, hinter ihren Frauen die Treppe hinabgehend, leise zueinander: „Wer hätte das dem alten Mann zugetraut, er war doch schon über siebzig Jahre!"

Allen Menschen aber fiel es auf, daß zwischen den beiden Schwestern, Ilona und Lili, wenn sie auch im Alter ein Vierteljahrhundert auseinander waren, eigentlich nicht ein Zug Ähnlichkeit bestand. Ja, Leute, die die Familienverhältnisse nicht kannten, wollten es überhaupt nicht glauben, die beiden könnten Schwestern sein. Denn was an Ilona hübsch gewesen, stellte sich nun, wo schon einzelne frühzeitige graue Fäden ihren Scheitel durchzogen, heraus als Reiz der Jugend, der jetzt, wo er im Vergehn war, bewies, daß in ihren Zügen nichts Besonderes gelegen.

Diese Gespräche über Lilis Schönheit schienen Agathe peinlich zu sein, und Ilona meinte einmal, indem sie mit dem Finger drohte: „Ist das die eitle Mutter, die keine erwachsene Tochter haben will?"

„Was denkst du denn!" meinte Agathe.

Ilona fühlte, wie ihr dies Thema unangenehm war, aber sie begann unwillkürlich immer wieder, und eines Tages, als sie in alten Sachen kramte und verschiedene Jugendbilder des Vaters wiederfand, brachte sie diese Agathe in der Meinung, ihr damit eine Freude zu machen. Als die beiden sie abends beim traulichen Lampenschein betrachteten: eine Bleistiftzeichnung, die den Obersten als Kadetten, eine Photographie, die ihn als jungen Offizier darstellte, sagte Ilona, indem sie die Bilder nebeneinander legte: „Weißt du, Agathe, was man immer für einen Fehler macht?"

„Nun?"

„Man muß nicht einen alten Menschen mit der Jugend vergleichen. Ich erinnere mich, Tante Philippine war eine vertrocknete alte Jungfer, nichts weniger als hübsch, und dabei sagte der Vater immer, sie sei eine der schönsten Erscheinungen gewesen aus seiner Jugendzeit. Er hat sogar einmal gestanden, daß er sie gern geheiratet hätte, nur wollten es die Großeltern nicht wegen der nahen Verwandtschaft! Man soll die Jugendbilder vergleichen."

Lebhaft stand sie auf, lief an ihren Schreibtisch, auf dem Lilis letzte Photographie stand, brachte sie und legte sie freudestrahlend zu des Vaters Jugendbildnis. Dann beugte sie sich darüber, verglich und verglich, doch ihr Lächeln schwand, sie starrte auf die Züge des Mädchens und des jungen Offiziers, die nicht eine Spur von Ähnlichkeit aufwiesen.

Es war wie der Unterschied von zwei Rassen. Die Augen standen hier eng, dort weit, der Kopf war anders geformt, der Mund schien nicht so gebaut, keine Falte, kein Zug, nichts, nichts hätte einen Anhaltepunkt gegeben.

Agathe saß zurückgelehnt im Schatten, den der Lampenschirm warf, und blickte nicht hin.

Ilona sah sie an: „Was hast du denn?" Dabei entdeckte sie, wie ihre Hände leise zitterten und sie plötzlich das Taschentuch zusammenballte zwischen den Fingern. Ilona machte große Augen: „Aber was hast du denn?"

Da brachen bei Agathe die Tränen hervor, ein Beben lief über ihren Körper, ihre Lippe zuckte, und mit einem Male durchschüttelte sie ein Weinkrampf. Ilona sprang ihr bei, suchte sie zu trösten, strich ihr das Haar, tupfte mit ihrem Taschentuch Augen und Stirn.

„Aber, Agathe, Agathe! Was hast du denn nur, bist du krank?"

Doch die schaute sie aus tränenverschleierten Augen an und stieß hervor: „Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr! Hörst du, ich halte es nicht mehr aus!"

Ilona kniete nieder an ihrer Seite: „Was hältst du denn nicht aus?"

„Ich kann's nicht mehr ertragen! Ich kann's nicht mehr ertragen!"

Ilona fühlte, sie hatte es mit einer Kranken zu tun, und sie setzte sich neben sie, nahm ihre Hand zwischen ihre zwei Hände, streichelte sie und meinte: „Du mußt nicht ner-

bös sein, das gibt sich wieder. Ich verstehe dich gar nicht, was hast du denn nur? Das geht alles vorbei! Das geht vorbei."

Agathe ließ sich zureden und pflegen wie ein Kind, sie ward ruhiger, aber sie erschien nicht zum Abendessen, sondern ging zeitig zu Bett.

Ilona dachte nach; sie wollte mit dem Arzt sprechen, das waren erschöpfte Nerven. Aber kein Anzeichen hatte sich vorher gemeldet, und sie lebten doch so ruhig, Sorgen gab es nicht, wie war das möglich?

Sie vergegenwärtigte sich noch einmal, was eigentlich geschehen, und plötzlich blieb sie bei der Ähnlichkeit haften.

Was sie vorher nur unbewußt bemerkt, was sich ihr nie zu einem ganzen Begriff vereinigt, ward ihr jetzt mit einem Male schlagend klar: diese Ähnlichkeitsfrage machte Agathe nervös. Sie ging ihr immer aus dem Wege, sie antwortete nicht, wenn man davon sprach, es schien ihr peinlich zu sein, wenn man es berührte, alles, alles fiel Ilona wieder ein, und eine schreckliche Unruhe überkam sie, ein banges Gefühl, daß hier etwas nicht in Ordnung sei, ja endlich die Erkenntnis: Agathe hatte etwas zu verbergen.

Und diese Ähnlichkeit quälte sie jetzt selbst. Sie sah Lili vor sich: kein Zug, der dem Vater glich. Sie spürte ein fremdes Wesen in ihr, in ihren Bewegungen, in ihren Worten, in manchen Ansichten sogar, die sie geäußert hatte.

Lili hatte etwas Großes, Vornehmes, manchmal einen gewissen Leichtsinn, ein Übergehn von Kleinigkeiten, wie es der pedantischen Strenge und Kleinlichkeit ihres Vaters nicht entsprach, die der leisen Philiströsität und Gutbürgerlichkeit ihrer Mutter nicht stand. Das Mädchen war mit seinen kleinen Ausgaben ziemlich oberflächlich. Sie hatte nie Geld, man wußte nicht, wo es blieb, sie sprach wegwerfend von engen Verhältnissen, und man ahnte nicht, woher das kam.

Unwillkürlich blickte Ilona Lili während des Essens einmal lange an, ganz in Gedanken verloren, so daß diese plötzlich sagte: „Was ist denn, habe ich etwas?"

Das schöne, stolze Ding, das immer den Kopf erhoben trug und fühlte, daß sie den Menschen gefiel, der Macht bewußt, die in siegender Schönheit liegt, meinte, es würde etwas an ihr beanstandet. Deshalb rümpfte sie die Nase und sagte mit einem fast wegwerfenden Ausdruck und leicht gekräuselten spöttischen Lippen: „Hast du mich genug angesehen?"

Agathe ward ärgerlich und schlug mit zwei Fingern auf das Tischtuch: „Lili, das paßt sich nicht!"

Das Mädchen fühlte, wie die Blicke der Jungen auf ihr ruhten, sie sah auf des ältesten Gesicht ein Lächeln. Das ertrug sie nicht, und sie rief laut: „Ich laß mir nichts von ihr sagen!"

Doch Agathe antwortete scharf, indem sie das Wort gebrauchte, das von Lilis Kinderzeiten her noch übriggeblieben war: „Du sollst Achtung haben vor Tante!"

Das schöne Mädchen sah mit seinen großen, stolzen Augen Ilona fast geringschätzend an: „Tante? Das ist meine Tante nicht, das ist meine Schwester! Und von einer Schwester brauche ich mir nichts sagen zu lassen, Mama!"

Ilona überkam ein Zornesanfall. Sie herrschte Lili über den Tisch an: „Aber eine Schwester, die schon verheiratet gewesen ist, wie du noch gar nicht geboren warst, und die an dir mit deiner Mutter Elternstelle versehen hat, verstehst du?"

Lili antwortete sofort: „Mama ist meine Mutter, ja! Da könntest du doch höchstens des Vaters Stelle vertreten haben, und da danke ich schön, der ist nie wie ein Vater für mich gewesen. So einen Vater brauche ich nicht. Denn er hat mich nicht einmal sehen wollen. So klein war ich nicht, daß ich das nicht gemerkt hätte. Ich glaube, er hat mich sogar gehaßt!"

Ilona führte den Streit fort, während Agathe, bleich wie eine Kalkwand, daneben saß: „Der Vater soll dich gehaßt haben? Du ungezogenes Ding!"

Doch das gereizte Mädchen rief mit ebenso erhobener Stimme wie Ilona: „Ja, gehaßt hat er mich! Gehaßt!"

„Woher willst du das wissen?"

„Weil er mir's gesagt hat, hörst du! Oder glaubst du, daß ich es nicht noch weiß, wie er einmal zu mir gesagt hat: ‚Du gehst mich nichts an! Mache, daß du hinauskommst!'"

Ilona war so erschrocken, daß sie den Tischrand mit beiden Händen faßte, sich über das weiße Tuch bog und, das Mädchen mit finsteren Brauen anstarrend, mehrmals hintereinander rief: „Pfui! Pfui! Pfui!“ Dann stand sie plötzlich auf. Der Appetit zum Essen war ihr vergangen.

Sie wollte sich zu Agathe wenden, doch deren Stuhl war leer, und so verließ auch sie das Speisezimmer, und die drei Jungen blieben mit Lili allein.

Ihnen war die Sache komisch vorgekommen, sie kicherten, als die Tür zitternd ins Schloß gefallen war, und der älteste, der sich vor Tisch mit Lili gezankt, lachte sie jetzt aus und rief, indem er sich mehrmals gegen sie verneigte: „Siehst du, das ist recht, das ist recht! Da wird dir's mal gegeigt: Hast du's gehört? Nun schreib' dir's man hinter die Ohren!“

Aber auch Lili erhob sich, stieß ihren Teller zurück, daß er am Glase klirrte, und mit den Worten: „Dummer Junge!“ ging sie gleichfalls hinaus, lief auf ihre Stube und schloß sich ein.

Ilona blieb im Wohnzimmer mit keuchender Brust stehn. Sie begriff sich selbst nicht. Was war nur geschehen, warum hatte sie sich nur so aufgeregt? Sie lief ein paarmal auf und ab in dem dämmerigen Raum, preßte sich das Taschentuch an den Mund und setzte sich in eine Ecke.

Sie dachte nach.

War es Wahrheit, was Lili in der Wut herausgefahren, und was bedeutete das?

Und wieder kamen die dumpfen, unbewußten Gedanken, das Gefühl, daß Agathe irgend etwas verberge, daß irgend ein Geheimnis zwischen ihnen liege, und sie faßte plötzlich einen Entschluß und ging hinüber an Agathes Zimmer.

Es war verschlossen. Sie klopfte. Niemand antwortete. Abermals klopfte sie, lauter, sie trommelte mit den Knöcheln an die Tür, sie nahm die Klinke und drückte sie heftig auf und nieder, sie griff nach ihrem Schlüsselbund und schlug es gegen das Holz, aber keine Antwort kam. Sie rief: „Agathe! Agathe! So mach' doch auf!“

Es schien niemand im Zimmer zu sein, und so legte sie das Ohr an die Tür und lauschte. Es war nichts zu hören, aber auf dem Fußboden des dunklen Korridors sah sie, daß ein Lichtschein an der Schwelle hinlief, und sie beugte sich nieder zum Schlüsselloch; richtig, man konnte etwas sehen, gerade den Tisch in der Mitte, auf dem die Lampe stand. Und da erblickte sie Agathe im Stuhl, wie sie mit offenen, schreckverstörten Augen nach der Tür starrte, als wartete sie jeden Augenblick etwas Furchtbares eintreten zu sehen.

Der entsetzte Ausdruck traf Ilonas weiches Herz, und sie bat nun leise flehend: „Agathe, laß mich doch herein! Agathe, wir wollen uns aussprechen! Höre doch, es kann doch nicht so weiter gehn, wir wollen doch einmal ruhig und vernünftig reden!“

Es schwieg eine Weile, dann vernahm sie schlürfende Schritte. Der Riegel ging zurück. Ilona drückte die Tür auf und trat ein.

Mit niedergeschlagenen Augen stand Agathe vor ihr, einen solchen Leidenszug im Gesicht, daß sie ganz verändert schien. Die rund gewordenen Wangen waren in diesen wenigen Augenblicken eingefallen und erinnerten an das abgehärmte, hagere Gesicht, wie es nach der langen Pflege und dem Tode des Obersten gewesen war.

Ilona drehte sich herum, schob den Riegel wieder vor, und dann ging sie auf die andre zu, legte ihr in der gewohnten Bewegung den Arm um die Schultern und zog sie in die Ecke aufs Sofa. Dann nahm sie Agathes Hand, die willenlos alles mit sich geschehen ließ, und bat leise: „Sage mir, was dich quält. Ich fühle es ja, daß etwas auf dir lastet, das unser Einvernehmen stört. Du verbirgst mir etwas, Agathe, willst du nicht dein Herz erleichtern?“

Keine Antwort.

„Sage es mir doch, ich will dir auch versprechen, nichts zu erwidern, wenn dir das lieber ist. Sei bloß nicht so stumm und still, sage es mir doch!“

Agathe schwieg.

Sie kniff die Lippen aufeinander, sie wollte nicht sprechen. Es schien, als könne sie nicht antworten.

Da fuhr Ilona fort: „Soll ich dir helfen? Wirklich, weißt du, daß ich ahne, was du mir sagen mußt!“

Agathe sah sie so erschrocken an, daß Ilona meinte, sie habe ihr doch unrecht getan,

denn es war ein Blick, als brächte man ihr eine tödliche Wunde bei, wie ein geängstigtes, gehetztes Tier, das dem Verenden nahe ist und seinen Peiniger klagend anschaut.

„Agathe, ich will dir helfen, hörst du? Ich kann dir aber nicht alles sagen, denn ich weiß es doch nicht. Aber denke dir, ich ahne etwas, ahne etwas — etwas Schreckliches!“

Die andre packte sie plötzlich bei der Hand: „Denkst du schlecht von mir?“

Ilona senkte den Blick und meinte langsam: „Ich weiß nicht, das müssen wir sehen!“

„Glaubst du, daß du mir verzeihen könntest?“

Agathes Augen ruhten jetzt groß auf der andern, und als seien die Rollen vertauscht, wagte jetzt wieder Ilona nicht sie anzusehen.

Endlich sagte die Oberstleutnantswitwe: „Ich habe dir nichts zu verzeihen! Aber du mußt mir's sagen.“

„Ich kann nicht!“ stöhnte Agathe. „Ich kann nicht, denn ich würde alles verlieren, was ich habe, und ich könnte dir nie wieder in die Augen sehen!“

„Und so?“

Agathe seufzte.

Ilona fuhr fort: „Ja und so? Meinst du denn nicht, daß zwischen uns Klarheit sein muß? Ich fühle, daß du mir etwas verheimlichst, und wir, die wir Freundinnen, die wir — Mutter und Tochter kann ich ja nicht sagen — ich meine, die wir Geschwister sind, engste Verwandte, die nächsten, die wir beiden haben auf dieser Welt, wir müssen doch Wahrheit zwischen uns haben, sonst ist es aus!“

„Aber du würdest nichts mehr von mir wissen wollen!“

Ilona wollte tun, als hätte sie nichts gesagt, aber sie überlegte, das konnte sie doch nicht, und so meinte sie nur: „Das müssen wir sehen, was soll ich andres tun? Jetzt mußt du sprechen. Fasse Mut, einmal muß es doch sein. Ich weiß nicht, was du mir zu sagen hast, aber ich ahne etwas. Nur antworte jetzt, bitte, bitte, antworte!“

Und sie redete der andern wieder zu, sie bedrängte sie, sie flehte, sie stellte ihr dar, es würde nichts dabei sein, sie möchte nur Mut fassen, sie wolle sie auch nicht unterbrechen, wolle kein Wort der Entgegnung sagen, wolle sie nicht tadeln, und wenn es ihr Erleichterung schaffe, gebe sie die Versicherung, daß sie nicht den Mund heute auftäte. Sie sollte ihr beichten, und sie würde, nachdem sie dieses Vertrauenszeugnis empfangen, ganz still hinausgehn und erst morgen ihr eine Antwort sagen.

Agathe antwortete mit tonloser Stimme: „Du bist sehr gut!“

„Wirst du sprechen?“

Die andre zögerte noch, und da sie im Lichtkreis der Lampe saß, schloß Agathe die Augen und sagte nur: „Es ist so hell!“

Ilona verstand. Sie erhob sich, ging mit kurzen, entschlossenen Schritten an die Lampe und blies sie aus, und in der Finsternis, an die sich die Augen nur schwer gewöhnten, in der sie sich zurücktasten mußte zum Sofa, klang von drüben ein leises: „Ich danke dir!“

Dann nahmen die beiden Frauen nebeneinander Platz. Ilona ergriff Agathes Hand, und diese begann stockend und langsam flüsternd zu erzählen:

„Es besteht etwas zwischen uns, das auf mir lastet seit so vielen, vielen Jahren, und ich habe mich so oft schon gefragt, soll ich dir mein Herz ausschütten; aber ich habe den Mut nicht gehabt, denn ich weiß ja, täte ich es, du würdest nie wieder ein Wort mit mir sprechen. Ich habe etwas begangen, das ich schon tausendmal in tausend Nächten, wenn ich allein war, bereut habe. Ich habe Gott auf den Knien gebeten, mir zu vergeben, ich habe durch schlaflose Stunden, durch ein Zittern vor der Entdeckung, durch ein Beben vor einer Aussprache mit dir gebüßt, ich habe mehr gelitten, als ein Mensch sich denken kann.

„Ich bin für etwas Schlechtes, das ich begangen, gestraft worden, daß ich manchmal meinte, es wäre genug, und ich könnte Verzeihung erringen; aber wenn ich meine Tochter vor mir sehe, meine einzige Tochter, mein geliebtes Kind, meine Lili, so mahnt mich dies Gesicht, das mir so liebe Züge trägt und doch oft verfluchte und gehaßte, daß, solange ich lebe, diese Schuld von mir nicht genommen werden kann.

„Doch höre zu: Du weißt, ich war verheiratet, aber ich war Witwe geworden. Ich hatte einen guten Mann gehabt, einen Mann, der mich auf Händen trug, mir alles

an den Augen absah, einen Mann, dem es in der kurzen Zeit, die er mir gehörte, vergönnt gewesen ist, mir alles Glück dieser Erde zu erschließen.

„Ich bin zu Tode verzweifelt gewesen, als er starb. Ich wollte mir das Leben nehmen. Ich weiß nicht, war ich zu feige, es nicht zu tun? War es die Religion, die mich hinderte? Genug, ich blieb leben, so wie wir Menschen nun einmal sind.

„Mein Mann hatte mir ein schönes Vermögen hinterlassen, ich konnte leben, wie ich wollte, und eingezogen vergrub ich mich in meiner Wohnung ganz allein, sah keinen Menschen und sprach mit niemand. Ich hatte keine Eltern mehr und mein Mann keine Verwandten. Ich besaß keinen Halt, ich hätte niemand um Rat fragen, mich an niemand anlehnen und bei keinem Stütze und Halt finden können.

„So lebte ich, lebte von einem Tag zum andern, die sich gleich hinzogen, einer wie der andre, lebte von einer Nacht zur andern, die sich gleich hinzogen, eine zu der andern.

„Wir hatten auf dem Lande gewohnt, auf dem Gut. Das war, dem Testament meines Mannes entsprechend, sofort verkauft worden, denn ich war ein Stadtkind und verstand nichts davon, und mehr denn anderwärts ist eine Frau auf einem Gut verloren, wenn sie nicht dort aufgewachsen ist, wenn sie mit Knechten und Mägden und Leuten verkehren soll, die bei jedem Wort fühlen, daß sie nicht weiß, ob das Ding eine Mark kosten darf oder zwanzig. Dies hatte, wie gesagt, mein Mann vorausgesehen, und ich zog in die Stadt.

„Ich habe mein Trauerjahr gehalten. Das zweite Jahr brach an, aber ich lebte genau noch wie vorher: ich legte die schwarzen Kleider nicht ab. Ich weiß eigentlich nicht, womit ich mich beschäftigt habe, was ich trieb. Ich vegetierte wie ein Tier.

„Es war ein Dasein, das sich abspielte zwischen dumpfer Trauer über mein Schicksal, Gedanken an die Öde, in der ich mich befand, und einer leise erwachenden Sehnsucht, etwas zu erleben, etwas zu sehen, nur um von meinen schwarzen Gedanken abgezogen zu werden.

„Da wurde eines Tags in der Emmauskirche ein geistliches Konzert angezeigt. Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, dorthin zu gehn. In die Kirche konnte ich gehn, wie ich meinte, denn in ein Theater, in einen Konzertsaal hätte mich niemand gebracht. Die Kirche war ein andrer Ort, ein Kirchenkonzert hätte man hören können in Zeiten tiefster Trauer, denn dort steigt die geängstigte Seele in den hohen Domgewölben zu ihrem Schöpfer empor, schwebt hoch über allem Irdischen und sucht Trost bei dem, der allein Trost uns Menschen geben kann.

„Und in diesem Bachkonzert, wo die heiligen, ernsten Klänge der Orgel tönten, wo alles Irdische verbannt schien, wo die Wundermusik unsre Seelen emporträgt fern über die Nichtigkeiten des Daseins, hoch hinauf zu Gott, da ist es geschehen.

„Neben mir saß ein Mann. Wie soll ich ihn dir beschreiben? Dieses Gesicht, das ich angebetet habe und verflucht in einem Atem. Ein Mann, groß, sehr groß, stolz, mit freier Haltung, mit blondem Haar und hellem, zartem Teint, daß die Adern an den Schläfen schimmerten, ein Mann, schön wie ein junger Gott und mit seltsamen Augen, blau, groß, strahlend, förmlich leuchtend, daß sie einem in die tiefste Seele schienen, mit Augen, die seltsam weit auseinander standen. Und dieser Mann blickte mich an.

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich verwirrt ward, ich konnte den Blick nicht ertragen, und doch irrten meine Augen immer wieder zu ihm zurück, und während ich hätte auf den Flügeln der Musik emporsteigen sollen, dorthin, wo alles rein ist, blieb ich im Staube auf der Erde und blickte unausgesetzt, wie unter einem Bann, zu diesem strahlenden, schönen Männerantlitz, zu diesen Augen, diesen Augen, die mich trafen, als hätten sie eine Gewalt über mich von der ersten Minute an.

„Ich hörte nicht mehr auf die Musik, ich kämpfte gegen mich, ich wollte nicht hinüberschauen, aber immer wieder begegneten sich unsre Blicke, und das Konzert verging wie ein Traum. Ich meinte, es hätte eben begonnen, als die Orgel schwieg und die Menge sich erhob und nach dem Ausgang drängte.

„Ich ging. Mir war's, als müßte ich fliehen, als stünde ein Verhängnis hinter

mir, und ich eilte fort und schob mich durch die Leute. Ab und zu blickte ich mich ängstlich um, wo der Mann geblieben, und da sah ich, er ging hinter mir drein, er war immer in meiner Nähe, und jetzt berührte er mich fast, sein Atem schien mich zu streifen, und ich schien in seinen Blicken gefangen, in seinen Augen, die mich mit ihren Strahlen umschlossen wie mit einem Netz.

„Wie soll ich dir's erklären? Es durfte nicht sein, es ist unmöglich! wirst du sagen, wird ein jeder sagen, wird jede sagen! Aber es geschah. Er sprach mich an, und ich entfloh nicht, und ich verwies ihm nicht die Keckheit, und er ging neben mir, und ich ließ ihn gehn, ich rief nicht nach Hilfe, ich setzte mich nicht in die erste Droschke, die vorüberkam, und ich wendete mich nicht an den Schutzmann, der an der Ecke stand, daß er einer alleinstehenden Frau helfen sollte. Ich rührte mich nicht, ich ging weiter und weiter, immer neben ihm her, und ich fühlte nur seine Augen, und ich mußte ihn ansehen, ich konnte seinen Blicken nicht ausweichen. Und er sprach weich und leise, und es tönte mir in den Ohren nicht anders als die Klänge in der Kirche, aber wie sie mich hinausheben sollten über die Erde, zogen sie mich herab zu ihm, herab mehr und mehr, daß ich Wachs ward in seinen Händen, daß ich ihn bei mir ließ; denn ich weiß, ich hätte es nicht gekonnt, ich hätte nicht die Kraft gehabt, ich wäre eher gestorben.

„Ich will dir ersparen, was jetzt kam, oder mir ersparen, mir, denn ich müßte mich zu tief demütigen vor dir. Und ich könnte es niemand sagen. Es ist nie über meine Lippen gekommen. Ich kann dir nur erklären, daß ich diesen Mann lieb gewann, ohne daß der Schatten meines Gatten zwischen uns getreten wäre, daß ich nach nichts fragte, daß ich mich ihm überließ, denn ich hätte alles getan, was er von mir verlangte.

„Und dieser Traum, dieser Rausch dauerte, ohne daß ich aus ihm erwachte, ein Vierteljahr. Kurze drei Monate! Im Frühling hatte ich ihn zuerst gesehen, den Lenz hindurch währte unser Glück, und im Sommer — im Sommer — denke dir, eines Tags — denke dir — eines Tags — war er verschwunden!

„Ich verstand es nicht, ich verstand mich nicht, ich begriff nicht, was da geschehen. Ich fürchtete ein Unglück, ich überwand meine Scham und lief zur Polizei. Er war nicht gemeldet, war nicht bekannt, er war fort!

„Ich wartete, ich meinte, ich müßte eine Zeile von ihm empfangen, es müßte sich doch aufklären; er war abgehalten worden, er war verreist, ich begriff mich nicht. Er hatte nie recht gesagt, woher er kam. Er studierte Chemie und ging doch nicht hin und lernte doch nichts. Er hatte gesagt, er hätte keine Angehörigen, so konnte er von seiner Familie mir nichts erzählen. Ich hätte eine Frage nach ihm für einen Vertrauensbruch angesehen, denn ich liebte ihn, ich liebte, daß mich nichts interessierte außer ihm.

„Es war mein Verhängnis. Ich verstehe mich heute nicht, ich muß wie mit Blindheit geschlagen gewesen sein, ich kann dir's nicht erklären, ich kann dir nur sagen, es ist so.

„Und so verging ein Tag nach dem andern, bis endlich eines Morgens ein Brief von ihm kam. Jetzt wußte ich, warum er so lange geschwiegen, denn der Brief trug den Vermerk: ‚An Bord der Suebia‘ und war aus New-York angekommen.

„Er dankte mir für alles Glück, das er mit mir genossen; ihm wäre keine Ruhestatt auf dieser Erde beschieden, es wäre sein Schicksal, abzubrechen, sich zu trennen im höchsten Glück. Er könne es nicht ertragen, daran zu denken, diese Liebe, die uns verbunden, nicht wie zwei Menschen, sondern wie zwei Gestalten aus alter Sagenzeit, möchte einmal verflachen und durch den Gang der Jahre in das entsetzliche Gleis der Gewohnheit übergehn.

„Er würde mein Gedächtnis treu bewahren. Es wäre eine Episode in seinem Leben, so schrieb er ganz offen, wenn auch die glücklichste. Er käme nie wieder, ich solle nicht nach ihm forschen, und er bäte mich um Verzeihung, oder nein, nicht um Verzeihung, denn wie ich nie von ihm verlangt, daß der Ring uns verbände, so dächte er von mir groß genug, um zu meinen, ich würde fühlen wie er.

„Ich war vernichtet. Aber ich habe mich darein ergeben mit meiner Natur, die das kann, in derselben Art, wie ich mich nach meinem Eheleben zurückgezogen und eingemauert hatte.

„Aber ich verließ die Stadt. Ich wollte, daß mich nichts an ihn erinnerte, daß nichts übrigbliebe, und ich kam hierher zu euch. Und hier empfing ich plötzlich die Nachricht, daß er in Hamburg sei. Er hat mich rufen lassen. Ich bin dort gewesen, ich habe ihn nicht mehr am Leben getroffen — er war dort im Hotel gestorben. Ich weiß nicht, hatte er jenen Brief jemand nach Amerika mitgegeben, ich weiß nichts, nichts, und mich hinderte die Scham, Erkundigungen einzuziehen. Die brennende, fürchterliche Scham und die Angst, die tödliche Angst, denn eine Entdeckung ward mir zur Gewißheit, an die ich nicht glauben wollte, gegen die ich mich gewehrt mit Händen und Füßen, und die mir erst der Arzt bestätigen mußte. Etwas Furchtbares: Was wir uns in unsrer kurzen Ehe gewünscht, was mein armer Mann, dessen Gedächtnis und Schatten ich beleidigt und mit Füßen getreten, mir so oft als größtes Glück genannt, er möchte sein eigen Fleisch und Blut in den Armen halten, das sollte geschehen.

„Und dann, während du fort warst, habe ich deinen Vater kennen gelernt.

„Du weißt, wie ich im Parterre des damaligen Hauses wohnte, wie die Frau des Präsidenten gut war gegen mich und mich, da sie Verwandte meines Mannes gekannt, eingeladen, wie ich den alten Mann kennen lernte bei ihr, den sie gleichfalls zu sich gebeten hatte, damit er nicht so einsam wäre, da die Tochter sein Haus verlassen, ihrem Manne zu folgen.

„Und er näherte sich mir.

„Er kam bald auf den Gedanken, er, ich schwöre dir, er ist es gewesen, wir beiden einsamen Menschen möchten unser Schicksal zusammentun. Und ich hörte ihn an, und in meiner Verzweiflung über das, was mir bevorstand, was mich Spott und Schimpf der Menschen aussetzen mußte, kam mir ein Plan, ein teuflischer Plan, hörst du, Lona, ein Plan, wie er nicht entsetzlicher in einem Menschenhirn ausgeheckt werden kann.

„Der Plan, zuzugreifen, mich zu halten an diesen Rettungsanker, der mir meine Ehre wiedergeben konnte, diesen Mann zu binden und zu fesseln.

„Ich habe mir tausendmal in schlaflosen Nächten gesagt, du mußt Kraft gewinnen und ihm nein sagen, und als wir verlobt waren, hat es mich gequält immer noch, vor ihn zu treten, irgend etwas zu sagen, ich könnte nicht. Er hatte mir so oft versichert, er dankte mir, daß ich mich herabließe, ihn, den Greis, glücklich zu machen. Er hatte mir meine Freiheit angeboten, und es zuckte in mir, sie ihm zurückzugeben. In mancher Nacht stand ich auf und wollte meine Koffer packen und heimlich entfliehen mit dem ersten Morgenzuge, wie es damals jener Mann mit mir getan, daß ich fort wäre, wenn der Greis erwachte, und ich wollte mich verstecken und nie etwas von mir hören lassen, aber ich fand nicht die Kraft, ich dachte an das, was mir bevorstand, ich konnte nicht, Lona — ich konnte nicht!

„Und in meiner Lage bin ich mit dem Greis vor Gottes Altar getreten, und wir wurden Mann und Frau, und ich, ich bin deine Mutter geworden.

„Und ich habe meine Sünde getragen in euer reines Haus. Wie ich schon unter seinem Dach weilte, hat es mich noch immer gequält, die Flucht zu ergreifen, aber Lona, Lona, ich konnte nicht, ich konnte nicht!

„Und dann ist es geschehen, und dann ward Lili geboren, regelrecht, während das Gerücht verbreitet ward, es sei zu früh gewesen. Und der alte Mann hat es geglaubt und hat sein Kind, erstaunt und erschrocken über das Wunder seiner alten Jahre, auf die Arme genommen und hat es gewiegt und geherzt und lieb gehabt, als ob es sein Fleisch und Blut wäre.

„Und ich habe diesen Betrug getragen, euch allen gegenüber jahrelang, jahrelang, und bin nicht errötet, habe nur in meinem einsamen Zimmer geweint und mußte die Qual aushalten, euch, den Braven und Ehrlichen, den guten Menschen, gegenüberzustehen als eine Verworfene, als eine Betrügerin.

„Aber die Vergeltung blieb nicht aus.

„Der Arzt, der mich bei Lilis Geburt behandelte, und der damals dem alten Mann gegenüber geschwiegen, vielleicht um nicht einen peinlichen Punkt zu berühren, in der Meinung, daß der arme alte Mann durch seine Ehe habe ein Unrecht gut machen wollen, das er an mir verübt, hat mit ihm gesprochen. Ein Zufall, wie er im Leben

ihr nach den Jahren der Vergeltung und Buße geworden.

War es denn ein Frieden, war es nicht jetzt Kränkung, Kummer und Schmerz jeden Tag vom Aufstehn bis zum Abend? Ja, es war besser, wenn sie dem entfloh, und sie stand auf, um mit Ilona zu sprechen.

Aber sie konnte den Entschluß nicht fassen. Sie wollte nachdenken, sie mußte noch Zeit haben, und da die Sonne schon ein Stück herumgewandelt war und nicht mehr in das Fenster schien, öffnete sie den Flügel und lehnte sich auf das Fensterbrett.

Wärme, köstliche Sommerwärme zog herein und mit ihr ein Duft von Grün, von Blättern und Blüten. Sie hörte die Vögel zwitschern und singen in dem Blättermeer unter ihr. Sie sah, wenn ein leiser Windhauch gezogen kam, die großen Kastanien unter ihr sich bewegen gleich einem Meer von Tang und Seepflanzen. Es taten sich Lücken auf, und als wäre wirklich unten der Meeresgrund, schimmerte hell im Sonnenlicht der Kies herauf. Die Blätter schoben sich wieder übereinander, alles war wieder grün, und Agathe träumte.

Sie lehnte sich an die Holzverkleidung des Fensters, sie schloß halb die Augen, unter ihr nur wogte das grüne Meer, verlorene Geräusche tönten herauf, ein Schurren und Gehn auf dem Sand, einmal ein paar Stimmen, die sich unterhielten, und das leise Weinen eines Kindes. Es ging wieder vorbei, andre Laute traten an seine Stelle. Ein Wagen fuhr vorüber in der Ferne, mit dumpfem Laut, daß man zuerst nur scharf den Trab des Pferdes hörte, das Klappen der Eisen, dann in der Nähe das Rollen, gerade unter ihr, als glitte irgend ein Ungetüm über den Meeresgrund, Verklingen abermals in der Weite und nur noch die scharfen kurzen Töne des trabenden Pferdes auf dem Pflaster.

Agathe ward weicher und weicher ums Herz, denn sie sollte Abschied nehmen von diesem Frieden. Sie mußte fort, ein neues Dasein zu beginnen, und es kam ihr so schwer und bitter vor, daß das, was sie ohne Nachdenken, ohne Besinnung fast, der übermächtigen Gewalt in ihrem Herzen folgend, in jenen Frühlingstagen getan, sich rächen sollte ein ganzes Leben!

Sie empfand eine entsetzliche Ungerechtigkeit darin, daß ein Mensch das, was er einmal verfehlte, nicht wieder gut machen dürfe durch Reue, durch Buße und Leiden, Jahre, Jahre hindurch; daß es an ihm hängen sollte ein ganzes Leben lang, ein Leben, das uns doch nur einmal geschenkt wird, das keine Macht der Erde uns wiedergibt, es zu wiederholen, es neu und anders zu gestalten.

Sie hatte alles getan, sie konnte nun nicht mehr. Sie hatte alles erduldet, Bosheit und Niedertracht, Vorwürfe und körperliche Mißhandlungen, sie hatte das selige hirnverbrannte kurze Glück, das nur wie ein Frühlingstraum sie angeweht, zahlen müssen mit Jahren, langen Jahren der Schmach, und sie wollte sich nun losreißen von ihrem Schicksal.

Sie fühlte anders, seitdem sie das Bekenntnis abgelegt. Sie empfand etwas von dem, was der Sünder erleichtert fühlt, wenn er im Beichtstuhl sein Vergehen bloßgestellt hat, seine Seele enthüllt vor Gott und seinem Stellvertreter auf Erden.

Und wie der Gedanke ihr kam, fühlte sie sich plötzlich stärker, kräftiger, durchdrang sie immer mehr das Bewußtsein, es müsse für einen ehrlichen, bereuenden Menschen einmal ein Ende seines Jammers geben. Und eine Stärkung kam über sie, es überlief sie ein seltsamer Schauer, das Bewußtsein, als sei ein Abschnitt in ihrem Leben eingetreten, als wäre nun die Qual vorbei. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Sie wollte zu Ilona gehn und sie fragen: Vergibst du mir oder nicht, ja oder nein? Dieses Dasein konnte sie nicht mehr ertragen.

Aber sie fürchtete sich vor dem Gang und meinte, Kraft suchen zu müssen. Da faltete sie die Hände, kniete nieder an dem Fensterbrett, wo niemand sie sah, wo nur Gottes Himmel über ihr blaute, wo von dem Gehn und Treiben der Menschen sie die hohen Wipfel der Bäume mit ihrem dichten wogenden Blätterdach schieden. Sie kniete nieder wie im Gotteshaus, ließ die Stirn auf die Hände niedersinken, schloß die Augen, und in der großen Himmelskathedrale, die sich wie die Decke eines Riesendomes über ihr wölbte, sandte sie ein zitterndes Gebet hinauf zu dem, der sie hatte schuldig werden

lassen, der ihr Jahre der Buße auferlegt hatte und der seinem Geschöpf verzieh.

Und wie sie sich demütigte vor Gottes Thron und in eiligem Gedankengang, in irren Worten ihre Schuld darlegte und um Erlösung bat, war es ihr plötzlich, als ob leise sich ein Arm um ihre Schultern legte.

Es war nur ein unbestimmtes Gefühl. Im ersten Augenblick, der Wirklichkeit ganz entrückt, wußte sie nicht, wie ihr geschah, bis an ihrem Ohr leise eine Stimme klang: „Soll nicht alles vergessen sein?“

Agathe erwachte. Sie wußte nicht, wie lange sie gebetet. Sie fühlte nur, daß ihre Hände, die immer noch gefaltet lagen, feucht waren von Tränen, und sie mußte sich sammeln, um sich klar zu werden, wo sie sich befand.

Da fragte wieder leise die Stimme: „Wollen wir nicht vergessen, Agathe?“

Jetzt hatte die Betende es erkannt: Ilona war zu ihr gekommen! Die Beleidigte zu ihr! Sie fragte nach dem Vergessen? Und Agathe blieb auf den Knien, das Gesicht in den Händen versteckt; sie wagte es nicht, die andre anzublicken, aber sie hörte auf die leise Stimme, die ihr ins Ohr sprach:

„War es nicht eine schreckliche Zeit? Wollen wir das nicht enden? Warum bist du nicht zu mir gekommen? Ich bin krank, ich bin müde, ich bin unglücklich gewesen bis zum Sterben, aber nun: wollen wir nicht vergessen? Muß nicht einmal vergeben sein?

„Und glaubst du nicht, daß, wenn er noch in der Kraft gewesen wäre seiner jungen Jahre, daß, wenn er nicht krank gewesen wäre, wenn der Tod ihm Zeit gelassen, daß er dir auch vergeben hätte? Agathe, er hätte dir vergeben! Er mußte dir vergeben!

„Können wir denn mehr tun als bereuen? Ich habe manchmal in diesen Nächten jetzt ein Gefühl gehabt: Wie komme ich dazu, zu richten? Hab' ich ein Recht? Soll ich dir sagen dürfen: Du hast gefehlt, ich vergebe dir nicht?

„Agathe, wir wollen vergessen. Wir wollen tun, als wäre nie grell ein Mißlaut zwischen uns erklungen. Wir wollen tun, als wäre das alles vorbei, wie die Jahre vorbeigegangen sind; wie ein Traum aus unsrer Jugendzeit, der uns nur in langen, langen Zwischenräumen, in Jahren einmal auftaucht, der uns vielleicht einmal ganz aus dem Gedächtnis schwindet.

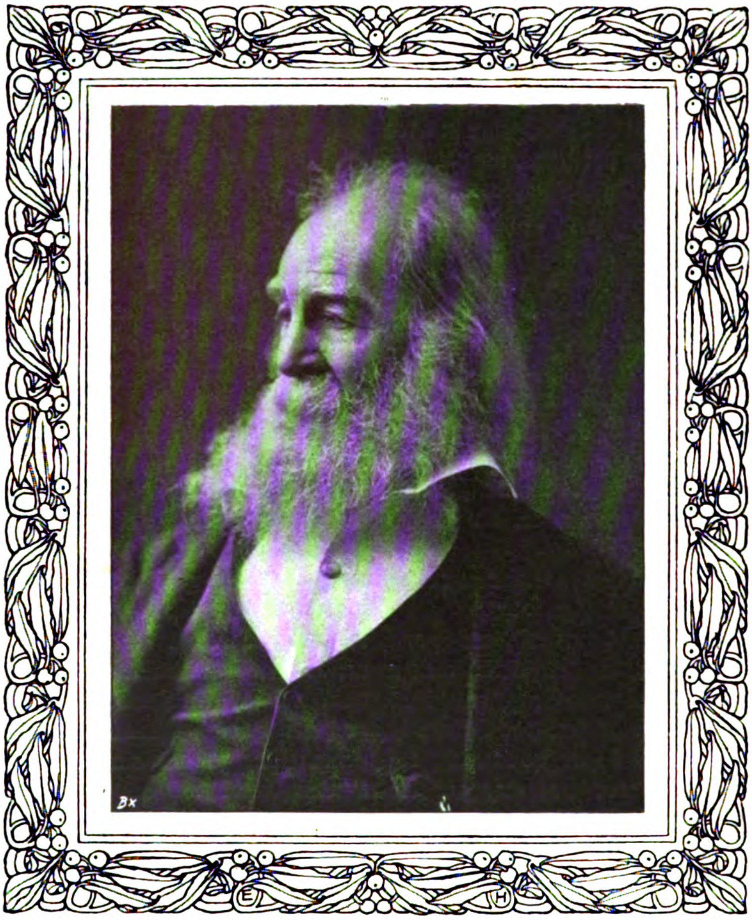
„Agathe, weißt du, woran ich gedacht habe? Das Leben ist so kurz, und wir sind schon auf der Mittagshöhe. Die Kinder werden groß, wir haben nichts mehr zu erwarten, sollten wir da nicht vergessen? Dürfen wir denen, die jetzt ins Leben treten sollen, Härte und Rache mitgeben? Dürfen wir ihnen die Familie nehmen? Dürfen wir es diesem armen Kind? Kann es dafür? Haben wir das Recht, wir armen elenden Sünder? Habe ich das Recht?

„Agathe, ich habe vergessen! Ich habe ganz vergessen, und dies soll das letzte Mal sein, daß wir darüber sprachen. Einmal mußten wir reden. Nun, es ist jetzt, und nie wieder soll es über unsre Lippen kommen, nie soll ein Fremder ahnen, was da geschehen zu dieses armen Kindes künftigem Lebensglück, zu des alten Manns unangetastetem Gedächtnis und zu unserm Frieden. Agathe, wir wissen es, vier Augen, aber keins mehr, und so soll es bleiben.

„Oder nein, Agathe, hörst du, auch wir wissen es nicht, auch in unserm Gedächtnis soll es verlöschen. Wer nicht vergessen kann, der darf auch nicht vergeben. Ich weiß nichts mehr davon, aus meinem Herzen ist es verschwunden, als hättest du mir nie etwas davon in die Seele geflüstert. In der Dunkelheit damals ist es zurückgeblieben, und es ist ja hell jetzt, es ist Tag, lichter blauer Sonnentag.

„Komm, Agathe, sieh doch, wie schön es heute ist, es steht keine Wolke am Himmel ...“

Ilona richtete die andre auf, zog sie empor. Eng umschlungen standen sie. Die beiden Frauen küßten sich, und dann ließen sie lange ihr Empfinden ausklingen, indem keine ein Wort sprach und sie hinausblickten über die grünen Wipfelkronen, die unter ihnen wogten wie ein weites, im Sonnenlicht ruhendes Meer.



Walt Whitman

Ein amerikanischer Dichter

Von

M. Wilhelm

(Nachdruck ist untersagt.)

Die europäische Kritik fand im allgemeinen für die Werke amerikanischer Dichter immer Worte warmer Anerkennung, warf ihnen jedoch häufig einen Mangel an neuen Gesichtspunkten und nationaler Eigenart vor, und dies nicht mit Unrecht. Mochten die neuweltlichen Poeten auch manche Stoffe ihrer Umgebung entnehmen, der Geist, in welchem sie diese künstlerisch gestalteten, war altweltlichen Quellen entflossen. Die Gedichte eines Bryant, Poe, Longfellow, Emerson, Lowell und Holmes hätten fast ebensogut von Engländern geschrieben werden können. Nur die Weisen Whitiers, des Quäkerpoeten, atmen amerikanischen Erdgeruch. Allein dieser strömt nicht aus den unermeßlichen Steppen und Riesengebirgen, nicht von den mächtigen Seen und Flüssen und aus den menschenwimmelnden Großstädten des Westens, sondern weht mild

und sanft aus den freundlichen Tälern der wohlgepflegten Neuenglandstaaten. Der ungebändigten Lebenskraft und dem überschäumenden Tatendrang eines jungen Volkes, den verblüffend neuen Strebezielen einer neuen, zum Bewußtsein ihrer Stärke gelangenden Rasse leiht zum erstenmal das Wort ein Mann, dessen Hervorbringungen bei seinen Lebzeiten weit mehr Tadel als Lob erfuhren, die aber seit einigen Jahren wachsende Aufmerksamkeit erregen.

Walt Whitman, der Verfasser der „Grashalme“ (geb. 31. Mai 1819, gest. 26. März 1892), ist mit Leib und Seele aus dem Boden seiner neuweltlichen Heimat hervorgewachsen. In den Elementen seiner Persönlichkeit wie in der Richtung seines Geistes schuldet er der Alten Welt und der Vergangenheit wenig, ja fast nichts. Der Sproß eines Geschlechts von Ackerbauern und der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, besuchte er keine höheren Lehranstalten, ging aber dafür durch die wechselvolle Schule des Lebens. Er war nacheinander Buchdrucker, Lehrer, Zeitungsschreiber, Tischler, Bauunternehmer, in Kriegszeiten Krankenwärter, bekleidete hierauf eine untergeordnete Regierungsstelle in Washington, und nachdem ein Schlaganfall seine Gesundheit geschwächt hatte, lebte er bis zu seinem Tode in den bescheidensten Verhältnissen auf einem kleinen Landsitz in New-Jersey. Gegen die erste Auflage seiner Gedichte, die im Jahre 1855 erschien, verhielt sich das Publikum, wie meist gegen das Ungewöhnliche, völlig ablehnend. Die Presse besprach sie sogar in der wegwerfendsten Weise. Noch heute schließen sich jene Kritiker, welche an diese Hervorbringungen den gebräuchlichen ästhetischen Maßstab anlegen, dem Verdammungsurteil ihrer Vorgänger an. Begeisterte Jünger aber, die Whitman mittlerweile gefunden, erblicken in ihm einen „Weltbarden“, den Begründer einer neuen Art von menschlicher Ausdrucksfähigkeit, der, an der Schwelle einer höheren Entwicklung, die Zukunft prophetisch vorhersage.

Um diesem Amerikaner gerecht zu werden, müssen wir prüfen, welche Absichten er in seinen Schöpfungen verfolgte, und durch welche Ausdrucksmittel er seine Absichten zu verwirklichen suchte. Dabei springt uns denn sofort ins Auge, daß Whitman keine Gedichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes schreiben wollte. Er verwahrt sich entschieden hiergegen und hatte, besonders in seinen jungen Jahren, nur Worte der Geringschätzung für die Gilde „süß flötender Poeten“. So verschmähte er den Reim, wie in den meisten Fällen ein bestimmtes Metrum, und schuf sich eine eigne Form und Sprache, die uns, wie seine Erzeugnisse selber, verblüfft, oftmals unsern Ärger erregt, vielleicht sogar empört, aber doch immer wieder fesselt und zuzeiten eine unwiderstehliche Wirkung auf uns ausübt.

Whitman führt sich keineswegs als Vertreter eines neuen poetischen Systems ein, er will nur als anregender Bahnbrecher gelten. In gänzlicher Mißachtung des aristotelischen Grundsatzes hat sein Werk keinen eigentlichen Anfang und auch kein Ende, es macht vielmehr den Eindruck eines philosophischen Panoramas, das sich ohne Übergänge oft in rhapsodischen Ausbrüchen vor uns entrollt. Aber eine gewisse Grundstimmung durchzieht doch das Ganze und wird von dem Dichter mit Absicht betont und in den Vordergrund gedrängt. Er nimmt gegen die bestehende Weltordnung als die „feudale“ und gegen die bisherigen Poeten als die „Sänger des Feudalismus“ Stellung, fühlt sich als selbstbewußten Verkündiger einer stolzen Unabhängigkeit und Freiheit auf allen Lebensgebieten wie als berufenen Herold amerikanischer Volksherrschaft und singt:

> Demokratie! in deiner Nähe dehnt sich jetzt eine Kehle aus und singt voll Freuden.
> Ma femme! für das Geschlecht nach uns und vor uns,
> Für die, welche hierher gehören, und die, welche noch kommen sollen,
> Juble ich jetzt und bin bereit, kräftigere und anspruchsvollere Lieder zu singen als jemals auf der Erde gehört wurden.

Wer in dem leidenschaftlichen Individualismus Whitmans Anklänge an das Nietzschesche Übermenschentum zu finden glaubte, der gäbe sich einem entschiedenen Irrtum hin. Der optimistische Amerikaner ist ein Sohn und Freund des Volkes in des Wortes weitester Bedeutung. Er fordert das Recht des einzelnen zur vollsten Menschlichkeit nicht nur für die Erlesenen, für die Herrennaturen, sondern für alle und jede.

Mehr noch, er bringt den Höchsten wie den Niedrigsten, den Größten wie den Klein-

sten in der Menschheit und Natur eine überströmende Sympathie entgegen:

Lächle, o üppige, kühl angehauchte Erde!
Erde der schlummernden, verschwimmenden Bäume!
Erde, wenn die Sonne geschieden; Erde, wenn die Gipfel der Berge sich in Nebel einhüllen!
Erde mit dem gläsernen Guß des Vollmonds, von kaum merkbarem blauem Schein,
Erde des Glanzes und des Dunkels, die Flut des Stromes bunt machend,
Erde der hellgrauen Wolken, heller und klarer um meinetwillen,
Allumarmende Erde — reiche, in Apfelblüten prangende Erde!
Lächle, denn dein Geliebter naht.

Ja, Whitman ist ein Freund und Kamerad der Natur und aller ihrer Kreaturen; er liebt selbst den „viehtreibenden Neger" und „nennt die Schildkröte nicht unedel, weil sie nicht etwas andres ist". Selbst im Umgang mit dem Elenden und Verworfenen seines Geschlechts „erstickt er nicht an seinem unreinen Atem", wie Nietzsche klagt, sondern erklärt: „Wer eine Stunde ohne Mitleid wandert, der wandert nach seinem eignen Begräbnis, gekleidet in seinen Sterbekittel."

Diesen Geist hilfsbereiter Kameradschaft trug er nicht nur auf der Zunge, sondern auch im innersten Herzen. Während des Bürgerkrieges wartete er seines zu Tode getroffenen Bruders. Da er hierbei die unzulänglichen Lazaretteinrichtungen sah, dehnte er später sein Samariterwohltun auf weitere Kreise aus, ja er widmete sich ganz und gar der Pflege der Verwundeten, für die er auch das Ergebnis seiner journalistischen Tätigkeit und seine Ersparnisse opferte.

Und trotz des Jammers, der Armseligkeit und Gemeinheit, die er bei seinem Wirken kennen lernte, trotz des eignen großen Unglücks zwang er das Gefühl lastender Schicksalsschwere in sich nieder und lieh dem unerschütterlichen Glauben an den Fortschritt und die Veredlung seines Geschlechts in zukunftssicheren Klängen überzeugenden Ausdruck.

Neben seinem Bestreben, die treibenden Kräfte des neuweltlichen Lebens zu veranschaulichen, und seinem Eintreten für die Solidarität aller Völker zielt Whitman darauf hin, uns ein getreues Abbild seiner Persönlichkeit, seines Glaubens, Denkens und Wesens, seiner Beobachtungen und Erfahrungen zu übermitteln. Er gibt sich uns ohne jeden Rückhalt und mit einer wahrhaft erstaunlichen Aufrichtigkeit. Er hält es nicht für nötig, irgend etwas, das er sagt oder tut, zu entschuldigen oder zu beschönigen. Alles äußert sich bei ihm fast mit der Notwendigkeit elementarer Gesetze, rein und unverfälscht, als der Ausfluß einer durchaus gesunden, kernhaften Natur. Die Persönlichkeit Whitmans ist eigenartig, stark, fesselnd. Wir mögen kritisch beweisen, daß er kein Dichter ist, daß seinen spontanen Ergüssen der Zusammenhang, seinen verschwommenen Rhapsodien Maß und Klarheit fehle — der Mann in seiner unverbesserlichen Naivität wird hierdurch nicht im mindesten betroffen. Ob uns sein Wesen sympathisch berührt oder nicht, es hält uns in seinem Bann und übt einen nachhaltigen, mehr ethischen als literarischen Einfluß auf uns aus.

Der Leser, der zum erstenmal die „Grashalme" durchblättert, wird sicherlich eher abgestoßen als angezogen. Er fühlt sich häufig in einen unerträglichen Wortschwall hineingewirbelt, der abweichend von metrischen und öfters auch grammatikalischen Gesetzen willkürlich unter der Eingebung des Augenblicks zusammengefügt zu sein scheint. Perioden folgen auf Perioden, sind ineinander gekeilt oder werden manchmal von anscheinend belanglosen Wortreihen, von fremdsprachlichen Phrasen, ja selbst Kraftausdrücken der Gasse unterbrochen. Von künstlerischer Anordnung, vom Hervorheben des Bedeutungsvollen und Zurückdrängen des Nebensächlichen ist kaum die Rede. Der Autor sieht zu viel oder vielmehr alles und glaubt über alles, was er sieht, reden zu müssen, und wie es ihm gerade in den Mund kommt. So springt er vom einen zum andern, von der Harmonie der Sphären zu den Schlächtereien Chicagos, und spricht in demselben Atem von seinem herrlichen Dichterberuf und von seiner Verdauung. Mitten in einer Stelle, deren hinreißender Schwung unsre Bewunderung herausforderte, bricht er ab und tischt uns in geschäftsmäßigem Berichterstatterton gleichgültige Dinge auf, beleidigt uns durch eine kindische Abgeschmacktheit oder gar durch eine brutal scheinende Wendung.

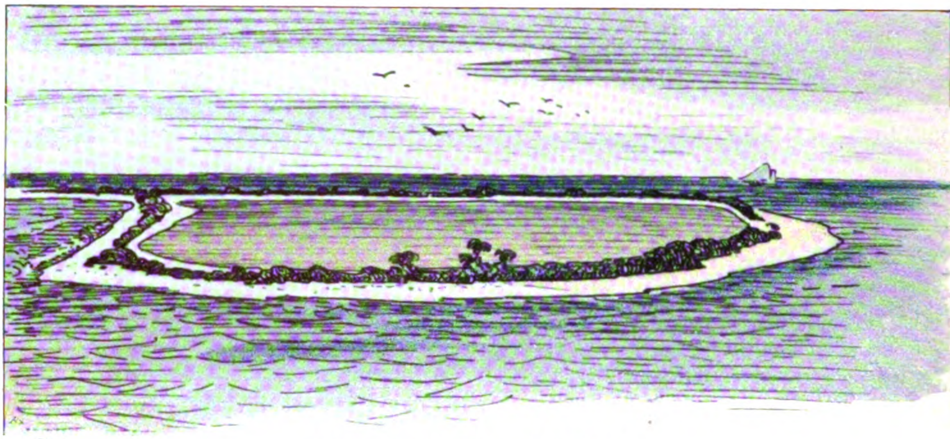
Doch alle diese Mängel haften an der Oberfläche; sie schädigen nicht den Kern der Dichtung. Es ist wahr, Whitman spricht

von seinen persönlichen Angelegenheiten, von den Beziehungen der Geschlechter zueinander mit einer unerhörten Offenheit, doch nicht etwa aus unsittlichen Beweggründen, wie manche seiner geistlichen Widersacher fälschlich annahmen, sondern in der vollkommenen Unbefangenheit des ursprünglichen Menschen, der sich seiner natürlichen Eigenschaften und Schwächen nicht im mindesten schämt. Er fegt den Duft der Romantik hinweg, durch den wir die Dinge in weichen Umrissen zu sehen pflegen, und zeigt sie in klarstem Licht, in scharfen Linien und zwingender Wirklichkeit. Er ist in der Tat der Seher einer neuen Welt, der Entdecker von Poesie da, wo sie vor ihm kein andrer sah, der Sänger einer sinnes- und herzensfrohen Lebensauffassung, der Apostel eines enthusiastischen, die gesamte Schöpfung und die ganze Menschheit umfassenden Kameradschaftsgefühls, wie solches nur unter den werdenden Daseinsbedingungen eines jungen Lands möglich erscheint. Deshalb konnte Emerson, als er ein Exemplar der ersten Gedichtsammlung Whitmans an Carlyle sandte, den Schöpfer dieser Gedichte als „unbestreitbar amerikanisch" kennzeichnen, deshalb dürfen wir mit Fug und Recht Whitman den amerikanischen Dichter nennen.

Die Gegner Whitmans wiesen stets darauf hin, daß er keine Schule begründet habe, und suchten hierdurch den Mißerfolg seiner „Sendung" zu beweisen. Neuerdings veröffentlichte nun der englische Schriftsteller Edward Carpenter eine Gedichtsammlung, in der er unter Verzichtleistung auf Reim und metrische Form als überzeugter Nachfolger des Amerikaners für dessen Lebensanschauung in die Schranken tritt. Mit dieser Erscheinung ist eine kritische Wertung Whitmans wieder in den Vordergrund des literarischen Interesses gerückt worden.*

Die Frage aber, die vor Jahren den Kritikern besonders viel zu schaffen machte, ob die Schöpfung Whitmans als Poesie oder Prosa zu betrachten sei, erscheint heute als nebensächlich. Wir haben es in seinem Werke mit dem Ausfluß der stärksten dichterischen Individualität der Neuen Welt zu tun und müssen es eben nehmen, wie es uns geboten wird. Eins läßt sich jedoch behaupten: Wo immer die schöpferische Inspiration des Dichters am reinsten zu Tage tritt, gewinnen seine Zeilen rhythmische Bewegung, seine Sprache eine leidenschaftliche Unmittelbarkeit und klare Einfachheit, seine Gedanken atmen eine edle Erhabenheit und religiöse Weihe. Sie kommen dann dem Besten, was Poeten andrer Zeiten und Länder geschaffen haben, am nächsten. Man fühlt sich deshalb beinahe versucht, anzunehmen, der Dichter hätte vielleicht noch mehr zu bieten vermocht, wenn sein ungestümes poetisches Temperament der Führung einer geläuterten Einbildungskraft gefolgt wäre.

* Es gibt eine 1889 veröffentlichte deutsche Übersetzung der „Grashalme" von Karl Knortz, dem deutsch-amerikanischen Lyriker, und T. W. Rolleston (Zürich, J. Schabelitz). Auch eine kleine Sammlung von Whitmans Prosaskizzen, novellistischen Jugendarbeiten, ist inzwischen in deutscher Übersetzung von Thea Ettlinger (mit einem Geleitwort von Johannes Schlaf; Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) erschienen.



Atoll oder Ringinsel. (Nach Dana.)

Die Korallenriffe und ihre Fauna

Von

Alexander Sokolowsky

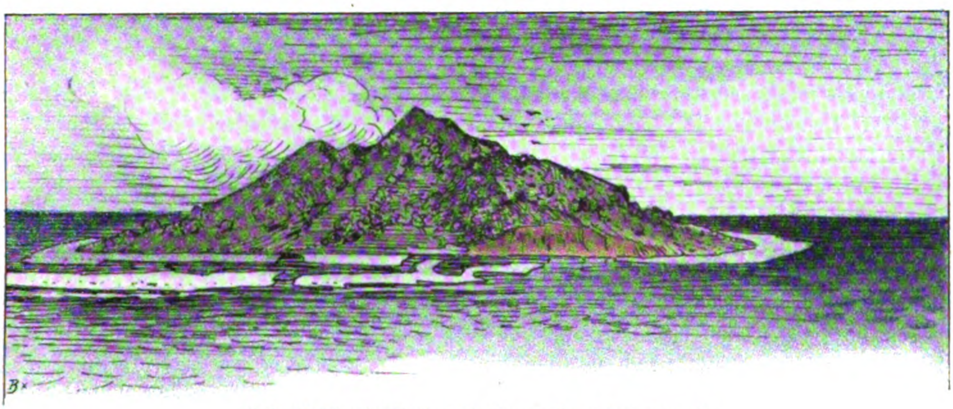
Zu den großartigsten Wundern, welche die Schöpfung dem denkenden und empfindsamen Menschen bietet, gehören die Bauten, welche durch die vereinte Macht unzähliger Einzelwesen, der kleinen Korallenpolypen, aufgerichtet werden. Unfaßbar für den Laien, staunenerregend für den Forscher erscheint hier die Gesamtwirkung einzelner Individuen, als deren Resultat Leistungen hervorgerufen werden, welche für die Tektonik der Erdoberfläche von großer Bedeutung sind. Bedenkt man, daß es sich hierbei um die Arbeit unzähliger Tiere handelt, deren Körperbeschaffenheit auf das denkbar Einfachste organisiert ist, so steht auch der Forscher vor der ungeteilten Bewunderung, daß die Natur mit den einfachsten Mitteln die großartigsten Wirkungen erzeugt.

Der Körper dieser kleinen Korallentierchen besteht in der einfachsten Form aus einem Sack, welcher hinten festgewachsen ist, vorn aber eine Öffnung, die von einem Kranze von Fangfäden oder Tentakeln umgeben wird, erkennen läßt. Diese letzteren sind die Fangarme des Tieres, welche es ausstrecken oder einziehen kann, um in der Nähe befindliche Beute damit an sich heranzuholen und in die Mundöffnung zu befördern. Man hat sich früher von dem allgemeinen Habitus dieser Wesen verleiten lassen und sie als Blumentierchen oder Anthozoen bezeichnet. Die späteren Untersuchungen haben aber ergeben, daß sie mit den Schwämmen und Medusen als Cölenteraten zu vereinigen sind. Die Mundöffnung, welche in einen weitmündigen Sack hineinführt, ist die einzige Öffnung des ganzen Körpers und dient als Mund und After zugleich. Der Sack selbst ist als Darm oder Magen zu bezeichnen. Bei den Cölenteraten kommt neben der geschlechtlichen Vermehrung, wie sie bei höheren Tieren vorgefunden wird, noch die ungeschlechtliche Fortpflanzung vor. Sie gleichen in dieser Beziehung gewissermaßen den Pflanzen, da sie gleich diesen seitliche Auswüchse als Knospen treiben. Während nun aber bei den Pflanzen die Knospen zeitlebens am Mutterkörper verharren, ist dies bei den zarten Sprößlingen der Cölenteraten nicht unumgänglich nötig, vielmehr lösen sich oft bei einzelnen Arten die kleinen Knospen und schwimmen, durch Kontraktionen ihrer schirmartigen Glocke bedingten Bewegungen, als Medusen frei im Ozean umher. Diese als Hydro- und Scyphomedusen bezeichneten

Meeresgeschöpfe bevölkern in unzähligen Arten und Formen die Ozeane. Den Korallentieren oder Anthozoen ist solche Bewegungsfreiheit in Form von schwimmenden Medusen nicht ermöglicht, vielmehr sind sie durch ihre Organisation an den Boden festgewachsen und bilden individuenreiche Kolonien von gewaltigem Umfang. Es sind ausschließlich marine Tiere, welche im Süßwasser durchaus nicht vorkommen. Gleich den andern Polypen sind sie mit kleinen Nesselkapseln ausgestattet, die sie befähigen, Beutetiere zu betäuben und dadurch zu überwältigen. Diese Nesselkapseln sind mit einem Widerhaken versehen, durch dessen Berührung ein Druck auf die Kapsel ausgeübt wird. Infolgedessen wird ein darin befindlicher aufgerollter Faden hervorgeschleudert, dessen innerer Kanal hohl ist und der den im Innern der Kapsel befindlichen giftigen Stoff ausfließen und in die Wunde gelangen läßt. Ein Blutgefäßsystem ist bei diesen Tieren nicht vorhanden. Die im Magen den Speisen entnommene Nährflüssigkeit circuliert in Taschen und Kanälen, welche die Körperwandungen durchdringen. Die Fortbewegung der Nährflüssigkeit geschieht nicht nur durch Zusammenziehen der einzelnen Körperteile, sondern auch durch die Tätigkeit zarter Flimmerhaare, welche den Gewebezellen des Magens und der Kanäle eigen sind. Um rasch Wasser aus dem Körper zu entfernen, sind bei manchen Polypen die Fangarme an der Spitze mit Löchern versehen.

Da die aus dem Muttertier sprossenden Knospen mit ihm in Zusammenhang bleiben, so entstehn oft sehr umfangreiche Polypenstöcke, doch können sich die Einzelpolypen auch durch den Prozeß der Teilung voneinander trennen. Bei diesen Tierstöcken sind die Einzelwesen in eine gemeinschaftliche Masse eingeschlossen und stehn miteinander durch kommunizierende Röhren in Zusammenhang, was den Vorteil hat, daß die von den einzelnen Polypen gewonnenen Nährstoffe der Gesamtheit des Stockes zu gute kommen. Hierdurch ergibt sich für die zahlreichen miteinander verbundenen Einzelpolypen ein Kommunismus, wie er sich ausgeprägter gar nicht denken läßt.

Was uns hier aber besonders interessiert, das ist die Fähigkeit dieser kleinen Polypen, ein festes Skelett auszuscheiden. Man nahm nun früher an, daß die Korallenskelette genau den einzelnen Teilen des Weichkörpers entsprechen. Aus diesem Grunde machte man ohne weiteres von dem Bau des Skeletts einen Schluß auf den des Weichkörpers. Dies hat sich aber nach den neusten Forschungen als irrtümlich herausgestellt. Bei vielen Korallenpolypen entsteht durch Abscheidung von kohlensaurem Kalk ein System von Septen, dessen Anordnung einer bestimmten Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, auf die ich aber hier nicht weiter eingehn kann. Das Skelett wird meist von der äußersten Schicht des Körpers, dem Ektoderm, ausgeschieden. Im einfachsten Falle besteht es aus einzelnen nadelartigen Kalkkörperchen. Diese verwachsen aber häufig vielfach unter sich, so daß auf diese Weise ein starres, festes Kalkskelett entsteht. Häufig kommt es



Hohe Insel mit Wall- und Saumriff. (Nach Dana.)

auch vor, daß die gesamte, die Einzeltiere verbindende Masse verkalkt. Auf diese Weise entstehn feste Hüllen, in welche sich die in diesem Falle weichhäutig bleibenden Einzeltiere zurückziehen, oder aus welchen sie sich hervorstrecken können.

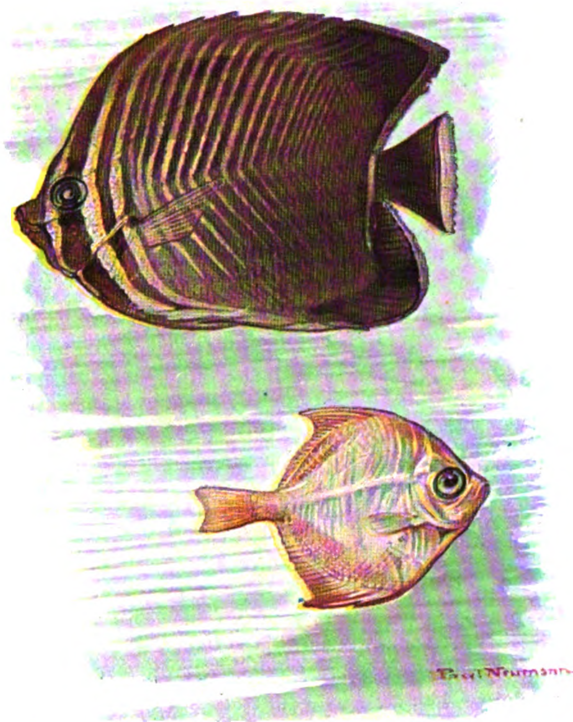
Der Formenreichtum der Korallen ist äußerst mannigfaltig. Es ist unmöglich, hier ein nur einigermaßen erschöpfendes Bild davon zu geben. Es sei nur erwähnt, daß sich zwei große Gruppen unterscheiden lassen. Es sind dies die achtteiligen Oktocorallien, welche nur acht gefiederte Tentakel tragen, und die Hexacorallien, bei welchen die Tentakel ungefiedert und schlauchförmig gebildet sind, während bei diesen, mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen, der Anordnung ihres Baues die Zahl sechs zu Grunde liegt. Sämtliche Korallen sind Meeresbewohner, aus dem Süßwasser sind keine Formen bekannt. Ihr Artenreichtum wird auf über dreitausend Formen geschätzt. Sie sind die typischen Bewohner warmer Meere, wo sie einen erstaunlichen Arten- und Individuenreichtum erreichen. Ihr hauptsächlichstes Verbreitungsgebiet erstreckt sich zwischen einem Zonengürtel, der zwischen dem achtundzwanzigsten Grad nördlicher und südlicher Breite über die äquatoriale Wasserfläche ausgebreitet liegt. Die Tiere gedeihen nur unter einer Temperatur von achtzehn bis dreißig Grad. Es gehört zu einer der interessantesten Errungenschaften der Geologie, die Entstehung der verschiedenen, durch die Tätigkeit der kleinen Polypen hervorgerufenen Korallenbauten erklärt zu haben.

In kalten Gegenden und in der Tiefe finden sich bloß Einzelkorallen oder kleine, aus wenigen Individuen bestehende Kolonien. In den wärmeren Meeren, in welchen ausschließlich große Stöcke und Rasen von Korallen vorkommen, wo die Temperatur des Wassers an der Oberfläche und in geringem Abstande von dieser auch in den Wintermonaten nicht unter zwanzig Grad Celsius sinkt, kommen die Korallen auch nur unter gewissen Bedingungen vor. Nach Neumayr ist ihr Vorkommen nach oben begrenzt durch den niedrigsten Ebbestand, nach unten reichen sie jedenfalls nicht in bedeutende Tiefen, denn es scheint ihr Fortkommen schon bei zwanzig Faden sehr beeinträchtigt. Außerdem können sie nur in ganz klarem Seewasser von normalem Salzgehalt leben. Demnach finden sie sich nicht an Küsten mit einem durch Wellenschlag aufgerüttelten schlammigen Boden, auch sind sie nicht in durch aufgelöste Erdbestandteile getrübten Flüssen zu finden. Dagegen verweilen sie häufig an seichten Stellen tropischer Meere und mit Vorliebe dort, wo die Brandung mit kräftigem Wellenschlag die Küste bespült. Was zunächst die Verbreitung der Korallenbauten anbelangt, so gehen sie nur im Roten Meer bis zum dreißigsten Grad nördlicher Breite. Im Süden reichen sie nur an der Westküste Austaliens bis zum neunundzwanzigsten Grad. An den Westküsten Afrikas und Amerikas sind keine Korallenbauten vorhanden. Besonders starke Tätigkeit aber entfalten die Korallenpolypen an den Küsten der Maladiven und Lakadiven im Indischen Ozean, des Tschagosarchipels, sowie der östlich von Madagaskar gelegenen Nazarethbank. Ebenso sind die Bermudas und andre atlantische Inseln in ihrer Meeresumgebung reich an Korallen. In hervorragendem Maße finden sie sich aber an der Ostküste Australiens, wie namentlich bei den zahllosen Inseln des Stillen Ozeans. In erstaunlichem Maße ist die Torresstraße von ihnen heimgesucht, so daß man bereits den Gedanken erwogen hat, ob nicht später einmal der Korallen halber die große Straße gesperrt werden müsse.

Da, wie erwähnt, die äußerste Tiefe, in welcher Korallen hausen, zwanzig Faden beträgt, so erscheint es unverständlich, daß es mitten im Ozean Koralleninseln gibt, welche aus Tiefen von mehreren tausend Metern aus dem Meere ragen. Diese mit den Erfahrungen über die Lebensweise der Korallenpolypen im Widerspruch stehenden Tatsachen versuchten Charles Darwin und J. Dana, welche in den an Korallen reichen Gebieten des Stillen Ozeans umfangreiche Untersuchungen anstellten, durch eine auf den ersten Blick äußerst plausibel erscheinende Ursache zu erklären. Während man früher annahm, es könnten aus den Tiefen des Ozeans unterseeische Berge hervorragen bis zu jener Grenze, in welcher diese Polypen bauen, so behaupteten die genannten beiden Forscher, die Entstehung der Korallenbauten

durch Senkung des Meeresbodens erklären zu können. Hierbei mußte aber als Voraussetzung angenommen werden, daß diese Senkung nur äußerst langsam vor sich ging, denn sonst wäre es nicht möglich, daß die Polypen den in die Tiefen des Meeres versinkenden Teil ihrer Bauten durch ihre Tätigkeit ersetzen könnten.

Der verschiedenartigen Form nach, welche die Bauten der Korallenpolypen einnehmen, unterscheidet Darwin Saumriffe, die viele Küsten unmittelbar umsäumen, Damm- oder Wallriffe, welche als Barrieren die Ufer des Festlandes oder einer Insel umgeben, von diesen aber durch einen Meeresstreifen getrennt sind, und Atolle oder Lagunenriffe, welche als niedrige, ovale und ausgebuchtete, selten als kreisrunde Inseln im Inneren eine ruhige und beträchtlich tiefe Lagune oder Wasserfläche einschließen. Während die Saumriffe namentlich die Küsten des Roten Meers, Floridas und Ceylons umgürten und die Dammriffe an der Küste von Florida gedeihen, sind die Atolle im Indischen, besonders aber im Stillen Ozean erstaunlich weit verbreitet. Darwin glaubte diese drei Formen der Korallenbauten in entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang bringen zu können. Er nahm an, daß die Strandriffe, welche die Meeresküsten tropischer Länder umsäumen, die ursprünglichsten Anlagen der Korallenpolypen sind. Senkt sich die so umsäumte Küste allmählich, so bauen namentlich die an der Außenseite dem Meere zugerichteten Polypen besonders eifrig, während sich zwischen Küste und diesen ein Meeresarm sichtbar macht, der nach außen von den Korallen überragt wird. Auf diese Weise ist ein Barrierriff entstanden. Sinkt nun eine Insel, die von einem solchen Barrierriff umgeben war, noch mehr ein, so daß sie gänzlich unter den Wasserspiegel zu liegen kommt, so bleibt nur ein Ring der weiter bauenden Korallen dem Auge außerhalb des Meeres sichtbar. Es hat sich auf diese Weise ein Atoll gebildet. Diese von Darwin schon in seinen Jünglingsjahren während seiner mit der „Beagle“ unternommenen Weltreise (1831) zuerst erfaßte



Oben: Baronsfisch (Chaetodon baronessa); unten: Silberschuppenmakrele (Psettus argentus).

und einige Jahre später veröffentlichte Theorie der Senkung fand durch Dana, den Begleiter der im Jahre 1838 von Kapitän Wilkes unternommenen amerikanischen Expedition, ihre Bestätigung. Obwohl er im wesentlichen mit Darwins Ansichten übereinstimmt, berücksichtigt Dana mehr die mittlere Temperatur des Meeres, um die geographische Verbreitung der Korallenbildungen zu erklären. Auch macht dieser Forscher auf den hemmenden Einfluß aufmerksam, welchen vulkanische Tätigkeit auf die Riffbildung ausübt, und schließlich weist er darauf hin, daß durch Hebungen die ganzen Atolle über Wasser gehoben werden können und sich öfters dann mit Vegetation bedecken. Obwohl Dana verschiedentliche Einwände gegen die Darwinsche Theorie zu machen hatte, so stimmte er doch im allgemeinen mit den Darwinschen Ansichten überein und erbrachte auch seiner-

seits neue Beweise für die Senkungstheorie des genannten Forschers.

Die Forschungsresultate dieser beiden hervorragenden Gelehrten blieben lange Zeit als unumstößliche Wahrheit bestehn, bis in neuerer und neuster Zeit sich gegenteilige Ansichten geltend machten und das Problem der Riffentstehung auf ganz andre Wege leiteten.

Karl Semper fand bei der Untersuchung der Korallenriffe der Palauinseln alle drei oben aufgeführten Riffbildungen auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet vereinigt, was die von Darwin entwickelte Entstehungstheorie unwahrscheinlich macht. Er fand ferner bei allen drei Formen Spuren von einer neuerlichen Hebung und schreibt deshalb dem Einfluß von Ebbe und Flut, sowie dem der Meeresströmungen die Entstehung der Atolle zu. Trotzdem leugnet er aber keineswegs die Möglichkeit, daß sich Atolle ebenfalls durch Senkungen bilden können.

Der bekannte englische Naturforscher Murray, ein Teilnehmer an der großartigen Challengerexpedition, welche sich die Erforschung der Meeresgründe zur Aufgabe gestellt hatte, setzt der Darwin-Danaschen Senkungstheorie eine Hebungstheorie entgegen. Er ist der Meinung, daß die Atolle als Überzüge untermeerischer Berge entstanden sind, welche als vulkanische Kegel vom Meeresboden aus ihr Haupt in die Wasserschichten des Ozeans erheben. Nach ihm sollen sich die Korallenpolypen von außen nach innen zu durch die im Seewasser enthaltene Kohlensäure auflösen und durch die Meereswogen ausgewaschen werden, wodurch sich die Lagune des Atolles bildet. Obwohl sich mehrere namhafte Forscher für die Richtigkeit der Murrayschen Theorie aussprachen, kehrt man jetzt doch wieder zur Darwin-Danaschen Senkungstheorie zurück. Gegen die Murraysche Ansicht spricht namentlich der Umstand, daß sich die Korallenriffe häufig durch außerordentliche Dicke auszeichnen, während nach der Ansicht des britischen Forschers unter Berücksichtigung der Lebensgewohnheiten der Korallenpolypen nur verhältnismäßig dünne Rinden bestehen müßten. Die Richtigkeit der Darwinschen Theorie im allgemeinen zugegeben, machen es die neusten Forschungen klar, daß bei der Bildung der Korallenriffe auch örtliche Ursachen in Betracht gezogen werden müssen.

Diese Einschränkung schließt nicht aus, daß in manchen Fällen unter dem Meere hinziehende Gebirge oder in großen Massen angehäufte Schalen von Foraminiferen und Muscheln vom Meeresboden aus bis in den Bereich der Bauzone der Korallenpolypen ragten, wobei auch Hebung durch vulkanische Tätigkeit eine Rolle gespielt haben mag.

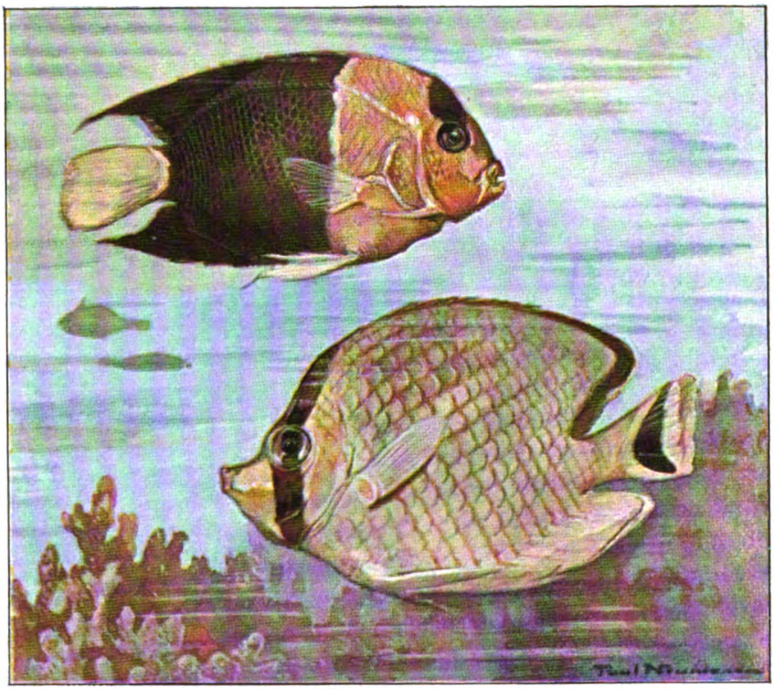
Es ergibt sich für uns aus dieser Darstellung die Überzeugung, daß die Forschungen über die Entstehungsverhältnisse der Korallenriffe durchaus noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sind.

Nachdem wir uns ausführlich mit der Entstehungsgeschichte der Korallenriffe befaßt haben, wenden wir uns dem eigentlichen Thema unsrer Betrachtungen, dem tierischen Leben dieser „Tierwiesen des Ozeans“ zu. Wenn schon auf der Oberfläche der Erde unter den Lebewesen ein immerwährender, nie versiegender Kampf um das Dasein, ein großes Ringen um das tägliche Brot und die gesicherte Existenz herrscht, so ist dieses unter den Fluten des Ozeans, in den Massenanhäufungen von Lebewesen, wie sie die Korallenriffe aufweisen, erst recht der Fall. Hier bietet sich dem Biologen eine Fülle der interessantesten Erscheinungen aus dem Leben der Seetiere. Auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet sind zahlreiche verschiedenartige Tierformen zusammengedrängt, welche, teils einander bekämpfend, teils einander ausnutzend, in gewissem Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehn. Ein ungeahnter Reichtum von Individuen und Formen tierischen Lebens bietet sich den Augen des Naturforschers dar und fordert seine Wißbegierde und seinen Arbeitseifer auf das höchste Maß heraus.

Zauberhaft wirkt der Anblick dieser Massen tierischen Lebens auf den Beschauer. Schon Ehrenberg schildert mit glühenden Farben den Eindruck, welchen die Korallenbänke des Roten Meers auf ihn machten. „Überraschend ist die Erscheinung der Korallentiere dem Reisenden, welcher die Küsten des Südmeers berührt und dieselben in ihren Wohnsitzen lebendig in einer über alles herrschenden Verbreitung erblickt. Dort wetteifern die blumenförmigen Tiere der pflanzenarti-

gen Korallenstöcke mit den prächtigsten Farben unsrer schönsten Blumen, und hinderte nicht der Lichtreflex des Wassers die Übersicht einer größeren Fläche unterhalb des Meeresspiegels, so würde die Masse des schönfarbigen, lebendigen, blumenartig Geformten, welches den flachen Meeresboden bekleidet, ganz das Bild geben, das uns an unsern Wiesen und Fluren zu ihrer Blütezeit erfreut. Ja, es würde den, welcher die asiatischen Kirgisensteppen sah, an die Tulpenflor erinnern, die, in unabsehbarer Weite sich erstreckend, unter günstigen Umständen ein zauberVolles und feenhaftes Gegenstück unsrer lieblichen kleinen Gärten bildet." An andrer Stelle sagt dieser Forscher: „Wie die Bilder des Kaleidoskops gehn vor dem Auge des am seichten Meeresufer Hingehenden oder auf seinem Schiff über das Korallenriff bei eintretender Windstille langsam hingleitenden Bewohners des Festlands diese Bevölkerungen ihm ganz neuer Fluren vorüber. Er sieht Sträucher und Bäumchen auf und um scheinbar abgerundete Felsblöcke versammelt, welche selbst in blendende metallische Farben gehüllt einen andern Charakter als den der Felsmasse verraten ... Wie die Kolibris der amerikanischen Erdhälfte um die Blumen der tropischen Pflanzen spielen, so spielen kleine prachtvolle, mit Gold, Silber, Purpur und Azur gefärbte, kaum einige Zoll an Größe erreichende und nie größer werdende Fische um die blumenartigen Korallentiere, an denen schönfarbige, schalenlose, wundersam gestaltete Schnecken die blumenblattartigen Fangarme, ebenso wie die Raupen und Gartenschnecken an den Pflanzen die Blumenblätter, abnagen."

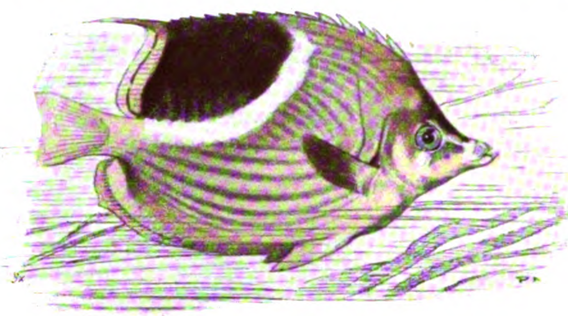
Um die Formenmannigfaltigkeit der Korallen und den Artenreichtum der zwischen diesen lebenden andern Meerestiere hervorzuheben, lasse ich nochmals Ehrenberg reden, welcher über die Korallenfauna des Roten Meers folgendes sagt: „Maschentuffe, Kronentuffe, Tausendsterntuffe, Sternkorallen, Wabenkorallen, Bechertuffe und Kronenkorallen wechselten, gleich groß und mächtig, gewöhnlich mit Riesenmuscheln, Perlenmuscheln, Seepilzen, Seeigeln, Seesternen und Holothurien ab, und auf Erstorbenen drängten sich die weichen Lederkorallen, Seeanemonen, Strauch- und Schwammkorallen mit einer zahlreichen Menge von Ringel- und Weibelwürmern."



Oben: Zweifarbiger Kaiserfisch (Holacanthus bicolor); unten: Bindenkorallenfisch (Chaetodon refflesi).

Auch Ernst Haeckel in Jena verdanken wir begeisterte Schilderungen der Korallenriffe. Ihm war es vergönnt, an der arabischen Küste des Roten Meers die Korallen zu studieren, und der geistreiche Naturphilosoph, welcher die Natur nicht nur mit den Augen eines nüchternen Gelehrten ansieht, sondern auch mit dem Blicke eines begeister-

ten Künstlers an sie herantritt, schildert mit glühendem Enthusiasmus die Eindrücke, welche die Korallenriffe auf sein für Naturschönheit so empfängliches Gemüt ausübten. „Ein Vergleich dieser formenreichen und far-



Sattelkorallenfisch (Chaetodon ephippium).

benglänzenden Meerschaften mit den blumenreichsten Landschaften gibt keine richtige Vorstellung. Denn hier unten in der blauen Tiefe ist eigentlich alles mit bunten Blumen überhäuft, und alle diese zierlichen Blumen sind lebendige Korallentiere. Die Oberfläche der größern Korallenbänke, von sechs bis acht Fuß Durchmesser, ist mit Tausenden von lieblichen Blumensternen bedeckt. An den verzweigten Bäumen und Sträuchen sitzt Blüte an Blüte. Die großen bunten Blumenkelche sind ebenfalls Korallen. Ja, sogar das bunte Moos, das die Zwischenräume zwischen den größeren Stöcken ausfüllt, zeigt sich bei genauerer Betrachtung aus Millionen winziger Korallentierchen gebildet. Und alle diese Blütenpracht übergießt die leuchtende arabische Sonne in dem kristallhellen Wasser mit einem unsagbaren Glanze!

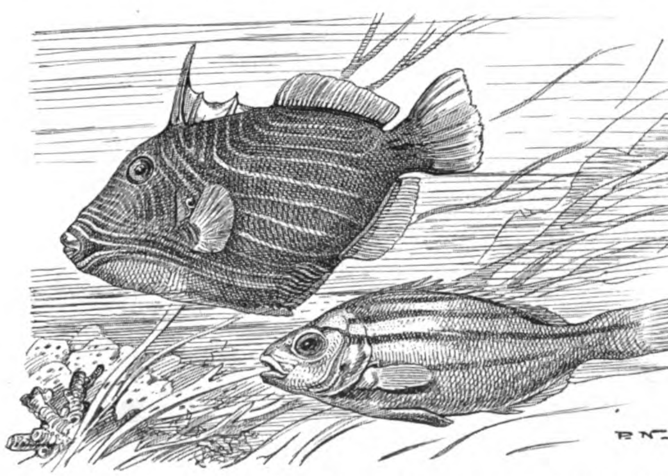
„Und in diesen wunderbaren Korallengärten, welche die sagenhafte Pracht der zauberischen Hesperidengärten übertreffen, wimmelt außerdem ein vielgestaltiges **Tierleben** der mannigfaltigsten Art. Metallglänzende Fische von den sonderbarsten Formen und Farben spielen in Scharen um die Korallenkelche gleich den Kolibris, die um die Blumenkelche der Tropenpflanzen schweben. Noch viel mannigfaltiger und interessanter als die Fische sind die wirbellosen Tiere der verschiedensten Klassen, welche auf den Korallenbänken ihr Wesen treiben. Zierliche, durchsichtige Krebse aus der Garnelengruppe klettern zwischen den Korallenzweigen. Auch rote Seesterne, violette Schlangensterne und schwarze Seeigel klettern in Menge auf den Ästen der Korallensträucher, der Scharen bunter Muscheln und Schnecken nicht zu gedenken. Reizende Würmer mit bunten Kiemenfederbüschen schauen aus ihren Röhren hervor. Da kommt auch ein dichter Schwarm von Medusen geschwommen, und zu unsrer Überraschung erkennen wir in der zierlichen Glocke eine alte Bekannte aus der Ostsee und Nordsee, die Qualle."

Die Korallenriffe bilden in den von ihnen erfüllten Meeresteilen eine große Gefahr für die dort Kurs haltenden Schiffe. Bei Ebbe liegen im allgemeinen die Verhältnisse günstiger, da dann meist größere Teile der Riffe aus dem Wasser ragen und so dem Schiffer als Warnungszeichen dienen. Gewöhnlich brandet das Meer über den Riffstreifen hinweg, so daß durch diese Brandungszone Lage und Ausdehnung des Riffs gekennzeichnet wird. Oft täuscht eine trügerische Ruhe tiefes Wasser vor und lockt das in unbekannten Gewässern fahrende Schiff in das sichere Verderben. Für die Küsten, welche die Korallenriffe umsäumen, bieten sie vortrefflichen Schutz und helfen durch Aufhalten des angeschwemmten Bodens für die Verbreiterung der Küstenzone beitragen. Auf diesen angeschwemmten und von den Korallenriffen gehaltenen Landvergrößerungen, welche namentlich Inseln, wie Haiti, umgeben, haben die Eingeborenen mit Vorliebe ihre Hütten aufgerichtet. Der Boden dieser Landanschwemmungen ist außerordentlich fruchtbar, es gedeihen dort unter anderm Kokospalmen und Brotfruchtbäume. Die Entstehungsgeschichte der Korallenmatten, der Atolle, auf welchen hernach eine üppige Vegetation wuchert, ist im wesentlichen bedingt durch die Tätigkeit der Wellen. Letztere brechen durch ihre Gewalt abgestorbene Teile des Riffs ab, schwemmen ebenfalls leblose Tierkörper der Meeresfauna, seien es Korallenpolypen, Aktinien, Seesterne, Seeigel und Fische, an und zerreiben schließlich

den Korallenkalk der abgebrochenen Trümmer zu einem feinen Kalkschlamm, welcher die größern Teile zusammenkittet. Auf diese Weise entsteht der Untergrund zu einem Boden, welcher dem durch das Meer herangeschwemmten Samen verschiedener Pflanzen günstige Gelegenheit zum Keimen bietet. Bald schmückt sich denn auch der aus dem Wasser ragende Teil der Insel mit saftigem Grün, und stolze Kokospalmen wiegen ihre Häupter, bewegt von den Winden des Ozeans.

Die größte Mannigfaltigkeit der Korallenformen läßt sich in dem mittleren heißen Gürtel der Erde konstatieren, zwischen dem 15. und 18. Grad nördlich und südlich des Äquators. Hier erreichen namentlich Mäandrinen und Asträen ihre höchste Entwicklung. Auch Madreporen finden sich hier zahlreich in großartiger Schönheit entfaltet. Die Korallenformen des Roten Meers und des Ostindischen Meers stimmen im allgemeinen mit denen des mittleren Teils des Stillen Ozeans überein. Auch die der Küsten von Sansibar gehören hierher. Bei der Verteilung der Korallen ist nicht nur die geographische Lage innerhalb der warmen Zone maßgebend, sondern es tritt hier noch die Verteilung der Meeresströmungen hinzu. Namentlich wirken die kalten Strömungen in dieser Beziehung durchaus hemmend. Als Lebensvoraussetzung verlangen die Korallen reines Seewasser und entfalten sich am üppigsten zwischen den Riffen in den breiten Binnenkanälen. Auch in den weiten Lagunen und in dem seichten, der Brandung nahen Wasser der Küste zeigt sich ein vorzügliches Gedeihen der Korallen. Selbst dort, wo die Wellen mit aller Macht gegen das Riff andonnern, finden sich zahlreiche Asträen, Mäandrinen und Madreporen.

Die Korallenbauten sind von einer Unzahl der verschiedensten Tiere heimgesucht, welche alle auf die verschiedenste Weise durch die Zerstörung der Polypen oder der Bauten ihr Dasein fristen. Röhrenwürmer oder Serpuliden, sowie Bohrmuscheln, Archenmuscheln, Meerdatteln bohren sich tief in den Riffbau ein und zerstören viel von den Bauten der kleinen Polypen. Sehr gefährliche Zerstörer sind auch die Bohrschwämme. Darwin beobachtete am Keelingatoll die zerstörende Tätigkeit zweier Arten von Papageifischen, welche sich vom Abweiden der Polypenstöcke nährten. Sie sind dort außerordentlich zahlreich und von beträchtlicher Größe. Ihre Eingeweide waren durch fein vermalmte kalkige Substanz, sowie durch kleine Stücke von Korallen ausgedehnt. Zwischen den Korallenriffen kriechen sehr viele Arten von Holothurien oder Seewalzen in zahllosen Exemplaren umher, welche sich ebenfalls von den Korallen nähren.



Oben: Gestreifter Hornfisch (Balistes undulatus); unten: Vierbändriger Großzahnbarsch (Therapon quadrilineatus).

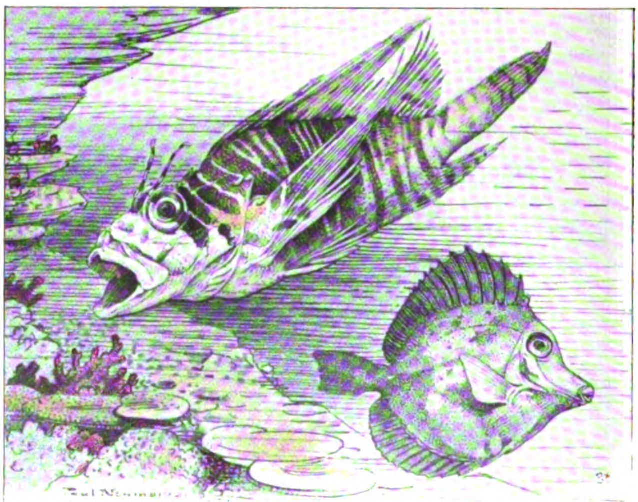
Auch Hernsheim entwirft ein hübsches Bild von dem Tierreichtum der Korallenriffe. Er sagt in seinen „Südseeerinnerungen“: „Das hellgrüne Wasser ist unter der tropischen Sonne von so merkwürdiger Durchsichtigkeit, daß das Auge ohne Anstrengung bis zu dem acht bis zehn Fuß tiefen Korallenboden dringt. In grotesken Formen erheben sich diese Gebilde und erscheinen uns bald als feuerrote, schlank aufsteigende Türme, bald als gelblich schillernde runde Kegel. Tiefblaue Tore scheinen den Eingang zu unermeßlichen Tiefen zu bilden und smaragdgrüne Pfeiler das Dach mär-

chenhafter Paläste zu tragen. Schwarze, schwammige Mollusken decken den Boden, und Muscheltiere jeglicher Form kleben hier und dort. Zartrote, gallertartige Kugeln und blauleuchtende Seesterne schwimmen überall umher, und zwischendurch treiben Tausende, in wunderbarer Farbenpracht erglänzende, phantastisch gestaltete Fische ihr Wesen.“

Die Fischfauna, welche diese Riffgründe bewohnt, zeichnet sich durch teilweise ganz absonderlich gestaltete Formen aus. Entsprechend der prächtigen Färbung der Korallen, sind auch die Fische in den wundersamsten Farben gehalten. Es spielt hier sicherlich der Anpassungsschutz eine große Rolle. Da auch die einzelnen Fischformen größere und stärkere Feinde haben, welchen sie leicht, falls sie sich durch eine eintönige Färbung von dieser in aller Farbenpracht glänzenden Umgebung abtrennen würden, zum Opfer fielen, so hat die Natur diese Geschöpfe gleich mit bunten Farben bemalt, so daß sie aus ihrer ihnen als Nahrungsgebiet dienenden Umgebung nicht hervortreten. Der Vernichtungskampf, welchen die Wesen untereinander um Existenz und Nahrung ausfechten, sucht auch diese schönen Meeresgebiete heim, und das erstaunte Auge des ob dieser Pracht entzückten Beobachters ahnt nicht den Kampf um Leben und Tod, welchen die vielen verschiedenen Tierarten dort gegeneinander führen.

Unter den Fischen spielen für die Korallenfauna die Schuppenflosser (Squamipennes) die größte Rolle. Ihr Familiencharakter ist durch ihren Namen ausgedrückt. Der sehr hohe und stark zusammengedrückte Körper ist nicht nur an Kopf und Rumpf, sondern auch auf den senkrechten Flossen gleichmäßig mit schwachgezähnten Kammschuppen bedeckt. Aus diesem Schuppenkleid ragen gewöhnlich nur die Spitzen der Stachel und der gegliederten Strahlen hervor. Der Kiemendeckel ist zuweilen durch einen mächtigen Stachel bewaffnet. Oft haben diese Tiere eine rüsselartig verlängerte Schnauze mit einer sehr kleinen und engen Mundspalte. Die Zähne dieser Fische sind meistens sehr dünn und lang und stehn so dicht und zahlreich zusammen, daß das Gebiß einer kleinen Bürste gleicht. Sie kommen den Tieren namentlich beim Hervorziehen kleiner Beutetiere aus den Ritzen und Löchern der Korallenriffe zu statten.

Ihrer Verbreitung nach sind die Schuppenflosser auf die warmen Meere beschränkt, in den europäischen Meeren fehlen sie gänzlich. Erst vom Roten Meere an treten sie auf und sind namentlich in den ostindischen Gewässern, in der Südsee wie auch in Westindien heimisch. Unsere Abbildungen lassen verschiedenartige Formen, sowie deren charakteristische und verschiedenartige Zeichnung und Färbung erkennen. Als Zeichnung treten Flecken, Ringe, Bänder und Streifen auf, welche oft in den herrlichsten Farben prangen. Oft trennt sich die tiefschwarze Färbung der Zeichnung scharf von dem silbernen oder goldenen Untergrunde des Körpers, welcher bei den verschiedenen Bewegungen des Tieres wundersam in den verschiedensten Farben irisiert. Bei der Gestalt fällt nicht nur die oft sonderbar schnauzenartig hervorragende

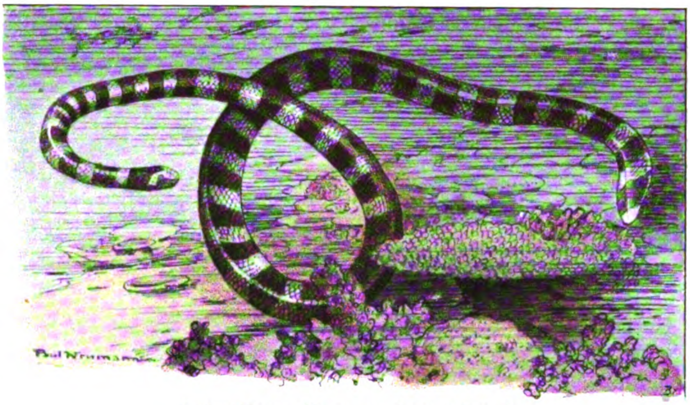


Oben: Fittichgroppe (Pterois antennata); unten: Schnäpperfisch (Acanthurus flavescens).

Kopfform auf, sondern die Tiere sind seitlich stark zusammengedrückt, so daß sie nur äußerst schmal gebaut erscheinen. Auf der andern Seite sind sie aber gerade dadurch auffal-

lend nach oben und unten hin verbreitert, so daß die ganze Gestalt den Eindruck einer flachen, vertikal gestellten Scheibe macht.

Diese Fische halten sich mit wenigen Ausnahmen nahe der Küste in den oberen Wasserschichten auf. Die auffallend gefärbten Arten gehören der Fauna des Korallenmeers an, da sie sich mit Vorliebe in der Nähe der Riffe aufhalten. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Korallentierchen und aus Seerosen, welche sie mit ihren langen Zähnen abweiden.


Zeilenschlange (Platurus laticandatus).

Eine durch ihre Lebensweise besonders interessante Fischart aus der Familie der Schuppenflosser ist der Schütze (Toxotes jaculator), welcher sich dadurch auszeichnet, daß er ein Insekt vermittels Spritzen eines Wasserstrahls von seiner Unterlage herab ins Wasser schleudert und sich also auf diese Weise in den Besitz seiner Beute setzt. Es gibt zwei Arten dieser interessanten Fischform, welche sich von Indien aus bis zu den nördlichen Küsten Australiens verbreiten.

Unsre Abbildungen zeigen mehrere Vertreter der Schuppenflosser. Als solchen nenne ich den zur Gattung Chätodon gehörigen Korallenfisch (Ch. meyeri), welcher wohl eine der schönsten Arten repräsentiert. Auf bläulich silberweißem Grunde ist er auf Kopf, Körper und Flossen mit schön geschwungenen schwarzbraunen Bändern verziert, welche am Körper mehrere Windungen machen. Auch der der Gattung Holacanthus zugehörige zweifarbige Kaiserfisch (H. bicolor) ist auffallend gezeichnet. Bei ihm ist die weiße Vorderhälfte von der buntgefärbten hinteren scharf getrennt.

Ganz absonderlich gestaltete Geschöpfe sind die Fittichgroppen (Pterois), von denen die eine unsrer Abbildungen den in der Südsee einheimischen Vertreter Pt. antennata zeigt. Diese Tiere besitzen einen gestreckten Leib mit einem zusammengedrückten Kopf, der mit vielen Dornen und Hautanhängen bewehrt ist. Ihre Rückenflosse ist durch zwölf bis dreizehn sehr schlanke, hohe und spitzige Stacheln geschützt. Ihre Brustflossen sind flügelartig verlängert, zeigen aber nur teilweise durch Haut verbundene Stacheln. Auch diese Fische prangen in den lebhaftesten Farben und sind, wie unsre Abbildung zeigt, auf das wunderlichste gezeichnet. Der Stich ihrer langen Flossenstrahlen ist sehr gefährlich, da die Spitzen leicht abbrechen und in der Wunde zurückbleiben.

Ganz absonderlich gestaltete Fischformen sind auch in der Familie der Lederfische (Acronuridae) zu finden. Die sich über die warmen Meere beider Erdhälften verbreitenden Schnäpperfische (Acanthurus), welche dieser Familie angehören, haben als besondere Eigentümlichkeit an jeder Seite des Schwanzes einen beweglichen, scharfschneidenden Stachel, womit sie gefährliche Verwundungen verursachen können. Der hier abgebildete Vertreter dieser Gattung heißt Acanthurus flavescens; das Tier stammt ebenfalls aus der Südsee.

Es ließe sich die Zahl der Fischformen, welche die Korallengebiete bewohnen, noch durch Aufzählung einer großen Menge interessanter Formen vermehren, doch unterlasse ich es, weil die Auswahl einen genügenden Begriff von der Mannigfaltigkeit der Fischgestalten gibt.

Haben wir so einen Überblick gewonnen über die Entstehungsverhältnisse und den Ausbau der Korallenriffe und Eilande, sowie auch über die diese Gebiete bewohnenden Tierarten, so ist es gewiß von Interesse, am

Schlusse auch denjenigen Geschöpfen einige Beachtung zu schenken, welche ihr Dasein außerhalb des Wassers auf jenen Eilanden und Küstengebieten fristen. Was nun zunächst die letzteren Tiere anbelangt, so sei an dieser Stelle nur darauf hingewiesen, daß es außer Meeresvögeln nur sehr wenige Landtiere sind, die sich auf die Korallenriffe, welche die Küsten mancher Kontinentalgebiete umsäumen, hinausbegeben. Selbstverständlich handelt es sich hier jeweilen um Tierarten, welche den Küstengebieten der betreffenden Kontinente eigentümlich sind. Ein ganz besonderes Interesse beanspruchen aber die größeren Inseln und kleineren Eilande, welche ihre Entstehung gänzlich der Tätigkeit der kleinen Korallenpolypen verdanken. Daß auch sie teilweise von höheren Tierformen bevölkert sind, leuchtet nicht gleich so ohne weiteres ein. Wie kommen nun diese Landbewohner auf die teilweise durch weite Meeresabschnitte von benachbarten Kontinenten oder größeren Inseln getrennten Eilande? Am leichtesten verständlich ist natürlich das Vorkommen von verschiedenen Vögeln auf diesen Plätzen, da dieselben vermöge ihrer Flugfähigkeit die Meeresarme zu überfliegen im stande sind. Selbstverständlich spielen hierbei die Meeresvögel die größte Rolle, doch kommen auf größeren Eilanden, wie z. B. auf den Marianen, Palau- und Karolineninseln, auch kleinere Papageien und Tauben vor. Hierbei ist es interessant, daß manche solcher Inseln durch ganz bestimmte, ihnen ausschließlich eigne Taubenarten bewohnt werden. Es ist das ein untrügliches Zeichen von dem hohen Alter dieser Inseln, da es sonst unmöglich wäre, daß sich auf ihnen solche endemische Arten entwickelt haben könnten. Unter den Seevögeln sind es Seeschwalben, Tropikvögel und Strandläufer. Aber selbst Säugetiere kommen auf manchen Inseln vor. Als solche dürften aber nur vermittels ihrer Flugfähigkeit die fliegenden Hunde von sich aus eingewandert sein, während Ratten, Schweine, Katzen und Hunde durch Europäer und Eingeborene eingeschleppt wurden. Die Spanier haben sogar auf die Marianen den Axishirsch und weiße Rinder übergeführt, auch das Haushuhn ist auf diesen größeren Inseln überall eingebürgert. Daß aber auf den Koralleninseln des Stillen Ozeans sogar einige Schlangen- und Eidechsenarten vorkommen, erscheint weniger verständlich. Bei Schilderung der Vegetation, welche diese Eilande schmückt, wurde schon hervorgehoben, daß es die mechanische Tätigkeit der Wellen ist, welche Pflanzensamen von benachbarten Gebieten der Kontinente oder von größeren Inseln an die Gestade der Koralleneilande trägt; das Vorkommen der Reptilien und sogar einiger Amphibien auf den kleinen Inseln wird dagegen, wenn auch nicht der Tätigkeit der Wellen, so doch passiven Vorgängen zuzuschreiben sein.

Hierbei mag bemerkt werden, daß es nicht unwahrscheinlich ist, die Überführung von Schlangen- und Eidechseneiern, die erwiesenermaßen sehr widerstandsfähig sind, in einzelnen Fällen auf die Tätigkeit der Wellen zurückzuführen. Was nun die mechanische, passive Verbreitung der Eidechsen und Schlangen auf diesen Eilanden anlangt, so ist wiederholt beobachtet worden, daß abgerissene Baumstämme usw., welche durch das Meer weggeschwemmt wurden, an das Gestade der Koralleneilande gelangten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß hier ab und zu Exemplare der genannten Reptilien unfreiwillig die Reise mitmachten und auf ihrer jetzigen Heimat glücklich landeten. Die auf diesen Inseln vorkommenden Eidechsen beschränken sich fast ausschließlich auf Skink- und Geckonidenarten. Letztere sind von der Natur besonders für den Zweck einer passiven Wanderung ausgerüstet, da sie vermittels ihrer zarten Haftplättchen unter den Zehen sich auch auf der glattesten Unterlage festheften können. Auf diese Weise kann es geschehen, daß solche Tiere eine unfreiwillige Reise über Meeresteile zurücklegen und schließlich auf eine der Koralleninseln landen. Da sie hier die für ihr Leben geeigneten Existenzbedingungen vorfinden, bleiben sie am Leben und bevölkern hernach die Insel.

Des Nachts verlassen zeitweilig Meeresschildkröten das Wasser und wenden sich einer einsamen Sandbank zu, um ihre Eier zu legen, zu welchem Zweck sie mit den Hinterfüßen ein tiefes Loch in den Sand scharren. Kommt die Zeit des Ausschlüpfens der Jungen heran, dann entsteigen sie abermals den salzigen Fluten, um durch Fort-

scharren des Sandes den Jungen den Austritt ins Leben zu ermöglichen.

Außer einigen Landschlangen, der Gattung Typhlops zugehörig, welche auf diesen Inseln wohnen, birgt das Meer an das Wasserleben angepaßte Arten dieser Reptilien. Unsre Abbildung zeigt uns ein solches Tier, eine Plattschwanzschlange, die sehr gut den zu einem breiten Ruder umgewandelten Schwanz erkennen läßt. Auch diese Tiere sind, entsprechend ihrer farbigen Umgebung, äußerst lebhaft gefärbt und gezeichnet. Von niederen Tieren kommen als Landbewohner dieser Eilande noch verschiedene Insekten in Betracht. Wenige Schmetterlinge, einzelne Käfer und Ameisen, sowie auch etliche Spinnen fristen dort ihr Dasein. An der Strandzone treiben sich Beutelkrebse und Landkrabben umher. So regt sich in, um und auf diesen Tierwiesen des Ozeans ein reiches Tierleben, das sich durch seine eigenartigen Charaktere auszeichnet.

Plato

Apuleius: De dogmate Platonis, lib I.

Erschöpft durch manchen wißbegierigen Frager
Und müd' nach weisheitsvoller Wanderschaft,
Sank Sokrates zur Nacht aufs Lager,
Im Schlaf zu sammeln neue Kraft.

Da sah im Traum er einen Schwan sich schmiegen
Zu Füßen ihm, ernst lauschend seinem Wort,
Als wollt' er einst im Weiterfliegen
Kundtun erlernter Weisheit Hort.

Und sieh: der Schwan entfaltet seine Schwingen,
Im Sonnenlichte leuchten sie so weiß:
Ein süßes Lied läßt er erklingen —
Und sinnend steht und lauscht der Greis.

Er blickt ihm nach in nebelhafte Ferne,
Bis sich der kühne Segler ihm verlor,
Nur leise tönt es aus der Sterne
Bezirk noch an sein horchend Ohr.

Dann bleibt der Schwan dem Aug', dem Ohr verborgen —
Doch als dem Weisen kaum der Traum entfloh'n,
Führt ihm Ariston schon am Morgen
Den Platon zu, den Göttersohn!

Richard Zoozmann.

Daniel Klinghammer

Roman

von

Wilhelm Hegeler

II. (Nachdruck ist untersagt.)

Ein neues Ereignis versetzte die Stadt in Aufregung. Leutnant Klinghammer hatte die Rettungsmedaille bekommen, und der Apotheker gab zu seinen Ehren eine Mittagsgesellschaft. Die Leute meinten, da würde dann die Sache zum Klappen kommen, nämlich die Verlobung zwischen Fritz und Fräulein Krall.

Die meisten Gäste waren im Wohnzimmer schon versammelt. Kandidat Schrill lehnte sich gegen den Kamin und stöhnte vor Gähnen. Er war noch von gestern fürchterlich verkatert, das Stehn fiel ihm schwer. Herr Rosemann verriet ihm, was es gab: Bouillon mit Mark, Krebse, junge Hähnchen und Eis. Er hatte das alles vom Hotelwirt „Zum Schwan“ erfahren, bei dem Frau Krall das Eis bestellt hatte.

Die Frau des Hauses saß neben Frau Postverwalter Wachendorf im Sofa. In ihrer Nähe irrte Rektor Wohlfahrt umher, ohne zu wissen, zu welcher Gruppe er sich gesellen sollte. Er vertrat das ideale Element in Urdenbach und fühlte sich als einsame Größe. Die Leute meinten, er sähe etwas genial aus, womit sie sagen wollten, er sähe ungewaschen und verhungert aus. Die beiden Damen unterhielten sich gerade von ihm. Er hatte gestern abend in der Aula zum Besten eines neuen Globus für seine Schule Enoch Arden vorgetragen. Frau Wachendorf rief ihn jetzt an: „Herr Rektor, Sie haben uns wieder einen wundervollen Genuß bereitet.“

Wohlfahrt fuhr sich durch sein struppiges Haar und stolperte näher: „Die Damen sind also von der Vorlesung befriedigt?“

„Ach, außerordentlich. Es war reizend!“

„Und daß Sie das ganze Gedicht auswendig wußten!“

„Kannten Sie Enoch Arden schon, Frau Krall?“

„Natürlich! Wir haben es ja von Thumann illustriert.“

„Dann ist Ihnen vielleicht auch aufgefallen, daß ich einige Stellen umgedichtet habe.“

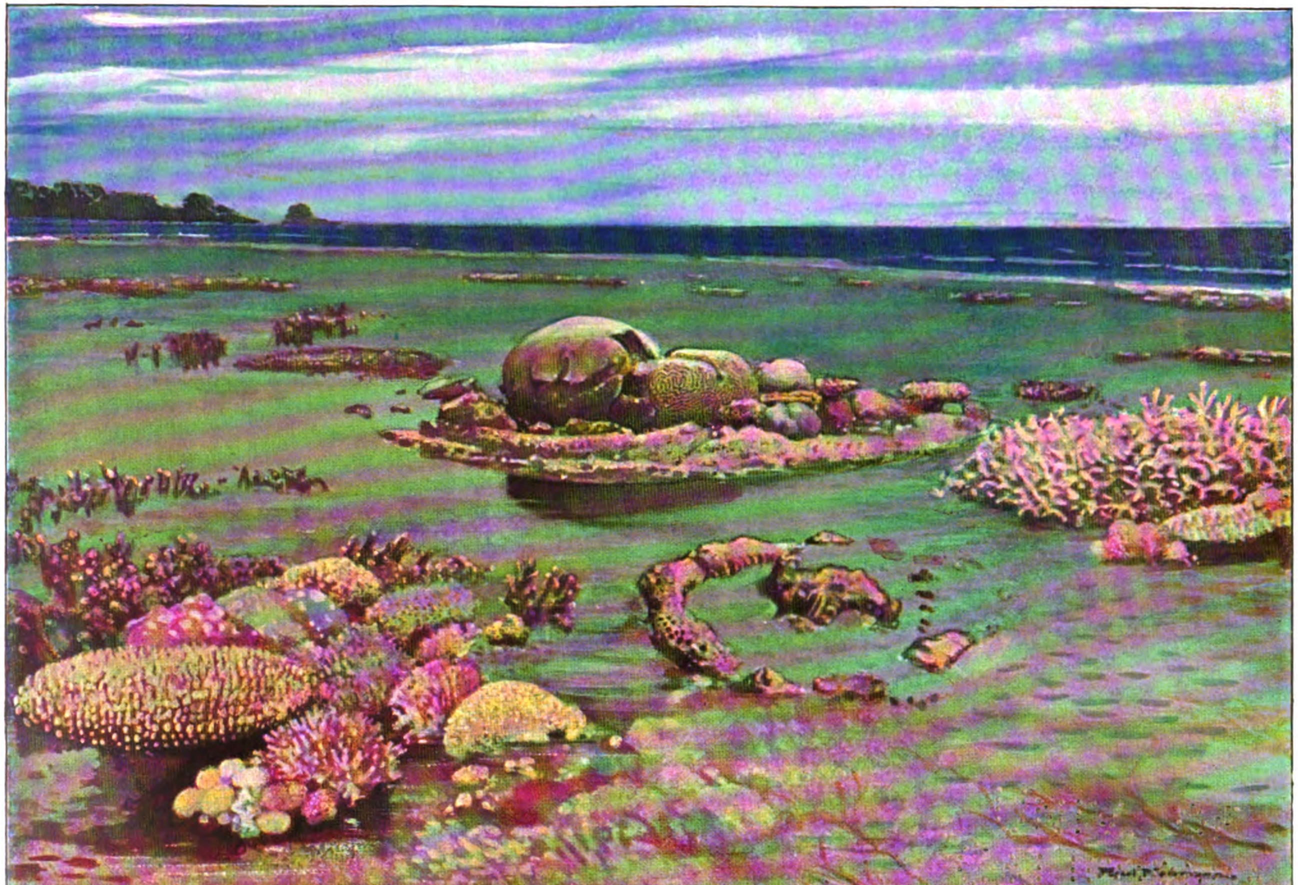
„Was? Nicht möglich! Wie interessant!“ erwiderten die Damen erstaunt. „Warum denn?“

Über das lehmgraue Gesicht des Rektors huschte eine verwaschene Röte. „Weil — nämlich — es waren einige Unschicklichkeiten drin —“

„Ach —!“

Alle drei waren plötzlich äußerst verlegen.

In diesem Augenblick öffnete Cita, die draußen die Honneurs machte, die Tür und ließ Frau Klinghammer mit ihren Söhnen eintreten. Frau Krall mußte die Kommenden begrüßen, der Apotheker, höchst feierlich heute angezogen in schwarzem Rock, schwarzer Hose, gelben Schuhen, machte wieder seinen Witz: „Darf ich die Herrschaften vorstellen?“ Er hatte gestern in Jamben gesprochen, was bei ihm das Zeichen einer gewissen fröhlichen Bezechtheit war. Heute fühlte er sich trotz eines Phenacitinpulvers



Korallenriff bei Ebbe.

Zu Sokolowsky: Die Korallenriffe und ihre Fauna.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

noch etwas „hinabwärts“ und preßte manchmal schmerzvoll die Hand an seine Stirn.

Alle umdrängten den Leutnant. Man merkte, wie beliebt er war.

„Gott sei Dank,“ brummte Doktor Riemann, ihm die Hand schüttelnd. „Nun kommen wir bald zu Stuhl.“

„Bürgermeisters fehlen ja noch,“ sagte Kandidat Schrill. „Es ist 'ne Affenschande, wenn's nicht bald was gibt, wird mir andauernd schlecht.“

Marianne hatte Daniel die Hand gegeben. „Warum lassen Sie sich gar nicht bei uns sehen, Herr Pastor? Ihr Herr Bruder kommt jeden Tag.“

„Ich habe sehr viel zu tun.“

„Sie sind wohl kein Gesellschaftsmensch?“

„Auch das.“ Es zerriß ihm das Herz, sie so schön zu sehen, die für ihn hoffnungslos verloren war. Die ganze Gesellschaft, die zu Ehren seines Bruders stattfand, war ihm eine Qual. Nur weil er nicht feig sein wollte, hatte er die Einladung angenommen.

„Ich dachte, Sie wären mir noch böse.“

„Warum?“

„Wir sind doch damals etwas heftig aneinander geraten.“

„Damals?“ Er schien nachzudenken.

„Eigentlich haben wir uns doch gezankt.“

„Bei dem Spaziergang? Nein, da war ich nicht böse.“

„Sie waren nicht böse?“

„Wirklich nicht.“ Er lächelte mit einem fast geringschätzigen Ausdruck, als wenn er sagen wollte: Was bildest du dir ein?

Ihre grauen Augen bekamen einen stahlblauen Glanz und flimmerten unruhig hin und her. Bin ich ihm so wenig? dachte sie voller Zorn. Sie schien etwas sagen zu wollen, atmete gepreßt, machte dann aber eine heftige Bewegung mit dem Kopf, als wenn sie die Gedanken abschnitte. „Es ist schrecklich schwül hier.“

Sie wollte das Fenster öffnen, Herr Rosemann kam ihr aber galant zuvor. Während er seine Hände wieder in die Hosentaschen steckte, machte er ihr Komplimente über ihr Kleid. Das konnte doch von keiner Urdenbacher Schneiderin gebaut worden sein. Aus Wiesbaden stammte es? Aha! Aber das sah man doch gleich. Ja, er brachte sich seine Schlipse auch stets aus Kassel oder Frankfurt mit.

Das junge Mädchen hörte kaum zu. Eine dumpfe Unruhe lastete auf ihr, während sie fühlte, wie Leutnant Klinghammer sie betrachtete.

Derweil unterhielten Doktor Riemann und der Postverwalter sich über sie. Wie sie sich da gegen die rote Plüschgardine lehnte, mit zitternden Nasenflügeln den frischen Luftstrom einatmend, zeichnete sich genau ihr Profil ab. Die nilgrüne Bluse machte ihr Gesicht noch blasser, das die locker gebundenen Haare tiefschwarz umrahmten.

„Ich bitte Sie,“ sagte der Postverwalter, „diese Schlankheit! Diese knospenden Formen!“

„Quark! Gesund und kräftig muß 'ne Frau sein.“

Kandidat Schrill mischte sich jetzt ins Gespräch. Sein Gesicht schillerte gelblich grün, und seine Backen waren zusammengeschrumpft, als wenn er den Mund voll Essig hätte. „Ich glaube, ich kriege den Hungertyphus,“ stöhnte er dumpf.

In diesem Augenblick schellte es, und Cita stürzte herein: „Mutter, sie sind da!“

Die ganze Gesellschaft atmete erleichtert auf und sog begierig den leckeren Bratengeruch ein, der durch die offene Tür strömte. Der Bürgermeister entschuldigte sich wegen des Zuspätkommens. Er hatte noch im letzten Augenblick Geschäftsbesuch erhalten. Seine Frau ging nach den ersten Begrüßungen gleich auf Marianne zu.

Sie betrachtete den Leutnant als ihren Protegé und war deshalb eifrig besorgt, daß die Verlobung zu stande kam. „Wie niedlich Sie heute aussehen,“ sagte sie zu dem jungen Mädchen. „Wann besuchen Sie mich mal wieder? Ich habe so gern Jugend um mich.“

Dabei betrachtete sie sich selbst im Spiegel und zupfte ihre kindliche Puppenfrisur zurecht, an der sie über eine Stunde gearbeitet und derentwegen die ganze Gesellschaft hier vor Hunger Qualen ausgestanden hatte. Der Apotheker schoß derweil hin und her wie ein Schäferhund und raunte jedem noch einmal den Namen seiner Dame zu. Man mußte über den Flur zum Eßzimmer gehn. Vor der Tür staute der ganze Zug, da

Christine gerade mit dem Tassentablett eintreten wollte. Zwischen ihr und dem ersten Paar fand ein längerer Austausch von Höflichkeiten statt. Schließlich hatten alle ihre Plätze gefunden. Der Apotheker warf Daniel einen vielsagenden Blick zu, worauf dieser ein kurzes Gebet sprach.

Die Bouillon glühte, und das Fett ließ die Hitze nicht entweichen. Ein Pusten begann, als wenn lauter Posaunenengel am Tische säßen. Die Herren verschlangen enorm viel Brot. Als nach der Bouillon drei große Schüsseln mit Krebsen auf den Tisch kamen, entstand allgemeine Verwunderung. Der Apotheker selbst spielte am meisten den Erstaunten. „O Gott, o Gott, wie hat Mutter das wieder fein gemacht! Aber nu man nich bange."

Die Scheren knackten, die Krusten wurden zerteilt, man merkte, daß die Gesellschaft aus kundigen Krebsessern bestand. Nur der Rektor fing in seinem Idealismus die Sache verkehrt an und bekam den Mund voller Galle.

Der Hof lag weißflammend in der prallen Mittagssonne. Feuchte Schwüle belastete das niedrige Zimmer. Man saß enggedrängt um den langen Tisch, heißer Dampf stieg aus den großen offenen Schüsseln. Gesprochen wurde nur wenig. Frau Apotheker nötigte manchmal zum Zulangen, was ganz überflüssig war. Der Bürgermeister, der Postverwalter, Doktor Riemann, der Kandidat veranstalteten ein förmliches Wettessen. Doktor Riemann erklärte, auf diesem Gebiet Spezialist zu sein. Er arbeitete blitzschnell, ohne mit einer Miene zu verraten, ob es ihm schmeckte oder nicht. Das Weiße seines Tellers verschwand bald unter dem Haufen von Scheren und Krusten. Der Kandidat dagegen war ganz Genießer.

„Weißte wohl noch, Anton?" fragte der Bürgermeister, „das Krebsessen beim alten Bollmann?"

„Und ob," erwiderte der Postverwalter. „Da war noch Kaufmann Röhrdanz dabei. Neunzehn Stück hat der Mensch gegessen, und dann sagt er, er hätte 'nen schwachen Magen."

„Hinterher gab's 'ne Rehkeule."

„Ne, von der Keule war das nicht. Das war vom Ziemer."

„Was? Ich bin doch nicht gedächtnisschwach."

„Na, 's sind ja immer ein Stücker zehn Jahre her."

„Wenn auch! So was behält man doch."

Als die Teller abgeräumt waren, klopfte der Apotheker ans Glas. Er wollte nur ein paar Worte sprechen. Kurz, aber herzlich. Er müsse mal endlich sein Herz ausschütten, was für ein riesig feiner Kerl der Leutnant Klinghammer sei. Er schilderte ihn nach allen Richtungen, als pflichttreuen Beamten, als trunkfesten Kneipanten, als Liebling der Damen, wobei er jedesmal hinzufügte, er habe die Überzeugung, im Sinne aller Anwesenden zu sprechen. Dann aber kam er auf „die gräßliche Geschichte", bei der sich der Leutnant die Rettungsmedaille verdient hätte. Nun geriet er allmählich ins Kohlen. Er erzählte, wie er an dem „Mordtage" in seinem Laboratorium Selterwasser gemacht habe. Köstliches Selterwasser. Da war August, der Dösbartel, so recht langsam und tranig hereingekommen und hätte mit seiner quietschigen Stimme gesagt: „Vater, weißte schon, was sie mit unserm Mariechen gemacht haben?" „Ne," habe er gesagt und vor Schreck die Selterwasserflasche fallen lassen. „Ja, die andern Jungs sagen, sie hätten sie tot gestochen."

Er konnte nicht weiter sprechen. Aus seinen kleinen Maulwurfsaugen perlten dicke Tränen. Gott weiß wie oft hatte er diese Geschichte schon erzählt, aber jedesmal fuhr ihm der Schreck wieder so in die Glieder, daß er wie ein Kind weinen mußte. Endlich erzählte er mit gebrochener Stimme, wie bald darauf seine Tochter gebracht worden sei, noch halb ohnmächtig, aber unverwundet. Der Leutnant hatte seine Männerbrust dem Stahl des Mordbuben dargeboten. Auf den Retter seines Kindes, auf den Helden von Urdenbach bat er zu trinken.

Gleich darauf stand Fritz auf. Lächelnd, mit dieser gewissen gedämpften Stimme, die ganz weich, fast schüchtern klingen konnte, wenn er wollte, sagte er: er möchte sofort antworten, eh' noch die Schamröte über des Herrn Apothekers gänzlich unverdientes Lob von seinem Gesicht verschwunden sei. Was er getan habe, sei nicht der Rede wert. Jeder Mann, der kein Krüppel oder feiger

Schuft sei, hätte dasselbe getan. Nicht als ein Verdienst, sondern als schönstes Glück betrachte er es, Fräulein Krall, auf die ganz Urdenbach stolz sei, aus den Händen der Mordbuben gerettet zu haben. Dann ließ er das gastliche Haus Krall hochleben.

Als alle wieder saßen, wandte er sich an Marianne: „Ich versteh' nicht, wie Ihr Herr Vater so viel Wesens um die Bagatelle macht. All die Herren hier hätten Ihretwegen gern ein paar Messerstiche riskiert."

„Glauben Sie?"

„Das weiß ich. Sie müßten nur mal hören, wie sie alle für Sie schwärmen. Verliebt sind sie alle in Sie. Der eine mehr, der andre weniger — einer am meisten." Er ergriff sein Glas und ließ es an ihres anklingen.

„Auf wen trinken wir?" fragte sie.

„Auf die, die wir lieben, trinke ich."

„Und ich?"

„Lieben Sie niemanden?"

„Gewiß," sagte sie gedehnt. „Meine Eltern, Geschwister —"

„Und sonst?"

„Ich wüßte nicht."

„Ganz kalt Ihr Herz?"

„Ganz kalt."

Der verträumte Ausdruck seines Gesichts wechselte plötzlich, wie er sie jetzt ansah. Nie hatte er ihr so deutlich sein Gefühl verraten wie in diesem Blick. Es war förmlich, als wenn seine in furchtbarer Entschlossenheit zusammengepreßten Züge, seine heißhungrigen Augen ihr's zuschrien: Ich will dich haben. Du mußt mir gehören.

Sie schauerte zusammen, wurde ganz blaß, aber mit aller Gewalt preßte sie den widerstrebenden Lippen ein Lächeln ab und sagte schluckend: „Ja, ja, wahrhaftig! Ganz kalt. Trotz aller Hitze." Und doch war sie zerschmettert vom dröhnenden Hammerschlag ihres Herzens. Aber in ihrer letzten Seelenkammer regte sich noch immer der alte Widerwille, wie unterirdische Wasser raunten aus der Tiefe warnende Stimmen. Sie blickte zu Daniel hin und hätte beinahe aufgelacht, als dieser sich eifrig mit seiner Nachbarin unterhielt, ohne sie zu bemerken.

Daniel hatte furchtbare Kopfschmerzen. Aber seine größte Qual war, daß er gerade auf dem Stuhl sitzen, die Schüsseln herumreichen, sprechen und zuhören mußte. Er empfand keinen Zorn gegen seinen Bruder, sondern dachte nur: So wie er muß man's machen. Ihm glückt alles, was mir mißlingt. Das ist nun einmal so. Er empfand nur das eine sehnsüchtige Verlangen, bald aufstehn und nach Haus gehn zu dürfen. Sein enges Zimmer, seine Bücher, seine Berufsarbeit, alles, was er so oft verwünscht hatte, kam ihm jetzt köstlich vor, als etwas, bei dem er einzig Genugtuung und Frieden finden konnte.

Bei den andern war die Unterhaltung unterdes sehr lebhaft geworden. Von der Politik war man auf den Krieg zu sprechen gekommen. Der Wein feuerte die Herren an, und wie sie da saßen mit hochroten Köpfen, teilten sie fürchterliche Hiebe aus. Die Damen dagegen sprachen für Sanftmut und Milde, seufzten bei dem Gedanken an die Menschenverluste und Einquartierungen und wagten schüchtern auf den ewigen Frieden anzuspielen. Als dann aber das Eis auf den Tisch kam in Form einer Gluckhenne, die auf Vanilleeiseiern brütete, schlug die Unterhaltung plötzlich um, und jeder erzählte von einem besonders luxuriösen Diner, das er einmal mitgemacht hatte. Der hatte eine ganz seltsame Suppe gegessen, der Schnepfendreck, der frische Erdbeeren mitten im Winter. Herr Rosemann erzählte von einer Gesellschaft, bei der es zum Schluß Glasschalen mit Citronenwasser gegeben habe. Und wozu? Zum Mundspülen und Händewaschen! Da man aber wußte, daß Herr Rosemann immer gern den Vogel abschoß und manchmal aufschnitt, wurde ihm nicht geglaubt, und die Damen erklärten einstimmig eine solche Sitte, falls sie existierte, für höchst unfein.

* *
*

Nach dem Essen saß man noch lange beim Kaffee. Dann wurde beschlossen, einen Spaziergang in den Wald zu machen.

Es fing schon an zu dämmern, als man aufbrach. Der Wind nach Sonnenuntergang hatte sich gelegt. Die Bäume schienen zu schlummern; dunstumflossen ruhten ihre Kronen, unter denen schleierartig Mückenschwärme tanzten. Immer ferner und durchsichtiger war der Himmel geworden, je tiefer die

Sonne hinterm Horizont verschwand. Auf topasfarbenem Grunde glimmte da und dort ein rötlicher Stern.

Daniel blickte nach oben. Die dumpfe Schwüle hatte sich geklärt, milde Ruhe senkte sich auf seine Seele. Das Schlimmste ist überwunden, dachte er. Was sollte mich noch kränken? In ein paar Stunden sitze ich zu Haus und lese. Und er suchte sich im Geist das Buch aus, das er lesen wollte.

Vor ihm gingen hinter andern Paaren Frau Bürgermeister und sein Bruder. Als er sich an einer Straßenecke umsah, gewahrte er Marianne fast an seiner Seite. Er wollte sie zuerst vorbeilassen, in der Meinung, sie wünsche sich seinem Bruder anzuschließen, doch sie sprach ihn selbst an.

„Ganz allein, Herr Pastor?"

„Es traf sich so."

„Haben Sie sich bei Tisch gut unterhalten?"

„Es ging, ich hatte etwas Kopfschmerzen."

„Jetzt auch noch?"

„Jetzt ist es besser."

Sie waren zum Kirchhof gekommen auf der Höhe der Straße. Regengewaschen leuchteten die weißen Marmortafeln, in tiefstem Schwarz hoben sich die Lebensbäume vom fern dämmernden Horizont ab, dessen dunkelblaue Wolkenwand blutigrot geründert war. Marianne blieb stehn und atmete mit bewegter Brust. Er wollte weitergehn, aber sie blickte unverwandt auf die satten bewegungslosen Kornfelder.

„Ob die Urdenbacher wohl mit Absicht den Kirchhof hier angelegt haben? Wie häßlich wohnen die Leute in der Stadt und wie schön hier die Toten."

Sie waren beide oft an dieser Stätte gewesen. Mariannes Mutter lag dort begraben, und wenn sie ratlos, melancholisch und der Menschen überdrüssig war, hatte sie sich auf die Bank neben der halb von Efeu überwucherten Steinplatte geflüchtet. Sie hatte das Gefühl, daß hier die lag, deren Wesen sie am nächsten verwandt war. Ihn hatte, wer weiß wie oft, sein Beruf auf den Kirchhof geführt. Vor manchem Grab hatte er gestanden, die üblichen Trostworte gespendet und manches Mal auf dem Nachhauseweg mit sich gehadert über die frommen Worte, die ihm wie fromme Lügen erschienen waren. Aber jetzt überkam ihn die Empfindung, was Marianne gesagt, sei richtig: die Toten waren wohlgebettet, besser als die Menschen da unten.

Die beiden gingen weiter in dieser träumerisch stillen Stimmung, die sie von der vor ihnen schwatzenden Gesellschaft trennte. Nun bogen sie nach links zu dem steil hinunterführenden Webergäßchen, in dem lauter arme Leute wohnten. In einer Wasserlache hüpften nacktbeinige Kinder. Hie und da hockte eine Gestalt mit brennender Pfeife vor einem Haus. Aus einem schwarzen Fensterloch klangen Stimmen schwatzender Weiber.

„Wie die sich fühlen mögen, diese armen Leute?" fragte Marianne. „Ob sie glücklich sind?"

„Gott, sie sind nicht immer glücklich, nicht immer unglücklich. Genau wie wir, Fräulein Krall. Vielleicht glücklicher, weil sie bescheidener sind. Was wir als selbstverständlich ansehen, daß man satt zu essen hat und Feuer im Winter und Kleidung, das sind für sie Gegenstände des Begehrens. Ihre Wünsche sind leichter zu befriedigen. Ich glaube deshalb, daß sie im allgemeinen glücklicher sind."

„Nennen Sie das Glück?"

„Ja, was ist denn Glück?"

Sie gingen einige Schritte weiter, ohne daß sie eine Antwort fand.

„Ich weiß nicht."

„Im Einklang mit sich selbst sein, das ist Glück."

„Im Einklang mit sich selbst sein," wiederholte sie. „Sind Sie das?"

„Ich?"

„Vielleicht wollen Sie nicht darauf antworten."

Er lächelte. In diesem Augenblick fühlte er sich so frei, daß sein Inneres von selbst sprach. „Warum nicht? Ich bin nicht im Einklang mit mir selbst. Wenigstens selten. Am meisten noch, wenn ich allein bin. Dann gelingt es mir, mich zum Frieden durchzuringen." Er blieb stehn, tief Atem holend. „Dann habe ich eine Stimmung, wie sie heute abend ist. Aber wenn ich unter Menschen komme, verfalle ich in Unruhe. Die Menschen machen mich nervös. Ich bleibe

nicht ich selbst. Ich sage alles mögliche, was ich gar nicht denke. Ich merke, wie ich mich verliere. Das ist ein schrecklicher Zustand. Ich bin eben für die Gesellschaft nicht geschaffen, sondern ein einsamer Stubenhocker."

„Vielleicht liegt das daran, daß Sie nicht die richtige Gesellschaft gefunden haben."

„Vielleicht."

„Man fühlt sich doch nur wohl unter seinesgleichen."

„Haben Sie die Erfahrung auch schon gemacht?"

„Warum sagen Sie das so spöttisch?"

„Ich meine das nicht spöttisch. Ganz ernsthaft. Es wundert mich."

„Als ich Sie zum erstenmal predigen hörte, da hatte ich das Gefühl, Sie müßten hier recht einsam sein. Ich dachte, wir hätten in manchen Stücken eigentlich dieselben Empfindungen. Ich hätte mich oft gern mit Ihnen unterhalten. Aber —"

Sie blickte ihn an, nur eine Sekunde, doch mit so verändertem, nie gesehenem Ausdruck, daß er heftig erschrak.

„— aber — Sie haben ja nie gewollt."

In diesem Augenblick hatte sie eine ganz seltsame Empfindung, als wenn sie den Boden unter den Füßen verlöre und in der freien Luft schwebte. Ihre Glieder waren wie gelöst, ihr Herz wunderbar leicht. Aber gleich darauf wehte etwas wie ein kalter Luftstrom sie an, sie fühlte einen Stich, dem ein jähes Erwachen folgte. Warum antwortete er nicht? Warum fing er sie nicht auf? Namenlose Angst ergriff sie.

In ihm aber vollzog sich einfach eine ungeheure Umwälzung. Sein stärkster Glaube, der an sein Ausgestoßensein, brach zusammen. Ein Chor von jubelnden und grollenden Stimmen machte aus seinem Innern ein fassungsloses Durcheinander.

Die ersten Paare hatten jetzt die tiefschwarze Waldwand der hundertjährigen Buchen erreicht.

Eine Dame kreischte auf.

„Alleweil tapfer!" rief Fritz, der sich jetzt an der Spitze befand, in hellem Kommandoton.

Der Apotheker zündete ein Sturmstreichholz an. Rote Gluten ergossen sich über die Gesichter, ließen das Blättergehänge aufflammen, auf dem welligen Boden tanzten phantastische Schatten. Hin und wieder stolperte jemand, dann lachten andre. Dazu klangen aus dem Schützenhaus schon die schrillen Flötentöne. Plötzlich erlosch der Schein, und das Dunkel wurde noch schwärzer als vorher.

Marianne hatte ganz das Gefühl verloren, daß Daniel sich an ihrer Seite befand. Während sie die Zähne zusammenbiß und weiter ging, glaubte sie sich meilenweit allein in dieser lichtlosen Finsternis. Er wollte sie nicht, nun war ihr alles gleich.

Von hinten stieß sie jemand und entschuldigte sich. „Weh getan?" fragte eine Stimme, während fleischige Finger auf ihrer Schulter herumtasteten. Es war Doktor Riemann, der sich nicht mehr ganz sicher auf den Beinen fühlte. Windlichter tauchten auf, die den von Bäumen umrahmten Platz erhellten. Ein ganzer Schwarm Gäste umdrängte den Eingang des Hauses, wo Paare ein- und ausströmten.

Es dauerte eine Weile, bis man sich setzte. In seiner Verwirrung hatte Daniel nicht einmal achtgegeben, daß er einen Platz neben Marianne bekam. Wie berauscht saß er da, grollte mit sich, jubelte, hielt sich jetzt für verrückt, jetzt für den glücklichsten Menschen der Welt.

Herr Rosemann verschwand mit Frau Bürgermeister im Saal. Ihnen folgte Schrill mit Frau Apotheker.

Fritz erhob sich und forderte Marianne auf. Als diese nicht wollte, klopfte ihr Vater ihr aufmunternd auf die Schulter. „Aber, Mariechen, sei doch nicht so! Komm, wir Alten gehn dir mit gutem Beispiel voran."

Dabei tänzelte er wie ein balzender Auerhahn um die Frau Postverwalter herum, die ihren Kopf nach dem Walzertakt der Musik wiegte und mit seinen gelben Schuhen liebäugelte.

Fritz hatte seine Hand auf Mariannes Stuhllehne gestützt und sprach leise auf sie ein.

Daniel starrte nervös zur Seite, dieser aufdringliche Flüsterton trieb ihm das Blut in die Schläfen. Aber mit Gewalt beruhigte er sich. Sie würde ja niemals der Aufforderung folgen. Doch als er aufblickte, sah er die beiden nach dem Saal gehn.

„Sie, Gottes Wort, warum denn so furchtbar ernst?“ fragte Doktor Riemann.

Da die andern Paare alle den Tisch verlassen hatten, rutschte er auf der langen Bank an Daniels Seite.

„Wo steht denn geschrieben, daß wir ewig trauern sollen? Wir müssen doch auch 'mal lustig sein.“

„Natürlich,“ sagte Daniel. „Es heißt ja auch: Freut euch mit den Fröhlichen!“

„Na, sehen Sie woll! Da kommen wir gleich zusammen. Also vertragen wir uns! Was? Stechen wir 'ne Flasche Rotspon aus?“

„Ich möchte mal einen Blick in den Tanzsaal tun.“

„Tanzsaal, uh!“ brummte der Doktor und ließ seinen weinschweren Kopf auf den Arm fallen. „Lassen Sie doch die Weiber! Sie sind doch auch kein Mann danach.“

„Wonach?“

„Eh, was wollen Sie sich unnötig aufregen? Da muß man so 'n Kerl sein wie Ihr Bruder. Der versteht's!“

Angewidert stand Daniel auf und blickte durch eins der niedrigen Fenster in den Tanzsaal.

Dumpfes Füßeschurren dröhnte in die kreischende Musik. Der Boden schwankte, Staub wirbelte auf. Schwelende Petroleumlampen durchdrangen mit trübem Schein die Qualmwolken. Auf dem Podium saßen die Musikanten, der Trompeter mit rotglühenden, förmlich zerspringenden Backen, der Violinist, eine hohlbrüstige Friseurgestalt, halb vom Stuhl gesunken, wie im Schlaf die Geige streichend, und die Flöte, ein gemütlich dreinschauender alter Knabe, der beim Blasen listig die vorbeiwalzenden Paare musterte. Er hatte nach jedem Stück das Einsammeln zu besorgen. Es war gesteckt voll. Eine höchst gemischte Gesellschaft. Altes und junges Volk. Bessere Handwerker, die kunstgerecht und feierlich das Tanzbein schwangen; Bauerburschen, die wie taktfest stampfende Maschinen vorbeiwalzten, deren rote Hände auf den Kleiderrücken der Mägde feuchte Flecken zurückließen; angetrunkene Ziegelarbeiter, die mehr taumelten als tanzten.

Dazwischen schwebte Rektor Wohlfahrt auf und nieder mit Frau Krall im Arm, ganz in Ekstase, bei jedem Schleifer sank er in die Knie und tauchte wieder hoch. Der Apotheker dagegen hüpfte wie ein galvanisierter Frosch, während seine Partnerin sich mit der ruhigen Sicherheit einer Dampfwalze Platz machte.

Zuerst war Marianne förmlich zurückgefahren vor der entsetzlichen Luft und dem Gewühl dieser klobigen Gestalten. Aber sie hatte das Gefühl: nur tanzen! nur sich drehen! nur vergessen! Während sie halb die Augen schloß, verschwand alles vor ihren Blicken. Fritz hielt sie, kaum fühlbar, aber durchaus sicher, drehte sie rechts herum, links herum, glitt mit ihr durch die dickste Menge, wo glühender Schweißgeruch sie anwehte. Schließlich wurde sie schwindlig und blieb taumelnd an einem Fenster stehn.

„Ich kann nicht mehr.“

„Darf ich Ihnen was holen?“

„Ja, bitte ein Glas Wasser.“

Er eilte durch das Gewühl in den Schenkraum.

Marianne stieß das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Draußen wallte über die Wiesen ein milchiges Nebelmeer. Silberblank ruhte der Halbmond auf dem schwarzen Sammet des sterndurchwirkten Himmels. Bin ich wirklich ein so erbärmliches Geschöpf, oder warum verschmäht er mich? dachte sie. Kein Wort hatte er erwidert. Ließ mich allein gehn. Und sie hatte wieder das dunkle Angstgefühl grenzenloser Verlassenheit.

Fritz kam zurück mit einer Flasche Selterwasser. „Trinken Sie nur nicht so hastig,“ sagte er. „Sie sind doch sehr erhitzt.“

Nachdem sie das Glas geleert hatte, stellte sie es auf die Fensterbank.

„Werden Sie sich nicht erkälten hier im Zug?“

„Lassen Sie mir doch das bißchen frische Luft!“

„Aber Sie sollten sich was umtun! Darf ich Ihren Schal holen?“

„Wollen Sie sich nochmals durch alle die Menschen drängen?“

„Tausendmal! Ehe Sie sich erkälten.“

Sie überflog sein ernstes und aufrichtiges Gesicht mit einem warmen Blick. Seine Fürsorge tat ihr wohl.

In diesem Augenblick kam Kandidat Schrill auf die beiden zu und machte vor Marianne

einen tiefen Diener. „Darf ich um die Ehre bitten?"

„Seien Sie nicht böse, aber ich muß mich erst ausruhen. Später."

Er lächelte, als wenn er alles begriffe, und verabschiedete sich.

„Das war lieb von Ihnen."

„Was?"

„Daß Sie mit Schrill nicht tanzten."

„Wieso?" Unwillkürlich trat wieder dieser abweisende Zug um ihre Lippen. „Ich muß mich wirklich ausruhen. Außerdem hüpft Herr Schrill. Mit Leuten, die beim Walzer hüpfen, kann ich nicht tanzen."

Er hatte leicht den Kopf auf den Arm gestützt und sagte, leise die Worte fallen lassend: „Ich möchte jetzt mit Ihnen da draußen sein."

„Wo draußen?"

„Ganz egal wo. Da auf der Wiese. Irgendwo, wo keine Menschen sind."

„Was wollen Sie da?"

„Sie um was bitten."

„Warum tun Sie das nicht hier?"

„Hier kann ich's nicht. Wissen Sie nicht, was ich meine?"

„Nein."

Er ergriff ihre herabhängende Hand und hielt sie weich in der seinen. „Sie wissen es wirklich nicht?"

Sein Gesicht hatte einen Ausdruck tödlicher Angst und Entschlossenheit, während er sie unbeweglich ansah.

In diesem Augenblick hatte Marianne das Gefühl, als stünde ihr ganzes Leben auf der Spitze eines Messers. Du darfst nicht zuhören, dachte sie. Und doch erfüllte seine Nähe, das furchtbare innere Ringen dieses Menschen sie mit einem wilden Glück, wie eine süße Genugtuung für ihren verwundeten Stolz. Tausend Stimmen sprachen in ihr zu seinen Gunsten. Und doch wußte sie, daß sie ihn nicht liebte. Aber sie konnte weder vorwärts noch zurück, obwohl jedes Wort mehr das Unheil noch vergrößerte.

„Also ich bitte Sie" — er sprach heiser und mußte sich räuspern — „kommen Sie!"

„Wohin?"

„Hinaus! Bloß hier aus dem Saal fort!"

„Wie geht das?"

„Sie wollen nur nicht."

„Nein, ich will auch nicht."

„Fräulein Krall, spielen Sie mit mir?"

„Ach, mein Gott, ich mit Ihnen spielen?" Sie lachte kurz und krampfhaft. „Tanzen wir lieber!"

Ein vorüberwalzendes Paar versetzte ihr einen heftigen Stoß, daß sie gegen die Wand taumelte.

„Sie sehen ja, man kann hier kein vernünftiges Wort sprechen. Wollen Sie mit mir tanzen?"

„Ich muß das sagen —"

„Aber doch nicht jetzt!" Sie machte eine heftige Bewegung, als wollte sie alles abschütteln und forteilen. Da zog er sie in den Strom der sich drehenden Paare. Sie hatte die Augen geschlossen, wie im Traum sich bewegend. Als die Musik plötzlich schwieg, sah sie groß auf. „Ich möchte weitertanzen."

„Weiter die Musik!" rief er. „Losgespielt!"

Nun drehten sie sich fast ganz allein in dem leeren Saal. Ein wildschäumendes Wohlgefühl, eine Vermessenheit gegen das, was gewesen, und das, was kommen würde, erfüllte jetzt Marianne. Wenn ich ihn nur lieben könnte, dachte sie, wenn ich es täte, vielleicht wäre das mein Glück. — In das Kreischen der Instrumente hörte sie seine Stimme: „Sind Sie müde?"

„Ich nicht. Aber Sie?"

„Ich?! — Ach — ich möchte jetzt —"

„Was?"

„Die Bude hier anstecken. Fräulein Krall —"

Die Flöte gellte ihr ins Ohr, daß sie seine Worte nicht mehr verstand.

Es war, als wenn ihr Blut allmählich ins Kochen geraten wäre, und aus dem brodelnden Innern stieg eine neue, bis dahin verborgene Seele auf, lachend, wild, zügellos. Sie wiegte den Kopf, die Melodie mitsummend, und dachte: Wenn ich morgen seine Braut bin, da wird sein Bruder Augen machen —

„Haben Sie je so wahnsinnig getanzt?" fragte er.

„Noch nie!"

Dem Trompeter quollen die Augen aus dem Kopf. Der Violinist hatte sich wach gefiedelt und starrte hohläugig auf das einsam sich drehende Paar, während sein lah=

mer Arm mit dem Bogen kratzte. Der alte Flötenknabe wischte sich immer häufiger den Mund, ließ ganze Läufe aus und stieß dann die entsetzlichsten Mißtöne hervor. Es war eine Höllenmusik.

„Marianne!"

Sie schien nicht zu hören.

„Marianne!"

Sie sah ihn mit großen, umflorten Augen an.

„Sind Sie morgen zu Hause?"

„Ja."

Da preßte er ihre Hand. „Danke, danke!" Sie waren gerade bei den Tischen in der Nähe des Schenkraumes, als sie seinem Arm entglitt und wie ohnmächtig auf einen Stuhl taumelte.

„Fehlt Ihnen etwas?"

„Nein." Sie brachte zwischen den fahlen Lippen kein Wort mehr heraus und biß vor Schmerz in ihr Taschentuch. Einen Augenblick verdunkelte sich alles vor ihr. Vom Büfett drängten Leute um ihren Stuhl.

„Aber Kind," sagte der hinzueilende Apotheker. „Da haben wir die Pastete! Was tanzst du auch so! Erst willst du nich, und dann bist du rein aus dem Häuschen."

„Aber mir fehlt ja nichts." Sie sprang wieder in die Höhe. „Seien wir doch lustig, tanzen wir!"

Doch nun legten sich die andern ins Mittel. Frau Krall hielt ihre Tochter fest. Der Bürgermeister zog die Uhr. Die Polizeistunde war schon vorbei. Nachdem man sich noch eine Weile abgekühlt, wollten die Damen mit Rektor Wohlfahrt und dem Bürgermeister nach Hause gehn. Die andern Herren kneipten noch weiter.

Als Marianne dem Leutnant die Hand reichte, sah sie ihn groß an, wie jemand, der geträumt hat und sich auf seinen Traum zu besinnen sucht. Sie schien noch etwas sagen zu wollen, murmelte aber nur: „Gute Nacht!" dann machte sie ihre Hand los und ließ sie schlaff fallen.

* *
*

Ach, ich erbärmlicher Feigling! dachte Daniel und trat von dem Fenster zurück. Sich scheu an den Gästen vorbeidrückend, schlug er den Weg nach dem Walde ein. Bald befand er sich im dunkelsten Dickicht, und die Musik klang wie aus weiter Ferne. Dürre Äste zerknackten unter seinen Tritten, das modernde Laub raschelte, die Zweige streiften sein Gesicht. Er ging achtlos weiter. Am Waldrand warf er sich voller Verzweiflung zu Boden.

Im dämmernden Mondlicht wölbte sich duftumwoben ein blasses Roggenfeld. Eine Windmühle streckte ihre schattenhaften schwarzen Arme aus. Aus dem Tal ragte gerade noch der glitzernde Knauf der Kirchturmspitze auf.

Die Fassungslosigkeit über den ungeheuren und unbegreiflichen Schmerz, den Marianne ihm zugefügt, hatte sich jetzt in Wut gegen sich selbst verwandelt. Er war schon im Begriff gewesen, in den Tanzsaal einzutreten, sie den Armen seines Bruders zu entreißen und zu fragen: „Was sollten Ihre Worte vorhin bedeuten? Waren es Phrasen, oder hatten sie den Sinn, den ich ihnen unterlegte? Was mich angeht — ich liebe Sie. Ohne Sie mag ich nicht leben. Sie sind für mich der Glaube an mich selbst. Ich bin erfüllt von Ihnen. Ich breche zusammen wie ein blutloser Körper, wenn Sie mich verlassen."

Das alles hatte er sagen wollen. Er war schon drauf und dran gewesen. Aber in den Taumel seiner Leidenschaft mischte sich der tödlich lächerliche Gedanke: Was will ich im Tanzsaal? Ich kann ja nicht mal tanzen. Sie wird mich für verrückt halten. Wie kann ich mir nur einbilden, daß sie mich liebt!

So war er umgekehrt aus elender Feigheit. Es war das alte Leiden, an dem er seit Kindesbeinen krankte. Sein wildschlagendes Herz klappte stets im entscheidenden Augenblick zusammen. Seine Entschlüsse faulten in der Knospe ab. Was jeder lumpige Kerl besaß, die Fähigkeit, frischweg zu tun, was er wollte, war ihm versagt. Er war ein seelischer Krüppel, willenskrank, ohnmächtig, nie er selbst, nur die Karikatur seiner selbst.

Aus dem Gezweig des Baumes, unter dem er lag, erhob sich etwas Schweres. Er hörte Flügelschlagen und gleich darauf mißtönendes Krächzen, wie ängstliches Säuglingsgewimmer. Ein Käuzchen hatte sich

zur Jagd aufgemacht. Durch die weite Mondnachtdämmerung huschten schwarze Fledermäuse gleich furchtsam schnellen Gedanken, die vorbei sind, eh' wir sie erfaßt. Im schlummernden Wald war jetzt ein andres geheimnisvolles Leben erwacht. All das Getier, das im Dunkel sein Wesen treibt, kroch jetzt hervor.

Mit bitterem Gefühl grüßte Daniel diese Nachtgesellen — seinesgleichen. Dann trat er traurig den Heimweg an.

Es war nach Mitternacht. Er machte in seiner Stube Licht und begann zu schreiben — an Marianne. Blatt auf Blatt füllte er mit wildem Liebesgestammel. Ein zweckloses Tun, nur um die Qual noch einmal recht zu kosten, denn er wußte genau, daß er den Brief nicht abschicken würde. Schon krähten die Hähne, im ersten Morgenwind erschauerte das Laub, die Spatzen piepsten und raschelten im Efeu an der Hauswand, er saß und schrieb noch immer beim trüber werdenden Schein der Lampe. Da hörte er einen polternden Schritt, und sein Bruder trat ins Zimmer.

„Was Teufel, du noch auf?"

„Ist es denn schon so spät?"

„Du meinst wohl früh?" Der Leutnant wischte den Kneipendunst aus seinem roten Gesicht und ließ sich ins Sofa fallen. „Sakrament, zum Schlusse wurde die Sache noch wild. Der dicke Rosemann hat egal Knickebeins spendiert. Schwiegervater hat mich umarmt und gesagt: er gäbe seinen Segen. Na, mir soll's recht sein." Er lehnte sich zurück, behaglich in leichter Trunkenheit vor sich hinlachend. „Mir soll's recht sein!" Dann holte er aus seiner inneren Brusttasche eine Handvoll Cigarren, warf die zerdrückten zum Fenster hinaus, reichte eine seinem Bruder und zündete sich selbst eine an. „Da rauch 'nen Glimmstengel! Und dann kohlen wir noch 'n bißchen."

„Einen Moment! Ich will nur — das Papier fortlegen."

Daniels Hand zitterte nervös, während er mit dem Schlüssel das Schloß seines Schreibtischfaches suchte.

„Du tust ja riesig geheim, als wenn's Liebesbriefe wären." Fritz lachte wieder. „Du und Liebesbriefe! Weißt du, eigentlich solltest du dich auch auf die Freite begeben. Hast du nicht irgend 'ne Pastorentochter in petto?"

Nachdem Daniel die Bogen eingeschlossen hatte, setzte er sich seinem Bruder gegenüber und sagte, während seine Stimme plötzlich ganz ihren Klang verlor: „Man kann dir wohl gratulieren?"

„Noch nicht, aber — hoffentlich bald!" Der Leutnant nickte vor sich hin, den Kopf auf seinen linken Arm gestützt, mit der Rechten die Lampe höher schraubend. „Ja, ich glaube wirklich, daß mein Kahn jetzt wieder flott wird. Wieder ins Regiment zurück! Wieder wer sein! — Weißt du, damals hast du eigentlich 'ne kolossale Gemeinheit begangen. Wegen lumpiger paar tausend Thaler meine ganze Zukunft ruinieren. Na ja" — fuhr er fort, als er seines Bruders wild auffahrenden Blick bemerkte —, „was verstandst du davon?" Dann sah er Daniel an mit dieser naiv unverschämten Überlegenheit, die er seinem Bruder gegenüber stets zur Schau trug, als wenn er ihn durch und durch kennte. „Zwei nette Brüder waren wir. Weiß der Teufel! Wir haben doch höllisch gemein einer vom andern gedacht. Na, was meinst du — sagen wir Schwamm drüber?"

Er machte eine Bewegung, als wenn er mit einem Strich die ganze Vergangenheit auslösche, und streckte seinem Bruder die Hand hin. Daniel griff zögernd zu, willenlos überrumpelt und doch in dem Gefühl, daß er damit den letzten Anspruch an Marianne in seines Bruders Hand legte. „Liebst du Marianne Krall?"

Fritz nickte. „Ja. — Mein Gott, ich würde sie ja auch rein der Moneten wegen nehmen. Wenn sie mir nur ins Regiment hülfe. — Aber ich liebe sie auch noch."

„Und sie liebt dich wieder?"

„Ja, wenn ich das wüßte! Das ist's ja! — Ein gewisses Prestige habe ich natürlich bei ihr. Schließlich hab' ich doch meine Haut für sie riskiert. Und heut abend hat sie mir gesagt: auf morgen. Eigentlich ist die Geschichte abgemacht. Ja — aber mir ist doch nicht geheuer. Ich hab' 'ne Angst und Unruhe. — Eh, ich bin eben verliebt. Das ist ein Zustand! Nervös wird man dabei! Die ganzen Tage war's mir, als wenn ich 'ne Höllenmaschine im Leib hätte."

„Warum hast du sie nicht längst gefragt?“

Er sah den Bruder groß an. „Ja, warum?“ Dicke Falten gruben sich in sein Gesicht, während er mit der Hand durch sein Haar fuhr und an der qualmenden Cigarre kaute. „Vor drei Jahren hätt' ich's ja getan. Forsch die Hacken zusammen und meinen Antrag gemacht. Aber heute! Die Jahre in diesem Nest, der Stumpfsinn, das bringt einen ja so 'runter. Was hab' ich denn hier gemacht? In der Kneipe gesessen. Und über mein verpfuschtes Leben spintisiert. Da kommt man sich schließlich gänzlich ruiniert vor. Und nun so 'n Glück! Dies Mädel! — Weiß der Teufel, ich hab' sie wirklich lieb.“ Er stand auf und warf die Cigarre aus dem Fenster. „Gehn wir zu Bett.“ Dann dehnte er sich und reckte, die Arme nach rückwärts streckend, seine breite Brust. „Ach, ich wollte, es wäre erst morgen! — Weißt du, Daniel, 'n bißchen mitfreuen kannste dich wohl auch.“

„Ich glaube, ich kann dir deinen Zustand nachfühlen.“

„Ach, du — 'n Pastor!“

* * *

Gegen Abend, als die schlimmste Qual überstanden war, machte Pastor Klinghammer einen Spaziergang. Auf dem Heimweg kam er am Gottesanger vorbei. Da gerade das Pförtchen offen stand, trat er ein.

Wundervoll war die Stunde, lind und luftig kühl. Bis in bläuliche Ferne wogten die reifenden Kornfelder. Unter den rosigen Cirruswölkchen hing als schwarzer Punkt in der unendlichen Klarheit eine Lerche mit lautem Tirilieren. Bei jedem Schritt durch das hohe Gras umschwirrten den Pastor Schwärme von Heuschrecken. Betäubend war ihr Zirpen, dazu das feine Summen der Mücken, in den Reseden und Levkoien das Gebrumme der Hummeln und das Gebell zweier sich katzbalgenden Hunde, die wie toll über Hügel und Kreuze setzten — es war ein gewaltiges Konzert der Lebensfreude auf dieser Schlummerdecke der Toten.

Daniel sprach ein paar Worte mit dem Totengräberweiblein, das für die Ziege sich eine Schürze voll Gras absichelte. Dann ging er weiter, die Reihen der Gräber entlang. — Vor dem seines Vaters blieb er gedankenvoll stehn. Mit furchtbarem Druck hatte dessen Faust auf seiner Jugend gelastet. „Gehorch und glaube!“ hatte er ihm immer gepredigt. Du hättest lieber sagen sollen: Sei stark und wahr! dachte Daniel in müdem Schmerz.

Unter dichtem Schierling stand halb umgesunken ein rostiges Kreuz über irgend einem vergessenen Grab.

Dort blieb er wieder stehn, grub in Gedanken ein neues Grab und warf alles Glück, alle Qual seiner Leidenschaft hinein. Er wollte nicht mehr an Marianne denken.

Einen Augenblick war er wie betäubt von frisch aufgewühltem Schmerz. Dann setzte er sich auf eine nahe Bank und zerpflückte ein Efeublatt, so daß nur die Blattrippen übrigblieben.

Er wollte verreisen und sich um eine andre Pfarrstelle bewerben. In der Fremde würde er sich leichter ein neues Leben aufbauen. Seine niedergeschlagene, dumpfe Seele raffte sich auf, klärte sich zu bessern Erkenntnissen. Er sagte sich, daß es mehr Leid als nur sein eignes auf der Welt gäbe und größere Aufgaben, als an unerwiderter Liebe zu sterben. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es dem Menschen oft zum Glück gereicht, wenn er auf seinen heißesten Wunsch verzichten muß. So trank er nach und nach Entsagung, an der er sich berauschte, und genoß den Frieden, der aus den Gräbern stieg.

Die Hunde im Gras fingen plötzlich an zu kläffen, da durch das offene Pförtchen ein dritter Hund hereinschoß.

Gleich darauf hörte Daniel: „Balder! Balder!“ rufen. August Krall kam ungelenk angelaufen. Als dieser den Pastor bemerkte, wollte er sich zeigen und setzte in großen Luftsprüngen hinter dem Hunde her. Dabei stolperte er und fiel lang hin.

An der Hecke tauchte eine Gestalt auf — Marianne.

Zuerst blieb sie stehn, kam dann zögernd näher. Ihr Gesicht war blaß und verhärmt. Wie schwarze Hirsekörner lagen die Sommersprossen auf dem Stirnrand der Nase. In den umflorten Augen war die Iris ganz von der übergroßen Pupille verdeckt.

Sie reichte Daniel die Hand, indem sie dabei nach dem Hund hinblickte. „Komm her, August, laß doch das dumme Vieh. Na" — sie sah den Pastor plötzlich ins Gesicht — „was tun Sie denn hier? Machen Sie 'ne Leichenpredigt?"

„Das nicht."

„Was denn sonst?"

„Finden Sie's auffallend, daß ein Pastor mal auf den Kirchhof geht?"

„Wenn er da nichts zu tun hat —"

Sie lockte jetzt den Hund, der auf ihr Rufen schweifwedelnd näher kam.

August kam herangehinkt und mühte seinem weinerlichen Gesicht ein Grinsen ab. Niemand schenkte ihm Beachtung, nicht mal der Hund, der mit seinen Vorderpfoten an Mariannes Rock hinaufkletterte.

„Wo waren Sie?" fragte Daniel.

„In Ziegenhain an der Bahn."

„So weit. Haben Sie jemand weggebracht?"

„Nein. Nur so. Ich seh' so gern die Züge abfahren. Man muß doch manchmal das Gefühl haben, daß man aus diesem elenden Nest fort kann."

Ihr Gesicht wurde hart. Sie richtete den Kopf auf, zog die Schultern zurück, wodurch ihre Bluse sich straffte. Sofort aber sank sie wieder in sich zusammen.

„Stör' ich Sie?" warf sie mit schlaffer, wie willenloser Stimme hin, während sie den Hund anblickte.

„Durchaus nicht."

„Dann bleib' ich noch 'nen Moment. — Du kannst schon vorausgehn, August. Ich komme gleich nach."

Die Zurückgebliebenen saßen eine Weile stumm auf der Bank, Daniel ganz fassungslos, von stürmischer Hoffnung und Furcht beklommen.

„Worüber spintisieren Sie?"

„Über alles mögliche."

Sie lachte kurz auf. „'n tolles Leben! Wer tot ist, hat's hinter sich."

Er beugte sich vor und pflückte wieder behutsam ein Efeublatt ab. Dabei fiel sein Blick auf die Steinplatte, und er las die halb vom Grün überwucherten, abgerissenen Worte: —arie Krall. Selig sind, die reinen Her— „Wir sitzen ja am Grab Ihrer Mutter," sagte er erschrocken.

„Wußten Sie das nicht?"

„Ich war so in Gedanken —"

Sie hatte ein paar Zweige des Rosenbusches an sich gezogen und streifte die zu vollen Blüten ab. „Sagen Sie, Herr Pastor, Sie müssen doch meine Mutter noch gekannt haben?"

Er dachte nach. Ihm fiel ein, daß er als Kind mit seinem Vater zusammen sie manchmal besucht hatte. Aber er konnte sich ihrer nur unklar entsinnen. Viel deutlicher schwebte ihm der Apotheker vor, der damals sehr üppiges Haar, eine wahre Löwenmähne getragen und als Genie gegolten hatte. Doch allmählich dämmerte ein andrer Vorgang in ihm auf. Eines Abends hatte er mit seinem Vater in der Kirche gesessen, im Chor, vor sich den leeren, dämmernden Raum. Der Kantor hatte die Orgel gespielt, brausend waren die Tonwellen von den Wänden zurückgeschlagen, allmählich immer leiser und dünner werdend, bis plötzlich eine Frauenstimme erklang. Und jetzt in der Erinnerung faßte ihn wieder ein jäher Schauer, wie damals als Kind, bei dieser weich quellenden Klage, die sein Herz in unaussprechlicher Sehnsucht zerriß. Die Sängerin war Mariannes Mutter gewesen.

„Sang sie schön?"

„Ja. Merkwürdig, ich glaube jetzt noch ihre Stimme zu hören. Wie alt waren Sie eigentlich, als sie starb?"

„Drei Jahre. Aber ich weiß gar nichts mehr von ihr. Und mein Vater spricht auch nie von ihr. Nur ihr Bild kenne ich. Ich glaube, daß sie mir ähnlich sah." Marianne saß in sich zusammengekauert, den Kopf auf beide Arme gestützt, zu Boden starrend, so daß Daniel ihr Gesicht nicht sehen konnte. „Etwas weiß ich doch von ihr," fuhr sie leiser fort. „Ein Dienstmädchen hat's mir vor Jahren mal erzählt. Ich muß es Ihnen sagen." Sie richtete sich auf, sah ihn einen Augenblick an, ganz blaß, wie von Stein. Dann blickte sie zu Boden. „Das Dienstmädchen erzählte mir — meine Mutter hätte sich das Leben genommen."

„Was?"

„Ja, das erzählte sie mir," fuhr sie hastig fort, „als ich neun oder zehn Jahr war. Sie hat es mir ganz genau erzählt. Meine Mutter hätte Gift aus dem Giftschrank mei-

nes Vaters genommen, weil er sie in Verdacht hatte wegen — also wegen Untreue. Nach ihrem Tode ist er ganz außer sich gewesen. Und bei ihrem Begräbnis hat er ihr statt der drei Hände Erde drei weiße Rosen ins Grab geworfen."

„Und das glauben Sie?"

„Warum nicht?" Sie fuhr leidenschaftlich in die Höhe. „Ja, ja, manchmal glaub' ich's. Manchmal glaub' ich alles. Und das — das beruhigt mich. Das freut mich beinah' —"

Als Daniel sie nach einer Weile wieder ansah, bemerkte er, daß sie weinte. Er versuchte einen klaren Gedanken zu fassen, aber er fühlte nichts als seine Liebe zu ihr, eine unsinnige, wilde und zärtliche Liebe. Sie war etwas ganz andres geworden in diesem Augenblick als das Gefühl, das er bisher für sie gehabt hatte; der Wunsch, ein Verbrechen für sie zu begehn, sich für sie zu opfern, war ihr beigemischt.

Über ihnen der Himmel glänzte im luftigsten Blau, das gegen den Horizont in Orange und rötliche Töne überging.

Auf dem breiten Weg hinter der Bank wurden Schritte laut. Die alte Frau wünschte guten Abend. Daniel lüftete den Hut, ohne sich umzusehen. Dann schloß sie das hölzerne Pförtchen, das sie ein paarmal zuschlug, ehe es ins Schloß fiel.

Marianne wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. „Nun?"

„Sie dürfen das nicht glauben. Sonst müßte ich doch auch jemals davon etwas erfahren haben. Es ist eben nichts als eine entsetzliche und alberne Lüge."

„Manchmal glaub' ich's, manchmal nicht. Heute war ich den ganzen Tag wie verrückt. Da habe ich es eben geglaubt. Aber gut, daß ich es Ihnen gesagt habe. Und nun muß ich gehn."

„Bleiben Sie doch noch!"

„Kommen wir denn überhaupt noch heraus?"

„Wieso?"

„Haben die Leute nicht das Tor zugeschlossen?"

„Nein. Aber wenn es Sie beruhigt, will ich nachsehen."

Er ging langsam den breiten Weg hinunter, schloß ab und steckte den Schlüssel zu sich. Als er zurückkehrte, dachte er, daß er jetzt von aller Welt abgeschieden, bei den Toten, die ihn nicht stören würden, mit ihr allein war. Ein traumhaftes Glücksgefühl ergriff ihn in dem Bewußtsein, daß er sie nicht fortlassen würde, ehe er sich ausgesprochen.

Er setzte sich wieder neben sie und starrte sie versunken an.

„Was denken Sie nun?" fragte sie.

„Ja, daß Sie ganz, ganz anders sind, als ich es mir eingebildet habe. Ich hielt Sie für glücklich, für ein Geschöpf, das vom Leben auf Händen getragen ist. Ich habe so oft an Sie gedacht, und dann malte ich mir Ihre Jugend aus —"

„Die kennen Sie doch gar nicht."

„Ich glaubte, Sie hätten ein so schönes, reiches Leben hinter sich."

„Ich? Ich habe mein Leben gerade gefristet — wie 'n Bettler. Ich war ja immer krank. Oder sollte krank sein. Ich war wirklich nicht besonders glücklich."

„Das alles habe ich nicht gewußt. Daß man doch so keine Ahnung voneinander hat!"

„Aber jetzt verstehn Sie mich besser."

„Jetzt sind Sie mir verständlicher. Näher — mehr ein Wesen wie ich."

„Ich glaube, wir beide sind einander wohl ähnlich."

Sie schwiegen nun, als wenn es keine Brücke zu andern Gesprächen gäbe. Ohne sich zu bewegen, denn jede Bewegung schien ihr profaner Lärm in der tiefen Stille, in der sie beide ruhten, sah Marianne ihn an. Regungslos saß er da und blickte in die Ferne. Sein Haar ließ nach der ihr zugewandten Seite die Stirn frei, die ihr weiß und mächtig erschien. Sie sah den Glanz seines Auges, als wenn seine Seele daraus strahlte. Sie fühlte den Frieden seiner Nähe, und es erschien ihr so süß, sich an ihn zu lehnen und von allem Wirrsal, allem Toben der letzten Nacht, dieses ganzen Tages an seiner Brust auszuruhen.

Es wurde sacht dämmerig. Die Leuchtkraft des Himmels nahm ab, und die Bäume dunkelten dunstumflossen.

Da wandte er sich um und sah ihr voll ins Gesicht. „Marianne!"

„Ja."

Als er dann ihre Hand ergriff, knickte sie zusammen, und wie eine Blume, deren Stiel man bricht, sank sie zur Seite, während ihr Kopf willenlos an seine Schulter glitt. Ohne daß sie ein Wort gesprochen hätten, hielten sie sich umschlungen.

* * *

Am nächsten Morgen saß Frau Klinghammer mit ihren Söhnen auf der Veranda beim Frühstückstisch. Da sie auf den Markt wollte, war sie schon zum Ausgehn angezogen. Aus dem Schnabel der braun emaillierten Kaffeekanne rauchte ein feiner Dampf. Würziger Geruch entströmte den frisch begossenen Blumenkästen. Auf der untersten der drei Treppenstufen zankten sich zwei Spatzen um ein Stückchen Semmel, das der Leutnant ihnen hingeworfen hatte.

Daniel dachte plötzlich daran, daß er sich noch mit Fritz auseinandersetzen mußte. So lange er allein gewesen, hatte er sich ganz seinem Glück hingegeben, und alles, was das Leben sonst noch brachte, war ihm wie etwas Nebelhaftes erschienen, wie etwas, das sich in unbestimmter Zeit von selbst klärte. Jetzt aber stand es unaufschiebbar vor ihm. Zum erstenmal in seinem Leben war sein Herz ganz frei von Neid. Es tat ihm weh, den Bruder voll unruhiger Erwartung zu wissen, ohne eine Ahnung von dem furchtbaren Schlag, der ihn treffen würde. Was sollte nun aus seiner Zukunft werden? Wenn ich ihm mein Vermögen überließe? dachte Daniel, vielleicht verhülfe ihm das wieder ins Regiment.

Er stand auf, um allein mit sich das alles zu überlegen. Später wollte er sich mit Marianne auf dem Kirchhof treffen.

„Trinkste nich noch e' Täßchen?“ sagte Frau Klinghammer zu Fritz.

„Dann aber fix. Ich müßte schon längst in der Fabrik sein.“

„Eh, auf die paar Minuten kommt's doch nicht an.“

„Die ganzen letzten Wochen habe ich schon gebummelt. Entweder man ist Angestellter, oder man ist es nicht.“

„Hoffentlich wirste's nich mehr lange sein.“ Dabei strich sie ihm zärtlich übers Haar. Sie hatte gestern von der Frau Postverwalter gehört, daß die Verlobung fest beschlossene Sache sei. „Ganz blind is nu deine alte Mutter auch nicht,“ sagte sie mit vergnügtem Stolz.

Die paar Worte gaben dem Leutnant wieder Mut. In einem plötzlichen Entschluß änderte er seine Absicht und beschloß noch einen letzten Versuch zu machen. Nachdem seine Mutter fort war, ging er in das Zimmer, wo sein Rad stand, und begann dies zu reinigen.

Aber gerade als er fort wollte, trat Daniel, der sein Gepolter auf dem Flur gehört hatte, in die Tür.

„Du bist nicht in der Fabrik?“

„Ich hab's mir anders überlegt, ich gehe jetzt gleich zu Kralls.“ Er legte den Schraubenzieher aus der Hand, und seiner Gepreßtheit plötzlich Luft machend, sagte er: „Ich weiß noch immer nicht, woran ich bin. Gestern war ich zweimal da, aber sie war nicht zu Haus. Zum Teufelholen ist das!“

„Fritz, ich muß mit dir sprechen.“

„So?“

„Du hast doch Zeit?“

„Sehr lange nicht. Ich möchte bald gehn, sonst ist sie wieder fort, wenn ich komme.“

„Wer?“

„Na, Marianne. Wer sonst?“

„Ja, um die handelt's sich.“

Mit dem Entschluß, ohne alle Umschweife alles zu sagen, war Daniel ins Zimmer getreten. Nun aber lag das Ganze wie ein unentwirrbarer Knäuel vor ihm, und er wußte nicht, wo den Anfang finden.

Das Zimmer, in dem die beiden sich befanden, hatte den Brüdern früher als Arbeitszimmer gedient. An der Wand hing noch die Landkarte von Europa, auf der alle Hauptstädte von Fritzens Hand durchlöchert waren. Der wacklige, mit schwarzem Wachstuch beklebte Tisch war derselbe, an dem sie ihre Schularbeiten gemacht. Daniel hatte eines Tags in großen Buchstaben das Wort „Rache“ hineingeschnitten und es hinterher verklebt.

Jetzt entdeckte er das Wort wieder unter der schwarzen Tintenkruste und mußte fortwährend sein Auge darauf heften.

„Sag mal, Fritz — seit wann liebst du Fräulein Krall?“

„Seit wann? Komische Frage! Das Datum kann ich dir wirklich nicht angeben.“

„Ja, ich dachte mir —“ Aber diese ganze Erörterung ist ja zu töricht, sagte er zu sich. „Also, sie ist dir doch erst näher getreten, seitdem du ihr das Leben gerettet hast. Vorher wart ihr doch kaum miteinander bekannt. Seit der Zeit datiert doch erst dein Interesse.“

„Aber was soll denn das?“

„Ja — die Sache ist nämlich die, Fritz — ich liebe Fräulein Krall auch.“ Schwer atmend in dumpfer Gespanntheit blickte Daniel auf seinen Bruder.

Dieser blieb vollständig ruhig. Er sah den Pastor, der tief eingesunken in dem beuligen Sofa saß, etwas erstaunt an und erwiderte: „Du liebst sie auch? Na, das brauchst du doch nicht in so 'nem tragischen Ton zu sagen.“

„Die Sache ist aber die,“ fuhr Daniel fort, doch wiederum entglitten ihm die eigentlichen Worte, und er mußte von neuem ausholen. „Als ich merkte, daß du dich für Fräulein Krall interessiertest, da habe ich mich zurückgezogen. Es schien mir eben vollständig aussichtslos. Du erinnerst dich, ich wollte nicht 'mal die Einladung für das Mittagsessen annehmen.“

„Aber was heißt denn das eigentlich?“

Der Leutnant war aufgesprungen und stand nun drohend gespannt vor Daniel.

„Bitte, setz dich wieder hin. Wir müssen doch die Sache in Ruhe abmachen.“

Einen Augenblick hielt er inne, da aber Fritz stehn blieb, erhob er sich auch und setzte sich auf die Sofalehne, um nicht allzu klein gegen ihn zu erscheinen.

„Ich war also gestern nachmittag, gegen Abend — da war ich also auf dem Kirchhof. Und da traf ich Fräulein Krall. Es war der reine Zufall. Ich hatte keine Ahnung. Und da — wir sprachen über alles mögliche und dann — haben wir uns eben ausgesprochen.“

„Na ja, sie gab dir 'n Korb?“

„Nein. Wir haben uns verlobt.“

In diesem Augenblick machte der Leutnant ein so verdutztes Gesicht, daß Daniel vor Nervosität beinahe gelacht hätte.

„Was sagst du?“

„Wir haben uns verlobt — Marianne und ich?“

„Marianne und du?“ Fritz trat mit hochgezogener Stirn zum Tisch, ergriff den Hammer, legte ihn beiseite, nahm das Ölkännchen, schob es fort und ließ sich dann auf seinen Stuhl fallen. „Du sagst — ihr habt euch verlobt — gestern abend?“

„Ja.“

Er nahm die auf dem Tischrand liegende Cigarre und begann heftig zu rauchen. Aber gleich darauf warf er sie wieder in den Aschenbecher. Die Brüder saßen sich jetzt gegenüber, ohne daß einer ein Wort fand. Nur die Geräusche von draußen drangen herein, Hähnekrähen, ein Pfiff, Wagengerassel, und dazwischen knackte das steife Vorhemd des Leutnants von dessen schweren Atemzügen.

Daniel mußte wieder auf das Wort „Rache“ starren.

Wie kann ich ihm nur helfen, dachte er, es ist ja fürchterlich, wie er leidet. Einer von uns beiden muß etwas sagen. Gleichzeitig hörte er die Uhr schlagen und dachte mit Ungeduld an sein Stelldichein.

„Wahrhaftig, Fritz, ich hatte gestern noch keine Ahnung. Ich habe ja gekämpft, furchtbar! Wie ich noch auf dem Kirchhof saß, da hab' ich mir geschworen: ich will nicht mehr an sie denken — da kam sie.“

„Red doch nicht!“

„Fritz! Vorgestern abend haben wir uns noch versöhnt, und nun kommt das! Es ist grade, als wenn wir beide immer in Konflikt geraten müßten. Aber das dürfen wir nicht! Das darf uns nicht trennen! Wir dürfen nicht vergessen, daß wir Brüder sind!“

„Das Mädel — entweder ist es 'ne Canaille, oder sie war gestern abend nicht bei Sinnen.“ Er sah mit seinen bösen Wolfsaugen den Bruder an. „Also, wie du ihr gesagt hast, daß du sie liebtest, da — hat sie einfach ja gesagt?“

„Ich glaube, sie liebte mich schon lange. So lange wie ich sie.“

„Hm, und von mir sprach sie kein Wort?“

„Von dir haben wir nicht gesprochen. Mein Gott, wir sprachen überhaupt so wenig.“

Mit jedem Atemzug stieß der Leutnant ein dumpfes Röcheln aus —

„Fritz! Das darf uns nicht auseinanderbringen. Du mußt drüber wegkommen.“

„Hm, du! Das ist jetzt das zweite Mal, daß du mir's Leben ruinierst.“

„Ich hab' wohl daran gedacht, Fritz. Nicht gestern — gestern dacht' ich nur — da war meine Liebe stärker als alles andre.“

„Ich pfeife auf deine Liebe! Was unterstehst du dich! Wie kommst du dazu?! Was geht sie dich an? Ich habe mein Leben für sie riskiert. Was hast du getan?“

„Mein Gott, sie liebt mich! Begreif das doch!“ schrie Daniel.

„Liebt dich! Von Sinnen war sie. Ich seh' ja, wie du es angefangen hast. Du hast mich schlecht gemacht. Du hast gesagt, ich wär 'n schlechter Kerl, 'n Trinker. Ich kenn' dich doch. Die ganze Stadt kennt dich ja.“

„Kein Wort hab' ich von dir gesprochen! Das ist nicht wahr!“

„Und du meinst, ich geb' sie auf? Ich trete zurück? Gegen 'nen Kerl wie dich?! Wir schießen uns. Ich wag' noch einmal mein Leben für sie. Du mußt mir vor die Pistole!“

„Wahnsinn, ich kann mich doch nicht mit dir schießen!“

„Wenn du sie haben willst, mußt du dich mit mir schießen.“

„Nimm doch Vernunft an, Mensch! Wir als Brüder!“

„Du willst nicht?“

„Ich bin doch nicht wahnsinnig!“

„Also nicht?“ Seine schäumende Wut schien sich plötzlich gelegt zu haben, und er stand ganz regungslos, geduckt wie ein Tier vor dem Sprung. „Also du kneifst?“

„Ich —“

„Ruhig!“ Er zerrte seine Krawatte glatt, zog die Weste straff und stieß zwischendurch in kurzen Stößen den Atem aus. „Ich geh' jetzt hin — sprech mit dem Alten, verstehst du! Dann wollen wir mal sehen. Das Mädel war gestern abend unzurechnungsfähig, verstehst du! Du aber“ — dabei ging er langsam, während aus seinen Augen Tränen der Wut perlten, auf seinen Bruder los — „für die bodenlose Frechheit, daß du wagst —“

Und ehe Daniel sich's versah, schlug er ihm quer übers Gesicht und schleuderte ihn mit einem einzigen Stoß zu Boden. Dann nahm er seinen Hut, drehte sich noch einmal um: „So müßte dich deine Braut sehen.“ Darauf verließ er gelassen das Zimmer. —

Es schlug zehn. Um die Zeit sollte Daniel Marianne treffen. Aber kann ich denn hin? dachte er. Kann ich mich vor einem Menschen sehen lassen? Es war ihm etwas geschehen, was unmittelbar wieder gut gemacht werden mußte. Aber wie? Sollte er sich mit Fritz schießen? Einen Augenblick gewährte dieser Gedanke ihm Trost. Aber er wußte, daß seine Ausführung unmöglich war.

Er ging in sein Zimmer, setzte sich in den Stuhl am Schreibtisch. Dort lag noch die Quittung über eine Feuerversicherungspolice, die er vorhin erhalten, und daneben die aufgeschlagene Bibel. Sehr schön, dachte er. „Wenn dir jemand einen Streich gibt, dann —“ Was ihm sein Bruder zugefügt hatte, konnte kein Verzeihen, keine noch so lange Zeit wieder gut machen. Das mußte er vergelten. Jetzt oder später. Er brauchte nur an die Miene seines Bruders zu denken beim Hinausgehn — so ging jemand, der einen geprügelten Hund zurückließ —, und er wurde von solchem Haß gefoltert, daß er sich keine noch so schwere Qual ausdenken konnte, die ihn entschädigt hätte.

Ich will an Walter Erbslöh telegraphieren, der muß Fritz eine Forderung überbringen. Aber Erbslöh war verreist. Andre Freunde besaß er nicht. Was war zu tun?

Es schlug halb elf, es schlug elf. Da stand er auf und ging ins Schlafzimmer, um sich zu waschen. Während er den Schwamm gegen seine Augen drückte, stürzten die Tränen hervor. Ich kann Marianne nicht sehen, dachte er. Aber trotzdem verließ er das Haus. Um nicht durch die Hauptstraßen zu müssen, bog er in die krummen Seitengassen ein und kam auf Umwegen zum Kirchhof. Und da überströmte ihn in all seinem Schmerz mit einem Male wieder das wunderbare Glücksgefühl seiner Liebe. Aber mein Leben ist doch zerbrochen, dachte er. Und hierin kann auch sie mir nicht helfen.

* *
*

Als Daniel ein Stück den Hauptweg hinuntergegangen war, gewahrte er Marianne auf der Bank. Sie schien in Gedanken ver=

sunken. Um ihren Mund lag wieder der abgehärmte Zug. Doch als sie ihn nun bemerkte, wurde mit einem Male ihr Gesicht von der aufleuchtenden Freude gänzlich verändert.

„Wo hast du nur gesteckt? Ich hatte schon Angst.“ Sie eilte ihm entgegen, ergriff seine Hand, unwillkürlich den Mund zum Kusse schürzend.

Er sah sie mit düsterer Miene an. „Ich hatte eine Auseinandersetzung mit Fritz.“

„Mit Fritz —?“

„Er wollte heute morgen zu euch, da hab' ich ihm gesagt, daß es keinen Zweck hätte.“

„Und was hat er gesagt?“

„Er hat —“

Daniel setzte sich neben sie auf die Bank. Ich muß es ihr sagen. Aber kann ich? Wird sie mich dann noch lieben? dachte er.

Auch ihr schlug das Herz in schuldbewußter Angst. Wie sie sich ansahen, fühlten sie beide, daß auf ihrer jungen Liebe schon jetzt ein dunkler Kummer lag, über den sie sprechen mußten, und den zu erwähnen sie sich doch fürchteten. Marianne, naiver, elastischer als er, kam leichter darüber hinweg mit dem unbewußten Egoismus, mit der Fähigkeit der Frau, das Glück ungetrübt zu genießen.

„Es war gewiß schrecklich,“ sagte sie. „Dein Bruder ist ja so ein aufbrausender Mensch. Mußt dich nicht grämen, Daniel.“ Sie drückte seine Hand, strich ihm das Haar aus der Stirn. „Ganz blaß bist du. Nur die Backe brennt.“ Sie lächelte, indem sie sie liebkosend streichelte. „Das ist die Seite, wo's Herz sitzt.“

Er zuckte zusammen und wich ihrer Hand aus. „Das ist die Seite, die — Marianne, ich hab' einen Todfeind auf der Welt —“ Sag die Wahrheit! Versuch's, ob sie drüber wegkommt, dachte er. Aber sein Herz hielt die Wahrheit furchtsam verschlossen. „Ich sag's dir später, wenn ich ruhiger bin.“ Wenn ich mutiger bin, dachte er in blutigem Hohn. Er legte seinen Arm um ihren Hals, sie ließ den Kopf an seine Brust sinken in dieser einen überflutenden Sehnsucht, von aller Wirrnis bei ihm auszuruhen.

„Mußt dich nicht grämen, Dani!“ bat sie. „Was geht dein Bruder uns an? Ich hatt' ja auch 'ne schreckliche Scene.“

„Mit wem?“

„Mit Vater.“

„Was hat der gesagt?“

„Ach — die Menschen sind ja zu blöd — Küß mich lieber!“

Er beugte seinen Kopf herunter, da sagte sie halb schmollend mit weichem Lächeln: „Du bist 'n Bräutigam! Kommst zu deiner Braut und küßt sie nicht —“

„Entschuldige!“

„Du lieber —“ lachte sie leise.

Nachdem er sie geküßt und nachdem sie ihre wirren Locken aus der Stirn gestrichen hatte, ergriff sie seine Hand.

„In die hab' ich mich zuerst verliebt, in deine schlanken Hände. Oft bei deiner Predigt — ich hab' natürlich immer versucht, mir die Gedankengänge klar zu machen, aber wenn ich dann auf einmal deine Hände sah — ach, dann war ich ganz konfus.“

Heiße Zärtlichkeit durchflutete ihn, während er sie wieder inbrünstig küßte. Dann sagte er: „Du hast also deinem Vater alles mitgeteilt? Da will ich heut' nachmittag hin und mit ihm sprechen.“

„Warum denn?“

„Ja, muß ich nicht um dich anhalten?“

Sie dachte nach. „Heut' nachmittag nicht. Das hat ja Zeit. Wir beiden sind einig. Die andern geht's doch nichts an.“

„Wie hat er's denn aufgenommen?“

„Ach, schrecklich! Er war rein aus dem Häuschen. Schließlich hat er geweint wie ein Kind. Nun rennt er, glaub' ich, in der ganzen Nachbarschaft herum und klagt allen Leuten sein Leid. Er ist eben ganz in die Idee verrannt, ich müßte deinen Bruder nehmen.“

„Marianne, sag mir“ — hastig stieß er die Worte heraus — „hattest du für Fritz mal was übrig?“

„Ob ich —?“ Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, und während sie die Augen niederschlug, drehte sie an einem Knopf seines Rockes. „Ich hatte immer Angst vor ihm. Aber — aber trotzdem — nein, ich hätte ihn doch nicht genommen, aber, ach Gott, ich weiß nicht, was ich getan hätte aus Wut gegen dich.“

„Aus Wut gegen mich?“

„Weil ich dachte, du wolltest nichts von mir wissen, da war ich — wenn man so in

Verzweiflung ist, dann weiß man ja gar nicht, was man alles tun könnte."

„Geliebt hast du ihn nie?"

„Nie! Nie —" versetzte sie ganz erschrocken über diese Vermutung. „Nur — ach, ich bin mal so. Es ist was Schreckliches. Manchmal geht's eben mit mir durch." Sie hob zaghaft das Auge. „Aber jetzt hältst du mich fest?"

„Jetzt halt' ich dich!"

Während er den Arm um sie schlang, lächelte sie ihn schalkhaft an.

„Nun sind wir Bräutigam und Braut, Daniel. Verstehst du das?"

Er dachte nach und fühlte, daß über allem Häßlichen und Niedrigen ein unbegreiflich schönes und erhabenes Glück ihn erfüllte.

„Gestern gehört' ich noch niemand, lief herum wie ein herrenloser Hund. Und jetzt — ja, nun hast du mich. Wirst mich nicht wieder los. Hast du nicht Angst?"

„Wovor?"

„Daß so'n großer Mensch dir am Halse hängt. Der tagaus, tagein bei dir bleibt. Der alles — alles nur von dir haben will?"

„Nein, ich habe keine Angst. Du bist ja — Marianne, du weißt ja nicht, was du mir bist. Du bist alles für mich. Du bist mein Glaube ans Glück. Mein Glaube an mich selbst. Wenn ich jetzt je wieder verzweifle, will ich nur rufen: Marianne! Wenn ich je kleinmütig bin, denk' ich an dich. Ich bin ja 'n andrer Mensch geworden. Ja — gestern, da stand ich da — da unter dem Baum und dachte, ich will all meine Wünsche begraben. Aber all meinen Kummer hab' ich da begraben. Meine Vergangenheit, den alten Menschen. Durch dich bin ich ein andrer geworden."

„Und du sollst auch mich zu 'ner andern machen! Ach, Daniel, ich hab' ja solche Sehnsucht, ein guter Mensch zu werden. Ich glaube, ich kann's auch — wenn du mir hilfst. Willst du?"

„Wir wollen uns beide helfen."

„Ja, eins wollen wir werden. Ein Herz, eine Seele. Ach, Daniel, da hab' ich diese Nacht noch so viel dran gedacht. Wir wollen alles miteinander teilen. Alles, was du fühlst und denkst, will ich mitfühlen."

„Ja, so soll's sein!"

„Gestern sagtest du noch, keiner wüßte was vom andern. Aber wir wollen alles voneinander wissen. Nicht wahr?"

„Ja."

„Ach, nun bin ich zufrieden." Und in der tiefen Zuversicht eines Menschen, der sein Glück sicher geborgen weiß, schmiegte sie sich an ihn. „Wir beide, mein Dani — wir wollen ein schönes Leben führen!"

Längst war die Mittagszeit vorüber, beide hatten sich schon unzähligemal gesagt, daß es nun höchste Zeit sei, auseinanderzugehen, aber keines hatte sich vom andern trennen können.

Endlich war Daniel es, der sich mit sanftem Zwang von Marianne losmachte. Er wollte noch einen Augenblick bleiben, damit sie nicht zusammen gesehen würden.

Sie ging. Vorm Tore drehte sie sich noch einmal um und warf ihm eine Kußhand zu. Immer ferner leuchtete ihr helles Kleid hinter der grünen Hecke.

Wie bin ich glücklich, dachte Daniel, indem er ihr nachsah. Aber als wenn sein Glück aus so zartem Stoff wäre, daß es das leiseste Betasten nicht vertragen konnte, entdeckte er sogleich Risse und Sprünge. Er dachte an seinen Bruder. Statt des fassungslos wütenden Schmerzes fühlte er jetzt einen dumpfen, zähen Haß. Fritz oder er mußte die Stadt verlassen. Sie durften sich nicht mehr begegnen. Aber warum hatte er Marianne nicht alles erzählt? Warum hatte er nicht gewagt, ihre Liebe auf diese Probe zu stellen? So hatte ihr Schwur, ganz eins zu sein, schon gleich mit einer Unaufrichtigkeit begonnen.

Peinigende Gedanken nagten an ihm, während er zwischen den Gräbern auf und ab schritt. Das alte Hadern begann wieder. Er nannte sich feig, in tiefster Seele unwahr. Und in die Zukunft spannte sein argwöhnisches Herz allerhand dunkle Fäden.

Aber dann raffte er sich mit einemmal zusammen und schüttelte die bissigen Schlänglein ab. Jetzt hielt er das nie geahnte, schon begrabene, unbegreiflich schöne Glück in beiden Händen und wollte zu klein sein, um es in seiner ganzen großen Fülle zu empfinden?! Ein andrer wollte er ja sein — ein Starker, Mutiger, Freier! Er ging und schloß feierlich hinter seiner Vergangen-

heit und hinter dem, der er gewesen, die Kirchhofstür zu.

Mit dem Vorsatz, seinen Bruder sofort zur Rede zu stellen und über sein eignes oder dessen Bleiben eine Entscheidung herbeizuführen, ging Daniel nach Haus.

Auf dem Korridor traf er die alte Marie, die lauernd an der Treppe stand. Sie warf ihm einen gehässigen Blick zu und sagte, er möchte doch mal zu seiner Mutter gehn, die oben wäre.

Die Tür zum Zimmer seines Bruders stand offen. Wäschestücke und Kleider lagen auf dem Boden verstreut, als wenn jemand hastig die Schränke aufgewühlt hätte. Auf einem Stuhl am Fenster saß ganz in sich zusammengekauert seine Mutter. Er trat ein und rief sie an.

Sie wandte ihm langsam ihr Gesicht zu, das so jammervoll und totenkopfähnlich aussah wie selbst in den schlimmsten Tagen der Krankheit nicht.

Daniel ahnte, daß zwischen ihr und Fritz etwas vorgefallen sei, und daß sie von seiner Verlobung wüßte. „Mutter,“ sagte er, indem er sich ihr gegenübersetzte und ihre Hand nahm, „ich habe mich verlobt.“

Sie nickte und ließ den Kopf sinken.

„Mit Marianne Krall. Hoffentlich billigst du die Wahl.“

Sie atmete in kurzen Zügen und schien mit aller Gewalt die Tränen zu unterdrücken. Daniel versuchte noch ein paarmal, sie zum Sprechen zu bringen, ohne daß sie etwas erwiderte. So saßen sie sich gegenüber, bis Marie heraufkam und meldete, daß das Essen auf dem Tisch stände.

Daniel geleitete sie die Treppe hinunter. Bevor er betete, fragte er: „Kommt Fritz nicht?“

Sie schüttelte den Kopf. Schweigend verzehrten sie die Suppe. Die alte Frau nahm sich mit übermenschlicher Kraft zusammen, aber unaufhörlich perlten ihre Tränen auf den Teller, und schließlich legte sie den Löffel beiseite.

Da stand Daniel auf, in einem inbrünstigen Verlangen nach ihrer Liebe. „Kannst du dich denn gar nicht über mein Glück freuen, Mutter?“

In ihr zuckte und bebte es. Sie kämpfte. Aber sie hatte keine Gewalt mehr über sich. Daniel umfing sie. Er preßte diesen hinschwindenden Körper, der ihn einst getragen, an sich. Ein furchtbares Zucken erschütterte die Glieder. Und auf einmal stürzten ihr die Tränen in wildem Strom aus den Augen. „Er ist weggegangen, Daniel! Er kommt nie wieder! Nie! Ich seh' ihn nie mehr!“

(Fortsetzung folgt.)



Adana.

Vom Bosporus bis zum Persischen Meerbusen

Von

Heinz Krieger

Mit 35000 Mann Kerntruppen warf sich Osman Nuri Pascha anfangs Juli des Jahrs 1877 in die linke Flanke der bis zum Balkan vorgedrungenen Russen und besetzte Plewna. Plewna, eine kleine bulgarische Kreisstadt mit etwa 15000 Einwohnern, südöstlich von Schwischtow, nahe dem Widfluß, ist im Kreuzungspunkt mehrerer Bahnen gelegen. Die von Nikopolis gegen Sofia vordringenden Russen machten verzweifelte Anstrengungen, Plewna zu nehmen. Der tapfere Osman schlug sie am 20., am 30., am 31. Juli wiederholt und wandelte Plewna in eine uneinnehmbare Festung um. Dazu vermehrte er seine Armee um 60000 Mann. Die Russen zogen immer neue Verstärkungen heran, aber auch jetzt erlitten sie eine Niederlage nach der andern, und erst Ende Oktober gelang es, mit einer bedeutenden Übermacht Plewna völlig einzuschließen. In Konstantinopel feierte man den tapferen Osman als den Löwen von Plewna, der Sultan verlieh ihm den Titel Ghazi, d. i. der Siegreiche, ließ ihn aber im übrigen im Stich. Das Ersatzheer, auf das Osman wartete, blieb zu Hause. So unternahm er am 10. Dezember einen Ausfall, der mit der Gefangennahme seines Heeres endete. Der russisch-türkische Krieg war entschieden, Rußland diktierte in San Stefano den Frieden, und es hatte den Anschein, als ob mit dem Ende des Kriegs auch das Ende der Türkei herannahe.

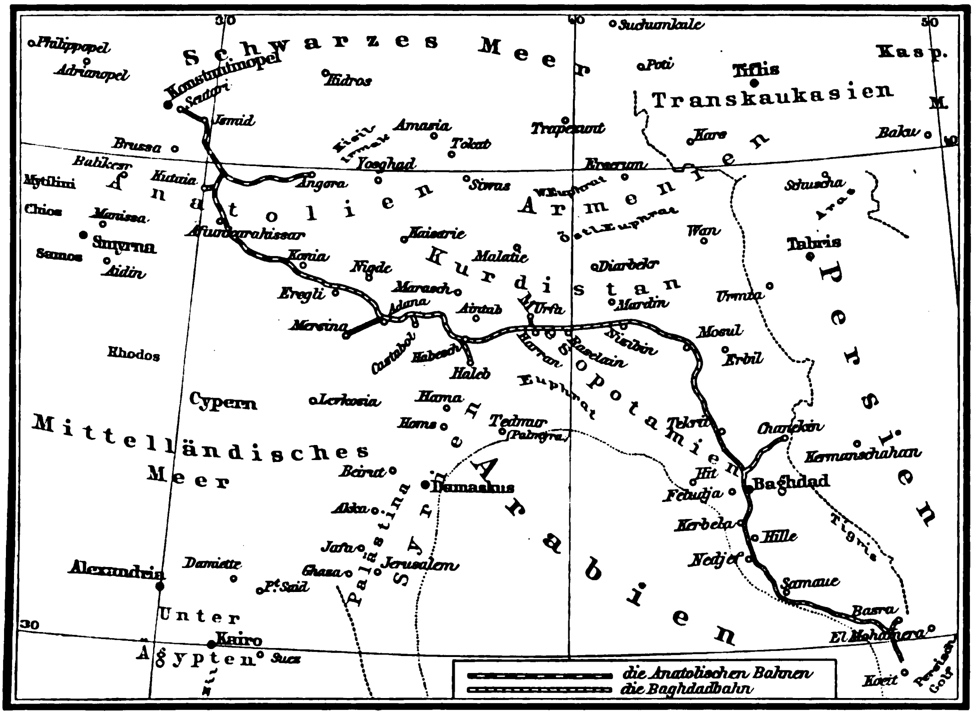
Aber der Löwe von Plewna hatte doch monatelang den Russen trotz ihrer Überzahl erfolgreichen Widerstand geleistet, und so viel war durch diesen Widerstand jedermann klar geworden: die militärische Kraft des Türkenreichs stand noch ungebrochen da. Der Heldenmut der türkischen Janitscharen, ihre Ausdauer und Energie in der Überwindung unsäglicher Strapazen, die kluge und rücksichtslose Taktik ihres Führers, all das erinnerte zu stark an die besten Zeiten der Türkei, als daß es ohne Einfluß auf die Vorstellungen, die man sich vom „kranken

Mann" in Europa machte, hätte bleiben können. Trotz der Niederlage begann man mit der Türkei wieder als einem gleichberechtigten Faktor im europäischen Staatenkonzert zu rechnen, und wenn der Berliner Kongreß vom Jahre 1878 (13. Juni bis 13. Juli) die harten Bedingungen, welche die siegreichen Russen im Frieden von San Stefano den Türken auferlegt hatten, nicht unwesentlich milderte, so hat daran der Löwe von Plewna und der Eindruck, den seine heldenmütigen Kämpfe in Europa machten, keinen geringen Anteil. Freilich, das nördliche Bulgarien ging den Türken verloren, Bosnien und die Herzegowina kamen unter Östreichs Kontrolle, d. h. sie gingen ebenfalls verloren, Griechenland erhielt eine Grenzerweiterung und Rußland eine Kriegsentschädigung von achthundert Millionen Franken. Abdul Hamid II., der eben erst den Thron seiner Väter bestiegen, konnte trotzdem an einen inneren Neuaufbau seines Reichs denken, für den seine weiten Lande bei sparsamer Wirtschaft und energischer Kulturarbeit offenstanden. Sein Reich behielt immer noch ein Areal von 2888448 Quadratkilometern, auf denen eine Bevölkerung von 24515500 Seelen saß, die, nicht überall, aber doch in der übergroßen Mehrzahl geistig und körperlich gesund, arbeitswillig und leitbar, nur der Anregung von außen und systematischer Erziehung bedurfte, um in der Reihe der Kulturvölker der modernen Zeit eine achtunggebietende Stellung einzunehmen.

Die erste Sorge Abdul Hamids II. neben der Reorganisation der Armee, die er deutschen Offizieren anvertraute, war die Regelung der Finanzen des Reichs, die Erschließung neuer Einnahmequellen und die Hebung von Handel, Verkehr, Schiffahrt und Landwirtschaft. Es war kein Zufall, wenn auch diese weit ausschauenden Aufgaben deutschen Händen anvertraut wurden. Man könnte aus der Geschichte der türkischen Reformbestrebungen sehr leicht den Beweis erbringen, daß Abdul Hamid II., der nur allmählich des Widerstandes der alttürkischen Partei, ihrer Habsucht und Herrschsucht — an der Spitze der Partei stand leider der heldenmütige Verteidiger von Plewna — so weit Herr wurde, daß er zu selbständigen Entschlüssen gelangte, daß Abdul Hamid II. geradezu gedrängt wurde, sich auf deutsche Beihilfe zu stützen. Er berief also, um die traurigen finanziellen Verhältnisse des Landes zu entwirren, deutsche Beamte, und es gelang diesen tatsächlich, mit den Gläubigern der Türkei eine Einigung dahin zu stande zu bringen, daß der Betrag der Staatsschuld von 250 Millionen Pfund Sterling auf 106 Millionen Pfund Sterling herabgesetzt wurde. Zur Vermehrung der Einkünfte wurde 1883 die Tabakregie eingeführt. Im Jahre 1897/98 stellte sich nach diesen und andern Reformen der Staatshaushalt der Türkei auf 341,3 Millionen Mark in Einnahme und 339,8 Millionen Mark in Ausgabe. Die Schulden betrugen 1899: 2376 Millionen Mark, die Administration der unifizierten Schuld hatte an Nettoeinnahmen 41,3 Millionen, von denen 37,9 zur Verzinsung und Amortisation verwendet wurden. Dabei stand die Armee im Friedensfuß auf 220000 Mann, im Kriegsfuß auf 1,5 Millionen Streiter, von denen freilich nur die Hälfte militärisch durchgebildet war. Die Kriegsflotte hatte 1900 66 Fahrzeuge, davon 18 Panzerschiffe, mit 253 Kanonen, von denen 144 auf die Panzer kamen. Das Marinepersonal bezifferte sich auf 14369 Mann, die außer den großen Fahrzeugen noch 162 kleinere Schiffe besetzten. Die Handelsflotte zählte 1900 2382 Seeschiffe mit 197038 Tonnen Rauminhalt, darunter 177 Dampfer mit 55983 Tonnen. Die Einfuhr betrug 1898 443,9, die Ausfuhr 253,5 Millionen Mark. Die Ausfuhr umfaßte hauptsächlich Getreide, Hülsenfrüchte, Teppiche, Seiden- und Lederwaren, Maroquinstickereien, Waffen, eingemachte Früchte, Honig, Wachs, Meerschaum, Wein, Tabak, Wolle, Rosenöl aus dem europäischen Teil des Lands, Südfrüchte (Rosinen, Orangen, Zitronen, Feigen, Datteln usw.), Nüsse, Getreide, Gemüse, Wein, Opium, Teppiche, Wolle, Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp, Safran, Harze, Fette, Drogen, Badeschwämme, Asphalt, Meerschaum, Kupfer, Tabak, Pferde, Schafe aus der asiatischen Türkei.

Der Friede von San Stefano, die Occupation Ägyptens durch die Engländer, von Cypern, Kreta und Samos durch die Grie-

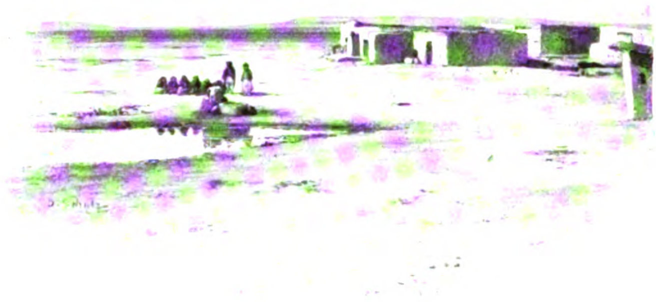
chen hatte die Bevölkerung der Türkei um die Hälfte ihrer Einwohner vermindert und gleichzeitig den Schwerpunkt des Landes nach Osten verrückt. Von den ihr verbliebenen 24,5 Millionen Einwohnern saßen 17,4 in Asien und zwar 9,2 in Kleinasien, 2,5 in Armenien, 4,7 in Syrien und Mesopotamien, 1,05 in Arabien. Es lag auf der Hand, daß man sich in erster Linie an eine Entwicklung dieser teilweise dereinst so reichen Lande, in denen die verschiedensten Man mußte dem Räuberunwesen steuern, das die Steppenvölker als ihr gutes Recht ansahen, man mußte die Jahrtausende alten Karawanenstraßen sichern, man mußte den türkischen Bauern an neue Wirtschaftsformen gewöhnen. All das war nur möglich, wenn man sich die modernen Verkehrsmittel dienstbar machte, wenn man Telegraphen und Eisenbahnen baute. Aber wer sollte das unternehmen? Der Staat mit dem bedenklich korrumpierten Beamtentum, derselbe



Die Anatolischen Bahnen und die Trace der Baghdadbahn.

Dynastien und Völker Jahrtausende hindurch zu Ansehn und Wohlstand gelangt waren, in denen immer noch eine ganze Reihe blühender Gemeinwesen existierten, machen mußte. Die Erschließung Kleinasiens und der asiatischen Türkei für Verkehr, Handel, Schiffahrt mußte der Türkei einen neuen Aufschwung bringen, mußte sie kulturell und strategisch heben. Was nützten die weiten Lande, was der Gewerbfleiß an einzelnen Stellen, was das vorzügliche Material für die Cadres der Armee, wenn man es nicht auf einen Punkt konzentrieren und zu einer einheitlichen Wirksamkeit vereinigen konnte. Staat, der die Ordnung seiner Finanzen fremden Kräften übertragen hatte? Das war ausgeschlossen. Und die Augen des Sultans wandten sich auch hier, nachdem einige staatlich unternommene Versuche gescheitert waren, auf die deutsche Mitarbeit. Das ist das Verhältnis. Es ist Unsinn, von deutscher Arbeit und deutscher Kulturträgerei in der Türkei in dem Sinne zu sprechen, als ob eine fremde Macht, eine fremde Nation es unternommen hätte, Kleinasien zu entwickeln. Solche Darstellungen erregen lediglich die nationale Eifersucht. Sie nützen weder den Türken, noch den

Deutschen, am allerwenigsten aber der Kultur. Vor einem Jahrhundert bauten die Engländer in Deutschland an allen Ecken und Enden Gasanstalten, Fabriken 2c. Keinem Menschen ist es eingefallen, das der englischen Nation als Nation zum Verdienst anzurechnen oder ihr einen Vorwurf daraus zu machen. In Deutschland gab es zu jener Zeit weder genug Unternehmungsgeist, noch genug Kapital, um dem Bedürfnis zu entsprechen. Ganz ähnlich liegen die Dinge in der Türkei, und weder die Anatolischen Bahnen, die bereits seit dem Jahre 1892 und 1894 im Betriebe sind, noch ihre Fortsetzung bis zum Persischen Meerbusen sind deutsche oder französische Bahnen, sondern es sind türkische Bahnen, die deutsche und französische Ingenieure mit deutschen, französischen und sonstigen Kapitalien gebaut und zu deren Herstellung das türkische Staatswesen in richtiger Erkenntnis der Bedeutung der Verkehrsentwicklung sich schwere Opfer auferlegt hat.



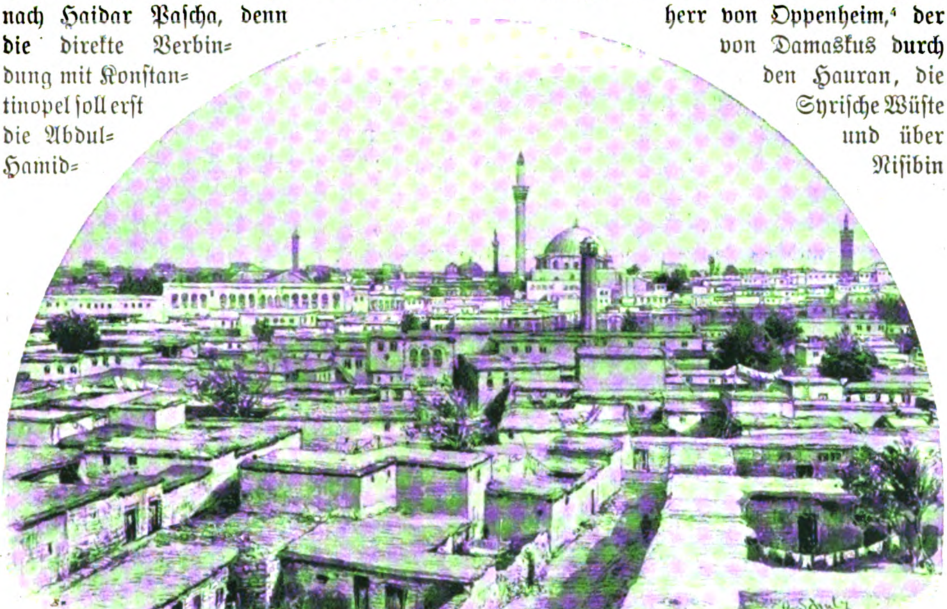
Kurdendorf zwischen Aleppo und Biredjik.

Die Deutschen haben auch keineswegs allein in der Türkei Bahnen zum Bau und Betrieb erhalten. Schon 1885 hatte die Türkei 1450 Kilometer Eisenbahnen, von denen 520 Kilometer Asien angehörten. Im Jahre 1898 hatte sich das Bahnnetz auf 4803 Kilometer erweitert, davon 2043 in Europa. Es hatte sich sonach das europäische Netz um rund 600, das asiatische um rund 2300 Kilometer erweitert. Der Löwenanteil an dieser Erweiterung des asiatischen Bahnnetzes fällt auf die Anatolischen Bahnen, die an dieser Stelle bereits im Jahre 1900 (Märzheft) von Herrn Hugo Grothe in ebenso eingehender als interessanter Weise geschildert worden sind. Es bleibt nur zu bemerken, daß die Anatolischen Bahnen, Chemin de fer ottoman d'Anatolie, in den Jahren 1889 bis 1896 gebaut wurden und in zwei Linien zerfallen, die Linie Haidar Pascha=Eskischehir=Angora, die am 1. Januar 1893 dem Betrieb übergeben wurde, und die Linie Haidar Pascha=Eskischehir=Konia, die im Sommer 1895 eröffnet wurde. Im Grunde ist diese Bahn eine Probe auf das Exempel der Baghdadbahn, das nunmehr gelöst werden soll, und eine um so schwerer wiegende Probe, als die Vollendung der Anatolischen Bahn fehlt und damit die volle Entfaltung ihrer Kraft. Man kann sie bisher lediglich als eine ausgedehnte Stichbahn ansehen, deren einer Schenkel (579 Kilometer lang) nicht das Schwarze Meer erreicht, während der andre (444 Kilometer lang) nicht den Persischen Meerbusen erreicht. Es hat Leute genug gegeben, Neider der deutschen Arbeit und andre, die



Moschee in Aleppo.

die Anatolischen Eisenbahnen als ein verfehltes Unternehmen angesehen haben. Allein der türkisch=griechische Krieg vom Jahre 1897, der sich an die bekannten Kretenser Wirren anreihte, kann sie eines Besseren belehren. Wie hätte die Türkei die schnelle Zusammenfassung ihrer militärischen Streitkräfte leisten sollen, wenn ihr die Anatolischen Bahnen nicht zur Verfügung gestanden hätten? Sie haben die militärische Leistungsfähigkeit und die Steuerkraft des Lands, das sie durcheilen, in gleich starker Weise entwickelt. An 140000 Soldaten trugen die Anatolischen Bahnen in den Kriegsmonaten des Jahres 1897 aus dem inneren Kleinasien in wenigen Tagen nach Konstantinopel oder vielmehr nach Haidar Pascha, denn die direkte Verbindung mit Konstantinopel soll erst die Abdul-Hamid-Brücke über den Bosporus schaffen, deren Projekt jetzt fertig ist. Und das Kelé Gerste (22,5 Kilo), das vor Eröffnung der Bahnen mit 1,25 Mark bezahlt wurde, kostet heute mehr als das Doppelte. Man kann danach jetzt schon an der Entwicklungsfähigkeit Kleinasiens und der asiatischen Türkei nicht zweifeln. Es sind alle Vorbedingungen dafür gegeben: Bodenreichtum, Flüsse, Wälder, Mineralien, und auch die Bewohner sind besser als ihr Ruf. Der jetzt mit einem hohen Posten vom deutschen Kaiser betraute General Colmar Freiherr von der Goltz, der lange Jahre in der Türkei an den Reformen Abdul Hamids II. mitgearbeitet hat, hat im Jahre 1896 ein Buch: „Anatolische Ausflüge“ [1] erscheinen lassen, die er von Konstantinopel aus ins Innere des Landes unternahm. Er nennt seine Skizzen schlichte Reiseschilderungen. Tatsächlich hat er ein ganz hervorragendes Stück Kulturgeschichte in meisterhafter Form darin geliefert. von der Goltz sowohl, wie vor ihm Naumann [2] und nach ihm Grothe [3] beschränken sich in ihren Darstellungen im wesentlichen auf die Landstriche, die von den Anatolischen Eisenbahnen berührt werden, während Max Freiherr von Oppenheim, [4] der von Damaskus durch den Hauran, die Syrische Wüste und über Nisibin nach Baghdad=Baßra und weiter nach Maskat zog, fast genau die Route der Baghdadbahn innehielt und der Franzose Cuinet [5] in seinem vorzüglichen Werke über Kleinasien



Diarbekir.

[1] Colmar Freiherr von der Goltz, Anatolische Ausflüge. Berlin 1896.

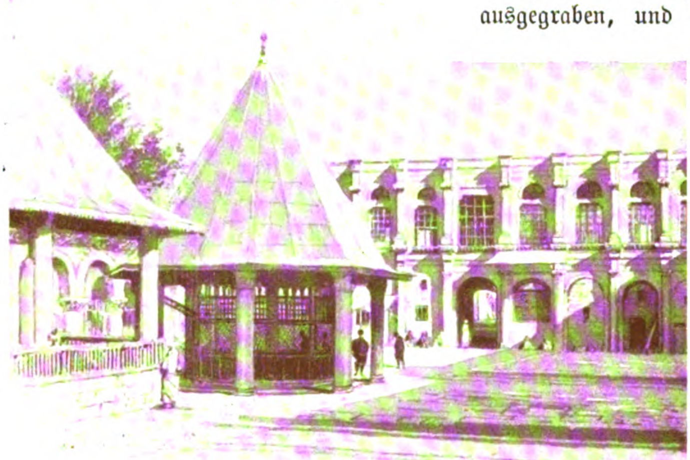
[2] Naumann, Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München 1893.

[3] Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens. Westermanns Monatshefte 1900 (Märzheft).

[4] Dr. Max Freiherr von Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. Berlin 1900.

[5] Vital Cuinet, La Turquie d'Asie, géographie administrative, statistique, descriptive et raisonnée de chaque province de l'Asie Mineure. Paris 1891.

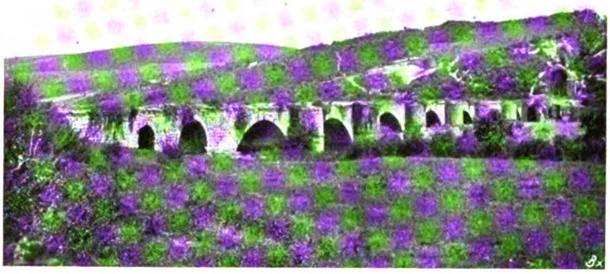
und die Türkei alle Provinzen des weiten Kleinasiens in Betracht zieht. Auch Paul Rohrbach hat in seinen Aufzeichnungen in den „Preußischen Jahrbüchern“ (1901, Bd. 104 u. 105) und in einer kleinen Schrift „Die Baghdadbahn“ alle einschlägigen Fragen auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle in mustergültiger Darstellung, wenn auch nicht immer kritisch genug, behandelt. Wer diese zum Teil sehr umfangreichen Quellenwerke aufmerksam studiert, kann an der großen, ja an der außergewöhnlichen Entwicklungsfähigkeit des Lands überhaupt nicht zweifeln, und auch die etwaigen Zweifel an der Entwicklungsfähigkeit seiner Bewohner werden dabei gründlich zerstreut werden. von der Goltz bringt in seinen launigen Schilderungen ein türkisches Sprichwort bei: „Was dir vom Schicksal bestimmt ist, das fällt in deinen Löffel,“ sagt der Türke. Die Philosophie dieses Satzes ist wenig geeignet, ihren Bekenner zur Selbsthilfe zu erziehen, und es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die religiösen und philosophischen Grundsätze des Mohammedanismus den Niedergang der Türkei verschuldet haben. Aber die Folgen der nihilistischen oder fatalistischen Anschauungen des Propheten oder seiner Nachfolger zeigen sich doch in ihrer extremen Ausbildung eigentlich nur auf dem Pflaster von Konstantinopel, der anatolische Bauer, der türkische Fellah ist anders geartet als der Großstädter, anders geartet auch als Beduinen, Araber, Armenier und Kurden, die ihm sein Dasein schwer genug machen. Überhaupt ist Kleinasien und die asiatische Türkei, was die Bevölkerung angeht, kein gleichartiger Organismus. Kein Land der Erde hat in seiner Geschichte so viel Wandlungen durchgemacht. Geographisch zu Asien gehörig, erscheint Kleinasien kulturell jahrhundertelang als eine europäische Provinz. Erst beim Halys, den Krösus dereinst zum Unheil des Lydischen Reichs überschritt, liegt die eigentliche Grenze gegen den Orient. Das Land im Westen des Halys war allzeit die gewaltige Brücke, die von Europa nach Asien hinüberführte. Unzählige Kämpfe um die Herrschaft in Asien hat es von den frühsten Zeiten geschichtlicher Entwicklung erlebt. Das unglücklich glückliche Land sah Zeiten höchsten Wohlstandes und tiefsten Elends. Kultur und Unkultur pflanzten sich aufeinander, und jede der zahlreichen Völkerschaften, die darüber hinzogen, hinterließ dem Lande eine Spur ihres Seins. Nicht weniger als acht, vielleicht sogar elf Städte, übereinander gebaut, haben der Engländer Finders Petrie und der Amerikaner Bluſt im südlichen Palästina ausgegraben, und in andern Teilen des Lands ist es nicht viel anders. Großartige Kulturen, die assyrisch-babylonische, die griechische, die römisch-byzantinische, die der Seldschukiden, haben die Spuren ihres Daseins im Lande zurückgelassen. Paläste, Kultstätten, Theater, Wasserleitungen zeugen von reicher verschwundener Pracht.



Vorhof der Ulu-Djami in Diarbekir.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, hier auf alte Kulturen des nähern einzugehn, sie berühren uns nur so weit, als sie die Entwicklungsfähigkeit des Lands beweisen. Die natürlichen Bedingungen können sich höchstens durch die Waldverwüstung geändert haben, die übrigens für Mesopotamien und Baby-

lonien von Rohrbach bestritten wird, der den Satz aufstellt, daß keine in Betracht kommende Änderung des Klimas in historischer Zeit stattgefunden hat, daß vielmehr ganz



Römische Brücke bei Adabazar.

Mesopotamien und Babylonien schon in ältester Zeit so gut wie waldlos gewesen sind. Freilich, eine gründliche Kolonisation des Lands ist notwendig. Darin sind alle Kenner der türkischen Verhältnisse einig. So schreibt von der Goltz: „Die verhältnismäßig hohe Blüte, in welcher der Garten-, Wein- und Seidenbau, ganz nahe benachbart weiten, wüsten Landstrecken, steht, straft auch die Behauptung Lügen, daß das Landvolk durchaus arbeitsunlustig sei.“

Zu den Schwierigkeiten, die jeder Kolonisation entgegenstehn, kommt in der asiatischen Türkei die Zusammensetzung der Bevölkerung, die bunter kaum gedacht werden kann. Die Türken schon fanden, als sie das Land unter ihre Herrschaft brachten, eine recht mannigfach zusammengesetzte Gesellschaft vor. Das Rhomäertum hatte im Laufe der Jahrhunderte fremde Elemente aller Art aufgenommen, Südslaven und Bulgaren, turanische und finnische Stämme, daneben, wenn auch in geringeren Massen, deutsche, armenische, persische und arabische Elemente. Noch heutzutage ist die Bevölkerung der asiatischen Türkei in dauerndem Fluß. Mohammedanische Kolonisten treffen aus Westen, Osten und Nordosten ein, während armenische, altansässige Christenfamilien auswandern. In geradezu großartigem Maßstabe ist die Einwanderung der Tscherkessen und Bulgaren vor sich gegangen und dauert immer noch an. Wie bunt das Völkergemisch in der asiatischen Türkei ist, mag die Herzählung der von Naumann auf seinem Wege von Konstantinopel bis Angora als ansässig betroffenen Völkerschaften beweisen. Nur vierzig Kilometer östlich von der Station Adabazar der Anatolischen Eisenbahn im Becken von Düzdje, das noch 1839 fast unangebaut dalag, jetzt aber so dicht bevölkert ist, daß kaum noch ein Plätzchen übrig sein dürfte, finden sich neben andern Tscherkessen-Stämmen des westlichen Kaukasus die Abkhasen, Georgier, Kurden, Lazen (s. Abbild. S. 210 oben). Im Iznik Sandschak und im Wilajet Kastamuni sind zahlreich angesiedelt Abkhasen, Schabsukhen, Obukhen, um Sinope sitzen die Hagutch, bei Amasia und Samsun Absekhen und Schabsukhen; Absekhen findet man auch bei Balikehoi und Kabardiner am westlichen Fuß des Antitaurus und der sich den nördlichen Ausläufern dieses Gebirges anschließenden Uzun Yaila bis in die Gegend von Sivas. Bulgaren und Bosniaken haben die westlichen Landesteile inne, Kurden bewohnen auf dem eigentlich anatolischen Gebiete die Wilajets Angora, Konia und Sivas, sind aber auch weit darüber hinaus bis nach Mesopotamien und an der persischen Grenze zu finden. Weiter gibt es Avsheren, Turkmenen, Armenier in Armenien, Kurden in Kurdistan, Perser, Syrier, Indier, Beduinen, Yeziden, Kosaken, Bosdanen, Yürüken, Zigeuner usw.

Daß die Verwaltung bei einer so bunt zusammengesetzten Bevölkerung ihre Schwierigkeiten hat, ist selbstverständlich. Sie verteilt sich auf größere Gebiete, die sich heute noch an die römischen Institutionen anschließen. Diese größeren Gebiete sind wieder eingeteilt in Wilajets, Generalgouvernements, denen ein Wali, Liwas oder Sandschaks, Provinzen, denen ein Mutessarrif, Regierungspräsident, und Kasas, Distrikte, Gerichtsbezirke, denen ein Kaimakam, Landrat, vorsteht. Dem Wali sind besondere Sekretäre für das Finanz-

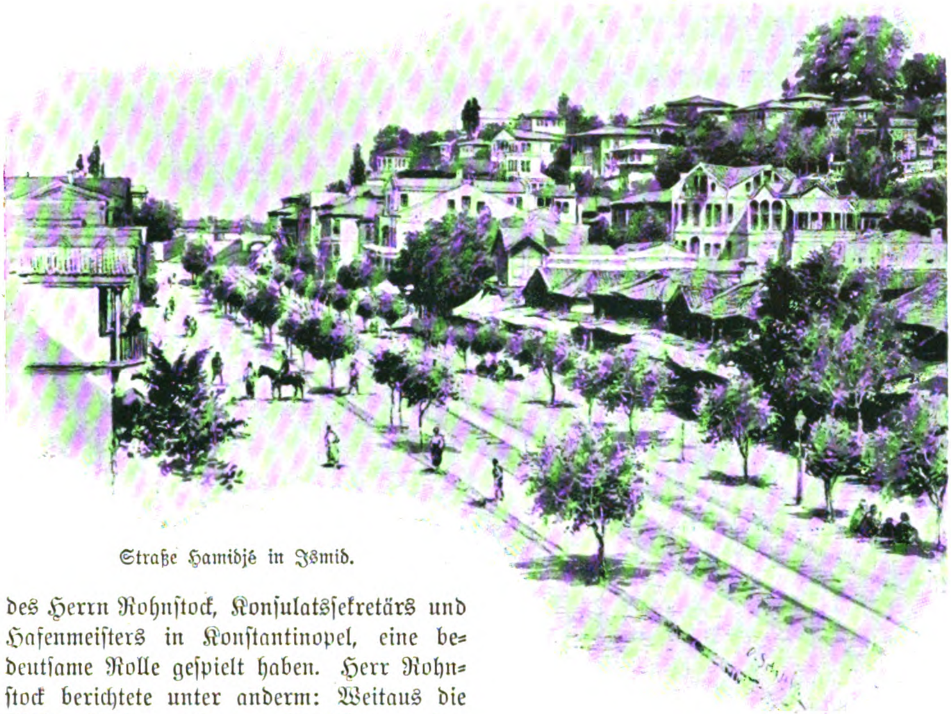
wesen, für die fremden Geschäfte, Beamte für die öffentlichen Arbeiten, für Handel, Ackerbau, Straßenbau, Landesvermessung usw. und ein Generalsekretär beigeordnet. An der Spitze der Kommunen steht ein von den Eingesessenen gewählter Mudir, dem ein Verwaltungsrat beigeordnet ist, in dem die richterlichen, finanziellen und religiösen Spitzen und drei bis vier von der Einwohnerschaft gewählte Personen sitzen. Es ist also auch ein Stück Selbstverwaltung vorhanden. Neuerdings sind über das ganze Land kleine Militärposten, Zaptiés, verteilt, die für die öffentliche Sicherheit sorgen. Die Verwaltung arbeitet nach Naumanns Zeugnis im großen und ganzen mit Gewissenhaftigkeit und Geschick. Staunen erregt es, wie das Zusammenwirken der zahllosen Milets (Kolonien) im westlichen Kleinasien vor sich gehn kann, ohne daß zur Überwachung der sozialen Ordnung eine stark bewaffnete Macht notwendig wäre. Die Kasernen stehn leer, und in den Städten von 30000 und mehr Einwohnern hat der Gouverneur zur Aufrechterhaltung der Gesetze keine andre Macht als eine Schar von fünfzig bis sechzig Zaptiés. Dabei sind die städtischen Organismen, wenn auch im allgemeinen die Dichtigkeit der Bevölkerung gering ist, keineswegs klein. Nach Juraschek[1] gibt es in der asiatischen Türkei 42 Städte mit 10000 Einwohnern und darüber. Er zählt, wir nennen nur die Orte, die zur Baghdadbahn in engere Verkehrsbeziehung treten, Baghdad mit 145000 (Oppenheim 200000), Aleppo 127000 (s. die prächtige Moschee auf unsrer Abbildung S. 210 unten), Kerbela 65000, Mossul 61000, Edessa (Urfa) 55000, Adana 45000 (unsre Abbildung S. 207 stellt den Charakter der Stadt höchst anziehend dar), Konia 44000, Aintab 43000, Aidin 36000, Diarbekir (s. die Abbildung der Stadt S. 211 und zugleich die weitere S. 212 mit dem Vorhof der Ulu-Djami) 34000, Van 30000, Angora 28000, Kharput 20000 Einwohnern. Die von der Gesamtbahn Haidar Pascha-Baghdad (Baßra) durchzogenen Wilajets haben mindestens zehn Millionen Einwohner.

Die ersten Eisenbahnen in der Türkei waren ein Werk des Barons Hirsch, der sie gebaut hatte und ausbeutete. Im Jahre 1889 kam eine Einigung der türkischen Verwaltung mit Hirsch zu stande, welche der Türkei die Verfügung über ihre Bahnen teilweise zurückgab. Diese Bahnen lagen sämtlich im europäischen Teil. Auch für ein anatolisches Eisenbahnnetz hatte die Regierung seit Jahren Vorarbeiten machen lassen. Bis zum Jahre 1881 wurden unter Pressels[1] Führung Studien für die Baghdad- und Konialinie gemacht, die Schmalspurbahn Mudania-Brussa gebaut und dem Verfall überlassen, die 90 Kilometer lange Strecke Haidar Pascha-Ismid auf Staatskosten ausgeführt und eröffnet. Dann ruhten die großen Projekte, indes die Engländer ihre Bahn im Westen der Halbinsel langsam ausdehnten, nahezu ein Jahrzehnt, bis sie endlich ausgangs der achtziger Jahre mit ungeahntem Eifer neu aufgenommen wurden.

Am 4. Oktober 1888 wurde zwischen dem Minister für Handel und öffentliche Arbeiten, Zumi Pascha, im Namen der ottomanischen Regierung und dem Direktor der Württembergischen Vereinsbank, Alfred Kaulla, im Namen der Deutschen Bank ein Vertrag zum Bau der Bahn von Ismid bis Angora geschlossen. Die Bahntrace sollte über Eskischehir geführt werden. Die Dauer der Konzession wurde auf 99 Jahre festgesetzt. Die Bahn mußte in einer Frist von längstens vier Jahren vollendet sein. Sie wurde eingeleisig gebaut, der Grunderwerb aber für die Bedürfnisse eines zweigeleisigen Baus eingeleitet. Sobald die Bruttoeinnahme per Kilometer 30000 Franken erreicht, kann die kaiserliche Regierung den Ausbau des zweiten Geleises verlangen. Die Regierung hat das Recht, nach Ablauf der ersten dreißig Jahre die Bahn zurückzukaufen. Sie garantiert 15000 Franken jährliche Bruttoeinnahme per Kilometer. Die schon bestehende Linie Haidar Pascha-Ismid wurde gleichzeitig mit allem Zubehör für die Summe von 6 Millionen Franken an die Gesellschaft überlassen. Diese wichtigen Verträge waren die Frucht langjähriger Untersuchungen, bei denen die hervorragenden Land- und Leute-Kenntnisse

[1] Hübners geographisch-statistische Tabellen. Frankfurt a. M. 1900.

[1] Vgl. Zeitschrift für Eisenbahnen und Dampfschiffahrt für die österr.-ungarische Monarchie. 1888. 5. Heft, S. 98.



Straße Hamidjé in Jsmid.

des Herrn Rohnstock, Konsulatssekretärs und Hafenmeisters in Konstantinopel, eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Herr Rohnstock berichtete unter anderm: Weitaus die Mehrzahl der gesamten Bevölkerung des Bahngebiets (hier sind nur die Anatolischen Bahnen gemeint), einschließlich der Frauen und Kinder, nicht weniger als 81 Prozent, beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht. Etwa 25 Prozent davon treiben ausschließlich Viehzucht. Die Anzahl der größeren und kleineren Bauernwirtschaften wird auf 582000 veranschlagt, der Bauernstand in den Provinzen Skutari, Jsmid, Brussa, Kostamuni, Angora, Konia, Adana, Sivas, Trapezunt auf 3880000 Seelen. Rohnstock veranschlagt die außer Kultur stehenden Landstrecken auf 60 Prozent und sieht nur einen kleinen Teil davon, die lykaonische Salzwüste, die sterilen Serpentin- und Tuffgebiete, die verkarsteten Regionen und die Wildnis der höchsten Gebirge, im ganzen 15 bis 20 Prozent, als durchaus kulturunfähig an.

Aber selbst die höchste Kultur ist wertlos, wenn sie keinen Markt findet, der sie aufnimmt. Der Bauer konnte sich ohne Eisenbahnen nur auf das örtliche Bedürfnis einrichten, und was dabei herauskam, zeigt Rohnstock an Beispielen, die natürlich ebenso wie für Konstantinopel, Angora und Konia auch für die Distrikte über Angora und Konia hinaus gelten, und zwar um so mehr, je höher die Kulturstufe ansteigt, bei Baumwollen- und Seidenraupenzucht in Babylonien und Mesopotamien also in noch höherem Grade als bei Getreide- und Gemüsebau in Kleinasien, Kurdistan und Syrien. Zwischen Yozgat und Kaisari im Kaimakamlyk Boghazlayan-Akdagh gab man vor Eröffnung der Anatolischen Bahn für 30 Kilogramm Weizen (1 Kelé = 36 Liter) nur 4 Ellen = 2,72 Meter Madapolam (ein gebleichter Wollenstoff) im Werte von 1,1 Mark, während diese 30 Kilo Weizen in Konstantinopel mit 4,15 Mark bezahlt wurden. Infolge des steten Fallens der Getreidepreise konnten Sivas nur Weizen und Mehl, Konia Weizen und Mohn, Nigde und Umgegend Weizen und Roggen, Yozgat nur Weizen auf 292, 260, 210 und 230 Kilometer ausführen. Darüber hinaus war die Ausfuhr unmöglich. Die Frachtspesen verzehrten jeden Gewinn. Die Eisenbahn vermindert die Frachtspesen auf den dritten Teil. Man kann

über ihren Kulturberuf danach nicht mehr streiten. Das Kelé Weizen kostete denn auch in Adabazar (s. die Abbild. S. 213), das schon zu Justinians Zeiten von Bedeutung war, vor Eröffnung der Bahn 19 bis 20 Piaster, nachher 32, Mais stieg von 8 auf 10 Piaster, Dari von 10 Para auf 25 per Oka, Hafer von 8 auf 14 Piaster per Kelé, Zwiebeln von 1 auf 2,25 Piaster per Oka, wie Kaerger[1] angiebt.

Nachdem die Finanzgruppe der Deutschen Bank das große Unternehmen in Scene gesetzt hatte und die Société de chemin de fer ottoman d'Anatolie mit 36720000 Mark Kapital gegründet war, wurde der Bau der Bahnen den Großunternehmern Conte Vitali und Philipp Holzmann in Frankfurt a. M. und dem Direktor Kapp als technischem Leiter übertragen. Die Leitung des Betriebs ruht in den Händen des Generaldirektors Otto von Kühlmann, das Präsidium des Verwaltungsrats der Bahn führte Dr. Georg von Siemens, der leider zu früh verstorbene Direktor der Deutschen Bank. Die Baugesellschaft (Vitali u. Holzmann) übernahm die Ausführung des Kilometers Bahn ohne Ausrüstung für 123000 Franken. Das ist ein billiger Preis. In England kostet der Kilometer 546369, in Deutschland 252268, in Norwegen und Amerika 167109, in Japan 163744 Mark. Der Bau der Strecke Ismid-Angora (s. die Abbild. der Straße Hamidjé in Ismid S. 215, die den jetzigen Zustand der Stadt illustriert), 486 Kilometer, wurde am 27. Juni 1889 begonnen. Am 31. Dezember 1892 war die ganze Bahn Haidar Pascha-Ismid-Angora im Betrieb.

Am 6. Februar 1892 erhielt die Bahngesellschaft die Konzession zum Bau der Strecken Eskischehir-Konia (s. die alte Brücke, die wir auf unsrer Abbild. S. 217 beigeben), 450 Kilometer, und Angora-Kaisari, 410 Kilometer. Die Bedingungen waren ungefähr die gleichen wie für die Strecke Ismid-Angora. Die Bahn Eskischehir-Konia (s. den Bahnviadukt Abbild. S. 219) wurde Mitte 1896 eröffnet. Auf die Tracenführung und die Stationen dieser beiden Bahnen, die eine Gesamtlänge von 1023 Kilometern haben, einzugehn, wäre nach dem lehrreichen Aufsatz von Hugo Grothe verfehlt, dagegen wollen wir kurz zusammenfassen, was die Bahnen in dem letzten Betriebsjahre geleistet haben. Es ist das dreizehnte Geschäftsjahr (1. Januar bis 31. Dezember 1901), über welches der Geheime Regierungsrat Dr. K. Zander berichtet, der Delegierte des Verwaltungsrats der Anatolischen Bahnen, in dem neben zehn Deutschen, die teils in amtlicher Stellung in der türkischen Verwaltung tätig sind, teils in Konstantinopel wohnen, drei Franzosen und ein Grieche Platz gefunden haben. Nach diesem Bericht stellte sich die kilometrische Einnahme auf der Stammlinie Haidar Pascha-Angora auf 12962,60 Franken gegen 9502,83 im Jahre 1900, Steigerung rund 36 Prozent, bei der Linie Eskischehir-Konia auf 5434,63 Franken gegen 4159,47 im Jahre 1900, Steigerung rund 37 Prozent, bei der Zweigbahn Hamidjé-Adabazar, die erst am 1. November 1899 in Betrieb gesetzt wurde, auf 11977,59 Franken im Jahre 1900 und 11173,70 Franken im Jahre 1901. Der Personenverkehr brachte auf der Stammlinie Haidar Pascha-Angora — 23,27, der Güterverkehr + 3477,05 Franken, das Ergänzungsnetz Eskischehir-Konia hatte im Personenverkehr gegen 1900 ein Plus von 89,17, im Güterverkehr ein Plus von 1183,93 Franken auf den Kilometer, die Zweigbahn Hamidjé-Adabazar hatte im Personenverkehr ein Minus von 378,25, im Güterverkehr von 427,92. Die Entwicklung des Reiseverkehrs hat, besonders auf der Angoralinie, wie seit dem Bestehn der Bahn unter den Paßformalitäten zu leiden gehabt. Dagegen hat sich die Bodenbearbeitung weiter erfreulich entwickelt. Die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen modernen Stils wird immer ausgedehnter. Und so zeigt der Güterverkehr schon recht beachtenswerte Resultate. Es wurden geleistet auf der Stammlinie Haidar Pascha-Angora 111176337 Tonnenkilometer (+ 42932478), auf der Linie Eskischehir-Konia 28589920 Tonnenkilometer (+ 7713217), auf der Zweigbahn Hamidjé-Adabazar 224280 Tonnenkilometer (+ 1064 gegen 1900). Die Bahnen erzielten einen Überschuß von 2296530,59 Franken und zahlten davon 1863605 Franken Zinsen auf das eingelegte Aktienkapital. Ein gutes Bild

[1] K. Kaerger, Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld. Berlin 1892.

der Entwicklung gibt die Warenbeförderung. Es kommen in Frage nicht weniger als 73 verschiedene Gattungen von Gütern. Darunter waren 350642162 Kilogramm Getreide, 15876345 Mineralien, 15059367 Bauholz, 8781762 Zucker, 7820841 Wolle, 6968188 Petroleum, 6105118 Manufakturwaren, 5659104 Mehl, 5460796 Salz, 5279349



Brücke über den Pursak bei Eskischehir.

trockene Gemüse, 4493953 verschiedene Früchte, 3019585 Brennholz, 3200460 Ölsamen, 2771622 Tabak, 2509143 leeres Verpackzeug, 2355679 Möbel und Hausgerät, 1665718 Eier, 1620606 frische Trauben, 1587708 Eisen- und Gußwaren, 1558049 Kurzwaren, 1467934 frische Gemüse, 1420554 verschiedene Gewürze, 1015614 Roheisen und Stahl, 1009818 lebendes Geflügel, 781016 Maschinen, 716890 Seife, 613604 Papier und Drucksachen, 442401 Wein usw. Sowohl die Anzahl der Warengattungen, die befördert wurden, als die beförderten Massen zeigen eine rege Entwicklung des kulturellen Lebens.

Mit als das Wichtigste in dem Berichte erscheinen uns die Mitteilungen über den Kulturdienst, den die Bahngesellschaft leistet. Von den Erfolgen dieses Dienstes, zu dessen Ausübung ein hervorragender Kulturgärtner angestellt worden ist, auf dessen Tätigkeit wir gleich zurückkommen, hängt auch die Steigerung des Bahnverkehrs ab. Man verfolgt dabei vor allem den Zweck, die Landbevölkerung zu einer mehr rationellen Bewirtschaftung des Bodens anzuhalten. Die Erfolge waren auch im abgelaufenen Jahre befriedigend. Die Bevölkerung ist willig; die Entwicklung schreitet, wenn auch langsam, vorwärts. Bleibt auch noch ein weites Feld für auf die sachmäßige Handhabung und Entwicklung der Landwirtschaft abzielende Bemühungen, so darf andrerseits nicht außer acht gelassen werden, daß diesen Bemühungen durch die klimatischen Verhältnisse und die daraus für Boden, Mensch und Vieh sich ergebenden Folgen eine natürliche Grenze gezogen ist. Der Handel im allgemeinen beginnt die erhöhte Schnelligkeit und Zuverlässigkeit des Verkehrs auf der Bahn sich allmählich mehr zu nutze zu machen. Der Bau der Zweigbahn Hamidjé-Adabazar stellt den ersten Versuch dar, den

Verkehr auf dem Hauptnetz durch Zufahrtsbahnen zu stärken. Durch den Anschluß an die Hauptbahn kommt die Bevölkerung in die Lage, ihre Produkte preiswerter abzusetzen. Dadurch hebt sich der Anbau, und die Steuerkraft nimmt zu. Der Versuch ist ganz besonders günstig ausgefallen. In dem neuen Vertrag über die Fortführung der Bahn über Konia hinaus sind denn auch, wie wir sehen werden, nicht weniger als vier Nebenlinien vereinbart worden, während für sieben weitere der Gesellschaft das Vorzugsrecht zugestanden wurde. Der Kulturdienst der Bahngesellschaft erstreckt sich im wesentlichen auf Belehrung durch Unterricht, Beispiel, Herbeischaffung neuer Maschinen usw. Der mit dieser wichtigen Aufgabe betraute ehemalige Gartenbauinspektor Herrmann[1] aus Frankfurt a. M. hat in einem im Jahre 1893 erschienenen Berichte über den Stand des Gemüse- und Obstbaus in Anatolien sich u. a. über die Entwicklungsfähigkeit der Türken ausgesprochen: „Der Türke, d. h. der anatolische Bauer, ist ein prächtiger, durchaus ehrlicher Mann. Anfänglich mißtrauisch, schlägt er bald ins Gegenteil um, sowie er merkt, daß man es gut mit ihm meint und namentlich seine Landesbräuche respektiert. Für Belehrung ist er zugänglich und in der Ausführung des Gelernten sehr geschickt. Er ist höflich und freundlich im Verkehr." Auch bei den Tscherkessen fand Herrmann, der sonst die fremden Bestandteile der Bevölkerung weniger günstig beurteilt, „überall ein williges Ohr", so daß er nach jeglicher Richtung hin seine Erwartungen übertroffen sah.[2]

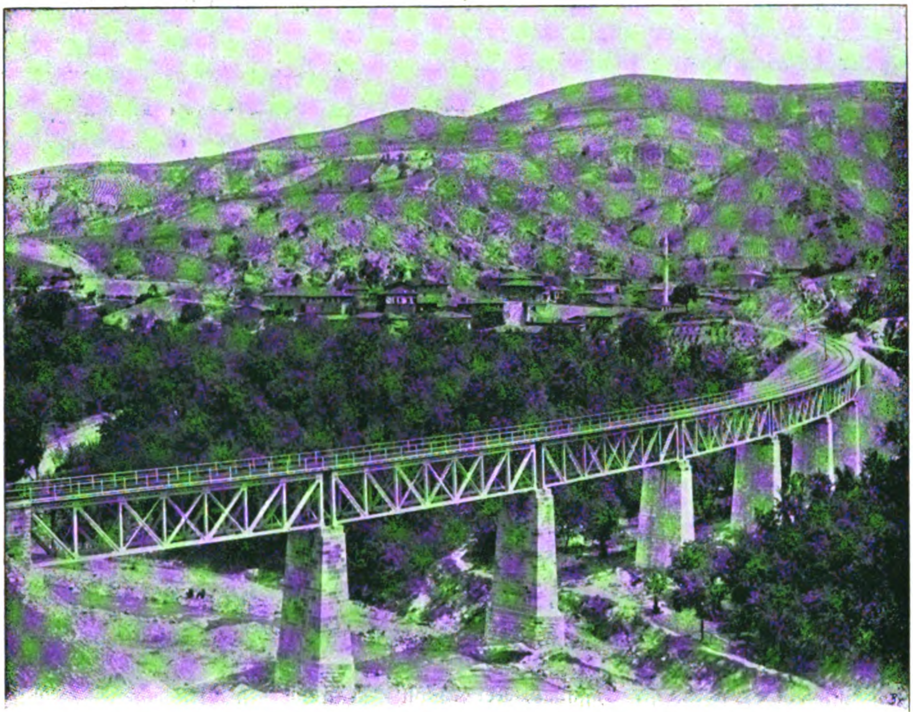
Der Streit um die Kulturfähigkeit der Türken ist ebenso müßig wie der um des Kaisers Bart, an der Kulturfähigkeit des Landes zweifelt niemand, und ob die Entwicklung von Muhadjyrs (Einwanderern) oder von Eingesessenen sich herleitet, ist füglich gleichgültig. Das Land selbst, soweit der Übergang von den kaukasischen und kaspischen Niederungen zum armenischen Hochland in Betracht kommt — die Syrische Wüste und die mesopotamisch-babylonischen Täler zwischen Euphrat und Tigris werden wir noch schildern —, hat Radde[1] in seiner Ornis caucasica vorzüglich dargestellt. Es ist die Umgebung von Urfa, Diarbekir, Mardin (s. Abbild. S. 220), Charput, Erzerum, Van, Bitlis, um die es sich handelt. Sie kommt für den Ausbau der Strecke Haidar Pascha-Angora nach der persischen Grenze und dem Schwarzen Meere zu, wenn es, was freilich sehr unwahrscheinlich, je dazu kommen sollte, besonders in Frage. Radde unterscheidet Höhenlage 0 bis 150 Meter: Steppenform, gute Grassteppe, ergiebiger Ackerboden, stellenweise Reiskultur. 150 bis 300 Meter: Reicher Weinbau, Gartenbau, Cerealienkultur, Mais, italienische Hirse, Baumwolle; auf der Nordseite vorwaltend noch Grassteppe. 300 bis 600 Meter: Laubholzwald, Weißbuche, Steineiche, Ahorn. 600 bis 1200 Meter: Wichtige Kulturzone; wo genügend Wasser, Kultur aller südlichen Cerealien und Ölpflanzen, Weinstock nicht über 1200 Meter, Coniferen, Abies orientalis und Pinus sylvestris, Nußbäume, süße Kastanie, Rotbuche, Weißbuche, Zitterpappel. 1200 bis 1800 Meter (die Hauptpartie kommt auf den kleinen Kaukasus, da die tieferen Gegenden des armenischen Hochlands und ein Teil seiner Hochebenen in dieser Höhe gelegen sind): Geschlossene Buchenwälder, Gerstenbau schon ausgedehnt. 1800 bis 2400 Meter: Baumgrenze, entweder durch Fagus sylvestris oder durch die weiße Birke, viel seltener durch Pinus sylvestris gebildet; kein Knieholz. 2400 bis 3000 Meter: Das Gebiet der basalpinen Wiese und niederliegenden Rhododendren, hochalpine Vegetation. 3000 bis 3600 Meter: Hochalpine Zone; viel Eis und Firn. 3600 Meter und darüber: Nur am Ararat in einer Höhe von 14000 Fuß über dem Meere noch Pedicularis araratica Bg. und Draba araratica Rp. Aus dieser ungemein interessanten Darstellung hat Herrmann drei landwirtschaftliche Zonen herauskonstruiert und bemerkt dazu: „Weiter oberhalb bei Karaköj beginnt die dritte Zone, die des Getreidebaus und der Viehzucht. Sie ähnelt in jeder Beziehung

---

[1] Bericht des Gartenbauinspektors Herrmann aus Frankfurt a. M. über den Stand des Gemüse- und Obstbaus in Anatolien. Konstantinopel 1893.

[2] Vortrag im Klub der Landwirte in Frankfurt a. M. am 2. September 1895.

[1] G. Radde, Ornis caucasica. Die Vogelwelt des Kaukasus. Kassel 1884.



Viadukt bei Biledjik.

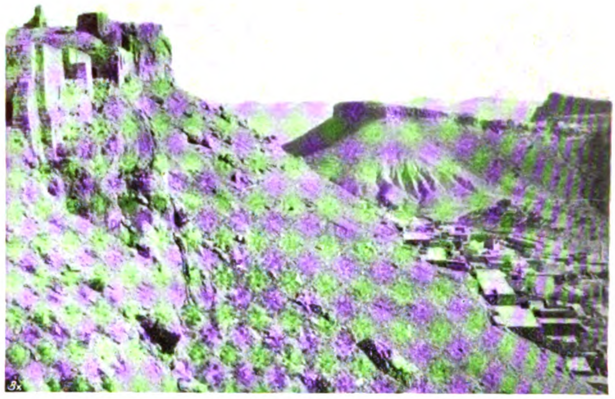
derjenigen unsres mittleren Deutschland. Mit der Eröffnung der Bahn macht die Bodenkultur von Karaköj bis Eskischehir, der ersten großen Stadt, zusehends Fortschritte. Die Felder sind nach asiatischen Begriffen gut bebaut, und die Dörfer mit ihren Bewohnern machen einen ziemlich wohlhabenden Eindruck. Einen erheblich ungünstigeren Eindruck macht die Gegend von Eskischehir bis Angora in landwirtschaftlicher Beziehung. Die Bevölkerung wird immer spärlicher und natürlich auch die Bebauung der Felder seltener. Riesige kilometerweite Flächen mit dem fruchtbarsten Boden liegen ohne Kultur da. Als Gegensatz zu dem im Sommer von der Sonne ausgeglühten Erdreich finden sich ausgedehnte Sümpfe, welche dem Lande trotz seiner Höhenlage, mehr als 1000 Meter über dem Meere, das gefürchtete Malariafieber bringen. Durch eine richtig durchgeführte Be- und Entwässerung könnten diese Mißstände beseitigt werden." Den drei Zonen Herrmanns entsprechend hat die Anatolische Bahn ihre Versuchs- und Lehrplantagen angelegt. Sie liegen bei den Bahnhöfen Bujuk Derbend und Sabandja im Küstentieflande, bei Mekedje (s. die Bahnstation Abbild. S. 221) und Bezierhan in der Stufenlandschaft des Saccariatales und bei Eskischehir, Bitscher, Mallikiöj und Polatly auf den Hochflächen des Inneren. Bezierhan wurde die Hauptgehölzbaumschule für die Bepflanzung der Stationen: 1895 besaß die Verwaltung dort schon an 80000 einjährige Stämme aller Arten, besonders solcher, welche die trockene Hitze der Hochebene vertragen.

* * *

Nicht lange nachdem der deutsche Kaiser seine Reise nach Jerusalem 1898 angetreten, im Jahre 1899, schloß Georg von Siemens mit der türkischen Regierung einen vorläufigen Vertrag über die Fortführung der Anatolischen Bahn über Konia hinaus bis Baghdad-Baßra. Der ursprünglich geplanten Fortsetzung über Angora stellten sich zu bedeutende Bodenschwierigkeiten entgegen. Kurz darauf begannen die Vorarbeiten und die Vorstudien. Der deutsche Generalkonsul in Konstantinopel, Legationsrat Stemrich,

von dessen kunstgeübter Hand unsre Bilder herrühren, der Geheime Baurat von Kapp und der Geheime Baurat Mackensen unternahmen ihre ein halbes Jahr beanspruchende Studienreise. Dr. Zander, der Präsident der Anatolischen Bahn, und der Vizepräsident Direktor Huguenin führten die Verhandlungen in Konstantinopel. Diese kamen trotz aller Quertreibereien gegen Ende des Jahres 1901 zum glücklichen Abschluß, und am 16. Januar 1902 erschien das Irade des Sultans, welches die Genehmigung des inzwischen vereinbarten Vertrags ausspricht.

Die Fortsetzung der Linie beginnt in Konia. Sie berührt Karaman (s. die Abbildung S. 222), Eregli, Adana, Hamidjé, Kazanali, Killis, Tell-Habesch, Harran, Nisibin, Mossul, Tekrit, Sadije, Baghdad, Kerbela, Nedjef, Zobeir, Baßra. Nach Aleppo, nach Urfa, nach Chanekin und nach dem Persischen Meerbusen erhält die Bahn im ganzen vier Nebenlinien. Die türkische Regierung übernimmt für die insgesamt 2500 Kilometer lange Strecke alljährlich für den im Betrieb befindlichen Kilometer 12000 Franken Garantie, ebenso eine Summe von 4500 Franken für das Jahr und das fertige Kilometer zur Deckung der Betriebskosten. Wenn die kilometrische Bruttoeinnahme der Linie 4500 Franken überschreitet (doch unter 10000 Franken bleibt), fällt der Überschuß über 4500 Franken der Regierung zu. Wenn die kilometrische Bruttoeinnahme dagegen 10000 Franken überschreitet, so wird der Überschuß über 10000 Franken, abgesehen von dem erwähnten Betrag, der der Regierung zufällt, derart verteilt, daß 60 Prozent der Regierung, 40 Prozent der Gesellschaft zufallen. Der der Regierung aus diesen etwaigen Einnahmen zufallende Betrag wird zur Deckung der Jahresgarantie verwendet, ein etwaiger Überschuß wird an die Regierung abgeführt. Erreicht die kilometrische Einnahme 4500 Franken nicht, so wird der Fehlbetrag zugleich mit den 12000 Franken Annuität von der Regierung an die Gesellschaft gezahlt. Inkasso und Zahlung erfolgt durch die Verwaltung der Dette Publique Ottomane. In achtzehn Monaten müssen

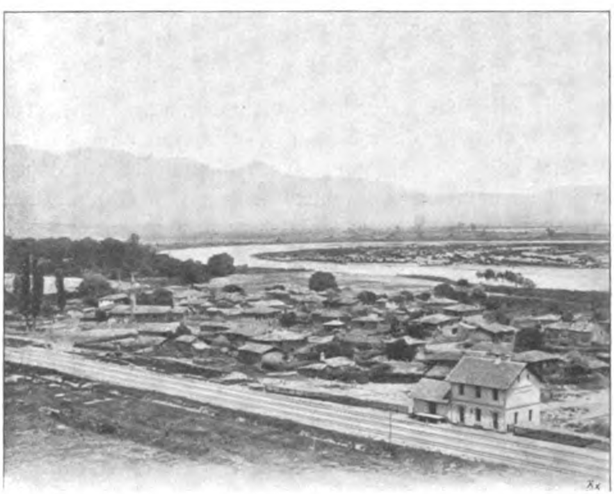


Mardin.

die genügenden Unterpfänder beschafft und alle erforderlichen Formalitäten erledigt sein. Von da ab werden die endgültigen Pläne für die ersten 200 Kilometer eingereicht, innerhalb drei Monaten nach der Genehmigung beginnen die Arbeiten, und in acht Jahren muß das ganze Netz fertig sein. Auch diese Bahn wird eingeleisig mit Normalspur gebaut, der Grunderwerb auf zweigeleisigen Ausbau eingerichtet. Die Durchschnittsgeschwindigkeit soll im Bedarfsfall auf 75 Kilometer in der Stunde, den Stationsaufenthalt eingerechnet, gebracht werden. Erreichen die Einnahmen per Kilometer 30000 Franken, so kann die Regierung die Herstellung des zweiten Geleises verlangen. Als Minimum muß täglich in jeder Richtung ein gemischter Zug verkehren, bei hervortretendem Bedürfnis müssen außerdem direkte Züge erster und zweiter Klasse zwischen Haidar Pascha und dem Persischen Golf mit einer Geschwindigkeit von nicht unter 40 Kilometern in der Stunde eingerichtet werden. Für den internationalen Durchgangsverkehr fährt allwöchentlich ein direkter Expreßzug zwischen Haidar Pascha und Aleppo, der jede zweite Woche bis an den Persischen Meerbusen durchgeführt wird. Dieser Zug soll zuerst mit 45, dann mit 60 und schließlich mit 70 Kilometer Geschwindigkeit fahren, so daß man von Konstantinopel zum Per-

sischen Golf in 50 oder 40 Stunden fahren wird, ganze 3000 Kilometer. Auch der Verkehr zwischen Haidar Pascha und Stambul erhält die langersehnte Regelung.

Dieser an sich außerordentlich bedeutsame Vertrag wird in seiner Bedeutung noch gehoben durch eine ganze Reihe von Bestimmungen, die alle auf die Entwicklung des allgemeinen Verkehrs abzielen. So erhält die Bahngesellschaft während der Bauzeit die Konzession für die Schiffahrt auf Euphrat und Tigris, die bisher außerordentlich mangelhaft war, obwohl beide Ströme nach Beseitigung verschiedener Stromschnellen, die von alten Einbauten herrühren, bis hoch hinauf befahren werden können. Die türkische Regierung verpflichtet sich gleichzeitig, innerhalb vier Jahren die jetzt vernachlässigten Dampferdienste zwischen Galata und Haidar Pascha den Bedürfnissen entsprechend zu reorganisieren, und räumt der Bahngesellschaft die Kontrolle darüber ein. Ist der Dienst nach Ablauf von vier Jahren nicht geregelt, so übernimmt ihn die Gesellschaft ohne weiteres und zahlt nur vierzig Prozent des Reingewinns an das türkische Marineministerium. Die Gesellschaft erhält ferner die ausschließliche Konzession für Hafenbauten an den Küstenendstationen ihrer Linien, außerdem wird ihr das alleinige Recht zum

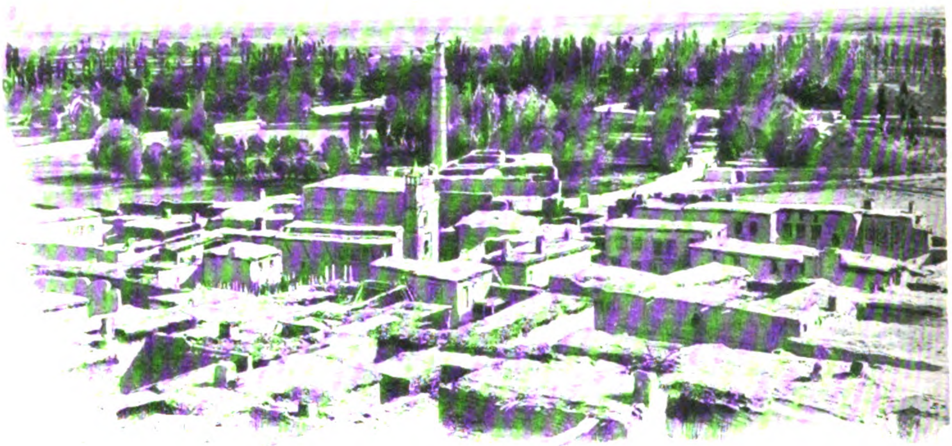


Station Mekedje.

Minenbetrieb in der Bahnzone, zollfreie Einfuhr der Betriebsmaterialien, des rollenden Materials und des ersten Baumaterials gewährt. Die Konzession ist wiederum auf neunundneunzig Jahre erteilt. Das für den Bau der Bahn erforderliche Kapital wird auf fünfhundert Millionen Mark veranschlagt.

Der Abschluß dieses Vertrages, der trotz all der Schwierigkeiten, welche noch der Ausführung sowohl wie der Rentabilität des Unternehmens entgegenstehn, einen großen Erfolg bedeutet, ist im Auslande, namentlich in Rußland und England, mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen worden, während man in der Türkei im allgemeinen wenig von freudiger Erregung gespürt hat. Der russische Finanzminister ist dabei so weit gegangen, die russischen Kapitalisten (gemeint waren die französischen) vor der finanziellen Beteiligung an einem Unternehmen zu warnen, das so weite, unkultivierte Strecken wie die Baghdadbahn durcheilen soll. In der türkischen Presse hat man sich dagegen verwahrt, und es muß wunder nehmen, daß ein Land, das über tausend Millionen Rubel in seine sibirischen Bahnen steckt, eine Bahn in Mesopotamien beanstandet, weil sie angeblich weite unkultivierte Landstrecken durchzieht. Auch den Engländern macht der Vertrag keine Freude. In einem weitverbreiteten englischen Blatte liest man: „Nur kurze Zeit noch — und der Euphrat und Tigris werden durch wenige Tagereisen aus allen Teilen Europas zu erreichen sein. Die Geburtsstätte Abrahams und das Land, wo einst die Wiege der Menschheit stand, wird durch das lange, glänzende Band der Eisenbahnschienen überspannt werden und die Wiedererschließung weiter Gebiete zur rationellen Bebauung die Folge sein. Der deutsche Kaiser hat seinen Zweck erreicht. Als im Dezember 1899 die Nachricht bekannt wurde, daß die Deutsche Anatolische Eisenbahngesellschaft vom Sultan Abdul Hamid II. die Konzession zum Bau der Strecke nach Baghdad erhalten habe, waltete allgemein die Ansicht vor, daß es mit der Ver-

wirklichung des Plans noch auf mindestens ein Menschenalter sein Bewenden haben werde. Aber der deutsche Kaiser ist ein Mustergeschäftsmann. Er hatte wohl seinen Zweck im Auge, als er deutsche Offiziere in die türkische Armee eintreten und diese dermaßen vorzüglich ausbilden ließ, daß die griechischen Legionen bei Domoko und andern Plätzen Thessaliens mit Leichtigkeit geschlagen wurden. Das neue und letzte Irade des Sultans bringt die Angelegenheit in Betreff des Baus der geplanten Eisenbahnlinie zum Die neue Eisenbahnlinie werde den südlichen Teil jener Stadt berühren und den Weg zum Vormarsch nach Syrien kontrollieren. England werde sich vorläufig abwartend verhalten. Zunächst habe die Pforte die notwendigen Gelder herbeizuschaffen, und was schließlich daran fehle, werde von deutschen Kapitalisten zugeschossen werden. Was türkische Finanzen bedeuten, dürfte zu sehr bekannt sein, als daß es sich verlohnte, darauf näher einzugehn. Englischerseits werde man sich ein oder zwei Jahre im Hintergrunde



Karaman.

Abschluß." Der Kaiser hinge schon seit langem dem Traume nach, im nahen Osten ein prächtiges Reich aufzubauen. Die Art und Weise, wie er diesen seinen Plan zur Reife bringen wolle, werde von derjenigen nicht viel abweichen, die ihn seine Fahrt nach Jerusalem unternehmen ließ, und die so schöne praktische Ergebnisse zeigte. Nur wenige Leute gebe es, die sich über die Wichtigkeit und den Reichtum der asiatischen Besitzungen des Sultans klar seien. Die gigantische Eisenbahnlinie werde, wenn fertiggestellt, von weit größerer Bedeutung sein als die transsibirische. Sie hemme Rußland auf seinem Vormarsche nach Indien. Diarbekir, im Herzen von Ostarmenien, werde von Rußland als das strategische Centrum des nahen Ostens betrachtet.

und beobachtend verhalten; erst dann werde die Reserve aufgegeben werden und zuguterletzt die ganze Eisenbahnlinie von britischen Finanziers kontrolliert werden. Das ist zwar stark, aber recht lehrreich.

Am wenigsten regt man sich in der Türkei auf. „Was Gott dir bestimmt hat, fällt in deinen Löffel." Aber die Aufregung und zwar der Freude, nicht des Neids wäre stärker, wenn es in der Türkei nicht an einem führenden Handelsstande, an einer führenden Industrie durchaus mangelte. Fast der ganze Handel und Verkehr, die Anfänge jeder Industrie sind in fremden Händen. Diese Kreise verstehn das Unternehmen zu würdigen, den Türken läßt es einstweilen kalt, daß die Fahrzeit von Konstantinopel nach dem Golf von Persien (Baßra) sechzig Stun-



Zwischen Nisibin und Mossul.

den betragen wird, also die gleiche Fahrzeit wie von London über Paris nach Konstantinopel, zusammen von London nach Baßra hundertachtundzwanzig Stunden, gleich fünf Tagen. Von Baßra nach Bombay (1600 Meilen) beträgt die Fahrzeit vier Tage. Die ganze Fahrzeit wird somit von London nach Bombay neun Tage gegen fünfzehn Tage über Brindisi und durch den Suezkanal betragen. Von Baßra nach Kalkutta werden neun Tage erforderlich sein, somit wird von London über Konstantinopel und Baßra nach Kalkutta die Fahrzeit vierzehn Tage gegen zweiundzwanzig Tage durch den Suezkanal betragen. Die Fahrtdauer nach Bangkok, Saigon, Hongkong und Schanghai wird sich durch die Baghdadbahn um sechs bis zehn Tage vermindern. Soweit man sich in der türkischen Presse äußert, lautet das Urteil sehr günstig. Die Bedingungen seien für den Staat und die Bevölkerung sehr vorteilhaft; keine andre Konzession habe in solchem Maße die öffentlichen Interessen berücksichtigt wie diese. Wenn Handel und Ackerbau in den von den Bahnen berührten Provinzen zunehmen und die Staatseinnahmen erhöht werden, so tritt dieser Gewinn bei der Baghdadbahn doppelt und dreifach ein. Nebst den durch die bisherige Erfahrung im Eisenbahnbau veranlaßten Bedingungen seien noch andre vorgeschrieben worden, wie der Bau von Zweiglinien, Häfen und Militärbahnhöfen, Spezialtarife für Posten, Schnellzüge und dergleichen, die in keiner andern Konzession enthalten sind. Von den Zweigbahnen seien die wichtigsten die von Urfa, Diarbekir und Kharput, deren erstere ohne Kilometergarantie auf Verlangen der Regierung sofort gebaut werden müsse. (Diese Bemerkung ist nicht ganz zutreffend. Denn gebaut wird nach dem Vertrage von diesen Linien nur eine Zweigbahn nach Urfa. Außerdem hat allerdings die Gesellschaft das Vorzugsrecht erhalten, für Nebenlinien nach Marasch, Aintab, Biredjik, Mardin, Erbil links vom Tigris, vom Dijalafluß auf dem reichen linken Ufer des Tigris nach Salahin und Touzkurmati in der Richtung auf Kerkuk und von El-Badj nach Hit am Euphrat. Häfen werden in Baghdad, Baßra und am Persischen Golf gebaut



Mossul vom linken Tigrisufer aus.

werden.) Nach zehn Jahren werde das Verkehrspersonal aus Türken bestehn, und die Korrespondenz mit den Behörden werde in türkischer Sprache erfolgen. Für Militärbahnhöfe werden vier Millionen verwendet werden; Offiziere und Soldaten werden nur ein Viertel des Fahrpreises zu zahlen haben. Die Solidität des Baus werde dadurch sicher gestellt, daß das Eisenmaterial per Kilometer 170 Tonnen wiegen wird, während auf der Linie Angora-Konia das Gewicht nur 126 Tonnen beträgt.

Die Bahntrace verläuft von Konia in südöstlicher Richtung bis Karaman, überschreitet den Taurus südlich vom Bulghar Dag und erreicht, nachdem sie den Taurus überwunden, Adana, das durch eine Zweigbahn mit Mersina am Mittelmeer verbunden ist. Von hier sollte die Bahn ursprünglich an der Küste entlang um den Golf von Iskenderun herum bis Iskenderun (Alexandrette) geführt werden und sich dann landeinwärts durch den Beilanpaß fortsetzen. Man hat es jedoch aus militärischen Gründen vorgezogen, die Linie ostwärts über Missis, Osmanie, Islahin, Killis nach Nisibin zu führen. Bald hinter Killis zweigt eine Nebenlinie südlich nach Haleb (Aleppo) ab. Von Killis verfolgt die Bahn die alte Karawanenstraße unterhalb Mardin bis Nisibin. Nachdem sie südlich von Biredjik (für die Gegend ist höchst lehrreich unsre Abbildung S. 223 zwischen Nisibin und Mossul) den Euphrat überschritten, nimmt sie ihren Weg durch die Ebene südlich des Taurus und eilt südöstlich bis Mossul (siehe die Abbildungen von Mossul vom linken Tigrisufer aus S. 223, Platz in Mossul S. 225 und Kelek in Mossul S. 226) am Tigris, gegenüber dem alten Ninive mit seinen reichen Trümmerstätten. Zwischen dem ersten Übergang der Bahn über den Euphrat und Nisibin wird eine Nebenlinie nach Urfa, dem alten Edessa, gebaut. Von Mossul ab verläuft die Bahn auf dem rechten Tigrisufer über Tekrit bis Baghdad (dessen Charakter unsre Abbildungen S. 227 u. 228 mit dem Palmenhain am Tigris, der alten Stadtmauer und dem Hause unsres deutschen Generalkonsuls erläutern), das, auf beiden Ufern des Tigris belegen, zugleich Mittelpunkt für die Linie nach Chanekin wird, von der die Idyllen Deli Abbas (s. die Abbild. S. 229) und Bakuba (s. die Abbild. S. 230) stammen. Diese Strecke nimmt bei Chanekin an der persischen Grenze die persischen Pilger auf, die alljährlich zu Tausenden, jedenfalls mehr als hunderttausend nach Oppenheim, nach den Wallfahrtsstätten von Baghdad und Kerbela, das unweit der Ruinen des alten Babylon am rechten Euphratufer belegen ist, wallfahrten. Euphrat und Tigris fließen hier ziemlich nahe beieinander, um sich unterhalb Baghdad nochmals auf eine weitere Entfernung zu trennen und endlich bei Kurna im Schatt el Arab zu vereinigen. Die Bahn läuft von Baghdad ab südlich zum Euphrat, überschreitet den Euphrat oberhalb Kerbela, läuft auf dem rechten Ufer des Euphrat und Schatt el Arab bis Zobeir und erreicht, von Zobeir sich östlich wendend, das am rechten Ufer des Schatt el Arab liegende Baßra (die Wasserstraße nach Baßra und ihren Pilgerverkehr erläutert unsre Abbildung S. 231), den Meerhafen von Baghdad. Über Baßra (s. Abbild. S. 235) oder, richtiger gesagt, Zobeir hinaus setzt sich die Bahn voraussichtlich bis Kueit fort und erreicht damit den Persischen Meerbusen. Die Strecke ist etwa so lang wie der Weg von Berlin bis Kasan, halb so lang wie die sibirische Eisenbahn, zwei Drittel der Pacificbahn. Von Nisibin durchzieht sie Mesopotamien und Babylonien, die ehedem zu den reichsten Ländern der Welt gehörten. Noch sind die Spuren der künstlichen Wasseradern vorhanden, welche einst das Land am unteren Euphrat und Tigris durchzogen.

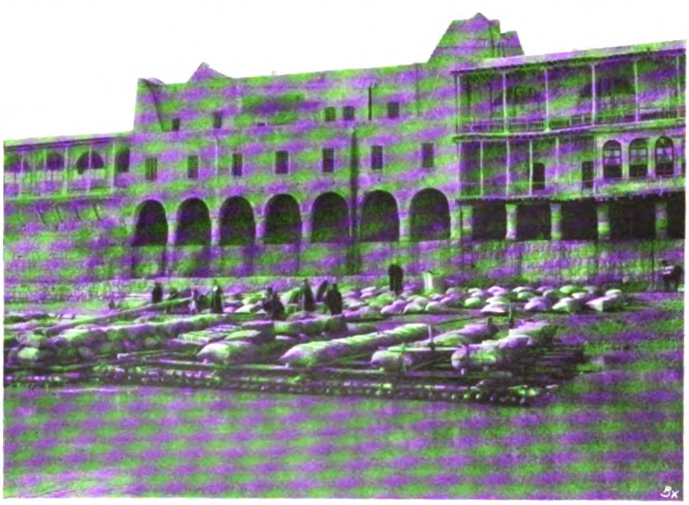
Max Freiherr von Oppenheim hat, von Damaskus kommend, nachdem er den Hauran, die Syrische Wüste, durchzogen, die gesamte Bahnstrecke von Nisibin bis Baßra teils zu Pferde, teils auf dem Kelek, einem Floß von Ziegenfellen (s. Abbild. S. 226), den Tigris hinab bereist. Sein Urteil fällt besonders ins Gewicht, denn er hat ganz Syrien, Mesopotamien und Babylonien, die Hauptgebiete der Bahn, die außerdem, nach der Verwaltungseinteilung des alten römischen Reiches um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., die vielen geläufiger ist als die türkischen Verwaltungsgrenzen, Bithynien, Galatien, Lykaonien und Kappadocien durchzieht, gründlich studiert und

neben andern auch die Sicherheitsverhältnisse des Lands, auf die wir noch zurückkommen, und deren Besserung eingehend erörtert. Herr von Oppenheim schreibt über die Bahn und über Baghdad: „Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel Baghdads sind Wolle, Getreide und Datteln, ferner Gummitragant, Galläpfel, Felle, Därme, Süßholz, Mohnsaat und Sesam, Bienenwachs und Teppiche. Wolle und Getreide kommen im Mai und Juni auf den Markt, die Datteln von Ende September an. Baghdad ist der Hauptplatz für den Transithandel der ganzen Umgegend in weiterem Umkreise. Insbesondere ist Persien ein wichtiges Absatzgebiet für Baghdad, und ein großer Teil des persischen Handels, und zwar vorzüglich derjenige aus dem reichen Nordpersien (Persien hatte 1899 9 Millionen Einwohner; in Nordpersien liegen die volkreichen Städte Teheran mit 210000, Tebris mit 180000, Urmia mit 40000, Hamadan mit 35000 Einwohnern nach Juraschek), wählt gegenwärtig den Umweg über die Tigrisstadt. Zu der kommerziellen Entwicklung der Stadt hat die Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschiffahrt auf dem Tigris und dem Persischen Golf viel beigetragen. Die Konzession für die Strecke Baßra-Baghdad — die Schiffahrt ist bisher nur bis Schech Sultan-Abdallah, zwei Drittel des Weges bis Mosul, gelangt — wurde zuerst einer englischen Gesellschaft, der Lynch Steam Navigation Company, gegeben, welche mit zwei Schiffen arbeitete und ihr Monopol durch ungeheure Preise ausnutzte. Durch die von Midhat Pascha ins Leben gerufene türkische Konkurrenzlinie, die im Anfang über zwölf Schiffe verfügte, wurden die Preise für die unbemittelten Klassen bedeutend ermäßigt, und der Verkehr nahm einen erheblichen



Platz in Mossul.

Aufschwung. Inzwischen ist die Zahl der türkischen Dampfer auf vier herabgesunken. Ihre Fahrzeiten werden nur selten regelmäßig innegehalten. Sie führen gewöhnlich Schleppkähne mit sich, was den englischen Dampfern nicht erlaubt ist. Die Fortführung der Dampfschiffahrt bis nach Mossul bleibt nach wie vor Sorge der türkischen Regierung." — Nach dem neuen Vertrage erhält die Anatolische Bahngesellschaft, wie oben erwähnt, die ausschließliche Konzession für die Schiffahrt auf Euphrat und Tigris. Es wird also sehr bald eine gründliche Reorganisation des Verkehrs auf den beiden Zwillingsflüssen eintreten. — „Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, in der die durch deutschen Unternehmungsgeist geschaffene Bahnlinie von Konstantinopel nach Konia auch bis Baghdad weitergeführt wird. Handel und Verkehr werden dann in die Bahnen einlenken, die sie schon in den ältesten Zeiten eingeschlagen haben. Die Zukunft wird diesem Schienenwege eine Rentabilität bringen, die auf die Dauer auch die türkische Regierung von der anfangs allerdings unentbehrlichen Garantieleistung entlasten wird. Gewiß wird die Weltpost später dem kürzesten Wege folgen. Dazu tritt der Verkehr zwischen Konstantinopel und dem Mittelmeer einerseits und Mesopotamien andrerseits, und endlich würde sich zweifellos auch ein starker interlokaler Verkehr entwickeln, und zwar würde dabei die Personenbeförderung voraussichtlich eine ebenso große Rolle spielen wie der Warentransport. Überall im Orient bewährt es sich, daß der Eingeborene, falls die Fahrpreise nicht zu hoch sind, gern die Fahrgelegenheit benutzt. In Ägypten sind auch diejenigen Züge, die ausschließlich für die eingeborene Bevölkerung bestimmt sind, überfüllt."



Floß (Kelek) in Mossul.

Oppenheim erörtert dann in sehr sachgemäßer Auseinandersetzung die Linienführung und kommt zu dem Schluß: „Die Trace der Tigrisbahn, welche von Konia über Biredjik nach Mardin, dann an den Abhängen des Tur Abdin über Nisibin und weiter im Tigristale nach Mossul und sodann an den Abhängen von Kurdistan entlang nach Baghdad führt — diese Trace liegt durchweg in einem Gebiete, dessen Reichtum durch eine Jahrtausende alte Geschichte erwiesen wird. Hier standen die Hauptstädte verschiedener mehr oder weniger selbständiger Reiche, deren Bevölkerung ihren Wohlstand nicht dem Handel, sondern der Bebauung von Grund und Boden verdankte. Das gilt nicht nur für die Zeit des grauen Altertums, sondern auch für die mittelalterliche arabische Epoche, in der wir in Aleppo, Diarbekir, Mardin, Nisibin, Mossul und im Singar, das ist die weite von diesen Städten umschlossene Ebene des nördlichen Mesopotamien, mohammedanische Fürsten fanden, die einen prunkvollen Haushalt führten und im Besitz einer hochentwickelten Kultur waren."

Erst die Horden Timurlenks, des Mongolen, machten dieser Kultur ein Ende. „Trotzdem," so fährt Oppenheim fort, „ist gerade das Bahngebiet dank den natürlichen Verhältnissen und in jüngster Zeit auch infolge der Machtentfaltung der türkischen Regierung vor einem weiter gehenden Verfall bewahrt geblieben. Vor allen Dingen ist das ganze Land mit Wasser reich gesegnet. Die Wasserläufe, welche von den Abhängen

des Tur Abdin und Kurdistans herabfallen, schwellen infolge der Regenflüsse häufig zu rasenden Strömen an. Der Tigris selbst überschwemmt oft in weitem Umfange sein zu konstatieren. Der Sultan selbst ist durch die Anlage von Krongütern im Tigristale, die eine reiche Einnahme abwerfen, mit gutem Beispiele vorangegangen. Es unter-



Baghdad.

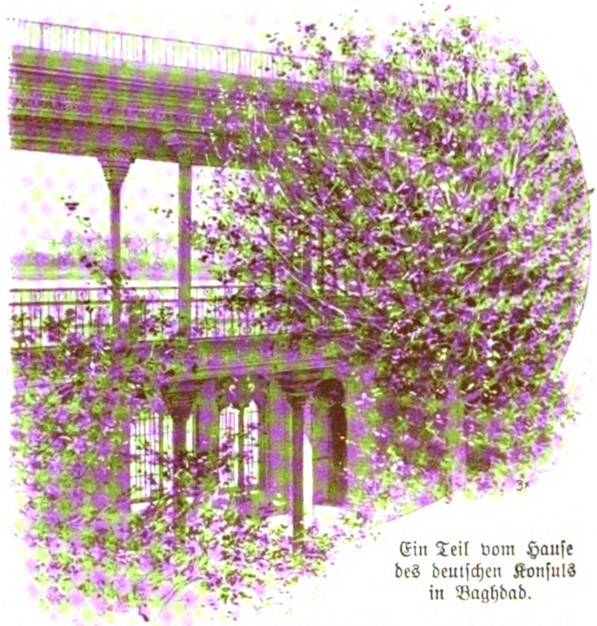
Ufergelände, und wie der Nil in Ägypten, so ist dieser Strom für Südmesopotamien — im eigentlichen Babylon natürlich im Verein mit dem Euphrat — der wesentlich fruchtbringende Faktor. Die Haupttätigkeit der im Altertum und im Mittelalter hier angesessenen Ackerbau-Bevölkerung bestand darin, durch ein großartiges System von Kanälen und Irrigationswerken die übergroßen Wassermassen des Tigris, die heutzutage Baghdad nicht selten gefährlich werden, abzuleiten und durch ihre segenspendende Kraft das jetzt brachliegende Land in fruchtbarsten Ackerboden umzuwandeln. Wo auch gegenwärtig wieder der Boden bewässert wird, da gedeiht Getreide aller Art in hundertfältiger Frucht.

„Seitdem die türkische Regierung sich die Niederhaltung der räuberischen Beduinenstämme energisch angelegen sein läßt" — Oppenheim ist trotz seiner unleugbaren Vorliebe für die Beduinen in dieser Hinsicht so konsequent, daß er den Beduinen einfach geopfert wissen will, wenn er sich nicht in die geordneten Verhältnisse einfügt, bemerkt aber, daß Mehemed Ali in Ägypten die Beduinen zum Ackerbau gezwungen und dabei sehr gute Erfolge erzielt hat —, „ist am Tigris eine entschiedene Zunahme der Anbaufläche liegt keinem Zweifel, daß die Pazifizierung der Beduinen mit einer Vermehrung der seßhaften Bevölkerung und einer Zunahme der Ackerbautätigkeit Hand in Hand gehen würde. Das Vorbild der allmählich zu leidlichem Wohlbefinden sich emporarbeitenden Bauern würde seine Wirkung auf die Beduinen nicht verfehlen, um so weniger, als die erstarkende seßhafte Bevölkerung, unterstützt von der Regierung, die Razu (Raubzüge) der raublustigen Steppensöhne bald nachdrücklich zurückweisen würde."

Oppenheim ist ein guter Kenner des Landes, er ist aber auch ein sehr vorsichtiger Kritiker. Von Enthusiasmus ist bei ihm wenig zu spüren. Gleichwohl stellt er dem deutschen Unternehmungsgeist in Industrie und Handel ein außerordentlich günstiges Prognostikon von der Erschließung Mesopotamiens, die aber nicht minder große Vorteile für die Türkei, namentlich für Konstantinopel bieten würde. „Wenn," so schließt er, „die Wasserwerke in Mesopotamien [deren Ausführung er für eine Aufgabe der türkischen Regierung ansieht] wieder funktionieren, dann ist die erste Vorbedingung dazu geschaffen, daß dieses Land wieder zu der Kornkammer wird, die es in früheren Zeiten gewesen ist, und die Eisenbahn, die dieses

Gebiet erschließt, wird eine der ersten Verkehrsadern der Welt werden."

Es sei uns gestattet, im Anschluß an dieses Urteil noch kurz die Verhältnisse der hauptsächlichsten Stationen der Bahn Konia-Baßra nach deren wirtschaftlicher Bedeutung und den Stand der augenblicklichen wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zur asiatischen Türkei, soweit möglich, zu erörtern. Leider sind die statistischen Angaben der Quellenwerke, soweit die Städte Kleinasiens und der asiatischen Türkei in Betracht kommen, außerordentlich schwankend. Bei dem Eintritt in den Taurus erreicht die Baghdadbahn die Stadt Karaman. Karaman, das alte Laranda, liegt 90 Kilometer südöstlich von Konia, am Nordfuße des Taurus, 1260 Meter hoch über dem Meeresspiegel. Die Stadt hat 7000 bis 8000 Einwohner, viele Fontänen, sieben Moscheen und betreibt vor allem Baumwollweberei. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Landschaft im südlichen Kleinasien, die das heutige Liwa Konia oder die alten Landschaften Lykaonien, Isaurien und Teile von Kappadocien umfaßt. Der Norden und der Nordwesten sind unbewohnte Salzsteppe, der Süden und der Westen sind vom Taurus besetzt. Das Land wurde 1466 von den Türken erobert und stand seitdem unter ihrer Herrschaft. Nachdem die Bahn den Taurus überschritten, tritt sie in das kilicische Flachland, dessen Hauptstadt Adana als Schlüssel zu den Pässen des Taurus heute wie vor Zeiten strategisch von besonderer Bedeutung ist. Die Stadt liegt in einem fruchtbaren Tal am rechten Ufer des schiffbaren Seihun, des alten Saros. Sie ist die Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets, das etwa 37000 Quadratmeter Areal und 400000 Einwohner hat. Die Stadt Adana (s. Abbild. S. 207) zählt deren 45000, darunter zahlreiche Armenier. Sie ist mit Mersina im Mittelländischen Meere durch eine Stichbahn verbunden und treibt einen nicht unbeträchtlichen Handel mit



Ein Teil vom Hause des deutschen Konsuls in Baghdad.

Wolle, Baumwolle, Getreide und Obst. Die feste Brücke über den Seihun bei Adana soll ein Bauwerk Hadrians sein. Dabei übergehn wir die reichen historischen Erinnerungen all dieser und der folgenden Städte, ihre Schätze an alten Bauwerken und Funden, obwohl die Entwicklung der Bahn auch durch die historische und archäologische Bedeutung der Landstrecken, die sie durcheilt, gefördert werden wird. Der historische Charakter der Städte, Dörfer und Landstriche, welche die Bahn durchzieht, wird im übrigen durch die beigegebenen außerordentlich charakteristischen Illustrationen erläutert. Von Adana gelangt die Bahn nach Missis westlich und Killis östlich des Golfs von Iskenderun, des alten Alexandrette. Missis ist das alte Mopsuhestia, es liegt noch im Wilajet Adana, eine kleine Stadt mit etwa 2000 Einwohnern, am Fluß Dschihan, dereinst Pyramos geheißen. Bedeutender ist Killis im Wilajet Aleppo in Syrien, etwa 66 Kilometer von Aleppo entfernt. Die Stadt hat vorzügliche Ölbaumpflanzungen, ansehnliche Bazare und etwa 12000 Einwohner, die neben Handel namentlich Wollenweberei treiben. Von Tell Habesch in der Nähe von Killis geht eine Zweigbahn nach Aleppo im Süden, auch ist ein Vorzugsrecht auf den Bau einer Strecke

nach Aintab im Norden gewährt. Aintab, die Hauptstation der amerikanisch-englischen Mission, ist eine sehr betriebsame Stadt von über 43000 Einwohnern, Turkmenen, Armenier und Protestanten. Sie liegt im Wilajet Aleppo, 105 Kilometer nördlich von der Hauptstadt, am Flusse Sadschur. Die Stadt hat einen ansehnlichen Handel und nicht unbedeutende Baumwollen- und Lederindustrie. Aleppo, das die Araber Haleb nennen, die Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets, das den nördlichen Teil von Syrien und den nordwestlichen Teil von Mesopotamien umfaßt, liegt in einer fruchtbaren Talebene, welche der fischreiche Kuweik bewässert, ungefähr 380 Meter über dem Meeresspiegel. Die Stadt war vor dem Erdbeben 1822 die dritte Stadt des türkischen Reiches. Sie hat heute noch über 125000 Einwohner, ihr Umfang wird auf 12 Kilometer geschätzt. Eine alte Wasserleitung von 11 Kilometer Länge führt der reichen und schönen Stadt, die von Gärten, Obsthainen und herrlichen Promenaden im reizvollen Kuweiktale umgeben ist, Trinkwasser zu. Aleppo ist Hauptknotenpunkt des Karawanenverkehrs. Der Handel ist fast ganz in den Händen der etwa 25000 Christen, die die Stadt bewohnen, und europäischer Handelshäuser. Er erstreckt sich in erster Linie auf Zeuge, Manufakturwaren, Kolonialwaren und leichte Tuche. Zahlreiche und weite Chane zeugen von der Bedeutung des Handels. Zur Ausfuhr gelangen über Iskenderun, das durch eine 160 Kilometer lange Fahrstraße mit Aleppo verbunden ist, Galläpfel, Farbstoffe, Drogen, Baumwolle, syrische Wolle, Tabak, Weizen, Sesam, Öl usw. Erzeugt werden Seifen, Baumwoll- und Seidenstoffe, Gold- und Silberwaren, Posamenten und Lederwaren. Aleppo kam 1516 in türkischen Besitz. Iskenderun, obwohl der beste türkische Seehafen in Syrien, hat kaum 10000 Einwohner. Trotzdem ist sein Handel bedeutend. Die Einfuhr wurde 1891 auf 19 Millionen, die Ausfuhr auf 45 Millionen Franken berechnet.

Bei den Ruinen des Europus etwa 25 Kilometer im Süden von Biredjik (s. Abbild. S. 233), für welches auch ein Vorzugsbaurecht existiert, kommt die Bahn an den Euphrat, den sie hier überschreitet, 125 Kilometer nordöstlich von Aleppo. Biredjik liegt schon am linken Euphratufer und gleichzeitig an der Karawanenstraße nach Urfa. Es hat etwa 9000 Einwohner. Ungleich bedeutender ist das von hier aus durch eine Zweigbahn zu erreichende Urfa, 70 Kilometer östlich von Biredjik, wie jenes noch zum Wilajet Aleppo gehörig. Urfa hat über 55000 Einwohner, viele Baumwollwebereien, Karawansereien und ist ein durch die berühmte Moschee des Abraham, den auch die Mohammedaner verehren, sehr besuchter Wallfahrtsort. Es ist Sitz eines armenischen Bischofs wie einer französischen und einer amerikanischen Missionsanstalt.

Kurz hinter den Ruinen des Europus tritt die Bahn ein in das Wilajet Diarbekir.



Deli Abbas.

Unterhalb Mardins, das terrassenförmig an der Südseite eines steilen Felsens gelegen ist, der 1700 Meter hoch eine Festung trägt, läuft sie am Rande der großen mesopotamischen Ebene, eine ganze Reihe kleiner Bergflüsse übersetzend, bis Nisibin in rein östlicher Richtung. Mardin (s. Abbild. S. 220) ist eine

Stadt von über 25000 Einwohnern, darunter zwei Fünftel Christen. Nisibin, einst eine große Stadt, hat heute höchstens 400 bis 500 Häuser, in denen etwa 2000 Menschen hausen. Es liegt an der großen Karawanenstraße Diarbekir-Mossul und ist verschrien wegen seiner vielen Krankheiten, die Oppenheim auf die Versumpfung der Wasserarme des Gargar zurückführt. Der Ackerboden des Gargartales ist vorzüglich.

Bis Mossul, wo die Bahn den Tigris erreicht, hat sie wieder eine Anzahl Flußläufe zu überwinden. Mossul, die Hauptstadt des Wilajets Mossul mit 80000 Quadratkilometern Flächeninhalt und 600000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer des Tigris und hat 40000 bis 50000 Einwohner. Jenseit des Tigris, Mossul gegenüber, liegen die Trümmer von Ninive, dessen Umfang dereinst drei Tagereisen betragen haben soll. Über den Tigris führt eine Schiffbrücke, die Straßen der Stadt sind eng und krumm; der früher bedeutende Handel, Transit von Baghdad nach Syrien und Kurdistan, hat stark nachgelassen, doch sind alle Bedingungen gegeben, den Handel und Gewerbefleiß der Stadt, die sich einst durch ihre Musseline in der weiten Welt einen Namen machte, neu zu beleben. Es bestehn immer noch Wollen- und Baumwollenweberei, Gerberei und Färberei in Mossul, außerdem zwei Druckereien, viele Bazare, sechzig Kaffeehäuser und Moscheen und Kirchen ohne Zahl.

Zwischen Mossul und Baghdad, etwa auf der Mitte des Wegs, liegt Tekrit, eine kleine Araberstadt mit 2000 Einwohnern, die bereits zum Wilajet Baghdad gehört, etwa 150 Kilometer von Baghdad entfernt. Von Mossul läuft die Bahn südwestlich rechts am Tigris entlang, übersetzt auch hier verschiedene kleinere Zuflüsse des Tigris, die bedeutenderen liegen auf dem linken Ufer, so der große und der kleine Zab, und mündet endlich in die heilige Kalifenstadt ein. Das Wilajet Baghdad, zu dem auch Kerbela und Hille am Euphrat gehören, soll 850000 Einwohner haben. Von der Stadt liegt der größere Teil auf dem linken, östlichen Tigrisufer. Sie selbst hat einen Umfang von 14 Kilometern und ist von einer 13 Meter hohen, teilweise verfallenen Mauer umgeben. Dereinst hatte Baghdad 12000 Mühlen, 12000 Karawansereien, 100000 Moscheen, 60000 Bäder, 80000 Bazare und 2000000 Einwohner. Aber das ist tausend Jahre her. Kriege, Besitzstreitigkeiten zwischen Persern und Türken, welche die Stadt zuerst im Jahre 1534 eroberten, aber wiederholt an die Perser verloren, und Krankheiten brachten die Stadt herunter. Im Jahre 1773 verlor sie, damals 100000 Einwohner zählend, 60000 Menschen an der Pest, 1831 raffte die Pest wiederum 80000 Menschen hin; gleichwohl schätzt Oppenheim sie heute wieder auf 200000 Einwohner, während Juraschek 145000 angibt. Oppenheim wird wohl die Vororte mitrechnen. Als Handelsplatz ist Baghdad heute noch von



Bakuba.



Vornehme Mekka-Pilger auf dem englischen Dampfer nach Baßra.

hervorragender Bedeutung, seine Industrie ist allerdings stark zurückgegangen. Aber die Natur ist so reich, die Bazare der Stadt sind so gefüllt, daß es nur eines Anstoßes bedarf, um überall neues, größeres Leben zu wecken. Die Stadt hat ein englisches, französisches, persisches, russisches und seit einigen Jahren auch ein deutsches Konsulat. Eine Schiffbrücke verbindet die beiden diesseit und jenseit des Tigris belegenen Stadtteile. Oppenheim erwähnt von gewerblichen Betrieben eine Militärtuchfabrik, die das ganze VI. Armeekorps versorgt, eine Dampfbäckerei, die das Brot für die Truppen liefert, zwei Eisfabriken, ein Kalk- und ein Eisenwerk und mehrere Dampfmühlen. Die englische Einfuhr beträgt über 2½ Millionen türkische Pfund jährlich, d. i. rund 46 Millionen Mark. An zweiter Stelle hinter England stehn Östreich-Ungarn und Deutschland, denen Frankreich folgt. Die meisten Luxusartikel, Möbel, Lampen, die Bedürfnisse des Handwerks werden aus Wien bezogen. Seit 1894 hat sich auch ein deutsches Haus in Baghdad etabliert: Berk, Püttmann u. Co. Der Export aus dem Deutschen Reiche hat sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Er betrug 1895: 56000 türkische Pfund (1,04 Millionen Mark), der Export nach Deutschland 1895: 30000 türkische Pfund (554000 Mark).

Von Baghdad geht die Bahn, nachdem sie eine Zweigbahn östlich nach Chanekin zur persischen Grenze gesendet, südwestlich nach Kerbela und Hille, den berühmten Wallfahrtsstätten der Perser, die alljährlich die Bazare und Chane von Baghdad füllen. Sie überschreitet dabei den Euphrat, läuft auf dessen rechtem Ufer fort, dann am Schatt el Arab entlang, in einer Entfernung von 2 bis 3 Kilometern von dem Fluß, bis Zobeir und erreicht von hier, sich östlich wendend, Baßra, während ein Nebenstrang zum Persischen Golf eilt und sich voraussichtlich bis zum Hafen von Kueit, dessen Bucht unsere Abbild. S. 234 zeigt, fortsetzt. Kerbela liegt 100 Kilometer südwestlich von Baghdad am rechten Euphratufer. Es ist die Stätte des Grabes Mohammeds, hat 65000 Einwohner, also weniger als Baghdad, soll aber ungleich wohlhabender sein als die Kalifenstadt. Kerbela ist der Markt für ganz Nordost-Arabien. Von hier geht die berühmte Karawanenstraße nach Mekka. Bei Hille, das 90 Kilometer von Baghdad entfernt ist, führt eine Schiffbrücke über den Euphrat. Die Stadt hat etwa 10000 Einwohner. Nördlich von Hille liegen die Ruinen von Babylon. In Hille werden Baumwollzeuge und wollene Mäntel gefertigt und ein nicht unbedeutender Handel mit Büffelhäuten getrieben.

Das Ende der Bahn, das am Schatt el Arab gelegene Baßra, ist Landestelle der Ozeandampfer, die von hier den weiten Orient befahren. In Palmengärten versteckt, muß die Stadt, namentlich während der Dattelernte, einen äußerst anziehenden Anblick gewähren. Oppenheim schätzt Baßra mit seinen zahlreichen Dörfern auf noch nicht 50000 Einwohner, Juraschek giebt 40000 an. Es sind zumeist Araber, aber auch

Perser, Inder und Neger. Der Schiffsverkehr in Baßra bezifferte sich 1894 auf 707 Dampfer und 11 Segler mit 170893 Tonnen Gehalt. Einfuhr und Ausfuhr, namentlich von Datteln, Wolle, Pferden, Gerste und Reis, wurde 1894 auf 23,0 und 34,5 Millionen Mark angegeben. Zum Bezirk von Baßra gehört auch der Meereshafen Kueit mit der gleichnamigen Stadt, die etwa 20000 Einwohner zählt. Größere Schiffe müssen in einiger Entfernung von der Küste ankern, obwohl die Reede von Kueit als eine der besten im Persischen Golf gilt. Es ist bekannt, daß die Engländer das Protektorat über Kueit ausüben, und es ist, wenn man gerecht sein will, verständlich, wenn sie eifersüchtig über ihren Rechten wachen. Denn es ist offenbar, daß mit der Fertigstellung der Bahn das deutsche Prestige im Orient, das ohnehin bedeutend ist, noch wachsen wird. Schon heutzutage kann man den wachsenden Einfluß des Deutschtums, seiner Industrie, seines Handels deutlich beobachten. Die Reise des deutschen Kaisers hat diesen Einfluß stark vermehrt. Die Handelsbeziehungen zu Deutschland haben sich in den letzten Jahren ganz bedeutend erweitert.

Eins darf allerdings nicht unbeachtet bleiben. Solange die Türkei an den bestehenden Binnenzöllen krankt, ist ihre industrielle Tätigkeit, obwohl die meisten natürlichen Vorbedingungen für eine ausfuhrfähige Fabrikindustrie[1] vorhanden sind, unterbunden. Die Binnenzölle von Provinz zu Provinz betragen 8 Prozent des Werts der Waren. Von außerhalb eingeführte Waren sind, wenn sie einmal beim Eingang 8 Prozent entrichtet haben, von dem Binnenzoll befreit. Außer den Industrien, die direkt mit der Landwirtschaft zusammenhängen, wie Seidenzucht und Bergbau, ist daher höchstens noch die Teppichausfuhr von Bedeutung. Diese Industrie hat sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ganz außerordentlich entwickelt und hierbei eine doppelte Wandlung erfahren. Man begnügte sich nicht mehr mit den alten einfachen Mustern in den bekannten gleichmäßig verteilten bunten Farben. Die sich stetig mehrende Kundschaft verlangte vielmehr kompliziertere Dessins, reichen Farbenwechsel, lebhafte Nuancen, was mit Hilfe der künstlich erzeugten organischen Farben und der Teerfarben erreicht wurde. Zwar sind die Teerfarben bei weitem nicht so licht- und luftbeständig wie die Pflanzenfarben, und die Regierung hat sogar Verbote gegen ihre Anwendung erlassen, trotzdem gewinnt diese Färbmethode immer mehr an Bedeutung, und so sehr man das vom Standpunkt eines Verehrers der alten Kunstindustrie bedauern mag, wirtschaftlich hat die durch die Teerfarben ermöglichte billigere Herstellung der Teppiche eine große Bedeutung erlangt. Man fabriziert noch auf einer Reihe von Plätzen die alten Teppichsorten mit Rosetten in rotem oder blauem Fond, wie sie unter den Namen Yaprak, Sarpkilit, Ilin, Buzuk Adjem usw. bekannt sind, aber man ahmt auch persische und indische Muster nach und führt vor allem zahlreiche Bestellungen nach westeuropäischen Croquis aus, die in Fond, Motiven und Farben Kombinationen aus alter morgenländischer und moderner abendländischer Kunst sind. Mit der gesteigerten Nachfrage aber beginnt sich die Teppichindustrie über die altberühmten Sitze in Uschak, Giördos, Demirdjik, Kula usw. auszudehnen und hat sich bereits in Konia, Kutahia, Simad, Akhissar usw. eingebürgert. Demgemäß hat sich auch die Teppichausfuhr in Smyrna ganz bedeutend gesteigert. 1872 auf etwa 1½ Millionen Mark geschätzt, betrug sie 1898 etwa 350000 Quadratmeter im Wert von fast 5½ Millionen Mark, 1899 etwa 420000 Quadratmeter im Wert von fast 6½ Millionen Mark, 1900 etwa 400000 Quadratmeter im Wert von fast 6 Millionen Mark. Der Rückgang dürfte eine Folge des Boerenkrieges sein, da sich die englische Nachfrage verminderte. Der stärkste Konsument ist Amerika, das sich ebenso wie Deutschland bereits von der englischen Vermittlung emanzipiert hat. Bis vor kurzem ging die Hälfte der Produktion nach England. Deutschlands Nachfrage entwickelt sich mehr und mehr. Frankreich nimmt etwa 15 Prozent auf, der Rest geht nach Holland, Östreich-Ungarn und Italien. Immerhin sind infolge der Binnenzölle von allen aus der Türkei ausgeführten Waren höchstens 8 Pro-

[1] Siehe Deutsches Handelsarchiv 1900, II. Teil, S. 368: Bericht des kaiserlichen Generalkonsuls in Konstantinopel.

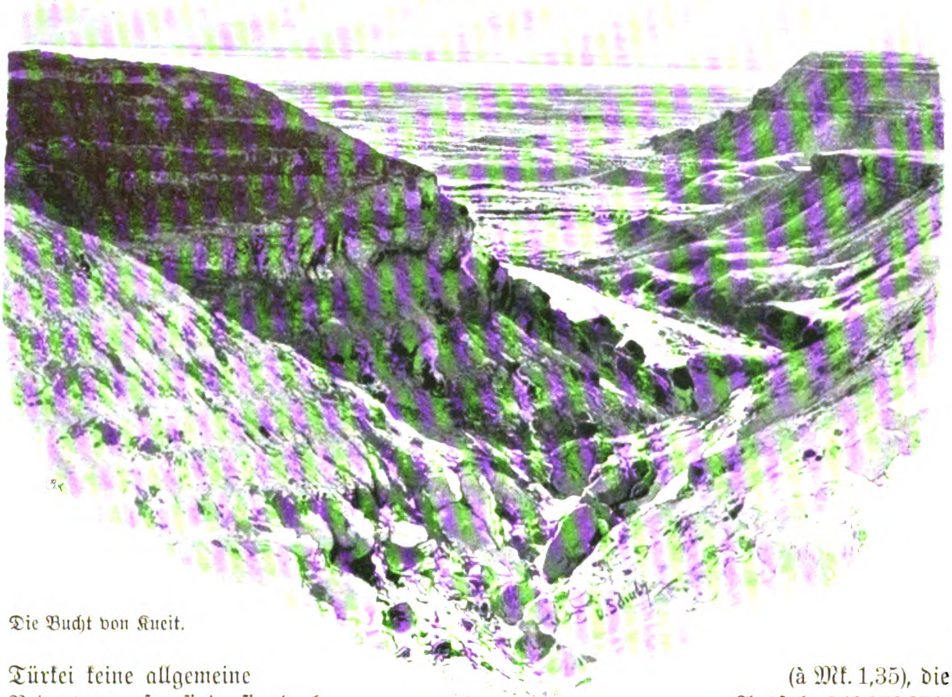


Biredjik.

zent industriellen Ursprungs. Die wirtschaftliche Kraft des Landes beruht auf seinen Bodenerzeugnissen. Doch ist die lokale Industrie nicht ohne Bedeutung. So beginnt z. B. die in Konstantinopel einheimische Bierbrauerei, namentlich nachdem sie sich auch auf das Flaschenbiergeschäft gelegt hat, das Münchener Bier zu verdrängen. Trotzdem wurden noch bei einem Gesamtverbrauch von 30399 Hektolitern 7202 Hektoliter über Triest und 4185 Hektoliter direkt per Bahn von München im Jahre 1898/99 eingeführt. Die Hauptkonkurrenz kam mit schlechtem, aber billigem Bier von der Brauerei „Olympos“ in Saloniki. Die größte Brauerei in Konstantinopel, die der Gebrüder Bomonti, die für Konstantinopel und Umgebung das Monopol der Eisfabrikation und des Eisverkaufs hat, produziert jährlich etwa 15000 Hektoliter Bier, liefert also die Hälfte des gesamten Bedarfs.

Der Schiffsverkehr im Hafen von Konstantinopel ergab 3385 Segelschiffe mit 455855 Tonnen Gehalt und 5715 Dampfschiffe mit 7464817 Tonnen. Unter den Dampfschiffen waren 213 deutsche mit 273797 Tonnen, 3041 britische mit 4563707 Tonnen. In Iskenderun liefen 1899 366 Dampfschiffe mit 384551 Registertonnen ein und aus, davon ein deutsches mit 983 Tonnen, 120 englische mit 76460 Tonnen. Inzwischen hat am 18. November 1899 die deutsche Levantelinie einen regelmäßigen Dampferverkehr zwischen Hamburg, Antwerpen und Syrien aufgenommen und diesen Verkehr, der zuerst mit einem Schiffe im Monat begann, bereits nicht unerheblich erweitert. Die Ausfuhr aus Damaskus betrug 1897: 17144986 Kilogramm, 1898: 17772242, an Stationen der Linie Damaskus-Beirut wurden verladen 1897: 2161664 Kilogramm Mehl, 4279863 Getreide, 593237 Früchte, Gemüse und verschiedene Waren. Es wurden im Wilajet geerntet 6415449 Kelé (36 Liter) Weizen, 4257501 Gerste, 424422 Mais, 50000 Dari, 77554 Wicken, 1184760 verschiedene Produkte, allein im Sandschak Damaskus 1600000 Kilogramm Äpfel, 600000 Quitten, 750000 Granatäpfel, 3000000 Weintrauben, 1100000 Pflaumen, 1500000 Birnen, 200000 Pfirsiche, 7500000 Melonen und 2500000 Aprikosen. Damaskus und Umgegend hat 8765 Webstühle, 40 größere und kleinere Gerbereien, die im Jahre 1899 ungefähr 175000 Schaffelle und 90000 Ziegenfelle verarbeiteten.

Haben auch diese Einzelheiten aus den Berichten der deutschen Konsuln in der



Die Bucht von Kueit.

Türkei keine allgemeine Bedeutung, so sind sie doch wertvoll, weil sie die allerneuste Zeit behandeln. Leider hat der neuste Bericht, der aus dem Bahngebiet vorliegt, aus Baghdad selbst, von dem außerordentlich tätigen Generalkonsul Richarz verfaßt, für das Jahr 1899 fast gar keine ziffernmäßigen Angaben, Richarz konstatiert aber, daß in dem Anteil der verschiedenen europäischen Staaten am Handel, namentlich an der Einfuhr in Baghdad, eine Verschiebung zu Gunsten der deutschen Einfuhr eingetreten ist. Einfuhrartikel wie Ausfuhrerzeugnisse wurden besser bezahlt. Der Bazar- und Pilgerverkehr hob sich, und die kleinen Händler hatten ausnahmsweise nach langen schlechten Jahren Geld in der Tasche. Zu der reichen Ernte in Mesopotamien kam die Hungersnot in Indien. So schloß sich alles zusammen, um die mesopotamische Marktlage günstig zu gestalten. Das zeigte auch der Verkehr nach dem persischen Hafen Buschar, wie nach Bombay. Die Einfuhr in Bombay betrug 256430516 Rupien (à Mk. 1,35), die Ausfuhr 349379871. Einfuhr wie Ausfuhr stiegen ganz bedeutend. Englands Anteil an der Einfuhr bezifferte sich auf 155,02 Millionen, Deutschlands Anteil auf 4,96 Millionen, an der Ausfuhr war England mit 40,67, Deutschland mit 15,65 Millionen beteiligt.[1]

Indien, Persien, Ostafrika, China, alle diese weiten und aufnahmefähigen Gebiete werden durch die Baghdadbahn dem deutschen Industriegebiet näher gebracht. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein großer Teil des Handels jener Länder, der vor Jahrhunderten bereits die kürzeste Route nach Europa über Baghdad und Konstantinopel zog und nie ganz von derselben verschwunden ist, durch die ausgezeichnete Verkehrsverbindung, die ihm in wenigen Jahren geboten sein wird, die alten Wege um das Kap der Guten Hoffnung und durch den

[1] Handelsbericht des kaiserl. Konsulats für 1898/99. Deutsches Handelsarchiv 1900, II.

Suezkanal verlassen und auf der kürzesten und schnellsten Route Europa zu erreichen streben wird.

Es handelt sich dabei um nicht mehr und nicht weniger als um den Anteil Deutschlands am Weltverkehr, der sich andauernd vom Atlantischen Ozean entfernt und sich an den weiten Gestaden des Stillen Ozeans ansiedelt. Die Bedeutung dieser Entwicklung ist kürzlich in Schmollers Jahrbuch von Professor Dr. H. Schumacher unter dem Titel „Deutsche Schiffahrtsinteressen im Stillen Ozean“ erörtert worden. „Wie Asien unter den Erdteilen, so nimmt der Stille Ozean unter den Meeren von Natur eine besondere Stellung ein,“ schreibt Schumacher. „Bildet jener größte, die halbe Menschheit nährende Erdteil fast ein Drittel der festen Oberfläche der Erde, so umfaßt diese größte geographische Einheit, die unser Planet überhaupt aufweist, mehr als die Hälfte des Weltmeeres. An Ausdehnung alle fünf Kontinente zusammen übertreffend und zu seiner größten Breite bis zum halben Erdumfang sich weitend, trägt der Stille Ozean an seinen bewohnteren Gestaden, die er nicht nur, wie der Atlantische Ozean, im Osten und Westen, sondern außer Ostasien und Westamerika auch noch im Süden, in Australien und in Neuseeland besitzt, achthundert Millionen Menschen, etwa hundert Millionen Menschen mehr als die Hälfte der Menschheit.“

Schon haben sich die deutschen Schiffahrtsinteressen im Stillen Ozean, auch gestützt auf deutschen Landbesitz, erheblich gesteigert, der Wettstreit der Völker wird stärker und stärker, und siegen kann allein der, der die besten Zugangsstraßen schafft. Alles deutet darauf hin, daß diese größte Wasserfläche unsres Planeten, die vor kurzem allein an der ostasiatischen Küste, die durch die Baghdadbahn von ganz Europa am schnellsten erreicht wird, mehr als hundertfünfundzwanzig Dampfer der deutschen Kriegs- und Handelsmarine mit mindestens einer halben Million Dampfertonnen trug, die heute bereits einen Handel im Jahreswert von fünf Milliarden Dollars nach amerikanischer Schätzung (einundzwanzig Milliarden Mark) vermittelt, schnell in ihrer Bedeutung für den Welthandel den Atlantischen Ozean überflügelt wie dieser das Mittelländische Meer. Der Hafen in Baßra, die Reede von Kueit, Baghdad und die Baghdadbahn sind Glieder der großen Weltstraße. Sie liefern die natürlichen Bedingungen einer gewaltigen Weltverkehrsstraße.

Diese natürlichen Bedingungen sich beizeiten zu nutze zu machen, wird Sache des deutschen Unternehmungsgeistes sein. Und wenn dereinst die alte Völkerstraße weit über ihre früheren Wege hinaus zu neuem Kulturleben, zu neuem Wohlstand erblüht ist, dann wird die Baghdadbahn eine mächtige Etappe unsrer Kulturmission darstellen.



Baßra.

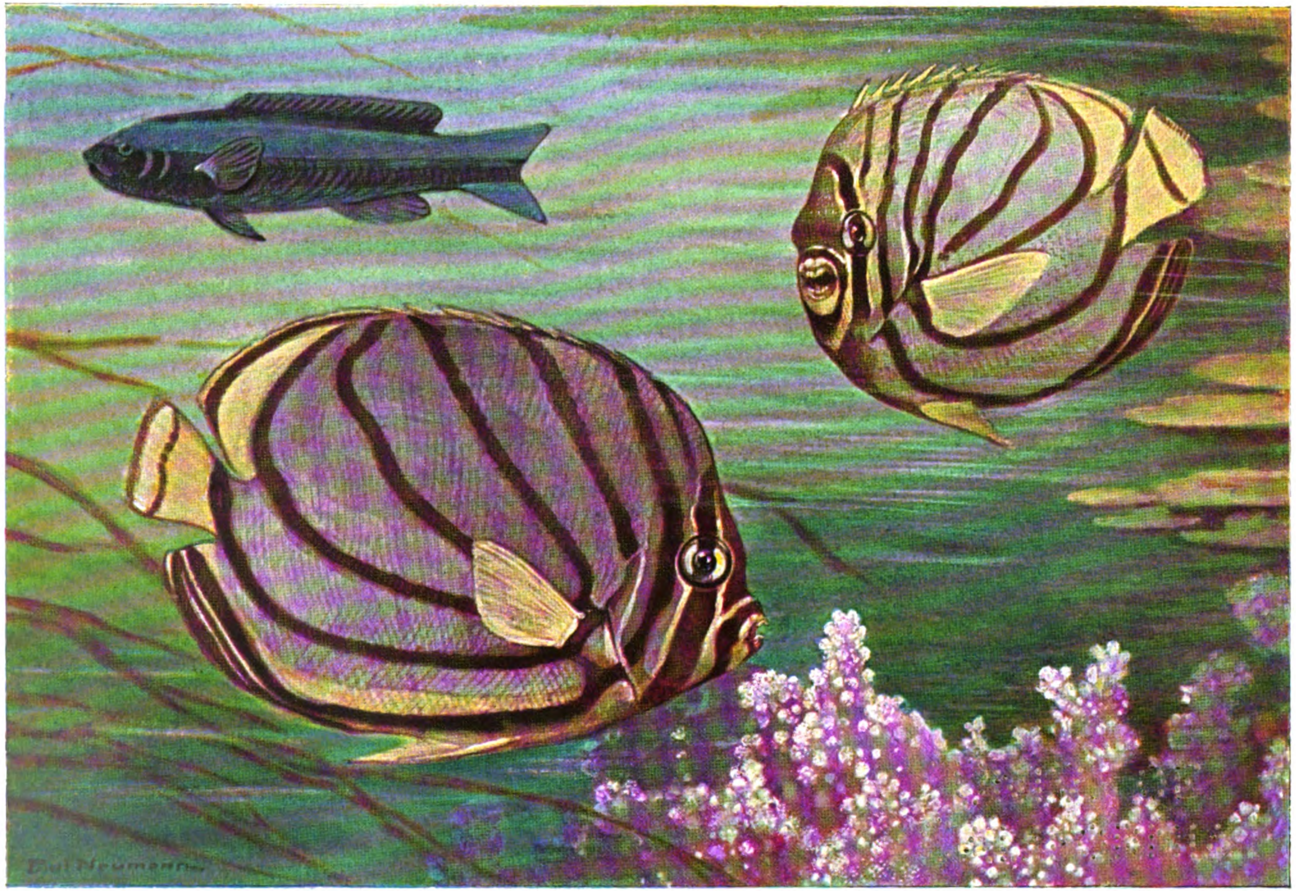
Telegraphie und Telephonie
in ihrer Entwicklung

Von

Hugo Pfitzner

Unter den Errungenschaften des menschlichen Geistes, die dem neunzehnten Jahrhundert ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt haben, nehmen die Mittel zur elektrischen Beförderung von Nachrichten in die Ferne eine hervorragende Stelle ein, denn der in den Dienst des Menschen gezwungene elektrische Funke, der mit der Geschwindigkeit des Lichts dreihunderttausend Kilometer in der Sekunde durcheilt und die räumlichen und zeitlichen Schranken zwischen den einzelnen und den Völkern hinweggeräumt, hat eine vollständige Umwälzung in Handel und Verkehr bewirkt und deren ungeheuren Aufschwung erst ermöglicht. Dieser Erfolg ist um so überraschender, als nur wenig über ein halbes Jahrhundert seit dem Zeitpunkte verflossen ist, wo der Telegraph oder Fernschreiber zu einem allgemeinen, jedem zugänglichen Verkehrsmittel wurde. Allerdings reichen die vornehmlich mit den Namen deutscher Forscher und Gelehrten verknüpften Versuche, die Elektrizität zur Beförderung von Botschaften zu benutzen, um etwa hundert Jahre weiter zurück. Die Erkennung der außerordentlichen Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität durch Professor Winkler in Leipzig (1746); der auf der Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Strom beruhende Telegraph von Sömmering (1809); die von Oersted entdeckte Ablenkung der Magnetnadel durch den elektrischen Strom (1819); die auf diese Entdeckung gegründete Herstellung von Telegraphen durch Baron Schilling von Cannstadt (1832) sowie durch die Professoren Gauß und Weber (1833), die das Verdienst besitzen, zuerst eine brauchbare Telegraphenanlage — zwischen dem physikalischen Kabinett und dem magnetischen Observatorium in Göttingen — eingerichtet zu haben; die Entdeckung des Elektromagnetismus; der von Steinheil (1836) konstruierte erste schrifterzeugende Apparat; die Telegraphen von Cooke und Wheatstone — sie alle bilden ebensoviele wichtige Etappen auf dem Wege, der schließlich 1837 zur Konstruktion des nach seinem Erfinder benannten Morseapparats führte. Dieser einfache und betriebssichere Apparat ist in der ihm 1843 gegebenen verbesserten Form im wesentlichen unverändert bis auf den heutigen Tag geblieben und noch heute in der ganzen Welt am weitesten verbreitet und am zahlreichsten in Gebrauch; sind doch etwa 90% aller Telegraphenapparate der Welt Morseapparate. Es ist das ein Beweis für die große praktische Brauchbarkeit der Erfindung von Morse, und da sie gleichzeitig einem dringenden Bedürfnis entgegenkam, gab sie den Anstoß zur Benutzung des elektrischen Telegraphen für den allgemeinen Verkehr. In Preußen wurden die Staatstelegraphen, die anfänglich nur den Zwecken der Regierung dienten, am 1. Oktober 1849 dem Publikum zur Benutzung freigegeben.

Alle für die elektrische Nachrichtenvermittlung bestimmten Apparate der Telegraphie und ihrer jüngeren Schwester, der Telephonie, benutzen die Wirkung des elektrischen Stromes auf Eisen oder seine Wechselbeziehungen zu Magneten. Der Morseapparat z. B. beruht auf folgendem Prinzip: Umfließt ein elektrischer Strom ein Stück weichen Eisens, so wird es zu einem Magneten, d. h. es vermag ein andres Stück Eisen, den Anker, anzuziehen. Man nennt eine solche Vorrich-



Oben links: Blaugebänderter Korallenfisch (Labroides bicincta); oben rechts und unten: Meyers Korallenfisch (Chaetodon Meyeri).

tung einen Elektromagneten. Die anziehende Kraft verschwindet, sobald der Strom aufhört, und hat man den Anker mit einer Feder verbunden, so zieht ihn diese in seine frühere Lage zurück. Denkt man sich an dem Anker einen Schreibstift befestigt, der jedesmal, wenn ersterer angezogen wird, einen gleichmäßig fortlaufenden Papierstreifen berührt, so ist es klar, daß, wenn man an einem Orte den elektrischen Strom abwechselnd kürzere und längere Zeit schließt, Punkte und Striche auf dem Papierstreifen an einem andern, mit dem ersteren durch eine Leitung verbundenen Orte erzeugt werden können. Aus diesen beiden Elementen bildete Morse ein Alphabet; z. B. bedeutet —... . .—. .—.. .. —.

B e r l i n

Der elektrische Strom wird in der Regel aus galvanischen Elementen, aus Akkumulatoren (Sammlern) oder neuerdings auch aus Dynamomaschinen entnommen. Zu seiner Fortleitung von dem Abgangsorte zum Empfangsorte dient, abgesehen von der Funkentelegraphie, ein Draht, der in der Regel aus Eisen, Bronze oder Kupfer besteht und, damit der Strom nicht auf Abwege gerät, gut isoliert ist. Hierzu wird der Draht entweder an Porzellanglocken, die ihrerseits von Stangen getragen werden, durch die Luft geführt oder, soweit es sich um unterirdische oder Unterwasserleitungen handelt, auf seiner ganzen Länge mit Guttapercha, Gummi, Papier o. ä. umgeben. Da die Strombahn einen in sich geschlossenen Kreis bilden muß, ist außerdem eine Rückleitung nötig. Ursprünglich diente als solche eine zweite metallische Leitung, bis man fand, daß diese durch den Erdboden ersetzt werden kann. Seitdem werden Telegraphenleitungen in der Regel nur eindrähtig hergestellt, was eine große Kostenersparnis zur Folge hat.

Da zur Übermittlung eines Buchstabens bis zu vier, einer Zahl fünf Punkte oder Striche dienen und ferner die Morseschrift für den Empfänger in gewöhnliche Schrift übersetzt werden muß, so ist die Leistungsfähigkeit des Morseapparats beschränkt. Um diesem Mangel abzuhelfen, konstruierte Professor Hughes bereits 1854 einen nach ihm benannten Apparat, der die Telegramme in gewöhnlicher Druckschrift liefert. Der Apparat jeder Station enthält eine Stahlscheibe, in deren Rand die Typen des Alphabets und der Zahlen erhaben eingeschnitten sind. Unter dem Typenrade liegt ein Streifen Papier. Durch ein Laufwerk, dessen Geschwindigkeit auf das Genaueste reguliert werden kann, werden die Typenräder der korrespondierenden Stationen synchron in Umlauf gesetzt, so daß sich in einem gegebenen Augenblick auf beiden Stationen derselbe Buchstabe über dem Streifen befindet. Schickt man nun vermittels einer Klaviatur, deren Tasten den Buchstaben und Zahlen entsprechen, in dem Zeitteilchen, in welchem gerade der Buchstabe b über dem Streifen angelangt ist, einen kurzen Strom in die Leitung, so werden die Streifen auf beiden Stationen gegen die Typenräder geworfen, der Buchstabe b druckt sich ab, und die Streifen rücken um die Breite eines Buchstabens weiter. Von der Empfangsstation wird der Streifen einfach auf ein Blatt Papier geklebt und dem Empfänger zugestellt. Die Leistungsfähigkeit des Hughesapparats ist ganz bedeutend größer als die des Morse, und er findet daher auf einer großen Zahl wichtiger Telegraphenleitungen Verwendung. In Deutschland allein sind gegen siebenhundert in Gebrauch.

Die Kosten der Herstellung und Instandhaltung der Leitungen sind sehr erheblich. Ferner hat sich das Leitungsnetz in Ländern mit hochentwickelter Kultur bereits so verdichtet, daß die Anlegung neuer Leitungen zum Teil auf Schwierigkeiten stößt. Das Bestreben der Erfinder ging daher schon frühzeitig dahin, ein und dieselbe Leitung möglichst gut auszunutzen, d. h. auf ihr eine möglichst große Zahl von Telegrammen zu befördern. Der eine dabei eingeschlagene Weg wird durch folgende Angaben veranschaulicht. Jedes Ende der Leitung sei mit einem metallenen Arme verbunden. Die beiden Arme mögen sich in ähnlicher Weise wie die Typenräder korrespondierender Hughesapparate genau synchron drehen. Ferner seien auf jeder Station vier Telegraphenapparate vorhanden. Dann kann man sich vorstellen, daß die Arme während des ersten Viertels ihres Umlaufs auf jeder Station den Apparat Nr. 1, im zweiten Viertel den

Apparat Nr. 2 zc. mit der Leitung verbinden. Während des ersten Viertels können also die beiden Apparate Nr. 1, während des zweiten Viertels die Apparate Nr. 2 zc. Zeichen miteinander auswechseln. Machen die Arme in der Sekunde acht Umdrehungen, so wird jedes Apparatpaar in der Sekunde acht mal je $^1/_{32}$ Sekunde lang, im ganzen also $^8/_{32}$ Sekunden mit der Leitung verbunden. Dies genügt, um zwischen jedem Apparatpaar unabhängig von den übrigen Telegramme auszuwechseln, d. h. es ist auf diese Weise möglich, auf einer und derselben Leitung vier Telegramme gleichzeitig in beliebiger Richtung zu befördern. Theoretisch kann man die Zahl der so in einer und derselben Leitung arbeitenden Apparatpaare über vier vermehren, wenn nur die Arme (Verteiler) rasch und gleichmäßig genug laufen, in der Praxis kommt man aber schnell an eine nicht zu überschreitende Grenze. Baudot in Paris hat das vorbeschriebene Prinzip in sehr vollkommener Weise für Typendruckapparate ausgenutzt, von denen bis zu sechs Paar gleichzeitig auf derselben Leitung arbeiten können. Das System Baudot ist neuerdings zwischen Berlin und Paris eingeführt worden. Noch größere Leistungsfähigkeit hat das erst 1900 auf der Weltausstellung in Paris vorgeführte achtfache Typendrucksystem von Professor Rowland in Baltimore, das die gleichzeitige Beförderung von acht Telegrammen ermöglicht und demnächst auch in Deutschland erprobt werden soll. In England ist der sechsfache Telegraph von Delany vielfach in Gebrauch.

Bei den vorstehend erwähnten Systemen der Mehrfachtelegraphie steht die Leitung während gewisser Zeitteilchen jedem Apparatpaare allein zur Verfügung, und es ist daher unschwer zu verstehn, daß die zwischen den Apparatpaaren ausgewechselten Zeichen sich nicht gegenseitig stören. Man hat aber auch Schaltungen für Mehrfachtelegraphie ausgedacht, bei denen die Apparate ständig mit der Leitung verbunden sind und gleichzeitig Ströme in beiden Richtungen durch die Leitung gesandt werden, ohne daß die Zeichen sich verwirren. Diese Art zu telegraphieren wird mit Gegensprechen bezeichnet, und man hat die Einrichtung so vervollkommnet, daß in jeder Richtung zwei, im ganzen also vier Telegramme gleichzeitig befördert werden können.

Das Schließen und Öffnen des Stroms beim Morseapparat geschieht durch eine Taste oder Schlüssel genannte Vorrichtung, welche durch die Hand des Telegraphisten in Tätigkeit gesetzt wird. Die so zu erzielende Telegraphiergeschwindigkeit ist naturgemäß beschränkt, auch hängt die Genauigkeit der Zeichenübermittlung und damit die Lesbarkeit der Zeichen am empfangenden Ende wesentlich von der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit des Telegraphisten ab. Man hat daher mit gutem Erfolge automatische Geber ersonnen, die mechanisch das erforderliche Schließen und Öffnen des Stroms besorgen. Der Laie erhält hiervon eine Idee, wenn er sich vorstellt, daß die den abzutelegraphierenden Worten entsprechenden Morsepunkte und -striche durch einen Lochapparat in einen Papierstreifen gestanzt werden. Sodann wird der Streifen in den Sendeapparat eingelegt, in welchem sich eine mit der Stromquelle verbundene Bürste aus Metallfäden gegen die untere Fläche des Streifens anlegt. Tritt der Sendeapparat in Tätigkeit, so zieht er den Papierstreifen mit einer gewissen Geschwindigkeit über die Bürste hin. So lange diese auf dem unverletzten Streifen schleift, ist sie von der Leitung isoliert. Wenn aber eine der gestanzten Öffnungen über die Bürste hinweggeht, so tritt sie auf kürzere oder längere Zeit mit der Leitung in Verbindung und sendet so den Morsepunkten und -strichen entsprechende Stromstöße nach dem fernen Orte. Hier erscheinen die Zeichen als farbige Striche und Punkte auf dem Streifen des sehr empfindlichen und entsprechend rasch laufenden Empfangsapparats. In der Praxis ist die Anordnung freilich nicht so einfach, wie wir sie hier geschildert haben. Mit diesem von Wheatstone, Delany u. a. ausgebildeten Schnelltelegraphensystem lassen sich bis zu 24000 Wörter in der Stunde abtelegraphieren. Doch ist dies nur mit Hilfe einer großen Anzahl von Beamten an jedem Leitungsende möglich, die an der Absendungsstelle die Sendestreifen zu lochen, auf der Empfangsstation die Streifen zu übersetzen haben.

So bedeutend die eben erwähnte Leistung ist, so wird sie doch durch diejenige des

Schnelltelegraphen von Pollak und Virág weit überflügelt. Auch diese beiden Erfinder benutzen zum Abtelegraphieren der Telegramme einen gelochten Papierstreifen, die Stanzungen bestehn aber aus eigenartig angeordneten Löchern von verschiedener Größe, wodurch es ermöglicht wird, sinnreich ausgedachte Stromkombinationen in die Leitung zu senden. Als Empfänger dient ein Doppeltelephon, dessen Sprechscheiben (Membrane) durch Stäbchen mit einem kleinen Spiegel verbunden sind. Das auf diesen fallende Licht einer elektrischen Glühlampe wird auf einen Streifen photographisches Papier geworfen. Sobald der automatische Sender arbeitet, bewirken die ankommenden Stromkombinationen derartige Bewegungen der Membranen des Doppeltelephons und damit des Spiegels, daß der Lichtstrahl die Telegramme in einer leicht leserlichen Kursivschrift auf das sich langsam fortbewegende photographische Papier schreibt, auf welchem die Schriftzüge automatisch mittels der gewöhnlichen Bäder entwickelt und fixiert werden. Zwischen Budapest und Fiume (600 km) wurde mit diesem System eine Telegraphiergeschwindigkeit von 40000 Wörtern in der Stunde erzielt!

Ein andres, von einem australischen Journalisten Murray erfundenes System, welches von dem Telegraphisten nur die Fertigkeit, eine Schreibmaschine zu bedienen, beansprucht, erregt neuerdings in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Fachkreise. Murray bedient sich zum Abtelegraphieren gleichfalls eines gelochten Streifens sowie eines automatischen Senders. Sein Lochalphabet ist lediglich aus ein bis fünf Punkten (Löchern) zusammengestellt; die zur Darstellung der Buchstaben und sonstigen Zeichen nötigen Lochgruppen unterscheiden sich durch die Zahl und den gegenseitigen Abstand der Löcher. Zum Lochen dient ein wie eine Schreibmaschine gebauter Apparat, bei dem durch einmaliges Niederdrücken der den darzustellenden Zeichen entsprechenden Taste die betreffende Lochkombination in den Streifen gestanzt wird. Wenn dieser den automatischen Sender passiert, so setzen die elektrischen Stromstöße auf der Empfangsstation einen zweiten Lochapparat in Tätigkeit, und dieser liefert einen ähnlich dem Sendestreifen gelochten Streifen. Um dessen Zeichen in leserliche Schrift zu übersetzen, wird er durch einen ebenfalls wie eine Schreibmaschine gebauten, durch eine Kurbel bewegten Apparat geführt. Dabei werden durch ein sinnreich angeordnetes Hebelsystem diejenigen Buchstabenhebel, welche die den Lochgruppen entsprechenden Zeichen tragen, in derselben Weise herabgedrückt, wie es bei den gewöhnlichen Schreibmaschinen vermittels der Klaviatur durch die Hand geschieht. Dieser Übersetzungsapparat arbeitet sehr rasch; er bietet ferner den Vorteil, daß man den Lochstreifen beliebig oft durch den Apparat schicken, d. h. binnen wenigen Minuten viele Abzüge eines Telegramms herstellen kann.

Schon kurze Zeit, nachdem der Telegraph in den Dienst des Nachrichtenverkehrs getreten war, ging das Bestreben dahin, vermittels des elektrischen Funkens auch durch die Ozeane hindurch Botschaften von Weltteil zu Weltteil zu senden, und das Jahr 1858, in welchem es gelang, die erste, freilich nur kurze Zeit lebensfähige Kabelverbindung zwischen dem alten Europa und der Neuen Welt auf dem Wege von der irischen Küste nach Neuschottland herzustellen, wird in der Kulturgeschichte der Menschheit stets einen der wichtigsten Marksteine bilden. Die vielen schweren Fehlschläge, welche die Seekabelunternehmungen mangels genügender Erfahrungen in dem folgenden Jahrzehnt erlitten, entmutigten die Kapitalisten nicht, sondern spornten im Hinblick auf die offenkundigen großen Vorteile unterseeischer Welttelegraphen in kommerzieller und politischer Hinsicht zur Verbesserung der gemachten Fehler an. So sehen wir jetzt den ganzen Erdball von einem dichten Weltkabelnetz umspannt, das sich hauptsächlich in englischen Händen befindet. Es besitzt jetzt eine Länge von über 370000 km und hat einen Kapitalaufwand von mehreren Milliarden Mark erfordert. Nur den gewaltigen Stillen Ozean mit Kabeln zu durchqueren, hatte man bisher noch nicht gewagt, aber sowohl Großbritannien als die Vereinigten Staaten von Amerika sind dabei, diese Lücke im Welttelegraphennetz zu schließen. Das erste — englische — Pacifickabel ist jetzt im Entstehn begriffen und wird voraussichtlich bis Ende dieses Jahres eine telegraphische Ver-

bindung von Vancouver (Kanada) über die Fanninginsel, Fidji- und Norfolkinseln nach Neuseeland und dem australischen Kontinent herstellen, und ein zweites Kabel ist von einer amerikanischen Gesellschaft von San Francisco über Honolulu, die Midway- und Guaminsel nach den Philippinen geplant.

Man sollte meinen, daß sehr starke Kräfte nötig seien, um durch Kabel von mehreren tausend Kilometern Länge zu telegraphieren. Dem ist aber nicht so. Jede Leitung verhält sich nämlich zum elektrischen Strom ähnlich wie eine Röhre zu dem durch sie fließenden Wasser: dieses kann erst dann am andern Ende austreten, nachdem sie sich vollständig gefüllt hat. Bei einer oberirdischen blanken Leitung ist die Menge der zu ihrer Füllung nötigen Elektrizität nur sehr gering, so daß der elektrische Strom rasch am andern Ende ausfließen und dort Zeichen hervorbringen kann. Man sagt daher, eine solche Leitung hat ein geringes Ladungsvermögen. Bei Kabeln aber ist die Ladungsfähigkeit an sich sehr groß und zwar um so größer, je länger sie sind, so daß von dem am einen Ende hineingeschickten elektrischen Strom bei jedem Zeichen zunächst ein bedeutender Teil zum Laden des Kabels verbraucht wird und aus diesem Grunde der Empfangsapparat erst einige Zeit nach dem Schließen des Stromes anspricht. Wird schon hierdurch das Telegraphieren verlangsamt, so tritt noch eine weitere Verzögerung infolge des Umstands ein, daß die von dem Kabel aufgenommene Elektrizitätsmenge beim Aufhören des Stroms, also nach jedem Zeichen, zum Anfange des Kabels zurückflutet. Der Telegraphenbetrieb auf langen Kabelleitungen erfordert daher zur Überwindung dieser Schwierigkeiten besondere Einrichtungen. Zu diesen gehört unter anderem, daß man mit möglichst schwachen Strömen arbeitet, weil dann die in der Ladungsfähigkeit liegenden Erschwerungen weniger störend sind als bei Verwendung starker Ströme. Dementsprechend müssen aber auch die Empfangsapparate außerordentlich empfindlich sein, damit sie unter dem Einflusse so schwacher Kräfte noch Zeichen hervorbringen können. Anfänglich benutzte man für diesen Zweck die Ablenkungen eines sehr leichten, mit einem kleinen Spiegel verbundenen Magneten durch den elektrischen Strom. Die Ablenkung eines von dem Spiegel auf einen Schirm reflektierten Lichtstrahls nach der einen Seite bedeutete einen Strich, nach der andern Seite einen Punkt des Morse-Alphabets. Der Mangel dieser Vorrichtung, keine bleibenden Zeichen hervorzubringen und an die Aufmerksamkeit des Telegraphisten sehr hohe, auf die Dauer überaus ermüdende Anforderungen zu stellen, führte 1867 zur Erfindung des Heberschreibers durch Professor William Thomson (späteren Lords Kelvin). In diesem Apparat, der auf langen Unterseekabeln jetzt fast ausschließlich in Gebrauch ist, hängt zwischen starken Magneten an Seidenfäden ein aus vielen Windungen isolierten Kupferdrahts bestehendes Rähmchen, das ebenfalls durch Seidenfäden mit einem winzigen Glasheber verbunden ist. Eine Vibriervorrichtung bewirkt, daß aus dem längeren, unmittelbar über einem sich fortbewegenden Papierstreifen befindlichen Ende des Hebers, dessen kürzeres Ende in ein Gefäß mit Farbe taucht, ununterbrochen feine Tröpfchen Farbe ausspritzen. Hierdurch entsteht auf der Mitte des Papierstreifens eine dünne, gerade Linie, so lange keine Zeichen ankommen. Beim Telegraphieren wird das Röhrchen nach der einen oder andern Seite abgelenkt und dadurch bewirkt, daß die farbige Linie nach oben oder unten ausbiegt. Eine Ausbiegung nach oben bedeutet einen Punkt, nach unten einen Strich des Morsealphabets. Auf langen Kabeln sind indes diese Ausbiegungen so wenig scharf abgegrenzt, daß ihre Entzifferung eine ganz hervorragende Geschicklichkeit erfordert und nur ganz besonders dazu befähigten und jahrelang geübten Telegraphisten fehlerlos gelingt. Um die kostspieligen Kabelanlagen möglichst gut auszunutzen, wird in ausgiebigem Maße von der automatischen Zeichengebung sowie vom Gegensprechen Gebrauch gemacht, d. h. es werden in jeder Richtung gleichzeitig Telegramme gewechselt.

Während die Beförderung von Nachrichten durch den Telegraphen stets durch dritte Personen (die Telegraphisten) vermittelt werden muß, d. h. das Publikum mit der Beförderung nicht selbst befaßt wird, dient eine zweite große Gruppe von Apparaten für die elektrische Nachrichtenvermittlung dazu, den

direkten Austausch von Mitteilungen zwischen entfernten Personen durch das gesprochene Wort zu ermöglichen. Die Ehre, das Telephon oder den Fernsprecher erfunden zu haben, gebührt einem Deutschen, Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. Höhe (1861). Allerdings wurde der Apparat erst durch Graham Bell in Boston 1876 zu einem brauchbaren Sprechinstrument gemacht. Von diesem Zeitpunkt datiert der Siegeszug des Fernsprechers über den ganzen Erdball. Bereits Ende der siebziger Jahre führte ihn die deutsche Reichstelegraphenverwaltung als Verkehrsmittel ein, indem sie mit seiner Hilfe zahlreiche kleine Orte an die nächsten Telegraphenanstalten im engeren Sinne und damit an das Telegraphennetz überhaupt anschloß und so den Bewohnern dieser Orte eine bequeme Gelegenheit zur Benutzung des Telegraphen bot. Jetzt werden mehr als 15000 Fernsprechapparate bei den kleineren Telegraphenanstalten im Reichstelegraphengebiet verwendet. In Amerika wurde der Fernsprecher von vornherein durch die Schaffung von Stadtfernsprecheinrichtungen dem Publikum zu direkten Gesprächen zur Verfügung gestellt, indem die Leitungen der Sprechstellen nach einer Zentrale geführt und hier nach Bedarf untereinander verbunden wurden. In Deutschland ging man erst 1881 an die Herstellung von Stadtfernsprechanlagen; heute, nach zwanzig Jahren enthalten diese bereits über 300000 Sprechapparate.

War damit die Möglichkeit eines unmittelbaren Gedankenaustauschs der zu demselben Ortsfernsprechnetz gehörenden Personen gegeben, so knüpften an diesen Erfolg naturgemäß sogleich die Bestrebungen an, den Sprechbereich durch Ausdehnung auf andre Orte zu vergrößern. Doch zeigte sich, daß das mit Hilfe des Bellschen Apparats nicht in wünschenswertem Maße möglich war. Erst die Erfindung des Mikrophons durch Professor Hughes, denselben, den wir schon als Erfinder des nach ihm benannten Typendruckers erwähnten, schuf die Möglichkeit, das gesprochene Wort auf immer größere Entfernungen zu übertragen, namentlich als man die anfänglich benutzten, für die Telephonie wenig geeigneten Eisenleitungen durch Kupfer- und Bronzedrähte ersetzte. Seitdem dient zum Sprechen fast ausschließlich das Mikrophon, zum Hören der Bellsche Apparat, der später ebenso wie das Mikrophon von zahlreichen Erfindern sehr verbessert worden ist und entsprechend seiner veränderten Bestimmung nicht mehr als Fernsprecher, sondern als Fernhörer bezeichnet wird. Das Mikrophon kann zum Hören nicht benutzt werden.

Im Anfang führte man die Leitungen der Sprechstellen oberirdisch, und zwar meistens über die Dächer, zu der Zentrale oder Vermittlungsanstalt. Mit der überaus raschen Vermehrung der Sprechstellen, wie sie teils infolge Ermäßigung der Gebühren, teils infolge der in immer weitere Kreise dringenden Erkenntnis von dem Nutzen des Fernsprechers eintrat, wuchs jedoch sehr bald die Zahl der Leitungen in der Nähe der Vermittlungsanstalten so sehr an, daß sich die Beibehaltung der ausschließlich oberirdischen Führung bald als unmöglich herausstellte. Dazu trat ein andres Moment. In den größeren Orten wurde der Betrieb der Straßenbahnen mittels Pferden mehr und mehr durch den elektrischen Betrieb verdrängt, wobei das System mit oberirdischer Stromzuführungsleitung (Fahrdraht) unter Benutzung der Schienen als Rückleitung in der überwiegenden Zahl der Fälle zur Anwendung kam. Hierdurch entstanden für die Fernsprechanlagen dieser Orte schwere Störungen und Gefahren, weil in den meisten Ländern die Leitungen zwischen den Sprechstellen und der Vermittlungsanstalt eindrähtig waren und daher gleichfalls die Erde als Rückleitung benutzten. Die von den Schienen zum Teil abirrenden starken Ströme gelangten infolgedessen oft in die Erdverbindungen der Fernsprechleitungen und weiter in diese selbst, so daß das Sprechen beeinträchtigt oder ganz unmöglich gemacht wurde. Außerdem tragen die elektrischen Straßenbahnen in Bezug auf Fernsprechleitungen noch andre Störungsursachen in sich, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Endlich besteht da, wo Fernsprechleitungen den blanken Fahrdraht oberirdisch kreuzen, die Gefahr, daß ein zerrissener Draht im Herabfallen trotz angebrachter Schutzvorrichtungen den Fahrdraht berührt und einen so starken Strom nach der Sprechstelle oder der Zentrale leitet, daß

dort ein Schadenfeuer entsteht. Man sah sich daher gezwungen, die Benutzung der Erde als Rückleitung für die Fernsprechanschlüsse aufzugeben und dafür eine zweite metallische Leitung einzuschalten. Hierdurch wurde also die Zahl der Leitungen und damit auch die Schwierigkeit der oberirdischen Führung verdoppelt. Diese Umstände drängten dazu, die Leitungen entweder ganz oder teilweise in die Erde zu legen, d. h. Fernsprechkabel zu benutzen.

Damit wurde die Technik vor neue und schwierige Aufgaben gestellt. Wir haben schon früher gesehen, daß den Kabeln gewisse elektrische Eigenschaften anhaften, die das Telegraphieren erschweren. Aus demselben Grunde setzen die Kabel auch dem Durchgang der elektrischen Wellen zur Übermittlung der menschlichen Sprache einen Widerstand entgegen, der bei den ersten Fernsprechkabeln nur auf kurze Entfernungen deutlich zu sprechen gestattete. Bei der großen Zahl von Leitungen, um die es sich in Stadtfernsprechnetzen handelt, kann man nicht an jeder einzelnen Leitung ähnliche Vorrichtungen anbringen, wie sie zur Erhöhung der Telegraphiergeschwindigkeit gebraucht werden. Es handelte sich also darum, Kabel zu konstruieren, welche die erwähnten schädlichen Eigenschaften in möglichst geringem Maße besitzen. Diese Aufgabe hat die Technik dadurch gelöst, daß sie für Fernsprechzwecke die Guttaperdha und ähnliche Stoffe durch Papier- und Luftisolation ersetzte. Gleichzeitig ist es gelungen, in einem einzigen Kabel eine sehr große Zahl von Leitungen unterzubringen; die deutsche Reichstelegraphenverwaltung z. B. benutzt Kabel mit bis zu 224 Doppelleitungen, d. h. in einem solchen Kabel von etwas über sieben Centimetern Dicke sind nicht weniger als 448 Drähte vereinigt. Diese Kabel werden entweder direkt in die Erde gelegt oder in Röhren aus Eisen oder Cement eingezogen. Allerdings gestatten auch diese Kabel noch nicht, sie zum Sprechen auf große Entfernungen, d. h. von Stadt- zu Stadtverkehr zu benutzen. Doch scheint es dem amerikanischen Professor Pupin gelungen zu sein, diese Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß er unterwegs in gewissen regelmäßigen Abständen Rollen von Draht anbringt.

Durch die Konstruktion vieldrähtiger und genügend sprechfähiger Kabel war nun zwar die Schwierigkeit der Heranführung großer Mengen von Leitungen an eine Zentrale beseitigt, aber es mußten nun auch innerhalb der Vermittlungsanstalten Vorkehrungen getroffen werden, um so viele Leitungen beliebig untereinander verbinden zu können. Ursprünglich endigte jede Leitung an einer sogenannten Klappe, die herabfiel, sobald der Abonnent auf einen Druckknopf drückte und dadurch den Strom zur Vermittlungsanstalt sandte. Je fünfzig Klappen bildeten einen Klappenschrank. Bei zweitausend Anschlüssen waren also vierzig derartiger Schränke nötig. Verlangte ein an den dritten Schrank angeschlossener Teilnehmer einen mit dem siebzehnten Schrank verbundenen Abonnenten zu sprechen, so mußte der Beamte an dem erstgenannten Schrank die Nummer des verlangten Teilnehmers dem Beamten am siebzehnten Schrank zurufen, um die Verbindung gemeinsam mit ihm ausführen zu können. Man kann sich unschwer vorstellen, welch ein Durcheinander von Stimmen zu den Stunden des stärkeren Verkehrs in einer solchen Vermittlungsanstalt herrschte, und wie leicht bei diesem System Verwechslungen vorkamen.

Es war daher ein ganz wesentlicher Fortschritt, als man diese Unzuträglichkeiten mit Hilfe der Vielfachumschalter beseitigen lernte. Bei diesen endigt zwar jede Leitung gleichfalls an einer Klappe, deren in der Regel zweihundert zu einem Schrank vereinigt sind; außerdem ist die Leitung aber noch zu jedem der übrigen Schränke geführt und besitzt hier je eine sogenannte Klinke. Hat daher eine Vermittlungsanstalt eine Aufnahmefähigkeit von zehntausend Anschlüssen, so sind in jedem Umschalterschrank neben zweihundert Klappen noch 9800 Klinken für die übrigen Leitungen vorhanden. Dadurch sind die Einrichtungen zwar sehr verwickelt geworden, bieten aber den großen Vorteil, daß an jedem Schrank jede beliebige Verbindung ausgeführt werden kann, ohne daß dabei ein zweiter Beamter mitzuwirken braucht.

Eine weitere Verbesserung wurde dadurch erreicht, daß der zum Anrufen der Vermittlungsanstalt dienende elektrische Strom nicht mehr galvanischen Batterien entnommen, son-

dern durch Magnetinduktoren erzeugt wird, die durch Drehen einer Kurbel in Tätigkeit gesetzt werden. Bei den Systemen mit Zentralbatterie fällt sogar auch diese Art des Anrufs fort: durch Abheben des Fernhörers von seinem Haken wird in der Vermittlungsanstalt eine Glühlampe entzündet und dadurch die Aufmerksamkeit des Beamten erregt.

Die erheblichen Kosten, die das — fast ausschließlich weibliche — Personal der Zentralen verursacht, führten zu dem Bestreben, die Herstellung der Verbindungen einem selbsttätig wirkenden Mechanismus zu übertragen, und in der Tat ist es in dem System Strowger gelungen, diese schwierige technische Aufgabe befriedigend zu lösen. In Berlin ist seit einiger Zeit ein solches elektro-mechanisches Fernsprechamt in Betrieb. An jedem Sprechapparat sind die Zahlen 0 bis 9 angebracht. Wünscht man z. B. Verbindung mit Nr. 4371, so dreht man einen Zeiger erst auf 4, dann auf 3 usw. und kann dann mit der gewünschten Nummer sprechen.

Die Leitungen zur Verbindung verschiedener Orte haben fast von Anfang an aus metallischer Hin- und Rückleitung bestanden, weil schon die ersten Erfahrungen zeigten, daß nur mittels solcher Doppelleitungen eine genügende Sprechverständigung auf weite Entfernungen erzielt werden kann. Die Leitungen bestehn jetzt fast ausschließlich aus Bronze oder Kupfer. In Verbindung mit den neuesten Mikrophonen, die namentlich bei Benutzung von Sammlerzellen für ihren Betrieb sehr kräftige Lautwirkungen besitzen, ist man jetzt im stande, auf Strecken wie Berlin—Paris, Berlin—Wien ohne Schwierigkeit zu sprechen. Um die kostspieligen Leitungen möglichst gut auszunutzen, hat man ähnlich wie bei den Telegraphenleitungen Methoden erfunden, um auf denselben Leitungen die gleichzeitige Abwicklung mehrerer Gespräche zu ermöglichen. Sind z. B. auf einer Strecke zwei Doppelleitungen A und B vorhanden, so kann man daraus drei Verbindungen bilden derart, daß in A, in B und in der kombinierten Leitung A/B gleichzeitig je ein Gespräch geführt wird, ohne daß die Worte sich verwirren. Man ist sogar noch weiter gegangen, indem man dieselbe Doppelleitung gleichzeitig zum Fernsprechen und zum Telegraphieren benutzt, d. h. während die Doppelleitung in gewöhnlicher Weise zur Abwicklung von Gesprächen dient, werden z. B. durch Hughesapparate Telegramme gewechselt, ohne daß dadurch eine Beeinträchtigung der Gespräche eintritt.

Die Flüchtigkeit des gesprochenen Worts hat seit Jahren namentlich in kaufmännischen Kreisen den Wunsch nach einer Vorrichtung erzeugt, die das Gesprochene in ähnlicher Weise festhält wie der Phonograph. Dem dänischen Ingenieur Poulsen ist es gelungen, hierfür einen anscheinend brauchbaren Apparat, den sogenannten Telephonographen, zu konstruieren. Unter dem Einfluß elektrischer Ströme wird Stahl bekanntlich dauernd magnetisch. Poulsen benutzt diese Eigenschaft und läßt die Sprechströme z. B. auf ein sich fortbewegendes Stahlband wirken. Dadurch wird dieses magnetisch, und zwar an einzelnen Stellen stärker, an andern schwächer, je nach der Stärke der in jedem Zeitteilchen vorhandenen Sprechströme. Führt man nun später das Stahlband an einem Elektromagneten vorüber, mit dem ein Fernhörer verbunden ist, so werden in diesem die ursprünglichen Worte und Töne sehr rein und deutlich wiedergegeben. Dies kann man beliebig oft wiederholen. Um die auf dem Stahlband magnetisch festgehaltenen Worte auszulöschen, braucht man nur mit einem Dauermagneten über das Stahlband hinwegzustreichen; dann ist es zur Wiederverwendung für die Aufzeichnung eines neuen Gesprächs geeignet.

Bei allen bisher besprochenen Methoden der elektrischen Nachrichtenbeförderung bedarf man einer metallischen Verbindung vom Absendungs- nach dem Empfangsorte. Nachdem aber Professor Hertz in Bonn gezeigt hatte, daß die Elektrizität sich vermittels des Äthers in Gestalt von lichtähnlichen Wellen auch ohne metallischen Leiter im Raum fortpflanzt, entstand von selbst die Frage, ob es möglich sei, mit Hilfe der elektrischen Wellen eine telegraphische Verständigung zwischen zwei nicht durch eine Drahtleitung verbundenen Orten zu erzielen. Es ist das Verdienst des Italieners Marconi, zuerst ein praktisch brauchbares System einer solchen drahtlosen Telegraphie angegeben zu haben. Unsere Leser sind über die einzelnen Stationen dieser epochemachenden Erfindung

sowie über ihre letzten Errungenschaften durch zwei illustrierte Aufsätze unterrichtet, die in den letzten Bänden der „Monatshefte“ veröffentlicht wurden (vgl. Franz Bendt: „Heinrich Hertz“, Januarheft 1900, und „Die Telegraphie ohne Draht“, Novemberheft 1901).

Die drahtlose oder Funkentelegraphie hat bereits sehr beachtenswerte Erfolge zu verzeichnen, denn es ist gelungen, mit ihrer Hilfe über Wasser auf mehrere hundert Kilometer zuverlässig zu telegraphieren. Dadurch ist z. B. den Schiffen die höchst wertvolle Möglichkeit gegeben, noch lange nach der Ausfahrt und vor dem Einlaufen in einen Hafen mit dem Festlande, den Leuchttürmen oder Feuerschiffen Nachrichten auszutauschen oder auf hoher See auf weite Entfernungen untereinander zu korrespondieren. Doch kann nicht genug davor gewarnt werden, an die Marconische Erfindung allzu hochgespannte Hoffnungen zu knüpfen, wie sie leider von der englischen Marconi-Gesellschaft (Wireleß Telegraph Co.), welche die Erfindung unter Anwendung ausgedehnter Reklame geschäftlich ausbeutet, durch ihre den Tatsachen weit voraneilenden Voraussagen im Publikum absichtlich genährt werden. Im Anschluß an die Behauptung Marconis, es sei ihm gelungen, auf funkentelegraphischem Wege das Zeichen für S von der irischen Küste über den Atlantischen Ozean nach Nordamerika zu senden, hat z. B. die Marconi-Gesellschaft die baldige Entbehrlichkeit und Entwertung der Unterseekabel prophezeit. Dadurch sind viele Besitzer von Kabelaktien in England bewogen worden, diese Werte schleunigst zu veräußern, so daß die Kurse dieser Papiere zum Teil um 50 Prozent gefallen sind. Wenn auch die moderne Technik tagtäglich durch neue Errungenschaften von großer Tragweite überrascht und daher gerade auf dem Gebiete der Technik nach jeder Richtung Vorsicht in der Beurteilung neuer Erfindungen geboten ist, so spricht doch alles dafür, daß die Unterseekabel voraussichtlich noch auf lange Zeit hinaus von dem Wettbewerb der Funkentelegraphie nichts zu fürchten haben werden, denn dieser haften erhebliche Mängel an. Dahin gehört zunächst, daß im Verhältnis zu den gewöhnlichen Telegraphiermethoden die Zeichen nur sehr langsam übermittelt werden können. Ferner machen atmosphärische Entladungen das Telegraphieren unmöglich. Im weiteren hat man noch nicht gelernt, benachbarte Funkenanlagen voneinander derartig völlig unabhängig zu machen, daß die Wellen beider sich nicht gegenseitig stören, obwohl in dieser Hinsicht schon bemerkenswerte Erfolge erzielt worden sind. Auch können die Telegramme von Unbefugten unbemerkt aufgefangen werden, denn es ist dazu nur nötig, in den Bereich der elektrischen Wellen an beliebiger Stelle einen Schirm mit Zubehör aufzustellen.

Neben Marconi haben sich deutsche Forscher, nämlich auf der einen Seite Professor Slaby und sein Assistent Graf Arco, auf der andern Seite Professor Braun in Straßburg, unter Einschlagung neuer selbständiger Bahnen große Verdienste um die Entwicklung der Funkentelegraphie erworben. Das System Slaby-Arco ist auf Grund der mit ihm erzielten günstigen Ergebnisse in der deutschen Kriegsmarine ausschließlich eingeführt worden. Ferner hat besonders Slaby die Apparate zusammengehörender Stationen so abzustimmen gelehrt, daß sie nur auf elektrische Wellen von bestimmter Länge ansprechen. Damit würde der Weg gegeben sein, um das Auffangen von Telegrammen durch Unbefugte und die Störungen durch benachbarte Funkenanlagen zu verhindern.

In großen Umrissen haben wir unsern Lesern ein Bild von der staunenswerten Entwicklung und von dem jetzigen Stande der Telegraphie und Telephonie zu geben versucht. Der Anteil, den beide im Verein mit den übrigen modernen Verkehrseinrichtungen an dem im neunzehnten Jahrhundert erzielten allgemeinen Fortschritt haben, wird durch nichts schärfer charakterisiert als durch das Wort des Kaisers: „Die Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs. Er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen, und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an.“

Im Schatten

Novelle

von

Elisabeth Dauthendey

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war die Zeit der Rosen. Die kühle Morgenfrühe war voll von ihrem Atem. Der ganze Garten war ein lodernder Farbenbrand und ein wogendes Meer von Düften, auf denen das starke Licht des jungen Tages spielte. Und Farbe, Licht und Duft sangen das Lied der Schönheit.

Auf den rinnenden Rhythmen der reifen Sommerschöne strömte die unendliche Melodie langer Erinnerungen über die wonnetrunkene Seele des Mannes, der einsam unter dem grünen Rebendache der Veranda stand.

Sein schönes Angesicht war jung, obgleich sein Haar schon leicht ergraut war. Jung war der starke, strahlende Blick der Augen, die mit der Ekstase des Künstlers in die erwachende Herrlichkeit des Tags schauten. Jung waren auch die bleichen vornehmen Hände, die lässig, in ungesuchter Anmut auf dem grauen Stein der Brüstung lagen.

Aber dieses Jungsein war nicht das der Jugend, auch nicht das des Glücks. Es war jene edle Jugendlichkeit, welche das Leben den Seltenen gibt, deren einsame Seelen inmitten aller Not und Bitternis ihres Daseins die unauslöschliche Sehnsucht nach dem großen Glücke in sich bewahren wie ein Heiligtum, aus dem ihnen immer wieder eine neue Kraft und eine neue Schönheit blüht.

Dieser Mann hatte den Glauben an das Glück, und das machte ihn so jung.

An ihm selbst war das Glück vorübergegangen. Aber da er so jung geblieben war in seinem Herzen, konnte er auch träumen, wie nur die Jugend träumt.

Selige, berauschende Träume kannte seine junge Seele. Nicht die Träume der Nacht, da die Seele schläft. Träume des Tags, die wie junge Götter in ewiger Allmacht sein Leben immer wieder neu schufen und ihn immer wieder zum Herrn über sein Schicksal machten, das in Wirklichkeit längst einen falschen Weg gegangen war. Träume, die wie weiße, kosende Frauenhände an sein warmes, darbendes Herz rührten, daß all sein Reichtum wild und jäh aufblühte und er geblendet vor der Pracht seiner eignen Seele stand, deren Herrlichkeit niemand begehrte.

Wenn er nach solchen Träumen zur Wirklichkeit erwachte und sein betrogenes Herz aus allen Wunden blutete, so trug er seinen Schmerz zu seinem geliebten Flügel und rührte mit tastenden Händen an die Tore der ewigen Schönheit der Musik, die in unerschöpflicher Bewegung die heiligen Quellen des Trostes über die Qual der Menschheit strömen läßt.

Es blieb die große Gnade seines Lebens, daß er ein Künstler war.

Ein stiller, inwendiger Künstler, der den Schätzen der Kunst nichts hinzuzufügen hatte, aber mit feinen, fühlenden Händen und anbetender Seele sich ihres Reichtums zu freuen wußte. All die Dunkelheiten und Härten seiner Tage, alles, was sich schwer und eng auf seine stets wache Schönheitssehnsucht legte, das löste in der Musik sich von ihm ab.

Und er fühlte ein Jauchzen in seinem Blute und ein himmelhohes Frohlocken seines ganzen Wesens, wenn er in diesem heiligen Strome des Vergessens untertauchte und alles hinter sich ließ, was sein Dasein

verdarb, und nur sich selbst fühlte, sich selbst und die Kunst, die ihm eine neue Erde gab und einen neuen Himmel, zu dem er wachsen konnte in schrankenloser Lust an den Höhen, die seine Lockung waren.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie einzig schön der Garten vor ihm lag! Das feine Lächeln des Epikureers flog ihm plötzlich über Mund und Augen.

Er genoß in vollen Zügen diese morgenfrische Herrlichkeit seines eignen Besitzes.

Die Villa lag mitten im üppigen Grün des Stadtparks.

Der Garten stieß rückwärts mit mehreren Nachbargärten zusammen und erhielt dadurch einen unübersehbaren Hintergrund, so daß seine schattigen Gänge und heimlichen Winkel sich weit weg zu verlieren schienen und einem so die Illusion eines großen Parks gaben, obgleich in Wirklichkeit der Raum nicht allzu groß war, den er einnahm.

Über den dunklen Spiegel des Teichs stieg der feine Bogen einer kleinen Brücke. Ein rosenumflossener Pavillon lag auf einer sanft aufsteigenden Anhöhe. Irgendwo im Schatten plätscherte ein Brunnen. Auf weiten, lachenden Rasenmatten lag ein leuchtendes, sonnengoldenes Grün. Eine Fontäne warf breite Wasserstaubbänder über moosiges Felsgestein.

Und wohin das Auge sah, quoll ein Strom blühender Rosen. Am Haus hinauf, dem Gitter entlang — in massigen Bosketts, von der Veranda in fallendem Gehänge — überall die göttlichen Blumen, deren dreifache Vollkommenheit in Form, Farbe und Duft unsre Sinne mit einem Rausch von Entzücken überwältigt.

Und diese ganze Schönheit war sein eigen. Doppelt sein eigen, da die Pläne für Haus und Garten sein Werk waren und seine Augen und Hände die Vollendung geleitet hatten.

Für heute hatte er heimlich wieder etwas Neues ausführen lassen. Und deshalb war er so früh herausgekommen.

Langsam stieg er die Treppe der Veranda hinab. Seine Gestalt war von vollendetstem Ebenmaß, und seine Bewegungen hatten in ihrer ungezwungenen Natürlichkeit einen feinen Rhythmus, der sie als etwas Musikalisches empfinden ließ und seiner kraftvollen Erscheinung jene Grazie hinzufügte, die der höchste, aber auch der seltenste Reiz der Mannsschönheit ist.

Hofrat Godwin Michael ging in die Tiefe des Gartens.

Dort, wo dieser, durch leichtes Gitterwerk vom Nachbarbesitz getrennt, mit ihm in schier endloser Perspektive zusammenzuwachsen schien, hob sich aus dünnem, weißlackiertem Lattenwerk ein reizendes Lusthaus von dem dichten, dunklen Laubgrunde der Platanen ab.

Der mittlere Teil sprang vor und ließ rechts und links zwei schmalere Flügel noch tiefer in den kühlen Schatten dringen.

Es bildeten sich so drei reizende Räume, die gedeckt und doch luftig einen entzückenden Aufenthalt für die heißen Stunden des Tags boten.

Innen war mit roten Gartenmöbeln, roten Vorhängen und Matten, bunten Ampeln und rankenden Gewächsen ein behagliches Interieur geschaffen.

Wieder flog ein Lächeln des Entzückens über Godwins schönes, meist ernstes Gesicht.

Das war seine Idee, und wie schön war es geworden!

Plötzlich senkte er den Blick zur Erde.

Es ging wie ein langsames, suchendes Besinnen über ihn hin.

Ein schwerer Seufzer kam über seine Lippen —

Wozu? —

Für wen hatte er doch dies geplant und ausgeführt?

Für sie.

Für sein Weib —

Heute war sein Hochzeitstag.

Gestern nacht war Adine heimgekehrt von dem Besuche ihres kranken Vaters, und heute sollte sie mit dieser Freude überrascht werden.

Godwins Ausdruck wurde immer düsterer, je länger er an Adine dachte und sich vorstellte, was sie wohl zu dieser Überraschung sagen würde, die auszudenken und auszuführen ihm eine so köstliche Freude gewesen.

Nun alles fertig war und er nur noch auf ihre Worte der Anerkennung wartete, wollte es ihm plötzlich alles so wertlos und nüchtern erscheinen, und aller Reiz verflog, wenn er an ihre kalten Augen und ihre mißmutige Stimme dachte, mit denen sie ihm diese kleine wie so manche andre große Freude

in einem schnellen Augenblick zerstört haben würde.

Denn wie jeder warmfühlende Mensch konnte er nur dann im Kleinen und im Großen ganz genießen, wenn ein andres, Liebendes mit ihm genoß.

Da huschten leichte Schritte im Pavillon.

Godwin sah auf.

O, wie schön war das!

Am Eingang des Mittelraums standen zu beiden Seiten hohe, schlanke, grün-rote Vasen, gefüllt mit großen Büschen von feuerfarbenen Lilien. In den Fenstern schaukelten auf schlanken Ringen bunte Kakadus, und über den Tisch in der Mitte breiteten eben schmale weiße Frauenhände eine prachtvolle purpurrote Tuchdecke, auf der Sträuße weißer Seerosen mit grünem Geblätter kunstvoll gestickt waren.

„Angelika —" Ganz leise sagte er es.

Aber sie hatte seine Stimme gehört oder wohl mehr gefühlt.

Sie wendete sich schnell zu ihm.

Jeder von ihnen machte einige rasche Schritte, denen man die innere Erregung anmerkte.

Auf der Schwelle kamen sie zusammen und reichten sich die Hände, ohne ein Wort auf den Lippen, aber mit tausend schönen Gedanken in den strahlenden Augen. So standen sie eine Weile. Einer im Banne des andern, verloren aneinander in der feierlichen Stimmung des besonderen Tags, der den Alltag wegschob von ihnen und sie wieder einmal den seltenen, köstlichen Augenblick in seiner ganzen, schmerzhaften Schönheit auskosten ließ, in dem sie sich eins fühlten in dem letzten heiligen Grunde ihres Wesens.

Im ganzen Jahre gingen sie leicht und schnell aneinander vorüber, sprach nur ihre Oberfläche zueinander.

Nur an diesem Tage des Schmerzes, der eigentlich ein Tag des Glücks hätte sein sollen, kamen sie einmal ganz zueinander mit schrankenlos geöffneter Seele.

Und in beider Augen flammte die Feuergarbe der Liebe auf, wie eine befreite Flamme aus der Verschüttung aufloht.

Doch trotz der Flamme lag es wie ein seliger Frieden in ihren Augen, wie eine tiefe, dankbare Anbetung der Reinheit ihres Willens, die jeder in dem andern wußte.

Ihre schlanke, hohe Gestalt war fast gleich groß mit der seinen.

Ihr edelgeformtes Gesicht war bleich und tief ernst, der Ausdruck der dunklen Augen und die Linien um den etwas großen, aber schönen Mund weich.

Der Eindruck ihres Wesens war der eines warmen, unerbittlichen, aber wundersam schönen Ernstes, dem jede Härte und Häßlichkeit fehlte, als ob im Augenblick eines tödlichen Schmerzes ihr Lächeln ausgelöscht worden sei für immer.

Ihre Stimme war weich und voll, mit einem warmen Unterton, der wie quellendes Leben aus einer geheimnisvollen Tiefe zu kommen schien.

Auch sie hatte die erste Jugend hinter sich. Aber auch sie hatte sich die Biegsamkeit und Schönheit der Linien erhalten, die sie jünger erscheinen ließen, als sie war, nur daß es wie verhaltene Trauer über allem ihrem Tun und Wesen lag.

Sie hatten viel Ähnliches die beiden.

Man fühlte, daß sie an demselben Schmerze zueinander gewachsen waren. —

Nachdem sie ihre Blicke lange wortlos ineinander versenkt und ihre Seelen sich gegrüßt hatten, entzog Angelika ihm ihre Hände.

„Nun lassen Sie mich schnell fertig machen —"

„Sie — heute — weißt du doch, was du mir versprachst —"

„Doch — doch. Ja — einmal im Jahr uns nahe sein — ganz nahe, um es wieder ein neues Jahr still tragen zu können, daß uns das Leben zu spät einander finden ließ — Du — Godwin, da sind deine Lieblinge, die Feuerlilien — sieh, wie sie golden glühen im Sonnenlicht —"

„Danke dir, Angelika — nur immer danken möchte ich dir — daß du bist — und so bist, daß meine ganze Seele dir entgegengehn muß."

* *
*

Angelika war Musiklehrerin.

Sie unterrichtete auch Godwins beide Kinder. Aber ihr Beruf, der sie unter so viele, oft minderwertige Menschen führte und sie von ihnen abhängig machte, und der für sie ein täglicher Kampf um ihre Existenz war

er hatte nicht eine Faser der Schönheit ihrer Seele zu zerstören vermocht.

Nichts Kleinliches hatte Raum in ihrem Wesen. In harmonischer Geschlossenheit ging sie durchs Leben.

Die stille Gelassenheit ihres Gangs und die sanften Bewegungen ihrer Hände bezeugten in ihrer wohltuenden Ruhe die ungebrochene Vornehmheit ihrer edlen Natur, die sie sich trotz aller Engen und Härten ihres Daseins zu erhalten gewußt hatte.

Ihr Wille hatte eine große, einfache Richtungslinie, und das gab ihr die stille Schönheit, welche man ein ganzes Leben lang genießen kann, ohne ihrer müde zu werden.

Godwin genoß diese Schönheit mit dem Geiste und mit den Augen.

Sie hatte die letzte Hand an die Schmückung des neuen, lachenden Gartenhauses gelegt. „Nun, Geliebter — bin ich aber wirklich fertig —"

„Und das haben deine fleißigen Hände trotz aller andern Arbeit wieder in späten Nächten geschaffen, da du ruhen solltest von deinem schweren Tagewerk."

„O, wenn's dich freut —"

„Wunderschön ist's — herrlich —"

Und er hob mit zagen, dankbaren Händen die kostbare Decke auf und küßte sie.

Sie errötete jäh und heiß, als habe er sie selbst geküßt.

Unwillkürlich tat sie einen Schritt von ihm weg, um dem Drange des eignen Herzens zu wehren, denn daß sie von ihm nichts zu fürchten hatte, das wußte sie. Seit jener einen Zärtlichkeit, der sie sich einst im schmerzlichen Schrecken der Erkenntnis ihrer Liebe zueinander fast unbewußt hingegeben hatten, behielten sie streng und kühl die Herrschaft über Blut und Sinne.

Ihre Liebe war zu groß, als daß ihnen ein halbes und heimliches Glück im Schatten der Schuld genügen konnte.

„Nun laß mich schnell ins Haus, Godwin — daß wir Adine wecken."

Er folgte ihr langsam zur Veranda und blieb da auf einem Stuhle sitzen, um Adine und die Kinder zu erwarten.

Da öffnete sich neben ihm ein Fenster.

Und dann strömten die warmen Töne eines Chopinschen Notturno zu ihm hin. Gut erfaßt und stark empfunden, aber mit dem Vortrag sehr junger, nicht sehr künstlerisch veranlagter Hände, welche trotzdem mit liebendem Opfermute zu spielen wagen.

Als Senta geendet, klatschte Godwin seinen Beifall. Sie hatte ihm doch eine Freude machen wollen.

Aber dann kam wirklich eine Freude — eine große, berauschende Freude. — Eine ganz junge, aber himmelschöne Stimme sang das Lied an die Kunst — dieses tiefe, heilige Lied, das ihm, der so ganz Künstler war in seinem tiefsten Grunde und doch nie zu einer eignen künstlerischen Offenbarung gelangt war, das Gemüt aufwühlte in Schmerz und Wonne, Seligkeit und Qual.

Die das Lied sang, war Erika, seine Jüngste. Welch eine Stimme, welch herrliches Glück, — wenn sie hielt, was sie versprach. Aber noch etwas andres außer dieser blühenden Zukunftshoffnung war es, was Godwin mit so tiefer Ergriffenheit erfüllte. In der Stimme seines Kindes sang für ihn noch eine andre Stimme mit. Angelikas Stimme, die er vor langen Jahren zum ersten Male hörte, als er am Altar kniete und sein Herz in himmelstürmender Erwartung vor den Toren des Glücks lag und nur ein ganz dünner goldner Schleier ihn noch von einer letzten Seligkeit zu trennen schien, die seinem Leben ein ewiges Paradies schaffen würde.

Es gibt Stimmen, die sich zur Erde senken und mit brausendem Flügelschlag alle irdische Glut, allen Sturm und alles Erbeben aufnehmen und zu den letzten Abgründen der Lust und der Entzückung tragen, die jeden Tropfen unsres Bluts mitstürmen und -rasen machen bis zur endlichen Trunkenheit der Erschöpfung. Sie haben fast etwas Körperhaftes, Greifbares, mit dem man gleichsam ringen und das man an sich reißen kann.

Und es gibt andre. Die setzen schon gleich über dem Irdischen ein. Sie sind ganz körperlos und singen mit Engelszungen und tragen uns über unsre Erdschwere hinweg zu den reinen Höhen der Erlösung von uns selbst. Auch sie geben uns eine Trunkenheit — aber nicht die des Bluts, sondern die der Seele.

So war Angelikas Stimme. Und deshalb hörte er sie am liebsten immer wieder in der Kirche.

Und auch Erikas Gesang hatte diesen seraphischen Höhenklang, der uns zu den Bergen trägt, von denen wir einen Blick ins gelobte Land tun. —

Das Geräusch von vier schnellen, sich überstürzenden Mädchenfüßen weckte Godwin aus seiner Versunkenheit.

Und vier schlanke, kühle junge Arme legten sich um seinen Hals.

„Du, Vater —"

„Du, Vater —"

„Ich gratuliere dir," sagte Erika laut mit knabenhafter Lustigkeit.

„Ich wünsche dir alles Schöne," flüsterte Senta leise an seinem Ohr.

„Ich danke euch — das habt ihr schön gemacht. Doch wo ist Angelika, daß ich ihr auch danke —"

„Sie ist in die Küche hinunter und sagt, daß man das Frühstück in den neuen Pavillon bringt."

„Hurra!" schrie Erika. „Heute dürfen wir es endlich sehen, das Geheimnis — komm, komm," — und sie zog die viel größere Senta mit sich fort.

Godwin folgte ihnen.

Die Mädchen waren außer sich vor Vergnügen über das neue Lusthaus. Erika flog von einem Stuhl zum andern, um zu versuchen, welcher der bequemste war. Senta tippte leise an den Holzringen, daß die bunten Vögel sich schaukelten. Dann flogen sie dem Vater entgegen.

„Wie reizend — wie wunderschön!"

„Da kommt Mama!"

Adine kam langsam und schwerfällig die Treppe herab. Es war kaum zu glauben, daß sie je einst jung und anmutig gewesen sein sollte. Und doch hatte sie dem wählerischen Geschmack dieses Mannes einmal genug getan.

„Guten Morgen," sagte sie. Ihre Stimme war klanglos und gleichgültig.

Die Mädchen gingen zu ihr und sagten ihren Glückwunsch, aber sie hatten keine Zärtlichkeit für sie wie vorher für den Vater.

Godwin reichte ihr den Arm und führte sie zum Pavillon.

„Ach — das ist die große Sache, aus der du die ganze Zeit so viel Wesens machtest — ja, es ist ganz hübsch. — Ah, guten Tag, Angelika — das mit der Musik hätte auch eine Stunde später sein können, ich war noch so müde. Also hier sollen wir heute frühstücken? — Nun, einmal geht's ja — aber öfter wird es den Leuten zuviel Arbeit machen. — Ach, laß doch, Godwin — bleib doch."

Die Kinder liefen dem Vater nach.

„Du wirst sehen, nun bringt er mir wieder die Nielrosen — jedes Jahr dasselbe."

„Freut's dich nicht?" sagte Angelika.

Adine lachte — ein leeres, gedankenloses Lachen. „Freuen — ach was, zum Freuen sind wir doch schon alle zu alt."

Godwin kam wirklich mit einem Strauß der herrlichen Rosen in der Hand. Er legte sie vor Adine hin und strich ihr mit zwei Fingern über das Haar, zu einer andern Liebkosung lockte sie ihn nicht mehr in ihrer kalten Gleichgültigkeit. Und doch hatte er sie einst zu lieben geglaubt. Aber da er ohne Kampf aus einer herrlichen Jugend in ein lachendes Leben voll Sieg und Gelingen übergegangen war, hatte er auch die Liebe lachend und leicht in sein Herz einziehen lassen. Er hatte es sich so selbstverständlich gedacht, zu zweien zu den Höhen des Menschentums zu streben. Sein starker Schönheits- und Wissensdrang hatte ihn schon früh zu allen Quellen der Kunst und Wissenschaft geführt, und diese hatten in ihm jene warmen Tiefen bereitet, aus denen die Ströme des Glücks fließen, wenn eine starke Leidenschaft ihre letzten Gründe aufwühlt. Doch die Liebe, die seiner suchenden Sehnsucht entgegenkam, war ein Augenblicksrausch, an jungen blühenden Reizen entzündet. Und die Blumen, die diese Liebe gab, waren sehr bald verwelkt, weil sie nur in der dünnen Frühlingsschicht der Seele aufgeschossen waren und keine Tiefe fanden, um Wurzel zu fassen zu dauerndem Wachstum. Als die Lieblichkeit der ersten Jugend verflogen war, blieb nichts zurück als die durch nichts zu erschütternde Gleichgültigkeit einer vorzeitig alternden Frau.

So hatten sie viele öde Jahre nebeneinander verlebt. Und wenn ihn sein Beruf nicht so stark, ja fast über seine Kraft in Anspruch genommen hätte und ihm nicht der Trost der holden Kunst geblieben wäre — er hätte ebenso seelisch verkümmern und absterben müssen in seinem kalten lichtlosen Heim.

Es lag wie ein Druck auf der kleinen Tafelrunde. Das äußere Leben war so reich an allen schönen Möglichkeiten für diese Menschen. Aber das Eine — das Beste, das mit tausend Schätzen nicht zu Erkaufende, das von jedem immer wieder neu und selbst errungen werden muß — das fehlte ihnen.

Erika als die jüngste, noch blind für die tieferen Schatten des Lebens, war die unbefangenste und ihr lautes, lebhaftes Wesen allen eine Erlösung aus der quälenden Verstimmung, die in der Luft lag. Aber Sentas Augen gingen schon oftmals voll Pein und Fragen zwischen den Eltern hin und her.

„Sieh nur Angelikas herrliche Arbeit,“ sagte Godwin und schlug das weiße Tischtuch zurück.

„Ach, lassen Sie doch, Godwin — Adine macht sich ja nichts aus Handarbeiten.“

„Es ist ja auch geradezu unsinnig, sich heutzutage so abzuquälen, wo man alles so schön fertig haben kann.“

„Aber, Adine!“

Angelika sah nach der Uhr. „Ich muß gehn.“ Sie erhob sich still ohne jeden Mißmut in ihrem schönen Gesicht und reichte allen die Hand zum Abschied.

Senta und Erika begleiteten sie zum Tor und streichelten ihre Hände.

Bald darauf war es auch für Godwin Zeit, sich zu seiner Arbeit zu begeben. Gesenkten Haupts, wie unter einer Last gebeugt, ging er seines Wegs.

„Hurra, Papa!“ rief Erika, an das Geländer des Gartens gepreßt, und reichte ihm eine prachtvolle Nelke durch das Gitter. „Da, für dein Knopfloch — die erste, die in meinem Fenster aufgeblüht ist.“

Er nahm die Blume, und ein Lächeln kam in seine Augen. „Danke, Kind, — danke.“

Etwas seitab stand Senta. Sie sagte nichts. Sie streckte ihm nur die Hand durch das Gitter hin und drückte die seine warm und innig — in ihren Augen lag eine sanfte Traurigkeit. Godwin erwiderte den warmen Druck ihrer Hand und nickte ihr freundlich zu. Es war ihm, als ob seine Last plötzlich leichter geworden wäre. Aber die Traurigkeit in Sentas Augen ging ihm nah und tat ihm weh.

Es war Zeit, sie fortzubringen aus der schweren Luft ihrer Häuslichkeit, sie in einem freieren Heim, unter fähigeren Händen aufblühen und reifen zu lassen zur Erkenntnis des Lebens. In die Tiefe des Wissens sollte sie schauen lernen und sich Geist und Herz reich machen, daß sie einst an den vollen Tafeln der Erde ihren Platz nehmen konnte und fähig wurde zum Geben und Empfangen. Ihre Jugend, auf deren Schwelle sie eben mit zögerndem Bangen stand, sollte frei sein von dem Drucke, den das öde, leere Leben im Hause nun schon auch über sie auszuüben begann.

Es wurde ihm schwer, die sanfte knospenzarte Süße ihres Wesens von sich wegzugeben, von der ihm oft Licht und Wärme gekommen war in den dunklen Stunden seiner freudlosen Ehe. Aber es mußte sein. Die jungen Augen sollten erst lachend in die Sonne schauen, ehe sie den Schatten sehen mußten. Die zum Lebensernst langsam erwachende Seele mußte erst noch an der glücklichen Sorglosigkeit der Jugend erstarken, um den kommenden Schmerzen gewachsen zu sein.

* *
*

Das Opfer war gebracht. Er selbst hatte Senta in das Pensionat begleitet, das mitten in einer herrlichen Landschaft lag.

Unter fröhlichen Genossinnen und der Obhut vorzüglicher Frauen hatte er sie schweren Herzens zurückgelassen.

Das war nun bald zwei Jahre her. Öde, leere Jahre im Drill der täglichen Arbeit verbracht. Eben war er wieder auf dem Wege dorthin. Die Sommerhitze lag brütend auf der Stadt. Seine Nerven waren überreizt. Seine Stimmung ohne jede Freudigkeit.

Die Stadt schien schon halb verödet, — ihm schien sie leer, denn Angelika war schon seit einigen Tagen fort.

Die Ferien standen vor der Tür. Das war ein Lichtblick, denn dann kam seine Große heim. Absichtlich hatte er sie in diesen Jahren auch in den Ferien nicht nach Hause kommen lassen. In ruhiger Entwicklung sollte sie zu ihrer Jugend heranreifen.

Aber sie fehlte ihm.

Und auch sie sehnte sich zu ihm. Ihre Briefe sagten es immer deutlicher. In ihren Briefen lag die werdende Schönheit ihrer

Seele. Vom schüchternen Stammeln unbeholfener Kindsart hatte sie wie plötzlich den Weg zum Ausdruck ihres besonderen persönlichen Empfindens gefunden.

Unwillkürlich griff er in die Tasche. Dort trug er ihren letzten Brief seit Tagen bei sich. Er war so tief in Gedanken, daß er ganz vergessen hatte, daß Erika an seiner Seite ging. Mit der Büchertasche am Arm geleitete sie ihn ein Stück Wegs.

„Woran denkst du nur, Papa?"

„An Senta —"

„Ach, an die denkst du so oft, weil sie weg ist, — aber du sollst auch an mich denken," — und sie bohrte ihre schmalen, rastlosen Finger in seine geschlossene Hand. „Aber ich freue mich auch auf sie — unsre Große, wie sie wohl aussieht jetzt? Heute abend singe ich dir mein neues Lied; Angelika sagte, das soll ich dir singen, wenn sie fort ist."

„Ja, ja, Kleines, das wird mich freuen."

„Aber du machst gar kein frohes Gesicht."

„Ich bin müde, Kind."

Erika sah ihm ernst in die Augen, und das kleine blasse, schmächtige Gesicht mit den großen, machtvollen Augen, in dem eine ganze Welt voll Drang und Leben lag, wurde plötzlich so alt im Ausdruck, daß er erschrak.

Auch sie, auch sie schon vom Schatten berührt!

Er legte seinen Arm um ihre Schultern. „Weißt du, Kind, was wir tun, wenn Senta kommt — wir reisen dann zusammen ins Gebirge; das wird uns gut tun — wie?"

„Ich auch?"

„Wir drei!"

„Und Mama?"

„Mama geht zum Großvater."

„Hurra, wir drei! — Und nun muß ich hier um die Ecke — leb wohl, Papa; wenn ich nicht vorher vor Freude sterbe, küsse ich dich tot, wenn du nach Hause kommst!" Und ihre hochgewachsene, magere, bewegliche Gestalt verschwand im Schnellschritt in der Biegung des Wegs.

Er sah ihr noch eine Weile nach. Wie er sie liebte, seine beiden! Seine Kinder. Welch eine Fülle von Wärme und Hoffnung lag in diesem Wort.

Noch wußte er nicht ganz, welch ein Höchstes an Freude und Lust die Kinder seinem Herzen sein konnten. Noch war er nicht ganz fertig mit dem Schmerz über sein zerstörtes Leben, und noch war er zu jung und überhaupt zu kraftvoll in seinem Glücksbedürfen, als daß er sich und sein Leid hätte schon ganz vergessen können über dem Jüngeren und Werdenden.

Aber schon fühlte er in ihnen die Wesenskeime sich erschließen, aus denen ihre Eigenart sich formen würde, und mit Wonne empfand er, daß es von seiner eignen Schönheit war, was ihm da entgegenwuchs.

Aus Sentas biegsamer und hingebender Seele fühlte er den Rhythmus seines eigensten Wesens heraus. Abgedämmt zwar zu den feineren und zarteren Schwingungen der weiblichen Psyche, aber so eins mit ihm in seiner Bewegungsquelle, daß er sie oft als einen Teil seiner selbst empfunden hatte, wenn sie sich in ihrer stillen Art wortlos in seine Arme schmiegte.

Eine ganze Weile konnte sie so im Abenddämmer mit geschlossenen Augen liegen, und ihm war dann, als kehrten die Träume seiner eignen Jugend auf den sanften Wellen ihres Herzschlags zu ihm zurück.

Es war seine eigne Stille und Wärme, die er in ihrer kinderfrommen Seele liebte, jene sommerreife Stille in ihm, die ihm immer wieder den Frieden gab, zu dem er vor den kleinlichen Stürmen seines Lebens flüchten konnte.

Erikas Art war persönlicher.

Doch auch sie hatte aus dem Reichtum seiner Seele geschöpft.

Das, was an heißer Sehnsucht und starkem Willen, an Flügelschlag und Mut zur Höhe in seiner hoffnungsfrohen Jugend in ihm gewesen, brauste ihm aus ihrer jungen, himmelstürmenden Lebenskraft entgegen.

Aus ihrem knabenhaften Übermut hörte er die Stimme seiner goldenen Kindheit wieder, in ihrer selbstbewußten, zugreifenden Art empfand er fast schmerzhaft die stolze Zuversicht auf den Reichtum des Daseins, die einst auch die Segel seines Lebensschiffs mit Hoffnung und Lust beflügelt hatte.

Und wo war er gelandet! Fest eingerannt im versandeten Ufer, lag sein stolzes Fahrzeug hoffnungslos verkettet.

Eine brennende Scham ergriff ihn, daß er in zu flaches Gewässer, zu schnell und

zu leicht sich in den weichlichen Hafen der Ruhe hatte locken lassen.

Ja, das war es, was ihm die Tiefe verschüttet, den geraden Weg zur Höhe abgeschnitten hatte. Die satte Ruhe und tödliche Windstille um ihn, die die Frau, die er erwählt, um ihn geschaffen hatte.

Ganz leise und unmerklich war es geschehen. Mit Lachen und Girren in der ersten Zeit der jungen, schwachen Liebe, später mit mürrischem Unwillen wußte sie sich immer wieder seinem Drängen und Mühen zu entziehen, mit welchem er ihre Seele halten und zu sich zwingen wollte.

Adine hatte weder das Bedürfnis zu geistiger Entwicklung noch zur Schönheit irgend welcher Art. Für sie war mit der Ehe das Höchsterreichbare errungen.

Daß danach das Leben von einem neuen Standpunkte und zu neuen Zielen erst beginnen konnte, das lag ganz außerhalb ihres Begreifens. Sie gab sich ganz dem Behagen ihrer äußeren Lebensstellung hin, die ihr mühelos einen bewegten Gesellschaftskreis öffnete, der mit den Jahren immer größer und glänzender wurde.

Von den kleinen eintönigen Wellenbewegungen dieses Kreises ließ sie ihre Seele jahraus, jahrein immer im selben Tempo hin und her treiben und sich so über ihre eigne Bewegungslosigkeit hinwegtäuschen.

Die Gesetze und Sitten dieser Menschenklasse wurden die ihren, und von ihnen gestützt und getragen, fühlte sie langsam ihre Persönlichkeit zu einer Würde und Bedeutung gehoben, die sie weder ihrem eignen Wollen noch Denken zu verdanken hatte.

Und als sie dann noch ihren beiden Kindern das Leben gegeben, glaubte sie vollends alles getan zu haben, was das Leben von ihr zu fordern berechtigt war, und ließ sich nun doppelt gemächlich vom breiten Strom der banalen Gesellschaft dahintragen, an den flachen, reizlosen Ufern der großen Alltagsebene entlang. Godwin sah mit Entsetzen seinen Traum von der großen Seligkeit zu zweien in nichts zerrinnen und dafür jene furchtbare Einsamkeit zu zweien über sein Leben hereinbrechen, welche die grausamste Qual ist, da sie auch die Freiheit tötet, die den einzelnen noch über seinen Schmerz emporträgt. Und er als der Wertvollere, weil mit größeren und edleren Bedürfnissen ausgestattet, trug am schwersten an diesem Leide.

Sie empfand weiter nichts davon, als daß sie sich oft wochenlang nur kurz bei den Mahlzeiten sahen; aber da sie sich nichts mehr zu sagen hatten, war ihr das eher eine Befreiung als ein Schmerz.

Nur daß sie ihn jede freie Stunde vom Flügel her hören mußte und noch dazu jene brausende, für ihre karge Empfindungswelt melodienlose, in unendliche Fernen und Höhen sich verlierende Musik des großen Meisters, für den ihr das Verständnis völlig verschlossen war — das war ihre einzige Pein.

So war sein Leben nun lange Jahre hingegangen.

Was sollte daraus werden? So tot und unfruchtbar sollte es nun bleiben?

Es bäumte sich alles in ihm auf, gegen die Kargheit seiner Genußmöglichkeit bei der unendlichen Fähigkeit in ihm, die allerhöchsten Dinge des Lebens mit glühender Begeisterung zu umfassen.

Ach, wenn sie nur wenigstens seine Musik geliebt — nur geliebt hätte! ...

„So tief in Gedanken, Freund Hofrat?"

Godwin hob erschreckt sein tiefgesenktes Haupt. Er konnte sich nicht gleich in der Wirklichkeit zurechtfinden.

Da lachte die Dame auf mit dem weichen, melodischen Lachen, das warmen Altstimmen eigen ist. Das Lachen tat ihm wohl, und er erinnerte sich.

„O, Frau von Alten. Bitte tausendmal um Vergebung, habe Sie so lange nicht gesehen und vermutete Sie noch nicht zurück aus Italien."

„Wollte meine Freunde überraschen; bin seit gestern wieder da — habe Berge von Schätzen mitgebracht — und Meere von Schönheit zu erzählen. Kommen Sie zu mir, Hofrat — besuchen Sie mich. Gehe nächsten Monat nach meiner Villa in Bayreuth."

Bayreuth. Das Wort kam wie ein Blitz über ihn, eine ganze Welt tat sich ihm auf, wie ein Schwindel kam es über ihn. Er wußte nicht, was er tat, und nicht, was er wollte, aber dieses Wort allein war eine Erlösung für ihn.

Zu zweien dort des Meisters Werke hören — zu zweien, die ihn wie ihren Gott lieb=

ten — das war endlich einmal ein Tropfen Seligkeit nach langer Wüstenqual und Öde.

Und es war wie im Traum, daß er die weiße, heiß in die seine gleitende Frauenhand nahm, sie warm und lange wie in zärtlicher Entzückung in der seinen behielt — und seine Stimme klang fremd und weit weg, als er sagte: „Ich komme, gnädige Frau, mit tausend Freuden.“

Über Frau von Altens Gesicht flog ein Schimmer von Glück. Aber in den grünlichen Augen kam und ging ein schnell aufleuchtendes Funkeln, das seltsam abstach gegen die strahlende Freude, die auf ihrem Gesicht lag.

Godwin sah es nicht.

Die Uhr schlug vom nahen Turm.

„Es ist die höchste Zeit für mich — auf Wiedersehen — ich komme heute noch zu Ihnen hinaus.“

„Wünsche mir nichts Besseres.“

Mit drei Sätzen nahm er die hohe Freitreppe des Justizgebäudes.

In seinen Ohren war ein Sausen, und sein Blut sang in ihm.

Bayreuth zu zweien, die den großen Meister liebten!

Daß die zweite eine Frau war, die ihm schon lange mit Blick und Hand das Geständnis ihrer Liebe gegeben, und die nun mit ihm den Rausch genießen sollte, den dieser Tempel der Kunst in alle Ewigkeit für seine Jünger bereit hält — daran dachte er nicht.

Oder glaubte er es nur?

Wollte er nicht wissen, was er tat, und nur endlich einmal etwas tun, das ihn fortnahm aus der Enge seiner Ufer und ihn hinaushob auf den Ozean des Lebens, der Wonne und Elend, Seligkeit und Schuld in seinen Abgründen trägt und den Schwimmenden hoch hinaufschleudert und tief hinabreißt auf seinen unberechenbaren Wogengängen?

Einmal wieder seine Kräfte fühlen im Siegen oder Untergehn — Es war ihm fast gleich, wohin es ihn führte.

Seine Seele rang mit der Verzweiflung, die so lange Jahre schon sich wie schwarze Nacht über sein lichtsehnendes Verlangen breitete. Los mußte er von dieser Finsternis, wenn er nicht untergehn sollte. Einmal wieder vergessen. Wieder aufatmen in der großen Schönheit seiner Träume, sich reinbaden vom Staube der Stadt und der Enge seiner täglichen Qual.

Er war plötzlich schon nicht mehr hier. Mechanisch tat das Gehirn seine altbekannte Arbeit. Seine Seele hatte schon die zitternden Schwingen ausgespannt und ruhte aus von ihrer Schwermut im süßen Glücke des Erwartens.

* * *

Und nun stand er wieder auf dem heiligen Boden der Kunst.

Das Dasein war plötzlich verklärt, von einer goldenen Herrlichkeit umflossen und tausendmal des Lebens wert.

Selige Erinnerungen schlugen über ihn zusammen. Er grüßte die Stadt wie einen alten Freund. Ihre herbe, stets bewegte Luft tat ihm nach der engen Talschwüle wohl.

Er kannte die stillen, kühlen Wege, die zu lauschigen Traumplätzen führten, wo er so oft schon seinen unruhigen Geist gesammelt und zu jenem reinen Frieden gebändigt hatte, in dem alle Schranken und Hindernisse des Erkennens in nichts sich lösen, und der aus den vielfach geteilten Innenräumen der Seele einen einzigen weiten Festraum des Empfangens schafft, groß aufgetan dem seligen Strom der Kunst.

Oft schon war er als müder Pilger hierher gewandert, und immer war er stark und gesegnet heimgekehrt zu seiner Last, die ihn für eine Weile dann nicht mehr über seine Kraft dünkte, da er ihr eine neue Spannung seines wieder rein und stark gewordenen Willens entgegensetzen konnte.

Aber immer war er bisher allein hier gewesen. Er sehnte sich nach dem Doppelgenuß, den die Nähe eines Wesens gibt, dessen Verständnis und Liebe zur Kunst auf der gleichen Höhe mit der unsern steht.

Mit Angelika — das wäre das Glück gewesen. Aber immer hatte sie es ihm verweigert und ihn allein ziehen lassen.

Zu stark ahnte sie wohl die vereinende Macht der Kunst für zwei Seelen, die zueinander streben und doch getrennt bleiben müssen.

Endlich wurde es nun doch Zeit für ihn, Frau von Alten in ihrer Villa aufzusuchen.

Das feinlinige kleine Haus lag tief zurück von der Landstraße in der grünen Kühle eines schattigen Gartens. Frau von Alten saß in der Loggia mit einem Buch im Schoße.

Mit der Hand auf dem Griffe des Gartentors blieb Godwin einen Augenblick stehn. Das Bild vor ihm reizte sein Künstlerauge. Er mußte es eine Weile ungestört genießen.

Lätitia von Alten lehnte in lässiger Haltung in einem tiefroten Gartendiwan. Das sanfte, weiche Grün ihres Gewands hob die warmen Farben ihres dunklen Haars und ihres Gesichts, dessen bewegliche Züge ein starkes Temperament verrieten.

Im Hintergrunde die dunkle Tiefe der Loggiawand, über ihr vom Balkon des oberen Stockwerks und ihr zu Füßen am Geländer zum Garten quoll ein orangefarbener Strom üppiger Kressenblüten, die das Bild der schönen Frau wie aus Flammen herauswachsen ließen.

Als sie Schritte im Kies hörte, hob sie die Augen. Froher Glanz kam in ihren Blick. Sie warf das Buch beiseite und kam die Treppe herab.

Sie hatte einen merkwürdig schwebenden Gang — die Glieder schienen wie von einem inneren Feuer gelöst, von jeder Härte und Strenge der Bewegung befreit. Ein sonderbar feierlicher Rhythmus lag in ihrem Schreiten, und beim Herabsteigen der Stufen, wo sie frei und stark von den leuchtenden Farben umher sich wie ein Bild aus einem Rahmen löste, lag ein träumerisches, verhaltenes Selbstgenießen in der weichen, gleitenden Bewegung ihres abwärts steigenden Körpers.

Godwin genoß jede Bewegung, jede Linie, diese stumme Musik eines vollendet schön gebauten Frauenkörpers.

Nun standen sie sich gegenüber.

Einen Augenblick ohne Worte.

Sie gaben sich die Hand, aber gedankenlos, als etwas Formelles, das man tut, weil man's so gewohnt ist.

Sie waren zu voll von dem überwältigenden Eindruck, um sich selbst als einen Teil dieser Schönheit zu empfinden.

Lätitias Stimme war ohne jede Wärme, alle Erregung lag in dem Glanz ihrer genießenden Augen, als sie, mit einer Handbewegung ihn ins Haus einladend, das Schweigen brach: „Endlich sind Sie da — ich habe Sie schon gestern erwartet — das Vorspiel ist vorüber —"

„Ich konnte nicht früher, meine Gnädige. Wir haben aber noch viel vor uns."

„Die ‚Walküre' heute. In zwei Stunden. Mit Ihnen — welch ein Genuß! Setzen Sie sich. Lassen Sie uns plaudern, daß die Zeit vergeht."

Er setzte sich in einen der tiefen, hochlehnigen, bequemen Sessel, drückte den Kopf gegen die seidenen Kissen und blickte in das vielfach abgestufte Grün des Gartens.

Lätitia berührte die Glocke.

Ein Diener brachte den Tee in tiefblauem Sevres auf kleinen kupfernen Tischchen.

Er hob das Buch auf, das Lätitia vorher zu Boden geworfen, und legte es auf den Ständer zu den übrigen.

„Was lesen Sie?"

„Fuoco —"

Es war nur ein Wort, aber ihre Stimme loderte auf dabei wie eine Flamme.

Godwin sah zu ihr hin.

Ihre blauen Augen waren fast schwarz und starrten in die Ferne.

„Welch ein Mann, dieser d'Annunzio!" sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Ein Übermensch an Phantasie und Schönheitsdrang."

„Ein ganzer Mensch in seinem starken Willen zur Lebensfreude — zur Lust —"

„Il piacere, kennen Sie das?"

„Gewiß, ich kenne alle seine Werke, er berauscht und reißt fort mit seiner künstlerischen Intensität — er hat eine unendliche Melodie in seiner Sprache."

„Und seine Liebesmotive, wie wechselvoll zwischen höchster Ekstase und abgründiger Raserei."

„Seine Seele kennt den Madonnenkult und die schwarze Messe — welch ein Mensch — übergroß in seinen Schaudern und Wonnen — Sie lieben ihn?"

„Ich liebe ihn wie ein Darbender den Überfluß und ein Bettler den Reichtum."

Wie heiße Wellen kam ihre Stimme zu ihm her.

Er wollte sich dem Banne entwinden und sagte scherzend: „Sie eine Darbende — Bettlerin? Daß ich nicht lache — schauen Sie um sich, Undankbare!"

„Ja — ja — ich liege und besitze, laßt mich schlafen — nicht wahr, so sollte ich eigentlich sagen. Aber alles in mir wacht und wartet —“ Sie stand langsam auf und ging zur Brüstung der Loggia und hielt ihre Hände unter das fallende Wasser des Springbrunnens, dessen Strahlen zu dieser Höhe stiegen.

Mit ihren weißen, weichen, etwas großen Händen spielte sie mit dem kühlen Wasser. Die bunten kostbaren Ringe blitzten in der Sonne, und die kosenden Bewegungen ihrer Hände und Arme in dem leisen, rieselnden Rhythmus des rinnenden Wassers wirkten wie weiche Liebkosungen, mit denen sie ein Traumwesen umschmeichelte, das sie im Inneren ihrer Seele deutlich vor sich zu sehen schien, während ihre Augen über die Wirklichkeit vor ihr weit weg blickten, gleichsam in einen fernen Raum schauend, in dem ihr Wille herrschte und ihre Phantasie sich den zu eigen machte, der körperlich und greifbar vor ihr saß — aber unerreichbar und fern noch für die Sehnsucht ihrer lockenden Hände.

Godwin fühlte, wie das Weib mit ihm spielte, ihn auf einen Altar hob und den betäubenden Weihrauch ihrer Leidenschaft um ihn her aufsteigen ließ. Er ließ es über sich ergehn. Das Ungreifbare, Mystische, das wie ein breiter Wärmestrom von ihr zu ihm hinflutete, tat seinen müden Nerven wohl.

Etwas Auflösendes, Aufsaugendes kam zu ihm von ihr. Aber noch fühlte er scharf und hart eine Linie zwischen sich und ihr.

Wie die Schneide eines Schwertes lag sein Wille zwischen ihrem lockenden Werben und dem reinen Bilde seiner entsagenden Liebe. Er fühlte sich so stark in diesem heiligen Zeichen, daß er sich lächelnd einwiegen ließ von dem kosenden Spiel dieser weißen Hände und den fallenden Tropfen, die in der sinkenden Sonne wie in farbigem Feuer aufglühten und dann im nichts verlöschten.

Ein tiefer Glockenton kam plötzlich in die Stille aus dem Zimmer.

„Ah, es ist Zeit, daß ich mich ankleide — entschuldigen Sie mich, Hofrat — in wenig Zeit bin ich fertig.“

Er stand auf und stieg in den Garten hinunter. Alles um ihn her war von jener verschleierten Unwirklichkeit, die ein plötzlicher Wechsel von Umgebung und Menschen mit sich bringt. Und er gab sich dem Zauber hin in dem unendlichen Behagen, mit dem ein lange allzu hart Gebetteter sich in weiche Pfühle und Kissen vergräbt, um endlich einen schönen Traum zu haben.

Da tönte plötzlich das rauschende Fortissimo des Walhallmarsches aus den Fenstern zu ihm nieder. Er sah die lachenden Götter über die leuchtende Brücke schreiten. Und es erfaßte ihn eine schmerzhafte Ungeduld nach dem großen Gewaltigen, das seiner wartete im stillen Tempel der Kunst.

Er stieg schnell die Stufen wieder hinan — da trat Lätitia über die Schwelle des Musikzimmers.

„Kommen Sie, Hofrat, es ist Zeit.“

Sie war ganz in Weiß, und alles an ihr schien sanft und milder geworden in der leuchtenden Farblosigkeit, die sie umfloß und gleichsam alles Leidenschaftliche von ihr wegnahm.

„Wie ganz anders Sie jetzt sind —“

„Ich bin ein Stimmungsmensch und Farbenfühler und kleide mich gern in die Farbe meiner Stimmung.“

„Und was sagt Ihr weißes Gefühl?“

„Ich bin bereit und warte.“

* * *

Und es war wirklich die himmeljauchzende Wonne, die er erwartet.

Im weiten, dunklen, durch das bebende Schweigen der harrenden Menschen geheiligten Raume — neben der Frau, die, musikalisch in jeder Faser ihres Wesens, auch die leiseste Schönheit mit zitternder Seele aufnahm und in dem steigenden Prunk und der aufblühenden Herrlichkeit der Musik mitwuchs — riesengroß, zu einem schier schmerzhaften Entzücken ...

Wie sie nach Hause kamen, wußten sie beide nicht.

Es war still zwischen ihnen, aber laut und rauschend in ihrem Blute.

Der Diener kam ihnen mit Licht entgegen. Im Hause nahm er ihnen die Hüllen ab.

Lätitia öffnete die Tür zum Musikzimmer, in dem ein blaues Licht schwamm, das von der Decke niederfloß.

Noch immer kein Wort. Nur ihre flammenden Blicke lockten — riefen und flehten.

Er aber fühlte noch die scharfe Schneide seines Willens und das sanfte Licht seiner Erinnerungen.

Er reichte ihr die Hand: „Sie sind todmüde, und ich bin es auch — auf morgen —"

Sie fühlte, daß sie noch nicht im Siege war und schwieg. Nur das leise Zittern ihrer Hand verriet ihre Enttäuschung.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Abend mit dem brausenden Siegfriedjubel im Blute widerstand er ihrer Lockung nicht.

Die Erinnerungen sprachen leiser, und der Wille war stumpfer. Die leuchtende Kupferfarbe ihres leise rauschenden Gewands sprach lauter von ihrem siegsicheren Werben.

Ich glühe und warte — sagten ihre strahlenden Augen.

Im Musikzimmer herrschte ein feierliches dunkles Blau. Die Verholzung war schwarz mit flammenden Kupferornamenten.

Kupferne Lichtständer, welche vom Boden säulenartig aufstiegen, trugen je vier hohe Kerzen in einer ausbuchtenden geschwungenen Windung, so daß sie wie Saiten einer Lyra wirkten.

In der Mitte der Decke schimmerte ein tiefblauer Himmel mit goldnen Sternen, durch ein elektrisches Oberlicht über einem durchsichtigen Stoff erleuchtet, das eine wunderbar geheimnisvolle Stimmung über den Raum verbreitete.

Lätitia spielte am Flügel den tobenden Rausch der Sturmnacht.

Ihre flammende Leidenschaft raste in dem Donner und Blitz des Gewitterzaubers; als wolle sie ihre Seele von sich geben, wühlte sie sich in das tosende Tonmeer der Schreckensnacht. Dann wurde sie plötzlich sanfter und leiser, bis sie sich zu dem süßen seligen Liebesmotiv hingetastet hatte — und nun brach ihre herrliche Stimme in lohendem Jubel aus:

Du bist der Lenz,
Nach dem ich verlangte —
— — — — — — — —
Dich grüßt mein Herz
Mit heiligem Grau'n —

Ihre Stimme lockte und rief.

Und er stand an ihrer Seite, und seine starke warme Stimme antwortete der ihren:

O, süßeste Wonne —
Seligstes Weib — —

Und so ging Red' und Antwort zwischen ihnen ...

Die letzten grellen Accorde des Fronmotivs weckten sie zur Wirklichkeit.

Ihre Arme sanken schlaff an ihr nieder. Sie bog den Kopf zurück und lehnte den Oberkörper schwer und sehnsüchtig an seine Brust.

Ein lockender Duft von Reseden stieg von ihr auf. Er neigte sich zu ihr und küßte sie auf die Stirn.

Wie ein schwaches blasses Licht zuckte es in ihm auf — fern, ganz fern schien es, und er wußte kaum, was es von ihm wollte — aber im Unbewußten war die heilige Erinnerung noch da und rührte an seinen Willen. Er strich sich mit der Hand über die Stirn wie jemand, der aus dem Schlaf erwacht — mechanisch, wie einer fremden Macht folgend, wandte er sich von ihr, der Tür zu.

Lätitia erblaßte.

Ein harter, höhnischer Zug kam in ihr Gesicht.

Leb wohl, Siegfried,
Seligster Held —

rief sie ihm nach.

Sie fühlte, daß nur noch ein Tropfen des Vergessens fehle, um seinen Willen zum Vergangenen ganz auszulöschen — und sie ließ ihn ziehen.

Als er die Tür geschlossen, lachte sie leise auf, und mit zärtlichen Händen spielte sie das Liebesmotiv in allen Variationen und schickte es ihm nach in seine Träume.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Tuben, Posaunen und Trompeten waren noch in ihren Ohren und Brünnhildes sieghafter Walkürenruf, mit dem sie in die wabernden Flammen schreitet, als sie am letzten Abend heimgingen.

Es regnete in Strömen.

Sie nahmen einen Wagen, obschon sie viel lieber, wie die Abende vorher, durch die kühle Nachtluft gegangen wären, denn ihre Pulse pochten stürmisch nach all dem Wilden und Großen und Gewaltigen, das sich vor ihren Seelen abgespielt hatte.

Im Wagen fühlte Godwin Lätitias weiche Hand auf der seinen.

So war sie diesen Abend schon einmal zu ihm gekommen. In fiebernder Erregung lag sie auf der seinen, ihr Pulsschlag mischte

sich mit dem seinen, und er wußte nicht mehr, wessen Blut schneller und heißer durch die Adern jagte. Etwas ging von ihr aus, das ihn von der reinen Schönheit des Genusses wegdrängte und mit einer dunklen Gewalt überströmte, die ihm wie Rausch und Traum den Willen löste, daß er, seiner selbst nicht mehr sicher, sich nur noch von ihrer flammenden Leidenschaft umbrandet und beherrscht fühlte.

Wie plötzlich aus nüchternem nordischem Grau in eine üppige Tropenlandschaft versetzt, umfing ihn diese werbende Glut des lockenden schönen Weibs. Er, der Bettler seines Alltagslebens, saß hier wie ein König an Purpurtischen zwischen lodernden Goldsäulen, von Duft und Farbe und Glanz überschüttet in schwelgender Fülle — und fast hätte er laut aufgelacht in die stille, glühende Nacht um ihn her, da er an seine armen, kargen Tage dachte, die ihm immer weiter entrückt wurden in dem gaukelnden Traumleben der Gegenwart, daß er sich als ein ganz andrer empfand mit neuen Rechten an das Leben und einem andern Willen zu seinem Glück.

Wie ein gewaltsam zerrissenes Band flatterten die Erinnerungen an sein vergangenes Leben auseinander; nur der von unendlichen Empfindungen überströmende Augenblick erfüllte ihn, der seiner langen Entbehrung und ungestillten Sehnsucht eine schier überselige Entzückung verhieß. Und wie eine Antwort dünkte ihm dies bebende Leben neben ihm auf die schönheitsuchenden Wünsche seines Geistes.

Schulter an Schulter stiegen sie langsam — wie um jede Sekunde in ihrem Enteilen zurückzuhalten und jeden köstlichen Tropfen des Rausches selig zu genießen — die Treppe zum Hause empor.

Mit ihren bleichen, fiebernden Händen riß Lätitia die schweren Tuchvorhänge auseinander, die das Musikzimmer vom Speisesaal trennten, stieg die wenigen Stufen hinan und drehte an den Wandschrauben, daß plötzlich alles in einem lachenden Lichtmeer schwamm.

Die phantastischen Lichtträger glühten auf — ein Kranz strahlender Sterne an der runden Decke des dunkeltönigen Musikzimmers — und in den riesigen Seifenblasenbündeln, die von hohen goldenen Armen getragen in allen Farben irisierten und ein märchenhaftes Leuchten über den Eßsaal ergossen, der mit seiner ganz in weißem Holz mit rubinroten Tucheinsätzen gehaltenen Ausstattung wie ein lauter Jubelruf neben dem feierlichen Düster des Nebenraums aufstieg.

Lätitia selbst in rubinroter Seide, die alle ihre Bewegungen mit einem leisen, knisternden Geräusch begleitete, stand wie eine üppige fremde Blüte in der leuchtenden Weiße des Raumes.

Sie legte die Finger an die Glocke.

„Sekt!“ rief sie dem Diener zu.

Sie füllte die hohen, zerbrechlichen, wundersam geformten Gläser: „Die Blumen des Glücks dir und mir.“

Er stieg die Stufen hinan und nahm das Glas aus ihrer Hand.

Sie tranken bis auf die Neige.

Und ihre trunkenen Blicke glitten ineinander.

„Uns Darbenden endlich die Fülle,“ flüsterte sie und leitete ihn zu den großen bequemen, schwellenden Polstern von weißem Leder, die vor dem blumenverhüllten Kamin lagen.

Er blieb still und ließ sich umfangen und überschütten von ihrer Glut. Er fürchtete sich vor einem lauten Wort aus seinem Munde, als müsse der Zauber unwiederbringlich versinken, wenn er seine eigne Stimme höre. Ihre Stimme war ganz nahe an seinem Ohr und ihre Arme an seinem Halse. Plötzlich, mit einem Druck der Finger, stellte sie das Licht zu leisem Dämmer ab.

Und eine süße, selige Vergessenheit kam über ihn.

Alles war verschwunden — nur die zitternde Stille des Glücks umher blieb und die schwindelnde Empfindung, im nächsten Augenblick in einen feurigen Abgrund von Seligkeit zu versinken.

Ihre schmeichelnden Hände hielten ihn, und ihr heißer Mund lag auf seinen glückdürstenden Lippen.

Seine träumenden Augen starrten in die geheimnisvolle Dämmerung.

Alles war still, glückverlangend und glücksicher in ihm ...

Da war ihm, als höbe sich ein weißlicher Nebel von dem schwarzen Getäfel des unte-

ren Raums. Und aus dem Nebel formte sich ein wunderliebliches Gebilde.

Ein junges Weib in dem keuschen Glanze erster Jugendschöne, wie ihn nur die ganz kurze Zeit eben zur Blüte erwachter Jungfräulichkeit ausstrahlt, stand wie in greifbarer Wirklichkeit vor seinen Blicken.

Ihre großen Augen mit dem strahlenden Schimmer seligster Unschuld waren auf ihn gerichtet, ihre Hände wie in schmerzlicher Sehnsucht fest ineinander gefaltet.

Fremdartig schien ihm das Angesicht und doch so vertraut, als habe seine eigne Seele eine neue Form angenommen.

Und eine süße, weiche Stimme kam von ihr zu ihm: „O, Vater — in dir liebe ich alles, was groß und schön und herrlich ist in dieser Welt."

Das waren Sentas Worte gewesen in ihrem letzten Brief, die ihm das Herz so reich und stolz gemacht hatten.

„Senta!" rief er.

„Was sagst du, Geliebter — was sehen deine Augen?"

Er löste sich heftig aus ihren Armen. „Mein Kind rief mich — laß mich scheiden."

„Feiger Schwächling," sagte Lätitia mit erblaßtem, verzerrtem Munde.

„Fast wäre ich es geworden."

„Doch nicht so entrinnst du mir — nicht so reißt man den Becher dem Durstigen von den Lippen."

Mit schnellem Druck löschte sie alles Licht, und ihre Stimme durchklang heiser und zitternd die Finsternis: „Godwin — ich liebe dich — schon lange, du weißt es — willst du mich wieder lassen, nachdem du mir so nahe warst?"

„Höre mich, Lätitia — wenn du ein Kind hättest —"

„O, wenn ich ein Kind hätte — ich wäre ein andrer Mensch!"

„Würdest du vor deinem Kinde erröten wollen?"

Es blieb eine lange Stille.

„Geh!" sagte sie endlich, „geh!"

Er tastete sich behutsam zur Tür. „Verzeih mir!"

Aber es kam keine Antwort.

* * *

Die kühle Nachtluft legte sich ihm wohlig auf die erregten Nerven. Allmählich kehrte ihm die volle Besinnung auf sich selbst zurück. Ein leiser Schauer rieselte ihm durchs Blut bei der Erinnerung, wie nahe er daran gewesen, sich in dem Abgrunde zu verlieren, zu dem es ihn mit unheimlicher Gewalt gelockt hatte aus der trostlosen Ebene seines versandeten Lebens heraus.

Wie schnell war die Scheide überschritten, wo der Weg abwärts führt zu den Niederungen der Menschheit. Um derer willen, die er liebte, beglückte es ihn, daß der erste Schritt dahin nicht getan ward, daß er ihr reines Vertrauen nicht mit einer unheiligen Lüge täuschen mußte.

Als er nach der langen schlaflosen Nachtfahrt den heimischen Boden wieder betrat und seinem Hause zueilte, war ihm, als sei sein Leben ihm ganz neu geschenkt, als habe die letzte Zeit voll Drang und Sturm den Zwiespalt seines Wesens nun plötzlich und endgültig beendet. Eine große, edle Ruhe kam über ihn wie eine Befreiung von der Qual unruhiger Sehnsucht und tastender Wünsche.

Groß und heilig — wie die goldene Morgensonne über dem sturmbewegten Meere — ging ihm die Erkenntnis auf von der Fülle des Glücks, das ihm in seinen Kindern geblieben. Diese Werdenden, die aus seinem eigensten Wesen die Nahrung heischten für ihre erblühende Kraft und mit der untäuschbaren Sicherheit der Unschuld die leiseste Trübung seiner Reinheit empfinden würden.

Daß er ohne Schuld war, dünkte ihm plötzlich ein süßes, unsagbares Glück. Und wie zu einer neuen Welt voll strahlender Schönheit eilte er zu seinen Kindern.

Im Garten stand Senta. Lieblich wie eine Maienblüte im klaren Licht des keuschen Morgensonnenscheins.

Sie sah mit weichen, sehnsüchtigen Blicken in die Runde, als nähme sie nach der langen Trennung den Kreis der Heimat neu in ihre Seele auf; ihre Hände waren fest ineinander gefaltet wie in schmerzhafter Beherrschung eines drängenden Wunsches.

Godwins Augen leuchteten in seligem Entzücken auf — so war sie seiner liebenden Seele in jener Nacht erschienen. Sein Kind — das ihn gerettet vor dem Fremden und

Dunklen in seinem eignen Wesen, das nahe daran gewesen, ihn zu überwältigen — und die Erinnerung erschütterte seine starke Manneseele mit unaussprechbar feinen, ineinander flutenden Empfindungen von Dank und Jubel und Glück.

Sentas Blicke wurden unruhig. Fühlte sie die Wellen seiner andrängenden Liebe? — Da sah sie zu ihm hin.

„Vater!“ schrie sie. Und in dem Schrei lag eine Unendlichkeit von Sehnsucht, Liebe und Vertrauen.

Godwin riß das Tor auf. Senta flog in seine Arme. Und in der warmen Stille der Umarmung fanden sich ihre Seelen und erlösten einander von dem schweren Leide der Einsamkeit.

Es war, als ob ihr Wesen ineinander aufgehn wolle — sie gab ihm das ihre, und es war doch das seine; und sie wurden eins reicher an dem andern in dem heiligen Mysterium des sanften Liebesglücks zwischen Vater und Kind.

„O — o — ich bin auch da!“ rief plötzlich Erikas laute lachende Stimme, und wie ein Pfeil flog sie zu den beiden heran, die sich langsam und feierlich aus der Umarmung lösten.

Godwin fing Erika in seinen Armen auf und hob die leichte zarte Gestalt hoch in die Luft, daß sie vor lauter Lust laut aufjauchzte.

„Wie stark du bist, Papa — und so jung siehst du aus,“ — und sie glitt aus seinen Armen und umtanzte ihn mit ausgelassenem Übermut. „Daß du nun wieder da bist — und Senta auch, das ist schön; nun kann's herrlich werden — nun reisen wir doch zusammen, du weißt doch, das hast du mir versprochen. — Du, Senta, wir drei zusammen ins Gebirge.“

„Ist's wahr, Vater?“

„Ja, mein Kind — was sagst du dazu?“

Sie sagte nichts; in ihrer warmen Art legte sie nur ihren Kopf an seine Schulter und schaute ihm so strahlend in die Augen, daß er wußte, wie glücklich er sie machte.

So wanderten die drei eine Weile in stiller Versunkenheit durch die morgenkühlen Gänge des Gartens. Von einem Beete kam der feine, berauschende Duft von Reseden. Eine Erinnerung wie ein kurzer scharfer Schmerz ging dem Manne von diesem Dufte durch das Blut — traumhaft und unwirklich fern schwebte einen Augenblick das Bild des schönen Weibs durch sein Denken — wie weit weg war dies alles schon —, und seine edle, lautere, an der Versuchung des Lebens ungebrochene Seele fühlte sich plötzlich jung und selig wie ein Kind unter seinen Kindern — und jene reine Lust am bloßen Dasein überströmte ihn, und in ausbrechendem Übermute schlug er lachend in die Hände.

„Hü! alle meine Pferde — großer Klaus, kleiner Klaus — wer fängt mich?“

Die Mädchen liefen ihm nach, es gab ein scherzendes Jagen und Haschen, und endlich hatten sie ihn wieder zwischen sich und führten ihn stolz und glücklich zum Hause.

Auf der Veranda stand Adine. Sie hatte die drei schon eine Weile beobachtet. Sie lächelte Godwin ein wenig spöttisch entgegen. „So ausgelassen — nun, Bayreuth scheint dir gut getan zu haben — oder —“

Sie konnte den Satz nicht vollenden, so finster und streng wurde der Ausdruck in Godwins Augen.

Er stieg die Stufen zu ihr hinauf. Sie tat ihm plötzlich so leid in ihrer traurigen Unfähigkeit zu irgend einer Freude am Leben, und seine Stimme wurde sanft, als er sie fragte, wie es ihr ergangen.

„O, ganz gut — mir geht's ja immer gut.“

„Und was sagst du zu unsrer Senta — wie herrlich hat sie sich entwickelt — nun wollen wir versuchen, ihr das Heim recht schön und glücklich zu machen.“

Es lag ein leises Suchen in seiner Stimme, eine schwache, tastende Hoffnung, wieder ein Gemeinsames zu finden, auf dem sie nebeneinander arbeiten konnten für ein Drittes, das ihnen beiden gehörte. Er war ganz nahe zu ihr gekommen und reichte ihr die Hand — es war wie eine Bitte.

Adine sah ihn verständnislos an. „Was meinst du — haben's die Kinder nicht immer gut gehabt — nur keine Emotionen, darüber sind wir doch hinaus.“ Und sie nahm seine Hand nicht und ging ins Haus.

Es war unmöglich, noch etwas, irgend etwas von ihr zu erhoffen — das unüberwindlichste Hindernis stand zwischen ihnen,

die Gleichgültigkeit, die kalt und unerbittlich wie der Tod ist.

Gleichgültig pünktlich tat sie ihre Arbeit im Hause. Keiner hätte ihr eine Vernachlässigung ihrer Pflichten nachsagen können, aber was sie tat, war ohne Wärme, ohne jene erwartende Erregung der Seele, die das Gegebene und Geschehene wie fruchtbare Keime in die Seelen der andern dringen läßt und jenen geheimnisvollen Kreis des Werdens und Wachsens miteinander um alle jene schließt, die eines Bluts sind, und von dem es wie eine flammende Schönheit ausgeht, — und der Fremdling, der herzutritt zu einer solchen Stätte der immer wachen, gebenden und nehmenden Liebe, fühlt sich auf der Schwelle eines heiligen Tempels, in dessen Allerheiligstes zu schauen schon wie eine unvergeßliche Segnung über sein Leben hinströmt.

Diese gnadenvolle Tempelweihe fehlte seinem Hause. Doppelt nun mußte sein Vaterherz die jungen Werdenden hüten, um sie vor den Dornen zu schützen, die sein Leben zerrissen und seinen Willen zur Schönheit des Daseins hemmten und quälten. Und alles, was jung und stark und groß in ihm geblieben war, sammelte sich zu einer neuen Hoffnung und einem neuen Ziele. Der warme Strom seiner Liebe ging wie jubelndes Frühlingssonnenlicht zu dem sehnenden Erwarten und zitternden Lauschen der liebebedürftigen Herzen seiner Kinder. Und wie ein schier berauschender Duft überströmte ihn die Dankbarkeit ihrer glücklichen Seelen. All die strahlenden Wunder, die in unendlicher Schönheit aus den Tiefen der blühenden Jugend aufwachsen, wenn eine große Liebe diese Tiefen fruchtbar macht und diese Schätze zu heben weiß — all diese Schönheit wurde sein Eigentum und legte sich mild und heilend auf die Wunden seines Lebens.

* *
*

Die Wochen im Gebirge brachten den dreien eine Fülle von Glück.

Vergessen waren die Enge und der Alltag und die kleinlichen Gesetze des Lebens im staubigen Tal.

In der Höhe, an den weiten Horizonten in der lachenden Freiheit wurde alles eigentliche Menschentum, das wirklich Wertvolle in ihnen groß und stark.

Aus der unerschöpflichen Schönheit der Natur kam ihnen die Erkenntnis von dem unermeßlichen Reichtum und dem erhabenen Wert des Lebens, die sie jeder nach der Reife seines Geistes verschieden in sich aufnahmen, die sich ihnen allen aber zu der beglückenden Empfindung inniger Zusammengehörigkeit auslöste. —

Als sie heimkehrten, brachten sie einen reichen Schatz an Frieden und Wärme und starkem Willen zur Arbeit mit zurück.

Es begann für sie ein Leben voll Anregung und Lust.

In den Abendstunden fanden sie sich zusammen zu der Fülle des Wissens und der Kunst. Vor den strahlenden Augen seiner Kinder, die voll gespannter Erwartung, als habe er alle guten Gaben des Lebens zu verschenken, auf ihn gerichtet waren, vergaß Godwin die schwere Müdigkeit seiner von der Arbeit und mancherlei Erregung abgespannten Nerven, und diese Abendstunden wurden seine froheste Zeit.

Oftmals fand sich auch Angelika zu ihnen, und dann war der glückliche Kreis geschlossen, in dem Gebende und Nehmende nicht mehr wissen, wer von ihnen am dankbarsten zu sein hat für den feinen, unsagbar beglückenden Genuß am eignen Aufblühen und Wachstum.

Adine hatte zuerst neugierig dem sonderbaren Treiben zugeschaut. Dieses regsame Streben und diese glückliche Freude an anstrengendem Tun war ihr unbegreiflich — sie lachte darüber, dann gähnte sie dazu und zog sich endlich, gelangweilt, gänzlich zurück. Niemand vermißte sie — vielmehr war es allen wie eine Erlösung von einer Pein.

Wenn dann Godwin durch die Stille der Nacht Angelika nach Hause geleitete, war es wie ein stiller Frieden in ihren Herzen — der seligste Lohn derer, die im Schatten gehn und andern den Weg zur Sonne bereiten.

* *
*

Zwei glückliche Jahre gingen so in sanfter Stille über ihre Seelen.

Die Mädchen entwickelten sich zu feiner, persönlicher Eigenart.

Ganz verschieden die beiden, aber jede anziehend in ihrer Besonderheit.

Senta hatte die zarten, reinen Linien, die weiche Lieblichkeit und den großen, ruhigen Blick der Raffaelschen Madonnen mit den etwas langsamen, gleitenden Bewegungen, die dem Rhythmus dieses Stils eigen sind.

An Erika war alles Leben und Feuer und Erregung. Ihre unregelmäßigen Züge waren originell und geistvoll, und der aufflammende Blick ihrer Augen, die noch immer zu groß für das kleine, feine Gesicht schienen, konnte in Momenten der Begeisterung von hinreißender Wirkung sein.

Godwin wurde das Herz schwer, da er den Zeitpunkt nahen sah, da das Leben ihm diese kostbaren Schätze abfordern würde. Manchen begehrenden Mannsblick schon hatte er Sentas lockende Lieblichkeit umschmeicheln sehen.

Noch lag ihre Seele still und unberührt in ihren Augen, aber wie lange, und die ewig sieghafte Macht des Lebens würde auch sie mit ihrer Unruhe und Sehnsucht überfallen.

Daß sie in dieser ernstesten aller Stunden die Stimme ihres Bluts recht verstand, die Forderungen ihrer Seele ganz erkannte — das war wie ein Gebet für sie in seinem wachenden Herzen.

Einst in feierlicher Dämmerstunde, da sie an seinem Herzen lag, wie es schon als Kind ihre Gewohnheit war, und in leisem Flüstern die reine Schönheit ihres Wesens vor ihm auftat, sagte er ihr dies alles.

„Du weißt, das Glück ist eine selige Gnade, zu der wir uns bereiten müssen, daß es wie ein Heiliges in unser Leben kommt — es ist kein Spiel, und wir müssen tief in uns hineinschauen, um zu wissen, welches unser Glück ist — wirst du das deine kennen?"

„O, mein geliebter Vater, ich glaube, ich werde es kennen — an einem scheinbar ganz kleinen Zeichen."

Da neigte er sich zu ihr und küßte sie, und die Angst seines Herzens ward still.

Und eines Abends kam sie wieder leise so ganz nahe zu ihm und sagte: „Ich muß dir etwas flüstern, Vater."

„Komm, mein Kind," sagte er und nahm sie bewegt in seine Arme, denn er wußte, daß ihre Zeit gekommen war.

Und sie ruhte lange an seinem Herzen. Ein leises Beben ging durch ihren Körper, und er fühlte, wie ihre Seele sich zur letzten großen Freiheit hindurchrang, aus den Fesseln des Unbewußten erwacht zu sich selbst durch den heiligen Wundertropfen der Liebe.

Er störte sie mit keiner Frage.

Endlich sprach sie mit glücklicher, weltentrückter Stimme wie zu sich selbst: „Du weißt — neulich, als ich die kleine Operation durchzumachen hatte, vor der ich mich so kindisch fürchtete — da war es. Ich stand in seinem Wartezimmer, und vor lauter Angst sah ich mir alles an im Zimmer, um mich zu vergessen.

„An den Wänden waren mehrere sehr schöne Gemälde, das schönste das große Bild des heiligen Johannes von Domenichino — ich war ganz ergriffen — ich glaube, ich hatte meine Hände wie zum Gebet gefaltet — da stand er plötzlich neben mir.

„‚Sie sind entzückt von diesem Bilde — auch ich seh' es immer wieder mit Ergriffenheit und Andacht an — ja, schöne Bilder machen das Heim heilig — die Kunst macht das Leben heilig.'

„Meine Angst war fort — ich folgte ihm voll Vertrauen in das Operationszimmer, vor dem mich so furchtbar gegraut hatte. Und als er mir den Schmerz bereiten mußte, da fühlte ich in der Hand, mit der er mich hielt, eine solche Unendlichkeit von fester Güte und zartem Willen, daß ich empfand, mit dieser Güte möchte meine Seele eins werden, darin untergehn, sich daran berauschen, um an so viel Seligkeit stark zu werden, über sich selber erhöht und doch wieder selbst sein und sich dem Leben zuwenden und aus jeder Pore Schönheit atmen und das Leben reich machen ringsumher — für ihn, der diesen Reichtum weckte mit seiner adligen Art.

„Und als er dann bei uns verkehrte und auch du ihn so lieb gewannst, da wurde ich meines Glücks ganz sicher — denn wen deine schöne Seele liebt, der muß ein wertvoller Mensch sein."

Heiße Tränen fielen aus Godwins Augen auf ihr erglühtes Angesicht.

Da richtete sie sich auf und umfaßte ihn mit solcher Innigkeit und Kraft, daß er sie als etwas Neues, Ganzgewordenes, von ihm

sich Lösendes empfand — und der scharfe, bittre Schmerz der Trennung fiel hart und schwer in sein Gemüt.

Aber als die beiden am andern Tage vor ihm standen in der Fülle ihrer blühenden Jugend und er jenes stille, heilige Leuchten in ihren Augen sah, das aus dem Inneren aufsteigt, wenn die Seele das Fest der großen Liebe feiert — da fühlte er, daß in ihnen das Glück sich bereite, an das er unbeirrt geglaubt, und willig gab er sein Kind dem neuen Leben hin, für das er es reif und tüchtig gemacht hatte mit seiner unermüdlichen Vatergüte. Und mit anbetender Andacht belauschte er das geheimnisvolle Wunder der Liebe an ihnen — von der schüchternen, tastenden Sehnsucht ihres Willens zueinander bis zu jener völligen Verschmelzung ihrer Wesenheit, für welche die letzte äußere Vereinigung nur noch das Symbol der längst vollendeten seelischen Einswerdung ist.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war am Tage dieses Festes.

Draußen lag goldene Frühlingsluft auf Tal und Höhen, das Leben feierte seinen ewigen Triumph.

Brausend strömte vom Flügel die gewaltige Liebeshymne: „Siehe, der Lenz lacht in den Saal."

Da öffnete sich die Tür, und Senta, im bräutlichen Gewande, trat herein. „So kann nur meines Vaters Seele grüßen zu solchem Tage." Sie trat ganz nahe zu ihm und legte ihre Arme um seinen Hals. „Nicht flüstern will ich heute — du geliebter Vater — nein, laut — so laut dir sagen, wie ich dir danke für den Reichtum, den du mir gabst — daß mein Geist weit und stark genug geworden, all die Herrlichkeit des Lebens zu ahnen, zu begreifen, in mich aufzunehmen, das Glück zu suchen und so zu lieben, um auch seine seligen Schmerzen zu wollen, mein Vater — mein schöner und geliebter Vater, das danke ich dir." Sie sank vor ihm nieder und küßte seine Hände.

Und dann lagen sich beide Herz an Herzen in der schmerzhaften Erschütterung des Abschiedswehs und zugleich in dem höchsten Wonneschauer der innigen Hingabe in der sanften Zärtlichkeit, wie sie nur die Liebe zwischen Vater und Tochter auslöst, wenn ihre Seelen aneinander reif geworden und sich gegenseitig erlöst haben zu ihrer letzten höchsten Schönheit, in der sich alles Weh des Daseins auflöst zu reiner Harmonie — wie Schatten sich auflösen im Licht und, von ihm aufgesaugt, gleichsam selbst Licht werden.

„Nun geh zu ihm, der deiner harrt —"

Langsam ging sie zur Tür.

Auf der Schwelle sah sie zu ihm zurück. Aus ihren Augen brach ein wundersamer Glanz — wie Fackeln einer übersinnlichen Entzückung, die schier die Grenzen des Körperlichen zu durchbrechen schien.

Und dieses Glück war aus ihm geworden — und so hatte er dennoch ein Glied eingefügt in die Ewigkeit des Werdens, so war sein Leben dennoch nicht unfruchtbar gewesen.

Er verlor sich in glückliches Sinnen.

Da rauschte ein Frauengewand neben ihm. „Angelika —"

„Ja, mein Freund — ich mußte dich heute ganz besonders grüßen."

„Ach, daß du kamst, mein Herz ging dir eben voll Dank entgegen."

„Und so das meine dir — wohl uns, daß wir mit reinen Händen an dem Glück der Kinder bauten, daß wir keine Schuld und Erdenschwere auf ihre jungen Flügel legten."

„Daß wir sie fliegen lehren konnten — fliegen zum Licht und zur Schönheit."

Und sie küßten sich mit dem reinen Kusse der Freundschaft — denn alles Begehren ihrer Sinne war still geworden, die heilige Kraft der Entsagung hatte ihren Willen geläutert und sie eine andre, seligere Vereinigung finden lassen in der Arbeit an dem Werdenden. —

In der Kirche sang Erika ihrer Schwester den Brautgesang: „Dein Gott soll mein Gott sein —"

Es war dasselbe Lied, das einst Angelika den andern beiden gesungen.

In tiefer Erschütterung neigte Godwin das Haupt. Wie eine schwere Finsternis sanken die Erinnerungen seines Lebens aus diesen Tönen auf ihn herab.

Wie ein Versinkender durchlebte er in wenigen Sekunden alles Weh seiner zerstörten Lebenssehnsucht. Zeit und Raum verließen seine Sinne, und nur die schmerz-

hafte Empfindung einer unendlichen Leere lastete mit vernichtender Qual auf ihm.

Da hörte er ein leises, fernes Weinen, das ihn langsam zur Wirklichkeit zurückführte. Als er aufsah, war das Weinen dicht neben ihm.

Adine hatte das Gesicht in die Hände gelegt — schwere Tropfen fielen ihr aus den Augen, und der Körper bebte wie im Fieber. Auch über sie hatte die Erinnerung Gewalt bekommen und ihre gefesselte Seele gelöst.

Über ihnen schwebte die wunderherrliche Stimme. Wie die weiße Taube des Friedens schien sie aus gnadenvoller Höhe sich zu ihnen niederzusenken.

Vor ihnen knieten in seliger Versunkenheit die Glückbereiten.

Da hob Godwin sein Auge zur Höhe des Tempels, und ein Rausch unaussprechlicher Dankesfreude nahm alle Finsternis von seiner Seele.

Strömte ihm doch alles, was für ihn selbst Stückwerk geblieben, hier in seliger Vollendung entgegen aus der knienden Demut des liebenden Weibs und der sieghaften Wonne der werdenden Künstlerin.

Reich war er — überselig reich von nun an, da er die Schätze, die er ihnen gab, in tausendfältiger Schönheit zu sich zurückkehren fühlte aus ihrem blühenden Lebensgarten.

— — — — — — — — — — — — — —

Das letzte gemeinsame Mahl war beendet. Die Unruhe des Aufbruchs lag in der Luft.

Da gingen Erikas forschende Augen scharf und schnell über die Versammelten hin.

Plötzlich erhob sie sich und legte ihre Arme um Godwins Hals und sagte leise: „Unser Vater ist doch der Schönste von allen — weißt du, so schön von tief innen heraus, daß du ganz leuchtest."

„Und vielleicht auch der Glücklichste," flüsterte Senta dem Geliebten zu, „denn, Geliebter, mein Glück ist so unsagbar groß, daß es fast ein Schmerz ist."

„Wenn man in die Sonne sieht, Geliebte, tun einem die Augen weh —"

„Aber unser Vater steht im Schatten und leuchtet von Glück, weil er uns im Lichte weiß."

„Das sind die Seltenen, die im Schatten leben und strahlen können, die haben sich ihre eigne Sonne geschaffen aus viel Leid und Weh. Welche Künstler des Glücks wären sie geworden, wenn es zu ihnen gekommen wäre — so wurden sie Künstler des Lebens, und von ihren Händen fließt Segen über alles, was sie berühren."

„O Geliebter, wie recht hast du; alles, was du an mir liebst, ist der Segen meines Vaters."

„Und da die Segnenden die Reichen sind, da sie andern zu geben haben, so ist sein Los ein herrliches trotz allem, mein Lieb. — Nun aber wollen auch wir hinaus zum Glück."

„Zu zweien —"

„Zu zweien, Geliebte — das ist das Glück."

In der letzten Stille des Abschieds hatten sich Mutter und Kind zusammengefunden.

„Ich danke dir, Mutter, für alles Gute, das du mir tatest."

„Geh, Kind — es war nur wenig, ich weiß es heute zum ersten Male ganz, was meine kleine Liebe an der Seele eures Vaters und so auch an euch gesündigt hat."

„O Mutter —"

„Er wollte mir das große Glück bereiten, und ich verstand das große Glück nicht und brach es in kleine Stücke, und das kleinste Teil genügte mir, und er mußte hungern in seiner Höhe. Aber" — und sie richtete sich stolz auf — „ich gab ihm euch, und nun ist er glücklich durch euch, da er in euch seine eigne Schönheit ganz und stark geworden sieht."

„Ach, Mutter, wie gut du ihn verstehst — warum —"

„Laß die Frage, Kind — vielleicht war ich nur zu träge, das Glück zu hüten — wer weiß — aber das ist die Sünde wider den Geist, wenn wir ihn unfruchtbar werden lassen, und das rächt sich an uns mit dem bittersten Fluche."

„Mutter, kann es nicht noch schön werden?"

„Nein, mein Kind, unsre Wege sind verschüttet, und unsre Seelen finden nicht mehr zueinander — aber wir können einander verzeihen. Denn auch er ist nicht ohne Schuld — er hätte mir damals alle Schmerzen geben sollen, als meine kleine Seele um seine Größe warb, und mich nicht zu sich

nehmen, ehe er wußte, daß ich ihm folgen konnte. Doch wir haben beide gelitten — er wohl freilich tausendmal mehr als ich — aber dafür ist er auch so überselig heute, da er eure Zukunft so strahlend vor sich sieht und eure ganze Liebe sich über ihn ausschüttet. Mich —"

„O Mutter — wir sind dir so dankbar."

„Sei still, Kind — das sind Steine für Brot. Aber ich kann es nicht besser erwarten. Was tat ich euch? Ich habe euch ja nur aus meinem Glück geboren, und dafür seid ihr mir keinen Dank schuldig und Liebe schon gar nicht — euer Vater aber hat euch aus seinem Geiste mit Schmerz und Opfern zu reifen Menschen geschaffen — dafür liebt man ihn."

Sie schwieg erschöpft.

Was in langen Jahren sich in ihrer stummen Seele angesammelt an Erkenntnis und Verstehn, hatte sich in dem starken Schmerz der Trennung zum Bewußtsein verdichtet und brach sich gewaltsam über die Totenstille ihrer Alltagsstimmung den Weg zu dem lauschenden Herzen des scheidenden Kindes.

Senta erschauerte unter dem lichtlosen Weh, das die Worte der Mutter vor ihrer glückwissenden Liebe auftaten.

„Geh, Kind — geh. Dein großes Glück wartet auf dich. Laß es nie klein werden — mein Kind —"

Da neigte sich Senta mit heißen Tränen herab und küßte die armen welken, leeren Hände, die es nicht verstanden hatten, das große Glück zu halten.

Das Reisfeld

Sie gingen stumm durch ährenreiche Lande,
Doch keine Ähre reifte ihnen Brot,
Der Maulbeerbaum im seidenen Gewande
Sah fremd hinab auf ihre bittre Not.

Im Reisfeld, wo die bösen Geister leben,
Begann der Dünste gift'ger Fiebertanz,
Die Jungen fühlten ihre Glieder beben,
In ihren Augen glühte fremder Glanz.

Fern lag die Stadt im Schein von tausend Lichtern,
Der wie ein Nebel in den Umkreis fiel ...
Auf ihren fieberblassen Angesichtern
Begann der Wünsche quälend Wellenspiel.

Die Alten aber, die das Leben kannten,
Die gingen fest und blickten zum Zenit,
Zum goldnen Wagen, Sternbild der Verbannten,
Mit ihrem Schicksal einig und im Schritt.

Irene Forbes-Mosse.



Wilhelm Busch

Von

Max Osborn

(Nachdruck ist untersagt.)

Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit ungefähr so wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht' ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit." Diesen kostbaren Ausspruch hat Wilhelm Busch in seinem wenig gelesenen Prosabüchlein „Eduards Traum" getan. Er ist wundervoll charakteristisch für den schnurrigen Meister, der seit Jahrzehnten fern von dem Lärm der großen Welt in einem kleinen deutschen Bürgerhause behaglich und beschaulich sein Leben gefristet hat und nun für seine künstlerische Tätigkeit mit schalkhaftem Ernst das bürgerlich-deutscheste Ge-

richt: das Sauerkraut, zum Vergleich heranzieht — als ein tiefgründiger Kenner, wie man sieht, sowohl der Kunst wie dieser wohlschmeckenden Speise und der Art, wie beide zubereitet werden sollten.

Wilhelm Buschs Werke sind in der Tat so entstanden, wie es hier seine drollige Theorie verlangt. Was rings um ihn zu sehen war, hat er von früher Jugend an mit scharfen und liebevollen Augen betrachtet und sich eingeprägt. Beim Spaziergang durch Dorf und Stadt, durch Wald und Feld, beim Gespräch in der Familie und im Wirtshaus, beim stillen Hinausträumen durchs Fenster hat er seine Erfahrungen gesammelt, bis er ein ganzes Arsenal von Gestalten, Bewegungen, Gruppen, Situationen im Kopfe hatte, bis er „inwendig voller Figur" war, wie Albrecht Dürer das vom guten Maler fordert, wie es auch unter den neuren deutschen Künstlern ein Größerer noch als Wilhelm Busch: Böcklin, gewesen ist. Mit diesem unendlich reichen Schatze hat dann seine schöpferische Kraft nach Belieben geschaltet, das Material, das ihm die Wirklichkeit geboten hatte, mit dem Stempel seiner Persönlichkeit umprägend. Das deutsche Volk aber steigt nun tagtäglich „mit gutem Appetit" in den Keller wie die Witwe Bolte, „daß es von dem Sauerkohle eine Portion sich hole!"



Maler Pixis, Präsident des Vereins „Jung=München", nach der Natur skizzierend.
Karikatur aus der Münchner Zeit.

Und, um bei dem Bilde zu bleiben: „... wofür es besonders schwärmt, wenn er wieder aufgewärmt" — nicht nur zum Jubeltage des geliebten und verehrten Maler-Poeten will es sich einen solchen Festschmaus leisten, sondern auch jetzt, wo der Geburtstagstrubel vorüber ist. Wenn dieser Aufsatz ein halbes Jahr nach dem 15. April erscheint, da ganz Deutschland plötzlich mit großem Spektakel sich Wilhelm Buschs erinnerte und ihn fast überlaut feierte, daß der Jubilar vor lauter Glück heimlich zu einem unbekannten Zufluchtsort Reißaus nahm, so mag diese Tatsache dem Meister beweisen, daß wir keines besonderen Anlasses mehr bedürfen, um uns in seine Welt zu versenken, daß wir auch, nachdem der Festlärm sich verzogen, keine schönere Beschäftigung kennen, als sein Lebenswerk zu studieren. Übrigens wollen wir den Busch=Festlärm vom April nicht schmälen. Ist er auch von den wenig sympathischen Begleiterscheinungen nicht verschont geblie-

ben, die in unserm Zeitalter der Presse solchen Jubiläen insgemein anhaften, so hat er doch die Folge gehabt, daß das deutsche Volk sich aufs neue und lebhafter als je zuvor bewußt wurde, was es an Wilhelm Busch besitzt. Denn als zu Beginn dieses Jahrs darauf hingewiesen wurde, der Schöpfer von „Max und Moritz“ werde demnächst seinen siebzigsten Geburtstag feiern, werden nicht wenige erstaunt darüber gewesen sein, daß der Träger jenes Namens, der für das große Publikum seine individuelle Beziehung fast schon verloren hatte, noch höchst leibhaftig und vergnüglich auf diesem Erdball herumspaziere.

Gewiß, seit Jahren und Jahrzehnten haben ungezählte Tausende an Wilhelm Buschs lustigen Werken sich erquickt und gestärkt. Als Zeichner wie als Dichter gehört er zu den wenigen wahrhaft bedeutenden Persönlichkeiten unsrer jüngsten Kunstgeschichte, die nicht erst an der Schwelle des biblischen Alters bei ihrem Volke Beifall und Verständnis fanden. Seinen Arbeiten ist nahezu ausnahmslos sofort bei ihrem Erscheinen ein Erfolg beschieden gewesen, wie ihn selten ein Künstler oder Schriftsteller errungen hat. Vor neun Jahren schon konnte er das denkwürdige Jubiläum begehen, daß von einem seiner Büchlein, von der „Frommen Helene“, das hunderttausendste Exemplar verkauft war — eine Zahl, die inzwischen längst und weit überholt worden ist. Mit gutem Recht durfte der glückliche Verleger, der Buschs gesammelte Werke herausgab, diesen den Titel „Humoristischer Hausschatz“ geben; denn was Wilhelm Busch mit der Feder geschrieben und gezeichnet, gehört zum unvergänglichen Besitztum aller Kreise und Altersstufen. Das Kind und den einfachen Mann aus dem Volke hat er durch seine ungeheure, aus tiefstem Empfinden quellende Heiterkeit und durch die unversiegbare Kraft seiner phantastischen Erfindung gewonnen, dem Weisen aber, der das Leben kennt, hat er als ein Bruder im Geiste mit verständnisvollem Augurenlächeln vergnüglich schmunzelnd zugeblinzelt.



„Der kleine Maler mit der großen Mappe“ als Bergbesteiger.
Karikatur aus der Münchner Zeit.

Und doch hatten die meisten sicherlich nie daran gedacht, sich von der Persönlichkeit dieses Manns eine rechte Vorstellung zu machen. Wenn er denn siebzig Jahre alt wurde, dieser merkwürdige Verfasser von all den tausend Schnurren, wo in aller Welt wohnte er denn überhaupt? In welchen Kreisen lebte er? War er verheiratet und hatte er Kinder?

Es ist Wilhelm Busch nicht jetzt erst so ergangen. Schon vor einem Vierteljahrhundert erzählte Paul Lindau, der wohl als der Erste ernsthaft über Busch schrieb, daß er für viele Leute, die seine lustigen Werke auswendig kennen, geradezu eine mythische Persönlichkeit sei: „Er ist schon mehrfach totgesagt worden, und man hat an seinen Tod geglaubt, weil man von seinem Leben so wenig weiß.“ Wiederholt konnte man die mit voller Bestimmtheit vorgetragene Behauptung hören, Wilhelm Busch weile schon längst nicht mehr auf diesem Planeten, und sein Bruder sei der Autor seiner letzten Werke, die unter seinem Namen auf den Markt gebracht würden, um die Käufer anzulocken — eine ziemlich weitverbreitete Legende, deren Ursprung unbekannt und unerklärlich ist.

Sehr wunderbar ist es allerdings nicht, daß über den verehrten Meister so abenteuerliche Gerüchte in Umlauf kamen. Denn sein Dasein hat sich fast durchweg so weit

abseits vom modernen Leben und auch vom deutschen Kunstgetriebe abgespielt, daß es zumal unter der jüngeren Generation heute nur sehr wenige gibt, die ihn kennen, ja die ihn nur einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Die Hauptstationen seines Erdewallens sind, wenn man von der Zeit des Studiums und der ersten Anfänge absieht, Ortschaften, die auch Leuten mit reichen geographischen Kenntnissen kaum sehr geläufig sind; in Wiedensahl, einem hannoverschen Marktflecken von knapp neunhundert Einwohnern zwischen Petershagen und Sachsenhagen in der Nähe von Minden, ist er am 15. April 1832 als das erste von sieben Kindern eines wackeren Krämers in einem behäbigen Bauernhause geboren, dorthin kehrte er nach Abschluß der Lehrjahre auf Jahrzehnte zurück, um die lange Reihe seiner unsterblichen Scherzbücher zu schreiben; in Ebergötzen und Lüethorst, verlorenen Dörfern seiner Heimatprovinz, ist er von seinem Onkel, einem protestantischen Pfarrer, erzogen worden, und jetzt lebt er in Mechtshausen, da irgendwo hinter Hildesheim, im Hause seines Neffen, des Ortsgeistlichen, und dessen Familie. Wiedensahl, Ebergötzen, Lüethorst, Mechtshausen — klingt es nicht, als entwickle im Wartesaal einer weltenfernen Sekundärbahn der würdige Bahnhofsportier nach dreifachem Klingelzeichen sein pompöses Stationsprogramm?



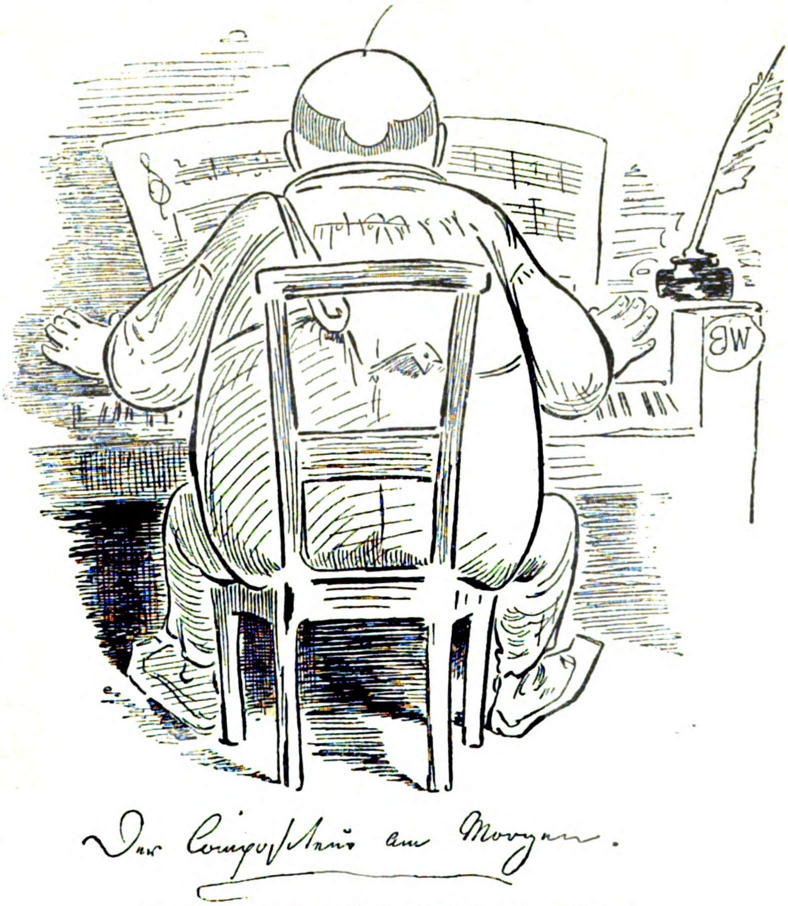
Karikatur aus der Münchner Zeit.

Niemals seit Jahrzehnten ist Busch aus dieser Einsamkeit an die Öffentlichkeit getreten. Er hat die Menschen nie nötig gehabt. Von der Stille jener niederdeutschen Pfarrhäuser — auch in Wiedensahl wohnte er bei dem Pastorenpaare: seinem Schwager und seiner Schwester, den Eltern des Mechtshauser Geistlichen —, von der Behaglichkeit und Ruhe jener Nester aus, die weder den Dampf der Lokomotive noch den Rauch der Fabrikschornsteine kennen, hat er die törichte Welt mit ihrem atemlosen Hasten und ihrem unsinnigen Lärm als ein lachender Philosoph betrachtet und als ein nachdenklicher Mann seine Histörchen hinausflattern lassen, die von einer seltsamen, reifen und feinen Weltanschauung Kunde geben. Denn Wilhelm Busch ist viel mehr als ein „Humorist“ schlechthin; diese Gattungsbezeichnung will kaum auf ihn passen. Die Menge hat in ihm meist nur den Spaßmacher, den Komiker gesehen, den Verfertiger lustiger, halb dilettantisch klingender Reime und grotesker Karikaturen, den witzigen Unterhalter und den Kinderstubenfreund. Sie hat es übersehen, daß hinter all dem ein wirklicher Künstler steckt, ein Zeichner und Dichter von Gottes Gnaden und ein kluger Lebenskenner, der turmhoch über dem kleinlichen Getriebe des Alltags steht. Busch ist im Kern bei allen komischen Gebärden ein recht pessimistischer Welt- und Menschenverächter. Sein klarer Blick sieht alle Schwäche und alle Eitelkeit, alle Beschränktheit und Gemeinheit der lieben Mitgeschöpfe, er sieht, wie die Kinder der Welt mit diesen angenehmen Eigenschaften sich selbst und einander quälen, durchschaut das Zwecklose und Vergebliche all dieses Hastens und Sichmühens und hat von der andern Seite her die Wahrheit des Mephistoworts wohl erkannt: Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht. Doch Buschs Seele ist zu heiter und zu frei, als daß er unter solcher Erkenntnis litte. Er hat sich ohne Ballast an Sentimentalität über das Getriebe und Gekrabbel unsrer Welt emporgeschwungen. Kopfschüttelnd, aber ohne Groll, holt er sich von da unten die zappelnden Menschlein am Ohr herauf, wie die Riesentochter des deutschen Volksmärchens den pflügenden Bauer, und spielt mit ihnen wie mit hölzernen Puppen, läßt sie zu seiner höchlichsten Belustigung springen und sich verrenken und durcheinander wirbeln und sich gegenseitig entzweischlagen. Er hat dabei so wenig Mitleid

oder Wut wie der Puppenspieler mit seinen leblosen Akteurs, die körperlichen und seelischen Leiden seiner Figuren kümmern ihn wenig, sie sind nur dazu da, seinen Spaß zu erhöhen. Und seiner Genialität gelingt es, den verstehenden Leser zu sich hinaufzuziehen, daß er seinen Spaß teilt und mit dem Meister leicht und fröhlich durch jene Regionen freier Heiterkeit dahinschwebt. „Le roi de la charge et de la bouffonnerie," so hat ihn der beste europäische Kenner aller lustigen und grotesken Kunst, der Franzose Grand-Carteret, bewundernd genannt. Aber Busch ist noch mehr als der Meister und König und Klassiker aller Karikaturisten, er ist eine der wundervollsten und eigenartigsten Künstlerpersönlichkeiten, die das neunzehnte Jahrhundert uns Deutschen geschenkt hat.

* * *

Der oben erwähnten Jubiläumsausgabe der „Frommen Helene" hat Busch eine entzückende kleine Selbstbiographie vorangeschickt, die uns am schönsten in seine Welt einführt. In einem Stil und mit einer Kunst der anschaulichen Charakteristik, die an Gottfried Keller und Wilhelm Raabe erinnern, erzählt er da von seiner Kindheit und Jugend. „Mein Vater," berichtet er, „war Krämer; klein, kraus, rührig, mäßig und gewissenhaft; stets besorgt, nie zärtlich, zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten. Er rauchte stets Pfeifen, doch als Feind aller Neuerungen niemals Cigarren, nahm daher auch niemals Streichhölzer, sondern blieb bei Zunder, Stahl und Stein oder Fidibus. Jeden Abend spazierte er allein durchs Dorf; zur Nachtigallenzeit in den Wald. Meine Mutter, still, fleißig, fromm, pflegte nach dem Abendbrot zu lesen. Beide lebten einträglich und so häuslich, daß einst über zwanzig Jahre vergingen, ohne daß sie zusammen ausfuhren." In Ebergötzen schließt er Freundschaft mit dem Sohn des Müllers: „Wir gingen vors Dorf hinaus und machten eine Mudde aus Erde und Wasser, die wir ‚Peter und Paul' benannten, überkleisterten uns damit von oben bis unten, legten uns in die Sonne, bis wir inkrustiert waren wie Pasteten, und schälten's im Bach wieder ab" — sieht man nicht Max und Moritz bei ihren unnützen Streichen? Dann war dort der Wirt sein Freund: „Er trug



Kremplsetzer als Komponist des Vereins „Jung-München".
Karikatur aus der Münchner Zeit.

lederne Klappantoffeln und eine gelbgrüne Joppe, die das hintere Mienenspiel seiner blaßblauen Hose" — vergleiche die Morgentoilette Tobias Knopps! — „nur selten zu bemänteln suchte. Seine Sprache war wie Häckerling. Seine Philosophie war der ‚Optimismus mit rückwirkender Kraft'; er sei zu gut für diese Welt, pflegte er gern und oft zu behaupten. Als er einst einen Jagdhund mutwillig auf die Zehen trat und ich meinte, das stimmte nicht recht mit seiner Behauptung, kriegt ich sofort eine Ohrfeige. Unsre Freundschaft auch. Doch die Erschütterung währte nicht lange. Er ist mir immer ein lieber und drolliger Mensch geblieben. Er war ein geschmackvoller Blumenzüchter, ein starker Schnupfer und hat sich dreimal vermählt." Und dann ist da der Onkel und der Lehrer und der Dorftrottel und der kleine alte Bettelvogt und das „anmutige Bildnis eines blondlockigen Kindes" — es ist, wie der Kenner längst gemerkt haben wird, die ganze, aus den berühmten lustigen Büchlein uns allen wohlvertraute Buschwelt, die uns hier grüßt.

Die Lieblingswissenschaft des jungen Busch ist überraschenderweise die Mathematik. Es entspricht durchaus seinen Wünschen, daß er für das Ingenieurfach bestimmt wird. Als Sechzehnjähriger bereits kommt er auf das Polytechnikum in Hannover, um sich dort vier Jahre Studierens halber aufzuhalten, bis künstlerische Neigung und Talent durchbrechen und den Berufswechsel veranlassen. Busch wendet sich nach Düsseldorf, dessen Akademie damals auf der Höhe ihres Ruhms stand. „Im herrlichen Antikensaale, dem Sammelplatz der Ideale", wie es im „Maler Klecksel" später heißt, zeichnet er fleißig; aber auf die Dauer kann ihn der Betrieb der rheinischen Kunstschule nicht fesseln. Eine instinktive Sehnsucht treibt ihn ins nachbarliche Holland und Vlamland, er wandert nach Antwerpen hinüber. Doch mehr als die Gallait und Bièfve und die andern Heroen der „großen" Historienmalerei, zu deren Füßen damals die deutschen Künstler gläubig saßen, interessieren ihn hier die alten Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, Franz Hals. „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz; diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht; diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört, vom Grundbaß herauf, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen."

Vor den Meisterwerken der alten niederländischen Kunst mögen für die eigentümliche Ausbildung von Buschs Talent die ersten entscheidenden Anregungen erfolgt sein. Sein Leben hindurch hat er den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts diese Liebe bewahrt — so sehr, daß er sich stets dagegen sträubte, einmal eine Reise nach Italien zu unternehmen. Zu dem derben nie-

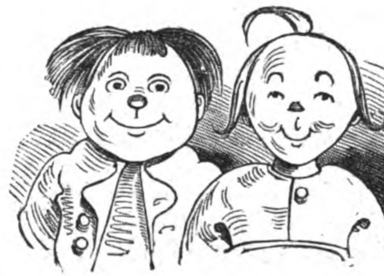


Der Diener des Gesetzes bei der Verfolgung eines Entwischten.
Karikatur aus der Münchner Zeit.

derdeutschen Humor in den Bauernstücken dieser alten Meister fühlte er sich wie durch eine innere Verwandtschaft immer aufs neue hingezogen. Und niederländische Genrebilder steigen vor seinem Auge auf, als er später in jener autobiographischen Skizze „Von mir über mich“ von seinem Antwerpener Studienaufenthalt erzählte: „Ich wohnte am Eck der Käsbrücke bei einem Bartscherer. Er hieß Jan, seine Frau hieß Mie. In gelinder Abendstunde saß ich mit ihnen vor der Haustür; im grünen Schlafrock, die Tonpfeife im Munde, und die Nachbarn kamen auch herzu: der Korbflechter, der Uhrmacher, der Blechschläger, die Töchter in schwarzlackierten Holzschuhen. Jan und Mie waren ein zärtliches Pärchen; er dick, sie dünn. Sie balbierten mich abwechselnd, verpflegten mich in einer Krankheit und schenkten mir beim Abschied in kühler Jahreszeit eine warme rote Jacke und drei Orangen. Wie war mir's traurig zu Mute, als ich voll Neigung und Dankbarkeit nach Jahren dies Eck wieder aufsuchte, und alles war anders, und Jan und Mie waren tot, und nur der Blechschläger pickte noch in seinem alten eingeklemmten Häuschen und sah mich verständnislos über die Brille an.“

Doch erst auf der dritten Station seiner Künstlerlaufbahn kam Buschs eigenartiges Talent zu charakteristischen Äußerungen: in München. Im fröhlichen Treiben des dortigen Künstlervereins, das ihn mehr fesselte als die Akademie, erwachte seine Lust an der Karikatur. Zunächst übte er sie nur zur Unterhaltung und nebenbei; in der gut gemeinten „Streitschrift“ von Eduard Daelen „Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung“ (Düsseldorf, 1886), die grimmig gegen alle möglichen „Feinde“ des Meisters kämpft und manches wertvolle Material enthält, findet man zahlreiche Proben dieser genial-übermütigen Scherze, aus denen sich aber langsam schon Buschs Handschrift entwickelte. Doch sein Hauptfleiß blieb damals noch auf die Malerei gerichtet, und seine malerischen Versuche sollen nach dem Urteil ernster Kenner, wie Lenbachs, eine nicht geringe Begabung auch für diesen Zweig der Kunst bekunden. Noch im letzten Jahre sahen die Buschverehrer, die nach Mechtshausen wallfahrteten, im Hause des Künstlers eine ganze Reihe vor nicht allzu langer Zeit entstandener Landschaftsaquarelle, die hoch gerühmt wurden. Doch bald fiel in München die Entscheidung, und Busch wurde zum Zeichner. Im Jahre 1859 beginnt er für die „Fliegenden Blätter“ und für die im gleichen Verlage von Braun u. Schneider erscheinenden „Münchner Bilderbogen“ zu arbeiten und hat damit auf der Stelle bedeutenden Erfolg.

Die ersten Bogen, wie „Die Honigdiebe“, die für Buschs Bieneninteresse ein frühes

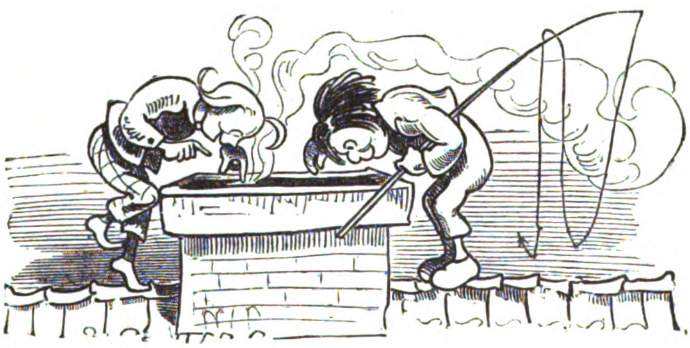


Max und Moritz.

Zeugnis ablegen, oder „Der kleine Maler mit der großen Mappe“, sind im Vergleich mit den späteren noch ein wenig ungeschicktderb und plump in der Zeichnung; auch der kurze Text, der zwar schon von Busch selbst stammt, aber noch in Prosa abgefaßt ist, kann noch nicht übermäßig witzig genannt werden. Doch schon auf dem ersten Bogen, dessen Text in Versen abgefaßt ist: „Der Bauer und der Windmüller“ — es ist der siebente in der Reihe —, zeigten sich im Keime Buschs charakteristische Eigenschaften in Bild und Wort. In der Zeichnung hat er seinen Stil gefunden, und die Reime nehmen die bekannte Art an. Nun schafft er mühelos Geschichtchen auf Geschichtchen, deren Zahl bald ein halbes Hundert erreicht. Die besten davon hat er später unter dem Titel „Schnaken und Schnurren“ gesammelt herausgegeben. Unter ihnen befinden sich „Diogenes und die bösen Buben von Korinth“, sowie „Die beiden Enten und der Frosch“, die famose Tierkomödie, die mit den berühmt gewordenen Zeilen schließt: „Drei Wochen war der Frosch so krank — Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!“

Aber auch in München blieb Busch nicht auf die Dauer heimisch. Dieser still-ver-

schlossenen, in sich gekehrten Natur war das bunte Leben der großen Stadt auf die Dauer unbehaglich. Er kehrte heim in sein väterliches Wiedensahl und ward dort seßhaft, ein halber Sonderling und ein ganzer Junggeselle, ein Mann von gelassener Heiterkeit. Ihm genügte die kleine Welt dieses Nestes, die ihm so reich erschien, weil er sie kannte und liebte und täglich aufs neue studierte. Bedurfte er einmal einer Auffrischung, so fuhr er — in früheren Jahren allsommerlich — auf einige Zeit nach München, um sich mit den alten Freunden, wie Ramberg, Leibl, Defregger, Diez, Lindenschmidt, Gabriel Max, besonders aber mit Franz von Lenbach und Lorenz Gedon, dem Führer in der Neu-Renaissancebewegung der siebziger Jahre, auszusprechen, oder nach Kassel hinüber, wo er vor den Niederländern der Galerie eine andächtige Stunde verbrachte. Anfangs dehnten sich diese Reisen, namentlich die Besuchsfahrten nach München, auf mehrere Monate aus, mit den Jahren wurden sie immer kürzer und seltener. Immer mehr kapselte er sich in Wiedensahl ein. Das blieb sein Heim und der Geburtsort seiner künstlerischen Taten, der „kontinuierlichen Geschichten“, wie er sie nannte. „Wer sie freundlich zur Hand nimmt, wie Spieluhren,“ so sagte er einmal von ihnen, wie ein schmunzelnd zufriedener Vater von seinen wohlgeratenen Kindern, „wird vielleicht finden, daß sie trotz bummligen Aussehens doch zeitweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind. Fast sämtlich sind sie in Wiedensahl gemacht, ohne wen zu fragen und, ausgenommen ein allegorisches Tendenzstück und einige Produkte des drängenden Ernährungstriebes, zum Selbstpläsier.“



Durch den Schornstein mit Vergnügen
Sehen sie die Hühner liegen,
Die schon ohne Kopf und Gurgeln
Lieblich in der Pfanne schmurgeln.



Aus „Max und Moritz“.

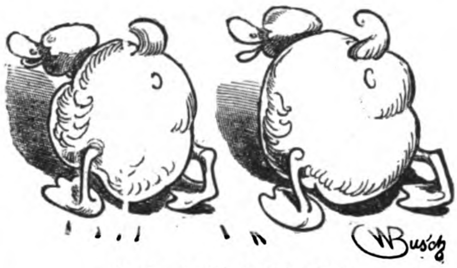
* * *

Das hartnäckige Festhalten Buschs an seiner Heimat, das sein Leben bestimmte, zeigt sich nicht minder in seiner Kunst. Alle seine Gestalten sind jenem eng umzogenen Kreise entnommen. Die behaglichen Spießbürger, meist rund und wohlbeleibt, die hannoverschen Bauern, die frechen, stets zu unnützen Streichen aufgelegten Dorfbuben, der Müller und der Dorfschneider, der Wirt und der Lehrer, der Krämer und der Viehhändler, der Gendarm und der Handelsjude, der von Ort zu Ort zieht, die Unschuld vom Lande und die alte Jungfer aus der Stadt, die in der Stille ihre bescheidene Rente verzehrt, der Apotheker und der Gymnasiast auf Ferien — alle diese Typen, die er von Kindheit an kannte, treten auf. Es ist eine ganz primitive Welt, Menschen mit höchst einfachen Berufen und höchst einfachen Bedürfnissen, wackere Durchschnittsphilister, deren Gesichtskreis nicht weit über die Grenzen der engsten Heimat hinausgeht. Busch hat diese Welt Tag für Tag beobachtet, trotz seines nicht selten beißenden Spotts

mit der ganzen, von Sentimentalität freien Liebe des modernen Künstlers zum Einfachen und Kleinen, in dem sich das Große und Bedeutende so seltsam und oft so drollig spiegelt, mit der gleichen Liebe, mit der Gottfried Keller und Theodor Fontane und Wilhelm Raabe es verstanden, den unendlich reichen Inhalt des scheinbar Inhaltlosen ringsumher auszuschöpfen.

Das erste Buch, das Busch im Jahre 1860 herausgab: „Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen“, ist zugleich eins seiner Meisterwerke geblieben. Er steht darin bereits auf dem Gipfel seiner lustigen Kunst. Wie Daelen berichtet, hatte Busch diese Arbeit dem Verleger Richter in Dresden, einem Sohne Ludwig Richters, angeboten, nachdem dieser bei ihm ein Kinderbuch mit dem Titel „Bilderpossen“ bestellt hatte. Doch Richter — wie mag er es später bereut haben! — schickte sie mit dem Bemerken zurück, er habe mit Buschs erster Arbeit in seinem Verlage einen so geringen Erfolg erzielt, daß er sich nicht traue, eine zweite von ihm herauszugeben. Auch habe er „Max und Moritz“ seinem Vater und verschiedenen andern Dresdner Künstlern vorgelegt, die ihm alle von der Annahme entschieden abgeraten hätten! So ging denn das Werkchen, eins der verbreitetsten Bücher der Welt in den Kinderstuben, der einzige erfolgreiche Konkurrent des tief unter ihm stehenden „Struwwelpeter“, in Braun u. Schneiders Verlag über, der damit ein beispielloses Geschäft gemacht hat. Es soll jedoch dabei nicht verschwiegen werden, daß Busch selbst von seinen Verlegern in der ersten Zeit nichts weniger als fürstliche Bezahlungen erhalten hat. Paul Lindau hat nach Buschs eignen Mitteilungen erzählt, daß dieser „für einige seiner beliebtesten Bilderbogen und auch für ‚Max und Moritz‘, das dem Verleger Tausende und aber Tausende eingebracht hat und immer noch einbringt, Honorare bezogen, die nicht nur in gar keinem Verhältnis zum Werte der Sache stehn, sondern auch als Bezahlung für eine unglückliche Anfängerarbeit als ganz ungewöhnlich knapp bezeichnet werden müßten!“

In der „Bubengeschichte“ hat Busch als Zeichner und Dichter seinen absolut originellen und persönlichen Stil ein für allemal gefunden. In rascher Folge erschienen nun „Hans Huckebein, der Unglücksrabe“, die köstliche, pessimistisch-humoristische Geschichte, in der Busch aufs neue seine geniale Begabung für die Psychologie der Tiere erwies; dann „Der Schreihals“, „Die Prise“, „Das Pusterohr“, „Das Bad am Samstagabend“ und „Schnurrdiburr“, wiederum eine Bienengeschichte — eine Reihe von Arbeiten, die weniger bekannt geblieben sind, obschon



„Meister Müllers Federvieh“.
Aus „Max und Moritz“.

sie ihres Schöpfers Eigenart in jedem Bildchen und jeder Zeile bekunden.

Zu Beginn der siebziger Jahre aber nimmt Buschs Ruhm einen gewaltigen Aufschwung. Er verläßt die beschauliche Region des „tendenzlosen Spiels“, in der er sich bis dahin lediglich aufgehalten hat, und nimmt in seiner Wiedensahler Einsamkeit und in seiner Weise plötzlich Anteil am öffentlichen Leben, an den Kämpfen, die damals das junge Deutsche Reich durchtobten. Seine satirische Ader zeigt sich nun, sein Witz sucht sich andre Themata als bisher, und eine scharfe polemische Tendenz gegen Bigotterie, Pfaffentum, Wundergläubigkeit und allerlei ähnliche Erscheinungen, namentlich des katholischen Lebens, macht sich in seinen Büchern geltend. Der beginnende Kulturkampf reißt ihn mit sich fort und stellt ihn, der in streng protestantischen Häusern aufgewachsen war, in die Reihen der leidenschaftlichen Kämpfer gegen den Ultramontanismus. Die Figuren, die er von seinem Münchner Aufenthalt her aus dem katholischen Bayerlande noch kannte, verbindet er mit seinen niedersächsischen Bauern. Immer wieder tritt nun bei ihm die Karikatur des frömmelnden, lüsternen, auf eignen Vorteil bedachten, intriganten Geistlichen auf, und mehr als viele antiklerikale Parlamentsredner hat Wilhelm Busch dazu

getan, die Abneigung gegen die römische Kirche in weiten Volkskreisen zu verstärken. Schon 1870 erschien „Der heilige Antonius von Padua“, die lustigste und boshafteste Verspottung der Wundertäterei; 1871 „Die fromme Helene“, in welcher das „gottgefällige“ Leben eines gut kirchlich gesinnten Weibleins und die Wallfahrten aufs Korn genommen werden; 1872 der „Pater Filucius“, in dem die politische Tendenzsatire Buschs ihren Höhepunkt erreicht. Der „Heilige Antonius“, der heute mehr in den Hintergrund geraten ist, hatte bei seinem Erscheinen einen kolossalen Erfolg, der allerdings weniger durch die künstlerischen Eigenschaften des Büchleins als durch seinen Stoff erzielt worden war. Auf der einen Seite rief er lauten Jubel hervor; auf der andern ungeheure Entrüstung über das „frivole Elaborat“. Die Geistlichen bemühten sich, es aus den Schaufenstern und aus den Buchläden überhaupt zu entfernen, sie verfluchten es von den Kanzeln herab und boten ihren ganzen Einfluß gegen Busch auf. In verschiedenen Gegenden wurde der arme „Antonius“ konfisziert, und in Offenburg wurde gegen den Verleger — es war der bekannte Kommersbuchverleger Schauenburg in Lahr — peinliche Anklage erhoben. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß alle diese Maßnahmen nur dazu dienten, den Erfolg des Buchs immer noch mehr zu steigern. Im „Pater Filucius“ — derjenigen von Buschs Arbeiten, die er an der oben citierten Stelle selbst als ein „allegorisches Tendenzstück“ bezeichnete — hat der Zorn gegen den Ultramontanismus und gegen kirchliches Wesen überhaupt dem Meister sogar ein wenig seine so harmlos-gute Laune verdorben. Die Allegorie ist hier oft ein bißchen aufdringlich und nicht immer sehr geschickt. Da steht Gottfried Michael, der deutsche Michel, zwischen Tante Petrine, der römischen, und Tante Pauline, der evangelischen Kirche; die Base Angelika, die auftritt, ist so etwas wie eine Verkörperung der ersehnten freien Staatskirche der Zukunft. Der Jesuit Filucius — der Name offenbar von filou gebildet — führt sich und den Hund Schrupp, die ultramontane Presse, in Gottliebs Haus ein und sucht mit seinen Helfershelfern: dem Inter-Nazi, d. h. dem Vertreter des internationalen Prinzips, und dem Jean Lecocq, d. h. dem Auslande überhaupt und Frankreich insbesondere, auf frevelhafte Weise den bisherigen Frieden des Haushalts zu untergraben. Gegen diese Störenfriede ruft nun Michael den Landwehrmann Hiebel, den Lehrer Fibel und den Bauer Bullerstiebel, d. h. den Wehr-, Lehr- und Nährstand, zu Hilfe, mit deren Unterstützung er auch wirklich die ganze unsaubere Wirtschaft zum Fenster hinauswirft, um dann in aller Ruhe die holde Angelika zu ehelichen:



Die „fromme Helene“.

Helenchen wächst und wird gescheit
Und trägt bereits ein langes Kleid.

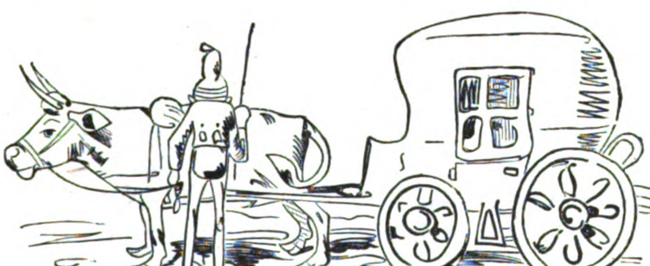
Ach, die weltlichen Gewalten!
Durch des Leibes Muskelkraft
Wird der fromme Pater Luzi
Wirbelartig fortgeschafft!

Dieses glückliche Ereignis
Tut ihm in der Seele leid,
Ach, man will auch hier schon wieder
Nicht so wie die Geistlichkeit!

Politisch-tendenziös ist Busch auch noch in dem „Geburtstag“ (1873), der den Partikularismus und das loyale Philisterium der Kleinstaaten geißelt und sich speziell gegen die welfischen Bestrebungen seiner hannoverschen Heimat richtet, ohne daß diese ausdrücklich genannt werden. Prachtvoll, wie die Partikularisten für ihren entthronten Landesherrn zum Geburtstage allerlei Geschenke machen wollen, ohne damit zum Ziele zu kommen. Denn sowohl die Sendung der magenerwärmenden Likörflaschen, wie die der kunstvoll gebackenen „Butterhenne“, wie die des Eierkorbs verunglücken natürlich unterwegs, bei welch letzterem Ereignis sich nebenbei herausstellt, daß einige Eier nichts weniger als frisch gewesen! Und zwar heißt es dabei von dem „treusten“ Anhänger des vertriebenen Fürstenhauses also:

Hier schlich beiseite Krischan Stinkel
Und zwinkert mit dem Augenwinkel
Und spricht zu seiner Frau Christine:
„De fulen, Stine, dat sin mine.“

Dann aber nahm der fröhliche Meister Abschied von der Kampfsatire, und es folgt als Intermezzo das einzige Gedichtbuch von Wilhelm Busch, das ohne Bilder in die Welt ging — außerdem ist nur noch, in viel späterer Zeit, ein Prosabändchen illustrationslos auf dem Markt erschienen. Es ist kein Wunder, daß dies Büchlein, das er „Kritik des Herzens“ nannte (1874), lange nicht seinem Wert entsprechend beachtet worden ist. Der Titel dieses sehr merkwürdigen und eigenartigen Werkchens scheint mit Absicht dem der „Kritik der reinen Vernunft“ entgegengesetzt zu sein, die Busch in seiner Jugend schon in die Hände fiel und, wie es in jener autobiographischen Skizze heißt, „wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch die Neigung erweckte, in den Laubgängen des intimeren Gehirns zu lustwandeln, wo es bekanntlich schön schattig ist.“ In wenigen Werken Buschs kann man den Grundton seines Denkens und dichterischen Schaffens besser kennen lernen als gerade hier. Er zeigt sich darin einerseits als ein echter Lyriker voll feiner Stimmungen, auf der andern Seite aber als der Pessimist, der in dem Humoristen steckt, als der eifrige Leser Schopenhauers — denn der war stets sein Lieblingsphilosoph! —, der scharfe Kritiker aller menschlichen Heuchelei, Dummheit und Schwäche und der ganzen lügnerisch-äußerlichen Auffassung vom „Lebensglück“. Mit offenen, freien Herzenstönen wechselt nicht selten der Ausdruck einer düsteren Stimmung, der mitunter ein Unterton Shakespeareschen Menschenhasses beigemischt ist. Der Spott wird dann ernst, grimmig und hämisch wie in dem scharfen Epigramm:



Aus „Der Geburtstag“ oder „Die Partikularisten“.

Hier steht die Kutsche vom Pastor,
Und Kortens Ochse steht davor.

Sie stritten sich beim Wein herum,
Was das nun wieder wäre;
Das mit dem Darwin sei gar zu dumm
Und wider die menschliche Ehre.

Sie tranken manchen Humpen aus,
Sie stolperten aus den Türen,
Sie grunzten vernehmlich und kamen nach Haus
Gekrochen auf allen Vieren.

Die Schlußsituation in diesem, dem Klange der Verse nach ein wenig an Heinrich Heine erinnernden Gedichtchen ist dieselbe, die Busch mit dem Zeichenstift so oft meisterhaft geschildert hat: eine Gruppe von Betrunkenen wankt heimwärts. Aber es fehlt dieser knappen Schilderung das befreiende Lachen, mit dem der Meister sonst den Rausch besingt, und mit einer verächtlichen Handbewegung wird auf die großmäuligen Darwinfeinde gewiesen, die durch ihr eignes tierisches Benehmen ihrem Gegner einen grotesken Beweis für seine Theorie liefern. Nicht minder bezeichnend für Buschs Stimmung in jener Zeit ist das folgende kleine Gedicht der Sammlung, das seine innersten Reflexionen in einem einfachen Bilde veranschaulicht:

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim;
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh,
Am Baum hinauf, und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: weil das so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinkilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

Doch dieser Humor der Verzweiflung gegenüber den unentrinnbaren tückischen Gewalten des Schicksals tritt wieder zurück, und in der „Knopp-Trilogie“ lebt wieder das alte Behagen. Auch der Dichter-Zeichner wollte eine „Trilogie“ herausgeben; das war damals, als eben der große Dichter-Komponist eine geschaffen hatte, das Wort des Tags. Die drei Teile dieser überwältigend komischen Epopöe erschienen in den Jahren 1875, 1876 und 1877. Erst die „Abenteuer eines Junggesellen“, in

denen Tobias Knopp, als er fett und ältlich wird, in die Welt zieht, um ein Weib zu freien, ohne eins zu finden, bis er endlich das Gute, das so nahe lag: die treue Haushälterin Dorothea Lickefett, in seine rundlichen Ärmchen schließt. Dann der zweite Teil: „Herr und Frau Knopp", der das erste Jahr der Ehe mit seiner Wonne wie mit seinen beginnenden häuslichen Verdrießlichkeiten ergötzlich schildert und mit der Geburt eines Nachkommen schließt. Endlich der dritte Teil: „Julchen", eben diese Frucht der Knopp-Lickefettschen Verbindung, die wir dann bis zu ihrer Verehelichung und dem Tode ihres ehrenwerten Erzeugers geleiten.



Schlußbild aus „Der Geburtstag" oder „Die Partikularisten".

Für Mutter Köhm
War alles dieses angenehm.

Die Reihe der Hauptwerke ist damit abgeschlossen. Was neben und nach ihnen aus Buschs Wiedensahler Einsiedelei hervorging, konnte ihren Erfolg nicht übertreffen. Aber es bewegt sich doch alles aus dem nächsten Jahrzehnt auf der glorreichen Höhe seines Humors: die famosen Illustrationen zu des alten Kortüm ehrwürdiger, rund hundert Jahre zurückliegender „Jobsiade" wie die lustigen Travestien des Künstlerlebens: die Geschichten vom Dichter „Balduin Bählamm" (1883) und vom „Maler Klecksel" (1884), in denen Busch seine eigne Doppelbegabung ironisiert, „Dideldum" wie „Die Haarbeutel", die glänzenden Tiergeschichten „Fipps der Affe" und „Plisch und Plum", wie die reizenden beiden Kinderbücher „Stippstörchen" — d. h. mit hannoverschem Provinzialismus „aufgestippte" = aufgetischte Histörchen — und „Der Fuchs und die Drachen". Buschs Erfindungskraft in jenen Jahren kennt keine Grenzen, und mit der größten Leichtigkeit werden alle diese Schnurren hingezeichnet und in Verse gesetzt.

* * *

In der Geschichte der Karikatur nimmt Busch einen Platz für sich ein. Er gehört, wenn er auch im Kreise der „Fliegenden Blätter" zuerst auftrat, keiner Gruppe an, hat kaum einen Lehrer und gar keine Schüler besessen. Es wiederholt sich bei ihm die Erscheinung, die wir in der Geschichte der gesamten deutschen Kunst während des neunzehnten Jahrhunderts überall antreffen: die wirklich großen, bleibenden Persönlichkeiten stehn allein, entwickeln sich abseits vom Hauptstrome, oft auch örtlich in der Einsamkeit, fern von den Mittelpunkten des nationalen Lebens. So war es in der Literatur mit Hebbel, Ludwig, Gottfried Keller, Storm, Raabe, so in der Musik mit Richard Wagner, so in der Malerei mit Menzel und Böcklin. Busch darf sich auf seinem beschränkten Gebiete, als „roi de la charge et de la bouffonnerie", in gebührendem Abstande mit in diese große deutsche Reihe stellen. Die Genesis seiner Kunst aufzudecken, ist kaum möglich. Man kann sagen, daß die alten Holländer ihn angeregt haben, daß der ausdrucksvolle Holzschnittstil der Münchner Zeichner aus der ersten Zeit der „Fliegenden" auf ihn gewirkt hat. Aber diese Elemente verschwinden fast völlig gegenüber dem Persönlichen, absolut Eignen, was er selbst hinzuträgt. In England und Frankreich können wir, wie in der Malerei, auch in der Karikatur eine Tradition verfolgen; in den großen Hauptstädten dieser Länder konzentriert sich das gesamte Leben der Völker, es bildet sich dort eine ganz bestimmte Kultur, die allen künstlerischen Äußerungen ein weithin erkennbares charakteristisches Gepräge giebt. In London geht eine große Linie von Hogarth über Rowlandson zu den Meistern des 1841 gegründeten „Punch", zu George Cruikshank, John Leech, George du Maurier und Charles Keene. In Paris kann man eine folgerechte historische Entwicklung verfolgen von Debucourt und Vernet, die unmittelbar nach der Revolution von 1789 auftreten, über die Glanz-

epoche der französischen Karikatur unter Louis Philipp und dem zweiten Kaiserreich, in der Daumier und Gavarni herrschten, bis zu den modernen Satirikern, zu Willette, Forain und Caran d'Ache. Dergleichen wird man in Deutschland vergebens suchen. Und ebensowenig ist der Stoffkreis unsrer Karikaturisten zu vergleichen mit dem der Engländer und Franzosen, die fast durchweg Gesellschaftssatiriker und politische Spötter sind. Eine politisch-gesellschaftliche Karikatur größeren Stils ist in Deutschland erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in München entstanden, wo der „Simplicissimus" mit seiner rücksichtslosen Schärfe eine Reihe zeichnerischer Kräfte ersten Rangs entband. Das politische Witzblatt, das den Kämpfen des Jahres 1848 seine Geburt verdankt: der Berliner „Kladderadatsch", sucht seinen Schwerpunkt weit mehr im Literarischen als in den Zeichnungen. Von dem, was er geboten, sind fast allein die Gedichte, Witze und Typen lebendig geblieben, die den Dohm, Kalisch, Löwenstein, Trojan gelangen. Damals waren allein die „Fliegenden Blätter" der Hort der künstlerischen Karikatur. Da aber München um die Mitte des Jahrhunderts und in den folgenden Jahrzehnten noch weit weniger als selbst heute ein Mittelpunkt des modernen deutschen Lebens genannt werden konnte, war von einer Geschlossenheit und Bestimmtheit des Stoffkreises und infolgedessen auch von einer wahren künstlerischen Verwandtschaft der Zeichner, wie sie in Paris und London anzutreffen war, natürlich nicht entfernt die Rede. Nur die gemeinschaftliche Arbeit an demselben Blatte und der Verkehr, der sich daraus ergab, bildeten ein Band zwischen den Schwind, Busch, Diez, Seitz und allen den andern, die sich hier begegneten.

Aber selbst dieser geringen Zusammengehörigkeit, die den historischen Betrachter vielleicht dazu veranlassen könnte, cum grano salis von einer „Schule" der „Fliegenden Blätter" zu sprechen, entzog sich Wilhelm Busch durch seine Rückkehr nach Wiedensahl. Er hatte sich freilich schon während seines Aufenthalts an der Isar auch in den weiten Rahmen, der die Arbeiten seiner Kollegen umschloß, gar nicht eingefügt. Näher stand er den lustigen Leuten, die sich im Karikaturenalbum des Künstlervereins tummelten. An dem fröhlichen Treiben in diesem Kreise nahm Busch lebhaften Anteil. Er tollte und trank und schwärmte mit den andern, schuf zu festlichen Gelegenheiten Lieder und kleine dramatische Dichtwerke, die aufgeführt wurden, und verewigte sich mit zahlreichen Scherzen in der „Kneipzeitung", wie man in München derartige Ulkfolianten nennt. Man kann sagen: in diesen Scherzen steckt der Keim von Buschs Zeichenkunst. Er hat die Keckheit gehabt, die schnell hingeworfene Gelegenheitskarikatur unmittelbar für seine „Bildergeschichten" zu verwerten. Daher stammt die unverwüstliche Frische und Lebendigkeit seiner Sachen. Man findet es ja auch sonst nicht selten, daß gerade in solchen Augenblicksschöpfungen sich die Begabung eines Künstlers am ursprünglichsten und darum am eindrucksvollsten kundgibt. Vor drei Jahren hat, um nur ein Beispiel zu nennen, die Münchner Zeitschrift „Die Kunst" eine Reihe von humoristischen Zeichnungen

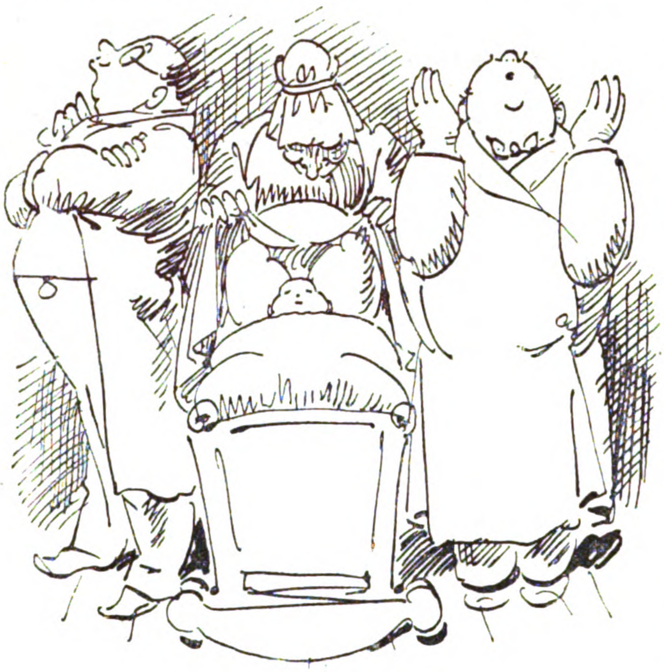


Aus „Herr und Frau Knopp".

Hier sitzt Knopp am selbigen Morgen
Greulich brütend im Stuhl der Sorgen;
Tyrann vom Scheitel bis zur Zeh;
Und heftig tut ihm der Daumen weh.

Friedrich August von Kaulbachs aus der Kneipzeitung der „Allotria" veröffentlicht, die an Natürlichkeit der Auffassung, Schärfe der Beobachtung und Genialität der Mache

im Grunde alle die vielgerühmten großen Arbeiten des Künstlers hinter sich lassen. Busch hat aus ähnlichen Dingen heraus sei-



Aus „Herr und Frau Knopp“.

Endlich öffnet sich die Türe,
Und es heißt: Ich gratuliere!
Friedlich lächelnd, voller Demut,
Wie gewöhnlich, ist Frau Wehmut.

Stolz ist Doktor Pelikan,
Weil er seine Pflicht getan,
Aber unser Vater Knopp
Ruft in einem fort: Gottlob!

nen originellen Stil entwickelt. Man trifft seine Art mit Worten vielleicht am besten, wenn man sagt: es ist die buchfähig gewordene Kneipzeitungskarikatur. Kaum merklich, aber doch gerade genug ist diese letztere gehoben, um jene „Buchfähigkeit“ zu erreichen, so, daß sie nichts von ihrer Frische verloren, aber viel an dauernder Geltung gewonnen hat. Wie er diesen heiklen Prozeß, wohl ganz aus seinem Instinkt heraus und ohne bewußten Plan, vollzogen hat, das eben ist Buschs Geheimnis.

Unser Publikum, das im allgemeinen für Geschriebenes empfänglicher ist als für Gezeichnetes, hat von jeher mehr auf Buschs Verse als auf die dazu gehörigen Bilder geachtet. Es ist noch lange nicht bekannt genug, daß der Einsiedler von Mechtshausen einer der feinsten Zeichner ist, die wir je besessen haben. In der Art, wie er die Reduktion der natürlichen Erscheinungen auf wenige entscheidende Linien vornimmt, wie er mit nie fehlender Sicherheit das Wichtige, Hauptsächliche aus der Fülle der Wirklichkeitszüge herausgreift und festhält — eben das ist ja des Zeichners erstes Amt, „Zeichnen ist Fortlassen“ hat Max Liebermann einmal gesagt —, in all dem ist er ein Meister, dessen Bedeutung über die eines humoristischen Spaßmachers himmelhoch hinausgeht. Es ist ein genialer Instinkt, der in diesem oft scheinbar wirren Gekritzel, diesem Gewimmel von feinen, haarscharfen oder huschlichen Strichen, Spiralen, Zackenlinien, nervös hingehauenen Schattenlagen, Punkten und Klecksen Ausdruck sucht und jedesmal auch findet. Mit außerordentlicher Kunst ist überall das Charakteristische des Eindrucks, oft nur mit einer summarischen geistreichen Andeutung, gepackt. Und zugleich mit dem Amt des Zeichners übt er das des Karikaturisten aus, der genau weiß, welche von diesen entscheidenden Linien, Formen, Bewegungen er unterstreichen und übertreiben muß, um belustigend zu wirken. Denn in der Übertreibung des Charakteristischen ruht ja das Wesen der Karikatur. In flüchtigen Umrissen zaubert Busch uns eine ganze Welt vor unser Auge. Der „Holzschnittstrich,“ so sagte er einmal, „erschien mir stets praktisch für stilvoll heitere Geschichten. So ein Konturwesen macht sich leicht frei von dem Gesetze der Schwere und kann, besonders wenn es nicht schön ist, viel aushalten, eh' es uns wehtut. Man sieht die Sach' an und schwebt derweil in behaglichem Selbstgefühl über den Leiden der Welt, ja über dem Künstler, der gar so naiv ist.“

In diesen klugen letzten Worten haben wir gleich ein wichtiges Moment der komi-

schen Wirkung, die Busch ausübt. Er scheint naiv, fast dilettantisch, in den Versen wie in den Bildern, aber hinter der scheinbaren Unbeholfenheit, dem vorgeblichen Dilettantismus, der absichtlichen Nachlässigkeit verbirgt sich eine Fülle von Können und künstlerischem Gefühl. Gerade mit der Primitivität der behandelten Menschen und Lebenskreise, mit der scherzhaften Pedanterie in der Aufstellung typischer Gegensätze — Klein-Groß, Dick-Dünn, Rund-Spitz — oder mit der symmetrischen Anordnung ähnlicher Gestalten, die doch im einzelnen mit einem leisen Strichlein voneinander unterschieden sind, erzielt er unvergleichliche Effekte. Innerhalb dieser Primitivität aber macht sich Busch seine Sache wahrlich nicht leicht. Er stellt sich im Gegenteil die schwierigsten Aufgaben. Überall finden wir komplizierte Verrenkungen, Krümmungen, ungewöhnliche Haltungen, körperliche Anomalien, komisch dünne Beine und schlottrige Arme, komisch dicke Bäuche und kurze Hälse, komische Nasenbildungen und schiefe Rückenlinien, Verkürzungen, durcheinander wirbelnde Gestalten und Gegenstände. Aber mit spielender Leichtigkeit löst er alle diese verzwickten zeichnerischen Probleme, und immer bleibt er trotz der Masse der zu bewältigenden Einzelheiten klar und absolut deutlich, so deutlich, daß auch Kinder, die für so etwas ein sehr gutes Gefühl haben, über seine Absichten nie im Zweifel sind. Glänzend ist er, wenn er bei der fortschreitenden Entwicklung seiner bekannten Prügel- und Polterscenen jedes Glied, jeden Teil der menschlichen Bekleidung und jeden sonstigen Gegenstand, der in das Tohuwabohu mit hineingezogen wird, genau verfolgt, so daß alles Leben und Bewegung erhält. Darin beruht ja ein großes, geradezu kunsthistorisches Verdienst Buschs: er ist einer der ersten deutschen Künstler, die es verstanden, die vibrierende Bewegung in ihren fortwährenden Veränderungen zu beobachten und in jedem Augenblick festzuhalten. Er hat, der erste und einzige impressionistische Karikaturist in Deutschland, erkannt, welchen Reiz es bietet, den flüchtigen Moment auf Grund schärfster Beobachtung mit seinem Zeichenstift zu bannen. Wie ein Mensch springt, niest, sich wäscht, tanzt, taumelt, stolpert, fällt, die Bewegungen der Handwerker bei der Arbeit, das Gehn und Essen, Lachen und Weinen, das Benehmen der Tiere in Leid und Freud', wobei der unter der Oberfläche liegende Zusammenhang tierischen und menschlichen Empfindens zum Ausdruck kommt, das alles wird mit den sparsamsten Mitteln im Nu festgenagelt. Nichts wird dabei übersehen, keine tote Stelle bleibt im Bilde, jede Ecke wird durch einen flotten, immer frischen, immer im Augenblick entstandenen Gedanken belebt, und jeder der rasch hingeworfenen Striche sitzt auf Anhieb.

Unerschöpflich ist Busch in seiner zeichnerischen Erfindung. Man sehe einmal, wie das Professorenkollegium in der „Jobsiade“ nach den wunderlichen Antworten des Musterkandidaten immer auf andre Weise das „Schütteln des Kopfes“ in Szene setzt, wie kostbar grotesk diese wackelnden Perücken bald nach hinten, bald nach vorn herübergeworfen werden. Oder wie immer neue, nie sich wiederholende Persönlichkeiten in seinen Büchern entstehn. Max und Moritz, die Witwe Bolte und der Schneider Böck, der Lehrer Lampel und der Onkel Fritz, die fromme Helene und Vetter Franz, Onkel Nolte und Tobias Knopp, Balduin Bählamm und Klecksel, und wie sie alle heißen, sie sind alle so scharf charakterisiert und von-



Aus „Julchen“.

Da ist Klingebeil; was ist er?
Sonntags Kanter, alltags Küster.

einander abgehoben, ihr Wesen und ihre Züge werden uns in so verschiedenen Stimmungen und Lebenslagen vorgeführt, daß

wir sie ganz genau im Gedächtnis haben und fast glauben, wir könnten sie aus dem Kopf zeichnen. Am lustigsten ist Busch, wenn er die Riegel öffnet und seine Leute hinter den Coulissen ihres offiziellen Lebens schildert, im Bett, beim Aufstehn, beim Schlafengehn, beim Waschen — das alles hat ihm von jeher besonderes Vergnügen gemacht. Und wie wird so ein schlafender Mensch geschildert! Wie urkomisch ist es, wenn wir über dem gewaltigen Federbett zwischen den riesigen Ohren des Kopfkissens zwei Nasenlöcher in einem Kreis entdecken, während vorn an der Bettkante zwei, meist nicht klassisch schöne Füße sichtbar werden!



Aus „Plisch und Plum".

Sieh, da kommen alle zwei,
Plisch und Plum sind auch dabei.
Dies scheint aber nichts für Fittig.
Heftig ruft er: „Na, da bitt' ich!"
Doch Mama mit sanften Mienen,
„Fittig!!", bat sie, „gönn es ihnen!"

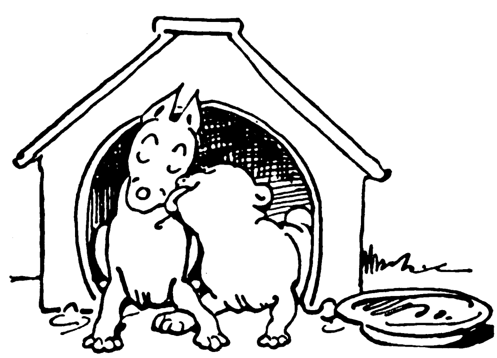
* * *

Der schlagende Erfolg der „Bildergeschichten" Buschs beruht, wie er selbst einmal in einem zu seinem siebzigsten Geburtstage veröffentlichten Briefe sehr richtig gesagt hat, auf der Anschaulichkeit, die ihnen innewohnt. Wie sich bei ihm die Dinge entwickeln und fortspinnen, das ist stets von einer Klarheit und Bestimmtheit sondergleichen, ohne daß diese Klarheit nüchtern wird. Und mit Fug hat Busch an derselben Stelle für die Anschaulichkeit seiner Bücher auch die Erklärung gegeben, nämlich „daß sie zunächst gezeichnet und dann erst geschrieben wurden". Er hat auf diese Arbeitsmethode oft hingewiesen; einmal, indem er einem Besucher lächelnd sagte: „Denn etwas Geschwätz muß doch immer dabei sein." Damit ist bewiesen, daß Busch ganz anders vorging, als das sonst bei ähnlichen Aufgaben stets geschieht. Bei ihm waren gewissermaßen nicht die Bilder, sondern die Verse die „Illustration", die Verdeutlichung der ursprünglichen Schilderung. Sicherlich herrscht noch vielfach die Meinung, daß er es umgekehrt gemacht habe, und es ist darum nicht unwichtig, einmal darauf hinzuweisen. Bewundernswert ist es dabei, wie Text und Bild schließlich miteinander verwachsen erscheinen; selten haben sich bei einem Menschen zwei Begabungen so ineinander verschmolzen.

Ohne die gereimten Texte sind für uns die Bücher nicht mehr zu denken. In ihnen oder vielmehr in ihrer Stellung zu den Bildern beruht aber auch die große humoristische Wirkung der Geschichten. Schopenhauer, Buschs treuer Berater, hat einmal gesagt: „Der Witz ist ein falscher Priester," d. h. jemand, der Dinge, die eigentlich nicht zusammengehören, miteinander verbindet. Jeder Witz und jeder komische Eindruck beruhen auf einem Gegensatz, der in irgend einem Satz, einer Wortverbindung, einer Darstellung, einer Erscheinung plötzlich und unvermutet zum Ausdruck kommt. Ein solcher Gegensatz besteht dauernd zwischen Buschs Bildern und Versen.

In seinen lustigen Historien geschehen die furchtbarsten Dinge. Er hat die Wirksamkeit der Mischung recht erkannt, die in den besten Lustspielen von Shakespeare und Molière bis zur „Minna von Barnhelm" und dem „Zerbrochenen Krug", ja bis zum „Kollegen Crampton" und dem „Biberpelz" steckt: daß sie nämlich Anlage zum Tragischen haben, daß sie alle mitten in komischen

Situationen blitzschnell den Vorhang zur menschlichen Tragik lüften. Busch geht hier bis zur äußersten Konsequenz vor. Fast kein einziger seiner Helden kommt heil davon. Ihre großen und kleinen Fehler, ihre Nasch- und Trunksucht, ihre Neugier und Schadenfreude, ihre Eitelkeit und Niedertracht, ihre Sinnlichkeit und ihr Egoismus, ihre Dummheit und ihr Leichtsinn bringen sie fortwährend in die schlimmsten Situationen. Ja, die meisten nehmen ein Ende mit Schrecken, und höchst ungewöhnliche Todesarten sind nichts Seltenes. Sehr richtig hat Paul Lindau darauf hingewiesen, daß die alte aristotelische Regel, das Häßliche, wenn es lächerlich sein solle, dürfe nicht furchtbar sein, vor Busch nicht standhält. Seine Geschichten sind meist blutige Tragödien schlimmster Art. Wie der Spieltrieb der Kinder oft in Grausamkeit umschlägt, so hat auch er ein merkwürdiges Vergnügen daran, seine lieblichsten Geschöpfe allerlei Qualen, von den unbedeutendsten bis zu den schmerzhaftesten und raffiniertesten, durchmachen zu lassen. Und doch reizen uns alle diese Schilderungen unwiderstehlich zum Lachen. Denn mag auf den Bildern vorkommen, was da will, Busch verzieht im Text keine Miene. Ob Hans Huckebein sich erhängt, die fromme Helene verbrennt, ob Max und Moritz zu Mehl gemahlen, die bösen Buben von Korinth von des Diogenes Tonne platt gedrückt werden, ob würdigen Hausvätern Röcke, Hosen und Stiefel zerrissen, sparsamen Müttern teure Eier zerschlagen, mühsam bereiteter Kuchenteig ausgegossen, Schüsseln, Kannen, Töpfe, Krüge zerbrochen werden, ob einer die Treppe hinunter, zum Fenster hinaus oder ins Wasser fällt, erstickt, erschlagen oder auf einen Regenschirm aufgespießt wird — unser Dichter bleibt immer harmlos freundlich, ja verbindlich, als sei gar nichts geschehen. Hühner werden mit kaltem Blute hingemordet, Hunde werden vergiftet, Männer, Frauen und Kinder bekommen Zahn- und Leibschmerzen, daß sie am Verzweifeln sind — er ist im Text nach wie vor von der gleichen gelassenen Ruhe, und auf diesem Gegensatz zwischen der Widerwärtigkeit oder Furchtbarkeit der Geschehnisse und der unerbittlichen Vergnügtheit des Erzählers beruht der unsagbar komische Effekt. Busch hat eine wahre Freude daran, die tollsten Verwicklungen zu erfinden. Namentlich gegen Schluß seiner Kapitel entsteht meist ein ungeheuerliches, gefährliches Durcheinander, in dem sich Menschen, Tiere und leblose Gegenstände, zu scheußlichen Klumpen geballt, am Boden herumwälzen — zu Beginn des nächsten Kapitels ist es dann, als sei überhaupt nichts vorgefallen. Wenn die fromme Helene vor Vetter Franz, dessen Lever und Morgentoilette sie sehr interessiert durchs Schlüsselloch verfolgt hat, die Treppe hinabflüchtet, so stolpert sie, fällt sie, rollt auf Hannchen, die Magd, die gerade die Stiegen hinaufeilt, stößt zugleich die große Gießkanne um, die im Wege steht und natürlich mit Wasser gefüllt ist, dann kugeln beide auf die Tante herab, werfen auch diese um, so daß die von ihr herangetragene Kaffeekanne dem hinter ihr stehenden Onkel Nolte gegen den Rücken schlägt und alles durcheinander fliegt, die Tante, die Lene, die Hanne, Lenes Pantöffelchen, Hannes Stiefelbürste, des Onkels Schnupftabaksdose, die ganze bedauerliche Gruppe teils mit kaltem Wasser, teils mit heißem Kaffee übergossen. Tiefernst wird das alles geschildert, aber wir sehen das Gesicht des Schalks, der durch die Maske des Tragöden blinzelt, wir hören das tiefe, verhaltene Lachen, das hinter der



Aus „Plisch und Plum".

Plisch und Plum, wie leider klar,
Sind ein niederträchtig Paar;
Niederträchtig, aber einig
Und in letzter Hinsicht, mein' ich,
Immerhin noch zu verehren;
Doch wie lange wird es währen?
Bösewicht mit Bösewicht —
Auf die Dauer geht es nicht.

korrekten Deklamation kichert. Es ist keine Rede davon, daß Busch etwa moralisieren, daß er die Bösen bestrafen will. Alles das

ist nur Anlaß, sich über das ganze Menschengetriebe weidlich lustig zu machen. Und den Guten bei ihm geht es mindestens eben-



Aus „Balduin Bählamm".

O, wie beglückt ist doch ein Mann,
Wenn er Gedichte machen kann!
Ein guter Mensch, der Bählamm hieß
Und Schreiber war, durchschaute dies.
Nicht, daß es ihm an Nahrung fehlt;
Er hat ein Amt, er ist vermählt.
Und nicht bloß dieses ist und hat er;
Er ist bereits auch viermal Vater.
Und dennoch zwingt ihn tiefes Sehnen,
Sein Glück noch weiter auszudehnen,
Er möchte dichten, möchte singen,
Er möchte was zuwege bringen
Zur Freude sich und jedermannes;
Er fühlt, er muß, und also kann es.

so schlecht wie den Schlimmen. Dem wackeren Mann, der so menschenfreundlich in den „Haarbeuteln" den betrunkenen „Herrn Meier" nach Hause geleiten will, wird der Cylinder eingetrieben und über den Kopf geschlagen, daß es nur so eine Art hat — da seht ihr's, wie in dieser besten aller Welten selbstlose Gutmütigkeit durch den Undank der lieben Mitmenschen belohnt wird!

Und schmunzelnd wird, während es den armen Opfern seiner Laune herzlich schlecht ergeht, Bericht erstattet. Mitleid kennt Busch nicht. Als die fromme Helene unter der umgestürzten Petroleumlampe verkohlt ist, meint der angenehme Epiker tiefgerührt:

Hier sieht man ihre Trümmer rauchen,
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen.

Diese trocken-lehrhafte Sachlichkeit hält ebenso an, wenn Geister erscheinen, wie wenn Scheintote wieder auferstehn, wenn die „schwarze Parze mit der Nasenwarze" den Lebensfaden abschneidet, und wenn der Teufel die Seelen der Sünder holt. Sie wird aber auch bei den einfachsten und banalsten Dingen nicht aufgegeben. Da wirkt denn ein neuer Gegensatz komisch: der zwischen der Selbstverständlichkeit des Behaupteten und der angenommenen Wichtigkeit des Vortrags dieser Alltagswahrheiten. Umständlich werden die klarsten Angelegenheiten begründet. Wie schön weiß Busch die doch wohl allgemein durchgedrungene Sitte der „Morgenwäsche" zu empfehlen:

Zum ersten: ist es mal so schicklich,
Zum zweiten: ist es sehr erquicklich;
Zum dritten: ist man sehr bestaubt,
Und viertens: soll man's überhaupt.
Denn fünftens: ziert es das Gesicht,
Und schließlich: schaden tut's mal nicht.

Die Komik wird hier überall gesteigert durch das Versmaß, welches Busch sich fast ausnahmslos wählt: durch den trochäischen Tetrameter, dasselbe Versmaß, dessen sich einst die hochtrabendsten spanischen Romanzen bedient haben. Das gleiche Metrum, in dem es heißt „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo — Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid", muß nun dazu dienen, Weisheiten wie diese zu verkünden:

Ratsam ist und bleibt es immer
Für ein junges Frauenzimmer,
Einen Mann sich zu erwählen
Und womöglich zu vermählen.
Erstens will es so der Brauch,
Zweitens will man's selber auch,
Drittens man bedarf der Leitung
Und der männlichen Begleitung.

Oder es erklingen die großen Sentenzen, die tief ins Publikum gedrungen sind, die wundervollen, alltäglichen und doch nie zu oft gehörten philosophischen Sprüche, wie

Es ist ein Brauch von alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Likör.

Dann wieder werden Dinge, die wir alle, oft nur zu genau, kennen, mit breitem Behagen entwickelt; so die köstliche Darstellung dessen, was eine Ohrfeige ist:

Hier hängt die Hand, gefüllt mit Kraft,
Dort strotzt die Backe voller Saft;
Die Kraft, infolge der Erregung,
Verwandelt sich in Schwungbewegung usw.

Aber es steigen auch unvermerkt aus den lustigen Versen leicht hingeworfene Bemerkungen auf, die von feinster Lebenskenntnis Zeugnis ablegen. In Buschs Lapidarsprache entstehn Aphorismen von einer Prägnanz, die nicht zu übertreffen ist. So karikiert er die Moralphilosophie:

Das Gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das Böse, was man läßt.

Oder er verulkt materialistisch die Pädagogik:

Ich sage dir als Mensch und Christ:
O hüte dich vor allem Bösen!
Es macht Pläsier, wenn man es ist;
Es macht Verdruß, wenn man's gewesen.

Oder er sendet alle Tugendapostel mit dem klassischen Spruch heim:

Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Dingen, welche wir nicht kriegen.

Wie prachtvoll ist die Symbolisierung der immer in die Ferne schweifenden, das Nächste nicht beachtenden und dabei ins Unheil geratenden menschlichen Torheit in der Gestalt des reisenden Engländers in „Plisch und Plum", der beim Wandern immer mit einem Fernrohr nach dem Horizont späht!

„Warum soll ich nicht beim Gehen" —
Sprach er — „in die Ferne sehen?
Schön ist es auch anderswo,
Und hier bin ich so wie so."
Hierbei aber stolpert er
In den Teich und sieht nichts mehr!

Dann wieder faßt er wohlbekannte Lebensverhältnisse mit schlagender Knappheit zusammen. Etwas Klareres, Einfacheres und Treffenderes als die weltbekannten beiden Zeilen

Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr

ist über dies komplizierte Kapitel nie geschrieben worden. Solche Aussprüche Buschs stehn für die Ewigkeit fest. Da ist nichts mehr hinzuzufügen und nichts fortzunehmen.

Zumal das eheliche Leben hat dem überzeugten Junggesellen, der standhafter blieb als sein Held Tobias Knopp, gar manchen Stoff zum Hohn gegeben. Knopp trifft seinen Freund Sauerbrot so fröhlich an, wie er es gar nicht erwartet hatte:

Heißa, lachte Sauerbrot,
Heißa, meine Frau ist tot!

Und nie ist weibliche Treue reizender verspottet worden als durch die Worte, die die liebe Frau Zwiel an die Milchfrau richtet, da ihr Gemahl in ungeheurer Bezechtheit in kalter Winternacht vor der Haustür, im Regenfaß sitzend, den Hausschlüssel in der Hand, erfroren ist:

„Schau, schau," ruft sie, in Schmerz versunken,
„Mein guter Zwiel hat ausgetrunken.
Von nun ab, liebe Madam Pieter,
Bitt ich nur um ein viertel Liter —"

sie weiß sich gleich einzurichten! Rührend!

Mit tausend originellen Mitteln weiß der Dichter die lustige Wirkung seiner Verse noch zu steigern. So, wenn er der Grandezza der stelzfüßigen Trochäen durch seine berühmt gewordenen onomatopoetischen Exklamationen einen Schabernack spielt: durch Plautz und Pardautz, durch Schwapp und Knipps, durch Plumps und Ratsch, durch Puff und Patsch, durch Schrumbum und Klingelings, durch Ritzeratze und Rickeracke, durch Papps und Plomms und Bubb, wobei jedesmal der charakteristische Ton des Geräuschs, das bezeichnet werden soll, meisterhaft wiedergegeben ist. Hört man nicht förmlich den Gips klirrend in Scherben gehn, wenn man liest: „Ach, die Venus ist perdü — Klickeradoms! von Medici"? Oder wenn mit Absicht ganz unpoetische Wendungen in die gebundene Rede eingeschmuggelt werden („Und Franz war wirklich angenehm — Teils dieserhalb, teils außerdem"), wenn der ordentlichen Korrektheit der Reimpaare durch kleine Sprachverdrehungen ein Schnippchen geschlagen wird („In der Kammer still und donkel — Schläft die Tante bei dem Onkel"), wenn durch die scherzhaft-falsche Kinderorthographie rein phonetisch wiedergegebener Fremdwörter, wie „tutmemschos", „anigant", „stantepeh", „Inglischmän", die meistens im Reim selbst stehn, eine durchaus nicht vorhandene Unbeholfenheit markiert werden soll, oder wenn selbstherrlich gebildete Namen aus dem gleichen Grunde aus der Verlegenheit zu helfen scheinen („Ich, so sprach er, heiße Krökel — Und die Welt ist mir ein Ekel").

Nur selten hat Busch andre Versmaße gewählt als den Trochäus. Wenn er es tat, ist stets eine neue Absicht und besondere Wirkung damit verbunden. Wie glänzend komisch sind nicht die Schlußzeilen des Silen-Gedichtchens aus den „Haarbeuteln", in dem der Meister gar zur klassischen Form des Distichons griff:

Heimwärts reitet Silen und bläst auf der lieblichen Flöte
Freilich verschiedenerlei, aber doch meistens Tüdelüt.

* * *

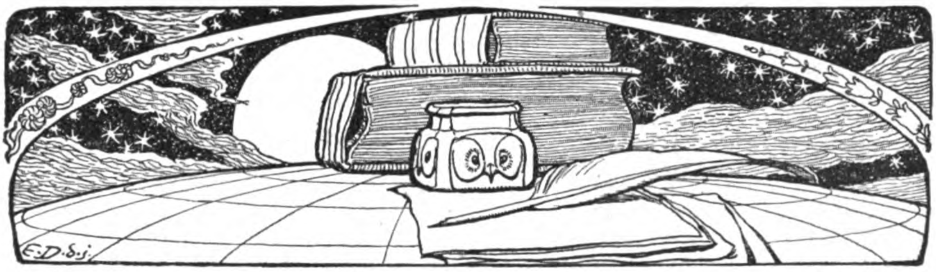
Seit langer Zeit schon ist der lustige Busch verstummt. In den neunziger Jahren erschienen von ihm nur noch zwei Prosabüchlein: „Eduards Traum“ (1891) und „Der Schmetterling“ (1895), von denen allein das zweite noch mit zwanzig kleinen Zeichnungen versehen ist, die hinter den älteren Erzeugnissen seines Stils auffallend zurückbleiben, während das erstere ganz ohne Illustrationen in die Welt ging. Diese Traumphantasie ist eine satirische Betrachtung des Daseins ringsum, in einem seltsamen, krausen Stil geschrieben, in dem man oft etwas wie einen Nachklang altdeutscher Schelmenbücher zu hören glaubt und dann wieder, wenn der Träumende mit allerlei merkwürdigen Vertretern realen Lebens oder philosophischer Anschauungen kurze Gespräche führt, aber unaufhaltsam höher steigt, fast an Nietzsches Zarathustra erinnert wird. Pessimistischer noch als die oft groteske Beschreibung dieser Geschichte des Schlafenden, deren Phantasterei, recht in Buschs Art, von Zeit zu Zeit durch der Gattin kategorisches „Eduard, schnarche nicht so!“ unterbrochen wird, ist der „Schmetterling“, die melancholische Erzählung von dem Idealisten, der dem buntfarbigen Falter nachjagt, dabei gar vieles Mißliche erlebt und schließlich als armseliger Krüppel heimkehrt. Auch hier erklingt die Poesie der deutschen Volksbücher aus vergangenen Jahrhunderten; es werden sogar alte Märchenmotive, wie sie dort oft so zahlreich verwertet sind, von ungefähr in den Gang der Erzählung eingefügt — z. B. die Geschichte von dem goldwerfenden Esel. Ganz fehlt auch diesen letzten Werken Buschs nicht ein Abglanz seines alten Humors. Aber er ist nicht mehr toll-übermütig und ausgelassen, sondern er lächelt nur noch leise, mit der schmerzlichen Wehmut der Resignation.

Und diese stille Resignation, der Weisheit letzter Schluß, wird wohl auch die Grundstimmung des Alternden sein. Er braucht den Beifall der Menge nicht; denn wer so tief in das Wesen der Menschen hineingeblickt und sich so hoch emporgeschwungen hat in die Gegenden freier Heiterkeit, der weiß selbst am besten, was er und was sein Leben wert ist. Behaglich sinnierend sitzt er im Frieden des Mechtshauser Pfarrhauses und sagt vielleicht auch heute noch vor sich hin, was er vor sieben Jahren in der Vorrede zum „Schmetterling“ schrieb:

„Kinder in ihrer Einfalt fragen immer und immer: Warum? Der Verständige tut das nicht mehr; denn jedes Warum, das weiß er längst, ist nur der Zipfel eines Fadens, der in den dicken Knäuel der Unendlichkeit ausläuft, mit dem keiner recht fertig wird, er mag wickeln und haspeln, soviel er nur will. Jetzt sitz' ich da in sanfter Gelassenheit und flöte still vor mich hin, indem ich kurzweg annehme: was im Kongreß aller Dinge beschlossen ist, das wird ja wohl auch zweckmäßig und heilsam sein.“



Titelvignette aus „Julchen“.



Literarische Rundschau

Goethe und Schiller

Alles hat seine Zeit. Sogar die Klagen und Entrüstungsschreie über die Anmaßungen der „Goethephilologie“, die einst so laut den Hain der Tagesliteratur durchhallten, als wollten sie schon mit der Kraft ihrer Stimme ihre Unsterblichkeit beweisen, fangen allmählich an zu verstummen. Zum Teil mag das an der Vielgeschmähten selbst liegen. Die Kärrnerarbeit, die deshalb nicht weniger verdienstvoll war, weil sie notwendig und nicht immer erfreulich war, beginnt sich zu erschöpfen; einer ihrer Hauptvertreter, der vielen für die vermeintliche Kleinseligkeit und Schulfuchserei aller Goethephilologie als typisch galt: Heinrich Düntzer, hat im verflossenen Jahr für immer die Feder niederlegen müssen. Damit ward ein wesentlich im Dienste Goethes verzehrtes, unendlich arbeitreiches Leben abgeschlossen, dem man bei all seinem Fleiß, all seiner Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit doch den Vorwurf nicht ersparen kann, mit kalter und erkältender Nüchternheit die Spuren eines Genius entweiht zu haben, der mehr als jeder andre künstlerisches Nachempfinden seiner Schöpferkraft verlangt. Bedenklicher noch war eine andre große Schwäche Düntzers. Mit einer unwirschen, im Laufe der Jahre stetig gesteigerten Streit- und Scheelsucht, die mit Vorliebe in Kleinigkeiten kramte, hat er allen hämisch abseits stehenden Gegnern der gelehrten Goetheforschung ein Schauspiel geliefert, das ihrem Ansehen empfindlichen Schaden tat, obgleich man hätte wissen können, daß sich — bei aller schuldigen Ehrfurcht vor den Verdiensten des Veteranen — niemand weiter von ihm entfernt hatte als eben unsre junge Goetheforschung selbst. Doch wir wollen uns hüten, die Gründe für die glückliche Wandlung, die mit dem Leumund der „Goethephilologie“ eingetreten ist, in Personen und Persönlichem zu suchen. Ausschlaggebend war etwas andres: nicht nur die zu höheren, problematischen Aufgaben berufenen Gelehrten innerhalb der „Zunft“ selbst bekommen allgemach freie Hand für solche der Allgemeinheit verständlichere und imponierendere Arbeiten — die Früchte der gelehrten Goetheforschung werden mittlerweile zum teils dankbar, teils gedankenlos genossenen und genutzten Allgemeingut, das seinen Segen auch denen nicht vorenthält, die so lange die Gärtner und ihre emsigen Gehilfen verspottet oder mißachtet haben. Es geht hier wie bei einem guten Wein: Jahrgang und Produzenten nennt man, dem Pflanzer der Rebe spürt man selten nach. Gerade in dieser entzückenden Selbstverständlichkeit aber, mit der ihr saurer Schweiß ausgebeutet wird, darf die Goethephilologie das untrüglichste Zeugnis für die Nützlichkeit und Verdienstlichkeit ihrer schweren Arbeit sehen. Wann je ließe man den Mohren gehn, bevor er seine Schuldigkeit getan? . . .

Es wäre mehr als töricht, die veränderte Konstellation zu schelten. Alle Verständigen wissen, daß eine Gesellschaft oder sonst eine Arbeitsgenossenschaft, die sich zu dem Zwecke gegründet hat, einem zunächst in kleinem Kreise erkannten und gepflegten Gedanken zu allgemeiner Geltung zu verhelfen, in dem Augenblick, wo dies erreicht ist, ruhig die Waffen niederlegen darf; ihre Auflösung bedeutet ihren höchsten Triumph. Aber in der ersten Zeit dieses — nochmals sei es betont — höchst erfreulichen Übergangs wird es doch nützlich sein, zur Steuer der Gerechtigkeit und zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in der Selbstschätzung gewisser Autoren dann und wann an die Henne zu erinnern, die die Küchlein und Entlein ausgebrütet und ihre ersten Schritte überwacht hat.

Seit einem Jahre haben wir eine neue Volksausgabe von **Goethes Sämtlichen Werken.** Sie ist im Verlage von Max Hesses Neuen Leipziger Klassikerausgaben erschienen, umfaßt 44 Bände und kostet bei aller Vollständigkeit, mit zwei Bildnissen Goethes, einem Gedicht in Faksimile, einem Register und der biographischen Einleitung von Professor Ludwig Geiger, gebunden (in zwölf Original-Leinenbänden) nicht mehr als 20 Mk.; aber wäre sie ohne die Vorarbeiten der Goethe-

philologie in dieser textlichen Zuverlässigkeit und Fülle möglich gewesen? Der Urfaust, das Leipziger Liederbuch Annette, die Aristeia der Mutter, die Chronologie 1749—1809 u. a., es ist doch erst durch die philologisch-historische Goetheforschung der letzten Jahrzehnte, zum Teil in Einzelausgaben, zum Teil in der großen Weimarer Sophienausgabe — die übrigens keinen verständnisloseren Verkleinerer hatte als Düntzer —, zu Tage gefördert worden. Aus dem Weimarer Schatzhause schöpft auch die neue Ausgabe von **Goethes Werken**, zu deren Herausgabe sich Professor Dr. Karl Heinemann mit „mehreren Fachgelehrten" vereinigt hat (vollständig in 30 Bänden zu je 2 Mk.). Sie erscheint seit etwa anderthalb Jahren bandweise im Bibliographischen Institut zu Leipzig und Wien, in Original-Leinenbänden, und bedarf also für ihre Ausstattung weiter keiner Empfehlung. Auch sie ist kritisch durchgesehen und erläutert, das heißt mit den neusten philologischen und literarhistorischen Forschungen in Einklang gesetzt. Die am Schlusse eines jeden Bands abgedruckten Anmerkungen wollen der Allgemeinheit zugänglich machen, was zum größten Teil bisher auf die kleine Schar der „stillen Gemeinde" beschränkt geblieben war. „Durch Eignes und Angeeignetes bescheiden dienend, wollen sie dazu beitragen, für den größten Dichter der letzten Jahrhunderte, für den Leben weckenden Befreier unsres Volks das Verständnis zu vertiefen, die Liebe zu mehren." Den zuerst erschienenen Bänden I, VIII und XII, die die Gedichte, den Werther, die Briefe aus der Schweiz, die Wahlverwandtschaften und den Anfang von Dichtung und Wahrheit brachten, sind inzwischen zwei weitere gefolgt: die Bände VII und XIII. Von diesen führt der von Heinemann besorgte XIII. das große Bekenntniswerk aus Goethes Leben zu Ende, um daran folgerichtig die von ihm aufgezeichneten „Biographischen Einzelheiten" zu reihen, soweit sie nicht für passendere Stellen („Italienische Reise" oder dergl.) aufgespart bleiben. Ein besonderes Sachregister zu Band XII und XIII verweist auf alle in „Dichtung und Wahrheit" besprochenen Werke Goethes wie auf alle Personen und Örtlichkeiten, die dort genannt werden. Mit dem VII. Bande, der die Dramen in Prosa, Götz von Berlichingen, Egmont, Clavigo, Stella, die Geschwister, den Großkophta und den Bürgergeneral enthält, tritt ein neuer Bearbeiter auf den Plan: Dr. Theod. Matthias, als Verfasser des trefflichen Buchs über „Sprachleben und Sprachschäden" bekannt und auch als Herderherausgeber bereits bewährt. Zu jedem einzelnen der Dramen hat er, den Grundsätzen der Ausgabe entsprechend, einleitende Bemerkungen beigesteuert, die über Quellen, Entstehung, Aufnahme und ästhetischen Wert des Werks in zusammenhängender, klarer und präziser Form unterrichten, während die Textanmerkungen nur Schwierigkeiten des Verständnisses, wie sie sich wohl bei der Lektüre auftun, aus dem Wege räumen sollen. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß sich gelehrte Forschungsergebnisse schlackenlos zu einem Gusse verschmelzen lassen, der auch Laienohren ohne Mißklang ertönt, so ist er hier erbracht.

Wenn neben solchen billigen und gediegenen Gesamtausgaben Einzelausgaben dieses oder jenes Goethischen Werks ihren Beruf nicht verfehlen sollen, so müssen sie sich schon durch eine schätzbare Besonderheit in der Ausstattung, in der textlichen Darbietung oder Bearbeitung empfehlen. Bei Otto Harnacks Ausgabe von **Ausgewählten Gedichten Goethes** (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) ist es das Prinzip der chronologischen Anordnung (nebst Hinzufügung von erläuternden Anmerkungen), was ihr diese besondere Physiognomie und damit ihre Daseinsberechtigung gibt. Gewiß muß jede solche Auswahl subjektiv sein — die Harnacks ist vorsichtig, aber nicht gerade prüde —, und es wird immer Leser geben, die gleich auf den ersten Blick dieses oder jenes Lieblingsstück vermissen; aber solcher nach bestimmten Grundsätzen der Form, des Inhalts, der Entstehung zusammengestellten Auswahl wohnt doch auch wieder ein besonderer Reiz inne: sie weckt durch ihre Anordnung neue Gedanken und Vergleiche, lehrt Unterschiede, Entwicklungen und Kontraste erkennen. Harnack wäre diesem schönen Ziel in seiner Auswahl von Goethes Gedichten vielleicht noch näher gekommen, wenn er nicht manchmal etwas allzu schroff seine Goethe-Orthodoxie in den Vordergrund gerückt hätte. Im übrigen hat sich der Herausgeber mit dem schönsten Erfolge bemüht, den gewaltigen Reichtum von Goethes Geistes- und Seelenleben allseitig sich aussprechen zu lassen und an keinem Gebiete, das davon beherrscht wird, achtlos vorüberzugehn. In dieser Beziehung können auch die Anmerkungen, die die Stelle bezeichnen, die ein Gedicht in Goethes Lebenswerk einnimmt, oder den Gesichtspunkt angeben, von dem aus es zu betrachten ist, nicht hoch genug geschätzt werden. — Ist es bei Harnacks Ausgabe die besondere Anordnung der dargebotenen Dichtungen, so ist es bei dem neuerdings in die bereits gewürdigten Pantheon-Ausgaben (Berlin, S. Fischer) aufgenommenen Taschenband der **Leiden des jungen Werther** die aparte und vornehme Ausstattung, die ihr das Gesicht und den Wert verleiht. Diese in dunkelrotes, schmiegsames Leder gebundenen Taschenbändchen klassischer Dichtungen, nach dem Muster der englischen Temple-Ausgaben hergestellt, müssen für jeden Bücherliebhaber eine wahre Freude sein. Dabei wird auch für diese der Hand und dem Auge so wohlgefälligen Schmuckbüchlein der Kompaß gelehrter Forschung nicht verschmäht. Dr. Otto Pniower, als Goethephilologe vielfach erprobt, hat die Textrevision und auch die Einleitung besorgt, die an Wissenschaftlichkeit nichts vermissen läßt und sich doch in der Form ihres Vortrags so gut mit der Eleganz der Ausstattung verträgt. Beigegeben ist der Ausgabe eine Reproduktion zweier von Daniel Berger gestochener Kupfer, zu denen Chodowiecki die Zeichnungen gefertigt hat. Sie begleiteten den ersten

Band des 1776 bei Chr. Friedr. Himburg in Berlin erschienenen Nachdrucks von Goethes Schriften, der den Werther enthielt, und mögen in getreuer Wiedergabe nun auch an dieser Stelle den „Werther" der Pantheon-Ausgabe empfehlen helfen. — Einer Bühneneinrichtung des **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand** nach dem Original von 1773 begegnen wir in Eugen Kilians Ausgabe dieses Dramas (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Die bisherigen, unter anderm von Dingelstedt und in ausgedehnterem Maße von Perfall unternommenen Versuche, bei der Aufführung des Götz auf die alte Form der Dichtung zurückzugreifen, blieben auf halbem Wege stehn und ließen die Einheit des künstlerischen Stils vermissen. Auch dem verdienstvollen Unternehmen Otto Devrients, den ersten Entwurf von 1771 zur Aufführung zu bringen, war bei der Unfertigkeit der zu Grunde gelegten Skizze kein dauerndes Leben beschieden. In der Einrichtung von Kilian, die übrigens in Karlsruhe und Dresden bereits die Feuerprobe bestanden hat, wird demgegenüber der erste Versuch unternommen, unter völliger Preisgabe der Goethischen Theaterbearbeitung von 1804 völlig und ausschließlich zum klassischen Götz von 1773 zurückzukehren und das Stück somit in der Form vorzuführen, in der es bei seinen ersten Darstellungen unter Koch und Schröder im Jahre 1774 vor die Zeitgenossen des Dichters trat. Gleichzeitig wird hier aber auch die erste eigentliche Bühnenausgabe des Götz geboten, die die vollständige Inszenierung des Stücks und umfassende Anweisungen für die Darstellung bringt. Im 22. Bande der Goethe-Jahrbücher (1901) hat der Bearbeiter übrigens eine eingehende Motivierung seiner Einrichtung gegeben.



Lotte.
Zeichnung von Chodowiecki, gestochen von Daniel Berger.

Unbefangener, freier und leichter tritt man heute wieder, dank einer, wie gesagt, nicht überwundenen, sondern zur Reife durchgedrungenen gelehrten Forschung, an Goethe heran. Man glaubt genug Sicherheit gewonnen zu haben, rein auf die Darstellung seiner menschlichen Gesamtpersönlichkeit ausgehn zu dürfen, und wagt deshalb den Versuch, sich Goethes Leben und Entwicklung, Denken, Fühlen und Schaffen aus seinen eignen Worten und Werken in schöner, frischer Unmittelbarkeit aufbauen zu lassen. Wo aber könnte das alles sich unbewußter und schleierloser enthüllen als in den **Briefen Goethes**, wie sie, zum Glück in fast lückenloser Fülle erhalten, seine Tage vom ersten Liebesstammeln des Leipziger Studenten bis zum letzten Freundschaftsgruß des sterbenden Greises begleiten. Briefe Goethes — auch um diese Wahrheit hat die Goethewissenschaft erst kämpfen müssen — gehören gerade so gut zu den „Werken" wie Gedichte und Dramen. Deshalb läßt auch die Weimarische Goethe-Ausgabe die Briefe den „Werken" in einer besonderen Abteilung folgen: in sechsunddreißig starken Bänden wird hier alles gebracht werden, was an Schriftstücken brieflichen Charakters von Goethe sich erhalten hat. Auf diesem Monumentalbau fußt die populäre Ausgabe der J. G. Cottaschen Buchhandlung, für welche Eduard von der Hellen die Auswahl getroffen, die zeitliche Folge hergestellt und die Anmerkungen verfaßt hat. Sie wird sechs Bände umfassen, die sich in das Gewand der bekannten „Bibliothek der Weltliteratur" kleiden. (Jeder Band geb. 1 Mk.) Zwei dieser Bände sind bisher erschienen. Auf der Schwelle des ersten, der die Zeit von 1764 bis 1779, also die anderthalb Jahrzehnte des „jungen Goethe" bis zur wichtigen ersten Schweizer Reise umfaßt, grüßt nach unbedeutendem Geplänkel mit der Schwester und einigen Freunden das zierliche Bild Käthchen Schönkopfs, der ersten ernsthafteren „Laune des Verliebten". Auch wenn wir nicht das allgemein bekannte, sauber ausgeführte, wenn auch künstlerisch ziemlich unbedeutende Miniaturbildnis aus der Zeit ihrer Freundschaft mit Goethe und das erst vor kurzem entdeckte und deshalb hier wiedergegebene Porträt von Anton Graffs Meisterhand hätten, das sie als Frau des Rechtsgelehrten Dr. Chr. K. Kanné (1777) darstellt, würde uns das „gar hübsche und nette Mädchen", das dem jungen Dichter nach dem Unfall mit Gretchen wieder das Behagen gab, „freundliche Blicke zu wechseln", aus diesen Briefen leibhaftig vor Augen treten. Und dann wächst die Frische und Anschaulichkeit, die Natürlichkeit und Fülle des Empfindens von Blatt zu Blatt, von Liebe zu Liebe. Nach Käthchen kommt Friederike, nach Friederike Lotte, nach Lotte Lilli, nach Lilli Charlotte von Stein. Ihr Bild begleitet uns vom ersten in den zweiten Band (1780 bis 1788), der recht eigentlich von ihr, dem „Glück der nächsten Nähe", erfüllt ist, so viele



Werther.
Zeichnung von Chodowiecki, gestochen von Daniel Berger.

von den achtzehnhundert erhaltenen Billets und Briefen der Herausgeber uns auch vorenthalten hat. An seiner Auswahl selbst, die in großen Zügen „Goethes Leben in seinen Briefen" darstellen soll, ist nichts auszusetzen; aber eins hat mich mit gelinder Verwunderung erfüllt: wie konnte ein Herausgeber wie Hellen, der die Beibehaltung der Goethischen Sturm- und Drangorthographie so verständnisvoll zu würdigen weiß, es über sich gewinnen, hier und da, namentlich in den Briefen aus der Genieperiode, einzelne derbere Worte zu streichen, weil sie ihm „für die Öffentlichkeit nicht bestimmt und für die Verbreitung durch den Druck" ungeeignet erschienen? Darf man heutzutage unsern „Frauen und unsrer gereifteren Jugend beiderlei Geschlechts" wirklich noch nicht zumuten, darüber in ungefährdeter Sittsamkeit hinwegzukommen? Doch mag diese „Vorsicht" der Ausgabe manchem immerhin einen „Vorzug" bedeuten. — Ein Glück kommt selten allein, so könnte man ein gedankenloses Alltagswort umkehren, wenn man zugleich mit der Hellens eine zweite Ausgabe von **Goethe-Briefen** in die Hand nimmt, von der bisher gleichfalls die beiden ersten Bände („Der junge Goethe" 1764 bis 1775, „Weimarer Sturm und Drang" 1776 bis 1783) erschienen sind. Diese Ausgabe, die von Philipp Stein besorgt wird und bei Otto Elsner in Berlin erscheint (vollständig in acht Bänden zu je 4 Mk. geb.; auch in Lieferungen zu je 50 Pf. zu beziehen), gibt natürlich gleichfalls nur eine Auswahl der Briefe; auch sie behält die krause Rechtschreibung und Interpunktion des jungen Goethe bei, auch sie bringt ein Adressatenverzeichnis und die nötigen Erläuterungen. Aber in einem unterscheidet sie sich für mein Empfinden vorteilhaft von der Cottaschen: eine Verstümmelung ad usum delphini nimmt sie an dem Goethischen Text nirgend vor. „Die mitunter derben Natürlichkeiten der Sprache, besonders in der Zeit der Entstehung und Vollendung der Götzdichtung, zu beanstanden oder gar in schulmeisterlicher Prüderie zu streichen," erscheint dem Herausgeber ebenso unberechtigt wie etwa eine Korrektur Goethischer Dichtung vom Standpunkt des Salontones aus. Diese freiere Auffassung macht sich auch in der Auswahl bemerkbar: läßt Hellen die Hinneigung des Dichters zu Frl. v. Klettenberg und Lavater und damit zur Religion stärker hervortreten, so legt Stein Gewicht darauf, daß sich die Herzenswirren der Leipziger, Straßburger und namentlich der Wetzlarer Zeit treuer und vollständiger widerspiegeln und sich möglichst zu einer festen Kette zusammenschließen. Überhaupt hat Stein durch die verbindenden Übergänge und biographischen Berichtsstücke, die die Lücken ausfüllen, viel Gutes für die harmonische Wirkung der Briefe als eines Goethischen Lebensdokuments getan. In der Ausstattung zeigt sich das anerkennenswerte Bestreben, dem herrlichen Inhalt ein würdiges und geschmackvolles Gewand zu geben. Der Einband, gediegen und praktisch, entspricht auch in der Zeichnung dem Buchschmuck der Goethezeit. Eine Wiedergabe des ältesten Jugendbildnisses Goethes weiht die Schwelle des ersten, eine Wiedergabe des Chodowieckischen Stichs nach dem Gemälde des siebenundzwanzigjährigen Dichters von G. M. Kraus die des zweiten Bands.

Während diese beiden populären Briefausgaben sich auf schon Bekanntes beschränken, tritt an zwei andern Stellen, in Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft, neues Briefmaterial von und über Goethe zu Tage. Über das im letzten **Goethe-Jahrbuch** (Band XXIII, Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening) Mitgeteilte dürfen wir uns kurz fassen, da das Wichtigste daraus, die schriftlich hinterlassenen Erinnerungen des Großherzogs Karl Alexander, sich bereits vor Jahresfrist in der dem hochherzigen Fürsten gewidmeten Gedächtnisrede von Kuno Fischer verwertet fand und bei dieser Gelegenheit auch in den „Monatsheften" registriert wurde (vgl. Septemberheft 1901, S. 815). Dazu gesellen sich jetzt noch höchst charakteristische, bald steif im Kurialstil einherstolzierende, bald leidenschaftlich überschwengliche Huldigungen König Ludwigs I. von Bayern, ein paar ruhige, doch von stiller, schöner Wärme durchflutete Briefe der Herzogin Luise und eine ganze Reihe bald schwärmerischer, bald schmeichelnder Frauenbekenntnisse aus der Geburts- und Geistesaristokratie der Zeit. — Dem Freundschaftsbunde **Goethe und Lavater** ist der jüngste (XVI.) von Heinrich Funck herausgegebene Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" gewidmet (ebenda). Er enthält den Briefwechsel zwischen Goethe und Lavater, sowie den zwischen Goethes Eltern und Lavater. Aus dessen Tagebüchern sind als Zugaben Briefe von und an Lavater, physiognomische Fragmente über Goethe und die Widmung des Nathanael beigefügt. Ein Bildnis Lavaters nach der Zeichnung von J. H. Lips und eine größere Anzahl von physiognomischen Tafeln erläutern den Text. Der dramatische Lauf des Verhältnisses zwischen Goethe und Lavater von der ersten schriftlichen Anknüpfung zum wärmsten Verkehr, von dem langen, 1779 neu entfachten vertrauten Austausch zur unaufhaltsamen Abkühlung und zum endgültigen Bruch läßt sich nun Schritt für Schritt verfolgen und mit vielen zeitgenössischen Urteilen vergleichen. Fast demütig bietet der um acht Jahre ältere, schon viel bewunderte und viel gescholtene Gottesmann 1773 dem jungen Genie die Hand; fast hochmütig und grausam tut der inzwischen weit über die dumpfen Stimmungen jener Zeit emporgewachsene Dichter in den Musenalmanachen von 1796 und 1797, den Venezianischen Epigrammen und in der klassischen Walpurgisnacht den Züricher Propheten ab. Auch Lavaters tragisches Ende fand 1801 kein Echo bei Goethe; erst in „Dichtung und Wahrheit" gab er, ohne jede Spur nachwirkender Verstimmung, ein reines Bild des einst so jugendfeurig Geliebten.

„Leben, unmittelbares Leben soll uns die Literatur geben, nicht Räsonnement." Das ist der Sehnsuchtsruf, der heute in vielfachen Varia-

tionen in den Goethebüchern immer wiederkehrt. Daher die beiden Briefausgaben auf einmal, daher auch eine neue zweibändige, im Geschmack der Goethezeit in vornehmster Weise gedruckte und gebundene Ausgabe von **Eckermanns Gesprächen mit Goethe** (Leipzig, Eugen Diederichs; geb. 7,50 Mark). Über den unvergänglichen Wert dieses „Lebensbuchs", eines Lebensbuchs für Goethe wie für uns, braucht hier kein Wort verloren zu werden. Wir haben neben den Briefen nichts, was uns so unmittelbar und zuverlässig in das klassische Weimar — die Gespräche beschränken sich bekanntlich auf das Jahrzehnt 1823 bis 1832 — zurückversetzte und uns zugleich aus Goethes Geist und Seele heraus so viel Licht und Geläut für unser eignes Leben spendete. Dies Buch in einem würdigen Gewande, das es uns lieb und vertraut machen kann, in der Hausbücherei zu wissen, muß allen Goethefreunden ein Bedürfnis sein. Adolf Bartels, der die Diederichssche Ausgabe als Herausgeber zeichnet, hat ihr eine Einleitung vorausgeschickt, die für meinen Geschmack den augenblicklichen Gegenwartswert der Goethischen Bekenntnisse allzu einseitig betont, die aber die Verdienste des oft verunglimpften und verspotteten Eckermann einmal wieder mit warmen und schönen Worten ins rechte Licht setzt. Der Text geht auf die Originalausgaben zurück und vermag so eine ganze Reihe von Fehlern, die sich eingeschlichen hatten, zu entfernen. Knappe Anmerkungen im Anhang erklären dunkle Stellen; ein ausführliches Register erleichtert das Nachschlagen.



Käthchen Schönkopf als Frau Dr. Kanné. (1777.)
Nach dem Gemälde von Anton Graff.
Original auf der Leipziger Stadtbibliothek.

Der protestantische Zug in unsrer Goetheverehrung, das andächtige Verlangen, möglichst ohne Mittelsperson zu ihm und seinem Werk zu gelangen, hat noch ein andres Unternehmen gezeitigt: eine Sammlung und Zusammenstellung aller Aussprüche, die **Goethe über seine Dichtungen** getan hat. Hans Gerhard Gräf ist seit einiger Zeit mit der dankenswerten Aufgabe beschäftigt, diese Sammlung zu schaffen. Eine der letzten öffentlichen Kundgebungen Herman Grimms war ein freudiger Zuruf an den Schöpfer dieser „neuen Art literarhistorischer Geschichtschreibung, die dem Autor der Dichtungen allein das Wort erteilt". Von Plan und Durchführung des Werks ist auch an dieser Stelle schon (Septemberheft 1901, S. 816) ausführlich die Rede gewesen. Dem ersten Bande, der die „Achilleis", „Hermann und Dorothea", „Reineke Fuchs", die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und „Die Wahlverwandtschaften" behandelte, ist inzwischen der zweite gefolgt, der des Dichters Äußerungen über seine epischen Dichtungen zum Abschluß bringt (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening; geh. 7 Mk.). Auch hier bewährt sich des Verfassers Umsicht und Gewissenhaftigkeit; so, wenn er zum „Wilhelm Meister" auch die brieflichen Besprechungen Schillers vollständig herbeizieht und in den reichhaltigen Anmerkungen den Blick über Goethe hinaus weit in die Goethische Runde schweifen läßt.

An Gesamtdarstellungen Goethes und seiner Werke liegt Neues nicht vor. Erinnert werden mag an die knappe Biographie: **Goethe** von Ludwig Geiger, die er der erwähnten Hesseschen Goetheausgabe vorangeschickt hat, die aber auch einzeln zu haben ist (Leipzig, Max Hesses Verlag; 3 Mk.). Die Kunst, Knappheit mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und Verwertung der neusten Forschungen zu verbinden, ist ihr Hauptvorzug. Ihr eigentlicher Zweck, eine Einführung in Goethes Werke zu bieten, hat wohl die Zerlegung des Stoffs in Einzelabhandlungen, wie Leben, Politik, Religion, Lyrik, Dramen usw., veranlaßt, die diesen und jenen stören mag, die als Anregung für den unmittelbaren Genuß der Dichtungen und als Erleichterung ihres Verständnisses aber gewiß empfehlenswert ist. — Mit lebhaftester Freude begrüßen wir nochmals die zweite, umgearbeitete Auflage von Otto Harnacks Buch: **Goethe in der Epoche seiner Vollendung** (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; geh. 5, geb. 6 Mk.). Von neuem haben wir uns an der ruhigen, geklärten und gereiften Form dieser Darstellung der Jahre 1805 bis 1832 erquickt und erbaut, die „die Summe von Goethes Existenz" zieht, indem sie uns seine Denkweise und Weltbetrachtung schildert. Ganz neu hinzugefügt hat die zweite Auflage eine treffliche, namentlich Kants Einfluß auf Goethe verfolgende Einleitung: „Hauptmomente aus Goethes Entwicklungsgang" und eingehende Namen- und Sachregister; aber auch in Einzelheiten, wie über Goethes Verhältnis zum Christentum, zu Winckelmann, Schiller, Hegel, den Romantikern, zu Napoleon, zu Preußen, zum Darwinismus u. a., finden sich wertvolle Ergänzungen und schärfere Prägungen des Ausdrucks. — Hauptsächlich an die deutsche Jugend wendet sich Julius Burggrafs Buch: **Goethe und**

Schiller (Stuttgart, Carl Krabbe; geh. 5, in Leinen geb. 6, in Halbfrz. 7 Mk.). Der Verfasser, dessen populäres Werk über „Schillers Frauengestalten“ (ebenda) so viel Anklang gefunden hat, stellt die beiden Dichterpersönlichkeiten im Werden ihrer Kraft dar; er will in ihnen der aufstrebenden Jugend sittliche Vorbilder zeigen, die sie zur Nacheiferung anspornen sollen. Es sind also wesentlich pädagogische Ziele, die das Buch verfolgt. Deshalb wird man ihm auch den manchmal etwas übervollen Strom der Rede zu gute halten müssen. Doch steht hinter dieser brausenden Begeisterung der Zunge auch eine ehrliche Begeisterung des Herzens und des Charakters für alle hohen Ideale des klassischen Humanismus. In die gärende Erregung unsrer jungen Geister will Burggrafs Buch „hineintreten als ein Gemälde von unverbildeter und gesunder Jugendkraft, das ihnen in ihrer suchenden Entwicklung auf die rechte Spur verhelfen und sie bewahren möchte vor jener öden Negation, die so wenig Verständnis hat für das Ewige, Unantastbare in der Menschenseele“. Damit wird dieser „Versuch einer klassischen Jugendmonographie“ hinlänglich charakterisiert und denen empfohlen sein, die aus dem Lebenswerke eines Goethe und Schiller den ethischen Idealismus der Klassiker vor allem andern durch den weihevollen Mund eines Predigers verpflanzt sehen möchten.

Das Persönliche und Individuelle in Goethes Leben und Dichten darzustellen, hat sich seit einigen Jahren der Weimarer Wilhelm Bode zu seiner besonderen Aufgabe erkoren. Seiner ersten Veröffentlichung, die nicht besonders glücklich, jedenfalls nicht immer ganz wahrheitsgetreu aus Goethes eignen Aussprüchen in Redeform Selbstbekenntnisse über des Dichters religiöse und politische Anschauungen zusammenstellte, hat er bald das hier seinerzeit ausführlich besprochene, weit besser gelungene Buch über **Goethes Lebenskunst** (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; 3 Mk.; vgl. Septemberheft 1901, S. 817) folgen lassen, das nunmehr in zweiter Auflage vorliegt. (Mit einem Bildnis Goethes nach C. A. Schwerdtgeburth.) Jetzt gesellt sich ein weiteres hinzu, das **Goethes Persönlichkeit** in drei Reden des Kanzlers Friedrich von Müller aus den Jahren 1830 und 1832 schildert und von Bode mit einer über Goethes und Müllers Verhältnis orientierenden Einleitung versehen ist (ebenda; geh. 1,25, geb. 2 Mk.). Müller war der einzige, mit dem der Dichter in den letzten Jahrzehnten seines Lebens auf gleichem Fuße zu verkehren pflegte; Neues über Goethe haben seine Reden uns heute nicht mehr mitzuteilen, wohl aber bieten sie in ihrer lebensvollen Unmittelbarkeit wertvolle Erinnerungen an den großen Meister des Lebens und der Kunst, die zur richtigen Kenntnis von „Goethes Persönlichkeit“ nicht unwesentlich beitragen werden, zumal da sie uns durch die Person des Redners die Zuverlässigkeit aller ihrer Nachrichten verbürgen.

Von Goethes Persönlichkeit und Lebenskunst ist Bode dann weitergeschritten zu **Goethes Ästhetik** (ebenda; mit einem Bildnis Goethes; 3,50 Mk.). Darin hat er die Form einer zusammenhängenden, Goethe selbst in den Mund gelegten Rede aufgegeben und sich begnügt, die wichtigsten Äußerungen des Dichters über Stoff, Gehalt, Tendenz, Form eines dichterischen Werks, über die Kritik, den Dilettantismus usw. aus Goethes Schriften, Briefen, Tagebuchblättern und Gesprächen zusammenzustellen und durch knappe, in ihrer Zurückhaltung wohltuende Bemerkungen miteinander zu verbinden. Was einzelnen Faustinterpreten so verhängnisvoll geworden ist: den „Einheitshirten“ zu spielen und alle oft durch lange Zeitperioden getrennte Anschauungen des wandelreichen Dichters unter einen Hut zu bringen, diese Klippe hat Bode hier glücklich zu meiden gewußt. So erhalten wir zwar kein einheitliches System der Goethischen Ästhetik — das gibt es nicht —, wohl aber ein getreues Spiegelbild aller seiner ästhetischen Anschauungen, der wechselnden wie der bleibenden. — Ein besonderes Kapitel aus Goethes praktischer Ästhetik wählt sich Robert Riemann zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und doch allgemeinverständlicher, auch den Laien unterhaltender Darstellung, wenn er **Goethes Romantechnik** behandelt (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.; geh. 6 Mk.). In die geheime Werkstätte eines Dichters zu blicken und ihm sozusagen „auf die Finger zu passen“, wie sie die Fäden vom Wocken spinnen und zum Gewebe schürzen, hat noch von jeher seinen besonderen Reiz gehabt. Namentlich für die „Wahlverwandtschaften“ finden sich bei Riemann mancherlei „Ateliergeheimnisse“ ausgeplaudert, die bei allem Ernst des Gegenstands doch auch amüsant sind. Gerade Bücher wie dieses, das wissenschaftliche Methode hat und mit dem ganzen Rüstzeug der gelehrten Forschung begabt ist, ohne mehr als nötig davon sehen zu lassen, sind berufen, eine allgemeine Verständigung aller Goethekenner und -freunde anzubahnen. Als Ergänzung zu Riemanns Buch wird der Leser nicht ohne Nutzen Ewald A. Bouckes Studie über **Wort und Bedeutung in Goethes Sprache** (Berlin, Emil Felber) heranziehen, die in den von den Professoren Schick und Waldberg herausgegebenen „Literarhistorischen Forschungen“ erschienen ist. Wörter und Gebrauchsarten von Wörtern, die Goethe eigentümlich sind und für seine Begriffswelt eine Rolle spielen (wie „dumpf“, „bedeutend“, „gegenständlich“, „rein“, das „ewig Weibliche“ usw.), finden hier das Verständnis und den Genuß seiner Werke fördernde Interpretationen, die zugleich ebenso viele Bausteine für eine philosophisch vertiefte Charakteristik des Dichters abgeben.

Unter den Einzelschriften über besondere Dichtungen Goethes nehmen die Schriften über den Faust nach wie vor die erste Stelle ein. Den Reigen führen Kuno Fischers weitverbreitete geistvolle Studien über **Goethes Faust** an, von denen der erste Band, der sich mit der **Faustdichtung vor Goethe** beschäftigt, neuerdings in vierter, durchgesehener und vermehrter Auflage

erschienen ist (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 4, geb. 5 Mk.). Dieser Teil des Fischerschen Faustbuchs war lange Zeit der schwächste des Ganzen, schon weil hier weit mehr als die Philosophie mit ihrem freieren und höheren Gedankenfluge deren exaktere Schwester, die Philologie, das Wort haben muß und Fischer es da und dort, z. B. beim Marloweschen Faust, an den gründlichen Einzelstudien hatte fehlen lassen. Inzwischen aber ist da viel gebessert, ergänzt, vertieft und erweitert worden, so daß jetzt auch diese Vorhalle des eigentlichen Fischerschen Faustbuchs, von dem der zweite Band sich mit der Idee, Entstehung und Komposition, der dritte mit dem Gang der Tragödie in seinen einzelnen Teilen beschäftigt, dem Kern des Gesamtwerks ebenso würdig wie notwendig ist. — In die Zeiten der dogmatischen und allegorischen Erklärungsversuche des Faust, die Fischer schon vor vierzig Jahren mit so herben Worten heimgeschickt hat, fühlt man sich versetzt, wenn man an die Lektüre der kleinen Schrift geht, in der Dr. A. Kalthoff, Pastor an St. Martini in Bremen, **Die religiösen Probleme in Goethes Faust** erörtert, um „ernste Antworten auf ernste Fragen" zu erteilen (Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn; geh. 2 Mk.). So wenn er Valentin, der für die geschändete Ehre seiner Schwester fällt, als warnendes Beispiel für den „Pharisäismus der Ehre" hinstellt oder aus dem zweiten Teil eine Allegorie des Molochs Staat ableitet. Zum Glück entschädigen für diese deplacierten und verfehlten „Deutungen" ebenso anregende wie liebevolle Exegesen über das Verhältnis des Dichters zur Religion, zur Bibel, zum „Problem des Menschen", zum Wissen, zur Tat. Hier spricht ein freier und feiner Geist aus der Stimmung seiner Zeit und seines Standeskreises heraus. — Mit dem umfassenden Apparat methodischer Forschung, aber im ganzen doch mehr spekulativ-philosophisch unternimmt Veit Valentin, der vor Jahresfrist verstorbene Leiter des Frankfurter Freien Deutschen Hochstifts, die ästhetische Untersuchung und Würdigung der **Klassischen Walpurgisnacht** (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung; geh. 5,40 Mk.). In seinen Ausführungen über die Entstehung des Helenadramas und dessen nachträgliche Verknüpfung mit der übrigen Dichtung durch das Band der klassischen Walpurgisnacht, über den Homunkulus und die Homunkulustheorie bringt er viel Eignes und das Verständnis Förderndes bei, aber das alles hätte noch weit klärender gewirkt, wenn er sich in seinen Deutungen mehr gezügelt hätte und weniger fanatisch dem Phantom der „Einheitlichkeit" nachgejagt wäre. Als Einleitung dient dem Werke eine Biographie Valentins von J. Ziehen, die liebevoll den wissenschaftlichen und persönlichen Werdegang des Gelehrten nachzeichnet, ohne sich für seine Schwächen blind zu machen. — Den gutgemeinten Versuch eines sich für die einheitliche Bühnenaufführung des zweiten Faust ins Feuer stürzenden Dilettanten, der sich mit längst abgetanen Schemen der Faustforschung wie Lewes und Schröer herumschlägt und unter dem verlockenden Titel: **Mehr Licht** die Klarstellung des Grundgedankens in Goethes Faust (II. Teil) verheißt (von Richard Gorter; Darmstadt u. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag [Ernst Hoppe]; geh. 2 Mk.), übergehe ich, um desto nachdrücklicher auf Roman Woerners kleine Schrift **Fausts Ende** (Freiburg, C. Troemers Universitätsbuchhandlung; 80 Pf.) hinzuweisen, die festen Boden unter den Füßen und die sicheren Gestirne der Wissenschaft zu Häupten hat.

Abgesehen vom Faust hat, soweit ich sehe, in jüngster Zeit nur noch eine Dichtung Goethes eine besondere Monographie hervorgerufen: die „Iphigenie". Dr. Hans Laehr, dirigierender Arzt einer Heilanstalt, nimmt das alte, viel erörterte Problem von der **Heilung des Orest** wieder auf (Berlin, Georg Reimer; geh. 2 Mk.) und sucht es, gegen einen Aufsatz des Leipziger Nervenarztes Prof. P. J. Moebius glücklich polemisierend, psychologisch aus inneren Erlebnissen Goethes, namentlich aus seinem Verhältnis zu Frau von Stein, zu erklären. Man braucht dieser Auslegung nicht überall zuzustimmen, um doch gewinnreiche Anregung aus dem Buche davonzutragen. Jedenfalls unterscheidet es sich in der ruhigen und sachlichen Art seiner Beweisführung vorteilhaft von Schriften andrer „Psychologen" und Spiritisten, etwa von der Max Seilings über **Goethe und den Occultismus** (Leipzig, Oswald Mutze; geh. 1,20 Mk.), die in Anekdoten wühlt, Nataly von Eschstruth als Kronzeugin beschwört und schließlich siegesgewiß behauptet, gezeigt zu haben, wie die Occultisten Goethe ganz und voll zu den Ihrigen zählen dürften ... „Daß ich dich in der Gesellschaft seh!"

Goethe selbst hat einmal Eckermann den freundschaftlichen Rat gegeben — als es sich darum handelte, einen individuellen Gegenstand für ein größeres Naturgedicht zu finden —, Tiefurt als Thema zu wählen. „Scheuen Sie die Mühe nicht, studieren Sie alles wohl und stellen Sie es dar; der Gegenstand verdient es." Eckermann ist nicht zur Ausführung dieser Aufgabe gekommen; aber der Wink Goethes ist nicht verloren gegangen. Achtzig Jahre nach jenem Gespräch hat ein Eckermann verwandter Geist sich daran gemacht, **Tiefurt**, dem „Musenheim der Herzogin Anna Amalia", einen Führer und ein Erinnerungsblatt zu widmen (Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.; brosch. 1 Mk.). Es ist ein hübsches, mit einem Plan und vier Lichtbildern geschmücktes (darunter ein Bildnis Anna Amalias und ein Gruppenbild ihrer Hofgesellschaft in der Villa d'Este, von Schütz), jedoch in ungebundener Rede abgefaßtes Büchlein, das uns in ansprechender Form allerlei aus der Geschichte Tiefurts, aus seiner Glanzperiode unter Anna Amalia, vom Tiefurter Journal, vom Parktheater, von dem Schlößchen und anderm erzählt. Unter den zahllosen Besuchern, die jemals in andächtiger Scheu jene Erinnerungspfade gegangen sind, wo „hörbar waltet am Quell der leise

Fittich segnender Geister", wird die liebenswürdige Gabe **Kuno Walthers** viele Freunde finden. — Der Name Tiefurt weckt das Gedächtnis einer Künstlerin, deren Name mit den glänzenden Tagen des dortigen Liebhabertheaters aufs innigste verknüpft ist, und die schon deshalb nicht vergessen werden kann, weil ein reicher Strahl der Dichtersonne auf sie fiel. An die diesjährigen Goethetage in Weimar schloß sich denn auch ein Ausflug nach Ilmenau, wo eine ernste Feier am Grabe Corona Schröters das Andenken dieser ersten Iphigeniendarstellerin ehrte, seit deren Tode am 23. August d. J. hundert Jahre verflossen sind. Die Stadt Ilmenau hat bei dieser Gelegenheit den Teilnehmern an der Fahrt als Festgabe eine Erinnerungsschrift von **Paul Pasig** überreichen lassen, die dann auch im Buchhandel erschienen ist (Weimar, Huschkes Hofbuchhandlung; zweite ergänzte Aufl.; 1 Mk.). Sie bringt außer einem mit mancherlei Irrtümern und Ungenauigkeiten aufräumenden Aufsatz: **Goethe und Ilmenau** als Beigabe ein Gedenkblatt: **Goethe und Corona Schröter**, das das von Adolf Stahr und Robert Keil mit so viel Klatsch und moralisierender Salbaderei verdunkelte Verhältnis der beiden nunmehr endgültig aus den Quellen feststellt. Der glänzenden Ruhmesbahn, auf die die schöne Frau und edle Künstlerin so schnell gehoben ward, war keine lange Dauer beschieden. Das Jahr 1782, das ihr die Iphigeniendarstellung im Park von Tiefurt und die unvergängliche Huldigung Goethes im Gedicht „Auf Miedings Tod" gönnte, sah auch schon ihren Niedergang. Die letzten Jahre ihres Lebens widmete sie still zurückgezogen der Malerei und der Musik. Von ihren Kompositionen sind in diesem Gedenkjahre **Fünf Volkslieder**, von **Max Friedländer**, dem feinfühligen Musikforscher unsrer klassischen Zeit, ausgewählt und für Klavierbegleitung instrumentiert, neu herausgegeben worden (ebenda; 1,50 Mk.; mit einem Anhang: Das Grabmal der Corona Schröter in Ilmenau. Von **H. Burkhardt**). Während so aus der Künstlerin eignem Schaffen freundliche Zeugen auferstehn, um mit melodischer Stimme an sie zu erinnern, hat die Goethe-Gesellschaft beschlossen, sich ihres immer noch recht verwahrlosten Grabs in Ilmenau anzunehmen und zugleich tätig mitzuhelfen, daß ihr in ihrer Heimatstadt Guben vor dem Stadttheater ein bescheidenes, aber würdiges Denkmal (Porträtbüste) erstehe. Den Aufruf des Komitees, den unsre Leser im Anzeigenteil dieses Hefts finden, empfehlen wir ihnen zu freundlicher Berücksichtigung.

Von Veröffentlichungen persönlicher Erinnerungen an Goethe und seinen Kreis hat das vergangene Jahr wenig oder gar nichts Neues gebracht. Nur hier und da tritt in einigen, im ganzen mehr familiär gehaltenen Memoiren aus dem vorigen Jahrhundert, die pietätvolle Nachkommen der Autoren jetzt erst aus dem Dunkel der Familienarchive erlösen, eine Goldader der Erinnerung an die klassische Zeit von Weimar zu Tage. Aber immer fällt dann ein verklärender Abglanz davon auf das Ganze. So ist auch in den **Erinnerungen einer Urgroßmutter**, die der Urenkel **Karl Graf Oberndorff** in Lavahof bei Cilli aus dem Nachlaß der Baronin Katharina Bechtolsheim, geb. Gräfin Bueil (1787 bis 1825), herausgegeben hat (Berlin, F. Fontane u. Co.; 12 Mk.), der Glanzpunkt das Kapitel, das die Memoirenschreiberin ihrer geistvollen, auch literarisch begabten Schwiegermutter, der Freifrau Julie von Bechtolsheim, geb. Gräfin Keller, widmet. Diese, von Wieland als „Psyche" gefeiert und besungen, stand mit der Weimarischen Tafelrunde in freundschaftlichen Beziehungen und hat einen, wenn auch nicht besonders inhaltsreichen, so doch durch seine liebenswürdige Vertraulichkeit und Herzlichkeit anmutenden Briefwechsel mit Wieland, Herder und Goethe geführt. Von Goethe werden eine Anzahl bisher unbekannter Briefe und Billets an sie aus den achtziger und neunziger Jahren mitgeteilt, die an Tatsächlichem nichts besonders Hervorragendes enthalten, sich aber — wie eben alles, was aus Goethes Feder floß — durch einige feine und aparte Wendungen auszeichnen. Ein von der Freifrau verfaßtes Gedicht an Goethe hat dieser selbst durchgesehen und verbessert. Im übrigen bekommen wir in dem starken Bande weniger Patriarchen- als Hofluft zu kosten. Die Verfasserin, eine Urenkelin der berühmten Madame d'Epinay und Pflegetochter des französischen Encyklopädisten Friedrich Melchior von Grimm, die mit den Eltern vor den Stürmen der französischen Revolution von ihrem Heimatssitz Varennes nach Deutschland flüchten mußte, verbrachte den größten und bewegtesten Teil ihres Lebens als Hofdame an den Höfen von Gotha und Schwerin; aber auch in Hamburg und Braunschweig und später wieder in Frankreich machte die Anmutige durch Grimms Vermittlung sehr interessante und wichtige Bekanntschaften. Leider ward ihr die Gabe, Personen und Ereignisse plastisch zu erfassen und sie dann aus der Erinnerung anschaulich-lebensvoll vor unsern Augen erstehn zu lassen, nur in bescheidenem Maße verliehen. Auch hat sie mehr für ihre Kinder und Kindeskinder als eine beschauliche, ihr Leben ernst und fromm betrachtende und deutende Frau denn als Chronistin der öffentlichen Geschichte geschrieben, obgleich ihr, gleichfalls wieder durch Vermittlung Grimms, ein paar Bekenntnisse von Katharina II. und eine größere Anzahl von Briefen aus deren Umgebung (Fürst de Ligne, Graf Ségur u. a.) zugeflossen sind, die ganz den Geist der großen Politik atmen. —

Mit dem immer neu beflügelten Gang unsrer Goetheliteratur vermag die über den andern Großen von Weimar, den in gleichem Atem mit ihm zu nennen unser Volk sich nicht verwehren lassen will, nicht Schritt zu halten. Zudem waltet über der gegenwärtigen **Schillerliteratur** auch insofern ein unholdes Geschick, als die drei großen Gesamtdarstellungen auf wissenschaftlicher Grundlage, die von Minor, Brahm und Weltrich, nicht zum Abschluß, ja eigentlich

nicht einmal mehr von der Stelle kommen wollen, während populärere Biographien und Studien, wie die Harnacks, Wychgrams, Burggrafs, Gottschalls, Weitbrechts, sich in ihrer Wirkung eher durchkreuzen als fördern. Zu diesen volkstümlichen Schillerbüchern hat sich neuerdings, wie die Leser aus unsrer letzten Weihnachtsrundschau (Januarheft 1902, S. 603) wissen, mit Ludwig Bellermanns **Schiller** (in der von Dr. Rudolf Lothar herausgegebenen Sammlung „Dichter und Darsteller"; Leipzig, E. A. Seemann; geb. 5 Mk.) ein neues gestellt, das außer einem reichhaltigen authentischen Bilderschmuck für die oft angerufenen „weitern Kreise" den Vorzug hat, auf verhältnismäßig knappem Raum (260 Seiten) das Biographische recht ausführlich und mit liebevoller Wärme zu behandeln, den Dichter möglichst oft selbst sprechen zu lassen und doch auch einzelnen hervorragenderen Werken, namentlich den Dramen, die der Verfasser ja in zwei eignen kritischen Bänden behandelt hat (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.), eine eingehendere Würdigung zu widmen. In der Auffassung lehnt sich Bellermann ziemlich eng an Weltrich an, ohne sich von ihm sklavisch abhängig zu machen.

Auch an Hermann Mosapps nunmehr in zweiter Auflage vorliegende liebenswürdige Monographie **Charlotte von Schiller** (mit zwei Lichtdruckbildern und einundzwanzig Textabbildungen; Stuttgart, Max Kielmann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) braucht hier nur erinnert zu werden, da sie gleichfalls schon im letzten Weihnachtsbericht gewürdigt und allen denen mit warmer Empfehlung ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist, die sich an einem wahrhaft deutschen, von hoher sittlich-idealer Lebensauffassung getragenen Frauen- und Familienbilde erquicken wollen.

Neues biographisches Material aus dem Schillerkreise, das ja leider selten genug ist, um ohne viel Bedenken und Auswahl mit lauter Freude begrüßt zu werden, verheißen die vom Freiherrn Dr. B. von Maltzan (Rostock) herausgegebenen Briefe von **Karoline von Schiller**, der ältesten Tochter Schillers (Berlin, Wilhelm Süsserott; geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.30). Leider werden die Erwartungen nur in geringem Maße erfüllt. Die Briefe sind an eine Freundin der Briefschreiberin gerichtet, an eine Baronin Ferdinande von Richthofen, geb. von Kalisch (1807 bis 1885). Beide traten sich in den Jahren 1826 bis 1828 nahe an dem Herzoglich Württembergischen Hofe zu Karlsruhe in Schlesien, wo Karoline von Schiller Erzieherin war. Sie hatte — so berichtet die Freundin — sich dem pädagogischen Berufe in freier Wahl aus innerem Drange gewidmet; all ihr Geld verwandte sie zu wohltätigen Zwecken. Ihrem Vater sah sie sehr ähnlich: der ungemein sanfte und edle Ausdruck ihres Wesens machte sie für manche höchst anziehend. An Geist und Gemüt war sie reich begabt. Der Geist ihres Vaters und seine Schriften hatten mächtigen Einfluß auf sie. Seine dramatischen Werke las sie meisterhaft vor. Eine gewisse geistige Verklärung war über ihren Sinn und Wandel und all ihr Dichten und Trachten gebreitet; es nahm alles eine poetische Färbung an. Im zweiten Jahre ihres Karlsruher Aufenthalts verlobte sie sich mit dem Hofmeister des jungen Prinzen, der jedoch später zurücktrat, was wohl den Grund zu der Auflösung ihres Berufsverhältnisses gab. Später wandte sie sich einem „positiven Glaubensstandpunkt" zu und sah von nun an die Werke ihres Vaters in einem andern, weniger günstigen Licht. Von dieser Gesinnung allein reden uns die Briefe. Mit einem Bergrat Junot verheiratet, hatte Karoline in ihrer Ehe viel Kummer; ihre Briefe sind daher von Wehmut und Trauer erfüllt, immer aber gibt ihr ihr starker Glaube den Anker des Lebens wieder. Von der gleichzeitigen Literatur findet sich wenig, von Erinnerungen aus dem Vaterhause nichts in diesen Briefen. Nur ein paar kurze Stellen über Jean Paul und Collin, den Dramatiker, an dem die Briefschreiberin geistige Verwandtschaft mit ihrem Vater entdeckt(!), sind allenfalls bemerkenswert. Im großen und ganzen muß man sagen, stammen die Bekenntnisse der unschillerischen Tochter Schillers aus einer (pietistischen) Sphäre, die mit der des Dichters wenig gemein hat.



Katharina Freifrau von Bechtolsheim, geb. Gräfin v. Bueil.

Blut von seinem Blute floß dagegen in den Adern von Schillers Schwester **Christophine**, die

ihre Biographin Frau Julius W. Braun mit Recht seine „Lieblingsschwester“ nennt (Berlin, Friedrich Stahn; 2 Mk.). Eine „eigenartige, klare, feste Natur“ und eine „charaktervolle Persönlichkeit“, soll auch sie, gleich Schillers Gattin, als eine vorbildliche deutsche Frauengestalt aus der klassischen Zeit gelten. Freilich, auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Genauigkeit darf Frau Brauns Lebensbild keinen Anspruch erheben. In Daten und andern tatsächlichen Angaben sind viele und oft recht verwirrende Fehler mit untergelaufen, so begeistert und erfüllt von dem Ernst ihrer Aufgabe die Verfasserin an den Stoff herangetreten sein mag. Auch ist der Gattin des durch seine Sammlungen „Schiller, Goethe, Lessing im Urteil ihrer Zeitgenossen“ um die deutsche Literaturgeschichte höchst verdienten Gelehrten mancherlei an wichtigen Quellen entgangen, was notwendig hätte herbeigezogen werden müssen, wenn ein anschauliches und rundes Bild herauskommen sollte. Das Beste, was das kleine Buch bringt, wird in der Charakteristik des Gatten Christophines, des Meiningischen Bibliothekars Reinwald, zu suchen sein.

Einzelne Episoden aus Schillers Leben behandeln zwei gleichfalls ziemlich unbedeutende Schriften von Albert Pick, die eine **Schillers Aufenthalt in Erfurt**, die andre **Schillers Anwesenheit in Lauchstädt im Jahre 1803** (Halle, Otto Hendel). Letztere beschäftigt sich hauptsächlich mit den Theateraufführungen, die die Weimarische Hoftheatergesellschaft in dem kleinen Bade Lauchstädt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts veranstaltete, und die in dem genannten Jahre auch Schiller dorthin lockten ...

Die Glocken von Weimar klingen aus. Mit Karl Alexander ist der letzte dahingegangen, den noch eine aus frühster Jugend aufs treulichste bewahrte lebendige Vorstellung der großen Zeit und ihres größten Genius durchs Leben begleitete. Für das rückblickende Auge der Geschichte wird seine Erscheinung immer näher und inniger sich mit dem Bilde jener Periode vereinigen, und sein Hinscheiden wird sich uns, obgleich der Fluß der Zeit doch auch hier für Übergänge gesorgt hat, immer mehr als das eigentliche, endgültige Verlöschen und Versinken des klassischen Weimar darstellen. Traditionen lassen sich pflegen und fortpflanzen, solange die Gegenwart durch ein persönliches, wenn auch noch so schwaches Erinnerungsband mit den großen Gestalten der Vergangenheit unmittelbar verknüpft ist; Traditionen, selbst die edelsten, sterben trotz alles guten Willens der Erbeswalter ab, sobald an Stelle der lebendigen Erinnerung der tote, wenn auch noch so heilig geachtete Buchstabe des Vermächtnisses tritt. Wie rein und treu der hochselige Karl Alexander einen Hauch von Goethes Geist im Herzen bewahrte, zeigt der Gelehrten- und Künstlerkreis der Schöll, Preller, Genelli, Böcklin, Liszt, Bülow, Raff, Peter Cornelius, Joachim, Dingelstedt u. a., den er um sich versammelte, zeigt der Wartburg-Neubau, zeigt die Pflege des Hoftheaters, des Museums, der Malerschule, des Lisztmuseums und all der Institute, die sich an die Namen Goethe und Schiller knüpfen. Diese Periode — die Notizen, die Dr. H. Gerstenberg **Aus Weimars nachklassischer Zeit** (Hamburg, Otto Meißner; 2 Mk.) gibt, sind willkommen und dankenswert, aber allzu kurz und skizzenhaft — harrt noch des berufenen Geschichtschreibers, der ihren farbenreichen, aber doch schon wehmütig gedämpften Schimmer im Bilde festhält: — die Sonne ist längst dahin, aber die Gipfel der Berge ringsum erglühen noch im Abglanz ihres Lichts. Friedrich Düsel.

Philosophische Schriften

In den meisten Rückblicken auf das neunzehnte Jahrhundert, die uns die jüngste Zeit beschert hat, ist der Zeitraum nach äußerlichen Merkmalen abgegrenzt worden. Sachgemäßer wäre es, den Maßstab einer von innen abmessenden Vorstellung anzulegen, nämlich den der Generation. Und versteht man unter Generation eine Gleichzeitigkeit und Gleichartigkeit von Individuen, deren Schaffensperiode durch dieselben großen Tatsachen bedingt ist, so kann man von einem jetzt zur Blüte gelangten Geschlecht in der Philosophie sprechen. Wir haben gegenwärtig in Deutschland einige Philosophierende, die unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen; sie stehn zwischen dem fünfunddreißigsten und fünfundvierzigsten Lebensjahre, also in dem Alter werdender Reife, und sie zeigen gemeinsame Züge, die ihrer Generation eigentümlich sind. Nicht der Zufall, sondern die Notwendigkeit der Entwicklung hat es so gewollt, daß sie vor kurzem mit Werken an die Öffentlichkeit getreten sind, die als fördernde Tat ebenso wie als Verheißung angemerkt zu werden verdienen. Kaum brauche ich hinzuzufügen, wie unter Älteren und Jüngeren überlegene und ebenbürtige Talente sich finden, von denen nur gerade in diesem Zusammenhang geschwiegen werden muß.

Wie soll ich das Buch von Karl Joël: **Philosophenwege**, Ausblicke und Rückblicke (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder), kennzeichnen? Äußerlich stellt es sich als eine Sammlung von Essays dar. Man bemerkt an allen sofort ein erstaunliches philosophie-geschichtliches Wissen, und zwar ein Wissen, das nicht mühselig und in gelehrten Anmerkungen herbeigezogen wird, sondern ungerufen sich einstellt; nur wer mit königlicher Souveränität über den Stoff verfügt, kann so kundig und geistreich über die Frauen in der Philosophie und über Philosophenehen plaudern. Man wird ferner gewahr, daß auf dieser Grundlage einzelne geschichtliche Erscheinungen einen hell beleuchteten Platz

erhalten: die Abhandlung über Stirner ist ein Musterbeispiel für des Verfassers Kunst, selbst das Isolierteste in einen Zusammenhang einzureihen und begreiflich zu machen. Endlich ist unverkennbar und namentlich an dem Aufsatz über Schopenhauer zu beobachten, mit welchem psychologischen Spürsinn Joël in die Seele des Menschen und der Dinge einzudringen weiß. Und doch würden diese und ähnliche Charakteristiken den Herzpunkt des Buchs nicht treffen. Er liegt darin, daß eine heiße Blutwelle durch den Gedankenkörper strömt und ihn bis in die Haut der Sprache hinein wärmt und belebt. Ein leidenschaftliches und im Innersten ergriffenes Gemüt spricht mit dem Leser. Spricht, wie nur ein Deutscher sprechen kann: mit lauten Tönen und doch voll Ehrfurcht, mit Klarheit und doch dem Träumer gleich. Wenn es dem Verfasser beschieden sein sollte, in Ruhe sich weiter zu entwickeln, so werden wir ihn dereinst inmitten derjenigen Philosophen sehen, die als unmittelbar wirksame Bestandteile unsrer Kultur betrachtet werden können.

In wesentlichen Beziehungen unterscheidet sich von dieser Natur die Art Georg Simmels und seines neuen Werks, der **Philosophie des Gelds** (Leipzig, Duncker u. Humblot). Schon der Anblick dieser Seiten giebt ein charakteristisches Bild: kleiner, gleichmäßiger Druck, der selten durch Absätze unterbrochen wird und manchmal über mehrere Seiten ohne Teilung fortläuft, weniges unterstrichen, fast gar keine Ausrufungs- und Fragezeichen. Dem äußeren Bild entspricht die innere Anlage. Simmels Werk ist in seinem Kern eine äußerst ruhige und stetige Gedankenbewegung, aber nicht eine Bewegung, die geradeswegs, Schritt vor Schritt dem Ziele zustrebt, sondern die ihre Gegenstände in immer kleinerem Abstand umkreist. Des Verfassers Eigenart besteht nicht zum mindesten in der Fähigkeit, sich zwischen die Dinge zu stellen. Seine Seele ist voll von Verdacht, frei von jener Naivetät, kraft deren die ganz Jungen zu Dogmatikern werden und sich also dem Fertigen und Feststehenden hingeben. Ich stelle mir vor, daß für einen solchen Menschen Leben und Denken fast zusammenfallen: er kann gar nicht anders, als daß er an alle seine Erlebnisse beziehende und verallgemeinernde Reflexionen anknüpft. Daher mißversteht man das Buch gründlich, wenn man es als einen Beitrag zur Nationalökonomie oder zur Finanzwissenschaft auffaßt: es ist philosophisch, im gesättigten Sinn des Worts. Es bietet dem Leser die köstlichsten intellektuellen Genüsse, indem es die geschichtliche Erscheinung des Gelds aus Wertgefühlen und menschlichen Gegenseitigkeitsverhältnissen ableitet, also gewissermaßen philosophisch unterbaut, und indem es die Wirkung des Gelds auf Lebensgefühl wie Schicksal der Individuen und auf die allgemeine Kultur verfolgt, also gewissermaßen philosophisch abschließt. Man täte dem Werke unrecht, wollte man eine kurze Wiedergabe des Inhalts versuchen. Einerseits verbietet der Reichtum der Gedanken jede erhebliche Verkürzung, anderseits liegt der Hauptwert in Nuancen, die gar nicht wiederholt werden können. Simmel hat sich einen durchaus persönlichen Stil der Gedanken- und Sprachbildung geschaffen, der allenfalls als eine äußerste Verfeinerung der Lotzeschen Art bezeichnet werden mag. Dieser Stil ist nun so ausgeprägt, daß Geduld und Aufmerksamkeit nötig sind, um ihn recht zu würdigen. Aber es lohnt; denn indem ein ganz selbständiger Geist den zusammengesetztesten Kulturerscheinungen der Gegenwart nachgeht, indem er die zartesten Abtönungen erfaßt und tausend unbemerkte Verbindungen aufspürt, verschafft er dem Leser von Punkt zu Punkt das Gefühl einer freudigen Überraschung und Bereicherung.

So wie es irrig wäre, Simmels Werk unter die volkswirtschaftlichen Bücher einzuordnen, so wäre es verfehlt, Hugo Münsterbergs **Grundzüge der Psychologie** (Leipzig, J. A. Barth) mit einem der landläufigen Lehrbücher gleichzustellen. Wenigstens ist der bisher vorliegende allgemeine Teil, der die Prinzipien der Psychologie behandelt, weit mehr als eine Übersicht anerkannter Forschungsergebnisse. Ich erläutere den Charakter des Werks vielleicht am schnellsten, wenn ich von der Person des Verfassers ausgehe. Münsterberg ist aus der strengen Vorbereitung medizinischer und naturwissenschaftlicher Studien auf die hohe Schule der Philosophie gekommen; wir finden dementsprechend ein gründliches Verständnis für alle mechanischen und biologischen Momente der Psychologie und dennoch eine echt philosophische Betrachtungsweise. Während ein Teil unserer heutigen Psychologen über die experimentelle Kleinarbeit, die ja nötig ist, nicht hinauszugehn vermag und der andre Teil zwar die großen Gesichtspunkte wahrt, aber dem exakten Detail nicht nahe genug steht, verbindet Münsterberg eine vieljährige Erfahrung in der psychophysiologischen Untersuchung mit der Neigung und Fähigkeit zum Philosophieren. So ist ein Buch entstanden, das dem Exakten giebt, was ihm gebührt, und zugleich der Spekulation ihr Recht beläßt; das Thema des Buchs ist geradezu eine Verbindung von Fichtes ethischem Idealismus mit der physiologischen Psychologie unsrer Zeit. Diese Synthese muß, zum mindesten ihrer Absicht nach, als genial bezeichnet werden; sie ist ein Griff, wie er nur selten in der Geschichte einer Wissenschaft vorkommt. Mit dem Hinweis auf sie wird jedoch der Gehalt des Werks keineswegs ausgeschöpft. Der eine oder andre von unseren Lesern wird sich schon gefragt haben: ist der Verfasser derselbe Professor Münsterberg, von dem ich so manchen Aufsatz über das Geistesleben der Vereinigten Staaten Nordamerikas gelesen habe, von dem die Zeitungen mehrfach berichteten, welche guten Dienste er den Beziehungen Deutschlands zu Nordamerika geleistet hat? In der Tat ist es die gleiche Person. Die Abschnitte über das Verhältnis der Psychologie zu andern Wissenschaften und zum praktischen Leben hat jemand geschrieben, der inmitten eines großartigen Betriebs steht und

am künstlerischen und sozialen, ja auch am politischen Leben den regsten Anteil nimmt. Dieses Erfülltsein gibt dem Buche besondere Züge. Hinzu kommt eine Leichtigkeit der Darstellung, die trotz der Schwierigkeit des Gegenstands und trotz der verwickelten, manchmal wunderlichen Terminologie das Interesse immer wach erhält. Ehedem hat Münsterbergs rasche Weise bei den Fachgenossen manchen Widerstand gefunden, jetzt wird wohl keiner dem gelehrten Weltkind seinen Respekt versagen. Für den weiteren Leserkreis aber liegt nunmehr ein Buch vor, das Klarheit über die erkenntnistheoretischen Grundbegriffe der Psychologie schafft und auch dem Laien eine vertiefte Auffassung dieser Wissenschaft ermöglicht.

Mit Zagen trete ich an die Aufgabe heran, dem Publikum dieser Zeitschrift eine einigermaßen umfassende Vorstellung von Kurt Breysigs hier bereits mehrfach empfohlener **Kulturgeschichte der Neuzeit** (Berlin, Georg Bondi) zu übermitteln. Erstlich ist der gewaltige Umfang der vorliegenden drei Bände — etwa 1750 Seiten — ein Hindernis; und dann ist das Werk noch bei weitem nicht abgeschlossen. Ferner aber erschwert gerade die Neuheit des Unternehmens jeden Versuch zu einem Bericht. Denn Breysigs Monumentalwerk darf nicht mit den Gemengseln verwechselt werden, die sich uns gemeinhin als Kulturgeschichten anbieten; es ist vielmehr eine wohl durchdachte und originale Bearbeitung des gesamten geschichtlichen Stoffs. Die Grundlage, auf der das Ganze ruht, ist eine methodologische Untersuchung über die Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtschreibung. Sie zeigt den Verfasser als einen in der Wolle gefärbten Soziologen, der überall den Zusammenhang menschlichen Handelns — es wurzelt nach Breysig in egoistischen und altruistischen Instinkten — mit der Gesellschaft hervorhebt und auch das geistige Leben eng an das soziale bindet. Angefügt sind ausführliche und tief dringende Betrachtungen über Kunst und Wissenschaft; auf sie sei besonders hingewiesen, da sie an dieser Stelle wohl kaum vermutet werden. Der zweite Band gibt einen Überblick über zwei Jahrtausende europäischer Geschichte, indem er Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit schildert. Was diesen Überblick so neuartig und fruchtbar macht, liegt in dem durchgeführten Verfahren der Parallelisierung, der Erhellung aus der Ähnlichkeit. So zeigt Breysig, daß das griechisch-römische Weltalter in seinem Verlaufe genau wie das unsre ein Altertum, ein frühes und spätes Mittelalter, eine neure und neuste Zeit aufweist; wenn, so sagt er, von den Griechen des Hellenismus, von den Römern der Kaiserzeit die Rede ist, wird im Grunde jedesmal ein Vorläufer unsrer Tage genannt. Breysig wendet sich dann der Aufgabe zu, das Fortwirken griechischer Geisteskultur und römischer Staatskultur bei den jugendlichen Germanen zu schildern. So prachtvoll schon hier das Wesentliche aus der Überfülle der Erscheinungen herausgehoben wird, noch glänzender scheint mir die Analyse des Christentums und seiner Wirkung zu sein. Dem Verfasser kommt zu statten, daß er ohne Vorurteil nach der einen oder andern Seite und dabei doch mit innerer Anteilnahme diesen ungeheuren Vorgang erfaßt und bewertet. Wenn nun im ferneren Verlauf die führenden Völker im mittelalterlichen Europa behandelt werden, so zeichnet sich die Darstellung dadurch aus, daß nach der die Nationen sondernden Erzählung jedesmal ein europäisches Gesamtbild entworfen wird. In diesen Gesamtbildern wird die Staats- und Kriegsgeschichte, die Familien- und Sittengeschichte, die Rechts- und Wirtschaftsgeschichte mit derselben Aufmerksamkeit betrachtet wie die Entwicklung von Kunst und Kirche, von Dichtung und Wissenschaft. Vielleicht haben wir noch keinen Historiker besessen, der so aus eigenster Anschauung über die bildende Kunst der verschiedenen Völker und Zeiten zu berichten wußte, wie Breysig es vermag. Ganz besonders empfehle ich daher das Buch denen, die einmal Kunstgeschichte im universalgeschichtlichen Zusammenhang kennen lernen wollen.

Ebenso wie Breysigs Kulturgeschichte bei aller Gelehrsamkeit nicht nur zu den Fachgenossen, sondern zu jedem wahrhaft Gebildeten spricht, so wendet sich auch Rudolf Lehmanns Buch **Erziehung und Erzieher** (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) an weite Kreise. Der Verfasser schreibt etwa in der Art von Friedrich Paulsen: er vertritt die ruhigsten und verständigsten Anschauungen, weiß die Hauptsachen von allen Nebendingen zu befreien und mit größter Klarheit sich auszudrücken. Ihm stehn sowohl die Begriffsbildung des Philosophen als auch die Erfahrungen des Lehrers zur Verfügung, und dieser leider allzu seltenen Kombination verdanken wir eine Schrift, die auf dem festen Boden des Erreichbaren bleibt und doch über das Handwerksmäßige sich erhebt. Was die Erziehung vermag, wird mit besonderer Rücksicht auf die Vererbung erörtert; was die Erziehung soll, wird durch den Hinweis auf die Anforderungen des wirklichen Lebens und auf die in Religion, Wissenschaft und Kunst verkörperten Ideale klargelegt: die Fähigkeit, im Kampf ums Dasein zu bestehn, zusammen mit der Fähigkeit, durch Teilnahme am rein Geistigen das Leben wertvoll zu gestalten, sozusagen eine Verbindung von Bismarck und Goethe erscheint als Leitstern. Vortrefflich und sehr beherzigenswert ist, was der Verfasser über Strafen und Belohnen, über Autorität, über den Einfluß des Heims und der Eltern sagt; mehr für die Lehrer sind die nächsten Abschnitte bestimmt. Unter ihnen hat mich am meisten das Kapitel gefesselt, das von dem philosophischen Unterricht in der Schule handelt, und zwar vornehmlich deshalb, weil hier allerhand persönliche Erlebnisse mitgeteilt werden, die zum Nachdenken veranlassen. Der Moralstreit am Katheder und Lehmanns höchst interessanter Versuch, Primaner in die Psychologie einzuführen und ihr Verhalten dazu festzustellen, verdienen die Aufmerksamkeit aller Lehrenden. —

Ein schönes und merkwürdiges Buch, den „Roman eines Allsehers", hat Bruno Wille unter dem Titel **Offenbarungen des Wacholderbaums** herausgegeben (bei Eugen Diederichs in Leipzig; mit reichem Buchschmuck von Fidus; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). Das große Thema des Werks ist der Kampf zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen romantischer und exakter Weltanschauung, zwischen der Sehnsucht des Herzens und den Forderungen des Verstands. Von zwei Freunden wird er ausgefochten. Ganz unwillkürlich nimmt hier die philosophische Gedankenbewegung eine dialogische Form an — und warum soll diese, von Plato begründete und bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts geübte Form nicht wiedererweckt werden? Gibt es denn ein andres Mittel, das so eindringlich Gründe darstellen und abwehren, so scharf Überlegung gegen Überlegung setzen, so sicher jede Ermüdung des Mitdenkenden bannen kann? In dieser berechtigten und wirksamen Form bekennt Bruno Wille seinen Glauben. Es ist der Glaube an eine Weltbeseelung oder — um einmal recht gelehrt zu sprechen — an den universalen psychophysiologischen Parallelismus: Dasein heißt Bewußtsein. Das griechische Weisheitswort: Erkenne dich selbst, bedeutet: erkenne dich selbst — im andern wieder, bemerke, daß alles so lebendig ist wie du selbst, daß es mit dir eine Einheit bildet und du mit ihm in Gleichheit verwoben bist. Wer die rechte Liebe in sich trägt, der fühlt mit allem Existierenden so, wie er sich selbst empfindet. Öffne deine Sinne und dein Herz, so wirst du der Wesensgleichheit gewahr. Der Wacholderbaum, der dem Dichter so viel Liebes und Gutes erzählt, sagt einmal: „Wenn wir bloß säuseln, glauben sie nicht an unsere Seele. Seelenbrüller muß man sein." Einer solchen Naturbeseelung entspricht nur eine freie, aber nicht leer verneinende Haltung zu Religion sowie der Glaube, daß alles Existierende unvergänglich ist; freilich nicht unser Zellenleib als solcher ist unsterblich, wohl aber unser Tatenleib, das System unserer individuellen Wirkungen. Diese tröstliche Gewißheit geleitet den Helden durch die letzten Phasen seines Liebesschicksals. Tragik des Lebens und Elend der Großstadt tauchen vor uns auf; niederdeutscher Schabernack wirbelt plötzlich empor; von den modernsten Problemen der Wissenschaft werden wir in die Welt der Märchen geführt und mit leiser Hand zu einer höheren Wahrheit emporgehoben. Allerhand Phantasien und Träume ranken sich an Eindrücken empor und verdrängen einander; eine Fülle von Bildern und köstlichen Treffworten stellt sich ein. Wille hat nicht nur alle Farben auf seiner Palette, sondern er weiß sie auch so zu mischen, daß nie gesehene Verbindungen entstehn, Verbindungen, an denen Sinne, Kopf und Herz gleichermaßen ihre Freude haben können. So bietet er wieder, was einst die Philosophie gewesen war: ein Ganzes aus Kunst und Wissenschaft, eine Weltanschauung. —

Überblicke ich noch einmal die Reihe der geistigen Bestrebungen, die in den besprochenen Werken enthalten sind, so drängt sich mir ein alter Gedanke von neuem auf. Wir unterschätzen, wie ich glaube, die stille Arbeit solcher Menschen, weil sie nicht so lärmt wie alles das, was in den Tageszeitungen sich ausschnattert. Wir begreifen nicht, daß unsere Kultur von den in Buchform gepreßten Lebenskräften viel tiefer beeinflußt werden könnte als von politischen Ereignissen. In Wahrheit jedoch hängt unsere geistige Zukunft davon ab, wie diese Generation Hochstrebender sich entwickeln wird. Das ist für uns eine Frage ängstlicher Teilnahme, für jene Denker eine Verpflichtung ernstester Art. Wieder erheben Philosophie und Kunst ihr Haupt: spannt euch an, ihr Muskeln, daß der Scheitel die Sterne streife!

M. D.

Naturwissenschaftliches

In **Das Zeitalter der Entdeckungen** entführt uns eine Schrift von Prof. Dr. S. Günther, die der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Leipzig, B. G. Teubner; geb. 1,25 Mk.) angehört. Nach einem geschichtlichen Rückblick, der uns die Enge der Welt im Altertum und am Ende des Mittelalters erkennen läßt, geleiten uns die weiteren Abschnitte von Heinrich dem Seefahrer, dem ersten zielbewußten Organisator der Entdeckungsarbeit, bis zu den Bestrebungen der germanischen Völker, um Asien oder Amerika herum einen neuen Seeweg nach Indien zu finden, zu der Entdeckung des Wegs um das Kap der guten Hoffnung und der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft in Asien, sodann zu den Fahrten des Kolumbus, zu der Erdumsegelung von Magelhaens, zu den Entdeckungen und Eroberungen der Spanier in Süd-, Mittel- und Nordamerika, um das Ganze schließlich mit den großen Leistungen der französischen, britischen und holländischen Seefahrer zu krönen.

Derselbe Verfasser, Prof. Dr. Siegmund Günther, hat für das schon öfter besprochene Schlenthersche Sammelwerk „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung" (Berlin, Georg Bondi; jeder Band geh. 10 Mk., geb. in Halbfrz. Mk. 12,50) die **Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert** geschrieben (mit sechzehn Bildnissen). So umfangreich der Band ist (fast tausend Seiten), um eine völlige Erschöpfung des gewaltigen Gegenstands konnte es sich auch in dieser Darstellung nicht handeln. Vielmehr vermochte der Verfasser oft nur die großen Umrisse zu geben und mußte es dem Leser überlassen, sich je nach Interesse und Neigung an der Hand der aufgeführten Literatur weiter in das betreffende Einzelgebiet einzuarbeiten. Die übersichtliche Gliederung ist

es, die der Laie von solchen Werken immer zuerst fordern wird, und um sie hat sich Günther denn auch besonders bemüht. Er deckt zunächst in der Einleitung den Standpunkt der Naturwissenschaften um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts auf, charakterisiert gerecht und sachlich das „Interregnum der Naturphilosophie“ unter der Führung Schellings und wendet sich dann den Einzeldisziplinen zu: der Mathematik, der Astronomie, der Erdmessung und Erdphysik, der Mineralogie, der Physik, der Chemie, der Geologie, der Mechanik, dem Magnetismus und der Elektrizität, um dazwischen Abschnitte biographischer und prinzipieller Natur einzufügen. So verdient namentlich das Kapitel über Alexander von Humboldt ein Kabinettstück historisch-kritischer Charakterzeichnung genannt zu werden. Ein Rück- und Ausblick, der sich nicht zu Dubois-Reymonds trostlosem „Ignorabimus“ bekennt, wohl aber zu Lessings Wort, das den immer regen Trieb nach Wahrheit höher schätzt als diese selbst, schließt das Ganze ab. Wer künftig über die Entwicklung der anorganischen Naturwissenschaft im neunzehnten Jahrhundert tiefer begründete Aufklärung sucht, als sie das erste beste Handbuch geben kann, der wird doch zu dem Güntherschen Werke greifen müssen, so wenig unterhaltend manche Abschnitte der Natur der Sache nach auch ausfallen mußten.

Eine leicht faßliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik haben wir seit kurzem in dem Buche **Mathematik für jedermann** von August Schuster (mit 44 Abbildungen; Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), das bezeichnenderweise einer — Dame gewidmet ist. Mit ihr werden es viele, die vor den dickleibigen mathematischen Lehrbüchern zurückschrecken, als eine wahre Wohltat empfinden, daß endlich einmal ein Buch herauskommt, welches auch die unvorbereiteten Leser beinahe im Plauderton fast unbemerkt von einem Kapitel ins andre lockt, bis hinauf zu der Integralrechnung und den Differentialgleichungen. „Schusters Briefe,“ sagt Prof. Wilh. Foerster in dem Vorwort, „scheinen mir für viele, welche den gewöhnlichen Schulweg der Mathematik nicht beschritten haben oder von der gewöhnlichen Pädagogik abgestoßen worden sind, als der richtigste und förderlichste Weg, um das Versäumte nachzuholen und die großen Freuden mathematischen Denkens dem Leben noch einzufügen.“

Mit einem Modellatlas für Ingenieure und Techniker, sowie solche, die es werden wollen, wartet der Verlag von Otto Maier (Leipzig, Stephanienstraße 12) auf. Der Atlas vereinigt unter dem Titel **Dampf und Elektrizität** ein Dutzend zerlegbarer, zum Teil beweglicher Modelle, die sich sämtlich auf die neusten Fortschritte der Maschinentechnik gründen. Besser als alle Bilder und Schnittzeichnungen werden diese Modelle das Wesen und den Bau der dargestellten Maschinen und Apparate vor Augen führen. Insbesondere Schüler der Technischen Hochschulen und alle, die sich dem aussichtsreichen Berufe des Maschinenbauers und Elektrotechnikers widmen, werden diese plastischen Darstellungen mit Freuden begrüßen. Sie finden hier Modelle der elektrischen Vollbahnlokomotive von Siemens u. Halske, der neusten viergliederigen Verbundlokomotive der Baldwin-Lokomotivfabrik in Philadelphia, der Dreifachexpansionsmaschine mit Kondensation von der Cottbuser Maschinenbau-A.-G., des Körtingschen Gasmotors, des Gleichstromerzeugers von der A. E. G.-Berlin, des Accumulator-Systems Tudor, des doppeltwirkenden Pulsometers von Neuhaus in Luckenwalde, der Riedlerschen Expreßpumpen für elektrischen Antrieb, der Automobilwagen mit Benzinmotor (System Amadée Rollée-Paris), des neusten Telephons von Mix u. Genest-Berlin, des neusten Phonographen und endlich der Differential-Seilbogenlampe für Gleichstrom von Siemens u. Halske. Ein erläuternder Text ist der Mappe in besonderem Umschlag beigegeben. Der Preis für das Ganze (geb. 10 Mk.) darf als außerordentlich niedrig bezeichnet werden, da einzelne Modelle bisher meistens mit 2 bis 3 Mk. bezahlt werden mußten.

Die Kunst unsrer wissenschaftlichen Darstellung hat seit einigen Jahrzehnten auch die Astronomie zu popularisieren verstanden. Damit ist auch das Interesse der gebildeten Laienwelt an der Astronomie stetig gewachsen, und manch einer, der sich sonst mit einigen Notizen aus Büchern begnügt hätte, steht heute mit seinem Instrument unter dem nächtlichen Sternenhimmel, um den Himmelsfernen ihre Geheimnisse abzulauschen. Um nun aber dem Freunde solches Studiums auch ein geeignetes Nachschlagebuch in die Hand zu geben, mittels dessen er sich über ihm noch Unbekanntes oder Unerklärbares rasch und sicher unterrichten kann, hat August Krisch, auf Grundlage der neusten Forschungen, besonders der Ergebnisse der Spektralanalyse und der Himmelphotographie, das Gesamte der theoretischen und praktischen Himmelskunde nach alphabetisch geordneten Schlagwörtern zu einem **Astronomischen Lexikon** zusammengestellt (Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag; in 20 Lieferungen zu je 50 Pf.; vollst. in Halbfrzb. geb. Mk. 12,50). Die uns vorliegende erste Hälfte läßt an wissenschaftlicher Prägnanz und leichtverständlicher Darstellung nichts zu wünschen, was nicht zum geringsten Teil den beigefügten Illustrationen zu danken ist. Auch die Chronologie und die Lebensgeschichte der namhaften Astronomen findet sich berücksichtigt. — In demselben Verlage hat Otto Droß eine gemeinverständliche Studie über den Planeten **Mars** veröffentlicht (mit 3 Karten und 3 Abbildungen; geh. 3 Mk.). Stofflich berührt sich diese von guten naturwissenschaftlichen Kenntnissen zeugende, ja sogar mit Wärme und Begeisterung geschriebene Studie vielfach mit Hermann J. Kleins vor einiger Zeit in den „Monatsheften“ erschienener Abhandlung über diese unsre Nachbarprovinz im Sonnensystem (Monatshefte, September 1901). — Die populärwissenschaftlichen Schriften über astronomische Dinge, an denen unsere heimische Litteratur immer noch

keineswegs reich ist, haben neuerdings auch durch ein paar Übersetzungen aus dem Englischen Zuwachs erhalten. An erster Stelle ist da zu nennen das im Englischen in nicht weniger als zwanzig Auflagen verbreitete Buch von Agnes Giberne: **Sonne, Mond und Sterne** (deutsch von E. Kirchner; zweite, verbesserte und durch einen Nachtrag vermehrte Auflage; Berlin, Siegfr. Cronbach). Was dieser Darstellung der Astronomie in England einen so beispiellosen Erfolg verschafft hat, war doch wohl nicht allein die populäre Form, die keinerlei mathematische Kenntnisse voraussetzt und mit einer glücklichen Gabe der Anschaulichkeit auch schwierige Probleme leicht verständlich zu machen versteht, sondern mehr noch die warme, den Leser entzündende Begeisterung der Verfasserin, wie sie sich in jeder Zeile deutlich zu erkennen gibt. Die Lektüre versetzt einen in atemlose Spannung, hat ein englischer Professor einem Kollegen in der Astronomie, Prof. C. Pritchard, eingestanden, der der ersten Auflage des Buchs ein empfehlendes Vorwort mit auf den Weg gegeben hat. Was diesen dazu veranlaßte, hat er selbst ausgesprochen und damit klar und treffend den Beruf des Buchs gekennzeichnet: „Wir haben hier die Grundzüge elementarer Astronomie ohne mathematische Zuthaten und größtenteils frei von technischen Ausdrücken. Ein derartiger erfolgreicher Versuch ist in meinen Augen eine hervorragende Leistung und zugleich von großem praktischem Wert ... Denn hier werden andern Geistern viele der Hauptresultate der mühsamen Forschungen von Männern wie Ptolemäus, Kepler, Newton, Herschel, Fraunhofer, Janssen, Lockyer, Schiaparelli und andern in der Auffassung einer nachdenkenden, gebildeten Frau in der Form dargeboten, in der sie selbst sie sich zu eigen gemacht hat. Und Form und Vorstellung sind der Hauptsache nach wahr.“ In dem letzten Satze wird man unschwer die Beschränkung erkennen, der die Bedeutung des Giberneschen Buchs unterworfen ist: keine genaue Belehrung über astronomische Einzelheiten, wohl aber eine nachhaltig anregende und begeisternde Einführung in die astronomische Wunderwelt, eine Vorbereitung und ein Ansporn zu weiteren Studien und eignen Beobachtungen. Der Nachtrag erstattet Bericht über die astronomischen Forschungen seit 1893 (über den 1898 entdeckten Planeten Eros, über die sogenannten „Kanäle“ auf dem Mars und den Leonidenschwarm im November 1899); vierzehn Farbendruckbilder und Tafeln führen uns besonders wichtige und lehrreiche astronomische Ereignisse und Erscheinungen vor Augen, so Donatis Kometen vom Jahre 1858, die Corona und die Protuberanzen der Sonne, die Planetenbahnen, Mondlandschaften, Sonnen- und Mondfinsternisse, Meteorfälle usw.

In einem innerlich wie äußerlich eng verwandten Buche hat sich dieselbe Verfasserin der Schwesterwissenschaft der Astronomie, der Geologie, zugewandt. Ihre **Grundfesten der Erde** (nach der siebenten Auflage des Englischen deutsch von E. Kirchner; Berlin, Siegfr. Cronbach) sind nach demselben Plane verfaßt wie jenes und richten sich infolgedessen auch an denselben Leserkreis: an Neulinge in der Wissenschaft, denen es weniger um einen gewissen Grad technischer Kenntnisse zu tun ist als vielmehr um einen freien, geschulten Blick für die verborgenen Wunder dieses so poesievollen Wissenszweigs. Mehr noch als das erste kommt dieses zweite Werk für eine Auswahl guter Jugendschriften in Betracht. Auch hier helfen eine ganze Anzahl von Farbenbildern und Tafeln — wir nennen nur: Eismeer bei Chamonix; Fossilien; Schichtendarstellung; Gletscher; Eisberge; Wald aus der Kohlenzeit; Skelett des Megatherium; Tiere der Tertiärperiode; Geiser; Koralleninsel; Stalaktithöhle — das Verständnis erleichtern und die Anschaulichkeit fördern.

Endlich mag noch das von L. Baudry de Saunier verfaßte Handbuch: **Praktische Ratschläge für Automobilisten**, eine Sammlung von nützlichen Kenntnissen, Verhaltungsmaßregeln und Auskunftsmitteln bei Betriebsstörungen für Fahrer von Benzin-Motorwagen, genannt werden (übersetzt von Herm. A. Hofmann; Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag; mit 93 Abbildungen; geb. 8 Mk.). A. Str.

Auf blauem Wasser. Ein Buch von der See für die deutsche Jugend von P. G. Heims, Kaiserl. Marinepfarrer a. D. (Braunschweig, George Westermann; geb. 10 Mk.). — Unter die große Schar von Jugendschriften, die sich mit Marinewesen und Seeabenteuern beschäftigen, tritt dies Buch als ein völlig neuer und eigenartiger Gast, der keine Vorgänger und keine Mitläufer hat. Es verzichtet auf den billigen Ruhm, der jugendlichen Phantasie romantische Trugbilder aus phantastischen Fernen vorzugaukeln, und denkt nicht daran, etwa nach Art der verrufenen „Indianerbücher“ seinen Lesern mit theatralisch ausstaffierten Heldentaten die Köpfe zu erhitzen. Vielmehr ist es sorgsam darauf bedacht, seinem Gegenstand, dem Meer und allem, was in Krieg und Frieden dazu gehört, die ungeschminkte Wahrheit und Wirklichkeit nicht zu verkümmern und trotz seiner edlen Form die Dinge aus und für sich selbst sprechen zu lassen. Nur ein Mann wie P. G. Heims, der mit der See und all ihrem Leben und Treiben aufs innigste vertraut ist, der zugleich aber auch das Wort mit künstlerischer Kraft handhabt, konnte sich an solche Aufgabe wagen. Er hat sie vortrefflich gelöst. Ob er nun von den heldenhaften oder grimmigen Seefahrern der Vergangenheit, von den Seekriegen der Römer und Karthager, der Griechen und Perser, vom Lande Ophir oder von Wisby auf Gotland erzählt, ob er die ernsten Tafeln der Geschichte mit bunten Sagen, lieblichen Märchen oder unterhaltsamen Schnurren umrankt, ob er seine Leser

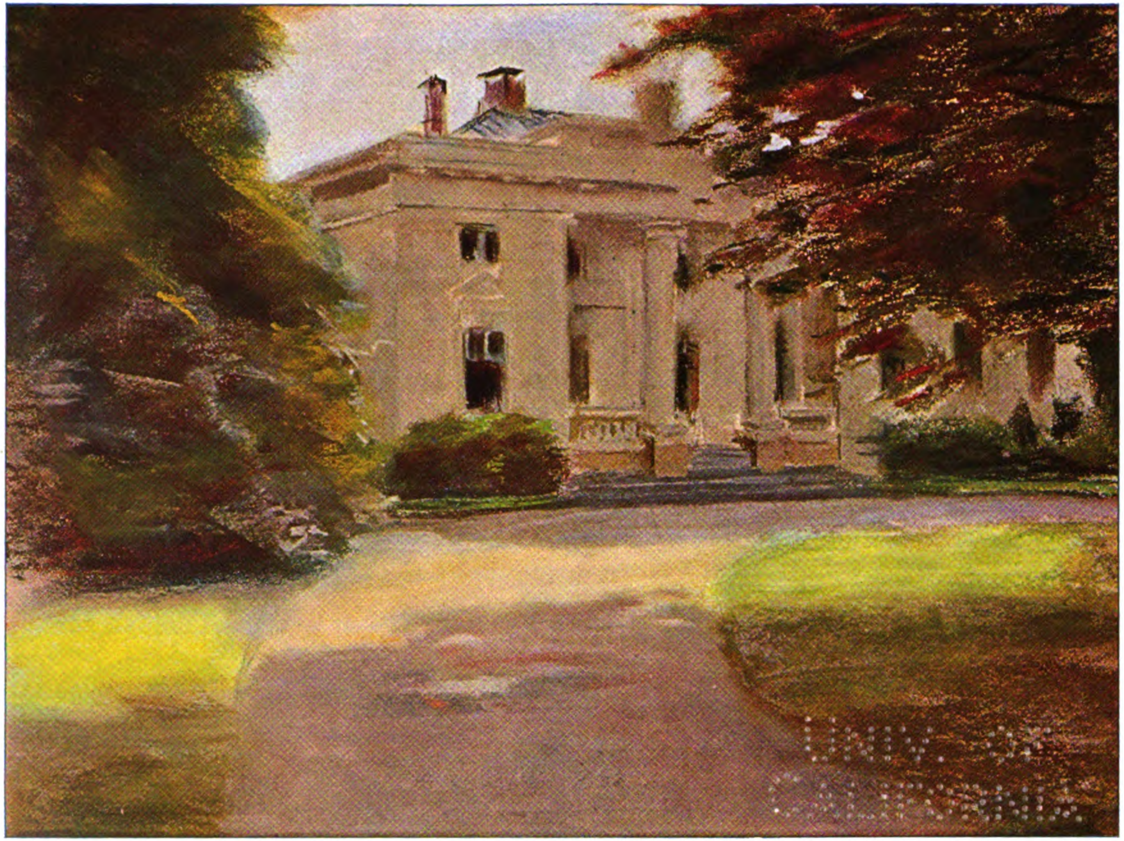
über die verwickelte, in seiner Darstellung aber so einfach, so klar durchdacht erscheinende Technik des Schiffs unterrichtet, ob er mit dramatischer Lebendigkeit die Manöver eines Seegefechts schildert, ob er die Entwicklung und Organisation unsrer Flotte beschreibt, ob er aus der tropischen Welt unsrer Kolonien wechselnde Bilder voller Leid und Freud an uns vorüberziehen läßt, ob er uns mit sich ans Ruder oder an den Kompaß nimmt, um bei Sturm oder Sonnenschein den Ozean zu befahren, ob er uns zum Nordpol oder an den Äquator entführt — immer weiß er mit sich fortzureißen, so daß mit den Zuhörern auch die Leser wie gebannt an seinem Munde hangen. Damit ist die nicht neue, aber doch eigenartig behandelte Form des Buchs angedeutet: ein Onkel-Admiral, ein alter Seebär mit sturmerprobter Brust, goldenem Herzen und lachendem Humor, weiht eine kleine Schar jugendlicher Zuhörer — auch ein munteres Mädchen ist darunter — in zwangloser Unterhaltung und praktischer Unterweisung in alle Wunder der See, in alle Einrichtungen des Schiffs- und Marinewesens ein. Damit hat die Gesprächsform, die vor länger denn hundert Jahren Campe in seinem Robinson Crusoe unter dem hellen Jubel seiner Zeitgenossen einführte, eine überraschend glückliche Auferstehung gefeiert. Was wir als überlebt abgetan glaubten, ist nun hier, im Dienste einer modernen vaterländischen Idee, in bezwingender Frische und Jugendlichkeit zu neuem Leben erweckt worden. Auch wer, wie der Referent, dieser Darstellungsart anfangs mit einem gewissen Vorurteil und mit nicht geringer Bangnis entgegengetreten ist, ob sie vor einem so realen Stoffe unmittelbarster Gegenwart, wie unser Marinewesen es ist, genug Beweglichkeit aufzubieten haben würde, muß sich dem liebenswürdigen Zauber eines Erzählers und Plauderers wie Heims bald gefangen geben. Doch soll auch das Verdienst der dem Buche beigegebenen Illustrationen, Zeichnungen und farbigen Kunstblätter nach Originalen unsrer ersten Marinemaler, wie Hans Bohrdt und Willy Stöwer, nicht geschmälert werden. Sie sorgen dafür, daß nicht bloß dem Verstande, daß auch den anschauungsfreudigen Augen der Jugend etwas geboten wird: nah an zweihundert Abbildungen der verschiedensten Fahrzeuge, der verschiedensten technischen Apparate, Schiffsmanöver, Innenansichten aus den großen Dampfern, Karten, Grundrisse und andre Skizzen begleiten die Erzählungen und Erläuterungen des alten Admirals. So dürfen wir wohl voraussagen, daß dies „Buch von der See“, ein durch und durch deutsches Buch, bald zur Lieblingslektüre der deutschen Jugend gehören wird, daß es zugleich aber auch — was bei unsern landläufigen Jugendschriften so selten der Fall — den freudigen Beifall der Eltern und Erzieher finden wird, denen daran gelegen, daß mit der echten vaterländischen Gesinnung von früh auf auch schon das Verständnis für die großen politischen Aufgaben unsres Volks in die jungen Seelen gepflanzt werde.

* *
*

Lori. Roman aus der modernen östreichischen Gesellschaft. Von Amalie von Landenkron. (Halle a. S., Wischan u. Wettengel). — Was in diesem Roman vorgeht, ist schon öfter erzählt und gewiß oft genug geschehen. Eine hübsche alberne und temperamentlose junge Frau sucht die Langeweile, die sie um sich verbreitet, zu verscheuchen, indem sie eine lebhafte und gescheite Freundin möglichst viel ins Haus zieht; da sie nur an sich und ihren Putz denkt, sich auch hübscher weiß als die andre, ahnt sie keine Gefahr; aber der Gatte sehnt sich aus der Öde seiner Häuslichkeit nach inneren Erlebnissen. Es kommt zur Katastrophe, nachdem die Heldin — Lori — in einem Momente unwiderstehlicher Leidenschaft sich dem Manne der Freundin freiwillig ergeben will, aber von ihm vor sich selbst geschützt wird. Sie bleiben in wahrer Freundschaft verbunden. Die schöne junge Frau wird dann — so heißt es am Schlusse — von aller Welt bedauert, denn „sie galt als das Opfer der beiden leichtsinnigen Menschen, Lori und Franz“. Was dem Roman Wert verleiht, ist der Mut der Verfasserin, alles beim rechten Namen zu nennen, dadurch erhält das Buch einen originellen Charakter. Irene und Lori sind die schroffsten Gegensätze weiblicher Natur; beide ohne falsche Prüderie dargestellt, ohne daß irgend ein Hauch von Frivolität dabei hervortritt; es ist die Wahrheit, wie das Leben sie bietet und die Dichtung sie darstellen soll. G.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Landhaus. **Pastellstudie.**

Zu Rosenhagen: Max Liebermann.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

XCIII. Band
Heft 555

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Dezember
1902

Daniel Klinghammer

Roman

von

Wilhelm Hegeler

III.

Durch die allgemeine Entrüstung, die nach dem Bekanntwerden der Verlobung in Urdenbach ausbrach, fühlte Marianne sich wenig betroffen. Sie hatte bis dahin nach ihrem eignen Kopf gelebt, in ihrer Familie wie in der ganzen Stadt eine Fremde, und ließ sich auch jetzt nicht in ihrem Glück beeinträchtigen. Daniel aber, argwöhnischer und reizbarer als sie, litt wirklich darunter.

Seine Mutter hatte infolge der Aufregungen einen schweren Anfall von Herzkrämpfen bekommen, von dem sie sich nur langsam erholte, und jedesmal, wenn er ihr Krankenzimmer wieder betrat, überkam ihn ein dumpfer Schmerz. Er fühlte, wie seine Gegenwart ihr peinlich war, wie sie bei seinem Anblick nur an den andern dachte, und doch konnte er sie nicht ganz allein lassen, ebensowenig wie er es über sich brachte, die vielen Besuche abzuweisen, die sich voll heuchlerischer Besorgnis nach der Kranken erkundigten und im Grund doch nur darauf brannten, ihm selbst Bosheiten zu sagen.

Da traf es sich, daß er in diesen Tagen einen Brief von Walter Erbslöh aus Schwerenberg bekam mit herzlichen Glückwünschen und der Mitteilung, daß Erbslöh dort seine Probepredigt gehalten habe und trotz aller Widersacher gewählt sei.

„Mit dem fröhlichen Dorfpfarreridyll ist es nun ex," schrieb er. „Und im Hinblick auf die Zukunft kann ich die trüben Gedanken nicht ganz bannen, namentlich wenn ich an Luise denke. Aber ich habe doch das Gefühl, daß ich nicht anders kann und darf. Die Stadt ist die düsterste und schmutzigste, die mir je vorgekommen ist. Aber wie wäre das auch verwunderlich, da hier so viel Schwarzes produziert wird: schwarze Bänder, schwarze Knöpfe, schwarzes Muckertum. Die Wupper gleicht einem Erguß von halb eingetrockneter Tinte. Die Häuser sind entweder von rohem Backstein oder von schwarzem Schiefer; die nach bergischer Art mit grünen Läden sehen noch am freundlichsten aus. Die Menschen, die drin wohnen, sind der Umgebung angepaßt.

„So etwas von Pharisäerphysiognomien und fanatischen Augen, wie ich sie bei meiner Predigt auf den ersten Bänken da vor mir hatte, habe ich noch nicht gesehen. Alle ‚Positiven' schienen aus dem ganzen Wuppertal zusammengeströmt, um mich mit ihren Augen zu durchbohren. Aber hinter ihnen saß dicht gedrängt — auf den Bänken, die nicht zu vermieten sind — eine ganze Schar

mühsalbeladener Proletarier. Für die habe ich gesprochen. Und bei denen hoffe ich auch manches Gute ausrichten zu können.

„Abends ging ich noch ein bißchen spazieren. Auf den Straßen stauten sich die Menschen förmlich. Jedes dritte Haus ist eine Schankwirtschaft, wüstes Tosen von Orchestrions tönte heraus, Gröhlen einer Tingeltangelsängerin, und wo ich hinsah, erblickte ich das Elend, das seinen Jammer vertrinkt. Liebster Klinghammer, hier ist unmenschlich zu tun! Ich bin doch eigentlich ein Optimist, aber diesen Abend sank mir wirklich der Mut. Um mich ein bißchen zu stärken, malte ich mir eine schöne Zukunftshoffnung aus: nämlich, daß über kurz oder lang auch Du hierher kämst, und daß wir dann gemeinsam schanzten. Doch das ist natürlich nur Zukunftsmusik.

„Zum Schluß meiner langen Epistel möchte ich noch die herzliche und dringende Bitte aussprechen, daß Ihr beide uns recht bald besucht. Am besten macht Ihr Euch gleich Dienstag auf den Weg, dann treffen wir gleichzeitig zu Hause ein. Luise würde sich herzlich freuen, Deine verehrte Braut kennen zu lernen. Also wenn ich keine Absage erhalte, nehme ich an, daß Ihr kommt." — —

Nachdem Marianne diesen Brief aufmerksam gelesen hatte, meinte sie: „Deinen Freund möchte ich kennen lernen."

„Sollen wir ihn besuchen?"

„Ich bin dabei."

Sie war nicht nur neugierig auf Walter Erbslöh selbst, sondern wünschte auch dessen Frau kennen zu lernen und überhaupt einen Blick in ein Pfarrhaus zu tun. Wenn sie sich als zukünftige Pfarrersfrau dachte, so fühlte sie sich jedesmal etwas zaghaft, ob sie dieser schweren und, wie sie dachte, ziemlich undankbaren Rolle auch gewachsen sei. Sie hatte von den Pfarrersfrauen nur die landläufige und oberflächliche Vorstellung. Es verschaffte ihr schon einige Beruhigung, als sie erfuhr, daß Erbslöhs in ihrer achtjährigen Ehe nur drei Kinder hatten.

Dienstag in der Frühe machten sie sich also auf den Weg. Altendorf lag nur zwei Stunden weit entfernt, aber wegen Mariannes Gepäck nahmen sie einen Wagen. Sobald einmal die letzten Häuser hinter ihnen lagen, wurde Daniel sehr vergnügt, gerade als wenn die Stadt schuld wäre an seinem gedrückten und verschlossenen Wesen. Als nach einer Weile die Chaussee bergan führte, stiegen die beiden aus und schlugen einen näheren Feldweg ein. Der alte Bauer, der neben seinen beiden Gäulen herstapfte, bemerkte, wie Daniel mit seiner Braut hinter einer die Koppel abgrenzenden Schlehdornhecke verschwand, und dachte bei sich, daß die Leute wirklich recht hätten, wenn sie den Pfarrer für einen Heuchler hielten.

Ein kleines Ding von Dienstmädchen öffnete ihnen die Tür und sagte, die Frau Pfarrer säße im Garten, der Herr Pfarrer hätte telegraphiert, er käme erst mit dem Mittagszug. Frau Erbslöh, die kurzsichtig war, erkannte die Kommenden nicht gleich. Sie hatte eine große irdene Schüssel im Schoß und eine andre auf der Erde neben sich stehn, in die sie geschälte Birnen warf. Sobald sie Daniels Stimme hörte, stand sie lebhaft auf und schüttelte den beiden herzlich die Hand.

„Das ist recht, daß Sie sich verlobt haben!" wandte sie sich lachend an Daniel. „Ich habe meinem Alten immer gesagt, der Klinghammer braucht eine Frau, die ihn in Schwung bringt."

Während die beiden auf einer Gartenbank unter dem Birnbaum Platz nahmen, ging sie ins Haus und kam nach einer kleinen Weile mit einer großen Schüssel voll Butterbröten wieder.

„Das Frühstück habe ich eigentlich für Walter hergerichtet."

„Und nun sollen wir's ihm aufessen?"

„Schadet nichts. Langen Sie nur zu. Warum läßt er mich sitzen!"

„Ich habe auch einen Bärenhunger," sagte Marianne, indem sie in ein großes, mit Mettwurst belegtes Brot biß.

„Wie kann man als Braut so unpoetische Gefühle haben!" meinte Daniel und biß ebenfalls tapfer in sein Butterbrot.

„I, wer Appetit hat, soll essen, steht geschrieben. Ein barmherziger Mann tut seinem Leibe Gutes," sagte Frau Luise. „Lassen Sie sich nur von dem nichts weismachen. Mein Alter ist auch so. Er gönnt sich nichts und möchte am liebsten, daß ich auch von der Luft lebe. Na, überhaupt die Pastoren —"

Sie hatte Bier eingeschenkt, und alle drei tranken nun auf die zukünftige Frau Amtsschwester. Dann wurden die Kinder vorgeführt: der siebenjährige Walter mit den treuherzigen Zügen seines Vaters, Anneliese, ein dralles, niedliches Ding von fünf Jahren, und dann noch ein kleines Amphibium, das im Steckkissen getragen wurde, das man noch nicht recht hinzubringen vermochte, von dem aber die Mutter verriet, daß es einst ein Knabe werden und dann auf den Namen Johannes hören würde. Frau Erbslöh war eine auffallend hübsche Frau: ein rundes Köpfchen mit zierlich gemeißelter Nase, glänzenden Rehaugen und braunen, einfach gescheitelten Haarwellen. Sie war armer Leute Kind. Aufgewachsen im Dämmerlicht eines nur von den Strahlen der Wasserkugel erhellten Schusterkellers, hatte sie in ihrem Gesicht die reinen, fast zu zarten Farben ihrer Kindheit bewahrt. Im übrigen war sie eine kräftig gesunde Frau. Ihre Anmut und das herzlich Gütige ihres Wesens milderten ihre oft ziemlich derbe Ausdrucksweise. Marianne fühlte sich gleich zu ihr hingezogen, und der muntere Ton ließ sie ahnen, daß es dieser Frau wenig darauf ankam, sich mit pastörlicher Würde zu umgeben.

Es wurde beschlossen, daß Daniel seinen Freund von der Bahn abholen sollte, während die Damen zu Hause bleiben wollten. Beim Hinausbegleiten blieb Frau Luise vor Mariannes Koffer stehn und fragte: „Herrje, das ist doch nicht Walters Gepäck?"

„Nein, aber meins."

„Ihrs?"

„Ja, Frau Luise, meine Braut will eine Woche bei Ihnen bleiben. Wissen Sie das nicht?"

„Keine Ahnung." Doch als sie die Verlegenheit der beiden bemerkte, brach sie gleich in ein vergnügtes Lachen aus. „I, nur zu! Wenn Sie mit unserm Fremdenzimmer vorlieb nehmen wollen. Ihr Schatz hat sich immer übers Bett beklagt. Aber ich denke, für Sie wird's schon lang genug sein."

„Stör' ich Sie auch nicht?"

„Gott bewahre, ich laß mich einfach nicht stören." Sie ergriff lachend Mariannes Hand: „Seien Sie nur nicht böse! Ich war im ersten Augenblick wirklich perplex, weil ich doch keine Ahnung hatte. Mein Alter ist ja köstlich, lädt sich Besuch ein und schreibt mir nichts davon."

Nachdem Daniel sich auf den Weg gemacht hatte, gingen die beiden Frauen in die Küche, und während Frau Luise die mächtige Hammelkeule aus dem Bratenloch zog und begoß, ließ sie eifrig ihr Mundwerk spielen. Sie erzählte fast ununterbrochen von ihrem Mann in einem aus Verliebtheit, Bewunderung und einem gewissen Überlegenheitsgefühl gemischten Ton. Er schien für sie der sonderbarste, klügste und zugleich naivste aller Männer zu sein.

Durch diese Erzählungen hatte Marianne sich eine ganz bestimmte Vorstellung von Pfarrer Erbslöh gemacht und war nun sehr erstaunt, ihn ganz anders zu finden. Er war ein starker, breitschultriger rotblonder Mann mit langem Vollbart und den freundlichsten, klarsten blauen Augen hinter der Brille. In seinem lebhaften Wesen lag nicht eine Spur von Unbeholfenheit oder Überspanntheit, wie sie erwartet hatte.

Nachdem die erste Begrüßung von statten gegangen war, zog das Ehepaar sich zurück, kam aber nach einer kleinen Weile wieder, und man setzte sich gleich zu Tisch. Nach dem Essen wurde im Garten Kaffee getrunken, und Erbslöh erzählte von seinen Erfahrungen im Wuppertal. Bei der Schilderung der engen Straßen, der zahllosen Fabrikschornsteine, der unfreundlichen Arbeiterbevölkerung ließ seine Frau die Mundwinkel hängen und machte ein Gesicht wie ein armes Lämmchen.

„Sie sind wohl nicht sehr für die Übersiedelung, Frau Luise?" fragte Daniel.

„So dagegen, wie man überhaupt nur sein kann," antwortete sie lebhaft. „Hier hat man sich mal eingelebt. Walter hat sich so viel Mühe gegeben, alles in Ordnung zu bringen. Die Leute hängen an ihm — beinahe zu sehr, denn wo's fehlt, muß er immer 'ran. — Alles ist in schönster Ordnung, und nun will er weg."

„Eben deshalb. — Weil's in Schwerenberg mehr zu tun giebt."

„Ach, du bist nicht eher zufrieden, als bis du dich zu Schanden geplagt hast."

„Na, na, so schlimm wird's schon nicht werden. Paß auf, es läßt sich auch da leben."

„J, bleibe im Lande und nähre dich redlich, sagt der Psalmist."

„Im Lande, aber nicht auf dem Lande," entgegnete Erbslöh sanft.

„Merkwürdig, wie oft Sie das Alte Testament citieren," sagte Daniel lächelnd.

„Ja, das sind eben unsre verschiedenen Weltanschauungen. Meine liebe Frau zieht das Alte Testament vor und ich das Neue."

„Als Frau müßten Sie doch eigentlich mehr für das Neue schwärmen," meinte Marianne.

„J, mir ist das Alte lieber, weil es viel gescheiter ist. Ich finde, daß Abraham und Jakob, und wie die Erzväter alle heißen, viel besser durchs Leben kamen als die Jünger und die Apostel, die entweder geköpft oder gebraten wurden. Aber ihr neumodischen sozialen Pfarrer wollt ja von Lebensklugheit nichts wissen, und dabei steht doch geschrieben: Seid klug wie die Schlangen."

„Jetzt laß uns bloß mit deinen Bibelsprüchen in Ruhe! Auch der Teufel kann aus der Bibel beweisen, was er will. Du tust ja gerade, als wenn die Bibel ein Vademekum wäre, um praktisch durchs Leben zu kommen."

„Na, was wolltest du wohl anfangen, wenn du mich nicht hättest?! Das mußt du doch selbst sagen, vom praktischen Leben hast du keine Ahnung."

„Rührend, diese Frau! Stellt mich da wie'n großes Kind hin."

„Na, du bist auch 'n Kind! Weil du eben denkst, daß alle Menschen so ehrlich und anständig sind wie du. Und dabei steht doch geschrieben —"

„Nun bist du aber still mit deinem: es steht geschrieben. Schenk lieber Fräulein Krall noch mal ein."

„Daß die Menschen alle von Grund auf schlecht sind," fuhr Frau Luise unbeirrt fort, indem sie Mariannes Tasse ergriff.

Das Wortgefecht wurde durch die Kinder unterbrochen, die zum Spazierengehn angezogen erschienen. Mit dem Gang verband Pastor Erbslöh gleichzeitig einen Krankenbesuch in einem Filialdorf. Die Sonne brannte tüchtig, nur manchmal bewegte ein frischer Luftzug die Kornfelder. Auf dem Wege erzählte Erbslöh eine Geschichte, die einem Amtsbruder im Wuppertal passiert war.

„Einem strammen Positiven, der sich aber nebenbei seinen Humor bewahrt hat und ein leidenschaftlicher Spaziergänger ist. Damit erregte er das Mißfallen einiger Überfrommen in Schwerenberg, die's nicht für schicklich hielten, daß ihr Seelsorger Abends mit staubigen Stiefeln und mit Feldblumen beladen heimkehrte. Als sie ihm aber darüber Vorstellungen machten, antwortete er ihnen mit der Bergpredigt: ‚Sehet die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde!' und sagte: ‚Glaubt ihr, unter eurem Fabrikqualm sänge ein einziger Vogel? Und in euren schmutzigen Gassen bekäme ich nur eine Hundsblume, geschweige denn eine Lilie zu sehen?!' — Da mußten sie still sein."

„Du, Alter," sagte Frau Luise nach einem Weilchen, „der hat doch auch die Bibel citiert."

„Aber der hat sie richtig citiert und nicht den Sinn verdreht."

„Natürlich," meinte sie spöttisch, „wenn ein Mann citiert, muß es ja richtig sein."

Gegen acht kehrten sie heim. Es war einer jener schönen und stillen Sommerabende, wo der Himmel auch nach Sonnenuntergang voller Klarheit und Glanz ist. Nach dem Abendessen schlenderten die Männer zwischen den Blumenbeeten auf und ab, die Frauen saßen auf der runden Bank unterm Birnbaum, als Erbslöh plötzlich auf geheimnisvolle Weise von dem kleinen Dienstmädchen ins Haus gerufen wurde. Sobald er fort war, holte seine Frau eilig einen großen Strauß Rosen aus einem Korb und stellte ihn auf den Tisch.

„Jetzt bin ich bloß neugierig, ob er auch dran denkt."

„Woran denn?" fragte Marianne.

„An — na, Sie werden's ja gleich erfahren."

„Was macht ihr denn eigentlich, Kinder?" fragte der Pastor, wieder herauskommend. „Es ist doch nicht der erste April, daß ihr mich auf den Leim lockt. — Ach, sind das schöne Rosen! Wie kommen die denn hierher?"

„Du nur nicht so, Alterchen! Du wirst schon wissen, wie und warum. — Aber jetzt schäm dich mal, daß du's vergessen hast."

„Ich vergessen?! Siehst du, wie du mich unterschätzt!“

Und dabei zog er selbst einen wundervollen Strauß tiefdunkler Rosen hinter seinem Rücken hervor. Frau Luise machte in diesem Augenblick ein so komisches Gesicht zwischen Freude und Enttäuschung, daß alle lachen mußten.

„Diesmal hätt' ich wirklich darauf wetten mögen, daß du's vergißt.“ Sie gab ihm einen herzhaften Kuß.

„Aber nun erzähl mal, Alter, was du heute vor acht Jahren für einen Reinfall erlebt hast ...“

„Bitte, vor neun Jahren.“

„Ach herrje, ist ja auch wahr! Vor neun Jahren. Ja, wie man doch alt wird!“

„Natürlich, bist ja auch schon ganz grau und runzlig.“

„Du! Ist das dein Ernst?“

„Schafskopf!“ versetzte er und gab ihr noch einen Kuß auf die frischen Lippen.

Bei einer Flasche Moselwein erzählte dann das Ehepaar abwechselnd die Begebenheit, die sich vor neun Jahren in Berlin abgespielt hatte. Da war nämlich an einem ebenso schönen Juliabend der damalige cand. theol. Erbslöh über die Rosentalerstraße seiner Wohnung zugeschlendert, mit einem Strauß Rosen in der Hand, den er in einem Anfall von Leichtsinn einer Blumenhändlerin abgekauft hatte, als ein kleines, elegant gekleidetes Judenkind, das sich von seiner Bonne losgemacht hatte, auf ihn zusprang und ihn um eine Rose bat. Während Erbslöh gerade dem Wunsch nachkommen wollte, eilte die Bonne herbei, um das Kind zurechtzuweisen, und der Anblick dieses lieblichen Mädchengesichts wandelte den schüchternen Theologen plötzlich so um, daß er ihr mit der Keckheit eines Don Juans gleich den ganzen Strauß anbot und sie dann noch ein Stück weit begleitete. So hatte sich ihre Bekanntschaft auf echt großstädtische Weise eingefädelt. Walter, der Abends auf dem Monbijouplatz manchmal zu lesen pflegte, traf sie noch öfter, und anderthalb Jahre später waren sie verheiratet. Erbslöh machte damals eine schlimme Zeit durch. Den großen und kleinen Katechismus samt aller Dogmatik hatte er über den Haufen geworfen und war überzeugter Atheist. Er schlug sich mit Stundengeben durch, schrieb Artikel für moderne Blätter und steckte bei allem dem in einem Abgrund pessimistischer Verzweiflung.

„Und wie kam dann schließlich der Umschwung?“ fragte Marianne.

„Ein Umschwung war's eigentlich gar nicht. Sondern ganz allmählich kam eins zum andern. In erster Linie — halt dir mal, bitte, die Ohren zu,“ wandte er sich an seine Frau, „sonst wirst du mir zu eitel — also war's Luise, die diese Umwandlung in mir vollzog. Sie gab mir nämlich wieder Selbstvertrauen und Lebensmut, und daraus entwickelte sich auch wieder Gottvertrauen. Die meisten behaupten ja, es ginge umgekehrt, aus Gottvertrauen entspränge Selbstvertrauen, aber bei mir vollzog sich die Sache eben so. Und dann — Ja, das mag merkwürdig klingen, einen mächtigen Anstoß, mich wieder dem alten Beruf zuzuwenden, hat mir ein russischer Roman gegeben: ‚Raskolnikow‘ von Dostojewsky. Kennen Sie ihn, Fräulein Krall?“

„Ja.“

„Dann werden Sie vielleicht auch verstehn, was ich meine. Ich lernte durch ihn das Leben kennen. Aus Dostojewsky, aus Tolstoi, aus Ibsen. Ich bekam auf einmal ein Auge für meine Mitmenschen und bekam dadurch auch Liebe zu meinen Mitmenschen. Als mir die Augen aufgingen, tat sich auch — na, eben was andres auf. Das verstehn Sie doch? Bis dahin hatte ich in einer Sphäre reiner Abstraktion gelebt, nur mein Verstand hatte sich betätigt. Jetzt aber, wo auf einmal das Leben an mich herantrat, wurden auch alle andern Seelenkräfte frei, die viel stärker sind als das unzureichende Ding von Verstand. Und da begriff ich, daß die Grundlage meines Wesens in religiöser Überzeugung beruht, daß ich mich ohne sie überhaupt nicht mit dem Leben abfinden könnte. Und nun wurde mir auch klar: ob jemand Christ ist oder nicht, hat gar nichts mit theologischer Dogmatik zu tun. Dies ganze Paket, das man uns Theologen aufbürdet, um uns den Weg zu Christus noch schwerer zu machen als dem Laien, warf ich über Bord und beschloß, trotz allem dem Pastor zu werden. Na, und der bin ich denn auch ebenso wie Ihr Daniel. Daß

wir beide uns in Berlin kennen lernten, wie wir debattierten, wie 'ne Zeitlang einer noch radikaler als der andre war, das hat er Ihnen gewiß alles schon erzählt."

Marianne nickte. Ausführlich hatte er noch nicht über sich gesprochen, nur aus seinen gelegentlichen Äußerungen wußte sie, daß er einen ähnlichen Werdegang durchgemacht hatte wie sein Freund Erbslöh.

„Weißt du noch," sagte Daniel in Erinnerungen versunken, „wie wir eines Nachmittags auf dem Omnibusverdeck saßen und uns so furchtbar stritten? Die ganze Friedrichstraße fuhren wir herunter und stritten uns über —"

„Worüber weiß ich nicht mehr. Aber wir ereiferten uns schrecklich. Schließlich wurde Ihr Bräutigam so wütend, daß er heruntersprang und ohne Adieu weglief. Eine Woche lang hat er sich dann nicht sehen lassen."

„Was, so aufgeregt kann er werden?" fragte Marianne.

„Das wissen Sie nicht? Ach, in dem steckt ein wilder Heißsporn. Sonst wär' er doch kein Klinghammer!"

„Worüber stritten wir uns denn nur?" grübelte Daniel. „Zu merkwürdig, jetzt hab' ich's absolut vergessen, und damals dachte ich, das Leben hinge davon ab."

„So geht's mit dem Streiten immer."

„Und das Wichtigste ist, wir haben uns wieder zusammengefunden." Daniel ergriff sein Glas und stieß mit dem Freunde an. „Daß die Zeit des Streitens endgültig vorbei sein möge! Für uns, für alle Amtsbrüder."

„Ach, wer das glauben könnte?!" meinte Frau Luise skeptisch. „Steht nicht geschrieben —?"

Aber diesmal fiel ihr Mann ihr ins Wort: „Streiten wird man sich immer. Aber man wird hoffentlich auch zu immer reineren Erkenntnissen durchdringen. Sehen Sie, Fräulein Krall, unsern Standpunkt teilen heute schon Hunderte, ich möchte sagen, die Mehrzahl der jüngeren Theologen. Wir alle sind der Überzeugung, daß das Christentum vor allem ein inneres Erleben ist, keine Doktrin, die man buchstäblich nachschwören kann. Was nützte alles Streiten über die Christologie? Christi Wesen hat man damit doch nicht ergründet. ‚Wenn ihr mich lieb habt, so handelt nach meinen Geboten', hat er gesagt."

Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, und da die Mondsichel noch tief am Himmel stand, funkelten die Sterne in ungebleichter Kraft. In Mariannes Seele hatte dieses Gespräch Gedanken an ihre Zukunft erweckt. Ganz klar konnte sie das Bild des kommenden Lebens nicht erfassen, es war weniger eine deutliche Vorstellung als das Gefühl, daß es Befriedigung gewähren müsse, ein Leben zu führen, wie Pastor Erbslöh es tat, und daß bei einem solchen Leben auch ihre Sehnsucht, dies ruhelose, oft so stürmische Drängen nach etwas Unbegreiflichem und Unerreichbarem, Befriedigung finden müsse.

Acht glückliche Tage verlebte Marianne in Altendorf, dann mußte sie ihrer Aussteuer wegen nach Hause reisen. Im September fand die Hochzeit statt. Die Trauung vollzog auf Wunsch des Brautpaars Pastor Erbslöh. Daniel hatte in Ascherode eine neue Pastorstelle erhalten, wohin sich die jungen Eheleute, ohne vorher noch eine Hochzeitsreise zu machen, begeben wollten.

* * *

Das Pfarrhaus von Ascherode an der Schwalm war ein mächtiges, altes Gebäude, die Grundmauern aus rotem Sandstein vom nahen Kerstenberg, der obere Teil aus Fachwerk. Zwei Linden beschatteten die Vorderseite mit den vielen kleinen grünladigen Fenstern. Eine breite, von Regentonnen flankierte Steintreppe führte zur steilen Dorfstraße hinunter, eine seitliche kleinere ging auf den Hof. Die plumpen Türen hingen windschief in den Angeln und hatten wahrhaft mittelalterliche Schlösser, deren Schlüssel Marianne nur drehen konnte, indem sie den Eichenstock ihres Manns als Hebel benutzte. Gewaltige Scheunen, Holzschuppen und Viehställe überragten den Hof, an den der ziemlich verwilderte Pfarrgarten grenzte.

Das junge Paar kam sich zuerst ganz verloren in diesem Riesenbau vor. Sie richteten sich im oberen Stock einige Zimmer ein, sozusagen ein Häuschen im Haus. Seltsam genug nahmen Mariannes elegante, von

Neuheit blitzende Möbel sich in den altersgefurchten Räumen aus. Der Smyrnateppich lag auf ausgesplissenen, Berg und Tal bildenden Eichenbohlen, der venezianische Glaskronleuchter hing an einem daumdicken, rostigen Haken unter der weißgekalkten, von sich krümmenden Tragbalken gestützten Decke, der geschweifte Schreibtisch lehnte sich an eine Wand, hinter deren Tapete es raschelte von herunterrollendem Kalk und Lehm. Dinge von gestern, Dinge von weither waren in dies Haus eingezogen, das, vor anderthalb Jahrhunderten errichtet, gewissermaßen aus dem Boden selbst hervorgewachsen war, aus den Steinen, dem Lehm, den Bauhölzern der nächsten Umgebung. Und wie die Sachen, so die Menschen. Seit undenklichen Zeiten hatte sich das Äußere des Dorfs kaum verändert. Wohl waren statt der alten neue Häuser errichtet, aber in der Art der alten, hohe Fachwerkbauten, die manchmal mit Holzschindeln verkleidet waren, manchmal den nackten Lehm und die gestrichenen Balken sehen ließen. Unten waren die Ställe für das Vieh, darüber die Wohnungen der Menschen. Unter dem Dachfirst leuchteten in buntesten Farben naiv gemalte Tiere und Sprüche, die den frommen oder humorvollen Sinn des Erbauers bekundeten. Wohl durchschnitt jetzt die Eisenbahn das Dorf, aber die Züge rasten vorbei wie Zugvögel aus fremden Zonen und hielten erst in dem zwei Stunden entfernten Treysa. Die Bauern hatten eine Abneigung gegen das Eisenbahnfahren wie gegen alles, was in die Fremde führte oder aus der Fremde kam. Sie lebten wie ihre Vorväter gelebt und hielten fest an allen guten und bösen Sitten.

Unter diese Menschen war das junge Paar eingezogen. Hier sollte Daniel wirken. Und wenn kein besonderes Ereignis den regelrechten Lauf ihres Lebens durchbrach, würden sie hier alt und grau und einstmals auf dem stillen Friedhof hinter der Kirche bestattet werden. Daniel, der den Schwälmer Schlag von seiner Jugend her kannte, fühlte sich sogleich herzlich wohl unter den Leuten. Und die Bauern ihrerseits waren mit dem neuen Pfarrer sehr zufrieden. Der Vorgänger war ein zittriges Herrlein gewesen, der seine Nase kaum je aus dem Wollschal hervorsteckte, und dessen dünnes Stimmchen in der Kirche verklang. Nun hatten sie einen jungen, geradgewachsenen Pfarrer, der auf dem Feld und vor der Haustür freundlich mit ihnen sprach, dessen sonore Stimme von der Kanzel bis zur Orgel vernehmbar und dessen Ausdrucksweise verständlich war. Die Frauen meinten, was für sie das größte Lob bedeutete, daß man seine Predigten in der Schürze nach Hause tragen könnte.

Es war ein Herbst ohnegleichen. Aus ihrem wolkenlosen Bett stieg die Sonne jeden Morgen empor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und leuchtete, ohne zu blenden, wärmte, ohne zu glühen. Die Luft war klar und von stählerner Frische, daß nach jedem Atemzug das Blut freudiger tanzte. Die duftumflossenen fernen Hügel erhoben sich in so wundervollen Formen, die Wälder prangten in solcher Buntheit, die Obstbäume bogen sich so fruchtbeschwert, die Wiesen schimmerten unter tauigen Spinnweben so saftig grün, die Chausseen flogen dahin so glatt und staubfrei, daß die Erde ein großer Lustgarten zu sein schien, geschaffen für Kinder des Glücks.

Für Kinder des Glücks hielten sich auch Daniel und Marianne. In ihm war, seitdem er diese blühende Geliebte in seinen Armen hielt, ein neuer Mensch erstanden. Es war, als wenn zugleich mit den Armen des jungen Weibs die Erde selbst ihre Arme geöffnet hätte, ihn an sich gezogen und ihn mit ihrer Kraft, ihrem Hunger, ihrem starken Lebenssaft gefüllt hätte, daß aus dem blassen, gedankengenährten Träumer ein tat- und genußfroher Teilhaber der Wirklichkeit wurde. Es war eine Revolution seines innersten Wesens, seines Fühlens und auch seines Glaubens. Verblaßt wie seine Furcht vor dem Leben, vor den Menschen, wie seine Qualen und Zweifel war auch der Gedanke an den am Kreuz verbluteten Heiland, der für die Sünden der Welt gelitten hatte. Er betete zu einem neuen Gott und sang ihm ein neues Lied, der die Welt so schön, ihn selbst so glücklich und sein junges Weib so köstlich geschaffen hatte.

Und dieses Herbstes Herrlichkeit schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Des Morgens, wenn die beiden aufstanden und aus dem Fenster sahen, lag alles in milchigem Nebeldampf, und die Bäume starrten von

weißem Reif, aber mit den ersten goldenen Strahlen zerflossen die Dünste, schmolz das Eis, und vor ihren Augen erstand in wenigen Stunden aus fahlem Grau die bunteste Farbenpracht.

So gingen die Monate wie im Fluge hin. Nachdem die Flitterwochen vorbei waren, bekam das junge Paar allerlei Besuch. Zuerst tauchte zu ihrem großen Erstaunen Kandidat Schrill auf, jetzt Kollaborator eines altersschwachen Pfarrers in Gilsershain. Er hatte den Weg zur Theologie zurückgefunden, und wenn auch sein Wissen noch Stückwerk war, so nahm sein Glaube doch zusehends zu. Von ihm hörte Daniel wieder etwas über seinen Bruder. Nachdem Fritz zur Witwe Zellien gezogen war, hatte er ein unsinniges Leben geführt, als wenn er sich mit Absicht ruinieren wollte. Schließlich war er auf Drängen seiner Freunde in eine Kaltwasserheilanstalt gegangen und hatte dort einen etwas geistesschwachen Baron kennen gelernt. Mit diesem befand er sich jetzt auf Reisen.

Außer dem Hilfspfarrer Schrill verkehrten noch andre Pfarrer mit ihren Frauen bei Klinghammers, lauter gute, harmlose Menschen, die für Daniel in seiner augenblicklichen Verfassung gerade der Verkehr waren, der ihm am wohlsten tat. Ihr Gespräch trübte nicht die heitere Grundstimmung seiner Seele, und wenn er sich in ihrer Gegenwart manchmal etwas langweilte, so war nachher das Glück, mit Marianne allein zu sein, desto größer. Mitte Januar setzte der Winter mit aller seiner Macht ein. Heulender Nordoststurm umtoste das Haus, dann fing es an zu schneien, Tag für Tag, Woche für Woche. Mit der trägen Langsamkeit, in der große Massen sich bewegen, sanken die Flocken und türmten sich zu schweren Lasten, durch die jeden Morgen der Schneepflug den Weg bahnen mußte. Bald waren die beiden von aller Welt abgeschnitten und ganz auf sich angewiesen.

Marianne saß den ganzen Tag in Daniels Zimmer. Auf dem Ledersofa, das wie die ganze Einrichtung seines Studierzimmers noch aus seinem Elternhause stammte, hatte sie sich aus ihren buntseidenen Kissen ein förmliches Nest gebaut. Da hockte sie in ihrem lockeren, warmen Kaschmirgewand, in das sie sich einzuhüllen liebte, wie eine Japanerin. Ein Stoß Journale, halb aufgeschnittene Bücher waren um sie zerstreut. Sie las selten etwas zu Ende. Seit ihrer Ehe war sie ganz dumm geworden, behauptete sie. Und wirklich hatte alles andre für sie an Interesse verloren. Alles Leben, alle Anregungen wollte sie nur von ihrem Daniel haben.

Was ihn am meisten erstaunte, war ihre Freude am Tändeln. Es schien, als verlange ihr Wesen in dieser tiefen Stille, die sie jetzt umgab, nach Bewegung, nach Unruhe. Sie neckte ihn gern und verletzte ihn wohl auch durch ihre naive Offenherzigkeit. Manchmal dachte er, sie sähe in ihm nur den Spielkameraden und wäre selbst noch ein rechtes Kind. Dann aber konnte sie im nächsten Augenblick in ganz unmotivierte Traurigkeit verfallen. Mit ernstem, fast verhärmtem Gesicht saß sie da und erzählte ihm von ihrem furchtbaren Verlassenheitsgefühl, das sie während ihrer ganzen Jugend nicht losgeworden war, von ihren religiösen Kämpfen, die besonders heftig in der Davoser Zeit gewesen waren, als sie ihre lungenkranke Tante gepflegt hatte. Und dann traten bei ihr Empfindungen zu Tage, die ihn durch ihre schmerzliche Bitterkeit überraschten, und sie entwickelte Ansichten, die er ihr in dieser Reife nicht zugetraut hätte.

So schüttete sie ihm ihr ganzes Herz aus und ließ ihn ihre Vergangenheit miterleben. Er lernte sie gewissermaßen aus ihren Wurzeln kennen. Manchmal aber, wenn sie sich auf diese Weise unterhalten hatten, konnte sie sich mitten im Erzählen unterbrechen: „Jetzt ist aber die Reihe an dir! Eigentlich bist du ein unheimlicher Mensch, Daniel. Du hörst und hörst, machst manchmal hm, aber wie's in dir aussieht, weiß man nie. Jetzt beichte du auch mal!"

Sie fragte ihn dann aus, nach seiner Kindheit, nach seinen Eltern, seinen Freunden, seiner Studienzeit. Aber er war ein schlechter Erzähler und gab nur abgebrochene Antworten. Gewöhnlich versank er nach kurzem Anlauf in schweigendes Sinnen. Es war, als wenn eine Scheu, ein letztes Mißtrauen auch vor seinem Weib ihn daran hinderte, sein Inneres bloßzulegen. Und immer, wenn er von der Vergangenheit

sprach, wachte der Gedanke an seinen Bruder auf. Wie aus dem Boden gewachsen stand dieser vor ihm, und etwas wie Unbehagen, eine unbestimmte Empfindung ergriff ihn, als wenn ihm von seiner Seite noch mal Unheil drohte.

Diese abergläubische Furcht ärgerte ihn. Sie kam ihm wie Feigheit vor, wie eine Unredlichkeit gegen seine Frau. Oft nahm er sich vor, ihr zu erzählen, was zwischen ihnen beiden vorgegangen war und eine Aussöhnung unmöglich machte. Aber über allgemeine Bemerkungen, daß sie zu entgegengesetzte Naturen seien und sich nie vertragen hätten, brachte er es nicht hinaus. Schließlich tröstete er sich immer damit, daß die Vergangenheit tot sei, und daß nach menschlichem Ermessen Fritz wohl nie wieder in ihren Gesichtskreis treten würde.

Der Winter war lang. Oft verging eine Woche, ohne daß die beiden ein fremdes Gesicht sahen. Die paar Zimmer waren ihre Welt. Marianne empfand das als ein Glück, da sie jetzt mit niemandem mehr ihren Mann zu teilen brauchte. Nachdem sie einmal Weib geworden, wuchs ihre Liebe und ihr Zärtlichkeitsbedürfnis immer mehr. In ihrer glücklichen Blindheit merkte sie nicht, wie in ihm allmählich eine gewisse Unruhe entstand.

Ganz allmählich war das gekommen, dies Gefühl der Leere, diese leise Angst vor irgend etwas, dies Raunen von Stimmen in seinem Innern, die ihm selbst nicht verständlich waren. Zuerst dachte er, es sei nur der Wunsch, sein Glück einmal in der Phantasie zu genießen, sich gewissermaßen ganz im stillen darüber klar zu werden. Doch bald vereinfachte sich dieser Wunsch zum Verlangen nach bloßer Einsamkeit. Er war zu plötzlich dem gewohnten Alleinsein entrissen. Marianne hatte zu sehr all sein Denken und Fühlen in Anspruch genommen. Jetzt war seine Kraft gänzlich erschöpft. Er mußte zu sich selbst zurückkehren. Mit rapider Schnelligkeit nahm dies Verlangen eine wahnsinnige Heftigkeit an.

Eines Tags, als sie ihn wieder mit ihrer gewöhnlichen Frage „Woran denkst du jetzt?" aufscheuchte, zuckte er zusammen, als wenn ihre Finger in eine blutende Wunde griffen. Seinem blassen Gesicht ein mühsames Lächeln abzwingend, ging er auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Mein liebes Herz, sei nicht böse! Mißversteh mich nicht! Aber tue mir den einzigen Gefallen und laß mich allein. Ein paar Stunden wenigstens. Stör mich nicht fortwährend! Ich will gewiß gern alles mit dir teilen. Aber Gedanken wollen doch erst gedacht sein, ehe man sie ausspricht. Sie wollen reifen und geboren werden. Halbfertige Gedanken einem Menschen aus dem Kopf reißen, ist die entsetzlichste Quälerei. Hast du denn gar nichts zu tun? Warum beschäftigst du dich nicht im Haushalt. Du kannst doch nicht immer bloß von mir leben. Du mußt doch deine eignen Aufgaben haben."

Sie sah ihn an, zu Tode erschrocken, als wollte er mit einem Male ihre ganze Gemeinschaft zerbrechen. Ohne ein Wort der Erwiderung ging sie hinaus.

Daniel blieb allein. Noch einmal hörte er ihre Schritte auf dem Gang und blickte voller Angst nach der Tür. Aber sie ging vorbei; sie ließ ihn wirklich allein. Kein Laut störte die Stille. Er schloß die Augen halb und horchte gespannt auf die Stimmen seines Innern, mit verhaltenem Atem, wie jemand, der auf eine wichtige, lang erwartete Botschaft horcht. Und in der Tiefe seines Innern fand er den alten Menschen wieder, der lange geschwiegen, lange gedarbt, lange erstickt gewesen war, nun aber hervorkroch, scheu wie ein Wesen, das selbst nicht mehr recht an sein Leben glaubt, das aber schnell zu Kräften kam, wuchs, anschwoll zu riesenhafter Größe, das seine Knochen auseinander und sein Herz zusammenpreßte. Angst befiel ihn, namenloses, furchtbares Grauen. Die Angst des Wanderers, der plötzlich nicht mehr weiter kann und sieht, daß er sich meilenweit verirrt hat.

Er nahm die Bibel zur Hand und begann zu lesen. All die alten Worte, die bekannten Sprüche und Gleichnisse bekamen jetzt einen neuen Sinn. Vor sein erschrockenes Auge trat wie ein blutendes Gespenst die Gestalt Christi, auf dessen Namen er sich eingeschworen, den er täglich im Munde führte, und dessen Erscheinung allein der größte Hohn auf sein bisheriges Leben war.

Sein von Lachen, Glück und Liebesgenuß übersattes Herz befiel ein wahnsinniges Ver-

langen nach tiefstem Leid, nach Selbstzerfleischung, eine an Angst grenzende Scheu vor seinem Weibe, vor ihrem Tändeln, ihren Liebkosungen und ein Haß gegen sich selbst, Scham und Entsetzen vor dem fremdartigen Wesen, das er seit Monaten gewesen, vor seiner Sorglosigkeit, seinem Übermut, seiner Selbstzufriedenheit. Der alte, wilde Priesterzorn der Klinghammer regte sich in ihm, der heilige Eifer seines Vaters, dessen Leben ein steter Kampf gewesen war, ein tägliches Sichlosreißen aus den irdischen Banden und eine Flucht ins überirdische Gottesreich.

Aber wie immer, wenn starke Impulse ihn aufwärts hoben, stellten sich auch gleich die Zweifel ein, die wie Ratten an seiner Seele nagten, ob nicht alles Lug und Trug sei, was da geschrieben stand.

Mit gramvollen Blick starrte er nach draußen in das Flockengewoge.

Seine Seele lechzte nach Glauben, nach dem starken, lebendigen Glauben, der das innere Feuer in ihm entzündete, der die Verzweiflung brach, ihn führte und hielt.

Er sann und sann. Alles versank um ihn her. Alles, was bisher geleuchtet, getönt, geduftet, wurde kalt, von Todesfrost erstarrt. Alles wurde zu Salzgeschmack auf seiner durstigen Zunge, was ihn bisher gelabt. Alles wurde ekelerregend vor der einen brennenden Sehnsucht. Er hätte sich selbst gern hingegeben in diesem Augenblick, wenn er hätte rufen können: Herr Gott, ich habe deines Geistes einen Hauch verspürt!

* *
*

Marianne grämte sich, als sie die Veränderung bemerkte, die mit ihrem Manne vorgegangen war. Ihr Zorn hatte sich bald gelegt. Zuerst war sie sich wie ausgestoßen vorgekommen. Ohne daß sie die geringste Schuld trug, hatte er sie schlecht behandelt. Aber als sie sich seines verstörten Ausdrucks erinnerte, der seltsamen Angst in seinen Augen, wurde ihr klar, daß ein unwiderstehliches Bedürfnis ihn getrieben hatte. Sie fand sich ab. Sie wollte nicht beim ersten Schmerz gleich verzagen. Von nun ab ließ sie ihn mehr allein, nahm, um sich zu beschäftigen, ihre Mädchenarbeiten wieder auf, sie las, malte und braunte. Aber die innere Unruhe ließ sie nicht lange stillsitzen. Am wohlsten war ihr noch, wenn sie in der Küche hantieren konnte in Gesellschaft der alten Magd, einem Küchendragoner voll Souveränitätsgefühl, die sie nachsichtig wie ein großes Kind behandelte.

Aber was sie auch angreifen mochte, in Gedanken war sie doch immer bei ihm. Und ihre glücklichsten, freilich oft auch peinvollsten Stunden waren die nach dem Abendessen, wenn sie bei ihm sitzen konnte. Er gab sich alle Mühe, gesprächig zu sein. Nach dieser Periode tiefster Schwermut war eine verhältnismäßig glückliche Zeit gekommen. Daniel hatte ihr den „Faust“ vorgelesen, und nie, so oft sie im Theater gewesen war, hatte sie eine so tiefe Ergriffenheit gefühlt wie nach diesen Abenden. Während sie wach im Bett lag und die wunderbaren Verse in ihr nachklangen, war wieder diese anbetende, verehrungsvolle Liebe über sie gekommen, und sie hatte sich geschworen, durch alle Schroffheiten seines Charakters sich nicht irre machen zu lassen, sondern alles von ihm zu dulden, um eines Tags ganz in seinem Wesen aufzugehn.

Eines Abends saßen sie wieder beisammen. Am Nachmittag war Daniel bei einer Kranken gewesen. Marianne hatte ihm beim Umkleiden geholfen und war voll zärtlicher Aufmerksamkeit für ihn gewesen. Nun saß sie ihm erwartungsvoll gegenüber. Er rauchte und starrte finster in die Lampe. Die Uhr schlug halb neun. Genau dreiviertel Stunden waren verstrichen, und in dieser Zeit hatte er kaum zwei Sätze gesagt.

„Gott, Mann, sei nicht so tranig!“ stieß sie plötzlich hervor.

Er fuhr zusammen. „Was willst du?“

„Nun, sei nur nicht bös! Ich meine, du sollst nicht so bodenlos langweilig sein.“

„Hättst dir eben 'nen interessanten Mann nehmen sollen.“

„Geschieht vielleicht auch noch!“ meinte sie spitz.

„Ach, Herz, mach über so was keine Scherze!“

Sie sprang auf und nahm stürmisch seinen Kopf in ihre Hände. „Ach, mein Dani, du bist ja der liebste, beste Mensch von der Welt. Wenn du bloß nicht so gräßlich verstockt sein möchtest. Ach, das macht mich

rasend, furios!“ Sie ballte die Hände und schüttelte den Kopf, um ihm ihr innerliches Toben recht verständlich zu machen. „Ich geb' dir noch mal was ein! 'n Gehirnabführungsmittel, damit du 'nen offnen Kopf kriegst. Was denkst du bloß? Ich bin doch deine Frau! Ich hab doch 'n Recht auf deine Gedanken. Paß auf, eines Tags hab' ich auch meine Geheimnisse. Da verlieb' ich mich in jemand anders und sag' dir kein Sterbenswort. In — na, ich weiß noch nicht, in wen —“

„Kind, wenn du wüßtest, wie mich das alles quält!“

Sie streichelte sanft seine Wange. „Ich will dich nicht quälen. Aber sag mir, was du hast.“

Sie hatte sich ganz klein gemacht, so daß ihr Kopf an seiner Schulter lag. Eine so inbrünstige Teilnahme klang aus ihrer Stimme, daß er in tiefer Ergriffenheit sie ansah: „Du liebes, liebes Weib! Wenn ich dich nur glücklich mache! Manchmal denke ich, ich bin deiner gar nicht wert.“

„Genau das denke ich auch. Also werden wir schon einander wert sein. Aber das quält dich doch nicht. Ich will wissen, was dich quält.“

„Was mich quält?!“

„Sag's mir, Dani.“

Er sah sie zweifelnd und fragend an, mit sich selbst uneins. Dann schöpfte er tief Atem und sagte hastig: „Mich quält der Gedanke, daß — daß ich ein total verkehrtes Leben führe.“

„Wieso denn?“ fragte sie erschrocken.

„Ja, wie leb' ich denn? In der Hauptsache meinem Vergnügen und nebenher meinem Beruf.“

„Aber, Dani, kann jemand treuer seinen Beruf erfüllen als du? Frag doch mal in deiner Gemeinde nach. So eifrig wie du —“

„Ach, Gott, Kind, man kann alles bis auf den i-Punkt erfüllen und doch seinem Beruf nicht treu sein. Darüber entscheidet allein mein inneres Gefühl. Nur ich allein kann sagen, ob mein Beruf mich beherrscht, mich erhebt, ob ich von dem einen Gedanken aus alles sehe: Gott zu dienen —“

Sie schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Man kann doch Gott dienen und außerdem noch Mensch sein — ich meine —“

Er schüttelte den Kopf. „Niemand kann zween Herren dienen. Siehst du, wenn ich's wirklich ernst nähme, dann wäre ich nicht hier, säße nicht in diesem bequemen Haus, führte nicht dies angenehme Leben eines Menschen, der sich nichts abgehn läßt. Dann predigte ich irgendwo den Ärmsten und Verlassenen das Evangelium, denen, die es wahrhaft bedürfen, den Verkommenen. Dann lebte ich da, wo das Leben ein Druck ist, ein wirklicher Kampf, nicht wie hier ein angenehmes Ausruhen. Ach, aber das ist es nicht, was mich eigentlich quält. Das ist noch viel schwerer.“

„Sag's mir!“

Er sah sie wieder an, als müßte er die Riegel, die sich vor seine Seele legten, zurückschieben.

„Was mich im Innersten quält, das ist das eine: daß ich nicht glauben kann. Ich habe nicht den starken, unerschütterlichen Glauben, der allein den Frieden gibt — nicht diesen Glauben, der Berge versetzen kann. Ach, Berge versetzen! Nicht mal meine Seele kann er aus der Verzweiflung erheben. Es gibt Augenblicke, da zweifle ich an allem. An Gott. Nicht an diesem dreieinigen Gott unsrer Theologie, das würde mich wenig kränken. Aber am Göttlichen überhaupt. Ich sage mir, daß es keine Vermittlung gibt zwischen dieser Welt und jener. Wir Menschen sind zu ewiger Blindheit verdammt. Wir müssen unser Leben vollenden wie das Gras, wie alles, was seinen natürlichen Prozeß durchmacht, ohne Ziel, ohne Sinn. Alles, was wir erhoffen, sind Illusionen. Spiegelbilder unsres eignen Seins werfen wir in das All und halten diese Schatten für Realitäten. Und dann sage ich mir, daß die Religion nur eine Erfindung menschlicher Dummheit ist. Ein Schuft, der sie nicht bekämpft, der die Menschen noch darin bestärkt —“

„Das glaubst du wirklich?“ fragte Marianne.

„Es gibt Augenblicke, wo ich es glaube. Und das ist furchtbar! Furchtbar! Zum Verzweifeln!“ Er preßte die Hand gegen die Stirn und sagte: „Dann möchte man lieber lebendig begraben sein als auf der Kanzel stehn. Mit jedem Wort speit man sich an. Ach, furchtbar!“

Marianne litt mit ihm. Aber zugleich erschreckte und befremdete sie seine Heftigkeit. „Das alles wirst du überwinden," sagte sie.

Er lachte bitter. „Wenn ich alt bin, was?"

„Ja, vielleicht wenn du älter bist."

„Wenn ich grau und kalt bin und fünf gerade sein lasse, dann vielleicht — Aber jetzt will ich's wissen. Jetzt! Jetzt! Ich will zur Klarheit kommen oder kaput gehn. Ich bin's satt, dies ewige Schwanken. Ich komme dabei zu nichts. Ich möchte meine Kräfte brauchen und kann's nicht, weil ich's nicht wage. Ach, diese erbärmliche Ohnmacht!"

Er stützte den Kopf auf, und den Finger erhebend wie jemand, der eindringlich zu einem andern spricht, fuhr er fort mit heiserer Stimme: „Siehst du, im tiefsten, innersten Herzen sage ich mir ja, daß all diese Zweifel Nonsens sind. Da weiß ich ganz genau: hinter allem gibt's noch etwas! Hinter dem Zeitlichen ein Göttliches. Das weiß ich ganz genau. Aber warum sind meine Zweifel so mächtig? Warum schreit's immer in mir: das Leben ist ja doch ohne Sinn und Ziel! Iß und amüsier dich! — Warum? — Weil ich so lebe, als wenn's so wäre. Ich selbst erstické das Göttliche in mir. Nur wer sich frei macht, fühlt sich befreit. Ich hänge am tierischen Behagen, am Amüsement, am stumpfsinnigen Vegetieren. Das ist es! Das ist es! Ich habe tausend Nichtigkeiten im Kopf, deshalb kommt mir der Gedanke an die Nichtigkeit des Lebens. Es heißt: wer nicht sein Leben verliert, kann es nicht gewinnen. Wer nicht hasset Weib, Eltern, Kinder, kann nicht mein Jünger sein."

Marianne sah ihn erschrocken an; in diesem Augenblick war dieser Mann ihr wie ein Fremder. „Es ist ja gerade, als ob es dich auch reut, daß du mich liebst."

Er legte die Hand auf ihre Schulter, und seine Augen in ihre bohrend, sagte er: „Ja, Marianne, manchmal reut's mich auch."

Sie zuckte zusammen und wurde ganz blaß. Mit kleinen, zwinkernden Augen, während ihre Zähne an der Lippe nagten, ließ sie den Blick über ihn hingleiten, von oben bis unten. Dann fragte sie: „Ist das wahr, Daniel?"

„Mein Herz, mißversteh mich nicht! Wie könnte es mich reuen, daß ich dich liebe?! Du bist mir das Liebste auf der Welt. Aber, das reut mich, daß — ich sage mir: vielleicht liebte ich dich nicht richtig — — mißversteh mich nicht! Ich bitte dich — —" Er zog sie näher zu sich: „Du bist so schön, Marianne, so schön! — Als ich dich sah, da hätte ich knien mögen vor deiner Schönheit. Aber ich möchte, daß einmal der Augenblick kommt, wo deine körperliche Schönheit nur der Abglanz deiner seelischen ist. Verstehst du, was ich sagen will? Wir müssen uns lieben, Marianne, daß wir uns erheben, statt uns zu erniedrigen, daß wir uns befreien, nicht uns knechten. Als du mein wurdest, Marianne, da war meine Liebe kein klärendes Feuer, nur Glut, die immer neue Glut entzündet. Verstehst du, Marianne? So reut's mich, dich geliebt zu haben."

Sie hatte den Blick gesenkt, furchtsam und in Nachdenken versunken. Sie fühlte, wie sich etwas Trennendes zwischen sie geschoben hatte, wie aus der Tiefe seines Wesens eine Welt aufgestiegen war, die der ihren fremd, in die einzutreten sie sich sträubte. Und etwas hatte in seinen Worten gelegen, was das Weib in ihr verletzte, als wollte er einen Raub an ihr begehn und ihr natürlichstes Gefühl knechten.

Er war nach seiner Erregung in brütende Schweigsamkeit verfallen. Als sie später zu Bett gingen, waren sie beide wie beschämt und sich entfremdet. Während sie sich entkleideten, nahmen sie sich in acht, einander nahe zu kommen. Als er dann aber an ihr Bett trat, um ihr den Gutenachtkuß zu geben, löschte sie plötzlich das Licht, schlang ihre bloßen Arme, von denen die weiten Spitzenärmel herunterfielen, um seinen Hals und preßte ihn an ihren warmen Körper, und mit heißeren Küssen als je zuvor seine Lippen bedeckend, flüsterte sie: „Du mußt mich lieben, wie ich bin! Wie ich bin! — Hörst du, wie ich bin!"

* * *

Eines Nachmittags im Frühling machten die beiden ihren gewohnten Spaziergang zum Steinbruch im nahen Kerstenberger Wald. Warmer Nachmittagssonnenschein

glänzte auf den Wiesenhängen und den hügligen Feldern. Zwischen den rötlichen Streifen der frisch umgeackerten Erde schimmerten grüne Saatbänder. Noch standen die meisten Bäume kahlästig im braunen Duft der geschlossenen Knospen, nur die weißen Birken waren grünbewimpelt, und hier und dort prangte eine Lärche im hellen Nadelschmuck.

Nach einer kurzen halben Stunde erreichten sie die Bank im Steinbruch, die Daniel hier eigens hatte aufstellen lassen. Es war ein reizender Platz, einsam und doch belebt. Hinter ihnen erhob sich wie ein steiles Amphitheater die rötliche Felswand. Vor ihnen schlängelte sich jenseit des schmalen Fußwegs die gleich einem Fragezeichen gebogene Schwalm. Man konnte die Brücke sehen, auf der Chaussee die Vorübergehenden erkennen und war doch selbst vor allen neugierigen Blicken verborgen.

Glückliche und ihnen teure Stunden knüpften sich an diese Bank. Wie von feinem Blumenduft war der sonnige Winkel erfüllt vom Erinnerungshauch ihrer Zärtlichkeiten. Hier hatten sie sich nach ihrem ersten Streit wieder versöhnt, hier waren ihrer beider Namen in eine junge Buche eingeschnitten, hier hatten sie sich so oft stürmisch geküßt.

Heute saßen sie beide in ruhigem Sinnen und schauten auf das sich hinter den weiten Wiesen erhebende Dorf. Sie zog ihm den Hut aus der Stirn und fragte: „Hast du an deine Mutter geschrieben?“

„Ich hab's natürlich vergessen.“

„Was meinst du, sollen wir sie einladen?“

„Glaubst du, daß sie kommt?“

„Wer weiß? Jetzt, wo's warm ist, kann ihr die Reise doch nicht schwer fallen.“

„Aber paßt dir der Besuch auch?“

„Ja, gewiß. Ich hab' deine Mutter sehr lieb.“

„Vielleicht käme sie wirklich gern. Sie muß sich jetzt recht einsam fühlen.“

Marianne schwieg einen Augenblick, dann fragte sie: „Wohnt eigentlich Fritz wieder bei ihr?“

„Nein.“

„Wo ist er denn geblieben?“

„Ich weiß nicht.“

„Eigentlich müßtest du dich doch mal nach ihm erkundigen.“

„Warum?“ antwortete er, die Stirn runzelnd. „Du weißt doch, wie wir uns stehn.“

„Immerhin, ihr seid doch Brüder. Du mußt nicht so nachtragend sein.“

„Ich bin nicht nachtragend. Aber er und ich — je weniger wir voneinander wissen, desto besser ist es.“

„Na ja, vielleicht hast du recht.“

Verworrene Gedanken voll dumpfer Furcht rührten Daniels eben noch so ruhiges Seeleninnere auf. „Wie kommst du eigentlich auf Fritz?“ fragte er.

„Wie ich darauf komme?“ Sie dachte nach. „Herz, ich weiß wirklich nicht. Es schoß mir so durch den Kopf. — Aber, weißt du was, ich hab' Durst, wir könnten nach Schlierbach gehn und bei der Maaßen eine Tasse Kaffee trinken.“

„Warum willst du denn auf einmal zur Maaßen und nicht in den ‚Stern‘?“

„Ach Gott, man kann doch mal 'ne kleine Abwechslung haben.“

Während sie die Richtung nach dem Nachbardorf einschlugen, Marianne stets zwei Schritte machend, während er einen machte, beschäftigte sie sich noch immer mit ihrem Schwager.

Aus dem behaglichen Schlummernest ihrer Seele waren die Gedanken aufgeflattert zu der unruhvollen Zeit vor einem Jahr. Wie hatte sie sich damals gequält und geängstigt! Und nun hatte sich alles so friedlich gelöst. Eine stille, sturmgeschützte Bucht, lag das Leben vor ihr. Sie war glücklich. Doch ein wenig einförmig erschien ihr auf einmal dies Glück. Wie alles wohl geworden wäre, wenn sie den andern Bruder genommen hätte, dachte sie.

Das neue Gasthaus der Frau Maaßen war freilich eine Abwechslung, doch keine gute. Außer der Wirtschaft betrieb die Besitzerin noch einen ländlichen Kramladen, und die enge Nachbarschaft der Heringe war dem Kaffee schlecht bekommen. Mit langen Gesichtern saßen die beiden in der nach frischem Kalk riechenden guten Stube, und Marianne, die zuerst den Heringsgeschmack als Brasilaroma verteidigt hatte, gab schließlich zu, daß der Kaffee ungenießbar war.

Als Daniel, um zu bezahlen, in die Gaststube ging, fand er die Wirtin im Gespräch mit einem Reisenden, dem sie ihre Not

wegen der verweigerten Konzession des Bierausschanks klagte. Der Reisende pflichtete ihr bei und schimpfte auf die Neidhämmel von Bauern, die nichts Neues aufkommen lassen wollten.

„Herr Pfarr', sind Sie vielleicht der Herr Bruder vom neuen Inspektor auf Schwarzhasel?" fragte die Frau ihn. „Ich möchte sprechen, es ist 'ne Familienähnlichkeit vorhanden."

„Von welchem Inspektor?" erwiderte Daniel arglos.

„Von dem Herrn Inspektor Klinghammer. Er war erst gestern mit dem Herrn Baron von Florsheim hier. So'n schöner großer Herr. Die Herren haben sich auch in die Liste eingetragen."

Daniel ließ sich die Petitionsliste geben und las darauf in seines Bruders breiter Schrift dessen Namen.

„Nicht wahr, es ist freilich der Herr Bruder? Er hat ja auch zum Herrn Baron gesagt, daß er aus Urdenbach wäre. Und der Herr Pfarrer stammen doch auch daher?"

„Ja, ja," murmelte Daniel und starrte den mit der stumpfen Feder hingekritzelten Schnörkel an, der das Papier zerriß.

Wie eine dunkle Flut war das Blut in sein Hirn geschossen, die Gedanken taumelten durcheinander. Herr von Florsheim-Schwarzhasel — das war ein benachbartes Patronat, zwei oder drei Stunden entfernt. Auf einmal stand der Bruder wieder vor ihm, wie hinterm Baum hervorgesprungen. Vor einer Viertelstunde hatten sie noch von ihm gesprochen, und er hatte sich gefreut, daß er weit weg, irgendwo in der Fremde war.

Während er ganz verstört das Blatt noch in der Hand hielt, dachte er: Zu Marianne sag' ich nichts! Ich will nicht mehr an ihn denken. Für mich ist er tot.

Mit verfärbtem Gesicht ging er hinüber.

„Wo hast du so lange gesteckt?" fragte Marianne. „Du bist ja ganz blaß — was fehlt dir?"

„Nichts. Der Kaffee ist mir schlecht bekommen. Wir wollen nur machen, daß wir an die frische Luft kommen."

Aber während sie sich anzog, fiel sein Blick auf eine Karte der Umgegend an der Wand. Ihm schien, als läse er dort den Namen Schwarzhasel.

„Was suchst du?"

„Nichts — Schwarzburg."

Sie stand neben ihm und half suchen.

„Sucht der Herr Pfarrer Schwarzhasel?" fragte in diesem Augenblick die Wirtin, die den Kopf durch die Tür steckte.

„Ach, Unsinn!" Und förmlich zusammenzuckend, fuhr er hastig fort: „Hören Sie mal, Ihr Kaffee war einfach miserabel. Wenn Sie uns so 'ne Brühe noch mal vorsetzen, sind wir's erste und letzte Mal bei Ihnen gewesen." Die ganz verblüffte Wirtin stehn lassend, ging er hinaus.

„Warum fragte sie dich denn nach Schwarzhasel?"

„Ich weiß nicht."

Marianne schüttelte den Kopf und ging, ohne seinen Arm zu nehmen, neben ihm her. Über ihnen war der Himmel noch so heiter wie vorhin, die sonnige Abendluft war erfüllt vom muntern Gezwitscher unsichtbarer Vögel. Aber die Stimmung der beiden hatte sich gänzlich verändert. Warum belügt er mich? dachte sie aufgebracht. „Was fehlt dir eigentlich?" fragte sie nach einer Weile.

„Der Kaffee ist mir schlecht bekommen. Weiter nichts."

„Ach, wenn du doch bloß die Wahrheit sagen wolltest!"

„Was?!" Betroffen, mit finsterem Gesicht sah er sie an. „Wenn ich dir sage, daß es nichts ist, dann hast du mir zu glauben, verstanden?"

„Aber ich weiß, daß du mich belügst," stieß sie erregt hervor. Sie sah, wie er zusammenzuckte.

Den Eichenstock mit der Faust umpressend, bohrte er die Zwinge in den glatten Chausseeboden. Ein fahler Glanz lag in seinen Augen. Er holte ein paarmal Atem und sagte wie erstickt: „Du weißt nicht, was du red'st — — Wir wollen uns nicht zanken — — Beruhige dich erst!"

Dann wandte er sich zum Gehn, und sie folgte ihm, eingeschüchtert von der furchtbaren Starrheit seines Blicks, aber zugleich noch heftiger erregt.

Auf dem ganzen Heimweg wechselten sie kein Wort mehr. Beim Hause angekommen,

erkannten sie auf der Vortreppe den Kollaborator Schrill.

„Ich habe einen größeren Bummel gemacht,“ sagte dieser, „da wollte ich Ihnen auf dem Heimweg doch wenigstens guten Tag sagen.“

„Denken Sie etwa, daß wir Sie gleich wieder ziehen lassen werden?“ erwiderte Marianne. „Sie bleiben natürlich bei uns zu Tisch.“

Nach einigem Hin und Her nahm Schrill an. Er hatte das Abendessen bei Klinghammers ohnehin als sicher in Berechnung gezogen.

Marianne ging ins Schlafzimmer, um sich umzukleiden. Warum hat er mich belogen? dachte sie voll schmerzlichem Zorn. Was ist mit Schwarzhasel? — Ihre Gedanken, die nicht den geringsten Anhalt hatten, ergingen sich in allen möglichen wirren Vermutungen, wie ein Hund, der die Fährte verloren hat, kreuz und quer in die Irre rennt.

Daniel hatte seinem Gast eine Cigarre angeboten und schritt unruhig im Zimmer auf und ab, ohne auf dessen Gespräch zu achten. Sobald er mit Marianne allein war, wollte er sein Unrecht eingestehn. Es galt ja keine Schuld zu verheimlichen. Nur um seine unruhigen Gedanken zum Stillschweigen zu bringen, hatte er nicht von seinem Bruder gesprochen. Aber diese Gedanken waren nicht still, sondern zu wahren Ungeheuern angewachsen.

Marianne erschien in einem losen Hausgewand, an dem vom Hals bis zu den Füßen weiße Spitzen herunterfielen. Ihr Gesicht glänzte vor Frische. „Nun, was gibt's Neues?“ fragte sie mit ihrem heitersten Lächeln, sich dem Besucher gegenüber ins Sofa niederlassend.

Nach einigem Überlegen erzählte dieser, daß ihm Bismarck auf sein letztes Geburtstagsgedicht ein Dankschreiben habe zu teil werden lassen.

„Das müssen Sie uns zeigen. Sie haben es doch bei sich?“

„Sollte ich es bei mir haben? — Ich will mal sehen.“ Während er sein stolzes Lächeln mühsam zu unterdrücken suchte, holte er aus der Brusttasche den in Wachstuch eingewickelten Brief hervor, der in Kanzleischrift einige Dankworte an „Euer Wohlgeboren“ und darunter den Namenszug des Fürsten enthielt.

„Darauf können Sie aber stolz sein.“

„Ja, wenn ich denke, daß der alte Bismarck mein Gedicht selbst gelesen hat. Oder vielleicht hat er's gar vorgelesen?!“ Schrill wischte sich über die rote Stirn, als wenn ihm bei dieser Vorstellung ganz schwindlig würde.

„Ist es eigentlich 'ne eigenhändige Unterschrift oder nur ein Stempel?“ fragte Daniel, indem er den Brief betrachtete.

„Stempel? Was — Stempel?“ fragte Schrill gekränkt. „Na, ich denke doch, eigenhändige Unterschrift.“

„Aber selbstverständlich!“ sagte Marianne. „Das sieht doch 'n Blinder. Wie kommst du nur darauf, daß es ein Stempel sein soll?“ fragte sie, ihren Mann mit glänzend kühlen Augen betrachtend. „Du bist wohl eifersüchtig?“

Sie stand dicht neben Schrill, der den Brief nicht losgelassen hatte, ihre weißen, schlanken Finger berührten fast seine ungepflegte Hand.

„'s muß hübsch sein, so ein Talent zu besitzen. Man kann doch vielen Leuten damit Freude machen.“

„Das stimmt, Frau Pfarrer. Aber mit diesem Reimschmieden habe ich auch manche liebe Stunde verbummelt. Sonst säße ich vielleicht schon im Amt —“

„Ach, was schad't das! Die Leute, die so früh zu was kommen, bleiben auch meistens da stehn.“

Um Gottes willen, was ist ihr? dachte Daniel, der seine Frau noch nie so gesehen hatte.

Das Mädchen kam herein und bat, zu Tisch zu kommen.

Daniel war ziemlich schweigsam, um so heiterer und liebenswürdiger gab sich Marianne.

Und nachdem Schrill den ersten Heißhunger gestillt hatte, kam auch er ganz gemütlich ins Plaudern. Er erzählte aus seiner Studentenzeit. In Marburg hatte er nur zwei Semester ausgehalten, desto länger aber in Erlangen, getreu dem Bibelwort: Suche das Heil zu erlangen!

Über den alten Witz brach er in ein so heitres Lachen aus, daß er sich beinahe an einem Stück Aal verschluckt hätte.

„Na, aber Ihr Heil bestand nicht bloß im Studieren!“ meinte Marianne lustig.

„Gott sei Dank — ich wollte sagen: leider Gottes nicht!“

„Sagen Sie nur ruhig: Gott sei Dank! Der Metro hört's ja nicht.“

„Ach, Frau Pfarrer, mit Ihnen kann man doch wenigstens ein menschliches Wort sprechen. Ich gestatte mir.“

„Prost!“ sagte sie, mit ihm anstoßend.

Nach dem Essen gingen sie wieder ins Wohnzimmer. Und hier wurde Schrill noch aufgeräumter. Unter der neuen geistlichen Würde trat der fidele Bruder Studio immer mehr hervor. Mit rauher Baßstimme deklamierte er seine Gedichte, trank unmenschlich viel Bier, erzählte von ulkigen Studentenstreichen, von Kommersen und Mensuren.

Marianne hing an seinen kugelrunden Augen, an seinem Mund, in dessen struppigem Schnurrbart die Biertropfen zitterten, als wenn sie das schönste Gemälde betrachtete. Für Daniel hatte sie keinen Blick übrig. Nur als die Rede auf Mensuren kam, fragte sie: „Hast du mal eine gesehen?“

„Nein, nie.“

„'s ist ja auch wahr, du kannst kein Blut sehen,“ meinte sie spöttisch.

Es war schon elf, als der Gast sich verabschiedete. Marianne lud ihn zum baldigen Wiederkommen ein, und er verließ das Haus in gehobenster Stimmung mit der Überzeugung, daß es keine reizendere Pfarrersfrau gäbe als Frau Klinghammer, und daß er selbst einen ganz phänomenalen Eindruck auf sie gemacht habe.

Nachdem sie dem Gast hinausgeleuchtet hatten, sagte Daniel, die Hand seiner Frau ergreifend: „Ist dir's recht, wenn wir noch einen Augenblick aufbleiben?“

„Schön! Bleib du auf, ich bin todmüde. Gute Nacht.“

Und ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, verließ sie das Zimmer.

Daniel blieb am offenen Fenster stehn. Auf der Dorfstraße ging der Hilfspfarrer, ein schwarzer Schatten im bläulichen Mondlicht. Mit dem Spazierstock schlug er mächtige Quinten und Terzen in der Luft, und sein lustiges Pfeifen schrillte gegen die schlummerden Häuser.

Den ganzen Abend über war Daniel an innerer Angst beinahe erstickt.

Jetzt aber, wo er allein war, ergriff ihn wahres Entsetzen. Seine Frau, die wie ein Teil seines Selbst gewesen, war ihm heute abend wie eine Fremde erschienen, schlimmer — wie eine Feindin! Jedes ihrer Worte war ein Stachel gegen ihn gewesen. Und wie hatte sie dagegen den Gast behandelt? Warum das alles?

Aber er wußte ja den Grund. Während heiße Scham ihn befiel, machte er eilige Schritte. Er wollte sie wecken, sein Unrecht eingestehn. Aber die Klinke schon in der Hand haltend, blieb er stehn. Der Gedanke an ihr schroffes Weggehn hielt ihn zurück.

Er warf sich aufs Sofa und dachte nach. Und je länger er grübelte, desto mehr wurde sein ursprüngliches Gefühl von komplizierten Erwägungen überwuchert.

Wenn er zugab, daß er gelogen hatte, mußte er dann nicht auch sagen, warum er es getan? Mußte er nicht den Streit mit seinem Bruder erzählen? Und jetzt sollte er das tun, nachdem er so lange geschwiegen? Ihm fiel ein, wie höhnisch sie gesagt hatte: „Du kannst ja kein Blut sehen.“ Damit hatte sie ihn an der wundesten Stelle getroffen. Nun sollte er sich selbst gewissermaßen der Feigheit bezichtigen und sich in ihren Augen erniedrigen. Es war nicht Eitelkeit allein, die ihm dies unerträglich machte, vielmehr die Furcht, dadurch sein Glück zu zerstören. Dies Bestreben menschlicher Schwäche, ein vorhandenes Geschwür lieber immer wieder zu verkleben, statt es gründlich auszuschneiden. Er beschloß, sich gegen Marianne keine Verstimmung merken zu lassen, sondern heiter und harmlos zu sein, als wäre nichts geschehen. Dann würde auch sie das Geschehene am ersten vergessen.

Aber wie, dachte er plötzlich, wenn Fritz wirklich auftaucht? Wir können ihn bei Bekannten treffen, oder er selbst besucht uns. Was dann? Von jäher Angst ergriffen, sprang er auf. Jetzt sagte er sich, daß er sich unbedingt mit Marianne aussprechen müsse, jetzt fühlte er, daß das unmöglich war. Ruhelos schritt er auf und ab, immer mehr in grübelnde Gedanken versinkend, wie jemand, der in einen Sumpf geraten ist, nur desto tiefer darin untergeht.

In tiefster Seele mit sich unzufrieden, verließ er endlich das Zimmer.

Lange Zeit hatte Marianne auf dem Bettrand gesessen und das Kerzenlicht angestarrt; die falsche Lustigkeit, die sie den Abend zur Schau getragen, hatte sie noch schneller als ihre Kleider abgelegt. Nun horchte sie nach der Tür hin, sehnsüchtig, ob er nicht käme. Es raschelte unterm Bett, sie begann sich zu fürchten. Am liebsten wäre sie jetzt zu ihm ins Zimmer gelaufen. Aber der Gedanke, daß er durch seine Lüge dies alles heraufbeschworen hatte, hielt sie zurück. Frierend legte sie sich endlich ins Bett, während sich neuer Groll in ihre Sehnsucht mischte. Als sie nach langer Zeit seinen Schritt hörte, löschte sie schnell das Licht und schloß die Augen. Doch trotz ihres Zorns wartete sie gespannt auf den Augenblick, wo Daniel, wie jeden Abend sonst, ihr noch einmal die Hand geben würde. Aber er entkleidete sich und warf sich seufzend ins Bett, ohne sich nach ihr umzuwenden. —

Am nächsten Morgen beim Anziehen fragte Marianne ihren Mann: „Nun, wie ist dir der Abend bekommen?“

„Ausgezeichnet. Es war aber auch wirklich famos.“

Sie sah ihn mit großen Augen an und fragte nicht weiter.

* * *

Wenige Tage später erfuhr Marianne durch einen Zufall von ihrem Vater, wo Fritz sei. Es ginge ihm sehr gut, erzählte der Apotheker, zu dem ziemlich unselbständigen Baron stünde er mehr im Verhältnis eines Freunds als eines Untergebenen.

Marianne wurde ganz blaß, so regte diese Mitteilung sie auf.

Als sie später mit ihrem Manne allein war, fragte sie ihn: „Warum hast du mir nicht gesagt, daß dein Bruder auf Schwarzhasel ist?“

„Woher weißt du das?“ fragte er erschrocken.

„Von Papa. Aber warum hast du's mir damals nicht gesagt?“

„Ich hatte keine Lust, von Fritz zu sprechen.“

„Deshalb brauchtest du mir doch nichts vorzulügen.“

„Wie?!“

„Jawohl! Ich fragte dich, suchst du Schwarzhasel? Da sagtest du nein — Schwarzburg —, daß du mich für so dumm hältst!“

Er verteidigte sich nicht, aus Schuldgefühl und um keinen Zank heraufzubeschwören. Sie starrte vor sich hin, maß ihn nur manchmal mit einem finstern Blick. Dieser stumme Groll war schlimmer als der heftigste Streit. Wie zwei Mahlsteine arbeiteten ihre Gedanken, die langsam eine Illusion nach der andern zerrieben. Sie ahnte den Grund seiner Lüge. Er war eifersüchtig auf Fritz. Das empörte sie noch mehr als seine Lüge selbst. Sie fühlte sich beleidigt und erniedrigt in ihrer Liebe zu ihm. Und er selbst war von seiner Höhe gestürzt. Sie hatte oft unter seinem Wesen gelitten, sich bedrückt und unfrei gefühlt. Aber immer hatte sie dabei zu ihm aufgeschaut, er war für sie die Richtschnur ihres Lebens gewesen. Sie hatte ihre Wünsche bezwungen und an sich gearbeitet, um sich ihm ganz anzupassen. Und nun entdeckte sie plötzlich diese Unlauterkeit, diese Niedrigkeit seines Empfindens. Und der eine Fleck trübte jetzt ihre ganze Vorstellung, die eine Lüge ließ sie an allem zweifeln. In ihre Enttäuschung und ihren Schmerz mischte sich der Hader ihrer zurückgedrängten Natur. Wenn er nicht besser als sie war, was sollte sie sich dann nach ihm richten? Das sagte sie sich nicht klar, aber sie fühlte doch, daß etwas Unreines und Häßliches in ihr erwacht war.

Sie versöhnten sich bald wieder. Das heißt, sie begruben ihren Groll unter Küssen. Aber weil Daniel ihr nicht die ganze Wahrheit sagte, sondern, wie stets, bei halben Andeutungen blieb, war auch sie nicht befriedigt. Immer wieder, bei jedem noch so geringen Streit, brach die Erinnerung an diesen Vorfall wieder auf und verunglimpfte sein Bild in ihrer Seele.

Kurze Zeit darauf erlitt Marianne einen Unfall, der ihr beinahe das Leben gekostet hätte. Sie glitt auf der Treppe aus und fiel in eine schwere Ohnmacht. Als in der Nacht sich Blutungen und heftige Schmerzen einstellten, wurde der Arzt geholt. Dieser

stellte fest, daß sie seit drei Monaten, ohne es zu wissen, guter Hoffnung war. Im Laufe des Tags stieg ihr Fieber zu einer gefährlichen Höhe. Aus Marburg wurde telegraphisch ein Spezialist herbeigerufen, der eine schwere Operation an ihr vollzog. Da sie nicht chloroformiert wurde, litt sie entsetzlich. Ihr Leben wurde noch im letzten Augenblick erhalten, aber seine Hoffnung auf ein Kind mußte Daniel auf lange Zeit hinaus begraben. Ein wahres Todesgrauen vor der Mutterschaft war in Marianne nach diesem Unfall zurückgeblieben. Nachdem sie sich zuerst ziemlich schnell erholt hatte, blieb sie dann wochenlang noch sehr geschwächt. Im Winter brachte Daniel sie nach dem Süden. Frisch und gesund kehrte sie von dort zurück, schöner als früher und von neuer Sehnsucht zu ihrem Mann erfüllt. Der blaue Himmel ihres ersten Ehefrühlings schien ihnen wieder zu lachen, und alle Wolken schienen zerstreut.

Und doch war es nicht mehr so wie früher. Unmerklich war sie für ihren Mann eine andre Frau geworden, nicht insofern sie ihn nicht mehr liebte, sondern als er für sie nicht mehr das Wesen war, aus dem ihr Wesen seine ganze Nahrung sog, und in das es schrankenlos hinüberfloß.

Sie hatte seine Schwächen erkannt und sah in ihm nicht mehr ihr Vorbild. Dazu war sie unter dem Einfluß seiner Verschlossenheit selbst verschlossen und einsam geworden. Einsam, wie sie als junges Mädchen gewesen; das leidenschaftliche Verlangen nach einer starken Hand, die sie führte und hielt, war nicht in Erfüllung gegangen. Notgedrungen mußte sie ihren eignen Weg gehn, der sie immer weiter von ihrem Mann abführte.

Während ihrer Abwesenheit hatte die alte Frau Klinghammer ihrem Sohn den Haushalt geführt. Sie blieb auch nach der Rückkehr, indem sie sich in einigen Zimmern ihre eigne Wohnung einrichtete.

Da in Marianne das Bedürfnis nach Geselligkeit erwacht war, hatte das Ehepaar im Sommer ziemlich viel Verkehr. Nicht nur mit den Geistlichen der Umgegend, sondern auch mit den Beamtenfamilien aus der nahen Stadt.

Eines Tags bekamen sie eine Dinereinladung von ihrem Patron, dem Herrn von Bodenhausen, der für kurze Zeit auf sein Gut zur Sommerfrische eingezogen war.

Freudestrahlend kam Marianne damit zu ihrem Mann.

„Ich möchte lieber, daß wir nicht annähmen," sagte dieser nach kurzem Nachdenken.

„Warum denn nicht?"

„Es kann sein, daß wir Fritz dort treffen."

„Aber was schadet das? Treffen müssen wir ihn doch mal, da oder dort. Und wenn das auf einer größeren Gesellschaft geschieht, ist es noch das Beste. Ihr sagt euch höflich guten Tag und macht, daß ihr auseinander kommt." Sie sah ihn erwartungsvoll an. Als er immer noch schwieg, fuhr sie resigniert fort: „Natürlich, wenn's dir peinlich ist, gehn wir nicht. Aber, offen gestanden, finde ich deine Eifersucht auf Fritz etwas kindisch."

„Nein, wir wollen gehn," sagte er schnell. „Im Grunde hast du ganz recht. Da wir ihm auf die Dauer doch nicht entgehn, ist es besser, wir treffen ihn dort als wo anders. Aber wie kannst du mir nur so was Lächerliches wie Eifersucht zutrauen?!"

„Was ist denn der Grund?"

„Ach, du weißt, Fritz ist mir einfach fatal. Ein Mensch, den ich nicht ausstehn kann. Außerdem gab's doch den Streit zwischen uns."

„Aber das sind doch mehr als zwei Jahre her."

„Na ja. Also sprechen wir nicht mehr davon. Im Grunde ist es mir ganz gleichgültig, ob wir ihn treffen oder nicht."

Aber je näher der Tag kam, desto unerträglicher wurde ihm der Gedanke an dies Wiedersehen, desto mehr drängte sich ihm das Gefühl auf, daß damit neues Unheil begönne. Mit offenen Augen lief er ins Unglück. —

In mäßigem Tempo rollte ihr noch neuer, gut gefederter Wagen über die glatte Chaussee, der Schwälmer Bursch auf dem Bock machte keine üble Figur, und sie brauchten sich nicht zu schämen, als sie auf der Freitreppe des Schlosses von einem galonierten Diener in Empfang genommen wurden.

Während Marianne in irgend einem Zimmer verschwand, blieb Daniel vor dem gro-

ßen Spiegel stehn und suchte sich die Karte mit dem Namen seiner Tischdame. Ein angenehmer, leicht moderiger Geruch, wie er alten Landhäusern eigentümlich ist, herrschte auf dem hohen, weißgekalkten Flur.

Nach einigen Augenblicken kam Marianne mit heiterm Lächeln zurück. Dann trat sie mit neugierig unbefangener Miene, wie man etwa den Saal einer Bildergalerie betritt, in das vom Diener geöffnete Zimmer und dirigierte geschickt ihren Mann durch die schon ziemlich sich drängenden Gäste zur Frau des Hauses hin, einer unermüdlich lächelnden, weißlockigen Dame mit gepudertem Gesicht. Während Daniel von Herrn von Bodenhausen in ein Gespräch verwickelt wurde, unterhielt Marianne sich mit ihr. Dabei ließ sie zugleich die Blicke umherschweifen.

Es war eine buntgemischte, teils elegante, teils spießbürgerliche Gesellschaft. Viele Damen in ausgeschnittener Toilette und Herren in Uniform oder Frack. Doch inmitten der Farbigkeit fiel ihr Frau Superintendent Trautwetter in der Staatstoilette von schwarzer Seide auf. Nahe dabei standen ihre beiden Töchter, ganz in weißem Tüll, mit Korallenketten um den Hals und Margeriten im Haar. Hilfspfarrer Schrill versuchte ihnen offenbar den Hof zu machen. Von Zeit zu Zeit fuhr er durch sein geöltes Haar und vergrub dann seine Hand in dem Westenausschnitt. Marianne dachte, daß das für sein Vorhemd unmöglich gut sein könne. Noch andre Bekannte entdeckte sie überall da, wo sie ein grelles Kleid oder einen schlecht sitzenden Rock sah.

Plötzlich fühlte sie sich von einer andern Frau beobachtet, einer auffallend hübschen Brünette, etwas größer als sie, etwas älter, mit weichen Zügen, die eben noch gedämpft, jetzt erstaunt zu ihr herüberlachte. Dieser fröhliche Blick rief im Nu die Erinnerung an einen Sommer in St. Moritz in ihr wach.

„Verzeihung, gnädige Frau, wer ist die Dame?“

„Meine Nichte, Julie von Bouhaben.“

„Julie — ja, dann kenn' ich sie wirklich.“ Eilig ging sie auf ihre Freundin zu, die ihr strahlend entgegenkam.

„Marianne!“

„Julchen!“

„Wie kommst du hierher?“

„Ja, wie kommst du hierher?“

„Mit meinem Mann.“

„Ich auch. Ich bin bei meinem Onkel zu Besuch. — Nein, daß wir uns hier wiedertreffen! — Erzähl doch, wie geht's dir denn? Du hast dich gar nicht verändert. Bist noch ebenso schlank wie früher. — Aber setz dich. Wie geht's dir denn?“

Sie selbst, die überschlanke Julie von damals, die so flink beim Tennis den Bällen nachlaufen konnte, war ein wenig voller geworden. In ihren Bewegungen lag jetzt ein ausgesprochen weiblicher Charme und dämpfte ihre ehemals so kecke Munterkeit, die beim Erzählen freilich gleich wieder durchbrach.

Über vier Jahre hatten die beiden sich nicht gesehen, und so viel war in dieser Zeit passiert, daß sich gar nicht so schnell alles erzählen ließ.

„Ist dein Mann auch hier?“ fragte Marianne.

Frau von Bouhaben zeigte auf einen Herrn in einem niedrigen Lehnstuhl, der die Beine übergeschlagen hatte, so daß man seine schwarzen, rotgetüpfelten Strümpfe sehen konnte. Er schien das große Wort zu führen und bewegte eifrig seine blaßgelben, mit dicken Siegelringen geschmückten Hände. Marianne war enttäuscht, sein Gesicht mit der kahlen Stirn und den bis auf den Rockkragen fallenden blonden Haaren glich dem eines unreifen Jungen.

„Er ist Maler, nicht wahr?“

„Das sieht man ihm wohl an?“

„Nein, aber du hast mir's gesagt.“

„Als wir uns verlobten, war er noch ein harmloser Leutnant. Erst später ist er umgesattelt.“

Julie hatte ihren Mann in Berlin kennen gelernt, war aber bald nach ihrer Heirat mit ihm nach München übergesiedelt, wo ihr ständiger Wohnsitz war. Den Sommer verbrachten sie zum erstenmal hier auf dem Gut ihres Onkels.

Die beiden waren mitten im besten Schwatzen begriffen, als sie durch einige eben eintretende Gäste getrennt wurden, die Frau von Bouhaben mit Beschlag belegten.

Daniel hatte indessen den Superintendenten und den Metropolitan begrüßt.

„Ist Ihre liebe Frau nicht mitgekommen?" fragte Frau Trautwetter ihn.

„Da steht sie ja."

„Wo denn?" Frau Superintendent setzte das Pincenez auf. „Ich kann sie wirklich nicht sehen."

In diesem Augenblick kam Marianne und sagte Trautwetters und dem Metropolitan guten Tag.

„In Ihrem ausgeschnittenen Kleid habe ich Sie gar nicht erkannt, liebe Frau Klinghammer."

„Hat's mich so verändert?"

„Das nicht. Aber — es ist so ungewöhnlich bei uns, wenn eine Pfarrersfrau ausgeschnitten geht."

„Ich wollte hier nicht auffallen."

„Ihr Mann und Sie reißen uns homines rustici heraus," meinte der Superintendent gutmütig. „Aber vom Amtsbruder Schrill hätte ich doch auch erwartet, daß er im Frack käme."

„Um Himmels willen! Gleich nach dem Examen habe ich meinen Frack" — er wollte schon sagen „versetzt", verbesserte sich aber noch: „verschenkt."

„Da ist Fritz," wandte sich Daniel leise an seine Frau.

Der Leutnant stand gerade im Rahmen der Türöffnung auf der Terrasse und sprach mit einem kahlköpfigen, rotwangigen Herrn von etwas gebückter Haltung, der einen Krimstecher in der Hand hielt.

In diesem Augenblick bat der Hausherr zu Tisch. Während Marianne Julie zunickte, die von ihrem Onkel geführt wurde, sah sie, daß ihr Schwager Daniel anhielt und ihm mit steif gekrümmten Ellbogen die Hand hinstreckte. Gleich darauf kam Fritz auf sie selbst zu, machte eine kurze Verbeugung und sagte im Ton knappster Höflichkeit: „Darf ich gnädige Frau bitten, zu Tisch?"

Sie verbarg ihren Schreck und schob kurz entschlossen ihre Fingerspitzen unter seinen Arm. An der Tafel war ihr Nachbar zur Rechten ein Artilleriehauptmann, mit dem sie bald ins Gespräch kam, da Fritz sich offenbar nicht um sie kümmern wollte.

Nach der Suppe brachte der Hausherr einen kurzen Toast aus, worin er den Offizieren, den Civilisten, den Weltkindern und den Kindern Gottes einige Süßigkeiten sagte. Nachdem man angestoßen, meinte Mariannes Nachbar: „Ich bin gespannt, wieviel Toaste noch folgen."

„Warum? Haben Sie Angst?"

„Na, bei all der Geistlichkeit —"

„Soviel ich weiß, sind gar keine Tischredner drunter. Mein Mann zum Beispiel würde in große Verlegenheit kommen, wenn —"

„Ist Ihr Herr Gemahl denn —?"

„Mein Mann ist Pfarrer."

„Ja, ich bitte wirklich auf den Knien um Verzeihung!"

„Aber warum?" erwiderte sie, über die ehrliche Bestürzung herzlich lachend.

„Etwas sind gnädige Frau aber auch selbst schuld. Es ist so gar nichts — so — Gnädige Frau haben so was Charmantes —"

„Ja, soll ich denn wie 'n Sauertopf aussehen?"

„Gott bewahre, nein! — Also Sie sind wirklich nicht böse, meine gnädigste Frau?"

„Keine Idee!"

Nachdem der Hauptmann noch versichert hatte, daß er im Grund auch ein tief religiöses Gemüt sei und nichts lieber höre als eine gute Predigt, ging die Unterhaltung bald wieder ihren flotten Gang.

Ein leichter Luftstrom, der vom Park durch das lockere Gewebe der Vorhänge drang, liebkoste Mariannes Wangen, ihre nackten Schultern. Die bräunlichen Kerzenflammen des Lüsterweibchens, der hohen, vielarmigen Leuchter schaukelten sich, warfen zuckende Lichter auf die silbernen Tafelaufsätze, ließen die hellen und dunklen Blüten der leichten Rosenguirlanden, die von der Decke bis zu den Enden der Tafel gewunden waren, durchsichtig erglühen. Und gegen diesen silbernen, purpurnen, goldenen Glanz hob sich wunderbar das dunkle Grün der mächtigen Baumgruppen und der lapislazuliblaue, schon dunkelnde Abendhimmel ab.

Der heitere Glanz, der Anblick der eleganten Menschen, das Bewußtsein der eignen Eleganz, das alles versetzte Marianne in die glücklichste Stimmung. Ihr in der Einförmigkeit des Dorflebens verschlafenes Blut rollte leichter und freudiger. Von Zeit zu Zeit nickte sie ihrem Mann zu, der sich mit seiner Dame offenbar ganz gut unter-

hielt, und in ihrem strahlenden Lächeln schien die Frage zu liegen: Ist es nicht reizend hier? Hatte ich nicht recht, daß wir uns glänzend amüsieren werden?

Der Hausherr, der ihr schräg gegenüber neben Julie saß, scherzte über ihre Freundschaft mit seiner Nichte. Er drohte, eifersüchtig zu werden, denn die kurze Zeit, die Julie hier sei, habe er ein besonderes Anrecht auf sie. Aber Frau von Bouhaben erklärte, ihre Freundschaft mit Marianne sei noch viel älteren Datums, allerbesten Falls, wenn ihr Onkel sich danach benähme, könne er mit in den Bund aufgenommen werden. Gleich für die nächste Zeit verabredeten die Frauen ein Wiedersehen, Landpartien sollten arrangiert werden, man wollte Tennis spielen und Boot fahren — glückliche Aussichten auf einen heitren, schönen Verkehr, wie sie sich ihn immer gewünscht, eröffneten sich für Marianne.

Als der Sekt kam, wandte sie sich in einem plötzlichen Entschluß an ihren Schwager. Es schien ihr dumm, unliebenswürdig, einfach taktlos, daß sie da nebeneinander saßen und sich nicht ansahen. Während leichte Befangenheit ihrer Stimme einen gedämpften Klang gab, sagte sie: „Ich habe selten einen so schönen Saal gesehen. In der ganzen Umgegend gibt's, glaub' ich, kaum einen ähnlichen."

Eine Sekunde lang sah Fritz sie finster an. Dann erwiderte er ruhig: „Der Herrensaal auf Schwarzhasel ist in seiner Art schöner. Da ist alles wirklich alt. Ich meine, an Ort und Stelle gealtert. Diese ganze Einrichtung stammt ja von gestern."

„Sie ist doch unmöglich neu?"

„Aber in neuster Zeit hierher gebracht. Vor 'nem Jahr war ich mal hier, da lag das ganze Nest wie 'ne leere Scheuer. Da in der Ecke verwahrte der Forstmeister das Wildbret, weil's so hübsch kühl war."

„Wie sind Sie eigentlich nach Schwarzhasel gekommen?"

„Wie ich dahin gekommen bin?"

„Ja, ich wußte gar nicht, daß Sie auch Landwirt seien."

„Das ist doch die Sache des Barons. — Der hat mich gebeten, die Administration seines Guts zu übernehmen."

„Sie stehn sehr gut mit dem Baron?"

„Hervorragend! Wie mit 'nem Freund."

„Das ist doch außerordentlich angenehm."

„Gewiß. — Ja, Glück muß der Mensch haben. — Ich hab' ja auch Pech genug gehabt — nicht wahr, gnädige Frau?"

Dies eine Wort und sein aufflammender Blick fielen wie Feuerfunken in Mariannes Seele. Sie zuckte zusammen, düstere Gluten stiegen in ihrem Innern empor.

Während sie lächelte und sich zu sammeln suchte, durchschoß sie der Gedanke: Ist es möglich, daß er mich noch liebt? und neue Glut färbte ihr Gesicht.

Nach kurzem Schweigen setzte Fritz die Unterhaltung in gleichgültigem Tone fort. Marianne antwortete kurz, mit gesenktem Blick, ohne zu wagen, diese ihr so wohlbekannten und sie immer wieder erschreckenden Augen anzusehen.

Man stand bald auf. Ein Teil der Gesellschaft begab sich auf die Terrasse, andre zerstreuten sich in die Nebenzimmer. Fritz geleitete Marianne zu ihrem Mann. Da aber sehr bald Frau von Bouhaben sie fortholte, blieben die Brüder allein.

Der Park war durch Lampions und Pechflammen erleuchtet. Bunte Lüster umrahmten die Ufer des Teichs, auf dem, geängstigt durch den Feuerschein, Schwäne mit gebauschten Flügeln ruderten. Die milde Sommerabendluft trug Reseden- und Heliotropduft von den nahen Beeten auf die Terrasse. Dort hatten in bequemen Stühlen aus amerikanischem Rohrgeflecht die beiden Frauen Platz genommen inmitten eines Kreises munterer Menschen. Sie hatten ihre Erlebnisse austauschen wollen, doch war das ganz unmöglich. Der Strudel der allgemeinen Unterhaltung verschlang jedes besondere Gespräch. Man lachte, stritt, witzelte, schwatzte durcheinander von tausend Dingen in oberflächlicher, aber doch charmanter Weise. Es war ein Kreis von überall her. Ein paar Damen von den umliegenden Gütern, einige Offiziere, die vom Frankfurter Rennen gekommen waren, eine junge Bremerin, die in München Malerei trieb und dadurch mit Bouhabens bekannt geworden war, die beiden Fräulein von Lobositz, niedliche Wienerinnen, die bei einem Onkel, einem General, zu Besuch waren und sich da schrecklich langweilten. Heut' abend waren sie lustig und

übermütig wie junge Katzen, erregten durch ihre unglaublichen Behauptungen allgemeine Lustigkeit und chokierten ernsthaft nur Fräulein von Adlersfeld, eine etwas blümerante alte Jungfer.

Marianne und Julie waren die einzigen verheirateten Damen in dem Kreis und bei weitem die hübschesten. Marianne war rassiger, nervöser, mädchenhafter als Frau von Bouhaben. Diese aber in ihrer glanzvollen Toilette von scharlachroter Seide mit einem schweren Diamantkollier um den weißen, vollen Hals besaß den ganzen Reiz des reich erblühten Weibs. Ihr huldigten alle, vom alten Herrn von Bodenhausen bis zu der kleinen Hermance von Lobositz. Sie war lieb zu allen, nachsichtig selbst gegen die Kecken, streng zu keinem und wußte doch durch ein leichtes Zusammenschrecken ihrer langbewimperten braunen Augen jeden allzu gewagten Ton der Unterhaltung zu dämpfen.

Das junge Volk hatte den Hausherrn so lange gequält, bis er zum Tanz aufspielen ließ, und als nun die ersten Klavierklänge ertönten, flog alles nach dem Saal hin.

Marianne fand ihren Mann in dem neben dem Saal liegenden Zimmer, wo sich der ernsthaftere Teil der Gesellschaft zusammengefunden hatte. Die Frau des Hauses, die mehrere Seelen in ihrer Brust vereinigte und bald hier, bald dort, am liebsten aber doch bei den Geistlichen war, der Superintendent mit seiner Familie, der Metropolitan, Hilfspfarrer Schrill, der sich Kompottsauce über sein Vorhemd gegossen hatte und nun die Hand gar nicht mehr aus dem Westenausschnitt heraus bewegte, sie alle saßen da um einen großen runden Tisch mit so wichtigen Mienen, als wären sie nicht zu einer fröhlichen Gesellschaft, sondern zu einer schweren Beratung geladen.

Ehe Marianne Platz nahm, sagte ihr Mann zu ihr: „Übrigens sprach ich mit Fritz."

„Etwas Besonderes?"

„Wie man's nimmt. Er erkundigte sich nach Mutter, sprach davon, daß er sie doch mal aufsuchen müsse —"

„Und du hast ihn darauf eingeladen?"

„Es ließ sich nicht umgehn. Was meinst du dazu?"

Sie blickte nachdenklich in den Saal hinüber, wo die tanzenden Paare sich drehten. „Ich meine auch, auf die Dauer hätt's sich nicht umgehn lassen."

„Aber ob dieser Verkehr nicht wieder zu Unannehmlichkeiten führt?"

„Wieso?" fragte sie, plötzlich den Kopf erhebend. „Es liegt ja an uns, daß wir ihn so gestalten, wie es uns paßt."

Als sie sich setzte, rückte der Metropolitan kaum zur Seite und sprach dann über ihren Kopf weg mit dem Superintendenten. Während Marianne, ohne an der Unterhaltung teilzunehmen, auf die Musik lauschte, kam aus dem Saal ein Leutnant, der vorhin auf der Terrasse neben ihr gesessen hatte.

„Meine gnädigste Frau, darf ich die Ehre haben?"

„Ich möchte lieber nicht tanzen. Seien Sie nicht böse."

„Ich komme als Abgesandter von Frau von Bouhaben. Wir möchten gern ein Carré bilden."

Schon wollte sie sich erheben, als ihr Blick auf die finstere Miene Daniels fiel. „Wirklich, ich — entschuldigen Sie mich, bitte!"

„Merk—würdig!!" brummte der Metropolitan dem im Saal verschwindenden Offizier nach.

„Nicht wahr," sagte die Frau Superintendent lebhaft, „das hätte er sich doch wohl von selbst sagen können, daß eine Pfarrersfrau nicht tanzt."

„Aber, liebes Herz," warf ihr Gatte schüchtern ein, „der Herr ist von außerhalb, vielleicht herrschen da andre Sitten."

„Übrigens ist das Tanzen doch keine Sünde," sagte Marianne kühl. „Selbst nicht für eine Pfarrersfrau."

„Sünde?!" erwiderte Frau Superintendent. „Man versagt sich eben in unserm Stande mancherlei."

Zu dem Klavierspieler im Saal hatte sich jetzt ein Geiger gesellt, und immer neue Weisen ertönten. Hier in dem kleinen Zimmer wurden immer neue wichtige Dinge erörtert.

Marianne langweilte sich. Traurigkeit und Empörung hatten sie ergriffen. Sie ärgerte sich über ihren Mann, der ihr mit keinem Wort zu Hilfe gekommen war. Da ertönte plötzlich eine Melodie, die ihre Nerven aufs höchste erregte. Vor Jahren hatte

sie sie einmal gehört, entstellt, von elenden Dorfdudlern mißtönend gespielt, die ihr aber seitdem noch oft, wachend und im Traum, im Ohr geklungen hatte. Und während die Geige in hellsten Tönen wie eine Frauenstimme girrte und lachte und die dunkleren Tonfluten des Klaviers aufbrausten, stand vor Marianne immer deutlicher die Erinnerung, wie sie sich nach dieser selben Melodie in den Armen ihres Schwagers gedreht hatte, so wild und leidenschaftlich wie nie in ihrem Leben. Mit großen Augen starrte sie auf die vorbeiflutende Menge. Da gewahrte sie ihren Schwager. Er tanzte mit Julie. Kaum erblickt, war er verschwunden. Aber ein unsinniger Schmerz ergriff Marianne. Ein Schmerz wie Eifersucht und Empörung.

Den ganzen Abend wurde sie das Gefühl nicht wieder los.

* *
*

Die alte Frau Klinghammer und Marianne saßen sich am Fenster des Wohnzimmers gegenüber. Frau Klinghammer strickte an einem grauen Strumpf. Von Zeit zu Zeit blickte sie gespannt auf die Dorfstraße, nur einen kurzen Moment, dann richtete sie ihre kummervollen Augen wieder auf den Strumpf und bewegte die klappernden Nadeln.

Sie hatte heute Geburtstag. Fritz hatte gestern abend geschrieben, er würde sie Mittags besuchen. Doch war er ausgeblieben, ohne Nachricht zu schicken.

„Es wird ihm doch nichts passiert sein?"

„Warum denn gleich ans Schlimmste denken?" erwiderte Marianne.

„Ja, was soll's denn sonst sein?"

„Er hat irgend eine Abhaltung bekommen."

„Aber dann hätt' er doch 'n Boten schicken können."

„Vielleicht kommt er auch noch."

Doch Marianne glaubte selbst nicht daran. Die alte Frau tat ihr leid. Und ohne es sich zuzugeben, war sie ebenso gespannt wie diese. Jeder hallende Schritt auf der Hoftreppe ließ sie zusammenfahren.

Nach einer Weile kam Daniel herein und sagte, man könne Fritz wohl kaum noch erwarten. Er habe den Wagen anspannen lassen.

Für seine Mutter bedeutete das Spazierenfahren immer ein an Luxus grenzendes Vergnügen. In der Hoffnung, ihrem Sohn auf der Landstraße zu begegnen, machte sie sich eilig zurecht.

Marianne blieb zu Haus. Sie schob vor, Briefe schreiben zu müssen. Im Grunde war sie nur schlechter Laune und wollte allein bleiben.

Nachdem die beiden fort waren, setzte sie sich an den Schreibtisch. Die Tinte war eingetrocknet. Sie hätte in das Zimmer ihres Manns gehn müssen, um neue zu holen. Energielos blickte sie aus dem geöffneten Fenster. Vor dem Bauernhaus gegenüber hielt ein niedriges Wägelchen, in das quiekende Schweine eingeladen wurden. Derlei Vorgänge waren ihr täglicher Anblick. Sie machte das Fenster zu und setzte sich aufs Sofa.

Über dem Kamin hing ein Spinngewebe. Das ärgerte sie. Alles ärgerte sie heute. Im Spiegel sah sie ihr eignes Bild, die dunkelumränderten Augen, den schmerzlich verzogenen Mund, ihr heliotropfarbiges Kleid. Wie lächerlich, diese elegante Toilette! Zur Geburtstagsfeier hatte sie es angezogen. Für wen? Für ihre Schwiegermutter? Für Daniel, der sie überhaupt nicht angesehen hatte? Und für wen besaß sie all die andern kostbaren Toiletten, die nur zum Ausbürsten aus dem Schrank genommen wurden? Für wen war sie hübsch? Für wen war sie reich? Dies Geld war ja doch nur eine Quelle des Ärgers und der Sorge für ihren Mann, der am liebsten die Zinsen gar nicht angerührt, sondern allein von seinem knappen Gehalt gelebt hätte.

Sie dachte an Daniel. Der ärgerte sie am meisten. Seit Wochen bat sie ihn, Bouhabens einen Besuch zu machen. Immer hatte er Ausflüchte. Überhaupt, so schlecht wie in der letzten Zeit hatte er sie noch nie behandelt. Den ganzen Tag über hockte er bei seinen Büchern. Sobald sie in sein Zimmer kam, machte er ein Gesicht, daß sie beim ersten Wort schon allen Mut verlor. Und als sie sich über die Langeweile beklagt, hatte er erwidert: „Unterhalt dich doch ein bißchen mit Mutter!"

Zornig ging Marianne im Zimmer hin und her. Da hörte sie Hufschlag auf der Straße. Als sie aus dem Fenster sah, gewahrte sie ihren Schwager.

Er lüftete den Hut und fragte nach seiner Mutter.

Auf ihre Einladung, näher zu treten, ritt er nach kurzer Überlegung um das Haus herum.

Marianne sagte dem Mädchen, es solle von neuem Kaffee machen, und öffnete selbst die Hoftür.

Fritz führte den schweißglänzenden Fuchs, der aus dem Maul große Schaumflocken schlenkerte, zum Stall. Er entschuldigte sich wegen seines Zuspätkommens. Im letzten Augenblick waren alle möglichen Hindernisse eingetreten.

Da der einzige Knecht fort war, besorgte er selbst sein Pferd, das mit zornigen Augen in dem fremden Stall stand und das aufgeschüttete Stroh verstreute.

„Nehmen Sie sich in acht," sagte Fritz zu der näher tretenden Marianne. „Er ist momentan aufgeregt."

„Warum denn?"

„Er hat was mit der Peitsche gekriegt."

Als Fritz über einen Feldweg trabte, hatte er auf der Landstraße seinen Bruder und seine Mutter in dem Wagen erkannt. Sein erster Gedanke war, die beiden einzuholen. Aber bei der Vorstellung, Marianne allein zu treffen, verbarg er sich hinter einem Zwetschenbaum und ließ den Wagen vorbeirollen. Seit langem hatte ihn dieser Gedanke verfolgt, Marianne einmal allein vor sich zu haben und zur Rede zu stellen. Dies Gefühl von Rachsucht und Liebe war noch immer in ihm lebendig. Er wollte ihr die Wahrheit sagen, ihr Dinge ins Gesicht schleudern, daß ihr die Lust vergehn sollte, noch einmal mit einem Mann wie mit ihm zu spielen.

Während die Wut seine Adern auf der Stirn anschwellen ließ, stieß er bei jedem bitteren Gedanken seinem Pferd die Sporen in die Weichen. Jetzt im rechten Winkel auffsteigend, jetzt hinten ausfeuernd, hatte das wütende Tier alles versucht, seinen Reiter abzuwerfen, der mit eisernem Schenkeldruck sich im Sattel hielt, in dessen Freude über die Bändigung dieses Tieres sich der Gedanke mischte, ebenso eines Tags die Frau, die ihn verschmäht hatte, zu meistern und sie den Herrn fühlen zu lassen.

Marianne öffnete die Haustür. „Treten Sie ein, aber stoßen Sie sich nicht!"

„Wahrhaftig," sagte er, mit krummem Rücken durch den niedrigen Gang eintretend, „wer hier wohnt, muß sich viel bücken. Es ist ein Haus für demütige Leute."

Ehe er ins Zimmer trat, bat er, sich waschen zu dürfen.

Marianne führte ihn ins Fremdenzimmer. Während sie allein war, fühlte sie wieder die alte Antipathie gegen ihn erwachen. Was für eine dumme Redensart, dachte sie. Kann sein, daß seine Schloßgänge höher sind. Aber wenigstens sind wir hier Herren im Haus und keine Untergebenen.

Als er eintrat, stand sie vor dem Spiegel. Mit einer lebhaften Bewegung drehte sie sich nach ihm um. „Was trinken Sie, Kaffee oder ein Glas Wein?"

„Das ist mir wirklich gleich. Also Kaffee, wenn ich bitten darf. Ich soll Sie übrigens von Frau von Bouhaben grüßen. Sie war vor ein paar Tagen hier, ohne jemand zu treffen. Sie fragt, wie es mit dem Tennisspielen ist?"

„Gern," sagte Marianne erfreut. „Wann hat sie denn am besten Zeit?"

„Eigentlich immer. Die Frau hat alles im Überfluß — auch die Zeit. Wann Sie kommen, sie wird sich immer freuen."

„Sie sehen sie wohl oft?" fragte Marianne mit dem schnellen Augenaufschlag, der bei ihr charakteristisch war.

„Ziemlich oft! Sie ist eine charmante Frau."

Er betrachtete Marianne, und bei ihrem Anblick verschwanden die brutalen Absichten, mit denen er gekommen war. Wie sie da saß mit diesem verschlossenen und doch so graziösem Ausdruck in dem edlen Gesicht, wurden mit einem Male all die guten und demütigen Gefühle, die er eine Zeitlang für sie gehegt hatte, in ihm wach.

„Essen Sie keinen Kuchen?" fragte sie nach kurzem Schweigen. „Von Ihrer Mutter Geburtstagskuchen."

„Ich danke."

„Aber vielleicht ein Butterbrot?"

„Ja, wenn Sie mir das geben wollten."

Während sie hinausging, verfinsterte sich sein Gesicht. Sollte er sich von diesem Madonnenausdruck nasführen lassen? Er hatte schon einen andern Ausdruck auf ihrem Gesicht gesehen. Und der war ebenso echt.

Sie kam zurück, brachte Brot, Butter und Schinken. Während er aß, sprachen sie über gleichgültige Dinge. In seltsamer Befangenheit blickte Marianne auf die Uhr. Sie hoffte, die beiden würden bald zurückkehren, und hoffte auch das Gegenteil.

Mit einem plötzlichen Ruck hatte Fritz den Teller zurückgeschoben und lehnte sich im Sofa zurück.

„Was ist?" fragte sie erstaunt.

Die warmen Strahlen der Nachmittagssonne fielen schräg ins Zimmer, und umzittert von diesem rotglühenden Duft saß Marianne vor ihm, so hinreißend schön, daß ihn ein plötzlicher Schreck ergriff. „Das hätte ich nicht gedacht, daß wir uns so einmal gegenübersitzen würden. Ich hatte mir geschworen, Sie nie wiederzusehen."

Sie schwieg, während ein leises Zittern sie befiel. Nach kurzem Schweigen fragte sie: „Essen Sie nicht noch etwas? Sonst lasse ich abräumen."

„Sie eine Pfarrersfrau! Meines Bruders Frau! Mein Gott, wenn mir das damals einer gesagt hätte — ich hätte ihn ausgelacht."

Marianne stand auf und ging, ihn mit einem vorwurfsvollen Blick streifend, ins Nebenzimmer.

Nach einigen Augenblicken kam sie mit einer Cigarrenkiste wieder. „Ich weiß nicht, wie sie sind —"

Diese Art, ihn zu überhören, reizte ihn. Während das Mädchen kam und abräumte, maß er Marianne mit trotzigen Blicken.

Sie blickte auf die Uhr und fing von seiner Mutter an zu sprechen.

Aber mitten in ihre Worte hinein sagte er: „Ich habe mich noch gar nicht bei Ihnen bedankt. Denn eigentlich sind Sie an meinem Glück schuld. Damals in Urdenbach war ich auf dem besten Wege, zu verkommen. Ich war so herunter, daß ich oft dachte, es sei das Beste, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Aber erst als es mir ganz elend ging, sah ich ein, daß ich doch noch Ansprüche ans Leben stellen konnte. Und da habe ich mich heraufgearbeitet."

„Sehen Sie, so ist noch alles zum guten ausgeschlagen!" sagte sie mit schwachem Lächeln.

„Ja. Sie haben mich ganz heruntergebracht. Und dann habe ich mich heraufgearbeitet — Ihnen zum Trotz. Ich dachte, soll ich einer Frau wegen zu Grunde gehn? Das wäre doch schon —" Er drehte die Cigarre in seinen Fingern, daß das Deckblatt sich knisternd löste.

„Sie haben das Vergangene verwunden, und wir wollen es nicht wieder aufrühren. Nicht wahr?"

„Verwunden? Ich habe nichts verwunden. Ich liebe Sie noch ebenso wahnsinnig und toll wie je."

Marianne war aufgesprungen; blaß aus ihren schwarzgewordenen, tränengefüllten Augen ihn anstarrend, sagte sie bebend: „Das ist niederträchtig, mir das zu sagen. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie allein lasse."

Sie schob zitternd den Stuhl unter den Tisch und schritt, am ganzen Körper bebend, zur Tür.

„Da wir uns wohl nie wiedersehen, beantworten Sie mir eine Frage!"

Das Gesicht der Tür zuwendend, die Klinke schon in der Hand, fragte sie hart: „Was wollen Sie?"

„Warum laufen Sie jetzt feige davon? Sie wissen, daß Sie mir Rechenschaft schuldig sind."

„Ich Ihnen?"

„Ja, und davor haben Sie Angst. Ihre Tugendhaftigkeit ist ja nur Feigheit."

„Ich Angst?!" sagte sie, höhnisch näher kommend und ihn mit zornigen Blicken messend. „Vor ihnen am wenigsten."

„Ja, doch, Sie haben Angst. Sie können mir ja nicht mal ins Auge sehen — solche Angst haben Sie. Sie haben mit mir gespielt — ein Spiel auf Leben und Tod! Wenn ich mir 'ne Kugel durch den Kopf geschossen hätte, kein Mensch hätte schuld gehabt als Sie. Und das wissen Sie. Und wenn Sie einen Funken Gewissen haben, dann stehn Sie mir jetzt Rede."

„Worüber?"

„Warum Sie mit mir gespielt haben!"

„Ich habe nicht mit Ihnen gespielt!“

„Was! Sie haben nie was von meiner Liebe gemerkt? Sie haben sie nie mit Zugeständnissen geschürt?“

„Nie! Nie!“

„Ach!“ schrie er und warf sich in einen Stuhl, daß auf dem Bort über ihm die Nippessachen tanzten. „Ich hätte wenigstens gedacht, daß Sie ehrlich wären.“

„Was Sie auch gedacht haben, alles bestand in Ihrer Einbildung.“

„Alles bestand in meiner Einbildung!“

„So lange ich Sie beide kannte,“ fuhr Marianne fort, „habe ich nur Ihren Bruder geliebt.“

„Dann allerdings! Dann allerdings! Dann wäre ich ja der größte Narr, der je gelebt hat. Dann hätte ich mir aus Einbildungen das Leben ruiniert. Dann sagen Sie mir nur noch eins. Und ich will gehn und Ihnen Abbitte tun und überzeugt sein, daß ich ganz allein an meinem Unglück schuld bin. Aber das eine sagen Sie mir! Ich hatte mein Leben darauf gebaut. Als ich damals krank lag, nach der Affäre — ich lag zwischen Leben und Sterben, und das eine war mir so gleichgültig wie das andre — da sind Sie nicht zu mir hereingekommen — das war nur meine Einbildung, Fieberphantasie — das waren Sie nicht, die hereinkam, meine Hand nahm — das waren Sie nicht —“ Er stand vor ihr, halb gebückt, in gleicher Größe wie sie, und sprach in bebendem Flüstern auf sie ein. „Das waren nicht Sie —?“

Wie ein Ertrinkender nach Luft, rang Marianne nach einer Antwort. Aber so furchtbar heftig und unerwartet war die Gewalt dieses Angriffs, daß sie allen Halt verlor. Sich auf einen Stuhl fallen lassend, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Das war damals der einzige Gedanke, der mich am Leben hielt. Und das ist er auch heute noch. — Ich kann meine Liebe nicht verwinden.“

„Warum sagen Sie das alles?!“ Marianne sprang auf, in sinnloser Angst, mit ihrem tränenüberströmten Gesicht ihn ansehend. Und in neues Schluchzen ausbrechend, lief sie aus dem Zimmer.

Er blieb ruhig sitzen und betrachtete nachdenklich seine Fingernägel. Die hatte ihr Teil bekommen! Wie von einem Axtschlag getroffen, war sie auf den Stuhl gefallen. Was würde sie nun tun, wenn Daniel nach Hause kam? Ihm alles sagen oder nicht? Darauf war er neugierig.

Da er Geräusch auf dem Korridor zu hören glaubte, sah er gespannt nach der Tür. Als aber nach einer längeren Weile niemand erschien, ging er hinaus, sattelte sein Pferd wieder und trabte die Landstraße hinunter. Auf einer Bank unter einer Buche traf er die beiden. Er sagte seinem Bruder, Marianne habe Kopfschmerzen gehabt und sich zu Bett gelegt. Darauf kehrten alle drei sofort nach Hause zurück.

Während Fritz mit seiner Mutter allein blieb, ging Daniel zu Marianne ins Schlafzimmer.

„Du hast Kopfschmerzen, mein armes Herz?“

Er setzte sich zu ihr ans Bett. Marianne schob das Tuch, das sie auf ihre Augen gelegt hatte, zurück und drückte leidenschaftlich seine Hand. Er küßte sanft ihre Stirn.

„Du liebe Frau!“

„Ist dein Bruder noch da?“

„Ja. Er will noch mit zu Abend essen. — Aber bleib du ruhig liegen. Willst du dich nicht ausziehen?“

„Nachher! — Leg deine Hand hierhin!“

Sie preßte sie fest an ihr Herz. Und während sie ihm ins Auge sah, ganz Zärtlichkeit, dachte sie mit flehentlicher Bitte: Ich will mich an ihn klammern. Kein Mensch soll mich von ihm losreißen.

Als Daniel nach einer Weile ins Zimmer zurückkehrte, erzählte Fritz der Mutter von seinem Leben auf Schwarzhasel. Ein Glanz von Glück lag auf Daniels Gesicht, der sich still dazu setzte und an Marianne dachte. Er fühlte in seiner Hand noch ihren heißen Herzschlag, er sah in ihren Augen noch dies sehnsüchtige Verlangen nach seiner Nähe. Sie war so weich gewesen, so hilfsbedürftig! Er hatte seine Versäumnis eingesehen und versprochen, sich mehr um sie zu kümmern. Nun fühlte er sich gehoben und frei wie seit Wochen nicht.

Die Brüder hatten einander nicht viel zu sagen. Da Frau Klinghammer früh zu Bett ging, ritt Fritz bald nach dem Abendessen fort. Die Nacht war dunstig und schwül.

Leise knirschte das Sattelzeug, fast lautlos trabte der Gaul über den weichen Feldweg, nur manchmal stieß sein Huf klappernd an einen Stein. Dann zog Fritz die Zügel straffer an, um aber bald wieder in seine finstere Versonnenheit zu verfallen.

Er war mit Grimm erfüllt über seinen Jähzorn. Nicht bloß taktlos, sondern auch dumm war er gewesen. Marianne wußte jetzt, daß der, den sie verschmäht hatte, sie noch immer liebte. Aber würde das ihr wirklich Gewissensnot bereiten? Vielleicht heute und morgen. Später würde ihre Eitelkeit sich geschmeichelt fühlen. Das Resultat des Ganzen war, daß sie ihm jetzt sorgfältig aus dem Wege ging.

Auf der weiten dämmernden Fläche hoben sich die riesenhaften Strünke einiger Pappeln empor, weithin im Dunkel den Weg anzeigend. Am Horizont blinkte ein trübes Licht mit ungewissem Flimmern. Während Fritz sein Auge darauf richtete, kamen ihm zuversichtlichere Gedanken. Um sie wieder zu sehen, werde ich schon Mittel und Wege finden, sagte er sich. Und wo ich sie sehe, sage ich ihr, daß ich sie liebe. Es muß ihr im Ohr klingen wie dem Müller das Klappern des Mühlrads. Und da sollte sie nicht endlich in die Melodie einstimmen? Sie, die so durch und durch Weib ist! Und was ich heute getan habe, war vielleicht noch nicht das Dümmste! Man öffnet ein Schloß mit der Feile oder mit dem Brecheisen. Ich hab's mit dem Brecheisen versucht — und es hat schon mächtig gekracht.

Mit jäher Ungeduld hieb er dem Pferd die Sporen in die Weichen, daß es in weiten Sprüngen über das gemähte Kleefeld dahinsprengte, mit seinen Hufen die Erdbrocken hoch aufschleudernd.

Nachdem Fritz in Schwarzhasel angekommen war, mußte er sich schleunigst umziehen. Im Rauchzimmer waren schon ein halbes Dutzend Herren versammelt beim Jeu. Fritz verlor diesen Abend eine gehörige Summe. Aber es verdroß ihn nicht. Er sagte sich, das sei vielleicht schon der Anfang seines Liebesglücks.

* * *

Die kurze Woge von Zärtlichkeit war bald wieder zurückgeebbt, und wenige Tage später saß Marianne schon wieder auf dürrem Sand. Da sie fest entschlossen war, jede Begegnung mit ihrem Schwager zu vermeiden, sagte sie auch eine Einladung Julies nach Bodenhausen ab. Einige Zeit darauf aber kehrte Frau von Bouhaben wieder im Pfarrhaus ein und forderte das Ehepaar zu einer Wagenpartie auf. Man wollte Herrn von Bouhaben in Willingshausen, einem kleinen Dorf, wo eine Künstlerkolonie hauste, einen Besuch abstatten. Als Marianne hörte, daß Fritz nicht mitkommen würde, nahm sie an. Es wurde verabredet, daß Klinghammers den andern halbwegs entgegenfahren und noch ein junges Mädchen in ihren Wagen aufnehmen sollten. Aber zwei Tage vor dem Ausflug bekam Daniel eine Abhaltung durch einen Todesfall in seiner Gemeinde. Gleichzeitig traf aus Bodenhausen ein Bote ein, der Baron habe seine Mailcoach hergegeben, man wolle Marianne im Pfarrhaus abholen.

Ein Leichenbegängnis in einem Schwälmer Dorf schafft einem Pfarrer mehr Arbeit als zwei Sonntagspredigten. Daniel hatte drei umfangreiche Ansprachen zu halten, eine im Sterbehaus, eine in der Kirche, und am Grabe mußte er noch möglichst breit und lobend den Lebenslauf der Verstorbenen erzählen. Darauf legen die Bauern besonderen Wert. Der Gedanke an einen schönen Lebenslauf versüßt ihnen das Sterben.

In all seine Arbeit verfolgte Daniel der Gedanke an diesen Ausflug. Es kam ihm vor, als stünde er vor einer großen Trennung, als würden diese fremden Menschen, die nicht zu seiner Sphäre gehörten, Marianne von ihm losreißen. Nur eins beruhigte ihn einigermaßen: daß sein Bruder nicht mitging.

Die Herrschaften wollten Marianne um zehn abholen. Aber es war schon halb elf, und keine Mailcoach ließ sich sehen.

Im schwarzen Talar, das Barett auf dem Kopf, erschien Daniel noch einmal im Zimmer, um seiner unmutig wartenden Frau Adieu zu sagen.

„Ich wette, sie kommen nicht," sagte er, während sein ernstes Gesicht sich unwillkürlich aufhellte.

„Es ist ja gerade, als ob du dich darüber freutest?"

„So halb und halb freut's mich auch. Dieser Gedanke, daß ich dich zwei Tage nicht sehen soll —"

„Gott, was hast du denn, wenn du mich siehst? Du hast mich die ganze Zeit über gesehen und dich nicht um mich gekümmert."

„Aber Marianne, ich saß doch bis über die Ohren in der Arbeit."

„Die letzten Tage vielleicht, aber früher — ach, es ist ja ganz egal."

Sie sprang auf, da sie Pferdegetrappel zu hören glaubte. Aber es war nur ein Knecht, der mit einem leeren Gespann eilig vom Felde kam.

„Du könntest mir dies Vergnügen schon gönnen. Ich denke, es ist hier langweilig genug."

„Amüsiere dich gut," erwiderte er finster. „Adieu."

„Adieu." Einen kurzen Moment hielt sie noch seine Hand und sagte, um nicht im Bösen Abschied zu nehmen, mit leis schmeichelndem Lächeln: „Alter Brummbär!"

Er übersah diese Bewegung und berührte mit seinen Lippen gleichgültig ihre Stirn.

Marianne hatte schon ihren Hut wieder abgesetzt und rechnete gar nicht mehr auf das Kommen, als sie plötzlich donnernden Hufschlag und Peitschenknallen hörte. Vor der Tür hielt der Viererzug. Sie lief hinaus — der erste, den sie erblickte, war auf dem Bock ihr Schwager. Bestürzt wollte sie schon umkehren, aber im Nu hatte sich der Schlag geöffnet, und die beiden von Lobositz, Lolo und Hermance, in ihren knallgelben Mänteln wie zwei Kanarienvögel aussehend, stürzten auf sie zu.

Die beiden Leutnants hinter ihnen drein waren nicht halb so geschwind.

„Liebe gnädige Frau, kommen Sie nur schnell. Denken Sie, auf der Chaussee — ja, stellen Sie sich vor, das Malheur! Wir haben einen Bummler —"

„— schon die Ehre gehabt, der gnädigsten Frau —" schnarrte der eine der Offiziere, mit der Hand an der Mütze dienernd. „Darf ich Ihnen meinen Freund —"

„Grüß Gott, Marianne!" rief Frau von Bonhaven vom Verdeck. „Kinder, wo ist denn das Gepäck? Hol doch einer schnell die Sachen!"

Es war, als wenn diese jagende Fahrt, die vier Füchse, die sich vom Reitknecht kaum halten ließen, allen ein bißchen die Besinnung geraubt hätten.

Marianne kam gar nicht dazu, zum Absteigen einzuladen; in aller Eile ließ sie vom Mädchen ihre Handtasche bringen, kletterte aufs Verdeck, und dann ging's in jagendem Flug davon, während der Reitknecht in das eintönige, traurige Bimmeln der Kirchenglocken seine übermütigen Hifthornklänge schmetterte.

Aber kaum war der Wagen um die Ecke gebogen, auf die untere, zur Chaussee führende Dorfstraße, als Fritz die Pferde zurückriß und die Damen auf dem Verdeck laut aufschrien. Ums Haar wäre der Wagen mitten in den Leichenzug hineingefahren. Ein großer Tumult entstand. Die Schulkinder stoben auseinander. Die Träger setzten vor Schreck den Sarg hin. Erst langsam ordnete sich alles wieder, während der Reitknecht die sich bäumenden Gäule zurückdrängte. In der engen, tiefliegenden Gasse machte der Zug um den Wagen einen kurzen Bogen und ging dann an diesem vorbei, die Schulkinder, die „Jesus, meine Zuversicht" sangen, die vier Träger mit der schwarz verhangenen Bahre, der Witwer, ein noch junger, blondhaariger Bauer in städtischer Tracht mit seinen flachsköpfigen Kindern an der Hand, und dann der Pfarrer, dessen Gesicht so tödliche Blässe verfärbte, als wäre die Leiche die eines seiner Angehörigen, und dahinter eine schier endlose Schar von Leidtragenden, alte, stakelige Bauern in silberknöpfigen Fräcken, Dreimaster auf dem Kopf, junge Burschen in blauen Kitteln und weißen Lederhosen, die Frauen in ihren kniekurzen Röcken, zehn übereinander, das messingbeschlagene Gesangbuch gegen ihre flache Brust drückend. Immer mehr Leute strömten heraus, als wäre das ganze Haus mit Leidtragenden vollgestopft gewesen.

Längst war der Zug vorbei, und mit unwiderstehlicher Gewalt, wie eine Schnellzugslokomotive, brauste der Viererzug über die Chaussee, aber noch immer hatte Marianne zugleich mit dem traurigen Klang der Kirchenglocken den entsetzlich peinlichen Eindruck dieser Begegnung: ihr Mann inmitten der düster-feierlichen Gestalten und sie selbst

bunt aufgeputzt hoch oben auf der glänzenden Postkutsche.

In der sonnigen Luft stiegen tirilierende Lerchen hoch, hin und wieder flog ein rothalsiger Dompfaff aus der Hecke auf. Weite Wiesen und Kornfelder rollten sich ab, dazwischen flammten gelbe Lupinen, deren süßer Duft die Luft sättigte.

Die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck saß jetzt in vergnügtem Gespräch.

Fräulein von Adlersfeld fragte der Reihe nach jeden, ob er nicht Hunger hätte, bis das Knurren ihres eignen leeren Magens sie schließlich verriet.

Der Korb mit dem Mundvorrat wurde hervorgeholt.

Frau von Bouhaben bot die Brötchen aus: „Ein Liebhaber für Braten. Ein Liebhaber für Lachs."

Da Marianne hinter ihrem Schwager saß, mußte sie ihm das Brot und das Glas Portwein reichen.

„Danke sehr, gnädige Frau."

Frau von Bodenhausen lachte. „Herr Klinghammer weiß nicht, daß seine Schwägerin hinter ihm sitzt."

Fritz, der eben dem Reitknecht die Zügel wieder abnehmen wollte, drehte sich um. „Verzeihung, das weiß ich sehr wohl."

„Wir siezen uns noch," sagte Marianne ruhig. „Bis jetzt hat sich noch keine rechte Gelegenheit gefunden, uns das Du anzubieten."

Gegen zwei langte der Wagen in Willingshausen an. In dem Malerzimmer des „Stern" saß, wie es schien, die ganze Kolonie versammelt, ein halbes Dutzend Malerjünglinge, dazwischen einige ältere Mädchen, die unter Aufsicht eines Kasseler Professors und seiner bärbeißig dreinschauenden Gattin ihre Sommerfrische mit Ölmalerei verschönten.

Herr von Bouhaben schien das Haupt der ganzen Gesellschaft. Dieser zappelige Hampelmann mit seinem kahlen Vorderkopf und den bis auf den Rockkragen fallenden blonden Locken hatte etwas hoffnungslos Dummenjungenhaftes an sich. Er wollte sehr witzig sein und verbreitete nur Verlegenheit und Unbehagen.

Die Maler drückten sich bald, die einen zu ihrer Arbeit, die andern, um den Tanzplatz zur venezianischen Nacht herzurichten.

Bevor man speiste, wurde für jeden ein Unterkommen gesucht, was bei dem Raummangel nicht leicht war. Frau von Bouhaben bat Marianne, mit ihr ein Zimmer zu teilen. Ihr Gatte behielt sein eignes.

Übrigens würde er heute nacht überhaupt nicht zu Bett gehn, wie er sagte.

Nach dem Essen wurde ein Rundgang durchs Dorf gemacht, die „Motive" wurden gezeigt. Da gab es Interieurs, die seit dreißig Jahren auf jeder Kunstausstellung paradierten.

Als man dann in dem hinter dem Dorfe sich erstreckenden Park spazieren ging, trat Fritz an Mariannes Seite.

„Es tut mir leid, daß meine Anwesenheit Ihnen die Partie verdirbt."

„Ihre Anwesenheit ist mir völlig gleichgültig."

„Ich hatte nicht die Absicht mitzukommen. Aber weil sonst niemand zu kutschieren versteht, konnte ich nicht gut nein sagen. Übrigens bitte ich Sie noch um Verzeihung. Seien Sie versichert, daß ich auf diese Dinge nie wieder zurückkommen werde."

„Sie hätten lieber nicht davon anfangen sollen."

„Ja, glauben Sie, das hätte ich mir nicht auch vorgenommen? Ich hatte, weiß Gott, nicht die Absicht, mich lächerlich zu machen."

Seine Stimme erbebte wieder in dem gewaltsam zusammengepreßten, dumpfen Klang, den Marianne seit jenem Tage so genau kannte. Immer und immer wieder, bei jeder noch so flüchtigen Erinnerung an ihn, waren seine Worte: „Ich habe nichts verwunden. Ich liebe Sie eben so toll und wahnsinnig wie je!" in ihrem Ohr wieder erklungen mit genau demselben dumpfen, vibrierenden Ton.

„Zwei Jahre habe ich in Ihrer Nachbarschaft gewohnt, ohne Sie zu besuchen — weil ich vor dem Wiedersehen mit Ihnen Angst hatte. Aber dann — als meine Mutter mich bat — es wäre vielleicht ihr letzter Geburtstag — da kam ich. Und da ließ ich mich hinreißen — ich hatte einfach keine Widerstandskraft mehr."

Sie drehte sich hilfesuchend um, hinter ihr gingen fremde Maler mit den jungen Mädchen, die den Weg vollständig versperrten.

„Sagen Sie wenigstens, daß Sie mir verzeihen!"

„Das kann ich ja — wenn Ihnen daran liegt," stieß sie hervor. „Aber dann sprechen Sie auch nicht mehr davon."

Sie gingen schweigend ein Stück.

„Sprechen Sie nicht mehr davon!" murmelte er, als wenn er mit sich allein die Unterhaltung führte. „Sprechen Sie nicht mehr davon! So was Dummes! Woran man ewig denkt, davon muß man auch sprechen."

„Ja, mein Gott, wohin soll denn das führen?"

„Das weiß ich auch nicht."

Er riß die Blätter von einem Zweig und ließ sie fallen. „Weiß Gott, es muß für Sie langweilig und lästig sein, das alles zu hören. Ein Mann, der um Liebe bettelt, der einer Frau nachläuft, die nichts von ihm wissen will. Ich komm' mir ja selbst wie ein erbärmlicher Hund vor. Aber warum waren Sie nicht früher gescheit? Sie hätten mir's gleich sagen sollen, daß ich Ihnen zuwider bin. Aber damals, als ich Ihnen an dem Abend im Schützenhaus sagte — als ich Sie fragte: Sind Sie morgen zu Hause? Da sagten Sie ja. Ich war an dem Tag dreimal bei Ihnen, das Dienstmädchen lachte mich immer unverschämter aus. Was tat mir das? Ich war einfach besessen. Ja — an dem nächsten Tag sagte mir dann mein Bruder, Sie hätten sich mit ihm verlobt —" Er blieb einen Augenblick stehn, den Kopf schüttelnd. „Ich begreife das noch immer nicht. Dies: heute mich und morgen den — wie kann man so mit einem Menschen spielen!"

Marianne blieb stehn. „Hören Sie auf! Ich bitte Sie. Haben Sie Mitleid!"

„Ich will Sie nicht verletzen. Ich liebe Sie ja. Wie sollte ich Ihnen da wehtun wollen? Und sehen Sie, ich bin ganz offen. Zuerst, am Anfang unsrer Bekanntschaft, da beschäftigte mich auch der Gedanke an Ihr Vermögen. Ich hatte damals ja noch die fixe Idee, wieder in mein Regiment einzutreten und Carriere zu machen. Ich stellte mir vor, was für ein wunderschönes Leben wir führen würden. Sie, die so ganz für den Glanz der großen Gesellschaft geschaffen sind. Weiß Gott, ich glaube, wir wären kein schlechtes Paar geworden. Aber all das trat ja bald zurück. Das waren nur so die — die Vorpostengedanken, bis es dann auf einmal mit aller Gewalt über mich kam. Sehen Sie, jetzt weiß ich — ich habe mir das hundertmal klar gemacht —, wenn ich Sie eines Tags arm und nackt fände wie das elendeste Bauernweib, und wenn ich im jämmerlichsten Dorf mit Ihnen leben sollte — ich wäre doch ein glücklicher Mensch."

„Ach, wie rasch hätten Sie mich dann satt!"

„Das sagen Sie!"

„Wollen Sie mir ein Versprechen geben?" fragte sie, nachdem sie ein langes Stück schweigsam gegangen waren.

„Welches?"

„Ja, hören Sie mich, bitte, an!" fuhr sie fort, ihre Gedanken zur Klarheit und die zitternde Stimme zur Festigkeit zwingend. „Alles, was Sie da sagen, das ist doch nur eine Qual für Sie und für mich. Nehmen Sie an, ich habe mich damals nicht richtig benommen. Unaufrichtig wollte ich gewiß nicht sein. Aber ich war selbst nicht über mich Herr. Was geschehen ist, ist geschehen, und es läßt sich doch nicht mehr ändern. Nicht wahr?" Sie sah ihn an.

Er ging weiter, ohne sein starres Gesicht zu bewegen.

„Was nützt das, wenn Sie die Vergangenheit aufwühlen? Wohin hat das alles geführt? Wie stehn wir jetzt miteinander? Mein Mann und Sie sind wie die ärgsten Feinde. Ihre Mutter hat Sie verloren. Sie ist krank vor Sehnsucht nach Ihnen, und sie weiß doch, daß Sie unser Haus so ungern betreten. Muß das alles sein? Warum können wir nicht Freunde sein? Sie sind mir ja nicht zuwider. Das ist ein krasser Irrtum. Ich möchte so gern gut mit Ihnen sein. Aber dann müssen Sie mir auch versprechen, nie, nie wieder das Vergangene zu berühren."

Als er nicht antwortete, streckte sie ihm die Hand hin. „Wollen Sie?"

„Ich wäre nicht ehrlich, wenn ich Ihnen das verspräche."

„Dann — kann ich Sie auch nicht wiedersehen."

„Sie würden mir dann aus dem Wege gehn."

„Ja — für immer!"

Sie waren unwillkürlich schneller gegangen in dem Bestreben, die hinter ihnen nichts von ihrem Gespräch hören zu lassen.

Als er jetzt stehn blieb und sie ansah, war niemand mehr in ihrer Nähe. Nur eine Elster flog kreischend von einer Eiche auf, den Weg kreuzend, zu dem nächsten Baum.

Er streckte Marianne langsam die Hand hin. „Das Versprechen zwingen Sie mir ab."

„Sie werden es trotzdem halten?" Sie drückte seine Hand, und während ihre tränenblitzenden Augen ihn groß ansahen, versuchte sie zu lächeln. „Setzen wir uns auf die Bank da. Ich kann nicht weiter."

Bin ich ihr gleichgültig, oder liebt sie mich, und macht sie sich nur was vor? dachte er, sie anstarrend. Mein Gott, wie kann man nur in ein Wesen so vernarrt sein! Warum gerade die und keine andre?!

Ein breiter Feuerschein flammte über die Eichenkronen, die Galläpfel auf den Blättern funkelten wie blutrote Leuchtkörper, der Sand auf dem Weg bekam einen tiefgoldigen Glanz, und alle Gräser erröteten bis in ihre zartesten Spitzen.

Marianne blickte um sich. Es schien ihr so seltsam, hier sich allein mit diesem Mann zu finden. Wieder empfand sie dunkle Furcht, den Drang, vor ihm zu fliehen. Aber sie konnte sich nicht losreißen von ihrem Sitz. Sie fühlte das raschere Kreisen des Bluts, den erregten Herzschlag, heiß stieg es aus ihrem Innern auf wie ein Meer von Flammen und Glut, das über ihr zusammenschlug.

„Warum sind wir eigentlich allein?" fragte sie plötzlich.

„Die andern sind wohl einen andern Weg gegangen."

„Wir müssen nach Hause. Schnell!"

Auf dem Heimweg sprachen sie nur wenige gleichgültige Worte.

* *
*

Gegen elf zogen sich die beiden Frauen auf ihr Zimmer zurück.

„Der Tag war sehr nett, bis auf den Abend," sagte Julie. „Diese Malerscherze finde ich einfach unausstehlich."

„Sehr amüsant fand ich sie auch nicht. Aber so junge Leute —"

„Mein Mann ist doch nicht mehr so jung!"

„Dein Mann freilich nicht."

Marianne sah ihn noch, wie er mit einem Damenhut auf dem Kopf alberne Couplets vortrug unter dem Beifall seiner Kollegen. Ihr selbst war dies Betragen würdelos vorgekommen, und sie hatte Frau von Bouhaben zugleich bedauert und bewundert, von deren Gesicht ein ruhiges Lächeln nicht wich, während sie versuchte, ihren Gatten auf seinem Platz zurückzuhalten und eine etwas vernünftigere Unterhaltung zu führen.

Julie hatte ihre Taille ausgezogen und blickte durch einen kleinen Ritz der Fensterläden auf den freien Platz unter der Linde, wo noch das Holzkohlenfeuer mit den dampfenden Bratwürsten glühte. Gegen den Baum gelehnt, saßen auf umgestülpten Tonnen die Musikanten, tuteten, fiedelten und tranken Bier. Im Kreis der bunten Lampions bewegte sich die tanzende Menge. Die Schwälmer Burschen und die Schönen mit zierlichen Rotkäppchen auf den straff nach oben gestrählten Haaren. Dazwischen hüpfte eine Malerin, deren gebogene Hahnenfeder auf ihrem weißen Hut dem Tänzer immer auf der Nase wippte. Auch Herr von Bouhaben tauchte auf, schon ziemlich bezecht, mehr kühn als gewandt eine Bauerndirne schwenkend.

„Dein Schwager war heute so merkwürdig still," sagte Julie. „Ihr verkehrt wohl wenig zusammen?"

„Wenig — zwischen ihm und meinem Manne gab's mal Meinungsverschiedenheiten."

„So? Nicht zwischen euch beiden?"

„Zwischen uns? N—nein. Wir sind einander ziemlich fremd."

Marianne hatte ihren Arm unter den ihrer Freundin gelegt. Beide standen zärtlich aneinander geschmiegt, in vage Träumereien verloren, aus denen sich allmählich Worte woben. Schon einmal hatten sie zusammen in einem Zimmer geschlafen, im Berninahospiz, mitten in der Eispracht der Alpen. Und wie sie damals, beide jung und erwartungsvoll, von ihren Hoffnungen geschwatzt hatten, sprachen sie nun von ihren Erinnerungen. Durch die dünnen Schleier ihrer

Worte klang leise Enttäuschung, etwas wie verhohlene Trauer darüber, daß das Leben so anders ist, als ein junges Mädchen sich träumt. Sie ahnten beide, ohne es auszusprechen, daß sie nicht ganz glücklich waren. Und dies gemeinsame Gefühl erhöhte noch ihre Vertraulichkeit.

Um Mitternacht wurde es da unten allmählich leerer. Die Lampions erloschen einer nach dem andern. Ein paar Herren lärmten noch eine Zeitlang weiter, bis auch die sich verzogen. Als es still geworden, stieß Marianne sacht die Läden auf, über ihnen funkelte in nächtlichem Schweigen der Sternhimmel.

„Schade, daß man jetzt schlafen muß," seufzte Julie. „Aber ich glaube, es ist Zeit."

„Ich glaube auch."

Während sie beim Auskleiden saßen, jede auf ihrem harten Stühlchen vor dem enormen Bauernbett, betrachteten sie sich verstohlen und schamhaft, aber zugleich mit zärtlichem Wohlgefallen.

Frau von Bouhaben hakte ihr rosa Mieder auf. Marianne ließ ihr Kleid fallen und schlüpfte eilig in den Frisiermantel. Dann klappte sie den Spiegel auf und lockerte ihre Flechte, die sich wie schwarze Tinte über den weißen Battist ergoß.

„Voriges Jahr spielte eine merkwürdige Geschichte zwischen deinem Schwager und einer Freundin von mir," erzählte Julie, indem sie sich den Schuh aufknöpfte. „Das heißt, eigentlich gar nicht besonders merkwürdig. — Ein kleiner Flirt. Mehr von ihrer als von seiner Seite. — Wo stehn denn deine Schuhe?"

„Da am Tisch."

„Ich nehm' sie mit heraus. — Hast du aber einen hohen Spann."

Sie öffnete ein wenig die Tür und warf mit ziemlichem Krach die Schuhe hinaus.

„Sie war ein liebes Ding —"

„Wer denn?"

„Meine Freundin. Nicht mehr ganz jung, aber wirklich nett und recht vermögend. Wir begriffen nicht, daß er sie wieder abreisen ließ."

„Wahrscheinlich hat er sie nicht gemocht."

„Wahrscheinlich. Ich glaube, er ist schon irgendwo anders engagiert. Nicht formell, aber — mit dem Herzen."

„Ich weiß nicht," erwiderte Marianne.

„Aber was hast du denn?"

„Ach, es ist zu unbequem, dies lange Haar."

„Komm, laß mich. Ich will dich frisieren."

Julie kämmte sie, indem sie mit ihren weichen Fingern liebkosend die Flechten zerteilte.

„So müßtest du die Frisur tragen. Über die Ohren und dann ganz hoch aufgebunden."

„Aber, wie kann ich — als Pastorsfrau!"

„Ach, überhaupt du und Pastorsfrau!"

Sie mußten beide lächeln. In dem Augenblick hatte diese Erinnerung etwas Befremdliches, als wenn sie mit ihren Kleidern auch ihren Stand abgestreift hätten. Die eine war nicht mehr die adlige Dame, die andre nicht mehr die Gattin eines Geistlichen. In diesem dünnen Linnen, das ihre schönen Körper nur lose umhüllte, fühlten sie sich einfach als Frauen, als Evatöchter.

„Findst du, ich paßte nicht zur Pastorsfrau?"

„Ach, passen — eine Pastorsfrau und solche Stickerei am Hemdchen. Das tragen ja nicht mal die Engel im Himmel."

„Ich kann doch nicht 'nen Sack umhängen."

„Pfui!" rief Julie entrüstet. „Übrigens gefällt mir dein Mann ganz außerordentlich. Ich finde, er hat so was — eine ganz natürliche und ungezwungene Würde." Sie hatte sich jetzt vor den Toilettespiegel gesetzt und ihr Haar aufgelöst. Während sie mit dem Kämmen innehielt, fügte sie nach einer kleinen Weile hinzu: „Früher habe ich ja gedacht, zu dir müßte ein Mann wie zum Beispiel dein Schwager passen."

Immer hatten sie noch etwas zu besorgen, zu suchen, zu ordnen und huschten lautlos in ihren langen Nachtgewändern durchs Zimmer. Dabei blickte Marianne Julien über die Schulter, die ein wildledernes Visitenkartentäschchen aufgeschlagen hatte und etwas darin betrachtete. Es war das Bild eines Manns — nicht das ihres Gatten, sondern eines fremden Manns.

„Wer ist denn das?" fragte Marianne erstaunt.

„Das ist —" Frau von Bouhaben klappte langsam das Büchelchen zu und sagte in



Max Liebermann **Bildnis.** (1896.)

plötzlich verändertem Ton: „Ich will dir nichts vorlügen. Das ist der, den ich liebe."

In diesem Augenblick war alle Intimität, das Gefühl, einander genau zu kennen, völlig verschwunden. Wie eine Fremde starrte Marianne die Freundin an und ließ sich langsam auf die Lehne des Sofas sinken.

Als wenn Julie ihr vom Gesicht ablesen könnte, was in ihr vorging, wurde sie zuerst rot und allmählich sehr blaß. „Was denkst du jetzt?"

Keine Antwort.

„Marianne, was denkst du?"

Diese schüttelte den Kopf.

„Du denkst — ich bin eine verlorene Frau?"

„Nein, nein, das denke ich nicht!" erwiderte Marianne heftig, aber ihre verstörte Miene verriet das Gegenteil.

Julie setzte sich neben sie und starrte mit feucht glänzenden Augen ins Licht. „Ich habe ihn voriges Jahr kennen gelernt. Zwei Monate haben wir — waren wir an der See zusammen. Seitdem haben wir uns nicht wiedergesehen. Wir schreiben uns nur. Ich muß dir von ihm erzählen, ob du mich verstehst oder nicht. Ich habe keine Menschenseele, mit der ich mich aussprechen kann. Es ist entsetzlich, wenn man immer verschweigen soll, was einen Tag und Nacht beschäftigt."

Die Erinnerung an Fritz durchflog Marianne plötzlich. Vor wenigen Stunden hatte er ihr fast dieselben Worte gesagt. Und während Julie von ihrer Leidenschaft sprach, mit fieberischen Augen, mit dieser halblauten, gedämpften Stimme, mußte sie immer wieder an ihren Schwager denken. Es war genau ein ebensolches Vibrieren in seiner Stimme gewesen, in der das Pochen des wild schlagenden Herzens nachzuzittern schien.

„Nun sag mir, was du denkst?" fragte Julie. „Kannst du mich noch achten?"

„Ja," erwiderte Marianne. „Ja!" Wie einem Freunde, der uns das Geständnis von etwas Furchtbarem gemacht hat, und den wir nicht verurteilen, nur bedauern, legte sie einfach ihren Arm um Julies Hals und blickte traurig und nachdenklich zu Boden. „Ich denke nicht schlechter von dir. Wirklich nicht. Nur — begreifen kann ich das alles nicht."

„Ich wünsche dir, daß du's nie tust. Denn dann ist deine Ruh' vorbei. Dein Leben ist dann zerrissen."

Sie drückten sich schweigend die Hand. Dann legten sie sich nieder und löschten die Lichter. Es war dunkel. Nur ein schmaler Streif des Sternhimmels funkelte über Mariannes Augen mit fernem, überirdischem Glanz.

Nie in ihrem Leben war sie so verwirrt gewesen, nie hatte sie sich in einem solchen inneren Tumult befunden. Ähnliches wie das, was Julie ihr erzählt, hatte sie wohl in Büchern gelesen, aber mit ungläubigen Augen, wie man Märchen oder Geschichten aus andern Welten liest. Mit einem Schlag war sie nun in diese Welt versetzt. Sie hatte leibhaftig eine Frau getroffen, die nicht ihren Gatten liebte, sondern einen andern Mann, die wie von etwas Natürlichem, Unabänderlichem, Unentrinnbarem von dieser Liebe sprach. Und sie achtete diese Frau, sie liebte sie, wie alle andern sie verehrten und schätzten. Wie ist das möglich! dachte Marianne. Wie entsteht so was? Und im selben Augenblick dachte sie an Fritz, durchflog sie alle Phasen der erregten Aussprache noch einmal. Mit verstärkter Gewalt klangen alle jene leidenschaftlichen, unehrerbietigen Worte in ihrem Ohr wieder. Wie hatte sie das nur dulden können? Entsetzen ergriff sie. Wenn nun eines Tags sie sich verlor? Wenn die Liebe über sie hereinbrach und sie wehrlos darin ertrank wie ein vom Krampf befallener Schwimmer? Ich nähme mir das Leben, ehe ich meinem Mann die Treue bräche, dachte sie. Und sie sah sich in angstvoller Flucht zur Brücke rennen, nahe der Bank, wo sie mit ihrem Mann so oft gesessen, und kopfüber in die Wellen stürzen.

Sie warf sich von einer Seite auf die andre. Aber immer von neuem kehrten ihre Gedanken zu Fritz zurück. Immer wieder klangen seine gefährlich verführerischen Worte an ihr Ohr, deren Sinn sie jetzt erst wahrhaft zu verstehn glaubte. Und als sie sich des süßen, nie gefühlten Schauers entsann, der auf der Bank sie durchströmt hatte, dachte sie mit Entsetzen, daß das vielleicht der Anfang ihrer Liebe gewesen sei. Was sie für Gewissensbisse, für Reue, für Mit-

gefühl hielt, dies unaufhörliche An-ihn-denken, das alles war vielleicht Liebe gewesen. Nicht weil er ihr leid tat, nicht weil sie ihr Unrecht wieder gut machen wollte, hatte sie ihm zugehört, sondern weil seine Worte sie freuten, weil sie Entzücken empfand, Furcht, aber noch mehr Entzücken. Wahrhaftig? War das so? Liebte sie ihn wirklich? Nein! Nein! Sie haßte ihn ja! Er war ihr vollkommen gleichgültig. Nur durch Zufall hatte er eine Rolle in ihrem Leben gespielt. Sie hätte ihn längst vergessen, wenn er nicht plötzlich wieder aufgetaucht wäre. Aber warum hatte sie so oft an ihn gedacht, schon in der ersten Zeit ihrer Ehe? Aber warum hatte sie so wild mit ihm getanzt am Abend vor ihrer Verlobung? Aber warum hatte sie ihn geküßt, als er wie ein Sterbender dalag?

Mit furchtbarer Lebendigkeit stand das alles vor ihr und zeugte wider sie.

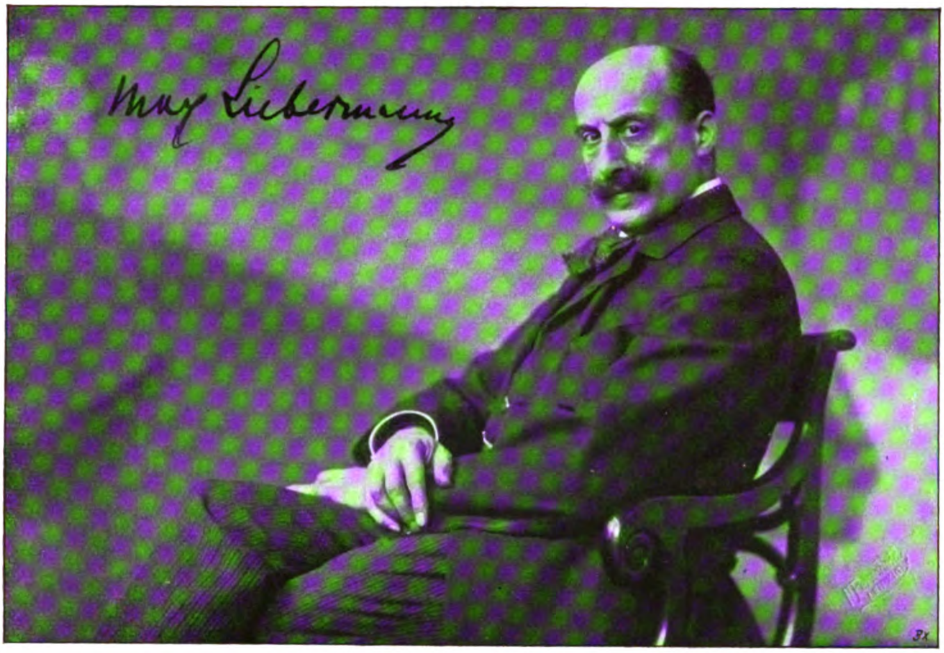
Voller Entsetzen fuhr sie auf und umpreßte mit beiden Händen ihren Kopf. Daniel! Warum denke ich nicht an ihn? Bin ich nicht seine Frau? Hab' ich ihn nicht lieb, jetzt wie früher? Macht er mich nicht glücklich? — Aber als sie nun in namenloser Angst sich ihre alten Gefühle wieder wachrufen wollte, da war's, als wenn sie in tote Asche blies. Kein Funke wollte sich regen. Sie suchte nach einem lieben Wort, nach einer trauten Erinnerung, nach irgend etwas, was sie zu ihm zog — und fand nichts. Endlich schlief sie ein und träumte tolles Zeug, das mit den Ereignissen des Tags gar keinen Zusammenhang hatte. Sobald sie aber im ersten Morgengrauen erwachte, waren ihre ersten Gedanken: diese Frau — Fritz — ihr Mann.

Julie schlief noch. Ruhig atmend lag sie da, die goldbraune Flechte ihres Haars rollte sich um ihren vollen Hals, ihre Hand hing über dem Bettrand, lose geschlossen, als faßte sie im Schlaf nach einer andern Hand.

Während Marianne sich mit bleiernen Gliedern aufrichtete, dachte sie voller Zorn an ihre Freundin. Nie würde sie so werden wie die! Wenn sie einmal die Kraft verlor, dann konnte es nur den einen Ausweg geben, daß sie sich das Leben nahm.

Aber jetzt im kühlen Frühlicht, wo die Fiebergedanken an Kraft verloren hatten, stand der Tod in blasser Ferne vor ihr. Sie sehnte sich nach Haus. Sie wollte ihr Herz ausschütten und Daniel alles sagen, wie es um sie stand. War es nicht möglich, daß er sie gütig und verständnisvoll anhörte? Sie freute sich fast bei dem Gedanken, wie er mit leuchtenden Augen sie ins Haus geleiten und in seine Arme schließen würde. Und dann, wenn sie auf seinem Schoß saß, wollte sie ihm alles sagen.

(Fortsetzung folgt.)



Max Liebermann

Eine Studie

von

Hans Rosenhagen

(Nachdruck ist untersagt.)

„Nichts ist so vielem Mißverstande unterworfen als der Geschmack. Soviel auch, sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, davon geschrieben worden, so wenig Deutlichkeit hat doch bisher der Begriff des Geschmacks davon bekommen, und die besten Schriftsteller hiervon haben doch niemals diejenigen bekehren können, welche einmal zum bösen Geschmack verdammt sind. Gleich große Künstler sind beständig entgegengesetzten Urteilen gleich großer Kenner unterworfen gewesen, und man hat nicht begreifen können, wie Gemälde, Bildsäulen und Gebäude von ganz verschiedener Art und Einrichtung doch alle schön sein können, und worin dasjenige besteht, worin sie so übereintreffen, daß wir sie schön nennen müssen.“ So schrieb vor hundertfünfzig Jahren ein Lessing befreundeter Berliner Ästhetiker. Es ist seitdem nicht anders geworden. Der Begriff des Geschmacks hat keine Klärung erfahren, der schlechte Geschmack ist lebenskräftiger denn je. Und schön? Man hat in all den Jahrhunderten nicht mehr Erfahrung gesammelt als der selige Dürer, der, ein Wahrheitsfreund, seine völlige Unwissenheit davon bekannte. Man spricht, in die Enge getrieben, von Idealen als den höchsten Offenbarungen der Schönheit, wird aber eine nähere Erklärung verlangt, so ergibt sich die Tatsache, daß mit jenen Idealen die haltlosesten Vorstellungen verbunden sind. Das sogenannte Schönheitsideal entpuppt sich bei näherer Untersuchung als ein aus allerlei undeutlichen Erinnerungen an antike Statuen und Bilder der italienischen Hochrenaissance zusammengepapptes Phantom, das eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den für Modekupfer beliebten Erscheinungen besitzt. Wenn Verallgemeinerung individueller Reize Schönheit gäbe, müßte dieses Phantom in der Tat schön sein. Sieht man aber ernst-

haft zu, so bemerkt man, daß der Mangel an solchen Reizen es geradezu widerlich macht und man von seinem Dasein nichts weniger als beglückt ist. Und das wäre doch das Geringste, was man von einem Schönen verlangen könnte, daß es immer und immer wieder anzieht und fesselt.

Nein! das Verallgemeinerte ist nicht schön, schon darum nicht, weil es sich im Grunde mit dem Alltäglichen berührt. Und nichts



Max Liebermann: Bleistiftzeichnung. 1882.

widerspricht der Vorstellung von etwas Schönem mehr als irgend welche Verwandtschaft mit dem Alltäglichen. Wie Kunst — nach Böcklin — das ist, was nicht alle können, so ist Schönheit das, was nicht allen eigentümlich ist; also etwas Seltenes, Kostbares, Besonderes. Das Schöne muß sich daher von der großen Masse des Nichtschönen durch gewisse Kennzeichen unterscheiden. Diese festzustellen, ist allerdings nach rückwärts leichter als nach vorwärts. Man weiß mit Sicherheit, was schön war, befindet sich jedoch zumeist in Unklarheit darüber, was schön ist. Aber diese Unsicherheit kann überwunden werden. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß etwas, was sich von der großen Masse unterscheidet, dieser gegenüber einen besonderen Charakter vorstellt. Also muß auch das Schöne Charakter haben. Es kann daher nichts schön sein, was nicht charakteristisch ist. So läßt sich als Schlußfolgerung der allgemeine Grundsatz aufstellen: Das Schöne ist das Charakteristische. Man kann auch sagen: Das Charakteristische ist das Schöne.

Mit dieser Erkenntnis ausgerüstet, kann man sehr wohl verstehn, „wie Gemälde, Bildsäulen und Gebäude von ganz verschiedener Art und Einrichtung doch alle schön sein können, und worin dasjenige besteht, worin sie so übereintreffen, daß wir sie schön nennen müssen." Mit dieser Erkenntnis ist es fast unmöglich, zu falschen Kunsturteilen zu kommen; läßt sich begreifen, warum etwas, das dem für das „Ideale" schwärmenden Durchschnittsmenschen häßlich erscheint, im Grunde rechtschaffen schön ist. Im Besitz dieser Erkenntnis rückt man auch dem Begriff des Schönen auf dem Gebiete der künstlerischen Technik näher: der schönen Malerei, der schönen Behandlung des Materials in der Plastik, der schönen Konstruktion in der Architektur. Und auch die Elemente des Geistig-Schönen können von hier aus richtig beurteilt werden. Immer ist das Schöne das Charakteristische oder, noch schärfer ausgedrückt, damit nicht, wie häufig, charakteristisch für gleichbedeutend gehalten wird mit „originell": das Charaktervolle. Denn es kann sehr wohl etwas originell, dabei aber geradezu konventionell sein, z. B. das Berliner Kaiser-Wilhelm-Denkmal, manche plastischen Arbeiten von Max Klinger, die Bilder von Lenbach und Stuck oder die Ausstellungsbauten von Olbrich in Darmstadt. Das Charakteristische oder Charaktervolle aber hat nicht den geringsten konventionellen Zug. Man denke an die Plastik von Rodin oder Meunier, an Bilder von Menzel, Trübner, Leibl oder Segantini, an die Bauten von Wallot oder Messel. Das Charaktervolle aber wird beinahe stets als ein Widerspruch gegen die Konvention und erst dann als schön empfunden, wenn ihm gegenüber eine ge-

wisse Gewöhnung eingetreten, wenn es, von klugen Nachahmern verallgemeinert, in deren Ausführung konventionell geworden ist.

In dieser Richtung liegen alle Schwierigkeiten in der Erkenntnis des Schönen. Man kann sie am besten vermeiden, wenn man daran denkt, daß die Verwirrung der Begriffe über schön und nichtschön aus dem Vorhandensein von zweierlei Geschmack resultiert. Es gibt einen Publikumsgeschmack, der schön beinahe stets das Konventionelle findet, und einen Kunstgeschmack, der das Schöne im Charaktervollen sieht. Auf diese Weise existieren zweierlei Schön: das Naturschöne, das das Publikum fast immer meint, wenn von Schönheit die Rede ist, und das Künstlerisch-Schöne, das auf dem charaktervollen, nicht konventionellen Ausdruck beruht. Indem das Publikum seine vom Gegenständlichen, vom Naturschönen ausgehenden Begriffe auf Werke der Kunst anzuwenden sucht, entstehn jene schiefen und unhaltbaren Kunsturteile, die den Anschein erwecken, als sei das Publikum im letzten Jahrhundert gänzlich unfähig geworden, Kunst zu genießen. Jedenfalls aber gelangt das Publikum mit diesem falschen Schönheitsmaßstab niemals dazu, die Bedeutung eines Künstlers rechtzeitig zu erkennen, und lebt bis zu einem gewissen Grade daher immer mit einer Kunst der Vergangenheit. So hat es Menzels Kunst erst entdeckt, als deren kulturelle Aufgabe längst erledigt war. Seine Schwärmerei für Böcklin setzte erst um die Zeit ein, da der Meister bereits senil geworden. Man bewunderte Begas nicht früher, als bis es bei ihm nichts mehr zu bewundern gab. Feuerbach ist, ohne die ersehnte Anerkennung seines Volks gefunden zu haben, ins Grab gesunken. Wie ihm ist es Unzähligen ergangen. Und was den großen Künstlern verloren geht, fällt immer weiter den kleinen zu, die auf den konventionellen Geschmack des Publikums eingehn und ihm das Naturschöne oder das Konventionelle bieten.

Indessen dieser Zustand bessert sich. Hier und da bricht schon höchst bemerkbar das Verlangen durch, den charaktervollen Erscheinungen der Kunst näher zu treten. Zu den Künstlern, die in letzter Zeit davon profitiert haben, gehört Max Liebermann. Freilich ist das volle Verständnis für seine Bedeutung zunächst auch nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, aber ein Teil seines Wirkens ist bereits so erkennbar der Würdigung breiterer Schichten entgegengereift, daß der Versuch, ihn und den Sinn seines Schaffens der allgemeinen Wertschätzung ganz nahe zu bringen, wohl gewagt werden darf. Das Lebensbild des Künstlers hat an dieser Stelle vor zehn Jahren Hermann Meißner gezeichnet (Septemberheft 1892). Es darf also jetzt von den äußeren Ereignissen im Dasein Liebermanns abgesehen und die Aufmerksamkeit des Lesers allein auf sein Werk gelenkt werden.



Max Liebermann: Bleistiftzeichnung. 1882.

* * *

Die Wendung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten Max Liebermanns begann mit dem Jahre 1897. Der Künstler hatte da-



Max Liebermann: Dorfecke in Zandvoort. 1887. (Hamburg, Kunsthalle.)

mals innerhalb der Großen Berliner Kunstausstellung eine Sondervorführung seiner Werke veranstaltet; und bei dieser Gelegenheit konnte man wieder einmal die Beobachtung machen, daß es der großen Menge darum so schwer fällt, die Bedeutung eines hervorragenden Künstlers zu erkennen, weil dieser — kraft seines Genies — den Anschauungen seiner Zeit um ein paar Jahrzehnte voraus ist. Man hatte Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Bilder Liebermanns abscheulich gefunden, sie für Geschmacksverirrungen, den Maler selbst für einen „Apostel der Häßlichkeit" erklärt — nun war der Publikumsgeschmack mit Hilfe geringerer, aber doch vermittelnder Künstler nachgekommen, und man „entdeckte" sozusagen in jener Ausstellung erst, daß diese Bilder höchst charaktervolle Kunstwerke waren, daß Liebermann ein Meister sei. Aber dabei blieb es nicht. Mit den bewundernswürdigen Bildern und dem großen Meister entdeckte man einen geschmackvollen Menschen. Wo hatte man vor fünfundzwanzig Jahren nur seine Augen gehabt! Man brauchte sich nur außerhalb dieses Liebermannkabinetts umzusehen, um Gefühl dafür zu bekommen, was hier nach der Seite des guten Geschmacks für die Gegenwart schon um eine Zeit geleistet worden war, da man die rohen Farben gewisser andrer Maler für Kolorit gehalten hatte, die doch gegen die schlichten Farben der Bilder dieses Künstlers jetzt widerlich bunt wirken mußten. Und schließlich: Erinnerte man sich nicht mit einem gewissen Unbehagen an die Künstler, die man damals so hoch gestellt hatte? Selbst den Anhängern der alten Richtung mochten sie jetzt ein wenig unmodern vorkommen. Die Zeit hatte ihren Einfluß auch auf die Gegner des Neuen in der Kunst ausgeübt. Von Malern, die einst so hoch geschätzt worden waren, sprach man überhaupt nicht mehr, und Liebermann, den man neben ihnen übersehen hatte, war obenauf geblieben, ja er erschien sogar in seinen älteren Werken als ein ganz Moderner.

Das gab zu denken. Man begann auch einzusehen, daß Liebermann nicht der schlimme Naturalist war, für den ihn die Kritik vor einem Vierteljahrhundert ausgegeben hatte. Am Ende waren mehrere von seinen Werken doch auch Genrebilder in dem alten Sinne, wohl weniger liebenswürdig als die von Knaus oder Vautier, aber doch nicht so sehr weit von diesen entfernt, als man früher

gemeint hatte. Und bei einigen Arbeiten fanden sich entschieden Berührungspunkte mit Menzel. Freilich, ein andrer Geist war doch darin. Liebermann erzählte eigentlich keine Anekdoten und Familiengeschichten, auch gab er sich in seinen Bildern nicht als geistreicher Satiriker; aber die Menschen auf seinen Bildern waren wirklicher, als man sie je gesehen hatte. Sie waren für sich, nicht dem Zuschauer zu Lieb' und Leide da. Man hatte die Empfindung, daß sie ohne ihr Wissen und Wollen gemalt worden seien. Sie wirkten also sehr natürlich. Indessen Liebermanns Bilder schienen darum doch nicht naturalistisch. Man wußte ja nun, was Naturalismus war. Diese riesengroßen Bilder auf allen Ausstellungen mit Schilderungen des wüstesten Elends, der brutalsten Wirklichkeit, der Un- und Kriminalfälle, die aussahen, als seien sie sämtlich von demselben Maler gemalt. Nein, wenn Liebermann aus seinen Bildern auch nicht im geringsten mit dem Beschauer liebäugelte — man merkte doch, daß eine Persönlichkeit dahinter stand, die eine eigne Art hatte, Menschen und Dinge zu sehen und wiederzugeben. Schon die Farben waren nicht naturalistisch-richtig, sie wirkten nur im Ensemble des Bilds wahr. Man konnte auch von den einzelnen Farben in den Bildern Liebermanns nicht behaupten, daß sie schön seien, aber ihr Verhältnis zueinander erschien schön, weil es eine Harmonie, einen seltenen Wohlklang ergab. Das Ganze wirkte unendlich vornehm. Man hatte beim Betrachten das Gefühl einer angenehmen Beruhigung. Dann sah man auf den Bildern das Leben selbst. Alles war in Bewegung. Man meinte die Luft zu spüren, die da auf den Bildern durch Gärten und Dorfstraßen, über Dünen und Bleichen strich. Das Licht floß hell durch das Laub der Bäume, tanzte auf der braunen Erde oder glitt sanft und leise durch kleine Fenster in die engen Stuben der fleißigen Leute. Und diese selbst: sie arbeiteten vor den Augen der Zuschauer. Das waren keine gestellten Modelle, das waren Menschen, die in vollkommenster Natürlichkeit gingen, standen und ihre Pflicht taten. Indem man sich dieser Vorzüge bewußt



Max Liebermann: Die Netzeflickerinnen. 1888. (Hamburg, Kunsthalle.)

wurde, kam man dazu, Liebermann zu bewundern.

Aus der Bewunderung allein ergibt sich noch nicht die richtige Stellung zu einem Künstler. Bewunderung kann etwas sehr Oberflächliches sein und ist in den meisten Fällen leider reine Modesache. Man erinnere sich nur an die törichte Art, mit der in den letzten Jahren Böcklin bewundert wurde. Die wertlosesten Skizzen von ihm galten den verständnisarmen Bewunderern für geniale Werke. Solche Grundlosigkeit rächt sich und erscheint verächtlich. Es genügt nicht, zu bewundern, man muß auch über das Was und Warum klar sein.

Als Liebermann vor fast dreißig Jahren mit seinen ersten Bildern, den „Gänserupferinnen“ und „Konservenmacherinnen“, auftrat, fühlte sich das Publikum weniger durch seine Malweise abgestoßen als durch das, was in diesen Schöpfungen dargestellt war. Man fand es unerhört, dergleichen Alltäglichkeiten gebildeten Leuten anzubieten. Man stand damals noch so weit unten in der Kunsterkenntnis, daß die Stoffwahl des Künstlers von entscheidendem Einfluß auf die Bewertung seiner Leistung war. In jener Zeit begann die höhere Künstlerschaft erst eigentlich bei der Historienmalerei. Über diesen unmöglichen Standpunkt ist man im Laufe der Jahre hinweggekommen. Für den intelligenteren Kunstfreund kommt das Inhaltliche von Bildern längst nicht mehr in Betracht. Er ist ziemlich fest davon überzeugt, daß Rembrandts „Boeuf écorché“ im Louvre als Kunstwerk höher steht als Kaulbachs „Seeschlacht bei Salamis“, daß der häßlichste von Velasquez' Zwergen künstlerisch sehr viel schöner ist als die hübscheste der Frauen in Stielers Schönheitsgalerie in jenem bayrischen Königsschloß. Nach dieser Seite hat also Liebermanns Kunst für die Gegenwart alles Provozierende verloren. Um so besser sieht man, daß ihre Vorzüge auf rein künstlerischem Gebiet liegen. So bleibt nur zu verwundern, wie man beim ersten Erscheinen dieser Bilder ihr enges Verhältnis zur Kunst der alten Meister hat übersehen können.



Max Liebermann: Kreidezeichnung. 1890.

Liebermanns Bilder waren freilich keine Imitationen. Des Künstlers Ehrgeiz ging höher, als Leistungen zu produzieren, die mit denen der Holländer des siebzehnten Jahrhunderts verwechselt werden konnten. Die Schwärmerei für das sogenannte Malerische,



Max Liebermann: Porträt des Bürgermeisters Peterson. 1890.
(Hamburg, Kunsthalle.)

für Romantik, Kostüm und Anekdote lag ihm ganz fern. Er wollte die schlichte Natur ohne Theater, ohne Dekorationen geben, und so griff er einfach in das Leben hinein, wie es war. Um zu seinem Ziele zu gelangen, hat er wie jeder große Künstler „die Avantagen seiner Zeit" benutzt. Er hat von den holländischen Sittenmalern, von Franz Hals und Rembrandt gelernt. Seine ersten Bilder waren ihm im Sinne bereits von andern vorgemalt worden. Er hat manches von Munkaczy empfangen, sich durch Millets Vorbild bestärken lassen und von Menzel gelernt. Israels ließ ihn die Dankbarkeit gewisser Motive erkennen. Der französische Impressionismus gab ihm neue künstlerische Direktiven, und in der letzten Zeit hat der Genius Manets auf ihn gewirkt. Sein Werk ist die lehrreichste Illustration zu Goethes Worten: „Es geht durch die ganze Kunst eine Filiation. Sieht man einen großen Meister, so findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzte, und daß eben dieses ihn groß machte." — „Nur von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht."

Was ein Künstler von seinen Vorgängern lernt, bringt ihn in Zusammenhang mit der Kultur, groß wird er erst von dem Augenblick an, wo er selbst an der Stärkung und Vermehrung der Kultur tätigen Anteil nimmt. Liebermann wird nicht kleiner dadurch, daß man ihm nachweist, von welchen Künstlern er in seinem Schaffen angeregt worden ist; denn das Entscheidende bleibt, was er mit diesen Anregungen gemacht hat, ob er selbst etwas geben konnte. Man mag sein gesamtes Lebenswerk prüfend durchmustern — man wird kein Bild, keine Zeichnung entdecken, die ihn in wirklicher Abhängigkeit von jemand zeigte. Niemals hat das Wesen, der Ausdruck eines andern seinen besonderen Charakter, seine Persönlichkeit verdunkeln können. Er würde sehr wenig bedeuten, wenn er nur immer hinter den andern hergegangen wäre und niemals selbst die Führung übernommen hätte.

Bereits für den alleroberflächlichsten Betrachter seiner Kunst unterscheidet sich Liebermann von allen seinen Zeitgenossen durch

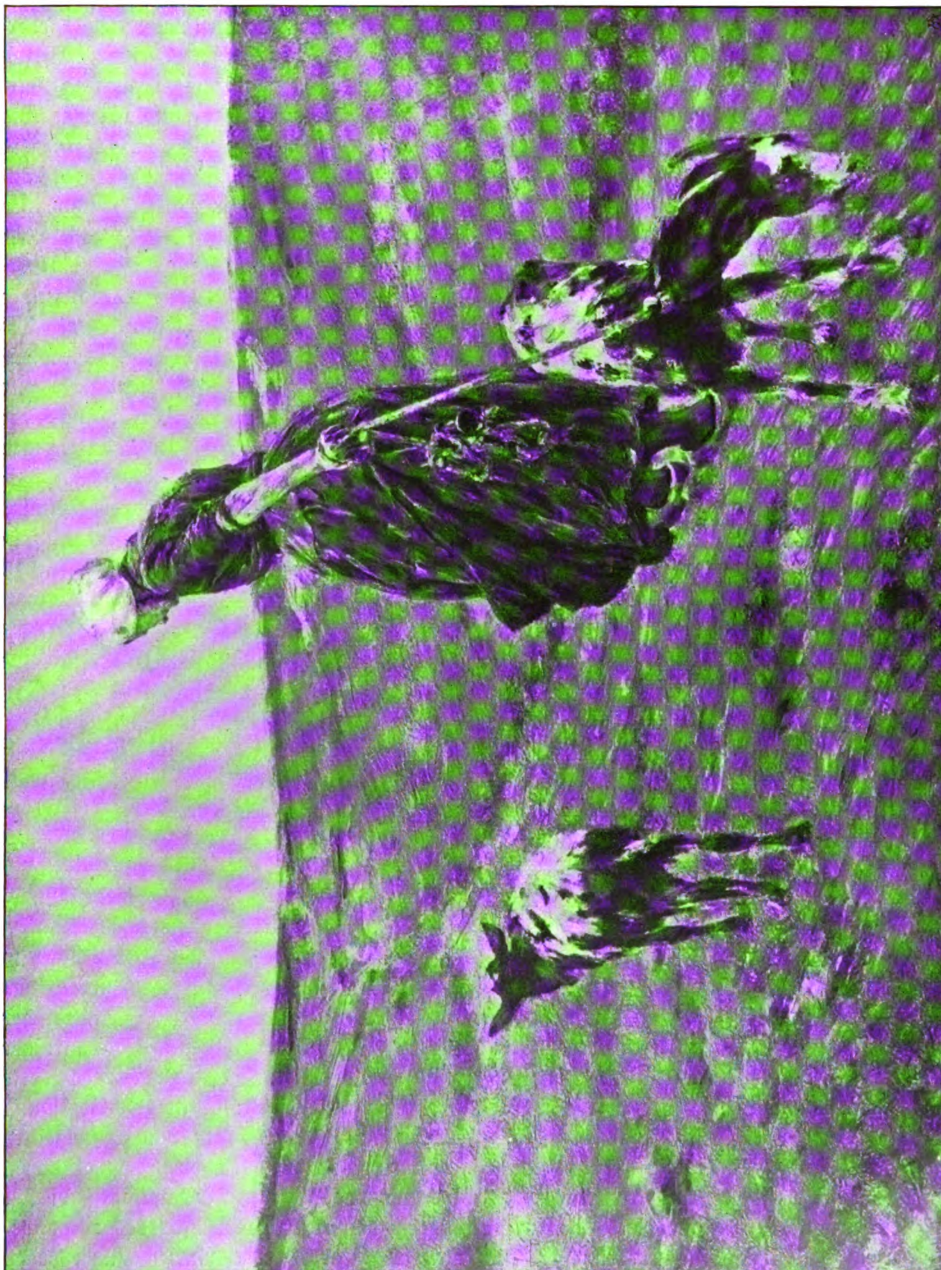
die Motive seiner Bilder. Er hat noch immer Stoffe entdeckt, die noch keiner vor ihm gemalt hatte, aber den Schwerpunkt seiner Darstellung stets auf eine Seite gelegt, an der die andern achtlos vorübergegangen waren, weil sie ihnen keine künstlerischen Reize zu bieten schien. Wer hat vor Liebermann das Leben an Orten aufgesucht, wie im „Altmännerhaus“ oder im „Waisenhaus in Amsterdam“? Unzählige Maler sind an Schustern, Seilern, Webern, an Kleinkinderschulen und Flachsscheuern, an Netze flickenden Fischerfrauen und Schweineställen, an Biergärten und holländischen Dorfstraßen, an Kuhhirtinnen und spielenden Kindern vorübergegangen. Liebermann hat deren Darstellungswürdigkeit begründet und damit das Stoffgebiet der Kunst erweitert.

Aber das ist schließlich nur, soviel Bedeutung diese Erweiterung an sich haben mag, etwas Äußerliches. In der Kunst kommt es in höherem Maße doch immer auf das Wie an. In diesem aber ist Liebermann so einzig, daß selbst der trivialste Stoff unter seinen Händen charaktervoll werden möchte. Auf welche Weise er diese Wirkung erreicht, ist leichter zu empfinden als zu sagen. Man kann auf sein feinentwickeltes Raumgefühl, auf seine besondere Fähigkeit, Bewegungen darzustellen, auf seinen scharfen Blick für das Charakteristische in jeder Form und Erscheinung, auf seine Art der Vereinfachung hinweisen und würde dabei das Besondere im Wesen seiner Kunst nur streifen. Im letzten Grunde stehn alle Mittel, die Liebermann aufwendet, nur im Dienste einer Absicht, die er konsequent verfolgt: suggestiv zu wirken. Diese Absicht allein läßt alle Versuche, den Künstler für einen Naturalisten zu erklären, lächerlich erscheinen. Es liegt Liebermann gänzlich fern, die Wirklichkeit nachahmen zu wollen und womöglich hinter seinem Werke zu verschwinden. Er weiß sich der realen Mittel nur so zu bedienen, „daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich“, und macht im übrigen die persönlichste Kunst von der Welt.

Man muß ein wenig Gefühl für die Absichten des Künstlers haben, um zu erkennen, daß Liebermanns frühste Bilder, die das Publikum am meisten bewundert, weil es sie „fertiger“ findet als die letzten Schöpfungen des Malers, nicht mit so feinen Mitteln wirken wie diese. Sie sind schon längst nicht so suggestiv, weil der Phantasie des Beschauers der Weg ziemlich genau vorgeschrieben ist. Bei den jüngeren Bildern des Künstlers, bei seinen Studien und Zeichnungen ist der Weg, den die Vorstellungen des Beschauers nehmen sollen, nur angedeutet und der Betrachtende dadurch genötigt, sich mit- und nachschaffend zu betätigen. Eine Linie, ein Farbenton, eine Bewegung lösen ganze Vorstellungsreihen aus.

In dieser Richtung liegen die letzten und höchsten Ziele der Kunst, aber auch alle Schwierigkeiten, für den Künstler sowohl als für den Kunstgenießenden. Der Künstler muß klar sein über die Mittel, mit denen er suggestive Wirkungen erreichen kann, der Kunstgenießende muß genügend künstlerische Phantasie besitzen, um die Andeutungen des Künstlers ergänzen zu können. Wenn die Mehrzahl der Menschen auch der Ansicht sein mag, daß die Kunst andre Aufgaben habe, als Suggestionen zu erzeugen, so kann doch die Tatsache nicht übersehen werden, daß die Entwicklung der Kunst durchaus nach dieser Seite geht. Leonardo, Rembrandt, Velasquez — worauf beruhen die tiefsten Wirkungen ihrer Bilder? Auf der suggestiven Kraft, die von ihnen ausgeht, die den Beschauer in den Bann des grausamen Lächelns der Mona Lisa zwingt, die ihn nötigt, das Zucken des Lebens hinter Rembrandts goldschimmernden Lichtschleiern zu empfinden und aus den Farbenflächen des Velasquez alles herauszulesen, was der Künstler will. Was wären Manet, Monet, Degas und Rodin, der größte unter den lebenden Bildhauern, wenn es nicht feinfühlige Menschen gäbe, welche die Reize ihrer Suggestionen mit Freuden empfänden und von dem Bewußtsein durchdrungen wären, in den Werken dieser Meister das Höchste der Kunst zu sehen! Kunst besteht doch nicht in Ausführlichkeit. Ebensowenig wie Schönheit oder Geist. Wozu lange Reden, wenn der Kern der Sache durch eine kurze Bemerkung getroffen wird? Wie man den für beschränkten Geistes hält, dem man auch noch das Selbstverständliche begreiflich machen muß, so kann das Auge nicht für kultiviert gelten,

dem ein Kunstwerk unverständlich bleibt, weil das Selbstverständliche besten Falls nur angedeutet ist. Die suggestive Kraft von Goethes des Lesers oder des Beschauers überlassen. Und unser ganzer Genuß bei der Dichtung und am Kunstwerk besteht darin, daß wir



Max Liebermann: Frau mit Ziegen. 1890. (Neue Pinakothek in München.)

„Über allen Gipfeln ist Ruh'" ist vielleicht nicht größer als die einer von Liebermanns besten Studien. Dichter und Künstler wollen gewisse Vorstellungen nur anregen. Die Vollendung ist in beiden Fällen der Phantasie fühlen können, was Dichter und Künstler gemeint, und in der Freude daran, daß man solchen Reichtum von Empfindungen und Vorstellungen in eine so knappe künstlerische Form hat pressen können.

Diese Art von Suggestion findet man besonders stark und häufig in Liebermanns Studien, Zeichnungen, Skizzen und in seinen letzten Bildern. Man muß sich nur nicht vorstellen, daß der Künstler dabei planmäßig vorgeht. Die Fähigkeit, die suggestiven Momente in der Wirklichkeit zu erfassen, kann nicht gelernt werden, sondern ist Gabe. Der amerikanische Maler Whistler, in dessen Kunst ebenfalls sehr viel Suggestives ist, hat das schöne Wort gesagt: „Kunst ist Wahl" und damit sehr fein ausgedrückt, was man an der Kunst und am Künstler eigentlich am höchsten schätzt. Liebermann ist nicht nur einzig in der Wahl seiner Stoffe, sondern noch viel einziger in der Wahl der Mittel, mit denen er sie darstellt. Unglaublich sicher sein Gefühl für Charakter, besonders für das Charakteristische von Bewegungen. Wie ein Mensch sich beim Gehn hält, welche Bewegungen er beim Arbeiten ausführt, wie Tiere sich bewegen — das drückt kein Künstler einfacher und natürlicher aus als Liebermann. Eine weitere Tugend von ihm ist sein feines Gefühl für den Wert der Farbe. Er hat so viel Empfindung für den Ton und die Nuance, daß selbst seine Zeichnungen, die doch nur schwarz und weiß sind, farbig wirken. Wenn man in Gedanken in einer solchen Zeichnung sich einen bestimmten Farbenton — das Grün der Bäume oder eine graue Luft etwa — als vorhanden vorstellt, wird man mit Erstaunen konstatieren, wie fein das Verhältnis der übrigen Farben in Schwarz und Weiß dazu nuanciert ist. Das wichtigste Suggestionsmittel Liebermanns aber ist das Licht. Diente es in seinen ersten Bildern, die schon genannt wurden, als Stimmungsfaktor, als versöhnendes Element oder als Gegensatz, so erscheint es in den späteren Schöpfungen als selbständiges Darstellungsobjekt. Alles, was in den letzten Arbeiten des Künstlers gegenständlich genannt werden kann, ist lediglich als Träger der Lichtidee anzusehen. Die Natur, die Menschen sind nur noch dazu da, um die Wirkungen des vom sonnigen oder grauen Himmel flutenden Lichts zu demonstrieren. „Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön, ein Körper hemmt's auf seinem Gange, und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn." Je mehr sich Liebermann zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat, um so „unfertiger" sind seine Bilder im Sinne des Publikums geworden, um so viel mehr aber haben sie an großer künstlerischer Haltung gewonnen, und um so viel farbiger und heller erscheinen sie. Seine frühen Werke lassen sich beschreiben: es ist eine Erzählung darin, ein Nebeneinander von Einzelheiten, zusammengehalten durch einen schwärzlichen, bräunlichen oder grauen Gesamtton — die seit Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts entstandenen Bilder geben Zuständlichkeiten, die sich nicht beschreiben lassen, weil es der Sprache an Worten fehlt, um Abstufungen des Lichts und der Farbe zu schildern, den Zauber ahnen zu lassen, den Luft und Sonne über die Erscheinungswelt breiten. Der Zweck dieser Bilder ist,



Max Liebermann: Federzeichnung. 1895.



Max Liebermann:
Der Frühling. 1899.
Wandmalerei auf Schloß Klinck
in Mecklenburg.

etwas mitzuteilen, was nur durch das Auge, nicht mit dem Verstande wahrgenommen werden kann. Ob das Bild „Bierkeller in Brannenburg“ heißt und den Eindruck wiedergibt, den man hat, wenn viele Leute unter grünen Bäumen an Tischen sitzen, oder „Badende Jungen“ genannt ist — das Beste daran kann nur gesehen werden. Das Zeichnerische, das Gegenständliche ist in diesen Bildern völlig im Malerischen aufgegangen. Man möchte das gleiche auch gegenüber Liebermanns Zeichnungen behaupten. Sie geben nie grobe Sachlichkeiten, sondern fast immer malerische Zustände, auf alle Fälle aber stets Bewegung, sei es die von Menschen und Tieren oder einfach die des Lichts und die größte Summe von Charakteristik in schlagend einfachem Ausdruck.

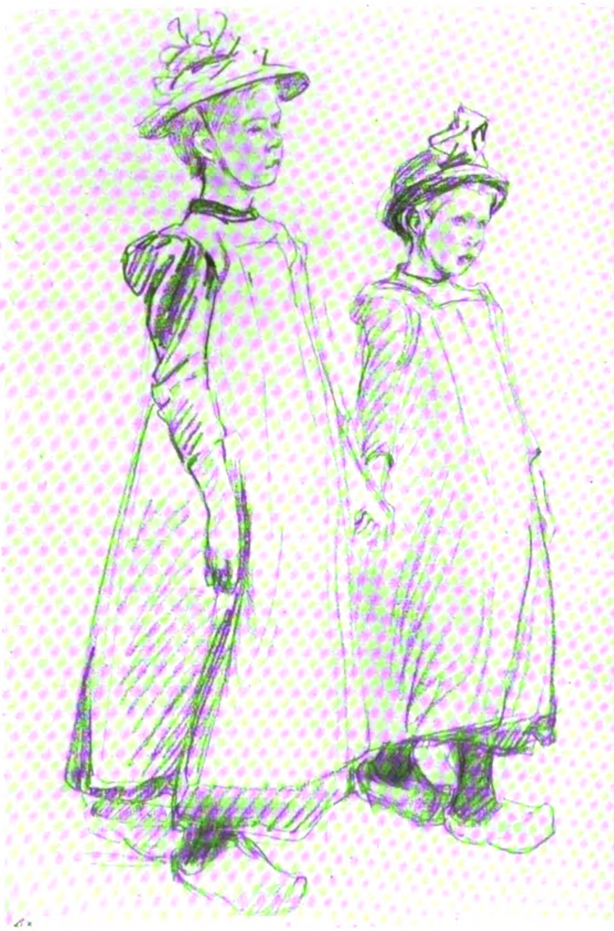
Da Liebermann Maler ist, scheint es Zeit, nun auch einmal von seiner Farbe zu sprechen. Selbst seine größten Verehrer können ungebrochene Farben auf den Bildern des Künstlers. Er liebt es, sie zurückzustimmen. Sie sind auch nicht für sich wahr, sondern nur wahr im Zusammenhang, im Verhältnis zueinander. Selbst auf des Malers hellsten Bildern sind die Farben nicht eigentlich hell zu nennen, aber sie wirken hell, wohl weil Liebermann die Schatten niemals dunkel einsetzt. Die Vermeidung starker Kontraste gibt seinen Bildern den ruhigen Ton, eine Fülle und Belebtheit des Kolorits, die sie selbst neben farbigeren Schöpfungen bemerkbar hervortreten lassen. Sie sind das Vollkommenste an Logik des malerischen Ausdrucks und darum dem Auge so angenehm. Empfindung ergänzt bei Liebermanns Farben die Beobachtung. Ein Ton in seinen Bildern bedingt den andern. Alles ist in Harmonie. Wie er ein Weiß zu Grau und Blau, ein Grün zu Braun setzt und dazwischen ein Rot — man kann sich nichts



Max Liebermann:
Der Herbst. 1900.
Wandmalerei auf Schloß Klinck
in Mecklenburg.

nicht behaupten, daß sie großen sinnlichen Reiz habe; aber sie besitzt Kraft und ist unendlich vornehm. Man findet niemals reine, Geschmackvolleres denken. Es ist eben Kultur in diesen Bildern, so viel, daß sie, in eine Galerie alter Meister gehängt, unter diesen

nicht verlieren, während wenige neuere Bilder neben denen Liebermanns eine gute Figur machen. Die ruhige, edle malerische Haltung der Schöpfungen des Künstlers war das erste, was den Besuchern seiner Ausstellung im Jahre 1897 auffiel. Man entdeckte damals Liebermann als Kulturbringer, als Erzieher zum guten Geschmack.



Max Liebermann: Kreidezeichnung. 1899.

Die Empfindung von der elementaren Stärke dieser Künstlerschaft hat man aber fast mehr noch als von den Bildern Liebermanns von seinen Studien und Zeichnungen. Ein Bild ist doch in den meisten Fällen das Produkt reiflicher Überlegung; aber das, was unter dem unmittelbaren Natureindruck entsteht, die Studie oder Skizze, wird nicht mit Rücksicht auf fremde Beschauer gemacht und zeigt daher deutlicher als jenes die ursprüngliche Begabung des Künstlers. Vor Liebermanns Studien und Zeichnungen erkennt man erst recht, daß alles, was man an ihm bewundert, nicht mühsam erlernt, sondern Gabe ist. Die Fähigkeit, das Wesentliche der Dinge zu ermitteln, die Natur farbig zu sehen, geschmackvoll Ton zu Ton zu setzen, das Verhältnis der Erscheinungen im Raum zu diesem richtig und schön zu erfassen, die Erscheinungswelt als Ganzes und groß darzustellen, tritt in den schnell vor der Natur entstandenen Arbeiten des Künstlers so überzeugend hervor, daß diese unbedingt zu den wertvollsten Dokumenten seiner besondern Künstlerschaft gezählt werden müssen. Und was Liebermann einmal selbst zum Lobe seines Freunds Jozef Israels in einer diesen behandelnden Studie* schrieb, paßt auf niemanden besser als auf ihn selbst. Es heißt da: „Wenn ich es nicht wüßte, jedes seiner Werke würde es mir sagen, daß er nichts auf der Welt mehr liebt als die Malerei. Nicht mit der behaglichen Liebe des Ehemanns, mit der die Metsu, Mieris oder Dou malen, sondern mit der heißen, ungestümen Leidenschaft des Liebhabers schafft er seine Werke. Trotz seiner Jahre hat er sich die Seele des Jünglings bewahrt. In jedem seiner Bilder ein Ringen, jener Moment im Kampfe mit dem Engel, wo Jakob sagt: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!‘ Er arbeitet mit höchster Konzentration seiner Kraft, während er arbeitet, ganz dabei, alles andre vergessend. ‚Wie der Handelnde,‘ nach Nietzsches Ausspruch: ‚wissenlos. Er vergißt das, was hinter ihm liegt, und kennt nur ein Recht: das Recht dessen, was

* „Jozef Israels“ von Max Liebermann. Berlin 1901, Bruno Cassirer.

jetzt werden soll.'" Auch was er in einer andern Schrift über Degas* sagt, gilt genau für ihn: „Mit dem Verstand ist ihm nicht beizukommen. Es ist eine rein sinnliche Kunst, die nicht zu verstehn, sondern nur zu empfinden ist. Nichts Positives — nur Suggestives. — Nichts von dem, was man liebenswürdig oder gar schön oder ausgeführt nennen könnte. Eins aber ist in seinen Bildern, was uns reichlich für das Fehlen dieser Qualitäten entschädigt: eine eminente Persönlichkeit. — Alles ist bei ihm Intuition, daher der plötzliche, unmittelbare, schlagende Eindruck. Seine Bilder scheinen entstanden — ganz zufällig — und nicht gemacht. Nichts von verstandesmäßiger kalter Berechnung. — In keines Meisters Manier oder nach dessen Rezept; ohne irgend welchen Chic; einfach und ungeschminkt die Natur, wie er sie sieht."

Es ist noch eins, was Liebermanns Studien und Zeichnungen und in weiterer Folge seine Bilder über die Schöpfungen andrer erhebt: sie scheinen mühelos entstanden. Man meint, sie müßten ganz leicht zu machen gewesen sein. Das trägt nicht zum wenigsten dazu bei, sie dem Beschauer zu empfehlen; denn es widerspricht dem Wesen der Kunst, daß man die auf die Herstellung ihrer Werke verwendete Arbeit bemerkt. Werke, bei denen sich die Schwierigkeit der Herstellung als erster Eindruck aufdrängt, sind künstlich, aber nicht künstlerisch.



Max Liebermann: Kreidezeichnung. 1899.

Liebermann legitimiert sich auch darin als Künstler großen Stils, daß er nicht Spezialist ist. Es wäre ein vollkommen überflüssiges Beginnen, festzustellen, ob er bedeutender als Figuren-, Porträt- oder Landschaftsmaler wirkt. Er hat auf allen diesen verschiedenen Betätigungsgebieten Außerordentliches geschaffen. Und „sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig, ob eins seiner Werke etwas vollkommener geraten ist als ein andres. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talents und seiner Mittel."

Übersieht man Liebermanns Lebenswerk, so ist man überrascht über die ruhige Sicherheit, mit der die Entwicklung des Künstlers vor sich gegangen, mit der er seinen Zielen zugestrebt. Er hat von Anfang an seinen Vorsatz, nur das darzustellen, was er selbst

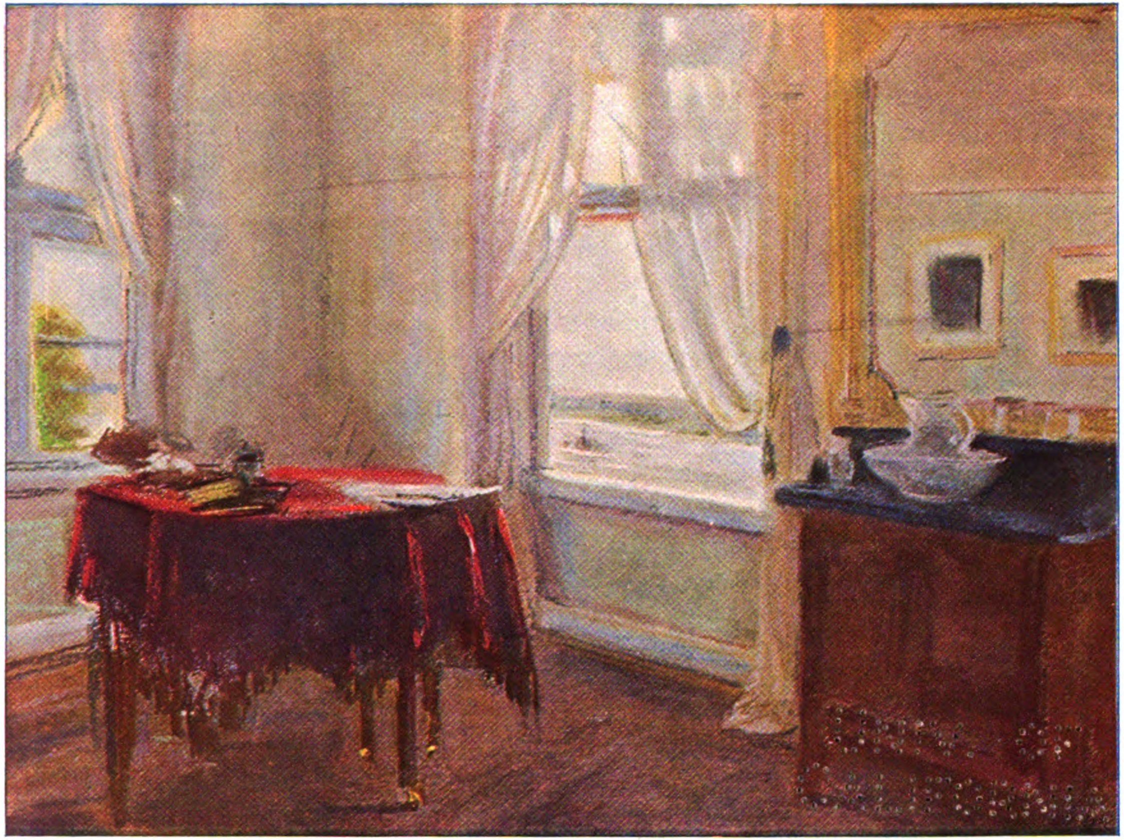
* „Degas" von Max Liebermann. Dritte Auflage. Berlin 1902, Bruno Cassirer.



Max Liebermann: Badende Jungen. 1900. (Privatbesitz in Berlin.)

sehen konnte, die Natur als einzige Lehrmeisterin anzuerkennen, konsequent durchgeführt. Da seine Begabung nach der Seite des bewegten Lebens lag, hat er mit Vorliebe arbeitende Menschen dargestellt. Es lag ihm durchaus fern, durch die Bevorzugung solcher Motive tendenziös zu wirken. Für ihn hatten die arbeitenden Menschen lediglich künstlerische Reize. Man macht doch nicht Kunst, um soziale Zustände zu beleuchten. Nicht das vielgenannte „große Mitleid" hat Liebermann zu seinen Stoffen geführt, sondern der Zug der Zeit, und wenn auch Segantini und Israels Großartiges geleistet haben — in Wirklichkeit gab Liebermann der Periode, die Millet inauguriert hat, den Abschluß. Was Millet für Frankreich, bedeutet der Berliner Meister für Deutschland. Und für dieses vielleicht noch mehr; denn er hat hier die Rolle des Kulturträgers gespielt, von der Nachahmung der alten Meister zu der Befolgung ihrer Methode, zur Kenntnis ihrer künstlerischen Ziele geführt. Als ihm sein erstes Stoffgebiet erledigt schien, hat sich Liebermann ohne Bedenken einem neuen zugewendet. Der Maler der Küstenbewohner und Fischer, der alten Frauen und mühseligen Arbeiter ist in den letzten Jahren zum Schilderer des modernen Lebens in fashionablen holländischen Seebädern geworden. Keine Dünen und Hütten, keine Werkstätten und Armenhäuser läßt er mehr sehen, sondern den Strand mit seinem bunten Leben, den eleganten Leuten und spielenden Kindern. Reiter malt er, die ihre kostbaren Rassepferde am Meere tummeln, die junge Welt beim Lawn-Tennisspiel, Jungen, die im grellen Sonnenschein baden, oder die belebte Promenade eines zoologischen Gartens. Immer wieder reizen ihn Bewegungsmotive, und immer noch weiß er sie so zu packen, wie es der Momentapparat nie vermöchte.

Und mit den Stoffen hat sich Liebermanns Malweise geändert. Auch hierin hat er den Zeitverhältnissen Rechnung getragen. Von den neuen künstlerischen Gedanken der Gegenwart ist ihm keiner fremd geblieben; aber sie haben nur so weit für ihn existiert, als sie ihm helfen konnten, der Natur näher zu kommen. Niemals haben „Malmoden" auf ihn gewirkt. Er war immer nur bestrebt, seine Ausdrucksmittel in das richtige Verhältnis zu seinen künstlerischen Absichten zu



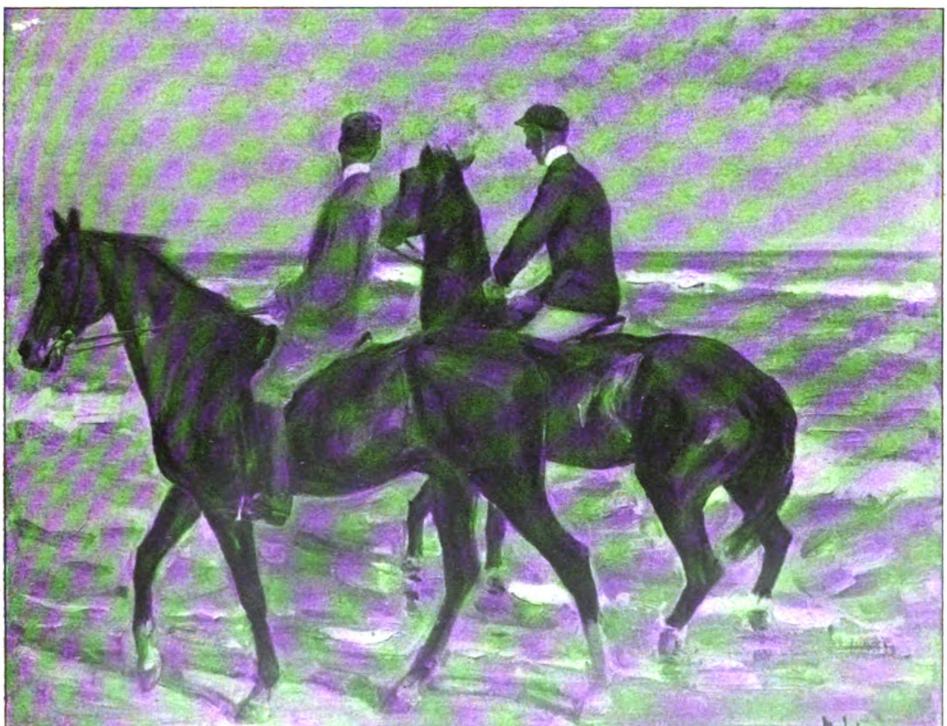
Interieur. **Pastellstudie.**

Zu Rosenhagen: Max Liebermann.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

bringen, und da er mit diesen vom ersten Augenblick an seiner Zeit, wenigstens in Deutschland, weit voraus war, ist er zum Führer der gesamten künstlerischen Bewegung in Deutschland geworden. Man wird aber nie ein Bild Liebermanns sehen, in dem eine neue künstlerische Entdeckung als Selbstzweck erschiene. Vor solchen theoretischen Schöpfungen, die zumeist daran schuld sind, daß an sich gute neue künstlerische Gedanken mißverstanden werden, hat ihn sein guter Geschmack stets gewarnt.

Es gibt wenige Maler, die bei so viel künstlerischer Weisheit so viel hinreißendes Temperament besitzen wie Liebermann. Es geht ihm immer um die ganze Wahrheit, um die ganze Schönheit, um die ganze Kunst. Das verleiht seinen Arbeiten ein höchst persönliches Gepräge und läßt ihn fast als Idealisten erscheinen. Das Stürmische seines Temperaments, sein inbrünstiges Verlangen, die Natur im Kern zu fassen, macht seine Kunst so einzig. Ein Farbenfleck, eine Linie von ihm drücken sehr oft mehr aus als komplizierte Leistungen andrer. So leidenschaftlich er sich der Natur nähert, so beharrlich vermeidet er es, leidenschaftliche Empfindungen darzustellen, vielleicht, weil ihm alles Pathetische und Theatralische verhaßt ist, vielleicht aber auch nur, weil er die Darstellung von dergleichen nicht für eine Aufgabe der Malerei hält. Selbst der Darstellung seelischer Erregungen geht er aus dem Wege. Nur einmal, in seinem jüngsten Werke „Simson und Delila“, hat er sich an einen leidenschaftlichen Stoff gewagt, aber die darin liegenden Schwierigkeiten mehr umgangen als bewältigt. Eine sehr eigenartige Schöpfung, eine höchst originelle Lösung, aber doch eher ein Werk, das die Grenzen seiner Begabung zeigt. Nach einer Richtung hin aber offenbart es, wie kaum ein andres Bild, eine viel zu wenig beachtete Tugend Liebermanns: den Zug ins Monumentale. Monumental zu wirken, ohne theatralisch oder pathetisch zu werden, ist nur wenigen Künstlern im neunzehnten Jahrhundert gelungen. Liebermann mit seiner Neigung zum Vereinfachen, mit seinem Geschmack, seinem feinen Gefühl für den Raumwert und für Verhältnisse ist der



Max Liebermann: Reiter am Strande. 1901. (Privatbesitz in Breslau.)

geborene Monumentalkünstler. Seine Wandmalereien in einem Mecklenburger Schlosse, in denen Motive einiger seiner Bilder anklingen, zeigen, was von ihm zu erwarten wäre. Das Feinste dieser Art bleibt indessen das rein auf die große Linie komponierte Bild „Simson und Delila“. Man vergißt, einmal gesehen, die stolze Diagonale, die von der erhobenen Hand des Weibs bis zu den Fußspitzen des ermattet schlafenden Helden geht, nicht wieder. Auch in diesem Werke ist, wie in allen Schöpfungen Liebermanns, Stil. „Ein Geist hat das Ganze gebildet, und alles, was Stil hat, was so gemacht ist, daß kein andrer Zeitgeist es genau so geschaffen haben könnte, und wie es später trotz fleißigsten Bemühens nie wiedergeschaffen werden kann, hat Wert und Bedeutung für Kunst und Kultur.“

Ein Künstler, der Stil hat, schafft nichts Alltägliches, besonders nicht, wenn sein Stil, wie es bei Liebermann der Fall ist, als Ausfluß seiner individuellen Fähigkeiten angesehen werden muß. Was Stil heißt, ist aber unbedingt Charakter. Beruht also die Annahme, daß man im letzten Sinne schön nur das Charaktervolle nennen könne — diese Definition erklärt ja auch die merkwürdige Erscheinung, daß unter Umständen das Häßliche schön erscheint —, auf keinem Trugschluß, so ist nicht daran zu zweifeln, daß Liebermann eine neue Schönheit in die Kunst gebracht hat. Worin jene besteht — dahinter kommt man nicht, indem man sich darüber zu unterrichten sucht, was als schön bereits bekannt ist, sondern dadurch, daß man den tieferen Gründen ihres Daseins nachgeht. Es ist unmöglich, ein richtiges Verhältnis zu der Kunst Liebermanns etwa aus der tieferen Kenntnis der Kunst Raffaels zu erlangen. Man würde von diesem Standpunkt aus nicht einmal Rembrandt seiner Bedeutung nach schätzen lernen. Am nächsten kommt man jedem wirklich großen Künstler nur durch die liebevolle Betrachtung seiner Werke. Liebevolle Betrachtung aber schließt die Voraussetzung ein, daß „wir ein Kunstwerk, das mit kühnem und freiem Geiste gemacht worden, auch womöglich mit ebensolchem Geiste wieder anschauen und genießen“. Wem es daran fehlt, kann freilich nie begreifen, was denn so Großes an Max Liebermann ist. Die Nachwelt aber wird den kühnen und freien Geist seiner Kunst als deren wertvollstes Merkmal schätzen und hochstellen.



Max Liebermann: Kreidezeichnung. 1901.



Johann Sebastian Bach.
Gemalt von Haußmann, gestochen von S. G. Kütner. Leipzig 1774.

Sebastian Bach

und die Tonkunst des neunzehnten Jahrhunderts

Von

Arthur Prüfer

Noch immer wollen die Klagen, daß die Musikwissenschaft sich nicht der gleichen Wertschätzung unsrer gebildeten Kreise und der staatlichen Behörden zu erfreuen habe wie die Wissenschaften der andern Künste, nicht verstummen. Insbesondere fällt der Musikgeschichte unter den historischen Spezialwissenschaften noch immer die Rolle des Aschenbrödels zu, das von ihren stolzen Schwestern, der Literaturgeschichte und der Geschichte der bildenden Künste, über die Achsel angesehen wird. Denn während sich diese ihrer behaglichen Seminarräume, ihres glänzenden Apparats, der Museen von Abgüssen, des Skioptikons, vollständiger Fachbibliotheken usw. erfreuen, besitzen nur Straßburg und Wien musikwissenschaftliche Institute dieser Art. Wie wenig noch in der Gegenwart die Musikgeschichte als Kunstgeschichte betrachtet und ihre Kenntnis als Erfordernis der sogenannten allgemeinen Bildung angesehen wird, erweist auch die Nichterwähnung großer Tonmeister der älteren Zeit in unsern besten Reisehandbüchern, z. B. Hans Leo Haslers bei der Schilderung von Nürnbergs reicher, kunstgeschichtlicher Vergangenheit. Daß Hasler der Schöpfer der Melodie „O Haupt voll

Blut und Wunden", unsres ergreifendsten Karfreitagslieds, ist und in Nürnberg als ebenbürtiger Landsmann eines Hans Sachs und Albrecht Dürer geboren ist, darüber wissen bisher nur wenige Fachmusiker Bescheid; ebenso suchen wir bei der Einführung in die Kunstgeschichte Venedigs in jenen Büchern noch vergeblich nach einem Hinweis auf die vielhundertjährige, ruhmreiche, tonkünstlerische Vergangenheit der alten Dogenstadt, z. B. darauf, daß in den goldmosaikschimmernden Kuppeln der Markuskirche ein Giovanni Gabrieli die berühmte Staatsmusik, seine erhaben-feierlichen Posaunenchöre erklingen ließ, deren Glanz und Pracht mit der Hoheit und Farbenglut eines Tiziano und Paolo Veronese wetteiferten.

Auf die Gründe dieser beklagenswerten Tatsache kann ich hier nicht näher eingehn. Sie liegen einmal in der verhältnismäßig großen Jugend unsrer Wissenschaft, die erst in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in den Kreis der selbständigen Disziplinen eingetreten ist; dann in der Schwierigkeit, die der praktischen Wiederbelebung der Meisterwerke alter Tonkunst bisher noch im Wege stand; endlich in der Oberflächlichkeit, Stillosigkeit, Heuchelei und Sensationssucht des modernen öffentlichen Musiktreibens überhaupt, das ein Gefühl wahrhafter Wertschätzung unsrer Tonkunst nicht aufkommen läßt und eine Neigung unsrer Fachmusiker zu ernster, wissenschaftlicher Beschäftigung mit ihr in so beklagenswerter Weise hemmt. Zudem finden die Bestrebungen der Musikhistoriker auch bei unsern Staatsbehörden noch nicht die nötige Unterstützung. „Hätten unsre Kultusministerien wie für die bildenden Künste so auch für die Musik ständige und auf der Höhe der Sache stehende Referenten, so wären wir weiter und längst im Besitz der unentbehrlichen Organisation."*

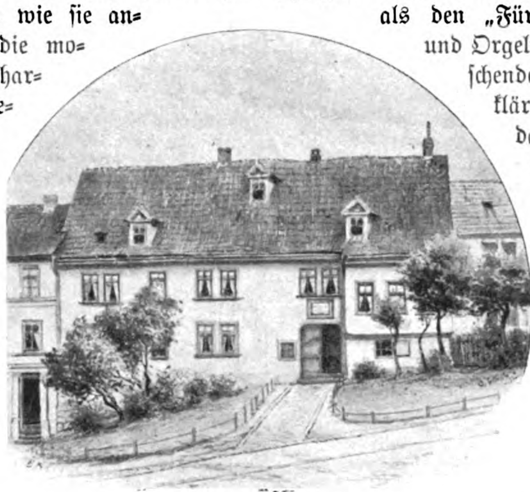
Diesen Tatsachen der Unterschätzung oder Nichtbeachtung der Resultate musikgeschichtlicher Forschung stehn aber andre gegenüber, die wir als einen hoffnungerweckenden Aufschwung dieser Wissenschaft, zumal an den deutschen Hochschulen, aufzufassen berechtigt sind.

So hat eine recht ansehnliche Zahl Studierender des In- und Auslands ihren akademischen Studien heutzutage bereits von Anfang an die Richtung auf die Musikwissenschaft als Lebensberuf gegeben, indem sie durch musikhistorische, theoretische und praktische Übungen, wie z. B. die von Hugo Riemann in Leipzig wieder ins Leben gerufenen historischen Kammermusikabende des Collegium musicum, eine vertiefte, auch durch selbständige Leistungen geförderte wissenschaftliche Schulung anstreben. Die Zahl der philosophischen Doktorpromotionen mit musikgeschichtlichen Arbeiten zeigt ein stetiges Wachstum. In der bei Breitkopf u. Härtel erscheinenden „Sammlung musikalischer Abhandlungen von deutschen Hochschulen" ebnet sich den hervorragenden unter diesen Arbeiten ein breiterer Weg in die Öffentlichkeit, populäre Musikerbiographien sind an der Tagesordnung, und als großartigste Errungenschaft dieser Bestrebungen darf die Internationale Musikgesellschaft gelten, die, 1899 begründet, schon jetzt Hunderte von Mitgliedern zählt und, in Sektionen und Ortsgruppen geteilt, alle musikalischen Kulturländer der Erde wieder zu gemeinsamer Arbeit verbindet. Dazu kommen in neuster Zeit Sammlungen alter Musikinstrumente und Musikbibliotheken, die der historischen Forschung wertvollste Unterlagen darbieten.

Zu den Errungenschaften, deren sich die Musikwissenschaft unsrer Tage rühmen darf, gehört ferner die Erkenntnis, daß eine Fülle wichtiger Zusammenhänge, Grenzgebiete sie mit andern wissenschaftlichen Disziplinen verbindet, auf die ihre Forschung überzugreifen hat, wenn sie den Anforderungen unsrer Zeit völlig Genüge leisten will, deren völlige Erschließung aber erst Aufgabe zukünftiger Generationen sein kann. Mannigfache Wechselbeziehungen verbinden die neuere musikwissenschaftliche Forschung mit andern wissenschaftlichen Disziplinen. Es sind die Theologie, die Naturwissenschaften, die Medizin, die Kultur- und Literaturgeschichte und deren Hilfswissenschaften, ferner die Philosophie, speziell die Ästhetik, Pädagogik und die die Methode der vergleichenden Forschung vorzugsweise verwertende musikalische Völkerkunde.

* Hermann Kretzschmar, Jahrbuch der Musikbibl. Peters, 1900, S. 54.

Unter all den genannten musikwissenschaftlichen Spezialgebieten ist aber das wichtigste, die Musikgeschichte, die ja die führende Stellung in der gesamten Musikwissenschaft, wenn auch erst in sehr später Zeit, übernommen hat, noch unerwähnt geblieben, und wenn wir die Summe ihrer Forschungstätigkeit im verflossenen neunzehnten Jahrhundert in einem großen Namen, gleichsam in einem Brennpunkt, zusammenfassen wollen, so nennen wir Johann Sebastian Bach, in dessen Kunst der seit Jahrhunderten herrschend gewesene Stil der Kontrapunktik seinen Gipfel erreicht, wie sie andrerseits auch in die moderne Periode der harmonischen Musik riesengroß hineinragt. Gerade dieser gewaltige Markstein der Musikgeschichte gibt uns einen sicheren Maßstab an die Hand, was diese in dem genannten Zeitraum geleistet hat, und welche Aufgaben ihr noch zu erfüllen obliegen; einen zuverlässigen Gradmesser für die Wertschätzung, die der Tonkunst in der Kultur unsrer Tage überhaupt zu teil wird.*



Sebastian Bachs Geburtshaus in Eisenach.

Über den Werken Seb. Bachs, der am 28. Juli 1750 in der Thomasschule zu Leipzig sein erblindetes Auge schloß, hat ein wunderbares Schicksal gewaltet. „Ehedem von den Bauleuten verworfen, vergessen, sind diese Werke nach hundert Jahren zum Eckstein einer neuen Entwicklung der Tonkunst geworden. Erst das heutige Geschlecht ist von der Größe Bachs durchdrungen und geht an seiner Hand den Weg zu verzauberten Blütezeiten der musikalischen Kunst zurück." In doppelter Weise ist dieser epochemachende Einfluß Bachs erkennbar: einmal auf die Tonkunst, auf die schaffenden Künstler selbst, und dann auf die Kunstwissenschaft. Das Ineinandergreifen der beiden Einflußsphären empfiehlt indessen für einen kurzen historischen Überblick eine, beide zusammenfassende, Würdigung.

Dem achtzehnten Jahrhundert blieb Bach als schaffender Künstler fast gänzlich verschlossen. Man kannte und rühmte ihn nur als den „Fürsten aller Klavier- und Orgelspieler". Dem herrschenden Geist der Aufklärungsperiode erschien das inbrünstig-starke Glaubensfeuer, welches die kirchlichen Werke des großen Sebastian durchglüht, fremd, und der italienischen Opernschule seiner Zeit gegenüber galt der kunstvolle Bachsche Stil als verworren und schwülstig. Erst als die Herrschaft der Italiener sank, konnte der Stern der Bachschen Kunst sich erhellen. Die erste bedeutende Wendung zu Bachs Gunsten zeigte sich zu Beginn der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. 1789 besuchte Mozart im Mai Leipzig und hörte den Thomanerchor unter Leitung des Kantors Doles die wunderbare achtstimmige Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied" vortragen, worauf der Meister des „Don Giovanni" voller Freude ausrief: „Das ist doch einmal etwas, woraus sich was lernen läßt!" Auch Beethovens „Herz schlug," wie er 1801 an den Kapellmeister Hofmeister in Leipzig schreibt, „ganz für die hohe, große Kunst dieses Urvaters der Harmonie." „Nicht Bach, ‚Meer' sollte er heißen!" rief Beethoven ein andermal bewundernd aus.

Schon als dreizehnjähriger Knabe spielte er einen großen Teil des „wohltemperierten

---

* Vgl. zum Folgenden: Hermann Kretzschmar, Die Bachgesellschaft, Bericht im Auftrage des Direktoriums, im Schlußbande der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Werke Bachs (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, auch im Sonderabdruck daselbst erschienen), und: Jahrbücher der Musikbibliothek Peters, Leipzig, 1900 (darin der außerordentlich lehrreiche Aufsatz: „Einige Bemerkungen über den Vortrag alter Musik") und 1901 (Die Ausbildung der deutschen Fachmusiker).

Klaviers", das er seine musikalische Bibel nannte, durch seinen Lehrer Neefe dazu angeleitet, und der Einfluß des Bachschen Stils trat in den frühen Jugendarbeiten, noch entschiedener aber in den Werken aus der letzten Schaffensperiode des Meisters hervor. Plante Beethoven doch an seinem Lebensende außer der Zehnten Sinfonie eine Ouvertüre über den Namen Bach! Um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sehen wir in Thüringen, dem Geburtslande des Meisters, getragen von dem nationalen Aufschwung, den das Zeitalter Friedrichs des Großen, des Bachverehrers, heraufgeführt hatte, die erste starke Bachbewegung sich entwickeln. Der erste Bachbiograph, Joh. Nik. Forckel, erwarb sich bleibendes Verdienst durch die Mahnung, „daß die Erhaltung des Andenkens an den großen Mann nicht bloß Kunstangelegenheit, sondern Nationalangelegenheit sei." Drei Verleger kündigten damals gleichzeitig die Herausgabe der Instrumentalwerke des Meisters an, und in der Allgemeinen musikalischen Zeitung schrieb im Januar 1801 der Verfasser der „Bemerkungen über die Ausbildung der Tonkunst im achtzehnten Jahrhundert", Triest, „wenn etwa dieses (neunzehnte) Jahrhundert eine Genie hervorbrächte, welches das Studium der Werke unsres J. S. Bach entbehrlich machte, o, so wollen wir uns im voraus tief, sehr tief vor demselben verbeugen." Ein bedeutungsvolles Wort, das auch für das zwanzigste Jahrhundert in vollem Maße weiter gilt. Doch erst durch den Geist der Romantik, der die deutschen Lande durchwehte und die Herzen, zumal in Webers „Freischütz" und in den Schriften E. T. A. Hoffmanns,* entzündete, erhielt auch die Pflege der Bachkunst neue Nahrung.

Es kam der denkwürdige Tag der ersten Wiederaufführung der Matthäuspassion durch den jungen Felix Mendelssohn in der Berliner Singakademie am 10. März 1829, hundert Jahre nachdem dieses erhabene Werk unter Leitung seines Schöpfers in der Leipziger Thomaskirche zum erstenmal überhaupt erklungen war. Diese epochemachende künstlerische Tat Mendelssohns, der in der „Sebastianstadt" Leipzig und unablässig im Verein mit Rob. Schumann für Bach weiterwirkte, führte, unterstützt von namhaften Gelehrten und Künstlern, eine Neubelebung der Bachbewegung herbei und endlich auch, im Jahre 1850, hundert Jahre nach dem Tode des großen Meisters, zur Begründung der Leipziger Bachgesellschaft. Ihr Hauptzweck war, „alle Werke Johann Sebastian Bachs, die durch sichere Überlieferung und kritische Untersuchung als von ihm herrührend nachgewiesen sind, in einer gemeinsamen Ausgabe zu veröffentlichen," und diese Riesenaufgabe hat sie nach fünfzigjähriger, mit allen möglichen Schwierigkeiten kämpfender Arbeit durch Vorlegung des sechsundvierzigsten, des Schlußbandes im Januar 1900 gelöst. Aus diesen Hemmungen, die dem Fortschritt der großen Unternehmung erschwerend in den Weg traten, will ich hier nur die wichtigste herausgreifen: Die Gründung der Bachgesellschaft traf zusammen mit der Neuentwicklung der musikalischen Anschauungen und Ideale in Deutschland, die die fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts brachten: der Kampf um das Worttondrama Richard Wagners und die sinfonische Dichtung Franz Liszts. Die Spaltung, die nun zwischen alter und neuer Kunst eintrat, war und ist tief beklagenswert; denn es kann nicht eindringlich genug hervorgehoben werden, daß diese Spaltung eine nur scheinbare, innerlich ungerechtfertigte, sachlich unbegründete ist und nur in den Köpfen der Parteiführer, nicht aber in den Worten und Werken der führenden Meister selber, die also für die Kurzsichtigkeit allzu eifriger Freunde nicht verantwortlich gemacht werden dürfen, vorhanden war.

Damals taten es wenige dem edlen und weitherzigen Franz Liszt gleich, dem Katholiken, dem Bewunderer der Matthäuspassion, dem unbefangenen und weitherzigen Weimaraner, in dessen Werken die Dichtung Herders, Schillers und Goethes durch den Geist der Musik in einer neuen bahnbrechenden Kunstform, in einem neuen Kunstzeitalter wiedergeboren wurde, und dessen Herz für Bach und Wagner zugleich schlug. Liszt gehörte nicht nur zu den Mitbegründern der Bachgesellschaft, deren Bestrebungen er als

* Seine noch jetzt sehr lesenswerten musikalischen Schriften sind von H. von Ende (Köln und Leipzig) neu herausgegeben worden.

einer ihrer Hauptförderer an den deutschen Höfen erfolgreich unterstützte, er hat auch als Künstler durch seine gewaltige Orgelphantasie und Fuge über den Namen Bach, durch Orgelvariationen über ein Thema aus der Bachschen Kantate „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen“ für den großen Sebastian gewirkt. Die gewaltigen Orgelchoralvorspiele Bachs bezeichnet Max Reger* mit Recht als „sinfonische Dichtungen en miniature“, da sie in der tiefsinnigen Wiedergeburt des poetischen Gehalts des Kirchenlieds durch die Musik die gleichnamige Kunstform Franz Liszt vorahnen lassen. Aber auch als Lehrer durch seine höchst instruktiven Übertragungen von Bachschen Orgelpräludien und Fugen für Klavier wie durch die Einführung großer Bachscher Klavierwerke, z. B. der chromatischen Phantasie und Fuge der G- und A-moll-Fuge, in die klavierspielende Welt hat Liszt für die Verbreitung Bachs gewirkt, wie andrerseits sein künstlerisches Schaffen selbst durch die Schreibweise des Bachschen Zeitalters beeinflußt worden ist. Die Eigentümlichkeiten des Stils seiner großen Oratorien, der „Legende von der heiligen Elisabeth“ und „Christus“, beruhen nicht zum geringsten Teil auf der Kenntnis und Benutzung alter, auch von Bach selbst schon verwendeter Formen und Ausdrucksmittel, z. B. der Fuge, die aber, wie in der Faust- und Dantesinfonie im „Prometheus“, als Ausdruck des zu Grunde liegenden poetischen Gedankens erscheint, aus dem die neue Kunstform der sinfonischen Dichtung hervorwächst.

Ich kann mir auch nicht versagen, auf die wenig bekannten Worte hinzuweisen, mit denen der Schriftsteller Franz Liszt** in seinem herrlichen Aufsatz: „Zur Goethestiftung“ (1850, V. Bd., S. 29—31) von Bach spricht und von seinem fürstlichen Weimaraner Protektor Ernst August, der, „treu der in seiner Familie erblichen Tradition, das Genie zu schützen, derselben das titanische Andenken des größten bis dahin von Deutschland erzeugten Tonsetzers hinzugefügt hat, dessen hohe Intelligenz und monumentalen Werke für alle kommenden Jahrhunderte ein Gegenstand der Bewunderung und des Erstaunens bleiben werden, wir meinen Johann Sebastian Bach.“ Auch in den Briefwechseln Liszts, deren Herausgabe wir der ausgezeichneten Leipziger Lisztkennerin La Mara verdanken,* klingt die Bewunderung Liszts für Bach wider.

Auch Richard Wagner war Zeit seines Lebens ein echter und begeisterter Verehrer Sebastian Bachs, „des wunderbarsten Rätsels aller Zeiten“, „des unbegreiflich großen Sebastian“, dessen Kulturaufgabe er in der Schrift „Was ist deutsch?“ (im zehnten Bande der „Ges. Schriften u. Dichtungen“) am herrlichsten gezeichnet hat. Aus dem Hymnus, den er seinen Hans Sachs am Schluß der „Meistersinger von Nürnberg“ zur Ehrung der deutschen Meister anstimmen läßt, geht das schon zur Genüge hervor. Außer seinem Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ ist es aber eben auch die Meistersingerpartitur, in deren Harmonik und Polyphonie der Einfluß Bachs, besonders was die Stimmführung in den Chorälen und Choralbearbeitungen des ersten und dritten Aufzugs angeht, sich am deutlichsten zeigt. Die wunderbare Polyphonie der großen Chorszenen dieses Werks und der späteren Wagnerschen Werke überhaupt zeigt allerdings auch den Fortschritt, die organische Weiterbildung der modernen Mehrstimmigkeit über die ältere hinaus, die, schon durch Beethoven angestrebt, auf dem Gebiet leiterfremder und accordfremder Tonbildungen bemerkbar wird. Freilich kann dieses Stimmgewebe der modernen dramatischen Polyphonie Wagners erst durch die ideale Klangwirkung und Ruhe einer Festspielaufführung in Bayreuth in voller Deutlichkeit wahrnehmbar werden. Auch die Rezitative der Bachschen Passionen weisen direkt hinüber auf die deklamatorische Gesangsmelodie Wagners.

Hier also gibt es in Zukunft noch aufzuklären und Versöhnung anzubahnen, den notwendigen organischen Zusammenhang der alten und neuen Kunst nachzuweisen. „Aber

* In Joh. Aibls Verlag (München) in zweihändiger Bearbeitung für Pianoforte herausgegeben.

** Gesammelte Schriften. Sechs Bände. Herausgegeben von L. Ramann (Leipzig, Breitkopf u. Härtel); übersetzt (außer Band I) von L. Ramann.

* Briefwechsel mit Hans von Bülow (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898). Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1899—1902. Vier Teile).

nur mehrere Generationen einer freieren Erziehung können die Möglichkeit jenes falschen Gegensatzes dauernd beseitigen."

Leider muß ich es mir an dieser Stelle versagen, außer an diesen beiden Hauptbeispielen Liszt und Wagner, den für die Tonkunst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bahnbrechenden Meistern, den Einfluß der Gesamtausgabe der Werke Bachs auf das Schaffen der Gegenwart näher zu beleuchten, z. B. auf die grundlegende Bachbiographie Philipp Spittas, auf die literarischen Arbeiten R. Westphals über die Rhythmik der Fugen Bachs, auf die Lyrik Robert Franz', des auch durch Herausgabe so vieler Bachscher Werke besonders verdienstvollen Meisters, auf die Instrumentalwerke von Schumann, Brahms, A. Bruckner und Rich. Strauß, auf die Passionen, Messen und Oratorien von Fr. Kiel, J. Rheinsberger, H. von Herzogenberg, A. Becker, Ph. Wolfrum, Woyrsch, auf die Orgelmusik Max Regers. Auch auf die Einwirkung des deutschen Meisters auf das Ausland, den Franzosen Saint-Saëns, den Italiener Enrico Bossi und auf Nordamerika kann ich nicht näher eingehn. In Pennsylvanien hat man im vorigen Jahre ein Bachfestival gefeiert, wie denn auch durch jenen Einfluß ganze Kunstformen, z. B. die volkstümliche Suite für Orchester und Klavier (Franz Lachner und Eugen Albert), wieder aufgelebt sind. Ist es doch gerade die Orchestersuite gewesen, in der Bach sich außer im Volksliede auch mit der volkstümlichen Stadtpfeiferkunst seiner Vorfahren am unmittelbarsten berührt, und deren urkräftige Tanzrhythmen so lebendig die Kunstübung des Volks durchdrungen haben, daß solche Suitensätze noch Jahrzehnte nach Bachs Tode in Eutritzsch, dem Leipzig benachbarten Dorfe, zur Kirmse aufgespielt wurden!* Diese Neubelebung der Suitenform auf volkstümlich-melodischer Grundlage hat im neunzehnten Jahrhundert, besonders im Auslande (Bizet, Grieg, Tschaikowsky), zu anziehenden Kunstgebilden geführt.

Die Wiederbelebung Bachscher Kunst und Kunstformen hat aber noch zwei wichtige Wirkungen gehabt, auf die wir schließlich unser Augenmerk richten müssen: erstlich hat die Bachausgabe eine wichtige Wendung im Verhältnis der neuen Zeit zur alten Tonkunst überhaupt herbeigeführt. „Soweit die musikalischen Völker eine Vergangenheit haben, suchen sie ihre großen Meister durch Neuausgaben wieder zu erwecken, die dem Muster der Bachausgabe genau oder freier folgen." Diese hat den eigentlichen Hauptanstoß gegeben zum Übergreifen der archäologischen Studien auf das Gebiet der Musikwissenschaft, zu der internationalen musikalischen Renaissanceperiode, die sich bemüht, die Tonschöpfungen der Meister der Vergangenheit, als den wahrhaftigsten Ausdruck der Kultur ihrer Zeit, auch der Gegenwart wieder mahnend vor die Seele zu führen. Nachdem sie Friedrich Chrysanders Vorgehn äußerlich und innerlich sicher gestellt und auf dem Grundsatz der Arbeitsteilung nach nationalem Prinzip aufgebaut hat, sehen wir in deutschen Sammelwerken, in den Denkmälern deutscher Tonkunst, diesem großartigen Seitenstück zu den Monumenta Germaniae Historica, in den Gesamtausgaben der Werke von Händel, Palestrina und Orlandus Lassus, Heinrich Schütz und neuer in- und ausländischer Tonmeister die Deutschen im friedlichen, von der Liebe zur Heimat, Volksstamm und Vaterland beseelten Wetteifer mit den Östreichern, Italienern, Engländern, Franzosen, Niederländern, Spaniern, Portugiesen, Schweden, Dänen und Russen. Wahrlich, ein staatliches musikalisches Museum ist hier aufgerichtet, das sich neben jeder Gemäldegalerie, neben jeder Skulpturensammlung mit Ehren sehen lassen kann! Ausgaben sind hier geschaffen, die in hohem Maße geeignet sind, den kunst- und kulturgeschichtlichen Horizont des modernen Musikers zu erweitern und auch seine soziale Stellung zu den Vertretern andrer Künste und Wissenschaften in der Gegenwart und Zukunft zu erhöhen.

Mit der bloßen kritischen Ausgabe der Partituren der alten Meister ist indessen die Arbeit der Wissenschaft erst halb getan. Sie kann nur die Bedeutung einer grundlegenden Vorarbeit beanspruchen. Sollen diese Werke, insbesondere die Sebastian Bachs, ihre

---

* Vgl. z. B. die prächtige Gavotte aus der ersten D-dur-Suite „Tableau von Leipzig im Jahre 1783" (Spitta), J. S. Bach, II., S. 501, und Neue Ausgabe von G. Wustmann (Leipzig, Hinrichs, 1902. S. 146).

wahrhafte, klingende Auferstehung erleben, sollen sie Gemeingut der musikalischen Welt in Schule und Haus, in Kirche und Konzertsaal werden, so muß mit der geschichtlichen Belebung auch ihre unmittelbare praktische Brauchbarkeit verbunden sein. Zur Erreichung dieser Absicht ist im Anschluß an die große Partiturausgabe eine Gesamtausgabe der Werke Bachs für den praktischen Gebrauch mit vollständigem Klavierauszug durch die Verlagsfirma veranstaltet worden, und, was noch wichtiger erscheint, am Tage der Vorlegung des letzten Bandes der großen Bachausgabe ist auf Antrag des hochverdienten Direktorialmitgliedes der alten Bachgesellschaft, Herrn Professors Dr. Hermann Kretzschmar in Leipzig, eine neue Bachgesellschaft ins Leben gerufen worden, welche für Bach ähnliche Dienste leisten soll wie die Shakespeare- und Goethegesellschaft für diese beiden Heroen der Dichtkunst. Ihr Zweck ist, den „Werken des großen deutschen Tonmeisters eine belebende Macht im deutschen Volke und in den ernster deutscher Musik zugängigen Ländern zu schaffen, den Zusammenschluß örtlicher Bachvereine und den Anschluß neuer Zweigvereine anzustreben“. Sie sucht diesem Zweck vor allem durch Veranstaltungen von regelmäßig wandernden Bachfesten (wie dem ersten im vorigen Jahr in Berlin gefeierten) zu entsprechen. Auf ihnen sollen solche Werke des Meisters, deren eigentümliche Schönheiten weiteren Kreisen bisher unbekannt geblieben sind, wie die weltliche „Gelegenheitsmusik“ (Kammermusikwerke, dramatische Gratulations- ꝛc. Kantaten) und die mit der ganzen Bachschen Innigkeit durchtränkten geistlichen Solokantaten und Orgelchoralvariationen, ans Licht gezogen werden, schwebende Fragen durch Klärung der „Meinungen über Begleitung, Kürzungen, Bearbeitungen, Freiheit des Stils und der Auffassung, Ersatz oder Wiedereinführung ungebräuchlicher Instrumente zum Austrag zu bringen“, endlich Mittel- und Sammelpunkt für alle Verehrer der Kunstrichtungen, die an Bach anknüpfen, zu bilden.

Die Veröffentlichungen der neuen Gesellschaft wollen in erster Linie die Hausmusik für den Meister gewinnen. Seine Lieder und Arien liegen bereits in doppelter Neuausgabe vor, für eine Singstimme mit Pianoforte (Orgel oder Harmonium) von Ernst Naumann und für vierstimmigen gemischten Chor von dem jüngst verstorbenen Franz Wüllner.



Denkmal Sebastian Bachs in Eisenach.

In zweiter Linie soll aber durch ihre Bestrebungen die Bachkritik und Bachwissenschaft vertieft und gehoben werden. Mit der Ausgabe der Meisterwerke Bachs muß eine Pflicht der kritischen Erläuterung des Notentextes, überhaupt eine wissenschaftliche Beherrschung der Bachschen Kunst Hand in Hand gehn; diese aber setzt eine vertraute Bekanntschaft mit seiner ganzen Zeit und Umgebung voraus, über die auch die Gegenwart noch ungenügend verfügt. Außer der Hebung des Schulgesangsunterrichts muß daher die musikalische Erziehung in den Konservatorien durch Einführung vollständiger Spezialkurse für alte Musik historisch-ästhetisch vertieft und überhaupt das Niveau der allgemeinen Bildung des heutigen Fachmusikers, Künstlers, Dirigenten, Lehrers, Kritikers und Dilettanten erhöht werden. Vereinzelte Anfänge sind allerdings schon gemacht worden durch die Königl. Hochschule für Musik in Berlin und besonders die von J. Haberl begründete Regensburger Kirchenmusikschule, die den Vortrag des strengen a capella-Stils der Palestrina-Epoche ausbildet; Anschauungen, die für die späte-

ren sogenannten cäcilianischen Bestrebungen maßgebend wurden, und die übrigens auch von Richard Wagner in seinem zu wenig bekannten „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen“ schon 1840 vertreten worden sind.*

Die neuste Zeit zeigt jetzt Ansätze zu jener Vertiefung musikgeschichtlicher Erkenntnis auch im Wirken Gevaerts, der am Konservatorium zu Brüssel die Behandlung außer Gebrauch gekommener Instrumente lehrt, und Mottls, der in Karlsruhe eine planvolle periodische Pflege der Werke Bachs, insbesondere der unbekannten Kirchenkantaten, mit Sängern des Hoftheaters unternommen hat.**

Doch sind dies erst eben nur Anfänge, deren Weiterführung lebhaft zu wünschen ist.

„Dem höchsten Gott allein zu Ehren,
Dem Nächsten, draus sich zu belehren“

schrieb Bach auf das Titelblatt seines Orgelbüchleins für seinen Lieblingssohn Friedemann. Aber dieser pädagogische Wert der Kunst Bachs wird leider noch unterschätzt. Ein tief beklagenswertes Mißverhältnis, ein durchaus unbegründetes Mißtrauen der praktischen Musiker gegen die Musikforscher, die doch, wie das Beispiel Chrysanders beweist, zugleich selbst auch hervorragende Praktiker sind oder sein sollen, begegnet dem Forscher, wenn er mit dieser Belehrung durch Bach Ernst machen will. Hier stoßen sie auf Unbekanntschaft mit den Stilgesetzen für den Vortrag der gesamten Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, mit den Lehrbüchern der Theoretiker, an denen sich das Stilgefühl hierfür erst heranbilden muß, wie Quanzens vorbildlicher „Versuch einer Anweisung, die Flöte traversiere zu spielen“ (1752), oder Agricola-Tosi: „Anleitung zur Singkunst“ (1757), zu denen wir auch Richard Wagners grundlegende Schrift „Über das Dirigieren“ (1869) rechnen dürfen.***

Soll hierin die musikalische Bildung hinter den Anforderungen der Gegenwart, die sich um die Hebung dieses Stilsgefühls in der bildenden Kunst und dem Kunstgewerbe so eifrig bemüht, noch länger zurückbleiben? Gewiß nicht. Wir sollten vielmehr künftig über Grundfragen der alten Praxis, wie z. B. das Accompagnement, die Aussetzung des Generalbasses, die Ergänzung des ein- und zweistimmigen Klaviersatzes der Bachschen Zeit,* die dynamisch genaue Ausarbeitung des Vortrags, die Gesangsmanieren, wie der in den Kirchenrezitativen zur Erhöhung des Ausdrucks vielfach angewendete Vorschlag (Accentus), ferner über die freie Verzierung und Variierung der alten Gesangs- und Instrumentalmelodien, das Echo, die stilgerechte Besetzung des Orchesters usw. — über das alles sollten wir bei Herausgabe von Klavier- und Orchesterwerken und beim Studium der Partituren jener Zeit besser Bescheid wissen und uns mit den Quellen für ihre Erkenntnis vertraut machen. Dann würden auch die Klagen über die angebliche Armut und Eintönigkeit, das „zweibeinige Geklapper“ der alten Klaviermusik, über die sogenannte Langweiligkeit der Händelschen Arien aufhören, man würde nicht mehr auf Bach, „den gelehrten musikalischen Rechenmeister und Fugenschmied“, dessen Musik „eigentlich nur eine Folge von Sequenzen“ sei, mit überlegenem Lächeln herabsehen; wir würden immer klarer den gottbegnadeten Tondichter erkennen, von dessen Fugen wirklich, wie schon sein Schüler Kirnberger sagte, keine der andern gleicht, dessen Tonsprache den Ausdruck des zumal der großen deutschen Musik eigentümlichen Erhabenen redet, dessen Geist die zeitgenössische Form der Gebundenheit wunderbar durchdringt, der im Ausdruck herber Größe, des Zart- und Tiefleidenschaftlichen unerschöpflich ist, und dessen Seelenkunst, aus innerstem Drange geboren, Erlebnisse, das tiefste, wahrhaftigste Schauen seines Schöpfers kündet. In ästhetischer Hinsicht gereift, würden wir, losgelöst von dem öden

* Ges. Schriften, Volksausgabe, Bd. II, S. 233 ff., u. Dr. Arthur Seidl, Wagneriana I (Berlin, Schuster u. Löffler, 1901), S. 47 ff.

** Vgl. G. Schönaich, „Zur Erneurung Bachs.“ Kunstwart, erstes Juliheft 1902.

*** Rich. Wagner, Gesammelte Schriften (Leipzig, E. W. Fritzsch). Volksausgabe Bd. VIII.

* Der sog. Urtext klassischer Musikwerke, den man neuerdings herausgibt, ist, so wünschenswert er auch erscheint, „schon um einen etwaigen Verlust der Autographen und sonstiger Unika durch unglückliche Zufälle leichter verschmerzbar zu machen, doch nur zuverlässiges Quellenmaterial, an dessen Bearbeitung Musikwissenschaft und Praxis ihre Kräfte zu setzen haben“ (C. Reinecke, Zur Wiederbelebung der Mozartschen Klavierkonzerte, Leipzig, Gebrüder Reinecke: Riemann a. a. O. S. 144).

Formalismus eines Hanslick, durch Schopenhauer, Wagner, Friedrich von Hausegger zu einer metaphysisch-psychologisch vertieften Erfassung der erhabenen Kunst des Meisters vordringen, während wir uns bisher meist nur mit der Bewältigung ihrer technischen Schwierigkeiten zufrieden gaben; wir würden in Instrumentalwerken, wie dem gewaltigen D-moll-Klavierkonzert, das man mit Recht eine IX. Sinfonie im kleinen genannt hat, das Wesen der Musik als eine „Offenbarung des innersten Traumbildes vom Wesen der Welt selbst“, als das „unaussprechlich tönende Geheimnis des Daseins“ ahnungsvoll empfinden! Aber auch ein guter Engel, ein Mittel des Trostes, der Erbauung, der Erhebung würde uns die Musik des herrlichen, tiefsinnigen und tiefinnigen Meisters immer mehr werden können. Neben der ethisch-pädagogischen Würdigung von Bachs Kunst als Volkserziehungselement soll er auch, als der größte Meister der christlich-protestantischen Tonkunst, als der große Geistesverwandte Martin Luthers, künftig in noch viel umfassenderer Weise zur Hebung des liturgischen Geistes unsrer Kirchenmusik und dadurch zur Stärkung des christlich-religiösen Empfindens beitragen. Oder sollte dazu in unserm naturwissenschaftlich-atheistischen Zeitalter, in dem das Christentum und die Musik als ein Überrest einer angeblich überwundenen Weltanschauung nur noch geduldet wird, auch die heilige Tonkunst des „Kantors der Kantoren“ und all der herrlichen alten Sänger nicht mehr fähig sein? Wir müssen unsern ganzen glaubensfreudigen Idealismus zusammenraffen, um hierin nicht zu verzagen! Leben wir doch in einem Zeitalter des schon von Schiller* verurteilten Nützlichkeitsdogmas, pietätloser Nichtachtung des altehrwürdig Überkommenen.

Doch wir wollen nicht alles Vertrauen zum guten Geiste unsres Volkstums verlieren, „wollen wir hoffen!“ Der urgesunde deutsche Genius der Bachschen Kunst, der „Antimelancholismus“, wie Sebastian auf das Titelblatt des seiner geliebten Gattin Anna Magdalena gewidmeten Klavierbüchleins schrieb, soll uns trösten und seine bannende und beseligende Macht ausüben gegen alle Dämonen unsrer Zeit. Er wird auch immer stärker die von der Wissenschaft neubelebten kirchlichen Tonwerke, voran die zweihundert Kantaten, im Rahmen der gottesdienstlichen Ordnung als tönende Offenbarungen des göttlichen Worts zu neuem, wahrem Leben erwecken. Diese Aufgabe lösen zu helfen, ist das heiligste Vermächtnis, dessen Erbschaft das zwanzigste Jahrhundert von dem vergangenen überkommen hat. Bereits ist durch des greisen Freiherrn von Liliencrons „Chorordnung“, die eine neue Blüte der evangelischen Kirchenmusik anstrebt, ein hoffnungerweckender Anfang gemacht worden. Möge die Musikwissenschaft im Bunde mit der Theologie an der Pflege dieses edelsten Erbes der Bachschen Kunst, das ihren Ewigkeitswert am höchsten offenbart, mitzuarbeiten allzeit sich erfolgreich bemühen.

---

* Über die ästhetische Erziehung des Menschen. Zweiter Brief.

Das bist du

Erzählung

von

Isolde Kurz

Am Hofe von Montefeltro herrschte Bestürzung. Es waren nächtlicherweile verschiedene geheimnisvolle Verhaftungen vorgenommen worden, und unter den Gefangenen befand sich der Neffe des regierenden Herzogs. Man sprach von einer Palastverschwörung, an deren Spitze Herr Gastone gestanden haben sollte, und sein Geschick bekümmerte alle Herzen, denn der junge tapfere Prinz, der unter den Augen der Montefeltriner aufgewachsen war, genoß das allgemeine Zutrauen, während man es dem Oheim noch immer nicht vergessen hatte, daß er vor dreißig Jahren an der Spitze einer fremden Söldnerschar, das Schwert in der Faust, in die Herzogsburg eingezogen war.

Um das mißtrauische, grüblerische Wesen des alten Herrn zu sänftigen, hatten seine Räte ihn erst kürzlich bewogen, ein junges Weib zu freien; aber die Hoffnungen, die sich an diesen Ehebund knüpften, sollten schneller verwelken als die zur Vermählung geflochtenen Kränze.

Schon beim Hochzeitsturnier hatte das Unheil begonnen, als der neuvermählte Herzog, der vor der jungen Gattin noch einmal die Kraft seines unbesiegten Armes hatte erproben wollen, von dem eignen Neffen in den Sand gestreckt worden war, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Zwar hatte die eiserne Natur des Herzogs sich wieder aufgerafft, und die Freudenfeste mußten ihren Fortgang nehmen, aber mitten hinein fiel die Entdeckung des Komplotts, und seitdem lebte der ganze Hof in Zittern. Der Herzog war finstrer und unzugänglicher als je, die junge Herzogin lag schwer erkrankt danieder, — aus Schreck, so hieß es, über die Gefahren, in denen der Herzog geschwebt hatte.

Ganz leise aber und nur in abgerissenen Andeutungen wurde noch etwas völlig andres gemunkelt: daß Prinz Gastone in den Gemächern der Herzogin verhaftet worden sei, und daß die schöne Fiordalisa schwerlich von ihrer Krankheit genesen werde.

Aus den verborgensten Räumen des Schlosses drangen unheimliche Gerüchte von Folter und Bluturteilen an die Öffentlichkeit und erregten im Volke einen dumpfen Schrecken.

Um jene Zeit hielt sich ein Fremder in Montefeltro auf, der, wie es hieß, aus dem fernen Osten gekommen war, und der bei allen öffentlichen Vorgängen als stiller Beobachter gesehen wurde. Er aß kein Fleisch, ging stets in weißen seidenen Gewändern und sollte im Besitze magischer Geheimnisse sein.

Der Fürst ließ den Fremden vor sich rufen und sagte: „Ich weiß, daß man in deiner Heimat verborgene Wissenschaften und vielerlei geheime Künste kennt. Willst du dir meine Gunst erwerben, so nenne mir die schärfste und langsamste Qual, mit der ich einen Verbrecher zu Tode foltern kann."

Der Fremde sah dem Fürsten ruhig ins Gesicht und antwortete ohne Besinnen: „Laß

ihn die Größe seines Verbrechens erkennen und übergib ihn seinem eignen Gewissen."

Der Fürst lachte zornig auf. „Bei euch gibt es also ein Gewissen! Hierzulande weiß man nichts von einem solchen Ding. Die grauen Haare seines Oheims verspotten, das gilt dem Jüngling hier für ein Heldenstück, nicht für eine Schmach. Höre: ein Blutsverwandter hat mich in meinem Teuersten gekränkt, und ich kann nicht wieder froh werden, ehe die Beschimpfung gerochen ist. Ich habe über die größte Marter nachgedacht und keine gefunden, die meinem Zorn genugtut. Darum rief ich dich, denn ihr Männer des fernen Ostens steht den Geheimnissen der Natur näher."

„So wirst du auch ferner keine finden, die dir genugtut," entgegnete der Fremde. „Denn durch keine Marter kannst du das Verbrechen selbst oder den, der es begangen hat, aus der Welt schaffen. Darum ist es deiner Weisheit einzig würdig, zu verzeihen."

„Daß ich das Geschehene nicht ungeschehen machen kann, weiß ich. Aber warum sagst du, ich könne den Verbrecher nicht aus der Welt schaffen? Hängt sein Leben nicht am Hauch meines Mundes?"

Der Fremdling schüttelte mit stillem Lächeln das Haupt.

„Wie? Ich, Gianpaolo, Herzog von Montefeltro, kann meinen Todfeind, der in meiner Gewalt ist, nicht aus der Welt schaffen?"

„Niemand kann das, o Herr," antwortete jener gelassen.

„Bei Christi Blut!" rief der Herzog mit heftiger Gebärde, „hier vor deinen Augen will ich ihn zerschmettern, gleich wie ich jetzt diese Lampe zerschmettre, daß sie nie wieder einen Schein gibt."

Der andre sagte mit seinem ruhigen Lächeln: „Die Lampe hast du wohl zerschmettert, aber nicht das Licht, denn das Licht ist überall, wo es brennt, dasselbe Licht und existiert auch noch für sich im All. Du kannst deinen Gefangenen nicht töten, denn der Gefangene, den du töten möchtest, der — bist du selbst."

„Mensch, du redest Tollheit."

„Ich rede Wahrheit, Fürst, die dem Uneingeweihten Tollheit scheint. Der Gefangene ist dein Neffe, dein Bruder, dein Vater, dein Weib, und er ist du selbst."

Der Herzog sah ihn eine Weile scharf an, dann verzog er höhnisch die Mundwinkel. „Mein Lustigmacher ist vor ein paar Tagen gestorben. Ich habe ihm keine Träne nachgeweint, denn er fing in letzter Zeit an, langweilig zu werden. Du kannst an seine Stelle rücken, ich sehe, daß du mir eine ganz neue Art von Unterhaltung bereiten wirst. Ich bin also selbst mein Neffe Gastone und habe mich selbst beleidigt, als ich mich ins Zimmer der Herzogin schleichen wollte? Ich brauchte nur mich selbst aus dem Wege zu räumen, so wäre der Frevel gesühnt?"

„Nicht also, Fürst, kein Frevel wird gesühnt durch Blutvergießen; ich hab' es dir schon gesagt, du müßtest die ganze Menschheit vernichten, denn die ganze Menschheit ist die Schuldige. Und auch dann würde, was dich kränkt, noch fortbestehn, denn, wie du vorhin richtig sagtest, das Geschehene kann niemals aufhören, geschehen zu sein."

Jetzt wurde der Fürst nachdenklich. „So wunderlich deine Reden klingen," sagte er nach einer Pause, „sie haben einen Kern von Wahrheit. Sprich weiter, erkläre deutlicher, was du sagen willst."

„Erinnerst du dich des fremden Sängers," begann der Morgenländer wieder, „der vor wenigen Wochen dir vor versammeltem Hofe die Taten des großen Alexander vortrug? Ich stand mit verhülltem Haupt unter dem Hofgesinde ganz unten an der Saaltür, nicht um den Sänger zu hören, sondern um dich zu sehen, denn ich wußte, du würdest mich einmal rufen lassen, und ich wollte deine Züge kennen lernen."

Der Herzog nickte.

„Ich behielt dich fest im Auge," fuhr der Fremde fort. — „Warum färbte sich dein Angesicht, als er die Schlacht am Granikus sang? Warum trieb dir Alexanders Großmut gegen die Familie des Darius Tränen in die Augen? Warum wurdest du bleich, als du vom Tode des Klitus hörtest? — Weil du selbst der Held dieser Gesänge bist."

„Wie, ich bin Alexander der Große?"

„Du sagst es."

„Und bin vielleicht auch der trunkene Klitus?"

„Du sagst es."

„Ich bin der große Alexander, bin der Säufer Klitus, bin der heimtückische Prinz Gastone und bin zugleich ich selbst, Gianpaolo, Herzog von Montefeltro?"

„Du bist das alles," antwortete der Weise.

„Und du — du bist ein Narr!"

„Höre mich, Fürst. Wenn du nicht die Großmut Alexanders in deinem Herzen fühltest, nicht seine Tapferkeit, wie könnte die eine dich begeistern, die andre dich rühren? Wie könntest du ein Lied verstehn, das von seinem Zorn und seiner Reue handelt, wenn nicht beides in dir wäre? In einem Menschenleben haben so wenig Dinge Raum, und doch umfaßt ein Menschenbewußtsein das Bewußtsein aller Lebenden und aller Toten. Du verstehst die Taten, die der Fürst von Montefeltro nie getan hat, durchschaust Dinge, die er nicht erlebte. Wie könntest du das, wenn du nicht in allen wärest und alle in dir? Betrachte jegliches Lebendige um dich her, und angesichts jegliches Lebendigen sage zu dir selber: Das bist du."

Der Fürst versank in ein langes, grübelndes Schweigen. Plötzlich sagte er auffahrend: „Sprich weiter."

Der Morgenländer begann wieder: „Eure Religion lehrt, daß alle Menschen Brüder seien. Das ist ein edles Wort, aber für die Menschlichkeit nicht genügend. Denn wenn euer Bruder euch erzürnt, so tötet ihr ihn, und euer heiliges Buch selber beginnt mit einem Brudermord. Ihr alle nennt euch die Abkömmlinge des Brudermörders. Wir aber lehren eine noch reinere und tiefere Lehre — wer die begriffen hat, der kann kein Böses mehr tun: alle Menschen sind ein und derselbe Mensch. Vor der höchsten Gerechtigkeit gibt es keine ungestraften Frevel: wenn du deine Hand erhebst gegen deinen Feind, so triffst du dein eignes Angesicht, denn der Beleidiger und der Beleidigte sind einer."

„Mensch, ich verstehe dich nicht. Als ich den Qualen meines Feindes zusah, da freute ich mich und spürte keinen Schmerz, wie ich doch gemußt hätte, wenn ich eins mit ihm wäre."

„Wahr. Aber wir besitzen auch geheimnisvolle schmerzbetäubende Mittel; wem wir die eingeben, dem kann man den Arm abschneiden, die Zunge durchbohren, ohne daß er es empfindet. So lagst auch du in Betäubung und fühltest nicht, was an deinem Leibe geschah, als du den Gehaßten quälen ließest; aber erwache, so wirst du alle seine Schmerzen fühlen. Dieses Betäubungsmittel, dieses Nichtbewußtsein nennt man das Ich, aber glaube nur nicht, daß dadurch der Schmerz genommen sei, er wütet weiter, und an der Pforte des Bewußtseins erwartet er dich."

Über diesen letzten Worten war der Fürst unruhig geworden. „Das klingt wie eines Tollen Rede," sagte er, „und doch — es ist etwas darin, das mich zwingt, dir zuzuhören. Mach es mich fühlen und mit Händen greifen, daß ich eins bin mit meinem Beleidiger, wenn du nicht als ein Verrückter eingesperrt werden willst."

„Was du verlangst, ist schwer, aber ich werde suchen, dich zu befriedigen. Setze dich und sieh mir unverwandt in die Augen."

Der Herzog tat, wie ihm geheißen war. Sobald er die Blicke fest in die ruhig glänzenden Augen des Morgenländers gesenkt hatte, legte sich der Sturm in seiner Brust. Er fühlte eine geheimnisvolle Macht, die ihn fest und tief umspann und über sich selbst hinausrückte. Aber er wehrte sich, er wollte sich losreißen von dem Banne dieser glänzenden Augen, um sein Ich, das er wegschwinden fühlte, festzuhalten. Doch die Augen gegenüber ließen ihn nicht mehr los, sie zückten gegen ihn heran und bohrten sich wie mit blinkenden Widerhaken in die seinigen. Ihr Glanz wurde immer mächtiger, sie vergrößerten sich und rückten näher zusammen, bis sie nicht mehr zwei waren, sondern nur noch ein einziges, eine runde durchleuchtete Kugel von ungeheurer Größe und unerträglichem Licht wie eine strahlende Himmelssphäre.

Der Herzog machte noch einen Versuch, die seinigen zu schließen, aber er vermochte es nicht, und bald konnte er auch nicht mehr wollen. Sein Ich war auf den engsten Punkt zusammengezogen. Dann verlor er auch das Körpergefühl und das Bewußtsein seiner Person. Allmählich schwächte sich die Lichtempfindung, bis sie ganz geschwunden war und eine graue Dämmerung ihn umfing, worin gar nichts zu unterscheiden war.

Aber dennoch war etwas Geistiges in ihm wach geblieben, und dieses dehnte sich über

den ganzen Weltraum aus. Dann schien es ihm, daß ein Kopf sich über ihn neigte, und daß eine Stimme ihm ins Ohr raunte, doch die Worte verstand er nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Erst nach längerer Weile verdichteten sich die Elemente seines Wesens wieder zu etwas Festem, Körperhaftem, das sich um einen Zentralpunkt sammelte. Das Ichgefühl kehrte zurück, aber es war ein von dem früheren ganz verschiedenes. Er fühlte leichte, jugendliche Glieder, und ein innig-leidenschaftlicher Wille führte ihn. Es schien ihm, als eilte er nach einem Ort, wohin heftige Sehnsucht ihn zöge. Eine Gartenmauer tauchte vor ihm auf, die er geschmeidig wie eine Katze zu erklettern glaubte.

„Dort bei den Cypressen steht sie," sagte eine Stimme neben ihm. Da sprang er hinab und schloß eine weibliche Gestalt, die sich ihm entgegen bewegte, in die Arme. Sie lag an seiner Brust, als wäre sie mit ihm zusammengewachsen, Lippen preßten sich auf Lippen, und er fühlte zwei eiskalte zitternde Hände, die sich um seinen Hals verschlangen.

Das alles geschah dem traumentrückten Herzog so wirklich und überzeugend wie nur je ein Ereignis seines eignen Lebens. Er war sich völlig klar über das Verhältnis, in dem sein neues Ich zu diesem Mädchen stand. Auch daß sie ihn Gastone nannte, entsprach der Vorstellung, die er von sich und den Dingen hatte. Er war ja der junge tapfere Prinz, von dessen Ruhm die Lieder sangen, und sie seine Fiordalisa, seine ihm verlobte Braut, die er binnen wenigen Wochen vor den Altar führen sollte. Nur ihre eiskalten Hände und das Zittern ihrer Glieder waren ihm befremdlich.

„Was fehlt dir, was bekümmert dich?" glaubte er zu fragen, während aus seinem Munde abgerissene, lallende Laute kamen.

Da schlug es wie Stimme des Gerichts in seine Ohren: „Nimm Abschied auf ewig von ihr, du wirst sie niemals wieder in die Arme drücken. Ihre Brüder — der Herzog — man entreißt sie dir."

Der Schläfer stöhnte wild auf.

„Wer kann es wagen? Habe ich nicht ein Schwert? Wissen sie nicht, wie ich heiße?"

„O stille, Prinz, stille! Einer kann es wagen, einer, der alles kann, der Herzog selbst. Dein Oheim wirbt um sie, sie ist die Braut des Herzogs."

Ein Schrei der Wut rang sich aus der Brust des Träumenden. Seine Blume, seine Fiordalisa dem Herzog, seinem Oheim, dem alten Mann! War das der Lohn für die Siege, die er ihm erfochten hatte, für die Narben, die er um seinetwillen trug?! Hatte nicht der Alte noch erst kürzlich die Verlobung des Neffen mit einer Landestochter gebilligt, weil sie den Zwecken der Politik entsprach? Und nun kam er selbst, der unersättliche Greis, der alles an sich riß, was ihm gefiel, und streckte die Hand nach seinem Kleinod aus. Durfte der Herzog so aller Ehre und Treue vergessen, wo gab es dann noch eine Sohnes- und Untertanenpflicht, die heilig war?

Diese Vorstellungen folgten sich mit Blitzesschnelle im Geiste des Träumers, und er war so völlig eins mit seinem neuen Ich, daß jener Oheim ihm als der hassenswerteste aller Menschen erschien.

„Ich leide es nicht," röchelte er mit wuterstickter Stimme. „Fiordalisa folgt mir — ich führe sie fort — weit fort —"

„Umsonst, Prinz, Ihr seid von Spähern umstellt, und Fiordalisa ist die Gefangene ihrer Brüder, bis der Herzog sie heimführt."

„Das soll er nicht! Eher strecke ich ihn tot zu Boden. Ich rufe mein Kriegsvolk, ich stürme die Burg — Blut soll fließen, *sein* Blut." Er ballte die Fäuste, und seine Zähne knirschten wild aneinander.

„Ergebt Euch, Prinz, die Macht ist sein. Seht Eure Fiordalisa, die im Schmerz erstarrt, und sagt ihr Lebewohl, ihr seid einander auf ewig verloren."

Mit lautem Schluchzen streckte er die Arme nach der Geliebten aus. Da ertönte ein Pfiff durch die Dunkelheit, und aus der Ferne rief eine gedämpfte Stimme: „Trennt euch! Ihr seid belauert, sie kommen!"

„Bleib, bleib," stammelte der Träumende und wollte die Geliebte festhalten, aber seine suchenden Arme griffen in die leere Luft. Fiordalisa war verschwunden, er stand in Nacht und trostloser Einsamkeit. Schon vernahm er Tritte und Waffenklirren in seiner

Nähe, und er tastete wild nach seinem Schwert. Aber die Stimme, die sein Leben regierte, raunte ihm dringend zu: „Tor, du bist ja waffenlos. Fort, fort, verkrieche dich in dem Gebüsch, sie dürfen dich nicht finden, sonst ist es um euch beide geschehen."

Wer das gesehen hätte von den Kämmerern draußen im Vorzimmer, wie in diesem Augenblick der Herrscher von Montefeltro auf höchsteignen Knien sich hinter den Fenstervorhang verkroch, der ihm als eine scharfe, seine Glieder ritzende Dornenhecke erschien!

— — — — — — — — — — — — — —

Dann umspann ihn tiefe, drückende Finsternis. Er wußte wenig von sich, nur daß ihm das Beste genommen und daß sein Leben wertlos geworden war. Jene Stimme sprach noch immer auf ihn ein, er verstand nicht, was sie sagte, aber es war, als ob alles, was er dachte, von der Stimme ausginge, als ob sie ihm eingäbe, was unmittelbar darauf geschehen mußte. Und dennoch folgten sich die Ereignisse auf das natürlichste, jeder Vorgang entsprang aus einem andern wie das Küchlein aus dem Ei.

Er fand sich in der geschmückten, von Kerzen strahlenden Kirche. Weihrauch und Blumenduft drangen verwirrend auf ihn ein. Dicht umgaben ihn die Reihen der Höflinge in Festgewändern, die im Mittelschiff Spalier bildeten; in den Seitenschiffen drängte sich die Menge Kopf an Kopf. Vor dem Altar stand die Braut, er sah sie neben dem Herzog niederknien und den Ring empfangen, der sie zur Herzogin machte.

Sieh, wie schnell sich ein Weib ergibt, wenn eine Krone zu gewinnen ist, flüsterte eine häßliche Stimme in ihm, und er gab einen dumpfen, grollenden Zorneslaut von sich wie ein gereizter Löwe.

Aber nun kehrte sie ein ganz entstelltes Gesicht herüber, und ihre angstvollen Augen schienen zu sagen: Vergib mir, ich konnte ja nicht anders. — Vor diesem Blicke schwand der Groll, und die heiße, unbezwingliche Liebe quoll mächtiger als je empor.

„Fior—da—lisa!" stöhnte der Schläfer qualvoll in abgebrochenen Lauten.

Da erbrausten gewaltige Orgeltöne, die Schar der Höflinge setzte sich in Bewegung und schwemmte ihn wie eine Welle hinter den Neuvermählten zur Kirche hinaus.

Dort wurde sie hingeführt, und er mußte es geschehen lassen! Daß er sich nicht auf den gekrönten Bräutigam werfen und ihn in Stücke reißen konnte! Die ohnmächtige Wut preßte ihm ein Brüllen aus wie einem verwundeten Raubtiere. Er wand und krümmte sich in seiner Pein, er knirschte mit den Zähnen, biß in die geballten Fäuste, bis seinem grimmigen Schmerz allmählich die bestimmten Vorstellungen entschwanden und ihn ein grauer Ozean von Jammer, das Elend der ganzen um ihr Glück betrogenen Menschheit, umfing.

Erst als die Stimme wieder zu reden anhob, formten sich neue Bilder in seinem Geiste.

„Unglücklicher, was hast du gethan! Du hast deinen Herzog und Oheim verwundet. Da tragen sie ihn ohnmächtig hinaus."

Alsbald sah er sich in einer festlichen Arena voll schön geschirrter Rosse und geharnischter Reiter, er erkannte die teppichbehangene Tribüne mit den geschmückten Damen, darunter Sie in herzoglichem Pomp, seine bleiche abgepflückte Lilie, und sein Herz zog sich in einem neuen, noch nie gefühlten Mitleidsweh zusammen bei ihrem Anblick. Durch die Reihen der Damen ging eine erschrockene Bewegung, sie drängten sich alle nach vorn und spähten ängstlich über die Balustrade, denn unten wurde eben der neuvermählte Herr von dem bestürzten Hofgesinde wie leblos aus den Schranken hinausgetragen.

Was war geschehen? Hatte er ihn absichtlich töten wollen, war's nur die blinde Wut der Verzweiflung gewesen, daß er ihn mit diesem wuchtigen Stoß in den Sand gestreckt hatte, um ihm das Küssen und Kosen zu vertreiben? Gastone wußte es selber nicht, er war vom Roß gesprungen und starrte zu der Tribüne hinauf, wo Fiordalisa zitternd von ihren Damen weggeführt wurde.

— — — — — — — — — — — — — —

Schnell wechselte das Bild.

Es war Abend. Eine Zofe der Herzogin streifte an ihm vorüber, sie lud ihn mit den Augen nach einer Stelle im Garten und flüsterte ihm dort eine Botschaft zu. Fiordalisa wollte die Verwirrung, die des Herzogs Unfall erregt hatte, benutzen, um ihn zu

sprechen; sie war allein in ihren Gemächern und erwartete ihn. Ihrem Ruf konnte er nicht widerstehn. Er wollte hören, was sie ihm zu sagen hatte, und dann weit hinweg fliehen, sie niemals wiedersehen. Oder nicht? Was wollte er denn? An sich reißen, was ihm von Rechts wegen gehören sollte, was ihm mit Gewalt entrissen worden war? Er wußte es selber nicht; schwindelnd folgte er dem Mädchen über Gänge und Treppen und hatte schon die Tapetentür erreicht, die ins Zimmer der Herzogin führte, als sich ein schwerer Arm auf den seinigen legte. Ha, da stand er schon wieder auf seinen Füßen, der schreckliche Greis, er hatte seine Ohnmacht abgeschüttelt und sah ihn aus starren, unheildrohenden Augen an.

Im nächsten Augenblick war der Prinz von den Wachen umringt, entwaffnet und gefesselt. Dann lag er allein in einem dunkeln Gefängnisloch. Doch nicht lange, so vernahm er Schritte, die schwere Eisentür ging knarrend auf, Fackelschein fiel in das Verlies, und der Herzog erschien auf der Schwelle. Zwei Knechte begleiteten ihn, scheußliche Gestalten, wie von der Natur zum Henkershandwerk geschaffen.

„Bleibe fest," raunte ihm die Stimme zu. „Er wird dich fragen, ob du aus eigner Kühnheit oder geladen den Weg zu Fiordalisas Zimmer gefunden hast. Sei standhaft und rette die Herzogin."

Der Träumer straffte jeden Nerv zum Widerstand. Er murmelte mühsam unverständliche Worte. Ein dumpfes, furchtbares Ringen ging in seinem Geiste vor sich, der nicht zu denken vermochte und sich doch bewußt war, daß er eine Antwort finden mußte, um die Geliebte zu retten. Es war ihm, als stritte er sich mit der Zofe, die als Zeugin gegen ihn vorgeführt würde, und als nennte er sie eine Lügnerin.

„So schreib es dir selber zu, wenn ich schärfere Mittel anwenden muß," hörte er die Stimme seines Oheims sagen, und kaum gedacht, war schon das Entsetzliche zur Wirklichkeit geworden.

Die Knechte hatten sich auf ihn gestürzt, sie schnürten ihm die Arme fest, und vor den kalten, grausamen Augen des Herzogs wurden ihm unter unsäglicher Pein die Glieder auf der Folter auseinander gerenkt. Angstschweiß quoll von des Träumers Stirn, stöhnende, gräßlich gurgelnde Laute kamen aus seinem Hals, aber über all der Qual schwebte siegreich die große, allmächtige Liebe.

Für dich, Fiordalisa, für dich! —

Dann verwirrte sich sein Bewußtsein, und gleich darauf fand er sich allein, der Qual entrückt, bei verlöschender Ampel, mit gebrochenen Gliedern auf einer harten Lagerstatt.

„Nun ruhe," sagte die Stimme, und oben an der Decke löste sich etwas Schweres ab, das langsam auf ihn niedersank und ihn mit einem dichten Geflecht umspann. Ein Fluch gegen den Tyrannen war sein letzter Gedanke, dann entschlief er ohne Traum.

* * *

Als der Herzog wieder zu sich kam, war der Rest des Tages und eine ganze Nacht verflossen, und ein neuer Tag brach soeben an. Der Mann aus dem Morgenlande war verschwunden, und er selber war wieder der Herzog von Montefeltro. Aber er war es nur durch den Dienst seiner Wachen und den Gruß seiner Hofleute. In seiner Seele war noch der Traumwille durch das wache Bewußtsein hindurch tätig und versetzte ihn in den allerwunderlichsten Zwiespalt, denn noch immer haßte er diesen Herzog Gianpaolo, der er nun wieder selber war, und zugleich peinigte ihn die unerträgliche Empfindung, sich selbst in den Gegenstand seines Hasses verwandelt zu finden. Es tat ihm leid, nicht mehr der junge Gastone mit seiner Liebe und seinen Schmerzen zu sein, und die ganze Welt erschien ihm alt und kalt. Er wußte nicht, wohin er gehörte, noch was er wollte.

Erst nach vielen Stunden wuchs er allmählich wieder in sein altes Ich zurück, aber er konnte seine alten Leidenschaften nicht mehr empfinden, und seine Energie war gänzlich aufgehoben. Das Geschehene erschien ihm in einem völlig andern Licht, und je mehr er sich die Zustände, die er soeben durchgemacht hatte, zurückrief, desto unmöglicher wurde es ihm, auch nur noch eine Spur von Groll gegen seinen Neffen aufzubringen.

Als er mit sich ins reine gekommen war, ließ er den Morgenländer aufs neue rufen. „Es ist dir gelungen," sagte er, „mich auf Stunden zu dem zu machen, den ich haßte, und ich sehe jetzt, seine Schuld wiegt federleicht gegen seine Leiden. Wohlan, er werde frei, und die ganze Strafe falle auf die Verführerin."

„Herr," antwortete jener, „du bist gerecht und weise, aber ehe du ein Urteil sprichst, tue noch einen letzten Blick in das Wesen der Dinge."

Er ließ ihn niedersitzen und versetzte ihn durch festes Anblicken und Streichen über die Stirn aufs neue in den Zauberschlaf.

Diesmal schloß sich der magische Kreis noch viel schneller um den Herzog als das erste Mal, und als die Stimme wieder zu murmeln begann, fühlte er seine Glieder von einem langen faltigen Gewand umflossen und seine Brust in einen hohen Schnürleib eingezwängt. Sein Kinn deuchte ihm glatt und seine Haare in lange Flechten aufgewunden.

Es war gut, daß keiner seiner Hofleute ihn sehen konnte, wie er züchtig dasaß, bemüht, die Spitze des Fußes unter dem vermeintlichen langen Gewande zu verbergen.

„Was machst du, Fiordalisa?" fragte der Magier laut.

„Ich sticke," antwortete der Herzog mit einer hohen und feinen Stimme, und er bewegte die Hände zierlich und vorsichtig, als ob er mit Bedacht seidene Fäden durch einen Stickrahmen zöge.

„Woran denkst du?" fragte die Stimme weiter.

„An Herrn Gastone," kam die leise, zögernde Antwort, und ein verklärtes Lächeln ging über die Züge des greisen Herrschers. Er fühlte sich ganz zum Weibe geworden. Ein dumpfer Zustand umgab ihn, in dem jeder Wille aufgehoben und jede Bewegung durch den Zwang der Sitte gehemmt war.

Die Zeit schien endlos unter den Stichen seiner Nadel, sie brachte keine Taten, keine Ereignisse. Nur wie ein fernes Licht schien in diese Dämmerwelt der Name des Verlobten, von dessen Ruhm ganz Montefeltro widerhallte. Um ihn drehten sich die Gedanken der Braut in einer stillen, stetigen Bewegung; das ganze Leben war nur ein Warten auf die Zukunft, die sie von ihm empfangen sollte.

Unter dem Gemurmel der fernen Stimme erwachte in dem Schläfer allmählich das deutlichere Bewußtsein seines Ichs. Als Fiordalisa erkannte er sich im Frauengemach, von dienenden Mädchen umgeben, die ihm den Stickkorb reichten, das Garn wickelten und der Errötenden zuflüsterten, daß soeben Prinz Gastone am Haus vorüber reite. Der Träumer machte eine Bewegung, wie um ans Fenster zu eilen, aber die Stimme bannte ihn sittsam auf dem Stuhle fest. Er fuhr fort, die Fäden zu ziehen, und um jeden Stich der kunstfertigen Nadel tanzten entzückende Bilder der kommenden Seligkeit.

Jetzt aber murmelte die Stimme stärker und stärker, und das friedliche Traumleben erhob sich mit einem Male zu stürmischen Wellen. Ein Bruder erschien, der mit väterlicher Gewalt bekleidet war, und kündigte der Braut Gastones an, daß sich ein neuer Freier gefunden habe, ein größerer, der ihr eine Herzogskrone auf den schwarzen glänzenden Scheitel setzen, sie zur Stammutter eines regierenden Hauses machen wollte.

„Du kennst ihn, Fiordalisa, diesen andern," sagte die Stimme, die ihre Gedanken lenkte, und im Nu stand es vor ihrer Seele, wie sie jüngst dem Herrn des Landes, den sie sonst nur aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtet hatte, unter der Kirchentür begegnet war. Ganz nahe war er da an ihr vorbeigeschritten, auf einen Kämmerer gestützt, mit Pagen, die ihm die Mantelschleppe trugen.

Plötzlich hatte einer der Kämmerer ihm etwas zugeraunt, worauf er den Kopf drehte, und unter grauen buschigen Brauen hatte ein rascher Blitz wie unter einem Wettergewölk hervorgeflammt. Und dieser Blitz hatte der Braut seines Neffen gegolten! Dann war er weiter geschritten, ruhig und majestätisch, Fiordalisa aber war jenes Tages an allen Gliedern zitternd nach Hause gekommen, und eine dunkle Furcht vor den begehrenden, tyrannischen Augen des Greises war ihr seitdem in der Seele geblieben. Jetzt wußte sie, warum sie vor diesen Augen gezittert hatte.

Was half's, sich auf das gegebene Treugelöbnis berufen? Vor dem Willen des

Herrn löſten ſich alle Eide, und kein Widerſpruch konnte aufkommen, wo Er ſich herabließ, zu werben. Über ihr Haupt hinweg wurde über ſie verfügt wie über eine lebloſe Sache.

„Gaſtone! Gaſtone!“ wimmerte der Träumer und ſtreckte die Arme hoffnungslos nach dem verlorenen Glücke aus.

Er fühlte, wie die Ereigniſſe über ihn hingingen, ihn wie in einen dunkeln Gang hinunterzogen. Er empfand denſelben Trennungsſchmerz wie Tags zuvor, nur noch zerreißender und angſtvoller, denn er fühlte ſich wie gefeſſelt. Sein Widerſtand war nur wie ein verzweifeltes Stoßen gegen dumpfe Kerkerwände.

Dann ſchien es ihm, als würde er mit prunkhaften Frauengewändern angetan und vor den Altar geführt, um die Hand des aufgezwungenen Bräutigams zu empfangen. Dieſen aber ſah er nicht, er ſah nur durch einen Nebel hindurch die geliebten Augen Gaſtones mit ſtummem Vorwurf auf ſich gerichtet, dann ſchwächte ſich das Ichgefühl, und er empfand nur noch einen dumpfen Zuſtand unendlichen Elends.

Noch einmal rief das Gemurmel der Stimme den Schläfer zum Bewußtſein zurück. Er fand ſich in einem mit Gobelins behangenen Schlafgemach, wo auf hohen bronzenen Kandelabern feierliche Wachskerzen brannten. Über teppichbelegten Stufen erhob ſich der mit einer goldenen Krone geſchmückte Alkoven, den ſchwere damaſtene Vorhänge verhüllten. Frauen waren beſchäftigt, ihm das Brautgeſchmeide aus den Haaren und vom Buſen zu löſen.

Und jetzt erblickte er auch ſein altes Ich, den herzoglichen Bräutigam, mit Fiordaliſas Augen: durch den Korridor, zu dem die Türe offenſtand, kam er herangeſchritten, eine hohe, ehrfurchtheiſchende Geſtalt mit eiſengrauem Haupt und wallendem weißem Barte, Diener mit Fackeln in den Händen ſchritten ihm voran. Entſetzen nahm dem Schläfer den Atem. Immer näher der Schwelle kam die Geſtalt, unabwendbar wie das Verhängnis, ſchrecklicher als die Vernichtung. Da mit einem erſtickten Schrei auf des Magiers Geheiß erwachte der Herzog.

*   *
*

Viele Tage vergingen, während deren niemand den Herrſcher in ſeinen Gemächern ſprechen durfte. Er ſaß unbeweglich, die Augen ſtarr auf einen Punkt geheftet; wenn jemand das Wort an ihn richten wollte, winkte er den Störer unwillig mit der Hand hinweg. Der Hof geriet in Unruhe und Verwirrung, die Staatsgeſchäfte ſtockten.

Der Prinz, der ſchon früher aus dem Gefängnis geholt worden war, wurde nur noch läſſig auf ſeinen Zimmern bewacht und hätte mit Leichtigkeit entfliehen können, wenn ihn nicht der ſtärkſte Magnet gehalten hätte.

Endlich ließ der Herzog den Inder wieder zu ſich rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Alle Leidenſchaften, die ihn erſt wachend, dann träumend bewegt hatten, waren aus ſeiner Seele geſchwunden; die Perſonen, deren Innenleben er durchlebt hatte, verblaßten für ihn ebenſo wie ſein eigenes Ich.

„Soll ich dir ſagen, wie mir zu Mute iſt, Sohn der Morgenſonne?“

„Sprich, Herr!“

„Mir ſcheint, ich ſehe wie durch einen Schleier die Wahrheit. Hinter dieſem Schleier ſteht die ganze Menſchheit als ein einziger Leib. Prinz Gaſtone, die ſchöne Fiordaliſa ſind Glieder davon wie du und ich. Wer ſie verletzt, der verletzt uns beide mit und verletzt die ganze Menſchheit.“

Der Inder neigte ſich tief. „Das iſt, o Herr, die Wahrheit, die ich dir zeigen wollte, die eingeſchloſſen iſt in dem Satze: Das biſt du.“

Der Herzog verſank in Nachdenken. Plötzlich ſagte er lebhaft: „Vielleicht wenn du mich in das Seelenleben des Straßenräubers verſetzt hätteſt, den ich neulich hängen ließ, ſo wäre mir auch die Sache des Straßenräubers als eine gerechte und gute Sache, ſeine Richter als Schurken und Mörder erſchienen.“

„Wenigſtens hätteſt du erfahren, welch mächtiger Zwang, welch eine Kette von inneren und äußeren Gewalten, Leidenſchaften, Zufällen, unglücklichen Einflüſſen der Geburt und der Verhältniſſe ihn ſeinem Schickſal entgegentrieben.“

Wieder ſchwieg der Herzog. Nach einer Weile begann er langſam: „Wie ſoll ich nun ferner richten und ſtrafen in einer Welt,

wo alle recht haben? Ich habe erkennen gelernt, ich bin aus meinen Grenzen herausgetreten. Ein Wissender kann nicht mehr Herrscher sein."

„Du sprichst es aus," antwortete der Morgenländer mit einer neuen, noch tieferen Verbeugung. „Der Knecht diene, der Krämer feilsche, der Krieger schirme das Reich, und der Fürst regiere, ein jeder hat seinen zugewiesenen Kreis, denn es ist gut, daß Ordnung auf Erden sei. Aber ein Erkennender hat nichts mit allem diesem gemein. Was für die andern hohe Tugend in ihrem Kreise ist, das wäre für den Erkennenden Frevel und Torheit. Heute, o Herr, bist du ein Erkennender geworden. Du hast von dem Lichte, das allen scheint, aber nur von wenigen wahrgenommen wird, einen Strahl aufglänzen sehen, und du kannst nun nicht mehr in die Finsternis zurück."

„Laß mich das volle Licht finden. Weihe mich in die tiefsten Geheimnisse eurer Lehre ein. Ich will nicht mehr und ich kann nicht mehr Ich sein, und ebensowenig kann ich ein andrer sein. Laß mich alles schauen, wissen, erkennen, nichts mehr fühlen, nichts mehr wollen, nichts mehr leiden, zeitlos und ichlos sein wie du."

„Herr, was du verlangst, geht über meine Macht. Das volle Licht wird nur von wenigen Vollendeten geschaut. Ich selbst stehe nur als ein armer Suchender und Einlaßbittender auf der Schwelle des Vorhofs. Aber ich habe einen Lehrer, der zu den großen Erleuchteten gehört. Er weiß zur Stunde schon von dir, wenn er gleich Tausende von Meilen entfernt ist, denn er hat in jedem Augenblick Kunde, wo ich bin, und was ich tue, ja er hört alle unsre Reden. Dieser sieht in voller Helligkeit den Weg, den ich selbst nur tastend suche."

„Wohlan, so führe mich zu deinem Lehrer. Meine Staaten gebe ich in Gastones Hand, er soll Herzog sein an meiner Statt und soll durch seine Liebe Fiordalisa für die geopferte Blüte ihrer Jugend entschädigen."

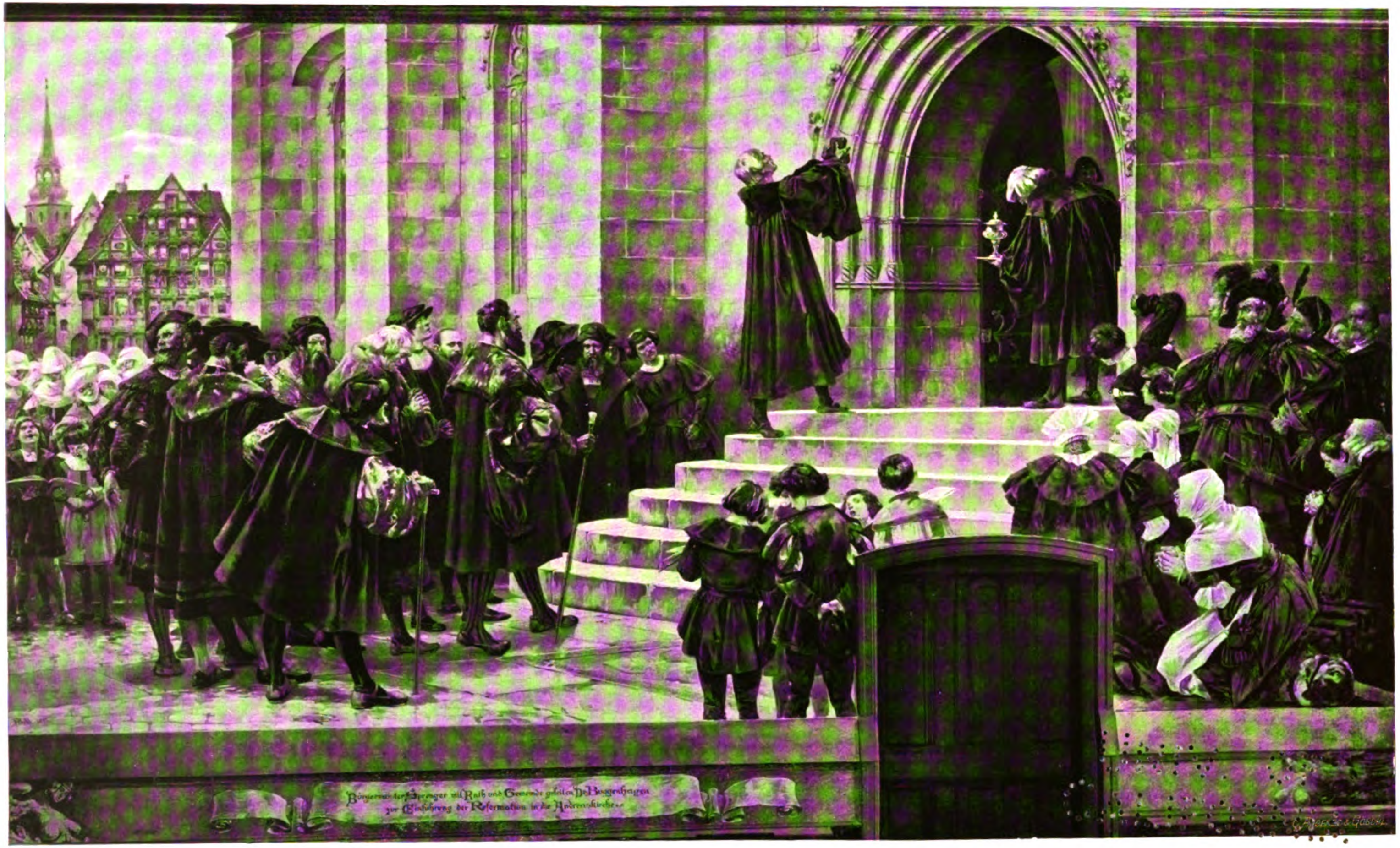
„So gelobe mir, keine tierische Kost mehr zu berühren, hülle deine Glieder in ein fleckenlos weißes Gewand, laß dein Volk, deine Schätze, deine Siege, deinen Namen selbst zurück und folge mir."

— — — — — — — — — — — — — —

Am selben Tage noch verschwand der Herzog Gianpaolo auf immer aus seinen Staaten.

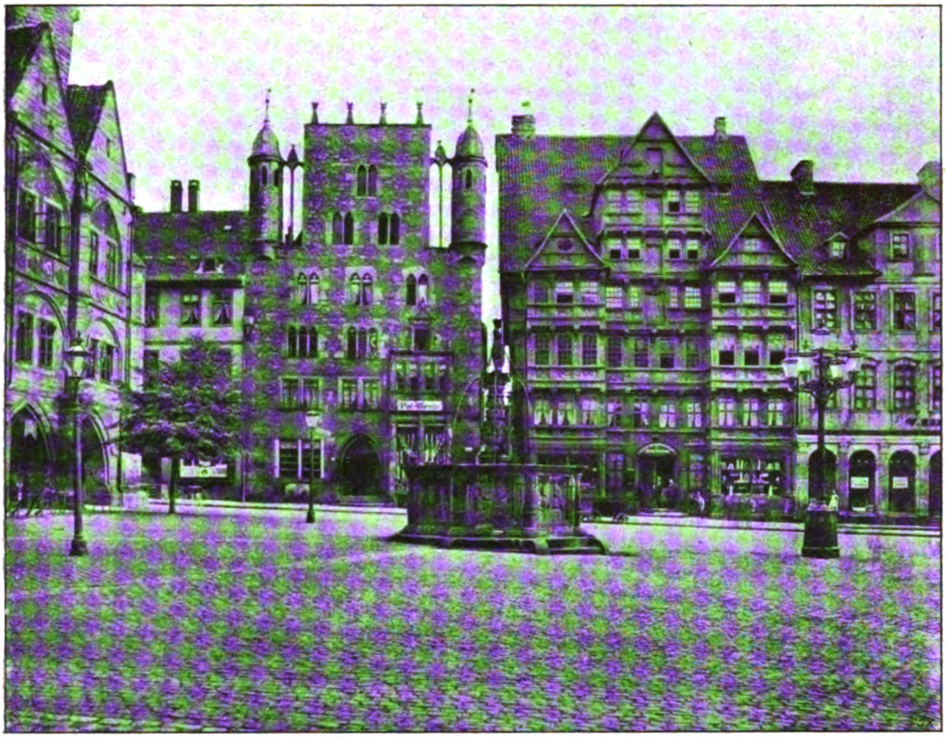
Statt seiner führte nun Herr Gastone an der Seite der schönen Frau Fiordalisa das Scepter. Der neue Herrscher schaltete schlecht und recht, je nach Umständen und Leidenschaften, gerade so wie es vordem der alte getan hatte, und die Montefeltriner waren bei ihm nicht besser noch schlechter bestellt.

Von Gianpaolo aber und dem Brahmanen, der ihn entführte, hat man in Montefeltro niemals wieder vernommen.



Bürgermeister Sprenger mit Rat und Gemeinde geleiten Dr. Buggenhagen zur Einführung der Reformation in die Andreaskirche.

Mit Genehmigung des Professors H. Prell nach seinem Wandgemälde im Rathaussaal.



Marktplatz mit Tempelhaus, Wedekindschem Haus und Rolandsbrunnen.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Hildesheim
in Vergangenheit und Gegenwart

Von

Felix Herzfeld

Aus mehr als einer Veranlassung haben sich von jeher die Blicke auf Hildesheim, den alten Bischofssitz, gerichtet, der ganz Niedersachsen überstrahlte. Schon Papst Eugen III. nannte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die Stadt „eine berühmte und edle des Deutschen Reichs", und über weite Perioden hin stand sie vermöge der kraftvollen Männer, welche zu Zeiten den Bischofsstuhl einnahmen, mitten in der Entwicklungsgeschichte unsres Vaterlandes. Seit dem Emporblühen der Hansa, welcher Hildesheim sich frühzeitig angeschlossen hatte, gab dann auch die Ausgestaltung des von einem tüchtigen und selbstbewußten Bürgerstande getragenen Gemeinwesens dem Stadtbilde sein eigenartiges Ansehn, und nehmen wir hinzu, daß die bewegte Geschichte der ausgedehnten Stiftslande von der der Bischofsstadt selbst gar nicht zu trennen ist, so finden wir hier die Grundlagen für das Interesse, welches das räumlich kleine und dem Weltverkehr auch erst in neuster Zeit erschlossene Städtchen immer auf sich zu lenken gewußt hat.

Hildesheims Anfänge reichen weit in die Vergangenheit zurück. Wenn die Hypothesen zutreffen, welche mit dem in unsern Tagen aufgedeckten sogenannten Hildesheimer Silberfund verbunden werden, so hat schon zur



Bernwardskreuz.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Zeit des Arminius auf dem Galgenberge bei Hildesheim ein in seinen drei ringförmigen Wällen noch jetzt erkennbares Heiligtum, das Fanum, gestanden. Die Auffindung zahlreicher vorchristlicher Urnenfriedhöfe, von Steinhämmern, Bronzeäxten, Schmucksachen bestätigt die frühe Ansiedlung; später geht die Sage von einer unweit gelegenen Burg Bennopolis, nach welcher noch der heilige Bernward sich Bischof der Bennopolitanischen Kirche genannt habe, aber es wird erst heller um die Zeit, in welcher die Frankenheere Kaiser Karls des Großen zu dem gewaltigen Schlage gegen die Sachsen ausholten und diese zur Annahme des Christentums zwangen. Ostfalen mit Nordalbingien, Westfalen und das Gebiet der Engern zusammen bildeten zur Zeit der Unabhängigkeit der Sachsen deren gesamtes Stammland.

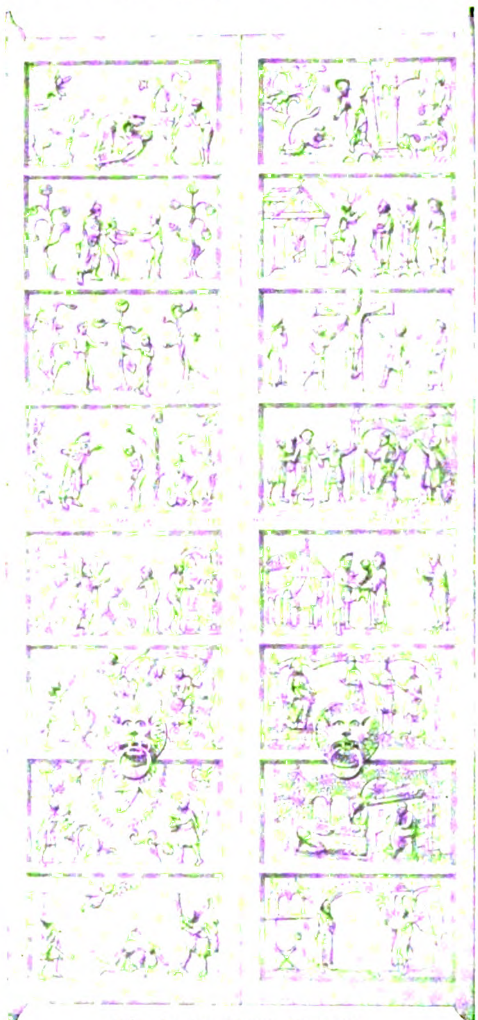
Nun bestand inmitten der Landschaft Ostfalen in dem Dorfe Aulica (heute Elze) eine Art von Königsbau (aula), welcher der Niederlassung den Namen gegeben hatte, und um dessentwillen Kaiser Karl diese für würdig erachtete, zum Bischofssitze erhoben und mit einer Kathedrale geschmückt zu werden. Die Sage berichtet aber weiter, daß, als Karls Nachfolger, Ludwig der Fromme, einstmals in jener waldigen Gegend auf der Jagd unter einem von Wasser umspülten Baume gerastet habe, an denselben Baum sein Kaplan zum Messelesen die Reliquien der heiligen Jungfrau aufgehängt hätte. Als diese beim Aufbruch wieder abgenommen werden sollten, seien sie durch keine Gewalt zu entfernen gewesen, was Ludwig für einen himmlischen Wink gehalten habe, dort eine Kapelle zu erbauen. Um 814 verlegte er darauf den Sitz des Bistums von Elze fort nach jener auserkorenen Stätte, dem späteren Hildesheim, wo er neben der Muttergotteskapelle inzwischen eine der heiligen Cäcilie geweihte Kathedrale errichtet hatte, und setzte Guntar als ersten Bischof der neuen Diözese ein. Die vielgeschäftige Sage führt auch das Erblühen des tausendjährigen Rosenstrauchs, welcher wie die goldene Domkuppel gleichsam zu einem Wahrzeichen von Hildesheim geworden ist, in poetischer Lizenz und unter Verknüpfung mit jenem Wunder schon auf diese Zeit zurück.

Sehen wir uns aber die tatsächlichen Verhältnisse an, soweit dieselben, wenn auch nur durch begründete Schlußfolgerungen, heute noch festzustellen sind, so ergibt sich, daß dort keine Wild-



Bernwardsleuchter.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

nis mehr geherrscht haben kann, sondern Hildenesheim (niederdeutsch; vielleicht nach dem ersten Ansiedler Hiltine) damals schon eine gewisse Beachtung — vermutlich als größte Niederlassung des Umkreises — verdient haben muß. War es doch kirchliche Satzung, Bischofssitze nur an solchen Orten zu errichten, die infolge ihrer Bedeutung dem geistigen Oberhaupt von vornherein die ihm gebührende Würdigung verhießen, wobei man die Stützung auf einen Herrenhof für eine der hauptsächlichsten Bedingungen hielt. Als nun ein solcher nebst freien und unfreien Höfen für die neu errichtete Kirche im „alten Dorfe" erworben war, gründete der Bischof seinen Sitz und die Kathedrale an dem von der Innerste bespülten, zugleich von der Treibe berührten Hügel, der vermöge seiner erhöhten Lage das umgrenzende Gebiet auch sinnbildlich beherrschte, sowie gegen Angriffe am leichtesten zu befestigen war.

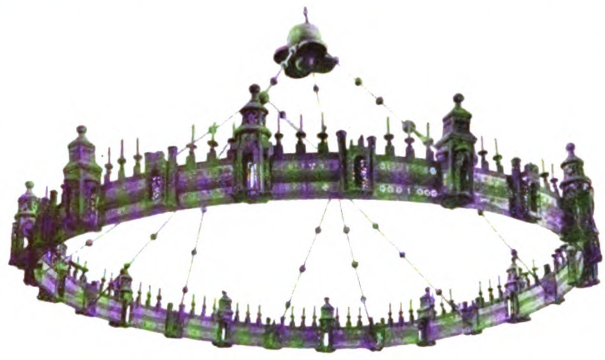


Die ehernen Türen im Dom.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Von hier aus ward der kirchliche Sprengel regiert, der im Süden und Westen bis an die Landsitze der Engern (hier über die Leine hinaus), im Norden bis an den Bardengau und im Osten bis an die Oker reichte.

Auch Ostfalen war lange Zeit in Gaue eingeteilt; sobald aber die geistliche Macht eingezogen war, traten hierin bedeutende Umwälzungen ein. Der Bischof war dem königlichen Grafen nicht untergeordnet, übte vielmehr über seine Untergebenen, welche durch die Last des Zehnten, durch Abgabe von Freienzins und Freienschoß an ihn gekettet waren, die eigne Gerichtsbarkeit aus; dem Bistum war durch viele kaiserliche Privilegien die Immunität zugesichert worden, und vor ihr mußte die eingesessene weltliche Gewalt bald zurückweichen. Der Bischofssitz, auf sicherer materieller Unterlage begründet, durch Umsicht und Scharfblick seiner Inhaber wie durch zahllose Schenkungen bereichert, durch das von ihm ausstrahlende geistige Übergewicht sowie durch das ihm zuerkannte Asylrecht gehoben, vermochte es ja, sich selbst zur weltlichen Macht auszugestalten, so daß das spätere Fürstbistum Hildesheim oft genug sein politisches Gewicht in die Wagschale werfen konnte. Aber freilich zeigen die Jahrhunderte auch im Innern der Diöcese viele Kämpfe, sei es zwischen dem Bischof und dem unter seinem Dompropst stehenden, mächtig gewordenen Kapitel, aus dem im Laufe der Zeit so viele Kirchenfürsten hervorgegangen sind, oder zwischen der geistlichen Regierung und dem auf seine Rechte eifersüchtig bedachten Rat der aufstrebenden Stadt — Bilder, die auf dem düsteren Hintergrunde der rauhen Streitigkeiten mit den Erzbischöfen von Mainz und dem Abt von Fulda, manch

blutigen Straußes mit den benachbarten Herzögen und Grafen und vor allem der mörderischen Stiftsfehde noch weniger den Gedanken des Friedensreiches aufkommen lassen.



Der große Radleuchter.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

Der erste Bischof Guntar, welcher Chorherr in Rheims gewesen war, weshalb man die Rheimser Kathedrale als die Mutter der Hildesheimischen ansah, erbaute bald nach seiner Berufung auf dem Kirchhofe der Kathedrale eine Kapelle, worin er später nebst mehreren seiner Nachfolger beigesetzt wurde. Schon der zweite derselben, Bischof Altfried, zählte zu den hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit. Er war aus dem blühenden Kloster Corvei hervorgegangen, welches damals und noch lange Zeit den Sammelpunkt der Gelehrsamkeit für Norddeutschland bildete, und dessen frische Lehrtätigkeit mittelbar auch für Altfrieds Wirkungskreis — durch kräftige Förderung der Domschule — von sichtbarem Einfluß wurde. Sein Hauptwerk aber war die Erbauung des Münsters; schneeiger Reif zur Sommerzeit hatte in rechtwinkligen scharfen Linien den Grundriß offenbart, ja selbst die Stärke der Mauern angegeben, und so hob sich der stolze Bau zu Ehren der Muttergottes in die Lüfte, bis er zuerst im Jahre 1013 und wieder 1038 durch Feuer fast vollständig zerstört, dann aber, wie wir sehen werden, mehrmals erneuert wurde, während die Krypta, welche Altfried aufs neue weihte, und über welcher er den Chor der neuen Kathedrale errichtete, das älteste noch heute erhaltene kirchliche Bauwerk Hildesheims darstellt. Nahebei wurde auch ein Kloster errichtet, um das kanonische Zusammenleben der Domgeistlichkeit herbeizuführen, wie auch die Klöster zu Lamspringe und Gandersheim Altfrieds Zeit ihre Entstehung verdanken.



Bernwardsdenkmal.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Vorüber an der Epoche, welche mehrfach durch Einfälle der Normannen und Ungarn gekennzeichnet ist, nähern wir uns nun gegen den Schluß des ersten Jahrtausends unsrer Zeitrechnung dem Episkopat Bischof Bernwards, der unter allen seinen Genossen auf dem Hildesheimer Bischofsstuhle hoch emporragt, und dem wir deshalb auch in unsrer Rückschau einen ausgedehnten Platz einzuräumen haben.

Aus edlem Geschlecht hervorgegangen, besuchte Bernward in seiner Jugend die Domschule zu Hildesheim und ward dort besonders von Thangmar, dem damaligen Scholastikus und spätern Dekan des Domkapitels, in allen Wissenschaften unterrichtet. Nicht gering waren die Anforderungen, welche schon damals an die Ausbildung

der Zöglinge gestellt wurden, und ein so begabter Schüler wie Bernward sammelte da eine Fülle von Wissen, welches die Grundlage für seine spätere Beschäftigung mit Theologie, Philosophie, Medizin, selbst Chemie und andern gelehrten Disziplinen bildete. Dann aber sah er gleichzeitig in den Domwerkstätten, die schon einen Stamm von geschickten und im Kunsthandwerk erprobten Arbeitern bargen, alle jene Künste üben, in denen er selbst nachmals Meister wurde. Da waren Goldschmiede, Erzgießer, Schreiber, Miniaturmaler, und von allen lernte er durch eignes Handanlegen, so daß er als ein geistig wie technisch-künstlerisch durchgebildeter Mann nach dem goldenen Mainz ging, um dort seine theologischen Studien fortzusetzen und von Willigis, dem Erzkanzler des Deutschen Reichs, die höhern Weihen zu empfangen. Hier, wo im Jahre 978 die Errichtung des Doms begonnen hatte, konnte er auch in der Baukunst Erfahrungen sammeln, die er dann weiter vervollständigte, als er, zum Erzieher des noch knabenhaften Otto III. berufen, in Begleitung des jungen Kaisers viele der geweihten Stätten Deutschlands besuchte. So vorbereitet wie kein zweiter ward Bernward 993 durch die Wahl des Domkapitels und der Laien an die Spitze des Hildesheimer Bistums gestellt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den damaligen Zustand seiner Residenz, so finden wir den Bischofshof nebst den dazu gehörigen Gebäuden, darunter auch dem im dunkeln Mittelalter von Aussätzigen so stark besetzten Hospital, ferner Kathedrale und Münster, kurz die Domfreiheit, bereits ummauert und schon gegen die Mitte des Jahrhunderts als Burg bezeichnet. Bernward führte die Befestigung an denjenigen Punkten, die wegen der günstigen Lage des Geländes bisher als hinreichend gesichert betrachtet worden waren, mit Eifer fort — nur im Westen, jenseit der an der Burghöhe entlang geleiteten Innerste, breitete sich eine sumpfige Niederung, die Bischofswiese, Venedig genannt, aus —; er erbaute Mauern und Türme, welche von der bischöflichen Kriegsmannschaft verteidigt wurden, und schuf dadurch eine Feste, wie es nach dem Berichte Thangmars, zugleich seines besten Biographen, keine zweite in ganz Sachsen gegeben haben soll.

Innerhalb dieser Umwallung entfaltete sich unter Bernwards Augen ein reiches Kunstleben mannigfaltigster Art. Täglich besuchte der Bischof die Domwerkstätten, deren Platz noch heute neben dem Westchor der Michaeliskirche gezeigt wird, um vorbildlich auf seine Künstler zu wirken, von denen er manche schon in jugendlichem Alter auf seine Reisen mitgenommen hatte, um sich ihr Auge früh an den Kunstschätzen der Fremde üben zu lassen. Wie viele Kunstwerke ersten Rangs sind aber auch aus seinen eignen Händen hervorgegangen! Da ist vor allem das Bernwardskreuz, jetzt von der Maria-Magdalenenkirche gehütet. Es zeigt lateinische Form und hat sowohl in der Mitte wie in den Eckquadraten fünf große Bergkristalle, unter deren mittelstem sich eine Reliquie vom wahren Kreuzesholze befinden soll, welche Kaiser Otto III. seinem verehrten Lehrer spendete; viele Edelsteine, darunter auch reliefartig behandelte, sowie Perlen und Filigrankügelchen — im ganzen zweihundertdreißig Einfassungen — schmücken ferner das auf der Rückseite reich ciselierte Kleinod. Die Goldschmiedezunft in Hildesheim hat guten Grund gehabt, den kunstfertigen Schöpfer desselben als Patron zu betrachten und ihn, in seiner Werkstatt hämmernd, seinem Lieblingsfache obliegend, in ihr Siegel aufzunehmen, wie sein Bildnis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auch die vom Rat der Stadt ge-



Christussäule.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

schlagenen Münzen schmückte.

Noch mehrere Bernwardskreuze entsprangen seinen Händen; ein weniger wertvolles, aber doch noch sehr kunstreiches, befindet sich in der Abtei zu Heiningen, einer alten Dependenz von Hildesheim, und ein kleines silbernes, dem man eine freie Behandlung der antiken Kunst nachrühmt, im Domschatz. Weiter arbeitete der Bischof an der Herstellung von Weihrauch- und Weihwassergeräten sowie mehrerer Kelche, von welchen jedoch leider nichts erhalten blieb. Eine Patene von seiner Hand ruht in dem Welfenschatz; zwei zierliche, den Kampf des Lichts mit der Finsternis darstellende Leuchter, die er aus einer Legierung seiner eignen Erfindung gießen ließ, und die nach des Bischofs Heiligsprechung in dessen Grabe gefunden wurden, sind gleichfalls in die Maria-Magdalenenkirche gekommen. Besondere Beachtung aber verdienen die beiden ehernen Türen, welche nach Bernwards Angaben unter Anlehnung an die geschnitzten Türen von Sta. Sabina auf dem Aventin mit bewunderungswürdig stark hervortretenden Reliefs in einzelnen Tafeln gegossen wurden. Erst unter seinem Nachfolger Godehard wurden sie vor dem westlichen „Paradiese" des Doms aufgehängt, wo sie sich noch heute befinden. Dies war der Platz, an dem auch Gerichtsverhandlungen geführt und die Zehnten abgeliefert zu werden pflegten. Vor allem aber hatten ihn die noch nicht zur heiligen Handlung Zugelassenen und die Büßer einzunehmen, auf deren Gemüt der Menschenkenner durch die packende und sinnreiche Darstellung von Szenen aus dem Alten und Neuen Testament mit Furcht, aber auch mit Hoffnung, einwirken wollte, ehe sich ihnen die Torflügel zum Heiligtum auftaten und sie an seiner gegenwärtigen Stelle das „himmlische Jerusalem", den prächtigen, mit vierundzwanzig Kapellen geschmückten Kronleuchter — auch eine Kunstleistung Bernwards — erblickten. Leider ist dieser im Dreißigjährigen Kriege durch schwedische Soldaten um die silbernen Figuren der Apostel und Propheten beraubt worden. In den Hirtenbrief, welchen der jetzige Bischof Wilhelm vor etwa fünfzehn Jahren an seine Diöcesanen erlassen hat, um zur Errichtung des inzwischen würdig mit Krummstab und Inful zur Ausführung gekommenen Bernwardsdenkmals anzuregen, ist eine sinnige Ausdeutung des die metallenen Türen schmückenden Cyklus eingeflochten, von welchem die acht Bilder des linken Flügels dem alten, die acht Bilder des rechten dem neuen Bunde entnommen sind. Bekanntlich werden würdige Nachbildungen der Hildesheimer Bronzetüren auch in der kostbaren Sammlung von Gipsabgüssen vertreten sein, die der Kaiser, gewissermaßen um die Entwicklung deutscher Skulptur zu veranschaulichen, dem zu errichtenden Germanischen Museum der Harvard-Universität zu Cambridge in Massachusetts im März d. J. durch Botschaft des Prinzen Heinrich als Geschenk verheißen hat.



Blick in den Dom.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

An dem Platze im Domhof, wo sich jetzt das oben erwähnte Denkmal erhebt, stand bis dahin die ursprünglich in der St. Michaeliskirche aufgestellte Christussäule, ein weiteres Meisterwerk des an Ideen wie an Kunstfertigkeit unerschöpflichen Bischofs. Wohl meint man, daß er sich bei dem Entwurfe

die in Italien von ihm bewunderten Säulen des Trajan und Marc Aurel als Vorbilder habe dienen lassen, doch bekundet die über zwölf Fuß hohe Bernwardssäule, welche in achtmaliger Windung achtundzwanzig Darstellungen aus dem Leben Christi zeigt, in ihrer Sonderheit jedenfalls eine kräftige Weiterentwicklung der heimischen Kunst, auf deren Pflege die Nähe des seit Otto I. erfolgreich betriebenen harzerischen Erzbergbaus nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Nunmehr ist auch dieser eherne Zeuge Bernwardinischen Kunstsinns im Dome aufgestellt und mit einem neuen Kapitäl ergänzt worden.

Wir haben noch einiger andrer, von Bernward teils selbst ausgeübten, teils beförderten Fertigkeiten zu gedenken. Hierher gehört neben dem damals so sehr betonten Schönschreiben die Miniaturmalerei, welcher besonders der vermutlich zur Ausbildung nach Regensburg entsandte Diakon Guntbald mit seinen Schülern oblag; eine Reihe reicher, von Gold und Edelsteinen schimmernder Evangelienbücher mit kunstvollen Miniaturen, Initialen, Ziertiteln, Kapitalbuchstaben und Kanonbildern, in welchen zugleich die Hildesheimer Bauten, Möbel, Geräte und Stoffe damaliger Zeit ihre Verewigung gefunden haben, gibt davon Zeugnis. Auch mehrere prächtige Büchereinbände, zum Teil in ausgeschnittener Leder- und in Treibarbeit, sind uns erhalten geblieben. Dagegen ist von den Schriften selbst das meiste wohl bei dem großen Brandunglück im Jahre 1013 vernichtet und nachher erst wieder um so eifriger der Grund zu einer Bibliothek gelegt worden, sei es durch Bernward selbst, sei es aus den von ihm hinterlassenen Büchern. Deshalb gewinnen die geschichtlichen Nachrichten über Hildesheim auch erst von jetzt ab ein festeres Gepräge, und insbesondere der Annalista Saxo, ein wandernder Chronist aus dem zwölften Jahrhundert, bietet dafür reiche Ausbeute. Hernach mangelt es nicht an ausführlichen Beschreibungen, Aufzeichnungen, Dokumenten, Biographien usw.; das jetzt dem Landesarchiv in Hannover einverleibte domkapitularische Archiv enthält Urkunden über Hildesheim, die bis 1221 zurückreichen, und es mag hier erwähnt werden, daß sich auch der große Philosoph Leibniz sehr eingehend mit der Geschichte Hildesheims beschäftigt und viel darüber geschrieben hat.

Auf das Erfindungstalent unsres Bischofs wird weiter eine besondere Art feuerfester Dachziegel zurückgeführt, desgleichen Mosaik-



Dom: Hochaltar mit Lettner vom Jahre 1546.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

arbeit an Fußböden und Decken, wovon sich im Dom noch Spuren erhalten haben. Und wie die rechte Bilderseite der ehernen Türen durch die vielfache Anwendung architektonischen Schmucks schon andeutet, daß sich Bernwards Geist auch mit der Baukunst rege befaßt hat, so werden wir den tatsächlichen Beweis hiervon noch in den von ihm zur Ausführung gebrachten Bauwerken selber finden. Hier sei nur noch kurz eines tief eingreifenden Zwischenfalls gedacht.

Nur wenige Jahre, nachdem Bernward den bischöflichen Stuhl bestiegen, entbrannte zu seiner schmerzlichen Betrübnis ein harter Kampf zwischen ihm und seinem Metropolitan, dem Erzbischof Willigis von Mainz, der unbilligerweise Anspruch auf das Kloster zu Gandersheim, den von den Ottonen so bevorzugten, noch heute mit dem Namen Roswitha unzertrennlich verbundenen Platz, erhob. Erst eine beschwerliche Reise Bernwards nach Rom im Winter auf 1001 verschaffte ihm bei Kaiser und Papst Recht, und diese Fahrt zu den gepriesenen Stätten der Antike war selbstverständlich zugleich von nachhaltigster Wirkung auf die Anschauungsweise des kunstverständigen Manns. Weitere Kunsteindrücke sammelte er in Frankreich, besonders in Paris und Tours, wohin er sich nach Beendigung eines im Dienste des Kaisers mitgemachten erfolgreichen Kriegszugs gegen den Grafen Balduin von Flandern begeben hatte.

An dieser Stelle dürfen wir die Erbauung der starken Mundburg — am Zusammenfluß der Oker und Aller — und der Wallburg Wirinholt nicht übergehn, die Bernward anlegte, um den Sprengel vor Einfällen zu schützen. In dem letzteren ragte außerdem in der Nähe von Schladen, an der nördlichen Abdachung des Harzes, die stolze Reichspfalz Werla, ein Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser, hervor, bis diese von dem aufblühenden Goslar in den Schatten gestellt und von Heinrich IV. der Hildesheimischen Kirche geschenkt wurde.

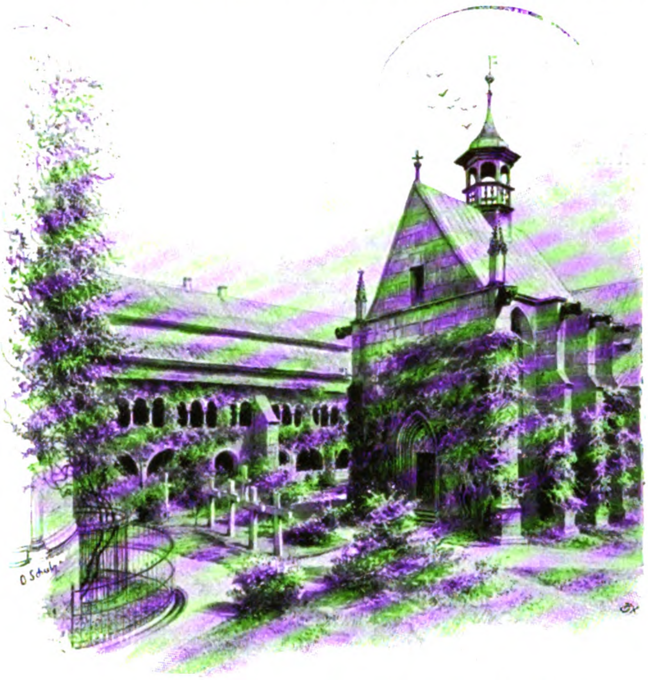


Taufbecken im Dom.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

Indem wir uns nunmehr mit den kirchlichen und klösterlichen Bauten beschäftigen, denen Bernward, dieser „zweite Gründer der Stadt Hildesheim", seine alles umfassende Liebe zu teil werden ließ, wenden wir uns zunächst dem Dome zu, der dabei natürlich in erster Reihe steht.

Altfrieds Münster wurde mit den Klostergebäuden im Jahre 1038 von einem starken Feuer ergriffen, wobei auch ein großer Teil der Stadt den verheerenden Flammen zum Opfer fiel. Ein noch viel größerer Brand aber suchte 1046 das Münster heim, so daß der damalige Bischof Azelin alsbald den Bau eines neuen, westlich von dem jetzigen, in Angriff nahm. Indessen ging das Werk nicht gut vorwärts, und erst seinem Nachfolger Hazilo war es vorbehalten, unter Mithilfe des im Bauwesen sehr er=

fahrenen Dompropsts Benno, spätern Bischofs von Osnabrück, den Dom aufzuführen, der, wenn auch nur eine der kleinern Kathedralen Deutschlands, heute doch als ein herrlicher, durch Architektur, jegliche Art von Kunst wie durch die Geschichte reich geschmückter Bau vor uns steht. Er bildet in ansprechenden Verhältnissen eine dreiteilige Basilika, deren Schiffe durch Säulen und Pfeiler — je ein Pfeiler mit zwei Säulen wechselnd — getrennt werden. Durch die großen, aber in barocken Formen gehaltenen Fenster der Seitenkapellen strömt eine Lichtflut herein und verklärt den Altfriedschen Chor mit seinem alabasterverzierten Hochaltar und mit des heiligen Godehard hoch aufgebahrtem Ehrensarge, der — bald nach dessen Heiligsprechung — für zehntausend Goldgulden aus den Gaben hergestellt wurde, welche die zu seinem Grabe Pilgernden gespendet hatten. Jetzt wird der kostbare Sarg mit den heiligen Gebeinen alljährlich am Godehardfeste in das Mittelschiff des Doms getragen und dort von den Gläubigen verehrt, die den Sarkophag sonst nur durch die Tore und Balustersäulen des vor dem Chor aufragenden hohen Lettners von fernher erblicken. Dieser letztere, in den für Hildesheim dunkelsten Zeiten gestiftet, ist ein bedeutendes Werk deutscher Frührenaissance von wunderbar schöner durchbrochener Steinarbeit. Und die Sonnenstrahlen fallen auf die neun Altäre des Langhauses, das kunstvolle Gestühl und die reichen Stuckverzierungen und Malereien an Decken und Wänden, auf die allerdings etwas versteckt stehende Bernwardssäule wie auf die Irmensäule, das Überbleibsel eines römischen oder romanischen Bauwerks, und sie spiegeln sich in den eine ganze Offenbarung besagenden Radleuchtern (der kleinere auf dem hohen Chor von Bischof Azelin). Neben diesen ist noch das durch vollendete Reliefarbeit hervorragende eherne Taufbecken des Presbyters



Domfriedhof mit Annenkapelle.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Wilbernus aus dem dreizehnten Jahrhundert, als die reiffste Frucht romanischer Kunsttätigkeit Hildesheims gerühmt, und die sich durch dreiundvierzig klingende Stimmen auszeichnende, in Weiß und Gold prangende hohe Orgel zu erwähnen. Gekrönt war das Münster früher von einem goldenen, weithin leuchtenden Domturm, den Fürstbischof Gerhard 1388 in Erfüllung eines mitten in der Feldschlacht bei Dinklar getanen Gelübdes erbaut hatte; 1721 wurde an dessen Stelle die Vierungskuppel nebst vergoldetem, jetzt mit prächtiger Patina überzogenem Laternendach aufgesetzt. Über der Sakristei wird der an Kostbarkeiten unendlich reiche Domschatz verwahrt, der unter anderm die uralte Reliquie „Unsrer Lieben Frauen Heiligtum“, ferner Bernwards in dessen Grabe gefundenes grünseidenes Meßgewand, Bernwards Evangeliar und Bibel wie seinen aus dem Zahn eines Narwals geschnittenen, 1492 durch Salzenhusen aufs zierreichste in Silber gefaßten Bischofsstab enthält.

Aber die Perle aller Sehenswürdigkeiten ist doch der in weltentrückter Abgeschiedenheit schlummernde St. Annenfriedhof. Im Osten an die Apsis und die Kreuzesarme des Doms gelehnt, wird er auf drei Seiten von dem malerischen, in zwei Geschossen aufgeführten Domkreuzgang umgeben, der in dem untern eine Reihe von Grabdenkmälern, darunter als vollendetstes das des Kanonikus



Rosenstock am Dom.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

von Veltheim, das bronzene Werk eines Hildesheimer Glockengießers, zeigt. In dem obern Stockwerke des östlichen Flügels wird die berühmte Beverinsche Bibliothek aufbewahrt. Uralter Efeu auf der einen Seite, im Herbste brennend rotes Weinlaub, untermischt mit den blauen Blütentrauben der Glycinien, auf der andern umspannt die Strebepfeiler und zum Teil die schmalen romanischen Säulchen des Bogengangs, über welchem sich hohe, steile, mit vielen Luken versehene Ziegeldächer erheben, welche die für den Zehnten bestimmt gewesenen ausgedehnten Kornböden schirmen und jedes Geräusch der Außenwelt fernhalten. Weicher Rasen deckt die wohlgepflegten, blumenbestandenen Gräber, während sich in der Mitte die anmutigen Formen der aus der besten gotischen Zeit stammenden St. Annenkapelle erheben, die erst vor etwa einem Jahrzehnt mit neuem Bildschmuck versehen worden ist.

Was aber wäre trotz aller Schönheit dieser stillromantische Fleck, wenn ihm der Hauptreiz, der tausendjährige Rosenstock, fehlte, der, von innen die dicken Steinmauern durchbrechend, an der Außenseite der Chorrundung des Doms hier bis zum Dache hinauf in nahezu vierzig Fuß Breite und Höhe seine Zweige ausdehnt. Tausendfältig schimmern die weißen, rötlich angehauchten Blüten, immer neue Ausläufer treibt der lebenskräftige Stamm. Und wenn, wie der um Hildesheim so hochverdiente Senator Römer in einer warmherzigen Schrift berichtet, die Forschung auch festgestellt hat, daß sich urkundlich nur ein dreihundertjähriges Alter bestimmen läßt, und daß der Rosenstrauch, an dem auch Alexander von Humboldt Interesse genommen, gar keiner seltenen Art, sondern der Gattung Rosa canina L., also der weitverbreiteten Heckenrose angehört, so lassen wir doch immer wieder den Zauber dieses Rosenhags auf uns wirken und gedenken der Verse Joh. Hr. Cohausens, der ihn einst lateinisch besungen hat:

Nichts sind die Rosen von Pästum, sie blühen nur kurz und zerfallen,
Du aber zierest den Dom ewig, ein Zeichen und Pfand,
Daß, solange die Inster die städtischen Ufer bespület,
Wird des Bischofs Thron stehen in Blüte und Kraft.

Bernward hatte sich von seiner Bischofswahl ab, besonders aber seit dem Hildesheim verderblich gewordenen Pestjahre 995, mit der Absicht getragen, selbst eine Kirche zu errichten und sie des Erzengels Michael Schutz zu empfehlen. Diesen Gedanken verfolgte er mit emsigem Fleiß, so vielfache Ablenkung er auch erfuhr, und eine Inschrift tut uns noch heute kund:

Anno dusent ein
legte Barward den ersten stein.

Nachdem er Benediktiner aus St. Pantaleon zu Köln berufen und für sie das Klo-

ster gestiftet hatte, das erst im abgelaufenen Jahrhundert der Irrenanstalt zur Benutzung überwiesen worden ist, weihte er im Jahre 1017 die zunächst für ihn selbst bestimmte Krypta seiner nördlich von den Mauern der Stadt angelegten Klosterkirche und konnte auch noch die Einweihung der Kirche selber am Michaelistage 1022 ausführen.



St. Michaeliskirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Die im Nordwesten etwas erhöht gelegene Michaeliskirche bildet eine dreischiffige Basilika, wie sie in äußerst reicher Gliederung, allerdings im Laufe der Zeiten mehrfach umgemodelt und aus dem romanischen Bau in den äußern Teilen halb gotisch geworden, noch heute vor uns steht. Ursprünglich waren ein West- und ein Ostchor vorhanden, von welchen der letztere, einst für die Gemeinde bestimmt, inzwischen verschwunden ist; auch schmückten sechs Türme das ausgedehnte Bauwerk, die aber während der Jahrhunderte einem einzigen hohen Turme weichen mußten, den nur zwei niedrige Türmchen rechts und links flankieren. Im Innern des hohen Kirchenraums bewundern wir zunächst die Arkaden, welche das Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen trennen. Von den Säulen, die mit Pfeilern wechseln, stammen nachweislich nur die beiden in der nordöstlichen Ecke, gleich rechts beim Eintritt, aus der ältesten Zeit. Sie zeigen den frühromanischen Würfelknauf; ihr Inneres soll Reliquien bergen, welche Bernward aus Rom mitgebracht hatte. Die übrigen Träger der Michaeliskirche fielen mehr oder minder einem großen Brande zum Opfer, und den erhalten gebliebenen oder erneuerten Säulen wurden im zwölften Jahrhundert neue herrliche Kapitäle aufgesetzt, die eine überaus vielfältige Ornamentik zeigen und geradezu den Gang und Fortschritt der Kapitälarbeit verdeutlichen. Und nun fällt unser Blick auf die großen, schön geschweiften Bogen aus roten und weißen Steinen, welche den Westchor einrahmen. Ganz besonders aber fesselt uns das Bild, das sich uns vom Chor selbst aus bietet. Hier erhebt sich an der Nordseite der westlichen Vierung eine Brüstungsmauer mit vortrefflich in Stuck gearbeitetem und bemaltem Sims, und darüber baut sich, etwas zurückliegend, eine liebliche Empore mit Rundbogenverbindung der Säulchen auf, deren Kapitäle wiederum durch Mannigfaltigkeit ausgezeichnet sind. Auf diesem architektonischen Meisterwerk, nach den in den Zwickeln dargestellten Engeln der Engelchor genannt, ruht träumend das entzückte Auge, und auch der deutsche Kaiser konnte sich, als er nach der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals die Michaeliskirche besuchte, von dem herrlichen Anblick kaum trennen. Der stille Wunsch der Kirchengemeinde ist es, die Staatsregierung, welche schon so viel für die Erhaltung und Ausschmückung Althildesheims getan hat, möge auch die Mittel bewilligen, um gegenüber diesem unvergleichlichen Engelchor ein Gegenstück schaffen zu können.

Auch die Rückseite der Chorschranke ist mit einem bemerkenswerten Fries und sieben meisterhaften Relieffiguren geschmückt. Wieder zurücktretend in den weiten Lichtraum, erheben wir aber nunmehr den Blick zu der kunstvoll gemalten Holzdecke im Mittelschiff, dem sogenannten Jesse-Bom, welche dem Abt Rathmann um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zugeschrieben wird. Es ist dies das einzige diesseit der Alpen noch erhaltene Deckengemälde aus romanischer Zeit. Sein in Allegorie, Symbolik und Mystik schwelgender Grundgedanke, seine den Raum-

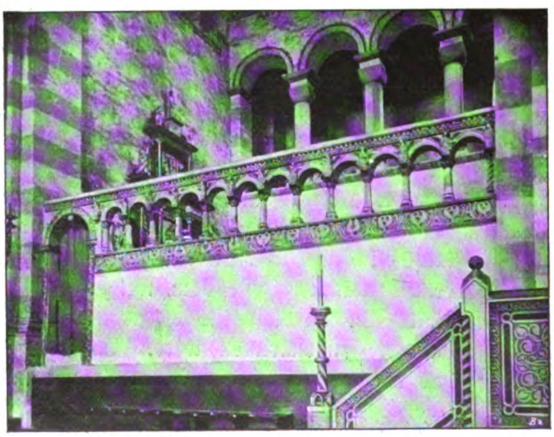


St. Michaeliskirche: Mittelschiff.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

verhältnissen sorgsam angepaßte Einteilung wie die lebhaften Farbentöne sichern ihm ein besonderes Interesse. Nach der im siebzehnten Jahrhundert erfolgten starken Beschädigung hat erst in neuster Zeit eine Auffrischung stattgefunden. Der nur noch teilweise erhaltene und jetzt nur von der Heil- und Pflegeanstalt aus zugängliche, für das Kaiserpaar aber vermittels eines Durchbruchs von der Michaeliskirche aus erreichbar gemachte Kreuzgang des St. Michaelisklosters ist von wunderbarer Schönheit. Aus der Übergangszeit von der romanischen zur gotischen Kunstform stammend, wird er an Bedeutung nur übertroffen von der auch während der Glaubenskämpfe in den Jahren 1543 und 1544 und seither im Besitz der Katholiken verbliebenen Gruft des heiligen Bernward unter dem Westchor der selbst längst evangelisch gewordenen Kirche.

Als Bischof Bernward nach längerer Kränklichkeit seine letzte Stunde herannahen fühlte, ließ er sich, als Sohn des heiligen Benedikt, in dessen Ordensgewand kleiden und in die Martinuskapelle tragen, wo er am 20. November 1022 gottergeben seine fromme Seele aushauchte. Sein Grabmal hatte sich der ausgezeichnete Mann beizeiten selbst zugerichtet, Sarkophag und Sargdeckel aus rötlich-grauem Sandstein selbst behauen und bearbeitet und letzteren mit einer demütigen, seinem Wesen so ganz entsprechenden Inschrift versehen.

In diesem noch heute vollständig erhaltenen Grabmal in der Gruft der St. Michaeliskirche ruhten die irdischen Reste, bis Bernward im Jahre 1192 von Papst und Kardinälen heilig gesprochen und sein Leib 1194 feierlich erhoben wurde. Nach der Sitte jener Zeit ward darauf das Haupt und der rechte Arm, in einer mit Gold und Gemmen prächtig geschmückten Büste, in der Kathedrale niedergelegt, der Körper aber in der Krypta der Michaeliskirche belassen. Unter dem Sarkophage sprudelte eine lautere Quelle hervor, die man für wundertätig hielt, und die jenen noch bis vor wenigen Jahren hoch hinauf umspülte. Erst da leitete man den Quell ab, so daß der von Löwen getragene Steinsarg, der noch von einer nun-

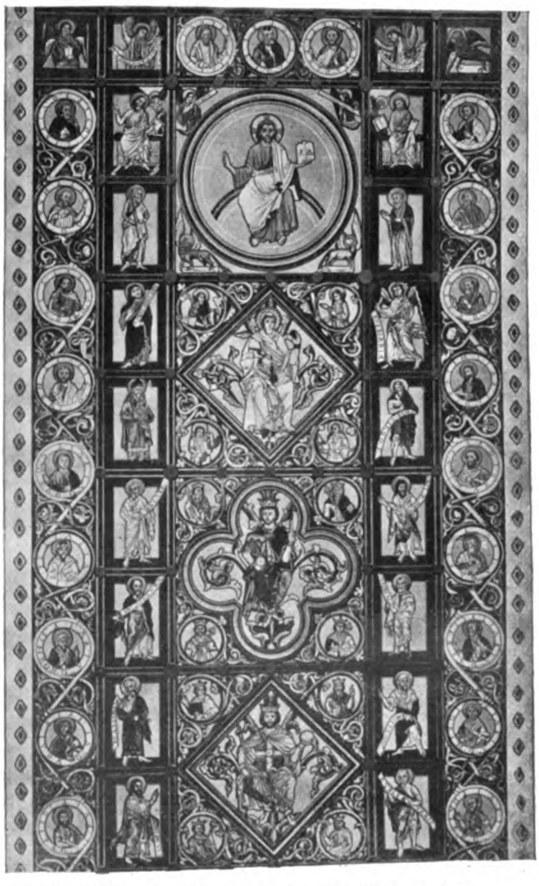


Engelchor in der St. Michaeliskirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

mehr an der Wand aufgestellten Grabplatte mit eingemeißelter Bernwardinischer Inschrift bedeckt war, jetzt in dem vertieften, oben von Balustraden eingefaßten Raume, zu dem eine Anzahl von Stufen hinabführt, frei dasteht. Und darüber erhebt sich die von Professor Schaper aus Hannover so harmonisch ausgemalte Wölbung; plastisch treten die Engelgestalten mit ihren goldenen Gloriolen heraus; beim Kerzenschein flimmern die verstreuten Sternchen; das Altarbild, neben dem sich noch ein Steinrelief des heiligen Bernward aufrichtet, scheint lebensvoll herüber, und mit jedem Atemzuge fühlen wir: es ist heiliger Boden, auf dem wir stehn.

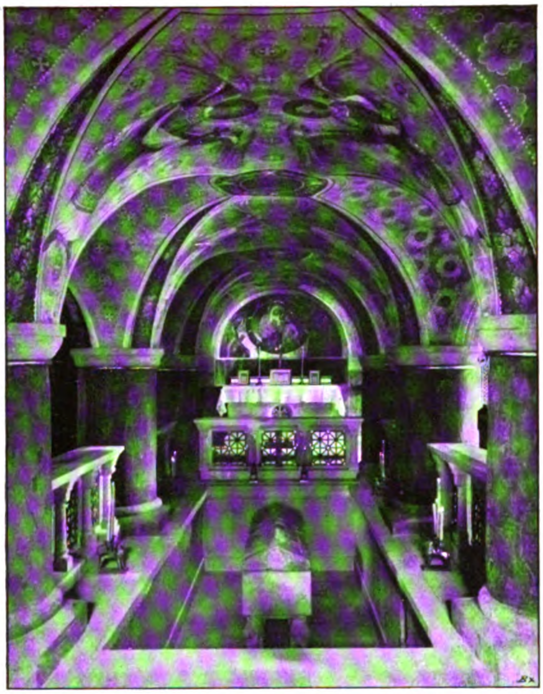
Zu allen Zeiten wurde auch dem, was an Bernward sterblich war, große Verehrung gezollt; die reichen Spenden zahlloser Wallfahrer ermöglichten die Herstellung der herrlichen Deckenmalereien zu St. Michaelis, und wenn auch der gold- und silberverzierte Sarg, den spätere Gläubige gestiftet, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den rauhen Zeitläuften zum Opfer fiel, so ward zweihundert Jahre später ein zwar in kleinen Dimensionen gehaltener, aber um so kostbarerer silberner Ehrensarg von kunstvoller Augsburger Arbeit im Rokokostile jener Zeit dargebracht, der seitdem die Gebeine birgt. Umgeben von sechs freistehenden silbernen Figuren, darunter die der Erzengel Gabriel, Raphael und Michael, ist er unter sicherem Verschluß in der St. Maria-Magdalenakirche aufgestellt, die neben andern Kostbarkeiten auch noch ein gediegenes silbernes Antependium, ebenfalls aus Augsburg hervorgegangen, ihr eigen nennt.

Das Bistum, die Geistlichkeit und das Volk waren verwaist, als der große Bischof für immer die Augen geschlossen hatte. Sehr schnell wurde ihm vom Kaiser ein Nachfolger in dem Abt Godehard gegeben, der, früher in Tegernsee und Niederalteich in Bayern, zuletzt in Hersfeld, als ein gar strenger Vorgesetzter erfunden worden war. Ihm wird die Einweihung von dreißig Kirchen in der Diözese während seines Episkopats zugeschrieben; in Hildesheim selbst brachte er die Michaeliskirche zu endgültiger Vollendung, verschönerte den Dom, namentlich auch durch Zusammensetzung und Aufstellung der Bernwardstüren, dieser ehernen Bilderbibel, sowie durch Errichtung einer Säulenhalle am westlichen Paradiese und zweier hohen Domtürme, die er mit Glocken ausstattete, wie solche bereits im neunten Jahrhundert in den niedersächsischen Holzkirchen gebräuchlich waren. Die Türme sind vor etwa sechzig Jahren erneuert worden und sollen das schönste Geläute im Lande haben. Ferner erbaute Godehard an der Sülte, wo es nächtlich nicht geheuer sein sollte, die reizvolle Bartholomäuskirche aus behauenen Steinen, was die Chronisten als etwas Neuartiges hervorheben, weihte angeblich die



Teil der Deckendekoration in der St. Michaeliskirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

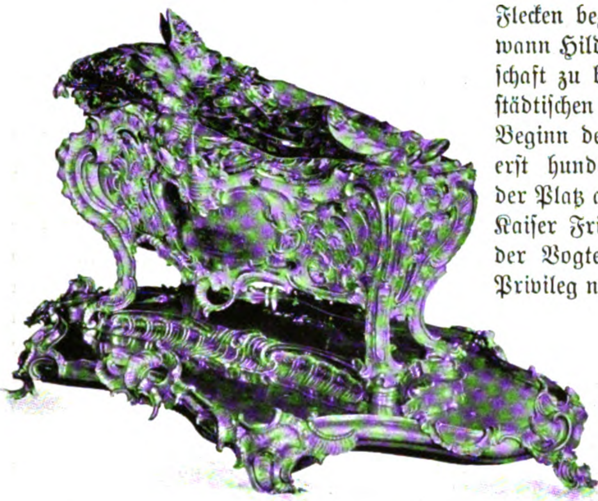
dem heiligen Andreas gewidmete Pfarrkirche, welche in späterer Zeit nicht weniger als vierundzwanzig Altäre aufzuweisen hatte, zugleich das größte gotische Bauwerk der Stadt, und legte auf der Spitze des durch den Trillkebach von Hildesheim getrennten Zierenberges (jetzt Moritzberg) eine Feste an, in welcher er diesem Schutzpatron gleichzeitig eine Kathedrale, die einzige Säulenbasilika jener Zeit in Sachsen, nebst Jungfrauenkloster errichtete. Zugleich ließ er es sich angelegen sein, geschickte Geistliche heranzubilden, durch die das Hildesheimer Priesterseminar Berühmtheit erlangte. Godehard war zeitlebens ein Mann der Ascese; etwa hundert Jahre nach seinem 1038 erfolgten Tode wurde er heilig gesprochen, während die Stadt sein Bild in ihr erstes Siegel aufnahm. Bischof Bernhard I. gründete ihm zu Ehren die St. Godehardikirche, den am reinsten durchgeführten romanischen Kirchenbau Hildesheims, welcher nach St. Benediktus' Ordensregel einen östlichen und einen westlichen Chor besitzt, an der äußeren Seite des ersteren aber als eine Fortsetzung der



Bernwardsgruft in der St. Michaeliskirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

Abseiten einen malerisch wirkenden gewölbten Umgang mit drei Kapellen, zu welchem der Erbauer wahrscheinlich schon in Rheims nach französischen Vorbildern den Plan gefaßt hatte. Das Innere der Kirche zeigt den bei altromanischen Bauten in Niedersachsen gebräuchlichen Wechsel eines Pfeilers mit zwei Säulen. Diese — hochragende Monolithen — sind zum Teil farbig gehalten; die neue Malerei des Mittelschiffs ist auf Kaiser Friedrichs III. Interesse zurückzuführen. Bemerkenswert sind auch die vortrefflichen gotischen Holzschnitzereien des Abts Lippold; freilich ist nur noch die Hälfte der von bunten, geschnitzten Baldachinen überdeckten Chorstühle hier vorhanden, während das Fehlende sich im Kensington-Museum zu London befindet. Im fünfzehnten Jahrhundert war der baufällig gewordene Ostchor durch den Abt Helmbold in gotischem Stile erneuert worden, indessen ist bei der jüngsten Restaurierung der Kirche, welche auf Senator Römers Anregung erst vor etwa vierzig Jahren durch bewährte Künstler, insbesondere den jüngst verstorbenen Altmeister Hase in Hannover, stattgefunden hat, alles Fremdartige entfernt und der ganz unverfälscht romanische Charakter des schönen Bauwerks wiederhergestellt worden. Dabei wurde auch das Innere mit den zehn Wandbildern geschmückt, die auf das Leben des heiligen Godehard Bezug haben. Von Kirchenbauten erwähnen wir nun noch die Hallenkirche zu St. Lambertus mit ihren drei gleichmäßig hohen Schiffen und der märchenhaft erklingenden Jungfernglocke vom Kehrwiederturm, die auch heute noch allabendlich ihr „Kehr wieder, Kehr wieder!“ ruft, sowie die ursprünglich romanische Kirche zum heiligen Kreuz mit wohlerhaltenem südlichem Kreuzgang und andern Spuren hohen Alters.

Jahrhunderte waren ins Land gegangen, die Hildesheimer Bischöfe mit dem Kaiser oftmals über die Alpen gezogen, wobei sie als Entgelt für ihnen gewährte Vorrechte an Abgaben, Zöllen, Banngerechtigkeiten ihm immer zahlreiche Lehnsmannen hatten zu-



Ehrensarg des heil. Bernward in der St. Maria-Magdalenenkirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

führen können, und dadurch waren sie mehr und mehr in die Reihe der Reichsfürsten eingetreten. Inzwischen hatte der Reichtum an Grundeigentum, der Besitz an festen Schlössern dauernd zugenommen; von diesen waren besonders die Homburg und die Winzenburg der Kirche zugefallen, letztere erst, nachdem der im Volksglauben lebende Burggeist Hödeke den Bischof zur Nachtzeit mit dem Rufe geweckt hatte: „Plättner, auf, die Winzenburg ist los!“ — Die ausgedehnte, noch sehr waldreiche Grafschaft im Flenithigau, welche sich von Hildesheims Toren bis über Gandersheim hinaus erstreckte, sowie Sehusa (Seesen) und Peina waren in ein Abhängigkeitsverhältnis zur geistlichen Macht gekommen, aber der Ort selbst, der so einflußreichen Oberhirten als Herrschaftssitz diente, konnte nur erst als ein ganz kleiner Flecken bezeichnet werden. Wir wissen nicht, wann Hildesheim aufhörte, eine Dorfgemeinschaft zu bilden — die ersten Spuren eines städtischen Gemeinwesens finden sich bald nach Beginn des zwölften Jahrhunderts —, doch erst hundertzwanzig Jahre später gewinnt der Platz an Bedeutung, indem durch die von Kaiser Friedrich II. gutgeheißene Einlösung der Vogteien das Bistum mit kaiserlichem Privileg nunmehr zum Fürstentum, die Stadt Hildesheim zur fürstbischöflichen Residenzstadt wird. Damals und noch sehr lange bestand dieses aus drei räumlich zwar eng zusammenschließenden, politisch aber völlig voneinander getrennten Teilen.

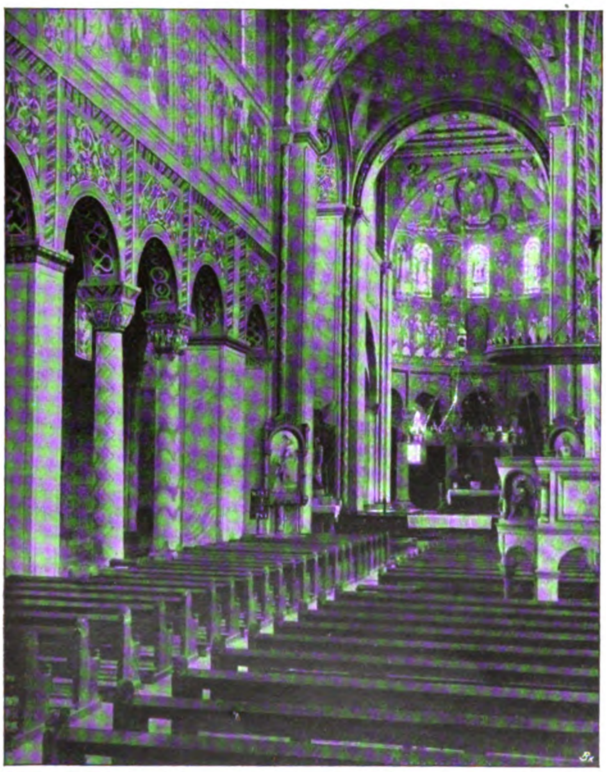
Die Domfreiheit mit dem Bischofssitz, die Altstadt und die östlich gelegene Neustadt bildeten je eine Sondergemeinschaft; erstere stand unmittelbar unter dem Bischof und Domkapitel, und vor ihrem Bannkreise mußte die Gerichtsbarkeit des Stadtvogts Halt machen, während wieder Altstadt und Neustadt eifersüchtig ihre Rechte hüteten, so daß z. B. die Stadt wie der Bischof eigne Münzen schlugen. Die Neustadt bildete das Gebiet des den Episkopus in kirchlichen Dingen vertretenden, gleichzeitig auch die Verwaltung der großen Güter wahrnehmenden Dompropstes.



St. Godehardikirche. (Nach einer Photographie a. d. Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Altstadt und Neustadt, jede von einem sitzenden Rat, einem Vorrat und Nachrat, zusammen sechsunddreißig Personen, regiert,

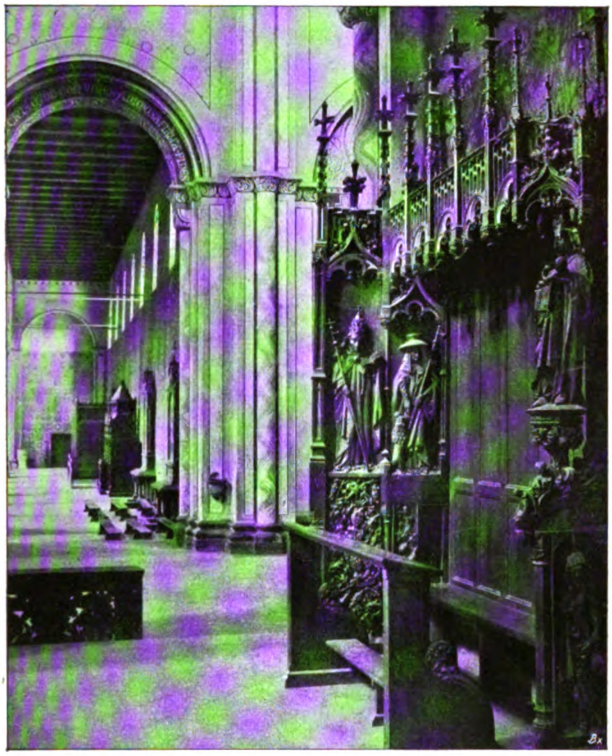
die zuerst je ein Burmester, später ein Bürgermeister leitete, hatten sich jahrhundertelang durch feste Mauern voneinander abgeschlossen; die Altstadt sperrte auch wohl, um einen Druck auf die Neustadt auszuüben, zeitweilig die zu dieser führenden Tore, und obwohl schon im Jahre 1300 ein „Stadtrecht" über Recht und Rechtspflege erlassen war, das in späteren Zeiten durch Verfassungsänderungen vielfache Umgestaltung erfuhr, so kam eine wirkliche Interessengemeinschaft erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zu stande, indem die trennenden Wälle zwischen beiden Schwesterstädten niedergelegt, die Tore eingerissen und statt dessen Mittel zu gemeinsamer Verteidigung geschaffen wurden. Und gar bis ins neunzehnte Jahrhundert dauerte es, ehe eine wirkliche Verschmelzung von Alt- und Neustadt eintrat.



Inneres der St. Godehardikirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Wir würden noch eines vierten Gemeinwesens in unmittelbarster Nähe, nämlich der Dammstadt, zu gedenken haben, wenn dieser nicht in einer für das dunkle Mittelalter so bezeichnenden Weise plötzlich gewaltsam das Lebenslicht ausgeblasen worden wäre. Ums Jahr 1100 hatte sich unter Bischof Udo eine Einwanderung zahlreicher Flamländer vollzogen, die der Landeskultur in hervorragendem Maße kundig und hierdurch in der Lage waren, manche Schäden wettzumachen, welche die in jenen kriegerischen Zeiten nur allzu häufigen Verwüstungen an Land und Gut anzurichten pflegten. Diese fleißigen Leute hatten sich im Westen Hildesheims am Flußdamme angesiedelt und gaben durch ihre Tüchtigkeit und Genügsamkeit der benachbarten Bürgerschaft das beste Beispiel. Dies schützte die Dammstadt und ihre friedliebenden Bewohner indessen nicht davor, daß in der Weihnacht 1332 die Hildesheimer räuberisch über sie herfielen und nach erbarmungsloser Plünderung, nach Brand und Mord das ganze blühende Gemeinwesen dem Erdboden gleichmachten. Mit der Gewalt des Stärkeren hatte sich Althildesheim auf diese Weise von der Gefahr befreit, in unmittelbarer Nähe seiner Mauern starke Befestigungen zu haben, die ihm eines Tags den Zugang zum linken Ufer der Innerste abschneiden konnten. Wohl wurde die verödete Stätte nach und nach wieder besiedelt, aber die städtischen Fehden mit Bischof Barthold brachten erneute Verwüstung, deren Spuren sich lange bemerkbar machten, bis der nie rastende Wechsel den Schauplatz so barbarischen Kampfs mit grünenden Gärten schmückte und endlich, in jüngster Zeit, dort am Damm, als ein frischer Schößling am alten Reis, ein neuer Stadtteil emporwächst.

Als unser beim Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts etwa achttausend Seelen zählender Platz noch von einem äußeren und inneren Mauerkranz umzogen wurde und Landwehren, welche die Stadt in weitem Umkreise umgaben, durch zahlreiche Türme belebt waren, von denen herab die



Chorstühle in der St. Godehardikirche.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Schuhmacher, Gerber, Bäcker und Knochenhauer waren dem Bischof unmittelbar untergeben, während die übrigen Innungen vom Rat ihre Körperschaftsrechte erhielten. Unter den letzteren tat sich besonders die Goldschmiedezunft allzeit hervor, ihre Kunst war weit berühmt, und neben den mächtigen Brauern mögen auch die Glockengießereien erwähnt werden, von denen Hildesheim heute noch zwei allbekannte besitzt.

Im Laufe der natürlichen Entwicklung traten die Vertreter der Handwerksämter und Innungen dem Rat nach und nach gleichsam als zweite Macht zur Seite; aus den gebrechlichen Fleischerbuden erstand das herrliche Knochenhaueramtshaus, und an die Stelle der einfachen Kaufhallen am Markt trat das Rathaus, welches schon an der Neige des dreizehnten Jahrhunderts den jetzigen Platz eingenommen haben muß.

Der so einflußreichen Gilde der Gewandschneider, der Tuchhändler, diente das Rathaus ursprünglich als Niederlage; allmählich erst wuchs es sich zu seiner jetzigen Bestimmung aus.

Wächter bei Tag oder Nacht das Herannahen feindlicher Scharen meldeten, konnten die Bürger zur Friedenszeit ruhig ihrem Berufe nachgehn; aber während dem Hildesheimer Handel und Zwischenhandel bis auf die allerletzten Jahrzehnte, in denen die Stadt einen so gewaltigen Aufschwung genommen, eigentlich niemals eine bedeutendere Rolle zugefallen war, trotzdem sie sich schon vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dem Hansabunde angeschlossen, blühten um so reicher die Gewerbe und wußten sich auch in der Verwaltung der Kommune, wie wir Hildesheim in beabsichtigtem Gegensatze zur Landeshoheit des Fürstbischofs schon früh bezeichnet finden, Geltung zu verschaffen. Die vier Ämter der



Rathaus.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

So malerisch es sich hinlagert, kann es doch schon seiner Regellosigkeit wegen nur als ein Bauwerk geringerer kunstgeschichtlicher Bedeutung bezeichnet werden. Ganz alt sind der nordöstliche Eckbau, die Lilie, und die südwestlichen Giebelbauten, während aus dem sechzehnten Jahrhundert der reizvolle Fachwerk-Erker an der Nordecke stammt, der mit schönem Schnitzwerk geschmückt ist, wie solches ja eine Hauptzierde der alten Hildesheimer Fachwerkbauten bildet. Ein breiter Treppengiebel mit der steinernen Statue der Hildesheimer Wappenjungfrau krönt das Hauptgebäude, ein stattlicher Turm mit kunstvollem Uhrwerk ragt zur Seite auf; drei Sandsteinfiguren von der Hand des Professors Küsthardt an der Vorderseite vergegenwärtigen Kaiser, Fürstbischof und Rat, die drei Hildesheim regierenden Gewalten. Die vorgebaute offene Laube, an der sich noch ein Halseisen aufgehängt findet, während der früher dort befindliche eiserne Maßstab jetzt fehlt, mahnt an die Zeit, da dort auf den vier Bänken Gericht gehalten wurde. Wenn wir nun auch beim Beschauen des Rathauses, dieses ursprünglich gotischen, später vielfach im Mischstil umgearbeiteten, aus Steinbau und Holzbau zusammengesetzten Komplexes, nicht das Bild eines vollendeten Kunstwerks erhalten, so sind doch alle sachkundigen Beurteiler darin einig, daß der neuste, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Hildesheimer Stadtbaumeister Schwartz durchgeführte Umbau ein Gebilde hergestellt hat, das auch in seinen äußeren Formen die Phantasie mächtig anregt und dem Marktplatze für alle Zeit sein viel gerühmtes, malerisches Aussehen bewahren wird. Treten wir aber in das Innere ein, durchqueren wir die die ganze Länge des Gebäudes einnehmende untere Vorhalle, einen dreischiffigen Raum, welcher von zwei Reihen mächtiger, durch Spitzbogen verbundener Pfeiler getragen wird, und begeben wir uns über die steinerne Treppe in die obere Rathaushalle, so empfängt uns ein Anblick, welcher den Stolz begreiflich erscheinen läßt, mit dem jeder Hildesheimer diese Stätte alter Erinnerungen anschaut. Schon die architektonische Behandlung ist als eine Meisterleistung zu bezeichnen. Durch Ausschaltung einer Balkendecke ist ein etwa zwölfeinhalb Meter hoher Raum geschaffen, an dessen oberem Teil eine Galerie entlang läuft, die sich mit zierlichen Pfeilern und Bogen nach der Halle zu öffnet, während sie andrerseits die Verbindung nach den hier wie unten zur Seite liegenden Verwaltungsräumen vermittelt. Über dem dreißig Meter langen und zehn Meter breiten imposanten Saal, der von Osten und Westen helles Tageslicht empfängt, das nur durch die farbenprächtige Malerei der Glasfenster etwas gedämpft wird, spannen sich kräftige gotische Zierbogen aus und stützen die durch ein mächtiges Hängewerk gehaltene, reich bemalte Holzdecke, welche in der Form eines riesigen Eichbaums die Gestalten und Namen der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zu Kaiser Wilhelm II. zeigt. In der Mitte hebt sich ein gewaltiger Reichsadler mit den Emblemen der deutschen Bundesstaaten ab, während nach dem Westfenster zu Christus mit den Aposteln und nach der Ostseite der Tierkreis in symbolischer Bedeutung erscheint. Die Wappen der verbündeten



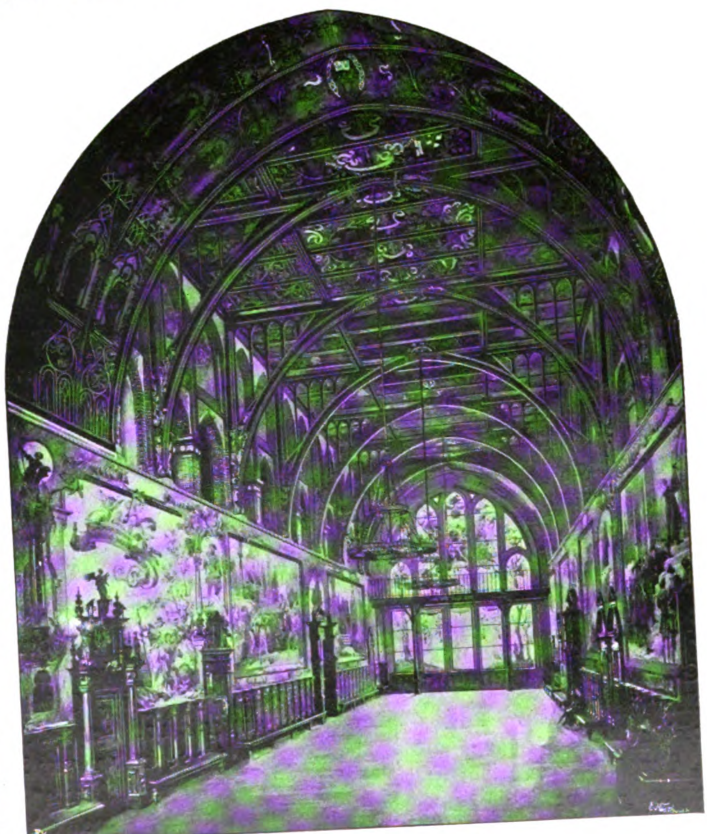
Hildesheimer Wappenjungfrau.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

Hansastädte ziehen sich unterhalb der Decke entlang.

So sinnreich und voll erlesenen Geschmacks diese Malereien ausgeführt sind, sie treten doch keineswegs derart hervor, daß sie das Auge von den unteren Wandgemälden, Schöpfungen des Historienmalers Hermann Prell, abziehen könnten. Prell, jetzt Professor an der Königl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden, hat hierbei die alte Freskotechnik wiederaufleben lassen, deren Kunst bei uns fast verloren gegangen war, nachdem frühere Meister ihre Kirchen und Paläste in so farbenleuchtender Frische damit geschmückt hatten. Wie sehr dem Meister seine in den Jahren 1889 bis 1892 ausgeführte Aufgabe gelungen, wie nachhaltig seine Gemälde durch Adel der Auffassung und Gedankentiefe, durch poetischen Schwung wie Lebenswahrheit, durch reizvolle Formen und Farben fesseln, darüber wäre es müßig, Worte zu verlieren. Versenken wir uns lieber in den Gang der Ereignisse, welche der Künstler in seinem Werke an dem Beschauer vorüberziehen läßt.

Das erste Bild — rechts von der Eingangstür — zeigt uns, wie die Heldengestalt Hermanns des Cheruskers den erbeuteten römischen Silberschatz der Priesterschaft am Galgenberge übergibt. Es ist schon erwähnt worden, in welcher Beziehung der Silberfund zu den ältesten Geschehnissen auf Hildesheimischem Boden steht; die neunundsechzig Stücke des Fundes, welche sich jetzt im Berliner Kunstgewerbe-Museum befinden, während das Römer-Museum in Hildesheim nur einen Gipsabguß und eine Nachbildung von ihnen in Silber besitzt, stellen jedes für sich wahre Kunstwerke dar, und zwar aus der besten römischen Kunstepoche, der der Julischen Kaiser. Neure Forschungen, namentlich die des Greifswalder Professors Otto Seek, haben wahrscheinlich gemacht, daß dies kostbare Silbergeschirr zur Beute der Teutoburger Schlacht gehörte, daß vorher einer der höchsten römischen Offiziere sein Besitzer war, und daß es dann einem der angesehensten Cheruskerfürsten — ob dem Arminius, bleibe dahingestellt — zuerteilt wurde.

Achthundert Jahre sind verflossen, und, wie das zweite Prellsche Bild uns vergegenwärtigt, verleiht König Ludwig der Fromme an der Seite seiner Gemahlin Irmingard dem Bischof Guntar das neugegründete Bistum Hildesheim. Im Gegensatz zu dem heidnischen Gemälde, über dem düstere Schatten lagern, lacht und prangt hier beim Ein-



Das Innere des Rathaussaals.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

zuge der Gotteslehre eine Frühlingsland=schaft mit Rosen= und Jugendfülle.

Nun treten wir dem dritten Hauptbilde gegenüber, das uns den heiligen Bernward schauen läßt, wie er Kaiser Heinrich II., den Heiligen, in Hildesheim empfängt. Alles, was wir von Bernwards Hoheit und Demut, seinem Wirken und Walten, seinem Kunstsinn und seinen Kunst=werken erfahren haben, zieht hier noch einmal an uns vorüber, verklärt durch des Malers Liebe zu seinem Gegenstande, die in beredter Weise aus dieser aufs in=nigste durchdachten Darstellung spricht.

Ebenso formvoll=endet, aber lebhaf=ter bewegt, ist das vierte Wandbild, das die Heimkehr der siegreichen Hil=desheimer Bürger=schaft unter ihrem Bürgermeister Hen=ning Brandis nach der Schlacht bei Bleckenstedt (1493) darstellt. Die Hansa hat mit den Hil=desheimer Mannen über die braun=schweigischen Her=zöge gesiegt, welche nun gezwungen sind, das in Gemeinschaft mit ihren Verbün=deten belagerte Braunschweig wieder freizu=geben. Der vormals anerkannt kriegerische Sinn der Bewohner Hildesheims, ihre Mannhaftigkeit und Bürgertugend treten auf diesem Gemälde in sichtbare Erscheinung.

Verhältnismäßig spät ist die Reformation eingezogen; packend fesselt uns auf dem fünf=ten Bilde der Eintritt Buggenhagens, der vom Bürgermeister Sprenger mit Rat und Gemeinde geleitet wird, in die St. Andreas=kirche, welche sich zuerst der neuen Lehre öffnen mußte. Nach mittelalterlichem Brauch hat der Maler in einzelnen Personen die Hauptförderer der künstlerischen Ausmalung des Rathaussaales, darunter den um die neuste Entwicklung Hildesheims so hochver=dienten Oberbürgermeister Struckmann, sowie sich selber porträtiert.



Knochenhaueramtshaus.
(Nach einer Photographie a. d. Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Auf dem sechsten großen Bilde wußte Prell die Schöpfung des neuen Deutschen Reiches, mit Kaiser Wilhelm im Mittelgrunde, in einem Ge=woge kraftvoller und schö=ner Gestalten, neben denen sich die kindlich=zarte Hildesia mit dem von ihr emporgereichten goldenen Kränzlein so herzerfrischend aus=nimmt, zur Darstel=lung zu bringen. Alle diese in großen Raumverhältnissen ausgeführten Fres=ken sind von einer architektonisch reich=gegliederten Renais=sance=Malerei um=rahmt, welche die von ihr umschlosse=nen Gemälde um so wirkungsvoller her=vortreten läßt.

Damit ist aber, so imponierend und stimmungsvoll die farbensatte Schilde=rung der Geschichte Hildesheims in ih=ren Hauptepochen auch wirkt, doch noch nicht allem Genüge geschehen, was der Künstler in dieser Rat=haushalle hat zum Ausdruck bringen wollen, die so viele Geschlechter hat heraufkommen und von der Lebensbühne wieder abtreten sehen, in der auch Julius Wolfs duftige Er=zählung „Renata“ ihren Festesjubel aus=strömt, an welche die kostbare wohlverwahrte Nachbildung des Maigrafenbechers erinnert. Deshalb hat Prell auf der westlichen Fenster=wand der Sage zu ihrem Recht verholfen, wie sie die Gründung Hildesheims durch Ludwig den Frommen mit ihrem Rosen=schimmer verklärt, auf Linien von Schnee

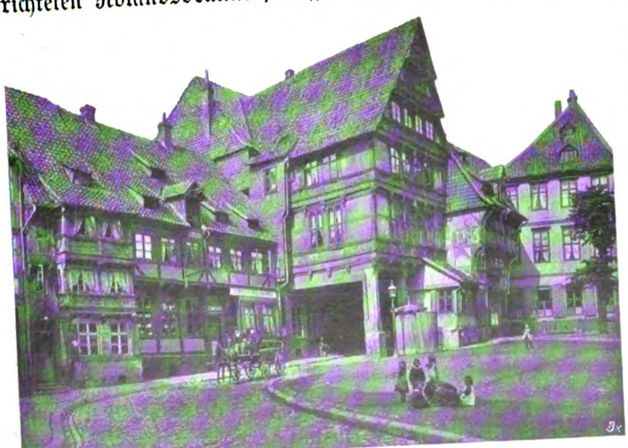
die Umrisse der Kathedrale erstehen läßt und manch verfallenen Turm mit traumhaften Erzählungen umzieht. Und dann wieder die trefflichen Vertreter der Ämter, die Personifikationen der Kraft, Milde und der Gerechtigkeit (diese sinnig über dem Bürgermeisterzimmer), der Weisheit, der Wehrbarkeit und des Gewerbefleißes, die Figuren des ersten Stadthauptmanns von Rössing und des streitbaren Bischofs Gerhard, sie alle beleben diesen prächtigen Raum. Gemalte Statuetten berühmter Hildesheimer aller Zeiten, unter anderm des Geschichtschreibers Lüntzel und des alten Chronisten Oldecop, des Senators Römer und des Botanikers Leunis, in kleinen markierten Nischen neben den zahlreichen, größtenteils alten Türen blicken auf den Strom der Besucher dieser einzig schönen Halle herab.



Altdeutsches Haus in der Osterstraße.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

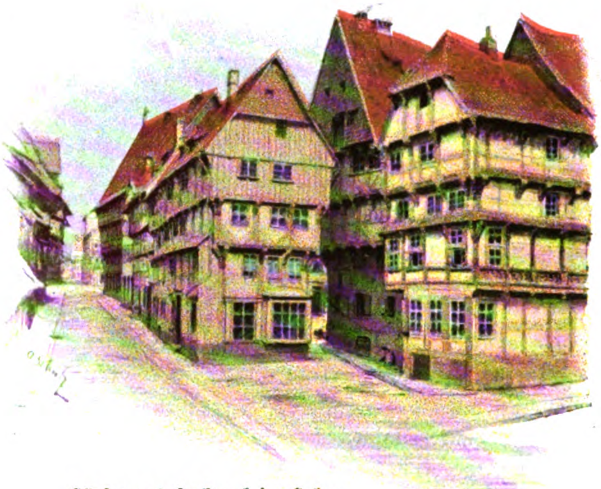
Wir übergehn manche anziehende Einzelheiten, welche das Rathaus, besonders nach seiner neusten, durchgreifenden Ausschmückung, noch bietet, und treten wieder auf den Marktplatz, der, ein nicht ganz regelmäßiges Viereck, uns durch seine Umgebung wie durch seine maßvollen Dimensionen anheimelt. Unser Blick fällt zunächst auf den 1540 errichteten Rolandsbrunnen, dessen hohe steinerne Beckenwände die plätschernde Flut einschließen; in ihrer Mitte erhebt sich die wiederhergestellte, mit manchem Beiwerk verzierte Säule, von deren Höhe die Rolandsfigur kühn nach dem Knochenhaueramtshause hinüberblickt, das, in acht Stockwerken aufsteigend, unbestritten als das schönste der Fachwerkhäuser in Deutschland gilt.

Die Entstehung der dem nordischen Klima so angemessenen Fachwerkbauwerke verteilt sich in Hildesheim, wo wie in einem großen Teile Niedersachsens der Holzbau traditionell, der Steinbau fast ganz außer Gebrauch war, über vier Jahrhunderte. Das uns hier erhaltene älteste Fachwerkhaus stammt nachweislich aus dem Jahre 1418, die meisten und bedeutendsten dieser Bauten sind dem sechzehnten Jahrhundert entsprossen, dann verliert sich allmählich das Traditionelle, und im achtzehnten Jahrhundert sinkt der Baustil, welcher durch das Zierliche der Erscheinung und das Heitere der Ausschmückung die Dürftigkeit des Materials



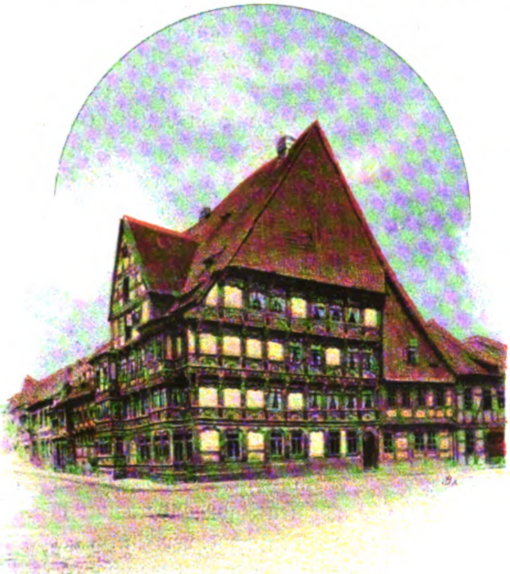
Pfeilerhaus am Andreasplatz.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

fast hatte vergessen lassen, auf das Niveau des Alltäglichen hinab. Hat man Hildesheim mit Recht ein Museum deutscher Holzschnitzkunst, ein norddeutsches Nürnberg genannt, so sehe man nur an den Fassaden der vielen altertümlichen Häuser, die sich in Gruppen oder vereinzelt über die ganze alte Stadt verteilen, diesen unvergleichlichen Schmuck an Schnitzwerk, womit Balken, Pfosten, Konsolen, welche die überragenden Stockwerke tragen, Friese, Füllungen, Fensterbrüstungen und Setzschwellen fast überreich bedeckt sind, und zwar meist nicht in leeren Zierformen, sondern als figürliche Darstellungen, knappe Scenen aus dem bürgerlichen Leben, Wappen, Charakterköpfe, Putten, phantastische Tiere, Pflanzen- und Rankenmuster, Bilder aus der biblischen Geschichte und der unsern Altvordern wohlvertrauten griechischen und römischen Mythologie, untermischt mit Inschriften, welche die Ereignisse, die Sinnesart und Empfindungen jener Zeiten zum Teil in köstlicher Weise beleuchten. Nachdem man auf Anregung des Geh. Baurats Cuno dazu übergegangen, den früher üblichen grauen oder braunen nüchternen Anstrich der Schnitzereien durch eine bunte, stilvolle Bemalung zu ersetzen, heben sich diese Zeugen vergangener Jahrhunderte ungemein malerisch ab und tragen viel dazu bei, die schon an sich so reizvollen Straßenbilder noch charakteristischer hervortreten zu lassen.



Häuser aus Fachwerk im Hoken.
(Nach einer Photographie
aus dem Verlage von August Lax in Hildesheim.)

Das Kleinod aller dieser Giebelhäuser ist, wie gesagt, das aus dem Jahre 1529 stammende Knochenhaueramtshaus, an dem alle die geschilderten Vorzüge sich in vollendeter Schönheit zeigen. Die massigen Verhältnisse sind ausgeglichen durch die in den Reliefs an den mittleren Schwellen noch dem Mittelalter, im Pflanzenornament schon nahezu der Renaissance angehörige, technisch meisterhaft ausgeführte Kleinarbeit, welche sich vom ersten Stock bis hinauf zum hohen und steilen Giebel zieht. Das Giebelschnitzwerk ward nach dem Brande von 1884 kunstreich wiederhergestellt, während die eigentliche Restaurierung des Hauses, die Neubemalung der Wandbretter und Ausschmückung mit bildlichen Darstellungen und bezeichnenden Inschriften, einige Jahrzehnte älter ist. Besonders ist auch noch ein unübertrefflicher Rankenstab zu beachten, der die ganze Länge der nach der Marktstraße gelegenen Seite einnimmt, wo auch eine Anzahl Brustbilder von der Pietät zeugen, die Hildesheim allzeit für seine bedeutenden Männer hegt.



Gasthaus zum goldenen Engel.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage
von Zedler u. Vogel in Darmstadt.)

Am Markte verdient gleich hernach das merkwürdige, glatt aufragende, massive Tempelhaus aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, die Stelle einer alten Synagoge einnehmend und einen Teil der engen, sehenswerten Judengasse begrenzend, mit seinen beiden Ecktürmen und dem später vorgebauten, reiche Steinmeißelung zeigenden Erker, sowie das Wedekindsche Haus Erwähnung, letzteres wieder durch eine Fülle von Schnitzwerk ausgezeichnet wie kaum ein zweites. Die Stadtverwaltung, welche so zielbewußt für die Erhaltung der in ihrem Bereiche liegenden Altertümer wirkt und das Interesse dafür auch bei der Bürgerschaft, selbst, soweit es angeht, im Verwaltungswege, zu stärken bestrebt ist, hat auch diese beiden Häuser erworben, um sie zum Schmuck der Stadt in ihrem jetzigen Zustande möglichst lange zu erhalten. Der Verein zur Erhaltung der Kunstdenkmäler Hildesheims geht sogar noch weiter, und der von ihm angeregte Wettbewerb, welcher die Einreichung von Entwürfen für Hausfassaden im mittelalterlichen Stil Hildesheims zum Zwecke hat, hat schon einen hübschen Erfolg aufzuweisen.

Bei unserm Gange durch die Stadt beschränken wir uns darauf, eine kleine Auswahl weiterer Zeugen aus vergangener Zeit hervorzuheben. Da ist an der Scheelenstraße der Ratsbauhof und der Braunschweiger Hof, an der Friesenstraße der Wiener Hof, am Neustädter Markt die danach benannte Schenke, am Kläperhagen das Oldecopsche Haus, dessen Besitzer aus dem Jahrhundert der Reformation uns so gründlich die Zustände seiner Zeit geschildert hat, am Andreasplatz das besonders kunstvoll geschmückte Pfeilerhaus, halb in der Luft schwebend, da sich darunter der Verkehr hindurchbewegt, und deshalb hervorragend malerisch. Das unweit davon gelegene Andreanum mag an dieser Stelle mit genannt sein; es stammt aus der ersten wieder lebensmutigeren Epoche nach dem Westfälischen Frieden und birgt die in früheren Zeiten besuchteste protestantische Schule des nordwestlichen Deutschlands.

Unsre Wanderung geht weiter zur Ratsapotheke am Hohen Weg mit einer zum Hauptsaal führenden Prachttür, einem Musterstück der Kartusche, und einer seltsam erscheinenden, buckelbesetzten Hausnebentür für den zu Rat gehenden Oldermann, und bald stehn wir am Langenhagen vor dem Kaiserhause, um dort ein wenig länger zu verweilen. Sein Unterbau ist monumental in Stein ausgeführt, und der breite, figurenbesetzte Erker läßt ebenfalls erkennen, daß weder an Material noch an Kunstbetätigung



Durchgang zum Andreasplatz.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Zedler u. Vogel in Darmstadt.)

gespart ist, wie auch die großen Fenster, abwechselnd durch eine oder zwei in ihrem unterem Teil reich behandelte Säulen getrennt, dem Ganzen bis zum ersten Stock hinauf sogleich etwas Herrschaftliches geben. Vier Kaiserstandbilder schmücken die Nischen, unter denen sich vierundvierzig Medaillonbilder römischer Kaiser, münzengleich mit Umschriften versehen, hinziehen. Und während im allgemeinen die Hofräume der

alten Hildesheimer Häuser sich weder durch Raumfülle, noch durch malerische, wunderliche Erscheinung auszeichnen, was in manchen gleichaltrigen Städten oft sogar in hohem Maße der Fall ist, macht die Hofseite des Kaiserhauses hierin eine Ausnahme und ist wegen ihrer Wandpfeiler und einiger andrer Überbleibsel wohl der Beachtung wert. Die nahe Eckemeckerstraße weist eine ganze Reihe sehenswerter Häuser auf: das ehemalige Rolandshospital ist eins der umfangreichsten darunter, und die Andreaskirche im Hintergrunde, deren jetziger Turmbau ganz neu ist, ebenso wie einige ihrer Strebebogen und Fialen, gewährt einen schönen Abschluß.



Haus am Godehardsplatz.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von F. H. Bödeker in Hildesheim.)

Von hier ist es nicht weit bis zum neuen Regierungsgebäude, das, an sich ein ansprechender, ausgedehnter Bau, durch eine schöne Inschrift Ernst von Wildenbruchs geziert wird, und ganz nahe dabei ladet die Domschenke, in ihrer jetzigen Erscheinung mit geräumigem Flur und beschränktem, aber traulichem Trinkgemach aus dem Jahr 1571, zum Verweilen ein. Die weiten Kellereien mit zum Teil seltsamen Fässern werden noch mancher Generation zufriedener Trinker ihr bekömmliches Naß spenden.

Unter den schattigen Bäumen des ein großes Viereck bildenden Domhofs, am Dom vorüber, die bischöfliche Residenz rechts lassend, wenden wir uns nun unter dem Bischofsbogen des Knaben-Konvikts hindurch linker Hand zum Römer-Museum, das in die frühere St. Martinikirche, eine Gründung der Franziskaner, aus deren Kloster manche namhafte Gelehrte und Künstler hervorgegangen sind, eingezogen ist. Davor hat die dankbare Stadt ihrem Senator Römer, der sich sein Leben lang um sie verdient gemacht hat, und dessen Name deshalb mit Recht in der Benennung des Museums fortlebt, ein Denkmal gesetzt. Die von ihm und andern liebevoll zusammengetragenen Sammlungen bergen eine Fülle von Sehenswürdigkeiten aus Kunst, Wissenschaft, Völkerkunde, Kunsthandwerk usw. und selbstverständlich, soweit möglich, auch aus der örtlichen Vergangenheit Hildesheims.

Auf dem von Baurat Stier in Hannover geschaffenen neuen und schönen Bahnhof, welcher für eine Musteranlage gilt, nehmen wir Abschied. Viel ließe sich noch erzählen von der überreichen Geschichte der Stadt und dem Hochstift, von ihren Bündnissen und Feindschaften, besonders von der unseligen Stiftsfehde, die den Fürstbischof Johann IV. im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts auf die Höhe des Sieges und danach an den Rand bitterer Enttäuschung führte, während die wildverwüsteten Stiftslande auseinander gerissen wurden; von der Marienburg und dem Woldenberge, vom fröhlichen Leben auf Burg Steuerwald und vom frommen Feldhauptmann von Plettenberg, von den alten, durch Hildesheimer Ritter gedichteten Epen „Crane“ und „Tristrant“ und dem historischen Spottgedicht „Schevekloth“, und dabei wäre die schwer erkämpfte Einführung der Reformation und die Belagerung und



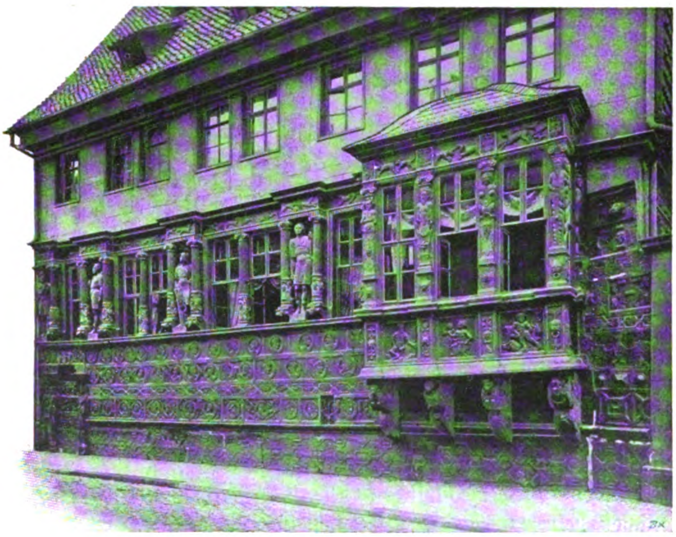
Bischof Bernward empfängt den Besuch Kaiser Heinrichs am Dom.
Mit Genehmigung des Professors H. Prell nach seinem Wandgemälde im Rathaussaal.

Zu Herzfeld: Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart.

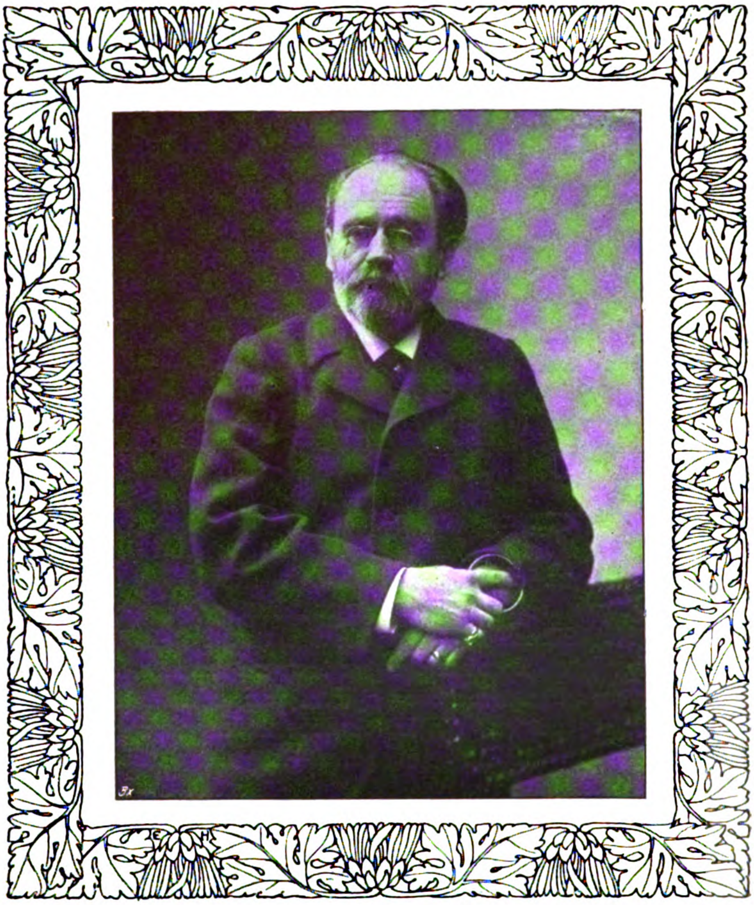
Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Einnahme durch Pappenheim noch gar nicht einmal zu ihrem Rechte gekommen. Auch die Besetzung des Bischofsstuhls zeigte manchen Wechsel. Geraume Zeit, von der Mitte des sechzehnten bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein, wurde er von Gliedern des Hauses Wittelsbach eingenommen, die aber in vielen Fällen gleichzeitig noch andre Bistümer wie Köln, Münster, Lüttich innehatten, so daß Hildesheim für länger als hundert Jahre nicht mehr Residenzstadt war. 1802 hörte der verdiente letzte Fürstbischof, Franz Egon Freiherr von Fürstenberg, auf, weltlicher Fürst zu sein. Nach erfolgter Säkularisation wurde das Fürstbistum zuerst Preußen angeschlossen, und im Sommer 1806 besuchte auch die Königin Luise auf einer Reise nach Pyrmont die alte Bischofsstadt sowie die von den Zeitgenossen hochgepriesene Gemäldegalerie des Freiherrn von Brabeck auf Schloß Söder. Noch im selben Jahre aber ergriff das Napoleonische Kaiserreich Besitz von den Hildesheimer Landen, nach kurzer Übergangszeit trat hierfür das Königreich Westfalen an die Stelle, seit 1814 und 1815 kam das Fürstentum unter Ausschluß der erneuerten Ansprüche Braunschweigs bekanntlich an Hannover und mit diesem Königreich in Folge des Kriegs von 1866 wieder an Preußen zurück.

Eine neue Zeit ist heraufgezogen. Die Wälle und Mauern des Mittelalters sind gesprengt, rege dehnt sich unter dem Schirm eines mächtigen Staatswesens die Stadt nach allen Seiten aus, von annähernd 44000 Einwohnern bevölkert, worunter etwa doppelt so viel Protestanten wie Katholiken. Die neuen Stadtteile lassen kaum ahnen, welchen pietätvoll gehüteten Schatz an Kirchen- und Profanbauten, an wohltätigen Asylen, milden Stiftungen und altersgrauen Lehrstühlen, an einzig dastehenden Kunstschätzen und tausendjährigen Traditionen sie einschließen; Böcke, Mariengroschen und Mattier sind außer Umlauf gesetzt, aber **die** Münze, deren Gepräge lautet: „Für Kaiser und Reich!" hat dort, wo nunmehr nach fast achthundert Jahren zum ersten Male auch wieder ein deutscher Kaiser eingezogen ist, seit langem guten Klang und volle Geltung.



Das Kaiserhaus.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Stengel u. Co. in Dresden.)



Emile Zola

Eine literarische Skizze

von

Erich Meyer

(Nachdruck ist untersagt.)

Als vor fünf Jahren Alphonse Daudet auf seinem Landsitze zu Champrosay entschlummert war, da ging ein tief wehmütiges Gefühl durch die Herzen aller derer, die ihm Stunden echten menschlichen Empfindens, köstlicher befreiender Heiterkeit wie läuternden Mitleidens verdankten: ein Dichter war sanft hinausgegangen aus einem Dasein, in dem für ihn seit lange schon ein schmerzliches Entsagen begonnen hatte, eine in mehr als einem Sinne vollendete künstlerische Laufbahn hatte sich geschlossen.

Als an diesem 29. September der Telegraph die Kunde von dem jähen Tode des zweiundsechzigjährigen Emile Zola bis in die entlegensten Weltwinkel trug, waren gewiß alle, die ihn kannten — und ihn kannten viel mehr Menschen als seinen sanften Freund —, tief erschüttert von dem, was in diesem Ende man möchte sagen: Unkünstlerisches lag. Eine unermüdliche Arbeitskraft war unerwartet gebrochen worden, ehe sie aufgebraucht war. Aber niemand von denen, die ihm nicht persönlich nahe gestan=

den, hat wohl die Empfindung gehabt, daß ihm ein Freund genommen sei, dem er einen Dank für ein weihevolles Versenken in Menschenleid und Menschenlust auf das Grab zu legen habe. Nachdem vielmehr die erste rein menschliche Teilnahme der wägenden Frage, was er uns war, Platz gemacht hatte, flammte auch schon der leidenschaftliche Gegensatz in seiner Beurteilung auf.

Und das war nicht etwa nur, weil er eines Tags in die politische Arena hinabgestiegen ist. Die Würdigung des Künstlers und des Menschen, mit der wir es hier allein zu tun haben, vermag gänzlich an Zolas politischer Tätigkeit vorüberzugehn, nachdem sie ausgesprochen hat, daß ihm höchstens ein unseliger Irrtum, nicht aber auch nur die Spur eines niedrigen oder selbstsüchtigen Beweggrundes vorzuwerfen ist. Nein, auch über sein künstlerisches Wirken gehen die Meinungen so unversöhnlich auseinander, daß die einen voll bewundernder Anerkennung an seinem Grabe stehn, die andern nicht Bedenken tragen werden, ihm einen Fluch nachzurufen.

Was beweist dies, wenn nicht, daß Emile Zolas Wirken eine geistige Macht in der Kulturentwicklung nicht nur seines Volks, sondern überhaupt des modernen Menschen gewesen ist, die wie alles, was in große Breiten und Tiefen des irdischen Geschehens eingreift, Segen und Unsegen zugleich in ihrem Schoße trug? Man muß hinzufügen: also hat er auch sein wollen, und wenn er danach verlangt hat, zu schaffen und aufzubauen in den Seelen der Menschen, so hat er mit vollem Bewußtsein auch die Verantwortung dafür übernommen, daß er zerstören mußte.

Daß in Zolas Büchern manches gefährliche Gift enthalten ist, das darf besonders ein Deutscher nicht ableugnen, wenn er nicht unehrlich sein will. Die schwüle Sinnlichkeit, die sie uns kennen lehren, ist uns Deutschen wesenfremd. Für wen es der Beruf mit sich bringt, daß er von ihr wissen muß, der mag sich ungestraft mit ihr vertraut machen. Hunderttausende seiner Leser aber — und diese Zahl ist bei einer Millionenauflage noch zu niedrig gegriffen — gewinnen durch solche Kenntnis nichts für ihre innere Welt und ihre Lebensführung.

Gerade aber wegen der Massenwirkung dieser Kraft, die stets das Gute wollte und doch so viel Böses geschafft hat, ist es eine unerläßliche Pflicht für jeden, der nun einmal vom Baume der Erkenntnis gegessen hat, sich in ruhigem Abwägen ein Urteil zu bilden, ein Urteil sowohl über die große schöpferische Beanlagung, die niemand Zola bestreiten kann, als über die Lebensanschauungen, die er in Umlauf gesetzt hat.

Gustave Flaubert, Edmond de Goncourt, Emile Zola und Alphonse Daudet gehören in der Literaturgeschichte als Meister des modernen französischen Romans ebenso eng zusammen, wie sie im Leben miteinander befreundet gewesen sind und im Verkehr gegenseitig ihre künstlerischen Auffassungen beeinflußt haben. Jules de Goncourt, der jüngere der beiden „Unzertrennlichen", ist nur insoweit zu nennen, als ihm ein Anteil an dem gemeinsamen literarischen Werk der Brüder zukommt und er auch noch Flaubert nahe gestanden hat. Als Daudet und Zola in den Kreis eintraten, war er schon gestorben. Flaubert, Goncourt und Zola stehn sich wiederum noch besonders nahe. Sie waren einig in dem Kampf gegen die Unwahrheiten der Romantik. Die neue Zeit, das fühlten sie gleichmäßig heraus, verlangte einen unbarmherzigeren Spiegel und die Beleuchtung der materiellen Seiten des Lebens, weil sie selbst unbarmherziger und materieller war. Dabei steckte in Flaubert wie in Zola selbst ein gutes Stück Romantik und eine Freude an der Flugkraft ihrer mächtigen Phantasie, die sich nicht niederkämpfen ließ und ihren Werken einen guten Teil ihrer bunten Pracht verliehen hat. Flaubert war es, der sich im besondern bemühte, dem neuen Roman auch eine neue Form zu geben, den Wortschatz der literarischen Sprache aus andern Gebieten zu ergänzen und zu erweitern, um sie zur Abschilderung des wirklichen Lebens fähiger zu machen. Die Goncourt gingen darauf aus, bei dieser Schilderung im ganzen wie im einzelnen photographische Treue durch eine peinliche Beobachtung und möglichste Ausscheidung subjektiver Zutaten walten zu lassen. Beide waren tatsächlich künstlerische Neurer, da sie ihre Zeit das Leben von einer neuen Seite anschauen lehrten. Wäh-

rend nun auch Daudet ihre Errungenschaften sich zu nutze machte, war er doch im Gegensatz zu Zola eine zu stark nach innen lebende Natur, um nicht dem Geschauten eine subjektive Färbung bei der Wiedergabe zu verleihen, und, gegen die Goncourt gemessen, viel zu schöpferisch veranlagt, um auf eine fein ausgesonnene Komposition des aufgenommenen Stoffs zu verzichten, die den Leser tiefer in die Geheimnisse des Lebens hineinschauen läßt, als es eine ängstlich objektive Schilderung gestattet. In ihm war von diesen vier Meistern der angeborene Trieb zum Schönen am mächtigsten, und das Schöne setzt immer eine Abstraktion voraus.

Zola, wie Daudet 1840 geboren, nutzte die Arbeiten seiner um fast zwanzig Jahre älteren Freunde am gewandtesten aus und gab einer besondern Spielart des modernen realistischen Romans, dem von ihm mit einem unglücklichen Wort so getauften Experimentalroman die ausgeprägteste Gestaltung. Dieser Experimentalroman war weit davon entfernt, das zu sein, wofür ihn Zola selber hielt und ausgab. Als echter Künstler nahm er seine Schöpfungen für die Wirklichkeit selbst, glaubte, mit seinen Menschen zu „experimentieren" wie ein Gott und vermeinte, daß die Entwicklung derselben unwiderleglich die in der Wirklichkeit herrschenden Gesetze dartun müßte. Zeigte sich in seinem großen Cyklus der Rougon-Macquart die Vererbung eines von einem Vorfahren erworbenen Mangels unbarmherzig und unbeeinflußbar, so glaubte er tatsächlich damit dargetan zu haben, daß sich auch in der Wirklichkeit gegen die Vererbung keine Kraft zum helfenden und heilenden Bundesgenossen aufrufen lasse. Darin liegt ja nun freilich ein handgreiflicher Irrtum. Glücklicherweise für Zola drängt sich aber diese Idee, von der seine Hauptschöpfung beherrscht ist, durchaus nicht auf, kann vielmehr eigentlich nur durch ein sorgfältiges, man muß sagen, wissenschaftliches Studium aus dieser Reihe von neunzehn Bänden herausgearbeitet werden.

Dennoch war diese Idee für Zolas Schaffen nicht unfruchtbar. Führte sie doch den Künstler dazu, das Leben von einem Standpunkt aus zu betrachten, der wahrhaft modern ist, von dem aus der einzelne als Glied einer Entwicklungskette oder als Rad eines größeren Getriebes in seiner Sonderbedeutung zurücktritt, sein Schicksal die Aufmerksamkeit nur als Teilschicksal eines Ganzen fesselt. Von hier aus gelangte Zola zu dem, was seine Eigenart, seine Größe, dann aber freilich auch seine Manier ausmacht. Er ist ein unerreichter Meister in der Schilderung großer Massen, in der einheitlichen Darstellung der von der modernen Kultur erzeugten Kollektivgebilde. Das Großartige und Bewundernswerte, was in dem Gesamtleben und den Gesamtleistungen eines riesigen Kaufhauses (Au Bonheur des Dames) oder der Markthallen von Paris (Le Ventre de Paris) oder einer Kohlengrube (Germinal) oder einer Eisenbahn (La Bête humaine) liegt, ist nie von jemand eindrucksvoller geschildert worden als von ihm. So vermag er es auch, mit einer unerreichbaren Kunst die ganze Welt des Geldverkehrs (L'Argent), des Bauern (La Terre), Kampf und Zusammenbruch eines ganzen Volks (La Débâcle), das Treiben der Künstlerschaft (L'Art), das Blühen und Welken eines Gartens (La faute de l'Abbé Mouret) in einem Gemälde zusammenzufassen. Aus derselben Quelle floß bei ihm das, was man nach der jeweiligen Anwendung Symbolik, Anthropomorphismus oder Hylozoismus nennen kann. Wie Giordano Bruno lebte er der Überzeugung: „per tutt' e senso", er kannte nichts Unbelebtes. Der Destillationsapparat, die Dampfmaschine, der Förderkorb im Schacht wird ihm zu einem lebendigen Wesen, das bald mit der Gutmütigkeit und Geduld des Tieres seine Kraft in den Dienst des Menschen stellt, bald hinwieder von der Bösartigkeit eines mit seinem Los unzufriedenen, heimtückischen Knechtes besessen ist. Dann wiederum verliert ihm der einzelne seine Sonderbedeutung in einem andern Sinne und wird ihm zum Symbol: es ist nicht mehr *ein* Trinker, *ein* Künstler, *ein* Arbeiter, *ein* Bauer, den er schildert, sondern der Trinker, der Künstler schlechthin, wie ihn das moderne Leben erzeugt.

Hierin lag nun freilich auch mehr als eine Gefahr, der er sich nicht zu entziehen gewußt hat. Zunächst mußte die Seelenschilderung des Einzelwesens darunter leiden, daß dieses seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln vermochte, daß er den tausend Gestalten, die

er vor unserm Auge vorüberziehen läßt, nicht selber ein warmherziges Mitgefühl entgegenbrachte. Sie bewegen sich, aber nur wie das Rad einer Maschine, dem diese Bewegung von außen verliehen wird, sie folgen den Anstößen, die ihnen die Umgebung oder die sie unbewußt beherrschenden ererbten Eigenschaften verleihen, sie haben keine Sonderseele. Die Fähigkeit, die langsame Ansammlung kleiner und kleinster seelischer Bewegungen bis zur Auslösung der äußerlich bemerkbaren und wirksamen Tat zu schildern, geht ihm ab. Er liebt es, die Handlungen seiner Geschöpfe mit einem „Plötzlich“ weiterzuführen, das den Leser überrascht und die innere Verlegenheit des Autors verrät. Wenn er es einmal fertig gebracht hat, über seinen Mangel an Phantasie zu klagen, der es nicht gelingen wolle, die kleinste und einfachste Verbindung, die ihm die Beobachtung nicht liefere, frei zu erfinden, so konnte sich das eben nur auf solche psychologischen Verbindungen beziehen, da ihn sonst seine Phantasie nie im Stiche gelassen hat.

Was nun aber weiter zu den unterscheidenden Eigentümlichkeiten Emile Zolas gehört, ist, daß er mit diesen seinen Fähigkeiten stets ganz bestimmte Zwecke verfolgt hat, die außerhalb der Kunst als solche liegen. Stets, d. h. von dem Augenblick ab, wo der junge Handlungsgehilfe des Verlagshauses Hachette seine Stellung aufzugeben und sich ganz der schriftstellerischen Tätigkeit zu widmen wagte, bis zu dem Augenblick, wo der Tod dem Arbeitsamen die Feder aus der Hand genommen hat.

Seine literarischen Freunde, besonders Flaubert und Daudet, waren Dichter, die zur eignen Befriedigung aus sich herausstellen mußten, was in ihnen war. Zola war ein kampfesfreudiger Mann, der etwas erreichen wollte, der auf die geistige Entwicklung seines Volkes einen bestimmenden Einfluß ausüben wollte, und der durch seine außerordentliche Arbeitskraft und dank seiner richtigen Erkenntnis dessen, was auf die Massen wirkt, diesen Vorsatz auch durchgeführt hat, weit über das Maß hinaus, das er im Beginn seiner Laufbahn zu erträumen wagte.

Zola gehört, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, noch einem andern Kreise von Literaten an, die den Roman nicht als Dichtung, sondern als Mittel, auf die Massen erzieherisch zu wirken, betrachtete und betrachtet, und hierin hat er vielleicht am meisten Schule gemacht. Auch in dieser Hinsicht ist er durchaus ein Sohn unsrer Zeit. Die ungeheure Masse von Neuem, die sie an unser Geschlecht herangebracht hat, läßt eine dem Praktischen abgewandte oder nur dem müßigen Ergötzen geweihte Tätigkeit beinahe wie etwas Unsittliches erscheinen. Es ist, als wenn alle Hände zugreifen müßten, um die an allen Enden aus den sich umgestaltenden und umwertenden Dingen herausquellenden neuen Ideen zu fassen, zu untersuchen, einzuordnen und gebrauchsfähig für jedermann bereitzustellen. Das nationale Unglück, das 1870 über Frankreich hereinbrach, ließ diese Forderung: „Alle Hände ans Werk!“ noch gebieterischer erschallen, da Frankreich sichtlich hinter seinen ihm von der Weltentwicklung gestellten Aufgaben zurückgeblieben war. Hier hat Emile Zola eingesetzt. Den Mechanismus der modernen Welt legte er lehrhaft für die auseinander, die daraus für ihre Lebensführung lernen wollten. Ob er nun im Anfang seiner Laufbahn die Fäulnis des zweiten Kaiserreichs oder gegen Ende desselben den Niedergang des Katholizismus untersuchte, er kämpfte stets für eine moderne Idee oder öfter noch gegen eine überlieferte, die ihm überlebt schien. In seinem „Brief an die Jugend“ hat er es ausgesprochen, daß er die heranwachsende Generation von dem Nebel zu befreien wünschte, der, aus der romantischen Zeit noch übriggeblieben, sie das Leben zu schauen hinderte, wie es wirklich war. Und nachdem er diesem Ziele ein Menschenalter hindurch in seinen Schilderungen der Gegenwart nachgestrebt hatte, unternahm er es nach einer breitgegründeten Vorbereitung, Bilder davon zu geben, wohinaus die Weltentwicklung nach seiner Meinung einst gehen müsse. Von diesem Gesichtspunkt aus fügen sich seine „Drei Städte“ und seine „Vier Evangelien“ seinem Lebenswerke ein.

„Fruchtbarkeit, Arbeit, Wahrheit, Gerechtigkeit“, so benannte er diese vier Evangelien, deren letztes zu verkünden ihm der Tod untersagt hat. Es liegt gewiß etwas Erschütterndes darin, daß ihm durch einen häß-

lichen Zufall nicht möglich gewesen ist, alles auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte. Dennoch stellt sich bei ruhiger Überlegung rasch ein Trost auch für den ein, der selbst seinem Gegner im Kampf der Geister eine restlose Aussprache gönnt. In den Ideen, die Zola vertreten hat, liegt nicht seine Größe, denn es waren nur die allgemein in der Luft liegenden, keine die geeignet wären, wegweisend in die Zukunft hineinzuleuchten: Materialismus und Feindseligkeit gegen das Christentum. Und das ist erklärlich. Er gebärdete sich wie ein Mann der Wissenschaft und verfügte doch nur über ein ungeordnetes und lückenhaftes Wissen. Die gewaltige Arbeit, die seine Romane beanspruchten, ließ ihm gar nicht die Zeit zu einem ruhigen Versenken in irgend ein wissenschaftliches Gebiet. Was er für seine Romane jeweilig brauchte, las er sich bekanntlich aus irgend einem dem Laien leicht zugänglichen Werke meistens recht kritiklos an.

Abgeschlossen aber und vollendet steht seine Gestalt vor den Augen der Nachwelt in rein künstlerischer Hinsicht. Er war ein machtvoller Schilderer modernen französischen Lebens, wie es keinen zweiten gegeben hat. Er faßte dies Leben einseitig auf, aber darum auch einheitlich. Großartig ist er durch die Gewissenhaftigkeit seiner Beobachtung, durch die Bemühung, offen zu sagen alles, was er sah, und nichts, als was er sah, mag darin auch zugleich die Begrenzung seines Könnens liegen. Gehört er nicht zu den großen Trostspendern der Menschheit, so sehr er in seinen letzten Lebensjahren auch nach diesem Ruhme gegeizt hat, ist seine Wirkung weit mehr zerstörend als aufbauend gewesen, so werden doch seine Bücher alle die durch ihre mächtige Gestaltungskraft fesseln, die das Werden des modernen Menschen kennen lernen wollen.

Den Menschen Zola aber kennzeichnet neben seiner zähen Arbeitskraft, seiner stürmischen Gewaltsamkeit und seiner Freude am Kampf, durch die er sich hoch über eine ganze Reihe seiner von Weltende und Willenslähmung faselnden Zeitgenossen erhob, ein Zug, der zunächst den Eindruck eines verdammenden Urteils des Schicksals über seine eigne Weltanschauung macht. Die Angst vor dem Tode als der Vernichtung des persönlichen Daseins, die er einer seiner Gestalten, dem Lazare in „Joie de vivre“, gegeben hat, beherrschte auch ihn. Wenn man sich vorstellt, wie er an jenem 29. September auf den Ruf seiner Gattin aufgesprungen ist, um niederzustürzen und sich nicht wieder zu erheben, dann liest man mit tiefer Bewegung die Worte, die er einst zu den Goncourt sprach: „Der Tod liegt immer im Hintergrunde unsrer (seiner und seiner Frau) Gedanken, und oft — wir haben jetzt eine Nachtlampe in unserm Schlafzimmer —, sehr oft in der Nacht, wenn ich meine Frau ansehe, die auch nicht schläft, fühle ich, daß sie wie ich daran denkt, und so liegen wir denn wach, ohne von dem zu reden, woran wir beide denken. Ach, dieser Gedanke ist schrecklich! Es gibt Nächte, wo ich mit beiden Füßen aus dem Bett springe und einen Augenblick lang stehn bleibe in einer unsagbaren Angst.“

Gewiß überrascht das. Ein so schaffensgewaltiger Künstler, ein so kampfesfroher Mensch, ein Mann, aus dessen Haltung und Zügen ein so sicheres In-sich-selbst-Beruhen spricht, und dann diese Schwäche! Mehr noch: ein Mann, der vorab sein Volk, dann aber die ganze Menschheit so warm geliebt hat — und sein Volk lieben heißt ja doch, felsenfest an dessen Unsterblichkeit glauben. Aber gerade von hier aus bahnt sich ein Verständnis für den scheinbaren Widerspruch an. Wir betonten, wie Zola den einzelnen nur als den Teil des Ganzen zu erfassen vermochte, wie ihm die Einzelseele allzusehr in der Gesamtseele unterging, ja gänzlich abhanden kam. Da erscheint denn die Furcht vor der persönlichen Vernichtung wie ein unwillkürlicher Einspruch gegen die Übertreibung seiner Weltanschauung, der tief in seinem Wesen begründet und wohl auch befähigt war, eine Berichtigung seiner Anschauungen herbeizuführen. Dieser belehrenden Stimme zu lauschen, bis er ihren geheimen Sinn völlig verstand, ist ihm nicht beschieden gewesen. Noch schreckte sie ihn nur, aber, muß man hinzufügen: sie lähmte ihn nicht, ihn, der sein Leben hindurch bis zum letzten Tage der Mahnung treu gewesen ist, die er in „Le Travail“ zum Grundton gemacht hat: „Lasset uns arbeiten!“

Mr. Holmes Humoreske

Von

Adele Osterloh

Das Kochen verdirbt den Charakter. Ich habe nur ein so sonniges Temperament, weil ich nichts von der Küche verstehe," sagte einmal eine geistreiche Dame.

Frau Juliette Landrin mochte über dieses Thema kaum so bewußt philosophieren; aber Tatsache war, daß sie vom Kochen nichts verstand und ein liebenswürdiges, sorgloses Naturell besaß, etwas zerstreut, etwas träumerisch und über kleinliche Haushaltungssorgen mit Grazie hinweggehend. Darum fühlten sich auch die Pensionäre so wohl bei ihr und nahmen es nicht übel, wenn einmal die Mehlspeise angebrannt war oder dieselbe Sorte Braten dreimal in der Woche auf den Tisch kam. Juliette selbst, wenn sie es überhaupt merkte, war über solche Zufälle hilflos erstaunt; aber du lieber Himmel! sie konnte es doch wahrhaftig nicht ändern; die Köchin erlaubte ihr durchaus nicht, daß sie sich in ihre Angelegenheiten mischte. Juliette war überhaupt immer erstaunt und ratlos, wenn einmal etwas nicht klappte; z. B. wenn ihr Mann ausgehn wollte und sich plötzlich kein reines Oberhemd vorfand. Gerade dieses Mißgeschick ereignete sich ziemlich häufig und ärgerte den armen Professor gewaltig. Eigentlich trug er selbst ein gut Teil Schuld daran, denn er verstand nicht, sich beim Essen in acht zu nehmen, und beschmutzte mit Vorliebe die frischesten Vorhemden, worüber dann Juliette ihrerseits böse wurde. Schließlich hatten sie einen Ausweg gefunden, indem sie eine mächtige, bunte Krawatte gekauft hatten, die gegebenen Falls die ganze Vorderfront des Professors bedeckte. Das war ein guter Gedanke, auf den sie nicht wenig stolz waren.

Paul und Juliette waren seit vier Jahren verheiratet. Er war Lehrer an einer Knabenschule, ein angenehmer, gebildeter Mann mit feinem, liebenswürdigem Humor. Freilich, das Stundengeben machte ihm gar keinen Spaß; und die Jungen seiner Schulklasse haßte er aus Herzensgrund, weil sie ihn immer hänselten und foppten. Weniger lästig waren ihm die Privatstunden, die er nebenher gab; auch brachten sie ihm jedesmal fünf Franken ein, die er in einer besonderen kleinen Kasse sammelte und zu Privatausgaben, Geschenken und dergleichen verwendete. Da hatte Juliette nichts hineinzureden. Im übrigen führte sie die Bücher. Sie rechnete zwar schlecht, aber der Professor rechnete noch schlechter. Die Kosten der Wirtschaft bestritten sie aus dem, was die Pensionäre zahlten. Drei oder vier konnten sie aufnehmen, und die Zimmer waren meist besetzt. Monsieur und Madame waren jung und sympathisch, und das Häuschen war wunderschön gelegen, ganz auf der Höhe mit herrlicher Aussicht auf die Berge. Es war an eine Bauernwirtschaft angebaut, und da der Besitzer Hühner und Kühe hielt, glaubte man auf dem Lande zu sein. Dicke Weißdornhecken umgaben den Garten mit seinen hohen, dichtbelaubten Bäumen, unter denen rohgezimmerte Bänke standen; und zur Linken dehnten sich weite grüne Wiesen den Abhang hinunter aus.

Die Einrichtung des Häuschens war einfach und unmodern, aber mit einem gewissen künstlerischen Geschmack zusammengestellt, der allem anhaftete, was Frau Juliette in die

Hand nahm. Nur der Salon und das Schlafzimmer waren neu; des Professors Zimmer war aus seiner Junggesellenwirtschaft übernommen, und die Speisezimmermöbel hatten früher Juliettes Eltern gehört, ebenso wie der große Teppich, der den Fußboden fast völlig bedeckte. Er war abgenutzt und verblichen und wies unterschiedliche schadhafte Stellen und Schlitze auf, in denen man beim Gehn leicht hängen blieb. Deswegen war es ein Herzenswunsch des jungen Ehepaars, diesen Teppich einmal mit einem neuen zu vertauschen. Paul hatte sich bereit erklärt, zu Weihnachten alles, was er in seiner Privatkasse würde erübrigt haben, zum Ankauf eines Teppichs herzugeben, und Juliette wollte das Fehlende aus ihrer Fächerkasse beisteuern. Sie hatte auch eigne Einnahmen. Sie malte sehr hübsch, und ihre Spezialität waren Fächer, für die sie leicht Abnehmer fand. Des Vormittags widmete sie meist ein paar Stunden ihrer Malerei. Vorher stäubte sie die Wohnzimmer ab, wobei sie sich täglich von neuem an den bescheidenen Kunstgegenständen, die den Salon zierten, erfreute: eine französische Bronze und ein paar Radierungen nach alten Meistern. Dann mußte Yvonne gebadet werden, das kleine Töchterchen mit dem rosigen Gesicht und dem hellblonden Seidenhaar. Nachmittags beschäftigte sie sich entweder mit den Pensionären, oder sie versuchte, Kleidchen und Hemdchen für Yvonne zu nähen, was ihr ungemeine Schwierigkeiten bereitete. Die kleinen weißen Machwerke hingen so eigentümlich lose an dem zarten Körperchen, daß es nur einer heftigen Bewegung bedurfte, um Hemd und Kleidchen, im Sommer die einzigen Kleidungsstücke des niedlichen Kinds, von den Schultern herabgleiten zu lassen. Wenn die Kleine dann gänzlich unbekleidet im Garten stand und schrie, eilte Juliette sehr betreten hinzu, zog das Kind wieder an und sagte mahnend: „Du darfst dich nicht so lebhaft bewegen, Liebling!“ Einen andern Ausweg wußte sie nicht.

Der Mai hatte dem Landrinschen Ehepaar eine interessante Pensionärin gebracht, eine nicht mehr ganz junge Frau mit dunkelm Teint, rabenschwarzem Haar und funkelnden schwarzen Augen. Sie kam aus einer Gebirgsgegend Amerikas, einem einsamen Orte, wo ihr Mann Bergwerksdirektor war. Er hatte ihr erlaubt, auf ein halbes Jahr nach Europa zu reisen, um sich zu zerstreuen.

Wie sonderbar, überlegte Frau Juliette, so etwas fiele den europäischen Männern nicht ein.

„Die europäischen Frauen brauchen sich auch nicht so furchtbar zu langweilen,“ erklärte Mrs. Bird. „Denken Sie doch nur, wie öde das ist. Eine neugebaute Stadt mit gräßlichen primitiven Häusern und lauter ungebildeten Menschen. In Rockytown gibt es keine Bücher, keine Bilder, keine Blumen, keine Herren, kein Theater!“

Juliette schauderte. Ohne Blumen konnte man doch gar nicht leben. Und keine Herren? Wie war denn das möglich?

„Nur Männer, die von früh bis Abends arbeiten,“ erläuterte Mrs. Bird. „Keine Herren.“

So. Juliette hat sich diesen Unterschied noch nie so recht klar gemacht. Und kein Theater? Juliette kam kaum mehr als zweimal im Jahr dahin, aber es war doch vorhanden; man konnte es haben, wenn man wollte.

„Manchmal kommen Truppen nach Rockytown.“

„Soldaten?“ fragte Juliette verwundert.

„Nein, natürlich nicht. Schauspielertruppen oder Sänger. Aber selten. Letzten Winter war nichts, rein gar nichts, außer Mr. Holme, der eine Vorlesung hielt. Sie wissen, der bekannte englische Humorist, der eine Tournee durch die Vereinigten Staaten gemacht hat.“

Nein, Juliette wußte nicht; aber der Professor war orientiert. Er nannte gleich einige Werke des vielgelesenen Schriftstellers und fragte, ob Mrs. Bird ihn gehört habe.

„Gewiß.“

Juliette konnte über die Weitherzigkeit der amerikanischen Ehemänner und die Unternehmungslust ihrer Ehefrauen nicht so schnell wegkommen. „Und so hat Ihr Mann Sie ganz allein nach Europa reisen lassen?“ forschte sie noch einmal.

„Natürlich. Das heißt, nicht allein. Eine Freundin ist mitgekommen, und ich rechnete darauf, die ganze Reise mit ihr zu machen,

Paris, die Schweiz, Italien, alles. Aber sie hat mir einen bösen Streich gespielt. Als das Schiff in England landete, erklärte sie plötzlich, sie habe bloß Gesellschaft zur Überfahrt haben wollen und müsse mich nun verlassen, ihr Bräutigam erwarte sie; in vierzehn Tagen werde ihre Hochzeit sein. Ich war wütend. Sie verstehn das?“

Juliette nickte.

„Ich bin noch nie in Europa gewesen. Sie hatte mich führen wollen, denn ich kannte gar nichts, nicht einmal aus den Reisebüchern. Sie wollte mir noch einen Plan machen, allein ich hatte die Lust zum Herumreisen verloren. Auch fühlte ich mich angegriffen und nervös. Da fiel mir der Name Ihrer Pension ein, den eine alte Dame auf dem Schiff uns genannt hatte. Ich wollte ohnehin zunächst in die Schweiz. Nun — und da bin ich. Mein Mann wird sich wundern, wie prachtvoll französisch ich auf diese Weise lerne.“

Damit hatte es zunächst noch gute Wege. Sie beherrschte das Französisch nur mühsam, und ihre Lebhaftigkeit ließ sie immer wieder in ihre Muttersprache zurückfallen. Der Professor unterstützte ihre Trägheit und half dabei zugleich seinen mangelhaften englischen Kenntnissen nach. Abends lasen sie gemeinschaftlich englische Zeitungen, und Juliette, die mit den andern Pensionären im Nebenzimmer saß, lauschte nicht ohne Neid der angeregten Unterhaltung und dem vergnügten Lachen, das die doch gewiß trockne Lektüre begleitete.

Der Professor hatte sich schon so an Belle Birds Gesellschaft gewöhnt, daß sie ihm recht fehlte, als die junge Frau einer Erkältung wegen auf ein paar Tage das Zimmer hütete; und wahrhaft bekümmert war er, wie sich ihr Zustand verschlimmerte und sie nach ärztlichem Rat verlangte. Er wollte seinen bewährten alten Hausarzt schicken, aber sie bestand auf einem Doktor, der Englisch spräche, was man ihr schließlich nicht verdenken konnte. Glücklicherweise verstand der junge Mann seine Sache, und nach acht oder zehn Tagen erschien Mrs. Belle wieder am Mittagstisch, noch etwas schwach und matt, aber reizender und vergnügter als zuvor.

Inzwischen hatte sich ein neuer Gast eingefunden, ein schlank gewachsener junger Mann mit französisch geschnittenem dunkelm Backenbart, durch den an den Schläfen die Haut bläulich durchschimmerte, was bekanntlich für ungemein verführerisch gilt: Madames Vetter und ehemaliger Anbeter, der schöne Lucien. So wurde er allgemein genannt. Ob er noch eine andre Beschäftigung hatte als die, schön auszusehen, war zunächst nicht festzustellen. Jedenfalls merkte man nichts von einer solchen. Er stand spät auf, verbrachte wenigstens eine Stunde bei seiner Morgenschokolade und lungerte dann den Tag über in der Nähe seiner hübschen Cousine herum. Er besorgte ihr kleine Gänge, half ihr bei den schwierigen Wirtschaftsrechnungen nach, brachte ihr Blumen und konnte stundenlang zusehen, wie sie mit ihren rosigen Fingern bunte Blüten auf die Seide zauberte.

„Wie geschickt Sie sind, Juliette,“ sagte er bewundernd; und sie hob dankbar die blauen Augen mit dem schimmernden Perlmutterglanz zu ihm auf. Er war sehr liebenswürdig, sehr höflich, sehr korrekt; aber der eifersüchtigste Ehemann hätte nicht Grund zu Befürchtungen gehabt. Und Paul neigte nicht zur Eifersucht. Er hatte den schönen Lucien sehr freundlich empfangen, als dieser unerwartet auf acht Tage zu Besuch kam. Ein ehemaliger Verehrer ist immer gern gesehen. Der Mann ist stolz darauf, ihn aus dem Sattel gehoben zu haben; der Frau steigen bei seinem Anblick liebe Erinnerungen auf, und sie betrachtet ihn gewissermaßen immer noch als ein Stück Eigentum, wie wir noch nach Jahren für ein Haus, das uns ehedem gehörte, Besitzergefühle haben.

Sehr unterhaltend war er nicht, der schöne Lucien; aber er hatte eine Art passiver Grazie, die nicht ohne Reiz war; so etwas total Unbeschäftigtes, Vornehmlässiges, etwas wie ewiger Feiertag. Dazu war er immer tadellos gekleidet, die Bügelfalte von seltener Prägnanz, helle Westen, kurze, vorn abgerundete Röckchen, eine Blume im Knopfloch, und was die Schlipse betraf, so war dies ein Kapitel für sich; wenigstens ein Dutzend der kunstvollsten Knoten in den apartesten Farben hatte er in den wenigen Tagen seines Aufenthalts schon zum Vorschein gebracht. Den ungeteiltesten Neid des

armen Professors aber erweckten seine blendend weißen Vorhemden. Um die Pensionäre kümmerte sich Lucien wenig. Erst als Belle Bird erschien, wurde er aufmerksam. „Eine sehr interessante Frau,“ sagte er zu seiner Cousine.

„Finden Sie?“ gab sie kühl zurück.

„O, ich meine nur äußerlich,“ lenkte er ein. „Sie hat so etwas Zigeunerhaftes.“

„Möglich,“ bestätigte er. „Aber haben Sie schon je solche Kohlenaugen gesehen?“

„Schwarze Augen haben für mich etwas Unfeines,“ erklärte sie. Sie konnte aber nicht verhindern, daß diese schwarzen Augen den schönen Lucien andauernd beschäftigten. Er, der sonst nur ungern die Weißdornhecken des Landhauses verlassen hatte, fand plötzlich Geschmack an Spaziergängen, weil Mrs. Bird die Umgegend kennen zu lernen wünschte.

„Es gehört sich wohl, daß ich sie begleite,“ meinte er. „Es ist unangenehm für eine Dame, allein auszugehn. Finden Sie nicht, Juliette?“

. Wenn man allein nach Europa gereist ist, wird man wohl auch allein nach Ouchy gehn können, dachte sie, aber sie antwortete nur einsilbig: „Ja.“

Erst als die beiden ganze Nachmittage fortblieben und nicht pünktlich zum Abendbrot heimkehrten, hielt Juliette nicht länger an sich.

„Diese Frau wird ihn noch krank machen mit ihrem Lauffieber!“ rief sie zornig.

„Laß nur!“ tröstete Monsieur nicht ohne Schadenfreude. „Es macht ihm Spaß.“

„Aber er bedarf der Ruhe, überarbeitet, wie er ist,“ fuhr sie eifrig fort; und die staunenden Pensionäre, die zunächst glaubten, nicht recht gehört zu haben, erfuhren, daß der elegante junge Mann sich kaufmännisch beschäftige.

„Er hat immer irgend welche vielversprechenden Unternehmungen im Gange, wobei zu bedauern ist, daß es immer nur beim Versprechen bleibt,“ bemerkte Monsieur ironisch.

Luciens Unternehmungen trugen alle mehr oder weniger einen landwirtschaftlichen Charakter, denn, so unwahrscheinlich es klang, Lucien war auf dem Lande aufgewachsen. Seine Eltern waren Weingutsbesitzer in der Neuenburger Gegend. Er hatte dann ein halbes Jahr die Handelsschule besucht und ein halbes Jahr Chemie getrieben. Ausgerüstet mit diesen Kenntnissen, hatte er versucht, sich eine Stellung zu gründen. Madame sprach nicht gern über seinen Beruf. Schon in ihrer Mädchenzeit war es ihr ein bißchen lächerlich vorgekommen, einen Freier zu haben, der Eier im großen konservierte. Trotz der ganz neuen Methode hatte das Geschäft nicht so viel abgeworfen, daß sie sich hätten heiraten können. Die Eierepoche war schon lange überwunden. Sein letztes Unternehmen, das soeben verkrachte, war eine Eselszucht zur Erzielung von Eselsmilch für Säuglinge. Es war alles aufs genauste berechnet gewesen und hätte seiner sanitären Vorzüge wegen einen bedeutenden Gewinn bringen müssen. Leider herrschte trotz der vorzüglichen Fütterung eine ungeahnt große Sterblichkeit unter den Eseln, und die überlebenden zeigten sich, ihrem Charakter angemessen, so eigensinnig, daß sie nur verschwindend wenig Milch gaben und sich noch dazu darauf kaprizierten, immer erst ihre Eselskinder zu ernähren, ehe sie an die Versorgung der Menschenkinder dachten. Es war nichts zu machen. Lucien hatte die widerspenstigen Tiere, soweit sie nicht vorher eines natürlichen Tods gestorben waren, zum Verkauf gestellt und sann nun auf neue Betätigung. In der Zwischenzeit teilte er seine Aufmerksamkeit zwischen Juliette und Mrs. Bird. Der Professor hatte nichts dagegen, daß der schöne Vetter seiner Frau ein bißchen den Hof machte, aber daß er anfing, ihm Belle Bird zu entziehen, ging ihm sehr nahe. Ganze Abende lang saßen die beiden jetzt über dummen englischen Gesellschaftsspielen, die Mrs. Bird mitbrachte, und die außer andern unangenehmen Eigenschaften auch die hatten, nur von zwei Personen gespielt werden zu können. Das Lesen bei Lampenlicht greife ihre Augen an, bemerkte Belle beiläufig.

Monsieur fraß seinen Ärger ein paar Tage in sich hinein, dann ließ er ihn an seiner Frau aus.

„Ich finde es höchst unpassend, wie sich dein geliebter Vetter an Mrs. Bird herandrängt; sie kann sich gar nicht vor ihm retten.“

„Mir scheint mehr, daß sie Lucien nicht aus dem Garn läßt, deine vorzügliche Mrs. Bird," erwiderte Juliette spitz. „Er ist ein Kavalier und würde nie unhöflich zu einer Dame sein."

Im stillen verfolgte sie mit nagender Eifersucht die wachsende Vertraulichkeit. Ab und zu raffte sie sich zu dem Entschluß auf, die beiden zu begleiten, sie, die sonst körperlichen Anstrengungen ebenso abhold war wie Lucien selbst. Man war tadellos zuvorkommend und ließ sie nicht empfinden, daß sie störe. Nur manchmal versuchte Mrs. Bird englische Brocken in die Unterhaltung zu werfen, die Juliette nicht verstand; da Luciens Kenntnisse aber auch nur sehr schwach waren, verstummte sie bald. Ziemlich befriedigt und sehr müde kam Juliette von diesen Ausflügen heim und fand dann meist zu ihrem Ärger, daß Yvonne, vom Mädchen schlecht beaufsichtigt, irgend eine Dummheit gemacht hatte. Entweder hatte sie die Tischdecke zerschnitten oder den Nachtisch für den Abend heimlich verzehrt und sich daran den Magen verdorben. Einmal hatte sie mit Wasser gespielt und einen starken Schnupfen davongetragen. Fast schien es, als ob sie Fieber bekommen sollte, und das gerade an dem Abend, wo Lucien für sich und die beiden Frauen Theaterbillets besorgt hatte. Sie hatte sich sehr auf den seltenen Genuß gefreut; nun war sie aber doch ängstlich, das Kind zu verlassen.

Lucien suchte ihr die Besorgnis auszureden. „Bringen Sie die Kleine zeitig ins Bett, Cousine; das ist das beste. Wenn wir fortgehn, wird sie schon fest schlafen, und während unsrer Abwesenheit lassen Sie das Mädchen nach ihr sehen."

Auch der Professor stimmte dem bei.

Juliette küßte das nergelnde Kind. „Wart, Liebling," sagte sie schon halb überzeugt, „ich wärme dir dein Bettchen und bringe dir gute, süße Limonade."

Sie bereitete die Limonade und füllte die Warmflasche, nach Landessitte eine eiserne Trommel an einem langen Stiel, mit Kohlen. Dann eilte sie in das Schlafzimmer, fuhr mit der Trommel unter die Decke und wollte eben beginnen, kräftig auf dem Linnen hin und her zu streichen, als ein furchtbarer Schmerzensschrei an ihr Ohr tönte.

„Mama, ich bin doch da!" kreischte die Kleine, die, des Wartens müde, das Eßzimmer verlassen hatte und ohne Hilfe ins Bett gekrochen war.

Juliette, ahnungslos das dämmerige Zimmer betretend, hatte, kurzsichtig und zerstreut, wie sie war, dies in ihrem Eifer nicht bemerkt. Entsetzt ließ sie das Kohlenbecken fallen und schrie verzweifelt um Hilfe. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, was zu tun sei. Das arme Kind hatte Brandwunden und wimmerte jämmerlich. Der Professor war ebenso ratlos wie seine Frau und schlug vor, den schönen Vetter zu rufen, der wegen seines ländlichen Ursprungs und seiner chemischen Kenntnisse in dem Rufe stand, praktisch und erfahren zu sein. Er kannte auch eine ganze Menge Mittel gegen Brandwunden mit langen lateinischen Namen, aber sie waren natürlich nicht zur Hand.

Mrs. Bird hatte sich inzwischen Öl und alte Lappen geben lassen; sie streifte ihre Spitzenärmel zurück und verband die verbrannten Beinchen. „Wenn man in der Wildnis lebt, lernt man sich selbst zu helfen," sagte sie, während die beiden Männer voll Bewunderung ihre geschickten und energischen Bewegungen verfolgten. „So. Nun können Sie immer noch den Arzt rufen."

Lucien erbot sich bereitwillig dazu. Juliette war noch ganz fassungslos. An Theatergehn war selbstverständlich nicht mehr zu denken. Als sich aber Yvonne unter dem Einfluß des mildernden Öls und der allgemeinen Teilnahme etwas beruhigt hatte, erklärte Mrs. Bird, man könne dem Kinde jetzt nichts mehr helfen, und es sei töricht, die Billets verfallen zu lassen. Daß Juliette ihr Kind nicht verlassen möge, sei begreiflich, aber vielleicht benutze der Professor ihr Billet. Ja, der Professor würde mitgehn, wenn ihm Mrs. Bird Zeit ließe, etwas Toilette zu machen; denn er hatte soeben wieder sein Oberhemd mit Rotwein begossen. Leider fand sich wieder einmal kein reines in der Schublade.

„Daß du auch nie für meine Wäsche sorgen kannst, Juliette," schalt er.

„Daß du auch nie anständig essen kannst, Paul!" gab sie ärgerlich zurück.

Schließlich fiel ihnen wieder der Retter in der Not ein, die große bunte Krawatte.

Sie sah freilich recht unelegant aus, um so mehr, als sie infolge des häufigen notgedrungenen Gebrauchs etwas abgeschabt und ergraut war. Aber man mußte aus der Not eine Tugend machen.

Mrs. Bird stellte, während sie in rauschender, hellfarbiger Seide neben Paul herschritt, vergleichende Betrachtungen zwischen ihm und dem schönen Lucien an, die nicht ganz zu Gunsten des guten Professors ausfielen; aber man mußte auch hier aus der Not eine Tugend machen. Und hoffentlich würde Lucien nachkommen.

Der Professor verstand nicht, in ihren Gedanken zu lesen. Er war sehr stolz und sehr glücklich über diese Eskapade, die ihn an die kühnsten Zeiten seiner Studentenschwärme erinnerte. Er überlegte, ob er Mrs. Bird ein Veilchensträußchen verehren sollte, aber er unterließ es, denn er war schüchtern und etwas geizig. Dafür brachte ihr Lucien, der eine Stunde später erschien, einen großen Strauß herrlicher Rosen. Er berichtete, daß der Arzt Mrs. Birds Verband gelobt und der kleinen Patientin baldige Heilung in Aussicht gestellt habe.

Der kleine Unfall ward auch bald vergessen, denn andre Ereignisse nahmen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Zwei junge Amerikanerinnen kamen, um sich als Pensionäre auf ein halbes Jahr anzumelden. Sie wohnten zur Zeit noch mit einer bekannten Familie im Schloßhotel in Ouchy, wünschten aber zum Monatsersten, in ungefähr acht Tagen, umzuziehen. Das Ehepaar Landrin war in Verlegenheit. Alles war besetzt. Freilich, wenn Cousin Lucien fortginge, könnte man sich einrichten. Cousin Lucien war für acht Tage gekommen, und nun war er schon fünf Wochen da.

„Wir können ihn doch nicht ewig behalten," meinte der Professor mißmutig.

„Wir können ihn doch nicht fortjagen," erwiderte Juliette ungnädig.

Die Damen gingen in den Garten, um sich umzusehen und dem Ehepaar Zeit zu lassen, sich zu beraten. Im Wäldchen saßen Lucien und Mrs. Bird. Mrs. Bird schrieb einen Brief, und Lucien sah zu. Er hatte so eine angenehme Manier, zuzusehen, beim Malen, beim Schreiben, beim Lesen, ohne je selbst etwas dabei zu tun. Als Belle die lauten Stimmen hörte, fuhr sie auf. Waren denn das nicht — —? Ihr erster Impuls war, aufzustehn und fortzulaufen, aber schon hatten die Mädchen sie entdeckt. Mit lärmender Freundlichkeit kamen sie auf sie zu.

„O, Mrs. Bird! Maggie, stell dir vor, Mrs. Bird wiederzusehen! Wie komisch, Lizzie! Wir haben uns auch an Mrs. Smiths Empfehlung erinnert, als wir durch Zufall hierher kamen. Was für ein glückliches Zusammentreffen!"

Mrs. Bird blieb sehr kühl, aber die beiden merkten es nicht.

„O! nun Sie hier sind, müssen wir auf alle Fälle versuchen, anzukommen. Es ist noch nicht sicher, wissen Sie. Es ist so ein langweiliger Besuch da, den sie erst expedieren müssen."

Sie lachten beide über das Wort, das ihnen sehr gefiel.

Lucien erstarrte, und Mrs. Bird wurde zu Eis.

Aber die beiden schwatzten unentwegt fort. „Liebe Mrs. Bird, wie geht es? Und was macht Mr. Holme? Ist er mit Ihnen? Nicht? O, wie schade! Aber die entzückende Humoreske, in der er unser Schiff beschrieben hat — o, so genau! — die hat er Ihnen natürlich geschickt."

„Nein," sagte Mrs. Bird kurz.

„Und eine Dame kommt darin vor, ganz wie Sie. Nicht wahr, Meg? Natürlich eine andre Handlung dazu; das machen die Dichter so. Wir bringen sie Ihnen mit, wenn wir einziehen."

„Danke."

Dann besann sich Belle eines andern, und ihre abweisende Haltung aufgebend, erkundigte sie sich, wo die Humoreske veröffentlicht worden sei.

„Im ‚Nineteenth Century', nicht wahr, Lizzie?"

„In der Augustnummer."

Lucien hatte sich entfernt, um dem Professor mitzuteilen, daß er selbstverständlich Platz machen werde. Er habe ohnehin in dieser Woche noch abreisen wollen, weil er ein Geschäft in Havre in Aussicht habe.

Etwas verlegen nahm der Professor das willkommene Anerbieten an.

„Sie haben da etwas Schönes angerichtet," sagte Belle Bird inzwischen mit gerun-

zelter Stirn zu ihren Landsmänninnen. „Jener Herr war der Besuch, der ‚expediert‘ werden soll.“

„O—o—!“ Sie waren sehr niedergeschlagen. „Und nun wird er wirklich fortgehn? So ein schöner, junger Mann. Es hätte so unterhaltend werden können.“

„Ich begreife Sie nicht,“ flüsterte Mrs. Bird dem Professor zu, sobald sie seiner habhaft werden konnte. „Sehen Sie denn nicht, was das für ordinäre Mädchen sind. Fleischers- oder Gastwirtstöchter — ich weiß nicht, welches von beiden. Diese lauten, unfeinen Stimmen; und ein Englisch sprechen sie wie Packträger.“

Aber es war schon zu spät und alles bereits abgemacht.

„Also auf Wiedersehen, liebe Mrs. Bird! Die Geschichte von Ihrem Vetter bringen wir Ihnen mit. O, Sie können glücklich sein, einen so berühmten Vetter wie Mr. Holme zu haben!“ Das letzte schrien sie ihr noch von der Straße her zu.

„Mr. Holme ist Ihr Vetter?“ fragte erstaunt der Professor. „Davon haben Sie doch noch nie etwas erwähnt.“

„Ich prahle nicht gern mit meinen Verwandten,“ erwiderte sie etwas befangen und brach das Gespräch ab.

Die Nummer des „Nineteenth Century“ verschaffte sie sich so schnell als möglich. Sie schloß sich damit in ihre Stube ein und las mit hochroten Wangen die kleine amüsante Geschichte. „Unverschämt!“ knirschte sie, als sie geendet hatte, und zerriß das Blatt in tausend Stücke.

Sie war überhaupt recht ungnädiger Laune, fast so wie zu Beginn ihres Aufenthalts. Der Professor entschuldigte sich de- und wehmütig wegen der unangenehmen Gesellschaft, die man sich hoffentlich etwas werde vom Halse halten können. Sie antwortete kaum darauf und wich dem Professor und seiner Frau schmollend aus. Lucien betrachtete sie als ihren Leidensgenossen, nur daß er noch viel schlimmer benachteiligt war. Mit ihm zog sie sich stundenlang in die versteckteſten Teile des Gartens zurück, oder sie saß in angeregter Unterhaltung mit ihm im Wohnzimmer, wenn niemand andres dort war.

Juliette suchte inzwischen den Vetter zu versöhnen. Nicht daß er sich verletzt gezeigt hätte; er war auch hier wieder vollständig Gentleman. Aber sie empfand das Bedürfnis, durch doppelte Liebenswürdigkeit Pauls Ungastlichkeit wettzumachen.

„Es ist nichts, gar nichts, Juliette,“ erwiderte er. „Machen Sie sich keine Gedanken darüber. Ich muß ohnehin nach Havre. Meine Sache scheint sich zu machen. Ich wäre sogar schon längst fort, wenn“ — er zögerte errötend — „wenn ich nicht für den Augenblick auf dem trocknen säße. Ich habe noch Geld von“ — von dem Eselverkauf, wollte er sagen, aber es klang zu unvornehm — „von der letzten Regulierung außenstehn, aber es läßt so lange auf sich warten.“

„O, wenn es nur das ist,“ rief Juliette, „so würde ich Ihnen sehr gern aushelfen!“ Sie dachte an die Fächerkasse und war glücklich, dem Vetter ihre Gefühle durch die Tat zu beweisen.

Er sträubte sich auch nicht lange. „Es ist nur auf kurze Zeit, natürlich.“ So reiste er ab, begleitet von Segenswünschen für sein neues Unternehmen, das noch recht in den Windeln stecken mochte, denn er teilte nichts Näheres darüber mit, während man doch sonst von seinen Unternehmungen am meisten zu hören pflegte, ehe sie begonnen, und nachdem sie verkracht waren. Juliette zerdrückte eine Träne im Auge, Belle streckte ihm gleichgültiger, als man es nach ihrer Intimität hätte erwarten dürfen, die Hand zum Kusse hin; und der Professor bemühte sich, die Freude zu verbergen, die er empfand, weil er nun in seinen Mußestunden keinen Nebenbuhler bei Mrs. Bird zu befürchten hatte.

Noch vom Wagen aus winkte Lucien mit der rotbehandschuhten Hand nach dem Torweg zurück. „Dank! Dank! Und auf Wiedersehen!“ rief er.

„Man sollte meinen, dieses ‚Auf Wiedersehen!‘ hätte Ihnen gegolten, Mrs. Bird,“ bemerkte Juliette argwöhnisch.

Belle zuckte gleichmütig mit den Achseln. „Warum auch nicht? Der Zufall spielt oft seltsam,“ und als Juliette unangenehm berührt zusammenzuckte, fügte sie hinzu: „Ich hätte mir auch nicht träumen lassen, die Misses Woodcock so bald wieder zu treffen.“

Drei Tage vor dem Einzug der Misses Woodcock ereignete sich etwas ganz Unvor-

hergesehenes. Belle Bird bekam ein Telegramm, das sie nach Amerika zurückrief. Aufgeregt, mit geröteten Wangen trat sie ins Speisezimmer. Die Kohlenaugen brannten. Konnte man sich so etwas vorstellen? Was Mr. Bird sich nur einbildete! Sogar das Schiff hatte er ihr bestimmt: die „Columbia", die am zehnten Southampton verließ; gerade noch Zeit, die Koffer zu packen.

Der Professor war sehr bestürzt. Es hätte nun gerade so schön werden können. Wie lang wohl das Unglückstelegramm gegangen war? Sie wollte es ihm zeigen, aber Aufgabeort und Datum waren beim hastigen Öffnen abgerissen, und sie hatte es nicht beachtet.

Madame war auch bestürzt. Mrs. Belle verstand so schön, ihren Mann bei guter Laune zu erhalten, und außerdem stand nun ein Zimmer leer. Nun, vierzehn Tage wenigstens mußte sie zahlen; das war noch ganz entgegenkommend. Paul war derselben Meinung.

Während Juliette ausgegangen war, um ein paar Einkäufe zu machen, klopfte es an Monsieurs Zimmertür. Er war gerade beschäftigt, sich unter Seufzen und Stöhnen auf seine nächste Unterrichtsstunde vorzubereiten, und sein Herein klang nicht sehr ermutigend. Als er Mrs. Bird erblickte, klärten sich seine Züge auf. Sie sah heute besonders hübsch aus in dem schleppenden Morgenkleid von dünner roter Seide, das er so liebte, weil es die dunkle Wärme des Teints und den Glanz der schwarzen Haare ins beste Licht setzte.

„O, Professor!" sagte sie, indem sie sich in einen Lehnstuhl fallen ließ. „Ist es nicht ärgerlich, daß ich fort muß?"

Er versicherte, daß es nicht nur ärgerlich, sondern tief betrübend sei, und daß er sie ungemein vermissen werde.

„Und ich erst! Wieviel hätten wir noch Englisch zusammen studieren können. Sie hatten so viel Talent."

Er lächelte geschmeichelt.

„Doch wir wollen uns nicht das Herz schwer machen. Ich bin gekommen, um mit Ihnen Geschäftliches zu regeln."

Er wehrte ab. Das sei Sache seiner Frau.

Aber sie bestand darauf. „Also — wieviel bin ich Ihnen schuldig?"

Es war ihm peinlich, von den vierzehn Tagen zu sprechen. Allein es war gesetzmäßig, und Juliette würde zürnen, wenn er es unterließe. Er faßte sich also ein Herz.

„Aber selbstverständlich, lieber Professor! Sie sind sehr liebenswürdig, nicht mehr zu fordern."

Es fiel ihm ein Stein vom Herzen.

„Ich werde Ihnen das Geld mit dem größten Vergnügen schicken, ja schicken," wiederholte sie. „Ich bin nämlich in einer schrecklichen Verlegenheit. Mein Mann telegraphiert mir da, heimzukehren, aber Geld weist er mir nicht an. Und welches zu fordern — mein Gott! das Kabeln ist so teuer; es würde an die hundertfünfzig Franken kosten hin und zurück. Meine Freundin war zugleich mein Bankier. Doch die ist jetzt auf der Hochzeitsreise, die Treulose! Wie steh' ich nun vor Ihnen? Kaum daß mein Geld für die Heimreise langt!" Sie spielte nachlässig mit den Münzen, die in einem goldenen Geldbeutelchen klirrten.

Es wurde dem Professor heiß und kalt. Nie, nie konnte er wagen, seiner Frau mit dieser Angelegenheit zu kommen. Sie würde nicht darauf eingehn, sich zu gedulden; und was sollte dann werden? Er war sich klar, daß er die rückständige Pension aus seiner Privatkasse bezahlen müsse, um Belle Unannehmlichkeiten zu ersparen.

„Ich wollte Sie sogar bitten, mir eine kleine Summe vorzustrecken, nicht viel —"

Er fühlte, daß er erbleichte, und überrechnete im Geiste, ob die Schätze seiner Privatkasse ausreichen würden.

„Natürlich nicht ohne Sicherheit." Sie öffnete ein kleines Etui, in dem die Diamantbrosche funkelte, die er wiederholt an ihr bewundert hatte. Das Etui trug die Firma eines Londoner Juweliers.

„O, bitte!" wehrte er höflich ab. Die Möglichkeit, Sicherheit zu bekommen, erschien ihm so viel wert wie die Sicherheit selbst.

„Aber natürlich!" sagte sie, „Geschäft ist Geschäft; und ich zahle selbstverständlich auch Zinsen."

Er wollte davon nichts wissen und drängte ihr das Geld jetzt förmlich auf, indem er den Schmuck zurückwies. Sie sträubte sich erst heftig; und nur die Schwierigkeit, den Schmuck später nach Amerika zu senden, und

die bedeutenden Zollkosten, die damit verknüpft sein würden, bewogen sie schließlich, den Schmuck an sich zu nehmen.

„Mrs. Bird hat mir auch die Pension bezahlt,“ sagte der Professor am Abend zu seiner Frau und lieferte ihr seine sauerverdienten Fünffrankenstücke ab.

„Dir?“ fragte Juliette erstaunt.

„Ja, sie wollte das Geld gern los sein,“ log er.

Die Misses Woodcock bedauerten sehr, Mrs. Bird nicht mehr vorzufinden. „Wie schade!“ riefen sie. „Sie war immer so lustig. War sie nicht, Maggie? Und Mr. Holme dazu! War Mr. Holme nicht mit hier? Wirklich nicht? Ich dachte immer, die beiden würden ein Paar werden, nicht wahr, Lizzie?“

„Mrs. Bird ist doch verheiratet,“ wandte der Professor erschrocken ein.

„Ist sie? Ich glaubte, sie wäre eine Witwe oder geschieden oder so etwas. Na, dann war es wenigstens eine sehr handfeste Flirtation. Nicht wahr, Maggie?“

Juliette blickte verstohlen nach ihrem Manne, und da dieser sich gerade auch heimlich überzeugen wollte, welchen Eindruck diese Erzählung auf sie machte, trafen sich ihre Blicke.

„Ich sah noch, wie er ihr in London einen Schmuck kaufte, eine Diamantbrosche, so groß!“ erzählte Miß Maggie, indem sie mit der Hand ungefähr das Dreifache der wirklichen Größe bezeichnete.

Und mit so einer Person hat man sich eingelassen, dachte Juliette und heftete mit stillem Vorwurf die Augen auf ihren Mann.

Wenn das so steht, hätte ich klüger getan, den Schmuck zu behalten, dachte Paul.

„Er war ihr Vetter, natürlich, und Vettern sind manchmal galant,“ scherzte Lizzie und belachte schallend ihren Witz.

Bei dieser Anspielung auf Vettern hatte Juliette Ursache, rot zu werden. „Haben Sie auch ihre Freundin kennen gelernt?“ fragte sie, mehr um die Aufmerksamkeit von diesem peinlichen Erröten abzuziehen.

„Welche Freundin?“

„Nun die, mit der sie reiste.“

„Sie reiste mit keiner Freundin. Hast du eine Freundin gesehen, Maggie?“

„Die Freundin wird wohl ein Freund gewesen sein,“ scherzte diesmal Maggie. „Im Englischen haben wir nur ein Wort für beides.“

Eine eigentümliche Geschichte, dachte Juliette und beschloß, ihr gelegentlich weiter nachzugehn. Im Augenblick fehlte ihr die Zeit, denn es wurde ihr gerade ein Brief gebracht, und sie erkannte mit Entzücken die feine mädchenhafte Handschrift des schönen Lucien.

„Meine liebe Cousine!“ schrieb er. „In aller Eile einen Abschiedsgruß, ehe ich Europa verlasse. Meine Pläne haben eine unerwartete Wendung genommen. Ich werde Pferde nach Europa exportieren. Morgen reise ich nach Amerika. Sobald ich das nötige Kapital zusammenhabe, beginne ich mit den Ankäufen. Es ist eine brillante Sache, wenn sie richtig angefaßt wird. Herzlich Ihr Lucien.“

Sie wußte erst gar nicht, warum ihr der Brief einen peinlichen Eindruck machte. Erst als ihr Mann, auf das Datum weisend, die Vermutung aussprach, daß Lucien auf dem Schiffe etwa gar mit Mrs. Bird zusammentreffen könne, ward es ihr klar. „Wie dumm!“ rief sie. „Man sollte ihn vor dieser Person warnen.“

„Ja, breite du nur deine Hände über den lieben, schönen Lucien,“ höhnte der Professor. „Ich sollte meinen, er wäre Manns genug, sich selbst zu schützen.“

Das Wetter war sehr schlecht geworden. Der Herbst zog ins Land. Es war empfindlich kalt. Ein scharfer Wind fegte die Blätter von den alten Kastanienbäumen und pfiff um das wacklige Häuschen, daß es in allen Fugen krachte. Er heulte so drohend, als ob er den Insassen ankündigen wollte, er werde sie demnächst mitsamt ihrer Bude auf seine Flügel nehmen und in den See hinuntertragen.

Juliette konnte nicht schlafen vor Lärm, und Tag und Nacht zitterte sie für Lucien, der jetzt auf dem Meere war.

„Das sind die Äquinoktialstürme,“ sagte der Professor und dachte an Mrs. Bird.

„Furchtbar gefährlich für die Schiffe,“ erklärten die Misses Woodcock. Paul und Juliette erbleichten. Sie hatten das beide gewußt, aber es erschreckte sie doch, es ausgesprochen zu hören.

Im November bekam Juliette eine Karte, die sie beruhigte. Lucien meldete ihr seine

glückliche Ankunft in New-York und seine bevorstehende Abreise ins Innere im Interesse der Pferdeankäufe. Mrs. Bird erwähnte er nicht; auch von der Rückgabe des Gelds ließ er nichts verlauten.

Juliette bebte bei dem Gedanken, daß ihr Mann nun bald den Teppichankauf zur Sprache bringen würde.

Nicht minder angstvoll betrachtete der Professor seine Privatkasse, die sich erst spärlich wieder zu füllen anfing. Mrs. Bird hatte nicht das geringste von sich hören lassen. Wenn er den Speisezimmerteppich ansah oder sich in einem seiner Löcher verfing, überlief es ihn kalt. Juliette schien den Plan ganz vergessen zu haben. Oder sollte sie etwas ahnen? Oder gar den Ankauf heimlich betreiben und ihm plötzlich die Rechnung überreichen, vielleicht schon quittiert: und er konnte nicht zahlen. Das bange Schweigen wurde schließlich beiden gleich unheimlich, und sie nahmen sich vor, den schlimmen Gegenstand einmal mit aller Vorsicht zu berühren. Juliette putzte gerade eine Puppe für Yvonne an, und das Gespräch lenkte sich naturgemäß auf Weihnachten.

„Ja — und was den Teppich betrifft —“ meinte Juliette, ihre Fühlhörner vorstreckend.

„Ach ja — den Teppich!“ sagte Paul, etwas erstaunt, als ob ihm die Sache ganz aus dem Gedächtnis entschwunden wäre. „Man ist so an den alten gewöhnt —“

„Nicht wahr?“ stimmte Juliette freudig bei. „Er würde einem förmlich fehlen.“

„Und die Schlitze könnten Sie ja mal zunähen lassen,“ schlug Maggie vor, die, gerade ins Zimmer tretend, mit ihrem spitzen Absatz in einem derselben hängen geblieben war.

„Natürlich!“ rief Juliette beglückt. „Das ist ein vorzüglicher Gedanke!“ Nie wäre sie selbst darauf gekommen.

„Ja, die Löcher lassen wir zunähen,“ wiederholte nicht minder froh der Professor, dem das wie eine Offenbarung erschien.

Es waren doch praktische und gescheite Mädchen, die Misses Woodcock. An ihr schlechtes Englisch hatte er sich auch schon gewöhnt. Er hatte sogar Miß Maggie, der intelligenteren, den Vorschlag gemacht, mit ihr Englisch zu lesen. Sie solle dann das Gelesene ins Französische übersetzen, so lernten sie beide dabei.

„O,“ sagte sie, „da müssen wir die Geschichte, die auf unserm Schiff spielt, lesen; von Mr. Holme, wissen Sie, dem Cousin von Mrs. Bird.“

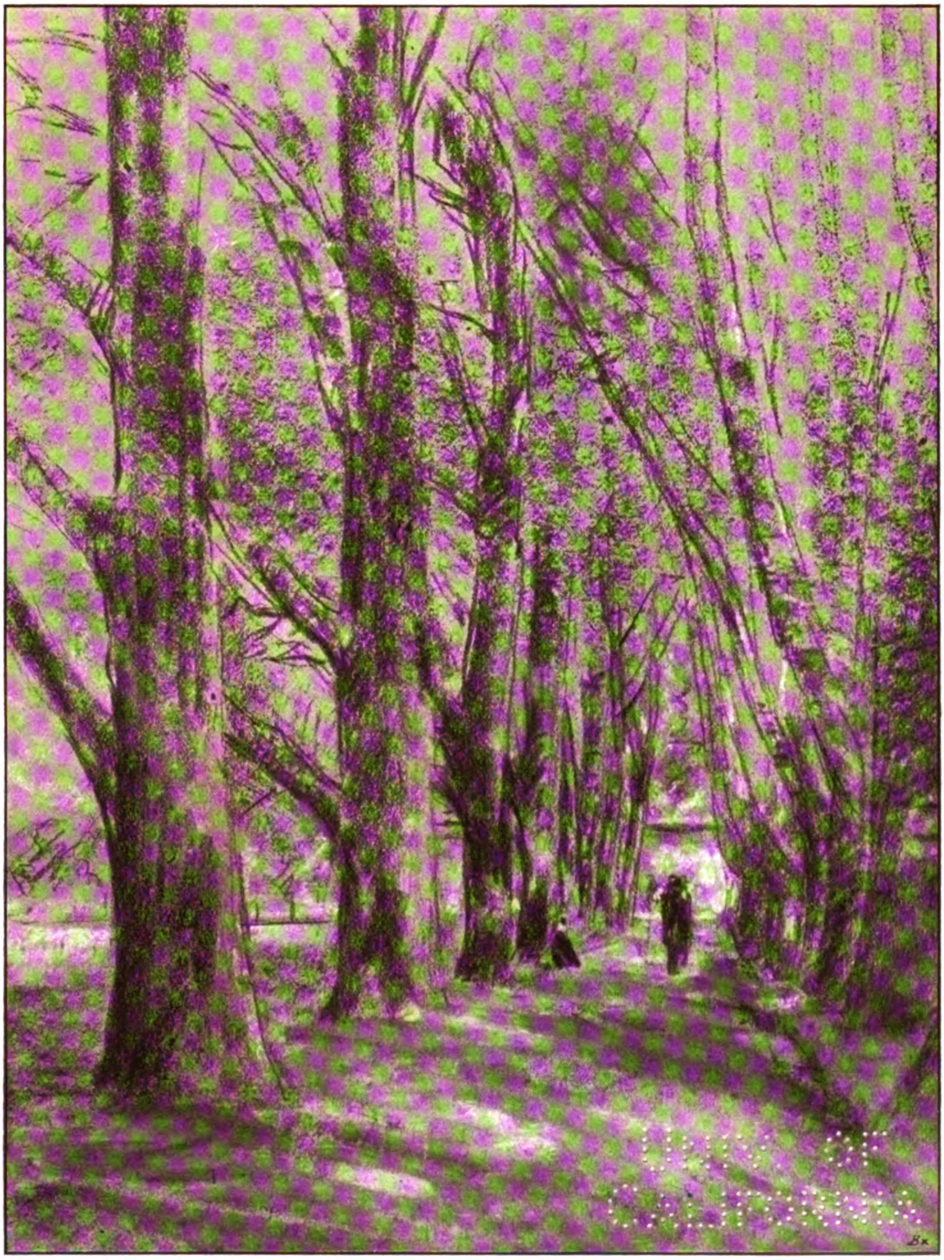
Der Professor hatte eine Ahnung, daß die Ausdrucksweise des bekannten Humoristen ihm einige Schwierigkeiten bereiten würde; aber er war gespannt, die Geschichte kennen zu lernen. Mit Miß Maggies Hilfe entzifferte er sie leidlich. Und sie war amüsant genug, wirklich sehr amüsant. Es handelte sich um einen Herrn und eine Dame, die sich irgendwo in Amerika kennen lernen, beide im Begriff, nach Europa zu reisen. Sie finden Gefallen aneinander, so sehr, daß sie beschließen, die Reise gemeinschaftlich fortzusetzen. Auf dem Schiffe gelten sie für ein Paar. Als sie ans Land kommen, sagt die Dame: „So, mein Herr, auf wann unsre Trauung?“ — „Aber, meine Gnädige,“ sagt der Herr erschrocken, „ich denke, Sie sind verheiratet.“ — „In der Scheidung, mein Lieber. Ich bin gerade fortgereist, um zu probieren, ob wir nicht besser eins ohne das andre auskommen.“ — „Ich bedaure, meine Gnädige,“ sagt der Herr, „ich bin verlobt. Meine Braut erwartet mich; sie ist reich; und Sie denken doch wohl selbst nicht, daß man mit Schreiben von Humoresken eine elegante Frau erhalten kann.“

Miß Woodcock lachte sehr laut; aber der Professor erklärte, er fände die Handlungsweise des Herrn roh. Er war sehr nachdenklich geworden, und als ihm Juliette einmal zaghaft ihre Zweifel darüber ausdrückte, ob dieser Mr. Bird überhaupt existierte, widersprach er um so lebhafter, weil ihm die gleichen Bedenken aufgestiegen waren.

Zu ihrer Überraschung überzeugte sie Mr. Bird bald genug und in der angenehmsten Weise von seinem Dasein. Es traf ein Scheck an den Professor ein, dem eine Visitenkarte

Edward Lennox Bird,
Minendirektor,
Rockytown

„mit besten Empfehlungen“ beigefügt war; dabei ein Briefchen, in dem Mrs. Belle wegen der späten Rückgabe um Entschuldigung bat. Daß sie's nur offen gestehe, sie sei ein wenig au froid mit Mr. Bird ge-



Max Liebermann. **Kreidezeichnung.** (1896.)

wesen, weil er ihre Reise nach Europa nicht gebilligt habe, nein gar nicht. Aber nun sei alles wieder gut. Sie hätten sich vollständig ausgesöhnt, und dear Ned sei sehr glücklich, his giddy little wife wieder bei sich zu haben. Man müsse nur mit den Männern umzugehn wissen. Sie finde es auch gar nicht mehr so öde und eintönig in Rockytown wie früher.

„Das scheint sie aus dem ff zu verstehn, wie man mit Männern umgeht," meinte sinnend Juliette, der der Briefträger in Abwesenheit ihres Manns den eingeschriebenen Brief übergeben hatte. „Ich bin nur froh, daß sie wieder in sicherer Aufsicht bei ihrem Manne ist. Ich hatte wirklich einmal Sorge —"

„Um den lieben Lucien," vollendete der Professor gutmütig lachend.

Ein paar Wochen später bekam Juliette eine Postkarte:

„Liebe Cousine! Sie haben lange nichts von mir gehört. Der Grund war, daß es mir nicht gut gegangen ist. Mit den Pferdeeinkäufen war es nichts, weil das Kapital mir mangelte. Ich habe aber jetzt eine gute Stellung bei einer Minengesellschaft."

Die Karte trug den Poststempel Rockytown.

Frau Holle

Frau Holle schüttelt ihre Betten aus,
Die weißen Federn flattern dicht ums Haus.

Das Kind läuft vor die Tür, sieht staunend drein
Und lacht und jauchzt und fängt sich Federn ein.

Und wie es mit den Fingern sie umspannt
Und freudig festhält, da ist leer die Hand.

Nach neuen hascht es, mehr und immer mehr,
Und hält sie, und die Hand bleibt immer leer.

Die schönen Sterne! Doch umfaßt, zerrinnt
Ein jeder fahl in nichts. Da weint das Kind.

Wie's immer tanzend kam und immer schwand,
So naß und kalt wird die betrogene Hand.

Wie schien es ein Gewirbel, Glück um Glück;
Von Frost durchrüttelt, schleicht das Kind zurück.

Nur seltsam wuchs es bei dem Haschen an,
Zu einem großen Weibe, großen Mann.

Nun kriecht's in einen Winkel, enggeduckt;
Da hockt das große Kind und schluchzt und schluckt.

Frau Holle aber schüttelt weiter drauß
In dichtem Wirbel ihre Betten aus.

Wilhelm Jensen.



Fenster für das Hauptportal einer Landesloge. Entwurf von Fr. Weidlich; Ausführung von Hugo Jaeckel in Spandau.

Neure Glasmalerei und Kunstverglasung

Von

Hans Ostwald

(Nachdruck ist untersagt.)

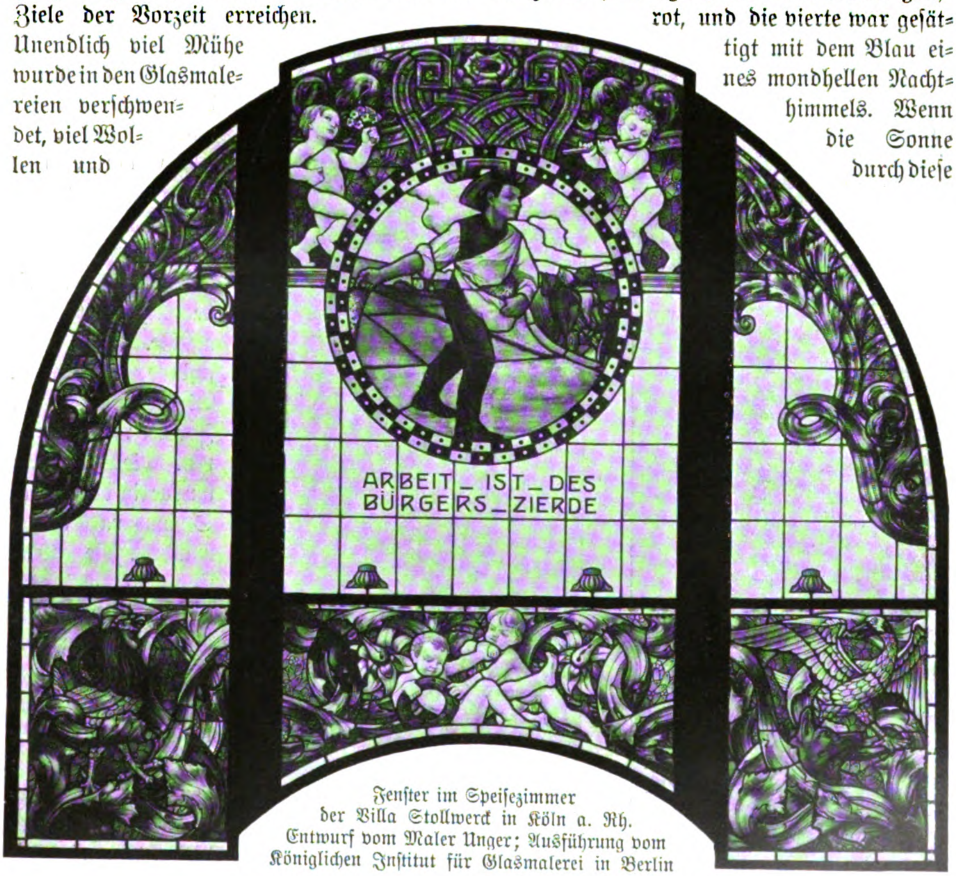
Nicht nur die Aufklärungszeit hatte die Freude am sprühend Farbigen — und damit auch die Glasmalerei — zerstört, auch der spätere Klassizismus haßte die für sein Schönheitsgefühl mit gar zu satten Farben ausgestatteten Glasgemälde. Auch er zog das klare, ungefärbte Licht dem Tumult der Farben vor, der in den ältesten Glasfenstern glühte. Erst die Romantik erwarb sich das Verdienst, diese allzu nüchterne Anschauungs- und Empfindungsweise umzuwandeln. In ihrem dunklen Drang nach dem Geheimnisvollen, Verschleierten und Mystischen gebar sie doch viel Gutes, vor allem die Freude an einer künstlerisch-reichen Ausschmückung des äußerlichen Lebens. Sie kannte die Einflüsse der Umgebung auf den Menschen. Aus dieser Erkenntnis heraus erhielt die auf dem Kontinent gänzlich abgestorbene Glasmalerei neues Leben. Das Interesse an der Vergangenheit erweckte auch das Interesse an den Künsten jener Zeiten. Durch die Aufnahme des Ausbaus des Kölner Doms erfuhr die Menschheit der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erst, was sie alles verloren hatte. Und da gar keine Tradition mehr vorhanden war, die in die richtigen Wege hätte leiten können, mußte Neues erfunden werden.

Wohl hatte sich in England die Glasmalerei noch eine Heimstätte bewahrt. Aber das war nur ein Notbehelf, ein kümmerlicher Unterschlupf. Von dem Wesen der Glasmalerei war so gut wie nichts mehr vorhanden. Die Glasgemälde waren nicht mehr Gemälde aus farbigem Glas. Sie waren

Gemälde, die anstatt auf Leinwand oder sonst einem undurchsichtigen Stoff auf Glas gearbeitet wurden. Die korrumpierende Tendenz der Renaissance, auch Glasgemälde wie Ölbilder, wie ganz zart ausgeführte Staffeleibilder wirken zu lassen, war zur Vollendung gediehen. Die Konsequenz der nur stellenweise angewandten Technik, anstatt mit farbigen Glasstücken mit dem Pinsel Farben auf weißes Glas aufzutragen, war die, daß nur noch mit dem Pinsel gearbeitet wurde. Mit Glas hatten ja die unwissenden Vorväter gearbeitet!

Und bei aller Vorliebe für die Naivität des Mittelalters, die die Romantik erfüllte, kam niemand zum Kern der Naivität. Mit ganz neuzeitlichen Mitteln wollte man die Ziele der Vorzeit erreichen. Unendlich viel Mühe wurde in den Glasmalereien verschwendet, viel Wollen und viele Künste hatten sie verbraucht. Und dennoch fehlte ihnen die durchschlagende Kraft und das sprühende Leben, das durchleuchtete Funkeln und Glühen der alten Glasfenster. Es mangelte ihnen das Rauschhafte und Lebensübervolle, das die alten Fenster ausstrahlten, wenn sie das Licht der Sonne auffingen und weitergaben mit all ihrem innerlichen Reichtum.

Da waren die simplen Glasermeister, die in jenen Tagen irgend eine Schutzwand für eine Veranda oder eine Haustür mit schlichten bunten Scheiben füllten, auf dem richtigerem Wege. Sie hielten sich, in aller Nüchternheit, nur an die Wirkungen des Materials. Allzuviel Material hatten sie nicht zur Verfügung — und das beste auch nicht. So fanden sich denn in bürgerlich-biedermeierischen Häusern wohl Fenster, die da nur mit vier großen, glatten Scheiben ausgefüllt waren: die erste war wiesengrün, die zweite sonnengelb, die dritte dunkel glührot, und die vierte war gesättigt mit dem Blau eines mondhellen Nachthimmels. Wenn die Sonne durch diese unbemalten, aber in ihrer Masse gefärbten Gläser schien, bekamen sie ihr vollgültiges Leben. Sie wirkten intensiver, eindringlicher als die gekünstelten Glasgemälde — trotzdem die Farben breit und ohne Form, ohne



Fenster im Speisezimmer der Villa Stollwerck in Köln a. Rh. Entwurf vom Maler Unger; Ausführung vom Königlichen Institut für Glasmalerei in Berlin

schmückende Linien waren. Auch in diesem Falle offenbarte sich eine alte Erkenntnis: nicht immer ist die höchste Ausbildung der Technik auch die höchste Ausbildung des Könnens. Auch die Technik will überwunden werden. Niemand darf sich ihr zum Sklaven hingeben. Durch ihre Vervollkommnung wird die Arbeit nicht immer veredelt.

Das drückte sich deutlich und besonders stark in all den Gegenständen aus, die uns der Tischler machte. Unzählige Hilfsmittel hatte ihm die Ausbildung der Technik, die sich in den letzten Jahrzehnten vor den staunenden Augen der halben Erde vollzogen, zugeführt. Und trotzdem eine Öde, trotzdem Geistlosigkeit und Geschmacklosigkeit über Geschmacklosigkeit! Die Kreissäge und die Bandsäge hatten unsre Möbel nicht verbessert. Kein Tisch, kein Stuhl war gebrauchsfähiger und dazu auch schöner geworden. Nicht der Tischler war ausschlaggebend, nein, der Holzbildhauer, der allerlei Schnitz- und Schnittwerk dem Möbel aufklebte, dessen innerem Werden und Wachsen er fernstand.

Die Erfindung der Schmelzfarben verführte zu traurigen Anschauungen. Auf der durchsichtigen Glasfläche sollte ebenso gemalt werden können wie auf Holz und Stein. Die verschiedenen Glasstreifen seien überflüssig, Bleistreifen nicht mehr nötig. Auch die Windeisen, die jedes feinere Glas vor der rücksichtslosen, sinnlosen Gewalt des Sturms schützten, sollten in die Ecke zu dem andern alten Eisen geworfen werden.



Fenster im Kloster Eich bei Luxemburg.
Ausführung von Binsfeld und Jansen in Trier.

So wurde dem Schmuckfenster gerade das genommen, was seine Überlegenheit, seinen Wert, seine Eigenheit ausmachte. Das Musivische verschwand. Die Lebendigkeit der Farben ward verloren. Die Leuchtkraft wurde in ein mattes Schimmern umgewandelt. Die Durchsichtigkeit sank, und die Zeichnung wurde dunkel und verworren. Zu allem dem büßte die Glasmalerei auch noch ihre Dauerhaftigkeit ein: ein mit Schmelzfarben gemaltes Glasbild hatte nicht die Widerstandskraft wie ein Glasgemälde aus Gläsern, die in der Masse gefärbt oder die überfangen worden waren.

Eine jähe Weiterentwicklung des technischen Könnens fördert eben selten den Geschmack. Die ästhetische Entwicklung wird zu hastig überflügelt. Niemand versteht die neuen Möglichkeiten auszunutzen. Es ist nicht so leicht, eine lösende Formel für neue Erscheinungen, neue Gebiete zu finden. Wenn dazu eine Zeit kommt, die ihren geistigen Hunger nicht bei sich selbst stillen kann, die von dem zehrt, was ihr die Vergangenheit hinterlassen hat, so ist es gänzlich ausgeschlossen, daß mehr als — im günstigsten Falle brauchbares — Epigonenwerk herausschaut.

Die letzten Jahrzehnte haben nicht allzuviel geistig Großes geschaffen. Deutschland, das so viel Großes erlebte, begnügte sich damit, die heroischen Menschen und Kunstwerke seiner Vergangenheit zu bewundern und zu genießen. Vielleicht hatte es eben zu viel erlebt und sich erschöpft. Das Philiströse und Enge, das abseits von der strahlenden Sonne Lebende ward das Allgemeingültige. Draußen, im Leben, sah man zu viel jäh in die Höhe schießen und auch jäh zusammenstürzen. Man war im Leben zu nah an vielem beteiligt, um sich nach dem ästhetischen Genuß im Kunstwerk zu sehnen. Es war noch gar keine große Kraft frei für solche Dinge. Es blieb nur Zeit zum Notwendigen. Seit etwa zehn Jahren ist manches besser

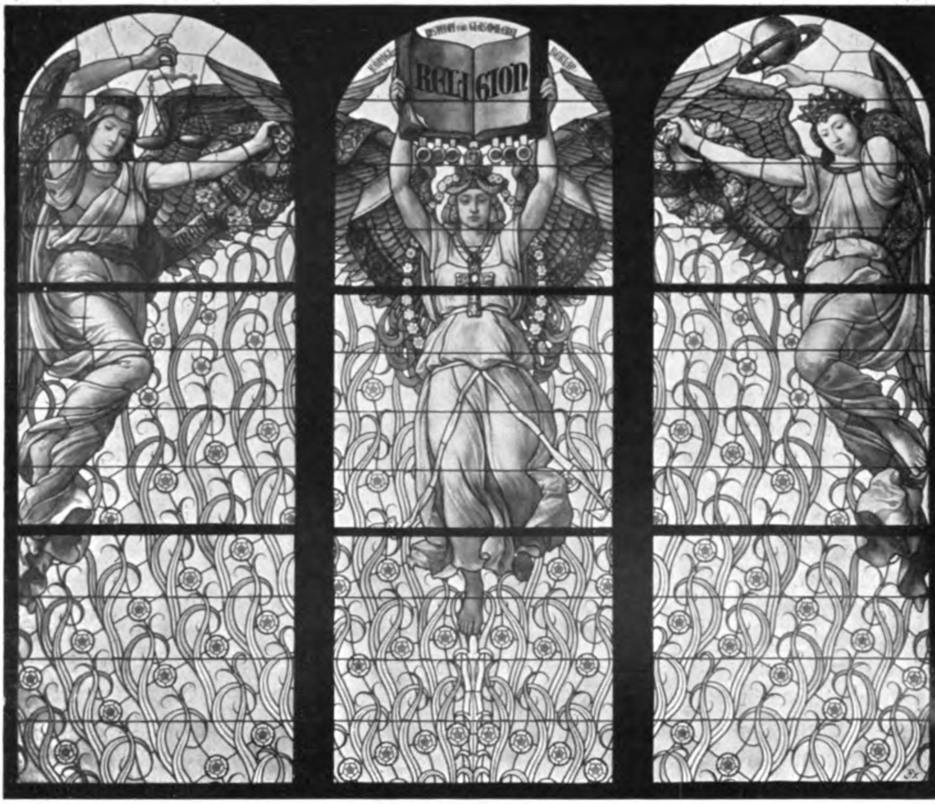


Fenster in der Garnisonkirche zu Stuttgart.
Entwurf von Prof. Pfannschmidt; Ausführung vom Königlichen Institut für Glasmalerei in Berlin.

geworden. Erreicht und erfüllt ist noch lange nicht alles. Aber es sieht so aus, als seien wir wieder auf dem Wege; die Ziele sind klarer, eigner, selbstherrlicher geworden.

Am allereindringlichsten scheint mir das in der Profankunst zu Tage zu treten. Sie ist ja immer die freiere, die begünstigte, weil sie frisch aus dem Leben schöpfen kann. Die kirchliche Kunst, die der Glasmalerei viel zu tun giebt, verlangt zu viel Traditionelles. Sie stellt keine ganz neuen Aufgaben, kann also auch keine ganz neue Lösungen herbeiführen. Wenn es hochkommt, füllt sie die alten Krüge mit neuem Most. Aber diese alten Krüge sind doch immer etwas Hemmendes.

Das Fenster aus dem Speisezimmer der Villa Karl Stollwerck in Köln (Abb. S. 411) dürfte wohl beweisen, daß der Profankunst eine größere Frische, eine größere Freiheit vorbehalten ist. Ein vollkommenes Werk ist es nicht. Aber was für prächtige Einzelheiten enthält es! Das großlinige Rankenwerk baut sich konstruktiv hinein in die ziemlich zerklüftete Fensterumrahmung. Trotz des Reichtums des Rankenwerks und der in ihm angebrachten episodischen Motive überwuchert es doch nicht die Wirkung der Hauptfiguren, sondern tritt zurück. Es ist in gedämpften Farben und Tönen gehalten. Vielleicht wäre



„Religion“. Fenster in der deutschen Abteilung für Wohlfahrtspflege auf der letzten Pariser Weltausstellung. Entwurf vom Architekten Schäde; Ausführung vom Königl. Institut für Glasmalerei in Berlin.

es weit schöner, wenn es ein wenig ruhiger, ein wenig motivärmer wäre. Aber Reichtum ist in diesem Falle doch angebrachter als Dürftigkeit. Und wie gut passen die Knabengruppen zu dem Thema des Werks: „Arbeit ist des Bürgers Zierde!“ Der Kleine, der den Kranz, die Lorbeeren des erreichten Ziels, in den Händen hält und befriedigt ruhen will, wird von dem, der nichts gewonnen und der mit mißgünstigem Gesicht den Kranz betrachtet, bedrängt. Durch ganz besonders kräftige Farben, durch eine etwas krasse Umrahmung ist das Hauptstück des Fensters herausgehoben. Ein Sämann geht über die Frühlingsflur und streut den Samen über die Erde. Die Lust und Freude an der Arbeit sprechen aus dem offenen und heitern Gesicht. Es ist die Zuversicht eines, der weiß, daß ihm die Ernte sicher ist, daß er zehn- und hundertfach das von der Erde zurückerhält, was er ihr in den Schoß geworfen hat.

Ein zweites Fenster ergänzt das erste. Es hat zum Thema: „Segen ist der Mühe Preis.“ Das Rankenwerk ist das gleiche. Die hineingeflochtenen Episoden sind dem Thema ebenso angepaßt wie das Medaillon. In diesem Fenster tritt die Eigenart der Glasmalerei wieder klar zu Tage. Vor allem wird die Verbleiung nicht mehr verachtet und auch solches Material benutzt, das in der Masse gefärbt ist. Das, was aus dem Material herauszuholen ist, war dem Schöpfer dieser Fenster, dem Maler Unger in Berlin, allerdings noch nicht offenbar. Aber er verschmähte doch nicht geradezu die Wirkungen, die es bietet. Und das Institut für Königliche Glasmalerei zu Berlin holte noch einiges durch höchst saubere Ausführung heraus.

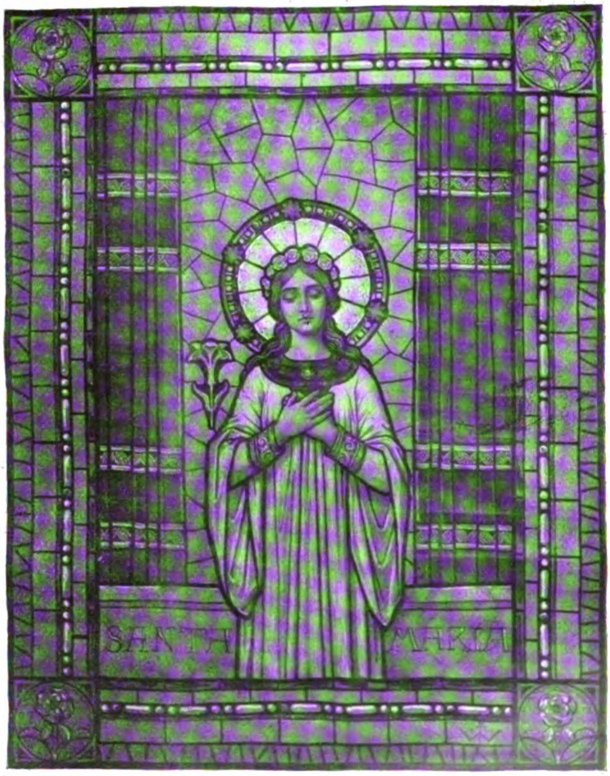
Welch ein Gegensatz ist dieses derb-dekorative Stück zu einem die Richtung kennzeichnenden Fenster, das Binsfeld und Jansen im Jahre 1898 herstellten! Das Fen-

ster aus Trier weist noch alle Mängel der Zeit der Entartung auf. Alles mögliche findet sich in dem Stück zusammen. Die Umrahmung ist in der halb naturalistischen Weise gehalten, wie sie von solchen geübt wird, die das Ziel des modernen Stils mißverstehn. Im unteren Teil sind Butzen verwendet, ohne daß ihr Charakter zur Geltung käme, ohne daß sie sich recht organisch hineinfügten in das Ganze. Das zart gehaltene Mittelstück will jedenfalls nur schlecht zu der kräftigen Umrahmung passen.

Dieses Fenster ist geradezu ein Muster dessen, wie man es nicht machen soll. Daß der eine Stab des Windeisens den Arm der Hebe beim Ellbogen mit einem dicken schwarzen Schnitt abtrennt, ist durchaus unschön; ähnliches kommt aber auch bei bessern Arbeiten vor. Aber daß selbst die Bleilinien den Körper noch in so viel einzelne regelmäßige Stücke zerschneiden, zeugt von geringem Verständnis für den inneren Geist des Materials. Man denke sich ein Gemälde auf Leinwand, wo die einzelnen Teile durch häßliche Nähte voneinander geteilt würden. Wäre das nicht unsinnig, müßte das nicht Gelächter erregen, da man doch weiß, es gibt Leinwand ohne Nähte? Bei einem Gemälde würde so etwas widersinnig gefunden werden; es würde der Art, also eine geschlossene Bildwirkung zu erreichen, widersprechen.

In der Glasmalerei aber sollte das und soll auch immer noch erreicht werden, was gegen ihr innerstes Wesen verstößt. Eine Bildwirkung soll erzeugt werden. So eine Fensterfüllung, so ein Lichtdurchlaß soll wirken wie ein Ölgemälde. Selbst in dem Berliner Königlichen Institut hat man mit diesem Prinzip noch nicht ganz gebrochen. Der sehr feinsinnige Direktor Bernhardt malt oft Glasgemälde wie irgend ein Staffeleibild. Daß er, als einer der ausgezeichnetsten Beherrscher der Mittel, in dieser Art das Beste erzielt, ist selbstverständlich. Aber das Ganze ist doch auf diese Weise mehr schlichte Malerei geworden. Die Effekte, die das Glas in sich birgt, sind ausgeschaltet. Und da das unzweifelhaft eine Verarmung ist — denn anstatt dieser Schmuckfenster könnte ebensogut irgend ein Ölgemälde an ihrer Stelle hängen; die Wirkung wäre keine so grundsätzlich verschiedene —, so muß sie bekämpft werden.

Gerade das Trierer Fenster enthält alle Fehler dieser Glasmalerei so stark, so ursprünglich, daß es das klarste Beispiel ist. Schon die Kleinlichkeit der Behandlung des Faltenwurfes widerspricht einem künstlerischen Empfinden. Man denke sich das Fenster als Lichteinlaß für eine Treppe. In einiger Entfernung muß es den Eindruck einer verkritzelten, dünnfarbigen, verwischten Arbeit machen. Zum Teil ist gewiß der Auftraggeber daran schuld; woher sollte er die Gesetze irgend eines Berufs kennen, ebenso



„Madonna". Entwurf von Fr. Weidlich; Ausführung von Hugo Jaeckel in Spandau.

intim kennen wie jener, der den Beruf ausübt? Solche Zeiten, in der die Auftraggeber die Ausschlaggebenden, die Entscheidenden waren, sind immer dürftig gewesen. Sie waren nicht nur ein Stillstand, sie waren ein Rückschritt. Erst wenn der Künstler mehr auf sich hörte als auf seine Abnehmer, kam die Frische und die üppige Ernte.

Das Beste, was die dem Wesen der Glasmalerei widersprechende Anschauung geschaffen hat, ist das Glasgemälde der Stuttgarter Garnisonkirche wohl nicht. Aber es gehört zum Beachtenswertesten, da es einen gewissen Typus darstellt. Das nach einem Karton des Professors und bekannten Historienmalers Pfannschmidt gearbeitete Fenster stammt aus dem Berliner Institut; wie alle die Arbeiten dieser Anstalt ist es mit großer Sorgfalt ausgeführt (Abb. S. 413).

Merkwürdig ist die Mischung von echter und falscher Glasmalerei. Im Hintergrund ist der Teppichgrund angewendet. Aber leider überwuchern ihn ganz architektonische Motive. Mit dem Glas soll der Eindruck von Steinarchitektur gewonnen werden. Das ist kalt und überflüssig. Warum dann nicht wirklicher Stein, warum wurde dann nicht die das Fenster umrahmende Architektur auch hindurchgeführt?

Es sollte natürlich ein Lichteinlaß bleiben. Aber durchsichtiger Stein hat doch etwas Unmögliches an sich. Dazu ist das Ornament kein eignes, sondern ein aus Gotik, griechisierendem Nazarenismus und mehreren andern Stilen zusammengelegtes. Während sich im Ornament eine weiche, aber zielsichere dekorative Mache dokumentiert, geht die Figurengruppe in einen nicht weniger weichen, ganz falsch angewandten Realismus über. Der Mangel an selbst erzeugtem Stil, der sich im ornamentalen Beiwerk ausdrückt, kommt hier deutlich ans Licht. Die Weise der Nach-Nazarener ist eben doch zu nüchtern. Und was die Gruppe Gutes hat, daß sie nämlich, wie eine solche Gruppe stets wirken sollte, den Eindruck einer Nischenfüllung macht, wird durch die weichliche Körperlichkeit der Figuren vollkommen zerstört — ganz abgesehen von all den andern Mängeln, die ja selbst manchem wirklich wertvollen Glasgemälde nicht fehlen. Gerade die feineren Schattierungen und süßlichen Einzelzüge widersprechen der flächenhaften Glas-Dekorationsmalerei. Eine allzu zarte Rücksicht auf Licht- und Linienperspektive wird nichts weiter erzielen als die Tötung jeder großen perspektivischen Wirkung.

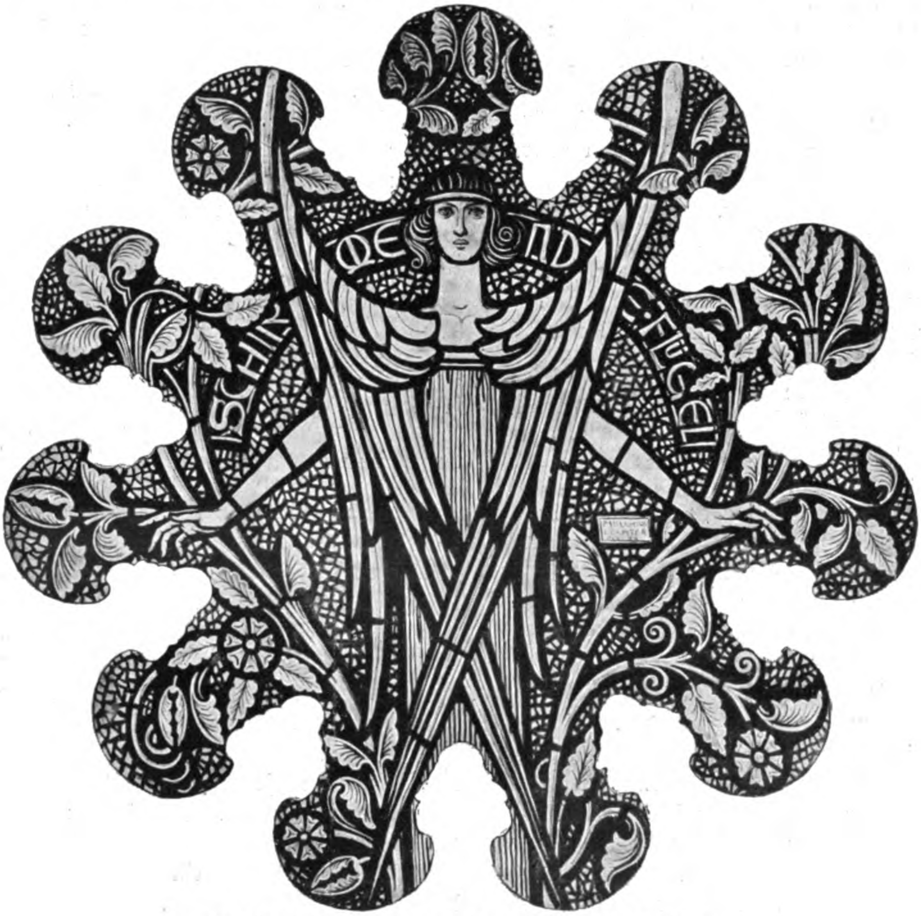
Wenn verschiedene Farben gegeneinander gestellt werden, muß ihre Ineinanderstrahlung berechnet werden. Blau neben rot kann sehr leicht dem Beschauer den Eindruck des Violetten machen, wenn das Blau nicht mit Rücksicht auf das Rot bedeutend größer geschnitten wird als das Rot. Auch dem neben einem kräftigen Blau stehenden Rot kann es so gehn, daß es seine Urfarbe im Auge des Beschauers verliert. Das beste Mittel dagegen ist, solche miteinander streitenden Farben durch ganz starke, tiefe Schatten oder schwarzweiße Muster zu trennen.

Diese auf der Technik der Glasmalerei beruhenden Eigenheiten schließen allein schon eine weiche Modellierung aus. Einen Schlagschatten kann es nicht geben, einen Körperschatten nur ganz andeutungsweise. Die sparsam auftretende Modellierung kann nur dazu dienen, die Bewegung innerhalb einer Fläche deutlich zu machen. Wird aber, wie bei dem Pfannschmidtschen Fenster und bei dem typischen Trierer Stück — die beide in die Entartungslinie der Glaskunst fallen —, durch feine und feinere Abtönungen der Körper modelliert, so gibt das ein weiches Durcheinander, aber keine monumentale Linie, keine Farbenglut.

Darin waren ja die alten Glasmaler den heutigen überlegen. Sie brauchten nicht erst durch langes Probieren und Studieren zu wandern, bis sie zu dem stilistisch Richtigen kamen. Mehr als eine kolorierte Umrißzeichnung konnten sie nicht geben. Ihr malerisches Können leistete nicht mehr als platt eingetragene Lokalfarben, scharfe Konturen und ganz notdürftige Modellierung. Aber diese Fenster mit ihrem in der gleichen Fläche eingebetteten Rankenwerk und ihren scharfbegrenzten Figurengruppen übertreffen manches moderne Staffeleibild mindestens ebenso wie etwa das naive Erzeugnis eines orientalischen Teppichwebers die Blumenschlingungen eines akademisch geschulten Musterzeichners für Brüsseler Waren.

Es handelt sich gar nicht um die Ehrfurcht, die eben irgend ein altes Stück in

dem Beschauer hervorruft. Ein Stück Geschichte ist ja zwar stets etwas Reizvolles. Aber zu allem dem kommt noch die Güte des Materials, und zwar eine Güte, die in seinen Mängeln besteht. Wir haben heute das vollkommenste, tadelloseste Fensterglas, das man sich denken kann. Aber diese modernen großen, glattpolierten Spiegeltafeln in ihrer Nacktheit und Glätte nicht genügen. Das moderne Fensterglas, ein oxydfreies, blankgestrecktes Silikat, ist für das Auge nur ein Nichts, ein körperloser Luftabschluß, der aber kein Lichtabschluß sein soll. So sind denn unsre Fenster nichts mehr als ein bloßes, viereckiges Sehloch. Dem Architekten bedeuten sie eine nüchterne Wandlücke,



Melchior Lechter: Fenster im Romanischen Hause zu Berlin.

bieten der Hand des Architekten und Künstlers nichts. Die ausgesucht tonlosen Gläser der Neuzeit, so unübertrefflich sie in ihrer Wasserhelle und Durchsichtigkeit sind, bilden durch ihre Unsichtbarkeit, durch ihre optische Körperlosigkeit wohl ein sehr geeignetes Material zur Verglasung von Schaufenstern und Gaslaternen; für einen monumentalen Bau und selbst für einfachere Bauten, die mehr als lichte Werkstätten und Arbeitsräume enthalten sollen, können sie dagegen die er durch irgend eine Umrahmung heben und verschleiern muß.

Aber nicht nur dem Architekten erscheinen sie so nüchtern und kalt. Auch dem, der hinter ihnen wohnt, genügen sie nicht. Sie werden mit Gardinen und Stores und vielen andern Mitteln zu einem wohnlichen Anblick gebracht. Ein schönes Glasfenster bedarf dieser Hilfsmittel und Surrogate nicht. Und selbst ein ganz einfaches Schmuckfenster, das etwa aus Antikglas geschnitten

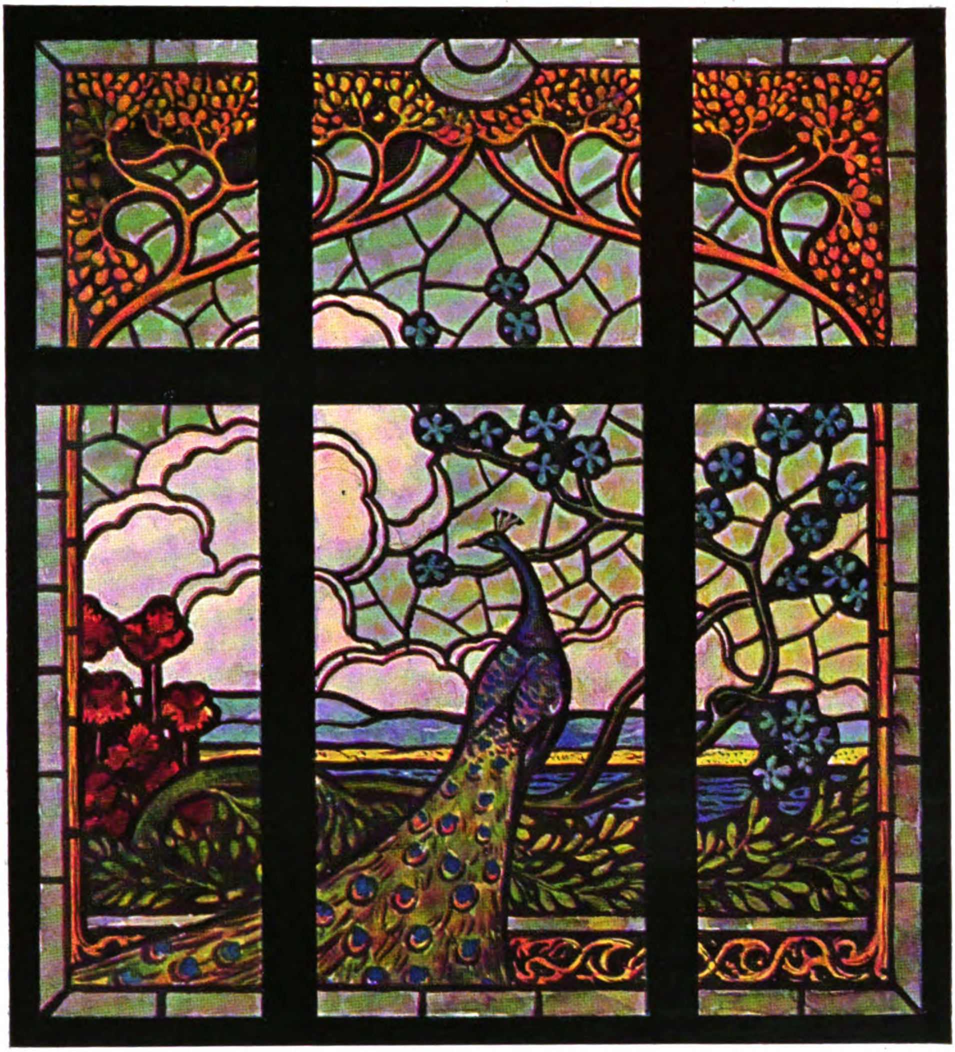
ist, oder das, wie die Fenster, die Van de Velde für den Damensalon des Hoffriseurs Haby und für die Havana-Kompagnie in Berlin ausgeführt hat, einen Rahmen oder irgend ein Muster aus Kunstglas aufweist, kann jedes Schmucks, jeder Verschönerung durch Stoffe entbehren. Es wird dennoch wohnlich und warm wirken und sogar dem Raume mehr Eigenheit, mehr eindringliche Pracht geben als das mit den schönsten Stoffen umrahmte weißliche Fensterglas.

Das Jaeckelsche Fenster „Mein Zimmer“ hat die schwierige Aufgabe, ein spießbürgerliches Fenster, das noch dazu mit dem traditionellen Kreuz geschmückt ist, in ein Schmuckfenster umzuwandeln, mit ungewöhnlichem Geschick und Geschmack gelöst. Das sonst störende Kreuz ist zur Anordnung, zum Aufbau des Ornaments verwendet worden. Die unteren großen Scheiben haben nur Bleilinien erhalten. Deren allerdings aus Kunstglas bestehende Füllung verdeckt harmonisch durch seine Körperlichkeit und durch die leichte Umrahmung wohl die Wandunterbrechung der Architektur, die das Fenster bildet. Das untere Fenster läßt aber doch genügend reines Licht ins Zimmer, daß auf einem in seiner Nähe stehenden Schreibtisch gearbeitet werden kann. Der Stamm des Baums ist aus Kathedralglas gebildet. Mit seiner welligen, glitzernden Oberfläche stellt es sehr gut die Eigentümlichkeiten eines mit rissiger Rinde umkleideten Baums dar. Die Krone ist in ausgezeichnet satten violetten und grünen Tönen gehalten, aus denen die goldenen Äpfel leuchten. Eine reichliche, dem Wesen der Glasmalerei angepaßte Strichschattierung vervollständigt den tiefen, durchglühten Ausdruck des Fensters. Zwar ist das Fenster eigentlich eine Fensterverglasung, aber es ist so ausgezeichnet gearbeitet, mit dem Material ist so glücklich gewirtschaftet, daß es wert ist, eine „Glasmalerei“ genannt zu werden.

Gerade dies Fenster ist eine Anerkennung der Vorzüglichkeit des Materials, des Glases der Alten. Selbst deren gewöhnlichstes Glas hatte, bedingt durch die bei der alten Herstellungsmethode nicht zu umgehende Beimengung unreiner Erdteilchen, einen zwar durchsichtigen, aber doch metallischen Körper. Die Unreinheit verhinderte zugleich seine Ton- und Farblosigkeit, und die unsichere, beschränkte Technik der alten, unbeholfenen, fern von den Errungenschaften der modernen Chemie stehenden Glasmacher brachte in die Oberfläche des Glases jene notwendigen und reizvollen Rauhigkeiten, Streifen und Blättchen, die dem alten Glas der unbekannten Meister den unnachahmlichen flimmernden Metallglanz verleihen. Die Färbung des Glases war allerdings damals dieselbe wie jetzt: Metalloxyde wurden mit der Kieselerde in der Schmelztemperatur zu Silikaten verbunden. Sie teilten dem Glase die ihrem Oxydationszustande eigne Farbe mit. Erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stellte man auch Überfangglas her. In der Masse gefärbtes Rot war meist zu dunkel; es mußte denn ganz dünn gegossen oder geblasen werden; dann aber ward es auch zu zerbrechlich. Das Überfangglas erzielt der Glasbläser auf folgende Weise: Er nimmt zuerst weißes Glas auf die Pfeife und überzieht dies dann durch Eintauchen in einen mit rotem Glas gefüllten Tiegel mit einer roten Schicht, worauf das Glas wie gewöhnlich geblasen und gestreckt wird. Im fünfzehnten Jahrhundert blies man auch blaues und grünes Überfangglas. Die Glasgemälde wurden immer differenzierter. Und in der mit Unrecht allzuviel gerühmten Renaissancezeit entartete die Glasmalerei. Sie blieb nicht mehr die Malerei mit Glas; sie wurde eine Pinselmalerei so gut wie jede andre auch.

Gewiß, das Glas wurde immer reiner und tadelloser. Das farblose, luftähnliche Fensterglas war erfunden. Und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war in Deutschland kaum noch ein Hüttenglas von tiefgesättigtem Ton zu haben. Rot war ganz verschwunden.

Der Protestantismus mit seiner Freude an Klarheit, die Reformation mit ihrer Bilderfeindlichkeit waren gewiß dieser Entwicklung nicht allzu hinderlich. Aber auch die von solchen Bewegungen verschonten Länder leisteten nichts wesentlich Besseres. Die notwendige Simplizität, die zur Anfertigung schlichter, aber wirkungssicherer Glasgemälde gehört, war verloren gegangen, und die große Raffiniertheit, die das gewollt erreicht, was die Simplizität ungewollt hinstellt, war noch nicht vorhanden.



Hugo Jaeckel in Spandau: Fenster für das Vestibül einer Villa.

Das in den Zeiten des nationalen Unglücks mit besonderer Innigkeit erwachende romantische Gefühl, das die Schmach der Gegenwart in der Erinnerung an die Größe der Vergangenheit vergaß, war allem, was diese goldene Vergangenheit erzeugt und besessen, günstig gesinnt. Man wollte möglichst dasselbe besitzen. Arnim und Brentano gaben die vergessenen Volkslieder heraus. Auf der Bühne wurden die Ritterschauspiele seßhaft. Und manches, was die Zeit der Aufklärung geschaffen, wurde wieder aufgegeben. Das reine, ungeschminkte und ungeschmückte Licht, das durch die breiten und hohen Fenster der Aufklärung geschienen, sollte wieder durch Farben gebrochen werden. Der Himmel und das lebendige Naturleben da draußen störte den Geist, der sich auf bestimmte Begriffe und Stimmungen sammeln wollte. Nicht immer entschied für die Anwendung der Glasmalerei die Voraussetzung, daß einem Raume zwar Licht zugeführt werden, daß aber der Blick nicht in die äußere Umgebung dringen soll, nur weil sie häßlich ist. Nein, dem Raum, der Kirche, war eben eine besondere Bedeutung beigelegt. Der Blick sollte in das Innere des Menschen, zum mindesten aber in das Kirchliche zurückgedrängt werden. Aus diesen Bestimmungen ergab sich von selbst die künstlerische Eigen-

art der Glasmalerei: das Visionäre. Dieses wurde denn auch für kirchliche Zwecke ausgenutzt, oder vielmehr: es sollte ausgenutzt werden. Aber die Glasmalerei blieb doch irdisch, sie wurde nicht visionär, und das Bild erschien nicht wie aus dem Lichte geboren und ohne Schwere.

Selbst die katholischen Künstler konnten nicht die der Glasmalerei eigne Schönheit ausdrücken. Die Bilder wurden immer realer. Das in einer Klosterkirche zu Eich bei Luxemburg aufgestellte Glasgemälde, das in der Trierer Anstalt im Jahre 1900 ausgeführt worden ist, zeigt noch manche der schon gerügten Mängel (Abb. S. 412). Es stimmt noch ganz in die Art der Glasmalerei, wie sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts einsetzte. Entwickelte Gotik, in der Zeichnung des Figürlichen nicht zu streng, wie der leidliche Fachausdruck lautet, soll das Bild darstellen. Der Zeitcharakter des Gotischen ist natürlich gar nicht getroffen. Die Figur, die doch den Blick am stärksten auf sich zieht, und die ja auch im Fenster dominiert, ist eigentlich ganz in dem Jesuitenstil gehalten, wie er nach der Renaissance einriß und in der Häufung der falschen Mittel den Niedergang beschleunigte. Er ist es, der die weichen, realen Töne und so gar nicht visionären, so gar nicht lichtgeborenen Gestalten, Gewänder, Blumen und Pilaster bevorzugte und das Bedeutende des Materials verschmähte, der die Gestalten aus der Bibel mit dem leichtfertigen, graziösen Rokokoornament umkleidete und ihnen selbst das Äußere von Rokokomenschen gab.

Nicht allzu weit von diesem Ort liegt das Fenster, das Architekt Schäde (Berlin) für die Abteilung für soziale Wohlfahrtspflege auf der Weltausstellung zu Paris entworfen hatte, und das vom Berliner Königlichen Institut gemalt und zusammengesetzt worden war (Abb. S. 414). Etwas Visionäres ist ja schon hineingetragen. Die sonderbare Linie des Ornaments und der Ausdruck der Gestalten haben nahezu etwas Erdfernes, Religiöses. Aber die zarte, allzu sorgfältige Modellierung, die peinliche Durchbildung der Körper und der Gewänder verhindern die letzte und tiefste Monumentalwirkung.

Noch stark auf den falschen Wegen wandelte der sehr begabte Glasmaler Hugo Jaeckel, als er 1893 den Karton zu „Santa Maria" entwarf. Aber er hatte doch schon einen Durchblick in das Land der Erfüllung. Er arbeitete schon mit naiven Mitteln. Den feinen Reiz der Bleilinie hatte er schon empfunden. Er wußte ihn auch, was nicht viele konnten, die ihn ebenfalls empfanden, ziemlich geschickt auszunutzen. Aber auch er war noch zu sehr Maler, als daß er nicht wieder ein Staffeleibild gegeben hätte (Abb. S. 415).

Da eröffnete im November des Jahrs 1896 Melchior Lechter seine erste Ausstellung bei Gurlitt in Berlin. Mag man ihn sonst als einen betrachten, der mit aller Gewalt ein Außenseiter sein will — das muß ihm gelassen werden: er ist einer der wenigen, die alle Mittel beherrschen, und die alles, was sie in die Hand nehmen, zur echtesten Kunst hinaufsteigern, die eine kleine Flamme zur machtvollen Glut, zum lodernden Brand anfachen.

Melchior Lechter ist in Münster, der alten westfälischen Bischofsstadt, geboren. Zwischen dem altertümlichen, streng stilisierten Bauwerk, umgeben von dem feierlichen Prunk katholischen Gottesdienstes, wuchs er auf. So ist es auch wohl zu verstehn, wenn er an die heimatliche Tradition, an ihren Höhepunkt, an die Gotik anknüpfte. Nicht, daß er, wie meist die Romantiker, sich zurückschrauben wollte in das Wesen der Vergangenheit. Aber er verschmähte nicht das Ererbte, wo es galt, eine edle Form zu finden, und sein Eignes tat er hinzu. Er deutete die alten Symbole um und erfüllte sie mit neuem Leben. Die Romantiker waren ja daran gescheitert, daß sie sich in diese Symbole hineindeuten wollten; das hat Lechter stets vermieden.

Sein hier abgebildetes Schlafzimmerfenster, das „Leidens-Sehnsuchtsmotiv" aus dem Vorspiele zu „Tristan und Isolde", ist so voll brandenden Lebens, so voll eigner Ursprünglichkeit, daß Lechter eben doch kein Epigone genannt werden kann. Er hat seine Zeit gedeutet: all die Sehnsucht nach dem Reich der Freude, nach dem Festsaal der Schönheit und des großen Lebens.

Mit starker Hand beherrscht Lechter das Material. Seine Glasgemälde sind lichtgewordene Farbe. Er fängt das goldene Sonnenlicht in seine blühenden Bilder und

läßt sie in einem mysterischen Rhythmus herausstrahlen. Seine Glasgemälde wirken wie ein von der Frühlingssonne durchleuchteter Wolkenhimmel. In dem Entwurf zu einem rosettenartigen Glasgemälde für die St. Simeonskirche zu Berlin hat er ein Werk innerlichster Religion gegeben, hat er seine Religion in Farben und Formen niedergelegt.

Aber auch bei den profanen Arbeiten enthüllt er seine fast religiöse Auffassung von Kunst und Leben. Ja, das Leben ist ihm im eigentlichsten Sinne Religion. In einem Glasgemälde für die Diele der Villa Messel zu Bernburg am Harz singt er einen Hymnus auf das Leben. Die beiden Sprüche: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“ und „Das Leben ist ein Born der Lust!“ geben ihm das Leitmotiv. Er gibt den großen Gehalt dieser Zeilen nur durch vier weibliche Gestalten wieder; in deren Gesichtszügen aber ist die ganze Inbrunst des Lebenswilligen, mit der er im Dasein steht, ausgedrückt. Diese vier Mädchen wandeln unter Fruchtbäumen, singen und pflücken die Blumen, die im Garten des Lebens blühen.

Gerade Lechters ein wenig archaisierende Weise ist so glücklich in der Lösung der architektonischen Aufgaben, die ein mit einem Glasgemälde auszufüllendes Fenster nun einmal stellt. In den Entwürfen zu den Glasgemälden für das Romanische Haus in Berlin hat er etwas stilistisch Echtes und doch mit modernem Wissen, mit moderner Kraft Erfülltes geschaffen (Abb. S. 417). Alle seine Vorliebe für die dekorative Stärke, für das dekorative Können vergangener Kulturen verhindert ihn doch nicht, Leben und Bewegung unsrer Zeit, innerstes Empfinden unsrer Tage hineinzulegen. Und zwar verwertet er nicht nur den ideellen Gehalt, sondern auch alle Erkenntnisse des heutigen

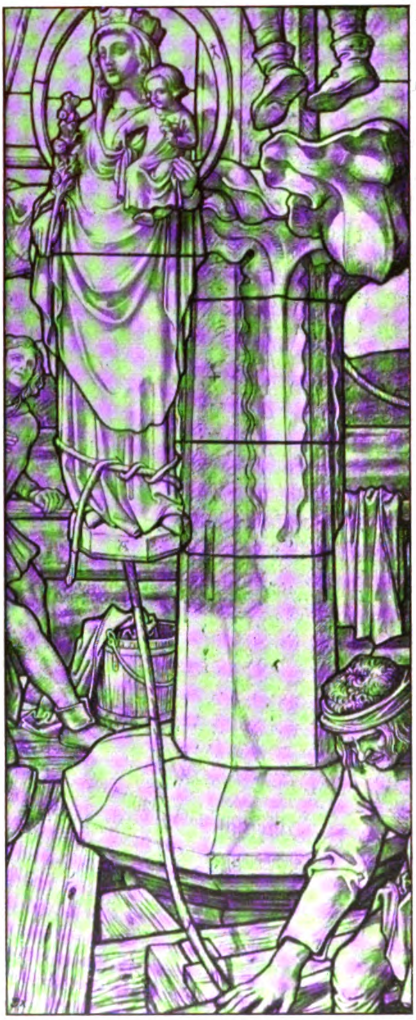


Prof. Fritz Geyges in Freiburg i. Br.: Glasfenster in der Kaiser=Wilhelm=Gedächtniskirche zu Berlin („Fremde beherbergen“).

Kunstschaffens. Aber es kommt ihm nicht auf eine bloße Darstellung an. Wenn er Pflanzenteile oder etwa Hände verlängert, verstärkt oder verfeinert, so will er eben nur einen ganz bestimmten, tiefgehenden Ausdruck gewinnen. Seine Verzeichnungen sind absichtliche Verzeichnungen. Sie decken sich ganz ungewöhnlich glücklich mit den Erforder=

nissen des Materials. Er will keine plastischen körperlichen Eindrücke; er will mit der Linie alles sagen, was er sagen muß.

Und gerade in dem Fenster „Tristan und Isolde" ist das Eigenste und Glühendste seines Kunstschaffens niedergelegt. In diesen beiden Gestalten fiebert die unstillbare Sehnsucht, der ewige Hunger, das Niesattwerden der Leidenschaft. Sie stehn vor dem Meer, das ewig sich bewegt, das nie zur Ruhe kommt. Über ihnen wölbt sich der glühende Himmel, der nach jeder Nacht wieder in Sonne entbrennt. Alles, was an diesem Fenster handwerklich ist, kann der strengsten Kritik standhalten. Das Bleiwerk ist ganz glänzend verwendet als Umriß. Bald ist es stärker, bald feiner angewendet, je nachdem es etwas herausheben soll. Dort, wo Himmel und Wasser zusammenstoßen, zieht sich eine besonders kräftige Bleilinie entlang. Und wie fein ist die ganze Komposition! Wie berechnet jedes kleinste Beiwerk! Eine wirkliche Feierlichkeit bringt die gotisierende Überdachung zuwege. Das ist Ruhe und aufstrebende Erlösung — wie das feierliche Brennen stiller Kerzen — über der heftigsten Bewegung und Erschütterung.



Prof. Fritz Geiges in Freiburg i. Br.: Glasgemälde im Rathaus zu Freiburg („Vollendung des Münsters"). Mittelteil.

Lechter ist eben einer der wenigen, die das Religiöse, das im kirchlichen Leben keinen Platz mehr hatte, gestalten und ihm neue Festsäle, neue Weihestätten errichten. Diese seine monumental-dekorative Bedeutung ist denn auch vor allem von den Architekten und Baumeistern erkannt worden, die ja schließlich solche Begabung am ehesten empfinden müssen. Ob er alles das leisten kann, was er bisher versprochen, soll sich bei der großen Dekoration des Pallenberg-Kunstgewerbemuseums zu Köln erweisen. Wahrscheinlich ist Melchior Lechter der Geeignetste, eine solche Aufgabe in der Stadt des kostbaren gotischen Doms zu lösen.

Ein solch urpersönliches Wirken konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Der sehr befähigte Maler Weidlich, der dem Glasmaler Jaeckel mehrere Kartons lieferte, ward stark angeregt von der Lechterschen Tätigkeit. Und er gab in einer ganzen Reihe von Fenstern für Profanbauten ernsthafte Beispiele, daß die Anregung auf außerordentlich fruchtbaren Boden gefallen. Im Berliner Borsighaus ist ein schönes Fenster von ihm. Auch ein Fenster in einer Steglitzer Villa, das einen Pfau in einer phantastischen Landschaft zeigt, ist stark im Stile Weidlichs gearbeitet (Abb. S. 419). Eine satte Glut leuchtet aus diesem Glasfenster. Auch hier ist der Eindruck eine gewisse Feierlichkeit, aber eine gelöste Feierlichkeit, im Gegensatz zu der strengen, gebundenen Melchior Lechters. Jaeckel, der ein Materialkenner und -ausnutzer ersten Rangs ist, bringt Glasgemälde von der Farbenglut und Farbenfreude Böcklinscher Bilder heraus. Eine tiefe lebendige Wärme brennt in diesen Gemälden.

Weidlich wollte die Grenzen, die sich Lechter gezogen, überschreiten. Er mußte das

auch wohl, da seine Individualität weiter drängte. Als es galt, einen Entwurf zu der Füllung des Hauptportals einer Landesloge zu bringen, verzichtete er auf überlieferte Linien (Abb. S. 410). Aber die Gesetze der Glasmalerei, breite, flächenmäßige Anordnung und stilisierten Aufbau, mißachtete er nicht. Und wenn er auch nur wenig Teppichhaftes bot, das stets im Glasbild am vorteilflußt zu sein. Sein rein persönliches Stilgefühl hat ihn selbst zu dem Formgefühl der Alten geführt. Am klarsten drückte er sein Ich aus in den Arbeiten, in denen er an romanische Linien anknüpfen konnte. Für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin hat er mehrere Glasgemälde geschaffen, die von einem außerordentlich innigen Versenken in eine ferne Zeit und in deren Formen





Prof. Fritz Geyges in Freiburg i. Br.: Glasgemälde im Rathaus zu Freiburg („Vollendung des Münsters").
Linkes Seitenstück vom Beschauer aus. Rechtes Seitenstück vom Beschauer aus.

haftesten wirkt, so erreichte er doch eine tiefe, klangvolle Weihe. Eine fröhliche Heiterkeit und Frische strahlt aus dem Portal. Der Pilgersmann erblickt nach langer Wanderung das sonnige Land, das ihm verheißen ward; am Strande harrt das Schiff, das ihn hinüberbringen soll; der Engel des Friedens, der Erfüllung schwebt in goldenem Gewande über dem Wege.

In gleicher Linie, doch nicht mit der Linie Lechters, arbeitet auch Professor Fritz Geyges in Freiburg i. Br., ohne von Lechter beeinzeugen (Abb. S. 421). Anregung zu diesen Werken gaben ihm kleine Glasmedaillons aus dem Freiburger Münster. Er besitzt eine Gabe zu charakterisieren und zu formen, wie sie nicht oft zu finden ist. Auf einem der Gemälde, „Gefangene trösten", hat er Neid, Geiz, Hoffart, Zorn, Völlerei, Trägheit und Wollust mit ganz wenigen Strichen so drastisch und mit so packender Geste dargestellt, wie es einst Dürers und des jüngeren Holbein Weise war, solche Abstrakte in menschliche Gestalt zu prägen und an den

Pranger zu stellen. Geyges, der in der reichen Tradition Süddeutschlands seine Eindrücke und sein Wesen empfangen, hat bereits ein jahrzehntelanges Wirken hinter sich. Nicht allein in Süddeutschland findet man zahlreiche Werke aus seiner glücklichen Hand, auch im Dom zu Magdeburg und an vielen andern Orten hat er Früchte seines Könnens und seines strengen Formensinns niedergelegt. Charakteristisch für seine Eigenart ist das im Rathaus zu Freiburg sich befindende Fenster „Die Bürger von Freiburg vollenden um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts ihre unter Graf Konrad von Zähringen begonnene Pfarrkirche Zu unsrer lieben Frauen" (Abb. S. 422 u. 423). Hier hat Geyges alles, was ihm Vergangenheit und Gegenwart gegeben haben, in einem köstlichen Werk offenbart. Die Steinquadern, die leider das Bild zerschneiden und auch einige Figuren zerteilen, rahmen sehr fein die Hauptgruppen ein. In diesem Glasgemälde tritt auch zu Tage, wie innerlich Geyges die Leistungsfähigkeit seines Materials kennt und ausnutzt. Breite, dekorative Flächen, klare Umrisse, tiefe Glut der Farbe, das sind die ihm eignen Mittel. Er ist einer der ersten Glasmaler. Und zwar nur Glasmaler. Hier und da wird er fast zu sehr Maler. Er verschmäht alle modischen Werkstoffe. Sein Material ist das Antikglas, das 1855 in England zuerst nach alten Mustern hergestellt wurde und mit seinem feinen innerlichen Gewebe eine satte Farbenpracht ermöglicht. Auf diesem Glas, das ihm die Grundfarben liefert, malt er mit Schwarzlot Schatten und Umrisse seiner Figuren und Formen.

Das ist ja überhaupt die Technik des Glasmalers: ein Glasmosaik zusammenzustellen, dessen Bleilinien die Hauptumrisse bilden, und dann mit Schwarzlot, bei Überfangglas auch mit Ätzen nachzuhelfen. Sehr wichtig ist die richtige Auswahl der Farben. Es sollte jeder Glasmaler bedenken, was der Mönch Theophil vor etwa achthundert Jahren dazu gesagt hat, als noch nicht die Technik mit ihrer heutigen Kompliziertheit zu schlechten Werken verführt hatte: er verlangte weißen Hintergrund, wo die Figuren blau, grün, rot oder purpurn gekleidet sind. Ist der Hintergrund farbig, so preist er Gewänder von leuchtendem Weiß; Gelb will er weniger zu Gewändern als zu Kronen und andern Gegenständen und Geräten von Gold gebraucht wissen. Zur Einfassung des ganzen Bilds empfiehlt er Blumen, Laub und Bänder, die aus schwarzem Grund herausradiert sind.



Schmuckfenster von Gebr. Liebert in Dresden.

Eine von dieser ganz verschiedene Glasmalerei ist die Opaleszentglasmalerei. Sie verschmäht fast ganz das Nachhelfen mit Schwarzlot und auch das Ätzen. Aus dem in Amerika erfundenen neuen Glase werden Gestalten und Gewänder sowie das umgebende Ornament geschnitten und zusammengesetzt. Die Anstalt der Gebrüder Liebert in Dresden hat mit solchen Glasgemälden zum erstenmal auch Kirchenfenster ausgestattet. Bei der allzu körperlichen Farbenkraft des Opaleszentglases war zu befürchten, daß das Visionäre, das Kirchenfenstern eigen sein muß, zu Grunde gehn werde. Aber die Glasgemälde der Kreuzkirche in Dresden enthalten alle wünschenswerte religiöse Glut.

Das Opaleszentglas wird sonst nur zu profanen Zwecken verwendet. Es ist von einer unvergleichlichen Sattheit und Kraft der Farben und befördert durch sein Wesen geradezu das Flächenhaft-Dekorative. Daß sich auch Figürliches ausgezeichnet daraus schneiden läßt, beweist eine Tänzerin, die der Maler Unger (Dresden) entworfen hat, und die von den Gebrüdern Liebert ausgeführt worden ist. Gemalt ist an den Opaleszentfiguren fast gar nicht. Nur ganz weniges Schwarzlot half der Modellierung nach, die

in der von den Bleilinien begrenzten Bewegung und in der Form liegt. Einzelne lichtere Stellen wurden dünner geätzt, wo nicht das Glas schon dem Licht den nötigen Durchlaß gab. Diese Tänzerin schwingt einen Schleier von auserlesenen Farben um sich. Und so beweist dies Stück eigentlich, daß es unrecht ist, alle die Mittel, die die moderne Technik bietet, nicht ausnutzen zu wollen. Es muß alles nur an der richtigen Stelle von den richtigen Individualitäten angewendet werden, und es ist seiner Wirkung sicher.

Welche ausgezeichneten Wirkungen da zu erzielen sind, wo es nur auf rein dekorative Zwecke ankommt, hat auch der in seiner Heimat mit Recht sehr geschätzte Münchner Glasmaler Karl Ule bewiesen. Eins seiner schönsten Erzeugnisse ist ein Schwan in einer modernen Landschaft. Mit feinem Verständnis ist der weiße Flügel aus dem opaleszierenden Glase herausgeschnitten. Dies Fenster steht auf der Grenze zwischen Glasmalerei und Kunstverglasung. So lange man unter Glasmalerei die Malerei mit Glas versteht, wird man auch Fenster aus Opaleszentglas zur Glasmalerei rechnen müssen, wenn sie die Qualität des Unger- und des Uleschen Fensters haben.

Zur eigentlichen Kunstverglasung aber gehört ein mehr ornamentales Fenster der Gebrüder Liebert, das vor einer Abendlandschaft Lilien zeigt. Es stellt so recht die Eigenart der Opaleszentfenster dar, ist aber leider in der halb naturalistischen Manier des vergangenen Jahrzehnts gehalten — zum mindesten in den Blumen.

Den eigentlichen Stil des Opaleszentglases hat Van de Velde mit seinen jedes Pflanzen- und Naturornament verschmähenden Linien gefunden. Er weiß ganz treffliche Fensterfüllungen zu schaffen, deren ruhige Umrisse dem unruhigen, oft fast schreienden Farbenton des Opaleszentglases ein passendes und geeignetes Gefäß sind. Hier ist er entschieden glücklicher als in manchen seiner Möbel, die nicht ganz sein barockes, derbes Wesen verleugnen.

Überdies: Van de Velde ist nicht der einzige, der Gutes und Mustergültiges geschaffen hat. Er gehört eben zur Entwicklung. Er ist, ebenso wie Lechter und Geyges, wie Jaeckel und andere, eine Erscheinung seiner Zeit, eine Kristallisation vieler Kulturen und vieler Einflüsse. Wie so viele, die heute Bedeutung gewonnen haben, und die das Wesen unsrer Tage darstellen, ist er auch zu erklären aus dem Gegensatz, in den er sich, ähnlich wie Lechter, ähnlich wie Geyges, zu dem stellte, was die andern gaben. Jeder wirkte eben mit den Mitteln, die seiner Persönlichkeit entsprachen. Und so ist auch in der Glasmalerei ein reiches Leben zu konstatieren wie in vielen andern Kunstübungen. Gerade diese Vielpersönlichkeit ist so zukunftsreich; sie gibt die Gewähr, daß die Erstarrung in einer Allerweltsschablone vermieden wird.

Daß die Entwicklung rüstig vorwärts schreitet, dokumentieren selbst die einfacheren Kunstverglasungen. Während der Maler Proch in



Schmuckfenster. Entwurf vom Maler Proch, z. Z. Worpswede; Ausführung von Gebrüder Liebert in Dresden.

Worpswede in seinem kleinen Schmuckfenster, das ein wenig von der Art Heinrich Vogelers beeinflußt ist, noch eine etwas lose Linie übt, bringt Hugo Jaeckel in seinem Fenster

zur Villa Quisisana in Swinemünde schon die straffere, neure Linie. Proch hat aber dem Charakter der Worpsweder Landschaft ein hübsches Motiv abgelauscht: das Streuen der goldenen Herbstblätter auf den Rasen, das so märchenhaft und golden nur im Moor mit seinen geheimnisvollen Farben zu finden ist. Jaeckel, der Techniker, hat dafür aus dem Material ein Neues geschaffen: die durchaus moderne Verwendung der altertümlichen Butzen, der runden Glaskuchen, die er wie Früchte aus Blättern aufblühen läßt. Ebenso verarbeitete er farbloses Antikglas, in das er eine feine Bleizeichnung hineinfügte, zu ganz mustergültigen Fenstern, die besonders da angebracht sind, wo viel Licht notwendig ist. Aber diese modernsten Arbeiten aus Antikglas, das nur einen leichten Ton von grünlich-gelbem Schimmer hat, lassen das eindringende Licht auch an trüben Tagen flimmern und weben. Jaeckel kam zu gleicher Zeit auf diese intime Wirkung wie mehrere Engländer. Und gerade diese gleichzeitige Erfindung, diese ganz unabhängig voneinander geübte neuartige Ausnutzung des Materials ist der beste Beweis von dem Zusammenhang der Dinge und der Entwicklung, ist aber auch der Beweis, daß wir uns einer Zeit nähern, in der das nur Persönliche wieder in ein Allgemeines hinüberfließt, in der die Beziehungen zueinander wiederhergestellt werden und jeder seine Sonderstellung aufgibt, soweit er sie seiner Individualität nach überhaupt aufgeben kann.

Ein restloses Aufgeben aber würde Eintönigkeit und Verarmung bedeuten. Vielmehr haben wir allen Grund, jede Individualität zu pflegen und uns ihrer zu erfreuen, jeder Individualität zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das Leben muß mannigfaltig sein, soll es schön und voll Fülle, soll es lebenswert sein. Und die Kunst und das Kunstgewerbe sollen dem Leben gleichen.



Schmuckfenster von K. Ule in München.

Vulkanismus

Ein Problem der Erdgeschichte

Von

Julius Reiner

Während der Forscher mit Problemen sich abmüht, ohne Rücksicht darauf, ob sie aktuell sind oder nicht, bedarf es erst eines äußern Anstoßes, um das große Publikum für derartige rein wissenschaftliche Fragen lebhafter zu interessieren. Für gewöhnlich haben sich die meisten Menschen gar nicht oder nur sehr wenig um das Problem des Vulkanismus gekümmert; erst durch den gewaltigen Ausbruch des Mont Pelée auf der Insel Martinique wurden neuerdings auch die Laien zum Nachdenken über eine Naturerscheinung angeregt, die in wenigen Minuten mehr Verwüstung anzurichten im stande ist als ein großes Heer an einem Tage.

In der Wissenschaft hat man sich schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit der Frage nach dem Wesen des Vulkanismus beschäftigt, und gegenwärtig gehört dieses Problem der Geophysik zu den meist studierten. Aber so viele interessante Untersuchungen und Deutungen dieser Erscheinung man auch zu verzeichnen hat, noch immer ist es nicht gelungen, eine einwandfreie Lösung des Vulkanismus herbeizuführen, und nirgend vielleicht hat der Goethische Ausspruch: „Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem" mehr Gültigkeit als hier.

Das Problem ist hauptsächlich deshalb so kompliziert, weil hier sehr viele Fragen zusammenlaufen, die schon an sich große Schwierigkeiten bieten und die, je nach ihrer Beantwortung, eine verschiedene Lösung des Hauptproblems herbeiführen. In erster Reihe hängt der Vulkanismus mit dem Urzustande der Erde zusammen: je nachdem man sich diesen Urzustand denkt, muß auch die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Vulkanismus sich modifizieren. Aber auch bei einer *einzigen* Theorie von dem Urzustande der Erde sind die Erklärungsversuche des Vulkanismus noch verschiedenen Möglichkeiten unterworfen.

Nehmen wir mit Kant-Laplace an, daß die Erde sich ursprünglich im feurig-flüssigen Zustande befand und daß erst allmählich eine feste Erdrinde durch die Erstarrung der Oberfläche sich gebildet hat, so entsteht zunächst die Frage nach dem Grade der Erstarrung, in welchem sich der Erdkörper gegenwärtig befindet. Diese Frage ist bis jetzt nicht endgültig beantwortet worden, und es ist fraglich, ob das überhaupt je gelingen wird. Also schon hier eine unüberwindbare Schwierigkeit, die höchstens durch sehr problematische Annahmen überwunden werden kann, um ein weiteres Forschen zu ermöglichen. Das Innere unsrer Erde ist der direkten Beobachtung verschlossen. Von den 6370 Kilometern zwischen der Oberfläche und dem Mittelpunkt sind nur zwei Kilometer in Bezug auf ihre Wärmeverhältnisse erforscht, darüber hinaus sind nur Hypothesen möglich.

Je tiefer man in die Erde eindringt, desto größer wird die Wärmezunahme. Das Maß dieser Wärmezunahme ist kein einheitliches. Die gleichmäßigsten und sichersten Werte liefern die Bohrungen in neutralem Untergrund und die Tunnels durch das Urgestein, weil dort chemische Einflüsse ausgeschlossen sind. Einige Beispiele mögen das veranschaulichen. In der Sperenberger Bohrung (bei Kummersdorf, südlich von Berlin) ergaben sich folgende Temperaturen: in einer Tiefe

von 223 Meter 21,6 Grad C., von 350 Meter 26,4, von 1080 Meter 46,5, von 1268 Meter 48,1 Grad C. Eine eingehende Untersuchung aller gemessenen Werte für die Temperaturzunahme mit der Tiefe führte dazu, im Durchschnitt 3 Grad C. auf je 100 Meter senkrechter Entfernung von der Oberfläche anzunehmen. Falls dieses Verhältnis gleichmäßig fortschritte, fänden wir bei 10 Kilometer eine Temperatur von 300 Grad C., und bei 40 Kilometer Tiefe müßte schon die Temperatur des schmelzenden Gußeisens herrschen (1200 Grad). Von der Temperatur des Erdinnern selbst könnten wir uns gar keine Vorstellung machen, wenn wir dasselbe Fortschreiten der Wärme auch über 40 Kilometer hinaus annehmen wollten.

Die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die glutflüssige Lava, welche mit Temperaturen von über 1500 Grad aus dem Innern der Erde hervorquillt, ist zu allen Zeiten als ein Zeichen hoher Temperatur des Erdinnern aufgefaßt worden, obwohl es auch nicht ausgeschlossen ist, daß diese hohe Temperatur der Lava auf chemische Prozesse zurückgeführt werden kann. Es entsteht nun die Frage, wo der eigentliche Sitz der vulkanischen Kräfte zu suchen ist. Stammen die ausgeworfenen Laven aus einer geringen Tiefe von 50 Kilometer oder aus dem Erdinnern, aus einer Tiefe von 1000, 2000 oder 5000 Kilometer? Die Beantwortung dieser Frage hängt davon ab, inwieweit unsre Erde bereits abgekühlt ist. Aber auch das läßt sich nicht bestimmt sagen, und eben deshalb ist die Frage nach dem Sitz der vulkanischen Kräfte nicht so leicht zu beantworten, obwohl sich auf dem Wege der Analogien und Hypothesen manche Scheinbeweise erbringen lassen, daß der Sitz der gegenwärtigen vulkanischen Kraft zwischen einer Tiefe von 50 und 100 Kilometer zu suchen sei.

Dazu stellt sich noch eine andre Schwierigkeit in den Weg. Sind die vulkanischen Kräfte ausschließlich auf den feurig-flüssigen Urzustand der Erde zurückzuführen oder auf andre physikalische und chemische Erscheinungen? Falls die jeweiligen Vulkaneruptionen nur Äußerungen einer fortschreitenden Abkühlung unsrer Erde sind, so könnte man annehmen, daß der Vulkanismus im Abnehmen begriffen sei, die endgültige Abkühlung der Erde bis in die Mitte wäre demnach der Moment, wo jede Eruption aufhören müßte. Ganz anders würde sich dagegen die Sache gestalten, wenn die vulkanischen Kräfte mit der Abkühlung der Erde und ihrem ursprünglich feurig-flüssigen Zustande nichts zu tun hätten, wenn z. B. rein physikalische und chemische Ursachen beim Schmelzen des Gesteins und beim Auswerfen der Lava tätig wären. Es ist ja gar nicht undenkbar, daß durch Gase und Reibungen im Erdinnern Temperaturen erzeugt werden, die das härteste Gestein schmelzen und durch die große Spannung ein Hervortreten der flüssigen Lava herbeiführen.

Von diesen zwei Möglichkeiten hängt die Beantwortung der äußerst wichtigen Frage ab, ob der Vulkanismus zum ewigen Bestand unsrer Erde gehört, oder ob er dereinst gänzlich verschwinden wird. Eine endgültige und exakt wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage ist bis jetzt keinem Forscher gelungen; was wir darüber auszusagen in der Lage sind, kann höchstens als eine mehr oder weniger gut begründete Hypothese gelten.

Einer der bedeutendsten Vulkanologen der Gegenwart, Alfons Stübel, meint: „Die Eigenartigkeit des Vulkanismus der Gegenwart besteht darin, daß er nicht mehr aus der Tätigkeit eines allgewaltigen Zentralherds erklärt werden kann, sondern auf das Vorhandensein vieler Einzelherde und zwar solcher zurückgeführt werden muß, deren nur geringe Eruptionsfähigkeit die eines allgewaltigen Zentralherds — obgleich die Einzelherde doch erst aus ihm hervorgegangen sind — zeitlich überdauern konnte."

Nehmen wir an, daß die Vulkanherde der jetzt noch tätigen Vulkane in einer nicht besonders großen Entfernung von der Erdoberfläche sich befinden. Was zwingt nun aber diese Vulkanherde, ihr glutflüssiges Material von Zeit zu Zeit an die Oberfläche der Erde zu pressen, wodurch eben die Eruptionen herbeigeführt werden?

Durch die verschiedenen Spalten dringt das Wasser in die Tiefen der Erde ein, es gelangt auch in die Vulkanherde und bewirkt hier durch die Berührung mit dem glutflüssigen Magma eine starke Wasserdampfentwicklung, wodurch der im Vulkanherde schon herrschende Druck noch gesteigert wird.

Die Spannkraft dieser Wasserdämpfe hat einen großen Anteil am Auftrieb der Lavamassen und ermöglicht ihnen, in sehr beträchtliche Höhen aufzusteigen. Der 4268 Meter hohe Vulkan del Fuego in Guatemala hat oft bedeutende Lavamengen aus seinem Gipfelkrater ergossen; man hat auch oft beobachtet, daß bei der Eruption der Lava große Wasserdämpfe dem Krater entstiegen. Zur Bekräftigung dieser Ansicht, daß nämlich der Tätigkeit des eindringenden Wassers bei der Eruption eine große Rolle zufällt, kann man noch darauf verweisen, daß die meisten tätigen Vulkane in der Nähe des Meers sich befinden oder sogar mitten im Meer auf Inseln liegen, wo der Zutritt des Wassers noch erleichtert wird.

Aber es ist nicht die Spannkraft der dem Erdinnern entweichenden Gase und Wasserdämpfe allein, wodurch das Aufsteigen der Lava bewirkt wird. Es kommen noch andre Umstände dabei in Betracht. Nach der Kant-Laplaceschen Theorie ist die Erdkruste bestrebt, sich dem stets mehr und mehr zur Verdichtung gelangenden Erdinnern anzupassen. Dabei runzelt und faltet sich die Erdoberfläche gleich einem Apfel, der eintrocknet. Durch dieses Zusammenschrumpfen entsteht im Innern ein Druck; dieser Druck, der sich auch auf die Vulkanherde erstreckt, bewirkt ein Hervortreten der Lava. Cordier hat berechnet, daß, wenn sich die Erdkruste nur um einen Millimeter zusammenzöge, dieser Umstand für sich schon genügen würde, fünfhundert Vulkane mit den nötigen Lavaströmen zu versehen, deren jeder den Inhalt eines Kubikkilometers hätte.

Es kann aber noch ein andrer Faktor bei dem Hervorpressen der Lava tätig sein.

Bei einer jeden Erkaltung der glutflüssigen Laven tritt an einem gewissen Zeitpunkt eine Volumenvergrößerung der Lava ein, und diese Volumenvergrößerung, die mit einer sich stetig steigernden Kraft verbunden sein kann, ist es, wodurch aus dem engen Vulkanherde die Massen an die Oberfläche gepreßt werden. Zu diesem Hervorpressen der glutflüssigen Lava trägt auch nicht wenig der große Gasgehalt der flüssigen Lava selbst bei. Die Gase besitzen eine große Expansionskraft, die durch die hohe Temperatur noch gesteigert wird. Der Vulkanherd erweist sich nun bei einer gewissen Phase der Erstarrung der Lava nicht mehr geräumig genug, um sie fassen zu können. Es entsteht ein gewaltiger Druck, der die Lava durch den Krater an die Oberfläche befördert.

Wenn man nun auch über das eigentliche Wesen des Vulkanismus noch nicht vollständig im klaren ist, so sind doch die Begleiterscheinungen ziemlich genau bekannt. Die meisten Vulkaneruptionen werden durch ein mehr oder weniger heftiges Erdbeben eingeleitet. Unterirdisches Rollen wird weit vernehmbar und ist in Vulkangegenden gewöhnlich das Vorspiel einer Eruption. Dieses unterirdische Rollen pflanzt sich viele Hunderte von Kilometern weit fort. Um eine deutliche Vorstellung von der Ausdehnung zu geben, innerhalb deren dieses Donnern beim Ausbruch der Vulkane auf Krakatau (27. August 1883) gehört wurde, bedient sich van Sandick folgenden Vergleichs: Man nehme an, daß im Haag Geschütze abgeschossen werden, welche dieselbe Kraft entwickeln können wie der Vulkan Krakatau, dann würden diese Schüsse gehört werden in Grönland, Island, Spitzbergen, Lappland, Finnland, St. Petersburg, Odessa, Alexandria, Jerusalem und in ganz Afrika nördlich vom Wendekreis des Krebses.

Explosionen gasförmiger Massen, deren jede eine laute Detonation hervorbringt, folgen einander; gleichzeitig steigen Wolken heißen Wasserdampfs in die Höhe. Es bildet sich eine bis viele Tausende Meter hohe Säule, welche auf dem Kraterrande steht und, aus der Ferne gesehen, aus einer Masse kugelförmiger Wolken von äußerster Weiße zu bestehen scheint, die ungeheuren Baumwollballen gleichen, welche im Aufsteigen übereinander rollen. In bestimmter Höhe breitet sich diese Säule horizontal aus und wird zum Spielball der Winde, die sie weit hinwegtreiben. Inmitten dieser Säule bildet sich ein schwarzer Strahl aus Schlacken, Asche und Bomben, die aus dem Krater mit hinausgeschleudert werden. Grelle Blitze erleuchten die inzwischen durch die Aschwolken gebildete Dunkelheit, die oft über weite Strecken sich verbreitet. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen während der Vulkanausbrüche sind die glühenden Lavamassen, die in verschiedenen Mengen aus

dem Krater hinausgespien werden. Manchmal bildet sich aus diesen Laven ein förmlicher Fluß, der mit rasender Geschwindigkeit den Abhang des Bergs entlang rollt und alles vernichtet, was ihm im Wege steht. Bei ihrem Hervortreten besitzt die Lava eine sehr hohe Temperatur, an der Oberfläche erkalten die Laven sehr schnell, aber als schlechte Leiter pflegen sie noch monatelang im Innern ziemlich warm zu sein. Die Lavamengen, die ein Vulkan bei seiner Eruption zu Tage fördert, sind ganz verschieden. Der Skaptar-Jökull auf Island ergoß im Jahre 1785 drei gewaltige Ströme über diese Insel, welche große feurige Seen von 20 bis 24 Kilometer Durchmesser und 30 Meter Tiefe bildeten. Der größte dieser Ströme erreichte 31 Kilometer Länge! Auf der Insel Bourbon im Indischen Ozean sind Lavaströme vorhanden — aus den Jahren 1776 und 1787 —, deren Volumen ungefähr 150000000 Kubikmeter betragen.

Nachdem der Lavastrom sich ergossen, pflegt der Vulkan in seiner Tätigkeit sich zu beruhigen, um manchmal nach einigen Tagen aufs neue wieder in den Zustand der Eruption zu treten. Zuweilen aber treten längere Ruhepausen ein, die auch jahre- und jahrhundertelang dauern können. Man unterscheidet demnach tätige und erloschene Vulkane. Der Ätna macht gewöhnlich Pausen von zehn bis fünfzehn Jahren, während sich der benachbarte Stromboli keine Ruhe gönnt. Ganz anders verhält sich dagegen der Vesuv. Bis zu dem furchtbaren Ausbruch von 79 n. Chr. für erloschen gehalten, blieb er nach dieser Eruption tätig, aber mit großen Ruhepausen. Vor 1631, der zweiten großen Eruption, war er fast 300 Jahre ruhig; seit dieser Zeit macht er nur drei- bis fünfjährige Pausen. Es werden jetzt 762 Vulkane gezählt, von denen 270 noch tätig sind, während die andern in geschichtlicher Zeit ruhen und als erloschen gelten.

Auch die Dimensionen der Vulkane sind sehr verschieden. Die Höhe der tätigen Vulkane wechselt schon deshalb, weil bei heftigen Ausbrüchen die Gipfel ganz zerstört werden, wie das z. B. zuletzt beim Mont Pelée der Fall war. Zu den höchsten Vulkanen der Erde gehören der Cotopaxi mit 5993, der Chimborazzo mit 6310 und der Sahama mit 7015 Meter, alle drei in den Anden von Südamerika gelegen. Als die kleinsten tätigen Vulkane dürfen wohl der Kosima in Japan mit 225 und der Mandana auf den Santa-Cruz-Inseln mit 65 Meter Höhe angesehen werden. Zuweilen befinden sich bei einem Hauptvulkan mehrere kleinere Vulkane und bilden eine Vulkanreihe; in Chile giebt es eine solche von 33, in Kamtschatka eine, die aus 38 kleinen Vulkanen besteht. Ebenso wie die Größe der Vulkane variiert auch der Umfang der Krater. Der Vesuvkrater mißt 620, der des Stromboli 670 und der des Kilauea auf Hawaii 4900 Meter im Durchmesser.

Die meisten Vulkane haben die Gestalt eines Kegels, an dessen Spitze der Krater sich befindet. Ab und zu bilden sich auch an den Seiten des Vulkans Öffnungen, die als Nebenkrater bezeichnet werden, und die statt des Hauptkraters zum Abfließen der Lava dienen. Der Ätna liefert ein Beispiel von einer derartigen Verlegung des Haupteruptivkraters. Wenn der Hauptkrater eines Vulkans auf diese Weise verlassen wird und seine Eruption an andern Stellen, zuweilen auch ganz unten am Abhange, stattfindet, so bleibt der ursprüngliche Krater oft noch lange Zeit im Zustande einer Solfatara vermöge des fortgesetzten Entweichens der Dämpfe aus der heißen Lava, welche sich noch in der Esse des Bergs befindet. Diese Solfataratätigkeit kann jahrhundertelang dauern. Der kleine Krater des Piks von Teneriffa befindet sich noch jetzt in diesem Zustande. Als die letzte Äußerung vulkanischer Tätigkeit kann man die Mofetten ansehen, Ausströmungen von Kohlensäuregas, im Gemenge mit wechselnden Quantitäten von Sauerstoff und von Stickstoff, hier und da von Wasserdampf begleitet. Selbst in solchen Gegenden, wo die Vulkane schon längst nicht mehr in Tätigkeit waren, machen sich diese Mofetten bemerkbar, so z. B. in der vulkanischen Eifel und in der Auvergne.

Neben den Landvulkanen gibt es auch submarine Vulkane auf dem Meeresgrunde. Ihre Eruptionen sind gewöhnlich mit Inselbildungen verbunden, die aber meistens keinen dauernden Bestand haben, da sie leicht von den Meereswogen zerstört werden. Zu den bekanntesten derartigen Erscheinungen gehört

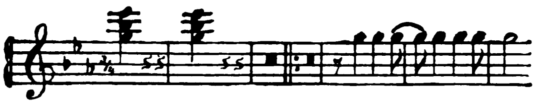
das plötzliche Auftauchen der Insel Ferdinandea im Mittelmeer im Jahre 1831. Schon gegen Ende Juni 1831 waren die Einwohner der sizilianischen Stadt Sciacca durch Erdstöße beunruhigt worden; vom 28. Juni bis zum 2. Juli erfolgten heftige Erdbeben. Am 8. Juli bemerkte eine Barke in der Nähe der Insel eine Wassersäule, die etwa zehn Minuten aus dem Meere aufsprudelte, um dann wieder zu verschwinden. Bis zum 12. Juli konnte man an dieser Stelle Rauchwolken sich entwickeln sehen, am 13. bemerkte man schon Feuersäulen, die von einem submarinen Schlot aufstiegen. Die Rauch- und Feuersäule war bis zu einer Höhe von 500 Meter gestiegen, als am 18. Juli an derselben Stelle eine Insel erschien, welche am 23. vom Geologen Hoffmann besucht wurde. Sie ragte 20 Meter über Wasser empor und hatte einen Umfang von 250 Meter, obwohl früher an derselben Stelle die Lotungen eine Tiefe von 200 Meter aufgewiesen hatten. Die vulkanische Tätigkeit, der die neuentstandene Insel ihre Existenz zu verdanken hatte, dauerte noch im August, zu welcher Zeit die Insel einen Umfang von 4800 Meter und eine Höhe von 72 Meter erreicht hatte. Bald nach dem Auftauchen der Insel hatten die Engländer von ihr Besitz ergriffen und sie Graham getauft. Die Sizilianer aber beanspruchten dieses neu entstandene Eiland für sich und nannten es nach dem damaligen Herrscher ihres Königreichs Ferdinandea. Bevor jedoch der Streit über den Besitz des neuen Eilands noch geschlichtet war, verschwand dieses ebenso schnell, wie es entstanden war. Schon am 28. Dezember 1831 war keine Spur mehr von der Insel übriggeblieben, die Meereswogen rauschten wieder über sie hinweg. Doch 32 Jahre später, 1863, begann an derselben Stelle der alte submarine Vulkan abermals seine Tätigkeit und brachte von neuem eine Insel zu stande, die dann zwar ebenso schnell verschwand. Zuletzt war dieser submarine Vulkan im Oktober 1891 tätig; er warf damals eine große Anzahl von schwarzen Blöcken aus, die bis zu eineinhalb Meter Durchmesser hatten, und die, zum größten Teil hohl, schon bei ihrem Auftauchen explodierten.

Zum Schluß drängt sich uns noch die Frage auf, ob auch wir in Europa derartige vulkanische Eruptionen zu befürchten haben, wie sie zuletzt auf den kleinen Antillen vorgekommen sind. Wenn man auch diese Frage nicht exakt mit einem Ja oder Nein beantworten kann, so läßt sich doch die Vermutung nicht abweisen, daß von den in Europa noch tätigen Vulkanen (Vesuv in Italien, Ätna auf Sizilien, Stromboli und Volcano auf den Liparen, der submarine Vulkan von Ferdinandea südlich von Sizilien und Santorin an der griechischen Küste) den Anwohnern eine ähnliche Katastrophe drohen kann wie den Bewohnern der Insel Martinique. Auch wissen wir, daß Europa in vorgeschichtlicher Zeit der Schauplatz großer Vulkankatastrophen war, wovon noch heute die zahlreichen erloschenen Vulkane Zeugnis ablegen. Von der Nähe Aachens bis zum Rhein erstreckt sich ein einziges vulkanisches Gebiet, in dem etwa dreißig Krater gezählt werden können. Den Zug der rheinischen Vulkane beschließt der Roderberg bei Bonn, aus schlackiger Lava aufgebaut, mit einem wohlerhaltenen Krater, und auf böhmischem Boden, bei Franzensbad, liegt ein kleiner Vulkan, der von Goethe beschriebene Kammerbühl, ein Schlackenkegel, dessen Kraterkanal mit erstarrter Lava erfüllt war und vor vierzig Jahren vom Geologen Graf Sternberg bloßgelegt wurde. Auch Frankreich und Italien haben mehrere erloschene Vulkane, und es ist anzunehmen, daß im Laufe der Zeit noch mehrere bekannt werden, da die vulkanologischen Untersuchungen noch nicht überall durchgeführt sind. Jedenfalls darf man sagen, daß die wissenschaftlichen Forschungen über den Vulkanismus unsrer Erde infolge der Katastrophe auf Martinique wieder einen Antrieb erhalten haben, der nicht ohne fruchtbringende Folgen bleiben kann. Schon die nächsten Jahre dürften wenn nicht zu endgültigen und allseitig befriedigenden Lösungen, so doch zu neuen, mehr oder weniger kühnen, mehr oder weniger gut begründeten Hypothesen und Theorien führen.

Genius

Von

Marie Eugenie delle Grazie



Beethoven: „Eroica".

Und ich sah ihn stehn: bis an die Lenden
Blutend von den Steinen, die ein Heer
Frecher Buben warf mit schmutz'gen Händen
Nach dem Strahlenden und seiner Wehr.
Doch er griff nicht nach dem goldnen Bogen,
Und am Knauf des Schwerts lag träg' die Hand —
Starr, die mächt'gen Brauen hochgezogen,
Ging sein Blick wie in ein andres Land.
Und ich sah, wie sie um ihn sich drehten,
Wieherten und geiferten vor Hohn
Und mit ihrem armen Witz sich blähten:
„Steig vom Kreuze, bist du Gottes Sohn!"

Doch er stand, mit göttlich-nacktem Adel,
Trotzend ihrem Haß und ihrer Wut,
Ob von ihren Steinen, ihrem Tadel
Auch zur Erde niedertroff sein Blut.
Und nicht eine Wimper sah ich zucken:
Starr, dem eignen Schicksal abgekehrt,
Ließ er sich bedräuen und bespucken,
Ob die Hand auch lag am stärksten Schwert ...

Und ich sprach: „Du läßt die Pfeile liegen
In dem Köcher, den ein Gott dir gab —
Und das Schwert nicht aus der Scheide fliegen?
Brauch es oder leg die Waffen ab!

Und von deinen Lippen lös' das Schweigen —
Denn ich weiß es wohl: dir ward die Macht,
Stolz und siegerhaft hinwegzusteigen
Über diese geile Niedertracht!"

Plötzlich über seine stummen Züge
Ging ein wundersames Leuchten da,
Und er sprach: „Laß ihren Tag der Lüge
Und den Hunden, was den Hunden nah'!
Siehst du dort die Wetterwolken steigen
Und im Kampf mit ihnen Mond und Sonn'?
Durch der Menschheit atemloses Schweigen,
Hörst du des Gerichts Posaunenton?
In Jahrtausende hineinzuschauen,
Gab der Schöpfer meinem Aug' das Licht —
Mit ihm selbst an seinem Werk zu bauen,
Diese Waffen mir und diese Pflicht!
Werkzeug dunkler, eherner Gesetze,
Steh' im Ring des Seins ich, kampfbereit,
Und du wähnst, um mich die Hundehetze
Lockere das Schwert an meiner Seit'?
Schlagen mir auch ihre Steine Wunden,
Just so viele Rosen pflück' ich mir —
Hallt das Weltall wider von den Hunden
Oder von den Sonnen —? Sage mir!
Sieh, wenn ihre Tage hingesunken,
Liegen sie auf meinem Weg als Kot,
Und umflammt von eines Weltbrands Funken,
Schreit' ich über sie, ins — Morgenrot!"

Dramatische Rundschau

Prologe auf dem Theater — wie so vieles andre, was noch unsre Väter zum eisernen Bestande eines dramatischen Schauplatzes rechneten, sind auch sie jetzt unmodern geworden. Selbst wenn heute eine neue Bühne zur Kunststätte Thaliens eingeweiht wird, begnügt sich, wie wir das erst kürzlich in Berlin erlebt haben, der Herr Direktor damit — womöglich bei verdunkeltem Hause, gleichsam um alles Persönliche auszulöschen —, vor dem Vorhang ein paar knappe, fast militärisch kurze Worte zu sprechen: weshalb man da sei, was man wolle, was man hoffe oder wünsche. So stehe denn auch hier, wo sich vor den Lesern der „Monatshefte", um im Bilde des Theaters zu bleiben, gleichfalls der Vorhang vor einem neuen Schauplatz hebt, an Stelle jeder pathetischen Weiherede nur ein schlichtes, prosaisches Wort der Erklärung und Rechtfertigung. Die Überschrift sagt ja eigentlich schon deutlich genug, was wir auf diesem neu eröffneten Raume zu geben beabsichtigen: ein Gegenstück zu unsrer „Literarischen Rundschau", die sich bemüht, ein möglichst umfassendes und getreues Spiegelbild alles dessen zu sein, was unser geistiges Schrifttum, mit Ausschluß der rein fachwissenschaftlichen Literatur, an wertvolleren Erzeugnissen an die Öffentlichkeit bringt. Wiederholt ist uns dabei der Einwand oder die Frage entgegengehalten worden, warum wir unsre Berichte nicht auch auf die dramatische Dichtung ausdehnten. Unsre Antwort darauf lautete immer gleich: daß nach unsrer Meinung ein Drama im Buch, wie der Schmetterling in der Puppe, nur ein Halbleben führe, daß erst die Bühne es zum eigentlichen und vollen Leben erlösen könne. Doch war auf die Dauer der Verzicht, in den diese Logik auslief, nicht zu rechtfertigen. Drama und Bühne behaupten sich nun einmal als literarische Vormacht, deren Überlegenheit so leicht nicht zu brechen sein wird; wer nicht einseitig sein wollte, mußte eines Tags sein Objektiv auch auf die Erscheinungen des Theaters richten. Das geschieht hiermit: unsre „Dramatische Rundschau" will in kritischen Berichten von zwangloser Folge alles das zu würdigen suchen, was unter den dramatischen Bühnenwerken über das bloße theatralische Unterhaltungsbedürfnis hinaus die Bürgschaft einer gewissen literarischen Dauer in sich trägt oder Anspruch auf charakteristische Bedeutsamkeit erheben darf. Doch wollen wir uns hüten, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Mit andern Worten: über dem erfolgreichen Theaterstück werde hier auch der „Unaufgeführten" nicht vergessen, die, mit bewußter künstlerischer Absicht oder durch die Ungunst der Bühnenverhältnisse gezwungen, ihre dramatischen Dichtungen im Buche verschließen, ohne ihren beglückteren Brüdern im poetischen Wert ihrer Schöpfungen immer nachzustehn.

Und noch eins bedarf der ausdrücklichen Erwähnung: es ist selbstverständlich, daß sich diese Berichte, in einer Hand vereinigt, im wesentlichen an einen bestimmten Kern- und Knotenpunkt unsres deutschen Bühnenlebens anlehnen müssen. Wie die Verhältnisse einmal liegen, kann das kein andrer sein als die Reichshauptstadt Berlin, wo etwa zwölf große Bühnen nebeneinander dem dramatischen Schaffen der Gegenwart ihre Arme öffnen, wo jeder Erfolg das lauteste Echo und die weiteste Schallwirkung findet. Man braucht dieser Tatsache, wenn man sie historisch feststellt, noch nicht seinen Segen zu geben. Gerade jetzt wieder wird ja gegen die „literarische Vorherrschaft Berlins" von mehr als einer Seite Sturm gelaufen, und — was wichtiger ist — in andern Zentralen geistigen Lebens, wie Wien, München, Stuttgart, Frankfurt, Dresden, Breslau und Hamburg, regt sich neuerdings gerade in Theaterdingen ein Tätigkeitsdrang, der seine Ansprüche auf Unabhängigkeit von Berlin auch durch positive Leistungen zu bekräftigen weiß. Namentlich dem fröhlichen Wagemute Dresdens und Stuttgarts verdanken wir in den letzten Jahren ein paar dramatische Initiativen, die sich als belebend und fruchtbar für unser gesamtes deutsches Bühnenwesen erwiesen haben. Auch wir werden uns also in unsrer Rundschau keineswegs auf die dramatischen Darbietungen Berlins beschränken dürfen, ja sogar mit verschärfter Aufmerksamkeit auf das zu achten haben, was dem hastigen Getriebe der Millionenstadt etwa entgeht oder ihr durch feindliche Strömungen mit Absicht vorenthalten, wenn nicht gänzlich entzogen wird. Gleich für unsern ersten Bericht ergibt sich ein solcher Fall, da nicht Berlin, sondern Dresden es war, dessen Königl. Schauspielhaus Max **Halbes**

jüngstem, wenn nicht an sich, so doch seines Dichters wegen, bedeutsamem Drama zur ersten Aufführung verholfen hat. Doch wollen wir nun andrerseits auch die wichtigen Vorteile nicht in den Wind schlagen, die der verschärfte dramatische Wettbewerb dem hier stationierten Kritiker bietet. „Nur die Fülle führt zur Klarheit", heißt es schon in den Sprüchen des Confucius; nur bei der nötigen Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der kritischen Objekte kann der unbefangene Maßstab für die Kritik des einzelnen gewonnen werden. Eine Statistik hat festgestellt, daß etwa neunzig von hundert aller bloß über lokales Interesse hinausgehenden Bühnenwerke ihre erste Aufführung in Berlin erleben, und daß auch die übrigen, anderswo zuerst auftretenden Stücke, soweit sie eine gewisse literarische Bedeutung beanspruchen dürfen, zum größten Teil in wenigen Wochen oder Monaten ihren Weg nach Berlin finden, wo sie dann — bedauerlich, aber wahr! — oft erst geradezu neu entdeckt oder doch mit dem gültigen Freibrief für ihre weitere Wanderschaft ausgerüstet werden. Fälle wie die, daß der zweite Teil von Björnsons Drama „Über unsre Kraft" von Stuttgart aus, daß ein so starkes dramatisches Talent, wie Karl Schönherr mit seiner Anzengrubers Erbschaft fortführenden Tiroler Bauerntragödie „Sonnwendtag", erst nach längerer Pause nach Berlin vordringt, gehören denn doch zu den Seltenheiten. Wir wollen also die Gunst des Ortes nutzen, ohne uns von ihm in Bann schlagen zu lassen. —

Den Propheten zu spielen, ist nirgend mißlicher als beim Theater, dieser unberechenbarsten aller launischen Töchter der Musen. Zumal in einer Monatsschrift, die nicht wie ein Zeitungsblatt von heute auf morgen vom Wind verweht wird, kann man sich damit recht unsanft in Dornen und Disteln betten, wenn es etwa wohlwollendem Übereifer einfallen sollte, nach Jahr und Tag die Weissagungen mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Trotzdem darf man heute wohl sagen: es weht etwas wie Morgenluft über unsre Bühnen. Die Stunde des krassen Naturalismus hat auch auf dem Theater geschlagen, eine neue geistig-idealistische Kunst ist im Anzuge. Nicht daß der Naturalismus deshalb umsonst dagewesen, nicht daß der Realismus deshalb abgetan wäre! Diese starke Bewegung der achtziger und neunziger Jahre kann für die Kunst nicht verloren gehn, ebensowenig wie in der Natur irgend eine Kraft verloren geht. Tau und Reif werden von der Sonne aufgesogen, aber zuvor haben sie die Pflanze genährt und den Boden getränkt. So werden auch die Säfte jener beherzten Wirklichkeitskunst, die ihre Wurzeln so tief und fest in die Erde schlug, um nur ja wahr und ehrlich zu bleiben, ob sie darüber auch den freien Blick in die Höhen der Weltanschauung einbüßte, in die dramatische Dichtung der Zukunft mit hinübergenommen werden, wie hoch diese auch über die engbefangene Diesseitigkeit jener Periode emporwachsen mag. Anzeichen für eine Versöhnung zwischen Realismus und Idealismus zu einer Kunst großen Stils waren an mehr als einer Stelle auch bei uns daheim schon zu beobachten, bevor der durchschlagende Erfolg, den ein Drama des Auslands auf deutschen Bühnen errang, gewissermaßen das bestätigende Siegel unter den Vertrag setzte.

Wir Deutsche scheinen nun einmal dazu verdammt zu sein, uns alle entscheidenden Wendungen und Wandlungen in der Kunst erst von außen her inaugurieren oder weihen zu lassen. Wie Zola, Tolstoj und Ibsen uns den Weg zum Realismus gebahnt haben, so, scheint es, wird der Vlame **Maurice Maeterlinck** nun den entscheidenden Anstoß zur Kristallisation von Substanzen geben, die doch deshalb nicht weniger uns selbst zu eigen gehören. Die Leser kennen den geistigen Entwicklungsgang des belgischen Dichters aus der Studie, die die „Monatshefte" vor einiger Zeit über ihn veröffentlicht haben (von Gust. Zieler; Augustheft 1902). Sie wissen daraus, wie der Pfad Maeterlincks sich zu dem unsern in entgegengesetzter Richtung bewegte, wie er vom Transcendenten ausging, um sich allmählich zur lebenbejahenden Diesseitigkeit durchzuringen. In der „**Monna Vanna**", seiner jüngsten Dichtung, ist diese Wandlung vollzogen: aus dem ganz in duftigen Träumen und verklärten Stimmungen lebenden Symbolisten ist ein wirkungssicherer Dramatiker geworden, der dem Theater gibt, was des Theaters ist, ohne deshalb seiner mystischen Grundrichtung untreu zu werden. So haben sich beide, von entgegengesetzten Polen ausgehenden Wege, der seine und der unsrige, getroffen; es ist Hoffnung vorhanden, daß sie eine Weile nebeneinander laufen, vielleicht beide, sich vereinend, zu einem Ziele führen werden, zu einer realistisch-idealistischen Kunst, dem Drama der Zukunft.

Das Verdienst, Maeterlincks Drama nach der Pariser Uraufführung in Deutschland zuerst bekannt gemacht zu haben, gebührt dem Breslauer Lobetheater und dem Münchner Schauspielhause, die es beide am gleichen Abend zum erstenmal aufführten. Wenige Tage darauf folgte ihrem Beispiel das „Deutsche Theater" in Berlin, und wenn die Aufführung dieser Musterbühne des Realismus bei diesem ersten größeren Versuch, aus seinen Umschlingungen den Weg zu einem höheren Stil zu finden, auch keineswegs vollendet, sondern mit Sommerstorff und Teresina Geßner auf der einen, mit Bassermann und Reinhardt auf der andern Seite sogar teilweise recht disharmonisch war, so ist doch nicht zu verkennen, daß erst von diesem Abend an der Erfolg und die dauernde Wirkung des Dramas besiegelt war.

Maeterlinck versetzt uns in die Zeit der Renaissance, ans Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Das republikanische Pisa, von florentinischen Truppen belagert, ist, am Rande seiner Kraft und seiner Mittel, wehrlos dem erbarmungslosen Hasse seiner Feinde ausgeliefert. An der Spitze seiner Belagerer steht der Söldnerführer Prinzivalli, den das Gerücht als einen gewalttätigen Barbaren verschreit, den andre aber als einen ritterlichen Mann und einen ehrlichen Gegner rühmen. So schwanken die Meinungen über den Gefürchteten bei den Belagerten noch hin und her, als Marco

Colonna, des Kommandanten greiser Vater, der als Unterhändler in das feindliche Lager gegangen, heimkehrt und Botschaft bringt. Prinzivalli hat den Abgesandten der ihm wehrlos preisgegebenen Stadt mit aller Ehrfurcht empfangen, wie einst Achill den Priamus, ja er hat sich gelehrt und wissensdurstig mit Marco über die drei platonischen Dialoge unterhalten, die dieser entdeckt und übersetzt hat. Der schönheitstrunkene, in den wiedererwachten Wundern des Altertums schwelgende Stoiker der Renaissance ist so berauscht von seiner überraschenden Erfahrung, daß ihn sein Sohn Guido erst in die grausame Wirklichkeit und zu dem eigentlichen Zweck seiner Gesandtschaft zurückrufen muß. Ja, er bringt eine Botschaft, die gut und böse, mild und toll zugleich ist. Sie rettet dreißigtausend Menschenleben, um eins zu betrüben; aber diesem einen bietet sie Gelegenheit, sich mit reinstem Ruhm zu bedecken. Prinzivalli verspricht, der belagerten Stadt einen Zug von dreihundert Wagen mit Munition und Lebensmitteln zu senden, wenn Madonna Giovanna, die sie Monna Vanna nennen, die schöne Gemahlin Guidos, des Pisanischen Kommandanten, des Nachts zu ihm ins Lager kommt, allein, nur mit einem losen Mantel bekleidet. Der beleidigte Gemahl weist diese Forderung eines schnöden Barbarengelüstes entrüstet von sich, so sehr Marco mit seiner greisen, in neuen Erkenntnissen vom Wert des Menschenlebens gereiften Moral die Rechte der Allgemeinheit verteidigt. Aber Vanna selbst ist entschlossen, zu gehn. Guido rast, tobt, beschimpft sie — die Stadt vor dem Hungertode zu retten, geht sie. Im bloßen Mantel, von einem Streifschuß der nächtlichen Streifwachen getroffen, kommt sie in Prinzivallis Zelt. Der aber, dessen ganzes wildes Condottiereleben Sehnsucht nach dieser einen Stunde war, der seit jenem Tage, wo er als Knabe in den Gärten von Venedig mit dem schönen Patrizierkinde gespielt, das Glück ihrer Nähe erharrt hat, der nun im Angesicht des Todes — denn als Verräter weiß er, was ihn erwartet, wenn Florenz seiner habhaft wird —, auf dem schmalen Gipfel seines Lebens dies Glück in die Arme schließen könnte — er rührt die Geliebte nicht an. Vor der keuschen Holdseligkeit seines Jugendtraums, der nun leibhaftig vor ihm steht, fällt alle sinnliche Begierde von ihm; aus dem skrupellosen Eroberer wird ein schwärmerischer Troubadour. Mit so viel süß-weher Poesie der Dichter diese idyllische Scene umwoben, so tief und ernst er sie aus dem zwiespältigen Charakter des heimatlosen Bandenführers zu motivieren gesucht hat, so berauschend dies Hohelied auf sich selbst bezwingende Mannesliebe und ihrer selbst gewisse Frauentreue klingt — hier beginnt das Spiel, die gekünstelte Unnatur, und die am höchsten gehoben werden sollte, wird durch diese seelische Hingebung an einen Mann, der ihr Bild in Gedanken wenigstens so schmählich besudeln konnte, recht tief erniedrigt. Der Kompromiß zwischen wesenloser Phantastik und realistischer Menschenschilderung, sonst in diesem handlungsstarken Bühnenwerk vielfach wunderbar durchgeführt, hat hier eine empfindliche Lücke. Aus Menschen von Fleisch und Blut, die bei allen gern zugestandenen individuellen Widersprüchen doch die Wahrheitslinie innerer Konsequenz innehalten müßten, sind hier schwebende Schattengebilde einer wunderbar fein und zart schaffenden Phantasie geworden, die bei aller scheinbaren Einfalt ihrer Empfindungen doch mit den entscheidenden Gefühlen der Natur nur philosophisch tändelt ... Das Spiel von Frauenliebe und -list geht weiter. Prinzivalli, der sich mit einem Stirnkuß begnügt hat, folgt Vanna in die Stadt zu den Feinden, die ihm ja ihre Rettung verdanken, und bei denen er sich deshalb Schutz vor der Rache von Florenz erhoffen darf. Als Guido die beiden nahen sieht, jubelt er auf. Er glaubt eine andre Judith zu finden, die wohl das Opfer ihrer weiblichen Ehre gebracht, aber zugleich den Vergewaltiger in listige Bande geschlagen hat, um ihn der Rache ihres beleidigten Gemahls auszuliefern. Vanna klärt ihn auf: Prinzivalli habe sie nicht berührt; aber Guido glaubt ihr nicht. Vanna wiederholt: „Er hat mich nicht berührt!“ Er glaubt ihr nicht. Als ihm seine Frau die tiefste Wahrheit sagt, „die man nur einmal sagt, die entweder zum Leben oder zum Tode führt“, findet er nicht das Vertrauen zu ihr. „In der ersten und einzigen Stunde, wo er sie lieben konnte, wie sie geliebt sein will“, erkennt sie, daß ihm die Seelengröße der Liebe fehlt, die nicht fragt, daß kein inneres Band restlosen ehelichen Verstehens sie einte. Verworren und ratlos steht sie da. Alle ihre Gefühle für den Gemahl brechen zusammen. Und als Guido den Folterknechten winkt, Prinzivalli in den Kerker zu führen, hat ihr Herz entschieden. Sie greift zur täuschenden Lüge: ja, Prinzivalli habe sie schmählich besessen, sie habe ihn nur mit List hierher gelockt, um mit eigner Hand die Sühne der ihr angetanen Schmach an ihm zu vollziehen. In Wahrheit berührt sie jetzt zum erstenmal mit verstohlenem Kuß das Haupt des Geliebten; in Wahrheit wird sie nun aus freien Stücken ihm gehören und mit ihm entfliehen ... „Die Liebe, die nicht glaubte, als alles geglaubt sein mußte, kennt die Liebe nicht ... Es war ein böser Traum — der schöne fängt jetzt an.“

Auf den Höhepunkten der Handlung, in der nächtlichen Liebesscene des zweiten, in der großen Abrechnungsscene des dritten Akts, die auf der Bühne bei einigermaßen guter Darstellung immer ihrer starken Wirkung sicher sein werden, liegen für den nachprüfenden kritischen Blick zugleich auch die Schwächen des Dramas. So sehr den Zuschauer die starke dramatische Kraft, die lyrische Innigkeit, die stolze Schönheit und die weiche Zartheit der Gedanken wie der Sprache, einer eigentümlich bewegten, rhythmisch gesteigerten Prosa, die heimlichen Untertöne der Stimmung in Bann schlagen mögen, er wird sich bei ruhigem Nachdenken oder bei der Lektüre der deutschen Ausgabe (von Friedrich von Oppeln-Bronikowski; Leipzig, Eugen Diederichs) darüber nicht täuschen lassen, daß in dem Charakter dieses florentinischen Bandenführers psychologische Sprünge sind, die

alle Dialektik nicht verhüllen kann, daß sich eine so brutale Forderung, wie er sie stellt, nicht mit der zerschmelzenden Sinnigkeit, mit der knabenhaft reinen Empfindung verträgt, mit der Prinzivalli die Nacktheit der Geliebten umhüllt. Und auch in der Gestalt Vannas schlummern Widersprüche, die das Bild verzerren. Wie konnte sie im Handumdrehen, unter den ersten Liebesworten des rauhen Eroberers vergessen, welche Schmach er ihr mit seiner lüsternen Forderung angetan hat! Wie ist es denkbar, daß die Scham, die Entrüstung, die Wut darüber nicht wenigstens einmal noch wild emporlodert und mit der keimenden Liebe ringt, bis eine von beiden sich wehrlos ergibt! Denn freilich, motivieren hätte ein Dichter auch das können, diese tragische Wandlung aus Verachtung in Haß, wie er Hand in Hand damit, ein erhöhter Hebbel, zugleich auch die brutalen Herrengelüste in Prinzivallis dunkler Seele durch die langsam aufsteigenden Tränen des verschütteten besseren Selbst zur Siegergröße keuscher Reinheit hätte läutern können. Hier rächt sich Maeterlincks allzu lange und ausschließlich von erdferner Mystik und Traumphantasie genährte Entwicklung; ihm fehlt die herbe Kraft der Wahrheit, die unerbittliche Konsequenz der Natur. Wohl wirft er seine Anker aus, um mit der Erde, dem Nährboden aller echten menschlichen Leidenschaften und Konflikte, die Verbindung zu finden; aber nur erst ein verworrenes Echo ihrer Stimmen dringt zu ihm. Wird er die einmal angesponnenen Fäden dichter und enger knüpfen? Wird sich seine unter der fremden Berührung erschauernde Seele wieder zurückziehen in die dünne Sphäre der Romantik und Symbolistik? Uns Deutsche geht diese Frage nach der individuellen Weiterentwicklung des belgischen Dichterphilosophen erst in zweiter Linie an. Was uns näher liegt, ist die tröstliche Gewißheit, daß unsre heimischen Dramatiker aus ihrer realistischen Schulung in gewissem Sinne stärkere Bürgschaften für das sehnlich erwartete große Drama der Zukunft mitbringen, und die Hoffnung, daß sie sie nutzen werden.

Erleben wir bei Maeterlinck die Wandlung aus einem der übersinnlichen Welt zugewandten Symbolisten in einen bühnengerechten Gestalter menschlichen Seelenkampfs, so vollzieht sich bei einem andern Ausländer, der in jüngster Zeit auch in Deutschland viel von sich reden gemacht hat, vor unsern Augen die Entwicklung aus dem Novellisten in den Dramatiker. Der Russe **Maxim Gorki**, den Lesern aus einer Probe seiner Dichtungen und aus einer literarischen Skizze seines Lebens und Schaffens vertraut (Aprilheft 1902), war bis vor kurzem ausschließlich als Erzähler hervorgetreten, der mit stimmungstiefen, von außerordentlich feinfühliger Beobachtung zeugenden Bildern aus seinem eigensten Erfahrungsgebiet, dem Leben der heimatlosen Vagabunden, eine starke dichterische Begabung bewiesen hatte. Aber nichts deutete in all diesen scheinbar mit spielender Leichtigkeit ausgestreuten Gaben auf einen dramatischen Nerv. Um so überraschter war man, als nun, nicht allzu lange nach der russischen Uraufführung, zuerst in Breslau ein Drama, „**Die Kleinbürger**", von ihm über die Bühne ging, das er selbst freilich bescheidenerweise nur als „Scenen aus dem Hause Beßsiemenoff" bezeichnet hatte (deutsche Ausgabe von August Scholz; Berlin, Bruno Cassirer). Um solche lose aneinander gereihte Bilder aus dem beide Parteien aufreibenden Kampfe zwischen den Alten und den Jungen in dem russischen Kleinbürgerhause handelt es sich denn auch. Die Kinder, die etwas von dem freien Atem der großen Welt, von der Wonne der Individualität und den geistigen Aufgaben denkender Menschen gespürt haben, werden von dem zunftmäßigen, spießbürgerlichen Engsinn der ganz in den Vorurteilen ihrer kleinen Welt befangenen Eltern in ihrer keimenden Kraft gebrochen. Ein paar „Boßjaki" (Barfüßler), gestrandete Existenzen, wie sie Gorki in seinen Novellenbüchern so vielfach gezeichnet hat, geben den halb melancholisch düstern, halb sorglos lächelnden und tröstenden Chor dazu ab. Diesen Heimatlosen, die, aller Bürde der Kultur und menschlichen Eitelkeit ledig, ihre Sach' auf nichts gestellt haben, gehört des Dichters Herz. Ihnen leiht er die ganze Güte seiner schönen Menschlichkeit. Sie sind ihm die wahren Herren der Welt; ihnen liegen all ihre Schätze und Wunder zu Füßen. Teterew, der Kirchensänger, der einst im Reichtum schwelgte, ehe er zum Landstreicher wurde, stellt die eine Seite dieser „Freien" dar; Pertschichin, der alte Vogelsteller, die andre. Durch diese Gestalt allein erweisen sich die „Kleinbürger" als das Werk eines echten Poeten. Mit seiner kindlich naiven Freude am Dasein, mit seiner sorglos tirilierenden Lebenslust fühlt sich dieser Pertschichin als einen begnadeten Liebling der Mutter Natur. Was kann ihn grämen! Die Natur ist in ihm, und er ist in der Natur. Gorkis „Drama" würde sich über die niedrige Stubensphäre unsrer naturalistischen Milieustudien nicht erheben, wenn es, abgesehen von den doch nur spezifisch russischen Kulturperspektiven, diesen in höhere Welten des Geistes und der Phantasie hinausweisenden Sehnsuchts- und Weisheitszug der „Vagabunden" nicht hätte. Der ahnungsvolle Zusammenklang zwischen Menschenschicksal und Natur gibt ihm, wie Gogols „Toten Seelen", die leisen Ewigkeitstöne, die wie ferner Glockenklang die trostlosen und zum Teil quälenden Scenen durchweinen und durchjauchzen. Mit einer dichterischen Gefühlskraft, die ebenso einfach wie groß ist, hat Gorki dieses Konzert zwischen draußen und drinnen erklingen lassen. Es ist, als wenn Steppe und Heide, Strom und Birkenwald selbst eine Stimme erhalten hätten und mit ihrem alten Freunde Pertschichin ihre Lieder sängen. Aber auch für die bitter-stolze Philosophie des Enterbten, Resignierten und doch innerlich nach Freiheit Lechzenden findet Gorki, der „Bittere", erschütternde und hinreißende Töne. Die „Kleinbürger" sind ein Schrei, der aus ihrer, der aus des Dichters tiefster Seele bricht. Doch wollen wir uns bei aller Achtung vor dem Dichter Gorki nicht verhehlen, daß dies Beste an seinem Werk, diese elementar hervorbrechende Gefühlskraft im

Grunde weit mehr lyrisch als dramatisch ist. Sein „Schauspiel“ — wie die „Kleinbürger“ im „Lessing-theater“ für die Berliner Erstaufführung getauft wurden — hat weder eine fortzeugende Handlung, noch eine einheitliche Entwicklung, noch tragisch bewegte Charaktere. Es fügt ohne strenge Wahl und ohne jedes technische Geschick Scene an Scene, ergeht sich in wenig fruchtbaren Wiederholungen und läßt sein Thema endlich im Sande verlaufen. Genug, das bezwingende Gefühl: das, was Gorki hier vorträgt, müsse im Drama und könne nur im Drama dargestellt werden, bleibt aus; ohne sonderliche Mühe würde man sich nach einiger Zeit vorstellen können, das alles in einem seiner an plastischen, empfindungsglühenden Gestalten so reichen Novellenbücher gelesen zu haben. Die Beweggründe, die den Epiker ins unsichere Neuland des Dramas getrieben haben mögen, kennen wir nicht; möglich, daß er sich versprach, von der Bühne herab hinfort noch wirksamer und nachhaltiger zu seinem Volke sprechen zu können. Sei dem, wie es wolle: vorläufig müssen wir den Dramatiker Gorki, wie eigentlich bisher alle seine russischen Kollegen auf der Bühne, preisgeben, freilich nur um desto entschlossener und freudiger unsern Schild über den Dichter Gorki zu erheben, der aus den brodelnden Nebeln seiner dramatischen Unzulänglichkeiten nur um so leuchtender hervortritt. Es ist merkwürdig, daß, wie die „Monna Vanna“, auch dieses Stück mit seinem tragischen Ringen zwischen rostenden Alten und unklar gärenden Jungen, zwischen flügelmattem Freiheits- und Selbständigkeitsdrang auf der einen und enggebundener Kleinseligkeit auf der andern Seite das Gedächtnis jenes Größern weckt, der in seinem „Meister Anton“ einen ähnlichen Generationenkonflikt gestaltet hat. Ein Zeugnis mehr, daß die von ihm vorgezeichnete Linie des psychologischen Dramas mit ihm nicht abgebrochen ist.

Es müßte auffallen, wenn in dem vieltönigen Orchester, das sich bei uns zu Anfang einer neuen Spielzeit immer am lautesten hören läßt, diesmal neben den Instrumenten des Ostens und Westens das des Nordens fehlen würde. Es machte sich denn auch bald, noch ehe Björnson seines zu dem neuen Drama gestimmt hatte, von einer andern Seite mit einer schrillen Dissonanz bemerkbar. Wer des Schweden August Strindberg ruh- und rastloses Schaffen in den letzten Jahren verfolgt hat, der mußte mit Erstaunen wahrnehmen, wie sich dieser eigensinnige Individualist allmählich immer mehr und mehr aus den Fesseln artistischer Atelierstudien und Konfessionen von rein persönlichem Wert zu allgemein wirksamen Werken durchrang, und wie sich ihm, gleichsam als Quittung darüber, auch in Deutschland Bühne nach Bühne erschloß. Sein Passionsspiel „Ostern“ gab man — um nur einige Beispiele zu nennen — im Münchner Schauspielhaus, seinen „Gläubiger“ in Frankfurt a. M., seinen „Gustav Wasa“ am Schweriner Hoftheater. In Berlin nimmt sich seiner in ganz besonders regem Eifer eine intime Bühne an, die noch vor Jahresfrist am trüben Strom der nun Gott sei Dank verflossenen Überbrettelei fischte, sich inzwischen aber, von wagemutigen jungen Schauspielern geleitet, zu einer ernsten, wenn auch in ihrer Publikumswirkung noch immer recht beschränkten literarischen Kunststätte emporgeschwungen hat. Nachdem dies „Kleine Theater“ unter den Linden im vergangenen Winter bereits einige kühne Einakter Strindbergs aufgeführt hatte, hat es jetzt die abendfüllende Tragikomödie „Rausch“ (deutsch von E. Schering; Dresden, E. Pierson) folgen lassen und sich damit einen dank den Leistungen Emanuel Reichers und Gertrud Eysoldts auch in darstellerischer Hinsicht starken Erfolg gesichert. Auch im „Rausch“ haben wir zunächst ein persönliches document humain vor uns, das uns unmittelbar in die Wirren und Kämpfe blicken läßt, unter denen sich dem ewigen Selbstbekehrer seine jüngste Metamorphose, die Wandlung aus Wunderglauben und Weltflucht in eine bedingte Lebensbejahung, vollzogen hat. Der Weg „Nach Damaskus“, den Strindberg in der Mitte der neunziger Jahre in dem so betitelten Doppeldrama antrat, endete „Vor höherer Instanz“, einem neuen Zwillingsdrama, das in der ersten Hälfte („Advent“) das sanfte Licht der Liebesreligion entzündete, um in der zweiten („Rausch“) zwischen Glauben und Leben durch den Kompromiß einer „Tragikomodie“ mit dem Lächeln des Skeptikers zu paktieren. Aber neben der starken persönlich-biographischen Bedeutung hat dies Drama doch auch allgemeinen dichterischen Wert. Der Sündenfall des Menschen, angestiftet durch das Weib, und die Vergeltung, die das Gewissen auch an der Gedankensünde vollzieht, bevor es den Entsühnten wieder an seinen menschlichen Platz zwischen Himmel und Erde stellt — das ist Idee und Thema des Stücks. Maurice, ein Pariser Schriftsteller, läßt sich auf dem nach langer Mühsal plötzlich erklommenen Gipfel des Erfolgs von einem sirenenhaften Weibe umgarnen, das sich wie ein seelensäugerischer Vampyr an ihn herandrängt. Im Rausch des Glücks wird er ihr Sklave. Nachdem er ihr die Geliebte geopfert, die mit ihm lange Jahre gedarbt und gebangt hat, fordert die unersättliche Astarte auch das Opfer seines Kinds. Seine Vaterzärtlichkeit sträubt sich gegen den bloßen Gedanken, aber schließlich im Taumel der Leidenschaft ruft auch er ihm den Fluch: „Wäre es ewig ungeboren geblieben! Wäre es mir aus dem Wege!“ Dem Wunsch folgt die Erfüllung auf dem Fuße: das Kind stirbt. An einer natürlichen Krankheit, wie sich bald herausstellt; an den Folgen der Gedankensünde, wie sich die beiden Unschuldig-Schuldigen vorwerfen, um sich von nun an mit gegenseitigen Anklagen grausam zu geißeln. Aber die furchtbaren Gewissensqualen läutern sie endlich auch. Das Weib stiehlt sich aus dem Garten des Lebens, um in ferner Einsamkeit zu büßen; der Mann will sich in den Frieden der Kirche flüchten, zumal da ihn der grausame Verdacht um die Früchte seines Erfolgs gebracht hat — als er erfährt, daß sich dem nun Rehabilitierten die Gunst und Achtung der Öffentlichkeit wieder zuneigt. Von den beiden Händen, die er dem Abbé schon entgegengestreckt hat, entzieht er ihm die eine wieder: „Heute abend

komme ich zu Ihnen in die Kirche, aber morgen gehe ich ins Theater zur Aufführung meines Stücks." So spiegelt sich der biblische Sündenfall in einer Tragikomödie des modernen, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden hin und her taumelnden Menschen ... Mystisch-psychologischer Tiefsinn und rohe Kriminaleffekte betten sich in diesem dualistischen, unheimlich zerrissenen und zerfetzten Werke eng zusammen. Haarscharfe Sophismen, tiefe Rätsel- und Löseworte, ins Innerste der Menschenseele bohrende Wahrheiten, grotesk erhabene Symbole, die sich in selbstzerfleischender Wut immer wieder um den einen Grund- und Eckstein Strindbergscher Konfessionen, um den ewig erneuten Zweikampf der Geschlechter, drehen — das alles wogt in schaurig wirrem Chaos diabolisch durcheinander. Das Ganze ist denn doch gar zu subjektiv, zu selbstherrisch und launisch, um aus der Sphäre des Persönlichen zu einer vollkommenen typischen Bedeutung gedeihen zu können. Kein reiner, freier und starker Mensch steht darüber, um die gesunden Kräfte aus dem Wirrwarr zu entbinden. Und das Ende ist keine natürliche, aus dem Charakter des Konflikts oder der Personen sich ergebende Lösung, sondern ein willkürlicher, aus einer vielfach zerbrochenen persönlichen Zufallsentwicklung abgestoßener Schluß, dessen künstliches Lächeln man ironisch, frivol oder skeptisch, nicht aber menschlich befreiend und versöhnend nennen darf. Für unser deutsches Gemüts- und Geistesleben seh' ich aus diesen Ekstasen und Paroxismen des schwedischen Dichters einstweilen keine gesunden Triebe wachsen.

An ernsteren Charakterdramen deutschen Ursprungs sind in der bisherigen Spielzeit nur zwei hervorgetreten: Josef Lauffs „Heerohme" und Max Halbes „Walpurgistag". Davon soll Halbes Komödie hier erst ausführlich besprochen werden, wenn an der bevorstehenden Berliner Aufführung oder an der Buchausgabe nachgeprüft werden kann, ob das Werk von der ziemlich wirkungslos verlaufenen Dresdner Uraufführung eine Appellation an ein andres kritisches Gericht verdient, während Lauffs „Heerohme" im Grunde schon der vorjährigen Saison angehört, da es bereits sechs Monate vor der Berliner Aufführung (im „Lessingtheater") über die Bretter des Wiesbadner Hoftheaters gegangen war. Nur mit ein paar Worten kann deshalb hier darauf eingegangen werden. Bekanntlich ist Lauffs Drama aus seinem niederrheinischen Roman „Kärrekiek" (Köln, Alb. Ahn) geschnitten worden, einer Erzählung, die für ein Kunstwerk etwas allzu lose komponiert und mit gar zu breitem, redseligem Behagen hergeplaudert ist. Aber hold-humoristische Kindheits- und Jugenderinnerungen aus der Heimat des Dichters verleihen ihm einen eigentümlichen Hauch und Duft wehmütig verklärender Poesie; prächtige realistisch durchgeführte Sonderlingsgestalten geben der düstern tragischen Kernbehandlung ein genrehaft belebendes Relief. Diesen Kern der Geschichte hat Lauff nun herausgeschält, um das bürgerliche Drama vom „Heerohme" daraus zurechtzustutzen. Dabei ist ein gut gebautes, wirkungsstarkes Theaterstück zu stande gekommen, verloren gegangen aber ist auf diesem Leidenswege vom Buch zur Bühne die ursprünglich so zartgewobene Poesie in der „Passionsgeschichte" von Wilms Verhage, dem in jugendlichem Liebes- und Freiheitsdrang entlaufenen geistlichen Seminarzögling, und von Hanneke Mesdag, der traumumfangenen Mädchenblüte vom Niederrhein, die sich ihm in einer Sommernacht am schilfumrauschten Ravelin unter dem Rohrdrossellockruf „Kärrekiek" zu eigen gibt. Einer organisch gewachsenen Pflanze soll man nun mal das Herz nicht ausbrechen.

Ein neues Lustspiel versprach uns Ludwig Fulda zu geben. Leider aber hat er die literarischen Erwartungen, die wir auf Grund früherer nicht bloß formgewandter und gefälliger, nein zum Teil auch sinniger, geistreicher, humordurchleuchteter und phantasiegeschmückter Gaben in ihn setzen durften, diesmal arg enttäuscht. Sein „Kaltwasser" nimmt das Ziel für den Dichter des „Talisman" und des „Herostrat" denn doch gar zu niedrig, als daß eine ehrliche Kritik anders als mit Unbehagen davon sprechen könnte. Ein Don Juan von Kapellmeister, dem „die Weiber" die Nerven zerrüttet haben, flüchtet sich — so verläuft etwa die Handlung — vor den liebestollen Nachstellungen seiner letzten Liaison in eine Kaltwasserheilanstalt, die seine von ihm getrennte Frau bereits beherbergt, die bald darauf auch seine jüngste Liebhaberin aufnimmt. Das Liebesfieber verläßt ihn auch im Reich der kalten Duschen nicht. Wieder pendelt er zwischen zwei oder drei Frauen mit Schwüren und Hofieren so lange hin und her, bis er sich bei der einen, noch dazu der Gattin des Arztes, in einer Sackgasse verrannt hat, aus der nur eine Entführung retten kann. Schon wartet der Wagen vor dem Tor, da findet er statt der Geliebten seine Frau, läßt sich durch die Bilder seiner „prächtigen vaterlosen Jungen" rühren und entführt statt der Gattin des andern — seine eigene. „Man kann wohl ewig lieben, aber nicht ewig verliebt sein." Diese seit Sardous „Cyprienne" in unserer Schwankliteratur recht geläufige Pointe nach Art der französischen Schwankfabrikanten in tolle Verwechslungsspäße und Boulevardstücks auszumünzen, hat dem Deutschen die Achtung vor seiner literarischen Vergangenheit, die so leicht denn doch nicht zum Schweigen zu bringende Vornehmheit verwehrt. Andrerseits aber sind die leckeren Sentenzen, die fein gewürzten Bonmots und die kokett gekräuselten Antithesen, mit denen er sein mageres Gericht spickt, nicht ausgiebig genug, um feinere Zungen für drei lange Akte genügend zu delektieren. Ein Weiter auf diesem Wege gibt es für Fulda schlechterdings nicht, wenn er nicht Verrat an seinem besseren Selbst verüben will. Es gibt für ihn nur eins: umkehren und sich ernsthaft sammeln; sonst möchte er sich eines Tags mit Lauffs und Lubliner, mit Blumenthal und Kadelburg auf einer Stufe wiederfinden.

Denn von diesen unsern diplomierten Schwankdichtern machen wenigstens die letzten beiden in jüngster Zeit nicht ganz vergebliche Anstrengungen,

sich die Weihe der Literatur zu verdienen. Hatte Blumenthal schon für sich allein in seiner „Fee Caprice“ nach dem Lorbeer des feineren, satirisch gefärbten Zeit- und Gesellschaftslustspiels geschielt, so hat sein furor poeticus nunmehr auch seinen Kompagnon zu höheren Zielen mit fortgerissen. Die gemeinsame Frucht dieses gesteigerten Ehrgeizes liegt in Blumenthal-Kadelburgs „Theaterdorf“ vor, einem dreiaktigen Lustspiel, dessen Erstaufführung der ungemein rege Spielplan des Berliner Lessingtheaters in die unmittelbare Nachbarschaft Fuldas zu rücken schalkhaft genug war. Ein durchaus literarisches Thema, noch dazu höchst zeitgemäß, gerade in jüngster Zeit oft und leidenschaftlich erörtert, das da behandelt wird. Um nichts geringeres als um „Volks- und Heimatkunst“ entbrennt der lustige Krieg. Den Nussenseeern geht es schlecht. Was nützt ihnen ihre ganze schöne Gegend, die hohen Berge, der blaue See und die reine Luft, wenn keine Fremden kommen, den Luxus der Natur in bare Münze zu verwandeln! Da, als guter Rat am teuersten, hat jemand einen rettenden Gedanken: man muß es machen wie die Oberammergauer, die Schlier- und Tegernseeer, man muß Theater spielen. Gesagt, getan. Zu den natürlichen Schauspielern, den Nussenseeer Bauern, findet sich der poetische Pfarrer, der schon lange ein unaufgeführtes Stück im Schreibpult liegen hat, findet sich in Gestalt eines mittelmäßigen Schauspielers, der im Ferienbart einem liebreizenden Justizratstöchterlein aus Bremen zufällig bis nach Nussensee nachgelaufen ist, der Direktor und Regisseur, findet sich endlich in der Justizrätin, einer leidenschaftlichen Theaternärrin, auch bereits das allerwichtigste: der erste gewichtige Grundstein zum Premierenpublikum. Genug, die Proben beginnen. Aber nun kehrt der Theaterteufel gar bald das unterste zu oberst: der Wastl kann sein „Die Pferde sind gesattelt“ nicht in den Schädel kriegen; Würzel, der Raufer unbesiegter Held, will sich auch im Scherz nicht an die Gurgel packen lassen; die Sephi will nicht leiden, daß ihr Mann einer andern auch nur im Spiel a Busserl gibt; der Franzl will der ungetreuen Kathi keine Liebeserklärung machen; die Kathi will dem garstigen Franzl nicht in die Augen schauen; die Schauspieler wollen dem „Herrn Direktor“ an den Kragen; der Kreuzhuber, Kathis Vormund und versprochener Bräutigam, will die Festwiese nicht hergeben — bis endlich Weiblein und Männlein sich in die Haare geraten und erst bei einer solennen Rauferei wieder Versöhnung feiern. Schließlich, als die Männer etwas von Gastspielreisen in die großen Städte faseln, schlagen die rabiaten Frauenzimmer den ganzen Thespiskarren in Stücke. Die „Nussenseeer“ werden wieder die „Bewohner von Nussensee“, und alles ist wie zuvor — nur daß natürlich inzwischen schon, wie's sich in einem echten deutschen Schwank geziemt, der Franzl seine Kathi, die Kathi ihren Franzl bekommen hat. Und diese artige Handlung ist nun auch noch von klugen Reden begleitet, über Höhenluft und Erdgeruch, über Dilettantenbühne und Bauerntheater. Manch nüchtern-verständiges Wort fällt dabei ab, wie z. B. dies: „Die Dilettantenbühne im Großstadtsalon nennt man ehrlich — Dilettantenbühne. Aber wenn sie an der Berglehne aufgeschlagen wird, dann ist es Volkskunst ... Volksdunst ist es. Weiter nichts. Ihr habt die Leute erst auf den Gedanken gebracht, ihre Naturwüchsigkeit gegen Entree zu zeigen und ihre Naivität zinstragend anzulegen. Aus der bäuerischen Unbeholfenheit wird ein Gewerbe gemacht, und selbst der Trottel von der Dorfstraße, der bisher ein ehrlicher Dummkopf gewesen ist, wird ein Geschäftstrottel und sucht aus seiner Begriffsstutzigkeit Kapital zu schlagen ... Einfachheit und Natur über alles! Aber wenn mir eine Bauerngesellschaft ankündigt: ‚Am 18. Juni werden wir draußen auf der Heuwiese zwischen fünf und acht Uhr natürlich und einfach sein und bitten um zahlreichen Besuch bei erhöhten Zimmerpreisen — dafür bin ich nicht zu haben‘.“ Treffliche Maximen — nur daß sie im Munde Blumenthals und Kadelburgs einen leisen Beigeschmack haben, der ihnen viel von ihrer Wirkung nimmt. Im übrigen gehört wenigstens der eine von den beiden mittlerweile zu den Größen, über die man wohl referiert, nicht aber kritisiert.

Das Referat über unsern jüngsten Blumenthal ist nicht ohne wohlerwogene Absicht so ausführlich geraten. Schwänke und Possen, auch die oft, die sich unbescheiden „Lustspiele“ nennen, haben gewissermaßen ein einheitliches internationales Paradigma. Sie gehen fast allesamt nach einer Deklination. Eine Verwechslung oder Verwirrung wird angestiftet, der Held oder die Heldin wird in allerhand prekäre Situationen gebracht, bis die ordnende Hand des Dichters das Licht von der Finsternis scheidet und mit mehr oder weniger Geschick alles zum Besten kehrt. So machen es unsre Moser und Blumenthal-Kadelburg, so machen es die Pariser Bilhaud und Hennequin, so macht es der Civil-, so macht es der Militärschwank, so macht es die Prosa, so macht es der Vers.

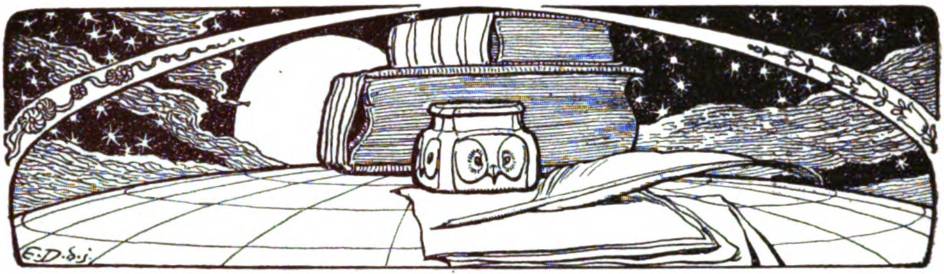
Es trifft sich leider so unglücklich, daß die nach Beruf und Mitteln erste Bühne Deutschlands, das Berliner Königl. Schauspielhaus, das der Kaiser vor einigen Jahren in jener denkwürdigen Rede durch den edlen sittlichen Ernst seiner hohen idealen Mahnungen und Forderungen ehrte, in dieser ersten dramatischen Rundschau zunächst nur, was Neu- und Uraufführungen angeht, mit zwei harmlos-liebenswürdigen Schwänken vertreten ist. Sie sind ihrer Natur nach in die eben geschilderte Kategorie mit einbegriffen. „Schnapphähne“ nennt sich ein heiteres, mittelalterlich kostümiertes Sommerspiel vom Rhein, worin ein Kölner Pfeffersack ein Ritterfräulein aus den rohen Fäusten der Bauern rettet, um sich alsbald in sie zu verlieben, sie aufs Raubschloß zu begleiten und im Übermut der Jugend von hier aus selbst als Schnapphahn auf Beute auszuziehen. Natürlich fügt es die Vorsehung des Schwankschöpfers so, daß es gerade des jungen Retters leiblicher Vater ist, den er als ersten abfängt, was aber andrerseits nicht hindert, daß Hildegard ihm schließlich die Hand zum Lebensbunde reicht. Daß der Vierakter gereimt war,

gereichte ihm nicht immer zum Vorteil, gab dem Verfasser, **Walter Bloem**, der schon vor einigen Jahren auf der Königl. Bühne mit einem Blücherdrama nicht ungünstig debütiert hatte, aber eine willkommene und gut genutzte Gelegenheit, etwas von mittelalterlich bunter Liebesromantik, Rauf- und Trinkpoesie zu entfalten und in die einigermaßen dünne Handlung das helle Glockenspiel vom festfrohen Rhein erklingen zu lassen. Was Bloem in seinem Schwank durch Rhein- und Rebenstimmung erzielte, das erreichte die neue Schwankfirma **Schönthan-v. Schlicht** weit einfacher und zugleich weit gründlicher, indem sie ihr „Lustspiel“ der militärischen Sphäre entnahm und ihm den lockenden Titel „**Im bunten Rock**“ gab. Es glänzt und strahlt nur so von bunten und roten Uniformen, und für Augenblicke kann man sich aufs Tempelhofer Feld versetzt glauben. Dabei braucht wohl kaum noch ausdrücklich gesagt zu werden, daß der Held dieses Lustspiels ein königl. preußischer Husarenoffizier ist, eine neue verbesserte Auflage des Veilchenfressers, und daß er schließlich, nachdem er alle Hindernisse spielend leicht genommen, als Sieger die Braut heimführt, die übrigens diesmal eine milliardenschwere, ihr geliebtes Deutsch allerliebst radebrechende Amerikanerin ist. Sie wird sehr glücklich über den Atlantik in ihre Heimat zurückkehren, hat sie doch die beiden Dinge, die einzigen, um die sich eine Reise in die Alte Welt allenfalls lohnt, gründlich kennen und lieben gelernt: das Kolosseum bei Mondschein und einen — preußischen Leutnant, der einem die Cour schneidet. Der „bunte Rock“, der im Schauspielhause ungeteilten Anklang fand, ist natürlich, wie sich das von selbst versteht, in unaufhaltsamem Siegeszug durch die deutschen Lande begriffen.

Es wäre vielleicht zu fürchten, daß von der ersten deutschen Bühne denn doch ein falsches Bild im Leser entstünde, wenn wir, wie's der Zufall eigentlich geböte, unsern Bericht über die künstlerische Tätigkeit des Königl. Schauspielhauses auf die beiden harmlosen Lustspielchen von Bloem und Schönthan-Schlicht beschränkten. Deshalb sei es uns gestattet, einmal einen Blick über das übliche Gehege unsrer dramatischen Rundschau hinaus zu tun und mit ein paar Worten auf das hinzuweisen, worin nach alter guter Tradition das Königl. Schauspielhaus seinen vornehmlichen Beruf und seine eigentliche Stärke sucht. Nicht in den ersten Aufführungen neuer Stücke — hier trachtet es vielmehr zunächst und vor allem dem konservativ gestimmten Geschmack seines treuen Abonnentenpublikums zu genügen —, **sein Rhodus** liegt auf dem weiten Plan der Neueinstudierungen und dramatischen Wiederbelebungen, der die gesamte dramatische Weltliteratur umfaßt. Hierin darf sich wohl keine Bühne Deutschlands, jedenfalls keine Bühne Berlins mit der Königlichen in den Wettstreit wagen. Mit mustergültigen Shakespeareaufführungen insbesondere hat sie sich unverwelkliche Lorbeerblätter in ihren Kranz geflochten. So brachte sie auch zu Anfang dieser Spielzeit eine Neueinstudierung „Heinrichs IV.“ (zweiter Teil) heraus, die in mancher Beziehung geradezu vollendet genannt werden konnte. So wendet sie sich neuerdings mit besonderer Liebe und Sorgfalt auch den Dramatikern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu, einem Grillparzer, von dem sie erst kürzlich, nach fünfzigjähriger Pause, die „Ahnfrau“, mit Matkowsky in der Titelrolle, in sein abgestimmter Neuinscenierung auf die Bühne brachte, und namentlich Hebbel, dem, wie man sagt, der Kaiser eine ausgesprochene Teilnahme entgegenbringt. Auch Anzengruber läßt sie in letzter Zeit häufiger zu Worte kommen: sein „G'wissenswurm“, gleichfalls neu einstudiert und besetzt, gehört zu einer der sehenswertesten Aufführungen des Hauses. Dazu kommt sein, wenn man so sagen darf: künstlerisch-diplomatischer Beruf. Wie es uns im vergangenen Jahre Gelegenheit gab, in den „Meisterspielen“ die mannigfaltigsten schauspielerischen Kräfte Deutschlands aneinander abzuschätzen, und Constant Coquelin, einen der markantesten Vertreter der französischen Schauspielkunst, zu einem jedenfalls höchst interessanten Gastspiel einlud, so hat es uns in dieser Spielzeit die Bekanntschaft keiner Geringeren als **Sarah Bernhardts** vermittelt. Über den Verlauf dieses Gastspiels werden wir erst in unsrer nächsten „Dramatischen Rundschau“ näher berichten können. Doch dürfen wir der Königl. Generalintendantur für die mutige Initiative schon jetzt unsern Dank sagen: das von allerlei Humbug und Reklamegeschrei entstellte Bild einer großen Künstlerin hat sich uns nun in seiner wahren und reinen Gestalt gezeigt und unserm in diesem Falle besonders kritischen Skepticismus am Ende ehrliche Bewunderung abgerungen ohne freilich den Glanz unsrer so ganz anders gearteten **deutschen** Schauspielkunst im geringsten verdunkeln zu können.

Mit dem französischen Import von tollen Schwänken und nicht immer ganz reinlichen Boulevardpossen scheinen unsre deutschen Theater in dieser Spielzeit bisher weniger Glück zu haben als in den Jahren zuvor. **Tristan Bernards** „**Fall Mathieu**“, ein ausgelassener Verwechslungsschwank, in dem ein Koffer mit englischem Schnappschloß die Heldenrolle spielt, und **Bilhauds** und **Hennequins** „**Kammerzofe**“, eine halbdeutsche, d. h. am Ende gar zu zahm und tugendsam verlaufende Cochonnerie, haben jedenfalls im Berliner „Residenztheater“, dieser privilegierten Prüf- und Prägestätte solcher französischen Einfuhrware, noch nicht das Glück gemacht, das sonst hier heimisch zu sein pflegt. Dafür hat **Maurice Donnays** Lustspiel „**Die Liebesschaukel**“, eine graziöse und amüsante Plauderei über das Thema: Geliebte oder Frau?, den Pfad gewiesen, auf dem am Ende auch eine Veredlung selbst dieser Gattung noch möglich wird.

Friedrich Düsel.



Literarische Rundschau

Weihnachten ist vor der Tür und damit jene leider fast immer noch einzige Zeit des Jahrs, wo der Deutsche sich auf die Pflicht besinnt, einmal auch andre Bücher zu kaufen, als für seinen Beruf oder sein Fachstudium nötig sind. Es ist bezeichnend, daß bis vor kurzem jede weihnachtliche Bücherschau sich von selbst den Titel „Literarische Festgeschenke“ schuf, und daß es sich dabei hauptsächlich um sogenannte Pracht- und Repräsentationswerke handelte, die ihre Würdigkeit nicht selten mehr durch das äußere Gewand denn durch ihren gediegenen Inhalt beweisen. Heute hat darin der Geschmack eine, man darf wohl sagen recht erfreuliche Wandlung durchgemacht. Bekanntlich gehört es mit zu den Grundsätzen der regenerierten Kunst unsres „Buchschmucks“, daß zwischen Ausstattung und Inhalt eine gewisse innere Übereinstimmung herrsche, daß das Kleid sich dem Körper möglichst konform anschmiege, daß es nicht Fülle, Tiefe, Pracht oder Feinheiten heuchle, die in dem Buche selbst nicht zu finden sind. So viel gegen diese Grundforderung in Einzelheiten gesündigt werden mag, im großen und ganzen wird man nicht leugnen können, daß der erfolgreiche Krieg, der wider die protzigen, mit Gold und allerlei ausgeklügelten Ornamenten überladenen „Prachtwerke“ geführt worden ist, gerade zu Weihnachten den Platz freigemacht hat für schlichtere Gaben, die ihr Bestes nicht an der glänzenden Oberfläche tragen, sondern es im Schrein ihrer Blätter verschließen. Danach liegt es auf der Hand, daß es würdige literarische Festgeschenke auf allen Gebieten des Schrifttums geben kann, in Klassikerausgaben sowohl wie in modernen Romanbüchern, in wissenschaftlichen Werken sowohl wie in Reproduktionen der bildenden Kunst, und daß es sich deshalb auch diesmal empfiehlt, möglichst alle Beete und Steige unsres üppigen Literaturgartens abzuschreiten, ja, wenn nötig, dann und wann sogar in die Scheuern zu treten, die die Ernte früherer Jahre bewahren.

So wird es nicht wundernehmen, wenn wir unsre Wanderung bei der älteren deutschen Literatur beginnen und an die Spitze unsrer Übersicht Karl Simrocks Übersetzung des **Nibelungenlieds** stellen (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50), die, mit Simrocks Bildnis (gezeichnet von Herman Grimm, radiert von H. Reifferscheid) geschmückt, in sechsundfünfzigster Auflage an Simrocks hundertstem Geburtstag erschienen ist, um die Erinnerung an die Verdienste wachzurufen, die sich der sprachbegabte Germanist um die Wiederbelebung unsrer altdeutschen Literatur erworben hat. Wenn wir uns inzwischen auch an Wilhelm Hertzens Nach- und Neudichtungen unsrer mittelhochdeutschen Epen bewußt geworden sind, daß eine gewisse Freiheit und moderne Beweglichkeit ihrer poetischen Wirkung mehr gibt als raubt, so sollen doch deshalb die Treue, Sorgfalt und Stilgerechtigkeit der Simrockschen Übertragungen in ihrem philologischen Werte nicht geschmälert werden. Zumal für alle die, welche mit ihrer Hilfe zum Urtext selbst vordringen möchten, ist Simrock immer noch der beste Führer und Erklärer.

Das spätere deutsche Mittelalter, die Reformations- und Renaissancezeit sowie die eigentliche klassische Periode bieten an neuen Ausgaben nichts, das besonderer Empfehlung wert wäre. Zudem ist erst in unsern letzten Heften manches hierher Gehörige gewürdigt worden. Doch mag uns eine neue Ausgabe der **Gedichte von Salis-Seewis** (Halle, Verlag von Otto Hendel; geb. Mk. 1.20) an einen geistigen Gefolgsmann der Großen von Weimar erinnern, der wie Matthisson zur Landschaftsmalerei neigt, aber frische und volkstümlichere Töne auf seiner Leier hat als dieser. Auch seine elegisch-wehmütigen Klagen, seine Sehnsucht nach ländlichem Leben und idyllischem Frieden, die sich meistens in eine edle, wohlklingende Sprache kleiden, sind stets seiner wahren Empfindung und eigensten Natur entsprungen. Leider ist der Originaleinband der Hendelschen Ausgabe durch eine entsetzlich geschmacklose Gratulationskartenzeichnung entstellt. — Auch die Romantik bringt sich uns in Erinnerung, und zwar mit einer der anmutigsten Blüten, die in ihrem Garten gewachsen sind, mit

Clemens Brentanos **Chronika eines fahrenden Schülers**, die A. von der Elbe fortgesetzt und vollendet hat (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geb. 5 Mk.). In der musikalischen Durchdringung der Poesie hat Brentano — das süß-träumerische Fragment ist dreizehn Jahre vor seiner weltabgewandten „Bekehrung“ gedichtet — in dieser mittelalterlichen Kostümdichtung wohl das Höchste erreicht, was seiner schwankenden, aufgelösten Begabung überhaupt beschieden war. Die Fortsetzerin hat sich in Geist und Stimmung des Werks vortrefflich eingefühlt. Von dem rätselhaften Unglück, das bei Brentano den fahrenden Schüler trifft, lüftet sich jetzt der Schleier, und die an Trübsal und Prüfungen reiche Geschichte wird zu einem ebenso lieblichen und wohltuenden wie glaubhaften Ende geführt. Mit Recht hat man dem in dieser Form vollendeten Werke einen Ehrenplatz neben Scheffels „Ekkehard“ angewiesen, mit dem es in der vorliegenden Ausgabe (9. Auflage) auch in der Ausstattung wetteifern kann.

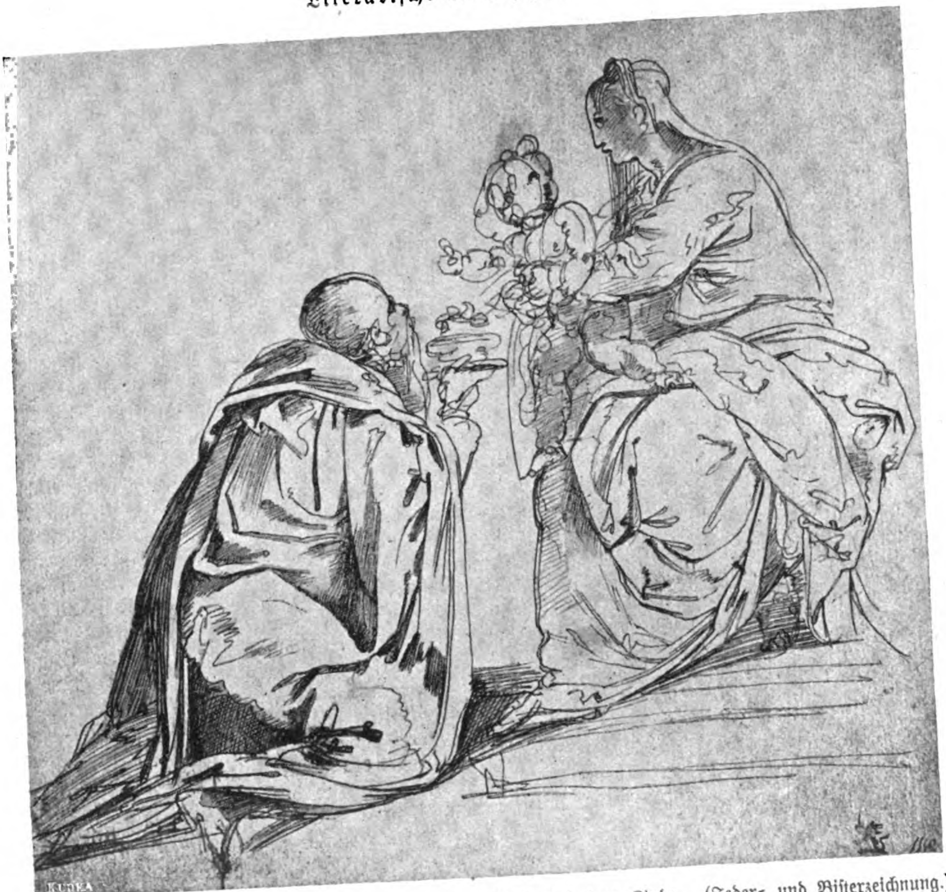
Eine neue Ausgabe von **Theodor Körners Sämtlichen Werken** begegnet uns in den bekannten einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart (vornehm geb. 2 Mk.). Otto Franz Gensichen hat ihr eine biographische Einleitung vorausgeschickt, die namentlich das menschlich Liebenswürdige in Körners Erscheinung hervorhebt, ohne sich in ihren Ausdrücken allzusehr zu überheben. Unsre Jugend wird sich ihren Körner, weder den Dichter von „Leier und Schwert“ noch den Dramatiker, nicht rauben lassen, so viel berechtigte Kritik auch an dem künstlerischen Wert seiner Schöpfungen geübt werden mag. Ihr besonders wird diese erstaunlich billige, zudem handliche und gediegen ausgestattete Körnerausgabe, der auch ein Porträt des Dichters (nach der Zeichnung von Emma Körner) nicht fehlt, besonders gelegen kommen. — **Heines Buch der Lieder** ist auf dem deutschen Büchermarkt in so viel verschiedenen Gewändern und Gestalten zu haben, daß einem die Wahl oft recht schwer fallen mag. Liebhabern einer wirklich schönen und künstlerischen Buchform sei die Pantheonausgabe empfohlen, die im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienen ist. Mit feinem Geschmack in Antiqua auf Büttenpapier gedruckt (von Drugulin), in zierlichem, doch keineswegs puppenhaftem Format, mit schmiegsamem, genarbtem Ledereinband, dessen kräftiges Dunkelrot die hübsch in den Raum gesetzte Vignette vornehm hebt, ist hier nach dem Vorbild der englischen Temple-Ausgaben ein Muster an Eleganz und Gediegenheit geliefert. Dem Äußern entspricht die Behandlung des Inhalts. Ernst Elster, der Heinebiograph und -herausgeber, hat die Textrevision und die literarhistorische Einleitung besorgt, ein kleines Meisterstück philologischer Sorgfalt und Klarheit. — **Grabbes Sämtliche Werke** haben in Eduard Grisebach einen Herausgeber gefunden, der seiner schwierigen Aufgabe in höchstem Maße gerecht geworden ist. Dem ersten Bande, den wir bereits im Augustheft d. J. eingehend gewürdigt haben, sind inzwischen Band 2 und 3 gefolgt (Berlin, B. Behrs Verlag; vollständig in vier Bänden mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters; Subskriptionspreis des Bands 3 Mk., Einzelpreis 4 Mk.). Nach den Jugendwerken empfangen wir hier die wichtigsten Dramen: Don Juan und Faust; Die Hohenstaufendramen; Napoleon; Hannibal; Die Hermannsschlacht, die Fragmente u. a. Voraussichtlich wird die Ausgabe zum Weihnachtsfeste vollständig vorliegen. — **Lenaus Gedichte** bringt die Cottasche Buchhandlung in einer Miniaturausgabe, die sich durch gediegene und geschmackvolle Ausstattung in dezent-modernem Stil auszeichnet. Sie schließt sich in Form und Gestalt den bekannten Cottaschen Miniaturausgaben der Goethischen Gedichte, des Faust usw. an (mit dem Bildnis Lenaus; geb. 3 Mk.). — **Ausgewählte Dichtungen Lenaus** stellt ein gleichfalls mit Porträt geschmückter Band aus dem Verlage von Hermann Gesenius in Halle zusammen (mit Originalumschlagzeichnung nach einem Motiv aus Lenaus Schilfliedern; geb. Mk. 3.50). Außer den Liedern und Gedichten, unter denen wir nichts Wichtiges vermissen, sind von größeren lyrisch-epischen Dichtungen der Romanzenkranz „Klara Hebert“, das Nachtstück „Die Marionetten“ und „Mischka“ vertreten.

Die frisch erblühte „Heimatkunst“ hat das Gedächtnis eines märkischen Romanschriftstellers erneuert, der bereits vor sechzig Jahren eine verwandte Kunstrichtung pflegte. Willibald Alexis war der erste, der die Mark Brandenburg und ihre bis dahin verkannten landschaftlichen Reize dichterischer Schilderung für wert hielt. Er als erster hat uns die geheime, karge Poesie der „Streusandbüchse“ erschlossen und trotz Gutzkows Widerspruch dargetan, daß man „sich auch in Pankow und Schönhausen dem großen Naturgeiste nahe fühlen kann“. Aber er hat dabei auch den Blick aus der Enge in die Weite zu richten gewußt und mit der prophetischen Gabe des Vaterlandsfreunds Preußens Vorherrschaft vorausgesehen. Doppelte Ursache also für uns, heute auf ihn zurückzugreifen. Namentlich seine vaterländischen Romane, in denen er eine „heroische Biographie seines geliebten Vaterlands“ zu geben trachtete, sollte man nicht unbeachtet lassen, zumal da der **Roland von Berlin** (1840), der so prächtig anschauliche Bilder aus dem Leben der mittelalterlichen Junker und Philister enthüllt, und **Die Hosen des Herrn von Bredow** (1846) neuerdings in ansprechenden und dabei wohlfeilen Ausgaben im Verlage von Otto Hendel erschienen sind (Halle a. S.; Preis geb. 2.50 bezw. 2 Mk.). — Was Alexis und nach ihm Fontane für die Mark: Entdecker ihrer Landschafts- und Volkspoesie, das sind Fritz Reuter und John Brinckmann für Mecklenburg gewesen. Eigentlich sollte man ihre Namen in umgekehrter Reihenfolge nennen, denn Brinckmanns **Kasper-Ohm un ick** (1855) ging Reuters Romanen voraus, ohne sich freilich in seiner Wirkung im ent-

fernteſten mit der einer „Stromtid“ meſſen zu können. Aber warme Heimatluft und echter Humor strömt auch von dieſer plattdeutſchen Erzählung aus, deren würdevolle Münchhauſiaden und altmodiſche Geſpreiztheiten des Vergleichs mit einem Bräſig nicht unwert. Sind Reuters Erzählungen auf dem platten Lande oder in kleinen Landſtädten heimiſch, ſo iſt im Kaſper-Ohm Roſtock, die See- und alte Hanſeſtadt, das Milieu, das der Erzähler in ſaftigen niederdeutſchen Farben zu ſchildern verſtanden hat. Wie die Romane von Alexis, ſo iſt auch Brinckmanns Werk jetzt in einer ſchlichten, aber gefälligen Ausgabe des Hendelſchen Verlags bequem zugänglich (geb. Mk. 1.50).

Ein poetiſcher Nachlaßband Adolf Pichlers, **In Lieb und Haß** betitelt (3. Aufl.; Berlin, Georg Heinr. Meyer), bringt eine reiche Ernte von Elegien und Epigrammen, die in warmen Liebestönen die Heimat, ſein Volk, die Schöpfungen der Kunſt preiſen, mit flammendem Haß dagegen alles Falſche und Heuchleriſche ſtrafen. Ein kühnes Denken paart ſich mit kindlich ſchlichter Empfindung, feinſinnige Bildung mit urwüchſiger Natur, fromme Demut mit aufrechtem Stolz und unbeugſamem Freimut. Beſondere Beachtung verdienen die bildkräftigen Epigramme, die Pichler Städten und Ländern widmet; viel Schönes und treffend Charakteriſtiſches birgt ſich in den epigrammatiſchen Silhouetten, in denen er die verſchiedenſten Dichtergeſtalten in wenigen Zeilen vor uns hinzaubert; das Reifſte aber findet ſich in dem letzten Abſchnitt, der „Geiſt und Welt“ philoſophiſch betrachtet. Für ernſte, männlich nachdenkende Leſer iſt der Band eine auserleſene Gabe. — Wie dieſer ſtreitmutige Epigrammenband von dem vor zwei Jahren heimgegangenen Tiroler Kämpfer, ſo bringt der neu aufgelegte Sang vom **Bruder Rauſch** die letzten Grüße von dem im März d. J. von uns geſchiedenen liebenswürdigen Münchner Dichtergelehrten Wilhelm Hertz (4. Aufl.; Stuttgart, J. G. Cotta; geb. 2 Mk.). Von allen Hertzſchen Dichtungen hat dies köſtliche Kloſtermärchen von dem luftigen und luſtigen Kobold, der unter den Mönchen den tollſten Spuk anrichtet und dann mit der ganzen Herrlichkeit der altdeutſchen Sagenwelt ein klägliches Ende findet, von je den größten Anklang gefunden. Tiefſinnig und ſchalkhaft, lebensfreudig und ernſt zugleich, wird es auch in dem neuen ſchmucken Gewand, das Franz Staſſens märchenfroher Zeichenſtift mit genrehaftem Buchſchmuck geziert hat, viele neue Freunde finden.

Wir übergehn einſtweilen, wie die neuere und neuſte deutſche Dichtung, ſo auch die geſamte ausländiſche, um ſie für das gleichfalls noch vor Weihnachten erſcheinende Januarheft aufzuſparen, und wenden uns ohne Umſchweif ein paar hervorragenden Werken der deutſchen Literaturgeſchichte zu. An die Spitze ſtellen wir, nicht bloß zufällig, weil gerade kein andres ſelbſtändiges, bei den Anfängen der deutſchen Dichtung einſetzendes Werk vorliegt, ſondern in der Überzeugung, daß ihm noch immer keine andre den Rang abgelaufen hat, Wilhelm Scherers **Geſchichte der deutſchen Literatur**, die vor einiger Zeit in neunter Auflage herausgekommen iſt (mit Bildnis; Berlin, Weidmannſche Buchhandlung; geb. 10 Mk.). Vor all den zahlreichen populären Literaturgeſchichten, die ſeit der Vilmarſchen erſchienen ſind, hat und behält die Schererſche voraus, daß ſie auf eignem Quellenſtudium nach wiſſenſchaftlicher Methode und auf kritiſcher Verwertung der einſchlägigen Unterſuchungen beruht. Dazu kommt — dies Urteil iſt auch von einer Scherer keineswegs beſonders freundlich geſinnten Seite beſtätigt worden —, daß kein einſeitiger politiſcher oder religiöſer Standpunkt das Urteil des Verfaſſers trübt, ebenſowenig eine Einſeitigkeit des äſthetiſchen Geſchmacks, daß ihm vielmehr „in hohem Grade die Fähigkeit eigen iſt, den eigentümlichen Wert einer jeden Erſcheinung zu empfinden und auszuſprechen“. Dagegen machen die wiſſenſchaftliche Kühnheit und Hypotheſenſucht, die mehr originelle als begründete Idee der Periodiſierung und die Neigung, überraſchende Parallelen zu ziehen, Scherers Buch für eine erſte Einführung in die Literaturgeſchichte kaum geeignet. Wer aber mit einem einigermaßen gefeſtigten Bilde unſrer Literatur an Scherer herantritt, dem wird er noch heute zu einer Quelle reicher Anregungen und tieferer Anſchauungen werden. Meiſterhaft und bis heute unerreicht iſt die Charakteriſtik der einzelnen Werke; hier ſagt oft ein einziges glücklich gefundenes und glücklich geprägtes Wort mehr als anderswo langatmige Perioden. Denn nichts iſt verkehrter, als dieſe Literaturgeſchichte für ein Werk ſchwerwandelnden Gelehrtenfleißes zu nehmen. Vielmehr iſt gerade die ſchriftſtelleriſche Gewandtheit, die Beweglichkeit der Form und Sprache ihr Hauptkennzeichen. Der Weg des Fortſchritts ging für Scherers Ehrgeiz vom Gelehrten zum Schriftſteller, nicht umgekehrt. Der Text der neuſten Auflage iſt wie der der früheren von einem Schüler Scherers, Profeſſor Edward Schröder, durchgeſehen und mit den notwendigen Beſſerungen ausgeſtattet; die Literaturnachweiſe in den umfangreichen Anmerkungen ſind geſichtet und auf Grund der neuſten wiſſenſchaftlichen Forſchung erweitert worden. — Als Scherers Widerpart und Ergänzung — die Schererſche Literaturgeſchichte reicht nur bis zu Goethes Tode — erſcheint in mehr als einer Beziehung Adolf Bartels, deſſen **Geſchichte der deutſchen Literatur** vor kurzem zum Abſchluß gekommen iſt (Leipzig, Ed. Avenarius; zwei Bände; geh. 10 M.; vgl. die Beſprechung des erſten Bands im Dezemberheft 1901). Der Stoff iſt hier ſo geteilt, daß faſt zwei Drittel des Ganzen dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten bleiben, während alles Vorausgehende, alſo etwa anderthalb Jahrtauſend deutſcher Literatur, einſchließlich der klaſſiſchen Zeit, in dem erſten, fünfhundert Seiten umfaſſenden Bande abgetan werden. Schon dies Raumverhältnis bedingt, daß von einer eigentlichen hiſtoriſchen Literaturent-



Battista Franco: Der heilige Franziskus kniet vor Maria und dem Kinde. (Feder= und Bisterzeichnung.)
(Verkleinerte Wiedergabe aus „Handzeichnungen alter Meister“. München, Vereinigte Kunstanstalten.)

wicklung bei Bartels keine Rede sein kann: er wählt vielmehr nach subjektiven Gesichtspunkten aus der Fülle des Stoffs das aus, was ihm als das wichtigste und markanteste erscheint, um es in Einzelcharakteristiken ohne rechten inneren Zusammenhang zu behandeln. Sein Standpunkt ist streng national, seine Betrachtungsweise die des Ästhetikers, weniger die des Historikers und Philologen. Die edle Bändigung, die die Wissenschaft dem Schererschen Temperament gab, fehlt seiner journalistischen Feder; daher die mancherlei plump polemischen Ausfälle (gegen Scherer!), mit denen er seine Darstellung geschmacklos unterbricht und entstellt. Doch sollen darüber die Vorzüge des Werks nicht verkannt werden. Der moderne Gegenwartsstandpunkt, der nur das näher in den Kreis seiner Betrachtung zieht, „was noch wirklich lebt oder zu leben verdient“, gibt dem Ganzen bei leicht lesbarem Stil eine lebhafte, stets die Aufmerksamkeit fesselnde Frische. „Schiffskatalog“=Stellen weist weder der erste noch der zweite Band auf. Hand in Hand damit geht das dankenswerte Bestreben, die Literatur und ihre Vertreter immer im Zusammenhange mit dem allgemeinen Leben der Nation zu sehen. Ob es schon an der Zeit war, damit die noch recht haltlosen Lehren der Rassen= und Blutmischungstheorien zu verquicken, wollen wir dahingestellt sein lassen, so männlich und charaktervoll der sich hierin aussprechende Freimut des Verfassers berührt. Das ist überhaupt der entscheidende und mit manchen kleinseligen Marotten des Verfassers versöhnende Eindruck dieser Literaturgeschichte: eine einseitige, aber starke und gesunde Persönlichkeit steht hinter dem Werke, ein Mann, der mit eignen Augen sieht, und der alles, was er sagt, im eignen Herzen durchgefühlt hat. — Mit der Bartelsschen ist eine andre Literaturgeschichte in der Komposition wie in der national=ästhetischen Betrachtungsweise verwandt: die **Deutsche Literaturgeschichte** von K a r l S t o r c k (Stuttgart, Muthsche Verlagshdlg.; zweite vermehrte und verbesserte Auflage; mit Titelbild, 500 Seiten; geb. 6 Mk.). Doch ist der Zweck dieses Buchs ein mehr populärer: es soll ein Hilfs= und Lesebuch für Schule und Haus sein, weshalb es seinen Raum gleichmäßiger auf alte und neue Zeit verteilt und im Gegensatz zu Bartels eine wirkliche G e s c h i c h t e, d. h. eine historische Entwicklung der deutschen Literatur zu geben trachtet, in der dem Leser und Benutzer die Kenntnis aller für diese Entwicklung wich=

tigen Persönlichkeiten und Kunstwerke vermittelt wird, ganz abgesehen davon, ob sie für uns noch wahrhaft lebendig sind. Zwischen der Breite der gelehrten Werke und der oft allzu schulmäßigen Trockenheit der sogenannten Handbücher und Leitfäden tut sich hier ein glücklicher Mittelweg auf, der die Gründlichkeit des Urteils, die Aufdeckung der geistigen Zusammenhänge und eine lebendige Darstellungsart nicht ausschließt. Ein gutes Hilfsmittel hierfür findet der Verfasser, indem er im ersten Teil häufig Proben unsrer älteren Dichtung, übersetzt und erläutert, und für die großen klassischen Werke Inhaltsangaben einflicht. Besondere Sorgfalt in der Charakteristik hat Storck der neuren und neusten Zeit angedeihen lassen, in der so viele Namen genannt werden müssen, von denen dem einzelnen oft doch nur wenige Zeilen gewidmet werden können. Der Anhang bietet eine kurze Geschichte der deutschen Sprache, Literaturnachweise und ein Register.

Von der siebenten vermehrten und verbesserten Auflage der bekannten **Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts** von Rudolf von Gottschall, die gleichfalls im vorigen Dezemberheft ausführlich gewürdigt worden, liegt jetzt der zweite Band abgeschlossen vor (Breslau, Eduard Trewendt; vollständig in vier Bänden zu je Mk. 7.20). Er reicht bis zum Jahre 1870 und schildert in seinem letzten Abschnitt die Entwicklung der modernen Lyrik von der schwäbischen Dichterschule an bis auf die des letzten Kriegs. An Ausführlichkeit und Vielseitigkeit steht das Gottschallsche Buch noch immer unerreicht da; auch in der schwungvollen Form, in der glänzenden Bildlichkeit seiner ästhetisch-kritischen Ausführungen hat es keinen Rivalen. Das Biographische wird in den Hintergrund gedrängt, um Platz zu schaffen für eine eingehendere Würdigung der Literaturwerke selbst. Mehr noch als in den bisherigen Auflagen fällt der Hauptaccent auf die moderne Literatur, deren Geschichte in dem noch ausstehenden Schlußbande um einen neuen Abschnitt, „Die jüngstdeutsche Periode“, vermehrt werden soll — wie zu erwarten, mit stark polemischer Färbung. Wir werden nach Abschluß des ganzen Werks darauf zurückkommen. — In großen Zügen und allgemeiner Charakteristik der Zeiten und Personen ein möglichst kompaktes Bild der **Geschichte der Deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert** zu geben, strebt Karl Busse in einem allzu schmalen (162 Seiten) Bande an, der als Einzelschrift in der Sammlung „Das deutsche Jahrhundert“ erschienen ist (Berlin, F. Schneider u. Co.; geh. 3 Mk.). Auch Busse sucht wie Bartels überall den Zusammenhang zwischen Literatur und allgemeinem Leben herauszuarbeiten und aus den Dichtungen einer Zeit auf ihre Weltanschauung zu folgern. Eine national-ethische Note klingt auch hier, oft etwas allzu bewußt, mit; die volkstümliche Wirkung erst gibt dem Dichter in Busses Augen den Stempel der Bedeutung. Am besten sind diejenigen Abschnitte ausgefallen, die sich mit der Lyrik beschäftigen; für die knorrige oder herbe Größe realistischer Dramatiker wie Kleist und Hebbel fehlt dem Verfasser augenscheinlich das rechte Organ. Die Darstellung weiß durch einen flott-burschikosen Ton, durch kühne Parallelen und dichterisch geschaute Bilder zu fesseln, so oft sie sich in der Wahl ihrer charakterisierenden Beiwörter auch vergreift. Nur wer mit Kritik an das Buch herantritt, wird von dem Gesamtbilde der modernen Literatur, das es großzügig, doch nicht immer in zuverlässigen Linien entwirft, bleibenden Nutzen haben. — Als eine willkommene Ergänzung zu jeder modernen Literaturgeschichte empfiehlt sich für das Studium der **Grundriß der neuern deutschen Literaturgeschichte** (Berlin, G. Bondi; Preis 6 Mk.) von Rich. M. Meyer, dem Verfasser des großen, in der Schlentherschen Sammlung erschienenen Werks über die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen, will das Buch praktischen Bedürfnissen genügen. Wer sich eingehender über einen Dichter der neuern und neusten Zeit an der Hand der vorhandenen Literatur unterrichten will, findet hier die nötigen Hilfsmittel: Aufzählung seiner Werke, Hinweise auf biographische Mitteilungen, auf Charakteristiken und Rezensionen in Büchern und — was besonders wertvoll — auch in Zeitschriften. Namentlich den Benutzern des großen Meyerschen Werks wird dieser Wegweiser gute Dienste tun. Für die Ergänzung der Nachweise werden weitere Auflagen des Buchs trotz des bewußten Verzichts auf Vollständigkeit viel zu tun finden; zum Glück sind sie ihm ebenso sicher wie nötig.

Von landschaftlich begrenzten Beiträgen zur deutschen Literaturgeschichte seien fürs erste nur zwei wichtigere Bücher erwähnt: in einer Sammlung von fleißigen Studien liefert Dr. Wilhelm Schoof Charakteristiken aus der **Deutschen Dichtung in Hessen** (Marburg, N. G. Elwert), die von dem Grund- und Erbfehler solcher Monographien, der lokalpatriotischen Überschätzung geringerer Talente, nicht frei sind, die man aber im Lande selbst gewiß unter lebhafter Anregung lesen und die in ihren neuern Teilen als wertvolle Vorarbeit auch der künftige Historiker der gesamten deutschen Literatur schätzen wird. — Fünf literarische Einzelbilder umfassen die **Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens** von Hermann Fischer (zweite Reihe; Tübingen, H. Lauppsche Buchhdlg.). Wir finden liebevoll ausgeführte Porträts von Joh. Georg Fischer, dem Vater des Verfassers, von dem Ästhetiker Friedrich Vischer, mit dem er regen persönlichen Verkehr gepflogen hat, von Rudolf Kausler und Ludwig Seeger, die zu der um Hermann Kurz gescharten Gruppe schwäbischer Dichter gehören. Diesem, besonders seinem Roman „Schillers Heimatsjahre“, gilt der letzte Aufsatz.

Neben den allgemeinen Literaturgeschichten und literarhistorischen Abhandlungen werden immer die Biographien und Einzelcharakteristiken ihren

Reiz und ihre Bedeutung behalten. Mit warmer Empfehlung sei auf **Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto** hingewiesen, den der bekannte Jean Paul-Biograph Prof. Paul Nerrlich vor kurzem neu herausgegeben hat (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.; geh. 7 M.). Lange Zeit vom literarischen Geschmack ungebührlich beiseite gedrängt, fängt heute Jean Paul wieder an, sich auch außerhalb der gelehrten Kreise unsrer Literarhistoriker die Herzen zu erobern. Zumal da man sich wieder darauf besinnt, daß auch in dem Dichter des Hesperus als „Nordpol seines Ichs“ eine fröhliche Diesseitigkeit, ein freudiger Realismus lebt, welche ein Wiedererstehn des fälschlich für beseitigt Erachteten verbürgen. Von dieser Seite allein tritt uns in der vorliegenden Briefsammlung Jean Paul entgegen, und schon deshalb wird sie ein wichtiges Hilfsmittel sein, die Gemüter wieder zu ihm zu führen und stimmungsvoll auf ihn vorzubereiten. Es wird sich in anderm Zusammenhang Gelegenheit bieten, auf die gehaltreiche Veröffentlichung ausführlicher zurückzukommen. — In einem starken Bande (700 Seiten) hat Prof. Reinhold Steig **Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe** geschildert (Berlin, W. Spemann). Aber seine Darstellung rechtfertigt den außergewöhnlichen Umfang. Denn das prächtig geschriebene Buch ist mehr als ein biographischer Beitrag zum Leben des Dichters; es behandelt vielmehr das Emporkommen, Kämpfen und Unterliegen der berlinisch-märkischen Romantik vor den Freiheitskriegen. Nicht eine einzige, wenn auch geistig herrschende Person, eine geschlossene Vereinigung von Männern, die in einem Sinne tätig sind, erscheint vor unsern Blicken. Mitten unter ihnen an sichtbarster Stelle steht Heinrich von Kleist, von dem als dem Vorzüglichsten das Buch seinen Namen nimmt. Auch hier finden wir jene innige Vereinigung des Politischen und Geistigen, für die von seinem Standpunkte aus Treitschke das Vorbild geliefert hat, und im Bilde des einzelnen die enge Fühlung mit der allgemeinen Geschichte des Vaterlandes. So wächst auch die Bedeutung des Steigschen Buchs über seinen eigentlichen literarischen Gegenstand zu einer allgemeinen historischen Bedeutung hinaus, ohne ihm doch im Kerne auch nur mit einer Silbe untreu zu werden. Es ist eins von den großen bleibenden Werken, die in dem Schicksal eines einzelnen seine ganze Zeit widerspiegeln, wie wir auf dem Arbeitsfelde unsrer Literaturgeschichte nur wenige haben; getrost darf es sich mit Justis Winckelmann, mit Hayms Herder und Erich Schmidts Lessing vergleichen. — Neben Karl Fischers hier früher schon gewürdigte Mörikebiographie hat sich bald nach ihr eine zweite gestellt, die ihr in mancher Beziehung überlegen ist: Harry Maync baut in seinem **Eduard Mörike** (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 6.50) auf breiterer Basis, verfügt über eine gründlichere germanistische Schulung und urteilt mit freierem Blick für den großen Zusammenhang der Gesamtentwicklung, mit reiferer Kritik auch für die einzelnen Werke Mörikes. Doch büßt seine Darstellung darüber nichts an Intimität, Wärme und Begeisterung für den Dichter und Menschen ein. Maynes Mörike-Biographie ist ein Werk aus einem Gusse und aus einem Stil, ein kleines Kunstwerk der literarhistorischen Darstellung, die hier einmal wieder bewiesen hat, daß eine wissenschaftlich strenge Methode die volkstümliche Wirkung keineswegs auszuschließen braucht. — In einer wohlfeilen, aber durchaus würdigen Volksausgabe ist neuerdings Johannes Prölß' **Scheffel** erschienen (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.60). Die Anerkennung, mit der wir seinerzeit das erste Erscheinen dieses Buchs begrüßt haben, können wir heute nur wiederholen. Ja, der einzige Einwand, der damals an dieser Stelle erhoben wurde: die übergroße Fülle des mitgeteilten Quellenmaterials, die sich manchmal hemmend dem Verlauf der Tatsachen in den Weg stellte, ist inzwischen gegenstandslos geworden, da der Verfasser diesen Fehler selbst erkannt und durch Tilgung und Kürzung aus dem Wege geräumt hat. In der neuen Gestalt verdient deshalb das Buch um so mehr zu einem vertrauten Freunde jedes gebildeten deutschen Hauses zu werden.

Keine fortlaufende Selbstbiographie, sondern nur ein paar zerstreute Kapitel aus seinem Leben gibt uns Richard Voß in einem Büchlein, das sich **Allerlei Erlebtes** betitelt (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. 2 Mk.). Ein Märchen an Stelle eines Vorworts leitet die Plaudereien ein, ein deutsames Märchen, in dem der Leser vieles von des Dichters eignen Hoffnungen, Enttäuschungen, Freuden und Schmerzen wird erkennen dürfen. Dann folgt eine Siebenzahl von Plaudereien oder biographischen Berichten, wie man es nennen will, die von Vossens Erstlingswerken erzählen, von seinen Krankenwärtererlebnissen auf den französischen Schlachtfeldern, von seinen dramatischen Anfängen, von seinen Schreibtischen in der Villa Falconieri, in Berchtesgaden und auf der Saletalp, vom Urbild der „Alexandra“ und seinen Beziehungen zum Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der ihn zum Bibliothekar der Wartburg berief. Auch in diesen losen Sächelchen verleugnet sich der wirkungsbewußte, phantasiegesegnete Erzählungskünstler nicht, der alle seine Einfälle und Bilder glänzend zu inscenieren versteht und sich eine überraschende temperamentvolle Jugendlichkeit bewahrt hat. Selbständigen dichterischen Wert besitzt außer dem Märchen vor allem das Kapitel „Sedan“, in dem sich grandiose Lebenswahrheit mit poetischem Stimmungszauber ergreifend paart.

Für die Geschichtswerke, die sich diesmal in besonders starker Anzahl eingestellt haben, legen uns Raumrücksichten leider strengste Beschränkung auf. Wir begnügen uns deshalb, für dieses Heft nur das anzuführen, was verdient, als dauernder Besitz in eine deutsche Hausbibliothek aufgenommen zu werden, und schicken all den hier aufgeführten Werken die allgemeine Be-

merkung voraus, daß es uns nur um eine vorläufige kurze Charakteristik zu tun ist, die einen Anhalt für die Auswahl geben soll, während eine ausführliche Besprechung einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben mag. In zweiter Auflage ist Reinhold Kosers monumentales Werk über **König Friedrich den Großen** im Erscheinen begriffen (Stuttgart, J. G. Cotta; 1. Bd.). Es ist die erste und einzige volle Würdigung der fridericianischen Epoche von der Warte der modernen Zeit aus, von der Erfüllungshöhe des neu geeinten Deutschen Reiches, schöpfend aus den echtesten und ergiebigsten Quellen der preußischen Staatsarchive, getragen von einer ebenso gelehrten wie charaktervoll durchgebildeten Persönlichkeit. Die Darstellung schließt sich an die vom selben Verfasser veröffentlichte Schrift **Friedrich der Große als Kronprinz** an (ebenda). Für die neue Auflage ist selbstverständlich die ausgedehnte, zum Teil sehr wertvolle neuste Literatur benutzt. — Für die napoleonische Zeit sind von grundlegender Bedeutung des Generals de Thiébault **Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs** (drei Bände; Stuttgart, Robert Lutz). Die Empfehlung, die wir dem Werke beim Erscheinen des ersten Bands auf den Weg gegeben haben (Juliheft 1902), wiederholen wir hier: die Zeit von 1789 bis 1815 hat selten eine so intensive Beleuchtung erfahren wie bei Thiébault, der nicht bloß hinter die Coulissen der Weltgeschichte, der mit psychologischem Scharfblick auch den Menschen, die die Fäden der Weltgeschichte zogen, in die Seele geblickt hat. Namentlich für die Charakterbilder der Marschälle und Generale Napoleons liefern seine Aufzeichnungen viele neue überraschend scharfe Züge, die an Prägnanz nur gewinnen, wenn sie sich, wie das oft geschieht, in das Kleid von Anekdoten hüllen. Gut ausgewählte Bildnisse hervorragender historischer Persönlichkeiten beleben den Text. — **Graf von Goetzen,** Schlesiens tapferem Helden in der Franzosenzeit (1806 bis 1807), hat Hugo von Wiese ein literarisches Denkmal gesetzt (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn; geh. 6 Mk.), das mit Hilfe eines reichen urkundlichen Materials ein harmonisch abgerundetes Lebens- und Charakterbild auf dem weiten Hintergrunde der Zeitgeschichte gibt. Als Kämpfer, Diplomat, Organisator, Ratgeber und Generalbevollmächtigter tritt uns Graf Goetzen immer gleich lebendig entgegen. Nichts kann in der Tat die Seele mehr ergreifen als ein Rückblick auf jene Zeit der bittersten Not und der schwersten Prüfungen für Preußen; nichts aber auch unsern Stolz und unsere Dankbarkeit mehr stählen als das Andenken jener Männer, welche damals Gut und Blut, Kraft und Geist dem Vaterlande opferten. Ein Bildnis des Grafen vergegenwärtigt uns die markante Persönlichkeit; Gefechtsskizzen und ähnliches erläutern den Text. — Zwei neue großzügige Schlachtdichtungen aus Karl Bleibtreus poetischer Feder gelten **Aspern** und **Waterloo** (München, Albert Langen; Umschlagzeichnungen und Illustrationen von Eduard Thöny). Die von Bleibtreu geschaffene Gattung realistischer Kriegsepik erreicht hier wohl ihre Vollendung. Man weiß ja, daß Napoleon für Bleibtreu der Gipfel alles Genietums; so ist denn natürlich auch in „Aspern" (geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) alle seine Sympathie auf seiten des Kaisers. Ja, Aspern ist für ihn eins der glänzendsten Ruhmesblätter der napoleonischen Feldherrnkunst! Wer sich mit dieser Auffassung wenn nicht befreunden, so doch vielleicht versöhnen kann, wird die leuchtende Farbenglut, das starke Pathos weltgeschichtlicher Tragik und die prunkvolle Entfaltung kriegswissenschaftlicher Einzelkenntnisse in dieser höchst dramatischen Schlachtschilderung bewundern. Auch die Charakteristiken der Trabanten und Satelliten sind von blendender Virtuosität. Streng realistisch und doch dabei vom weltgeschichtlichen Ewigkeitsodem umwittert, wird aber namentlich Napoleons Gestalt jedem Leser unvergeßlich bleiben. Hat es Bleibtreu in „Aspern" verschmäht, das reine



Adriaan van Ostade: Zwei sitzende heitere Figuren. (Feder- und Tuschzeichnung.)
(Verkleinerte Wiedergabe aus „Handzeichnungen alter Meister". München, Vereinigte Kunstanstalten.)

dichterische Bild durch historische Nebenkritik zu beeinträchtigen, so hat er in „Waterloo“ (geh. 5 Mk., geb. Mk. 6.50), das an sich dichterisch fast noch kühner, seine originellen Ansichten kritisch zu begründen versucht. Auch hat er hier in knappem Umriß alle übrigen Schlachten der napoleonischen Eroberungsära im Rahmen eines Rückblicks eingefügt, um ein abschließendes Bild der gesamten Napoleon-Heroika zu entrollen. Doch wird das Dichterische auch hier den eigentlichen Wert bestimmen müssen. — In zehnter Auflage, aber in unveralteter Frische, in unvermindertem Gemütsreichtum erscheint das Lebensbild **Gabriele von Bülows**, der Tochter Wilhelm von Humboldts, das vielen deutschen Familien längst zu einem freundlichen Stern des Hauses geworden ist (Berlin, Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn; mit vier Bildnissen; geb. Mk. 11.50). Es fehlt diesem Lebensbilde nicht der Reiz und Glanz, den eine hohe Stellung, ein weiter Umblick auch auf den Gang der Zeitgeschichte sowie hohe Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten verleihen. Der höhere Wert liegt jedoch in dem edlen sittlichen Charakter, in der Seele dieser echt deutschen Frau. So wächst das Werk über die Bedeutung einer Lebensbeschreibung zu der eines sittlichen Erbauungs- und Erziehungsbuchs empor. — Ein längst mit Spannung erwartetes Buch ist rechtzeitig zu Weihnachten an die Öffentlichkeit getreten: der Briefwechsel zwischen **Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV.**, erläutert von Ludwig Geiger (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening). Der Herausgeber hat 27 Briefe der genialen Frau aufgefunden, die noch niemals gedruckt oder benutzt worden sind. Sie sind für die Zeit von 1840 bis 1852 von hervorragendem literarischem, künstlerischem und historischem Wert. Die Beziehungen zwischen dem allen romantischen Ideen so leicht zugänglichen König und der hochgesinnten Schönheitspriesterin, die in Goethe das Menschheitsideal erblickte, waren bisher eigentlich nur in Umrissen bekannt. Hier erst erhalten wir die ausgeführte Zeichnung dieses einzigartigen Zeitbildes: Briefe Bettines voll der herrlichsten Dithyramben einer freiheitstrunkenen Seele, historische Dokumente, die diese Briefe auch kritisch von allen Seiten beleuchten. Wir behalten uns eine eingehendere Besprechung des außerordentlich interessanten Werks vor. — **Ludolf Camphausens Leben** stellt nach seinem schriftlichen Nachlaß Anna Caspary dar (mit Bildnis; Stuttgart, J. G. Cotta): auch hier ein bedeutendes Menschenleben in ereignisreicher Zeit, an dem sich alle vaterländisch gesinnten Kreise erfreuen und erbauen werden. Im übrigen muß bemerkt werden, daß das Gewicht auf das Persönliche in dem Lebensbilde Camphausens gelegt ist, daß es der Verfasserin dagegen fernlag, die fachmännische Tätigkeit des Manns auf dem Gebiete des Handels und der Politik zu erschöpfen. Doch erweisen sich die zur Verfügung stehenden Quellen, namentlich der schriftliche Nachlaß Camphausens, so ergiebig, daß die Bedeutung dieses edlen, rastlos für Vaterland und Wissenschaft tätigen, dabei wahrhaften und bescheidenen Menschen voll und rein in die Erscheinung tritt, zumal da die Verfasserin ihn meistens selbst reden läßt. — Auch der große Schlachtendenker unsrer letzten Kriege tritt uns in dem Bande, den die Verlagshandlung von Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn (Berlin) aus seinen „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ zusammengestellt hat, vornehmlich als Mensch entgegen, da dieser uns **Moltke in seinen Briefen** zeigt (mit Bildnissen, Abbildungen, Kartenskizze und Stammbaum). Wir lernen den Feldherrn als klugen, fein und tief gebildeten, scharf beobachtenden, dabei warm und echt menschlich empfindenden Mann kennen, der mit nicht geringer schriftstellerischer Begabung die Feder führt und die Schätze seines Geistes wie seines Herzens in traulichem, ungezwungenem Verkehr vor seinen Lieben ausbreitet. Besonders die Briefe an seine Braut und spätere Gattin zeugen von tiefer Empfindung und sind nicht selten künstlerisch schön auch in der Form. Ein Lebensbild Moltkes vom Generalmajor z. D. von Schmidt, der auch die in demselben Verlage erschienenen Schriften Moltkes eingeleitet hat, geht der Briefsammlung voraus. Der wohlfeile Preis dieser hübschen und bequemen Auswahl (geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.)



Stephen Theolow: Porträt einer alten Frau.
(Rotstiftzeichnung.)
(Verkleinerte Wiedergabe aus „Handzeichnungen alter Meister“.
München, Vereinigte Kunstanstalten.)

macht jedem bürgerlichem Hause ihre Anschaffung leicht. — Gleichzeitig ist einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte **Bismarcks** in neuer Ausgabe (21 Lieferungen zu je 1 Mk.; 3 Bde. geb. 24 Mk.) auf dem Markt erschienen: die Sammlung der **Tagebuchblätter von Moritz Busch** (Leipzig, Fr. W. Grunow). Sie zeigen uns den großen Staatsmann nach unmittelbaren, sofort zu Papier gebrachten Beobachtungen und nach persönlichen Mitteilungen Bismarcks selbst; sie zeigen ihn uns Tag für Tag bei der Arbeit in der größten Zeit der neuern deutschen Geschichte, in all den wechselnden Stimmungen, in all seinen Kämpfen, in den verschiedensten Situationen, ungeschminkt, wie er seinem Vertrauten vertrauensvoll sich gab. Die Tagebuchblätter bleiben eins der schönsten und beredtesten Denkmäler, die dem Fürsten gesetzt worden sind. — Der interessanteste und gehaltreichste Beitrag zur Geschichte unsrer nationalen Einigung liegt aber in Ottokar Lorenz' Buch über **Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reichs 1866 bis 1871** vor, einer Veröffentlichung, die auf wertvollen Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner fußt und den Gang der Ereignisse vielfach in ganz neuem Lichte zeigt (Jena, Gust. Fischer; geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.). Gerade bei diesem tief einschneidenden Geschichtswerke bedauern wir es besonders schmerzlich, daß der Raum nicht gestattet, in eine nähere Kritik einzutreten. So sei vorläufig nur festgestellt, daß die Darstellung hauptsächlich aus dem Nachlaß des Herzogs Ernst II. von Koburg, aus den bisher unzugänglichen persönlichen Erinnerungen und Korrespondenzen des Großherzogs von Baden wie seiner Umgebung und aus dem wichtigen Tagebuch des Großherzogs Karl Alexander von Weimar schöpft. Auch oldenburgische und weimarische Ministerialakten sind zum ersten Male historisch ausgebeutet. Diese neuen Quellen bedingen eine von der hergebrachten vielfach abweichende Auffassung, die nicht ohne Widerspruch bleiben wird, die aber auf jeden Fall so gewichtig und bedeutsam ist, daß sie keinem sich tiefer für unsre nationale Reichsgeschichte Interessierenden unbekannt bleiben darf. — Wie zur Geschichte der napoleonischen Kriege, so hat Karl Bleibtreu neuerdings auch zur Geschichte unsres letzten großen Einigungskrieges wieder einige seiner bekannten historisch-poetischen Schlachtschilderungen beigesteuert. Ein, wie die übrigen, von Chr. Speyer flott und frisch illustriertes Bändchen: **Amiens — St. Quentin** gilt den Kämpfen der Nordarmee, die uns in plastischen Bildern lebendig werden (Stuttgart, Carl Krabbe; geh. 2 Mk.). Besonders scharf hebt sich die Gestalt Faidherbes handelnd und redend von der seines bedeutenderen Gegners Goeben ab, dessen eigenartige germanische Heldenerscheinung mit liebevollster Sorgfalt ausgemalt ist. Ein andres gleichförmig ausgestattetes Bändchen (ebenda; geb. 2 Mk.) gilt den Kämpfen um **Le Mans**. Auch hier zeichnet Beibtreu die merkwürdigen Winterschlachten in greifbarer Anschaulichkeit, um zugleich die beiderseitigen Leistungen mit möglichster Unparteilichkeit abzuwägen. Besonders die Brandenburger dürfen auf den Ruhmeskranz stolz sein, den der Verfasser ihnen flicht. Aber auch die Westfalen, Hannoveraner, Holsteiner, Hanseaten, die Mecklenburger und Thüringer Korps werden nach Verdienst gewürdigt. Immerhin aber bleibt es für viele gewiß eine mißliche Sache, wenn ein Schriftsteller an historischen Ereignissen, bei allem Verständnis für den Geist der großen Geschichte, zugleich sein Romanmütchen kühlt, wie Bleibtreu es in diesen Büchern nun einmal tut. — **Zur jüngsten deutschen Vergangenheit** betitelt sich der erste Ergänzungsband, den Karl Lamprecht zu seiner „Deutschen Geschichte" herausgegeben hat (Berlin, R. Gaertners Verlagshandlung; geh. 6 Mk., in Halbfzbd. geb. 8 Mk.). Er behandelt die geistige Kultur der letzten Jahrzehnte und gehört, für sich betrachtet, eigentlich mehr der Musik-, Literatur- und Kunstgeschichte als der politischen Geschichte zu. Feinsinnige und geistvolle, wenn auch oft sehr kühne Charakteristiken der einzelnen Künstler und Schriftsteller machen den Hauptinhalt dieses Buchs aus. Eine auffallend optimistische Anschauung über die moderne Kunst herrscht vor, die sich dann auch in den Schlußabschnitt über moderne „Weltanschauung" verpflanzt, und die ihre Begründung in der Voraussetzung eines starken nationalen Idealismus findet. Es muß im höchsten Grade fesseln und anregen, all die nervösen Stimmungen und „Reizsamkeiten" unsrer modernen Zeit mit den wissenschaftlichen Instrumenten des Historikers sondiert und mit geschultem Weitblick in den großen Zusammenhang unsrer Entwicklung, wie er sie erkannt, eingeordnet zu sehen.

An der Spitze der kunstgeschichtlichen Werke, die einer Empfehlung als Festgeschenke wert sind, verdient die neue **Geschichte der Baukunst** zu stehn, die Dr. D. Joseph, Professor an der Neuen Universität Brüssel, in dem auf architektonischem und kunstgewerblichem Gebiete weltbekannten Verlage von Bruno Heßling in Berlin herausgegeben hat. Sie umfaßt bisher zwei starke Bände von im ganzen 960 Seiten Text mit 773 Abbildungen (Preis geh. 18 Mk., geb. in Ganzleinen 20 Mk.) und reicht von den Hieroglyphentafeln Alt-Ägyptens bis auf den Klassizismus des neunzehnten Jahrhunderts. Ein dritter, abschließender Band wird die Darstellung bis auf die allerneuste Zeit fortführen. Seit Lübkes „Geschichte der Architektur", die im Jahre 1884 vom Verfasser abgeschlossen wurde, ist eine auf eignen, selbständigen Forschungen beruhende Geschichte der Baukunst nicht erschienen. Und doch ist in den zwanzig Jahren, die seitdem fast verflossen sind, an Studien, Forschungsresultaten und Entdeckungen ungemein viel Neues in unsern Gesichtskreis getreten, das bisher noch der wissenschaftlichen Verarbeitung im einzelnen wie der harmonischen Einordnung in das Gesamtbild der Kunstgeschichte harrte. Professor Joseph ist an diese ebenso schwierige wie dankenswerte Arbeit mit dem ganzen Rüstzeug des gelehrten Forschers herangetreten und hat die Früchte seiner Studien während seiner langjährigen Lehrpraxis an der Brüsseler Uni-

versität langsam reifen lassen. Dabei war sein hauptsächlichstes Augenmerk darauf gerichtet, ein Werk zu schaffen, das nicht bloß dem Gelehrten vielerlei Neues zu sagen habe, sondern das auch für die weitern Kreise der Gebildeten fruchtbar werden könnte. Nicht nur der ausübende Architekt und der fachmännische Kunsthistoriker sollte seinen unmittelbaren Nutzen daraus ziehen, auch der Kunstfreund, dem es in erster Linie um möglichst lebendige Anschaulichkeit, möglichst klare und leicht verständliche Erläuterungen, möglichst fördernde Anleitung zum ästhetischen Verständnis und Genuß zu tun ist, sollte bei der Lektüre dieses Buchs auf seine Rechnung kommen. Zweierlei, was sich in ähnlichen Werken sonst nur selten verträgt, hat der Verfasser dabei zu vereinigen gewußt: einen leichten, immer anregenden Fluß der Darstellung, der auch eine fortlaufende Lektüre zu einer Freude macht, und eine schön gegliederte, durchsichtige Übersichtlichkeit der einzelnen Abschnitte, die es dem Benutzer ermöglicht, sich schnell und zuverlässig über jedes besondere Gebiet, jede besondere Frage, jeden besondern Meister, jedes besondere irgendwie typische oder bemerkenswerte architektonische Kunstwerk zu unterrichten. So ist aus einem guten Lehrbuch für Universitäten, technische Hochschulen, Baugewerk- und Kunstgewerbeschulen zugleich ein gutes Hausbuch geworden, das ohne schönrednerische Floskeln mit knappen klaren Worten überall den Kern der Dinge herausschält. Ein reiches Bildermaterial, das nicht zum Schmuck, sondern zur Erläuterung und Veranschaulichung des Textes da ist und sich deshalb aufs engste an ihn anschmiegt, hilft dem Verfasser seine Aufgabe in idealer Weise lösen. Die Verlagshandlung hat dem Werke, namentlich in den Illustrationen, die durchweg in sehr stattlicher Größe und sauberer Ausführung wiedergegeben werden, alle nur erdenkliche Sorgfalt angedeihen lassen.

Die deutsche Kunst im 19. Jahrhundert in knappem Rahmen hat Max Osborn in derselben Sammlung („Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften"; Berlin, F. Schneider u. Co.) behandelt, der Busses Literaturgeschichte angehört. Seinen modernen Neigungen entsprechend, hat er darin der jüngsten Zeit einen besonders breiten Raum gegönnt; seine lebhafte Charakterisierungskunst kommt ihm sehr zu statten, die Überfülle der Namen zu bändigen und das Gesamtbild der Entwicklung plastisch hervortreten zu lassen. Dankbar wird es auch empfunden werden, daß Osborn fast niemals versäumt, von den bildenden Künstlern zugleich vergleichende Blicke auf die Dichtung der Zeit zu werfen und dadurch beides gegenseitig zu erhellen.

Die allgemeine Teilnahme der Gebildeten für die bildende Kunst unsrer Zeit wächst von Jahr zu Jahr. Immer wieder aber wird dabei bedauert, daß es an den rechten Führern fehle, die durch die verwirrende Fülle der oft in sich selbst noch recht unklaren Erscheinungen unsrer Tage mit sicherer Hand zu den Künstlern und Kunstwerken leiten, die einen bleibenderen Wert oder doch eine typische Bedeutung haben. Nun, dieser Führer, dieser Schatzbewahrer des Guten und Bedeutenden ist jetzt da und steht jedem Kunstfreund für einen verhältnismäßig sehr bescheidenen Preis zur Verfügung. Es ist das unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz von Max Martersteig herausgegebene **Jahrbuch der bildenden Kunst** (Berlin S.W. 48, Deutsche Jahrbuchgesellschaft; in Leinen geb., Einbandzeichnung von Emil Doeppler d. J., 8 Mk.). Dies Jahrbuch erstattet in einer Reihe von Aufsätzen Bericht über das Kunstschaffen des abgelaufenen Jahrs, nimmt Stellung zu den wichtigen Fragen der Kunstbewegung, würdigt die Schaffenden und ihre neu hervorgetretenen Werke und charakterisiert in Nekrologen zusammenfassend das Schaffen derjenigen, die im Laufe des Jahrs aus den Reihen der Lebenden abgerufen worden sind. Dabei verschmäht es ganz offen jene kühle Objektivität, die bei Erscheinungen der noch in Fluß befindlichen Gegenwart doch nur einen unnatürlichen Zwang bedeuten würde, und mißt Persönliches mit persönlichem Maßstab, persönlicher Anschauung und Kritik. Erprobte Fachschriftsteller, wie Hans Rosenhagen und Walther Gensel, bringen gedrängte Referate über die großen deutschen, englischen, französischen, italienischen, nordischen und belgischen Kunstausstellungen des letzten Jahrs; den Siebzigjährigen, einem Reinh. Begas, Meunier u. a., werden besondere Aufsätze gewidmet; Monographien über Böcklin, über den großen Spanier Zuloaga (von Hugo von Tschudi, dem Direktor der Berliner Nationalgalerie), über die Darmstädter Künstlerkolonie und die Denkmäler des Jahrs geben geschlossene Bilder aus dem modernen Kunstleben. Abhandlungen über allgemeine Fragen schließen sich an. So schreibt der Herausgeber sachkundig über die heute so viel erörterte „Erziehung zur Kunst", andre über die Rechtsverhältnisse der bildenden Künstler, über Ausstellungsfragen u. a. Ein reicher Illustrationsschmuck, darunter fünfzehn Kunstbeilagen in Heliogravüre, Lichtdruck, farbiger Lithographie usw., begleitet den Text des uns vorliegenden ersten Bands. Er übermittelt damit einerseits eine Anzahl der bedeutendsten Werke des Jahrs auch der Anschauung und gibt andrerseits aus dem vielverheißenden Gebiete der reproduzierenden Künste bemerkenswerte, die Errungenschaften und Fortschritte kennzeichnende Proben. Lenbachs Böcklinkopf, Arthur Kampfs „Dame bei der Lampe", Skarbinas „Konferenz", Sascha Schneiders „Kampf um die Wahrheit", Ludw. von Hofmanns „Dekorativer Entwurf", Kalkreuths „Etta" (Radierung), Volkmanns „Grüne Einsamkeit", Fechners „Karl Alexander von Sachsen-Weimar" verdienen wegen ihrer glänzenden Ausführung besonders hervorgehoben zu werden. Aber auch unmittelbar praktischen Zwecken dient das Jahrbuch. In seinen ausführlichen alphabetischen Verzeichnissen gibt es genaue Auskunft über die derzeitigen Organisationen, Sammlungen, Schulen der mit der Kunst verwandten Gewerbe und Industrien, vor

allem aber über die Künstler aller Gattungen in Deutschland, Östreich und der Schweiz. Der zweite Band des Jahrbuchs, der die künstlerischen Erscheinungen des Jahrs 1902 behandelt, wird schon Mitte Januar erscheinen.

Unsre Leser werden sich der feinsinnigen, anregenden Essays erinnern, welche die „Monatshefte" im vergangenen Jahre aus der Feder Prof. Dr. Oskar Bies über die Kunst des Zeichnens und die Handzeichnungen alter wie moderner Meister veröffentlichen durften. Dort wurde damals das lebhafte Bedauern ausgesprochen, daß wir im Reiche noch immer keine Publikation hätten, die die intimen Kunstschätze unsrer „Kupferstichkabinette" in würdiger Form der Kunstgemeinde zuführt. Jene Artikel mußten nach Östreich hinübergreifen und Anleihen bei dem Albertinawerk machen, um ihre Ausführungen mit dem nötigen künstlerischen Anschauungsmaterial zu begleiten. Seit kurzem ist das anders geworden, seit kurzem verfügen auch wir Reichsdeutsche über eine Publikation solcher Studienblätter und Handzeichnungen hervorragender Meister, auf die wir stolz sein dürfen. Der Verlag der Vereinigten Kunstanstalten in München (Kaulbachstr. 51a) hat begonnen, ein Mappenwerk herauszugeben, das auch den höchsten Ansprüchen gerecht wird, ja wohl alle Erwartungen übertrifft. Aus den verschiedensten Sammlungen, vorwiegend aber aus **Privatbesitz**, sollen hier in Faksimile-Reproduktionen von unveränderlichem Lichtdruck zunächst die schönsten, apartesten der kunstgeschichtlich wichtigsten **Handzeichnungen alter Meister** allgemein zugänglich gemacht werden, die bisher nur von ganz wenigen Auserwählten genossen werden konnten. Die Bilder sind mit Sachverständnis und Sorgfalt unter denjenigen Originalen ausgewählt worden, die während der letzten Jahre von der rühmlichst bekannten Münchner Kunsthandlung **Hugo Helbing** auf den Markt gebracht wurden. Die Blätter erscheinen in den Mappen nahezu in Originalgröße in schärfster, getreuster Wiedergabe. Jede Lieferung, in fein abgetönter, gediegener Halbleinenmappe, wird zwanzig Blätter sowie einen Titelbogen mit genauer Angabe der Größe, Ausführung und Beschaffenheit der Originale enthalten. Außerdem wird beabsichtigt, nach Erscheinen der ganzen Serie — zunächst sind sechs solcher Lieferungen in Aussicht genommen — einen ausführlichen Text mit kritischen Noten über die Blätter, mit biographischen Daten und systematischer Zusammenstellung nach Schulen zu veröffentlichen. Die uns vorliegende erste Lieferung des einzig dastehenden Werks schöpft aus einer inzwischen aufgelösten englischen Privatsammlung und bringt also ausnahmslos der Öffentlichkeit unbekannte Schätze. Aus der deutschen Schule begegnet uns u. a. Hans Leonhard Schäufelein (1487 bis 1540) mit einer Darstellung Christi und der schlafenden Jünger in Gethsemane; der nachgedunkelte, antiquierte Ton dieser getuschten Federzeichnung auf gelbem Grunde ist wunderbar echt getroffen. Wie fein die Unterschiede der Originaltechnik festgehalten werden können, zeigt Johannes Rottenhammers (1564 bis 1623) Zeichnung „Lot und seine Töchter", bei der die Kombination der Feder und der Tusche von der des Schäufeleinschen Blatts nur wenig, aber doch genügend abweicht, um eine interessante Variation zu ergeben. Unter den Niederländern treffen wir Ludolf Backhuysen (1631 bis 1708) mit einem salutschießenden Kriegsschiff, einem Blatt, auf dem der Sepiaton der Vorlage täuschend bewahrt geblieben ist, Karel du Jardin, Nicolaes Berchem, Cornelius Dusart und Adriaen Brouwer mit kleineren, ungemein charakteristischen Tusch-, Feder- und Sepiazeichnungen. Pieter Brueghels d. Ä. „Betender Pilger" eröffnet die Blätter der vlämischen Schule, unter deren Vertretern Peter Paul Rubens mit einem tiefsinnigen männlichen Studienkopf und mit einer grandiosen Rotstiftstudie „Moses" glänzt. Ihm reicht Anton van Dyck die Hand, der eine auf grauem Papier ausgeführte Bleistiftstudie zum Kopf eines Priesters beigesteuert hat. Zu beobachten, wie sich hier aus den roten Konturen des Kopfs die geistige Tiefe herauszuarbeiten beginnt, muß für jeden Liebhaber intimerer Kunstgenüsse einen ausgesuchten Reiz haben. Wir übergehn mehr technisch als künstlerisch interessante Blätter der venetianischen und bolognesischen Schule, um auf zwei lieblich-andächtige weibliche Studienköpfe in Kreidezeichnung von Guido Reni hinzuweisen und bei Barbieris und Domenichinos ländlichen oder biblischen Studienköpfen von neuem die verblüffende Originaltreue der Reproduktionen zu bewundern. Murillo liefert eine Studie zu einem Bettelbuben, Poussin eine Landschaft in Feder-, Bister- und Tuschzeichnung, Boucher endlich einen schwarz und rot getönten weiblichen Kopf von graziös pikan-



Sinhalesenschule.
(Aus dem Werke „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal" von Kurt Boeck. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn.)

tem Reiz. Von den Reproduktionen, die, sämtlich auf besonders ausgewählte, den Originalen möglichst gleichkommende Papiersorten gedruckt, von dem grauen Karton leicht loszulösen und in Rahmen zu spannen sind, mögen die hier wiedergegebenen eine Vorstellung verschaffen. Wer eine nähere, gleichsam persönliche Berührung mit Künstlers Hand, ein tieferes und reineres Seelenstudium seines Genius sucht, der gehe an diesem neuerschlossenen Schatzhause nicht vorüber.

Als Ergänzung zu dem vorläufig abgeschlossenen „Hausschatz moderner Kunst“ bringt die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien seit einiger Zeit in bequem zu erwerbenden Lieferungen (je fünf Blätter, Lieferung 3 Mk.) einen **Hausschatz älterer Kunst** zur Veröffentlichung, dem nichts Besseres zu wünschen wäre, als daß er seinen traulichen Namen mit Recht trüge. Denn während sich sonst ähnliche Unternehmungen meistens mit dem mechanischen Reproduktionsverfahren begnügen, bringt uns dieser „Hausschatz“ ohne Ausnahme von Künstlerhand hergestellte Stiche und Radierungen nach Gemälden alter Meister. Auch hier werden hauptsächlich unbekanntere Perlen der Malerei, wie sie sich noch immer reichlich in Privatsammlungen verbergen, ans Licht gebracht. In den seit unsrer letzten Würdigung des Unternehmens neu erschienenen Lieferungen vier bis neun sind Meister vertreten wie Rembrandt („Geldwechsler“; „Heilige Familie“), Tiepolo („Ferdinand der Katholische“), Brouwer („Der Zahnarzt auf dem Lande“; „Die drei Raucher“), Raffael („Der Traum des Ritters“), Rubens („Die Opferschau“), Murillo („Die heilige Familie“), Correggio („Leda“), Teniers, Schongauer u. a. Für den künstlerischen Wert der in Folioformat gegebenen Blätter bürgen die Namen der Stecher und Radierer: Unger, Halm, Wörnle, Groh und Bürkner.

Anstatt in Radierungen und Stichen, wie der „Hausschatz“, gibt E. A. Seemanns Sammelwerk **Alte Meister** die Edelsteine der europäischen Gemäldegalerien in farbigen Nachbildungen wieder. Einige Blätter, wie Dürers Selbstbildnis (1500) und Tizians Bella, entbehren der Leuchtkraft und wirken daher hart; weitaus die Mehrzahl aber leistet in der geschickten und geschmackvollen Farbenverwendung geradezu Glänzendes. So Liotards „Chokoladenmädchen“, das bekannte Pastell aus der Galerie in Dresden, Turners „Téméraire“, ein ganz aus Wasser, Nebelluft und kompliziertem Lichterscheinungen gewobenes Seestück, Hans Holbeins „Heilige Barbara“, Reynolds duftig hingehauchte Engelsköpfchen, Botticellis sanft-hoheitsvolle Madonna, Luinis „Vermählung der heiligen Katharina“, Fiesoles „Frauen am Grabe“, Rubens' „Jo und Argus“, sowie Landschaften von Neer, van der Veldes, Potters, Corots u. a. Die von guten kunstgeschichtlich-kritischen Erläuterungen begleiteten, leicht vom Karton zu trennenden Blätter 41 bis 80, die für sich in geschlossener Mappe unter dem Titel **Die Malerei II** ausgegeben werden, verdienen als vornehmes Geschenkwerk für kunstsinnige Häuser besonders warm empfohlen zu werden. — Derselbe Verlag (E. A. Seemann in Leipzig) gibt gleichzeitig ein andres Lieferungswerk unter dem Titel **Hundert Meister der Gegenwart** heraus, eine Sammlung von farbigen Faksimiles nach Gemälden moderner deutscher Künstler. Auch hier machen je fünf Bilder in Folio ein Heft aus (Einzelpreis des Hefts 3 Mk., in Subskription 2 Mk.). Alle deutschen Kunststätten: Berlin, München, Dresden, Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Düsseldorf, Worpswede, sollen möglichst gleichmäßig vertreten sein; von den wichtigsten und hervorragendsten Meistern der Gegenwart soll je ein Werk in Dreifarbendruck gebracht werden. Das erste Heft ist München gewidmet: von Lenbach erhalten wir einen gut gelungenen Bismarckkopf, von F. A. Kaulbach einen etwas süßlichen weiblichen Studienkopf, von Grützner einen seiner hinlänglich bekannten Falstaffs, von Leibl die köstliche à la prima-Studie „Der Zeitungsleser“, von Hans v. Bartels die in ihrer sonnigen Farbenfreude erquickenden „Holländischen Mädchen“. Heft 2 (Berlin) bringt Gemälde von Menzel, Paul Meyerheim, Hans Herrmann, Liebermann und Scarbina; Heft 3 (Karlsruhe) solche von Hein, Dill, Thoma (Kinderreigen!), Ferd. Keller und Schönleber. Zu jedem Blatte — auch hier wieder ist jedes ein-



Wallfahrer.
(Aus dem Werke „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal“ von Kurt Boeck. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn.)

zelne für sich beliebig für Mappe oder Rahmen zu verwenden — hat Fritz von Ostini einen hübschen stimmungsvollen Erläuterungstext geschrieben.

Eine äußerst verdienstliche Unternehmung ist die Herausgabe der **Dekorativen und monumentalen Malereien zeitgenössischer Meister**, die wir dem Kunstmaler Egon Hessling verdanken (Berlin S.W., Bruno Hessling). Wer an der Malerei der Gegenwart die Verzettelung an oft gar zu belanglosen Kleinkram, namentlich auf dem Gebiete der dekorativen Kunst, beklagt, der wird diese in Großfolioformat auftretende, in jeder Beziehung höchst vornehme Publikation besonders freudig aufnehmen. Denn der geschmackvolle Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, nur wirklich hervorragende Arbeiten des In- und Auslands zu sammeln, Arbeiten, die sich organisch ihren Zwecken anpassen, ohne dabei ihre Großzügigkeit zu verlieren. So gibt er uns in den bisher erschienenen zwei Lieferungen achtundvierzig Lichtdrucktafeln nach photographischen Aufnahmen von dekorativen Gemälden Friedrich Geselschaps, Arthur Fitgers, Anton v. Werners, Woldemar Friedrichs, Hans Thomas, Sascha Schneiders, Wilhelm Volz', Hermann Prells u. a., wie sie im Reichsbankgebäude und in der Ruhmeshalle zu Berlin, im Residenzschloß zu Meiningen, im Reichsgerichtsgebäude zu Leipzig, im Rathaus zu Hildesheim, im Deutschen Buchgewerbehaus zu Leipzig, in verschiedenen großstädtischen Restaurants und Kaffeehäusern und anderswo zur Ausführung gekommen sind. Die Idee, ein möglichst umfassendes Gesamtbild unsrer heutigen Monumentalmalerei zu bieten, dabei aber alles das auszuscheiden, was nicht im strengsten künstlerischen Sinne des Wortes dekorativ gedacht und ausgeführt ist, wird hier in vorbildlicher Weise verwirklicht werden. Die oben angeführten Beispiele zeigen außerdem, daß Hessling es vortrefflich verstanden hat, den verschiedenartigsten Richtungen und Anschauungen der modernen, seit Puvis de Chavannes wieder neu belebten dekorativen Monumentalmalerei gerecht zu werden. Der Architekt wie der für große Kunst interessierte gebildete Laie wird von diesen Mustertafeln ebensoviel künstlerische Freude wie künstlerische Anregung empfangen. Die Prellschen Gemälde aus dem Hildesheimer Rathaus, die, dank einem glücklichen Zufall, an andrer Stelle gerade dieses Hefts zur Wiedergabe kommen, mögen dem Leser einen Begriff geben, um was für imposante Gemälde es sich hier durchweg handelt.

Von allen Künstlern der Gegenwart ist **Max Klinger** wenn nicht der phantasievollste und gedankenreichste, so doch der vielseitigste und schaffensfröhlichste. Um ihn zu verstehn, braucht es deshalb aber auch bei ihm einer besonders innigen Versenkung in seine Persönlichkeit, einer gewissen Vertrautheit mit seinen malerischen und bildnerischen Werken. Dieses notwendige Verständnis des Künstlers in allen kunstfreundlichen Kreisen zu fördern, ist die Aufgabe, die sich eine im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienene Kunstmappe gesetzt hat (6 Mk.). Sie bringt in meisterhaften Holzschnitten die Hauptwerke Klingers, die plastischen wie die Gemälde, von dem liebenswürdigen Jugendwerk „Der Abend“ an bis zur jüngsten seiner Schöpfungen, dem vielumstrittenen Beethoven, der gleichsam die Summe von Klingers bildhauerischem Schaffen zieht. Auch die Gemälde „Urteil des Paris“ wie „Christus im Olymp“, die Büsten „Salome“, „Kassandra“ und „Elsa Asenijeff“ sind vertreten, ebenso die Marmorstatuen des badenden und des kauernden Mädchens, sowie die Amphitrite, weibliche Akte von wunderbarer Lebensfülle und gedankenvoller Tiefe. Eine Einführung in Klingers Kunst ist auch kritisch so gehaltvoll, daß ihr Verfasser sich getrost hätte nennen dürfen. — Dem letzten großen Werke des Künstlers allein, **Max Klingers Beethoven**, gilt eine Studie, die seine meisterhaft von ihm porträtierte Freundin, die russische Schriftstellerin Elsa Asenijeff veröffentlicht hat (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.; geb. 20 Mk.). Das reich mit kostbaren Heliogravüren und vielen Textabbildungen des Kunstwerks in seinen verschiedenen Entwicklungsphasen und Details ausgestattete Buch legt das Hauptgewicht auf das Kunsttechnische beim Entstehen und Vollenden des Werks. In dieser Beziehung steht die Studie, die augenscheinlich vom Künstler selbst inspiriert ist, einzigartig da. Bei der dramatisch gesteigerten Schilderung des Bronzegusses durch die „verlorene Form“, diese äußerst selten geübte, höchst merkwürdige Technik, glaubt man fast Schillers „Glocke“ in modern-realistischer Form lebendig werden zu sehen. Allein um dieses Abschnitts willen verdient die Schrift die höchste Beachtung. Nirgend lernen wir so mit der Seele des Künstlers hoffen, sehnen, bangen, fürchten und endlich jubeln wie in solcher „Atelierstudie“, die doch keineswegs an der Oberfläche haften bleibt, sondern recht eigentlich in das Innere und Persönlichste des Kunstwerks dringt. In der Kunstgeschichte wird diese Publikation dauernden Wert behalten; den Laien wird sie packen und fesseln.

Mit Klingers Beethoven konnte sich im vergangenen Jahre an allgemeinem künstlerischem Interesse nur noch die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie messen. So viel Verfehltes und Unreifes sie auch aufzuweisen gehabt haben mag, heute wird kein Vorurteilsloser mehr im Zweifel darüber sein, daß ihr eine epochemachende Bedeutung zukommt, und daß die Kunstgeschichte sie dereinst im Guten wie im Bösen als einen Markstein in ihrer Entwicklung betrachten wird. Für das moderne Kunstgewerbe namentlich gab es bisher auf deutschem Boden noch nichts, das sich mit ihren Anregungen und Darbietungen vergleichen könnte. Der Verlag von Alexander Koch in Darmstadt hat sich deshalb kein geringes Verdienst erworben, wenn er der denkwürdigen Ausstellung ein literarisches Denkmal in Gestalt einer schönen, ebenso kostbaren wie umfassenden Publikation gesetzt hat. Nach Gebühr trägt diese Veröffentlichung, ein Muster in typographischer, textlicher und illustrativer Beziehung, den Titel: **Groß-**

Herzog Ernst Ludwig und die Darmstädter Künstlerkolonie (Darmstadt, Alexander Koch; Preis 36 Mk.). Denn die edle Freigebigkeit und mutige Entschlossenheit dieses Fürsten hat das wesentliche Verdienst, daß, wie jenes auf der Mathildenhöhe, so nun auch dieses literarische „Dokument deutscher Kunst" zu stande gekommen ist. Doch geht die Bedeutung des Werks über den Zweck einer Huldigung weit hinaus. Alles, was in Darmstadt gewollt, erstrebt und erreicht worden ist, spiegelt sich in diesem Bande, der auch äußerlich in seiner vornehm-geschmackvollen Erscheinung seiner repräsentativen Aufgabe voll entspricht. In seinem sattblauen Satineinband mit goldgeprägter Hochreliefplatte, geschmückt mit vierhundert, zum Teil farbigen Illustrationen und Kunstbeilagen, wird dieses Werk auch für die Zukunft von der festlichen, erhobenen Stimmung zeugen, von der das Darmstädter Unternehmen getragen wurde. Plan, Entstehung, Entwicklung, Einrichtung, Ausgestaltung und leider auch der vorzeitige Verfall der denkwürdigen Veranstaltung tritt dem Leser und Betrachter aus diesen Blättern in lebendigster Anschaulichkeit entgegen. Ein Vorwort des Herausgebers Alexander Koch, der sich durch seine energische Stellungnahme für die modernen Kunstbestrebungen mancherlei Verdienste erworben und besonders der Darmstädter Bewegung von den ersten Anfängen an seine opferbereite Unterstützung geliehen, sowie eine Huldigung an den hohen Schutzherrn leiten das Ganze ein. Dann wird die Entstehung der Künstlerkolonie in allen ihren Phasen geschildert, wobei die mitgeteilten Festdichtungen ein Bild von der freudigen, weihevollen Stimmung geben, mit der man ans Werk ging; der Hauptinhalt aber gilt textlich sowohl wie illustrativ den einzelnen Künstlern und ihren Schöpfungen. Bis ins einzelnste werden diese vorgeführt, besprochen und gewürdigt. Keineswegs immer nur in panegyrischen Lobeshymnen, sondern oft unter ernster, strenger Kritik. Und darin liegt der bleibende kulturgeschichtliche Wert dieser Publikation: über den Kreis der „Darmstädter" hinaus greift sie in alle Gebiete des modernen Kunstgewerbes hinüber und gibt so eine im guten wie im schlechten Sinne umfassende Mustersammlung seiner Erzeugnisse. Gewiß wird die Zeit noch viel Spreu vom Weizen sondern, aber verloren gehn können die in Darmstadt gewonnenen Kunstformen und Kunstbekenntnisse nicht; die Zukunft wird auf ihnen weiter bauen, wie schon heute unser Geschmack tausendfach aus ihnen schöpft und sich nach ihnen bildet. Namentlich für moderne Wohnungseinrichtungen bietet das Kochsche Buch Anregungen in schier unerschöpflicher Fülle, praktische Anregungen, die in dem Werke selbst durch gediegene kunstwissenschaftliche und ästhetische Abhandlungen theoretisch vertieft werden (Kurt Breysig: „Kunst und Leben!"). Das feiertägliche Bild der Kunst, wie es in den Frühlings- und Sommertagen des Jahres 1901 auf der Mathildenhöhe erglänzte, ist in Wirklichkeit wohl dahin; in diesem „Dokument deutscher Kunst" aber ist es der Idee nach festgehalten, so getreu und vielseitig wie nur möglich, und wer nach einer lebendigen Erinnerung an das Darmstadt der Künstlerkolonie verlangt, oder wem es nicht vergönnt war, diese selbst zu schauen, der genieße sie nun wenigstens im Abglanz dieser prächtigen Publikation.

Für die Reisewerke, soweit sie in festlichem Gewande erschienen und also zu Geschenken besonders geeignet sind, läßt uns der Raum nur noch die Möglichkeit ganz kurzer Notizen. Wir halten deshalb besonders scharfe Auslese und führen nur die wichtigsten und wertvollsten Erscheinungen auf, um im Zusammenhang mit andern auch auf diese im nächsten Heft noch zurückzukommen. **Von Innsbruck nach Kufstein** betitelt sich die Wanderung durch das Unter-Inntal, die Rudolf Greinz, der Tiroler Dichter, mit poesievollen Farben schildert (Folioformat; mit zwölf Charakterköpfen nach Zeichnungen von Eduard Grützner und zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ludwig Stirner; 152 S.; eleg. geb. 10 Mk.; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der gründliche Kenner des Lands geht an keiner Naturschönheit, an keinem Denkmal der Kunst, an keiner geschichtlichen Erinnerung achtlos vorüber. Seine Schilderungen spinnen sich oft zu novellistischen Bildern aus, die den gewandten Erzähler verraten. Was Greinz mit begeisternden Worten preist, führt uns sein Reisegefährte Stirner in künstlerisch empfundenen und wirkenden Naturaufnahmen vor Augen, während Grützner aus seinen Studienmappen ein Dutzend prächtiger ernster und humorvoller Charakterbilder beigesteuert hat. — Die jüngste ethnographische Publikation des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien gilt **Australien, Ozeanien und den Polarländern** (2. Auflage; mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck; in Halbleder geb. 17 Mk.). Wie in dem umgearbeiteten, kürzlich hier besprochenen Afrikabande der „Allgemeinen Länderkunde", so bewährt sich auch in dieser Neubearbeitung die neue Anordnung des Stoffs ganz vorzüglich. Nach der Erforschungsgeschichte, welche die naturgemäße Einleitung bildet, folgt eine allgemeine Übersicht, der sich die Behandlung der geographischen Einzelgebiete — hierin liegt das Kennzeichnende der Bearbeitung — nach Bodengestalt und Gewässer, Klima, Pflanzen- und Tierwelt und gegebenen Falls auch noch politischen oder wirtschaftlichen Gesichtspunkten anschließt. Der Hauptteil des Buchs, nämlich Australien und Ozeanien, ist von Prof. Wilh. Sievers bearbeitet, die Darstellung der Polarländer von dem Breslauer Zoologen Willy Kükenthal, der als ausgezeichneter Kenner der polaren Tierwelt bekannt ist und sich seine Kenntnisse auf eignen Reisen erworben hat. Ein Gesamtbild der Polarländer (Arktis und Antarktis) zu geben, muß als besonders glücklicher Gedanke bezeichnet werden. Daß Bilder, Karten und Farbentafeln von höchster Vollendung sind, versteht sich bei einem Werke des Bibliographischen Instituts von selbst. — **Durch Indien ins verschlossene Land Nepal**

führen die ethnographischen und photographischen Studienblätter, die Dr. Kurt Boeck im Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn (Leipzig) veröffentlicht. Nicht weniger als viermal hat der Verfasser Indien durchkreuzt, um dieses an Wundern der Kultur so überreiche, an Völkerschaften so bunte und mannigfaltige Riesen- und Rätselreich gründlich zu durchforschen. Den stolzen, 1890 noch als unnahbar verschrieenen Hochgebirgswildnissen des innern Himalaja galt sein erster Ansturm; in dem Stromgebiete des Ganges und Indus, wo sich das Volksleben der Hindus in Stadt und Land am regsten entfaltet, bewegte sich seine zweite Reise (1893); zwei Jahre später widmete er sich im südlichen Indien vornehmlich der Erforschung der Religions- und Lebensverhältnisse, die ihm nunmehr ihre bis dahin neidisch bewahrten Geheimnisse enthüllten. Nepal jedoch, dies von den Engländern tatsächlich noch unabhängige Königreich, verschloß dem Forscher noch seine Reize. Erst 1898 tat es sich ihm mit all seinen Wundern auf. Hier nun gibt Boeck Bericht davon. Nicht in Gestalt eines pedantischen Reisetagebuchs oder einer streng wissenschaftlichen Abhandlung, sondern in Form eines unterhaltsamen Spaziergangs durch die wichtigsten Gebiete Indiens, vom Süden Ceylons bis ins Herz Nepals, bietet er uns Erlebnisse und Beobachtungen in buntem Wechsel, auf Schritt und Tritt von photographischen Aufnahmen der allerverschiedensten Art unterstützt, die sein Apparat unterwegs aufgefangen hat (mit 36 Separatbildern, einem Panorama, einer Kartenskizze und 240 Abbildungen; 340 S.; eleg. geb. 10 Mk.). Das Werk, aus dem wir als Kostproben einige Abbildungen wiedergeben, sei allen Freunden ethnographischer Lektüre aufs wärmste empfohlen. — Mit dem Zeichenstift des Malers zaubert uns die Wunder der fernen Gangesländer ein junger Künstler vor Augen, wenn er uns an seinen Fahrten **Durch den indischen Archipel** teilnehmen läßt. Nicht auf dem Text, der mehr plaudert als beschreibt und schildert, mehr Eindrücken als Beobachtungen Worte leiht, liegt hier der Nachdruck, sondern auf der reichen, bunten Fülle von Bildern, die sämtlich nach Originalzeichnungen des Autors, Hugo V. Pedersen, hergestellt sind (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; Folioformat; mit etwa 150 Abbildungen und 8 farbigen, auf Karton geklebten Einschaltbildern; eleg. in Goldpressung geb. 25 Mk.). Pedersen ist in Indien heimisch, als wäre es ihm von Jugend auf vertraut; namentlich in Singapore und in Penang hat er die Volkstypen in ihrem tiefsten Charakter ausgeschöpft. Aber auch Java, dem „Paradiese des Ostens", verdankt er eine Reihe höchst interessanter Skizzen. Er bereiste die ganze Insel kreuz und quer und zeichnete und malte alles, was die weltberühmten Tempel, die Fürstenpaläste mit ihrem Hofstaat, die Vulkane und das bunte Volksleben irgend an Motiven boten. Auch in Siam erschloß ihm Fleiß und Fürstengunst die genauste Kenntnis des Volks und Lands. Pedersen verfügt über eine außerordentlich feine und intime Auffassung seiner künstlerischen Objekte, besonders wo es gilt, bewegte Volksscenen, wie sie die Photographie selten oder nie festzustellen vermag, aufs Papier zu bringen. Die farbigen Volkstypen sind Muster ihrer Art. Aber auch im Landschaftlichen offenbart sich die sichere Künstlerhand. — Zum Schluß möchten wir wiederholt auf das große populäre Werk **Weltall und Menschheit** verweisen, das seit unsrer letzten ausführlichen Besprechung (im Septemberheft) um ein gutes Stück vorwärts gerückt ist (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.; Lieferung 1 bis 14; vollständig in 100 Lieferungen zu je 60 Pf.; mit 2000 Illustrationen). In den letzten Lieferungen dieser ausschließlich von wissenschaftlichen Fachmännern bearbeiteten Geschichte der „Naturwunder und Menschenwerke" fallen besonders wirksam die Beschreibungen und Abbildungen aus der Welt der Bergwerke auf. Aber auch schwierigere Abschnitte, wie die über Wetterkunde, wissen — besser als der zum Teil etwas nüchterne Text — die vorzüglichen Abbildungen lehr- und genußreich zu veranschaulichen.

F. D.

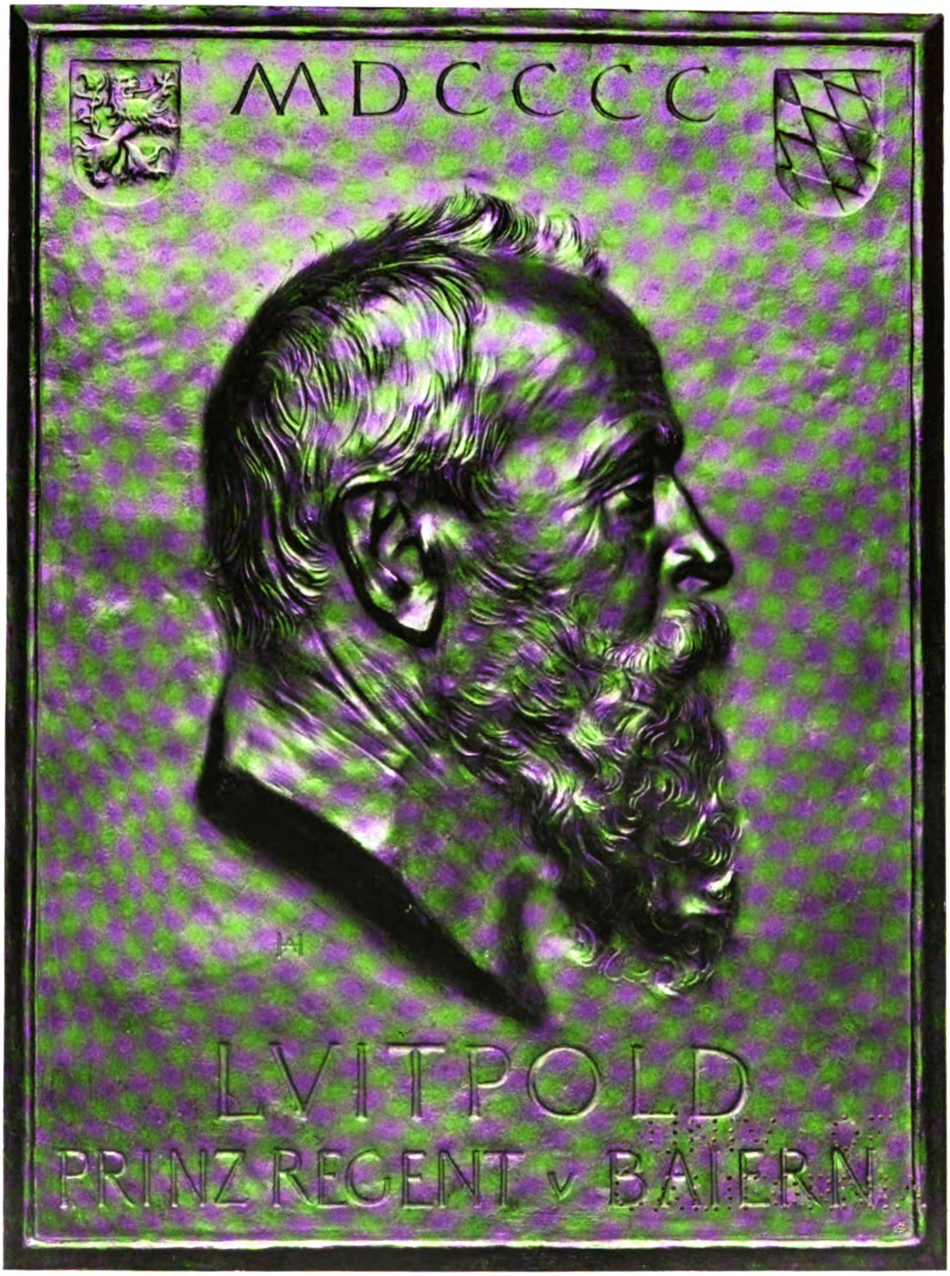
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

Berichtigung des unvollständigen Druckes der Karte zu dem Artikel
„Vom Bosporus bis zum Persischen Meerbusen"
von Heinz Krieger auf Seite 209 des November-Heftes.



Die Anatolischen Bahnen und die Trace der Baghdadbahn.



Prinzregent Luitpold von Bayern. (Bronzeplakette.)

Zu Fuchs: Adolf Hildebrand.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig

XCIII. Band
Heft 556

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Januar
1903

Moralische Unmöglichkeiten

Novelle

von

Paul Heyse

I.

Es war zu Anfang der neunziger Jahre. An einem nachsommerlich warmen Oktoberabend rollte ein etwas klappriger alter Jagdwagen, von zwei derben Braunen gezogen, auf der gutgehaltenen Chaussee dahin, die vom Bahnhof der kleinen Station nach dem märkischen Landstädtchen führte. Der schwere Hufschlag der Pferde, denen man es ansah, daß sie häufiger vorm Pfluge durch zähe Schollen stampften, als zu Spazierfahrten sich brauchen ließen, schreckte die Krähen auf, die zwischen den roten Fruchtbüscheln der Ebereschen rechts und links von der Fahrstraße saßen. Sie flogen kreischend hoch in die Luft und steuerten in dunkelm Schwarm dem schwarzen Kirchturm zu, der über den niedrigen Ziegeldächern des kleinen Ortes fast an den tief herabhängenden grauen Himmel zu reichen schien.

Eine müde, trübe Stimmung lagerte über der weiten Gegend, jenes verdrossene, weinerliche Zucken unter der Wolkenwimper, das dem Regen voranzugehen pflegt. Wirklich fielen auch einzelne dicke Tropfen, aber ein frischer Windhauch fegte die Luft wieder rein, und der alte Bediente in der verschossenen grauen Livree, der hinten im Wagen saß neben einem eleganten Lederkoffer und einer großen flachen Kiste, die ein Bild zu enthalten schien, klappte den großen Regenschirm, den er schon aufgespannt hatte, brummend wieder zusammen.

Die beiden Herren, die vorn auf dem Kutschersitz saßen, schienen mit ihren Gedanken zu sehr beschäftigt zu sein, um auf das Wetter zu achten. Der ältere, der die Zügel führte, ein hoher blonder Mann, dessen gewaltige Gliedmaßen in einer schlichten Jägerkleidung steckten, einer gelben, mit Schnüren versehenen und mit Pelz verbrämten Pekesche, hatte eine verregnete, gelbe Mütze auf dem schon angegrauten kurzen Haar, an den Füßen hohe Stiefel, die auf einen Landwirt deuteten. Aus dem luftgeröteten, gutmütigen Gesicht, das ein kleiner Backenbart einrahmte, blickten helle graue Äugelchen vergnügt und wohlwollend in die Welt, und wenn der derbe Mund lächelte, kamen zwei Reihen breiter, tadelloser Zähne zum Vorschein, die den sechzigjährigen Mann jünger als seine Jahre erscheinen ließen.

Der junge Herr zu seiner Linken war von sehr anderem Schlage. Nichts an ihm verriet, daß auch er das Blut eines märkischen Junkers in den Adern hatte. Er war sehr brünett, von einer zarten, bleichen Gesichtsfarbe, die Züge nicht regelmäßig,

aber sehr gewinnend durch den Ausdruck geistigen Adels und einer stillen Heiterkeit, die ihm besonders aus den schönen braunen Augen leuchtete. Er trug einen Anzug nach dem neuesten Schnitt, doch ohne allen geckenhaften Anstrich, einen leichten Mantel um die Schultern geschlagen, auf der hohen Stirn einen weichen Filzhut. Mit einem seltsamen Ausdruck von sinniger Versunkenheit saß er da, die Augen still in die Ferne gerichtet, zuweilen leicht die Stirn runzelnd, wenn die Pferde ihm allzu träge vorwärts trotteten, während sein behaglicher Nebenmann, um das phlegmatische Zweigespann aufzumuntern, kaum einmal die Peitsche durch die Luft klatschen ließ.

Nun wandte sich der Alte zu seinem jungen Gefährten und sagte mit einem herzlichen Ton: „Jetzt laß dich aber erst noch einmal willkommen heißen, lieber Sohn. Auf dem Bahnhof, da der Zug nur eine Minute hielt, hatte man ja nur eben Zeit, dich selbst und dein Gepäck auszuladen. Es ist noch eine besondere Gnade, daß der Personenzug überhaupt hier anhält. Schnellzüge erweisen unserm Nest überhaupt nicht diese Ehre, na, und warum auch? Daß unsereins sich aufrafft, in Berlin nachzusehen, ob der Große Kurfürst noch fest im Sattel sitzt, geschieht alle Jubeljahre einmal. Wir machen da auch keine sonderliche Figur, verbauert, wie wir sind. Du mußt es auch gemerkt haben, als du im März uns kennen lerntest. Für Luitgarde hatte die Mama ja eine Schneiderin aus Berlin kommen lassen, um ihr ein halb Dutzend Ball- und Dinerkleider zaubern zu lassen, na, das glückte ja denn auch, sollt' ich denken. Aber ich, mit meinem vierundzwanzig Jahre alten Hochzeitsfrack —" Er lachte gutmütig mit seinem dröhnenden Baß.

Sein junger Nachbar schien all diese Worte kaum gehört zu haben. „Wie geht es Mama?" fragte er plötzlich, immer wie abwesend vor sich hinblickend. „Und was macht Luitgarde?"

„Luitgarde? Die hätte dich natürlich am liebsten mit mir von der Bahn abgeholt. Aber die Mama erlaubte es nicht, obwohl das Mädel sie sogar mit Tränen darum bestürmte. Eure Verlobung ist ja noch nicht proklamiert, und die Mama — mein kleiner Napoleon, wie ich sie nenne —, du weißt ja, daß sie immer ihren Willen durchsetzt, damals in Berlin, als sie sich durch nichts bewegen ließ, noch einen Tag zuzugeben, und jetzt wieder — na, es hat ja was für sich. So ein Liebespaar, das sich angesichts aller Commis Voyageurs auf einem Bahnhof um den Hals fällt — oder sich's verkneifen muß — in einer halben Stunde habt ihr's ja gemütlicher! — Aber, was ich sagen wollte: so hübsch es ist, daß wir dem Herrn Regierungsassessor einen Tag früher zu seiner Würde gratulieren können — eigentlich haben wir dich, nach deinem Telegramm, erst morgen abend erwartet. Nun findest du uns heute nicht allein. Unsern alten Pastor mit seinem Sohn, dem Kandidaten, hatten wir schon eingeladen und konnten's, als du dich früher anmeldetest, nicht auf morgen verschieben. Morgen ist Sonnabend, der junge Mann soll am nächsten Sonntag seine Probepredigt halten, er wird dem Alten im Dienst folgen, da es mit dem Siebziger nachgerade wacklig steht. Nun ist der Sohn ein bißchen sehr streng in seinen Grundsätzen und behauptet, den Abend, bevor er die Kanzel besteigen soll, dürfe er sich keine gesellige Zerstreuung erlauben. Sein Vater war darin anders. Wenn der seine Predigt konzipiert hatte, konnte man ihn zu einem Robber Whist und einem Glas Punsch ohne Schwierigkeit herüberholen. Na, sie werden sich ja beizeiten empfehlen. Dann kannst du dich von deinem Schätzchen noch lang genug ins Gebet nehmen lassen, ob du ihr auch in dem heißen Sommer immer treu geblieben bist, hahaha!"

Er lachte wieder sein behagliches Lachen und trieb dann die Pferde zum erstenmal mit einem sausenden Peitschenschlag an. Denn jetzt hatten sie das Städtchen erreicht, fuhren aber nicht hindurch, sondern bogen seitwärts in eine Vicinalstraße ein, die nach dem Gute führte. Hier rollte der Wagen nicht so glatt dahin wie bisher, der Fahrdamm war an vielen Stellen höckerig und mit scharfen Steinen durchsetzt, in den Löchern dazwischen stand das Wasser vom Regen der letzten Nacht in breiten Lachen, der Wagen wurde unsanft hin und her gerüttelt, und die Pferde kamen mühsamer vorwärts.

„Hier siehst du, lieber Achim," sagte der alte Herr mit einem verlegenen Auflachen,

„daß die Regierungsweisheit meines kleinen Napoleon nicht unfehlbar ist. Diese Straße hätte längst einer gründlichen Reparatur bedurft, deren Kosten die Gutsherrschaft und die Dorfgemeinde zu gleichen Teilen zu tragen verpflichtet waren. Meine Bauern aber, obwohl sie die meisten Fuhren nach der Station machen, haben sich in den Kopf gesetzt, die Straße wäre herrschaftlich, und wollen keinen Pfennig dazu geben. Napoleon aber besteht auf seinem Schein. Du mußt nicht glauben, lieber Sohn, die Mama tue es aus Geiz. Wenn die Gemeinde beherzigte, was die Gutsherrin an Wohltaten ihr alles erwiesen hat, das Krankenhaus, die neue Schule, die Restauration der Kirche, würde sie sich schämen, gegen den Stachel zu löcken und das Recht zu bestreiten, das offenbar auf unserer Seite ist. Ich, als Napoleons erster Minister — haha! Du hast wohl schon gemerkt, daß ich unterm Pantoffel stehe? Na, er drückt mich nicht, und da die gute Mama sonst so viel entbehren muß durch ihr Gebrechen, kann man's ihr ja gönnen, daß sie von ihrem Fauteuil aus ihr ganzes Reich stramm regiert — aber, wie gesagt, ich hätte die Kosten des Straßenbaues gern aus eigener Tasche getragen — 's ist kein Pläsier, sich so die Seele aus dem Leib schütteln zu lassen — indessen: ce que femme veut — Vielleicht hast du einmal mehr Einfluß als dein alter Schwiegerpapa.

* *
*

Der Schwiegersohn erwiderte nichts hierauf. Vielleicht hatte er auch diese lange Rede nur mit halbem Ohr angehört, ganz in seine ungeduldige Sehnsucht versunken. Vielleicht trug er Bedenken, dem treuherzigen alten Herrn zu gestehen, daß er nicht die geringste Hoffnung hege, bei der gestrengen Schwiegermama jemals etwas zu erreichen, was ihr gegen den Sinn ging.

Er war als der Sohn eines Gutsnachbarn, des Herrn Joachim von Blankenhagen, auf dem väterlichen Gut, anderthalb Stunden von Klein-Malchow, das seiner künftigen Schwiegermutter gehörte, aufgewachsen, bis in sein neuntes Jahr. Doch hatten seine Eltern mit den Benkendorfs keinen nachbarlichen Verkehr unterhalten. Eine alte Feindschaft schien dazwischen zu liegen. Dann, als Achims schöne Mutter, eine westfälische Baronin, in der Blüte ihrer Jahre gestorben war, hatte der Vater den verwaisten Knaben nach Berlin in eine Pension getan, zu einem Gymnasiallehrer und seiner guten, verständigen Frau, wo noch einige Kameraden des jungen Schülers neben ihm erzogen wurden. Nach einigen Jahren war auch Herr Joachim zu seinen Vätern und der geliebten, ihm vorangegangenen Frau versammelt worden. Ein Oheim hatte die Vormundschaft über den Knaben geführt, das Gut war verpachtet worden. Doch hatte Achim, dessen Herz heimlich mit großer Treue an den Stätten hing, die seine Kindheitserinnerungen bevölkerten, nur selten Erlaubnis erhalten, einen Ferienausflug „nach Hause“, wie er es nannte, zu machen. Die fremden Gesichter, denen er dort begegnete, und diejenigen, die er nicht mehr sah, trübten ihm die Freude an den heimatlichen Feldern und Wäldern, so daß er, da er auf die Universität gekommen war, überhaupt nicht mehr in die Heimat zurückverlangte, die ihm nicht mehr heimlich war.

Bei jenen seltenen Besuchen war es nie dazu gekommen, daß er die Bewohner von Klein-Malchow kennen lernte. Der Pächter hatte keine Veranlassung, mit ihnen zu verkehren. Wurde ja einmal der Name genannt, so erfuhr Achim weiter nichts, als daß der Gutsherr ein freundlicher Herr, seine Gemahlin eine gerechte, aber strenge Dame sei. Von den beiden Kindern, die dieser Ehe entsprossen, war das ältere, ein Knabe, durch einen Unfall früh aus dem Leben geschieden; die kleine Schwester werde einmal eine gute Partie sein.

Dies konnte freilich kein Beweggrund für den jungen Sekundaner sein, die Bekanntschaft Fräulein Luitgarde von Benkendorfs zu suchen. Ein einziges Mal hatte ihn sein Herumstreifen auf der Vogeljagd ganz nah an den Park des Nachbargutes geführt, dem sein Vater beharrlich fern geblieben war. Er hatte mit einer etwas beklommenen Neugier sich eine Strecke weit hineingewagt und zuletzt durch die dünnen Erlen- und Weidenstämmchen ein weißes Kleid schimmern sehen und ein kindlich helles Lachen erklingen hören, dazwischen eine ältere Frauenstimme

in einer fremden Sprache. Gleich darauf hatte sich das Paar zum Rückweg nach dem Schlößchen gewendet, wie das Herrenhaus von Klein-Malchow in der ganzen Gegend genannt wurde, und dem jungen Nachbarn war von der Erscheinung nur ein zarter Eindruck geblieben, ein blonder Lockenkopf, eine silberne Mädchenstimme, zu traumhaft, um lange in seinem Gedächtnis zu haften.

Dann hatte er, halb widerwillig, da seine angeborene Neigung dahin ging, Landwirt zu werden, sein juristisches Studium auf verschiedenen Universitäten absolviert, zuletzt in Berlin, wo er denn auch blieb, um seine Examina zu bestehen.

Er war einer jener seltenen Menschen, die das zweifelhafte Glück, keinen Feind zu haben, nicht durch Unbedeutendheit oder schwächliche sogenannte Liebenswürdigkeit gegen jedermann erkaufen. Schon seine Schulkameraden hatten das dunkle Gefühl, daß er von einem eigenen, still auf sich beruhenden Charakter war, dem sie weder mit Schmeicheln noch mit Feindseligkeit etwas abgewinnen konnten. Nicht daß er sich spröde von ihnen fern hielt oder sie seine Überlegenheit fühlen ließ. Doch obwohl er an all ihrem übermütigen und zuweilen selbst possenhaften Treiben teilnahm, war es doch immer, als bliebe um ihn her ein leerer Raum, der ihn von den Gefährten trennte.

Das wurde auch nicht anders, als er auf die Universität gekommen war. Er fand bald unter den Kommilitonen, die sich gleich ihm von den studentischen Verbindungen fern hielten, Gesellen, die ihn hochachteten und von der eigentümlichen Mischung seiner Natur, einer fast weiblichen Zartheit der Empfindung und stählernen Energie des Geistes und Charakters, angezogen wurden, ohne sich über den Grund seines Einflusses so recht klar zu werden. Doch eigentliche Herzensfreunde fand er auch hier nicht, obwohl er von jedem, der ihn suchte oder seine Hilfe in Anspruch nahm, zu finden war und mit seinem reichen Wechsel in aller Stille viele sich verpflichtete. Trotzdem galt er für eine kühle Natur, und man verdachte ihm seinen Hang zur Einsamkeit, soviel er sich Mühe gab, ihn zu verbergen.

Er selbst erkannte, daß seine Schwerblütigkeit ihm die Kunst, das Leben unbedenklich zu genießen, unmöglich mache. Anderen gegenüber hütete er sich sorgfältig, den Pedanten zu spielen und ihnen die Gesinnungsstrenge, die ihn selbst beseelte, aufzudrängen. In seinem eigenen Tun und Treiben war er unerbittlich bemüht, auch das Geringste zu meiden, was den Einklang seiner Empfindung gestört, ihn vor seinem innern Gefühl beschämt hätte. Da er aber wußte, daß ein junger Mensch, der über gewisse sittliche Verirrungen nicht ein oder beide Augen zudrücken kann, für einen sonderbaren Schwärmer gehalten wird, so blieb er der jungen Gesellschaft gewöhnlich fern und verkehrte lieber in einigen Häusern, wo er ältere Männer und Frauen fand, die den feinen, ernsten, geistvollen Studenten gern als einen stets willkommenen Hausfreund begrüßten.

Auch die jungen Mädchen ließen ihn merken, daß es nur an ihm gelegen hätte, sehr in Gunst bei ihnen zu kommen, da die ritterliche Art, mit der er sie behandelte, ihnen schmeichelhafter erschien als das landübliche Courmachen der studierenden Jugend. Da es aber bei dieser zartsinnigen Huldigung blieb, hielten sie ihn am Ende auch für einen kalten Fisch, der vor lauter Andacht nicht zu einer richtigen Liebe kommen könnte, und nur die klügeren unter ihnen machten sich seine ernsthafte Haltung zu nutze, indem sie ihn zum Vertrauten ihrer kleinen Herzensangelegenheiten wählten und gelegentlich seine Vermittelung in schwierigen Fällen in Anspruch nahmen.

Eine oder die andere, die ein wärmeres Interesse an ihm nahm, faßte sich auch wohl ein Herz, ihn geradezu zu fragen, woher der Schatten von Schwermut komme, der über seiner Stirn lag. Sie hofften, ihm damit das Geständnis eines heimlichen Liebeskummers abzulocken, von dem aber seine Seele nichts wußte. Nur daß er ein Studium erwählt hatte, an dem sein Geist kein Genüge fand, gestand er ein. Daß er nicht sein Leben lang Jurist bleiben würde, wußte er bestimmt. Zwar lief der Pachtkontrakt, den der Oheim über sein väterliches Gut abgeschlossen, nach dem Gesetz nur bis zu seiner Mündigkeit. Mit einundzwanzig Jahren hätte er den Staub der Pandekten von seiner Seele schütteln und Landwirt werden können. Aber er glaubte im Sinne seines

Vaters zu handeln, der ihn zum Juristen bestimmt hatte, wenn er wenigstens der Welt zeigte, daß keine Furcht vor dem Examen ihn dem Studium der Rechte mittendrin abtrünnig machte, zumal er auf der Universität und in den Städten, wo er sich studierenshalber aufhielt, allerlei andere Bildungsbedürfnisse befriedigen konnte.

Vor allem trieb er mit Leidenschaft Musik. Doch auch diese edle Passion gab ihm einen melancholischen Zug, da er sich klar darüber war, daß er zu spät damit angefangen habe, um es über den Dilettantismus hinauszubringen.

* * *

Gegen Ende des zweiten Semesters, das er in Heidelberg zubrachte, sollte er nun auch den Beweis liefern, daß man sehr mit Unrecht ihn verdächtigte, Fischblut in den Adern zu haben.

Eine heftige Leidenschaft erfaßte ihn zu einer schönen Frau, die mit ihrem kränklichen Gatten nach der Universitätsstadt übergesiedelt war, um hier den Rat eines berühmten Arztes einzuholen.

Die Dame war von jener für junge Leute gefährlichsten Art, die mit kaltblütigen, koketten Künsten unerfahrene Anbeter in ihre Netze zieht, sie eine Weile darin zappeln läßt und dann erbarmungslos auf den trockenen Strand aussetzt.

Achim hatte sich durch den Schein unanfechtbarer edler Weiblichkeit fangen lassen und sich in diese Leidenschaft, die er in seinem Innersten selbst verdammte, so tief verstrickt, daß er einen guten Freund, der ihm die Augen zu öffnen suchte, forderte und mit einer ziemlich schweren Wunde für seinen guten Willen belohnte.

Bald darauf waren ihm selbst, da er von einer älteren Freundin hörte, wie seine Angebetete sich über ihn geäußert hatte, die Schuppen von den Augen gefallen, und in tiefer Reue und Beschämung hatte er die Stadt verlassen, noch ehe das Semester zu Ende gegangen war.

Er hatte sich nach Berlin gewandt, da man sich in der großen Stadt am sichersten vor der Welt verbergen und eine Wunde ausheilen lassen kann. Hier lebte er die nächsten Jahre ganz still und suchte der Wissenschaft, die er bisher nur aus äußeren Zwecken getrieben, einen geistigen Reiz abzugewinnen.

Von der Gesellschaft, die ihm seine Familienverbindungen geöffnet hätten, blieb er so beharrlich fern, daß er allgemein in den Ruf eines Sonderlings kam. Nur die Musik brachte das Wunder zu stande, daß er hin und wieder in ein paar Häusern sich blicken ließ, wo einige ausgezeichnete Künstler verkehrten und die Hausfrau oder eine ihrer Töchter selbst am Flügel oder als Sängerin sich hören lassen durfte.

So war er eines Abends der Einladung zu einem Bildhauer gefolgt, der selbst trefflich die Geige spielte und ein paar Virtuosen des Hoforchesters zuweilen zum Quartett zu sich lud.

Es war im Februar des Jahres, in welchem Achim sich zu seinem letzten Examen vorbereitete. Monatelang hatte er sein Arbeitszimmer kaum einmal verlassen, um ein Theater oder Konzert zu besuchen. Die Frau des Bildhauers hatte ihn aber in Person in seiner „Höhle" aufgesucht, um ihm freundschaftliche Vorwürfe zu machen über seine Bärenhaftigkeit und ihm das Versprechen abzunehmen, am Abend bei ihnen nicht zu fehlen.

An diesem Abend hatte sich sein Schicksal entschieden. Er war etwas spät gekommen, als das Trio drinnen schon begonnen hatte. Behutsam öffnete er die Tür des Musikzimmers und glitt hinein, nur von der Frau des Hauses bemerkt und mit einem dankbaren Lächeln, daß er Wort gehalten, begrüßt. Er blieb aber nah an der Tür stehen und überblickte den kleinen Kreis, lauter Gesichter, die ihm wohlbekannt waren, bis auf zwei In der vordersten Reihe saß ein alter Herr mit dünnem blondem Haar und einer altmodischen weißen Krawatte, neben ihm ein junges Mädchen in einer einfachen, aber sehr geschmackvollen Toilette, das reiche aschblonde Haar schlicht gescheitelt und im Nacken durch ein blauseidenes Band in einen Knoten zusammengefaßt. Aus diesem stahl sich eine weiche Locke den blühenden Hals hinab über den zarten Nacken, den ein bescheidener Ausschnitt des wasserblauen Kleides freiließ.

Von dem Gesicht des Fräuleins sah er nur das verlorene Profil, einen reizend zarten und doch kräftigen Umriß, ein rosenrotes

Öhrchen, ein Streifchen der dunklen Braue und die feinen Wimperhaare, die sich langsam wie die Flügel eines kleinen Schmetterlings auf und nieder bewegten. Als sie jetzt, da der erste Satz zu Ende gegangen war, sich zu dem Papa neben ihr umwandte, schlug es aus dem leuchtenden grauen Auge wie ein Blitz in ihn ein. Er meinte nie ähnliche Augen gesehen zu haben, so kindlich hell und doch rätselhaft zugleich, und vollends bezaubernd schien ihm das gerade, unten etwas abgestumpfte Näschen über dem roten, nicht allzu kleinen Munde, der die schönsten jungen Zähne sehen ließ.

Als das Spiel zu Ende war, verharrte er noch regungslos unter dem ersten Eindruck dieser lieblichen Erscheinung, bis die Hausfrau an ihn herantrat und ihn fragte, ob sie ihn nicht den beiden fremden Gästen vorstellen solle, dem Herrn Hans Georg von Benkendorf, dessen Frau eine Jugendbekannte von ihr sei, und seiner Tochter Luitgarde, die mit ihrem Papa vor etlichen Wochen nach Berlin gekommen sei, um jetzt, da sie achtzehn Jahre alt geworden, in die Gesellschaft eingeführt zu werden.

Er hatte sich stumm verneigt und war ein wenig rot geworden, als die gute Frau ihm lächelnd zuflüsterte, er möchte nur sein Herz festhalten, da das junge Landfräulein vielleicht gefährlicher sei als manche gefeierte Schönheit, an der er kühl vorübergegangen. Doch eher fürchtete er, der Zauber möchte verschwinden, wenn der frische rote Mund sich öffnete, um so alltägliche leere Worte zu sprechen, wie er sie von den meisten ländlich erzogenen Gutsfräulein zu hören gewohnt war.

Er wurde aber aufs lieblichste enttäuscht.

Nur eine gewisse Befangenheit, ein schüchterner Aufblick, als der ernste junge Mann sie anredete, verriet, daß sie erst seit kurzem in die große Welt eingetreten war. Alles aber, was sie sagte, klang so rein, aus einem unverbildeten, heiteren und selbstgewissen Gemüt entsprungen, daß die Mischung von Naivität und Nachdenklichkeit, von Bescheidenheit und Unmittelbarkeit des Urteils überaus reizend erschien.

Er hatte von der Musik angefangen, die sie eben gehört hatten, ihr gesagt, daß er an ihrem hingerissenen Zuhören zu erraten geglaubt, sie liebe die Musik und spiele oder singe selbst.

Das hatte sie eingestanden. Ein altes schottisches Fräulein, das seit zehn Jahren bei ihnen wohne und ihren Unterricht geleitet, habe sie auch in die Musik eingeführt. Doch spiele sie nur schlecht Klavier, ein wenig besser die Orgel, das Lieblingsinstrument der Miß Ruth, und singen tue sie den ganzen Tag — fügte sie lachend hinzu —, aber nicht viel anders als der Vogel auf dem Zweig. Sie würde gern Unterricht nehmen, auf dem Lande aber sei keine Gelegenheit dazu, der Lehrer, der zugleich Kantor sei, verstehe nicht mehr davon als für das Choralsingen der Dorfkinder nötig sei. Auch habe sie zu viel mit der Wirtschaft zu tun, die Mama sei durch ihr Gebrechen — sie habe als Mädchen bei einem Sturz mit dem Pferde das Bein gebrochen und hinke nun, da es schlecht geheilt worden sei — nicht im stande, im Hause überall nach dem Rechten zu sehen, und die „Mamsell“ habe mit der Milchwirtschaft und dem Kochen für die Dienstleute genug zu tun. Vielleicht erlaube es die Mama, daß sie sich einmal längere Zeit in der Stadt aufhalte, dann wolle sie ernstlich studieren, und außerdem — es gebe so viel hier zu lernen, die schönen Bilder im Museum, die Theater, wo sie endlich ein Schillersches Stück habe mit Augen sehen können — sie habe die ganze Nacht nicht darüber schlafen können. Und freilich, vieles sei ihr unverständlich in der großen Stadt, sie habe gemerkt, was für ein dummer „Dorfdeubel“ sie doch eigentlich sei, obwohl ihre Eltern und „Mißchen“ so viel für ihre Erziehung getan hätten. Aber nun sei sie ja „erwachsen“ — sagte sie mit einem leichten Erröten — und werde sich Bücher kaufen und anfangen, sich selbst ein bißchen zu bilden.

Er hörte sie reden in einem wunderlichen Zustande zwischen Rührung und Andacht, wie wenn von den Lippen dieses jungen Wesens ihm tiefsinnige Geheimnisse mitgeteilt würden. Eigentlich waren es auch nicht die Worte, die ihm diesen Eindruck machten, sondern das reizende Mienenspiel, das sie begleitete, bald ernsthaft, als wenn es sich um Entschlüsse über Leben und Tod handelte, bald mit einem schalkhaften Zuge, wenn sie von ihrer dörflichen Umgebung sprach.

Dabei schien es ihm vollends bezaubernd, wie sie zuweilen, wenn sie es besonders nachdrücklich meinte, die Augen halb zudrückte, da sie ein wenig kurzsichtig war.

Er erfuhr, daß sie noch ein paar Monate in der Stadt bleiben würde, bei einer alten unverheirateten Schwester ihres Vaters, Fräulein Leopoldine von Benkendorf, die für den Bruder in ihrer Wohnung keinen Platz mehr gehabt habe. Doch wohne der Papa nur hundert Schritte weit in einem Hotel garni, wo er auch volle Freiheit habe, alte Bekannte aufzusuchen und bei sich zu empfangen. Über Tag sehe sie ihn wenig. In die Museen habe er sie noch nicht einmal begleitet, da er für Kunstwerke wenig Sinn habe, da sei sie auf die Tante angewiesen, die freilich — fügte sie schalkhaft hinzu — auch einen vollen Erntewagen der schönsten gemalten Landschaft vorziehe.

Sogleich erbot sich Achim, den Damen zum Cicerone zu dienen, ein Wort, nach dessen Bedeutung Luitgarde unbefangen fragte. Sie dankte dann aber sehr für das freundliche Anerbieten und sagte es gleich dem Papa, der jetzt zu ihnen trat und dem jungen „Nachbarssohn" treuherzig die Hand schüttelte. Die Tochter wurde von einem der Musiker in Beschlag genommen, und auch ein paar andre junge Leute bemühten sich, ihr den Hof zu machen. Achim, den das Gespräch des alten Herrn nur mäßig interessierte, horchte beständig nach der Gruppe hin, aus der die klare Stimme und das unschuldige Lachen des jungen Mädchens zu ihm herüberklang. Dann wurde wieder Musik gemacht, zuletzt soupiert. An allem dem nahm der Verzauberte nur teil wie im Traum.

* * *

Er wurde sich in den langen schlaflosen Stunden der Nacht bald klar darüber, daß sein Herz für immer gefesselt war. In dieser Erkenntnis bestärkte er sich, als er am anderen Tage und den folgenden durchaus unfähig war, in seinen Studien zum Examen fortzufahren. Was daraus werden sollte, wenn sie aufs Land zurückkehrte und er mit diesem übermächtigen Gefühl zurückblieb, wie er dann im Herbst die Prüfung bestehen sollte, war ihm ein Rätsel.

Immer noch hoffte er, die Gewalt, die ihm angetan war, zu bezwingen. Denn wenn er auch seines eigenen Gefühls sicher war, schien es ihm doch eine Torheit, auf Erwiderung zu hoffen. Er hatte oft genug erlebt, daß er den jungen Damen sehr ungefährlich und nur zum Freunde und Vertrauten gut genug war. So viel glänzendere Bewerber, sagte er sich, flotte Tänzer und sporenklirrende Leutnants würden ihm gerade hier den Rang streitig machen und er dann mit einer Niederlage zurückbleiben, die er vielleicht lebenslang nicht verwinden würde.

Der Reiz aber, sich an dem reinen Feuer dieser Augen zu wärmen, war zu unwiderstehlich, als daß er nicht jede Gelegenheit, sie wiederzusehen, ergriffen hätte.

Er nahm sogar Einladungen zu Bällen an, die er sonst beharrlich abgelehnt hatte. Freilich tanzte er nicht, und es erregte ihm eine peinliche Empfindung, sie am Arm eines anderen vorüberschweben zu sehen. Aber ein rascher, leuchtender Blick, den sie ihm zuweilen dabei zuwarf, beglückte ihn doch, obwohl diese unschuldige Vertraulichkeit seine alte Erfahrung bestätigen mußte, daß er nicht eigentlich zur Jugend gerechnet wurde, trotz der eben erst vollendeten sechsundzwanzig Jahre.

Desto mehr genoß er den Vorzug, den sie ihm offenbar bewies, wenn er ihren Führer durch die Kunstsammlungen machte. Die Tante, eine gutartige, etwas beschränkte Dame, störte das junge Paar nur wenig, da sie sich in jedem neuen Saal sofort auf das Sofa in der Mitte niederließ und mit einer langgestielten Lorgnette gelangweilt an den Wänden herumsah.

Achim dagegen, der hier gründlich zu Hause war, hatte sich vorgenommen, seine holde Schülerin einen kleinen Kursus der Kunstgeschichte in raschem Überblick durchmachen zu lassen. Er war erstaunt, mit wie sicherem Instinkt, so sehr sie jeder Vorbildung entbehrte, sie das Entscheidende, Hohe, Persönliche in den Werken der Großen herausfand, obwohl sie sich jedes Mitredens enthielt und nur durch Naturlaute ihrer Empfindung Luft machte.

Er wurde durch diesen neuen Einblick in das Innere dieses jungen Wesens so bestärkt

in der Erkenntnis, hier oder niemals gerade die Gefährtin seines Lebens, deren er bedurfte, gefunden zu haben, daß er sich in einem unbewachten Augenblick zu einem stammelnden Ausdruck seines Gefühls fortreißen ließ, nur so wie jemand, der sich erlaubt, laut zu denken. Im nächsten Augenblick erschrak er über seine Unbedachtheit und stammelte eine verworrene Entschuldigung, indem er sich in tödlicher Bestürzung abwandte.

Als er aber nach einer beklommenen Pause seine Begleiterin wieder anzublicken wagte, sah er sie von einer tiefen Glut übergossen, die Augen fest auf das Bild gerichtet, das ihm durch irgend etwas Verwandtes in der dargestellten Scene jenes Bekenntnis entlockt hatte, und hörte sie mit zitternder Stimme erwidern: „Ich bitte, scherzen Sie doch nicht mit mir in einer so ernsten Sache. Sie wissen nicht — es würde mir zu wehtun, wenn jemand, den ich so sehr verehre, sich ein Spiel mit mir erlaubte.“ Sie warf einen raschen Blick nach der Tante zurück, die auf ihrem Plüschsofa eingenickt war. Dann hielt sie Achim, der noch immer in seinen Zweifeln verstummte, ihre kleine Hand hin und sagte ganz leise: „Aber nein, Sie können es nicht anders meinen, als Sie es sagen. O Gott, und ich — wenn ich daran glauben dürfte —“

Da hatte er sie an sich gezogen und in einem Taumel von Wonne, der ihn blind gegen die ganze Welt um sich her machte, mit seinen Lippen ihre Wange berührt. Zum Glück war außer ihnen niemand im Saal.

Die Tante wachte eben erst auf, schüttelte den Kopf mit dem großen Federhut und sagte: „Ich glaube wirklich, ich habe fünf Minuten lang geschlafen. Die Kunst fällt mir immer auf die Nerven. Nun aber kommt, Kinder! Wir dürfen die Suppe nicht anbrennen lassen.“

* *
*

Es fiel der guten Seele, während sie die breite Museumstreppe hinabgingen, nicht auf, daß die beiden jungen Leute kein Wort von sich gaben, sondern höchstens durch ein zerstreutes Ja oder ein stummes Kopfnicken sich den Anschein gaben, als achteten sie auf das lebhafte Geplauder ihrer alten „Ehrendame“.

Als aber auch in der geschlossenen Droschke, in die sie am Lustgarten stiegen, die seltsame Stummheit anhielt, wandte sich die Tante geradezu an das Nichtchen und fragte, ob sie unter all den langweiligen stummen Bildern auch ihre Sprache verloren hätte.

Statt aller Antwort schlang das tief errötende schöne Mädchen den Arm um den Hals der Alten, drückte die Augen, die von plötzlichen Tränen überflossen, gegen ihre Schulter und haschte mit der anderen Hand die ihres stillen Gegenübers, als wollte sie die Pflicht, das Rätsel zu erklären, ihm übertragen, der doch „der nächste dazu“ sei.

Nun bedurfte es freilich keiner weiteren Verständigung in Worten.

Die Tante hatte längst gemerkt, wie es um die Gefühle des ritterlichen jungen Mannes stand, und da sie ihn in den häufigen langen Begegnungen höchlich schätzen gelernt hatte, schien es ihr, als ob ihre junge Nichte bei niemand besser aufgehoben sein könnte als bei ihm. Die unerwartet rasche Entwickelung der Sache verwirrte sie aber so freudig, daß sie sich nicht damit begnügte, Luitgardes Umarmung zu erwidern, sondern auch den schüchternen Verlobten, der ihr ehrerbietig die Hand küßte, an ihr altes Herz zu ziehen und auf beide Wangen zu küssen.

Zu Hause fanden sie den Papa, schon ungeduldig ihrer wartend. Er pflegte bei der Schwester zu Mittag zu essen, wenn ihn nicht einer seiner alten Freunde oder Kriegskameraden in ein elegantes Restaurant lockte. Als das glückliche junge Paar vor ihn hintrat und Achim in möglichst korrekten Worten ihn um die Hand seiner Tochter bat, war ihm die Sache freilich überraschender als der Tante, doch nicht minder erfreulich. Ja, er äußerte seine Freude noch tumultuarischer, indem er den Bräutigam immer von neuem umarmte, ihn auf die Schulter klopfte und sogleich ihn zu duzen anfing.

Nur bei Tisch, als die Tante Champagner kommen ließ, um die Verlobung in aller Form zu feiern, wurde er plötzlich nachdenklich. Gegen den Champagner habe er nichts einzuwenden. Die Verlobung aber könne erst als geschlossen betrachtet werden, wenn die Mama ihre Einwilligung gegeben habe. Denn sie würde es mit Recht sehr übel vermerken, wenn man, wo es das Los des Kindes betraf, das sie geboren, ihr nicht die entscheidende Stimme überließe.

Nun verfaßte er sofort ein ausführliches Telegramm, teilte die Tatsache mit und bat um eine Äußerung darüber, ob der mütterliche Segen telegraphisch erteilt werden oder das junge Paar zu ihr hinüberkommen solle, sich ihn in Person zu holen.

Der Telegraph brachte umgehend die Antwort, die sehr überraschend klang: die Mama werde am folgenden Tage selbst kommen.

Tante Leopoldine zog die Schultern in die Höhe und machte eine geheimnisvolle, vielsagende Miene. Luitgarde wurde still und schien Unheil zu ahnen. Der Papa erklärte, sich keinen Vers darauf machen zu können, da seine liebe Frau seit vielen Jahren die Beschwerden einer Reise gescheut habe und alles so viel einfacher auf dem Gute zu machen gewesen wäre.

Achim war alles gleichgültig. Das Glück, das geliebte Mädchen gewonnen zu haben, füllte alle seine Gedanken.

* * *

So kam denn wirklich die Mama am anderen Tage.

Als der Zug in den Bahnhof einfuhr und das Gesicht der Erwarteten am Fenster des Coupés erschien, glaubte Achim, seltsam betroffen, eine Doppelgängerin seiner Geliebten zu sehen. Dann erkannte er freilich, als er ihr beim Aussteigen half, die Verschiedenheit der beiden Gestalten, die sich nicht bloß auf den grauen Schimmer des noch immer reichen Haares der Mama beschränkte. Die Figur war kleiner und durch die geringe Fähigkeit der Bewegung zu einer Fülle gediehen, die fast schon beängstigend erschien. Auch die Gesichtszüge, so sehr sie einander glichen, zeigten doch bei näherer Betrachtung wesentliche Unterschiede. Die Mama mußte in jungen Jahren noch zierlicher, rosiger und feiner ausgesehen haben, ein Puppenkopf von einer fast unwahrscheinlichen Holdseligkeit mit zwei Grübchen in den Wangen, während die Tochter nur eines hatte. Auch das Näschen der Mutter war spitzer als das der Tochter, wie diese denn überhaupt durch ihre kräftigere Bildung mehr an den Vater erinnerte.

Es fiel Achim sofort auf, daß die Begrüßung der Mama durch die Ihrigen — nur Tante Leopoldine war zu Hause geblieben — bei aller Herzlichkeit doch eine gewisse Zurückhaltung hatte, wie wenn eine Prinzessin von ihrem Hofstaat empfangen würde. Ihm selbst, da er ihr die Hand geküßt hatte und sie an seinem Arm zu dem ihrer harrenden Wagen geleitete — mit der anderen Hand stützte sie sich auf einen gelben Stock mit goldener Krücke —, wurde nur ein flüchtiger, nicht allzu freundlicher Blick zu teil, während sie das Wort hauptsächlich an ihren Gatten richtete, der mit der unterwürfigen Miene eines Hofmarschalls ihr das leichte Handgepäck nachtrug.

Bei der Schwägerin angelangt, die sie mit einer kühlen Umarmung begrüßte, verlangte sie zunächst, in Luitgardes Zimmer ein paar Augenblicke allein zu bleiben. Es dauerte aber fast eine halbe Stunde, ehe sie wieder erschien, jetzt freilich ein so ausgesucht sauberes und fast kokettes Frauenbildchen, daß Achim wohl begriff, wie sie in ihrer Jugend, ehe der Unfall sie traf, überall als Ballkönigin geglänzt haben mußte.

Es war die Teestunde, und die kleine Gesellschaft setzte sich um den runden Tisch in dem etwas altmodig eingerichteten Wohnzimmer der Tante. Nach den ersten gleichgültigen Reden ergriff die Mama das Wort zu einer kleinen Standrede, die sie sich auf der Fahrt sorgfältig zurechtgelegt zu haben schien. Sie sei sehr überrascht worden durch die Nachricht, daß ihre Luitgarde ihr Herz, das sie noch kaum Zeit gehabt habe, kennen zu lernen, so rasch an einen ihr gleichfalls nur erst flüchtig bekannten Mann verschenkt habe. Doch sie wisse, daß der Leichtsinn junger Menschen mit einem ebenso großen Eigensinn Hand in Hand zu gehen pflege, und da sie überdies sich des Wortes getröste, daß Ehen im Himmel geschlossen würden, wolle sie sich jedes Einspruchs enthalten.

Hier umarmte die Tochter sie mit überquellenden Augen, und Achim küßte ihr dankbar ehrerbietig die Hand. Sie ließ das über sich ergehen, ohne es freundlich zu erwidern, und fuhr sogleich fort: ein paar Bedingungen indes habe sie noch zu machen.

Zunächst, daß der Bräutigam sich feierlich verpflichte, seine Ehe nirgend anders als auf dem schwiegerelterlichen Gut zu führen. Bei dem frühen Tode ihres erstgeborenen Sohnes habe sie sich gelobt, wenigstens ihre

Tochter bis an ihr eigenes Lebensende nicht von ihrer Seite zu lassen. Der ganze obere Stock des „Schlößchens“ solle dem jungen Paar eingeräumt werden, sie werde schon ihres Gebrechens wegen nicht oft hinaufsteigen können, um die verrufene Schwiegermutter zu spielen, die sich beständig unliebsam einmische. An eine Fortsetzung der begonnenen Beamtencarriere sei dabei freilich nicht zu denken, denn nie werde sie einwilligen, ihre Luitgarde nach Berlin ziehen zu lassen.

Auf diese Eröffnung folgte eine kleine bängliche Pause, der aber der Bräutigam ein Ende machte durch die, wie es schien, gern abgegebene Erklärung, er willige in diese Bedingung mit Freuden ein. Sehr gegen seinen Willen habe er das juristische Studium ergriffen, jedenfalls nie sein Herz an die Aussicht gehängt, als Beamter seinem Lande zu dienen. Nun freilich sei er es sich schuldig, das letzte Examen zu bestehen, um nicht dem Verdacht ausgesetzt zu sein, er habe sich aus Feigheit dem Staatsdienst entzogen. Seine geheime Neigung habe stets der Landwirtschaft gehört. Mit Freuden werde er dem Papa an die Hand gehen und sich so einarbeiten, daß er im stande sei, ihm einen Inspektor oder Verwalter zu ersparen.

Der alte Herr war durch diese Erklärung sichtlich erfreut und drückte dem künftigen Schwiegersohn treuherzig die Hand. Die Mama aber fuhr mit derselben kühlen Miene fort: Da auch sie es billige, daß Herr von Blankenhagen erst Assessor werde — schon um später sich dadurch zum Landrat zu qualifizieren —, so wünsche sie, daß die Verlobung bis zur Absolvierung des Examens noch geheimbleibe. Deshalb habe sie es auch vorgezogen, selbst nach der Stadt zu kommen, da ein Besuch Achims mit Papa und Tochter auf dem Lande Anlaß zu allerlei Gerede und Gerücht gegeben hätte. Aus dem gleichen Grunde könne auch von Besuchen des Bräutigams während des Sommers keine Rede sein, und für seine Vorbereitungen zur Prüfung sei es unbedingt notwendig, auch den Briefwechsel auf ein vernünftiges Maß zu beschränken. Mehr als einmal alle vierzehn Tage dürfe Luitgarde einen Brief weder schreiben noch empfangen.

* * *

Diese harten Bedingungen hatte die kleine gnädige Frau mit so unwiderruflicher Bestimmtheit diktiert, daß jede Regung des Widerspruchs entwaffnet wurde. Nur Tante Leopoldine hatte sich dazu ermannt, den Kopf zu schütteln und mit gerunzelter Stirn „Aber Karoline!“ zu sagen. Ein Blick auf die kühlen, scharfen blauen Augen der Schwägerin machte auch sie verstummen. Doch da sie fühlte, daß sie, so hoffnungslos jede Auflehnung gegen das Machtgebot des kleinen Napoleon sein würde, ihre innere Empörung nicht bemeistern könnte, verließ sie unter einem häuslichen Vorwande das Zimmer und zog die Tür hinter sich klirrend ins Schloß.

Die Zurückgebliebenen verharrten in tiefem Schweigen, jeder in seine unerquicklichen Gedanken versunken. Denn selbst der glückliche Bräutigam, so sehr er geneigt war, noch schwerere Bedingungen ohne Murren hinzunehmen, da ihm wenigstens der Besitz des geliebten Mädchens zugestanden war, empfand es doch schmerzlich, daß die Mutter seiner Braut ihm kein freundliches Herz zeigte, während das seine von Dankbarkeit für sie überfloß, daß sie diesem reizenden Wesen eigens für ihn das Leben gegeben hatte.

Der Papa hatte sich ans Fenster gestellt und trommelte an den Scheiben. Luitgarde saß mit niedergeschlagenen Augen neben ihrem Verlobten und legte zuweilen verstohlen ihre weiche Hand auf die seine. Nur Frau Karoline Erdmuthe schien mit der Lage der Dinge und der Art, wie sie nun geordnet waren, leidlich zufrieden zu sein, wenn auch nicht sonderlich davon entzückt. Wie um von einem unliebsamen Ereignis, das nun aber einmal nicht zu ändern ist, die Gedanken der Beteiligten abzulenken, fing sie an, ihrem Gatten von Gutsangelegenheiten zu reden und äußerst unwichtige Dinge, die sich inzwischen in Klein-Malchow zugetragen, ausführlich zu berichten. Herr Hans Georg verhehlte nur schlecht, daß er im Augenblick sich mehr als Brautvater denn als Landwirt fühlte, und Achim wagte sogar, seiner Liebsten allerlei zärtliche Worte zuzuflüstern, was das verschüchterte schöne Kind immer wieder durch einen warnenden Blick nach der Mutter hin unterbrach.

Die Tante ließ sich erst wieder sehen, als sie zum Abendessen einlud. Auch hierbei

ging es durchaus nicht froh und festlich zu. Von Champagner war keine Rede. Aber so ganz ohne Sang und Klang den Verlobungstag zu Ende gehen zu lassen, brachte Tante Leopoldine doch nicht übers Herz. Sie erhob ihr Glas, das sie mit einem säuerlichen Moselwein halb voll geschenkt hatte, und brachte mit ein paar halb humoristischen, halb anzüglichen Worten die Gesundheit des Brautpaares aus, worauf alle, wie von einem Bann erlöst, laut und lustig miteinander anstießen. Nur die Mama entschuldigte sich, daß sie es nur in Gedanken tun könne, da sie niemals Wein trinke.

Sie beeilte sich auch, der freieren und heitereren Stimmung, die der Wein erzeugte, so bald als möglich ein Ende zu machen. Sie erklärte, morgen mit dem Frühzuge die Heimreise antreten zu wollen und natürlich Luitgarde mitzunehmen, da man eine Braut doch nicht einer fremden Obhut anvertrauen könne. Ihr Gemahl möge ihretwegen, wenn ihm darum zu tun sei, noch in Berlin bleiben, um die Freuden der Hauptstadt, an denen sein Herz hänge, bis zur Neige auszukosten.

Luitgardes Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, Achim öffnete eben den Mund, um wenigstens einen Aufschub von etlichen Tagen zu erbitten, Tante Leopoldine aber schnitt ihm das Wort ab, indem sie mit fester Stimme erklärte: da sie von der Schwägerin als eine Fremde betrachtet werde, stimme sie der hastigen Abreise und Trennung der jungen Leute bei und bitte nachträglich um Verzeihung, daß sie ihre Pflicht als Gardedame so schlecht erfüllt und es zugelassen habe, daß ihre liebe Nichte einen so trefflichen Bräutigam gefunden, dem sie selbst mit Freuden eine eigene Tochter gegeben haben würde.

Das ging denn doch aber dem Papa gegen das Gemüt. Er konnte die Schwester, die ihm so teuer war, nicht beleidigen lassen, ohne sich ihrer anzunehmen, und suchte seine Frau, die nur stumm die Achseln zuckte, damit zu entschuldigen, daß sie ihre Worte natürlich nicht so gemeint habe. Leopoldine wisse ja, die Luft in der Stadt sei ihrer Schwägerin stets nachteilig, über Migräne habe sie ja schon bei der Ankunft geklagt, daher könne er ihr auch nicht zumuten, den Aufenthalt in Berlin zu verlängern, und er selbst werde natürlich die Damen begleiten, da auf dem Gute in seiner Abwesenheit allerlei Dummheiten vorgekommen seien.

So trennte man sich früh, weil Luitgarde noch ihre Koffer zu packen hatte, in schlecht versöhnter Stimmung. Achim konnte nur die fünf Minuten, während seine Liebste ihn hinausbegleitete, sie an sein Herz drücken und ihr die hervorstürzenden Tränen von den Wangen küssen. Daß sie nicht allein aus Kummer über die jähe Trennung weinte, sondern auch ihn und sich beklagte, da sie beide an der eigenen Mutter keine liebevolle Teilnehmerin an ihrem Glück gefunden, verstand er gut, ohne daß ein Wort darüber fiel.

So war auch am andern Morgen, als er sich mit einem großen Rosenstrauß für die Mama und Veilchen für die Tochter am Bahnhof einstellte, der Abschied beklommen und einsilbig. Er durfte nicht einmal die Braut umarmen, damit die Reisegefährten nicht sähen, daß sie verlobt waren. Nur in einem unbewachten Augenblick konnte er Luitgarden die Hand drücken und ihr zuflüstern: „Halte dich tapfer, geliebtes Herz, und glaube an mich! Eine kurze Prüfungszeit und dann eine Ewigkeit von Glück!“

Dann mahnte der Schaffner ans Einsteigen, er stand, den Blick in die feuchten jungen Augen seiner Geliebten geheftet, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Sie aber zog ein paar Veilchen aus ihrem Strauß, drückte sie an die Lippen und ließ sie zum Fenster hinaus auf den Bahnsteig fallen, wo er sie hastig aufhob, entzückt ihr zuwinkend. Er wußte wohl, die Mutter würde sie über diesen Mangel an Vorsicht und Gehorsam gescholten haben. Aber er ging mit dem triumphierenden Bewußtsein hinweg, daß ihre Liebe über alles kalte Mißwollen den Sieg davontragen würde.

* * *

Einen innigen Gruß und noch tausend Dank an Tante Leopoldine hatte ihm Luitgarde zuletzt aufgetragen. Das sollte er „gelegentlich“ bestellen. Sein Herz trieb ihn aber vom Bahnhof weg zu der einzigen Person, mit der er von seiner Liebe sprechen konnte.

Es war noch keine schickliche Besuchszeit. Die alte Dame empfing ihn aber doch, ohne

erst ihren Schlafrock mit einem reputierlichen Kleide zu vertauschen und ihre grauen Haare von den Lockenwickeln zu befreien. Auch ihr war es ein brennendes Bedürfnis, ihr Herz gegen den neuen Neffen auszuschütten.

„Lieber Achim," sagte sie, indem sie ihn auf das Sofa neben sich zog, „Sie glauben nicht, wie ich Sie und meine liebe Luitgarde beklagt und mich in die Seele meiner Schlafmütze von Bruder hinein geschämt habe, daß er sich das alles wie ein gutes, geduldiges Schaf von diesem — diesem — Drachen gefallen ließ. Gott in dem hohen Himmel! Ich habe gar nicht geahnt, daß es so weit mit ihm gekommen ist; in Klein-Malchow hab' ich keinen Fuß mehr hineingesetzt seit meinem ersten und letzten Besuch vor siebzehn Jahren, und er natürlich — mein großer, dummer Hans Jörg —, wenn er mal nach Berlin kam, tat er immer ganz zufrieden und vergnügt, war's ja auch, weil er einmal wieder seine Freiheit hatte. Sie müssen nämlich wissen, lieber Achim, vor zweiundzwanzig Jahren hat mein armer Bruder sich das Unglück zugezogen, ich meine, sich in seine jetzige Frau verliebt. Na, es war ihm ja nicht zu verdenken, er war ja nicht der einzige, der an dem Porzellangesicht und den himmelblauen Augen zum Narren wurde, obwohl — mein Geschmack ist sie nie gewesen, und schon damals sagte ich ihm: Hans Jörg, paß auf! Hinter dieser Rose lauert ein Wurm. Er lachte mich aber aus.

„Und ich hatte doch so recht! Ein richtiger Wurm war's, und das konnte man ihr auch nicht verdenken. Denn sie war als die einzige Tochter ihres Vaters, der das große Rittergut und noch ein anderes in der Nachbarschaft besaß, auf dreißig Meilen ringsum die beste Partie gewesen, dazu galt sie für eine Schönheit, und als die Eltern sie nach Berlin brachten, wo sie einen Tanzwinter voller Triumphe erlebte, konnte sie sich in ihrem hochmütigen Blondkopf wohl einbilden, es mit jeder Prinzessin aufzunehmen. Da tat sie bei einem Spazierritt mit einem Vetter einen bösen Sturz mit dem Pferde, brach das Bein, der Schaden wurde schlecht repariert, und nach so vielen Siegen kehrte sie von ihrer Niederlage als ein armes humpelndes Klümpchen Unglück aufs Land zurück, wo sie sich ein ganzes Jahr lang gegen Gott und die Welt verschloß, da es ihr unerträglich war, daß man die noch vor kurzem gefeierte Ballkönigin als einen armen Krüppel wiedersehen sollte.

„Und da wollte der unselige Zufall, daß mein guter Bruder nach Klein-Malchow kam. Er wollte ein Pferd kaufen, da der alte Schlieben, der Vater Karoline Erdmuthes, eine berühmte Pferdezucht betrieb. Da sah er die Tochter, und gerade wegen ihres Gebrechens — denn Hans Jörg ist stets eine Seele von einem Menschen gewesen — verliebt er sich in den Hinkefuß.

„Sie hätte ihrem Schöpfer ein Halleluja singen sollen, daß sie so gut ankam. Denn wenn mein Bruder auch als der zweite Sohn unserer Eltern nichts hatte als den Zuschuß zu seiner Rittmeistergage — er war ein schöner, stattlicher, allgemein beliebter Mensch, hatte sich in Frankreich das Eiserne Kreuz geholt und konnte auf ein rasches Avancement rechnen.

„Das alles gab er auf, um sich unter das Ehejoch zu ducken. Und sie — wenn sie's ihm noch gedankt hätte! Aber nein, sie betrug sich, als hätte er ihr lebenslang auf den Knien zu danken, daß sie sich zu ihm herabgelassen. Sie haben selbst gesehen, lieber Achim, wie er ein ganz andrer Mensch wurde, sobald sie herkam. Da wagte er nicht mehr zu mucksen, obgleich er es so wie ich für eine abscheuliche Barbarei halten mußte, ein Liebespaar, das sich am Tage vorher gefunden hatte, auf solche Hungerrationen zu setzen. Und wäre es bloß das! Ein paar Sommermonate sind am Ende zu überstehen, wenn man den Honigmond in der Perspektive hat. Aber nachher — sein Leben unter Einem Dache mit einer solchen Schwiegermutter zuzubringen —! Ich bin gewiß empört über die dummen Leute, die sich jede Schwiegermutter wie einen Basilisken vorstellen. Ich habe Ehen gekannt, wo die Schwiegersöhne den Müttern ihrer Frauen fast noch zärtlicher zugetan waren als ihren Eheliebsten. Aber diese Frau, dieser verkörperte Egoismus, voll Neid und Eifersucht auf die eigene Tochter, ihrem Schwiegersohn bloß darum spinnefeind, weil er ihr Kind glücklich machen will —

„Aber nein, man muß gerecht sein: nicht bloß darum!

„Etwas muß ich zu ihrer Entschuldigung anführen, wenn die Sache darum auch nicht besser wird. Sie müssen wissen, lieber Achim, in den Augen Ihrer künftigen Schwiegermutter haben Sie einen großen Fehler, Sie sehen Ihrem seligen Vater so ähnlich, als wären Sie ihm aus dem Gesicht geschnitten.

„Nun, und Ihr Vater — ich habe ihn noch selbst gekannt, und sein Gesicht, sein ganzes Wesen steht so deutlich vor mir, als wären wir uns gestern zuletzt begegnet — der war ihre erste Liebe, ich glaube, er ist auch ihre einzige und ewige geblieben, obwohl sie ihn hernach gehaßt hat. Das fing schon an, als sie noch ein Backfisch war — die Güter sind ja benachbart — Herr Joachim von Blankenhagen stand sehr in Gunst bei dem alten Schlieben — er machte dem jungen Ding so im Spaß die Cour — aus dem Spaß wurde dann Ernst, als Karoline Erdmuthe in Berlin ausgeführt und bei Hof vorgestellt wurde. Auf allen Bällen war er ihr Tänzer, es war kein Wunder, daß das eitle Ding sich was in den Kopf setzte, zumal alle Leute sie schon heimlich verlobt sagten.

„Dann kam das westfälische Freifräulein, da war's plötzlich aus mit dem Courschneiden. Ihr Papa — man konnt's ihm nicht verdenken — verliebte sich ganz im Ernst in das schöne ernsthafte Mädchen, das in allem der Widerpart der gefeierten Blondine war, dunkelhaarig, mit braunen, etwas schwermütigen Augen, sehr gebildet, obwohl sie in einem Kloster erzogen worden war, denn sie war katholisch. Na, und das schien der Heirat im Wege zu stehen, aber nein, sie wurden ein Paar noch in demselben Sommer, und ein sehr glückliches. Sie werden's ja bezeugen können."

Achim nickte. „Hätte das Glück nur länger gedauert!" sagte er mit einem Seufzer.

„Jawohl, bloß neun oder zehn Jahre. Aber diese ganze Zeit fraß der Neid und Haß an dem Herzen der armen Verschmähten. Zuerst wollte sie sich betäuben, wie man sagt, tanzte und kokettierte nur ausgelassener, man erzählte sich, daß sie's auf einen Prinzen abgesehen hatte, der ihr auch auffallend den Hof machte. Aber dann kam das Unglück mit dem Sturz vom Pferde, da war Spiel und Tanz vorbei. Und dann nahm sie ohne Liebe, bloß als pis-aller, meinen guten Bruder, der ihretwegen seine militärische Carriere aufgeben und sich auf dem Lande vergraben mußte, als ihr ‚Großknecht', wie ich in meinem Ärger ihn immer nannte; na und da können Sie denken, lieber Achim, daß es mit dem häuslichen Glück windig aussieht und es auch für Sie eine rechte Frone sein wird, unter einem Dache mit dieser angenehmen Schwiegermama zu hausen."

Achim hatte das alles still und traurig mit angehört. Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er eine Schuld seines Vaters zu büßen haben sollte, unter der auch seine Liebste mitleiden würde. Unverwandt starrte er eine ziemlich große Photographie Luitgardes an, die dem Sofa gegenüber unter dem Ölbilde eines jungen Offiziers hing. Er hatte erfahren, daß es den Bräutigam der guten Tante vorstellte, der im französischen Kriege gefallen war.

„Liebe Tante," sagte er jetzt, indem er aufstand, „ich danke Ihnen, daß Sie mir dies alles mitgeteilt haben. Es ist freilich eine schwere Aufgabe, die ich habe, den alten, gerechten Groll von Luitgardes Mutter zu versöhnen. Aber ich werde alles aufbieten, was ich vermag, schon um meiner Liebsten willen, und ich hoffe, es soll mir gelingen. Wenn die Mutter sieht, daß das Glück ihrer Tochter davon abhängt, über das Vergangene Gras wachsen zu lassen — Sie sagen ja selbst, daß sie ihr Kind liebt —, und da sie darauf besteht, uns bei sich zu behalten — wenn ich sie wirklich so bitter an meinen toten Vater erinnerte, würde sie mich ja nicht täglich um sich haben wollen. Ich will Sie nun verlassen. Nur noch eine große Bitte hätt' ich. Luitgarde hat mir ihre Photographie versprochen. Bis die aber kommt — könnten Sie mir wohl die dort an der Wand —"

„Aber natürlich," rief die gute Alte und lief gleich hin, das Bildchen abzunehmen. Während sie es dann in ein Papier wickelte, sagte sie: „Unter einer Bedingung: daß Sie zu der alten Tante Leopoldine kommen, so oft Ihr Herz Sie treibt und Ihre Zeit es erlaubt. Und nun müssen wir auch du zueinander sagen. Ich habe dich von Anfang an liebgewonnen, mein guter Achim, und wenn dir späterhin in deiner neuen

Familie nicht alles nach Wunsch geht — auf eine liebevolle und verstehende Seele sollst du immer rechnen können."

Damit umfing sie den jungen Mann, küßte ihn herzhaft und schob ihm das Bild unter den Arm, ihm an der Treppe noch nachrufend, daß sie jeden Abend von sieben Uhr an für ihn zu Hause sei.

* * *

Er machte sich diese Aufforderung auch redlich zu nutze, da er von allen andern Gesellschaften fernblieb. Die Abendstunden in dem altmodischen Altjungfernstübchen waren seine besten. Hier konnte er von dem sprechen, was sein ganzes Sinnen und Denken erfüllte, und Tante Leopoldine wetteiferte mit ihm in der Liebe zu seiner Liebsten.

Nur an den Tagen, wo er einen Brief Luitgardes empfing, zweimal im Monat, fühlte er sich noch beglückter und schloß sich den ganzen Tag ein, diese Liebesepisteln, die viele Seiten füllten, wieder und wieder zu lesen und mit seinen eigenen Herzensergießungen zu erwidern. Sie hatte eine Art sich auszudrücken, die ihn völlig entzückte, genau wie sie sprach, daß alles ohne jede stilistische Verbrämung unmittelbar aus ihrer Seele zu quellen schien, die Berichte über ihr tägliches Tun und Treiben sowohl, wie die zarten, warmen Worte, die sie für ihre Liebe fand. Auch allerlei drollige kleine Vorfälle erzählte sie mit munterer Laune, schilderte die Hausgenossen, „Mißchen", den Lehrer, der mit dem alten Pastor zuweilen Abends zum Whist ins „Schlößchen" kam, und einen blonden Vetter, Bernd von Schlieben, der nach einer etwas stürmischen und kostspieligen Leutnantszeit den Abschied genommen hatte, um ein heruntergekommenes Familiengut zu bewirtschaften. Viel war auch von Nero die Rede, einer großen dänischen Dogge, die im Herzen des Schloßfräuleins den ersten Platz nächst dem Bräutigam einnahm.

Die Eltern wurden selten erwähnt, außer in den obligaten Grüßen am Schluß.

In seinen Antworten spielten seine Gefühle eine größere Rolle als die Notizen über seine Erlebnisse, die sich ja fast ausschließlich auf seine Arbeit und die Besuche bei Tante Leopoldine beschränkten. So wenig er aber jemals sich zum Dichter berufen gefühlt hatte, gab ihm das volle Herz doch jetzt so überschwengliche Worte ein, daß seine Liebste ihm mehr als einmal erwiderte, sie wisse, daß sie ein viel zu unbedeutendes Landkind sei, als daß sie glauben könne, diese wundervollen Worte seien im Ernst auf sie passend. Er müsse sich darauf gefaßt machen, bei näherer Bekanntschaft mehr als die Hälfte von allem zurückzunehmen.

Dann kam endlich das Examen, das er glänzend bestand. Am Tage darauf — obwohl er, wie erwähnt, erst den Sonnabend hatte abwarten wollen — ließ es ihm keine Ruhe, noch gewisse Geschäfte zu erledigen; er brach alles übers Knie, holte sich nur noch Tante Leopoldines Segen und Abschiedskuß und verging fast vor Ungeduld, da der Zug, der ihn von Berlin wegführte, bei jeder kleinen Station anhielt.

Auch nachdem er endlich auf der letzten von dem alten Herrn empfangen worden war, den Jagdwagen bestiegen hatte und auf der verwahrlosten Landstraße seinem Glück entgegenfuhr, verwünschte er im stillen den Schneckenschritt der Pferde und die Langmut des Papas neben ihm, der die Peitsche nicht ein einziges Mal gebrauchte. Das Land zu beiden Seiten war trostlos öde. Unabsehlich breitete das Luch sich aus, das Klein-Malchow von dem Städtchen trennte. In der schwarzen Fläche lagen hin und wieder breite Sumpflachen, in denen sich der rote Streifen der Abendsonne fern am Horizont spiegelte. Dazwischen standen die schwarzen Kegel, in denen der Torf aufgeschichtet war, und neben den niederen Hütten der Torfmacher glommen schwache Feuerscheine auf, von denen ein bleicher Rauch schwerfällig emporstieg und als eine graue Decke über den Dachfirsten schweben blieb. Die kümmerlichen Pappeln und Ebereschen neben der Straße waren schon halb entlaubt, selbst die Krähen schienen es zu verschmähen, hier zu nisten, so daß in der Totenstille nur das Rollen und Hufgeklapper des Gefährts vernehmlich blieb, da die Menschen auf dem Wagen kein Wort mehr wechselten.

Das Luch aber hörte endlich auf, Ackergründe zeigten sich rechts und links, mit ihnen schien auch von dem alten Herrn ein

Druck zu weichen, der ihn stumm gemacht hatte.

„Hier beginnt Klein-Malchow," sagte er. „Es ist noch schlechter Boden, aber mit sorgfältiger Drainage werden wir ihn endlich doch meliorieren. Drüben, jenseit des Dorfes, haben wir desto besseren Boden, da spürt man die Nähe des Luchs nicht im geringsten; vorm Jahr habe ich sogar den höchsten Ertrag gehabt, dessen ich und meine Vorgänger sich entsinnen konnten. Dies Jahr war leider desto schlechter, und vor allem meine Bauern, die querköpfig sind und von rationellem Wirtschaften nichts wissen wollen, haben kaum eine Viertelsernte gehabt. Das gibt einen Rückschlag auch auf unseren Zustand. Du wirst überall unfreundliche Gesichter sehen, und 's ist ihnen auch nicht zu verdenken. Unsereins kann ein paar Notjahre ja überstehen. Aber so ein armer Kätner mit ein paar Morgen Land, wo er kaum für den Hunger genug erntet — Hüh! Die Braunen wittern den Stall! Sie kriegen plötzlich Quecksilber in die Knochen."

Er zog die Zügel schärfer an, da die Pferde in einen mutwilligen Galopp fielen, zumal die Straße glatter und fester wurde. Denn sie hatten die ersten Hütten des Dorfes erreicht und fuhren nun die breite gepflasterte Straße hinunter zwischen zwei Reihen unregelmäßig aufgebauter, einstöckiger Häuser, deren kleine Fenster unter tief herabhängenden Strohdächern wie niedriggestirnte Gesichter unter schwerem Haarwuchs vorsahen. Auch die neueren mit Ziegeln gedeckten Häuser sahen ärmlich und vernachlässigt aus, durch schwarze Zäune voneinander getrennt, über die niedrige Holunderbüsche und noch vom Regen triefende Sonnenblumen herüberhingen. Einen stattlicheren Eindruck machte nur das ganz neue Schulhaus und daneben ein langgestrecktes Gebäude, das Krankenhaus, das, wie der alte Herr erzählte, erst im vorigen Jahr fertig geworden war. Die Kirche stammte aus weit älterer Zeit. Es war aber schon zu dunkel, um mehr von ihr zu sehen als ein hohes Schindeldach, aus dem sich ein ebenfalls mit Schindeln gedeckter achtkantiger Turm erhob.

Das Rollen des Wagens hatte die Dorfleute an die kleinen erleuchteten Fenster gelockt oder vor die Türen. Als sie den Gutsherrn erkannten, grüßten sie mit Kopfnicken, die Männer lüfteten ein wenig die Mützen ohne sonderliche Beflissenheit. Das alles, das armselige Dorf, die Verdrossenheit seiner Bewohner, die dunkle Wolkenmasse droben, die keinen Stern durchschimmern ließ, hätte Achims Gemüt trübselig gestimmt, da er von seinem väterlichen Gut andere Erinnerungen bewahrte, wenn nicht all seine Gedanken bei dem bevorstehenden Wiedersehen geweilt hätten. Und das Dorf schien kein Ende nehmen zu wollen.

Jetzt aber hatten sie den Kirchhof umfahren und waren in die Straße eingelenkt, die zwischen ihm und dem Gutshof hinlief. Auf ein lautes Knallen mit der Peitsche wurde ein breites Tor geöffnet, der Wagen lenkte in den geräumigen Hof, der im Kreise von den Wirtschaftsgebäuden umgeben war, dann über eine kurze Balkenbrücke, unter der ein versumpfter Schloßgraben modrig heraufduftete, darauf in den inneren Hof, der zu den Seiten von zwei mächtigen Linden beschattet war, und hielt nun vor der steinernen Rampe, die zu dem Erdgeschoß des herrschaftlichen Hauses hinaufführte.

Oben in der geöffneten Tür, von einem Windlicht beleuchtet, einen großen gelben Hund neben sich, stand die helle schlanke Gestalt des jungen Schloßfräuleins.

„Guten Abend, Maus!" rief der alte Herr zu ihr hinauf, indem er die Zügel einem Knecht zuwarf und etwas schwerfällig vom Wagen stieg.

Mit einem Sprung aber hatte sich sein junger Begleiter hinabgeschwungen und, im Fluge die Stufen hinaufstürmend, das geliebte Mädchen an sein Herz gezogen, während der Hund ein wütendes Gebell ausstieß und durch eine alte Dienerin, die hinter Luitgarde stand, nur mit Mühe beschwichtigt wurde.

* *
*

Sie hatte ihn rasch ins Haus hineingezogen und überließ sich nun erst mit zärtlicher Hingebung seinen Küssen. Die Halle, in der sie standen, weit und hoch, da sie bis in das obere Stockwerk hinaufreichte, war nur schwach erleuchtet durch vier Flurlampen, die zu den Seiten der Haustür und neben einer zweiten Tür hingen, die gegenüber

ins Innere führte. Eine breite, geräumige Treppe mit einem vom Alter fast schwarz gewordenen schweren Eichengeländer führte stattlich geschwungen im Hintergrunde hinauf. Der Boden war mit Ziegeln gepflastert und mit einer Matte belegt, die Wände ohne jeden Schmuck.

Die Alte trat jetzt auch über die Schwelle zurück, den Hund am Halsband festhaltend, der immer noch unheimlich knurrte.

„Komm, Nero," lockte ihn das Fräulein mit der schmeichelndsten Stimme, „siehst du, das ist Achim, mein Schatz, mit dem du gut Freund werden mußt, denn auch er wird dich lieb haben. Streichle ihm nur den Kopf, Achim, er sieht dich schon ganz freundlich an, nur noch ein bißchen verlegen. Und da ist Dörthe, meine zweite Mutter, die mich, als ich noch nicht laufen konnte, in Pflege nahm und seitdem mir alles Liebe und Gute, was sie nur wußte, angetan hat. Nicht wahr," fügte sie plattdeutsch hinzu, „ich habe mir einen hübschen Schatz ausgesucht, meine alte Dörthe. Gib ihm die Hand und wünsche uns beiden Glück. Denn wenn du uns nicht deinen Segen gibst, kann es mir nicht gut gehen."

Die Alte, eine große, magere Person mit regungslosen Zügen, das noch nicht ergraute hellblonde Haar von einer schneeweißen Haube eingefaßt, sah den Bräutigam mit ihren guten, klugen Augen prüfend an. Als er aber, nachdem er Nero getätschelt hatte, ihr treuherzig die Hand hinstreckte und, ebenfalls auf plattdeutsch, ihr dankte, daß sie seine Luitgarde so treu gehegt und gepflegt hatte, wurde ihr festgeschlossener Mund von einem weichen Zuge belebt, die Augen bekamen einen rührenden Glanz, und indem sie ein paar unverständliche Worte stammelte, bückte sie sich, die dargebotene Hand zu küssen. Achim aber zog sie rasch zurück, umfaßte die alte Getreue und drückte ihr einen Kuß auf die runzlige braune Wange.

„Nun, das gesteh' ich," hörten sie den Papa sagen, der eben in die Halle trat, „du machst schöne Streiche, Sohn Achim, umarmst fremde Dirnen angesichts deiner Braut, ei, ei! Na, wenn die nichts dagegen hat, der Schwiegerpapa drückt gern ein Auge zu. Aber nun laß dich von der Dörthe hinaufführen und dir dein Zimmer zeigen. Mehr als zehn Minuten geb' ich dir nicht, um Toilette zu machen. Dann kommst du herunter, die Mama zu begrüßen."

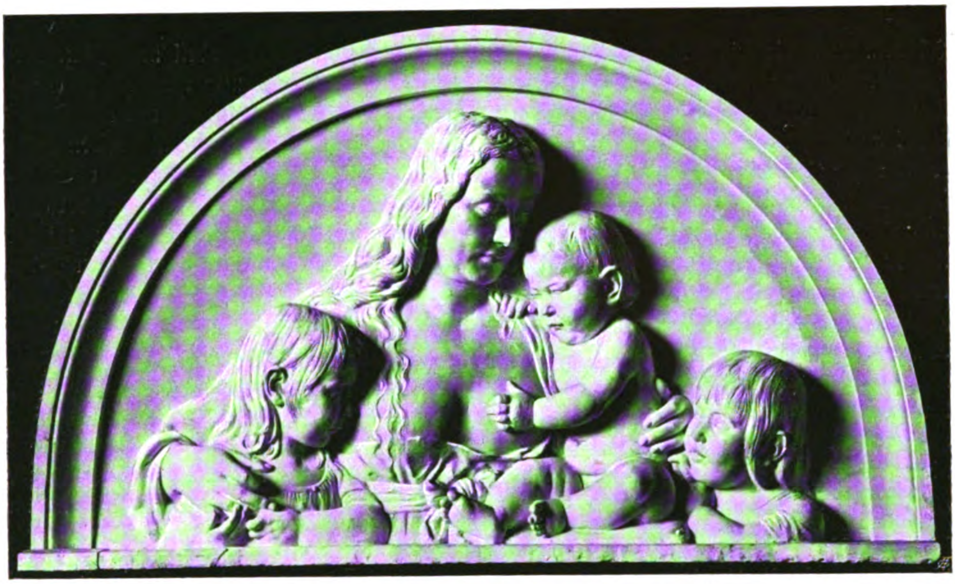
„Nur noch einen Augenblick, Papa! Ich will nur noch sagen, daß die Kiste ausgepackt wird." Er eilte hinaus, wo er den alten Bedienten eben beschäftigt fand, die Kiste vom Wagen zu heben. Nachdem er ihm eingeschärft hatte, den Deckel behutsam loszumachen, kehrte er zurück, nickte Luitgarde zu und folgte der Alten die Treppe hinauf.

Sie öffnete oben die Tür, die in ein großes, saalartiges Zimmer führte, nur durch einen silbernen Armleuchter auf einem großen Tisch in der Mitte helldunkel erleuchtet. Drei hohe Fenster gingen nach dem dahinter liegenden Garten; unter dem grauen Nachthimmel standen hochwipflige Bäume, schon halb entlaubt. Rings an den Wänden Sessel und Sofas, mit gestreiften Houssen überzogen, kleine Pfeilertische zwischen den Fenstern, allerlei Jagdstücke und etliche Pastellporträts sahen von der verschossenen grünseidenen Tapete herab. Dazu eine dumpfe Kellerluft, da das Zimmer offenbar lange nicht bewohnt worden war.

Das kleinere nebenan machte einen freundlicheren Eindruck, nur daß der Ofen so stark geheizt war, daß Achim sogleich ein Fenster öffnete. Er fand hier alles, was einem Gast das Bleiben behaglich machen kann, und auch ohne die Versicherung der Alten, ihr Fräulein habe selbst alles angeordnet, hätte er nicht daran gezweifelt. Auf dem Nachttischchen neben dem altmodischen Himmelbett stand eine zierliche Porzellanvase mit einem duftenden Resedastrauß, aus dem eine einzige prachtvolle rote Rose hervorsah, dazwischen ein Kärtchen mit den Worten in Luitgardes etwas ungelenker Schrift: „Gute Träume, liebster Schatz!" Das Herz ging ihm auf, als hörte er sich zum erstenmal mit diesem Namen nennen.

Dann verließ ihn die Alte, und nachdem er beim Schein zweier Wachskerzen in schweren silbernen Leuchtern sich ein wenig vom Reisestaub gesäubert hatte, löschte er die Lichter und eilte hinunter.

(Fortsetzung folgt.)



Adolf Hildebrand: Mutter mit Kindern. (Supraporte.)

Adolf Hildebrand

Von

Friedrich Fuchs

Es gibt noch genug der guten Kunstfreunde, die sich den Bildhauer nicht anders denken können als mit dem Meißel in der Faust am Marmorblocke werkelnd. Das ist die ganz natürliche Vorstellung all derer, die wohl in den Museen, in den Schlössern und Königsgärten zwischen den Statuen sich ergingen, nie aber im Leben ihren Fuß über die Schwelle einer Künstlerwerkstatt setzen durften. Sie halten sich an den Wortsinn. O, sie haben doch auch auf dem Baugerüst den Schaffer gesehen und sind gefesselt dem reizvollen Vorgang gefolgt, wie da mählich aus dem rauhen Quader das üppig zierliche Geripp eines Akanthusblattes, die kraftgeschwellten Menschenformen einer Karyatide leibhaftig wurden. Und voll innerlichen Respekts erblickte mancher in dem Manne mit dem langen Leinwandkittel und dem bestaubten Sammetbarett den illustrissimo scultore. Klügere Leute wissen es dagegen besser. Sie können die anderen lächelnd belehren, daß jener, unter dessen Händen der ungeschlacht tote Stein Gestalt und Leben annimmt, ein simpler Handwerker ist, der mechanisch die Punkte abzirkelt und ebensogut durch eine Maschine ersetzt werden könnte. Der eigentliche Bildhauer, der Künstler, hat das Steinklopfen nicht nötig und kann sich dabei auch nicht aufhalten; der modelliert zu Hause im Atelier seine Figuren in Ton und läßt sie dann in Gips abformen. Nach diesem Gipsmodell mag darauf — sei es vom Bronzegießer, sei es vom Marmorarbeiter — das Werk, wie es geplant war, zur Ausführung gebracht werden.

Der Ton ist dem Bildhauer von heute das Material, in dem er darstellt, empfindet und denkt. Wenn der eine oder andere Künstler gelegentlich zum Meißel greift, geschieht es meistens nur, um der von der Punktiermaschine und dem Handwerker vorgearbeiteten Steinfigur noch die oberflächlichen Feinheiten zu geben. Sogar diese letzte Behandlung überläßt er oft genug den fremden

Händen, weil die seinigen nicht geübt sind, das Werkzeug zu führen; allenfalls, wenn's ihm sehr darauf ankommt, wenn er sein Werk ängstlich liebt, läßt er den Italiener neben sich im Atelier klopfen und raspeln, — beaufsichtigt er die letzte Ausführung. Selber mit dem stählernen Gerät dem spröden, kostbaren Gestein zu Leibe zu gehen, würde den meisten wohl gar das Herz fehlen. Sie wissen nicht die Faust, nur die Finger zu gebrauchen, in den Fingerspitzen allein sitzt es ihnen. Nicht zu hauen verstehen die, welche sich Bildhauer nennen, mehr, sondern nur zu kneten, zu schneiden, zu streichen. Das Arbeiten in der fügsamen Teigmasse, mit den leichten Holzmessern hat ihr Handgefühl verweichlicht.



Adolf Hildebrand: Trinkender Knabe.

Aber wüßten dreist alle die Technik des Meißelns genügend zu beherrschen, daß sie die endgültige Behandlung der Einzelheiten am Stein eigenhändig vornehmen könnten, so wollte auch das noch nichts besagen. Denn dies letzte Überarbeiten einer vorpunktierten Figur ist mit dem freien Heraushauen des Bildes aus dem Block nicht zu vergleichen. Das beides hat miteinander nichts gemein. Zwar weiß einer, der es noch einigermaßen genau nimmt, daß schon die Art des Materials, worin ein Werk ausgeführt wird, für dessen Erscheinungswerte mitbestimmend ist, mindestens, daß jede Struktur einen besonderen Charakter der Detailformen bedingt, daß meinetwegen eine Hautfalte, eine Haarlocke, ein Gewandknick in der Bronze anders sich ausdrückt als im Marmor und wieder anders im Sandstein oder Kalkstein oder im Holz und vor allen Dingen anders, als er's trotz Willen und Vorstellung in seinem Ton und durch das gipserne Not- und Hilfsmodell anzugeben vermöchte. Und wenn nun neuerdings einige sich mit sachlichem Ernst wie auch aus spielerischer Lust an den mancherlei reizvollen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Techniken wieder praktisch mit dem echten Material befaßt haben, so verdanken wir diesem Bestreben wohl Erzeugnisse einer verständnisvolleren, fröhlichen Kleinkunst, die Entwicklung hübscher, feiner Spezialitäten, aber keine große Kunst, kein Neuerstarken des plastischen Gefühls. Denn da tastet das Auge immer nur die Oberflächen ab, dringt nicht messend in die Tiefen des Raumes. Erst beim freien Heraushauen der ganzen Bildfigur aus dem Block aber wird die Phantasie des Bildners zu räumlichen Vorstellungen genötigt. Erst dieser Darstellungsprozeß zwingt den Künstler, die Metamorphose von dem, was vorschwebt, zu dem, was schließlich wird, ganz durchzuleben, daß er in diesem Verlauf zu einer logischen Veranschaulichung seiner Formgedanken angehalten wird und so auf natürliche Weise zu der Gesetzmäßigkeit gelangt, in welcher das Kunstwerk gegenüber dem Naturgebilde als ein Unabhängiges und Selbständiges existiert. Das Geheimnis der Antike und ganz ebenso der Meisterwerke Michelangelos, daß uns vor diesen Schöpfungen das köstlich beruhigende Gefühl, die Überzeugung von etwas Selbstverständlichem, Unabänderlichem überkommt, beruht in der natürlichen Schaffensweise jener Künstler, indem sie gehalten waren oder selbst sich anhielten, mit echten Mitteln den Zweck zu erreichen.

Beim Aufbau eines Tonmodells besteht jener unmittelbare Zwang und jene fortwährende Anregung zu klaren und entschiedenen

Vorstellungen nicht. Hierbei ist der bildnerische Prozeß ein dem anderen geradeswegs entgegengesetzter. Während der eigentliche, der gerechte Bildhauer etwas schon im Raum Bestehendes sieht, einen Kern, den er von seiner Umhüllung befreit, trägt im anderen Falle der Modellierende an ein Gerüst die Form an, umgibt er erst ein Skelett mit Körperhaftigkeit. Dieser Vorgang bringt es mit sich, daß man sorglos und beschaulich probieren und modeln mag, indem man zugleich der Versuchung unterliegt, beständig die Natur zu Rate zu ziehen. „Modellieren“ kommt her von „Modell“. Unter der gewissen Bequemlichkeit dieser Arbeitsweise, bei der es nicht mehr darauf ankommt, vorher zu wissen, was man will, mußte ganz notgedrungen die natürliche Lust und Kraft der Einbildung entarten. „Die Naturschönheit ist ein schönes Ding, die Kunstschönheit eine schöne Vorstellung von einem Ding“, so drückt Kant den Gegensatz aus. Bei der Steinarbeit wird nun nicht bloß das Gefühl für die große Synthese gestärkt, sondern die in bestimmten Phasen fortschreitende Vollendung schreibt auch in allen Einzelheiten die Ausdrucksform vor. Es geschieht wie von selbst, daß „die empirische Natur sich auf eine ästhetische reduziert“. Die Schönheit eines so geschaffenen Werkes ist dann jedesmal durchaus das Produkt der Notwendigkeit. Hingegen stellt sich das Tonmodell als das Phantom dar, an dem gefahrlos herumexperimentiert werden darf, und dabei muß schließlich das Zweckbewußtsein verloren gehen. Und das stetige Anlehnen an die Natur, dies direkte Vergleichen muß das Stilgefühl abstumpfen. Solch sorgloses, gedankenarmes und untertäniges Arbeiten hat die Bildhauerei erst zur nachbildenden Kunst erniedrigt, es hat zu perversen Auffassungen von der „Richtigkeit“ geführt, es hat einen Panoptikumstil geschaffen. Eine Photoskulptur! Und wo doch mit intelligentem, freierem, kühnerem Wollen, mit feineren Sinnen das allzu gefällige Material geformt wurde, lief es auf ein geistreiches, raffiniertes Spielen mit den Zufälligkeiten hinaus oder aber auf eine schrankenlos leidenschaftliche, in sich haltlose Formerei mit Genialitätsallüren.

Gleichwohl ist der Ton wie das Wachs oder sonst eine Weichmasse ein nützbares Bildemittel. Nicht bloß deshalb, weil nun einmal auf keine andere Weise für ein Bronzewerk die Urform herzustellen ist. Das mit dem Modellieren sich verknüpfende Naturstudium lenkte das Auge auf die Erscheinungen des gegenwärtigen, realen Lebens. Das



Adolf Hildebrand: Bacchant.

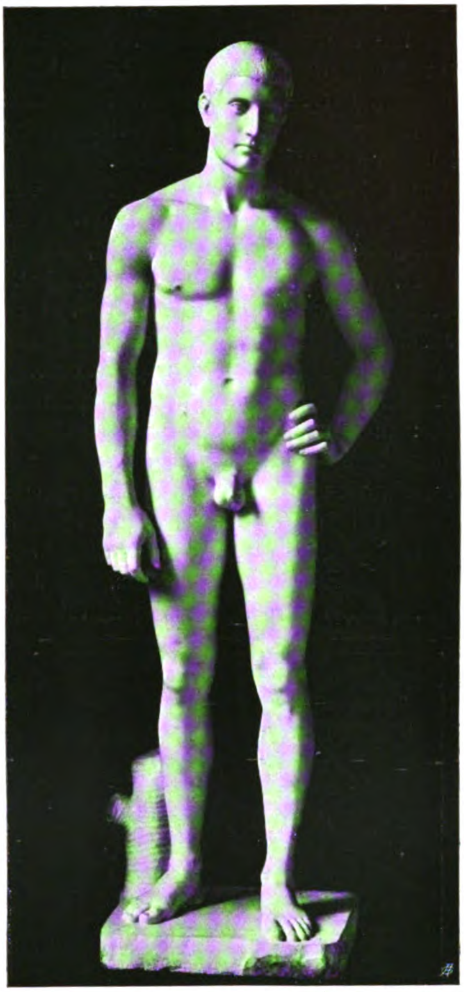
Stoffgebiet der Plastik bevölkerte sich mit Figuren, die aus unserer alltäglichen Umgebung stammten, die im Ausdruck der Mienen und Gesten mit unbedenklicher Sinnlichkeit, mit rücksichtslosem Wahrheitsmut, mit sozialer Teilnahme, ganz wie von den Malern, erfaßt waren, nachdem ein langes Zeitalter hindurch die Bildhauer in den falschen Schönheitsdogmen, im erklügelten Gedankentum des Klassizismus befangen gewesen. Wir hätten anders jetzt keinen Konstantin Meunier, der die Arbeiter der Bergwerke und Eisenhütten in antiker Größe als moderne Cyklopen hinstellte, und keinen August Rodin, der alle Leiden und Wonnen, höchste Verzückung und Erschlaffung zu vorher nicht dagewesenen Sensationen der Plastik machte. Aber diese beiden Großen vergaßen über dem Probieren nicht das Ziel und den Zweck ihrer Kunst und entäußerten sich bei der endlichen Schaffung der großen Werke nie der echten Handwerksmittel. Rodin schafft aus dem Block. Wenn der Franzose mit hastig nervösen Fingern mancherlei extravagante Gebilde knetet oder gar gleich ganze Gewandstoffe in Gipsbrei taucht, damit sie sofort im natürlichsten Faltenwurf erstarren, so geschieht es in der Ekstase, um nur schnell die flüchtigen Visionen seiner drängenden Phantasie zu materialisieren. Nicht aber Selbstzweck ist ihm dergleichen. Als Vorbild bedeutet Rodin für jeden anderen eine Gefahr. Wie verführerisch erscheint der feinteilige, feuchtfrische, graugrüne Ton, wie natürlich das Verlangen, daraus etwas zu formen! Ein naives Gemüt denkt sogleich an Gottvater, der aus einem Erdenkloß den Menschen machte. Und wie äußert sich nicht beim spielenden Kinde der Nachbildungstrieb! Aber das Künstlerische ist anderen Ursprungs. Die Völkerkunde liefert die Beweise, daß die Kunst erst an einem späteren Punkte einsetzte. Wenn man von den Fällen, wo das Modell einfach gebrannt oder ausgeschmolzen werden kann, also von den Kleinfigürlichkeiten, absieht —: für den größeren und edleren Gegenstand (als Form und als Gedanke) ist das Modellieren ein primitives Mittel, ein Notbehelf und das weiche Material ein Surrogat, das darum zu unechten Wirkungen, zur Stilwidrigkeit verleiten muß. Man mag sich erinnern, daß die besten Meister der Bronze auch ihre eigenen Bildgießer waren. Es sei nicht gesagt, daß es durchaus unmöglich sei, im Ton ein Werk aufzubauen, das nachher als Marmor nicht entartet erscheint. Doch die Illusion will immer von neuem aufgefrischt sein. Wenn einer jedoch nie oder nie wieder sich am Stein versucht, sondern stets ohne Arg für das fertige Modell sich den passenden Block bestellt, dem wird das Gefühl für das organische Gefüge, für das Architektonische eines steinernen Bildwerkes versagen, und der wird



Adolf Hildebrand: Schlafender Hirt.

auf den Stand der Entartung gelangen, durch welche die heutige Bildhauerei als eine besondere Epoche sich kennzeichnet.

Immer sind es dabei die wirtschaftlichen Umstände eines Landes, die den wechselnden Stand seiner Kunstkultur bestimmen. Die Macht der Verhältnisse, Gunst oder Ungunst, beeinflußt die Tätigkeit der vielen Künstler, deren Leistungen das Niveau herstellen. Die Gegenwart mit ihren Bedürfnissen erscheint der Ausübung der Bildhauerei günstig. Geld ist vorhanden und die Absicht, es für Kunst auszugeben. Ein denkmalsetzendes Säkulum. Aber ist es eine Lust, zu leben? Die Beziehungen zwischen Künstler und Besteller sind keine persönlichen mehr, so daß der Wille des einen und der Wunsch des anderen sich vereinigten. Wer hat die Aufträge zu vergeben? Der Staat, die Kommune, ein Komitee. An wen wendet sich das? An alle zugleich. Ein Wettbewerb wird ausgeschrieben und, gewissermaßen im Submissionswege, dem Bestbietenden der Zuschlag erteilt. Daß da viel Kraft unnütz vertan wird, daß ein winziger Gipsentwurf, anzusehen wie der Tortenaufsatz eines Konditors, weder den Begriff vom Projekt im großen noch die Gewähr für dessen kunstvolle Ausgestaltung geben kann, ist nicht das so sehr Beklagenswerte und zugleich Lächerliche an der Sache. Schlimm ist erst, daß der Bildhauer überhaupt keinen freien Vorschlag zu machen in die Lage kommt, daß ihm in der „Ausschreibung" sowohl Platz wie Maßstab und Material, etwa gar auch eine bestimmte Auffassung von dem darzustellenden Wesen als Bedingungen gestellt werden, von denen er, will er sich nicht selber außer Konkurrenz setzen, nicht abweichen darf. Der Triumph des Siegers besteht dann darin, bei einer Aufgabe, die mit künstlerischem Gewissen zu lösen vielleicht unmöglich war, unter Verkennung oder Verleugnung oder Vergewaltigung der allgemeinen Gesetze und seiner eigenen Persönlichkeit den Ansprüchen einer vielsinnigen Geschmackskommission am vollkommensten entsprochen zu haben.



Adolf Hildebrand: Jugendlicher Mann.
(Berlin, Nationalgalerie.)

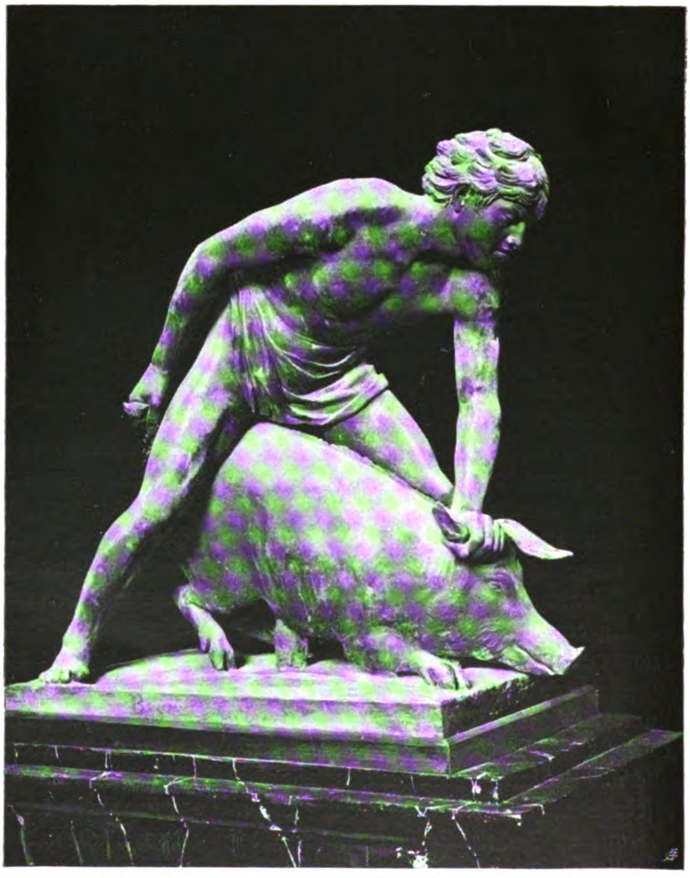
Ich kann immer nicht glauben, daß es gerade heutigestags weniger Mäcenaten als früher geben sollte, die einen Künstler ihrer Wahl damit betrauen möchten, ein Werk zu schaffen, ganz wie der sich's denkt, ganz ohne materielle und ideelle Behinderung, aus dem Vollen und Freien. Eher gibt es mehr Kunsttreibende, infolge der schnelleren und allgemeineren Verbreitung der geläufigen Bildungsmittel; und die ausgedehntere Produktion hat neue Verhältnisse geschaffen. Seit hundert Jahren gibt es Kunstausstellungen, und seitdem lassen die Liebhaber sich auf diesem Wege Angebote machen. Da wird natürlich keine Marmorware zu Markte gebracht, es sind Gipsfiguren, die — man kann sagen: in unfreiwilliger Muße entstanden, „zu Studienzwecken", wie die Künstler

sich ausdrücken. Der besondere Glücksfall ist alsdann, daß das Modell von einem, dem das „Sujet“ gefällt, zur Ausführung in Marmor oder Bronze angekauft wird. Der Staat macht's, um die Kunst zu fördern, ebenso. Wenn die Zahl solcher spekulativen Arbeiten, die, statt als Erz und Stein die Zeiten zu überdauern, im Werkstattwinkel zerbröckeln, sich in den letzten anderthalb Jahrzehnten vermindert hat, so liegt das weniger an der geringeren Nachfrage als daran, daß sich alles, die Talente nicht ausgenommen, der in Blüte stehenden Denkmalindustrie zugewendet hat. Und noch eins käme schließlich in Betracht: in Deutschland z. B. wächst kein Marmor. Schon um an den Frachtspesen zu sparen, läßt man in den Steinbrüchen Carraras nach dem an Ort und Stelle gesandten Modell den Block zurichten, der, nun dermaßen des überflüssigen Rohgewichts erleichtert, gleich auch als Kunstgegenstand zollfrei die Grenze passieren darf.

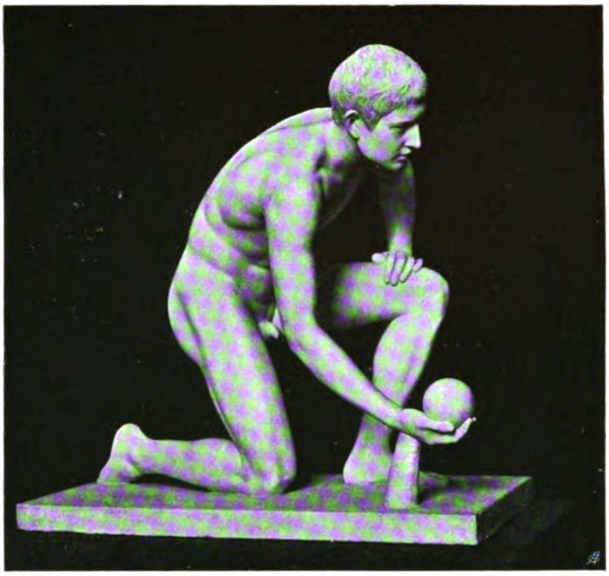
Dennoch, läßt man gern alle diese Gründe mitsprechen, besteht das Recht der Frage, ob nicht jeder einzelne der Künstlerschaft für sein Wirken verantwortlich zu machen sei. Soll man denn still mit dem Kopfe nicken, wenn jeder darauf erwidert: Du lieber Gott, es ist mal so, und wir müssen leben? In der Kunst die soziale Frage, auf dem Parnaß die Proletarier — das widerstrebt einigermaßen unseren Begriffen von Künstlerherrlichkeit. Wer Klage führt, Entschuldigungen findet, bekennt sich schwach. Die Starken und Stolzen sind uns erst die rechten. Wir bewundern das Genie, das sieghaften Fluges sich aus dem Dunst der Niederungen zur Höhe schwingt. Aber ehren tun wir in noch schönerem Sinne das Talent, das unbeirrt durch die herrschenden Bräuche, unangefochten von den Widrigkeiten des äußeren Lebens, unbestochen vom gemeinen Verdienst und von aus der Nähe lockenden Eitelkeitsbefriedigungen beharrlich dem fernen, als wahr erkannten Ziele zustrebt.

Als eine sittliche Größe, so kann man wohl sagen, steht da in unserer Zeit ein deutscher Bildhauer über der Menge der anderen: Adolf Hildebrand. Kein Genie, doch eine Natur, ein Charakter, ein Kunstbefähigter, in dem das Gefühl lebt und treibt, daß Begabung verpflichtet.

Er gehört dem erlauchten Kreise der Feuerbach, Marées, Böcklin, Klinger an, die, ohne sich viel miteinander abzugeben, eins gemeinsam haben, daß sie sich nicht an der behaglichen, spielerischen Ausbildung ihrer spe-



Adolf Hildebrand: Schweintreiber. (Brunnengruppe.)



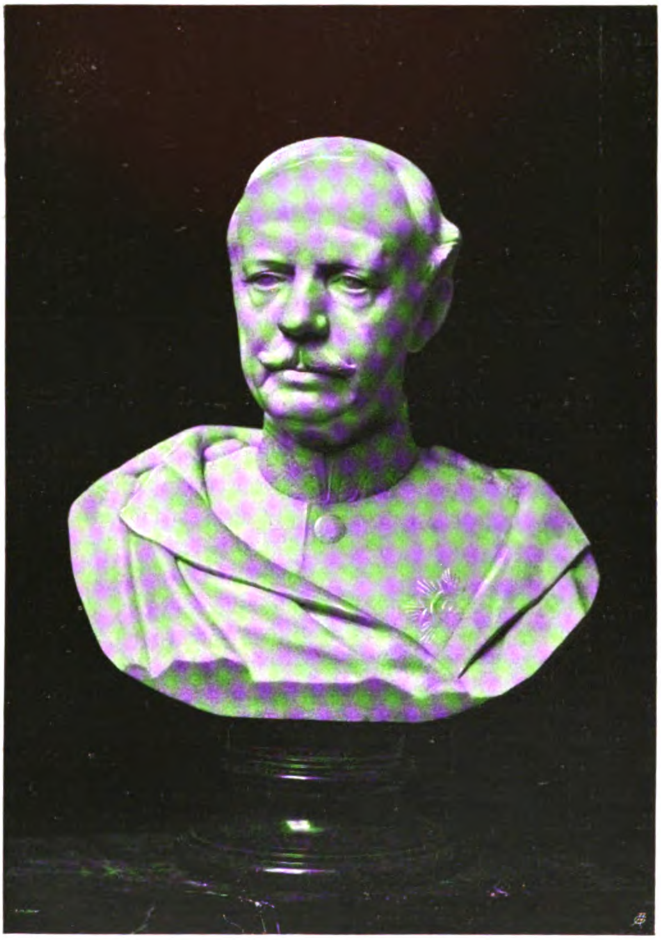
Adolf Hildebrand: Kugelspieler.

ziellen Sinnesfähigkeiten genügen ließen, sondern denkend zur Erkenntnis der beständigen allgemeinen Gesetze ihrer Kunst durchzudringen bemüht waren. „Der Künstler gehört nach Rom wie der Fisch ins Wasser," ist eine Äußerung Genellis, der immer nur zur Decke der Sixtinischen Kapelle hinaufschaute und auf Kartons sodann im Muskelpathos exaltierte. Doch jene hat es nicht nach den klassischen Stätten gezogen, weil sie aus den vorhandenen Schätzen für sich das Bestgeeignete auswählen wollten, und sie haben sich dort nicht deshalb heimisch gefühlt, weil sich's im Schwärmen vor den Werken vergangener Großzeiten so schön der eigenen Nöte vergessen ließ. Keiner ein Eklektiker oder Epigone, sind diese Neurömer unsere eigensten, deutschesten Künstler geworden. Fernab vom wichtigen und nichtigen Treiben der Akademiestädte fanden sie an den Schöpfungen, die, losgelöst vom Zeitlichen, alles Ursächlichen entkleidet, schon in reiner, ruhevoller, gleichsam göttlicher Beschaffenheit dastehen, immer von neuem den Maßstab für die Größe ihrer Absichten, für eine Erhabenheit.

Gleich Anselm Feuerbach ist auch Adolf Hildebrand Sohn eines Professors. Eines deutschen Professors, müßte man besonders betonen. Er wurde am 6. Oktober 1847 in Marburg geboren, wo sein Vater, der Statistiker und Volkswirt Bruno Hildebrand, um jene Zeit einen Lehrstuhl innehatte. Die Familie aber ist rein obersächsischer Abkunft, stammt aus Thüringen, aus Jena. Wenn schon der Geist des jungen Hildebrand beim Aufwachsen in einer Atmosphäre von Wissenschaftlichkeit eine bestimmte Disziplin annehmen konnte, so mag ihm außerdem als ein väterliches Erbteil der über alles gehende Überzeugungsmut und Bekenntnistrotz im Blute sitzen. Denn sein Vater hat in jenen politischen Jahren Stellung und Heim seinen Anschauungen geopfert, zog es vor, nach England und später nach der Schweiz zu gehen, bis er schließlich doch wieder ins Land, nach Jena, an die Universität berufen wurde.

Nun möchte man vom jungen Adolf hören, wie sich bei ihm die ersten Spuren einer Begabung zeigten, welche Eindrücke die jugendliche Phantasie anregten und bestimmten, und wie sich dann aus der Begabung die Neigung und aus dieser dann der Beruf entwickelte, der feste Glaube an die eigene Mission. Aber so leicht es sonst in den allermeisten Fällen sein mag, von den erfreuten Künstlern alle nur gewünschten biographischen Details, den Impfschein und das Schwimmattest zu erlangen, Hildebrand ist auch hierin ein Eigentümlicher, indem er den Frager auf die sparsamen Daten des Konversationslexikons angewiesen sein läßt; er will, daß seine Werke von ihm zeugen. Bei Lebzeiten eines Künstlers hat man wohl den persönlichen Wunsch zu achten und unterläßt das Spüren nach Angelegenheiten, die einem nicht von ungefähr bekannt wurden. Erst später fallen die Rücksichten vor dem Gegenstand der Forschung. Aber wie glücklich ist man wiederum daran, als der Mitlebende jedes Erscheinen eines neuen Werkes feiern zu können und im Meinungsgewirr des Tages mit schwachen Kräften vielleicht sein Teilchen mitzuwirken, daß es gewürdigt werde, und so die Zeitgenossenpflicht zu erfüllen. Und froh macht es, daß man danken kann.

Also nur ein paar Jahreszahlen. Was zwischen ihnen liegt, muß man mit Schlüssen ausfüllen, die sich aus der chronologischen Betrachtung von Hildebrands Werken ziehen lassen. 1865 kam der Achtzehnjährige auf die Kunstschule zu Nürnberg, die in dem guten Rufe steht, daß es dort auf alle Fälle fürs Handwerk was zu profitieren gibt. Im nächsten Jahre ging er schon zu Zumbusch, der damals in München tätig war. Hier hielt es ihn aber auch nicht länger als ein Jahr; die Sehnsucht nach dem Lande Italien war gar zu mächtig. Das wird mit ihren Schätzen die Glyptothek getan haben, aber andererseits und anderswie sicher auch das, was an Plastik neueren Datums in der Ludwigsresidenz öffentlich herumstand. Und er durfte dem Drange folgen. Nun soll man nicht einfach sagen, daß einer, der's dazu hat, auch leicht seinen Weg mache. Vom Martyrium der Entbehrungen kann des Rühmens nie genug geschehen, aber daß es auch Leute gibt, die die wohlgeebnete Straße zum Erfolg verschmähen, von solchen Entsagungen ist selten groß die Rede. Der Not wird die Tugend oft leichter als dem Glück. Ach, es kommt immer bloß darauf an, wieviel einer sich vorgenommen hat.

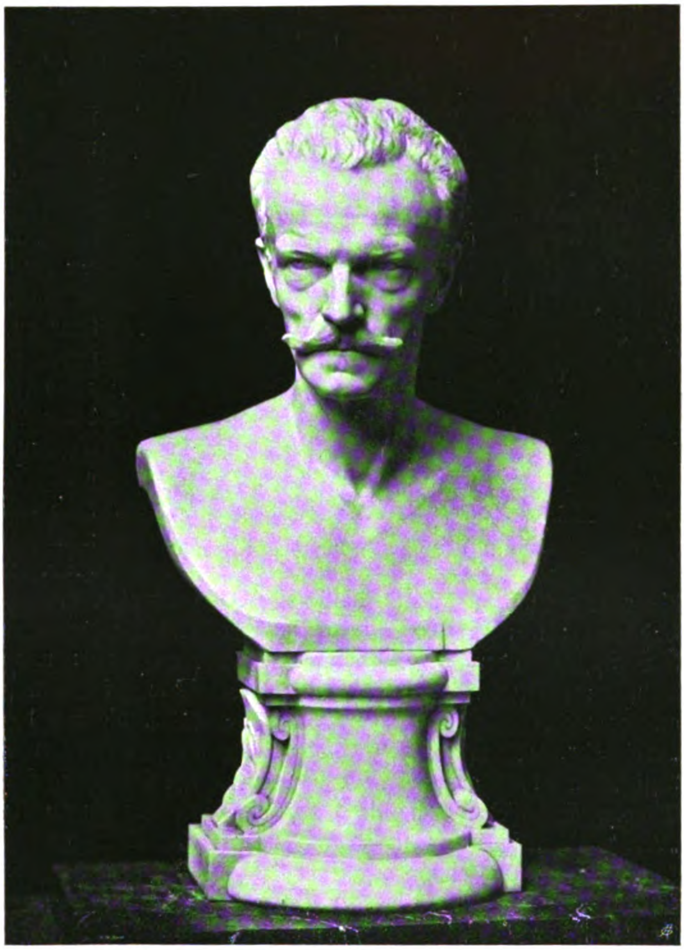


Adolf Hildebrand: Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar.

Von 1867 bis 1868 war Hildebrand in Rom. Dort kann man zwar fleißig sein, auch wenn man die Hände in den Hosentaschen stecken hat und schlendert, doch schließlich gibt es, zumal bei der bildenden Kunst, gewisse Sachen, die man nur mit dem Gebrauch der Finger lernt. Zur Ausübung fehlt einem Jugendlichen in Rom aber der Mut; er wird den „moralischen" nicht los: und Marmorbilder stehn und sehn ihn an. So muß es gerade denjenigen ergehen, die den Willen und Verstand für das Große haben. Deshalb ist es ganz begreiflich, daß der einundzwanzigjährige Hildebrand nicht länger bleiben mochte, wo die Vergangenheit so mächtig war. Daß er aber nicht wieder nach München zurückgehen wollte, sondern Berlin als Arbeitsstadt vorzog, läßt sich ebenfalls verstehen. Denn an diesem Orte herrschte zu jener Zeit noch ein Geist, der seinen angeborenen Auffassungen wohl zusagen konnte; nach Gottfried Schadow und Rauch wirkten da die Drake, Bläser, Encke, Albert Wolff. Weit reiner und natürlicher sprachen in der preußischen Residenz auch die Bauten Schinkels als das, was an der Isar auf königliches Geheiß von

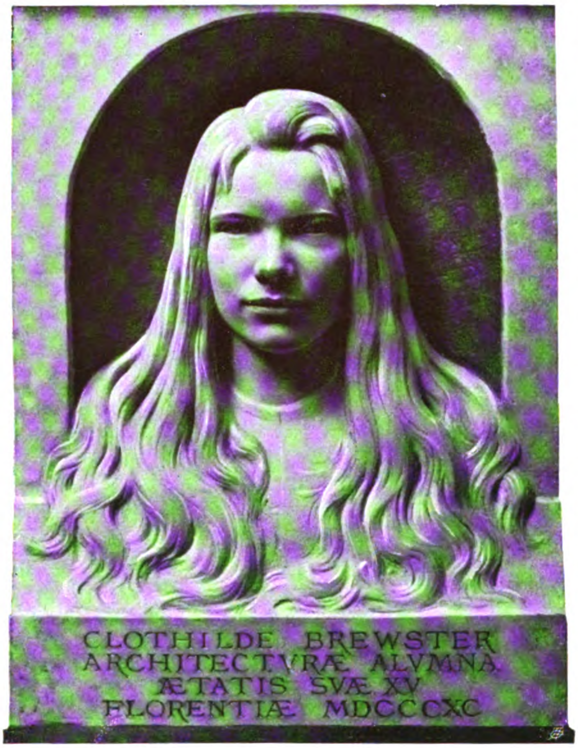
Klenze bald errichtet war. Die Architektur aber ist jedem echten Bildhauer ein Element, aus dem er mit einem Teil seiner Organe Lebensstoffe einatmet.

Während seines vierjährigen Aufenthaltes in Berlin schuf Hildebrand die Werke, mit denen er dann auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 hervortrat. Das waren „Der trinkende Knabe“, „Der schlafende Hirt“ und eine Marmorbüste Th. Heyses. Was ist das Besondere schon an diesen ersten Arbeiten, zumal in einer Zeit, da alle Welt antikisierte, als es weder Meunier gab, noch Rodin, noch auch einen Begas oder Eberlein und höchstens das Temperament der Franzosen durch die Eleganz ihrer Bronzen exzellierte? Ja, zunächst einmal hatten die Figuren keinen mythologischen oder historischen Inhalt und keinen archäologischen Habitus. Sie waren nicht symbolisch und nicht klassisch allegorisch. Absolut nichts daran, was die Lust zu gelehrter Forschung und poetisch sinnvoller Deutung befriedigen konnte. Die eine stellt einen nackten Knaben dar, welcher aus einer Schale trank, die andere einen nackten Jüngling, welcher schlief und einen Hirtenstab neben sich hatte. Man würde sie haben nennen können: Bacchus und Damon, aber die Etikettierung würde ihnen nichts angetan haben. Sie blieben doch anders; sie zeichneten sich auf eine eigene Weise aus vor dem Unzähligen, was seit Canova gemacht worden war. Zwar schienen sie ganz im vertrauten Schönheitsgeiste der Antike erschaffen, so geschlossen wirkten sie, so gemessen war die Bewegung und der Ausdruck, und so gleichmäßig waren die Formen durchgebildet. Allerdings waren diese Formen nicht phrasenhaft nüchtern den Vorbildern nachgeahmt. Aber etwas schreckte an diesen nackten Gestalten, etwas Fremdartiges, Urtümliches.



Adolf Hildebrand: Herzog Karl Theodor in Bayern.

Jetzt, da sich die ganze Reihe der Schöpfungen Hildebrands übersehen läßt, die mit der fortschreitenden Reife seiner technischen Meisterschaft und seines Mannestums entstanden sind, haben wir's leichter, die Diagnose zu stellen. Also kein einziges Mal findet sich in der Reihe ein erzählender Vorgang dargestellt, etwa dergleichen, wie es andere, um etwas zu sagen, nötig hatten: „Theseus findet die Waffen seines Vaters“ oder „Merkur den Argus, Hüter der Jo, einschläfernd“. Niemals überhaupt hat eine



Adolf Hildebrand: Porträtrelief.

dieser Einzelstatuen irgend eine bestimmte Bedeutung; kein Prometheus oder Perseus, kein Achilles oder Alexander, auch kein David oder Johannes. Erst recht aber gibt es weder eine „Gastlichkeit“, noch eine „Weisheit“. Wenn wirklich dies liebliche Relief, auf dem ein Mädchen zu einem Schwan sich niederneigt, die Bezeichnung „Leda“ führt, so ist es sicherlich nicht auf Hildebrands Veranlassung geschehen. Denn darin hält er's mit Böcklin, der das Taufen der Bilder getrost seinem Berliner Kunsthändler überließ. Mochten sich die Leute alles mögliche darunter denken, wenn sie durchaus vor Form und Farbe das Bedürfnis zu denken hatten. Der verstorbene Fritz Gurlitt, an den immer zu denken ist, wenn das Stichwort Böcklin fällt, machte sich auch um Hildebrand verdient, indem er im Jahre 1884 eine Sonderausstellung von dessen Werken in seinem Kunstsalon veranstaltete. Der Künstler war von Florenz, wo er seit den zwölf Jahren sich eingeschlossen hatte, heraufgekommen, um selber beim Aufstellen der Sachen mitzustimmen. Cornelius Gurlitt war auch dabei, und der erzählt nun in seiner „Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert“ ein Detail, das so bezeichnend ist. Es handelte sich darum, für die lebensgroße Marmorfigur eines jugendlichen Mannes den rechten Namen zu finden. Er steht, völlig unbekleidet, bartlos, mit kurzgeschorenem Haar, in ruhiger Haltung und stillem Gesichtsausdruck, das linke Bein ein wenig vorgesetzt, den rechten Arm herabhängend, den linken in die Seite gestemmt. Cornelius Gurlitt schlug, weil ihn ein leis wehmütiger Zug in dem sinnenden Antlitz ansprach, vor, das Werk doch „Allein“ zu benennen. Aber dagegen sträubte sich der Urheber nun mit allem Nachdruck. Dieser Name bedeute viel zu viel, er bringe dem Beschauer sogleich eine bestimmte, gewissermaßen interessante Auffassung bei und benähme ihm die vorurteilslose Betrachtung. So wurde denn, weil auch anderes nicht passen wollte, beschlossen, dem Ding die unverbindliche Bezeichnung „Jugendlicher Mann“ anzuhängen; und unter diesem Titel wird es auch im Katalog der Nationalgalerie geführt, die sich damals mit glücklicher Hand den Besitz sicherte. Denn diese Hildebrandsche Schöpfung spricht, wie keine vorher oder nachher, in so klarer, nahezu mathematisch abstrakter Formel des Bildhauers Bekenntnis aus. Ich vergesse nicht, wie ich mich zum erstenmal diesem Marmorbilde gegenüber befand. Da merkte ich den Ruck am Herzen und diesen kalten Schauer über die Haut, den man immer nur vor jähen Naturoffenbarungen zu spüren bekommt: das war Adam, der erste Mensch, den Gott als sein Ebenbild schuf. Und auch später noch, so oft ich zum Wiedersehen kam, gab's das Herzklopfen. Dies eine Werk ließ mich auch mit einem Male erkennen, was an jenen allerersten das Besondere ist. Alle diese Jünglinge, die trinken, sinnen, spielen, sind einem nun, mögen sie Rebenkränze tragen, antike Gefäße halten, gar nicht mehr griechisch oder römisch. Sie sind das männliche Geschöpf,

der Mensch, der Adam. Leib und Leben durch reine Form verklärt.

Eine Arbeit gibt es (im Leipziger Museum), die sogar direkt als „Adam" figuriert. Aber merkwürdig: das Gegenstück dazu hat Hildebrand nicht geschaffen. Ich entsinne mich keiner einzigen Statue von ihm, die das Weib in seiner Regung und Bewegung ebenso darstellt wie eben das männliche Wesen. Zwar befindet sich am Wittelsbacherbrunnen in München eine ganze weibliche Figur einer Europa, wenigstens sitzt sie auf einem Stier; aber bei einer derartigen Aufgabe sprechen gegebene stoffliche Beziehungen mit, und das Figürliche ist, so wie er es macht, hineinstilisiertes Glied der Architektur. Nur jenes Relief des Mädchens mit dem Schwan und ferner eine Supraporte, „Mutter mit Kindern", eine Lünette in Hochrelief, kenne ich, die Hildebrands Auffassung von nackter Weiblichkeit zeigen. Da erscheint in der Tat jene „Leda" als ein Evchen und jene Mutter als Eva, die Gebärende und Nährende. Freilich nirgend als die Verführende, Verführerische. Und dies Künstlergefühl, das an einer bestimmten Stelle Halt macht, will mir trotz Dürer und Cranach besonders deutsch erscheinen. Jedenfalls bedeutet es bei Hildebrand, wie wenig er doch der „Hellene", der Schwelger im alten Geiste ist. Anders hätten wir, wenn schon keine Eva, dann sicherlich eine Venus von ihm.

Hildebrand hilft aber dem Verständnis für seine Absichten auf besondere Weise nach: durch das Wort. Er sagt: „Es ist klar, daß die bildende Kunst die Poesie nicht anderswo borgt oder sozusagen nur illustriert. Ihre wahre poetische Wirkung entsteht aus der Art zu schauen, aus der Erscheinung als solcher. Die Tätigkeit der bildenden Kunst bemächtigt sich des Gegenstandes als eines erst durch die Darstellungsweise zu verklärenden, nicht als eines schon an sich poetisch oder ethisch wirkenden und bedeutsamen." Dies steht in der Vorrede zur dritten Auflage des Buches, das er über das „Problem der Form in der bildenden Kunst" geschrieben hat. Die Lektüre dieses Buches gewährt einen eigenen Reiz: man empfindet eine gewisse stolze Genugtuung bei jedem Satze, den man beim erstmaligen Durchlesen bereits verstanden hat. Denn es ist in einer Sprache verfaßt, der sich kein deutscher Philosophieprofessor zu schämen brauchte. Aber wiederum ist jedes Mißverstehen ausgeschlossen, von solcher Beweiskraft sind diese bilderlos ausgedrückten Gedanken. Das exakteste Denken und feingebildetste Wahrnehmungsvermögen kommen da zum Ausspruch. Von fesselnder Anschaulichkeit wird die Darstellung dann auch, wenn sie über die theoretischen Kapitel hinweg zur Schilderung der praktischen Bildhauerarbeit gelangt.

Von einem Bildhauer ohne Arme zu reden, hätte in diesem Falle im geringsten nichts Paradoxes. Hildebrand unterscheidet zweierlei Arten zu sehen. Die eine sieht die Dinge in ihrer Länge und Breite, also in ihrem Umriß, als Fläche. So sehen wir jedes



Adolf Hildebrand: Kinder-Doppelbüste.

Ding aus der Ferne. Die andere geschieht nicht durch einen Blick, sondern durch ein Abtasten des Gegenstandes mit den Augen, wie wir eben einen Körper aus der Nähe betrachten. Wir lesen ihn gewissermaßen von vorn nach hinten ab. Hildebrand geht vom Flachbilde, dem Relief, aus. Er meint, daß die Plastik unzweifelhaft aus der Zeichnung entstanden sei, indem diese durch Vertiefung zum Relief geführt habe. Wir müßten sie als eine Belebung der Form auffassen. Auch bei der ersten Rundplastik beschreibe sie noch einen einheitlichen Raum. So hätten die alten Ägypter aus einfachen Steinwürfeln kauernde Figuren gemeißelt, wobei die Steinwandungen vollständig erhalten blieben, aber zu Gliedern einer kauernden Figur geworden seien. Also selbst von der Freifigur fordert er, daß sie eine Reliefauffassung zeige, indem sie einen klaren Umriß von jedem Gesichtspunkte zeige. So lange sie sich in erster Linie als ein Kubisches geltend mache, sei sie künstlerisch noch nicht gereift. Von dem Quälenden spricht er, das das Kubische habe. Der Beschauer werde um eine dermaßen noch unvollendete plastische Figur herumgetrieben, ohne daß sie unter den vielen Ansichten eine Bilderscheinung böte.

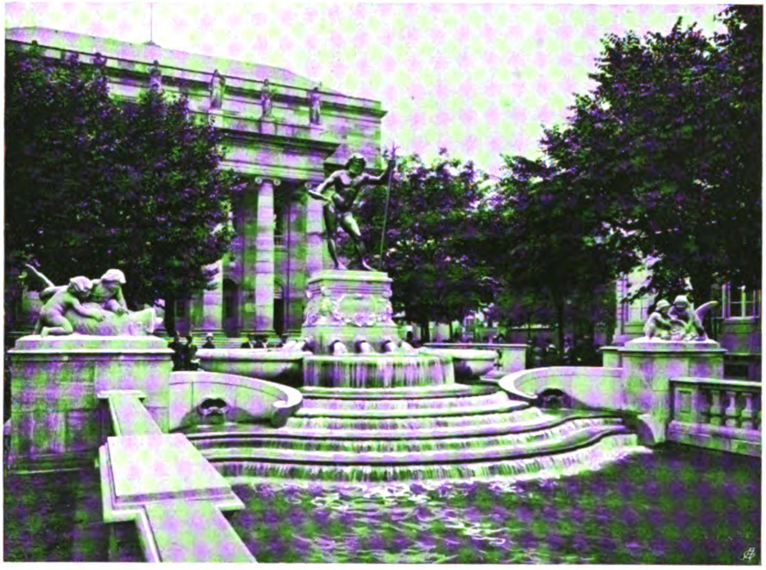
Im weiteren erlangen wir Einsicht in die Schaffensweise dieses wahrhaft gerechten Bildhauers. Er schafft die Bildsäule stets von einer Hauptansicht aus, zeichnet das Bild auf die Vorderseite des Blockes, so daß mehrere Hauptpunkte nahe an dieser liegen. Und nun dringt er schichtweise in die Tiefe, die Rückwand des Reliefs versinkt immer mehr, bis sich die Gestalt völlig rundet. Michelangelo beschreibt diesen Vorgang der fortschreitenden Marmorarbeit bezeichnend, indem er sagt: Man müsse sich das Bild wie im Wasser liegend denken, welches man allmählich immer mehr abläßt, so daß die Figur immer mehr und mehr an die Oberfläche tritt, bis sie ganz freiliegt.

Welch einen hohen Grad von Meisterschaft erfordert aber diese Marmorarbeit! Sollte jetzt alles, was sich Bildhauer nennt, dazu gezwungen sein, es würde offenbar werden, wie viel Dilettantismus es auf der Welt gibt.

Die Gestalt soll durch die Grenze des Blockes gebunden sein; man soll geistig den Block empfinden, aus dem sie stammt. In dieser Beschränkung sieht Hildebrand ein Gesetz. „Der Künstler, der neben den Griechen wohl am rücksichtslosesten und konsequentesten seine künstlerische Vorstellungsart mit seinem Darstellungsprozeß in direkter Beziehung entwickelt hat, ist Michelangelo. Vorstellen und Darstellen ist bei ihm sozusagen dasselbe. Die möglichste Ausnutzung des Steinraumes, eine möglichst geschlossene Gesamterscheinung sind für ihn bezeichnend. Seine Gegenstandsvorstellung erfüllt möglichst kompakt eine Raumeinheit. Er konzentriert möglichst viel Leben und vermeidet möglichst den unbelebten Raum. Je weniger Steinraum wegzuschlagen ist, desto knapper, reichhaltiger, sozusagen nahrhafter für die Phantasie wird der Darstellungsprozeß. Alle weit ausladenden Gesten oder abstehenden Extremitäten werden als Weitläufigkeiten verbannt, und es entstehen in seiner zusammendrängenden Phantasie Körperbewegungen, die, ohne an Kraft und Energie Einbuße zu erleiden, möglichst wenig Platz einnehmen und möglichst gedrungen am Rumpf den Steinraum ausfüllen: lauter Drehung und Biegung in den Gelenken.“ Wenn man sich daraufhin die Figuren an den Grabmälern der Medici oder den „Gefesselten Sklaven“ ansieht, wird einem manches klarer. Was aber beim müßig Genießenden lediglich ein Stück allgemeiner Erkenntnis ausmacht, das bedeutet beim handelnden Künstler Selbsterkenntnis; das ist die natürliche Einseitigkeit seiner Auffassung, das Gebiet seiner persönlichen Begabung. Und die Überzeugung gibt ihm die fanatische Kraft zu dem Außerordentlichen, was künstlerisches Schaffen ist. Wenigstens ist Hildebrand einer der Glücklichen, die die genauen Grenzen ihrer Befähigung erkannt haben und sich hüten, mehr zu wollen, als sie können. Daß er aber z. B. niemals eine selbständig runde Gruppe, sondern immer nur Einzelstatuen geschaffen hat, mag auch seinen guten Grund in einer Anschauung haben, die eine solche stofflich beziehungsvolle Zusammenstellung von der Kunst ausschließt.

Er ist ein Kühler, ein Gesetzter, ein Genauer. Böcklin nannte ihn mit seinem in die Ferne blickenden Lächeln den „lebendigen Zirkel“ Er ist nicht zur Übertreibung ge-

neigt (was ihn ja von Michelangelo unterscheidet). Ihm widerstrebt das Heftige, das Gewaltsame sagt ihm nicht zu; der leidenschaftliche Exzeß will seinem Schönheitsgefühl nicht verklärbar erscheinen. Mit Recht fürchtet er, daß der Affekt im Verlaufe des Bildens zur Affektation werde. Damit sei bei Leibe nicht der Geist aus Lessings Laokoon beschworen. Denn Hildebrand ist inspiriert rein durch die Form, und was er gibt, ist im dogmatischen Sinne der Antike, Michelangelos und — Hildebrands. Dieser Gedankenstrich steht an seinem Platze. Denn der Nachlebende hat seine eigene Stellung. Das Gemeinsame mit der hohen Kunst vor ihm ist wesentlich das Hinarbeiten auf tatsächliche Formgebung unter Ausschluß aller malerisch sinnlichen, dekorativen Tendenzen. Dies Hauptprinzip unterscheidet zunächst die Art der Gleichbestrebten von dem, was die Ba-



Adolf Hildebrand: Der „Reinhardtbrunnen" vor dem Stadttheater in Straßburg.

tatsächlich wieder Form. Statt in lebhaften Bewegungsmomenten drückt er die Tätigkeit in latentem Zustande aus: eine langfingerige, sehnige Hand, eine stark entwickelte Kinnlade, die wulstigen Stirnmuskeln dienen ihm als genügende „Funktionsmerkmale" für Kraft, Energie und Zorn. Und so stehen denn seine Bildsäulen vor uns in kühler Schönheit, in gemessener Haltung, in einer statischen Anmut und Würde. Aber wie phänomenal plastisch ist der Durst des „Trinkenden Knaben", die rohe Kraft des „Schweintreibers", das Wägende des „Kugelspielers" ausgedrückt!

Doch hat mit seinen tausend Sinnen Rodin nicht minder recht, der in lodernden Linien, in vulkanischen Formen sich von seinen hitzigen Vorstellungen befreit. Und ist auch ein Bildhauer. Freilich nach neuen Begriffen, solchen, die er erst selbst geschaffen hat; nicht rockplastik hingestellt hat, und von dem, was heute eine Rodinschaft zuwege bringt. Wie aber die tatsächliche Form im einzelnen Fall beschaffen ist, das macht den Kanon der Antike, die Persönlichkeit Michelangelos und den gewaltigen Unterschied aus, der zwischen Hildebrand einerseits und den Canova, Rauch, Thorwaldsen und wem nicht noch alles andererseits besteht.

Zu Zeiten ist es lustig, in Tagesgesprächen von einer Rückständigkeit Hildebrandscher Kunst zu vernehmen; z. B. dann, wenn einmal Donatello gerade in Mode gekommen war oder jemand mit Nachahmungen gotischer Primitivität Sensation macht. Als ob dieser Professor in Florenz, der auch ein ledernes Buch geschrieben haben soll, nicht Porträtbüsten, Bildnisreliefs gemacht hätte, die an Lebenswahrheit, an Charaktertreue ohnegleichen sind. Nicht mit stumpfsinniger

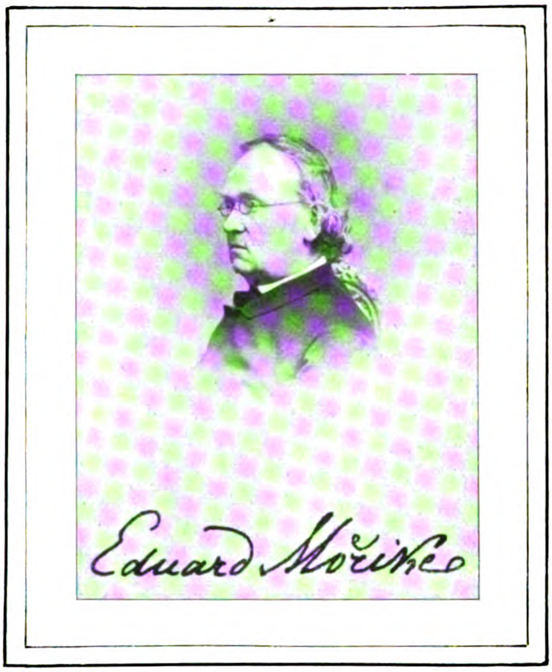
Genauigkeit, auch nicht mit koketter Aufdringlichkeit sind die wechselreichen Formen der Natur beobachtet und wiedergegeben, sondern stets mit Empfindung und Geist, aber doch mit dem feinsten Gefühl für jede Unterschiedlichkeit. Wie deutlich und zugleich diskret, wie streng, frei, nobel, launig ist ein Fältchen, ein Grübchen, eine Haarwelle, ein Generalsschnurrbart behandelt. Doch der Charakter eines Kopfes ist schon immer durch die klar herausgebildeten großen Formen bestimmt, so daß man ohne Scherz sagen könnte: Hildebrand garantiert dreißig Jahre Ähnlichkeit. Wenn man seine Marmorbüsten mit denen in Bronze und Stucco vergleicht, wird einem auch wunderschön deutlich, wie da die Beschaffenheit des Materials jedesmal den Stil der Darstellung bestimmt hat. Denn das ist „solide Arbeit", echtes Bildwerk.

Zwanzig Jahre, bis 1892, hat Hildebrand ununterbrochen in Florenz gelebt. Dann siedelte er nach München über, wohl weil eine Anzahl monumentaler Aufgaben die Verlegung der Werkstatt erforderten. Nach einigen Jahren jedoch zog es ihn wieder an die alte geliebte Stätte zurück. Das Atelier in der Maria Theresia-Straße gab er darum nicht auf; einige Monate seines arbeitreichen Jahres verbringt er seitdem, wie die Notwendigkeit es heischt, in der Münchener Stadt. Man erfuhr nicht allzuviel von ihm. Er hat es stets verschmäht, seine Kunst in fragwürdigen Gipsabgüssen auf den großen Ausstellungen zu kolportieren. Nur das Echte sollte von ihm zeugen. Das mußte man in den Galerien entfernter Städte suchen gehen oder an den Orten, für die es allein geschaffen war: in Meiningen, wo im Schatten eines stillen Parkes die Brahmsbank steht, oder in München, wo auf dem grünen Maximiliansplatze der Wittelsbacherbrunnen plätschert. Jetzt baut sich auch vor dem Theater in Straßburg ein solches Monumentalwerk auf, an dem Hildebrands Architektensinn sich erweist. Erst durch die Sezessionen, die ihn zu ihrem Ehrenmitgliede machten und mit besonderen Mühen und Kosten sich einen Marmor Hildebrands für ihre Ausstellungen beschafften, wurde einiges bequemer vermittelt. Einmal aber hat der Künstler mit dem schönen deutschen Namen sich auch am großen Werben beteiligt. Das war damals, als es galt, Wilhelm dem Ersten aus Volkes Willen ein Denkmal zu setzen. In dieser Konkurrenz, deren Bestimmungen den Künstlern noch jede Freiheit des Ausdenkens ließen, wurde dem erhabenen Gedanken Hildebrands der zweite Preis zuerkannt.

In einer Zeit, da alles bedenkenlos nach schnellen Erfolgen hastet, läßt Adolf Hildebrand sein Werk in der Stille der entlegenen Werkstatt, in der Ruhe seines unangefochtenen Geistes reifen. Er war sich sein eigener Richter, und es diesem, mit dem wahrlich strengsten Gewissen, recht zu machen, ist ihm die einzige Befriedigung, der höchste Preis seines Fleißes.



Adolf Hildebrand: Bismarck-Medaille.



Altersphotographie des Dichters mit eigenhändiger Unterschrift.
(Original im Besitze von Dr. Harry Maync zu Berlin.)

Eduard Mörike
im Verkehr mit berühmten Zeitgenossen
Mit ungedruckten Briefen von Mörike, Geibel, Auerbach, Hebbel, Robert Franz und Ludwig Richter

Von

Harry Maync

Eduard Mörike und die Freundschaft, das ist eines der sonnigsten Kapitel in diesem durch Kummer, Not und Krankheit, namentlich in der letzten Zeit, sonst vielfach getrübten Dichterleben. An Freunden hat es dem Menschen wie dem Dichter niemals gefehlt. Es ging von Mörikes Persönlichkeit ein Zauber aus, der jeden fesselte und in Bann schlug, um so mehr, als jener selbst sich dieser Macht so gar nicht bewußt zu sein schien. Eine Perlenkette von Gedichten an teure Freunde zieht sich durch Mörikes Werke. Dasjenige „An Hermann“ gilt dem geliebtesten Genossen früher Kinderjahre, Hermann Hardegg, dem späteren Leibarzte des Königs von Württemberg, einem bedeutenden Manne von umfassender Bildung, den z. B. auch David Friedrich Strauß außerordentlich hoch schätzte. Mörikes heiteres und schelmisches, dabei offenes und liebenswürdiges Wesen erwarb ihm alsdann auf dem Stuttgarter Gymnasium illustre die Zuneigung seiner Mitschüler, und als er im Herbst 1818 vierzehnjährig das niedere theologische Seminar zu Urach bezog, da sah er gleich zuerst in Wilhelm Hartlaub den Urfreund, mit dem er später einen Bund eingehen sollte, der jeden anderen an Innigkeit und Dauer übertraf. „Den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es jedem sogleich wohl wurde,“ so schildert Hartlaub nachmals seinen ersten Eindruck

von Mörike, den er als Scharlachrekonvaleszenten im Bette kennen lernte. In die Uracher Zeit geht auch Mörikes erste Künstlerfreundschaft zurück, die zu Wilhelm Waiblinger, dem hochbegabten und feurigen Dichter, von dem ihn freilich manches schied, den er aber nach seinem frühen Tode im Jahre 1830 aufrichtig betrauerte. Von Haus aus schloß Mörike sich schwer an andere an und hielt sich lange zurück, um aber, wenn er das gefunden, was er gesucht, sich in schrankenloser Liebe hinzugeben.

Die hohe Schule der Freundschaft ward für den Dichter Tübingen, in dessen berühmtes Stift er im Herbste 1822 übersiedelte. Hier war es vor allem Ludwig Bauer, der edle und ansprechende, aber wenig selbständige und bedeutende Dichter, in dem er sein zweites Ich fand, während das Verhältnis zu dem unsteten und leichtsinnigen Waiblinger sich lockerte. Mörikes poetisches Treiben in Tübingen, das er besonders eben mit Bauer teilte, ist bekannt: die romantischen Mysterien im Gartenhause auf dem Österberge sowie in dem hochgewölbten dunklen Brunnenstübchen, die er mit mythologischen Gestalten eigener Erfindung erfüllte. Es war nach David Friedr. Straußens Wort eine Art Freimaurerloge, die der junge Mörike damals um sich versammelte, und er war unbestritten der ungekrönte König des sehr gewählten kleinen Kreises. Eine fast anbetende Verehrung war es, die namentlich Bauer zu ihm zog: „Ich klebe noch am Staub," schrieb er, als Mörike im Herbst 1823 Tübingen auf kurze Zeit verlassen hatte, „und wenn ich an dich gedenke, ist mir's, als wenn ich im Shakespeare gelesen hätte. Aber das ist mir lieb, daß nur dann dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelrute meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt." Und ein anderes Glied des Kreises, Rudolf Lohbauer, fragt in einem überfließenden, liebewerbenden Briefe den Freund: „Knabe, was machst du aus mir?" So übte die reine Jünglingsgestalt des schwermütig schönen jungen Dichters denselben Zauber aus wie seinerzeit Hölderlin in demselben Tübinger Stift. Auch mit diesem unglücklichen Dichter, der damals schon längst im stillen Wahnsinnsdämmer dahinlebte, pflegte Mörike pietätvollen Verkehr. Endlich gehören in den Tübinger Freundeskreis vor anderen noch Karl Friedrich Kauffmann und Louis Hetsch, die gemütvollen vaterländischen Komponisten des Dichters, sowie die beiden Ludwigsburger Landsleute Friedrich Vischer, dem wir im folgenden noch begegnen werden, und David Friedrich Strauß.

Mit den Vikarjahren trat der Ulmer Johannes Mährlen in den Brennpunkt der Mörikeschen Freundesliebe, während dem Pfarrer von Cleversulzbach Wilhelm Hartlaub so nahe rückte wie nie ein anderer zuvor und hernach. „Zum Zeichen unveränderlicher Liebe" widmete ihm Mörike im Jahre 1838 mit Recht die erste Sammlung seiner Gedichte, in denen des Freundes auch sonst so viel gedacht ist, und ihm schrieb er zwei Jahre später einmal: „Ich weiß neben Bruder und Schwester kein anderes Menschenkind, verlange auch nach keinem, bei dem ich mich wie bei dir daheim befände, das heißt so innig in mir selber bleiben könnte," und ein anderes Mal preist er ihren Bund als einen „ewigen Kreislauf der Liebe", über den sein Herz sich oft plötzlich in seliges Staunen verliere. Von Cleversulzbach aus wurde auch die Herzensfreundschaft mit Justinus Kerner im nahen Weinsberg besiegelt, die in der starken Hinneigung beider Dichter zum Transcendenten und zu den Nachtseiten der Natur eine starke Wurzel besaß. Und endlich fand sich Mörike in dieser Zeit mit Hermann Kurz, worüber wir, ebenso wie über die späteren hochbedeutsamen Beziehungen zu Theodor Storm und Moriz von Schwind, durch den gerade um Mörike so hochverdienten schweizer Gelehrten Jakob Bächtold, den Herausgeber der drei Briefwechsel, seit langem aufs beste unterrichtet sind. Erwähnt sei hier ferner nur noch des Dichters Verkehr mit Uhland und dem feinsinnigen Künstler Eberhard Wächter, mit Gustav Schwab und Karl Mayer, mit Julius Klaiber und Friedrich Notter, mit Karl Wolff und seiner aus den „Gedichten" wohlbekannten Stieftochter Luise Walther, geb. von Breitschwert, mit Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Herman Grimm, Isolde Kurz u. a. Dem Verkehr mit Berühmtheiten ging der

weltscheue Dichter nach Möglichkeit aus dem Wege. Sie selbst aufzusuchen, lag ihm völlig fern, und auch von ihnen aufgesucht zu werden, war ihm meist lästig und beklemmend. Ihretwegen etwa einen anderen Rock anzuziehen, ging ihm wider die Natur; aber konnte er im Schlafrock und hübsch innerhalb seiner vier Wände bleiben, so war er der sprühende Mittelpunkt seiner Gäste, die er ebensosehr durch seine aufrichtige Herzlichkeit wie durch seine großen geselligen Talente entzückte. „Wer aus einer Unterhaltung mit ihm, und habe sie auch ganze Abende hindurch angehalten, wegging," erzählt Notter noch von dem greisen, oft so hypochondrischen Dichter, „der fühlte sich im eigenen Wesen erneut." Aber, wie gesagt, er ließ sich suchen. Die berühmten Gäste des Kernerhauses kennen zu lernen, hatte er sehr wenig Neigung. So entging ihm Lenaus Bekanntschaft, und so versäumte er auch einen Besuch Tiecks, der Kerner dringend gebeten hatte, ein Zusammentreffen mit dem ihm sehr werten Mörike herbeizuführen. Und je älter er wurde, um so unzugänglicher wurde er. Nicht nur im stillen Lorch und im einsamen Waldeskloster Bebenhausen, sondern auch mitten in Stuttgart lebte er wie ein Eremit. Adolf Friedrich von Schack, der ihn besuchte, nennt ihn einen Anachoreten, Wolfgang Müller von Königswinter eine „kuriose Pflanze", den „scheuesten Vogel". Mit der Fremdenkolonie bedeutender Männer, die sich damals in der schwäbischen Hauptstadt zusammenfanden, kam Mörike, dem für Kneipverkehr alles Verständnis fehlte, fast gar nicht in Berührung. Wilhelm Jensen wurde jeder Versuch, ihn aufzustören, als gänzlich nutzlos dringend widerraten; und auch Wilhelm Raabe unterließ es deshalb, „den alten großen Träumer in seinem Winkel aufzustöbern". Dagegen erzwang sich die „entsetzliche Lebhaftigkeit" des herkulischen Bogumil Goltz einmal den Zutritt zu dem gerade wie so oft unpäßlichen Dichter, der im Jahre 1865 auch den Besuch Turgenjeffs empfing.

Schon Rudolf Krauß, der unermüdliche Erforscher der schwäbischen Literaturgeschichte, hat über Mörikes Beziehungen zu anderen Dichtern eine dankenswerte Übersicht geliefert (Schwäbische Kronik 1895, Nr. 174 und 177). Ich durfte für meine Mörike-Biographie über reicheres Material verfügen. Eine Anzahl der ungedruckten Briefe, die ich dazu zusammengebracht hatte, soll im folgenden veröffentlicht und ausführlicher besprochen werden, als es dort anging. Ich danke diese Briefe Geibels, Auerbachs, Hebbels, Robert Franz', Ludw. Richters und Friedr. Vischers Abschriften aus den hinterlassenen Mörike-Papieren Jakob Bächtolds, die dessen Witwe mir freundlichst zur Benutzung überlassen hat, und die ich auf deren Weisung inzwischen dem Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv, das die Hauptmasse von Eduard Mörikes handschriftlichem Nachlaß bewahrt, zugeführt habe. Den Brief Mörikes an Adolf Stahr überließ mir des letzteren Schwiegertochter, Frau Konsul M. Stahr zu Berlin, durch die gefällige Vermittelung des Herrn Professors Dr. Ludwig Geiger zu Berlin. Die beigegebenen Bildnisse endlich entnehme ich meiner Sammlung, die sich im wesentlichen aus Geschenken von Fräulein Klara Mörike zu Neuenstadt am Kocher, der greisen Schwester des Dichters, zusammensetzt, die meinen Nachforschungen und Darstellungen ihre höchst schätzbare Mitarbeit gegönnt hat. Die Silhouetten besitze ich als freundliche Gabe der Frau Obertribunalrat Luise Walther geb. v. Breitschwert zu Stuttgart.

1. Mörike und Geibel.

Im Jahre 1856 erschienen Mörikes Gedichte in der dritten, zum erstenmal den „Alten Turmhahn" einschließenden Auflage. Mörike stand damals auf der Höhe seiner lyrischen Kunst, ja er war der größte aller lebenden und noch schaffenden Dichter. Denn Heine erlag in diesem Jahre seinem furchtbaren Leiden, Eichendorff, dem noch ein weiteres beschieden sein sollte, war als Dichter, gleich Uhland, lange verstummt. Rückert hatte zwar noch ein Jahrzehnt vor sich, während dessen er unablässig, halb mechanisch das lyrische Spinnrad trat, aber seine Zeit war vorüber. Über das Grab Lenaus auf

dem kleinen Dorfkirchhof zu Weidling bei Wien und über das der Annette von Droste-Hülshoff auf der Meersburg waren schon mehrere Sommer hinweggegangen. Dagegen schufen Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm und Klaus Groth, Friedrich Hebbel und Hermann Lingg rüstig am Werk, ohne daß sie freilich je die höchsten Kränze erreichen sollten. Wirklich, Mörike war damals der größte deutsche Lyriker. Aber nicht nur, daß er es nicht unbestritten war — vielmehr nur eine kleine Gemeinde wußte um das Geheimnis; der großen Welt war sein Name fremd, sein Dichten wenig bekannt. Ein anderer durfte sich in der allgemeinen Gunst und Anerkennung sonnen, ein Lyriker, dem die breiteste Wirkung beschieden war, die er nicht in der Weise verdiente: Emanuel Geibel, der ein Vierteljahrhundert die Literatur beherrschte.



Eduard Mörike.
Nach einer im Jahre 1874 von Luise Walther geschnittenen Silhouette.
(Original im Besitze von Dr. Harry Maync zu Berlin.)

Geibel war selbst als Lyriker groß genug, um den überragenden Wert der Mörikeschen Lyrik zu ermessen, und es gereicht dem Menschen wie dem Poeten sein späteres Geständnis zu hoher Ehre, daß ihn die zahllosen Auflagen seiner eigenen Gedichte beängstigten, wenn er an den spärlichen Beifall denke, den die Mörikes fänden. In eben jenem Jahre 1856 suchte er den weltfremden Dichter in Stuttgart auf, ihm seine Verehrung darzubringen, und in eben jenes Jahr gehört der Brief, den ich hier vorzulegen in der Lage bin.

Es waren zwei recht verschiedene Naturen, die in Mörike und Geibel flüchtig zusammenkamen. Wohl trafen sich einige ihrer Wurzeln in der Antike, aber ihre klassische Lyrik verhält sich wie die Hölderlins zu der Platens, wie tiefes Gefühl zu hohen Gedanken. Eine metrische Glätte, die sich bis zu bloßer Eleganz verflachen kann, ein Pathos, das der Phrase nicht entbehrt, eine Harmonie, die nur selten das erkämpfte Ziel tiefinnerlicher Seelenstürme ist, das waren Beigaben der Güter, die Geibel aus jener idealen Ferne heimbrachte, die er mit den Augen des Leibes geschaut, indes Mörike, der nie aus der heimischen Enge herauskam, die Antike in ihrem urewigen, innerlichen, lebendigen Gehalt viel tiefer und wahrer erfaßte, selbst in der äußeren Gestalt, die mit jenem zugleich in ihm Ereignis wurde: dort äußere Formen, hier innere Form. Und dort ein freier, stolzer Sänger, der, den priesterlichen Talar um die Schultern geworfen, weihevoll die Saiten rührte, von drei Fürsten umworben und hochgeehrt, von einer bewundernden Menge umschart; hier ein bescheidener Mann, wie Uhland und Eichendorff im bürgerlichen Berufe stehend, ohne jeden Hauch des „Sinnes für Feierlichkeit“, den sich Theodor Fontane abspricht; ein Dichter, dem seine Kunst das Natürlichste von der Welt ist, der da singt dem Vogel gleich, der in den Zweigen wohnt und nach keinem Lauscher fragt. Scheu auch im Leben barg sich Mörike im stillen Frieden eines dörflichen Pfarrhauses und bat: „Laß, o Welt, o laß mich sein!“, während Geibel die Weiten der Erde durchstreifte, die Geschichte musternd überschaute und in großen Zügen vorüberrauschen ließ. Halb Minstrel, halb Landsknecht, wie Hans Hopfen ihn treffend charakterisiert hat, warb Geibel mit Leier und Schwert um Ruhm und Glück. Trutzig, nicht selten sogar schroff und rücksichtslos, setzte er sich in der Welt durch, verkehrte mit Königen selbstbewußt wie mit seinesgleichen, erklomm die Zinnen der Partei, griff als Wortführer seiner Zeit in die Kämpfe des Tages ein, fühlte in sich die Mission des Herolds, des Wegweisers, des Erziehers seines Volkes, scharte Jünger um sich, rief die Freiheit aus, warb zum Kampfe gegen den Erbfeind und stimmte endlich den Siegesgesang an. Und das Volk, hingerissen von dem Glanze seiner Sprache, dem Schwunge seiner Rhythmen, jauchzte ihm zu, das Volk, dessen innerstem Wesen er im Grunde doch ziemlich fremd war. Denn er war ein vornehmer, ein aristokratischer Dichter im günstigen und im ungünstigen Sinne des Wor-

tes. Seine Kunst — nie hat er anders als in Versen gedichtet — hat doch zu wenig vom nahrhaften täglichen Brote, zu viel von leckerer Festspeise. Dem Volksliede, dem unerschöpflichen Jungbrunnen echtester Lyrik, steht er trotz äußerer Anlehnung recht fern. Die beschauliche oder tiefsinnige Freude am Schlichten, Naiven, Alltäglichen, das Mörikes innige Kunst so zauberhaft in Gold zu wandeln vermag, eignet ihm nicht. Die Natur, wie Mörike, bis zu mystisch-pantheistischer Verinnerlichung zu durchdringen, ist ihm nicht gegeben; selten ist sie ihm mehr als Hintergrund oder Coulisse. Ihm fehlt der Blick für die kleinen Züge des Individuellen in ihr wie im Menschen, die doch das Charakteristische sind; er schwärmt dafür in großen Typen und Symbolen. Fast jeden Stoff vermag er äußerlich zu meistern, indem er ihn sich durch Reflexion anpaßt und über ihn monologisiert. Grelle Kontraste und schwere Konflikte reizen ihn mehr zur Darstellung als die ewigen Gefühle menschlicher Trauer und menschlichen Glückes, und oft gibt er prächtige kalte Blitze an Stelle der wärmenden Flamme, die Mörikes stille Gemütskunst entfacht. Tiefer ins Volk gedrungen ist Geibel nicht mit seinen besten Gedichten, die sich vielmehr an den gebildeten Geist und an den Feinschmecker der Form wenden, sondern mit den Sentimentalitäten und Süßlichkeiten, die nur zu oft bei ihm mit unterlaufen. Bei Mörike findet sich von ihnen keine Spur, und darum dürfen wir vertrauen, daß er immer tiefer im eigentlichen Kern der Nation Wurzel schlagen werde, indes der auf der Menschheit Höhen wandelnde „Meister“ und psalmodierende Sänger sich immer weiter von ihr entfernt. Eine kleine Anekdote ist charakteristisch für das verschiedene Wesen der beiden Dichter. Als sie selbander im Wagen von Stuttgart nach Cannstatt fuhren, bedeckte sich der Himmel mit Wolkenflocken, die von der untergehenden Sonne bemalt wurden. „Welch ein Schauspiel, lieber Mörike!“ sagte Geibel, indem er schwärmerisch dessen Arm ergriff. Dieser, von dem Gefühlsausbruch fast erschreckt, versetzte: „Das heißt man bei uns Schäfle.“

Nicht der bescheidene Mörike suchte den königlichen Günstling, sondern dieser ihn. Zu gern hätte er den Schwaben unter die Münchener Tafelrunde verpflanzt, aber Mörike, dem eine sorgenfreie Zukunft so sehr zu gönnen gewesen wäre, entsprach nur seiner Natur, wenn er mit herzlichem Dank abwehrte. Mit Recht sagte er, er passe nicht in eine solche Gemeinschaft, und ein förmlicher Ruf des Königs erging denn auch nicht an ihn. Nur der hohe Maximiliansorden, den er im Jahre 1862 erhielt, verband ihn äußerlich mit den Münchener Sangesbrüdern und dem hochsinnigen Bayernfürsten, deren aufrichtiges Wohlwollen er dankbar empfand. Mit jenen tauschte er gern seine Dichtungen aus, die er auch — so den „Mozart auf der Reise nach Prag“, worauf sich Geibels Brief bezieht — an König Max sandte. Der schwere Schlag, von dem Geibel ferner schreibt, war der vorzeitige Tod seiner geliebten Gattin Ada.

Gesehen haben sich Mörike und Geibel später schwerlich noch öfter, aber aus den Augen verloren sie sich darum nicht. Mörike, der schon vor der persönlichen Bekanntschaft sich gern mit dem anderen beschäftigt hatte, etwa gesprächsweise mit Storm im Jahre 1855, folgte auch weiterhin seiner Entwickelung und las z. B. in der Stille von Lorch die „Sophonisbe“, die der Freund ihm gesandt hatte.

Geibel an Mörike.

Mein lieber hochverehrter Freund!

Nehmen Sie zuerst meinen Dank für die Zeilen freundlichen Mitgefühls, welche Sie vor etwa anderthalb Monaten bei dem schweren Schlage, der mich damals betraf, an mich richteten. Es hat mir innig wohlgethan, auch Sie unter denjenigen zu wissen, die theilnehmend meiner gedachten, und ich erwiedere von Herzen Ihren Händedruck. Von dem, was ich in dieser Zeit innerlich durchlebt habe und täglich noch durchlebe, lassen Sie mich schweigen; nur so viel, daß ich mich tief gebeugt aber nicht gebrochen fühle.

Der besondere Grund meines heutigen Schreibens ist ein hoher Auftrag. Gestern Abend, als die Rede auf Sie kam, sagte mir König Max, er habe mit dem größten Bedauern zu spät erfahren,

daß Sie unter einer Maßregel, welche durch die Überfluthung mit literarischen Zusendungen durchaus nothwendig geworden sei, mitzuleiden gehabt hätten. Dieses sein aufrichtiges Bedauern möchte ich, da ich persönlich mit Ihnen bekannt wäre, gegen Sie ausdrücken und hinzufügen, daß er Ihre ihm zugedachte Dichtung mit Vergnügen und mit Dank entgegennehmen werde, wenn Sie dieselbe jetzt, — um jeden weitern Irrthum zu vermeiden — auf freilich außerordentlichem Wege, durch mich in seine Hände gelangen lassen wollten.

So weit mein Auftrag. Meinerseits möchte ich nun hinzufügen, ob Sie nicht etwa ein Exemplar Ihrer Gedichte beilegen, und vielleicht in eins der Bücher ein Paar Verse schreiben, oder, wenn dies aus innern Gründen nicht thunlich wäre, doch ein Paar verbindliche Zeilen anschließen möchten.

Endlich noch meinerseits allerbesten Dank für Ihren trefflichen Mozart, dessen Heiterkeit und Wehmuth auch bei wiederholtem Lesen mich innig gefesselt und bewegt hat.

Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Frau zu empfehlen

München, den 19. Jan. 1856.

Herzlich grüßend treu der Ihrige
Geibel.

2. Mörike und Berthold Auerbach.

Auch Berthold Auerbach interessierte sich lebhaft für das Münchener Projekt und versicherte Mörike, es komme dabei nur auf diesen selbst an. Auerbach war dem älteren Landsmann etwa um dieselbe Zeit näher getreten wie Geibel und stellte sich seit der Mitte der fünfziger Jahre ziemlich häufig bei ihm ein. Und Mörike zog seinen persönlichen Umgang seiner Dichtung vor. Der Roman „Auf der Höhe" sagte ihm sehr wenig zu; er spricht einmal von Auerbachs unausstehlich affektierter Naivität, die ihn aufs äußerste abgestoßen habe, und hielt auch dem befreundeten Manne persönlich gegenüber mit solchen Urteilen nicht zurück. Literarische Gespräche waren zwischen ihnen natürlich an der Tagesordnung. So wenig wie Storm, Heyse und anderen wollte es Auerbach gelingen, Mörike von der Umarbeitung des „Maler Nolten" abzuhalten. Und darin hätte dieser wohl folgen können, so sehr er sonst im sicheren Urteil über den Wert und Unwert poetischer Erzeugnisse dem Jüngeren überlegen war. Auerbachs warmes, ja zärtliches Wesen tat dem weichen Dichter dagegen sehr wohl, und daß es aufrichtig war wie seine Bewunderung Mörikescher Dichtung, das spricht auch aus den unten abgedruckten Briefen. Wir finden es ferner bestätigt in Berthold Auerbachs, von Friedrich Spielhagen herausgegebenen Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach, die öfter auf Mörike Bezug nehmen und manchen interessanten kleinen Beitrag zu dessen Biographie bieten. Auerbach danken wir z. B. die Kunde, daß die in den „Mozart" eingelegte Geschichte von dem Einkaufe gedrechselter Holzwaren auf einem eigenen Erlebnis Mörikes beruht, und anschaulich gibt er Bericht von Mörikes bekannten mimischen Vorführungen im engen Kreise, und wie er da etwa zu besonderem Ergötzen schwäbische Wäscherinnen parodiert habe, die beim Kaffeetrinken klatschen und keifen.

In den folgenden liebenswürdigen Blättern, die Auerbachs treue Anhänglichkeit und Mörikes bestrickendes Wesen gleichermaßen bezeugen und keines Kommentars bedürfen, ist von Auerbachs Bitte an Mörike, ihm sein „Barfüßele" durchzusehen, die Rede. Mörike erfüllte, wie so viele ähnliche Wünsche anderer Dichter, auch den Auerbachs.

Berthold Auerbachs Sohn, Herr Justizrat Eugen B. Auerbach zu Berlin, hat mir den Abdruck der folgenden Briefe freundlichst gestattet.

Berthold Auerbach an Mörike.

Guten Morgen lieber Mörike.

Mir ist als hätte ich Dir gestern Gut Nacht gesagt, so mitlebend weiß ich mich Dir.

Ich erinnere mich noch einer Bemerkung, die Du bei jenen morgenfrischen Frühstücken gemacht, und darum schreibe ich Dir heut. Du sagtest vom Barfüßele: es seien Einzelheiten darin, die ich selber nach zehn oder zwanzig Jahren nicht mehr darin wünschen möchte. Von all dem Vielen was

ich mir über das Buch sagen lassen mußte, ist mir nichts so haften geblieben als dieß Dein Wort. Auch ich habe manches derartige bemerkt, aber — man kann doch nicht über seinen Schatten springen. Sei also so gut und nimm beifolgendes Buch und notiere hinein, so ungeschlacht als es die momentane Stimmung eingibt, was Du wünschest rc. rc.

Ich möchte bei der Gesammtausgabe meiner Schriften und da jetzt eben das Buch ins Französische übersetzt werden soll, es so sauber und künstlerisch rein als möglich machen.

Schenk mir also ein paar stille Abende, mach Dein Glossarium und schick mir dann das so durchmusterte.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie gern ich Dir zu jedem ähnlichen und unähnlichen Dienste bereit bin, denn es thut mir im Herzen wohl daß Du weißt wie ich bin

Dresden 21. Jan. 1858.

Dein Freund
Berthold Auerbach.

Herzlichen Dank, lieber Mörike, für Deine eben so brave als rasche Erfüllung meines Wunsches, und heute trage ich Dir gleich noch einen vor. Herr P. Ganger hat mich ohne meine Zustimmung unter den Mitarbeitern an den Würtembrg. Berühmtheiten genannt. Ich habe ihm geschrieben, daß er meinen Namen weglasse, er hat das bisher nicht gethan und ich bitte Dich nun dafür zu sorgen, daß es geschehe.

Dresden 10. März 1858.

Herzlich grüßend
Dein Berthold Auerbach.

Heute früh als ich erwachte und noch eine Weile so hindușelte, fiel mir ein, daß ich gestern eine Freude erlebt und sie für Dich erlebt, lieber Mörike, und nun ist es meine erste Federführung am Tage, daß ich Dir schreibe. Ich gieng gestern mit Karl Simrock spazieren, und ich weiß nicht mehr wie, es kam die Rede auf Dich und es war mir eine Herzerquickung als er das kundgab, was ich schon oft ausgesprochen, denn er sagte: Mörike ist der bedeutendste lyrische Dichter seit Göthe.

Das [so] hast Du's nun.

Ich weiß wohl, Du wirst Deine Mienen schelmisch und abwehrend verziehen, Deine Brille etwas näher an die Augen drücken und Dein Haupt schütteln: Oha! Das ist zu viel! Ich meine aber doch, es muß Dir wohl thun, daß zwei Menschen, die beim ersten Finkenschlag des Frühlings am Rhein lustwandeln; so mit liebender Freude Dein gedenken.

Das sollst Du wissen und es soll Dir gut thun.

Ich habe gefunden, daß Einem im Leben weit mehr die schlimme Nachrede zugetragen wird als die gute, und doch macht diese besser und muthiger und frisch thätiger, denn jeder redlich Schaffende hat der Selbstvorwürfe und Zaghaftigkeiten schon genug.

Wenn Du den Finken hörst, laß Dir nur den Text zu seinem Schlag gefallen.

Ich hoffe, Dich in diesem Frühling zu sehen, schreibe mir aber auch ein paar Worte.

Bonn (Hotel Belle vue) 23. Febr. 67.

Dein Berthold Auerbach.

3. Mörike und Hebbel.

Auch Friedrich Hebbel unterließ es nicht, bei dem Dichter anzuklopfen. Ist es schon genug zu verwundern, daß dieser starre, schroffe und trotzige Mensch von Uhlands doch immerhin ausgeprägt männlicher Lyrik so tief in der Seele ergriffen wurde und dem Dichter zeitlebens die rührendste Pietät entgegenbrachte, so erscheint es fast noch merkwürdiger, daß er mit ähnlicher Liebe den um so viel weicheren und zarteren Mörike umfing. Man sollte in der Tat meinen, zwei Menschen könnten sich kaum ferner stehen als Hebbel, der Mann der grübelnden Spekulation und der bohrenden Seelenzerfaserung, der atemlos dahinjagenden Handlung und der erbarmungslosen Tragik, dem kein Motiv zu grausam und peinlich war, und Eduard Mörike, der Idylliker und sanfte Sänger, der bis zum Schlaffen beschauliche Mann, dem sich das Drama immerdar versagte, und der sein empfindliches Gemüt vor allen stärkeren Affekten ernstlich behüten mußte, um nicht zerrieben zu werden; der nicht gern Konsequenzen zog, sondern nur im Frieden mit sich und der Welt still seine Tage zu verbringen trachtete. Aber

die gegenseitige ehrliche Bewunderung ihrer Dichtergaben und die Hochschätzung ihrer Persönlichkeiten, wie sie nun einmal waren, bedingten und verbürgten ein gutes Einvernehmen, wie es auch in einigen Briefen seinen Ausdruck findet. Der Besuchende war ausschließlich Hebbel, der dem Schwaben auf der Durchreise durch Stuttgart mehrmals die Hand zu schütteln kam.

Einige Urteile der beiden Männer übereinander, die ich schon in meiner Mörike-Biographie wiedergegeben habe, kann ich nicht umhin, hier zu wiederholen. Am 9. November 1860 schildert Hebbel seiner Gattin brieflich seinen Aufenthalt in Württemberg und schreibt von Mörike: „Dieser ist auch eingeschlafen, teils, weil in seinem Talent der Keim zu einer fruchtbaren Fort-Entwickelung ohnehin nicht liegt, teils, weil er sich in den elendsten, mitleidwürdigsten Verhältnissen herumquält, er kann aber noch wieder geweckt werden und ist dann, wie sich's auch diesmal zeigte, frisch und lebendig. Nach dem innigen ‚Gott lohn's', das er mir zurief, hat mein Besuch ihm wohl gethan, obgleich er mir erklärte, daß meine Unterhaltung ihn wie ein Bergsturz überkäme, und daß er sich einem so ‚ganzen Menschen' wie ich, eben so wenig gewachsen fühle, wie einer Darstellung des Lear, die ihn immer krank mache. Das bleibe dahin gestellt; für die Tasse Kafé, die ich bei ihm trank, wurde er mir aber, ohne es zu wissen, wirklich Dank schuldig, denn sie war dünn zum Erbrechen, ich hätte sie aber nicht um die Welt stehen lassen mögen, sondern schlürfte sie bis zum letzten Tropfen hinein." Und Mörike seinerseits schrieb über einen späteren Besuch Hebbels, im Juni 1862 an Hartlaub: „Dieser Hebbel ist ein Glutmensch durch und durch, zugleich von einem schneidenden Verstand und, wo er Liebe, Anerkennung spürt, wie bei mir, nichts weniger als herb und verletzend, wofür er insgemein gilt, vielmehr recht gut und menschlich, äußerst beredt, auf alles mögliche mit gleicher Lebhaftigkeit eingehend." Ein kleiner Briefwechsel entspann sich zwischen beiden, dem leider schon 1863 Hebbels Tod, der Mörike sehr ergriff, ein Ende machte.

Ich bin in der Lage, die frühesten und vielleicht einzigen Briefe Hebbels an Mörike, und zwar mit freundlicher Genehmigung von des ersteren greiser Witwe, hier vorzulegen. Der erste, aus dem Jahre 1857 stammend, ist wohl das erste Wiederanknüpfen nach Hebbels erstem Besuch in Stuttgart im Frühling desselben Jahres. Beigefügt war die Gesamtausgabe von Hebbels Gedichten (Stuttgart 1857), für die der Verfasser des neuen Freundes und großen Lyrikers Korrektordienste in Anspruch nahm. Mörike unterzog sich dieser schwierigen und heiklen Aufgabe — wie auch Karl Mayer, Paul Heyse und manchem anderen Genossen gegenüber — willig und gewissenhaft und antwortete nach einer vorläufigen Empfangsbestätigung vom 12. November mit einem sehr anerkennenden Briefe vom 30. November desselben Jahres, in dem er den Verfasser auf „leichtlich zu beseitigende Härten oder offenbare metrische Fehler" aufmerksam machte. Diese Briefe sind bereits von Felix Bamberg in seiner Ausgabe des Hebbelschen Briefwechsels (Bd. 2, S. 378 ff.; Berlin 1892) mitgeteilt worden. Mein zweiter, noch ungedruckter Hebbelbrief ist die dankende Antwort darauf. Die Persönlichkeit, die das daselbst besprochene Epigramm „Auf einen viel gedruckten Lyrikus" (S. 407) aufs Korn nimmt, dürfte Geibel sein:

> Wunderlich ist es, gewiß! Auch wird's die Geschichte verzeichnen,
> Daß man so oft dich gedruckt, aber bescheide dich doch!
> Kalk bleibt Kalk, er wird nicht darum von dem Gesunden
> Mitgerechnet zum Mahl, weil ihn der Kranke verschlingt.

Daß sich der ebenso kränkliche wie weichliche Mörike einer damals noch nicht so alltäglichen Gewaltkur wie der mit kaltem Wasser nicht unterziehen würde, hätte Hebbel sich selbst sagen können.

Hebbel an Mörike.

Erlauben Sie mir, mein Verehrtester, daß ich mein Andenken ein wenig wieder bei Ihnen auffrische. Hier ist das Exemplar meiner Gedichte, das ich Ihnen im Frühling versprach. Ich hoffe, das Buch soll vollenden, was meine Persönlichkeit begann, sobald wir uns mit einander auf Ihrem Sopha niedergelassen und drei Worte gewechselt hatten; es soll Ihnen zeigen, daß ich ein Mann der

alten, nicht der neuen Schule bin, und daß all die Carikaturen, die von Freunden und Feinden in sogenannten Literatur-Geschichten und Monographien von mir ausgestellt sind, nicht auf mich paßten. Wenn Sie mir mit Ihren Gedichten, die ich von jeher sehr hoch geschätzt und nach Kräften verbreitet habe, ein Gegen-Geschenk machen wollen und können, wird es mich ausnehmend freuen; ich halte viel auf ein Xenion!

Wie leid that es mir, daß ich Sie in Stuttgart nicht noch einmal sehen konnte! Aber um halb 12 Uhr verließ ich Sie und um 4 Uhr war ich schon im Eisenbahn-Wagen und fuhr weiter! Fast einen ganzen Monat bereits von meiner Familie getrennt und nur spärlich mit Nachrichten versehen, hatte ich alle Genuß-Fähigkeit verloren und reiste, wie ein Jude, nur noch in Geschäften. So liegt denn Ihre schöne Stadt mit ihrer unendlichen Obstblüten-Pracht wie ein Traum hinter mir, den ich künftig einmal zu verwirklichen suchen will!

Haben Sie meinen Rath befolgt und Sich dem Wasser in die Arme geworfen? Wer es nicht für ein Specificum hält und rasch einen ganz bestimmten Erfolg von ihm erwartet, sondern langsam einen allgemeinen, der wird sich nicht getäuscht sehen!

Mit freundschaftlichem Gruß (auch an das kleine Töchterlein!)

Wien d. 21. Sept. 1857.

Ihr Friedrich Hebbel.

Wien d. 20sten Febr. 1858.

Wohl mögen Sie, verehrtester Herr und Freund, Sich verwundert haben, daß ich Ihre liebe Zuschrift vom 30sten Nov. v. J. bis jetzt unbeantwortet ließ und Ihnen nicht einmal den Dank für das schöne Geschenk Ihrer Gedichte und Ihres Idylls, das zugleich bei mir eingieng, schuldigermaßen abstattete. Schreiben Sie diese Zögerung jedoch dem persönlichen Eindruck zu, den Sie auf mich machten; ich rief meinem Gewissen, das sich oft genug regte, immer ruhig zu: wir haben uns ja nicht bloß gesehen, sondern uns auch kennen gelernt! und ich wiederhole mir dasselbe zu meinem Trost auch jetzt Erlassen Sie mir denn das Aufzählen der Verhinderungsgründe, und glauben Sie mir, daß sie vorhanden waren.

Zunächst danke ich Ihnen nun für die Randglossen zu meinen Gedichten; sie sind mir ein sehr werther Beweis Ihrer Theilnahme und werden dem Buch früher oder später zu Statten kommen, so weit es die Verschiedenheit unserer Individualitäten und die Gränzen der Sprache erlauben. Nur die eine Gegenbemerkung verübeln Sie mir nicht, daß das Epigramm pag 407 es nur mit einer Richtung, nicht aber mit einer Persönlichkeit zu thun hat, wenigstens nur ganz nebenbei, und daß diesem Epigramm wie allen übrigen, durch das: „Kriegsrecht"* überschriebene und pag: 414 befindliche das Maaß der Gattung angewiesen ist. Ungerecht würde ich es jedoch nicht finden, wenn es auch ganz direct auf die Ihnen vorschwebende Persönlichkeit, die ich mir denken zu können glaube, bezogen würde, und mir am wenigsten wäre das unumwundene Aussprechen meiner Überzeugung zu verargen, da die königl. Bairische Clique, an deren Spitze jene Persönlichkeit steht, die große Süddeutsche Zeitung, seit Jahren bei jeder Gelegenheit gegen mich hetzt. Aber ich führe keinen Guerilla-Krieg, wenn ich auch zuweilen in dringenden Fällen eine literarische Hinrichtung vollziehe, und nie aufhören werde, gegen die lackirte Phrase zu protestieren, die vor der Zeit aus uns Deutschen moderne Italiener machen möchte. Wehe uns, wenn wir dahin gelangten, den Kling klang an sich für etwas zu halten; zu einem Metastasio brächten wir es doch nicht, wenn dieser anders ein Gewinn wäre, was ich stark bezweifle, aber die Tiefe des Gedankens und die Kraft der Darstellung würden wir auf so mißlichem Wege einbüßen.

Empfangen Sie jetzt auch den Dank für Ihre Gedichte und das Idyll, welches ich übrigens längst kannte. Unter den neu hinzugekommenen Stücken Ihrer Sammlung hat mir ganz besonders der Thurmhahn zugesagt. Auch eine Novelle habe ich von Ihnen gelesen: Mozart auf seiner Reise nach Prag, welche mir die eigentliche Aufgabe dieses Kunst-Genres in hohem Grade zu lösen schien, indem sie aus einem Senfkorn eine Welt hervorgehen und sich lieblich entfalten läßt. Dagegen muß ich Sie schelten, daß Sie nicht ins Wasser gegangen sind; wenn ich nicht die wunderbarsten Wirkungen gesehen, zum Theil an mir und den Meinigen selbst erlebt hätte, würde ich nicht darauf zurückkommen, aber jetzt möchte ich einem Ihrer dortigen Freunde eine Peitsche schicken, zu beliebigem Gebrauch im nächsten Sommer.

Leben Sie wohl, und geben Sie mir auch einmal wieder ein Lebenszeichen!

Treulichst

Ihr Friedrich Hebbel.

---

* Das Epigramm lautet:

> Wir bekriegen einander, wir suchen einander zu töten,
> Aber, wer sagt denn vom Feind, daß er den Tod auch verdient?

P. S. Wundern Sie sich nicht zu sehr, wenn Sie mich nächstens unter den Opern-Text-Dichtern erblicken. Da ich 800 Fl. C. M. für das libretto erhalte, so werden die Musen mir hoffentlich verzeihen; übrigens hoffe ich ein originelles Bild hinzustellen. Auf ein kleines Epos: Mutter und Kind, das in Dresden vom Comite der Tiedgestiftung mit dem Preise gekrönt wurde, habe ich Muth genug, Sie trotz der äußerst mittelmäßigen Hexameter im Voraus aufmerksam zu machen.

D. O.

4. Mörike und Robert Franz.

In demselben Jahre 1856, dem Geibels Brief entstammt, schlug noch ein anderer Künstler die Brücke zu dem schwäbischen Poeten, ein Künstler, der diesem innerlich viel verwandter war als der Dichter der „Brunhild“ — Robert Franz, der tiefgemütliche Tonmeister. Er vereinigt in seiner Kunst klassische Formenreinheit mit romantischem Stimmungsgehalt in ähnlicher Weise wie Mörike, der seinerseits in seiner innigen Neigung zu der ihm unentbehrlichen Musik denselben großen Meistern die höchsten Genüsse zu danken gewohnt war wie Franz. Zart und innig, warm und rein, still und tief, das ist auch der Zauber der Franzschen Kunst, die sich mit der Mörikeschen in neun Liedern gefunden hat. „Laß, o Welt, o laß mich sein“, „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte“, „Früh, wann die Hähne kräh'n“, „Derweil ich schlafend lag, ein Stündlein wohl vor Tag“: wie herrlich klingen da Wort und Ton zusammen!

Der folgende Brief Franzens begleitete eine andere Komposition, das schwermütig ergreifende Liedchen „Ein Tännlein grünet wo, Wer weiß, im Walde“, das indessen doch wohl Hugo Wolf, der genialste und seelenverwandteste aller Mörike-Komponisten, noch vollendeter vertont hat. Mörike bezeichnete das Gedicht als böhmisches Volkslied, das sich indessen, wenn es sich überhaupt an ein fremdes Vorbild anlehnt, vielmehr mit italienischen Rispetti berührt, die Paul Heyse trefflich verdeutscht hat. Es beschließt mit einem höchst gelungenen Mollaccorde Mörikes Meisternovelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, die im Jahre 1855 zum Mozartjubiläum erschien und allgemeinen Beifall weckte. Auch Robert Franz fand hohen Genuß in ihr und ging unverweilt an die Komposition jenes Liedchens. Wie Mörike sie aufgenommen, ob und wie er dem Meister gedankt hat, ist mir nicht bekannt geworden. Ansprechend wird ihm die Gabe sicherlich gewesen sein, gewiß mehr, als es ihm die Wolfsche Komposition hätte sein können. Denn zwischen ihm und diesem jüngeren Meister ragt die Gestalt Richard Wagners wie eine Wasserscheide der Tonkunst.

Zwischen Otto Jahns wissenschaftlich sehr wertvoller Mozart-Biographie, gegen die sich Robert Franz in seinem Briefe ausspricht, und Mörikes poetischer Verherrlichung des Musikers liegt gleichfalls ein trennendes Etwas. Mörike kannte Mozarts Leben und Schaffen sehr genau und sammelte gern weitere Funde aus historischen Quellen; als er aber an seine Dichtung ging, da schob er die gelehrten Bücher von sich. Er wollte keine streng historische Novelle schreiben, sondern den teuren Meister in einem tief aufgefaßten Genrebilde so abspiegeln, wie er aus langer Vertrautheit in seiner Seele lebte. „Halb aus instinktmäßiger Sorge, mir mein innerliches Konzept dadurch zu verrücken“, schrieb er an Hartlaub, habe er sich Nissens dickleibige Mozartbiographie erst in letzter Stunde noch kommen lassen. Daß er sie benutzt habe, ist nirgends mit voller Sicherheit festzustellen; wesentliche Züge hat sie ihm gewiß nicht geliehen. Otto Jahn, der in einer Anmerkung seines Werkes (3. Auflage, Bd. 2, S. 348) auch auf Mörikes Darstellung Bezug nimmt, war nicht sehr zufrieden damit. Der argwöhnische Feind aller Programmmusik verwahrt sich gegen die Art des Komponierens, die der Dichter seinem Helden zuschreibt, und bemängelt es zudem, daß dieser gar zu sehr als leichter Lebemann aufgefaßt sei. Der Dichtung tun diese Ausstellungen natürlich keinerlei Eintrag. Die aufrichtig empfundene Freude des Musikers Franz an dem Werkchen mußte dessen Verfasser hoch erfreuen, und wenn jetzt Mörikes Wort und Name immer weiter in die Lande dringt, er immer mehr in den Konzerten zu Gehör gebracht wird, so hat auch der Hallische Organist sein Verdienst daran.

Robert Franz an Mörike.

Hochverehrter Herr!

Hoffentlich werden Sie in der Zusendung beifolgender Composition weder Anmaßung noch Aufdringlichkeit erblicken, sollte sie auch aus den Händen eines Ihnen völlig Unbekannten kommen.

Vor Kurzem las ich Ihre Novelle ‚Mozart‘ — sie war für mich mehr als genußreich und wirkte in eigenthümlich reinigender Weise auf einen Kreis meiner Vorstellungen. Ich hatte mich nähmlich nicht lange zuvor durch Otto Jahn's renommirte Arbeit, Mozarts Leben, gequält. Ein deutscher Gelehrter, sofern er nicht zugleich Künstler ist, sollte dergleichen Aufgaben nicht zu lösen versuchen — er wird nur im besten Falle die idealen Stoffe unter den Schutt seiner schwer lastenden Apparate vergraben. — Die unerquickliche Breite antiquarischer und pädagogischer Spitzfindigkeiten, die vielfachen Indiscretionen, offenbar aus Gründlichkeitsrücksichten begangen, hatten mir des Meisters reines Bild getrübt, ihm einen philiströsen ekeln Zug aufgedrückt. Die traurige Endlichkeit eines großen Künstlers war mir nie so verletzend entgegengetreten, als aus jener Biographie. Da kam Ihr ‚Mozart‘ eben zur rechten Zeit und wischte, was trübe angelaufen war, wieder spiegelblank und klar: das Echt-Künstlerische Ihrer Auffassung mußte wohl diese so erwünschte Wirkung ausüben! Heitere Grazie und tiefster Ernst — in welchem Menschenleben findet sich dieser Gegensatz wunderbarer gesellt? Und wie haben Sie solch Doppelwesen zu verkörpern gewußt?! Nur eine Kunstseele kann die andere begreifen, indem sich beide in letzter Instanz bedingen.

Der unheimliche, herrlich motivirte Ausgang Ihrer Novelle erschütterte mich bis in's innerste Mark, hatte aber zu gleicher Zeit Anregendes genug, um den lebhaften Wunsch hervorzurufen, jenes mysteriöse Volkslied, das Sie am Schluß mittheilen, in Musik zu setzen. Der eherne Schritt, der mit dunklen Schauern aus den Worten hervordröhnt, hätte für die musikalische Bearbeitung vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten geboten, wäre nicht wieder ein naives Etwas wie ein zarter Schleier mildernd über den Verlauf gebreitet. Beide Momente versuchte ich, den Volkston mit dem Kirchenton verbindend, zu fixiren: ob es mir gelang — darüber steht besser Andern die Entscheidung zu. Daß ich Ihnen die Composition übersende, wirft nun allerdings ein verdächtiges Licht auf diese Bescheidenheitsphrase und wird am Ende gar unbequem, wenn ich mich nicht auf einen sympathetischen Zug berufe, den ich zwischen Ihnen, dem Poeten, und mir, dem Musiker, zu erblicken glaube. Sei es darum! Kann ich Ihnen eine vorübergehende Freude für manchen bleibenden Genuß, den mir Ihre Werke reichlich schafften, zurückgeben, so nehme ich jeden beliebigen Verdacht gern in den Kauf. —

Möglicherweise besitzen Sie bereits eine andere und bessere Composition des Liedes — dann legen Sie die meinige ruhig abseits, und achten an ihr höchstens den guten Willen.

Mit der herzlichen Bitte um eine freundliche Aufnahme einer Sendung, die mir inneres Bedürfnis war, bin ich in größter Hochachtung und Verehrung Ihr ergebenster

Halle a. S. den 26. Aug. 56. Robert Franz.

5. Mörike und Ludwig Richter.

Dem Meister der Tonkunst sei ein solcher der bildenden Kunst angereiht, und zwar einer, der gleich jenem dem Dichter innerlich verwandt war wie wenige andere: Ludwig Richter. Das still Gemütvolle, das Volkstümliche, der harmlose Spaß und der Sinn für die Komik im kleinen, das waren die Saiten, die bei beiden harmonisch zusammenklangen. Doch während in diesen Zügen schon der ganze Ludwig Richter liegt, überragt ihn Eduard Mörike weit an Größe und Tiefe, an zwingender Gewalt in der Darstellung seelischen Lebens, an Reichtum der Anschauung, der Stoffe und der Kunstmittel.

Der Dichter des „Alten Turmhahns“ mußte am nächsten mit dem Wesen des liebenswürdigen deutschen Malers zusammentreffen, der wie er das Alltägliche, Beschränkte, ja Philiströse mit inniger Liebe umfing und veredelte, der wie er den Haustieren in dem Maße zugetan war, daß sie neben dem Bratapfel und der Tabakspfeife auf wenigen seiner Bilder fehlen.

Über den äußeren Gang ihrer persönlichen Beziehungen habe ich wenig zu ermitteln

vermocht. Des Dichters Schwester Klara vermag sich an solche überhaupt nicht mehr zu erinnern; ein Enkel Richters, Dr. Johannes Kretzschmar in Hannover, versicherte mir, daß sich im Nachlasse seines Großvaters keine Spur eines Verkehrs zwischen den beiden Künstlern finde, und doch hat ein solcher bestanden, wie außer dem hier erstmals gedruckten Briefe ein anderer ungedruckter Klara Mörikes an Ludwig Richter beweist, der lange nach des Dichters Tode geschrieben worden ist.

Mörikes „Idylle vom Bodensee", welche im Herbst 1846 erschien, wurde wohl zum ersten Anlaß, persönlich anzuknüpfen. Entzückt von der lieblichen Dichtung, richtete ein Kreis von Dresdener Künstlern, unter denen sich neben Ernst Rietschel, Eduard Bendemann und Julius Thäter eben auch Ludwig Richter befand, an den Verfasser einen Dankbrief und verfehlte nicht, sich in der Folge durch Übersendung von Kunstblättern und Studien immer wieder in Erinnerung zu bringen. Und als dann der „Turmhahn", an dem Mörike seit dem Jahre 1840 mit großen Pausen zwölf Jahre lang herumdichtete, bekannt wurde, und zwar weiteren Kreisen erst durch die dritte Auflage der „Gedichte" vom Jahre 1856, ging Richter daran, diese köstlichste aller kleineren deutschen Idyllen mit hingebender Liebe zu illustrieren. Das dritte Heft seiner anmutigen Sammlung „Erbauliches und Beschauliches" veröffentlichte die hübschen Zeichnungen, die viel zur Verbreitung der Dichtung und des Dichternamens Mörike beigetragen haben.

Im Jahre 1862 nahm umgekehrt Mörike ein Kunstwerk Ludwig Richters zum Vorwurf eines eigenen und verfaßte das treffliche Gedicht „Ludwig Richters Kindersymphonie", das eine Entstehungsgeschichte des heiteren Bildes fingiert. Der Dichter erzählt darin, wie er die kleine dort dargestellte Scene auf einer gemeinsam mit Freund Richter an den Bodensee unternommenen Reise miterlebt habe. Der Maler wird dabei so anschaulich vorgeführt und individualisiert, daß man höchlich erstaunt ist, zu erfahren, daß diese Reise, dieses Beisammensein, kurz das ganze Erlebnis eine bloße Ausgeburt von Mörikes lebhafter Phantasie ist; er hat Richter nie mit Augen gesehen. Die Freude, die dieser ob der schönen Zueignung empfand, spricht sein Brief aus.

Auch in der Folgezeit werden sich die beiden Männer kaum von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt haben, obwohl der Dresdener in Mörikes letzten Lebensjahren regelmäßig das württembergische Bad Boll besuchte, das noch dazu unter der Leitung von Mörikes altem und vertrautem Jugendfreunde Blumhardt stand. Richter schickte auch weiterhin Reproduktionen eigener Werke, so seine schöne „Christnacht"; von Briefen aber ist bisher kein weiterer ans Licht getreten als der hier wiedergegebene. Die von Ludwig Richter gewünschte Verbindung zwischen dem Verlage seines Sohnes und dem schwäbischen Dichter kam nicht zu stande.

Ludwig Richter an Mörike.

Dresden d. 14t. Nov. 1862.

Hochverehrter Herr!

So eben bekomme ich einige Exemplare meines Herbstheftes „Fürs Haus" und bitte Sie das beifolgende freundlich anzunehmen. Wenn es Ihnen nur ein klein Wenig des Vergnügens gewährt, das ich bei Lesung Ihrer reizenden Dichtung, der Kinder-Symphonie empfand, so macht mich das recht glücklich! Ich wünschte freilich ich könnte allen lieben Freunden die Zeichnungen mittheilen, statt der immer etwas abgeschwächten — manchmal auch verballhornten Holzschnitte, allein da solches nicht möglich ist, so muß man sich, wie in so vielem, mit dem Geringeren begnügen. Ich habe es manchmal im Stillen beklagt, daß Ihr stupendes Hutzelmännchen nicht erreichbar ist, das wäre eine Lust für mich gewesen, recht lustige und hübsche Sachen dazu zu zeichnen. Ja wenn Ihre Muse sich wieder einmal auf ähnlichem Felde ergehen sollte, da würde ich eine Bitte einbringen, ob Sie so etwas mir, oder vielmehr dem Verlag meines Sohnes überlassen wollten, für den allein ich das wenige zeichne, was ich eben dann und wann noch hervorbringe da meine Augen mir Beschränkung dieser kleinen Arbeiten gebieten. Mein Sohn würde mit Vergnügen auf dieselben Bedingungen eingehen, welche irgend ein anderer Verleger Ihnen anbietet. Ich erlaube mir diesen oft gehegten Wunsch nur beiläufig hier auszusprechen, denn ich weiß ja wohl, daß so etwas sich nicht ohne eigne

besondere Lust und Stimmung machen läßt. Aber es wäre doch die Möglichkeit, daß Sie sich vielleicht mit dem und jenem Märchenstoff herum trügen, und so könnte die Äußerung meines Wunsches der Windhauch seyn, der den Funken zur Flamme macht.

Sie erwähnen des Künstlerkreises, der die Freude hatte, mit Ihnen in Berührung treten zu können. Leider ist dieser seit Jahresfrist gesprengt, nachdem er ein viertel Jahrhundert fröhlich zusammengehalten hatte. Einige, wie Bendemann, J. Thäter u. A. sind von hier fortgekommen, und mehr noch hat der Tod die Reihe gelichtet. Rietschel, Rethel, Reinick, O. Wagner, Oehme, sind hinüber, und so verpflanzte sich das letzte übrige Kleeblatt in einem [so] größern Künstlerverein.

Wenn Sie Herrn G. Scherer sehen, so bitte ich zu grüßen. Ich wollte übrigens wohl, die Wanderung mit Ihnen wäre nicht allein Dichtung sondern auch Wahrheit gewesen. Und so viel ist nahezu getroffen, daß ich — aber allein — am Bodensee, in Überlingen und Friedrichshafen ein paar Tage dieses Sommers war, und es ist längst mein Wunsch gewesen, das schöne Würtenberger Land einmal recht con amore zu durchstreifen, dann würde ich mir die Freiheit nehmen, auch an Ihre Thür zu klopfen.

Nun danke ich Ihnen nochmals für die große Freude, die Sie mir gemacht haben, und verbleibe mit innigster Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Ludwig Richter.

6. Mörike und Friedrich Th. Vischer.

Hatten wir es bisher mit Männern zu tun, deren Beziehungen zu Mörike mehr vorübergehend waren, so stammt der weiterhin veröffentlichte Brief von einem der ältesten und Urfreunde des Dichters. Friedrich Vischer, der ausgezeichnete Ästhetiker und bedeutende Verfasser des humoristischen Romans „Auch Einer“, war drei Jahre später als Mörike gleichfalls zu Ludwigsburg geboren, der Stadt, die zugleich auch Justinus Kerner und David Friedrich Strauß ihre Söhne nennt. Man kann von dem Mörikeschen Elternhause schräg hinüber zu dem Vischerschen blicken, das, unweit des Kernerschen, sich den Arkaden des weiten Marktplatzes einfügt. Heut sind alle drei, sowie das Straußsche, das ein paar Straßen weiter sich befindet, mit schönen Bildnistafeln geschmückt.

Auf den Bänken der Lateinschule ihrer Vaterstadt, wo schon der junge Schiller zu den Füßen der Weisheit gesessen hatte, fanden Mörike, Vischer und Strauß, der dritte im Bunde, sich zusammen. Sie kamen wieder auseinander, als der erste im Herbst 1818 auf das niedere Seminar zu Urach ging, während die beiden anderen zwei Jahre später dasjenige zu Blaubeuren bezogen. Das Jahr 1825 vereinigte sie wieder im Stift zu Tübingen; aber erst nach Beendigung ihres Studiums rückten sich Mörike und Vischer, die beiden jungen poesiebegeisterten Männer, innerlich nahe. Oft trafen sie sich im Pfarrhause zu Plattenhardt auf den Fildern und zu Grözingen, wo Luise Rau, das blonde Pfarrerstöchterlein, mit welchem Mörike jahrelang ein schließlich wieder gelöstes Verlöbnis unterhielt, sie beide anzog. Der alte Vischer verriet Ilse Frapan, Luise, das weiche Täubchen, sei im weißen Kleide und mit den blonden Locken den jungen Leuten damals sehr hübsch vorgekommen, leider aber gar zu einfältig gewesen.

Auch als Poeten lebten die Freunde in gutem Einvernehmen und führten einen lebhafteren literarischen Briefwechsel, in dem sie Taschenbücher verabredeten und andere Pläne schmiedeten, ihre Manuskripte austauschten und sich wechselseitig mit Ernst und Liebe kritisierten und berieten. Mörikes Briefe an Vischer, die mir des letzteren Sohn, Professor Dr. Robert Vischer in Göttingen, seinerzeit freundlichst zur Verfügung gestellt, habe ich für mein Buch bereits verwerten dürfen.

Vischer war es, der wie Gottfried Keller so auch Mörike recht eigentlich in die Literatur eingeführt und ihm als unermüdlicher Vorkämpfer seine Stellung geschaffen hat. Seinen „Maler Nolten“ und die „Gedichte“ würdigte er ausführlich in gehaltvollen Abhandlungen, die 1839 in den Hallischen Jahrbüchern erschienen und die Grundlage für

Mörikes Ansehen und für seine Beurteilung schufen. Vischer war es auch, der den wenig produktiven Dichter immer wieder zum Schaffen antrieb; vielleicht zu stark, denn Mörike war nicht der Mann, äußeren Anregungen nachgeben, die Poesie kommandieren zu können. Daß die Vertrautheit der Freunde ihre Grenzen hatte, ist nicht verwunderlich. Vischer war zu robust für den oft überzarten Mörike; auch war sein Blick weiter, seine Kritik schärfer; sie konnte sogar, unter dem Einfluß Herweghscher Zeitdichtung, zuweilen an dem im Grunde so überaus hochgeschätzten Freunde selbst irre werden. Dazu war er ein Mann der Öffentlichkeit und des praktischen Lebens, in das er mit fester und kräftiger Hand eingriff.



Friedrich Th. Vischer.
Nach einer im Jahre 1887 von Luise Walther geschnittenen Silhouette. (Original im Besitze von Dr. Harry Maync zu Berlin.)

Je älter die beiden wurden, um so enger schlossen sie sich aneinander an, zumal seit Vischer nach den Züricher Jahren wieder im Vaterlande weilte. Den alternden, hypochondrischen Mörike, der gar zu leicht in düstere Melancholie verfiel, riß der rüstige Freund oft aus dem unfruchtbaren Brüten empor. Er sandte ihm literarische Neuheiten, lockte ihn in seine Vorlesungen über Goethes „Faust“ und über Ästhetik und schuf ihm so die Anregung, deren jener je mehr und mehr bedurfte. Noch dem todkranken Gefährten erwies er solchen Liebesdienst. Mit trostreichem Zuspruch saß er an seinem Sterbelager und entlockte ihm freundliche Zustimmung, als er den Pessimismus verurteilte, der damals die Geister in Deutschland beherrschte. Und diese Freundschaft endete nicht mit dem Tode. Immer wieder zeugte Vischer von dem teuren Freunde und großen Dichter. Er sprach herrliche Worte bei seiner Bestattung und wiederum im folgenden Jahre 1876 bei einer Gedächtnisfeier, sowie 1880 bei Enthüllung des Stuttgarter Mörikedenkmals.

Stets hat Mörike dankbar anerkannt, was er dem kritischen Genossen schulde. Einmal kam er auch in die Lage, sich mit der Tat erkenntlich zu zeigen, und gerade darüber belehrt uns unser Brief.

Die württembergische Regierung war sich ihres Schwabenstreiches, Vischers ausgezeichnete Lehrkraft dem Vaterlande haben entgehen zu lassen, bewußt geworden, und seit dem Jahre 1864 war der Kultusminister von Golther darauf bedacht, den Gelehrten für eine der schwäbischen Hochschulen zurückzugewinnen. Die Behörde bediente sich dabei Mörikes als Mittelsperson, um den Freund der Schweiz wieder abtrünnig zu machen. Selbst in dieser Angelegenheit nach Zürich zu reisen, wie man wünschte, lehnte der gebrechliche Dichter zwar ab, doch tat er schriftlich das seinige, den Wunsch, der von Herzen auch der seine war, der Erfüllung entgegenzuführen. Und Vischer zog es selbst zurück, und er war selbst unter der Hand in dieser Richtung tätig. In einem Briefe an Zeller vom 22. November 1865 berichtet D. Fr. Strauß von Vischers Wunsch, daß der Freund ihm aus Zürich weghülfe, und teilt zugleich mit, daß er in Vischers Interesse an den badischen Oberschulrat Deimling geschrieben und eine nicht ablehnende Antwort erhalten habe. Fünf Wochen später schrieb Mörike den hier zuerst veröffentlichten Brief. Aus einem anderen von Strauß an Vischer vom 9. April 1866 geht hervor, daß letzterer nunmehr dem Rufe nach Tübingen sich geneigt zeigte. In der Ostervakanz wurde die offizielle Vereinbarung getroffen, daß Vischer als ordentlicher Professor der Ästhetik und deutschen Literatur zugleich an die Universität Tübingen und an das Polytechnikum zu Stuttgart ging, wo er in jeder zweiten Woche zu lesen hatte. Ein weiterer Brief Straußens an Vischer vom 13. August 1866 spricht davon, daß letzterer nun in Zürich abgeschlossen habe und einem neuen Leben im alten Vaterlande entgegengehe. In einem anderen endlich vom 11. November desselben Jahres begrüßt Strauß Vischers Einstand in Tübingen und Stuttgart.

Einige intime Stellen des Briefes unterdrücke ich im Einverständnis mit Robert Vischer.

Fr. Vischer an Mörike.

Zürich d. 30. Dez. 1865.

Lieber Freund!

Das Warten lassen galt gewiß nicht Dir, sondern Deinen Auftraggebern. Auch jetzt lasse ich sie noch warten. ... Sie mögen nur zappeln, denn sie haben mich in der Ungewißheit rücksichtslos Jahrlang zappeln lassen. Du aber, lieber Freund, verzeih mir.

Zu allem Wiederwillen gegen Tübingen kommt unter den gegebenen Umständen noch ein anderer Punkt — Ehrenpunkt. Man will mich in der Hauptstadt nicht sehen, aber 7 Stunden davon zulassen; man will mich nicht in Petersburg, aber in Tobolsk dulden. Ich wähle diesen Ausdruck aus bestimmtem Grunde; ich wette, daß das schließliche Hinderniß meiner Berufung hoch oben lag. Ein inneres Bedenken gegen meine Berufung lag in der wesentlichen Bestimmung des Amtes für Kunstgeschichte, was nicht mit der Richtung meiner Studien stimmen will. Dieß Bedenken habe ich stets anerkannt, es ist auch das meinige. Daneben aber lief, ohne allen Zusammenhang hiemit der Widerstand gegen meine Person und die Unkraft des Ministers gegen diesen Widerstand; von da aus fällt die schiefe Beleuchtung auf eine Berufung nach Tübingen. Tobolsk ist es für mich auch an sich; ich kenne die Abende in Tübingen und weiß aus richtiger Quelle daß sie sich nicht verändert haben. Das tödtliche Einerlei, der Charakter des Nestes, besteht nach wie vor. Im Senat der Fakultät sitzen Figuren, deren bloße Vorstellung mir belegte Zunge macht, z. B. der — der mich einst so schnöd denunzirte.

Ich wußte von dem Beschluß, Lübke wieder zu berufen, noch nichts, hatte also auch Deinen Brief noch nicht, als ich erfuhr, daß in Carlsruh eine Lehrerstelle für ästhetische Fächer errichtet werde. Ich fragte Strauß um seinen Rath. Der hatte gerade ohnedieß an einen badischen Oberschulrath zu schreiben, theilte ihm mit, ich sei vacant, und jetzt ist dort von meiner Berufung die Rede. Allein neustens erfuhr ich, daß die deutsche Literatur dort schon besetzt und daß es mit dem neuen Lehrstuhl wesentlich auf Kunstgeschichte abgesehen sei. Ich bin aber eben nicht eigentlich Kunsthistoriker. Kunstgeschichte fordert eines Mannes ganze Zeit. Meine Stärke ist in der Literatur etc. Also auch dieß nichts! ... Schade! in Carlsruh hätte ich gern gelebt, da gibt es Künstler, Theater (Devrient), gebildete Leute des verschiedensten Schlags, und man lebt, wie ich höre, in munterer Geselligkeit.

. . . .

. . . .

Fragst Du mich: was nun? was denn eigentlich? So habe ich keine Antwort, als: in der hintersten Ecke meiner Seele sitzt ein mikroskopisch kleiner Punkt einer Möglichkeit, mich für Tübingen noch zu entschließen, wenn definitiv aus Carlsruh nichts wird. Ich glaube nicht, daß dieser Punkt sich noch entwickelt, aber ich kann jetzt nicht sagen, daß ich es absolut gewiß wisse. Ich schnappe nach Ruhe; ich habe über ein Jahr an meiner armen Seele auf-, dann wieder ab-, dann wieder auf- und endlich ganz abgeschraubt in der Stuttgarter Angelegenheit. Ich bin schrecklich müd, die Schraube, die jetzt für eine neue schwere Frage in Bewegung gesetzt werden soll, ist lahm, der Hebel stockt. Weißt Du noch, aus Faust: „Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebel und mit Schrau—"?

. . . .

Hoffentlich bessert sich bereits Dein Augenleiden. Ich wünsche Dir von Herzen zum Neujahr helle Tage in jedem Sinn. Grüße Scherer*; an meiner Erfahrung ist dieß das Reinste, daß nur diesem Braven seine Wege nicht gekreuzt werden. Glaube übrigens nicht, daß ich verbittert bin. Ich darf sagen, daß ich kaum über 1 Stunde brauchte, um zu verwinden.

Herzlichen Gruß an die Deinigen! Hab also Nachsicht mit Deinem

Fr. Vischer.

7. Mörike und Adolf Stahr.

Zum Schluß sei noch eines anderen, wenn auch minder bedeutsamen Verhältnisses Mörikes zu einem seiner Kritiker gedacht, wovon diesmal ein Brief des Dichters selbst Zeugnis ablegen soll. Es ist dieser Brief, der sich im übrigen durch sich erläutert, Dank und Antwort auf eine sehr warme Würdigung, die Adolf Stahr der „Idylle vom Bodensee" hatte zu teil werden und in der Bremer Zeitung vom 16. Dezember 1846 hatte drucken lassen. Dem Briefe war die zweite Auflage der „Gedichte" beigefügt.

* Der Dichter Georg Scherer.

Eduard Mörike an Adolf Stahr.

Mergentheim 14. Nov. 47.

Verehrtester Herr und Freund!

Es ist wohl bald ein Jahr seitdem ich Ihre doppelte Sendung — jene Nummer der Bremer Zeitung und Ihren Brief erhielt, welcher die gute Aufnahme meines kleinen Geschenks bei Ihnen und in Ihrem Freundeskreis auf eine so liebliche Weise bezeugte. Durch Beides haben Sie mich sehr beglückt! Ich bekenne, daß mir außer einem Briefe Uhlands und einer unerwarteten Zuschrift von 11 Dresdener Künstlern (Jul. Hübner, Bendemann, Wagner, Reinick u. A.), die ihre Freude an diesem Gedicht, ohne weitere Veranlassung, dem ihnen persönlich fremden Verf. zu erkennen geben wollten, in dieser ganzen Zeit nichts so wohlthuendes begegnet ist, insbesondere aber jedenfalls Nichts, wodurch meine poetischen Absichten im Ganzen und Einzelnen so fein bezeichnet, oder, wenn ich dieselben wirklich erreicht haben sollte, auf eine so bestimmte Art anerkannt worden wären. In Einem Punkt zum Wenigsten wird mir ein unverdientes Lob ertheilt, Sie haben übersehen, daß der alte Schalk in der That verheirathet ist.

Um desto mehr wird, wie ich sicher glaube, Ihre Anzeige, die bald nachher in einem unserer schwäbischen Blätter abgedruckt zu lesen war, dem Büchelchen zu gut gekommen seyn. Ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für diese Liebe! Ich hätte wahrlich nicht so lange damit gezögert, doch seit dem Frühjahr bin ich wieder krank (auch Gegenwärtiges ist auf dem Bett geschrieben) und dann wollte ich so gern auch etwas Neues beifügen — das freilich eigentlich ein Altes ist — dessen Erscheinung sich bis jetzt verspätete. Nehmen Sie es womöglich mit dem früheren Wohlwollen auf und seyen übrigens versichert, daß es damit nicht im Geringsten auf die Gefälligkeit des Kritikers angesehen ist. Die vorgenommenen Veränderungen betreffen größtentheils die äußere Form, zumal die Prosodie der alten Versarten.

Die Aussicht, die Sie uns auf eine Schrift über Italien geben, gehört für mich zu den reizendsten. Wenn sie nur bald verwirklicht wird! eine solche Erquickung wäre mir vorzüglich jetzt in meiner unthätigen Stille höchst erwünscht. Auf Ihre Beiträge in den Tübinger Jahrbüchern bin ich immer besonders aufmerksam. Das Letzte, was ich von Ihrer Hand mit Freuden fand, war eine Anzeige Hafisischer Gedichte, von deren Welt- und Gottestrunkenheit auch ich dadurch im Voraus völlig angesteckt wurde. Ein, bei Gelegenheit eines Liebesliedes, von Ihnen gebrauchtes Gleichniß (von dem zusammen gebogenen Rosenzweig) ist, nebenbei gesagt eines eigenen Gedichtes werth.

Zum Schluß: Bezeugen Sie den beiden in Ihrem Brief genannten Männern, deren Gunst ich mir an jenem Abende erwarb, das Schönste meinerseits! Den Gruß und Willkomm eines Dichters von solchem Range als Herr Mosen ist, schätze ich mir zu wahrer Ehre und erwiedere ihn angelegentlich. Wollte Gott, daß meine Gesundheit sich verbesserte, ich hätte wohl recht Lust auch einmal mit einer Arbeit vor das dramatische Forum Oldenburgs zu treten.

Ihr
Ed. Mörike.

Daniel Klinghammer

Roman

von

Wilhelm Hegeler

IV.

Der Anblick seines Bruders auf dem Wagen, fast Rücken an Rücken mit Marianne, hatte Daniel in eine gewaltige Erregung versetzt. In wenigen Sekunden war er zu dem Schluß gekommen, daß Marianne ihm absichtlich dessen Anwesenheit verhehlt hatte, daß sie ihn betrog, daß Fritz ihr nachstellte, daß furchtbare Dinge sich während der beiden Tage ereignen würden.

Wie ein Hagel von Steinen zerschmetterten diese Gedanken seine Seele. Nur mit matter Stimme, als wäre er krank, konnte er die Grabrede halten. Als er dann zu Hause mit sich allein war, kam er allmählich zu einiger Klarheit. Scham über seinen elenden Argwohn überfiel ihn. Die Vorwürfe, die er gegen Marianne gerichtet hatte, richtete er jetzt gegen sich selbst, doch eine tiefe Verstimmung blieb zurück. Er schwor sich, sie nie wieder auf so lange Zeit fortzulassen.

So gestimmt, erhielt er einen Brief von Walter Erbslöh. Ein schweres Leiden hatte diesen befallen: Diabetes. Trotz äußerster Diät machte die Krankheit Fortschritte. Wenn möglich, wollte er im Herbst noch Urlaub nehmen, sonst mußte er sich den Winter durchschleppen. Doch nicht dies war der Zweck seiner Mitteilungen, sondern folgendes: im Sommer nächsten Jahres trat in Schwerenberg eine Vakanz ein. Wollte Daniel sich nicht melden? Er glaubte bestimmt, daß seine Bewerbung Erfolg haben würde.

Diese Anfrage entfachte in Daniel einen förmlichen Sturm. Als Marianne zurückkehrte, hatten sich darüber die alten Sorgen schon etwas beruhigt. Um fünf langte sie an und begab sich gleich in sein Studierzimmer. „Warum bist du mir nicht entgegengekommen?“

„Ich war nicht angezogen. Übrigens dachte ich, du kämst erst später. Aber Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Wie war's denn?“

Während sie berichtete, betrachtete sie ihn. Ein undurchdringlicher Ernst lag auf seinem Gesicht. Was sie heute morgen noch für so leicht gehalten hatte, erschien ihr jetzt fast unausführbar.

„Warum ist denn Fritz auf den Einfall gekommen, mitzugehen?“ fragte er plötzlich in scheinbar ganz gleichgültigem Ton.

„Er sagte, daß außer ihm niemand den Viererzug fahren kann, darum hätte er sich breit schlagen lassen,“ erwiderte sie ebenso gleichgültig.

Sie sahen sich an. Eine Aussprache schien ihnen auf der Zunge zu liegen. Aber als wenn einer den anderen unfrei machte, verschlossen sie ihr Inneres und schwiegen.

„Lies mal den Brief! Von Erbslöh. — Was du dazu meinst.“

Sie nahm ihn. „Armer Kerl,“ murmelte sie nach den ersten Zeilen. „Er reibt sich einfach auf.“

„Lies, bitte, weiter.“

Sie tat's und ließ dann langsam das Blatt sinken, indem sie erschrocken und forschend ihren Mann ansah, in dessen Gesicht sie schon seine Meinung zu erkennen glaubte. „Wie denkst du darüber?“ fragte sie.

„Ich möchte wissen, wie du denkst.“

„Ich —“

Sie begriff sich selbst nicht in diesem Augenblick. Sie fühlte nur einen wilden, egoistischen, blinden Schmerz bei dem Ge-

danken, von hier fort zu müssen und auf alles zu verzichten. Mit der ganzen Macht ihres Instinkts klammerte sie sich an dem Fleck hier fest, als wenn hier allein ihr Leben möglich wäre.

„Ich — fühle mich ganz wohl hier," sagte sie stockend.

„Darauf kommt's nicht an!" erwiderte er scharf. „Zum Wohlfühlen sind wir nicht auf der Welt. Ich glaube, es ist einfach meine Pflicht, dies Anerbieten anzunehmen."

Er blieb vor ihr stehen, die im niedrigen Sofa, den müden Kopf auf ihren Arm stützend, ins Leere sah.

„Sieh, Marianne, ich hab' auf einmal — durch diesen Brief ist mir auf einmal ein großes Licht aufgegangen. Du hast dich oft gewundert, daß ich nicht so glücklich war. Ich wußte selbst nicht, woran's lag. Jetzt weiß ich's. Ich bin hier nicht am rechten Platz. Was kann ich hier wirken? Darf ich den Bauern hier mit meinen Ideen kommen? Darf ich diesen Frieden, bei dem die Leute glücklich sind, stören? Darf ich das, was seit Jahrhunderten in ihnen wurzelt, einfach ausreißen? Das wäre der reine Wahnsinn. Die Zustände hier sind um fünfzig Jahre zurück. Alle Kräfte, die draußen frei geworden sind, die Gegensätze, die sich gebildet haben, die Kämpfe, die Fragen, die angeschnitten sind — von allem dem ist hier nichts. Hierher paßt ein guter, stiller Mensch. Ich aber sehne mich nach Kampf. Wie ich den Brief bekam, da war's, als wenn mit einem Male lichterloh brannte, was jahrelang geglüht hatte. Verstehst du das? Man hat's mit sich herumgetragen, man hat's gespürt, es war wie schleichendes Fieber, es macht einem Angst, es preßt einem die Hirnschale auseinander, und auf einmal — dann ist's heraus. Lebendig steht's vor einem! Verstehst du das?"

„Ja, ja. Mein Gott, das versteh' ich!" sagte Marianne erschüttert.

„Nun, siehst du, deshalb gibt's für mich kein Nein. Aus tiefstem Herzen sage ich ja. Es ist einfach eine Erlösung."

Er ging mit großen Schritten auf und ab, von den Gewalten, die in seinem Innern frei geworden waren, stürmisch erregt.

„Ich muß hin. Ich fühl's, daß ich muß. Gerade nach Schwerenberg! Ich freu' mich schon auf den Kampf. Und ich muß auch Erbslöhs wegen hin. Er hat ein Recht auf meine Hilfe. — Ach, Marianne, sei nicht kleinmütig! Nergle nicht wie damals Frau Erbslöh. Stimm zu! Sag ja!"

„Laß mir doch wenigstens Zeit!" stieß sie wild heraus.

Er wollte eine heftige Antwort geben, bezwang sich aber. „Du hast recht. Ich hab's den ganzen Tag mit mir herumgetragen. Dich überrumpelt's jetzt. Überleg's dir."

Sie ging in ihr Zimmer. Eine furchtbare Erregung kämpfte in ihr. Es war, als wenn zwei Wesen miteinander stritten: ihr wild zuckendes Herz, dies widersinnige Ding, das tobte in seinem Schmerz, seiner Empörung, seinem wütenden Hunger nach Glück — und die bessere Vernunft, die redete und redete, und deren Worte klanglos verhallten. Und doch hatte sie nicht alle Klarheit über sich verloren. Sie erkannte ihren Zustand, er flößte ihr Grauen ein.

Gestern nacht bei dem Bewußtsein ihrer Liebe hatte sie den Tod vor Augen gehabt. Und heute, wo sich ihr der beste, sicherste Ausweg bot, Fritz aus dem Gesichtskreis zu kommen, da wurde sie bei dieser Vorstellung halb verrückt. Hatte je sich ein Mensch so widersinnig benommen? Konnte sie einen einzigen stichhaltigen Grund angeben, nicht nach Schwerenberg zu gehen?

Aber kaum war dieser Gedanke gefaßt, da prasselten ihr die Gründe haufenweise in den Schoß. Es schien ihr wie eine Vergewaltigung von ihrem Mann, sie in dies schmutzige Nest zu schleppen, unter die Fabrikbevölkerung, an diesen ungesunden Ort. Wofür besaß sie denn ihr Vermögen, wofür war sie hübsch, wenn sie dort verkümmern sollte?!

Gründe genug. Aber obwohl Weib, war sie doch ehrlich genug, um vor sich zu bekennen, daß all diese Einwände Trugreden und Lügen ihres rasenden Herzens waren. Sie kehrte zu ihrem Manne zurück und sagte, er hätte recht. Er müsse sich um die Stelle bewerben.

* * *

Marianne hatte gehört, daß Fritz im Winter mit dem Baron eine Reise nach dem Süden machen wollte. Wenn er zurückkehrte,

würde sie wahrscheinlich mit Daniel auch Schwerenberg übersiedeln. Es blieben ihr also nur noch wenige Wochen, wo sie ihn sah. Dieser Gedanke beschwichtigte ihre Gewissensbisse. Sie lebte ungefähr so wie jemand, dessen Tage gezählt sind. Sehr bald traf sie Fritz auf Bodenhausen wieder. Sie spielten zusammen Tennis, ruderten, tanzten zusammen. Ihre Augen begegneten sich, ihre Hände berührten sich, sie tauschten hundert gleichgültige Worte miteinander, und jeder Blick, jede Berührung, jedes Wort trug einen unsichtbaren Strom von einem zum anderen, der sie immer fester verband. Wenn sie seine kraftvolle Gestalt sah, diese mächtige Brust, die sich unter dem losen Flanell so elastisch dehnte, sein hageres, gebräuntes Gesicht, seine herrisch funkelnden Augen, die doch, wenn ihr Blick sie traf, sich zu verändern schienen, deren Glanz sich verdunkelte und weicher wurde, dann konnte sie nicht begreifen, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo sie ihn nicht liebte, wo er ihr Furcht und Abneigung eingeflößt hatte. Und in den kurzen Gesprächen begegneten sich ihre Gedanken auf Schritt und Tritt. Wenn Daniel mit ihr sprach, empfand Marianne immer eine gewisse Beklemmung. Fritz aber erfüllte sie mit Lebensfreude, mit Genugtuung und Selbstbewußtsein, als entströme seinem Wesen selbst sonnige Glut und nährende Kraft, der belebende Duft der Wälder, des Feldes, der Wiesen, auf denen er sich umhertrieb.

Sie lebte nur in den Stunden und für die Stunden, wo sie ihn sah. In seiner Gegenwart schien ein lebendiges Feuer ihr mattes Wesen zu durchglühen, sie strahlte vor Glück, es kümmerte sie wenig, ob er selbst oder andere diese Veränderung bemerkten. Aber so tief erfüllt sie von seiner Liebe war, nie kam ihr der Gedanke, mit ihrem Mann zu brechen und seine Geliebte zu werden. Als er ein einziges Mal wieder von seiner Leidenschaft sprechen wollte, bäumte sie sich auf, und todblaß schrie sie ihn an: „Wenn Sie noch ein einziges Wort sagen, ist alles aus! Verstehen Sie, aus!“

Er war im ersten Augenblick ganz verdonnert. Später aber, als er mit sich allein zu Rate ging, wurde ihm klar, daß dies der letzte Verzweiflungsschrei ihres zu Tode erschöpften Herzens war. Eine fast grausame Genugtuung erfüllte ihn. Nun liebte sie ihn wirklich. Nun brauchte er bloß zu warten, bis sie zum Fallen reif war.

Anfangs Oktober kehrte Frau von Bouhaben nach München zurück. Der Abschied war weniger herzlich als das Wiedersehen damals im Sommer. Marianne grollte im stillen dieser Frau, deren Glück ihr frevelhaft erschien, während sie selbst so kämpfte und litt. Ganz freilich konnte sie sich Juliens Zauber nicht entziehen. Sie wußte, daß sie selbst anders war, aber es gab Stunden, wo sie ihre eigne Natur als unerträgliche Last empfand.

Kurze Zeit darauf trat Fritz seine Reise an. Er hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, der Baron würde ihn zur Verwaltung des Gutes daheim lassen, aber dieser hatte sich so an ihn gewöhnt, daß er ihn nicht entbehren konnte. Fritz war für ihn gewissermaßen der Stock, auf den er sich stützte, die notwendige Ergänzung, die diesen unfähigen Schwächling erst zum Menschen machte.

Der Winter brach an. Zugleich die Stille und Leere. Mit ihren Gedanken hatte Marianne immer nur bis zum Winter gelebt. Was dann kam, war für sie eine tote Zeit. Aber als diese nun wirklich da war, merkte sie, daß doch nicht einfach alles zu Ende war, wie sie gedacht hatte. Daß ihr Herz nicht aufhörte zu schlagen, ihr Blut noch rollte, ihre Wünsche noch begehrten, daß wohl die Hoffnung, aber nicht die Sehnsucht tot war.

Nach Weihnachten fuhr Daniel für einige Tage nach Schwerenberg, um dort mit Pastor Erbslöh und einigen Leuten, die bei seiner Wahl von Wichtigkeit waren, Rücksprache zu nehmen. In dem trostlosen Winterregen erschien das dunkle Tal noch düsterer und die schmutzige Stadt noch häßlicher. Daniel wurde durch die Eindrücke, die er gewann, beinahe entmutigt. Er dachte an Marianne. Durfte er sie, deren innerstes Wesen so nach Sonne und Glück verlangte, in dies dunkle Tal einpferchen? Ihn selbst ergriff das alte Glücksverlangen, er spürte den sehnsüchtigen Wunsch, das innere Drängen zum Schweigen zu bringen und in unbekümmerter Sorglosigkeit mit ihr sich des Lebens zu freuen wie im Anfang ihrer Ehe. Doch wenn er

sich eine Weile diesen Stimmungen hingegeben, schienen sie ihm wie Verrat.

Als er heimkam, erschrak er über Mariannes Aussehen. Ihr inneres Leiden war jetzt auf einmal zu Tage getreten. Sie sah förmlich verfallen aus, das Gesicht kalkgrau, die Nase so spitz und zum Mund hin ein so müder Zug. Er merkte, wie sie sich zusammenraffte, um ihm freundlich entgegenzukommen. Und in dieser plötzlichen Ergriffenheit brachen all seine starken Vorsätze zusammen. Den ganzen Tag über behandelte er sie mit liebevollster Zärtlichkeit. Aber sie wich vor ihm zurück, als wenn ihr ganzes Wesen sich gegen seine Annäherung sträubte. Als sie Abends ins Schlafzimmer traten, streckte er seine Hände nach ihr aus. „Mein Herz, ich muß noch mit dir sprechen."

„Was willst du?"

„Kind, was hast du? Was grämt dich so? Ist dir der Gedanke, daß wir nach Schwerenberg ziehen, wirklich so entsetzlich, dann sag's doch."

Sie hob müde die Brauen in die Höhe, daß dicke Falten die abgemagerte Stirn durchschnitten. „Gott, mir ist das so egal, wohin wir ziehen. So egal! Nach Schwerenberg, nach — meinetwegen ans Ende der Welt."

„Was hast du denn?"

„Ich habe nichts."

„Irgend was quält dich. Du bist ja ganz verändert. Hab doch Vertrauen zu mir. Vielleicht kann ich dir helfen."

„Laß mich um Gottes willen in Ruhe. Das ist das einzige, was mir hilft."

Sie stand auf. Da hielt er sie an der Hand zurück. „Marianne, du leidest — ich seh's ja. Kann ich dir helfen? Ich möchte dir so gern wieder Lebensfreude geben."

„Lebensfreude?! Mein Lieber, damit hättest du eher kommen müssen. Ach, du — und Lebensfreude!" Sie lachte ihm ins Gesicht, dann warf sie sich ins Bett, und die Decke über sich zerrend, stieß sie noch immer dies rauhe Lachen aus, das wie tränenloses Schluchzen klang.

Die Zeit war gekommen, wo sie einander nicht mehr verstanden. Der Auflösungsprozeß ihrer Ehe war im vollen Gange, eine stete Unzufriedenheit kochte in Marianne. Wenn er ihr nahe kam, schnellte das Fieber so hoch, wurde ihre Nervenspannung so furchtbar, daß sie an sich halten mußte, um nicht wegen der gleichgültigsten Kleinigkeit in wütenden Zank auszubrechen. Sie litten beide schrecklich. Unaufhörlich grübelte Daniel über das veränderte Wesen seiner Frau. Er nahm sich vor, noch liebevoller, noch sanfter, noch zärtlicher zu sein. Aber gerade das schien sie zu empören. Eines Tages fuhr sie ihn an: „Kriech doch nicht immer um mich herum! Schimpf doch lieber. Es ist ja schrecklich, dies weibische Getue."

Aufs furchtbarste verletzt, zog er sich seitdem ganz in sich zurück. Es war wie eine Starrheit über ihn gekommen. Tagelang richtete er kaum das Wort an sie. Dann wieder wurde sie so ausfallend, daß er nicht an sich halten konnte, und es kam zu den heftigsten Scenen. Sie fühlte, wie er litt, und brach unter inneren Vorwürfen fast zusammen. Manchmal dachte sie, es wäre das beste, sie gingen auseinander. Dann wieder hoffte sie, ihre Leidenschaft zu überwinden, und machte sich von neuem an diesen grausamen, nutzlosen Kampf, ihr eigenes Herz zu zerfleischen.

In ihrer zehrenden Sehnsucht gab es nur dann eine Unterbrechung, wenn Fritz schrieb. Er richtete die Briefe stets an seine Mutter. Aber Marianne fühlte, daß jedes seiner Worte nur ihr galt. Er langweilte sich auf der Reise. Die Marmorpaläste Italiens ödeten ihn an. Ihm waren die Urdenbacher Strohdächer viel lieber. Über Sizilien hatten sie noch einen Abstecher nach Afrika gemacht. Hier bekam er das Heimweh wie'n dummer Junge. Bei dreißig Grad Reaumur schwitzte er im Wüstensand und stellte sich vor, wie schön es jetzt im Kerstenberger Wald sein müßte, wenn der Schnee auf den Ästen knackte, und wie gemütlich das Zimmer im Pfarrhaus. Wenn er nur erst wieder zurück wäre, dann wollte er oft kommen, wenn möglich, jeden Tag! Er sehnte sich nach gemütlichen Plauderstunden. Alles übrige war Unsinn. Aber bei einem Menschen, den man lieb hat, sitzen, ihm zuhören, sein vertrautes Gesicht sehen, das war Glück.

Seine Mutter vergoß über diese Briefe Freudentränen. Marianne sah, wie sie die Blätter heimlich küßte. In den Augen der alten Frau gab es keinen besseren, herrlicheren Sohn als Fritz.

Eines Nachmittags saßen die drei noch verspätet beim Kaffee. Die Februarsonne schmolz den Schnee auf den Fensterbänken und warf ein blasses Licht ins Zimmer. Aus dem Ofen strahlten düsterrote Gluten von den verglimmenden Buchenscheiten, die das Zifferblatt der Uhr an der Wand rubinrot färbten. Ein feiner Duft von Veilchen mischte sich in den Kaffeegeruch.

Daniel ging mit großen Schritten auf und ab. Durch einen schrecklichen Vorfall waren alle Gemüter im Dorf erregt. Ein braver alter Bauer, bei dem der Arzt Magenkrebs konstatiert hatte, hatte sich in der Schwalm ertränkt. Nun kamen die Verwandten zum Pastor und flehten ihn an, dem Selbstmörder ein kirchliches Begräbnis zu gewähren. Daniel war noch uneins. Sein Gefühl sprach dafür. Aber er würde den strengen Vorschriften des Konsistoriums entgegenhandeln und wahrscheinlich auch bei einem Teil seiner Gemeinde Ärgernis erregen.

Seine Mutter war ihrer Gewohnheit nach ganz still gewesen und hatte nur geäußert, er müsse das selbst am besten wissen. Marianne aber hatte leidenschaftlich die Partei der Verwandten ergriffen. Und gerade das machte den Pastor wieder schwanken. Unbewußt handelten die beiden sich jetzt stets zuwider.

„Wie kann man sich nur ertränken!“ sagte sie schaudernd. Sie hatte unglücklicherweise die aufgefundene Leiche gesehen und konnte den grauenvollen Anblick nicht vergessen.

„Ob man sich ertränkt oder erhängt oder erschießt, ist doch ganz gleich,“ versetzte ihr Mann. „Der Selbstmord an sich ist das Schreckliche.“

„So? Aber es gibt doch Mittel genug, um auf schmerzlose Weise zu sterben. Wenn mir das Leben einmal nicht mehr erträglich erschiene, ich wüßte schon, was ich täte.“

Daniel hatte ihr mit einem Blick auf seine Mutter Schweigen zugewinkt. Jetzt unterbrach er sie ärgerlich: „Red doch nicht solches Zeug!“

Sie zuckte zusammen. „Ich rede kein Zeug, verstehst du!“

„Allerdings! Dummes und gottloses Zeug!“

Da fuhr sie auf, daß die Tischdecke ihre Kaffeetasse umriß, und sagte knirschend: „Unverschämtheit! Du weißt wohl nicht, mit wem du sprichst?“

Er war ganz fahl geworden und starrte sie mit offenem Mund an. Einen Moment schien er nach Worten zu ringen, dann ging er hinaus.

Marianne stellte die umgefallene Tasse wieder auf, trocknete das Tischtuch ab, dann stützte sie den Kopf auf und schielte nach der Mutter. Regungslos saß diese da, das Strickzeug war ihr in den Schoß gesunken, sie blickte starr aus dem Fenster, so daß Marianne nur das Profil sah. Und beim Anblick dieser alten Frau, die dies alles so teilnahmlos mit angehört hatte, fragte sie sich plötzlich, was in ihr vorgehen mochte. Wie ein Schatten lebte sie dahin, als wenn alle Teilnahme in ihr erstorben wäre, ohne je eine Meinung zu äußern, ohne einen Rat zu geben, als wenn sie sich das Recht dazu abspräche. Aber sie hatte doch Augen und Ohren! Sie mußte doch merken, daß ihr Sohn mit seiner Frau nicht glücklich war. Auf welcher Seite stand sie? Wem gab sie recht? Litt sie? Oder triumphierte sie? Empfand sie Genugtuung darüber, daß Daniel nicht glücklich wurde durch seines Bruders Mißgeschick?

Marianne trug das Kaffeegeschirr hinaus. Als sie wiederkam, verbarg die Mutter ihr Taschentuch im Schoß.

„Verzeih, Mama, daß das in deiner Gegenwart passierte! Ich war so furchtbar nervös heute. 's kann doch mal vorkommen, daß man sich zankt.“ Als Frau Klinghammer nichts erwiderte, setzte sie sich und sagte: „Du hast dich doch auch wohl mal mit deinem Mann gezankt.“

„So nicht! So nicht!“ erwiderte die Alte erregt. „Ach, lieber Gott, wenn ich mich das unterstanden hätte! Geh hin, Marianne, und bitt deinen Mann um Verzeihung!“

„Warum denn? Er hat doch ebensoviel schuld wie ich.“

„Aber du bist die Frau. Du bist ihm Gehorsam schuldig. Glaub mir, es nimmt kein gutes Ende.“

„Was?“

„Wenn die Frau so gegen ihren Mann ist. Die Frau muß nachgeben.“

„Ich glaube, man sollte nicht immer nachgeben, Mama. Man sollte lieber mal trotzen.

Nicht seinem Mann, sondern — sondern überhaupt — dem Leben."

Die alte Frau sah aus ihren großen Augen ihre Tochter beinahe spöttisch an. „Was hilft dir denn dein Trotz? Du denkst, du kannst was, und bist doch nur ein Wurm. Da gibt's nichts als stillhalten."

„Für manche Menschen vielleicht. Aber nicht für alle, nicht für mich! Ich glaube, wenn man's nur wagte — wenn man nur Mut hätte —"

„Na, und wenn du Mut hast? — Da kommt der liebe Gott und tippt dich mit seinem kleinen Finger an, daß du zu Boden sinkst. Da wird dir dein Mut schon vergehen." Sie nahm das Strickzeug wieder auf, und an ihrer welken Hand die Länge des Fußes prüfend, bewegte sie von neuem die klappernden Nadeln. „Siehst du, mein Kind, als ich noch so ein junges Ding wie du war, da hab' ich auch manchmal aufgemuckt. Aber dann hat mich der liebe Gott seine Rute fühlen lassen. Nun bin ich ganz klein. Und so gefall' ich ihm wohl besser."

„Ach, Mama, das ist ein schrecklicher Gott, von dem du sprichst."

„Schrecklich nicht. Nur strenge ist er, und seine Wege sind unerforschlich. — Das eine darf der Mensch nie vergessen: was er hier leidet, wird ihm da oben vergolten."

„Und auf den Trost soll man sein langes Leben warten?"

„Das Leben ist nicht lang, das ist im Handumdrehen herum. Aber was dann kommt — das dauert lange."

Marianne starrte nach draußen, wo langsam die graue Dämmerung niedersank. Ein Wort fiel ihr ein, vielleicht ein abgerissenes Wort aus einem Lied, das sie einmal gehört: „ein Leben, das im Sande zerrinnt". Sie fühlte sich durch die Jahre hingleiten, älter werdend, müder, im Inneren immer ärmer und leerer, bis schließlich das Ende kam. Und danach sollte alles herrlich und schön werden? In bitterem Lächeln verzog sie ihr Gesicht. Sie glaubte nicht daran. Es mochte wahr sein oder nicht, ihr war es bedeutungslos. Sie dürstete einfach, verzehrte sich vor Durst, und da zeigte man ihr irgendwo am fernen Horizont ein blaues Wölkchen und sagte: Dort, dort ist Wasser! Dort trink!

Sie seufzte, und als ihr Blick auf die Uhr fiel, dachte sie, daß noch vierzehn Stunden vergehen müßten, bis morgen der Briefträger wieder kam. Und dann würde er auch nichts bringen, so wenig wie heut, wie gestern, wie all die Tage. Daniel trat ein, um die Briefschaften mitzunehmen, die er vorhin vergessen.

„Verzeih," sagte Marianne und streckte ihm müde die Hand hin. „Ich war vorhin sehr dumm."

„Sollen wir etwas spazieren gehen?"

„Ich bin zu müde. Mir ist am wohlsten, wenn ich stillsitze. Aber geh du spazieren."

„Wenn du nicht mit willst, arbeite ich lieber. Ich bin jetzt, Gott sei Dank, tüchtig im Zug." Er warf noch einen letzten besorgten Blick auf sie und sagte: „Kind, Kind, du gefällst mir gar nicht."

„Ich mir auch nicht," erwiderte sie mit krankem Lächeln.

Die beiden Frauen blieben schweigend sitzen, ihre Gedanken spinnend, von der Dämmerung umwoben. Da fuhr die alte Frau Klinghammer plötzlich auf, ihre Hand gegen die Fensterscheiben pressend: „Marianne! — Kind! — Ist das nicht? — Das ist ja —"

„Das ist ja Fritz!" schrie Marianne. „Fritz und Papa!" Sie breitete die Ellbogen aus, als müsse sie ganz tief Atem schöpfen. Dann stürzte sie davon, aber vor der Tür stockte sie, ließ die Mutter voraneilen und folgte ihr ganz langsam, fast zögernd.

Fritz hatte seine Mutter umhalst, und während er sie noch liebkosend auf den Rücken klopfte, streckte er Marianne die Hand hin. „Wie geht's, Schwägerin? — Famos, daß wir euch treffen. Ich hatte schon Angst, ihr wärt über Land."

Nachdem man endlich wieder im Zimmer war, wurde die Lampe angezündet und Fritz noch einmal beschaut.

„Donnerwetter, sieht er nicht aus wie'n Neger?" fragte der Apotheker. „Guck bloß mal das Weiße im Auge an, damit kann er Kinder bange machen."

„Nun machen Sie's bloß nicht noch schlimmer!" sagte Fritz lachend. „Schwägerin hat so schon Angst vor mir."

„Ein Kerl ist Ihr Sohn, Frau Superintendent!" fuhr Herr Krall fort. „Wissen Sie, was die Reise gekostet hat? Fünfund-

zwanzigtausend Mark. Denken Sie an, in knapp vier Monaten hat er das verhauen."

„Aber doch ich nicht!"

„Nun, Sie und Ihr Baron. Sie haben doch das Vergnügen davon gehabt. Ach, mein lieber, guter Klinghammer, erzählen müssen Sie jetzt! Erzählen!! — Wenn ich Sie nur erst mal an unserem Stammtisch hätte, da wollten wir den Leuten was vorschwatzen!"

„Aber, Papa, laß ihn doch sich erst mal setzen," warf Marianne ein und rückte den Tisch vom Sofa, worauf er mit seiner Mutter Platz nahm.

„Und ein bißchen was genießen mußt du doch auch, mein Junge," sagte Frau Klinghammer. „Die Reise hat dich doch gewiß halb tot gemacht."

„Na, ich komm' ja nicht direkt aus Afrika, Mutter. Acht Tage waren wir in München. Der Baron ist noch da. Ich bin schon vorausgereist. Ich hielt's nicht mehr aus."

„Ja, bei mir ist er nur so durchgedonnert. Rein in die Giftbude, 'n Magenwärmer runtergeschmettert, und während unsereins mühsam nach Fassung ringt, ging's schon auf die Bahn."

„Ich war halt ungeduldig! Auf einmal ging die Sehnsucht mit mir durch."

„Du lieber Junge!" sagte Frau Klinghammer, ihm zärtlich die Hand drückend.

„Ich mußte sehen, was hier los ist," fuhr er fort, mit seinen großen Augen Marianne anschauend. „So oft habe ich da unten an euch gedacht und mich gefragt, ob jetzt wohl auch einer an mich denkt."

„Und ob!" versicherte der Apotheker. „Ihnen müssen manchmal die Ohren geklungen haben, so oft haben wir am Stammtisch von Ihnen gesprochen."

Marianne ging hinaus, um einen Imbiß zu bestellen. Mitten auf dem Weg fiel ihr ein, daß sie Daniel benachrichtigen müsse. Hastig trat sie in sein Zimmer, er fuhr auf und fragte erschrocken: „Was gibt's denn?"

„Denk dir, Fritz ist da," sagte sie strahlend. „Komm nur schnell."

„So — Fritz? Ist er schon zurück?" Auf seinem Gesicht lag nichts von Freude. „Bleibt er über Nacht?"

„Natürlich!" erwiderte sie und rannte hinaus.

In der Küche trieb sie die Mädchen aus ihrer Ruhe. „Fix, Trina, holen Sie aus dem Keller zwei Flaschen Goldlack! — Nein, drei — oder lieber zwei und eine Rote. — Und Sie, schneiden Sie mal Brot. Wo ist denn die Gänsebrust? Was meinen Sie, Liese, können wir den Hasen nicht schon heut' essen? Es muß doch gehen? Nur schnell!"

Wie aufgescheuchte Hühner flogen die Mädchen hin und her. Auf einmal war große Aufregung ins Haus gekommen.

Als Marianne ins Zimmer zurückkehrte, schwieg das Gespräch, und alle blickten sie an.

„Fritz findet auch, daß du nicht gut aussiehst," sagte Daniel.

„Ich bin wirklich erschrocken, Schwägerin; seit dem Herbst haben Sie sich sehr verändert."

„Ach, momentan geht's mir glänzend! Stiert mich bloß nicht alle so an. Hier, eßt lieber was." Sie schob die Teller zurecht, schnitt Wurst auf, reichte herum, gab ihrem Mann einen kleinen Stoß. „Schenk ein, Dani! Nicht so tranig sein!" Dann rannte sie plötzlich wieder fort, weil ihr einfiel, daß die Mutter lieber Cakes aß. Sie wußte selbst nicht, was ihr war. Sie fühlte sich nur wie neubelebt, wie von einem Knebel befreit, wie im Champagnerrausch. Gedanken, Hoffnungen, Freude, alles, was Leben bedeutete, stürzte wirbelartig auf sie ein, daß sie sich dessen gar nicht erwehren konnte.

Zuerst mußte Fritz natürlich von seiner Reise erzählen. Aber bald riß der Apotheker das Wort an sich und erzählte von einem neuen Warenhaus, das in Urdenbach erbaut wurde, und bei seiner Beschreibung nahm dieser Wunderbau so riesenhafte Dimensionen an, daß alle Pyramiden und Paläste, von denen Fritz gesprochen, dagegen zu Zwergen zusammenschrumpften.

Marianne behielt ihre glänzende Laune auch beim Abendessen.

Als man später wieder im Wohnzimmer saß, sagte der Apotheker plötzlich: „Kinder, ich versteh' doch gar nicht, daß ihr nicht längst Brüderschaft getrunken habt."

„Wir können's ja nachholen," meinte Marianne. „Wenn Sie Lust haben."

„Mein Wunsch war es schon längst. Ich wagte nur nicht, darum zu bitten."

„Dann los!" sagte der Apotheker und schenkte seiner Tochter ein.

Aber sie schob das Glas beiseite und sprang mit funkelnden Augen auf. „So zwei wie wir verbrüdern sich nur in Sekt, nicht wahr, Schwager?“ Dann eilte sie in die Küche, um den Wein heraufholen zu lassen.

Frau Superintendent, die sich Zucker in ihren Mosel getan und dazu ihre Albertcakes geknabbert hatte, lehnte sich immer zärtlicher an die breiten Schultern ihres Sohnes. Ihre Augen wurden immer größer und glänzender. Plötzlich fragte sie: „Nun sage mal, Junge, war's denn wirklich hübsch da unten in — in Nubien? Ich kann's mir gar nicht vorstellen.“

„Für dich wär's auch nichts gewesen, Mutter. Schon allein die Wohnungen! Häuser ohne Dächer. Mensch und Vieh haust da zusammen. Das heißt, sie schlafen bloß darin. Alles übrige wird auf der Straße abgemacht. Selbst die kleinen Kinder kommen auf der Straße zur Welt.“

„Nun höre aber auf!“ sagte sie entrüstet. „Da danke ich aber wirklich dem lieben Gott, daß ich nicht da unten zur Welt gekommen bin.“

Der Champagner wurde in einem mit Schnee gefüllten Eiskübel hineingebracht. Marianne und Fritz stießen an.

„Also du!“ sagte er.

„Du!“ erwiderte sie und fühlte den leise zitternden Druck seiner Hand in der ihren.

„Und der Kuß? Wo bleibt der Kuß?“ fragte der Apotheker enttäuscht.

Fritz beugte sich langsam herunter und berührte mit seinen Lippen unmerklich ihre Stirn an den krausen Löckchen des Haaransatzes.

Blaß, in leiser Verwirrung nahm sie wieder Platz. Die anderen setzten die Unterhaltung fort. Die beiden schwiegen und sahen sich von Zeit zu Zeit an. Und plötzlich durchfuhr Marianne die Erinnerung an den Abend bei der Frau Bürgermeister, als sie Fritz kennen gelernt hatte. Damals hatte er sie auch geküßt. Und wenn er damals anders gewesen wäre, so zart und ehrerbietig wie heute, vielleicht wäre dann alles anders gekommen. Vielleicht wäre sie dann heute seine Frau. Mit so furchtbarer Heftigkeit überfiel sie dieser Gedanke, daß sie sich jäh aufrichtete und wie auf ein Gespenst ins Leere starrte.

„Bist ja so nachdenklich, Mariechen,“ sagte der Apotheker, indem er ihr das neu gefüllte Glas hinschob. „Wo drückt dich denn der Schuh?“

Sie war noch immer fassungslos. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie einem ungeheuren Betrug auf die Spur gekommen, indem sie den winzigen, nichtigen Kern entdeckte, aus dem ihr ganzes Elend hervorgewachsen war. „Woran ich denke? — Ich denke — daß es nichts Verrückteres gibt als das Leben.“

„Wieso verrückt?“ fragte Daniel.

„Nun einfach verrückt — sinnlos.“

„Wenn man sich nur redlich Mühe gibt, dann entdeckt man schon einen Sinn.“

„Ich bitte dich, wo, wieso?“ fragte sie wild. „Ich — ich lasse ein glühendes Streichholz fallen — mein Haus brennt ab, so und so viele Menschen kommen um — warum geschieht das? Wie liegt da Sinn und Verstand drin?“

„Kind, das ist eine kitzlige Frage. Darüber haben sich schon klügere Leute als wir den Kopf zerbrochen.“

„Ich glaube auch,“ meinte Fritz lächelnd. „Heut' abend kriegen wir das nicht mehr heraus. Man lebt mal. Deshalb sollte man gescheit sein und so glücklich leben, wie man kann.“

Gerade wollte Daniel etwas erwidern, als die Mutter, die bis dahin bei den Nubiern gewesen war, sich ermunterte und fragte: „Daniel, du denkst wohl gar nicht an die Abendandacht?“

„Das ist jetzt schon ein bißchen spät. Die Mädchen werden doch längst zu Bett sein.“

„Ist denn schon zehn vorbei?“

Fritz klopfte ihr den Rücken. „Na, Mütterchen, sagen wir mal, es geht auf zwölfe.“

Nun war der Schreck groß. Und wenn auch der Apotheker meinte, so jung käme man so bald nicht wieder zusammen, wurde doch sogleich aufgebrochen. Daniel begleitete die beiden Gäste in ihre Zimmer. Als er wieder herunterkam, war Marianne damit beschäftigt, die Gläser zusammenzustellen. Er setzte seine Cigarre frisch in Brand und sah seine Frau lächelnd an.

„Du warst so vergnügt heut' abend!“

Sie leerte die Aschenbecher im Ofen, ohne etwas zu erwidern.

„Weißt du, was mir eingefallen ist, Marianne? Ich glaube, das hat zum großen Teil deine Melancholie mit verschuldet: unser einsames Leben. Wir wollen öfters so kleine Gesellschaften geben. Du brauchst das. Du bist eben ein geselliges Wesen. Meinst du nicht?"

„Kann sein."

„Ich glaube sicher. Dann wirst du auch wieder vergnügt, nicht wahr? Das wäre doch schrecklich, wenn's so weitergehen sollte wie in der letzten Zeit. Siehst du, ich selbst bin so ein stiller Mensch, nehme alles so schwer, da brauche ich ein Wesen, das mich aufheitert."

„Da such dir jemand anders aus. Ich hab' keine Lust, deinen Hanswurst zu spielen."

„Kind, mißversteh mich doch nicht! Ach, du bist doch ein schrecklicher Trotzkopf! Ich möchte ja nur, daß du so wieder würdest wie früher. Warst du denn damals mein Hanswurst?"

„Früher — früher. Wann war denn das?"

„Oder wie heut' abend! Wenn du nur immer so wärst wie heut' abend. Ach, du glaubst nicht, wie reizend du sein kannst, du liebe Frau, und — wie schön!"

Sie machte ihre Hände, die er ergriffen hatte, los, und während ihr ganzer Körper vor Mattigkeit und Überdruß zusammenzubrechen schien, sagte sie: „Ich bin todmüde. Ich muß ins Bett. Gute Nacht." Sie bot ihm die Stirn zum Kuß, drückte heftig seine Hand und ging aus dem Zimmer.

Daniel sah ihr nach. Dann trat er an den Tisch und blieb brütend stehen. Die Luft schien ihm plötzlich verpestet, die halbleeren Gläser, Teller und Flaschen, alles ekelte ihn an. Er riß das Fenster auf. Ein weiter Lichtschein, der aus dem Schlafzimmer, wo sie jetzt die Lampe angezündet hatte, kam, fiel ins Dunkel. Er glaubte, ihre Schritte zu vernehmen. Er sah ihr im Geist zu, wie sie sich auskleidete. Ach, das alles war entsetzlich. Entsetzlich! Diese Demütigungen Abend für Abend. Er durfte nicht mehr ihr Zimmer betreten, wenn sie sich an- oder auszog. Als wenn er nicht mehr ihr Mann, sondern ein Fremder wäre. Das war keine Ehe mehr. Ebensogut hätte er mit irgend einer fremden Frau den Raum teilen können. Und waren sie sich nicht gänzlich fremd geworden? Kümmerte sie sich um sein Gedankenleben? Hatte er eine Ahnung von dem, was in ihr vorging? Ja, was ging in ihr vor? Woher diese entsetzliche Veränderung? Der Arzt schob alles auf Nervenstörungen und diese auf Blutarmut. Aber konnte ein Mangel an roten Blutkörperchen bewirken, daß man einen Menschen, den man früher liebte, nicht mehr mag? Daß der Anblick dieses Menschen, seine Berührung einem widerwärtig war? Denn so war's. Er war seiner Frau widerwärtig, seine Nähe versetzte sie in grundlosen Zorn, vor seinem Kuß schrak sie zurück. Und das alles wegen Blutarmut? Und das alles sollte durch Levicowasser und Stahlpillen zu kurieren sein? Die eisige Nachtluft strömte ihm entgegen, Frostschauer liefen über seine Brust, seinen Rücken. Er setzte sich mit untergeschlagenen Armen in einen Stuhl und schloß die Augen.

Er wollte nicht verzweifeln, in ihr bereitete sich jetzt vielleicht eine Krise vor, ähnlich der, wie er selbst sie durchgemacht. Vielleicht kämpfte sie jetzt denselben Kampf, und wenn sie daraus hervorging, dann würden sie sich wieder zueinander finden. Dann würde auch das Glück zurückkehren, nicht die herzliche Vergnügtheit von früher, aber ein Glück und ein Zusammenleben auf tieferem Grunde.

Lange Zeit gab er sich dieser Hoffnung hin, die sein Inneres beruhigte und klärte. Aber plötzlich durchschoß ihn der Gedanke, warum Marianne heute abend so vergnügt gewesen. Hatte sie sich nur verstellt? Aber als sie zu ihm ins Zimmer trat und ihm die Ankunft seines Bruders mitteilte, da war ihr strahlendes Gesicht keine Verstellung, sondern der Ausdruck ihres innersten Herzens. Mit einem Schlag war sie wie ausgewechselt. Einfach nicht mehr derselbe Mensch. Ist daran mein Bruder schuld? Hat seine Ankunft sie so freudig erregt, sein Fernsein sie niedergeschmettert? Ist das der Grund?

Gedanken so furchtbarer Art stürzten auf ihn ein, daß er beinahe den Verstand verlor. Mit geballten Fäusten ging er im Zimmer auf und ab, indem er wie im Halbtraum dumpfe Worte ausstieß. Erst als die Lampe dem Verlöschen nahe war, raffte er sich zu-

sammen und stieg die Treppe hinauf. Aber vor dem Schlafzimmer seines Bruders blieb er stehn. „Nimm dich in acht! Nimm dich in acht!!" murmelte er und erhob drohend die Faust.

* * *

Seit dem Abend kam Fritz die Woche zwei-, dreimal. Der Gaul kannte schon den Weg und schrak vor dem niedrigen Torbogen nicht mehr zurück. Fritz hatte einen Pfiff, wenn er den ertönen ließ, flogen die beiden Frauen ans Fenster, und der Knecht stürzte aus dem Stall oder vom Misthaufen, oder wo er gerade war. Der Bursch hatte mal einen Anschnauzer bekommen, daß ihm die Knie zitterten, wenn er den Leutnant nur sah.

Fritz fühlte sich ganz heimisch im Pfarrhaus. Beinahe schon wie der Herr. Seinen Bruder bekam er selten zu sehen, eigentlich nur bei den Mahlzeiten; die finstere Miene schreckte ihn nicht, erhöhte nur seine Lustigkeit. Er genoß jetzt die süße Rache für vergangene Pein. Voll haßgemischter Freude dachte er an den Augenblick, wo er ihm sagen konnte: Marianne ist mein! Du hast sie mir gestohlen, ich stehl' sie wieder. Nun, Brüderlein, friß du den Kummer, ich hab' ihn auch gefressen.

Obwohl er mit Marianne noch kein intimeres Wort gesprochen hatte, war er doch ihrer Liebe gewisser als je. Er fühlte sie im Druck ihrer heißen, trocknen Hand, er las sie aus ihren Augen. Ihr ganzes Wesen war lechzendes Verlangen nach ihm.

Doch mit der Zeit drängte es ihn nach einer entscheidenden Aussprache. Des ewigen Schmachtens wurde er überdrüssig. Mit aller Wildheit begehrte sein Blut nach ihr. Aber nie war die Gelegenheit günstig. Und wenn er erst im Zimmer war, so saß immer seine Mutter zwischen ihnen, die ganz ahnungslos den Tugendwächter spielte.

Die gute Alte hatte nicht den geringsten Verdacht gegen die beiden. Nur war sie einfach eifersüchtig auf ihre Schwiegertochter. Jedes Wort, das Fritz an Marianne richtete, war ihr schon zuviel. Am liebsten hätte sie ihren Sohn ganz allein für sich gehabt. Manchmal machte sie Bemerkungen, ob es Fritz nicht lieber wäre, wenn sie sich zu ihr aufs Zimmer setzten. Einmal kam es zwischen den beiden Frauen sogar zu einer kleinen Reiberei. Fritz hatte Fasanen mitgebracht, die zum Mittag hergerichtet werden sollten. Plötzlich sagte Frau Klinghammer zu Marianne: „Willst du nicht einmal in die Küche gehen, daß dir die Köchin die teuren Vögel nicht verdirbt?"

„Ich glaube, die versteht besser damit umzugehen als ich," erwiderte Marianne.

„Nun, das muß ich sagen. Da stellst du dir aber kein Lob aus."

„Ist denn schon mal was Mißglücktes auf den Tisch gekommen? Ich habe mich noch nicht zu beklagen gehabt."

„Das mein' ich auch nicht. Aber — nun, ich sage bloß, 's geht nie gut —"

„Was geht nie gut?"

„Nun dies. Weißt du, zu meiner Zeit hat sich die Hausfrau selber um alles gekümmert."

„Die Zeiten sind eben anders geworden, Mama. Übrigens kann ich ja mal nachsehen."

Als sie draußen war, sagte die Alte mit schlauem Lächeln: „Ich hab' sie mit Absicht ein bißchen hinausgeschickt."

„Aber warum denn?"

„Nun, man will doch auch einmal allein sein."

„Stört dich denn Marianne? Sie ist doch sozusagen hier in ihren eignen vier Wänden."

„Das ist sie ja. Aber — siehst du, mein Junge, du bist immer so nachsichtig und liebevoll zu ihr, da fürcht' ich, daß sie am Ende noch auf andere Gedanken kommt."

„Auf was denn für Gedanken?"

„So ein junges Wesen, ein bißchen eingenommen von sich ist sie auch, da bildet sie sich vielleicht gar noch ein, daß du ihr zuliebe so häufig kommst. Nun, ich hoffe, sie wird ja nicht so dumm sein —"

Ein unwillkürliches Lächeln flog über Fritz' Gesicht. „Und wenn schon, Mutter? Was schadt's denn? — Sie ist ja 'ne alte Liebe von mir."

„Junge! Mache über so was keine Witze!" sagte die Alte erschrocken.

— — — — — — — — — — — — — —

In diesem Jahr kam der Frühling sehr zeitig. Nach Ostern blühten schon die Obst-

bäume, und der Wald am Kerstenberg begann scheckig zu werden von den grünenden Lärchen und Birken. Hinterher gab's freilich böse Winternachwehen. Schneeflocken stoben umher mit Blütenschnee. Dann regnete es tagelang, daß die Schwalm hoch anschwoll und die Felder verwüstete.

Am Sonntag nach Ostern ritt Fritz Klinghammer bei elendem Wetter bald nach Mittag von Schwarzhasel weg. Der Regen prasselte auf seinen Gummimantel und machte seine Spessartmütze schwer wie einen Eisenhelm. Den Gaul hatte er kurz am Zügel, denn das Tier hatte, von einem herunterfallenden Ast erschreckt, einen Seitensprung gemacht, daß der Reiter beinahe abgeschleudert worden wäre. Auf der Chaussee, die am Rand des Kerstenbergs entlang führte, erblickte er eine Gestalt, die mit langem flatterndem Mantel, in der einen Hand den Hut haltend, in der anderen den vom Wind umgestülpten Regenschirm, mehr einer Vogelscheuche als einem Menschen glich.

Ist das nicht mein Bruder, dachte Fritz. Und näherkommend, erkannte er ihn wirklich.

„Nanu, was treibst denn du hier?“ rief er ihn an. „Das Parapluie will wohl nicht so wie Euer Ehrwürden?“ Ein schöner Kerl! dachte er. Kann nicht mal mit einem Regenschirm fertig werden. Und der will ein Weib wie Marianne regieren.

Der Sturm brauste in den Bäumen, daß man schreien mußte, um sich verständlich zu machen.

„Gehst du spazieren?“

„Ich muß nach Romershausen, Gottesdienst abhalten.“

„Warum nimmst du nicht deine Kutsche?“

„Ich habe dem Knecht heut' freigegeben. Er wollte zu seiner kranken Mutter.“

„Kranke Mutter? Mein Lieber, der Kerl hat dich schön angelogen, die kranke Mutter ist ein junges Weibsbild. Ich hab' sie ja heut' morgen zusammengesehen.“

„Um so schlimmer,“ meinte Daniel. „Wo willst du hin?“

„Zu euch. Ist Mutter zu Haus?“

„Jawohl.“

„Marianne auch?“

„Auch die.“

„Na, dann gute Verrichtung. Auf Wiedersehen.“ Damit gab er dem Fuchs die Sporen.

Daniel hatte den zerbrochenen Schirm, so gut es ging, geschlossen und starrte seinem Bruder nach. Kaum war dieser dreißig Schritt weit entfernt, als ein dürrer Ast aus einer Pappel herunterflog und knapp vor dem Reiter zerknackte. Der Gaul stieg hoch, drehte sich auf den Hinterbeinen und jagte dann, von der Kandare wieder zurückgerissen, mit erschreckten Sprüngen weiter.

Wie ein Blutsturz schoß aus Daniels Herzen der Haß empor. Wenn der Ast seinen Bruder getroffen und erschlagen hätte, er wäre auf die Knie gesunken und hätte Gott gedankt.

Seit der Rückkehr seines Bruders litt er entsetzlicher als je. Er haßte ihn jetzt wie der Gefolterte seinen Henkersknecht. Jeder Bissen wurde ihm zu Galle, wenn Fritz mit am Tisch saß; sein Weib schien ihm besudelt, wenn der es ansah. Er mochte seinen Verstand anrufen und alles, was er zu sehen glaubte, seinen Argwohn, seine Vermutungen für Wahnwitz erklären, dieser Haß ließ alles als wahr erscheinen. Er mochte mit Gott ringen und dem innerlichen Toben Weh zurufen mit den furchtbaren Worten des Evangeliums — er haßte seinen Bruder und wünschte ihm den Tod.

Der zerrissene Schall der Kirchenglocken wehte mit dem Sturmbrausen an sein Ohr. Kirchgänger strömten aus den Häusern und grüßten tief den Pfarrer, der mit verstörter Miene, nicht wie jemand, der predigen will, sondern wie einer, der Unheil begangen hat oder noch vorhat, in die Kirche trat.

Die Gemeinde hatte die ersten Strophen des Lieds gesungen. Daniel kam jetzt aus der Sakristei und sprach ein stilles Gebet, indem er sich über den Altar neigte. Aber statt wie sonst um Kraft und Erleuchtung zu bitten, stammelte er nur: „Erlöse mich von dem Haß! Er ist ja mein Bruder. — Ich hab' ungerechten Verdacht gegen Marianne. — Ach Gott, erlöse mich!“

Dann wandte er sich um und trat vor die Gemeinde.

„Gott sei uns gnädig und barmherzig,“ sprach er mit lauter inbrünstiger Stimme.

„Und gebe uns seinen göttlichen Segen,“ sang die Gemeinde.

„Er lasse uns sein Antlitz leuchten!“ sprach Daniel, indem er auf der ersten Bank eine

Bäuerin im Feierstaat mit einem Säugling auf dem Arm anstarrte.

„Daß wir auf Erden erkennen seine Wege," sang die Gemeinde.

Diese Taufe am Schluß des Gottesdienstes hatte er ganz vergessen. Ich muß ja nach Haus, dachte er in sinnloser Angst.

„Es segne uns Gott, unser Gott," sprach er drohend, und gebe mir Kraft, meine Ehre zu schützen, dachte er. Ich schieße ihn nieder. — Ach, mein Gott, was bin ich für ein Mensch! Erlöse mich von dem Haß.

Dann sprach er das Sündenbekenntnis. Aber weder dabei, noch während er die Epistel verlas, noch während er predigte, vermochte er sich zu sammeln. Immer flogen die geängstigten Gedanken nach Haus. In diesem Zwiespalt, Worte der Liebe und des Glaubens sprechen zu müssen und von Haß und Argwohn erfüllt zu sein, zersprang beinahe sein Inneres. Jetzt fiel ihm ein, daß Marianne, als er wegging, sich noch die Haare gebrannt hatte. Jetzt sah er die beiden auf dem Sofa sitzen, sein Bruder hielt sie an sich gepreßt und küßte sie. Er blickte von der Kanzel auf die Bauern, deren Augen treuherzig und voller Erwartung auf ihn gerichtet waren. Jagt mich hinaus! dachte er verzweifelt. Ich bin nicht wert, hier zu stehen. Im nächsten Augenblick aber preßte seine Hand sich zusammen bei dem Gedanken an den Revolver, den er im Schreibtisch verwahrte.

Beim Heimweg hatten die Regenschauer nachgelassen, aber der Sturm tobte noch immer. Zu Haus angekommen, zog Daniel sich eilig um und ging dann ins Wohnzimmer. Die beiden saßen beim Schachspiel. Als er eintrat, hörte er, wie Marianne sagte: „Sprich nicht davon! Ich bitte dich!"

Der verstörte Ausdruck seiner Mutter fiel ihm auf. Was war vorgegangen? Während Marianne ihm den Kaffee einschenkte, sah er, wie ihre Hand zitterte. Die Brüder maßen sich mit düsteren Blicken. Plötzlich sagte Fritz: „Also es ist wahr, ihr wollt wirklich nach Schwerenberg ziehen?"

„Allerdings. Wußtest du das nicht?"

Fritz setzte einen Läufer so heftig auf das Schachbrett, daß eine ganze Reihe Figuren umfiel.

„Unerhört!"

„Fritz —!" bat in flehentlichem Ton die Mutter.

„Was findest du unerhört?"

„Und du läßt dich einfach so mitschleifen?" wandte Fritz sich an seine Schwägerin. „Wenn er nicht so viel Verantwortungsgefühl hat —"

Todblaß sprang Daniel auf. „Ich verbitte mir das! Ich weiß selbst, was ich verantworten kann."

„Das scheint mir nicht. Was sagt denn der Arzt dazu?"

„Willst du dich hier in meine Angelegenheiten mischen — ja —?"

Da stürzte die Mutter dem drohend auf seinen Bruder losgehenden Daniel in die Arme. „Kinder, Kinder! Ich bitte euch — Mir zuliebe — —"

In tödlichem Haß starrten die Brüder sich an. Während mehrerer Sekunden lag eine Gespanntheit auf Leben und Tod in der Luft.

Da veränderte Fritz plötzlich seinen Gesichtsausdruck: „Verzeihung, Mama — Verzeihung, liebe Schwägerin — ich vergaß, daß ich bei euch zu Gast bin."

Daniel fuhr sich über die Stirn und blickte mit taumelnden Augen auf Marianne. In dieser kurzen Spanne Zeit hatten sich furchtbare, blutige Vorgänge in seinem Geist abgespielt. Als er wieder zu sich kam, ging er hinaus.

Die beiden Frauen saßen eine ganze Weile wie gelähmt.

Fritz war ans Fenster getreten, drehte sich plötzlich um und ging auf Marianne zu, als wenn er etwas sagen wollte, schwieg aber und setzte sich brütend wieder auf seinen Stuhl. Als dann nach einer Weile seine Mutter ins Nebenzimmer ging, sagte er tonlos zu Marianne: „Du gehst nicht nach Schwerenberg. Verstehst du?"

Sie sah ihn groß an und fragte im Flüsterton: „Wohin denn?"

„Du kommst mit mir!"

Sie schüttelte bitter lächelnd den Kopf: „Das kann nicht sein, nie!"

„Das muß sein. Ich schwör' dir's — es wird sein — sonst —"

„Was sonst?"

Er starrte sie an und sagte langsam: „Sonst schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf."

Die Mutter trat wieder ein, und mit ihren argwöhnischen Augen die beiden musternd, bat sie Marianne, ihr das Garn zu halten.

Gejagt von Ungeduld, hundert Pläne wälzend, ritt Fritz an diesem Abend heim. Als er nach drei Tagen wiederkam, hörte er, daß Marianne bei ihren Eltern sei. Er reiste ihr nach, traf sie aber nicht. Dann kam er wieder nach Ascherode. Es gelang ihm nicht, Marianne allein zu sprechen. Die Mutter saß ihnen beiden auf den Fersen, als wenn sie Unrat witterte. Da schrieb er ihr. Den Brief legte er in ihren Schlüsselkorb. Marianne sagte nichts. Aber als er wiederkam, sah er ihrem Gesicht an, daß sie ihn gelesen hatte. Plötzlich fragte er: „Also wie hast du dich entschieden?"

Sie fuhr zusammen und erwiderte dann dieselben Worte, die sie schon einmal gesagt: „Es kann nicht sein!"

„Es muß!"

„Wovon sprecht ihr denn?" fragte die Mutter.

„Wir? Von einer Angelegenheit, Mutter, die geht auf Leben und Tod!" Dann lachte er auf und sagte: „Erschrick nur nicht! Es ist eine Bagatelle. Marianne hat einen hohlen Zahn, 'nen elenden, wackligen Zahn, der quält sie Tag und Nacht. Ich sage ihr: laß ihn ausziehen. Sie sagt: es kann nicht sein. Gott hat ihn mir gegeben, da muß ich ihn auch behalten. Das ist doch Blödsinn — was, Mutter?"

Die alte Frau sah ihren Sohn groß an, während ihre sonst so schüchternen Augen vor Entrüstung flammten. „Du versündigst dich, Fritz! Schäme dich!!"

* * *

Seit jenem Sonntag befand Fritz sich in einem Zustand förmlicher Besessenheit. Der gemächliche Siegestaumel war folternder Unruhe gewichen. Angst peitschte ihn, er könne Marianne noch im letzten Augenblick verlieren, und ließ ihn die unmöglichsten Pläne erdenken. Stundenlang trieb er sich in der Umgebung des Dorfes herum. Er scheute sich, allzuoft ins Pfarrhaus zu kommen, aus Furcht vor dem vorzeitigen Argwohn seines Bruders. Aber Tag für Tag verging, ohne daß er Marianne begegnet wäre. Abends ritt er nach Bodenhausen, um sich mit den Aufregungen des Spiels zu betäuben. Er gewann und verlor enorme Summen. Aber diese Einsätze bedeuteten nichts im Vergleich zu dem, was in dem Kampf um Marianne auf dem Spiel stand. Und mitten in der größten Anspannung dachte er nur an sie.

Eines Nachmittags ritt er wieder nach Ascherode, diesmal zum wirklichen Besuch. Am Eingang des Dorfes lief ihm ein altes Weib über den Weg, das ließ ihn gleich Schlimmes ahnen. Am Fenster stand nur seine Mutter, Marianne war nicht zu sehen. Die alte Frau Klinghammer kam auf den Hof, während er das Pferd in den Stall führen ließ.

„Na, Mutter, wo sind die anderen?"

„Im Garten. Es ist Besuch da."

„Wer denn?"

„Der Herr Pastor Erbslöh aus Schwerenberg."

„Also gehen wir hinüber, wenn's dir recht ist."

„Kind, ich hab' was mit dir zu sprechen. Willst du so gut sein und hereinkommen?"

„Ist's was Wichtiges?"

Sie nickte und ging eilig über den Flur die Treppe hinauf. Fritz ahnte, daß es sich um ihn und Marianne handelte. Diese Auseinandersetzung kam ihm so ungelegen wie möglich.

Während sie ihm ihr Zimmer öffnete, sah er sie hart und finster an. Sein Herz kochte vor Ungeduld. Ihr traten die Tränen in die Augen. Sie hatte entsetzlich gelitten, nachdem ihr beinahe zur Gewißheit geworden war, wogegen sie sich mit aller Macht sträubte. Im Geist hatte sie ihn mit Flehen und Vorwürfen überhäuft, aber während sie ihn immer noch als ihr Kind, als den gefügigen und gehorsamen Sohn sah, stand er ihr jetzt wie ein fremder, eigenwilliger Mensch gegenüber. Sie wußte im Augenblick nichts zu sagen und zog nur ihr Taschentuch hervor, um ihre Tränen zu trocknen.

Er hatte diese Räume überhaupt noch nicht betreten. All die alten verschlissenen Möbel standen da umher, die ihm aus dem Elternhaus bekannt waren. Über dem Sekretär hing das Porträt seines Vaters.

Trotz der konventionellen Malerei war doch die wilde Kraft dieses Mannes, die tierische Kraft der robusten Kinnladen und die geistige Kraft der mächtig gebuckelten Stirn nicht ganz verwischt. Darunter hing eine verblaßte Familientype, die Eltern, sein Bruder, ein lang aufgeschossener mürrischer Junge, und er selbst, frech vergnügt in die Welt schauend. Während allerhand Kindheitserinnerungen ihn bestürmten, dachte er daran, daß seine Mutter ihm einmal Furcht eingeflößt, daß er ihr gehorcht hatte, sogar vor ihr davongelaufen war.

Er lächelte bei diesem Gedanken und setzte sich in den krachenden Korbstuhl. „Na, Mutter, was gibt es denn?"

„Ach, spotte nicht, Fritz! Es ist so ernst — so — es läßt sich so schwer sagen."

„Worum handelt's sich denn?"

„Fritz, du — siehst du — mein Kind, ich — ich bring's nicht über die Zunge. Jedesmal, wenn ich's sagen will, denke ich, es ist nur meine Einbildung, es ist ja so schrecklich! Es kann ja nicht wahr sein."

„Aber nun sag's doch schon. Was kann's denn Fürchterliches sein?"

„Es geht mir so schlecht, Fritz. Ich schlafe Nachts nicht eine Minute mehr, so leid' ich an Herzkrämpfen. Es ist schlimmer als vor drei Jahren nach der Influenza."

„Aber warum läßt du denn nicht den Doktor holen?"

„Was kann da ein Doktor machen, wenn einen Sorgen quälen? Nur du kannst mir helfen, mein Liebling. — Fritz, tu mir's nicht an! Tu's nicht! Es brächt' dir kein Glück. Es wär' ja Frevel — so schrecklich — so schrecklich!"

„Aber, Mutter, was denn?" fragte er, unwillkürlich von ihrer Angst ergriffen.

Sie klammerte sich an seine Hände und redete noch hastiger, als suchte sie den kleinen Spalt in seinem Herzen noch zu erweitern. „Ach, vielleicht weißt du gar nicht, was ich meine. Und du mußt es doch wissen. Es wär' ja — du bist doch kein Kind. Es muß dir doch aufgefallen sein, daß die beiden nicht gut miteinander leben. Es ist ja keine Liebe mehr und kein Vertrauen. Und siehst du, ich will nicht sagen, daß Marianne ein leichtfertiges Wesen ist, aber sie ist noch so jung, sie hat so wenig vom Elend in der Welt gesehen, und da denkt sie, daß man nur zu seinem Glück auf der Welt geschaffen wäre. Sie nimmt ihr Los nicht auf sich, wie's der liebe Gott ihr aufgelegt hat. Ich weiß, sie denkt, es gäb' noch ein anderes Glück —"

„Und was kann ich dabei machen?"

„Ja, du kannst was dabei machen. Du allein, von dir hängt's ab, ob sie auf dem rechten Wege bleibt. Es sieht ja ein Blinder, daß du ihr gefällst. Sie ist verliebt in dich. Sie zieht dich deinem Bruder vor. Und du — du bist ein heißblütiger Mensch. Du bist ja noch so jung, da macht man sich seine Handlungen nicht klar. Auf einmal ist es geschehen. Da bist du dem Bösen verfallen. Siehst du, mein Kind, wenn ich mich so rumwälze in meinem Bette und flehe zu Gott, da ist mir, als wenn der Teufel mir zuraunte: es ist zu spät. Sie haben schon gefrevelt. Sie haben sich gegen das sechste Gebot vergangen."

„Aber, ich bitte dich! Zwischen mir und Marianne ist nicht das geringste passiert. Du machst dir wahrhaftig unnötige Sorgen. Wo war denn überhaupt Gelegenheit? Und — na, wir plaudern gern zusammen, da kann doch kein Mensch was Schlimmes drin finden."

„Kannst du mir darauf die Hand geben?"

„Beide Hände!" erwiderte er und fügte im stillen hinzu: leider Gottes!

„Ich hab's wohl gewußt. Ach, nun hast du mir wirklich das Leben wiedergegeben. Verzeih mir, mein Junge!" Sie hielt noch einmal seine Hand fest und küßte sie.

Er war aufgestanden, und während sie ihre schweißnasse Stirn abwischte, klopfte er sie auf die Schulter. „Du solltest lieber an dich denken, Mama. Du bist wirklich recht elend. Statt dessen zerbrichst du dir über solche Dinge den Kopf."

„Ja, Kind, so bin ich mal," sagte sie kläglich. „Siehst du, es hätte mich ja unter die Erde gebracht, wenn's wahr gewesen wäre."

„Es ist eben ganz verkehrt, daß du so bist. Du denkst noch immer, du wärst für uns Söhne verantwortlich. Aber wir sind doch erwachsene Menschen. Wir wissen selbst, was wir zu tun und zu lassen haben."

„Vor Gott bin ich auch für euch verantwortlich. Ach, barmherziger Himmel, wenn

ich's gewußt hätte und hätte die Sünde zugelassen —"

„Sünde? Es ist doch absolut nichts passiert. Reg dich doch nicht so nutzlos auf!" Er knöpfte sein Jackett zu und griff nach dem Hut. Ihm schien, als hätte diese Auseinandersetzung nun lange genug gewährt. Im Grunde ärgerte er sich. Warum hatte er nicht lieber einfach die Wahrheit gesagt? Bald würde sie ja doch herauskommen. Und dann würde seine Mutter sich schon damit abfinden. So aber würde sie fortfahren, aufzupassen, und ihm hinderlich sein.

Als seine Mutter sah, daß er gehen wollte, hielt sie ihn fest. Im Grunde war ihre Besorgnis durchaus nicht beruhigt. Viel weniger als das Geschehene fürchtete sie das kommende Unheil. Seine Hand streichelnd, bat sie: „Bleib doch noch ein Weilchen! — Höre, eins mußt du mir versprechen."

„Na, und?"

„Daß du nicht mehr hierher kommst." Als sie sah, wie er die Stirn runzelte, fuhr sie hastig fort: „Seitdem du kommst, herrscht erst recht der Unfrieden. Es ist besser für Marianne, wenn sie dich nicht mehr sieht."

„Aber, Mutter, eigentlich besuche ich doch nur dich."

„Ich will drauf verzichten. Wenn die beiden von hier weggehen, zieh' ich zu dir. Es dauert ja nicht mehr lange. Bis dahin will ich dich gern entbehren. Ach Gott, ich hab's ja gelernt."

„Und ich hab' mich daran gewöhnt, hierher zu kommen, und ich habe keine Lust, darauf zu verzichten."

„Aber du mußt, Fritz."

„Ach, ich weiß selbst, was ich muß."

„Fritz, versprich mir's. Tu's mir zuliebe."

„Ach Gott, ich bin doch kein dummer Junge!"

„Fritz, Fritz! Du hast Böses im Sinn!" Er fühlte, wie der Zorn in ihm aufkochte. Aber noch hielt er gewaltsam an sich. „Reg dich nicht auf, Mutter. Laß uns lieber gehen."

Aber sie hielt mit ihren beiden Händen krampfhaft seine Hand fest, in ihren Augen lag ein halsstarriger Ausdruck sinnloser Angst. „Erst mußt du mir's versprechen. Sonst glaub' ich dir nicht."

Er preßte die Zähne aufeinander und sagte kurz: „Laß mich los." Allein dieses krampfhafte Festhalten brachte ihn außer sich.

„Ich laß dich los, wenn du's mir versprichst."

Da lief sein Herz über. Er blickte ihr starr ins Gesicht. Und in diesem Blick lag der stumme Befehl, von ihm abzulassen. Aber sie hielt ihn fest, ihr Gesicht war verzerrt von dem Ausdruck höchster Angst. Da machte er nur eine kurze Bewegung, daß sein Arm frei wurde, faßte sie an den Handgelenken und drückte sie auf den Stuhl. „Nun wollen wir mal deutsch reden, Mutter," sagte er heiser. „Du bist eine alte Frau und hast die Ansichten einer alten Frau. Und ich hab' meine Ansichten — und die setz' ich durch. So liegt die Sache. Wenn Daniel seine Frau nicht glücklich macht, so ist das seine Schuld. Und wenn sie einsieht, daß sie sich geirrt hat und zu mir besser paßt, so hat sie das Recht, sich zu trennen —"

„Und Gott?! Kind, denk doch an Gott! Denk an Gott!"

„Gott —?"

„Denk doch an Gottes Gebot!"

„Ich hab' meine eigenen Gebote! Weiß selbst, was ich darf! Scheidung ist doch kein Ehebruch!"

„Was denn? Was denn? — Ein Ehebrecher, mein Kind!! Am eigenen Bruder. Wärst du lieber tot!"

„Sei still!" schrie er blaß vor Wut und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich will sie haben. Und wer mir den Weg versperrt, den renn' ich um — und wenn's meine Mutter ist."

* * *

In der letzten Zeit war Marianne nicht mehr sie selbst, sondern nur noch der Herd des inneren Feuers, das sie verzehrte. Wenn sie ihr Leben weiterführte, ihren Haushalt besorgte, sich unterhielt, antwortete und zuhörte, so geschah das alles nur gewohnheitsmäßig und ohne rechtes Bewußtsein, so wie sie gewohnheitsmäßig atmete, aß, die Augen öffnete oder schloß. In ihrem Inneren gingen die Gedanken einen ganz bestimmten, ausgetretenen Weg. Sollte sie bei Daniel bleiben, sollte sie dem anderen folgen,

wohin sie sich neigte, auf beiden Seiten sah sie, wie der Weg wohl eine Strecke sichtbar weiter führte, dann aber wie in einem Abgrund versank. Wenn sie bei ihrem Mann blieb, würde sie verkümmern und sich an unbefriedigter Sehnsucht verzehren. Wenn sie dem Ruf des anderen folgte, so sah sie Unglück, Enttäuschung und Verzweiflung voraus. Wann der Gedanke, sich von ihrem Mann loszureißen, Macht über sie gewonnen hatte, wußte sie nicht mehr, jetzt war er aber der herrschende. Sie war überzeugt, obwohl sie es sich nicht eingestehn wollte, daß sie eines Tages den Halt verlieren und widerstandslos ihrem Schwager verfallen sein würde. Und je mehr sie sich in seiner Gewalt fühlte, desto stärker empfand sie auch wieder das dunkle Grauen vor ihm, diese sich in alle leidenschaftliche Sehnsucht mischende Furcht vor etwas in seinem Wesen, das sie ahnte, ohne es deutlich zu erkennen.

Aber in der letzten Zeit kam zu dieser aufreibenden Qual noch eine schlimmere, ein Gefühl, das sie lange Zeit nicht begriff, das sie sich aber dann nicht anders deuten konnte, als daß es Sinnlichkeit sei. Wie ein Verdurstender im Geist Quellen rauschen hört, wie er den kühlen Trank auf der eingetrockneten Zunge förmlich schmeckt, so drängte sich ihrer Phantasie das Bild des Mannes auf. Ihr spröder Stolz empörte sich dagegen, aber sie konnte sich nicht davon befreien, es war wie ein Gift in ihrem Körper. Und dieser Zustand wurde um so schlimmer, je weiter der Frühling vorschritt, je milder die Luft wurde, in die der warme, feuchte Erdgeruch und der Duft der Blumen und der betäubende Gesang der Vögel sich mischte. Ein paar Abende steckte sie stundenlang die Füße in eiskaltes Wasser, um die Fieberglut aus ihrem Kopf zu verdrängen, und als dies Mittel nicht half, reiste sie nach Urdenbach und nahm aus der Apotheke ihres Vaters Brom mit, das sie eßlöffelweise verzehrte. Seitdem schlief sie Nachts wie eine Tote, aber am Tage war sie so schwach und benommen, daß sie sich kaum weiterschleppen konnte. Doch als sie aussetzte, kehrten die marternden Vorstellungen mit erneuter Heftigkeit zurück. Sie hatte selbst das Gefühl einer so furchtbaren inneren Spannung, daß es nur noch einer geringen Erschütterung bedurfte, bis der Bogen zerbrach und sie den Verstand verlor.

Da meldete Pastor Erbslöh sich an, und sofort tauchte in ihr die Idee auf, daß er ihr helfen müsse.

Als er kam, war sie zuerst erschrocken über sein verändertes Aussehen. Sein ganzer Körper glich dem unterwaschenen Erdreich, wie es draußen an den Ufern der Schwalm nach der Überschwemmung zu sehen war. Die kräftige und volle Gestalt schien hohl geworden, und der zu weite Rock warf Falten. Das Haar war ergraut, das ehemals so blühende Gesicht war voll großer und kleiner Runzeln. Er erwähnte seine Krankheit kaum und hatte noch dieselbe lebhafte und scherzende Sprechweise, aber seine Stimme selbst war nicht mehr so frisch wie früher, und seine gutmütigen blauen Augen hatten unter ihrem Kranz von Krähenfüßchen einen kranken Glanz. Sein Leiden sprach so eindringlich für sich selbst, daß Marianne das heitere Wesen des Gastes für Verstellung hielt und ihm nur unaufmerksam zuhörte. Erst allmählich merkte sie, daß er geistig derselbe Mensch geblieben war. Seitdem beschäftigte sie fortwährend der Gedanke, sich ihm anzuvertrauen und von ihm Rat in ihrer verzweifelten Lage zu suchen. Aber sie schob eine Aussprache immer wieder auf, da sie sich sagte, daß seine Ansicht doch schon von vornherein feststehen würde. So hatte sie geschwankt, und trotzdem ihr Verlangen immer mehr wuchs, war doch der Tag der Abreise herangekommen, ohne daß sie sich ausgesprochen hätten.

An diesem letzten Nachmittag — es war derselbe, an dem Fritz zu seiner Mutter gerufen wurde — saßen die drei im Garten beim Kaffee. Pastor Erbslöh hatte einen großen Teller mit kleingeschnittenem Fleisch verzehrt und las nun einen eben eingetroffenen Brief. Daniel starrte finster brütend seine Frau an, die unruhig atmete. Der von einem nahen Sandplatz herwehende Akazienduft machte ihr Kopfschmerzen. Schließlich konnte sie das Stillsitzen nicht länger aushalten und ging zum Hausmädchen, das auf einer Rabatte jätete.

Als sie zurückkam, sprachen die beiden Männer über die Arbeiterverhältnisse in Schwerenberg. Die Löhne waren zur Zeit

nicht schlecht, aber es herrschten traurige Familienverhältnisse. Die Frauen, die von Jugend auf in der Fabrik arbeiteten, verstanden nichts vom Haushalt, die Kinder waren meist sich selbst überlassen, und die Männer suchten ihre Erholung im Wirtshaus. Es fehlte an allem, um das Leben menschenwürdig zu gestalten.

Pastor Erbslöh hatte eine Lesehalle errichtet und auch von der Stadt ein passendes Lokal erhalten, das gut besucht wurde. Vor kurzem aber war das Ansinnen an ihn gestellt worden, daß keine sozialdemokratischen Zeitungen dort ausliegen dürften. Und soeben hatte er auf seinen Protest den Bescheid erhalten, daß die Stadt ihm das Benutzungsrecht des Lokales entzöge, wenn diese Blätter nicht entfernt würden.

„Ich finde dies Vorgehen ja auch engherzig," sagte Daniel, „aber vom prinzipiellen Standpunkt aus —"

„Ich bitte dich," erwiderte Erbslöh lebhaft, „was heißt hier prinzipieller Standpunkt? Wenn diese Blätter entfernt werden, ist die einzige Folge, daß die Leute wieder im Wirtshaus ihre Zeitungen lesen und dazu Schnaps trinken."

Er selbst enthielt sich gänzlich des Alkohols, nicht aus Prinzip, sondern weil er die Leute, die durch Trunk heruntergekommen waren, durch sein Beispiel ermutigen wollte. Deshalb war er Mitglied des „Blauen Kreuzes" und trug ein solches Abzeichen auf seinem Rock.

„All diese Vereine müssen Ihnen doch viel Arbeit machen," meinte Marianne.

„Leider Gottes. Und oft so unnütze. Manchmal habe ich gedacht, es sei viel nützlicher, auf die einzelnen zu wirken. Und doch sind diese Vereine nicht ganz vergeblich. Wenn die Leute den ganzen Tag in der Fabrik gearbeitet haben, diese rein mechanische Arbeit, so sind die besten geistigen Kräfte in ihnen noch frei und verlangen nach Betätigung. Und dafür sorgen wenigstens einigermaßen die Vereine. Das beste freilich wäre, man baute in diesen Arbeitervierteln eine würdige Vergnügungsstätte, wie es solche in London gibt."

Durch die Gartentür kamen zwei Jungen, der Sohn des Schullehrers und des Schreiners aus dem Dorf, die Pastor Klinghammer in Latein unterrichtete. Er stand auf und versprach, in einer Stunde wiederzukommen.

Jetzt müßte ich's ihm sagen, dachte Marianne, sonst ist es zu spät. Und sie fühlte, wie sich der eiserne Ring in ihrem Inneren noch fester zusammenzog. Aber warum? Was hätte es für einen Zweck? Ich weiß ja doch seine Antwort im voraus! dachte sie mutlos und setzte das angefangene Gespräch fort. „Was sagt denn Ihre Frau dazu, wenn Sie Abends so viel ausgehen?"

„Meiner Frau ist das freilich nicht recht. Sie wissen ja ihre Ansicht über mich überhaupt." Er lächelte sorgenvoll. Obwohl er immer freundlich von seiner Frau sprach, hatte Marianne doch das Gefühl, daß sie ihm mit ihren ewigen Vorwürfen das Leben ziemlich sauer machte. „Einen Abend in der Woche muß ich mich ihr ganz widmen," sagte er. „Aber schließlich kann sie das ja auch verlangen." Dann erzählte er, daß er eines Tages einen Brief bekommen hätte. Eine Dame bäte ihn, dann und dann Abends zu Hause zu sein. Sie habe eine Beichte abzulegen. Er hatte also eine Sitzung abgesagt und sich schon die seltsamsten Vermutungen über diese geheimnisvolle Angelegenheit gemacht, als Schlag neun eine tief verschleierte Dame eintrat, den Hut absetzte und sich als seine Frau entpuppte. Die Beichte bestand darin, daß, wenn er wie bisher Abend für Abend ausginge, sie sich einen anderen Ehegefährten aussuchen würde.

„Das war doch nur Scherz?" fragte Marianne.

Erbslöh sah sie etwas erstaunt an. „Was sollte es denn sonst sein?"

Es ist unmöglich, dachte sie. Er würde ja nicht das geringste davon verstehen. Und sie fühlte, wie ihre furchtbare Beklemmung noch heftiger wurde. Bei dem starken Hunger, der eine Folge der Krankheit war, hatte Erbslöh noch immer gegessen, bereits zwei hohe Berge kleingeschnittenes Roastbeef. Jetzt machte er sich eine Art Butterschnitte zurecht, indem er zwei Stücke Kalbfleisch mit etwas Butter bestrich und dazwischen eine Käsescheibe legte. Er aß mit sichtlichem Appetit.

„Ist es Ihnen nicht schwer gefallen, auf Brot, Gemüse, auf alle diese gewohnten Dinge zu verzichten?"

„Ach Gott, nicht so sehr. Man stellt sich das schlimmer vor, als es ist.“

„Vielleicht sind auch die Menschen verschieden.“

„Auch das. Die Hauptsache macht aber die Einbildung. Man darf sich nur nicht einreden, daß man was entbehrt. Dann entbehrt man auch faktisch nichts.“

„Und doch gibt es Dinge, die man einfach nicht entbehren kann,“ erwiderte Marianne, und ihr bleiches Gesicht wurde plötzlich von dunkler Röte übergossen. „Es gibt Verlangen, die man erfüllen muß. Oder man geht zu Grunde.“

„Glauben Sie? Das heißt — natürlich gibt es solche. Aber die sind doch meist seelischer Art und beziehen sich nicht auf Essen und Trinken.“

„Freilich, darauf nicht.“ Sie atmete heftig und mühsam, indem sie die Schultern bewegte, und wurde abwechselnd blaß und rot. „Ich bitte Sie, setzen wir uns anderswohin. Diesen entsetzlichen Akaziengeruch kann ich nicht aushalten.“

Er folgte ihr in eine Laube auf der anderen Seite des Gartens, unter einem Haselnußstrauch, die freier lag. Er hatte sie mit fragendem Ernst betrachtet, doch als sie schwieg, blickte er über den Zaun, wo zwischen dem noch jungen, saftig grünen Korn gelb flammende Felder ausgebreitet lagen. „Mir scheint, daß dies Jahr besonders viel Raps angebaut wird,“ sagte er.

Marianne blickte auf und sagte mit zerbrochener, heiserer Stimme: „Ich möchte Ihnen was sagen. Haben Sie Lust, zu hören?“

Pastor Erbslöh setzte sich hastig, indem er sie fragend ansah.

„Was denken Sie eigentlich über unsere Ehe?“

Er zog die Brauen hoch und nahm seine Brille ab, als wenn sein Blick dadurch klarer würde. „Dasselbe hat mich gestern Ihr Mann gefragt.“

„So? Was hat er gesagt?“

„Er war sehr traurig darüber, daß Sie sich so gänzlich verändert hätten.“

„Hm! Verändert. Das stimmt.“

„Sie seien krank, sagte er und bat mich, Ihnen zuzureden, daß Sie die Reise nicht aufschieben, sondern möglichst bald machen.“

„Er hat keine Ahnung! Nicht die geringste Ahnung! Es ist — ich will Ihnen sagen — was —“ Ihre ausgestreckten Finger umklammerten die Steinplatte, und mit ihren wie aus einer schwarzen Grube hervorfunkelnden Augen ihn anstarrend, fuhr sie fort: „Ich liebe ihn nicht mehr. Ich liebe einen anderen. Meinen Schwager. Das ist es! Das ist das ‚krank‘. Ich muß zu ihm. Ich kann mit meinem Mann nicht länger leben. Verstehen Sie? Ich kann's nicht. Er ist mir verhaßt. Ich weiß ja, was Sie sagen: Niederkämpfen, überwinden. Ja, ja, ja. Sie sind ja Pastor, Daniels bester Freund. Aber ich sage Ihnen, ich kann's nicht, ich kann's nicht.“

Sie hatte ihn angestarrt, ohne ihn zu sehen. Erst als sie schwieg, erkannte sie den Ausdruck seines Gesichts: es war nicht, wie sie erwartet hatte, die erzürnte Miene eines Menschen, der sie verurteilte, aber etwas viel Schlimmeres: ein tiefer und fassungsloser Schmerz. Und nun ermaß sie erst, deutlicher als je zuvor, die ganze Furchtbarkeit ihrer Lage. „Auf das waren Sie nicht gefaßt?“

Er antwortete nicht und schien ihre Frage überhaupt nicht zu hören. Erst als er nach einigen Augenblicken den scharfen Stich eines Spatens im Erdreich vernahm, blickte er sich hastig um und ging zu den beiden auf den Beeten arbeitenden Leuten, die er fortschickte. Als er zurückkam, war sein Gesicht kreideweiß, und zu den Falten und Runzeln waren noch unzählige kleinere Fältchen und Runzelchen getreten, so daß die Haut wie durchscheuert aussah.

„Ja, das ist es,“ sagte Marianne. „Nun sagen Sie Ihre Meinung.“

Er wischte mit der Hand die Nässe von der Stirn und fragte: „Wissen Sie, ob Ihr Schwager diese Leidenschaft erwidert?“

„Das weiß ich.“

„Hat er sich Ihnen gegenüber ausgesprochen?“

„Ja.“

„Und er hat — für ihn ist das ebenso plötzlich gekommen wie für Sie?“

„Nicht plötzlich. Sondern schon längst.“

„Schon längst?“

„Damals, als ich mich mit Daniel verlobte, kam es doch zu einem vollständigen

Bruch zwischen den beiden. Mein Schwager ging dann in die Kaltwasserheilanstalt. Er war nah daran, sich zu erschießen."

„Weil er Sie liebte?"

„Ja deshalb."

„Weiß Daniel davon?"

„Ich glaube nicht."

„Weiß er, wie Sie jetzt zu Ihrem Schwager stehen?"

„Nein."

„Sie müssen es ihm sagen."

„Unmöglich!"

„Doch. Es ist Ihre Pflicht. Das erste, was Sie tun müssen."

„Ausgeschlossen! Sie wissen doch, wie die Brüder stehen. — Ach, alles ist ja so wahnsinnig, so — Sagen Sie mir, was soll ich tun? Es macht einen so gemein, so falsch, so — man sinkt zum Tier herunter." Sie warf ihren Kopf auf die ausgestreckten Arme und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Aber sie schien nicht weinen zu können. Mit demselben funkelnden und heißen Blick, während über ihr ganzes Gesicht Zuckungen flogen, starrte sie ihn an: „Was soll ich tun? Geben Sie mir doch einen Rat! Sagen Sie mir doch — Ach — aber ich will nichts hören. Reden Sie nur keine Phrasen! Kommen Sie nur nicht mit Gott!"

„Wieso mit Gott?"

„Ach, sprechen Sie nur nicht von Gottes Geboten!"

„Was würde das auch nützen?! Sie kennen sie ja und folgen ihnen doch nicht."

„Weil sie mir nichts sagen."

„Gewiß. Ihr Herz ist verschlossen. Sie können sich nur ganz allein helfen. Allein durch Ihre Kraft! Und wenn Sie das getan haben, dann werden Sie doch einsehen, daß Gott es war, der Ihnen geholfen hat."

„Wodurch könnte ich mir helfen?"

„Sie müssen versuchen, über Ihre Leidenschaft Herr zu werden."

„Natürlich." Sie lachte höhnisch auf. „Das hab' ich mir ja gedacht. Als ob ich's nicht schon versucht hätte. Hundertmal! Die ganze Zeit hab' ich gerungen. Bis zum Verrücktwerden. Jetzt kann ich nicht mehr."

„Sie haben gerungen — aber vielleicht nicht auf die richtige Weise."

„Was heißt das?"

Er hatte den Kopf aufgestützt und wie ermattet die Augen geschlossen.

Einen Augenblick vergaß Marianne ganz sich selbst und dachte nur, daß es ein Frevel sei, diesen kranken und leidenden Menschen durch ihre Angelegenheit zu erregen.

„Ja," sagte er, „nicht auf die richtige Weise. Sie haben Ihre Leidenschaft gehört, und dann haben Sie sich gesagt, ich darf dem nicht folgen, was sie mir eingibt. Aber so werden Sie diese Kraft niemals brechen. Sie müssen sich fragen, mit aller Ruhe, so ruhig Sie können: Wer ist der Mann, für den ich diese Leidenschaft empfinde — und wer ist dagegen mein Mann? Unterbrechen Sie mich, bitte, nicht. Ich kennen Ihren Schwager. Ich urteile, glaube ich, unbeeinflußt über ihn. Ich habe ihn oft gegen Ihren Mann verteidigt. Er ist kein schlechter Mensch. Er hat sogar große Vorzüge. Aber das glaube ich auch, für das Tiefste in Ihnen hat er kein Verständnis. Davon bin ich überzeugt. Oder habe ich mich in Ihnen getäuscht? Das kann ich nicht glauben. Wenn Sie ihm folgen — so fürchte ich, werden Sie eines Tages, vielleicht erst nach langer Zeit, etwas von ihm fordern, und er wird es nicht erfüllen können. Er wird Sie leer lassen, weil er Sie nicht versteht. Und das ist dann eine schlimme Enttäuschung. Über manches in der Ehe kommt man hinweg. Darüber aber kaum. Glauben Sie das nicht auch?"

„Es kann ja sein. Aber was nützt mir das? Er versteht mich immer noch besser als mein Mann."

„Das heißt — Ihr Mann versteht Sie nicht. Aber Sie verstehen auch nicht mehr Ihren Mann. Darüber mache ich Ihnen keine Vorwürfe. Ihr Mann ist ein verschlossener Charakter und dazu ein Mensch, der sich in Extremen bewegt. Mir selbst ist es so gegangen, daß ich an ihm irre geworden bin. Ich hatte ihn besucht, ein ganz klares Bild von ihm mitgenommen, und wann ich ihn wiedersah, war er scheinbar ein ganz anderer. Unsere Freundschaft hat oft gewankt, wir waren nah daran, als Feinde auseinanderzugehen. Und trotzdem haben wir uns immer wiedergefunden. Und so wird es Ihnen auch gehen. Sie haben kein leichtes Leben an seiner Seite. Er

wird Ihnen manchmal Kummer und Not bereiten. Aber die endgültige Befriedigung werden Sie eines Tages auch nur bei ihm finden."

Marianne hatte vor sich hingestarrt, mit diesem immer gleichen Blick. Als er schwieg, sagte sie, als wenn sie überhaupt nicht zugehört hätte: „Ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn — auch physisch."

„Weil Ihre Sinne krank sind. Ebenso wie Ihre Seele."

„Ja, aber wodurch werden sie wieder gesund?" Und hastig diese Frage selbst beantwortend, fuhr sie fort: „Wenn ich ihn verlasse und seinem Bruder folge."

„Auch wenn Sie wissen, daß es Ihr Unglück ist?"

„Warum mein Unglück?" fragte sie heimtückisch. „Im Gegenteil, glücklich werde ich sein."

„Und das, was ich eben gesagt habe?"

„Was denn?"

Er stützte den Kopf auf und wiederholte ruhig und noch eindringlicher seine Meinung über des Leutnants Charakter, indem er sich in kurzen Absätzen jedesmal unterbrach und sie um Zustimmung fragte. Sie pflichtete ihm bei mit ihrem kurzen: „Gewiß! 's kann ja sein." Aber als er schwieg, hatte sie noch denselben starren und versunkenen Ausdruck. Dann fragte sie plötzlich: „Also Sie raten mir zu verreisen?"

„Ja. Damit Sie sich zu sich selbst wieder zurückfinden. Jetzt haben Sie sich verloren. Sie sind krank und müssen wieder gesund werden."

„Und wenn ich gesund bin, glauben Sie, daß ich zu meinem Mann zurückkehre?"

„Das hoffe ich. — Frau Klinghammer, nicht als Geistlicher, nicht um Sie vor einer Sünde zu bewahren, nicht als Daniels Freund, sondern weil es nach meiner Überzeugung Ihr Bestes ist, rate ich Ihnen: halten Sie an der Seite Ihres Mannes aus."

„Und wenn Sie sich nun täuschen?"

„Ich täusche mich nicht. Aber ich fürchte, Sie — Sie wollen sich täuschen. Denn Ihre Leidenschaft ist größer als Ihre Vernunft."

„Meine Vernunft sagt mir, daß ich mit Daniel nie glücklich werde. Wir sind zu verschiedene Naturen."

„Nicht so verschieden. Sie haben doch einmal übereingestimmt in Ihren besten Empfindungen. Nur jetzt sind Ihre Empfindungen getrübt, daß Sie einander nicht mehr verstehen."

Sie machte eine hoffnungslose Bewegung und ließ müde ihren Kopf sinken. „Ich will's versuchen. Aber Sie sollen sehen, es nützt nichts. Hier meine innere Stimme spricht zu deutlich. Die kann mich nicht täuschen."

„Und sie täuscht Sie trotzdem. War es damals nicht auch eine innere Stimme, die Sie zu Ihrem Manne hinzog? Damals war das Gute in Ihnen lebendig. Das brauchen Sie nur wieder in Ihnen zu erwecken."

„'s kann ja sein. Vielleicht. Aber jetzt hab' ich einfach Hunger nach Glück. Ich kann so nicht leben — ohne Glück."

„Halten Sie mich für unglücklich, Frau Klinghammer?"

„Sie?"

„Ja, mich. Mir fehlt zum Glück im Leben doch das Beste, die Gesundheit. Zum Lebensgenuß ist Gesundheit doch das Notwendigste. Aber halten Sie mich für unglücklich? Ich bin glücklich. Ich finde in meinem Leben eine Befriedigung, die ich mit keinem anderen Glück vertauschen möchte. Wenn ich Sie das nur kosten lassen könnte. Sicher — dann würden Sie aller Zweifel überhoben sein. Glauben Sie mir, von der Stunde ab, wo Sie mit Ihrer Leidenschaft fertig sind, wo Sie — ja man kann es wohl nicht anders nennen — wo Sie sich selbst zum Opfer gebracht haben, da werden Sie sich so frei fühlen, so erlöst, da wird Ihnen die Welt auf einmal ein anderes Gesicht zeigen. Da werden Sie — neu geboren sein. Ach, glauben Sie, nach Glück verlangt uns alle. Unglück verträgt auf die Dauer niemand. Wir streben alle nach dem Gleichgewicht der Seele. Nur darin gehen die Meinungen auseinander, welcher Art das Glück ist, das wir suchen. Ich kann nur nach meiner persönlichen Erfahrung sprechen. Ich würde lügen, wenn ich was anderes sagte. Handeln Sie so, wie ich Ihnen rate, und — dafür möchte ich Ihnen meinen Kopf zum Pfand lassen — eines Tages werden Sie mit dem Leben

ausgesöhnt sein, und Ihr jetziger Zustand wird Ihnen vorkommen wie ein wüster Traum."

* *
*

Lange sahen Marianne und Daniel dem Zuge nach, mit dem Erbslöh abgereist war. Unbeweglich standen sie auf dem Perron und wagten nicht, sich vom Fleck zu rühren. Sobald sie sich allein wußten, war im selben Augenblick das Gefühl der Bangigkeit wieder in ihnen erwacht, das Gefühl, daß der Waffenstillstand nun vorbei sei und der im Dunkeln wühlende Zwist seinen Fortgang nehmen müsse.

Mit dem finsteren, verschlossenen Ausdruck, den sein Gesicht in letzter Zeit immer hatte, bot Daniel seiner Frau den Arm und führte sie zum Wagen. Während sie durch die schweigende Dämmerung hinfuhren, aus der nur immer ferner die roten und grünen Lichter des Bahnkörpers leuchteten, fragte er: „Wie ist das nur gekommen mit Mutter?"

Als man nämlich vor einigen Stunden die alte Frau Klinghammer zum Essen rufen wollte, hatte sie ohnmächtig in ihrem Zimmer gelegen.

„Ich weiß nicht," erwiderte Marianne. „Der Arzt meint aus Schwäche. Es ging ihr übrigens vorhin etwas besser." Nachdem Marianne eine Weile über die ruhigen Felder nach den schwachglimmenden Lichtern von Ziegenhain gestarrt hatte, fuhr sie fort: „Ich habe mit ihr auch über die Reise gesprochen."

„Über welche Reise?"

„Über meine. Ich habe ihr vorgeschlagen, sie sollte doch mitkommen."

„Du willst also reisen?"

„Ja."

Er war aufgefahren und stieß einen hastigen Seufzer aus. Ihre Hand ergreifend, stammelte er: „Gut! Ach, das ist gut! Wenn es sich machen läßt, will ich gleich mit dir zusammen abfahren."

„Ja! Das wäre das Beste."

Er drückte krampfhaft ihre Hand. „Hast du mit Erbslöh gesprochen?"

„Ja. Er hat mir dazu geraten."

Der Wagen rasselte durch ein schlafendes Dorf und kam dann wieder auf die glatte Landstraße. Hier schlug ihnen kühler Nachtwind entgegen mit dem Duft des frischen Grüns. Bald sahen sie den Lichtschein ihres großen schwarzen Hauses.

Marianne suchte zuerst das Zimmer ihrer Schwiegermutter auf, während er in sein Arbeitszimmer ging. Ans offne Fenster tretend, mit beiden Händen seine Stirn umpressend, hob und senkte er immer von neuem seine erregte Brust. Ganz körperlich war dies Gefühl der Erlösung, das ihn überwältigte. Mit jedem Atemzug, den er ausstieß, fühlte er, wie ein Stück der furchtbaren Last sich lockerte.

Als dann sich sein Bewußtsein klärte, setzte er sich ermattet auf seinen Schreibtischstuhl. Aus dem obersten Schubfach holte er einen Revolver. „Mein Gott, was bin ich für ein Mensch!" sagte er laut, indem das Furchtbare, dem er so nah gewesen, wieder vor ihn trat. Er versuchte die Patrone aus der Kammer herauszuziehen. Da ihm das nicht gleich gelang, legte er den Revolver auf seinen alten Platz und verschloß das Schubfach. Jetzt, wo die sinnlose Gewalt in seinem Inneren vernichtet war, kam ihm sein Vorhaben unwahrscheinlich und wie die Ausgeburt eines Traumes vor. Und doch hatte er nah davorgestanden.

Mein Leben wäre dann vernichtet gewesen. Einfach alles zu Ende, dachte er. Das hatte er sich auch damals gesagt. Aber es war ihm wie eine Kleinigkeit erschienen, wie die unabwendbare Folge einer notwendigen Tat. Er hörte, daß die Tür zum Eßzimmer geöffnet wurde, und ging hinüber.

„Deine Mutter schläft jetzt. Die Lampe hab' ich mitgenommen. — Ach, hier steht noch Wein," sagte Marianne und goß sich ein Glas voll ein, das sie mit gierigen Zügen austrank.

Er kam langsam auf sie zu. „Verzeih mir, Marianne," sagte er, indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte.

Sie suchte ihm ihre Hand zu entziehen und stammelte: „Ich hab' nichts zu verzeihen."

„Verzeih mir! Verzeih mir!" wiederholte er, und sich aufrichtend, fragte er: „Kannst du mich noch lieb haben, Marianne?"

Zusammengekauert, mit hochgezogenen Brauen saß sie da, todblaß, starrte in die Lampe und nickte. Aber sie beantwortete

nicht seine Frage, die sie ganz überhört hatte, sondern gab ihrer inneren Stimme Antwort, die ihr zurief, daß sie jetzt ihr Glück verscherzte.

Dann legte sie ihre Hand auf sein Haar und betrachtete ihn brütend, wie jemand, den man nach langer Zeit zum erstenmal wiedersieht. Er hatte auch gelitten, hatte tiefe Falten bekommen, und seine Wangen waren hohl geworden. Warum konnte sie seine Augen, seine Stirn, seinen Mund jetzt nicht mehr lieben? Warum nicht? Das alles hab' ich doch einmal lieb gehabt, dachte sie und strich durch sein Haar. „Wir wollen wieder gute Freunde werden," sagte sie müde. Aber als er darauf seinen Arm um ihre Taille schlang, ergriff sie unüberwindlicher Widerwillen.

Er sprach lange auf sie ein, von seiner Schuld gegen sie, von seiner Liebe, daß alles noch gut werden könnte, daß sie ein neues Leben beginnen wollten. Sie starrte mit schwarzglühenden Augen ins Leere und trank ein Glas Wein nach dem anderen.

Um Mitternacht gingen sie ins Schlafzimmer. Das Fenster und die Tür zum Balkon standen offen. Er trat hinaus, während sie sich entkleidete. Dünnes Gewölk zog über den Himmel, durch das der Mond bald milchig weiß, bald blaßgrün schimmerte. Dunkel und gewaltig wölbten sich die Baumgruppen, in die tiefe Stille klangen süße Nachtigallenlaute.

„Willst du nicht hereinkommen?" fragte Marianne.

„Ach, komm doch mal! — Hör nur!"

Sie trat auf den Balkon. Das lange Nachtgewand schleppte über ihre bloßen, in niedrigen Pantoffeln steckenden Füße.

„Die Nachtigallen sind wieder da; hörst du?"

„Die schlagen doch schon seit einer Woche."

„Ich hab' sie noch nicht gehört."

Er hatte seinen Arm um sie geschlungen und hielt sie fest. Eine Art Rausch erfüllte ihn wie einen Menschen, der zum Tode verurteilt war, und dem nicht nur das Leben, sondern auch alles Glück des Lebens wiedergeschenkt ist. „Ist das nicht schön? — Da — ein Zug," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, auf das ferne Brausen lauschend. „Gott, die armen Menschen in den Coupés, die von allem dem nichts empfinden. — Wo mag Erbslöh jetzt wohl sein? Welch eine Kraft steckt doch in dem Menschen! So krank und leidend — und diese Kraft! Dem muß ich dankbar sein. Nie darf ich das vergessen. Nicht wahr?"

Sie nickte. Tränen rollten über ihr Gesicht.

„Ach, hör doch nur!" Er hielt den Atem an, sie unwillkürlich fester umschlingend. „Ja, warum übt er auf alle Menschen diese Wirkung aus? Nicht durch seinen Verstand. Er ist gar nicht besonders klug. Aber weil er ein lauterer Mensch ist! Ich möchte so wie er werden. Klug durch die Liebe. Denn — der Haß macht so dumm, aber die Liebe sieht in dunkelster Nacht. Ach, du — hast du gesehen?"

„Was denn?"

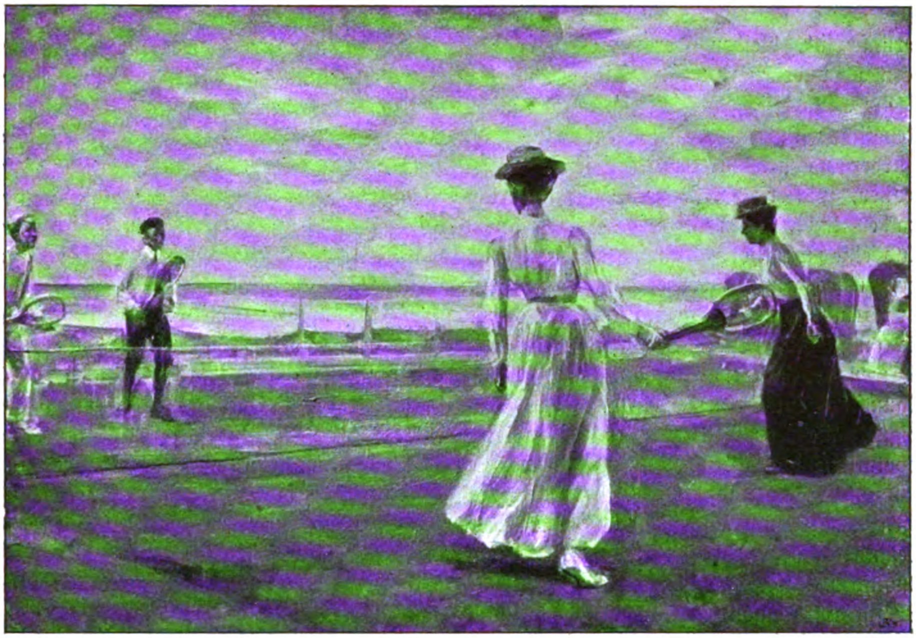
„Eine Nachtigall flog vorbei. Da auf dem Baum." Er streckte die Hand aus. Es war so still, daß man die Stille förmlich fühlte. Da schmetterte ihnen aus nächster Nähe ein Wohllaut entgegen, noch einer und ein dritter. In quellender Fülle, sinnbetörend. Sie schauerte zusammen, durch und durch ging ihr der Laut, als öffneten sich überall Wunden, aus denen wehevolle Sehnsucht blutete. Süßes Schluchzen schmachtete sie an, immer höher schwoll diese Musik gewordene Liebeslust. Und kaum war es still, da antwortete vom nächsten Baum ein anderer Vogel. Und noch einer. So weit sich im ungewissen Dämmerlicht die Baumkronen wölbten, war die geisterhafte Mondnacht erfüllt von Wohlgeruch und Wohllaut, ein einziges, großes Liebeslager.

„Weißt du noch, Marianne?" flüsterte er. „Damals die Nächte."

„Mich friert. Komm!"

„Ja, komm!" Und ehe sie sich wehren konnte, hatte er sie umschlungen und trug sie ins Zimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Max Liebermann: Tennis. Ölgemälde.

Rhythmische Künste des Menschen

Von

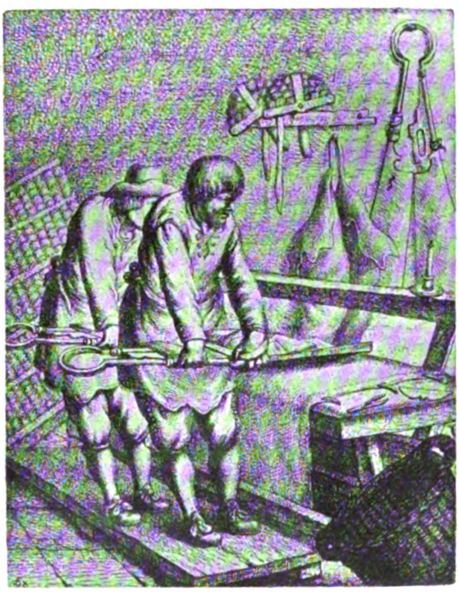
Oskar Bie

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Sehnsucht nach dem Feste kommt über jeden. Es ist gleich, ob wir das Motiv dazu als ein ästhetisches oder religiöses auffassen, es bleibt dieselbe Erscheinung. Das Motiv der Feierlichkeit gewinnt seine Formen je nach dem Stande des Geschmacks, nach der moralischen Verfassung, nach den idealistischen Überschüssen. Vielleicht ist es unser wertvollstes Geschenk, daß dasselbe Bewußtsein, das uns die Gänge dieser Welt in Ursache, in Raum, in Zeit nahe bringt, uns auch befähigt, ihre Ordnung nach dem Maße persönlicher Begabung herzustellen, ihre Unendlichkeiten durch einzelne endliche Feierstunden zu versöhnen, ihre Verwirrung durch wohlbedachte und gutgeformte Gesetze zu schlichten. In diesen Tiefen berührt sich das moralische Gewissen, der religiöse Idealismus, der ästhetische Gestaltungstrieb. Das Motiv der Feierlichkeit gibt eine Reinheit des Lebens, die uns die Natur von selbst niemals gegeben hätte. Sein Wesen ist die Seltenheit, die nicht zu häufige Wiederholung. Es ist nicht das Lied, sondern es ist sein Refrain, und dieser Refrain kann übermütige Volkstöne haben wie aristokratische Noblesse, er kann die Bewegung fixieren und kann sie wiederum flüssig erhalten.

Die Stunden unserer Feier sind verschieden, wie wir es sind, und wie es unsere Zeiten sind. Sie können ein Erraffen sein oder ein Hingeben, eine Überlieferung oder eine Empfindung, Stil oder Persönlichkeit. Sie sind eine Stellungnahme gegenüber den Dingen des Lebens, die sie nicht nachdichten, auch nicht nachschaffen, sondern umschaffen zu Gefühlswerten, welche den Charakter unserer rhythmischen Wünsche tragen. Mit der Änderung dieser Gefühlswerte än-

dern sie sich, bleiben oder vergehen, versteinern oder erneuern sich. Sie haben ihre eigene Stilgeschichte. Die Feierstunden eines Renaissancefürsten, von einem modernen Bürger nachgeahmt, erhalten jenen bourgeoisen, spießerischen Zug, der sie lächerlich machen kann, wenn sie zur Unzeit kommen. Und eine moderne Empfindungswelle, in das Herz eines Byzantiners gegossen, würde es sprengen und in eine groteske Sentimentalität ausfließen. Die Renaissance fand ihre Formen des Festes, die einen ausgeprägten Raumsinn, ein Organ für Zusammenfassung zeigten; die Romantik brachte eine Gefühlsrevolution, die Jahrzehnte nötig hatte, um sich zu veredeln und das Gleichgewicht zwischen Natur und Mensch zu finden. Die Renaissanceform der Feststunde wird nicht schwinden, wie keine vergangene Kultur bisher für uns umsonst gelebt hat; aber ihren tieferen Einfluß zeigt sie, indem sie das mo-



Gerberscene. (Vliet: Die Künste und Gewerbe, 1635.)

derne, mehr naturalistische Gefühl für den wechselnden Rhythmus des Glückes, für den privaten Genuß der großen Feierstunde aus einem bloßen Nachleben zu einem geordneten Spiel beweglicher Kräfte festigte.

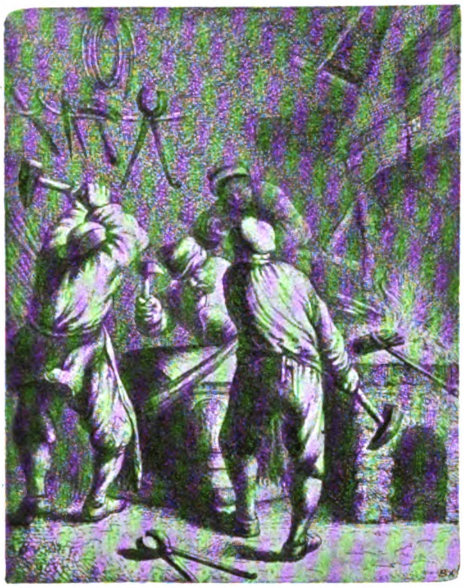
Tatkräftige, aktiv veranlagte Naturelle werden stets die Fähigkeit besitzen, sich die Feierstunde zu dirigieren, wie sie das Leben dirigieren; in ihnen steckt die Möglichkeit zum Schauspieler, zum momentanen Aufgehen, zur befohlenen Lustigkeit; sie können am Sylvester beschließen, lustig zu sein, und am Aschermittwoch damit aufzuhören. Sie sind stolz, die Elemente kommandieren zu dürfen. Dagegen wird es empfindenden und innerlichen Naturen nicht möglich sein, irgend welche Formen von Vermummung, irgend welchen festlichen Dienst mitzumachen, ohne vor sich selbst eine gewisse Scham zu empfinden — ihre festlichen Stunden sind draußen in der Landschaft, auf der Reise, in guten Gesprächen, mit schönen Büchern, in allen Dingen, die sich ihrer Stimmung nach Wahl anpassen lassen. Sie wollen nicht die großen Accente im Leben, vor denen sie sich sogar fürchten, sie lieben nur die Ordnung, die ihre Lebenskunst ist.

Die feinsten Exemplare jenes Typus sind in der Renaissance so häufig, wie diejenigen dieses Typus es heute sind. Romanische Gefühlswerte herrschten damals, nordische beginnen heut sich auszubreiten. Noch ahnen wir kaum, wie kulturfähig sie sind, und während wir uns ihren positiven Inhalt überlegen, kommen wir von selbst zu einer stilgeschichtlichen Betrachtung des Festmomentes, die nicht unfruchtbarer ist als diejenige irgend einer anderen, im Lichte der Erkenntnis stehenden Kunst.

Wir trafen den Renaissanceherrn* bei der grandiosen Arbeit, nicht bloß die räumlichen und festen, sondern auch die zeitlichen und beweglichen Elemente aufzubieten, um ihm seine hohen Tage feiern zu helfen. Er stand nicht bei der Erde und dem Baustein fest, er befahl den Bäumen, dem Wasser, dem Feuer, die Formen einer strengen rhythmischen Ordnung anzunehmen. Was er bei einem Streichen des Windes durch die Flaggen, bei einem Sonnenschein auf den roten Velarien als Zufall hinnahm und rühmte, das legte er den Bewegungen modellierbarer Stoffe als Gesetz auf. Was er bei den Tieren in Mühe züchtete, das bildete er bei dem Menschen in vollstem Bewußtsein aus. Der Mensch ist der vortrefflichste unter all den beweglichen Stoffen, die seiner Kunst sich darbieten. Selbst Arrangeur, selbst Teil-

* Vergl. desselben Verfassers Aufsatz „Rhythmische Künste der Natur“ im Augustheft 1902 unserer „Monatshefte“.

nehmer und selbst Material des Festes. Der Zufall weicht der Vernunft, die Form gestaltet sich aus der eigenen Masse. Was ist



Schmiedescene. (Vliet: Die Künste und Gewerbe, 1635.)

alle Kultur des Wassers und der Pflanze gegen die unerhörte Organisation menschlicher Bewegungen, welche die Renaissance durchführte, und die wir heute durch eine neue aufkeimende Verfassung zu ersetzen suchen?

So sind wir beim Menschen angelangt, dem allerbeweglichsten und unerschöpflich biegsamen Material. Der gewaltige Läuterungsprozeß, den schon einmal die griechische Kunst durchführte, den die Renaissance noch verfeinerter und lebenskünstlerischer ausbildete, liegt vor uns: die Läuterung von jenem unbehilflichen Wesen, das auf den Boden der Erde geworfen wird, zum Kunstprodukt, dessen Bewegungen auch im kleinsten einem rhythmischen Gesetz gehorchen, dessen Führung nichts als Ausdruck einer inneren Empfindungsreihe ist. Der Künstler des lebendigen Körpers hat ein Material vor sich, das er noch in ganz anderem Maßstabe, als die Pflanze oder das Feuer, aus dem Geschäftsbereich der Natur herauszukultivieren hat, bis es den Forderungen der Feierlichkeit gehorcht. Millionen von alltäglichen Mechanismen, von Berufspflichten, von Zweckdiensten, von seelischen Balance-Unfähigkeiten müssen weggeschoben, müssen gefiltert werden, um die Stunde möglich zu machen, in der jene Sehnsucht nach dem Rhythmus oder nach einer bewußten Ordnung unserer Bewegungen, die uns von Anfang an erfüllt, zur Tat werden kann. In dem Gewimmel menschlicher Beschäftigungen sieht man eine Reihe von verschiedenartigen Kräften wirken, die auf dies Ziel hinsteuern — Kräfte, die bald indirekt, bald direkt ihre rhythmischen Fähigkeiten erproben, die bald auf einem Umwege, bald durch ein Mißverständnis, am seltensten durch Zucht, und nur in den glücklichsten Stunden durch freie Entschlüsse zur Kunst das hohe Werk des menschlichen Rhythmus vollenden. Es ist ein Schauspiel, in dem sich erzieherische, krankhafte, freiwillige, befohlene und spielende Direktiven kreuzen. Man kann sie in einem Blick zusammenfassen, kann die Phasen unterscheiden, die zur wechselnden Freiheit führen, kann die Energien verschiedener Zeitalter gegeneinander abwägen. Drei große Antithesen stellen sich uns dar, deren Wechselspiel durch das sich wandelnde Temperament der Epochen belebt wird.

Die erste ist die des **Arbeits- und Feierlichkeitsrhythmus**. Die handwerkliche Arbeit macht aus dem menschlichen Körper eine bewußte Maschine, die nach dem Gesetze der kürzesten Kraftaufwendung ihre Zwecke am besten erreichen wird, wenn sie die Bewegung rhythmisiert. Der Rhythmus, der sich so an die Arbeit ansetzt, gewinnt bald ein selbständiges Interesse. Indem man ihn durch Tanz und Lied pflegt, unterstützt man zugleich die Arbeitskraft und folgt dem ästhetischen Wohlgefühl. Technik und Kunst decken sich. Unter besonders günsti-



Segantini: Feldarbeiterinnen.

gen Umständen emanzipiert sich der Rhythmus ganz von der Arbeit und tritt als selbständige Freude auf, indem er die Motive der Arbeit zu seinem Material nimmt. Es sind die Hochgefühle vor, in oder nach

der Arbeit. Aus dem Arbeitsrhythmus ist ein Feierlichkeitsrhythmus geworden, dessen Wesen nicht mehr die Arbeit in der Verschönerung, sondern die Verschönerung in der Arbeit ist.

Aus dem Material an rhythmischer Arbeit, das Bücher in seinem unwiderstehlichen Werke „Arbeit und Rhythmus“ gesammelt hat, kann man sich die Loslösung des Tanzes von der Mechanik herauslesen. Bücher stellt die Erscheinungsformen rhythmischer Einzelarbeit, des Wechseltaktes, des Gleichtaktes zusammen und verfolgt mit ausgezeichnet geschultem Blick die rhythmischen Arbeitserscheinungen sowohl bei den wilden wie bei civilisierten Völkern, in allen Gewerken, beim Mahlen, Spinnen, Rudern, Pflücken, Tragen, Dreschen, Ernten. Er weist die ökonomische Bedeutung des gleichen Arbeitstaktes nach und achtet auf die Anfänge orchestischer, dichterischer, musikalischer Kunst, die sich hier offenbaren. Wir sehen an der werktäglichsten Stelle des Lebens eine Blume blühen, deren Nahrung ein ganz gewöhnlicher Zweckdienst ist. Wer will unterscheiden, was hier reine Technik, soziales Gefühl, ästhetischer Trieb ist? Sie unterstützen sich gegenseitig und hemmen sich ebenso gegen-



Kapitän der Infanterie, gestochen von Goltzius, 1587.



Fahnenträger, gestochen von Goltzius, 1587.

seitig. Georgische Maishacker beleben sich mit Gesang, die Arbeit wird schneller und schneller, wie es die Physiologen bei jeder Automatisierung des Rhythmus beobachten, sie wird so schnell, bis sie den Gesang tötet, und sie fängt wieder von vorn an. Das ist das Symbol von allem Verhältnis der Arbeit zum Rhythmus. Die Arbeit erzeugt den Rhythmus, und dieser vollendet sich derartig, daß er in der Arbeit selbst wieder verschwindet.

Madagassische Mädchen pflügen und säen den Reis. Sie rücken in Reihe vor, graben mit einem Stock kleine Löcher, legen die Reiskörner hinein und scharren sie zu. Die Bewegung ähnelt einem Tanze. Sie wird den Arbeitern so gewohnt, daß sie ihnen bald heilig erscheint. Sie feiern die Erinnerung an ihre Tätigkeit, indem sie das rein rhythmische Motiv pflegen, indem sie die Arbeit durch den Tanz darstellen. Seit ewigen Zeiten sind Tänze, die Handwerke darstellen, in Übung. Niemals in der großen Gesellschaft, nur auf dem Lande oder auf dem Theater. Ein reiches Material fließt von hier in die Tanzformen. Fischen, Jagen, Hausbauen, Bootzimmern, Ernten findet sich als stilisierter Tanz zur Erinne-

rung an die wirkliche Arbeit oder zu ihrer Einrahmung. Ein ganzes großes Gebiet sind die dramatischen Pantomimen, die Ereignisse während der Arbeit darstellen. Neuseeländer beobachtet man, wie sie das Pflanzen von Bataten, den Sturm, der sie zerstört, ihr erneutes Anpflanzen mit Bewegungen, die von der Arbeit hergenommen sind, aufführen. Ein ähnliches Drama schildert einen Bootbau, Feinde, Tod. Alle Acker- und Erntefeste sind geheiligte Arbeitsbewegungen, die mit dem Kultus im engsten Zusammenhang stehen, bei den Griechen wie bei den Indiern. Halb ist die Arbeit selbst schon eine Art Gottesdienst, halb setzt sich die Feier im Tempel aus den Erinnerungen an die Arbeit zusammen.

Aber warum hören wir von diesen Dingen wie von fernen, unwiederbringlichen Paradiesen? Warum haben sie jenen peinlichen ethnologischen Anstrich, der sie uns wie eine Kuriosität erscheinen läßt? Die Renaissance in ihren kulturbildenden Kräften achtet nicht auf die Arbeit. Ihr adeliger Geist verneinte sie, ihre Kunst suchte sie nicht auf, ihr geistiger Gottesdienst nahm sie nicht in seinen Kreis auf. Als spaßiges Objekt, als dankbare Stofflichkeit wird sie höchstens in völlig umgewandelter Form auf der Bühne zugelassen. Im Blick der Renaissancekultur ist für das Handwerk als menschliche Bewegung kein Aufmerken, nur seine realen Produkte gelten. Als Bühnenfigur, als Schäferarbeiter, als edler und sonntäglicher Werkmeister lebt dieser Typus bis in unsere Zeiten hinüber, da eine revolutionäre Malerei und Plastik seine Alltäglichkeit entdeckt, ihn bei der Arbeit, auf dem Felde, in der Fabrik aufsucht, ihn auch ohne Sonntagsstaat verklärt. Die Feldarbeiterinnen des Millet und Segantini, die Spinnerinnen des Liebermann, die Bergleute des Meunier — sie haben den Rhythmus, die Gleichförmigkeit der Bewegung, den Takt der Arbeit, der einst die Kunst erzeugte, um von ihr bald mißachtet zu werden. Es war nur ein letztes Aufleuchten. Schon ist das Handwerk, das Massenprodukte schafft, am Aussterben, schon hat die Maschine übernommen, dasjenige in ununterbrochener Mechanik zu leisten, was wir nur in der kurzen Begeisterung rhythmisch gehobener Stunden schaffen. Einst dem Gottesdienst, ist heute die Arbeit dem technischen Genie geopfert. Die Arbeitsteilung geht voran, die gemeinsamen Bewegungen reduzieren sich, die Maschine übernimmt zuerst die einzelne Bewegung, sie ersetzt sie dann durch die Rotation, als natürliche Periode einzelner ruckweiser Impulse. Die Arbeit ist in eine Technik aufgegangen, die nur die konsequente Anwendung rhythmischer Gesetze ist und die den Menschen erhöht zu ihrem geistigen Leiter. Als geistiger Leiter der Kreissäge, der Hobelmaschine, der Rotationspresse hat er auf den Rhythmus am eigenen Leibe, welchen der alte Säger, Hobler und Drucker in die Arbeit stellte, verzichtet. Musik und Tanz sind verschwunden, die Intelligenz hat sie verschlungen. Die Stationen sind Handreibstein, Tiermühle, Windmühle, Wassermühle, Dampfmühle. Es sind dieselben Stationen in jedem Gewerbe. Indem die Maschine dem Arbeiter seine Arbeit abnahm, erwachte dieser erst zu seinem Standesbewußtsein und strebte hinauf. Die aber, welche oben waren, strebten zu ihm



Fahnenträger nach Gheyn, gestochen von Boscher, 1589.

hinab, indem sie die zurückgelassenen handwerklichen Beschäftigungen um ihrer Hygiene und ihres Spielreizes willen sich zum Sport nahmen. Sie segelten und ruderten, sie webten und sponnen, ja sie schlugen Holz und bestellten den Acker.



Pikenier. (Aus Jakob de Gheyns „Wapenhandelinghe van Roers Musquetten ende Spießen“, 1607.)

In einem einzigen Gebiete der Arbeitsleistung mußte es anders kommen: dort, wo der Mensch nicht die Maschine war, um ein fremdes Produkt zu erzeugen, sondern um mit sich selbst ein Werk zu vollbringen, seine eigene Person in den Dienst einer Aufgabe zu stellen — dort, wo er zugleich Subjekt und Objekt der Bewegung war. Ich meine das Militär. Die militärische Taktik hat unter ästhetischen Gesichtspunkten ein ganz absonderliches Interesse, hier arbeitet der Mensch, um eben diesen Menschen in einer zweckmäßigen Weise zu verwenden. Hier bildet sich eine künstlerische Zucht der Bewegungen aus, die unter der peinlichsten Aufmerksamkeit der Renaissance zu einer weiten und vielfältigen Organisation führt. Hier vollziehen sich interessante stilgeschichtliche Wandlungen, die mit der Ausbildung der Fernwaffe zusammenhängen, mit der Ersetzung des einzelnen durch die Massenmechanik. Das Militär arbeitet unter dem Zweck, eine sich ähnliche Menschenmasse unschädlich zu machen. Es arbeitet also in der Bewegung der Menge sowohl wie des einzelnen, der die Waffe führt. Es muß gepflegt werden, auch wenn der rechte Zweck einmal nicht vorhanden ist. Scheinzwecke müssen zur Übung erfunden und vorgestellt werden. Und selbst außerhalb wirklicher und bloß vorgestellter Zwecke wird die Rhythmik, die die Arbeitskraft erhöht, als eine feierliche Stilisierung kultiviert, die das Militär in der Hand des Fürsten fast zu einem Material, vergleichbar den bezähmten Elementen der Renaissance, versteinert. Das sind ganz einzigartige Vorgänge, merkwürdige Mischungen aus Arbeits- und Feierrhythmus, aus Nützlichkeit und Kunst. Es wird sich lohnen, dabei ein wenig zu verweilen.

Der militärische Körper, die Gruppe von zusammengehörigen Soldaten, ist während der ganzen Renaissance, völlig parallel mit der Kunstgeschichte, ein Material für interessante Figuren, und man hängt länger an den Spielereien gutgeregelter Aufmärsche und Marschentfaltungen, als es eigentlich die Konstruktion des militärischen Körpers selbst erlaubt. Ursprünglich ist die Formierung eine taktische Frage. Der bis ins siebzehnte Jahrhundert reichende Gegensatz der Pikeniere und Musketiere bringt den Taktikern die Überlegung nahe, wie man diese beiden Waffengattungen in das beste Verhältnis zueinander setzt. Durch sämtliche Werke über Militär, die von der italienischen Renaissance an geschrieben werden, geht eine Freude an Formierungen, die fast an die Ballettkunst



Pikenier. (Aus Jakob de Gheyns „Wapenhandelinghe van Roers Musquetten ende Spießen“, 1607.)

erinnert. Neben den gewohnten Schlachtordnungen des Keils als Offensive, ebenso des Kreises, andererseits des Vierecks für



de Lostelneau: „Le maréchal de bataille", 1647. Kommando: Couchez en jouet-tirez.

Märsche, beschäftigt sich schon della Valle im sechzehnten Jahrhundert mit Kreuzformen, Hohlkeilen, Ellipsen, Halbmonden, Skorpionen, die von den praktischen Kriegskunsthistorikern größtenteils für Phantasie gehalten werden. Diese Historiker verachten phantastische Auswüchse, weil sie viel zu modern für das Nützliche geschult sind, um für die natürlichen Spiele ein Organ zu besitzen, die die Renaissance mit dieser prächtigen kommandierbaren Masse Menschen aufführen mußte. Neben den Kriegsspielen, die vom sechzehnten Jahrhundert an, mit Karten oder Figuren, zur nützlichen Miniaturnachahmung ernster Fälle beliebt waren, gab es noch ein anderes Kriegsspiel, das der Phantasie der Renaissancemenschen schmeichelte. Das Militär wurde eine wandelnde Geometrie, ja eine wandelnde Ornamentik. Mit unbeschreiblicher Freude zeichnet man alle die planimetrischen, schachmäßigen, ornamentalen Formierungen auf schöne Tafeln, und mit unerläßlicher Ausführlichkeit beschreibt man im siebzehnten und noch im achtzehnten Jahrhundert die Wendungen und das Schließen der Glieder und Reihen. Man geht bis zum richtigen Ballett. In der „Neu herausgegebenen Trillekunst zu Fuß" von Mathias Möllern, die in Lübeck 1672 erschien, befindet sich am Schluß folgende Noitz: „Letzlich ist hiebey gefüget, weiln Platz noch übrig gewesen, wie man den Adler als der K. F. Reichsstadt Lübeck Wapen durch einige Mannschaft zur Lust präsentiren könne." Hier wird das Militär verwendet wie ein Blumenbeet oder eine Illumination, aber der Triumph war größer, weil es gutes Menschenmaterial war.

In einem 1680/90 erschienenen Reglement für die kurfürstlich brandenburgischen Truppen finden wir fünfundzwanzig Grundstellungen der Schlachthaufen und zahllose Ableitungen. Noch vor der großen Tanzliteratur des achtzehnten Jahrhunderts ist in diesen Werken ein grammatischer Sinn für die Ballettformen entwickelt, der bei einer Schätzung der menschenstilisierenden Kunst nicht übersehen werden darf. Praktische Gründe lagen kaum vor, es ist ein ästhetisches Militärballett, ein vollkommenes Kaleidoskop aller möglichen Formierungen — dem konstruktiven Gedanken so entgegengesetzt wie nur je eine Ausdrucksform der Renaissance. Wie in der Kunstgeschichte wird diese Anschauung auch hier international. Von Italien aus wirkt sie nach Frankreich und Deutsch-



de Lostelneau: „Le maréchal de bataille", 1647. Kommando: Ouvrez le bassinet.



„L'art militaire françois", 1696.
Posez nos armes à terre.

land, in Holland zeigen sich frühe moderne Regungen, unter Louis XIV. wird ein großes spanisches Reglement von Peységur bearbeitet, die Provinzen werden bereist, um Gleichmäßigkeit zu erzielen, Österreich folgt erst 1737 mit dem ersten allgemeinen kaiserlichen Exerzierreglement. Der Renaissancestil der Militärformen wird von den Fürsten verwaltet, die Fürsten prägen ihm ihre allgemein europäische Bildung auf, es ist ein Fürstenstil wie der der Renaissancearchitektur.

Wandlungen traten mit den Geschmacksentwickelungen ein. Zur Zeit Friedrichs I. haben alle Evolutionen den Charakter ernster, ruhiger Gravität. Jeder einzelne Handgriff wird kommandiert, der Schritt ist langsam, zum Kehrt braucht man drei Tempi. Das Militär ist barock. Unter Friedrich Wilhelm I. wird die Renaissance zur akademischen Schule, zur strengsten Disziplin. Noch verhindert die Tradition eine rücksichtslos neue Formierung, aber innerhalb des überkommenen Stils wird die möglichste Konstruktivität durchgeführt. Der Dessauer verwandelt das langsame Feuer in Schnellfeuer. Der Schritt wird auf sechsundsiebzig in der Minute festgesetzt. Der Gleichschritt, den schon Griechen und Römer, Schweizer, Niederländer, Schweden kannten, der aber im siebzehnten Jahrhundert infolge der fortschreitenden Lineartaktik nachgelassen hatte, wird neu befestigt: die strengste Disziplin im Arbeitsrhythmus ohne allzuviel Spielerei.

Um 1800 erfolgt auch hier die Revolution, wie in der Kunst: die Abrechnung mit der Renaissance. Noch Friedrich der Große hatte trotz aller Fertigkeit im Manövrieren zur Schlachtaufstellung, trotz seiner berühmten, schnell fungierenden Aufmärsche, die bis nach Paris hin bewundert wurden, die überlieferten Grundformen festgehalten. Seine Militärform war leichter, graziöser und organischer als die der Hochrenaissance und des Barock, aber sie verzichtete nicht auf die herkömmlichen Taktiken, auf die Benutzung feststehender und erst im Einzelfalle veränderlicher Regeln. Der König ist auch als Krieger kein Revolutionär, sondern nur ein feiner Psychologe. Er hält an der romanischen Renaissance beim Militär nicht weniger fest als bei seinen Gärten und Wasserkünsten. Der Formalismus herrscht statt



„L'art militaire françois", 1696.
En avant présentez la Pique.

einer einfachen Konstruktivität. Und den Nachwirkungen dieses Systems, dem tanzmeisterlichen Schrägmarsch, den schlimmen Achsschwenkungen, dem Rückmarsch en echiquier, dem Durchziehen der Waffen, schreibt Jähns, der Historiker der Kriegskunst, nicht zuletzt die preußische Niederlage von 1806 zu. Man stand einem Feinde gegenüber, der alle Renaissance überwunden und die Grundlagen des modernen Schlachtmanövers entdeckt hatte. Die Änderung kam nicht plötzlich. Ein großer literarischer Streit geht voran. Die altpreußische formalistische Technik, die Technik des Mittels statt des Zwecks, die wesentlich auf Soldern zurückgeht, wird noch von Friedrich Wilhelm III. nicht verlassen. „Egalité ist die erste Schönheit des Militärs." In Frankreich, das sich im achtzehnten Jahrhundert leidenschaftlich mit allen Ceremonien zwischen Kaserne und Exerzierplatz beschäftigt hatte, wird das fridericianische Formieren der Schlachtreihe, der ordre de tiroir, Schubladensystem, Gegenstand begeisterter Apologien, unter denen der Essay von Guibert ein schriftstellerisches Meisterwerk war. Aber diese „Theatermanöver", wie sie Mirabeau nannte, lebten nur noch



„L'art militaire françois", 1696.
Le salut de l'Esponton sur le poignet.



„L'art militaire françois", 1696.
Le salut de l'Esponton planté.

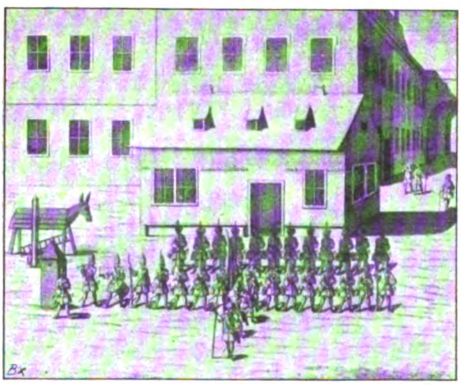
in der Literatur fort. Die Praxis hatte dagegen entschieden, die bürgerlichen Kriege der Revolution, die Form der Franctireurs hatten langsam das neue Ziel erkennen lassen: den Kolonnenaufmarsch. Seit Jahrhunderten war das Gewehr in der Hand des Soldaten, aber es hatte nicht vermocht, die fürstlichen Stile der schönen Schlachtordnungen zu stürzen. Es hatte nicht seinen eigenen Stil finden können. Man hatte sich den Kopf zerbrochen, wie eine Schnellfeuerung im Vieleck oder in der vierfachen und dreifachen Linie zu bewerkstelligen sei. Man hatte unzählige Methoden eines disziplinierten Arbeitsrhythmus im Reihenwechsel, Vor- und Hintergehen, Stehen und Knien ausgedacht. Jetzt erst kam man zum eigentlichen Schluß: die Lineartaktik, die nur eine halbe Konstruktivität innerhalb der Renaissanceform gewesen war, aufzugeben zu Gunsten der Verbindung vorbereitenden Feuergefechts mit dem Angriff in Kolonnen. Die Kolonne ist die Form des Marsches, die schwärmende Schützenlinie die Form des Angriffs, es bedarf weiter keiner Schlachtformierung als der ständigen neuen Bildung und Ablösung dieser schwärmenden Tirail-

leurs aus dem Kolonnenkörper. Dies wird die Frucht der französischen Revolution, der konstruierte moderne Stil der Schlacht, von dem Dumouriez sagte: „Die wahre Taktik besteht in sachgemäßer Benutzung großer Massen, nicht in Ausnutzung dieser und jener Form.“ Eine wunderbare Parallele zur Kunstgeschichte. In großen Manövern, von denen alle Welt sprach, hatte man den neuen Stil, dessen Vater Menil war, erprobt. Napoleon hat ihn ausgebildet. Europa hat ihn übernommen. Nur im Exerzieren lebt noch die leise Erinnerung an vergangene Renaissanceformen.



„Darstellung der Königl. Preuß. Infanterie in 36 Figuren“, 1820. Aquatintablatt: Schießen.

Mit derselben Liebe, mit der die Renaissance die Bewegungsformen des militärischen Gesamtkörpers stilisierte, stilisierte sie die des einzelnen Körpers, des Soldaten, und bildete die eleganten Formen ihres Verkehrs und ihrer feierlichen Handlungen aus. Während in praktischen Dingen der Charakter einer Epoche sich niemals ganz rein geben kann, sondern eine dauernde Auseinandersetzung mit den Forderungen des Lebens bleibt, darf er in dem Moment, wo es sich nur um interne, um feierliche und unzweckliche Aufgaben handelt, seinen Geschmacksstil ganz unverkürzt durchführen. Die Renaissance mit ihrem ausgeprägten Interesse für die Formierung feierlicher Stile im Zusammensein von Menschen hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das Militär, eine befohlene Schar von menschlichen Figuren,



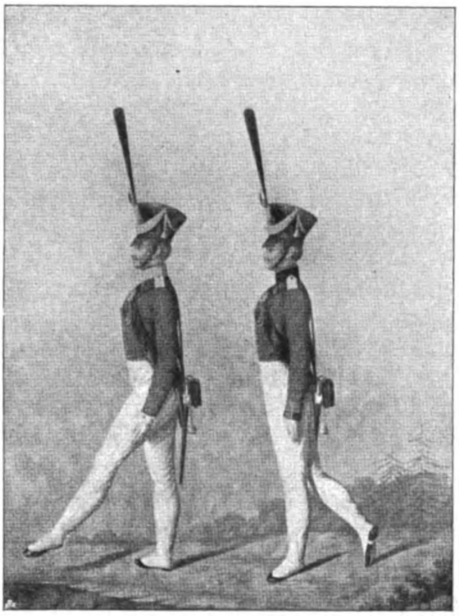
Ein Corps de Garde. Kupfer in v. Fleming: „Der vollkommene teutsche Soldat“, 1726.

für diese Ziele in erster Linie heranzuziehen. Sie machte Auftreten und Verkehr von Soldaten zu einer Art Musterschule des Verkehrs überhaupt. Das Militär wurde der Probeknabe für ihre stilisierenden Neigungen, indem sich die Freiheit hier zur Disziplin erhärtete. Sie hat dem Soldaten so feste Formen gegeben, daß trotz aller Stilwandlungen und Vereinfachungen noch heute eine andere Organisation der Handgriffe, Grußformen und Paraden nicht denkbar ist als diese.

Es war das Frohlocken der Fürsten, schöne Soldaten zu haben, schöne Handgriffe ihnen vorzuschreiben und die hohen Handlungen des Wachtdienstes bis ins kleinste zu idealisieren. Der Soldat war ihre Schmuckpuppe, und ihr Verkehr war ihr liebstes Ballett. Unsere großen Paraden haben noch etwas von diesem verblichenen Glanz der Renaissance, wie man unsere Monumentalbauten noch in diesem Stile fürstlicher Zeiten aufführt. Die Musterung kann sich nicht anders vollziehen. Indessen ist der einzelne Soldat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger Schmuckpuppe geworden, und den Gefahren des rauchlosen Pulvers nicht minder wie den civilen Ansprüchen an eine freimütige Haltung ist auch hier manches Stück von Renaissancetracht geopfert worden. Das Werk der Renaissance ist erfüllt, sie hat uns

die Veredelung der körperlichen Erscheinung gebracht. Rein historisch verfolgen wir diesen Prozeß, wie Kuriositäten sammeln wir die schönen Stiche des Lostelneau und Colombon, auf denen mit so ermüdender Ausführlichkeit die Formen eleganter Haltung, gut rhythmisierter Handgriffe und des edlen Grüßens gepriesen werden. Deutlicher als je ist hier die Bildung der italienischen Renaissance zu erkennen. Wie schon Anfang des sechzehnten Jahrhunderts della Valle den Parademarsch beschreibt, mit der Pike an der linken Schulter, die Rechte am Degen, mit hohem Hals, geradem Kopf: „sicher und fest, in gleichmäßiger und im Takt genauer Bewegung beider Beine" — das delektiert „die Augen der hohen Herren".

In den folgenden Jahrhunderten werden die Lehren der Italiener von den Franzosen, diese von Deutschen fortgebildet. Die Deutschen haben einen vorzüglichen Drill, und es wird manche ihrer Elementarbewegungen von der französischen Infanterieschule übernommen, aber die Kunst und die Schönheit dieser Einzeltaktik bleibt doch wieder der Vorzug Frankreichs, und die ideale Form, in der die Franzosen die Rhythmik des Soldaten durchführen, die Begeisterung, die sie in den Dienst dieser Sache stellen, gewinnt die Deutschen erst ganz dafür, daß sie sich schließlich aus den Prachtwerken des Nachbars eine Belehrung holen, die ihrer eigenen Praxis entstammt. Man hat behauptet, daß die schönen Infanteriewerke des grand siècle oft nichts weiter als Entlehnungen deutscher Arbeiten gewesen wären. Aber man sehe sich solche deutsche Arbeiten, die „Unfertige und kleinliche Kriegskunst zu Fuß" von Wallhausen oder ähnliches, an und vergleiche sie mit den Originalausgaben der wunderbaren französischen und holländischen Bücher, mit jener ganzen Serie von Militärceremoniestichen, die auf die hundertsiebzehn Tafeln des Jakob de Gheynschen „Wapenhandelinghe van Roers Musquetten ende Spießen" (1607/8) zurückgehen, und man wird den ganzen Unterschied deutscher Schulmeisterei und westlicher Kunst fühlen, man wird begreifen, daß die Deutschen sogar diese französischen Bücher, zu deren Inhalt sie selbst beigesteuert hatten, schließlich wieder in ihre Sprache zurückübersetzten. Die Kunst hatte den Drill doch überstrahlt.

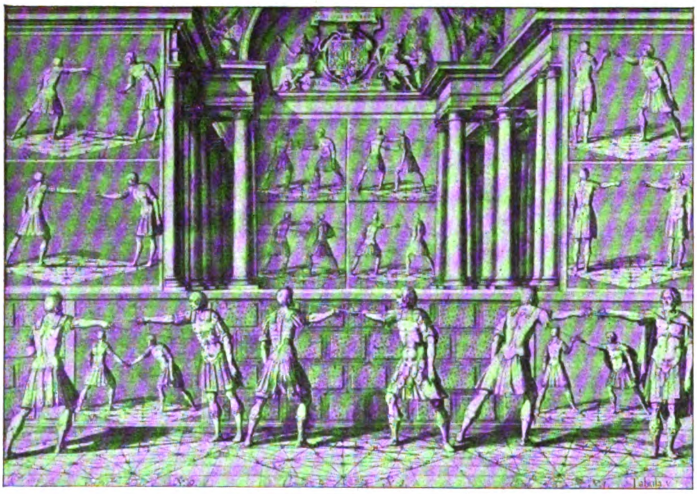


„Darstellung der Königl. Preuß. Infanterie in 36 Figuren", 1820. Aquatintablatt: Marschieren.

Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, mit welcher Regie in allen diesen Ceremonie- und Handgriffangelegenheiten gearbeitet wurde; die Vorschriften über das Auf- und Abnehmen des Gewehrs, über das Fahnenhalten, über das Grüßen, über das Präsentieren, über den Wachtdienst, über die Begräbnis-Ceremonien füllen Bände. Man findet bis 344 Elementarbewegungsfiguren. Die einzelnen Kommandos werden einzeln abgebildet, vorn steht gern der Soldat in voller Größe, hinten als Echo eine Reihe Gleichbewegter, die Unterschriften geben die Kommandoworte. Die Folge der Blätter sind die Teile einer kinematographischen Darstellung der Ceremonie, für deren Deutlichkeit und Schönheit keine Kosten gescheut werden. Niemals sind für die Lehre des Tanzes ähnliche graphische Künste angerufen worden, als es hier die Fürsten für ihr Militärballett taten. Eine unübersehbare Literatur beschreibt bis auf Kleinigkeiten, im offenbaren ästhetischen Genuß an diesen Vorgängen, den schönsten Spielen mit artigen Menschen, alle Ceremonien, denen der ein-

zelne oder das Regiment ausgesetzt ist. Neben dem Wacheballett erfreut sich das Fahnenballett besonderer Gunst. „Wann das gantze Regiment,“ lesen wir in Grubers Kriegsdisziplin 1697, „auf dem Paradeplatz in Bataille steht, so stehet jeder Capitän vor seiner Compagnie, die Fendriche aber treten zusammen in der Mitten; der Obriste stehet voran, der Obrist-lieutenant hinter ihm; der Major und Adjutant haben mit dem Regiment zu schaffen. Wann die Compagnien alle beysammen, so nimmt man 36 oder mehr Mann (wann Picquenire da seyn, nimmt man lauter Picquenire) und 4 oder mehr Tambours und holet die Fahnen aus des Obristen Quartier. Die Picquenire tragen die Picquen bei diesem Akte hoch, die Tambours schlagen Tropp; die anderen aber bei dem Regiment schlagen den Marsch und das gantze Regiment präsentirt das Gewehr, bis die Fahnen vor das Regiment kommen.“

Wir müßten entweder den Feierlichkeitsrhythmus der Grüße und Wachablösungen ganz aufgeben, oder wir müssen die ererbte Form behalten. Ganz aufgeben ist nicht angängig, da das Militär als Kollektivkörper die Verwendung einer privaten Feierlichkeit ausschließt. So bleibt nichts übrig, als daß es eine Form der Feierlichkeit beibehält, die uns civil schon unmöglich geworden ist. Es ist eine Existenzbedingung fürs Militär. Wenn ich heute an einer Wachablösung vorübergehe, habe ich ein leichtes Schamgefühl gegenüber diesem Drill, der mir wie Theater auf der Straße, wie Formalismus des Menschen erscheint. Das Volk bleibt stehen und sieht sich das Schauspiel an, ein Gratisschauspiel. Der individueller Organisierte kann sogar die Augen niederschlagen und wird vielleicht schleunigst dem Anblick zu entgehen suchen. In ihm lebt etwas, was diesem Menschenballett aufs tiefste widerstrebt, ihn schmerzt das Bewußtsein, daß in diesem Augenblick des Kopfwendens und Kniedurchdrückens für den Soldaten notwendigerweise alles Persönliche, Empfindende, Bewegliche unterdrückt ist. In der Schlacht fühlt der Soldat entweder, daß es auf seine Person sehr wohl ankommt, oder er merkt gar nicht, daß er in einer taktisch geregelten Form tätig ist. Hier aber ist er das notwendige und offensichtliche Opfer einer Disziplin, die mit Einzelempfindungen nicht rechnen darf und gerade darin ihre vorzügliche Schule bewährt. So ist der Feierlichkeitsrhythmus des Soldaten ästhetisch unfruchtbar geworden, weil er schließlich nur eine Art Arbeitsrhythmus der Disziplin geblieben ist. Hier hat die moderne Welt eine alte Feierlichkeitsform nicht verändert, verbürgerlicht oder privatisiert, sondern hat sie, nur etwas vereinfacht, stehen lassen, und ignoriert sie ästhetisch. Auf der Bühne ist mir ein militärischer Aufzug in jedem Falle ästhetisch möglich, auf der Straße ist mir der individuelle Verkehr des wunderbar nuancierten Apparates von Wagen und Fußgängern ein unerschöpflicher Reiz, aber die Vermischung geht nicht mehr: das Militär, auf der ungesperrten Straße stilisiert, verliert an ästhetischer Kraft, je mehr es sich vom einfachen Marsche entfernt.

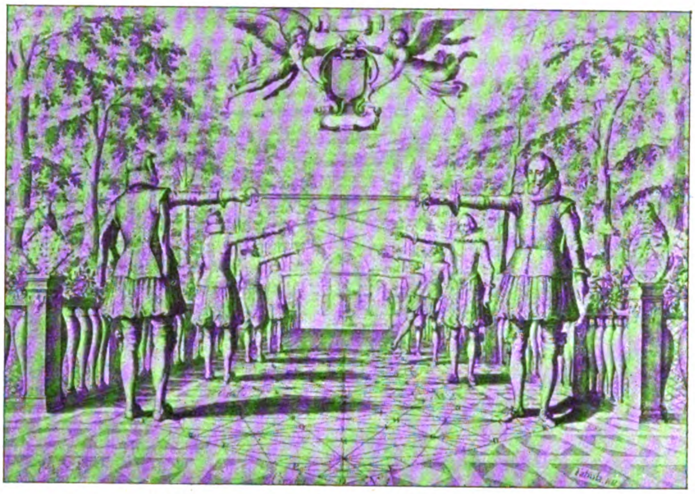


Thibault: „L'académie de l'Espée“, 1628.
Tafel mit Fechterstellungen auf geometrischen Grundrissen.

Der Dienst, in dem das Militär steht, hat selbst den freiesten Feierlichkeitsrhythmus nicht

ganz frei werden lassen. Die schönen Mannschaften, die wohlgeordneten Ceremonien, die glänzend stilisierten Handgriffe entstehen als Freude der Renaissancefürsten, aber ihre Feierlichkeit geht nicht aus dem freien Entschluß der Soldaten hervor. Eine Balletteuse tanzt wenigstens im Dienst eines freien Vergnügens, als Helferin eines Festes, der Soldat aber wird rhythmisiert im Dienst einer ernsten Sache, die ihn überflüssig machen würde, wenn sie einmal nicht mehr nötig wäre. Was er an feierlichen Dingen vornimmt, ist nur Ausdruck der Disziplin. Die Zusammengehörigkeit von Menschen wird in seinem Fache Gesetz, sie ist eine Arbeitskraft, ein Teil staatlicher Zwecke. Was in der Gesellschaft die eigenwillige und sich selbst regulierende Form freien Verkehrs bedeutet, ist hier Grundlage und System. Das Beieinander von Menschen ist hier Mittel zum Zweck, niemals Überfluß. Der Gleichschritt, die Evolutionen, die synergie successive der Handgriffe, die Aufmärsche von ihren alten Igelformen an bis zur heutigen frei rhythmischen Schwärmerkette, sie sind die Werkformen des militärisch arbeitenden Menschen. Die ästhetischen Reize dieser Gebilde, die spielende Kultur der Paradesoldaten ist der modernen Zeit, mit ihren nackten konstruktiven Forderungen, nichts als Arbeitsapparat. Man hat erkannt, daß die Schönheit und Festlichkeit das Massengefühl hebt. Man benutzt eine Freude der Renaissance als Mittel zur Disziplin. Der Paradeschritt auf Zehen, mit eingedrücktem Knie, ein Ballettschritt, erinnert heute den Soldaten an die heilige Organisation seines Standes.

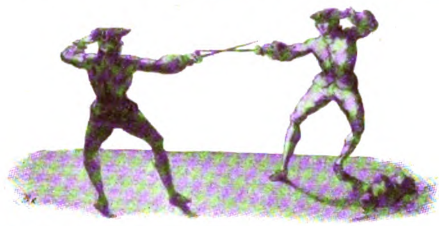
Wir stehen an diesem Punkte vor der zweiten Antithese, die in dem Prozeß der Läuterung menschlicher Bewegungskünste, einer Läuterung zu voller bewußter Freiheit, sich entwickelt: der Gegensatz einer strengen und einer individuellen Rhythmisierung unter dem bindenden Gesetz einer Disziplin. Wir hatten beobachtet, daß der Arbeitsrhythmus



Thibault: „L'académie de l'Espée", 1628.
Tafel mit Fechterstellungen auf geometrischen Grundrissen.

handwerklicher Art wohl einen Feierlichkeitstanz absetzt, aber daß dieser verschlungen wird von der Entwickelung der Arbeit in die Intelligenz der Maschine hinein. Wir hatten weiter gesehen, daß die Arbeit des Militärs ebenso einen Feierlichkeitsstil aufblühen läßt, aber daß dieser in seiner reinen Kunstform sich nicht halten kann, weil er einfach zu einer anderen Form der Arbeitskraft wird, weil er als unterstützendes Motiv der Disziplin benutzt und belassen wird. Es fehlt die Selbstbestimmung des Feierlichkeitsrhythmus, die innere Kunstbildung, die frohe Laune der Zwecklosigkeit. Vielleicht, fragt man sich, wäre es gut, diesen Prozeß aus den Zweckdiensten, der Handwerksarbeit, dem Militär, herauszuführen, hinüber in das Reich einer nicht kommandierten, sondern sich selbst ordnenden Disziplin, einer reinen Freude an der Disziplin, Freude an ihrer körperlichen und geistigen hygienischen Kraft. Der Helfer naht im Sport. Er gibt die Antwort auf diese Frage. Der Sport ist Spiel im Kleide der Selbstzucht, Selbstzucht im Kleide des Spiels. Halb Erholung, halb Stärkung, bald ein Ausruhenlassen der überanstrengten Teile, bald ein Trainieren der zu wenig benutzten. Der Sport hofft der

körperlichen Bewegung jene Freiheit zu bringen, die ihr Arbeit und Militär verkümmerten, und sein Prozeß läuft daher auf dem



Fechtscene aus Girard: „Traité des armes", 1740. „Pour gagner le terrain de l'ennemi et éviter le soleil dans les yeux."

Wege, dessen eines Ende die Disziplin, dessen anderes die persönliche Freiheit ist. Es sind die Stationen vom Turnen bis zum Gesellschaftsspiel.

Der Spieltrieb bemächtigt sich sämtlicher Zweckbeschäftigungen des Menschen und sucht ihnen eine künstlerische Disposition zu geben. Aus dem Nahrungsbeschaffen wird die Jagd und das Angeln, aus der Handwerksarbeit die Hygiene des Schreinens und Ackerns, aus dem Kampf die Mensur in sämtlichen Formen, aus dem Reiten und Fahren das Wettrennen. Der ernste Zweck wird beiseite gestellt, das Motiv als solches, das Mittel der Bewegung interessiert allein, und langsam schiebt sich an Stelle des ernsten ein zweites, verträglicheres, produktiveres Ziel: die Zucht. Die Zucht des Wildes in der Jagd, die des Nutztieres im Rennen, die des Menschen im Sport. Aus dem Kampf und den Nöten der Selbsterhaltung wird das hygienische Moment herausgenommen und selbständig entwickelt. Die heilsame Nebenwirkung wird Endzweck.



Altenglische Cricketspieler nach Miniaturbildern. (Aus Strutt.)

Zweifellos hat der Sport hiermit gegenüber dem militärischen Drill und der organisierten Handwerksarbeit eine befreiende Tat vollbracht. Aber er kann sich nur halten unter einem neuen Zweckbegriff: dem der körperlichen Zucht. Und darum hat auch er nicht das letzte Wort gesprochen. Er hat innerhalb seiner Grenzen eine Kultur strenger und freier Rhythmik entwickelt, aber selbst die freieste steht unter dem Gesetze der Hygiene. Sie dient nicht mehr so zwangvoll wie der Soldat, aber sie dient doch.

Stilgeschichtlich zeigt der Sport dieselben Erscheinungen wie das Militär. Ganz besonders ist die Fechtkunst ein bevorzugtes Kapitel im großen Lehrbuch des Kampfes. Sie durchlebt alle Phasen vom rohen Handwerk über die elegante Grammatik bis zur reinen Hygiene. Einst eine Kunst ohne Kunst, ein Draufloshauen ohne Codex, wird sie von der romanischen Renaissance zu einer wunderbaren Stilisierung des Angriffs und der Abwehr ausgebildet, um schließlich unter dieser veredelten Form auch ohne ernste Gefahr als Sport gepflegt zu werden. Eine



Altenglische Cricketspieler nach Miniaturbildern. (Aus Strutt.)

Variation zum Thema Militär. Die Stilisierung des Militärs bestand in der Kunstform der Märsche und der Handgriffe. Die Stilisierung der Fechtkunst geht den Schritt weiter: sie versucht Gegner und Gegner unter den Rhythmus zu bringen — wieder einer jener bewundernswerten Triumphe der Renaissance, die das scheinbar Unbezwingliche, die Feindschaft, die Todbereitschaft, das Ringen um Ehre und Leben organisiert. Inkommensurable Dinge werden unter einen Komment gestellt.

Der geographische Weg läßt sich hier schon bis nach Spanien verfolgen. Aber die italienische Schule des Stoßfechtens zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wird erst europäisch wirksam. Frankreich beginnt die Kultur des Fechtens mit St. Didiers Werk 1573.

Deutschland lernt 1606 durch Salvatore Fabris die italienische Schule kennen. Die Stufen der Entwickelung ergeben sich von selbst. Die Roheit der Angriffe wird kultiviert. Für das Schlagen tritt allmählich das Stoßen ein. Für das Vermeiden des Angriffs das regelrechte Parieren. Kunstausdrücke finden sich für alle Schritte, alle Figuren. Das Fechten wird zu einem Tanz, dem es ja auch seinen pas de fleuret vermacht hat. wird einbezogen. Das scharf präcisierte Wort des Labat datiert von 1696: „Man muß wissen, daß es keine Stellung gibt, die nicht ihre bestimmten Schläge hätte, keinen Schlag ohne seine Abwehr, keine Abwehr ohne ihren Kniff, keinen Kniff ohne seine Entgegnung und wieder die Entgegnung dieser Entgegnung."

Das System ist fertig. Die positions, die gardes, die parades, die bottes haben ihre

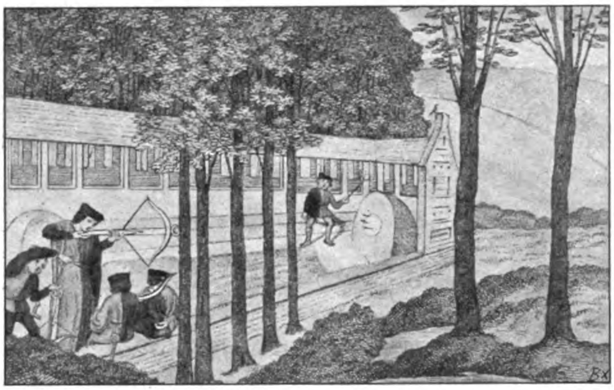


Altenglische Cricketspieler nach Miniaturbildern. (Aus Strutt.)

Marozzo hat schon 1536 zahllose Namen von Garden, je nach der Stellung der Beine und Arme. Die Marches und die Passes werden ausführlich durchgenommen. Thibault in seiner schönen und seltsamen Académie de l'Espée von 1628 betont wie Didier die Grundstellungen, die Vorbereitungsstellungen, die hier wie beim Militär und wie in den Tanzbüchern von einer sauberen Methode prinzipiell festgelegt werden: der Fechter steht mit der Linken am Körper entlang, die Schritte und die instances werden nach geometrischen Linien eines Circle mystérieux geregelt. Die Kämpfer vollenden nur ein Schema von Grundrissen in ihren Schritten, von Aufrissen in ihren Armbewegungen. Mittelalterliche Vorstellungen werden langsam durch die Eleganz einer Ballettkunst ersetzt. 1653 im Besnardschen Fechtwerke treffen wir das erste Mal die weltmännischste aller Waffen, das graziöse Florett, das noch in unseren Tagen seinen vornehmen Grußkomment beibehalten hat; wir treffen alle Kunstausdrücke des Tanzes: das engager und dégager, die battements und die voltes. Die formale Methode breitet sich in der großen französischen Schule immer weiter aus. Auch der Kampf zu Roß Nummerierung, ihre choreographischen Schemata. Keine Bewegung, keine Form des Kampfes, die nicht eingetragen wäre. Der Zufall wird quittiert, indem seine Möglichkeiten ihr Reglement finden. Es gibt Stilverschiedenheiten im spanischen, italienischen, deutschen, französischen Verfahren, wie wir sie auf den lehrreichen Tafeln des Girardschen traité des armes nebeneinander gestellt finden, die mit derselben aristokratischen Liebe angefertigt sind, welche die Militärstiche dieser Epoche auszeichnet.

Die Vereinfachung tritt auch hier um 1800 ein. Bei Lafangère 1820 ist sie deutlich wahrzunehmen, dem ein „unverzeihlicher Lakonismus" von Mérignac, dem Historiker des Fechtsports, vorgeworfen wird. Wozu eine Schönheits-Systematik? Im Felde entscheidet die Fernwaffe, im Ehrenhandel läßt die Duellwut langsam nach und weicht den modernen konstruktiven Begriffen von Gerechtigkeit. Das Fechten bleibt als Sport und verliert selbst im Ernstfall viel von seinem Renaissanceschliff. Die Möglichkeiten, die noch im achtzehnten Jahrhundert in das System einbezogen waren, das Fechten mit dem Mantel, mit ungleichen Waffen gegen ein Gewehr oder die Abwehr mit der blo-

ßen Linken, die den Gegner am Stoß verhindert, alles das fällt, weil es im Ernst nicht mehr nötig, im Spiel störend ist. Der Sport wird herausdestilliert. Die Eleganz gibt ihm die gute Form. Der klassische Fechter hat nicht einen Kniff in der Manschette, nicht ein Blättchen der Camelia verloren. Die Waffe ist nur eine Fortsetzung seiner Hand, deren Gelenke in Geschmeidigkeit spielen: englischer Zweckstil. Der Franzose aber weint über die verlorene Kunst, er sieht nichts als Spiel und Hygiene übriggeblieben aus einer der glänzendsten Kulturen seiner Renaissance. Wie es Legouvé ausdrückt: „Es ist eine nützliche Übung, ein amüsantes Spiel, ein gutes Mittel, sich zu verteidigen



Alte Armbrustspiele nach Miniaturmalereien. (Aus Strutt und Hone: „The sports and pastimes of the people of England".)

— aber eine Kunst ist es nicht mehr. Denn Kunst ohne Schönheit gibt es nicht."

Es ist unleugbar, daß die Fechtkunst an Interesse verloren hat. Auch der kleine Aufschwung des Floretts, den wir heute erleben, ist nichts als eine Reaktion modernen Sports. Das Fechten reizt uns in seinem Spielcharakter nicht mehr, weil es den Zufall unterdrückt, weil es ihn systematisiert. Es ist derselbe Zufall hier und in der Natur. Die Renaissanee stilisierte ihn, weil sie ihn in seiner Beweglichkeit töten wollte. Sie numerierte seine Möglichkeiten. Wir lieben ihn, weil uns das Wandelbare, Nuancierte, Persönliche näher steht, weil wir Farben den Formen vorziehen. Der Zufall ist der stechende Reiz im Verlaufe der Dinge. Er gibt uns das Gefühl der Unübersehbarkeit natürlicher Ordnung. Indem wir uns ihm hingeben, seinen Launen folgen, sie im Spiel aufsuchen, stellen wir uns auf andere Weise mit ihm gut, wir nehmen sein Tempo an, statt daß wir ihm das unsere diktieren. Was ist es, das wir heut an den Elementen der Natur, an den Pflanzen, dem Wasser, dem Feuer lieben? Ihre zufällige Natur, nicht ihre künstliche Form.

Dasselbe Gefühl gibt uns unsere Stellung dem Sport gegenüber. Unser Lieblingssport will den Zufall genießen. Wenn uns das Rudern und Segeln den Stimmungen der Landschaften, den Einflüssen des Wetters in die Hände spielt, wenn im Schlittschuhlaufen die persönliche Grazie des Tänzers auf dem Eise sich entfaltet, wenn im Tennis schlanke Männer und biegsame Frauen den Launen des Balles folgen, so hat der Zufall, die Verschiedenheit, die Eigenartigkeit dem Sport seine Reize gegeben. Das Eis unter unseren Füßen erlaubt uns die Ausbildung gleitender Schritte bis zu künstlerischen Figuren, das Rad vergrößert das Tempo des Spazierganges auf ungeahnte geographische Entfernungen, das Racket lockt tausend verschiedene Möglichkeiten einer eleganten Haltung im plötzlich erregten Augenblick, einer Momentwirkung fliegender Kleider im hastigen Tempo kürzester Strecken. Es sind nicht immer Sports, wie das Rad, die erst unsere Zeiten aus unseren Bedürfnissen entwickelt haben. Tennis und Schlittschuh kennt schon das siebzehnte Jahrhundert, Sportschlitten und Schneeschuh kennt der Norden, noch lange ehe sie kulturfähig wurden. Aber diesen nordischen Künsten gehört die ganze Liebe unserer Gegenwart. In der Geschichte des Sports stehen wir an dem Punkte, da englische Stile die Reste der Renaissance zurückdrängen. Wir begreifen heute, daß die Hygiene die Körper nicht zu formalisieren braucht, sondern daß sie auch fähig ist, die Phantasie des Zufalls und die Spielarten der Persönlichkeit zu entwickeln.

Dies ist die Form unserer Gesellschaftsspiele. Die Erwachsenen der europäischen

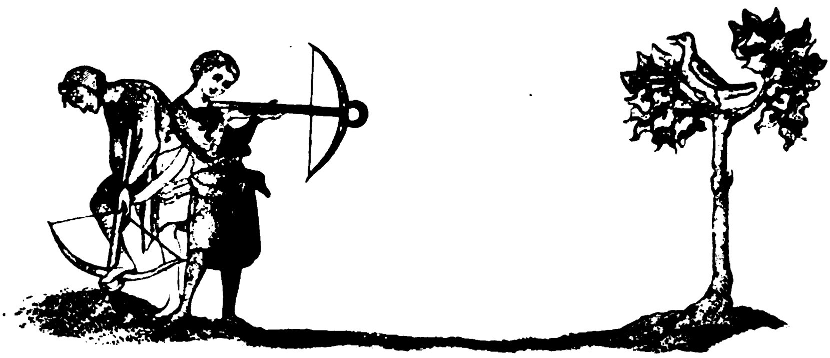


Millet: Ährenleserinnen. Ölgemälde.

Zu Bie: Rhythmische Künste des Menschen.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Kultur haben kein Vergnügen mehr daran, wie ein norwegischer Bauer sich im Springen bis an die Decke zu übertreffen oder Tiere nachzuahmen oder Pfänderspiele zu veranstalten oder Fang- und Laufscherze zu inscenieren. Die hygienische Forderung hat das reine Spiel aus diesen Kreisen verdrängt. Das Bewegungsspiel sank eine Stufe tiefer zu den Kindern, in deren Paradieshupfen, in deren Hinkfangen, in deren zahllosen Reigen und Wiesenspielen der Rest einer einstigen Spielpflege der Erwachsenen sich erhalten hat.



Armbrustspiel nach altenglischen Miniaturen. (Aus Strutt.)

In seinem reichhaltigen Buche über „Spiele der Menschen“ hat Groos eine schöne Anzahl solcher Fälle zusammengestellt, in denen die Beschäftigungen der Großen in die Sphäre der Kinder „hinabgerutscht“ sind. Die Großen stillen ihren Spieltrieb heute anders. Soll es nackte Hygiene sein, so turnen sie, und wenn sie sehr schön geturnt haben, erinnern sie sich sogar einiger Renaissancefiguren und machen nach allerlei Aufmärschen eine formale Schlußgruppe, in der der Mensch zum Baustein wird. Soll es lebendige und persönliche Hygiene sein, so inscenieren sie Ballspiele auf dem Billard oder dem freien Felde und sportliche Massenamüsements. Oder sie geben den Bewegungsreiz völlig auf und spielen nach alter Sitte Karten, Schach, Domino — eine geistige Zwiesprache mit der launenhaften Welt des Zufalls, die durch den Verstand geordnet werden möchte. Oder schließlich, von den Berechnungen des praktischen Lebens angewidert, werfen sie sich ganz und gar dem tollen Zufall, dem Hazard, auf einige Zeit in die sündigen Arme.

Damit wird das freie Bewegungsspiel, das ältere Gesellschaftsspiel, aus der modernen Kultur ausgeschlossen. Es stand zwischen der Disziplin alter Mensuren und der Disziplinlosigkeit des Hazards. Seine Bewegungselemente wurden vom Sport aufgenommen, seine Spielelemente gingen in die geistigen Amüsements über. Seine Formen



Armbrustspiel nach altenglischen Miniaturen. (Aus Strutt.)

sanken in den Kindergarten hinab. Unsere Zeit hat ihnen aufgesagt, weil sie sich körperlich lieber diszipliniert und geistig lieber unterhält. An die Stelle des streng disziplinierten Fechtsports ist die freiere Sportpflege getreten, die unseren körperlichen Spielneigungen einen hygienisch-konstruktiven Hintergrund gibt. So wäre auch hier kein Boden für eine vollkommen in sich selbst ruhende Kultur des Körpers, und dieser kleine Nebenzweck der Hygiene müßte auch noch ausscheiden, um den Läuterungsprozeß, welchen wir verfolgen, zu seinem Ziele zu führen.

Das Ziel ist der Tanz. Der Tanz ist frei und aus eigenem Impulse geboren. Er dient keiner Arbeit, keinem Kampfe, keiner Hygiene, keinem Zufallssport, keinem wirklichen und keinem fingierten Zweck — er ist das Spiel des Körpers in eigenem Wohlgefallen. Die rhythmische Kunst am Menschen erreicht in ihm ihren Gipfel. Seine Formen sind die Rhythmisierung einer sich selbst genügenden Bewegung, und seine Gesetze sind keine anderen als die einer wohlgefälligen und ausdrucksvollen beweglichen Plastik.



Max Liebermann: Originalzeichnung zur Hauptfigur des Tennisbildes.

Noch eine letzte Antithese taucht vor uns auf: die des gezwungenen und die des freiwilligen Tanzes. Man kennt die Erscheinungen der Tanzkrankheiten. Unter dem Namen Johannis- oder Veitstänzer strömten im vierzehnten Jahrhundert Scharen tanzender Männer und Frauen durch die rheinische Gegend, und in der Revolutionszeit wiederholt sich das Schauspiel einer Tanzansteckung aus Reaktion gegen ein furchtbares Erleben ungewöhnlicher Ereignisse. Achtzehnhundert Balllokale sind in Paris täglich geöffnet. Halbentblößte Weiber schwärmen mänadengleich durch diese Bals à la victime.

Macaber, der Vater des Totentanzes, ist in vielen Gestalten wiedergekehrt. Bald führt er in epidemischen Massen die wilden Tänzer hinter sich her, bald stellt er sich — bis in unsere Tage — auf einem Dorfe, in irgend einem entlegenen Winkel ein und peitscht die Dirnen, bis sie ihre Blößen zeigen und in Unzucht satanische Tänze vollführen, tagelang. Wie die Geißler einst in ihren Hieben eine religiös gesteigerte Sinnlichkeit auslösten und Christi Blut mit ihren Selbstgrausamkeiten in mystische, tief perverse Zusammenhänge brachten, so tanzten sich die Tänzer des schwarzen Todes und die der Revolution ihre Angst, ihre Qualen, ihre Höllenahnungen aus dem Leibe. Ein religiöser Dämon trieb sie in alte sündige, heidnische Reiche, aus denen sie trunken den heiligen Johannes und den heiligen Veit anriefen. Wie eine Feuerflamme wälzten sich ihre tanzenden Körper durch die Straßen, durch die Städte — aber die Zeiten waren vorbei, da aus solchen dionysischen Stimmungen Kunst geboren werden konnte.

Wie man die italienische Tarantella bisweilen auf den Taranteltanz zurückführt, so sind vielleicht der Münchener Metzgersprung, der Nürnberger Schäfflertanz, die Echternacher Springprozession und noch ein paar örtliche Tanzformen Reste dieser Bewegung. Sie ist verflogen, weil sie ein ansteckender Rausch war, eine künstliche Verblendung, kein positiver Gottesdienst und keine bewußte Kultur. Kulturfähig ist allein derjenige Tanz geworden, der aus einer edeln und freien Vereinigung von Menschen sich gebildet hat.

Bei der Handwerksarbeit verschlang ihn die intellektuelle Entwickelung der Technik, beim Militär der geordnete Arbeitsrhythmus, beim Spiel die Illusion eines Zweckes — zwecklos ist er nur dann, wenn er nichts versucht als die Formen unseres Zusammenseins, unseres Verkehrs zu rhythmisieren. Wir sahen ihn durch alle verwandten Reiche hindurchschimmern, sahen die Parallelen, die Berührungen, die Stilähnlichkeiten. Aber immer trat ein ernster oder ein spielender Zweck davor, und die Bewegung war geniert oder unfrei. Die Geselligkeit muß Selbstzweck sein, um die große Kunst des körperlichen Rhythmus zu lösen. Die Gesellschaft von Menschen, die zusammenkommt, nur um eben zusammenzusein, nur um in das tägliche Berufsleben diese freien Stunden sozialer Gemeinschaft einzusetzen, nur diese Gesellschaft hat den Feierlichkeitsstil, um eine Kultur des Tanzes, eine rhythmische Kunst des Körpers, die größte äußerlich rhythmische Kunst, die uns möglich ist, durchzuführen. Die Stärke ihrer Geselligkeit wird die Triebkraft ihrer Pflege des Tanzes sein, und die sich wandelnden Formen ihres Verkehrs werden seine Stilgeschichte bedingen.



Nicholson: Armbrustsport.
Holzschnitt aus dem Sportkalender für 1901.

Erinnerung an die Provence

Wir ritten, eine vielgeliebte Frau
Und ich, im Mondschein einer Sommernacht
Hin durch das Tal der schimmernden Durance.
Auf schlanken, weißen Zeltern ritten wir
Und schwiegen. Nur zuweilen, wenn der Mond
Uns mild durch der Kastanien Zweige traf,
Schaut' ich in großer Liebe zu dir hin
Und flüsterte, so leis' ich konnt': „Jeanette …“

Die Schönheit jener Nacht war wie ein Duft
Sehr seltener Blumen, die zu schnell verblühn.
Ich zitterte, als hätt' ich nie ein Glück
So rein gefühlt, und sehe noch das Licht
Des silbernen Monds auf deinem schwarzen Haar.
Ich höre noch das Rauschen der Durance
Wie leise Lieder aus dem Land des Traums
Und weiß noch, daß ich einmal meinen Hengst
So heftig mit den Sporen stach vor Glück,
Daß er hochauf sich bäumte, trotzigen Augs.

Hans Bethge

Das Haus Jakob Ülsters

Novelle

von

S. Hoechstetter

Ich weiß noch, daß es ein Sonnabend war — Anfang Juni des Jahres 1889 —, als ich dem Manne zuerst begegnete. Wir Primaner hatten schwere Zeiten: die Arbeiten für das Maturum rückten näher, und ich mußte mich ein wenig dranhalten, um ehrenvoll durch das Examen zu kommen. Dennoch war ich mit den Aufgaben für den Montagsunterricht am späten Nachmittag fertig und wollte noch einen kleinen Spaziergang machen.

Ich ging durch die breiten und menschenleeren Straßen von Bayreuth. Nicht daß ich die Stadt geliebt hätte — dazu war ihre Gegenwart allzu uninteressant: Aber es liegt ein Vergangenheitsreiz über ihr, dem ich mich nicht entziehen konnte.

Der Abend war hell, und der Himmel hatte jene lichte Farbe, die immer zarter und durchsichtiger wird, je näher die Dämmerung kommt. Ich ging am Standbild Jean Pauls vorüber und weiter die Straße hinunter.

Da sah ich ein enges Gäßchen, in dem ich noch nie gewesen war. Ich dachte plötzlich, hier könnte man vielleicht irgend eine Entdeckung machen. Welcher Art die sein sollte, wurde mir allerdings nicht klar, aber ich schlug den Weg ein.

Und wirklich, nach vielleicht hundert Schritten befand ich mich in einer Stadtgegend, die ich trotz eines fast zweijährigen Aufenthaltes in Bayreuth noch nicht betreten hatte. Von der Hofgartenseite her verdecken die Straße die alten Bäume. Jenseits schließen sich die Mauern des markgräflichen Reithauses an. Dazwischen eingeschaltet aber liegt etwa ein halbes Dutzend niedriger und doch stattlicher Häuser, im Mansardschen Geschmack gebaut. Sie haben alle Vorgärten, die von Mauern oder doch von Bretterzäunen eingeschlossen sind, und die ein Holzpförtchen der Außenwelt öffnet. „Jean-Paul-Straße" las ich an einem Haus. Ich erinnerte mich nicht genau, ob Jean Paul da gewohnt haben soll. Deshalb trat ich an die einzelnen Gebäude so weit als möglich heran, um eine etwaige Gedenktafel zu suchen.

Da sah ich, daß die Tür einer Gartenmauer offenstand. Ich ging darauf zu und blickte in einen verschnittenen Buchengang, der auf die Front des Hauses zuführte.

Von einer sonderbaren Neugier getrieben, trat ich in den Garten. Er war größer, als ich gedacht hatte, und gleich neben der Mauer lief ein zweiter Weg seitwärts. Ich verfolgte ihn — und kam nach vielleicht hundert Schritten zu einem rechteckigen, vom Regen fast glattgeschliffenen Stein, auf dem eine flache griechische Vase stand, die auch ein Kohlenbecken vorstellen konnte. Das Ganze schien, wenn auch eine Nachahmung, so doch sehr alten Ursprungs zu sein.

Was für ein braver Bayreuther Spießbürger mochte den Stein in seinem Garten haben? Aber nein — die Anlage schien mit Bedacht erhalten. Im Umkreis standen Cypressen. Sie waren nicht sehr hoch, halfen aber doch den schmerzlichen Eindruck des Gartenwinkels verstärken. Und da diese Bäume in dem rauhen Klima des fränkischen „Oberlandes" nur schwer fortkommen, bewies ihr Vorhandensein, daß sich der Besitzer um die Erhaltung bemühen mußte.

Ich nahm das Bild mit einem mir fast unerklärlichen Wohlgefallen in mich auf. Viel-

leicht schärft ja eine schönheitsarme Umgebung und eine unkünstlerische Zeit dem, der nicht einen schon verdorbenen Blick hat, das Auge.

Wie ich so stand, fühlte ich plötzlich eine Hand auf meinem Arm. Ich wandte mich und sah in ein männliches Gesicht unbestimmbaren Alters. Der Herr, welcher vor mir stand, trug einen langen Reitrock, einen Ülster, wie ich in der Stadt noch keinen gesehen; auf dem Kopfe hatte er eine grüne Schottenmütze.

„Wollen Sie mich besuchen?" fragte der Mann.

Ich nahm den Hut ab und brachte eine etwas verworrene Entschuldigung vor.

Der Mann schien mich aber nicht zu verstehen. „Bitte, kommen Sie mit herein," sagte er und wandte sich dem Hause zu.

Ich zögerte. Die Unbehilflichkeit meiner achtzehn Jahre fand aber keinen Ausweg, und so ging ich hinter dem Manne im Ülster in das Haus.

Er durchschritt einen niedrigen, aber geräumigen Vorsaal und schloß dann eine Tür auf. „Bitte, hier hinein!"

Ich trat in ein Zimmer, dessen Ausstattung mich frappierte, trotzdem ein Halbdämmern schon alles unklar machte. Die ganzen Wände dieses Raumes waren von der Decke bis zur Diele mit Pastellporträts in allen Größen behängt. Kein Möbel war an die Wand gerückt, sondern alles stand in der Mitte. „Setzen Sie sich, junger Mann," sagte der Herr im Ülster. „Wer hat Sie denn an mich empfohlen?"

Es schien mir unmöglich, jetzt zu sagen: ich bin ein neugieriges Büblein, das sich in Ihrem Garten verlaufen hat. Eine plötzliche Sucht, mich durch irgend ein Wort zu retten, erfaßte mich, und so antwortete ich in dem erhebenden Bewußtsein, etwas „Geistreiches", wenn auch Geborgtes zu sagen, das Wort von Voltaire: „Seine Majestät der Zufall."

Mein unbekannter Gastfreund sah mich einen Augenblick lang scharf an. Dann sagte er: „Ich bin kein Freund von Voltaire. Aber er war ein Genie. Die Einführung ist also acceptiert. Ich mag auch den Äschylos nicht. Doch wenn jemand zu mir kommt und spricht: ‚Göttergeheiligt sei dir der Fremdling', so ist er mir lieber, als wenn er ein Empfehlungsschreiben auf Velinpapier überreicht."

Ich wußte nichts zu erwidern, auch hielt ich ein fortgesetztes Zwiegespräch in Citaten für keinen begehrenswerten Genuß. So sagte ich, diesmal mit mehr Festigkeit als draußen im Garten: „Ich bitte zu entschuldigen, daß ich hier eindrang, und empfehle mich."

Aber der Herr im Ülster stellte sich zwischen mich und die Tür. „Ja, glauben Sie denn, ich lasse jemand wieder aus meinem Hause, ohne ihn zu kennen? Junger Herr, diesen Abend werden Sie schon an meinem Tische bleiben müssen."

Ich zögerte mit einer Antwort. Die Sache schien mir bald ein Abenteuer.

„Werden Sie zu Hause erwartet?"

Das mußte ich verneinen. Die Frau Pfarrerin, bei der ich wohnte, hatte heute ihren Whisttag in einem anderen Hause. Meiner harrte nur ein Butterbrot, eine echte Bayreuther Knackwurst und eine Flasche Maiselbier. Daß ich meinerseits ein solches Abendbrot mit Heftigkeit erwartete, konnte ich doch nicht sagen. Und den Hausschlüssel besaß ich auch.

„Gut. So bleiben Sie. Ich heiße wie mein Rock — Ülster."

„Hermann Wilke, Oberklässer," beeilte ich mich zu sagen.

„Bayreuther?"

„Nein, irgendwo aus Franken. Sie wüßten doch nicht, wo der Ort liegt — so ein kleines Gehöft."

„Also halber Lohengrin. Auch gut."

Da öffnete sich die Tür, ein junges Mädchen trat ein und stellte eine Lampe auf den Tisch. „Meine Tochter!" sagte Herr Ülster, und ich machte eine Tanzstundenverbeugung. Das junge Mädchen war von einer seltsamen Lieblichkeit. Ja, so schön war sie, daß ich fast erschrak.

Und ich begriff nicht — wir Oberklässer rühmten uns doch, alle Mädchen von Bayreuth zu kennen, aber von ihr hatte noch keiner gesprochen. Vielleicht lebte sie aber noch nicht lange hier. Ehe ich aber etwas sprechen konnte, hatte sie das Zimmer wieder verlassen.

„Wir sind noch nicht lange in dieser Stadt," sagte da mein Gastfreund, als hätte

er meine Gedanken erraten. „Ich habe zwar das Haus schon vor zehn Jahren gekauft, aber meine Tochter brauchte andere Erzieher, als sie hier zu finden wären."

Ich hatte unterdessen die mir gebotene Cigarre angebrannt; während des Rauchens fühlte ich mich stets männlicher und sicherer.

„Wenn ich nicht irre, sind Sie Ausländer. Darf ich fragen, Herr Ülster, was Sie gerade nach Deutschland zog und noch dazu in eine fränkische Provinz?"

„Sie fragen das? Nun — Wagner."

Ich lächelte und antwortete im Tone eines jungen Mannes, der mit den Gewohnheiten von Weltmenschen — von der „großen Welt" sagt man, wenn man ihr recht fernsteht — vertraut ist: „Selbstverständlich Wagner. Aber da kommt man doch nur für die Spielzeit. Im übrigen ist es ja hier doch sehr öde."

Nun lächelte auch Herr Ülster. „Zu Ihnen muß man wirklich ganz aufrichtig sein. Mein zweiter Grund ist der: Seit Goethe, den Romantikern und etwa noch Immermann haben Sie keinen großen Dichter mehr in Deutschland gehabt. (Wie schon gesagt, es war im Jahre 1889.) Da es kaum anzunehmen ist, ‚das Volk der Denker und Dichter,' wie es Lord Lytton nannte, sei so verflacht, daß es kein Genie mehr hervorbringt — kein Genie der Seele, meine ich, denn das ist ein Dichter —, so glaube ich, der Deutsche hat vielleicht eine andere Eigenschaft ausgebildet, das Genie des Herzens."

„Im Lande Jean Pauls?" Ich legte alle mir zu Gebote stehende Ironie in das Wort. Denn Ironie schien mir Geist, und ich hatte, seit ich das Haus betreten, den Ehrgeiz, geistreich zu sein.

„Wie? Rühmen denn nicht die wenigen, die diesen Dichter noch kennen lernen mögen, gerade seine große Gefühlskraft?"

„Das mag sein. Mir scheint, daß nie jemand qualvoller gestrebt hat, die Kälte des eigenen Herzens hinter bengalischen Flammen zu verbergen, als Jean Paul."

Da nahm Herr Ülster plötzlich meine Hand. „Sie gefallen mir, junger Mensch. Sie haben den Instinkt für Echtheit. Wahrhaftig, Sie müssen mich öfter besuchen. Aber nun, ich glaube, es ist Abendbrotzeit." Er ging zur Tür und rief: „Edda, können wir nicht bald zu Tisch kommen?"

Ich fand den wunderlichen Namen schön. Vielleicht, weil das liebliche Mädchen ihn trug — vielleicht, weil ich an allen meinen Bekannten Alltagsnamen gewohnt war.

Ein paar Minuten später saß ich mit den Bewohnern des Hauses um einen schön gedeckten Tisch. Ich weiß nicht mehr, was es gab, nur weiß ich, daß ich für ein paar Gerichte dankte, nicht weil ich dem unbekannten Geschmack mißtraute; ich wußte nur nicht, auf welche Weise man sie schicklich zum Munde führte. Es gab Tee dazu und nachher einen sehr leichten Schaumwein. Ein Diener besorgte die Aufwartung — ich sagte „danke", wenn er mir etwas gereicht hatte. Ich war nicht mehr „geistreich" während des Essens. Ich ließ die anderen reden und sah das schöne Mädchen an. Ich wußte nicht, was sie so lieblich machte. War es nur die fremdartige Grazie, die mich betörte, oder etwas anderes, Unbestimmbares? —

Auch in diesem Raume hing eine Menge von Pastellbildern. Lauter Blumenstücke. Mir gegenüber war, von der Lampe belichtet, ein Bild mit blauen Hyazinthen.

Herr Ülster hatte ein Buch genommen und las daraus vor. Es war der Heinrich von Ofterdingen des Novalis. Ich kannte noch nichts von den Romantikern als elende Auszüge in den Schullesebüchern. Wenn ich mir etwas anschaffte, so waren es Russen und Skandinavier, sowohl der Reclamschen Billigkeit halber, als wegen des Realismus, für den damals die Jugend das meiste Interesse hatte.

Nun hörte ich Ofterdingens Reise. Der Mann las, wie ich noch nie lesen gehört hatte. Er wußte mit seiner Stimme zu gestalten. Er fand den leisen, verhaltenen Unterton der sehnsuchtsvollen Erwartung auszudrücken, die in dem Werke des größten Genies der Seele liegt. Und mir war es plötzlich, als fühlte ich den Duft der blauen Hyazinthe, die mir gegenüber an der Wand hing. Ich wurde verwirrt; das mußte doch eine Täuschung sein. Keine lebende Blume stand in dem Zimmer. Oder sollte der starke, süße Wohlgeruch von ihr ausgehen, die der Mann „Edda" nannte? Da sah ich, daß das Mädchen nicht mehr bei uns saß.

Herr Ülster legte sein Buch nieder. „Lieber, junger Herr, nun werden Sie wohl nach Hause müssen?"

Verlegen und hastig stand ich auf. „Ich danke so sehr für den Abend."

Herr Ülster antwortete: „Wenn Sie gern bei uns gewesen sind, so kommen Sie doch öfter wieder. Wann haben Sie Zeit?"

„Morgen!" Ich erschrak über meine Aufdringlichkeit.

„Gut, also morgen. Kommen Sie nur dann ein wenig früher. Sie müssen mir doch von sich selbst auch erzählen."

Ich ging durch den Garten — an dem Opferstein vorüber. Und ich blieb stehen und sah auf das Haus zurück. Ja — im Obergeschoß war Licht. Ein Schatten bewegte sich. Ich wandte mich, und meine Wangen wurden heiß.

Als ich zu Hause war in meiner kleinen, ärmlichen Stube, glaubte ich geträumt zu haben. Würde es mir nicht morgen gehen wie dem jungen Goethe, der das Gartenpförtchen nicht mehr finden konnte, hinter dem so wundersam Schönes lag? Aber nein — ich war doch kein Phantast und kein Nachtwandler, der Erscheinungen sah. Wie dumm von mir, dachte ich, daß ich ein so schönes Buch wie den Ofterdingen nicht kannte. Und ich sehnte mich plötzlich, ein Dichter zu sein — ein Dichter, der die Welt erobern konnte und Taten des Geistes vollbringen, hinter denen jedes Geschehnis der Wirklichkeit nur eine blasse Formel war. Während dieser hochfliegenden Gedanken aber hatte ich etwas getan, was mich tief beschämte: ich hatte, ohne es nur zu merken, das bereitstehende „Souper" aus Wurst und Butterbrot aufgegessen.

* *
*

Der nächste Morgen verging mir langsam. Erst war ich genötigt gewesen, in Begleitung der Frau Pfarrer Zwanziger die Predigt eines als witzig bekannten Konsistorialrates zu hören. Dann ging ich gewohnheitsmäßig mit meinen „Kommilitonen" zur Parademusik auf den Schloßhof und mußte einige Aufforderungen für den Nachmittag mit Ausflüchten ablehnen.

Denn es war mir unmöglich, zu ihnen von dem Hause in der Jean-Paul-Straße zu sprechen. Beim Mittagsessen wurde mir vorgeschlagen, die Frau Pfarrer, ihre Töchter, welche heimliche Theologenbräute waren, und noch ein paar Damen nach der Rollwenzelei zu begleiten. Ich entschuldigte mich mit einer Einladung. Dann, als die Damen das Haus verlassen hatten, suchte ich den pfarrfraulichen „Salon" auf, denn dort war wenigstens ein Spiegel, aus welchem einem die eigene Gestalt nicht in der Verzerrung einer Orchidee entgegenblickte wie aus dem meines Schlafzimmers.

Ich besaß einen schwarzen Rock mit seidenen Aufschlägen. Nur der Umstand, daß er meinem Schwager, einem Arzte, der plötzlich dick geworden, zu eng geworden war, hatte dieses elegante Kleidungsstück in meinen Besitz gebracht. Hellgraue, weite Beinkleider besaß ich auch — den Mangel einer weißen Weste konnte man durch Zuknöpfen des Rockes verdecken.

Ich war zufrieden mit meinem Spiegelbild. Ich bürstete meine über der Stirn wenig verschnittenen Haare so lange, bis sie lockig wurden, hüllte meine Pracht in einen allerdings vertragenen Havelock und ging dann aus dem Hause.

Es war noch früh.

Eigentlich wollte ich erst einen Spaziergang machen. Aber ehe ich mich besinnen konnte, wohin, war ich schon in der Jean-Paul-Straße. Und wirklich, das Haus, das Gartenpförtchen standen auf demselben Fleck wie gestern. Die Gasse hinunter wollte ich doch erst noch gehen.

Ich hatte kaum zehn Schritte gemacht, als ich dieses Unternehmen bereute. Ein Mitschüler kam mir entgegen — noch dazu der unbeliebteste unserer Klasse, denn er galt als hochmütig. Er war der Sohn einer Exzellenz an der Universität Heidelberg und betrachtete Bayreuth als ein Exil. Wir grüßten uns flüchtig — aber ohne ein paar Worte zu wechseln, gingen doch Oberklässer nicht aneinander vorüber.

„Tag, Wilke," sagte er, „auf Abenteuer aus?"

„Nein — ich bin eingeladen."

„So, so. Viel Vergnügen."

„Ebenfalls. Tag."

Ich ging die Gasse hinauf — er hinunter. Ich mochte nicht vor seinen Augen eintreten,

das Haus war mir plötzlich ein Geheimnis. Als ich zurückkehrte, traf ich den „Freiherrn“ (wir nannten ihn so, obwohl er nur einfach von Gent hieß) auf derselben Stelle wie vorher. Er war ebenfalls nur zurückgegangen.

„Na, Wilke, du wartest wohl noch auf die Einladung?“

„Und du auf ein Rendezvous?“

„Nein, ich bin da bei Ülsters.“

„Ich auch.“

„Donnerwetter, bei Ülsters?“

„Gewiß,“ sagte ich verwundert.

„Ja, wie kommst du daher? Das ist ja ein verteufeltes Glück. Ich bin nämlich durch meinen Vater empfohlen worden, sie nehmen sonst gar nicht Besuch an.“

„Ich war schon gestern da.“

„In der Tat?“

Mein Mitschüler schien mich plötzlich mit ganz anderen Augen anzusehen.

„Verzeih, Wilke, ich weiß, ich bin nicht nett in der Klasse. Ich habe erst Anschluß versucht — gefiel mir aber nicht. Sie sind alle gar zu einfach. Aber ich glaube, wir beide werden vielleicht zueinander passen.“

„Nur weil ich bei Ülsters verkehre?“

„Ich glaube wohl. Du mußt dem Herrn sehr gefallen haben — wie gesagt, er ist exklusiv.“

„Was tust du dort?“

„Ich musiziere mit dem gnädigen Fräulein. Sie ist außerordentlich begabt. Zur Not komme ich noch mit. Ich liebe dieses Haus — man ist so vornehm da — und sehr frei. Wir verkehren ganz als Kameraden.“

Gent war schon über zwanzig Jahre alt. Er hatte, obwohl er glänzend begabt war, die Studien über der Musik vernachlässigt. Vielleicht kam sein Zorn auf Bayreuth daher, weil er noch mit viel unreiferen Jungen auf der Schulbank sitzen mußte.

Wir waren während dieses Gespräches ein Stück nach dem Hofgarten gegangen. Nun kehrten wir um, denn es war wohl Zeit.

„Wenn mich mein alter Herr wenigstens voriges Jahr hierher geschickt hätte,“ sagte Gent. „Da war Siegfried Wagner noch auf der Klasse. Ich kenne ihn leider nicht, aber das muß ein beneidenswerter Mensch sein. Und wie er zu Hause geliebt wird —“

„Kommst du denn zu Wagners?“

„Gewiß. Die gnädige Frau kennt auch meinen Vater. Ich habe schon oft im Wahnfried gespielt.“

Nun begriff ich, warum der „Freiherr“ so hochmütig war.

Wir hatten den Garten erreicht.

Gent verabschiedete sich im Hausflur. „Wir sehen uns beim Abendbrot, ich übe mit Fräulein Ülster —“ Und er sprang leichtfüßig die Treppe hinauf.

Ich aber, der nichts von Anmeldungen wußte, klopfte, nachdem ich den Mantel abgelegt hatte, treuherzig an die Tür des Pastellzimmers und trat auf ein „Herein“ näher.

„Ah, da sind Sie ja. Willkommen!“ rief Herr Ülster. Er saß an einem eigentümlich geformten, drehbaren Aktenschrank, der jedoch mit Büchern belegt war, die er ordnete. „Wie ist es Ihnen seit gestern ergangen?“

„Ich habe nichts Erzählenswertes erlebt.“

„Ja, ja. Sie sind so jung. Sie haben noch Zeit. Was werden Sie denn später studieren?“

„Ich werde jedenfalls ein Studium nehmen müssen, das nicht zu langwierig ist. Wenn ich aber tun könnte, was ich wollte, ginge ich erst ein paar Jahre auf Reisen, und dann studierte ich die alten Geheimwissenschaften. Natürlich nicht als Adept, sondern als Psychologe.“

Herr Ülster lächelte. „Da kann ich Ihnen vielleicht einmal behilflich sein. Ich habe eine sehr interessante Bibliothek darüber. Doch lassen Sie das, bis Sie wirklich Student sind. Hier kann ich Ihnen aber etwas zeigen. Kommen Sie.“ Er führte mich an die Nordwand des Zimmers. „Sehen Sie, das sind lauter Porträts berühmter Rosenkreuzer. Eine merkwürdige Sammlung, nicht wahr? Mein Vater ist mit Lord Lytton befreundet gewesen — Sie wissen ja aus Zanoni, welche Vorliebe Bulwer für die Geheimwissenschaften hatte —, und da verschafften sich die beiden Herren diese Bilder. Bulwer besaß die Originale, mein Vater hat sie alle in Pastell kopiert.“

Wir sprachen noch länger über das Thema, auch über die vielen Bilder im Hause. Nach allem, was Herr Ülster von seinen Familienbeziehungen durchblicken ließ, nahm ich an, daß er ein zweiter Sohn irgend einer Lord-

schaft sein mußte. Wir hörten in das Gespräch hinein von oben die gedämpften Töne einer ernsten Musik.

„Sie sind mit dem jungen Gent gekommen," sagte Ülster. „Lassen Sie uns einmal hinaufgehen. Sie lieben doch gewiß gute Musik."

Ich folgte Herrn Ülster durch das Haus. Es hatte helle, breite Gänge, und oben waren die Räume licht und zierlich. Wir blieben in dem an das Musikzimmer angrenzenden Gelaß und hörten dem Spiele zu. Die Künstler hatten eine Beethovensche Sonate vor, und es klang vortrefflich zusammen. Nachdem das Allegro aus war, gab es sich, daß ich mit dem jungen Fräulein allein im Zimmer blieb.

„Vielleicht finden Sie hier etwas, das Sie unterhält. Papa macht immer vor Tisch mit Herrn von Gent theoretische Wagnerstudien."

Ich fand das reizend von den beiden. Und ich sagte schüchtern: „Wenn Sie mir erlauben, hier zu bleiben, brauche ich keine andere Unterhaltung."

Sie lächelte nur. Sie saß mir gegenüber auf einem kleinen Rokokostühlchen — ich aber wußte nichts zu sprechen.

Da stand sie nach einer Weile auf und ging mit ihren ein wenig tanzenden Schritten zum Fenster. „Sehen Sie doch einmal hier hinaus. Da kann man so schön den alten Schloßpark überblicken."

Ich trat neben sie.

„Papa hat ein paar Bäume fällen lassen, nun sieht man gerade in die Allee hinein."

Und wirklich, da lag der Hofgarten, der grüne Garten mit den grauen Götterbildern, deren Mangel an Nasen und anderen vorspringenden Formen man von hier aus nicht bemerkte.

„O, so schön ist das!" sagte ich.

„Nicht wahr? Überhaupt haben wir so ein hübsches Haus. Ich habe es ja nicht gemacht, so darf ich es schon selbst bewundern. Kommen Sie, ich will Ihnen auch den Festsaal zeigen."

Wir überschritten den Flur und kamen in ein weites Zimmer, das einen wundervoll gearbeiteten Plafond hatte. An den Wänden standen vergoldete Stühle mit blauseidenen Bezügen, und in der Ecke war eine kleine Tribüne für das Orchester. Ich fühlte mich ganz beklommen, denn ich dachte an mein armseliges Kämmerchen bei der Frau Pfarrer.

„Hier sollte man tanzen," sagte Edda. „O, ich will Papa bitten, daß er einmal einen Ball gibt! Oder man könnte Theater spielen."

Edda hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, ich stand in der Mitte des Saales. Und wie ich sie so sah in ihrer lächelnden Lieblichkeit, da nahm ich meinen ganzen Mut zusammen. Ich ging vorwärts, blieb stehen, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Gnädiges Fräulein, haben Sie diese Tour noch frei?"

Sie lachte hell auf und gab mir die Hand. Und wir tanzten und tanzten durch den prächtigen, leeren Festsaal.

* *
*

Ich hatte nie viel Verkehr gehabt. Meine Eltern lebten in einem kleinen Ort, wo man mit seinen Nebenmenschen nur die Interessen des Alltags teilen konnte. Unter meinen „Kommilitonen" besaß ich viele Kameraden, aber keinen Freund. Der Familienverkehr in der Stadt war dürftiger Natur: Teeabende bei verschiedenen Pastors- oder Beamtenwitwen, an Alter sehr überlegene, meist bräutliche Töchter, Körners Werke in verteilten Rollen, politische Gespräche auf Grund der vorsichtigen Augsburger Abendzeitung.

Seit sich mir das seltsame Haus in der Jean-Paul-Straße geöffnet hatte, wandte ich aller anderen Geselligkeit stolz den Rücken. Nicht einmal den „Abendbummel" der Primaner machte ich mehr mit — was interessierten mich die Liebschaften mit den süßen Pflanzen von der Töchterschule! Gott, weil es mal so Sitte war — ich hatte auch Damen gehabt, die auf dem Eis berittert sein wollten — und eine obligate Tanzstundenverehrung.

Fragte man diese junge Dame: „Kennen Sie etwas von Jean Paul?" so antwortete sie: „Ja, ‚Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen'." Ferner hatte sie von Platen „Das lispelnde Grab im Busento" gelesen, von Schiller „Die Glocke"; außerdem die Marlitt und mindestens fünfzigtausend Reime von

Julius Wolff. Auch, daß ein Leutnant etwas Schönes sei, die Lehrerinnen hingegen alte Katzen, die Pensionsdame ein Drache — und sonstige liebliche Wahrheiten bekam ich von ihr zu hören.

Nein, ich kam sehr freien Herzens in das Haus hinter den Cypressen. Erst war ich noch ein wenig zaghaft: ich meinte, es täte meinem Prestige einen Abbruch, wenn ich immer so pünktlich auf die Stunde mich einstellte. Dann ging ich vorher durch die toten Gassen der alten Stadt — hinaus nach dem Brandenburger, wo so viele verlassene markgräfliche Häuser stehen, die von Vergangenheiten redeten. Und ich dachte, es wäre schön, wenn der alte Markgrafenglanz hier in stiller Verlassenheit läge — wie droben in den fränkischen Wäldern die Ruinen Sanspareils. Ich dachte, nichts sollte sonst noch hier sein als das Haus hinter den Cypressen. Und mit diesem Gedanken verflog meine selbstquälerische Enthaltsamkeit, und ich kam nie später dort an, als man schicklicherweise kommen kann, wenn man zum Abend geladen ist. Ich gab mich dem seltsamen und tiefen Zauber des Hauses hin.

Es folgten viele solcher glücklichen Sonnabende und Sonntage. Gent und ich waren selbstsüchtig. Wir hüteten uns, einen Kameraden einzuführen, was Herr Jakob Ülster uns erlaubt hatte. Gent musizierte mit Edda, und ich saß manche stille, schöne Stunde mit ihr im Garten.

Ich war so viel schwerfälliger als sie. Ihre leichte Fröhlichkeit beglückte mich. Aber sie konnte auch nachdenkliche Gespräche führen, und lange redeten wir von Heinrich von Ofterdingen und anderen Büchern. Sie liebte es auch, selbst den Garten zu pflegen und zu bepflanzen. Ich half ihr dabei, und ich glaube, wir haben viel Unheil unter den Blumen angerichtet, denn ich wenigstens hatte mehr guten Willen als Talent zur Gärtnerei.

O, das waren Sommertage voll Schönheit und Jugend! Ich war gedankenlos wie nie in meinem Leben. Ich sah nur, daß alles um mich lächelte — ich sah, daß die Erde so schön war und die Gegenwart voll Licht und Glanz. Und ich sah sie mit den lieblichen Augen, in denen ich ein Verstehen las, das mir teurer schien als alles, was ich bisher gekannt. Verging die Zeit? Ich wußte es nicht. Waren erst drei Wochen vergangen, seit ich sie kannte? Ich dachte nicht daran. Nein, vorher da war ja nichts gewesen.

Und wenn draußen der Tag erblaßte und die Nacht das letzte Licht verzehrte, dann kam Edda mit leisen, zarten Schritten und stellte die Lampe auf den Mittelpunkt in dem Pastellzimmer.

Jakob Ülster las uns vor. Er las uns Goethes „Tasso" und Rousseaus „Heloise", er las uns „Romeo und Julia" und die der Beatrice geweihten Stanzen des Dante und Clemens Brentanos unsterbliches Gedicht: „Einsam will ich untergehn".

Draußen im Garten blühten die Rosen — und mir so nahe, daß ich wähnte, ihren Atem zu hören, der die schmale Brust hob und senkte, saß sie. Und mir erbebte das Herz. So schön war alles, was in diesem Hause geschah. So schön war alles, was wir hörten.

Und einmal las Jakob Ülster ein Gedicht von Frédéric Mistral: „Das Lied vom König René". Und da kam eine Stelle, die heißt:

> Er hat sie genommen so jung — so jung,
> Sie wußt' sich kaum noch zu gürten.

Ich vergaß die Menschen um uns — ich mußte Edda ansehen. Unsere Augen trafen sich, und sie senkte errötend ihr junges Gesicht.

* * *

Es war natürlich, daß ich nun Gent auch öfter sah. Wir gingen manchmal nach dem Unterricht spazieren, und ich merkte, wie er von den Mitschülern und auch von mir falsch beurteilt worden war. Eine Natur wie die seine hatte das Recht, nicht jedermanns Freund sein zu wollen. Und was mir so sehr an ihm gefiel: er machte nie eine unzarte Bemerkung über meine Gefühle, die er doch wohl erraten konnte. Mit ihr selbst verkehrte er wie ein sehr höflicher Verwandter. Nie erlaubte er sich trotz seiner bevorzugten Stellung im Hause die kleinste Freiheit. Im Gegenteil, fast ein wenig zu ernst schien er ihr gegenüber.

Eines Abends hatte Herr Ülster ein neues Buch vor: „Die Komödie der Liebe" von

Henrik Ibsen. Er las uns das Stück in einem Zuge vor, und wir hatten dabei Tee, damit unsere Aufnahmefähigkeit nicht erlahme. Als er fertig war, sagte er mit einem leichten Lächeln zu mir: „Herr Wilke, was meinen Sie, haben Falk und Schwanhild recht getan?“

Ich antwortete nach einer Pause: „Ich verstehe diese Menschen nicht. Ich verstehe nicht, wie sie so sehr am Leben hängen können. Denn Behagen und Abenteurerlust stehen ihnen höher als die Liebe. Es sind einfach Alltagsmenschen, über deren Jugend ein Schimmer von Poesie fiel. Es sind ja nicht Liebende — der Dichter muß gar nicht wissen, wie ein Mensch fühlt, wenn er liebt.“

Herr Ülster lächelte wieder. „Und was sagt uns Herr von Gent?“

„Ich meine, Hermann hat das Buch nicht ganz richtig verstanden. Die Komödianten der Liebe sollen keineswegs Pastor Strohmann und Genossen sein. Nicht sie, sondern Falk und Schwanhild haben die Komödie aufgeführt. Ibsen wollte meiner Meinung nach durchaus nicht ein Idealpaar in ihnen geben.“

Herr Ülster lächelte nicht mehr. Er sagte plötzlich mit starker und zorniger Stimme: „Komödianten ist ein tolerantes Wort für solche Leute. Und Alltagsmenschen ebenfalls. Schwanhild und Falk — das sind Verbrecher am Heiligtum des Lebens.“

„Ja, wollen Sie es denn ein Verbrechen nennen, wenn man nicht stark genug ist für eine große Leidenschaft — ich meine, nicht stark genug, sie rein und hoch zu halten über allen Dingen des Lebens?“ fragte Reiner von Gent.

„Wer sein eigenes Ideal beschmutzt, der ist immer ein Verbrecher, ob er auch aus Schwäche handelt. Diese Schwäche ist das Gemeine, denn alle Treulosigkeit ist gemein.“

Man sprach noch lange über das Thema — das Stück von Ibsen hatte einen Mißklang gebracht. Wir waren nun so an das Erhabene gewöhnt, daß wir für dergleichen nur mehr Abwehr fühlen konnten.

Am nächsten Tage waren wir zu einer Wagenfahrt eingeladen. Wir fuhren in einen kleinen Ort im weiteren Umkreis von Bayreuth. Dort werden in einem Bache Perlen gefischt. Wir fanden zwar nichts, aber der Sommertag war hell und rein. Und als wir heimfuhren, stand der Mond über den Höhen des Fichtelgebirges. Wir hörten in die Nacht hinaus, ob nicht das „Posthorn im stillen Land“ erklänge, von dem Eichendorff gesungen hat — —

Ich weiß nicht, ob es schon in diesen Blättern steht: ich liebte Edda. So von ganzer Seele liebte ich sie, und ich glaube nicht, daß ein König René, ein St. Preux, ein Romeo heißer und sehnsüchtiger geliebt haben können als ich.

Und ich wußte es, wußte es aus vielen kleinen, für jeden anderen wesenlosen Zeichen, daß sie mich verstand — noch mehr, daß ich ihr anderes bedeutete als mein Freund. Ich war neunzehn Jahre, nicht arm, nicht reich und ohne Beruf. Was tat das? Jakob Ülster selbst hatte in diesem Alter geheiratet. Und er war es, der einmal zu mir das Wort gesprochen: „Wenn meine Tochter einen Menschen liebt, so wird es für mich gleichgültig sein, ob er ein Amt hat, ob er auch nur genug zum Leben besitzt. Ich bin reich, und wer meine Tochter liebt, wird sich nicht daran stoßen dürfen, daß er ihr nicht den Reichtum zu bieten hat.“

Hätte da mein neunzehnjähriges Herz noch solche Bedenken haben sollen? Nein, man kann mit neunzehn Jahren nicht über Armut oder Reichtum unglücklich sein. Die Jugend hat andere Leiden.

* *
*

Nicht einmal die Eifersucht habe ich gefühlt. So fest und sicher war ich von dem göttlichen Recht, der göttlichen Gewalt der Liebe überzeugt, daß ich nicht dachte, irgend etwas könnte mich von meiner Hoffnung trennen.

Im Wagnertheater hatten die Vorstellungen begonnen.

Bei Ülsters wohnte seit einigen Tagen ein Verwandter, Baron Kerke. Er war gekommen, die Festspiele zu besuchen. Zweimal nur sah ich den Mann. Er schien mir alt, denn er zählte etwa ein Dutzend Jahre mehr als ich.

Edda erzählte mir, daß sie früher bei dem Baron Musikunterricht gehabt habe. Er sei ein großer Künstler, und sie freue

sich so, wieder einmal mit ihm spielen zu können.

Herr Ülster war überaus zuvorkommend gegen den Gast, und ich fand, das müsse wohl seinem Alter gelten — vielleicht war er auch von besonders ausgezeichneter Abkunft oder gar ein Rosenkreuzer, denn ich zweifelte nicht, daß es solche noch gäbe.

Baron Kerke hatte ein sehr ritterliches Benehmen, war etwas still und sah mich manchmal mit einiger Verwunderung an. Er schien mir zerstreut zu sein, denn er fragte mich mehrmals, ob ich ein Verwandter Jakob Ülsters sei.

In diesen Tagen nahm mich der Hausherr einmal beiseite. „Lieber Freund," sagte er, „Sie wissen, daß es mir immer eine Freude ist, Sie bei uns zu sehen Aber jetzt müssen Sie an anderes denken — an Ihr Examen. Es wäre mir unverantwortlich, wenn Sie unsere Lektüre und unsere Gespräche in dieser wichtigen Zeit zerstreuten."

Das hieß mit anderen Worten: Wenn du dein Examen gemacht hast, kannst du wiederkommen. Also drei Wochen Enthaltsamkeit.

Wie ich durch den Garten ging, fand ich Edda bei dem Opferstein. Sie lächelte mir zu, und ich stand eine Weile schweigend neben ihr. Dann sagte ich: „Dem Stein da verdanke ich das Glück, hier sein zu dürfen. Denn wenn ich damals nicht so lange davorgestanden hätte, würde ich Ihren Herrn Vater nie gesehen haben."

Sie lächelte ihr liebliches Lächeln: „Da wollen wir den Göttern ein Opfer bringen, die Sie hierher bannten." Und sie nahm von den späten Centifolien, die unter den Cypressen standen, und legte sie auf die Opferschale.

* * *

Tag und Nacht dachte ich an dies kleine Geschehnis.

O, so glücklich war ich in dieser Zeit, trotz des notgedrungenen Fernseins von dem Hause! Wir machten in der Klasse unsere deutsche Arbeit. Das Thema war Goethes „Tasso".

Und ich schrieb mit fliegender Feder — und mein Examensaufsatz wurde ein Hymnus auf die Liebe, die todgeweihte Liebe des unglücklichen Dichters.

Bald danach rief mich der Rektor in das von allen Schülern nur mit Schrecken betretene Rektoratszimmer. Wir mußten uns dort etwa wie Rekruten vor ihrem Feldwebel benehmen; das war eine der Schrullen des sonst sehr gütigen alten Herrn.

„Setzen Sie sich, Wilke," sagte der Rektor, nachdem ich meine „Ehrenbezeigung" gemacht hatte. „Sagen Sie mir, ist der Aufsatz, den Sie abgeliefert haben, von Ihnen?"

„Herr Rektor, ich würde mich doch schämen, Sie betrügen zu wollen."

„Ich denke das auch gar nicht in dem Sinne, mein junger Freund. Ich meine, ob das Ihre eigenen Anschauungen sind?"

„Ja, gewiß, Herr Rektor."

Der alte Herr sah nachdenklich vor sich nieder. „Es betrübt mich, was Sie schrieben. Wenn das alles Ihre Meinung ist, werden Sie nicht glücklich sein im Leben. Solche Forderungen erfüllen sich nicht. Mein lieber junger Freund, Sie werden bald in die Freiheit hinausgehen, da habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Aber heute sind Sie noch mein Schüler. Ich frage Sie, wie Ihr Herr Vater Sie fragen würde, wenn er in Sorge um Sie wäre: Haben Sie etwas getan, was Sie mich nicht wissen lassen möchten?"

Ich mußte fast lächeln. „Nein, Herr Rektor, ich habe keine ‚Liebschaft'."

„Ich glaube Ihnen," antwortete der alte Mann. „Ich kann es Ihnen auch schon heute vertraulich mitteilen: Sie haben bessere Arbeiten abgeliefert, als ich glaubte, von Ihnen erwarten zu können. Ihre Sachen stehen sehr gut. Aber doch — für Sie und Ihren Freund Gent ist mir bange. Sie sind zwei Idealisten, Sie werden sich schwer im Leben zurecht finden. Vergessen Sie das Wort eines alten Mannes nicht, wenn Ihnen Enttäuschungen kommen. Die Arbeit ist ein treuerer Waffengenosse als das Glück und als die Liebe. Und wer seinen Geist und seinen Körper nicht stark machte, dem wird seine Leidenschaft und seine Liebe zum Untergang."

Damit war ich entlassen.

Ich aber hatte nur das eine herausgehört: ich brauchte nicht zu bangen um das Maturitätszeugnis.

Und von kindlichem Stolz erfüllt, lief ich in das Haus im Garten und erzählte es Edda.

Zum erstenmal fühlte ich eine Enttäuschung bei ihr: sie hatte nur sehr wenig darauf zu sagen. Sie war festlich gekleidet, ein loses Gewand von weißer Seide trug sie. Sie wollte eben mit ihrem Vater und dem Baron ins Festspielhaus gehen.

Ich schlich mich betrübt von dannen.

Freilich, wenn man zum erstenmal den „Parsifal" hören sollte, konnte man nicht so viel Interesse an Schülerarbeiten nehmen. Wenn es doch endlich gar überstanden wäre! Denn dann hatte uns Herr Ülster „Tristan und Isolde" versprochen.

Nun kamen die letzten vierzehn Tage. Man mußte mitmachen. Die Stunden in der Klasse und in jeder freien Zeit die Vorbereitungen der „Abituria Bayreuth" zu ihrem Schlußfeste, das zugleich das erste und letzte öffentliche Auftreten der Verbindung bedeutete.

Von Herzen gleichgültig war mir das alles geworden. Aber ich war nun einmal zweiter Chargierter und mußte meine Pflichten erfüllen. Sie nahmen mich so in Anspruch, daß ich in dieser ganzen Zeit nicht mehr zu Ülsters kam. Reiner ging öfter hin, aber seine Erzählungen waren flüchtig. Es mußte ihn irgend etwas verstimmt haben bei Ülsters.

Da er aber nicht darüber sprach, fragte ich nicht und dachte, es sei nur, weil Edda jetzt immer mit dem Baron musizierte.

Ich begreife es heute nicht mehr — aber in mein Herz kam kein furchtsamer Gedanke. Ich dachte nur daran, daß ich mit ihr zusammen „Tristan und Isolde" sehen würde.

Und endlich kam der Tag, an welchem wir mit unseren roten Mützen und dem dreifarbigen Band uns draußen als Sieger vorstellen konnten.

Herr Ülster wünschte uns Glück und bedauerte, daß der Baron habe abreisen müssen infolge einer dringenden Nachricht, die ihn rief. Aber er käme bald wieder, und dann sollte ein großes Fest im Hause sein.

Als wir weggingen, um unsere offizielle Abendkneipe aufzusuchen, sagte Reiner unvermittelt: „Hör mal, Hermann, wir reisen, ehe der Baron wiederkommt. Er ist mir unsympathisch."

„Reisen?" sagte ich erstaunt. „O nein, ich habe meinen Eltern geschrieben, daß ich noch nicht käme. Ich denke jetzt an alles eher als an Reisen."

„Wir sprechen noch davon," antwortete Reiner sehr ruhig. „Ich meinte, so wäre es besser."

Ich dachte, er sei doch wohl allzu empfindlich.

* *
*

Es waren nur je zwei nebeneinander liegende Plätze im Festspielhaus zu bekommen gewesen. Reiner und ich saßen weit fort von Edda und Herrn Ülster. Das war mir leid, aber bald vergaß ich alles über dem Gehörten.

Seit vielen Wochen nun hatten wir in allen Liebestragödien der Weltliteratur gelebt. Seit Wochen hatten wir nur davon gesprochen, daß die Leidenschaft allein des Lebens höchstes Gut sei, und daß alles andere in der Welt sekundär wäre vor der einzigen großen Liebe. So vorbereitet hörten wir Wagners dämonisches Werk.

Als wir das Haus verließen, fanden wir Herrn Ülster und seine Tochter nicht. Wie wir später erfuhren, hatte er einen Wagen genommen.

So schritten wir zu zweien den Weg hinunter durch die glühende Sommernacht.

Ich war unfähig zu sprechen. Ich hatte nie so etwas erlebt — meine Seele war aufgelöst in einem süßen Schmerz.

Und die Leidenschaft für Edda stieg zu einem Gipfel, wo es keine Beherrschung mehr gibt. Ich fühlte, wie mein Blut in den Schläfen hämmerte, wie meine Hände zitterten und meine Lippen trocken waren vor Sehnsucht. Ich rannte so schnell, daß Reiner mir kaum folgen konnte; ich dachte nur, daß ich sie sehen müßte, ja, daß ich ihr von meiner Liebe sprechen müßte noch in dieser Nacht.

Wir erreichten den Garten, erreichten das Haus. Wir fanden Jakob Ülster und seine Tochter in dem Pastellzimmer.

Die Fenster standen offen; von draußen herein drang der Duft der Souvenirs de Malmaison. Und kein anderes Licht war da als der blasse Mondschein, der alles farblos und doch hell machte.

Ich trat zu Herrn Ülster und sagte ein Dankeswort für „Tristan und Isolde“, dessen Überschwenglichkeit mir noch armselig erschien gegenüber meinen Gefühlen.

Herr Ülster lächelte. „Ja, so ein Kunstwerk miterleben zu können, ist etwas Unvergeßliches.“

Reiner sprach gehaltener. Trotz meiner Erregung fiel es mir auf, wie still er war.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam: lief ich fort wie ein Sinnloser, oder bot sich ein Anlaß — ich weiß nur, daß Gent und Ülster nach dem Eßzimmer gegangen waren und ich in den Garten.

Ich hielt die Hände voll schwerer Rosen; ich sog den Duft ein und fühlte, wie meine Tränen auf die Blumen tropften. Und dann sah ich sie, die ich suchte, im Garten. Und ich stand vor ihr und flüsterte mit halberstickter Stimme: „In dieser Nacht will ich glücklich sein oder sterben.“

Sie erhob die Augen zu mir, und sie waren nicht still und lieblich wie am Tage, sondern eine brennende Glut lag darin. „Sie quälen mich,“ sagte sie.

„Ich kann nicht mehr sein ohne deine Liebe.“

Da warf sie sich an meine Brust, und ich fühlte ihre heißen, weichen Lippen auf meinem Munde, und ich fühlte, wie mein Herz versank. Doch ehe ich denken konnte, hatte sie mich verlassen.

Jubelnd glühte rings die Nacht.

Da kam Reiner aus dem Hause. „Ich habe uns beurlaubt,“ sagte er in stiller Freundlichkeit. „Komm, da sind deine Sachen. Laß uns nach Hause gehen.“

Ich folgte willenlos. Ich merkte kaum, daß wir die Stadt verließen, bis wir endlich draußen waren in der Einsamkeit des stillen Landes. Da sah ich, daß ein sorgenvoller Zug, ja fast ein Schatten von Herzeleid auf Reiners Gesicht war. Und ich hörte wie von ferne, daß er sprach. Wieder mit der seltsam gütigen Stimme wie erst im Garten: „Wenn sie dich nur liebt, Hermann, dann ist ja alles gut.“

Ich begriff ihn nicht, ich fragte nicht. Ich war zu glücklich, um sprechen, um denken zu können.

Ich lag in meinem ärmlichen Zimmer auf einem schmalen, unbequemen Bett. Der Schlaf kam nicht zu mir, aber die Nacht war bei mir, die dunkle, schweigende. Die Nacht, die unsere Seele versteht. Und in dieser Nacht war ich jenseit der Erde, jenseit selbst des Wunsches.

In dieser Nacht habe ich des Glückes Ewigkeit gespürt.

* * *

Aber der Tag ist gekommen, und als kaum der Morgen graute, rief mich ein Bote in das Haus hinter den Cypressen.

In dem Pastellzimmer stand Jakob Ülster. In steinerner Ruhe stand er da und fragte: „Antworten Sie mir, als seien Ihre Worte die letzten, die Sie zu sprechen haben: Sind Sie ehrlich gegen mich gewesen?“

Ich antwortete — noch in völliger Beherrschtheit: „Ich habe gestern — Edda gesagt, daß ich sie liebe.“

„Und sonst taten Sie nichts?“

„Ich habe ihren Mund geküßt.“

„Und sonst war nichts — bei Ihrer Ehre?“

„Bei meiner Ehre, nein.“

Ein grauenvolles Schweigen entstand.

Der Mann zog ein offenes Blatt aus seiner Brusttasche und reichte es mir. Darauf stand:

An Hermann.

Ich habe das Recht verloren, glücklich zu sein, denn ich habe meine Liebe für Dich verächtlich gemacht. Edda.

„Was ist?“ schrie ich entsetzt.

„Meine Tochter hat sich erschossen.“

Ich hörte die Worte und begriff sie nicht. Ich sagte mit versteinertem Gefühl und kalter Stimme: „Warum?“

„Sie hatte sich — ohne mein Wissen — mit ihrem Verwandten, dem Baron Kerke verlobt. Ihr Zusammenstimmen in der Kunst, sein Genie, das sie so sehr bewunderte, hatte sie betört. Und darüber vergaß sie in einem Augenblick der Ekstase, daß ihr Herz anderswo schon gesprochen hatte. Junger Mensch — ganz unwert war sie nicht. Sie hat das Verbrechen an dem höchsten Heiligtum des Lebens mit dem Tode ausgelöscht.“

So sprach Jakob Ülster.

* * *

Viele Wochen später, als ich die Gehirnentzündung überwunden hatte, saß Reiner an meinem Bett. Unter anderem sagte er: „Ich habe es nicht gewußt, Hermann, ich habe es nur geahnt. Sonst hätte ich dich eher fortgebracht aus der Stadt. Ich dachte nicht, daß der Instinkt ihres Herzens sich so verleugnen lassen konnte."

Ich reiste mit meinem Freunde nach Heidelberg zu seinen Eltern.

Jahre nachher erfuhren wir, daß Jakob Ülster in England eine neue Ehe eingegangen war. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Ich habe die Stadt am Main mit ihren toten Straßen und ihren schweigenden Vergangenheiten nicht wieder betreten.

Weihnachtsglaube

Von

Adelheid von Sybel

Im Dämmer von den Türmen
Klingen die Glocken
Und tönen ein Lied
Von ewiger himmlischer Liebe.

Sinke nieder, du heiligste Nacht,
Versöhnerin du —
Verkündigerin
Kommenden, sonnenjauchzenden Lichtes.

Auf der Höhe fröhlichen Lebens
Steh' ich — glückerwartend,
Betend, glaubend,
Und lächle den Weihnachtssternen,

Und ich ahne, daß einstens
Einsam, erstorben
Meine zitternde Seele
Den Heimweg suche ins Land der Jugend.

Wenn dann im Dämmer von den Türmen
Die Glocken klingen
Im tönenden Lied
Von ewiger, himmlischer Liebe,

Und die Kerzen erglühn an den Weihnachtsbäumen
In der heiligen Nacht —
Dann steigt mit Märchenzauber
Mir wieder empor mein Paradies.

Umschweben wird mich im Tannendufte
Verlorner Kinderglaube
Und Liebe und Hoffnung,
Und ich schaue auf zu den Weihnachtssternen

Nur daß ich weinen werde,
Wie ich heute lächle — —

O heilige Nacht!



Villa Jensen in Prien am Chiemsee.

In der Dämmerung

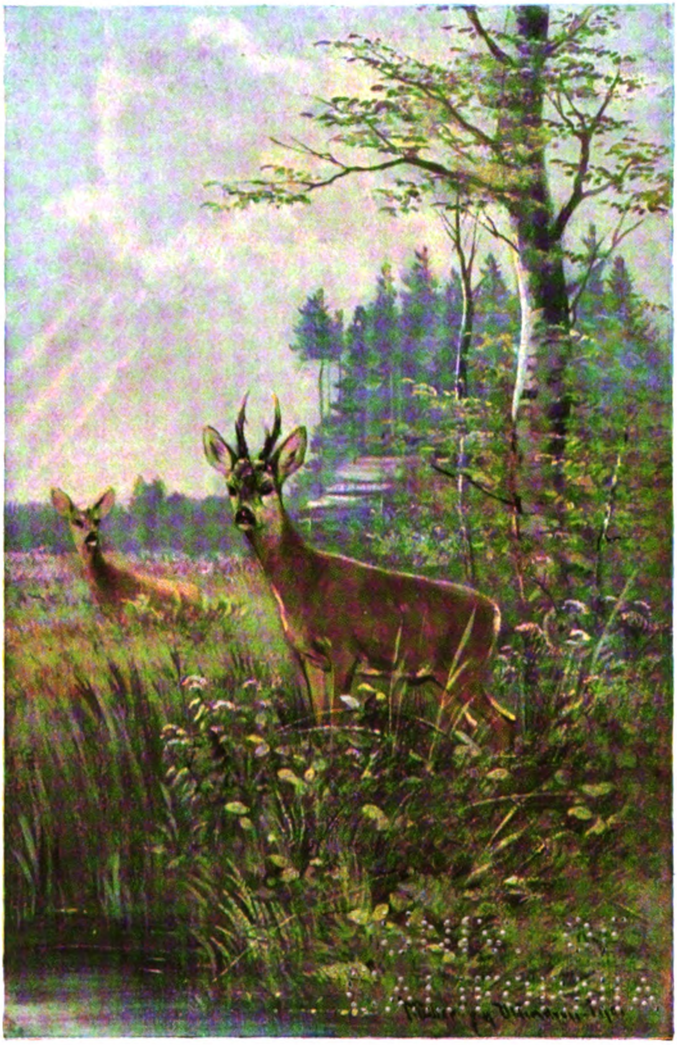
Von

Wilhelm Jensen

Einst zog ich, ein Pfeifer und Fiedler,
In jungen Tagen durchs Land,
Nun sitz' ich, ein alter Siedler,
Hier schweigsam am Felderrand;
Zuweilen nur kommt in der Stille
Mir noch ein Verslein vom Mund,
Wie wohl im Strauchwerk die Grille
Noch zirpt um die Zwielichtstund'.

Zum Ticken vom Uhrgehäuse
Geht leises Dämmergesumm,
Stumm flattern wie Fledermäuse
Gedanken um mich herum;
Noch legt aufs Felsgestein sich
Ein letzter Abendglanz,
Und Wölkchen am Himmel reih'n sich
Zu rotem Rosenkranz.

So sitz' ich vor meiner Kapelle,
Wie's stiller Andacht frommt,
Und warte, daß zur Schwelle
Heran das Dunkel kommt.
Dann spricht sie: Sta viator,
Hier tat die Augen zu
Der Siedler von Salvator,
Vergönn ihm seine Ruh'.



Sichernder Bock.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.





Auf der Schweißfährte.

Waidwerk und Jagd

Eine Plauderei

von

Oskar Horn

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwei Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache? Wie man's nimmt. Würde ich Weidwerk schreiben, wie es auf Geheiß des „Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins“ jetzt geschrieben werden soll, so wäre dieser Doppeltitel freilich ein Nonsens. Dieser Verein stützt sich auf die Entstehung des Wortes Waide, Weide aus dem althochdeutschen Weida, welches den Ort bedeute, wo ein Tier Futter suche, dieses Ausziehen auf Futter, dieses Suchen selbst und, bildlich genommen, dann auch Jagd und Fischerei, die ja beide auch ein Ausgehen des Menschen auf Nahrung, ein Nahrungssuchen seien. Ich kann mir nicht helfen, diese Ableitung ist mir zu künstlich, um so mehr, als eine ganz natürliche zur Hand ist, eine Erklärung, die in der heutigen Volkssprache noch begründet liegt. Die Kulturträger des Mittelalters waren ja die Mönche und die Klöster; in ihren Schulen wurden die Abschriften angefertigt, die Bücher, die dann für teures Geld unter wenige Leute kamen. Aber mit der Orthographie war es damals so schlecht bestellt wie heute, wo die verschiedenen Kultusministerien dicke Akten vollschreiben über ein h mehr oder weniger, und wer darum seine heutige Schreibweise eines Wortes unserer Sprache auf die Schreibgepflogenheit eines jener Klöster begründen wollte, wäre meiner Meinung nach auf bösem Holzweg. Die schrieben damals ebenso Waidwerk und Weidewerk wie wir und kümmerten sich den Teufel darum, ob das Wort von Weida oder von Wald abstamme. Das letztere aber behaupte ich, denn Waidwerk ist Waldwerk, und der Waidmann

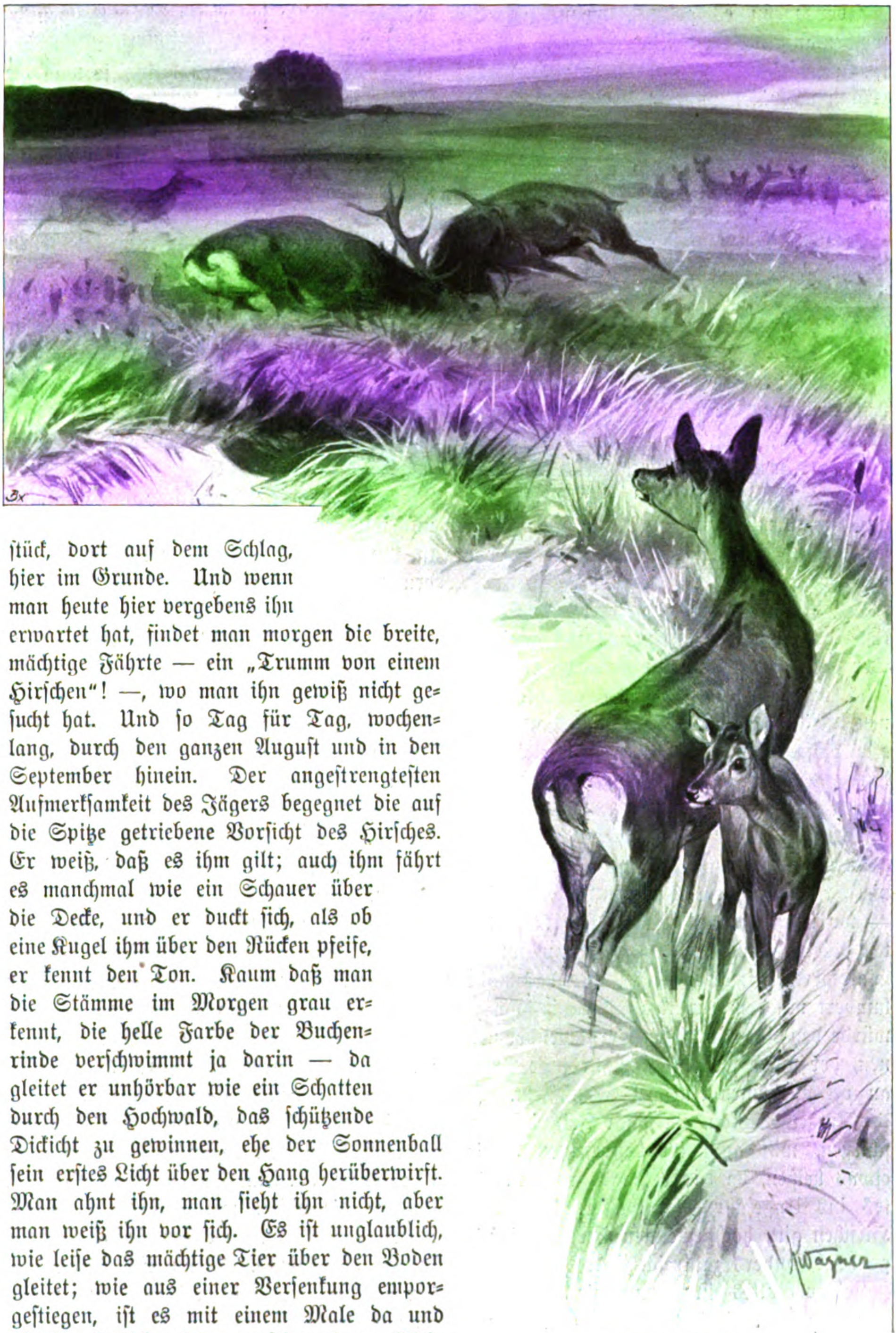
ist ein Waldmann. Die Verwandlung von l in i geht durch alle Sprachen: Blanka = Bianka. Unser Saibling heißt in Tirol zum Teil heute noch Salbling — Adolf Pichler schrieb ihn nie anders —, und die Bewohner des Waldes an der bayerisch-böhmischen Grenze, des „Bayerischen Waldes", heißen sich nimmer Waldler, sondern Waidler und sprechen waidlerisch, nicht waldlerisch. Daß dieser Name das Geringste mit Weida zu tun habe, soll erst noch bewiesen werden, wenngleich niemand leugnen wird, daß auch die Waidler auf die „Weida" gehen, sie sowohl wie ihr liebes Vieh. Das Werk im Walde ist verständlich, das ist eben die Jagd in ihrer höchsten Ausübung; wenn aber Weide bereits Jagd bedeutet, wozu noch ein Weidewerk, denn Jagd ist zugleich auch Jagdausübung, ist zugleich Jagdwerk.

Aber schreiben wir, wie wir wollen; ich selber, wenn ich zur Feistzeit eine Einladung auf einen braven Zwölfer erhielte, und ich dürfte auf den hochgeweihten Herrn nur mit „e" weidwerken — ich glaube, ich würde all meinen Grundsätzen untreu, und der nächste Morgen schon sähe mich im Walde. Dort spricht die Büchse allein, und alle Schulweisheit bleibt vor den grünen Schranken zurück. Unsere Altvordern haben mehr Hirsche geschossen als wir und gar nicht geschrieben. Heute noch sieht der Jäger mit der Büchse den mit der Feder etwas über die Achsel an, obwohl die Mehrzahl der heutigen — Jagdliebhaber, wollen wir sagen, neun Zehnteile ihrer Weisheit aus Büchern schöpft, nicht aus den ungeschriebenen Blättern der Natur. Und diese grünen Blätter, deren Rauschen uns so wunderbar ums Haupt tönt, reden eine so deutliche Sprache!

Den Feisthirsch zu erpirschen, ist die Krone alles Waidwerks, ist das Meisterstück des Jägers. Mit Ende Juli ist das junge Geweih des Edelhirsches hart geworden, und in den ersten Augusttagen beginnt das Schlagen desselben. In Revieren, die Rotwild beherbergen, ist seit Wochen schon alles Aug' und Ohr dafür. Merkwürdig, plötzlich findet man überall und gleichzeitig die geschälten Bäumchen, an deren zerfetzter und zersplissener Rinde die Stücke des abgeschlagenen Bastes hangen. Weiß sehen sie aus dem dunklen Bestande hervor, und meine Aufseher führten um diese Zeit immer kurze Sägen im Rucksack, um diese geschädigte Baumjugend aus den Augen des Waldbesitzers, des Forstmannes zu entfernen. Sie ist ja doch verloren, wozu in dem Herzen des braven Besitzers Zorn aufkommen lassen über die sogenannten Waldverwüster! Hat doch der Herrgott den Wald auch für das Wild geschaffen, nicht dem Menschen allein, dem ewig begehrlicheren. Jetzt endlich ist der Hirsch reif für die Büchse, im Bastgeweih schießt ihn ein verständiger Waidmann nicht. Aber nun gehört dazu, daß man ihn auch vor die Büchse bekommt, und das ist nicht so leicht. Er ist ein Waldgespenst — heißt es im Liede —, der Feisthirsch, den man nur ahnt und nicht kennt, denn dort steht er nicht, wo du glaubst, und wo du meinst, da geht er nicht — und — lautet es zum Schlusse — er ist nur hoch beim Sternenlicht.

Freilich manchem will der Zufall wohl. Solch ein vom Glück Begünstigter stolpert über eine Fährte, die ihn erst darauf aufmerksam machen muß, daß hier ein Hirsch gegangen; der Gute sieht empor, und vor ihm steht der Zehner oder Zwölfer, als hätt' er nur darauf gewartet, daß ihm der Glückspilz die Kugel auf das rote Fleckchen setze. Wir sagen in solchen Fällen, es gibt Menschen, die man auf einen Kirchturm stellen kann, und sie schießen doch! Das sind dann die Renommisten, welche alle Jagd für Kinderspiel erklären. Und in der Tat, es geht auch manchmal im grünen Walde wie am Spieltisch zu, und den Haupthirsch bekommt zu Schusse, wer ihn am wenigsten verdient hat. Daher auch die verfänglichen Redensarten vom Schwein, vom Dusel oder Torkel. Glück muß der Mensch haben, triumphiert der Anfänger, und schleudert den Hut mit dem schweißbefleckten Bruch den Graubärten zu, die sich eben den Kopf zerbrechen, warum es heute gar nicht habe gehen wollen. Was dem Springinsfeld launisch die Göttin in den Schoß führt, wir müssen es uns in mühevoller Arbeit verdienen.

Und sie ist mühevoll, weiß Gott! Wochenlang jeden Morgen mit dem erwachenden Tag an der Stelle, wo man den Hirsch zuletzt gespürt hat. An der Salzlecke, an dem Suhlloch, auf dem Wechsel zu jenem Hafer-



stück, dort auf dem Schlag, hier im Grunde. Und wenn man heute hier vergebens ihn erwartet hat, findet man morgen die breite, mächtige Fährte — ein „Trumm von einem Hirschen"! —, wo man ihn gewiß nicht gesucht hat. Und so Tag für Tag, wochenlang, durch den ganzen August und in den September hinein. Der angestrengtesten Aufmerksamkeit des Jägers begegnet die auf die Spitze getriebene Vorsicht des Hirsches. Er weiß, daß es ihm gilt; auch ihm fährt es manchmal wie ein Schauer über die Decke, und er duckt sich, als ob eine Kugel ihm über den Rücken pfeife, er kennt den Ton. Kaum daß man die Stämme im Morgen grau erkennt, die helle Farbe der Buchenrinde verschwimmt ja darin — da gleitet er unhörbar wie ein Schatten durch den Hochwald, das schützende Dickicht zu gewinnen, ehe der Sonnenball sein erstes Licht über den Hang herüberwirft. Man ahnt ihn, man sieht ihn nicht, aber man weiß ihn vor sich. Es ist unglaublich, wie leise das mächtige Tier über den Boden gleitet; wie aus einer Versenkung emporgestiegen, ist es mit einem Male da und ebenso plötzlich wieder verschwunden. Höchstens ein leises Klingen der Geweihstangen, die an einen Baumstamm streifen, einen Ast berühren. Vorbei! Gute Hirsche sieht man nur einmal im Leben, sagt das Sprichwort.

Kämpfende Hirsche.

Dabei die Gelegenheit verpaßt, und man hat das Nachsehen, und der für das Geweih bestimmte Platz an der Wand bleibt leer.

Aber wenn es gelingt, wenn nach der wochenlangen Arbeit jeder Wechsel bestätigt ist, jeder Schritt des Kapitalen: Heut' hat er sich verspätet und kommt nun endlich im ersten Büchsenlicht, oder ein rauschender Gewitterregen schüttet Bäche von Blatt und Zweig auf ihn, daß er vor Abend noch heraustritt in den Hochwald, auf den Schlag — wenn es glückt, wenn alle Berechnung stimmt und nun — da geht die Kugel aus dem Rohr, von der sicheren Hand des erfahrenen Waidmanns geleitet, und nach kurzer Nachsuche steht man vor dem erlegten Waldkönig; all seine Vorsicht und Schlauheit war nun doch zu Schanden geworden an der Ausdauer, der Unermüdlichkeit des Mannes: welch ein Glück, welch ein tiefer Atemzug löst sich da von der Brust, hinausschreien möchte man's in den stillen Wald hinein und mit keinem König der Erde in solchem Augenblick tauschen!

Es ist nur schade, daß so wenig Sterbliche dies höchste Waidmannsglück genießen. Der Berufsjäger und der Gutsbesitzer allenfalls, im fiskalischen Wald und auf dem eigenen Besitz, wo noch ein Rotwildstand durch alle Anfechtungen der modernen Zeit hindurch gerettet ist. Die hohen und höchsten Herrschaften, die reichen Jäger aus der Stadt, die „oberen Zehntausend" unter der grünen Zunft, für sie ist das nichts; viel zu viel Arbeit mit dem endlichen Resultat eines — wo möglich Fehlschusses. Der überhasteten Welt fehlt die Ruhe, die zu solchem Waidwerk unumgänglich ist, und das Jahrhundert mit dem Grundsatz „time is money" würde den einen sinnlosen Verschwender nennen, der solche wochen-, monatelange Arbeit an oft nur einen einzigen Schuß setzt. In der kurzen Saison ein paar Feisthirsche zu schießen, will auch im bestbesetzten Revier etwas heißen, da diese Jagd ja nicht wahllos ins Ungefähr geht, sondern bestimmten Hirschen gilt, hochgeweihten Herren, die nirgends besonders zahlreich sind.

Leider Gottes ist darum die Pirsche auf den Feisthirsch die Ausnahme geworden, und Regel ist die Treibjagd. Mit Lappen natürlich. Wundgehaltene Wege im Revier zeigen den Wechsel des Wildes, man bestätigt es und umlappt die Dickung mit bunten Tüchern, und nun stellt sich die Jagdgesellschaft etwa dreißig Schritte innerhalb dieser Lappen im Teile an, und von den Schützen weg gehen die Treiber den letzteren durch, je nach der Revierlage und der Windrichtung. Es ist merkwürdig, welche Scheu das Hochwild vor den farbigen Fetzen hat. Immer wieder prallt es dagegen oder sucht an ihrer Linie herab; bis endlich einmal ein verzweifelndes Alttier sich ein Herz faßt und in hohem Sprunge das Scheusel überfällt.

Es ist ein wundervoller Anblick, wenn der gehetzte Hirsch durch die Lappen bricht, ein Dutzend Meter der Leine mit allen Tüchern auf dem Geweih mitnimmt und über den Schlag hinweg flüchtet, während die Fähnchen noch einmal wie Fahnen ihn umflattern; im Dickicht an den Stangen streift er sie dann ab, wo die Jägerei sie zusammensuchen und wieder verknüpfen mag. Solche Jagd ist durch und durch modern. Wenn einer den Rummel versteht, kann er in wenig Tagen seinen ganzen Wildbestand vor die Schützen bringen, und diese haben Aussicht, mühelos so und so oft zu Schuß zu kommen, wo dem Pirschjäger als Lohn langer Mühen der einzige schließliche Schuß winkt. Auch noch ein anderes Gute hat die Lappjagd: sie führt das Wild dem richtig postierten Schützen auf geringe Distance vor das Rohr, da es die Gewohnheit hat, in gewisser Entfernung entlang der Lappstatt zu trollen. Und auf zwanzig oder dreißig Gänge trifft man viel leichter; auf die doppelte Entfernung, auf hundert Schritte ist das „Ausweichungsvermögen der Kugel" zu groß. Das ist nämlich die moderne Ausrede für den Fehlschuß. Früher hieß es glatt und ehrlich: Vorbeigeschossen! Heute wird mathematisch genau ausgerechnet, wie viel Centimeter auf so und so viel Meter das Geschoß abweichen kann; nicht der Schütze ist es mehr, der seine Büchse schlecht dirigiert, sondern die böse Kugel und die mathematischen Gesetze, nach welchen sie sich bewegt, tragen die Schuld. Wenn ein Jäger aus der alten Schule solchen Erörterungen beiwohnen muß!

Wir nähern uns heute in allem den englischen Gepflogenheiten, auch im Waidwerk; die Jagd geht allmählich im Schießen unter, wie unsere angelsächsischen Vettern auch nur das Wort shooting dafür haben. Eigentlich



Austretender Elch.

Man sagt mit Recht heute, daß das Wertvolle am Hirsch die Trophäe ist, das stolze Geweih und die braunen Haken, denen gegenüber die paar Mark Erlös für das Wildbret nicht in Betracht kommen. Und von diesem Gesichtspunkt aus ist die Jagd auf den Brunfthirsch vollauf berechtigt, um so mehr, als sie an Poesie durchaus mit der Feistjagd wetteifern kann.

Dort der stille Wald und der einsame Pirschgänger; jetzt Schrei auf Schrei, aus allen Tälern und von allen Bergen der Widerhall! Die Rivalen ziehen gegeneinander, und die mächtigen Stangen schlagen in blinder Wut gegeneinander; die stahlharten Schalen in den Boden gestemmt, schieben die Kämpfenden Brust gegen Brust, Kopf gegen Kopf, Geweih in Geweih; wehe, wer sich die erste Blöße gibt! Und das Rudel hebt die Köpfe im herbstlichen Morgennebel und ergibt sich dem Sieger, der wild röhrend in den kalten Morgen sein Herrenrecht verkündet, das Recht des Stärkeren! Wenn solche Herbstesmorgen schon in der Ebene, in den Waldgebirgen Mitteldeutschlands dem lauschenden Waidmann unsagbaren Reiz gewähren, die höchste Poesie blüht ihm im Hochgebirge, wo auf der freien Almlicht der Kampf sich abspielt und die schneebedeckten Zinnen im ersten Frühlicht seine Zeugen sind. Dann ein kurzer Büchsenknall, ein eiliges Flüchten der Tiere und der zusammenbrechende Berghirsch, der zum letztenmal den heißen Atem aushaucht in die würzige Luft! Oben im Blauen zieht ein Adler seine Kreise, oder ein Jochrabe läßt seinen heiseren Schrei erschallen. Die beiden kennen die Sprache des Kugelrohres und

sind sie ehrlicher als wir und nennen das Ding beim rechten Namen! Wir brüsten uns stolz und groß mit dem alten deutschen Waidwerk, und es ist doch längst vor dem alles überwuchernden Schießsport in den Hintergrund geraten.

Die Feistzeit geht allmählich in die Brunftzeit über, die ihren Höhepunkt zu Ende September erreicht. Die alte Jägerei schoß nicht auf den Brunfthirsch. Der verliebte dumme Teufel hat jetzt alle Vorsicht der Feistzeit abgelegt, mit lautem Schrei fordert er den Nebenbuhler heraus und heischt Gehorsam von seinem Rudel und — verrät dadurch dem Jäger seinen Standort. Es ist gut, meint Franz von Kobell, daß die verliebte Menschheit nicht auch so schreien muß wie die Hirsche, „wenn ihre Zeit“, sonst könnte es niemand in der Welt vor ihrem Lärmen aushalten. Ich finde die mehr Erfolg versprechenden Pirsche auf den „schreienden Hirsch“ nur begreiflich, um so mehr, als die Rücksichten der alten Jägerei, jedes Tier nur in der Zeit seiner höchsten Nutzbarkeit zu erlegen, heute nicht mehr beachtet werden.

wissen, daß auch für sie etwas abfällt vom Erfolg des Waidmannes.

Es ist nur ein schlechter Ersatz, wo für das königliche, das Edelwild, in deutschen Wäldern der Damhirsch zigeunert. Als unser Herrgott den ersten Menschen erschaffen, sagte der Teufel: Das kann ich auch! und fertigte den Affen. Als er den Rothirsch erblickte, ließ es ihm wieder keine Ruhe, und er rückte mit dem Damhirsch heraus. Dieser ist in der Tat der Affe des Edelhirsches, und wenn auch ein guter Schaufler in der Ruhe einen immerhin schönen Anblick bietet, sofort verschwindet alle Poesie, wenn er flüchtig wird und nach Geißbockart mit allen vier Läufen gleichzeitig sich in Bewegung setzt. Der behaarte Wedel — die Hirsche gehen ihm aus dem Wege; sie sprechen von einer Mesalliance eines ihrer Ahnen mit einer zudringlichen Ziege und wollen von dem aus der Art geschlagenen Nachwuchs nichts wissen. Und doch, einen guten Witz macht der Dambock — so heißt er zutreffender als Damhirsch —: wenn er gefehlt wird, schlägt er mit dem Wedel klatschend zwischen die Keulen und höhnt so aus der Ferne den schlechten Schützen.

Es ist zwar richtig, daß in einem guten Stück unseres Vaterlandes so Rot- wie Damwild ausgerottet ist. Aber so schlimm, wie oft geklagt wird, ist es nicht und die Zeit noch weit, da der letzte Hirsch sein herrisch Liebeslied in unseren Wäldern erschallen läßt. Von den Waldregionen der Alpen über fast alle Mittelgebirge und einen großen Teil der norddeutschen Tiefebene ziehen noch Rudel Rotwild. Die jährlichen Ausstellungen von im Vorjahre erbeuteten Geweihen, welche auf Veranlassung des Kaisers in Berlin im Januar zu sehen sind, liefern den Beweis, daß in allen Provinzen Preußens noch gute Geweihträger in freier Wildbahn gehen. Die umzäunten Gehege der regierenden und einiger Standesherren weisen noch mächtige Bestände auf; mit Liebe und Verständnis werden dort diese Reste aus der großen Zeit des Waidwerks in Deutschland gepflegt, und wenn eine vernünftigere Zeit auch nicht mehr das Wild zur Landplage werden läßt und vernünftige Hege sich gar wohl mit der entwickelten Landwirtschaft verträgt — wir brauchen noch lange nicht Angst zu haben, daß unsere Kinder und Kindeskinder nur mehr aus Bilderbüchern und Zoologischen Gärten ihr Wissen von diesen stolzen Tieren schöpfen, auf deren waidgerechte Erlegung der Sinn ihrer glücklicheren Vorfahren gerichtet war. O nein, es ist noch lange nicht so schlimm mit dem Wild bei uns bestellt, wenn es eine Zeitlang auch den Anschein hatte, als ob die Tage des letzten Häsleins bereits gezählt wären.

Neben dem Hirsch bevölkert — so darf man sagen — die Gemse, der Gams, die Schluchten und Schrunden der deutschen Alpen. Sie ist den bayerischen Bergen eigentümlich wie der Elch noch den dunklen ostpreußischen Forsten. In den gesegneten Bergländern des österreichischen Kaiserhauses ist sie natürlich erst recht zu Hause. Einzelne Täler von Tirol und die grüne Steiermark vor allem hegen sie in unglaublichen Rudeln. Ich habe sie nach Hunderten schon an einem Jagdtage gezählt. Freilich nur dort, wo sorgsame Pflege sie gegen Raubtiere und Raubmenschen beschützt; wo der Bauer und der Bürger schrankenlose Jagdfreiheit genießt, sind ihre Tage gezählt, und nur die Unnahbarkeit der höchsten Gipfel rettet sie vor dem Schicksal des Steinwildes, dem die Gunst der italienischen Könige einen letzten Zufluchtsort in den „Grauen Alpen" Savoyens gewährt hat. Auch die freie Schweiz hat energisch die Regelung ihres Jagdwesens in die Hand nehmen müssen, sollte die Gemse nicht in ihren Bergen aussterben; Freiberge, in welchen alle Jagd zu ruhen hat, schützen sie dort vor der Leidenschaft und Verfolgungswut der Menschen. Dabei hat die Gemse vor allem übrigen Jagdwild ihre Unschädlichkeit voraus: wenn sie nicht in der Not des Winters einen vergessenen Heuhaufen annimmt, fügt sie der Landwirtschaft absolut keinen Schaden zu, es müßte denn ein Nationalökonom unserer Tage in sein volkswirtschaftliches Register auch die einzeln in den Felsgründen wachsenden spärlichen Pflanzen bewertend einsetzen; die aber sind dem Gemswild zu gönnen, sie wachsen und vergehen ja frei, und Mutter Natur, die auch das Wild unter ihre Kinder zählt, produziert sie immer wieder von neuem.

Und nun erst die Jagd auf die Gemse, die Gemsjagd, die Hochgebirgsjagd, was

ließe sich ihr an die Seite setzen! Wie schön es immer auch ist im schweigenden Hochwald unter dem geheimnisvollen Rauschen der Baumwipfel — es ist doch kein Vergleich gegen einen Frühpirschgang im Hochgebirge. Vor Tag noch steigt man an, um die Höhe zu gewinnen, ehe der Wind sich wendet. Dieser launenhafte Geselle, der, wenn er aus allen Löchern pfeift, so oft dem Bergjäger jegliche Jagd verdirbt, geht im Licht nach oben, zur Nachtzeit bergabwärts, der pirschende Jäger muß über ihm sein, will er erfolgreich seinen Pirschgang anlegen. Und welch ein Zauber dieser nächtliche Aufstieg! Das bleiche Sternenlicht überfließt geisterhaft die Zacken, mit jedem Schritte aufwärts



Gemsjagd.

wachsen die mächtigen Bergkolosse aus dem nächtlichen Dunkel. Und nun droben verschnaufen dürfen nach dem scharfen nächtlichen Anstieg! Wenn das Meer der Gipfel sich weitet und immer neue, höhere Zinnen im endlosen Firmament erscheinen; wenn der Tag sich ankündet und das erste kalte Morgenlicht wie ein Hauch von ferne darüber sich breitet; und wenn die Sonne selbst dann in hundert Farben erscheint und ihr rosiger Schimmer fließt über Schnee und Eis, über Gletscherspalten und den weißen Kalkfels! Gewiß, ich liebe die grüne Flur und den Lerchensang über dem Felde — aber diese Hochwelt mit dem Adler, der noch weit, weit höher selbst als diese Höhen streicht — da geht einem das Herz erst so ganz auf, da fühlt man es erst so recht in der tiefsten Seele, wie schön diese Welt ist.

Und nun vorsichtig, denn jeder Schall klingt in unglaubliche Ferne; in diesen Schluchten und Reißen zu pirschen — ein unvorsichtiger Schritt — o nein, nicht

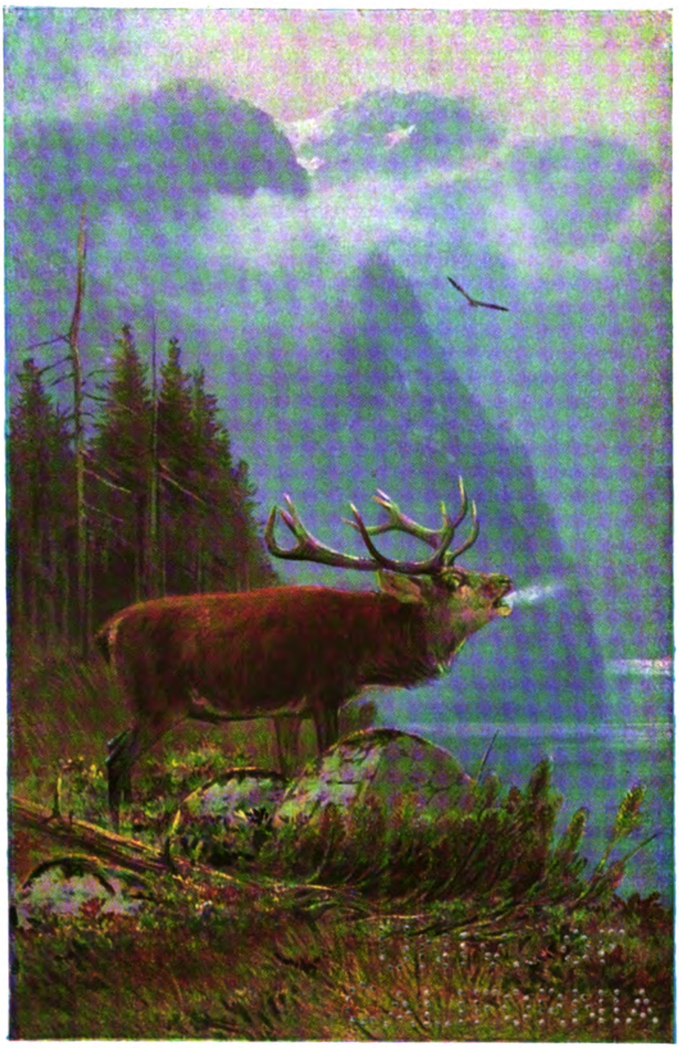
der Jäger liegt im Abgrund, Bergfexen verunglücken nur, waghalsige Tollköpfe — aber wie ein Schatten huscht es aus der Wand, ein paar abgehende Steine besagen dem schlechten „Geher", daß der schwarze Gemsbock ihn zuerst vernommen und sich ihm empfohlen hat.

Im Sommer ist die Gemse fahl und unscheinbar, doch trägt sie dies Sommerkleid nur wenige Wochen. Aber im schwarzen Hochzeitskleid — ihr Liebesleben spielt zwischen Eis und Schnee im November und in den Dezember hinein sich ab — bietet sie einen einzig schönen Anblick. Die schwarzen Krücken über dem klugen Gesicht, der „wachelnde" Bart über den Rücken hinab, und nun wenn der gute Bock die Kugel quittiert und, sich überschlagend, aus der Wand herunterschlägt, wenn er in den Neuschnee gebettet liegt und dort, wo im jungen Sommer die Röslein des Almrausch blühten — der Schweiß, der ihm vom Äser fließt, wie andere Alpenrosenblüten rot vom Boden leuchtet — auch da hab' ich hinausgejauchzt in die weite, schöne Gottesnatur, und meine Freude war ohne Ende, und es hat mir nichts verschlagen, wenn die Bänder des Rucksacks auf dem stundenlangen Heimweg mir auch die Schultern wund drückten. Denn so ein Gamsbock in seinem Feist ist ein gar wackerer Bursche und hat sein ehrlich Gewicht.

Auch auf die Gemse werden großartige Treiben veranstaltet. Meist nur ein einziger „Trieb", der dann den Tag ausfüllt. Früh im Sternenlicht, oft schon am Abend vorher, gehen die Jäger mit der Treiberschar voraus, denn es gilt meist, einen mächtigen Gebirgsstock zu umfassen, um von allen Seiten her das Wild gegen das Hochtal zuzutreiben, wo die — stets geringe — Schützenzahl postiert ist. Auch zu diesem Werk muß man früh aufstehen, denn manchmal heißt es an vier und sechs Stunden steigen, bis die Stände erreicht sind. Dort ruht man und frühstückt, bis der Hebschuß das Zeichen gibt, daß die Treiber angehen. Dann aber kann es noch stundenlang dauern, ehe das Wild erscheint. Ein einschichtiger Bock vielleicht, der vorauskommt und seine Superklugheit mit dem Leben büßt. Die Rudel hasten in den Wänden vor und zurück, auf dem reinen Neuschnee aus der weiten Ferne erscheinen sie wie Flöhe auf dem Bettlaken... aber allmählich kommt die Gesellschaft näher, und dann geht es in wilder Flucht auseinander, wenn die ersten Kugeln ins Rudel schlagen, oder auch — sie stehen in rührender Hilflosigkeit und scheinen mit den dunklen sprechenden Gazellenaugen geradezu um Hilfe zu bitten.

Bei solchen Jagden ist man oft im Zweifel, wohin lieber schauen: auf die jodelnde Treiberwehr, die mit hellem Jauchzen über die steilen Wände hereinklettert, oder auf das aufgescheuchte Wild, aus welchem man den guten Bock für seine Kugel sich heraussuchen soll. Die wunderbare Gegend ist es auch hier, welche diesen Jagden den unsagbaren Reiz verleiht. Und — der Erfolg muß hier in den Bergen wenigstens verdient werden. Aufstieg und Abstieg; vor Tag fort, mit der sinkenden Nacht wieder in die Hütte. Mag man auch von schleppenden Trägern begleitet sein, welche Pelzmäntel — denn droben an der Kante des ewigen Schnees ist es, namentlich im Schatten, bitterkalt —, Büchsen und Proviant befördern, und klettern die Muli ziemlich sicher zwischen den Steinen: überallhin führen doch keine Wege, und der bequemste „Kavalier" muß stundenweit auf den höchsteigenen Füßen gehen, wenn er Erfolg haben will. Namentlich wenn er, wie diese Herren doch nun einmal zu tun pflegen, mit der Quantität renommieren will: droben an den Hochständen kommt die Masse, die dicken Rudel; unten im Walde, am Ende der Waldregion die guten Böcke, und die kommen meist einzeln oder zu zweit und sind nirgends so dick gesät.

Unser fünf, sechs Schützen haben schon in die fünfzig Gams bei solchem Treiben erlegt, und es ist ein gar rares Vergnügen, wenn die schwarzen Bursche zwischen Latschengestrüpp und Leckerstauden auftauchen, hinter Steinblöcken verschwinden und plötzlich wieder Auslug halten auf spitzer Felsnadel, ihr „Standerl" machen, wo ein rascher Schuß sie dann leicht von diesen Zinnen herabwirft. Und doch hab' ich es nie verstanden, daß der glückliche Besitzer solch wunderbarer Reviere ein paar Tage im Jahr einzig in diese Bergwelt hereinkommt, vom Sonntag bis Sonnabend jagt und dann wieder Abschied



Schreiender Hirsch.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Auf den falzenden Urhahn.

ihren Hühnern und Hasen. Das Jahr über liegen die Berge vereinsamt, und nur die pflichttreue Jägerei hütet die einundfünfzig Wochen hindurch das Wild.

Hohe Jagd; jawohl! Man unterscheidet hohe und niedere Jagd, und die Bücher, welche heute mit viel Gelehrsamkeit und manchmal auch aus einiger Praxis heraus über das Waidwerk geschrieben werden, stellen gelehrteste Untersuchungen darüber an, welches Wild und wann es zur hohen und zur kleinen Jagd gerechnet wurde. Das ist heutzutage müßige Arbeit. Früher war hohe Jagd, was die hohen Herren für sich an Wild reserviert hatten, was sie allein oder mit wenigem Gefolge bejagen wollten; heute — entscheidet der Geldbeutel, der leidige, heute ist hohe Jagd, was am meisten kostet, was nur die reichen Leute sich gestatten können. Eigentlich ein trauriger Standpunkt, allein die Welt ist nun einmal so. Man bezahlt heute für die Erlaubnis, einen jagdbaren Hirsch schießen zu dürfen, tausend und mehr Mark, und das edle Wild ist seit zwanzig Jahren ein Handelsartikel geworden. Wir haben auch das von England herübergenommen, wo die Geschlechter bis auf wenige ihre Jagdbezirke und ihre Fischwasser an die reichen Kaufleute der City verpachten, und wo der Pfundmillionär noch nicht im stande ist, sich eine eigene Jagd zu leisten. Auch bei uns wird es — mutatis mutandis — noch dazu kommen, daß, wer nicht mit silbernen und goldenen Kugeln schießen kann, gar nicht mehr wird schießen können. Ich las

nehmen kann auf ein langes Jahr. Mich würd' es mit Gewalt am Schopf hereinziehen aus der langweiligen Ebene draußen mit

sogar in einem modernen Jagdbuche, daß die Hand vom Jagen lassen soll, wer kein Geld darin hat; der mag Jagdbedienter werden, wem es zum Jagdherrn nicht reicht.

Edelhirsch, Gams und Auerhahn: das sind die heiligen drei Könige der hohen Jagd. Dem wird wohl niemand widersprechen, der einmal im Leben eine Büchse darauf abgefeuert hat. Der Dambock war und wird dazu gerechnet, weil er als Füllsel gelten muß für die Prunkjagden regierender Herren; über die wehrhafte Sau läßt sich streiten; im einen Lande ward sie darin einbezogen, im anderen schuf man für sie, das Reh und ein paar Vögel eine eigene — die Mitteljagd; aber Rothirsch, Gams und Urhahn, die waren, sind und bleiben hohe, höchste Jagd.

Schon die ganze Erscheinung des Auerhahns stempelt ihn als etwas Höheres, Hohes. Ich habe immer den Hut vor ihm abgenommen, wenn mein Schuß den stolzen Vogel vom Baum herabgeholt und ihn gebettet hat in Moos und Heidekraut. Urhahn — wie aus einer anderen, längst vergangenen Zeit ragt er in die unsere hinein; er und der Elch. Hirsch und Gemse können wir uns denken als Zeitgenossen, vor dem Auerhahn stehen wir in scheuer Ehrfurcht als einem Zeugen längst vergangener Tage voll Glanz und Pracht des Waidwerks. Ich sage Pracht, nicht Prunk. „Prunk“ mit seinen Reifröcken und Perücken gehört dem scheußlichen achtzehnten Jahrhundert zu eigen, da man den Hirsch ins Wasser jagte und die hohen Damen sich ergötzten am Todeskampf des edlen Tieres, das elendiglich ersoff. Die Gemse spielte glücklicherweise in jenen Theaterjagden keine Rolle, sie war zu widerborstig dafür. Auch nicht der „große Hahn“. Ihn mußte man damals wie heute im ersten Frühlicht des jungen Lenzes aufsuchen, wo er im einsamen Waldesdunkel sein seltsam Lied singt.

Fürwahr ein seltsam Lied! Wer den großen Vogel in dem ernsten, dunklen Gefieder, mit dem mächtigen Schnabel des Adlers sieht, und hört nun, wie aus diesem Körper der dünne Sang sich herausquält, dies Knappen und Wetzen; so gar nicht einem Lied vergleichbar, so wenig schön, so dünn und mager ... und doch: ein Lenz ohne Auerhahnsang ist gar kein Frühling, und „nur einmal noch das Lied hören“, bittet der sterbende Hochgebirgsjäger; nur ein einziges Mal. Und wer es hörte, ehe der Tag seine ersten Lichtwellen zwischen die Bäume warf, ehe ein anderer Vogel erwacht war, eine quarrende Schnepfe allein vielleicht strich über die Wipfel der Bäume, dem klingt es unvergessen, wie Sang der Nachtigall im Ohr. Wie Klang einer Glocke tönt aus weiter Ferne der Hauptschlag; ein einziger Ton, der sich in Zwischenräumen wiederholt. Aber man darf nicht an eine tiefe Kirchenglocke denken, es ist nur ein einzelner Schlag, wie wenn man leis mit dem Fingerknöchel an den Kelch eines Glases stößt. Und nun sich langsam heranschleichen: erst pirschend, bis man deutlich das Knappen unterscheidet, den Doppelton, der immer schneller sich wiederholt, bis der besagte Hauptschlag ihn beendet, aus dem der Vogel dann ins Schleifen, Wetzen übergeht, währenddessen er nach der Sage taub und stumm ist. Diese Zeit heißt es ausnutzen zu zwei oder drei ruhigen Schritten, die den Jäger in Schußweite an den Baum bringen, von dem aus er den Gesang vernommen. Armer Vogel, dann aber hast du das letzte Mal gesungen! Ich weiß nicht mehr wo, aber ich las einmal, daß es grausam sei, den Vogel im Balzen, Rehbock und Hirsch in ihrer Brunftzeit zu erlegen. Grausam? Ich meine, das sei der schönste Tod. Wen die Götter lieb haben, den nehmen sie im Rausch des Glücks dahin. Dem singenden Auerhahn fährt das heiße Blei durchs Herz mitten in der Liebesekstase; die quarrende Schnepfe fällt, während sie das Weibchen zu sich ruft, der Rehbock springt aufs Blatt voll heißer Sehnsucht nach dem begehrenden Reh, und der Hirsch erhält die Kugel, während er trotzig mit dem mächtigen Brunftschrei die Welt ringsum in die Schranken ruft. Ist ein schöneres Sterben zu denken? Das ist kein stückweis Brechen, wie es nach dem Wort des Dichters allein dem Menschenherz beschieden ist, das ist ein Hingehen, wie von der Lawine gefällt, mitten heraus aus dem Höchsten, was Mutter Natur an Glück gewähren kann.

Nun aber die Sauen, das Schwarzwild; Schweine heißen sie ja erst, wenn sie zu

Jahren gekommen sind, hauendes oder Hauptschwein, Schwein schlechthin. Weil der dreijährige Keiler, dessen „Waffen“ allerdings oft nadelspitz sind, scherzhaft „Hosenflicker“ genannt wird, ist der Sagenkreis über die

hab' ich mir gedacht: ein wenig mehr Courage, und wir wären zusammengekommen. Aber auch die Sau weiß, daß dem mit der Büchse Bewaffneten schon auf weitere Entfernungen nicht mehr zu trauen ist, daß sie an den ruhigen Jäger überhaupt nicht so nahe herankommt, um von ihrer Kraft und ihren scharfen Gewehren Gebrauch machen zu können, und so preist auch sie die Vorsicht als den besten Teil der Tapferkeit. Meine lieben Saujagdgäste, die immer mit verlängerbaren Jagdmessern angerückt kamen und, auf den Stand gestellt, mit dem ersten Blick die umstehenden Bäume prüften, haben mir oft ein stilles



Hu, Sau!

Gefährlichkeit des „wilden Schweins“ ein sehr großer. Und doch sagt auch der grimmigste Basse im stillen zum Jäger: „Tue mir nichts, ich tue dir auch nichts.“ Wie oft auf einsamem Pirschgang, wenn ich unversehens das „Blasen“ einer Sau vernahm und sie dann flugs wie einen Schatten zwischen den Stämmen verschwinden sah —

Lächeln abgezwungen. Ja, angeschossen und von den Hunden gestellt, kann sie dem unvorsichtig sich nähernden Schützen gefährlich werden, und ihre Kraft ist so groß, daß der geringste Frischling einen wehrhaften Mann über den Haufen rennt; aber wie oft kommt das vor? Ich weiß zwei Fälle in meinem langen Jägerleben, daß der Be-

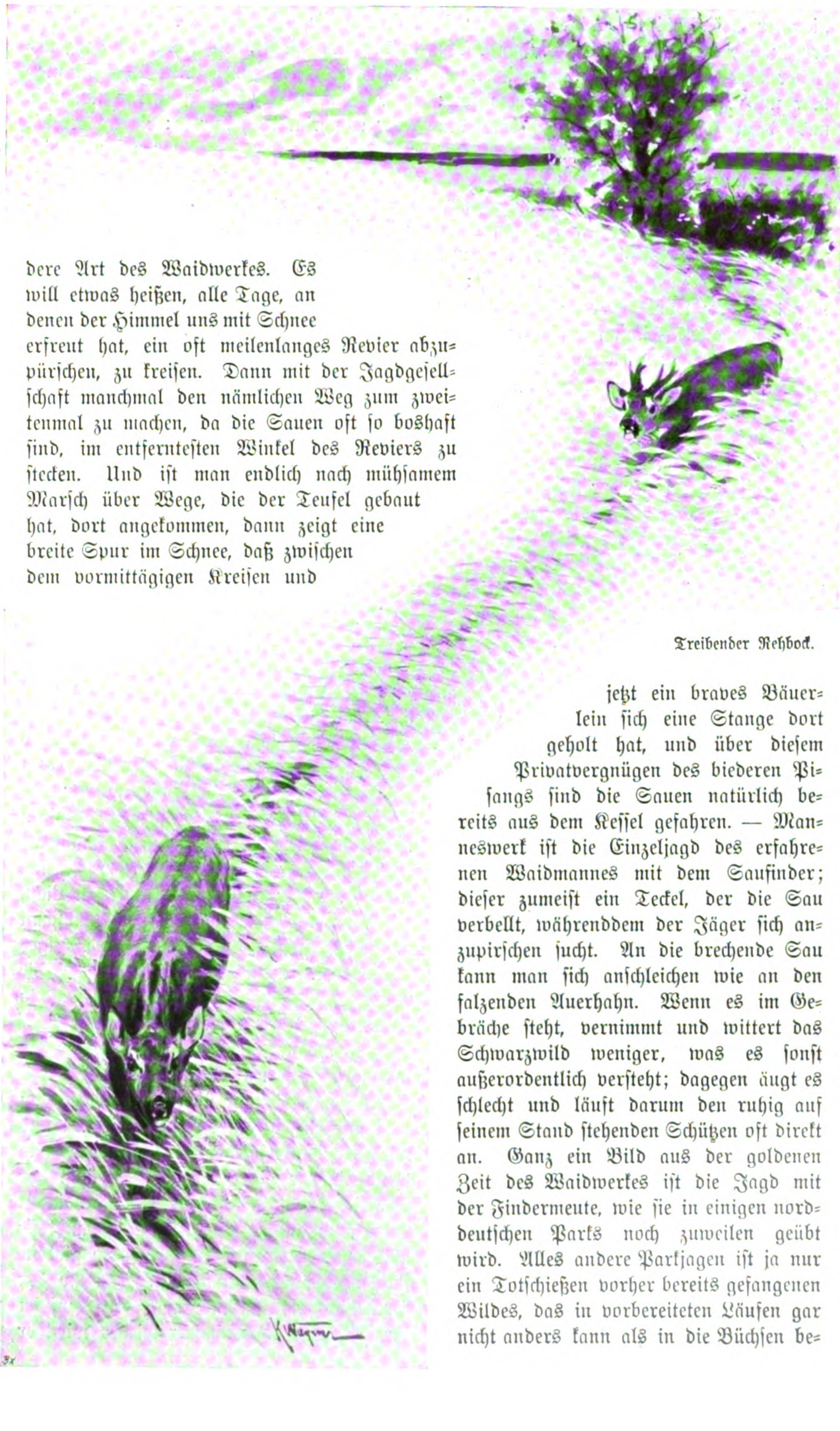


Ein Sprung Rehe.

treffende unter das Schwein zu liegen kam, und beide Fälle sind gut ausgegangen, denn jedesmal erhielt der Keiler im rechten Augenblick noch die erlösende Kugel. Auch das sieht sich besser an, als es sich liest: so ein Schwein ist gar groß und die Kunst, es von einem Menschen herab zu schießen, darum nicht so groß. Die „frommen" Parkschweine sind in der Regel schlimmer. Sauparks sind ein Eigentum großer Herren, und es darf darin also bis zu der alljährlichen Jagd die übrigen Monate hindurch nichts geschossen werden. Im Gegenteil, die borstigen Herrschaften werden in jeglicher Weise gefüttert und gepflegt; im Mönchröder Park des Herzogs von Coburg war ein biederer Frischling, der sich auf Kommando totstellte, und im Amorbacher Park des Fürsten Leiningen möge kein Besucher sich unterstehen, ein Stück Brot oder sonst eßbare Dinge in der Tasche zu führen; die bettelnden „Wildschweine" drängeln so lange, bis sie diese guten Sachen sämtlich erhalten haben, dann erst lassen sie von dem Eindringling ab. Im Park wissen sie, daß die dortige Menschheit ihnen nichts tun darf; sie kennen dort die Ungefährlichkeit des Personals, welches seine Flinte ja nur spazieren trägt, und so kommt es mitunter vor, daß das Schwein den Spieß umkehrt und gegen seine Wärter, mehr noch gegen fremde Besucher sehr ungemütlich wird; namentlich Bachen, welche Frischlinge führen. Die sind, wenn sie angreifen, überhaupt gefährlicher als der Keiler. Der haut mit seinem steifen Halse stumpfsinnig immer in einer Richtung, und man kann den Schlägen seiner Gewehre so ziemlich ausweichen; dagegen trampelt die Bache, wenn sie den Menschen einmal unter sich hat, mit den vier Hämmern — wie in der alten Waidmannssprache die Läufe hießen — unbarmherzig auf ihm herum und kann mit ihren kurzen Haken ganz böse beißen.

Schade, daß den braven Schwarzkitteln allüberall der Krieg erklärt ist. In Süddeutschland ist das Wildschwein so ziemlich ausgerottet, das linke Rheinufer ausgenommen; wenn nicht dazwischen einmal aus einem Saupark eine Rotte ausbricht und eine Zeitlang die umliegenden Wälder unsicher macht. Dagegen ist es nördlich des Thüringer Waldes gottlob noch überall, wenn auch nicht besonders häufig zu finden. Es gibt doch noch brave Menschen unter den Jägern, welche die Bache nicht von den geringen Frischlingen hinwegschießen, und im besonderen tut die unverwüstliche Fruchtbarkeit des Schweines das ihre.

Selbstverständlich hat die Schwarzwildjagd eine Fülle von aufregenden Momenten. Auch ist sie mühsamer als irgend eine an=



dere Art des Waidwerkes. Es will etwas heißen, alle Tage, an denen der Himmel uns mit Schnee erfreut hat, ein oft meilenlanges Revier abzupürschen, zu kreisen. Dann mit der Jagdgesellschaft manchmal den nämlichen Weg zum zweitenmal zu machen, da die Sauen oft so boshaft sind, im entferntesten Winkel des Reviers zu stecken. Und ist man endlich nach mühsamem Marsch über Wege, die der Teufel gebaut hat, dort angekommen, dann zeigt eine breite Spur im Schnee, daß zwischen dem vormittägigen Kreisen und

Treibender Rehbock.

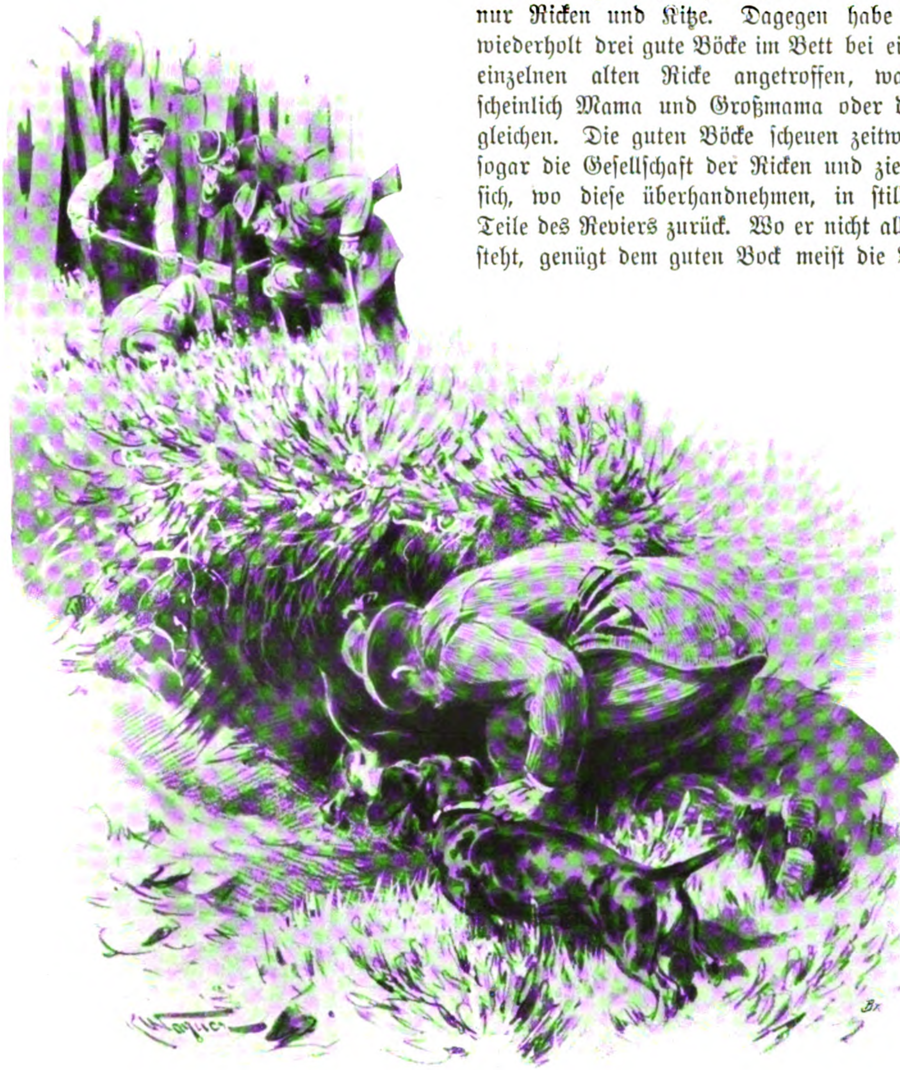
jetzt ein braves Bäuerlein sich eine Stange dort geholt hat, und über diesem Privatvergnügen des biederen Pisangs sind die Sauen natürlich bereits aus dem Kessel gefahren. — Manneswerk ist die Einzeljagd des erfahrenen Waidmannes mit dem Saufinder; dieser zumeist ein Teckel, der die Sau verbellt, währenddem der Jäger sich anzupirschen sucht. An die brechende Sau kann man sich anschleichen wie an den falzenden Auerhahn. Wenn es im Gebräche steht, vernimmt und wittert das Schwarzwild weniger, was es sonst außerordentlich versteht; dagegen äugt es schlecht und läuft darum den ruhig auf seinem Stand stehenden Schützen oft direkt an. Ganz ein Bild aus der goldenen Zeit des Waidwerkes ist die Jagd mit der Findermeute, wie sie in einigen norddeutschen Parks noch zuweilen geübt wird. Alles andere Parkjagen ist ja nur ein Totschießen vorher bereits gefangenen Wildes, das in vorbereiteten Läufen gar nicht anders kann als in die Büchsen be-

stimmter Stände hineinzulaufen. Aber mit der Meute, wenn die wütenden Hunde den Keiler decken und der Rüdemann ihn aushebt und ihm den Fang gibt, und so fort; und dazu Schuß auf Schuß von den Schützenständen her und das Horn des Rüdemannes dazwischen und der wütende Hals der Hunde und die flüchtenden Schwarzkittel, und über dem allen der stahlblaue Himmel eines sonnigen Dezembertages und Ast und Zweig vom Rauhfrost überreist: da mag das Herz wohl höher schlagen und am Bilde aus alter Zeit sich ergötzen, da man noch nicht auf Hunderte von Metern aus sicherer Entfernung dem Wilde das Leben gleichsam abstahl; da man sich selber daran setzen mußte, wollte man den hochgeweihten Hirsch, die wehrhafte Sau erjagen.

In seiner Majestät der Hirsch, in seiner Zierlichkeit das Reh. Jener der Gebieter im Hochwald, dieses die Zierde des deutschen Niederwaldes. Wo Wald und Feld in anmutiger Folge wechseln, ist sein liebster Aufenthalt. Es zieht selbst das offene Feld dem geschlossenen Walde vor. Sauwaffen und Hirschgeweihe — die beiden zu erbeuten, muß man große Reviere, ausgedehnte Waldungen und selbstverständlich die nebenher noch unerläßlichen Geldmittel besitzen. Einen bescheidenen Rehstand, der aber bei richtiger Behandlung doch mit guten Gehörnen lohnt, kann man sich auch auf kleinen, selbst auf kleinsten Jagdgebieten erziehen. Für fünfundneunzig Prozent aller Jäger ist das Reh überhaupt „das" Hochwild, und sie rechnen es darum auch zur hohen Jagd, zu der es doch nie gehört hat. Die beiden klassischen Schriftsteller über „niedere Jagd", Diezel und Jester, registrieren es ausdrücklich für sich. Aber „Waidwerk" ist die richtig betriebene Jagd auf den Rehbock, und man mag über die Jägerei und die Jagd unserer Tage noch so absprechend urteilen, eines gereicht ihr zur Ehre, daß sie den Kugelschuß auf das Reh allmählich für obligatorisch erklärt hat und die Schrotspritze mit ihrem ewigen Anplätzen für die Jagd auf dies zierlichste Wild des deutschen Waldes verpönt. Und die edelste Jagdart ist wie überall so auch hier die Pirsche. Man sagt zwar, daß man besonders gute Schlaumeier nie „darennen" könne, daß man sie ersitzen müsse. Und es scheint in der Tat oft so, als wenn es ganz unmöglich wäre, an einen alten Bock für normale Waffen schußmäßig heranzukommen. Aber es scheint doch nur so; einmal erreicht auch den schlauesten der schlauen sein Schicksal, und wie selbst über die Vorsicht des Feisthirsches die Geduld des Waidmannes schließlich triumphiert, so ergeht es gleichermaßen dem alten Bock, den man in dieser Beziehung dem Feisthirsch an die Seite setzt. Freilich manchmal verbietet die Örtlichkeit das Anschleichen; so z. B. wenn der heimliche Bock einen kleinen grasigen Fleck inmitten dichter Schonungen sich erwählt hat, auf den allein er austritt; dort muß man dann seine Zuflucht zum Ansitz, meist Hochsitz nehmen, denn auch das behutsamste Anschleichen würde der alte Herr zeitig vernehmen und — verschwinden. Aber gerade auf diese auserlesenen alten Herren geht vornehmlich die Jagd des pirschenden Waidmannes, auf bestimmte gute Böcke; wahllos im Revier herum schießt nur der Anfänger, der Stangensammler, dessen Sammelwut noch auf die Quantität gerichtet ist, wo der erfahrene Waidmann die Qualität allein sprechen läßt.

Man kann eigentlich nichts Schöneres sehen als solch sichernden Bock im roten Freierkleid. Handbreit über die Lauscher ragt das geperlte Gehörn, dessen weiße Spitzen nur so leuchten im Sonnenschein. Stahlhart jede Muskel, auf sehnigen Läufen stehend, jedes Haar der roten Decke selbst ein Licht, mit dem er weit und breit die Landschaft betrachtet, ob sich auch nichts Verdächtiges darin rege. Man sagt, die Ricke sei die vorsichtigere, und richtig ist es auch, daß in jedem Sprung Rehe die alte Tante die Führung hat, daß das Weib in der Natur den sozusagen Sicherheitsdienst auch für den Herrn der Schöpfung übernimmt. Aber man darf nur einzelstehende Rehe anpirschen und wird sich sofort überzeugen, daß das ruhig äsende immer die Ricke ist. Sie äugt vor Austritt aus dem schützenden Waldesdickicht lange und aufmerksam alles ab; glaubt sie aber dann vertrauen zu dürfen, so gibt sie sich sorglos der Äsung hin, während der Bock nicht eine Minute lang den Kopf im Grase halten kann, immer wieder wirft er

dazwischen auf und sichert. Selbst während des Äsens gehen seine Lichter ruhelos auf und ab, oft äst er nur scheinbar, das „falsche



Fuchsgraben.

Äsen“ nennt man es, und betört auf diese Weise den jungen Jäger, der ihn jetzt vertraut wähnt und unvorsichtig herankommt. Ein Sprung in Deckung, und ein lautes kurzes Schrecken belehrt ihn sofort, wer von beiden der schlauere gewesen. Bei den vielen Rehen steht übrigens, außer zur Brunftzeit, der gute Bock so wenig wie der gute Hirsch beim Rudel Wildbret. Ich habe eben jetzt auf den Seradellaschlägen Hinterpommerns und Westpreußens oft dreißig und vierzig Rehe beisammen gezählt, sie aufs genaueste studiert, da einzelne Böcke schon das Gehörn abgeworfen hatten, und es waren nur Ricken und Kitze. Dagegen habe ich wiederholt drei gute Böcke im Bett bei einer einzelnen alten Ricke angetroffen, wahrscheinlich Mama und Großmama oder dergleichen. Die guten Böcke scheuen zeitweise sogar die Gesellschaft der Ricken und ziehen sich, wo diese überhandnehmen, in stillere Teile des Reviers zurück. Wo er nicht allein steht, genügt dem guten Bock meist die Begleitung eines einzelnen Schmalrehes, und merkwürdig, es sind die kleinsten und schwächsten, bei denen die besten Böcke stehen. Aber geht es tiefer in den Juli hinein, dann verlangt es auch ihn nach der holden Weiblichkeit, und die Suche beginnt.

Er ist ein sehr herrischer Geselle, der gute Bock, und gar nicht so sanft, wie er auf dem Bilde gewöhnlich aussieht. Sehr wenig ver-



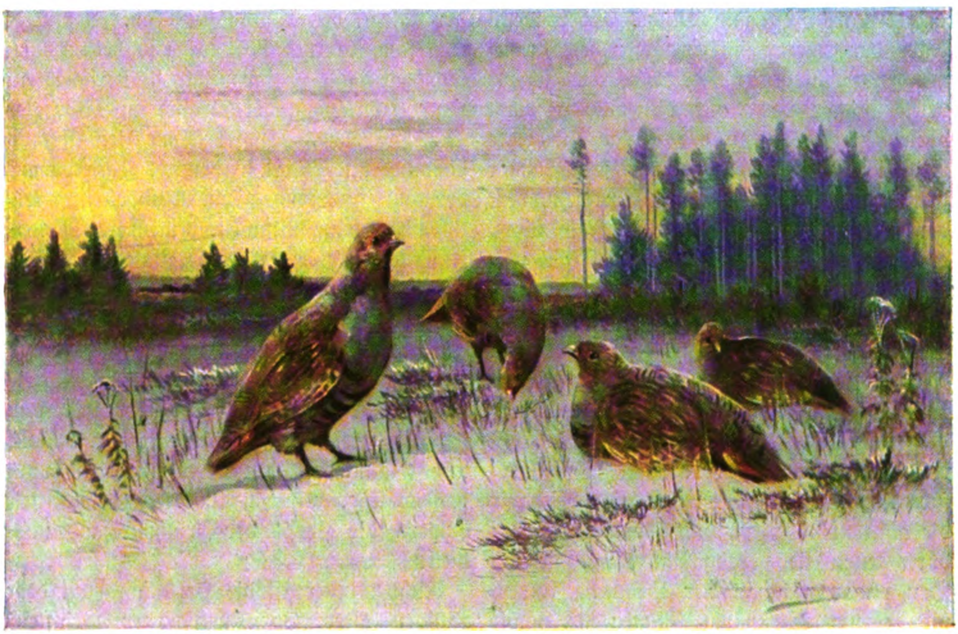
Fasanenbuschieren.

träglich, weiß er sehr gut, daß die Mittelsprosse seines Gehörns die Kampfsprosse heißt, und macht zur rechten Zeit davon Gebrauch. Er duldet seinesgleichen nicht im Umkreis und ist auch gegen die Ricke nichts weniger als höflich, die er mit Stößen seiner Stangen zwingen will, sich seine Liebkosungen gefallen zu lassen. Wie der Brunsthirsch ganz geschlechtliche Leidenschaft ist, so ist der Rehbock zu seiner Zeit nicht minder ein Bild alles überwältigender Sinnlichkeit. Die Lichter quellen aus dem Kopf hervor, heiß ringt sich der Atem vom Äser, hoch gehen die Flanken, und in wilder Hetze stürmt er hinter dem flüchtenden Reh.

Um diese Zeit läßt er sich von dem Jäger, der die Stimme des geängstigten Rehs nachzuahmen versteht, leicht betören: die Blattjagd; der Name kommt davon her, weil man diese Töne am besten auf einem Buchen- oder sonstigen Blatt hervorbringen kann; doch ist die Kunst des natürlichen Blattes nur wenigen eigen, man kauft sich heute den „Blatter" in den Jagdgeschäften, und die Zahl dieser Instrumente ist Legion. Jahr für Jahr erscheinen neue, manchmal sehr absonderliche, und immer wieder fallen weite Jägerkreise darauf herein. Will der Bock aufs Blatt springen, dann kommt er auf jeden Ton herbei; will er nicht — und auch das Bockgehirn hat seine eigenen Gedanken —, dann zaubert ihn auch ein Meister dieser Kunst nicht näher. Merkwürdigerweise hat der Rehbock im größten Teil von Deutschland zehn lange Monate hindurch Schußzeit; nur während zweier Monate läßt das Jagdgesetz ihn schonen. Also im Mai, wo sein Haarwechsel noch nicht erfolgt ist, und durch den ganzen Winter hindurch, da er statt des Gehörns Kolben trägt und die Engerlinge unter seiner Decke wuchern, darf er geschossen werden. Der Hase mit seiner unglaublichen Fruchtbarkeit erfreut sich einer Schonzeit von sieben Monaten. Pflegliche Jäger freilich schießen nach Aufgang der Jagd nur rote Böcke, d. h. gesunde Tiere, und setzen den Hahn in Ruh, sobald er sein Gehörn abgeworfen hat, also etwa von November an. Man hat in diesen Monaten noch genug zu tun mit dem Abschuß der geringen und kümmernden Stücke, die ein einigermaßen strenger Winter mit sich nehmen würde, und die, kommen sie wirklich durch den milderen Winter, nur zur Degeneration des Bestandes beitragen. Für dessen Instandhaltung ist es vonnöten, daß nur vollständig gesunde, kräftige Böcke und Ricken für die Fortpflanzung zur Verfügung stehen. Das Ding sieht sich

so leicht an, und doch hat alle Hände voll zu tun, wer seine Jagd auf der Höhe der Zeit erhalten will. Bloß hinausgehen und losknallen auf alles, was man sieht, tut's nicht. Viele freilich tun es; darum unterscheidet man aber auch zwischen Jäger und Jäger.

Man rechnet noch so gar manches Wild gedankenlos zur hohen Jagd. Da fand ich z. B. in einem Buche, das sie behandelt, sogar das Känguruh aufgeführt. Ein Grundbesitzer am Niederrhein hatte sich den Witz geleistet, ein paar dieser australischen Beuteltiere auf seinen Besitzungen auszusetzen, eine Spielerei ohne jegliche ernstere Bedeutung; auch der Mufflon ist und bleibt ein Schaf, auch wenn ihn einzelne österreichische Herren aus den Bergen Korsikas und Sardiniens in ihre Parks verpflanzt haben. Schafe können zwar geschossen werden — warum nicht? aber im deutschen Waidwerk haben sie keinen Platz, geschweige denn in unserer „hohen Jagd" neben Hirsch und Gemse. Dann eigentümliche Jagd besitzt, und dort ein willkommenes Jagdobjekt. Bei uns kann man das nicht von ihm behaupten; ein uninteressanteres, langweiligeres Geschöpf scheint es nicht zu geben. Auf den Jagden des Herzogs Ernst II. von Coburg in Wallsee hatte man Tribünen errichtet, von denen aus Jagdbedienstete die Hähne in die Luft warfen, anders waren sie nicht zu bewegen, aufzustehen. Und wenn man nach endloser Mühe sie ja so weit gebracht hat, sich zu erheben, so geht das so schwerfällig, als wenn ein Möbelwagen fliegen wollte, und der Schuß auf den aufstehenden Bronzeputer unterscheidet sich in nichts von demjenigen auf solches Gefährt. Bei einer Jagd am Rhein schoß einer der Gäste von neunzehn auf einer Pappel aufgebaumten Truthähnen vier Stück herunter, und die anderen fünfzehn blieben ruhig sitzen. Nein, das sind „Viecher", keine Jagdtiere, und es heißt das hohe Waidwerk verschimpfieren, wenn man sie darunter zählen will. Als man den Reiher noch mit



Rebhühner.

möchte man den amerikanischen Bronzeputer hier einreihen. Dieser Vogel, der wohlschmeckende Eier und einen guten Braten liefert, ist in den Wäldern der United States sehr geschätzt, wie denn jedes Land die ihm dem Falken beizte, zählte auch er zur hohen Jagd, denn nur hohe Herren konnten sich wegen des umfangreichen Apparates dies Vergnügen gestatten; heute ist er nur mehr der gemeine Fischräuber, der er immer ge-

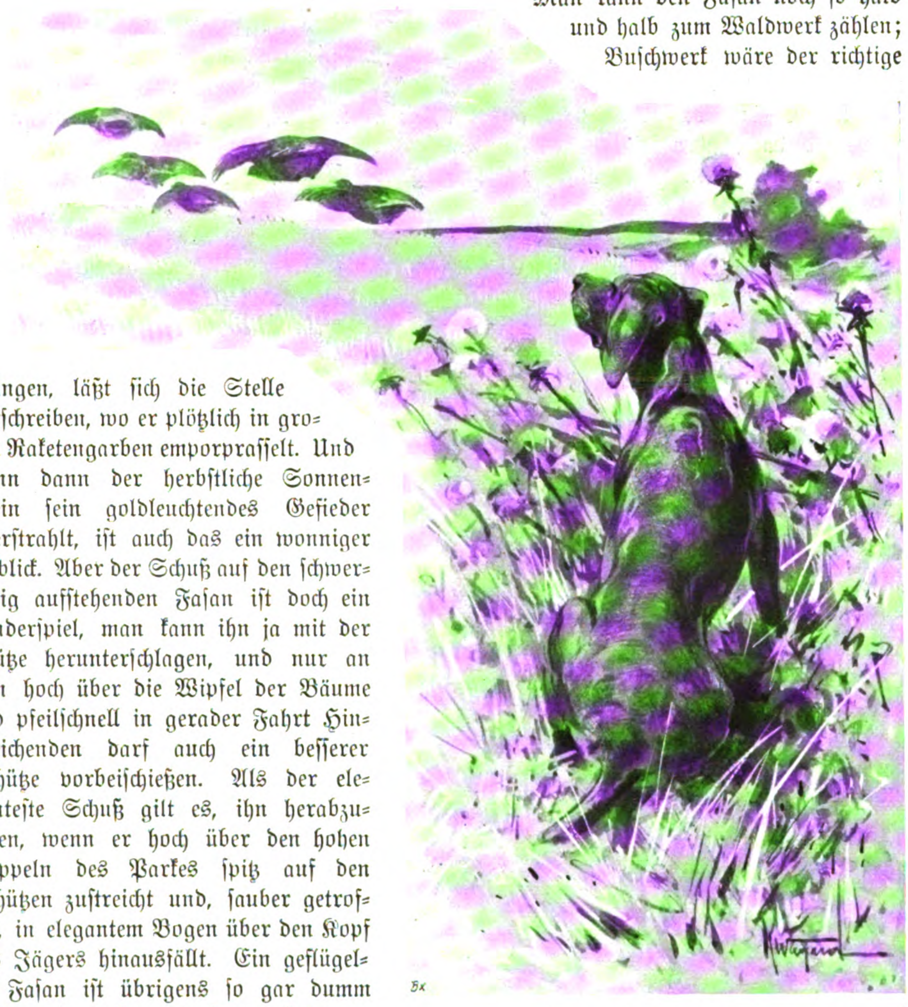
wesen ist, die Falkenbeize harrt umsonst einer Wiederbelebung, und so rückt man ihm mit allen Mitteln zu Leibe. Wer in England den Fuchs schießen, fangen oder gar vergiften wollte, dürfte sich nicht mehr in der guten Gesellschaft sehen lassen; dort hetzt ihn das rote Feld über Stock und Stein, und es ist wohl ein Herrenvergnügen, hinter dem lauten Hals der Meute auf einem guten Hunter in scharfem Galopp dem Schlaumeier zu folgen. Und doch lob' ich mir die deutsche Art, den schneidigen, krummläufigen Teckel in den Bau zu schicken, der dort unten Reineke so lange in die Waden zwickt, bis er vor der giftigen Kröte Reißaus nimmt und „springt“. Aber der Jäger, der oben auf dem Bau dies Springen erwartet, muß höllisch fix seinen Schuß dem Springenden nachwerfen, denn der geht wie „Kugel aus Pfeil“, sagte der böhmische Adjunkt.

Auch das Graben von Fuchs und Dachs in größerer Gesellschaft ist amüsant und an aufregenden Scenen reich. Hier hängt alles davon ab, daß richtig eingeschlagen wird; das erspart Zeit und Mühe. Aber wenn dann der Spaten immer näher dem brummenden Grimmbart auf den Leib rückt, immer vernehmlicher der Laut des Hundes nach oben klingt — da, und nun fällt die letzte Erdschicht, und aus Sand und Lehm kommt der Kopf des Raubtieres zum Vorschein, dem der Hund sofort wütend an den Hals fährt, er weiß, jetzt ist Succurs in der Nähe, und des Dachses letztes Stündlein naht. Ich grabe nicht; man verdirbt sich dadurch nur unnötigerweise die besten Baue im Revier. Die Füchse lasse ich sprengen, und soll es den Dachsen an den Leib gehen, dann werden Nachts zwischen elf und zwölf die Röhren der Baue — wohlvorbereitet — verstopft, und am nächsten Morgen lasse ich mir die angrenzenden Schonungen durchklopfen; dort stecken sie regelmäßig, wenn sie am Bau etwas nicht in der Ordnung finden, und ebenso regelmäßig flüchten sie, sowie sie aufgejagt werden, in alter Gewohnheit Malepartus zu, wo sie der dort postierte Schütze mit Pulver und Blei in Empfang nimmt.

Von einem Vogel wundert's mich: der ist nie zur hohen Jagd gezählt worden und gehört wie nur einer da hinein. Das ist die Waldschnepfe. Freilich, dieser Vogel mit dem langen Gesicht hat sein eigenes Köpfchen; kommandieren läßt er sich nicht wie der dumme Fasan, wohin er gehen soll, und in Hekatomben kann man ihn ebensowenig bevorzugten Schützen servieren. Darum spielt die Schnepfe auch in den Abschußlisten der allerhöchsten Herren eine so untergeordnete Rolle. Sie will gesucht werden von denen, welche sie lieben. Sie ist der Frühlingsvogel des Waidmannes, der ihm den nahen Lenz verkündet, und mit Herbstes Abschied winkt sie uns den letzten Gruß des Waldes zu, ehe er sich niederlegt zum Winterschlaf. Eigentlich ist sie auch der schönste Vogel der deutschen Heimat. Freilich grelles Rot und Blau und Grün darf man bei ihm nicht suchen, wohl aber die vollendetste Farbenharmonie und eine Abgetöntheit der Farben gegeneinander, wie sie kein anderes Tier zeigt. Dazu die vorstehenden, schwarzen Augen, die den ruhig im Laub sitzenden Vogel zuerst erkennen lassen; die Färbung des Gefieders schmiegt sich sonst vollständig der Farbe des Waldbodens an. Scolopax rusticola, warum sie gerade so heißen muß und hat doch so gar nichts Bäuerisches an sich. Zum Sang der Drossel im März der Schnepfe Lied. Pswst! Das liest sich so böhmisch und klingt so deutsch. Und darauf der tiefe, quarrende Ton. Und es ist wirklich ein Gesang, wenn ihrer mehrere Schnepfenjünglinge um die Gunst einer Schnepfendame gemeinsam werben. Ein süßer Singsang, den man nicht vergißt. Viele eifern gegen die Frühjahrsschnepfenjagd. Freilich, wo sie maßlos betrieben wird, ist sie wie alles Maßlose vom Übel. Aber wer nur die laut streichende Schnepfe schießt, nimmt nur Männchen, die in der Überzahl vorhanden sind. Warum also diesen besonnenen Jägern die Poesie der Frühjahrsjagd nehmen?

Nicht minder ist die Herbstjagd mit dem ruhigen alten Vorstehhund der Prüfstein eines Waidmannes; an seiner Vorliebe für die Schnepfensuche erkenne ich ihn. Kompagniejagden gibt es dabei nicht, es ist eine mühselige Arbeit, und dutzendweise liegen die Schnepfen auch nicht. Aber gerade die Schwierigkeiten und der interessante Schuß auf den plötzlich aufstehenden und sich so

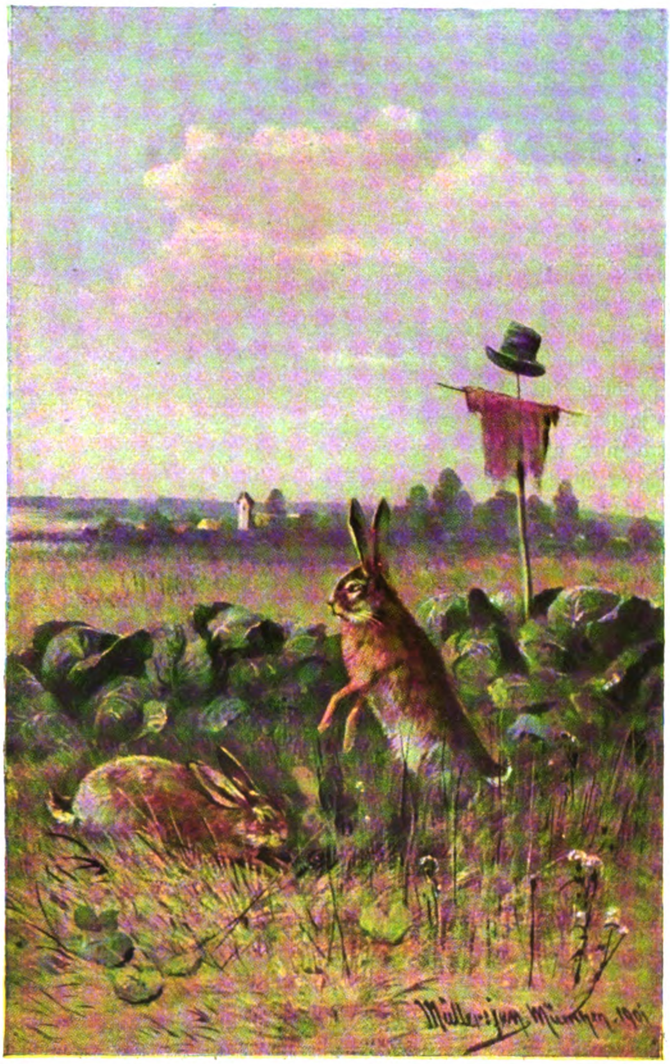
vorsichtig im Fluge deckenden Vogel reizen den Waidmann. Wie kann dagegen der Fasan aufkommen! Ja, der Fasan läßt sich in großen Mengen züchten, läßt sich von allen Seiten auf bestimmte Punkte zusammendrängen, läßt sich die Stelle vorschreiben, wo er plötzlich in großen Raketengarben emporprasselt. Und wenn dann der herbstliche Sonnenschein sein goldleuchtendes Gefieder überstrahlt, ist auch das ein wonniger Anblick. Aber der Schuß auf den schwerfällig aufstehenden Fasan ist doch ein Kinderspiel, man kann ihn ja mit der Mütze herunterschlagen, und nur an dem hoch über die Wipfel der Bäume und pfeilschnell in gerader Fahrt Hinstreichenden darf auch ein besserer Schütze vorbeischießen. Als der eleganteste Schuß gilt es, ihn herabzuholen, wenn er hoch über den hohen Pappeln des Parkes spitz auf den Schützen zustreicht und, sauber getroffen, in elegantem Bogen über den Kopf des Jägers hinausfällt. Ein geflügelter Fasan ist übrigens so gar dumm nicht, und es braucht einen erfahrenen Hund, der ihm durch all seine Verstecke folgt und den, Gott weiß wo, Gedrückten endlich ausmacht. Auch im Treiben vergißt der mit gehobenem Spiel Vorwärtslaufende die Vorsicht nicht und schlägt wie ein Fuchs um, wenn der vorstehende Schütze eine unvorsichtige Bewegung macht. Im übrigen lohnt er die auf ihn verwendete Mühe; er ist gegen die Kälte noch unempfindlicher als das Rebhuhn, und seit einigen Jahren wächst sein Verbreitungsgebiet in Deutschland. Es ist gar kein schlechtes Geschäft, im Frühjahr zwanzig Stück auszusetzen und im Herbst hundert bis hundertfünfzig ausgewachsene junge Vögel abzuschießen. Neben der Abwechselung im Jagdvergnügen stopft das zugleich ein Loch in der Jagdkasse. — Man kann den Fasan noch so halb und halb zum Waldwerk zählen; Buschwerk wäre der richtige Name, denn der Busch ist sein Element, das kleine Wäldchen, die Remise — aber Hasen und Hühner bilden die Feldjagd, die Jagd als solche, obgleich auch die letzteren vorübergehend im Gestrüpp sich aufhalten und sogar die Gesetzgebung zwischen Feld- und Waldhasen unterscheidet. Ich habe Hühner schon stundenweit vom Feld entfernt auf



Vor„sitzender“ Hühnerhund.

Blößen im Hochwald angetroffen, allerdings war es immer der Zufall, der sie uns dort finden ließ, und es gibt einen eigenen Namen, Holzböcke, für die Völker, die, hochgeworden, sofort dem Waldrand zustreichen und dort sich Deckung suchen. In Tirol kennt man heute noch den Reisjäger, der im Gegensatz zu dem Gems- und Hochwildjäger Hühner und Hasen und das kleinere Flugwild allein bejagt.

Für das Gros der Jäger sind die Hühner und Hasen „die Jagd“. Gelegentlich mal kommt ein Bock oder Fuchs auf der Treibjagd dazu, aber seine paar Hühnchen im Jahre und seinen Hasen auf der herbstlichen Suche — das ist für ihren Geschmack der Inbegriff jagdlichen Glückes. Wohnt doch auch mancher in so flachem Lande, fern allem Walde, daß seine frutti di caccia nicht gut anderes als Feldfrüchte sein können. Respekt vor diesen tüchtigen Jägern, die ihre Niederjagd mit Fleiß und Verständnis pflegen, denn nicht, was einer schießt, macht den Jäger aus, sondern das wie. Ich kenne Herrschaften mit Riesenschußlisten, und doch würde alle Welt lachen, wenn man sie als Jäger bezeichnen wollte. Dafür halten nur sie selber sich. Jäger ist — Waidmann wie Jäger — wem Feld und Wald zur Heimat geworden sind, der das Tier liebt, welches er bejagt, wer tagelang unter Hasen und Rehen wandeln kann, ohne daß er auch nur einmal daran denkt, zu schießen. Für jene ist das Wild ein Vergnügungsobjekt, Schießübung, und Gottes freie Natur eben recht, sie mit großen und kleinen Kugeln zu durchfurchen. Sie jagen am Gängelband, und der Gang in den nächtlichen Wald ist ihnen schrecklich; das Wild suchen und finden, verstehen sie nicht, sie lassen es sich zutreiben; sie sind unter Umständen gute Schützen, ganz gewiß, aber erbarmungslose Schießer, die den Tag für verloren erachten, an dem sie nicht ihr Quantum Patronen verknallt haben. Jäger aus zweiter Hand, und wenn diese zweite Hand einmal fehlt, die gängelnde Hand des führenden Beamten, dann sind sie hilflose Stümper.



Im Kraut.

Und doch sind diese flintentragenden Herrschaften auch nicht ohne Bedeutung für die Pflege der Jagd, denn ihre un-



Falzender Spielhahn.

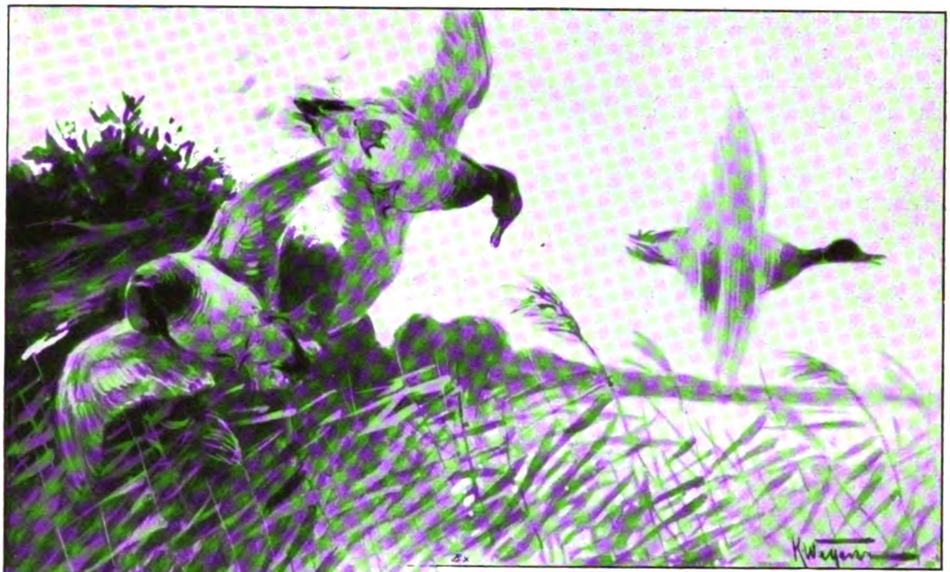
ersättliche Gier zu schießen und wieder zu schießen verlangt entsprechende Wildmengen, die herangezogen und erhalten werden wollen, soll solch ein Abschuß auf die Dauer möglich sein. Die immer mehr um sich greifende Jagdlust unserer Tage kommt darum besonders der Niederjagd zu gute, und an Hasen und Hühnern erzielen wir heute in Deutschland Strecken, an welche vor fünfzig Jahren noch niemand gedacht hat. Auch darf es knallen auf Hasen und Hühner. So sehr ich den Schießer mißachte, der an dem erlegten Hirsch nichts anderes zu sagen weiß als „Nun aber fort auf den nächsten“ — einen geschlagenen Tag Stoppel hopsen oder Sturzäcker abtreten mit dem Resultat von einem Paar Hasen und zwei Paar Hühnern, das ist kein Vergnügen, und wenn man einen „Kessel“ mit sechshundert Hasen eine Schlacht, ein Schlachten, einen Massenmord nennt, ein Kessel, in welchem ein einziges armseliges Häslein erscheint und vor der wogenden Korona der Schützen und Treiber seinen Kegel macht — ich habe auch das schon gesehen —, ist eine Lächerlichkeit. Man muß sich auch einmal im Jahre nach Herzenslust satt schießen!

Außer diesem Schießvergnügen bietet die Feldjagd aber noch ein zweites, was ich weit höher schätze als das Geknalle, das ist die Arbeit mit dem Hund. Beim Waidwerk beginnt seine Tätigkeit — Schnepfen und Fasanen, Buschierjagd überhaupt, abgerechnet — nach dem Schuß, dessen Mängel zu korrigieren hauptsächlich ihm zufällt. Hier leitet er den Schuß ein, indem er das Wild sucht und durch Vorstehen seinen Herrn darauf aufmerksam macht; das geschossene bringt er herbei, das angeschossene macht er aus. Mit Ausnahme des Schusses selbst leistet er also hier so ziemlich alles. Wir haben eine ganze Reihe von Hühnerhunden, nach dem heutigen Stande der Züchtung durchwegs gute Rassen; die englischen Hunde sitzen und liegen gern vor den Hühnern; ihre drei langhaarige Rassen heißen nach dieser Eigenschaft „Setter“. Mit solch treuem Gesellen an kühlem Herbstmorgen über das Feld zu streifen — wem schlägt dabei das Herz nicht höher? „Nimrod“ steht plötzlich, nachdem er in weitem Bogen sich Wind geholt. Wie er den Vorderlauf hält, nach dem Zittern des Rutenstummels erkennt sein Herr, welches Wild der Hund vor sich hat. Das Volk steht auf, mit rascher Doublette fallen zwei Hühner, schon holt sie der Hund und sitzt ruhig, das Huhn im Fang, vor seinem Herrn, der eben frische Patronen in den Lauf geschoben hat und nun die Beute dem treuen Gefährten abnimmt.

Ohne weiteren Befehl holt „Nimrod“ Nummer zwei. Nun geht die Suche weiter. Ohne viel zu reden. Das sind schlechte Jäger, die den ganzen Tag über mit dem Hunde sprechen, ihn korrigieren, ihn anfeuern. Die meisten Hunde wissen besser als ihre Herren, was sie zu tun haben. Die meisten Hunde werden trotz — nicht durch die Dressur. Aber wenn Herr und Hund sich verstehen, ein Blick in des Hundes treue Augen, und der Hund weiß, was von ihm verlangt wird — das ist gutes Jagen. Schuß auf Schuß fällt, Huhn auf Huhn reiht sich an den Galgen; dort ist ein Nußbaum mit breitem Schatten, in dessen Kühle es sich angenehm ruhen läßt; denn allmählich ist's Mittag geworden, und die herbstliche Sonne meint es gut. Wenn die Abendglocken zum Gebet rufen, ist das Tagewerk zu Ende, und das Zusammenrufen der gesprengten Hühner geleitet den heimkehrenden Jäger. Ich weiß nicht, aber ich jage am liebsten allein mit meinem Hunde; da nur kann ich den Braven ganz und voll genießen. Alles Jagen in Kompagnie ist mir ein Greuel. Ich will mich nicht über die Nachbarschützen ärgern und will ihnen kein Ärgernis geben. Es hat eben ein jeder Jäger seine Eigenheiten.

Last not least — aber gewiß nicht least: lepus timidus, die Sehnsucht des Knaben, der letzte Trost des Alten. Welch ein Hoffen und Harren, bis der junge Herr seinen ersten Hasen geschossen hat; die erste Liebe kann ihm unmöglich so viele Pein schaffen. Und dem alten, gebrechlichen, müden Greise stellt sich das letzte Häslein geduldig im Krautgarten hin, um sich das Lebenslicht von ihm ausblasen zu lassen. „Es geht noch,“ hüstelt der alte Herr zufrieden und schleppt sich mit der Beute nach Hause. Und doch: was wäre eine Jagd ohne Hasen; er gibt ihr erst das frohe Leben, die allgemeine Befriedigung. Rehböcke und Füchse fallen wie Lotteriegewinne einzelnen Schützen zu; wo aber jeder Teilnehmer sein Häslein auf seinem Schußetat hat, sieht man lauter frohe Gesichter. Es knallt lustig, wo es „Krumme“ gibt, wenn man auch dazwischen vorbeihaut, und — ohne Knallen ist eine Jagd langweilig. Auch in der Küche ist der Hase das begehrteste Wild und sein Ziemer an Wohlgeschmack von keinem anderen Wildbraten zu erreichen. Also Respekt vor dem edlen Löffelträger, dessen zahlreiche Spitznamen recht unbegreiflich sind. Vor allem ist der Hase durchaus nicht das furchtsame Tier, als welches wir ihn immer hinstellen. Wer eine Hasenmutter ihre Jungen gegen zudringliche Krähen hat verteidigen sehen, bekommt ordentlich Respekt vor ihr, und kämpfende Rammler machen auch nicht den Eindruck der Feigheit, dabei regnen die Ohrfeigen nur so. Ein Junghase gehört zum Possierlichsten, was man sehen kann; wie er sich die nassen Löffel zwischen den Pfoten durchzieht und sie auf diese Weise trocknet, wer dabei nicht Tränen lacht, hat überhaupt keinen Sinn für den Humor des Lebens. Wie man Affen halten kann, mit ihrer penetranten Witterung, und nicht lieber dafür Junghasen, verstehe ich nicht.

Der Stand an Hasen ist in einzelnen Teilen Deutschlands sehr bedeutend. In Schlesien, der Provinz Sachsen, der Pfalz sind Jagdtage mit einer Strecke von zweitausend Hasen und mehr nichts Seltenes; von einem Ergebnis von einigen hundert hört man aus allen Gegenden Deutschlands, die stark bewaldeten Striche allein ausgenommen. Solche Massen wachsen nur auf dem Felde, und je höher entwickelt die Landwirtschaft ist, desto mehr behagt sich dabei unser Feinschmecker. Freilich, Nationalökonomen sollen ausgerechnet haben, daß der Hase, bis er seinen üblichen Preis von drei Mark erreicht hat, für zwanzig Mark nützliche Futterkräuter verzehrt habe, und daß an solchem Mißverhältnis zwischen Preis und Produktionskosten das Land schließlich zu Grunde gehe; ergo, rottet ihn aus, den infamen Kerl! Da gefällt mir jener rheinhessische Bauer doch besser, der auf die Frage, ob denn die zahlreichen Hasen auf der dortigen Feldflur keinen Schaden machten, stolz zur Antwort gab: „Da müßten wir uns ja schämen, wenn wir die paar Hasen nicht mehr ernähren könnten.“ Ich denke einer dortigen Bauernjagd; die pfälzischen Bauern sind pflegliche Jäger und vortreffliche Schützen. Wir schossen 1006 Hasen; allerdings mit einem großen Haufen von Schützen und Treibern. Auf der Heimfahrt beklagte ich mich über meinen schlechten Anlauf; bei solcher Strecke nur



Entenpirsche.

zehn Hasen — meinte ich —, das sei doch zu wenig. Da meldete sich ein anderer Teilnehmer im Coupé, der keinen Schuß hatte anbringen können. Bei 1006 Hasen!

Eines ist, was ich der bestbestandenen Feldjagd vorziehe: das ist die Moosjagd, die Jagd im Bruch. Dort findet sich alles, was des Jägers Herz begehrt. Dort falzt im Frühling der Spielhahn, die Enten reihen, und die endlosen Scharen der Sumpf- und Wasservögel halten Rast auf dem Zug nach Norden. An den Wasserläufen fischt der Otter, im Röhricht lauert der Fuchs auf Beute. Der rote Bock plätzt mit Vorliebe in den Erlen, und im Herbst liegen die Hühner im langen Grase, Hühner und Fasanen, zumal wenn draußen die Felder bereits geräumt sind; dann zehnten wir auf dem Wiederzuge die Jungen jener Sumpf- und Wasservögel vom Frühjahr, jagen zwischen den Kaupen im Nassen die Bekassine, die elegante Fliegerin, und im Winter lohnt sich die Entenpirsche an Moorlöchern und „Strom“. So hab' ich jüngst in Hinterpommern die kleinen Bäche pomphaft betiteln hören. Wo ist ein Terrain, diesem an die Seite zu setzen, mit ähnlichem Speisezettel? Freilich, der Speisezettel allein macht es nicht; und die bestbesetzte Jagd erscheint tagweise wie ausgestorben. Ich glaube, Franz von Kobell erzählt von einem Jagdgast im Hochgebirge, der den anstellenden Jäger befragte, was auf seinem Stande alles kommen könnte. „Ja, Herr,“ antwortete der Jagdgehilfe, „ka' leicht sei, daß a guata Hirsch daher kommt; nachher kriagn's mer aber koa Fiaber. Kann Mutterwild komma, des derfn's schiaßen. An gring'n Hirsch a, an Sechser oder Gabler. Kimmt a Rehbock, geben's ihm a's Kugerl; hab'n woll guate Stang'n bei uns auf. An Fuchs lass'n S' net durch, und wenn a Has kimmt, a weißer oder grauer, und er macht Ihna Spaß, schießen's nur ... Kann sei —“ der Jäger war schon ein paar Schritte weit

gegangen, kehrte aber wieder um und sprach schnell noch: „daß a' an Auerhoh' daher-g'ritten kommt, den lassen's sei net weiter fliagn." Dem Gaste waren angesichts dieses Menüs die Augen immer größer im Kopfe geworden, aber, setzt der Erzähler hinzu: „Kemma is ihm nichts."

Es ist eben wohl alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag, wie ein weises Sprichwort besagt. Aber auch dafür hat Franz von Kobell seinen Trost bereit, wenn er singt:

Und wenn es nichts ums Jagen wär,
Als frei im Holz zu streifen,
Zu lauschen, wie der Kuckuck ruft,
Und wie die Finken pfeifen,
Zu atmen frischen Tannenduft
Und taugekühlte Morgenluft:
Es wär genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei ...

Und wir alle stimmen von Herzen mit ihm ein.

Vollmondzauber

Weit auf stehn die Fenster
Am zaubrischen Strand,
Von Mondlicht begossen
Und friedenumflossen;
Dort wohnet die Sehnsucht
Und winkt mit der Hand.

In schlummernden Wäldern
Ist Singen erwacht,
Wie Honig, gesponnen
In griechischen Sonnen,
Nun wandelt's in Silber
Die zaubernde Nacht.

Von schwebenden Rudern
Tropft Silber und Gold,
Es kommen die Toten
In gleitenden Booten,
Beladen mit Rosen,
Dem Fährmann zum Sold.

In Liebe vergehen,
Ein Hornruf im Tod:
Noch einmal, mit Beben,
Quill über, o Leben,
Und färbe die Lippen
Der Sterbenden rot!

Wie's Fischlein im Meere,
Die Toten im Grab,
So will ich den Willen
Hier kühlen und stillen,
So gleit' ich mit Singen
Die Ströme hinab.

Irene Forbes-Mosse



Björnstjerne Björnson

Zu seinem siebzigsten Geburtstage

Von

Friedrich Düsel

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwei große Eroberungszüge sind im Laufe der Geschichte von Skandinavien ausgegangen, um Europa zu besiedeln: ein kriegerisch-politischer im Mittelalter, ein friedlich-literarischer im neunzehnten Jahrhundert. Mußten sich die Wikingerfahrten bei aller räumlichen Ausdehnung von Grönland bis in den Süden Italiens, von den Gestaden Frankreichs bis in die äußersten Fernen des Ozeans doch immer auf die Küstenländer beschränken, so drang diese jüngste Invasion tief ins innerste Geistesleben unseres Erdteiles und weckte dort Gedanken und Stimmungen, die sich, je länger sie geschlummert hatten, nun desto leidenschaftlicher den nordischen Erlösern hingaben. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die diese eilige und innige Gefolgsbereitschaft als eine nationale Charakterlosigkeit, als einen Verrat an uns selbst brandmarken wollten; sie vergaßen, daß unser deutsches Wesen mit dem nordischen auf ein und demselben Grunde ruht, daß sich dort oben, in der Urheimat der Germanen, unsere Eigenart gebildet, unser Wollen und Können geformt hat, und daß dort, im Lande der Mitternachtssonne, der Germane sich bis heute in seiner Ursprünglichkeit, in seinen

ureigensten Tugenden und Lastern am reinsten erhalten hat. Erklärte sich somit unsere Hingabe an die nordischen Meister weit eher aus einem aller menschlichen Kreatur eigentümlichen Sehnsuchtsdrang nach ihrer ureingeborenen Natur als aus einer Schwäche des Charakters, so kam hinzu, daß die nordische Literatur damals, in den Anfangszeiten ihrer europäischen Wirksamkeit, mit jugendlicher Begeisterung gerade zu den ursprünglichsten Quellen des menschlichen Empfindens zurückkehrte und alles das, was wir in unserem heimischen Epigonentum vergebens suchten, mit vollen Händen zu spenden versprach: individuelle Erfahrung, persönliches Bekenntnis, erlebtes Leben. Das Geheimnis ihres Zaubers lag in ihrer Bodenwüchsigkeit, in ihrer Frische, in der mutigen Sonderheit ihres Fühlens und Denkens, in dem Ernst und der Ehrlichkeit ihrer unmittelbaren Konfessionen.

Als Führer dieser literarischen Eroberungsfahrt des skandinavischen Nordens erscheint uns heute Ibsen, und zwar in so unbestrittenem und unbedingtem Maße, daß es uns schwer wird, in einem Atem mit dem seinen noch einen anderen Namen zu nennen. Und doch war nicht er es, sondern sein um fünf Jahre jüngerer Landsmann und literarischer Gefährte Björnstjerne Björnson, dessen junger Ruhm zuerst zu uns drang. Ein glücklicher Zufall beschert uns dafür aus allernächster Nähe ein klassisches Zeugnis. Als vor nunmehr dreißig Jahren Erich Schmidt — es war der erste Beitrag überhaupt, den die „Monatshefte" von ihm empfingen — an dieser Stelle auf den „ersten Dichter Skandinaviens" aufmerksam machte, konnte und durfte er seinen Aufsatz mit der Bemerkung einleiten, daß von den Dichtern des skandinavischen Nordens eigentlich nur drei in Deutschland bekannt und geschätzt seien: Tegnér, der Sänger der Frithjofssage, Holberg, der Komödiendichter, und der Dramatiker Oehlenschläger, von Geistern geringeren Grades wie Andersen, Friederike Bremer und Flygare-Carlén abgesehen. Der Name Ibsens, der damals, 1873, doch bereits mit einer reichen Kette von Gedichten, historischen und norwegisch-nationalen Dramen geschmückt war, brauchte nicht erwähnt zu werden, da erst der Dichter der sozialen Zeitdramen vier Jahre später mit den „Stützen der Gesellschaft" in den eigentlichen europäischen und damit auch in den deutschen Gesichtskreis trat. Freilich nun gleich mit einer so hinreißenden, die Gemüter leidenschaftlich aufwühlenden Gewalt, daß es nicht lange währte, bis der Glanz Björnsons neben ihm fast ganz verdunkelt war. Anfangs verglich man die beiden wohl noch miteinander, fand bei beiden denselben erbitterten „Kampf um die Lüge" wieder und stellte hier und da sogar, wenigstens was die tiefere Gemütswirkung anging, Björnson über seinen älteren Rivalen. Dann aber, je mehr die jüngere Generation zu Wortführern des Literatur-, namentlich des Theaterlebens wurde, drang immer siegreicher die Überzeugung durch, daß der ältere eigentlich der jüngere sei, daß von ihm, der „den Inhalt der Zeit in eigene Hände nahm", die hoffnungsvolle Erneuerung der Dichtung ausgehen werde.

Dieser Verdrängung Björnsons leistete seine eigene Entwickelung Vorschub. Nachdem er früh, schon als Fünfunddreißigjähriger, all die besten Werke seiner ersten Periode verfaßt hatte, trat in seiner dichterischen Produktion ein verhängnisvoller Stillstand ein. Die schöpferische Kraft hielt sich eine Zeit lang auf demselben Punkt, aber die Lebensanschauung erweiterte sich nicht, verstrickte sich vielmehr immer enger in den beschränkten Vorurteilen der nationalen Gebundenheit und Selbstgefälligkeit. Nur schwer fand er aus diesen dumpfen Fesseln den Weg zurück zur freien Höhe allgemein menschlich ergreifender Zeitprobleme, und als er endlich wieder im Marsche war, sah er sich von dem bühnensichereren Ibsen überflügelt. Lange Jahre blieb er so im Hintertreffen. Von all den Dramen, die diese zweite Periode ihm gezeitigt hat, hat es nur eins, das „Fallissement", zu einer gewissen internationalen Bedeutung gebracht; im ganzen konnte sich seine Wirkung in Deutschland nicht im entferntesten mit dem großartigen, stetig wachsenden Siegeszuge vergleichen, den Ibsens Dramen in den achtziger und neunziger Jahren über unsere Bühnen nehmen sollten. Auch der Erfolg, den sich in der Maienblüte der deutschen Frauenbewegung sein „Handschuh" holte, war zu aktuell

und tendenziös, als daß er lange vorhalten konnte. Erst als, uns allzu lange vorenthalten, zu Ende der neunziger Jahre sein Doppeldrama „Über unsere Kraft" zu uns drang, war seiner literarischen Bedeutung eine zweite Jugend auch in Deutschland beschieden, eine Wiederbelebung, die um so nachhaltiger sein konnte, als er sich damit auf dem Boden des Gemütes, dem Bereich seiner ursprünglichen Begabung, eine Domäne geschaffen hatte, auf der er auch die Nebenbuhlerschaft des inzwischen ermüdeten Ibsen nicht mehr zu fürchten brauchte.

Nach einigen noch halb dilettantischen Versuchen in volkstümlichen Liedern, die oft von den Bauern auswendig gelernt und gesungen wurden, und dem uns heute trotz des knappen, festen Prosastiles fast schon empfindsam und süßlich anmutenden Erstlingsdrama „Zwischen den Schlachten", das die große Zahl der nordischen Usurpatorendramen um ein neues vermehrte, errang Björnson mit den „Bauernnovellen" seinen ersten durchdringenden Erfolg. Man muß das landschaftliche und das soziale Milieu kennen, aus dem der Dichter, die literarischen Bedingungen, aus denen diese Dorfgeschichten hervorgewachsen sind, um beides in seinem eigentümlichen Charakter und Werte schätzen zu können.

Am 8. Dezember 1832 in einem Tale des Dovrefjäld zu Kvikne hoch oben im norwegischen Norden geboren, war der junge Pfarrersohn früh auf sich selbst angewiesen. Die finstere Natur dieser öden, felsigen Gegend, wo kaum Tannen und Birken, geschweige denn ein Kornfeld gedieh, wo der Winter jedes einsame Gehöft monatelang mit einem hohen Schneewall umschanzte, ging dem aufgeweckten Knaben auch nach Nässet in Romsdalen nach, wohin der Vater, ein milder nachsichtiger Mann, versetzt wurde, als der kleine Björnstjerne gerade das schulpflichtige Alter erreicht hatte. Es war eine an Abwechselungen reiche Gegend, die ihn hier erwartete, eine der schönsten in ganz Norwegen, heiter, anmutig und großartig zugleich:

> Wie weit ich auch mein Auge schicke,
> Nur Berg und Berge ich erblicke,
> Die eng sich aufeinander türmen,
> Aufsteigend bis zum Himmelsraum.
> Hier wollen Welten tosend stürmen,
> Doch rings ist's groß und still — ein Traum.

Dieser Gegensatz von einst und jetzt mußte das Gemüt des Knaben früh für landschaftliche Stimmungen öffnen, die anderen in seinem Alter entgangen wären. Dazu kam, daß die fruchtbare Gegend verhältnismäßig reich bevölkert war von einem bei aller Wortkargheit lebhaften, temperamentvollen und wetterwendischen Menschenschlag, der auf schmucken Höfen saß und ein buntbewegtes Volksleben entfaltete. Der innige Zusammenhang mit der Natur machte auf die empfängliche Seele des frischen, reichbegabten Jungen einen tiefen Eindruck und trieb seine Phantasie, die schlichten Erlebnisse des Tages dichterisch nachzuschaffen. In seinen Kinderspielen und seinen einsamen Streifzügen durch Fels und Tal lernte er Mutter Natur als Lehrmeisterin alles echten poetischen Schaffens verehren, und an der einfachen Erhabenheit seiner Umgebung hatte er täglich und stündlich den besten Erzieher zur Schlichtheit und Ehrlichkeit vor Augen.

So kam er nach Molde in die gelehrte Schule, fast scheu und gesellschaftlich unbeholfen, aber doch mit jener naiven bäuerlichen Entschlossenheit begabt, die herzhaft handelt, wo der städtisch Gebildete noch lange überlegt und klügelt. Früh schwang er sich daher zu einem Führer der Schuljugend auf, hielt Reden und organisierte Vereine. Daneben trieb er eine eifrige Lektüre; namentlich alles Geschichtliche und Dichterische, dessen er habhaft werden konnte, Volkslieder, Märchen und vaterländische Königssagen, verschlang er mit inbrünstiger Leidenschaft.

Zeigte sich schon hier sein zwiespältiger, zwischen einsamer Verträumtheit und agitatorischem Wirkungsdrang seltsam hin und her schwankender Charakter, so stürmten während der Studienzeit in Christiania Eindrücke und Erfahrungen auf den kaum Achtzehnjährigen ein, deren er nur unter Schmerzen und Bitternissen Herr zu werden vermochte. Intrigen gegen seinen Vater, Anfeindungen und Kabalen gegen ihn selbst, der den heimlichen Groll eines verkannten und unterdrückten Dichters in maßlos ungerechte Theaterkritiken ergoß, machten ihn zu einem vor der Zeit verdüsterten Menschenverächter, der nun für seine Enttäuschungen in einem stürmischen, übermütigen Jugend-

leben Ersatz suchte. Erst die Lehre Grundtvigs vom „frohen Christentum“ löste ihn aus den Banden dieser Verdüsterung und gab seinem Glauben an den hohen Beruf des skandinavischen Nordens eine feste Stütze. Ausflüge in die Nachbarländer, vor allem die Teilnahme an der großen gemeinsamen Studentenfahrt nach Upsala (1856) und ein längerer Aufenthalt in Kopenhagen, wirkten weiter an seiner Genesung zur Lebens- und Schaffensfreudigkeit. In der vielfach angeregten Sphäre der dänischen Hauptstadt fand er zuerst den Mut, an die Niederschrift der „Bauernnovellen“ zu gehen, deren Stoffe ihn seit den Tagen seiner Kindheit nicht verlassen hatten, für die er aber nun erst aus dem Studium der alten Sagas seiner Heimat die rechte Form gefunden zu haben glaubte. (Deutsch bei Fr. W. Grunow, Leipzig. 2 Bde.)

Skandinavien hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dieselbe andachtsvolle Rückkehr und Versenkung in die Vergangenheitstiefen der Volksdichtung erlebt, wie sie bei uns im Gefolge der Romantik vornehmlich von den Brüdern Grimm gepflegt wurde. Asbjörnsens und Moes Sammlungen norwegischer Volksmärchen hatten die Begeisterung für die halbverschütteten Schätze der poetischen Vorzeit im ganzen Lande zu heller Flamme entfacht. Die alten isländischen Prosaerzählungen: die Egils-, Laxdoela-, Njalssage, die ersten Werke germanischer Novellistik überhaupt, erstanden da in ihrer sicheren Erzählungskunst und der schlichten Größe ihres Stiles zu neuem fortzeugendem Leben. Eine Wiedergeburt dieser Poesie war um so leichter möglich gewesen, als auch psychologische Grundzüge, wie der an typischen Gestalten der Sagas auffällige Gegensatz zwischen äußerer Betätigung und sorgsam verschlossenem Gemütsleben, sich in der dicht umgürteten Kultur des Nordens in keineswegs wunderbarem Atavismus erhalten hatten. Jener Egil, der Skalde und Wiking, von dem die Saga meldet, war ein verschlagener, rachsüchtiger Krieger, ein gefürchteter Spötter; in seinem Innersten aber schluchzt er vor Verlassenheit, bemerkt Björnson, der nun daran ging, dem Landvolke, wenn auch nicht ohne leise zu stilisieren, ähnliche Helden für seine Dorfgeschichten zu entnehmen. Hätten wir keine anderen Zeugnisse für den glücklichen Zusammenfluß der gelehrten Bemühungen und der allgemeinen Geschmacksrichtung der Zeit mit dem persönlichen Erlebnis- und Stimmungsgange des jungen Dichters, dies Selbstbekenntnis allein würde genügen.

„Synnöve Solbakken“ (1857), in allem das optimistische Gegenstück zu Ibsens „Peer Gynt“, war die erste Frucht dieses starken Bundes. In Thorbjörn, dem männlichen Helden der Erzählung, dem von weiblicher Liebe gebändigten und erzogenen handfesten, ein wenig trotzigen, aber im Grunde guten Sohn des Volkes, erkannte man den Typus des jungen Norwegers, der, um aus seiner Erstarrung zum vollen, sonnigen Leben zu erwachen, der Milderung und Besänftigung bedarf. Noch war der romantische Einschlag in dieser Bauerngeschichte allzu stark, noch störte ein Mißverhältnis zwischen dem idyllischen Stoff und dem archaistisch getragenen Stil, und ein Kenner wie Asbjörnsen, Norwegens erster Realist, konnte an Jakob Grimm schreiben, ihm sähe es fast so aus, als ob der Dichter mehr in den Sagas als im Leben und in der Natur studiert hätte. Aber die ausgeprägte Gabe für die sichere Erfassung des national Eigentümlichen vermochte auch er ihm nicht abzusprechen, und bei aller Fremdheit der ungewohnten realistischen Behandlung eroberte sich die Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, die verständnisvolle Beobachtung der Natur wie der Menschen, wie sie aus Björnsons Dichtung sprachen, bald auch die Sympathien und die Bewunderung des großen Publikums. „Arne“, in dem des Nordländers Sehnsucht in die Ferne, sein phantastischer Hang zu lyrischer Schwärmerei eine poetische Verklärung empfing, und „Ein fröhlicher Bursch“, der alle weiche Schwermut des norwegischen Gemütes gleichsam wie mit dem starken Fittich eines reinigenden und stärkenden Frühlingswindes hinwegnahm und zugleich Hoffnungen auf Blüte und Frucht einer glücklicheren Zeit erweckte — diese beiden Erzählungen bekräftigten und verstärkten den hohen künstlerischen und menschlichen Eindruck, den Björnsons erste Gabe hervorgerufen hatte.

Und das nicht nur innerhalb der Grenzen seiner engeren Heimat, sondern auch in

Dänemark, wo die prächtigen jütländischen Dorf- und Heidebilder Blichers zum Vergleich herausforderten, und alsbald auch in Deutschland, wo doch die Dorfgeschichte zu Ende der fünfziger Jahre bereits auf eine lange, nichts weniger als ruhmlose Tradition zurückblickte. Zwar Clemens Brentano war immer auf das Verständnis intimer literarischer Kreise beschränkt geblieben, auch Jeremias Gotthelf hatte von jeher nur ein kleines Publikum gefunden, aber Immermanns „Oberhof", diese köstliche, unvergängliche Episode aus dem „Münchhausen", und mehr noch Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten" hatten schon damals, noch ehe Fritz Reuter, Anzengruber und Rosegger das Genre mit ihrer bodenständigen, volkstümlichen Realistik neu erfrischten, eine Schar von Liebhabern und Bewunderern um sich gesammelt. Björnson, wird versichert, hat Auerbachs Dorfgeschichten nicht gekannt, was ohne weiteres glaubhaft erscheint, so sehr unterscheidet sich seine Art von der des Barfüßele-, ja selbst des Diethelm von Buchenberg-Dichters. Nicht weniger innig als Brentano, nicht weniger menschlich ergreifend als Immermann, ein gut Teil feiner und tiefer als Jeremias Gotthelf, überragt der Norweger den Schwaben bei weitem in der Knappheit und künstlerischen Konsequenz seiner Handlung wie in der Harmonie seiner persönlichen Weltanschauung mit der seiner bäuerlichen Gestalten. Auerbach schildert das ländliche Leben mit dem ganzen Behagen des idyllischen Genremalers, breit, behäbig, langsam und würdevoll; Björnson ballt mit fester Hand alle Einzelheiten um die Herzensgeschichte seiner Helden. Auerbach steht über den Schöpfungen seiner Phantasie und macht sich nicht selten ein Vergnügen daraus, seine gebildete Überlegenheit zu dokumentieren, um den Bauer zu der Höhe seiner Lebensansicht emporzuziehen; Björnson geht mit seinem Ich ganz in seinem Stoff auf, gibt sich ganz an seine Gestalten hin und läßt alle moralisierenden oder erzieherischen Absichten zu Hause. Daher die wunderbare Einheit von Stil und Ton, daher die innige Naturbeseelung, daher der geheimnisvolle Zusammenklang von realistischer Beobachtung der Wirklichkeit und märchenhaft phantastischer Volkspoesie, wie sie in seine Erzählungen durch eingestreute Sagen, Kinder- und Liebeslieder unmittelbar hereinragt. Nur so erklärt sich die innere Wahrheit und plastische Rundung seiner Gestalten, ihre entzückende Übereinstimmung mit der Landschaft und Umgebung, aus der sie emporgewachsen, ihre kraft- und saftvolle Körperlichkeit, die doch mit naturalistischer Roheit nichts gemein hat. Die Krone dieser Björnsonschen Bauernnovellen wird immer „Arne" bleiben, schon weil sie Zartheit und Wehmut so vollendet mit Ernst und Tiefe, Einfachheit und Ehrlichkeit verbindet und bei aller individuellen Besonderheit doch zu einer ewigen symbolischen Bedeutung emporsteigt. Auch daß Ibsen dann in seinem „Peer Gynt" diese immerhin noch idealisierende Bauernpoesie mit den unerbittlichen Waffen seiner rücksichtslosen Wirklichkeitskunst überwunden und die dort romantisch verherrlichten Typen des norwegischen Nationalcharakters in ihrer nackten Blöße den Rutenstreichen seiner pessimistischen Satire preisgegeben hat, vermag ihrem eigentümlichen poetischen Werte nichts zu rauben.

Björnsons historische Dramen aus der skandinavischen Vorzeit, die gleichzeitig oder bald darauf entstanden, können mit seinen Volkserzählungen nicht wetteifern. Auch hier zeigt sich wieder der enge Zusammenhang des Dichters mit dem heimischen Volksgeist, aber was ihn dort zu schöner menschlicher Freiheit führte, drückt ihn hier in die Sphäre bloß nationaler oder gar partikularistischer Bedeutung herab. Seine Konflikte und Menschen bleiben uns fern, fremd und kalt, seine schöpferische Phantasie und umbildende Dichterkraft sind nicht sieghaft genug, um sie aus dem Grabe der Geschichte zu hellem Gegenwartsleben zu erwecken und sie uns wie Wesen von unserem Fleisch und Blut nahe zu bringen. Durch allzu gewissenhaften Anschluß an Chronik und Historie, ein Zugeständnis an den etwas pedantisch historischen Sinn seiner Landsleute, hat er sich Wirkungen verscherzt, die ein weniger skrupelloser Dichter von gleicher Begabung mit leichter Mühe hätte erzielen können. Es ist eigentlich immer derselbe Typus, dieselbe große Gestalt, die durch alle diese nationalen Dramen schreitet: „der geborene Häuptling, zum

Wohltäter des Volkes geschaffen, gleich gewaltsam und edel, dem man sein Recht vorenthält, und der durch das Unrecht, das er erleidet, gezwungen wird, obschon das Beste wollend, auf dem Wege zum Ziel eine ganze Menge Böses zu verüben." Einsam vermögen auf die Dauer seine tragischen Persönlichkeiten nicht zu bleiben. Sie entzweien sich wohl zeitweilig mit dem Volksgeiste, am Ende aber zieht es sie immer wieder zu diesem Urborn ihrer Kraft und Eigenheit zurück.

Ein gut Teil von seinem eigenen tragisch zerrissenen Fühlen und Denken hat Björnson in diese seine dramatischen Helden gelegt. Auch er hat oft hart mit seinem Volke gehadert, um sich schließlich immer wieder, wenn auch strafend und lehrend, zu ihm zurückzufinden. Deutlich offenbart sich hierin ein bedeutsames Stück seines menschlichen und künstlerischen Wesens. Er strebt nicht, wie Ibsen, in die Tiefe, sondern in die Weite; sein Genius, sagt Brandes, hat offene Arme. Er braucht, ein Predigersohn nicht nur durch den Zufall der Geburt, allzeit die Resonanz der großen Menge; sein Pathos kann sich nur in hohen und weiten Räumen voll entfalten. Deshalb vermag von seinen Dramen fast kein einziges die große bewegte Volksscene zu entbehren, darin sich die Gefühle der Masse entladen; daher betont er so gern das soziale Element und läßt, nicht selten zum Schaden der dramatischen Wirkung, mitten in den Gang der Handlung die lyrischen Stimmen der Natur wie einen Chor der Allgemeinheit hereinfluten. Ausgeprägt national, muß er, wie ehedem vielleicht nur Victor Hugo, sein ganzes Volk um sich und hinter sich wissen, wenn er ganz er selbst sein soll. „Ich will in Norwegen wohnen, ich will in Norwegen prügeln und geprügelt werden; ich will siegen und sterben in Norwegen," hat er noch im Jahre 1880 verkündet, als das Gerücht ging, er gedenke, der heimischen Streitigkeiten müde, sich nach München zurückzuziehen. Demgemäß hat er, ungeachtet all der Wandlungen und „Entwickelungen", die er durchgemacht, von früh auf weit mehr das Allgemeine und Populäre zu gestalten gesucht als das Subjektive, Aparte und Exquisite, für das uns sein Antipode, der Schwede Strindberg, ein lebendiges Beispiel ist.

Über seine vielfachen Wandlungen, die selbst seinen Landsleuten zum Teil recht ungereimt erschienen, ist auch in seiner Heimat oft recht bitter gespottet worden. Im „Vikingen", dem norwegischen Kladderadatsch, zeigte einmal ein in ziemlich grobem Stil hingeworfener Bilderbogen den Dichter in seinen acht Entwickelungsstadien: als jungen Poeten in erhabener Pose, auf seine berühmte erste Novelle „Synnöve Solbakken" gestützt; als Theaterdirektor mit uncivilisierten Schauspielern, die er zu eddischen Helden aufstutzt; als Volsredner, wie er unter dem Schatten der norwegischen Flagge mit geballter Faust donnert; als Bodenspekulanten, nachdenklich sinnend vor einigen Geldsäcken; als Ökonomen, eigenhändig sein Gut mit dem Spaten umgrabend; als Gedankenleser, wie er mit verbundenen Augen die Gedanken eines Bauern erkundet; als Missionar unter den Kaffern; als Wahrsager, der einer Bäuerin aus dem Kaffeesatz prophezeit. Satirische Verse begleiten die Karikaturen; aber so boshaft beide sein sollen, unwillkürlich bricht aus den Verzerrungen doch immer wieder die Freude und der Stolz seiner Landsleute hervor, einen solchen Mann ihr eigen zu nennen:

> Rein, herrlich wie der Sonne Radien
> Trat er im Jugendlenz hervor;
> Zu ihm, den Musen hold begnadien,
> Schlägt seines Volkes Herz empor.

Wunderbar, wenn dieser ewig kampflustige Mann des hellen Tages, des offenen Marktes nicht auch äußerlich im sozialen Leben Betätigungsarten gesucht hätte, die ihm einen lauten Widerhall in der Öffentlichkeit sicherten. Es würde ein besonderes Kapitel für sich bilden und weit den zugemessenen Raum überschreiten, sollte hier auf seine parteipolitische Tätigkeit näher eingegangen werden. Auch seine Wirksamkeit als Theaterdirektor kann nur flüchtig gestreift werden. Genug, daß er zweimal, 1857 bis 1859 in Bergen als Nachfolger Ibsens am „Norwegischen Nationaltheater", 1865 bis 1867 in Christiania, als Bühnenleiter fungierte, ohne daß seine dramatische Technik bemerkenswerte Vorteile daraus zog. Seine Trilogie „Sigurd", die von den Meiningern viele Jahre hindurch gespielt wurde, ehe sie in Norwegen zur Aufführung kam, krankt

ebenso an abstrakten Blässen und dramaturgischen Ungeschicklichkeiten wie das wildleidenschaftliche Jugendwerk „Hulda“, so gewaltig hier die Schlußscenen wirken mögen. Der Theatererfolg, den sich seine „Neuvermählten“ (1865), ein Zweiakter, der den Konflikt einer jungen Frau zwischen der Eltern- und der Gattenliebe recht zahm und plauderhaft behandelt, zu sichern wußten, will nicht allzuviel heißen, da der Ehrgeiz des Dramatikers hier recht niedrig greift. Dagegen hat uns die Aufführung des ersten Teiles („Darnley“) seines großen historischen Schauspiels „Maria Stuart“ (1864), die wir vor einiger Zeit in Deutschland erlebten, bewiesen, daß er sich weder in der dichterischen Konzeption noch in der dramatischen Gestaltung mit seinen Nebenbuhlern auf diesem heiß umworbenen Stoffgebiet messen kann.*



Björnstjerne Björnson.

Der Maria Stuart-Stoff übte um das Jahr 1860 eine ganz besonders starke Anziehungskraft aus. Selbst für die Geschichtschreiber war die unglückliche Königin damals eine Art Helena, für oder gegen die bald dieser, bald jener kämpfend auf den Plan trat; aber auch die junge Dichtergeneration rang um ihren Segen. Otto Ludwig, Schillers unerbittlicher Kritiker, mühte sich jahrelang um den Stoff, ohne seinem an Shakespeare gewetzten Ehrgeiz Genüge tun zu können; Marie von Ebner-Eschenbach verdiente sich an ihm die dramatischen Sporen und hatte, von allen österreichischen Bühnen abgewiesen, wenigstens die Freude, ihr Erstlingswerk unter Eduard Devrient am Karlsruher Hoftheater aufgeführt und dann sogar für den Schillerpreis vorgeschlagen zu sehen. Beide reizte die Vorgeschichte der unglücklichen Königin; aber ihre Auffassung war durchaus verschieden. Sah Otto Ludwig in Maria den Zögling der Katharina von Medici, eine Frau Venus, ein Überweib von Entschlossenheit und Geist, eine dämonisch überhobene Figur, die bewußt gegen das göttliche Gesetz auftrat, und suchte er sie daher etwa als eine potenzierte Adelheid aus dem „Götz“ zu fassen, so gönnte ihr die Ebner, in menschlichem Verstehen und Vergeben früh geübt, den milden Glorienschein ihrer weiblichen Liebe. In ihren Augen ist sie völlig schuldlos: „das holde, sanfte, treuherzige Opfer unholder Bewerber, wilder Gewaltsmenschen, verschlagener Thronräuber.“

In der Mitte zwischen diesen beiden schroff entgegengesetzten Auffassungen steht die Björnsons. Er nimmt seiner Maria das Dämonische und bewußt Gewalttätige, das ihr Ludwig geben wollte, und wandelt die Lieblichkeit der Ebnerschen Gestalt in schwankende weibliche Schwäche, der wir die Sphinxnatur, von der im Stücke so viel die Rede, nur widerwillig glauben mögen. Das ist überhaupt der wunde Punkt des Dramas: es wird in ihm viel mehr geredet, beschrieben und psychologisiert als sinnlich gestaltet. Maria selbst hüllt sich für uns in einen Dunstschleier von Sentiments, die andere über sie machen, und wenn sie hervortritt, gerät erst recht alles ins Schwanken. Man

* Von Björnsons Dramen und Erzählungen sind die wichtigsten („Das neue System“, „Leonarda“, „Die Neuvermählten“, „Der König“, „Darnley“, „Sigurd Jorsalfagar“, „Paul Lange und Tora Parsberg“, „Über unsere Kraft“ erster und zweiter Teil, „Laboremus“, „Auf Storhove“; „Neue Erzählungen“ usw.) in guten Übersetzungen im Verlage von Albert Langen in München erschienen.

merkt, der Dichter schleppt auf Schritt und Tritt die Ketten seines Geschichtstudiums mit sich herum; er macht mehr als einen kühnen Versuch, sie zu zerbrechen, aber seine Kraft erlahmt dabei, und wir hören nur das mißtönende Geräusch des Eisengeklirrs. Auch die Sprache pendelt zwischen einer farblosen Papierprosa und einem reckenhaften Kraftpathos, dem nur selten einmal ein schönes plastisches Bild gelingt, unerquicklich einher; der feurige Jugendatem, der hier und da zu spüren, gefriert alsbald wieder an der künstlichen Kälte, die das überlegene Räsonnement des Dichters über seine Gestalten aushaucht. Und doch pocht unter dem Eise die Kraft des echten Dichters. Mitten aus dem melodramatischen Theaterlärm treten ein paar dichterisch geschaute Scenen von einfach schöner Bildlichkeit hervor: Maria in ihrer königlichen Würde vor den Aufständischen, Rizzios Ermordung, die Königin vor der puritanisch starren Größe John Knox', der weiche Darnley zu den Füßen des alttestamentlich eisernden Priesters, Bothwells Liebeswerbung im Walde. Überhaupt, wo der Segen der norwegischen Heimat ihm gefolgt ist, also vor allem in der Zeichnung der herben und kraftvollen Gestalten Bothwells und Knox', ist Björnson am glücklichsten. In ihnen fließt etwas von dem blutroten Safte des Wikingergeschlechts, und diese realistische Charakterisierungskraft, am Schluß des ersten Teiles glücklich gewonnen, hätte vielleicht dem geplanten zweiten Teile „Bothwell“ zu einer tieferen und stärkeren Wirkung verholfen.

Aber das Werk blieb Bruchstück. Die Frage: „Was ist Macht, was ist das Mächtige?“, darum sich seine Handlung dreht, ward auch durch die Überwindung der Herrscherin Maria durch das Weib Maria nicht beantwortet. Ja, mehr noch: dies Drama, das mit kühn vorauseilendem Sehermut an ein tiefes Problem des modernen Menschen gerührt hatte, erfuhr in dem 1872 entstandenen „Sigurd Jorsalfagar“ (der Grabespilger) nur noch eine vereinzelte, ebenso späte wie schwache Nachblüte — dann brach in Björnson die ganze Entwickelungsreihe seiner geschichtlich-nationalen und heroischen Tragödien ab. Aus den Schlössern Holyrood und Dunbar, aus den einsamen norwegischen Balkenhütten und hohen Königshallen stieg er hernieder ins Getriebe des bürgerlichen Alltags; statt vom Sturz der alten Herrscher redete er nun vom Bankbruch der modernen Kommerzienräte. Sein Weg ist der Weg der modernen Dichtung überhaupt; Ibsen war ihm auf diesem Pfade schon vorangegangen.

Doch nicht so plötzlich, gleichsam über Nacht, vollzog und offenbarte sich diese Wandlung. Eine längere Ruhe- und Schwächepause ging, wie schon gesagt, voraus. Wohl glückte dem Dichter auch während des Jahrzehnts von 1865 bis 1875 manch aus dem Volksherzen kommendes, zum Volksherzen gehendes Lied oder lyrisch-episches Nationalgedicht, wohl ward er auch in dieser Zeit nicht müde, als Redner und Journalist für die politische Unabhängigkeit Norwegens zu kämpfen, aber als Ganzes genommen trägt diese Periode doch den Stempel der Ermüdung, der Ratlosigkeit seiner Ideen. In seinen Novellen fand er keinen neuen Ton, seine in diesen Jahren entstehenden Gesänge von „Arnljot Gelline“ konnten mit den früheren nicht in die Schranken treten. Auch ferner Stehende fühlten, daß er mit seinem ursprünglichen geistigen Kapital zu Rande sei, daß er sich neue Wege bahnen müsse, wenn er vorwärts und höher hinauf wolle.

Die träumerisch träge und doch selbstgefällig eitle Stimmung, die nach der dänischen Niederlage übers Kattegat herüberwehte, schien wenig tun zu wollen, ihn aus dieser Dumpfheit zu befreien. Bis zu Anfang der siebziger Jahre in Dänemark endlich eine moderne geistige und literarische Bewegung einsetzte und ihren belebenden Frühlingshauch auch nach Norwegen sandte. Björnson war nicht der erste, der von ihm berührt und befruchtet wurde; er ist, wie Ibsen immer und überall, seiner Zeit nicht wie ein genialer Pfadfinder vorangegangen, er hat sich stets ein wenig von ihr leiten und ins Schlepptau nehmen lassen. Aber als das Eis einmal gebrochen, war er behende genug, schnell Anschluß und Fühlung zu gewinnen. Nachdem ihm eifrige Lektüre der führenden Denker der Zeit die Augen geöffnet und Ibsens Beispiel im „Bund der Jugend“ Mut gemacht hatte, lernte auch er „sehen“, griff auch er zu den Problemen

der unmittelbaren realen Gegenwart. „Ich bin dumm und stark," hat er damals selbst von sich bekannt, „aber sehe ich einmal, wenn auch durch einen Zufall, die Wahrheit, so zieht sie mich unwiderstehlich an ... Ich möchte in der letzten Zeit mich fast unterschreiben: der Mensch. Denn es kommt mir vor, daß dieses Wort hier bei uns in diesem Augenblick gleichsam neue Vorstellungen erweckt." Damit war der nationale Norweger in ihm — nicht überwunden, dafür war er zu zähe und tiefgewurzelt, — wohl aber auf dem Wege, sich zu einem Dichter mit europäischem Ideenkreise und von europäischer Bedeutung zu erweitern.

Gleich mit dem ersten Stück dieser neuen Schaffensperiode, mit dem 1875 erschienenen Schauspiel „Ein Fallissement", packte Björnson das moderne Leben dort, wo es am modernsten und realsten ist, im Börsen- und Kaufmannsstande. Das Schauspiel, bei uns fast an allen größeren Bühnen aufgeführt, ist zu bekannt, als daß wir auf seinen Inhalt einzugehen brauchten. Weiter erschienen in rascher Folge das Drama „Der Redakteur", ein scharfes Strafgericht über die verrotteten norwegischen Preßverhältnisse, „Der König", mehr ein mit seelischen Motiven durchwirkter Leitartikel, eine politisch-pädagogische Kampfschrift wider die monarchische Staatsordnung denn ein menschliches Charakterdrama, „Das neue System", Björnsons republikanisches Glaubensbekenntnis auf sozialem Gebiet, „Leonarda", eine kräftige, dabei poesiereiche Abwehr aller sittlichen und religiösen Unduldsamkeit, wie sie im pietistischen Norwegen trotz aller demokratischen Freiheitsbestrebungen sich eingenistet hatte. Dazwischen stehen noch einige andere Dramen, größere Gedichte, Novellen und republikanische Vorträge — sämtlich Arbeiten, die bei aller glühenden Vaterlandsliebe, bei aller menschlichen Milde, allem tief menschlichen Verstehen ihren vollen Atem doch eigentlich nur in der Luft der heimischen Verhältnisse finden.

Wir dürfen es Kennern dieser Verhältnisse, wie Brandes einer ist, ohne weiteres glauben, daß diese zum Teil mit einer leidenschaftlichen Kraft der Seele vorgetragenen Gedanken Björnsons Vaterlande Anregungen und Lehren gegeben haben, die den gegenüber seinen Jugendwerken wohl zu Tage tretenden Mangel an künstlerischer Harmonie doppelt und dreifach aufwiegen. Aber wir brauchen deshalb um keinen Zoll breit von der Ansicht abzuweichen, daß alle diese bisherigen Werke aus Björnsons zweiter Periode nur vorübergehenden Zeit- oder beschränkten Nationalwert beanspruchen dürfen. Auch das erst im Jahre 1898 vollendete, nur allzu breite und abstrakte Schauspiel „Paul Lange und Tora Parsberg", in dem der verdrossene Dichter noch einmal auf den Boden der jüngsten Parteipolitik zurückkehrte, verquickt die Wahrheit seiner allgemein menschlichen Ideen so sehr mit spezifisch norwegischen Elementen und individuellen Erlebnissen, daß sich seine wiederholt versuchte Einbürgerung auf den deutschen Bühnen nur schwer würde rechtfertigen lassen.

Dagegen ist der kecke Wurf, den Björnson 1883 mit seinem Schauspiel „Der Handschuh" wagte, weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen. Das Hauptverdienst daran hatte zweifellos die starke Zeitströmung der weiblichen Emanzipationsbestrebungen, der diese dramatisch verkleidete Forderung gleicher Keuschheit für Weib und Mann parallel lief, ja mit scheinbarem Apostelmut vorauseilte. Im übrigen verriet sich gerade dieses Drama als ein recht verstandesmäßig konstruiertes Werk, das mit Scheuklappen rechts und links auf ein einseitig ins Auge gefaßtes Ziel losging und sich um tiefere psychologische Motivierung seiner dichterischen Gestalten ebensowenig kümmerte wie um die Übereinstimmung mit der Natur. So begeisterte Zustimmung der „Handschuh" denn auch anfangs bei den immer etwas puritanisch gestimmten Gemütern des Nordens fand, bald regte sich selbst in Björnsons Freundeskreisen eine herzhafte Reaktion. Arne Garborg verspottete die „Handschuh"-moral, Georg Brandes zog unter Luthers Fahne dagegen zu Felde, Strindberg verhöhnte sie in seinen weiberfeindlichen Dramen bis aufs Blut. Bei uns hat dann Laura Marholm, also eine aus dem glorifizierten Geschlecht selbst, das Wort ergriffen und in einem berühmt gewordenen Buche „Wir Frauen und unsere Dichter" dem Priester dieser „Reinheit" an den Früchten seiner Lehre bewiesen, wie sehr er sich selbst ad absurdum geführt hatte. Doch darf nicht

vergessen werden, daß sich diese Kritik erst langsam Bahn brach. Anfangs stand man diesseits und jenseits des Kattegats gleich sehr unter dem Bann des neuen Evangeliums, und Björnson durfte sich ermutigt fühlen, seine sittenreformatorische Tätigkeit in neuen Werken weiter auszubauen.

Es muß immer von neuem wiederholt werden: Björnsons Verhältnis zu seinem Heimatlande ist wesentlich anders geartet, als wir selbst den ganz auf dem Boden seines Volkes stehenden Dichter aufzufassen pflegen. Unsere Kultur ist zu weit, als daß die Stimme eines einzelnen Wortführers der nationalen Literatur stark und lange widerhallen könnte. In dem kleinen, weit mehr abgesonderten Norwegen weckt der Ruf eines aus dem Volksgeiste heraus sprechenden Dichters ein viel lauteres und nachhaltigeres Echo. Björnson hat diese breite Wirkung nie entbehren können, in seinen Bauernerzählungen und historischen Dramen so wenig wie in seinen sozialen Schauspielen und seinen politischen Vorträgen. Und er hatte es dabei leichter als Ibsen. Vor den unbarmherzigen Geißelhieben dieses alttestamentlich strengen Richters zog sich die Menge erschreckt und verschüchtert zurück; vor Björnsons sanften Backenstreichen hielt sie willig stand, fühlte sie doch hinter all seinen Straf- und Mahnreden immer die heimliche Übereinstimmung mit ihren eigenen Instinkten und Wünschen, sah sie doch hinter all seinem Ernst die verstehende Menschlichkeit und die versöhnliche Liebe eines praktischen, ganz im realen Leben wurzelnden Mannes, der bei all seinen idealistischen Forderungen niemals ganz Gregers Werle, der immer zugleich auch ein Stück Hjalmar Ekdal blieb. Es ging bei diesen erzieherischen Feldzügen Björnsons oft nicht ohne furchtbare Trivialitäten und Kannegießereien ab, zumal als er um die Mitte der achtziger Jahre aus dem ihm nicht mehr geräumig genug erscheinenden Fahrzeug des Dramas auf die alle Segel hissende Fregatte des Romans stieg. Aber daß er auch hier nur aus dem ehrlichen Herzens- und Gewissensdrang des seinem Volke verpflichteten Erziehers und Seelsorgers schrieb, ist unverkennbar.

Der erste seiner großen Romane knüpfte an den „Handschuh" an, oder vielmehr er ging einen Schritt über ihn zurück auf die Frage, die zu dieser Kriegserklärung wider die herrschende Doppelmoral Anlaß gegeben hatte: Wie erziehen wir unsere Töchter? Denn um diese Frage dreht sich die Handlung des Romans „Stadt und Hafen sind beflaggt" (1884), der in Deutschland unter dem Titel „Thomas Rendaelen" bekannt geworden ist. „Alle seine Gedanken" — so wird die Lebensaufgabe seines Helden vom Dichter selbst charakterisiert — „waren auf Pädagogik und Erziehung gerichtet, und der Mittelpunkt davon wieder war der Gedanke, daß jedes einzelne Kind glücklich durch das ‚gefährliche Alter' geführt werden müsse, das zu so verschiedenem Zeitpunkt eintritt. In dieser Periode büßten viele etwas ein, viele erlitten Wunden, die erst spät heilten; die, welche ein besseres Erbe, bessere Bedingungen hatten, gingen unbeschädigt daraus hervor, aber das war kaum die Mehrzahl. Alle Erziehung, aller Unterricht sollte sich darauf konzentrieren, einen sittlichen Menschen hervorzubringen — dies war sein Erstes und Letztes." Gegen manche blöde, engherzige Vorurteile der herkömmlichen Gesellschaftsmoral und der herkömmlichen Mädchenerziehung wurde im aufklärerischen Sinne überzeugend und siegreich angekämpft; aber die vielfach variierte Grundforderung des Romans: daß die Frau in der ehelichen Vereinigung von Mann und Weib nicht länger die Bedingung der höchsten physischen und seelischen Wohlfahrt sehen solle, daß etwas wollen, eine Aufgabe haben, mehr oder weniger äußerliche Betätigungen ebenso befriedigen können, eine Idee, die, wie Laura Marholm sagt, nur im Verzicht auf das Geschlecht gipfeln konnte, verstieß doch schließlich nicht weniger wider die Gebote der Natur als die „Handschuh"moral. „Das Geschlecht ist nichts, ganz Nebensache, eine unzüchtige Dichterphantasie," proklamierte der Roman, „es gibt viele Freuden, Freuden der Erziehung, der Seelsorge, des Studiums, die der weiblichen Natur weit natürlicher und eingewachsener sind als die ganz künstlich aufgeblasene Fiktion der Liebe." Auch daß der Dichter die Vorbedingung und Möglichkeit zu dieser erstrebenswerten Entwickelung nur in einer uniformierten Pensionserziehung anstatt im elterlichen Hause zu

sehen vermochte, hat seinem Werke in Deutschland nicht geringe Sympathien geraubt.

Dem ersten reicht der sechs Jahre später entstandene Roman „Ragni“ (deutsch: „Auf Gottes Wegen“) die Hand, indem er mit der Forderung bezwungener Sinnlichkeit die religiöser Duldsamkeit verbindet. Doch hat sich in diesem moralisierenden Thesenroman wider sittliche, religiöse und politische Engherzigkeit der norwegische Dichter ein geistig gar zu niedrig stehendes Publikum vorgestellt, als daß seine Wirkung außerhalb der Grenzen Norwegens über die einer zum Teil recht antiquierten Bauern- und Laienpredigt hätte hinausgehen können. Auch das abstrakt Lehrbuchartige, mit dem es vollgestopft ist, weist diesem „Kinderbuch für große Kinder“, wie Brandes es nennt, unter Björnsons Werken einen recht bescheidenen Platz an, so viele wahrhaft dichterische Episoden aus der norwegischen Natur und dem Volksleben auch dieses Werk noch durchranken.

Weder „Thomas Rendaelen“ noch „Ragni“ haben tiefere Spuren hinterlassen. Die innerste und stärkste Wirkung erzielte Björnsons Dichtung erst, als sie den ihr erreichbaren Gipfel menschlicher Gemütskunst gewonnen hatte: in dem Doppeldrama „Über unsere Kraft“. Es erschöpfte ihn, und es erschöpfte in gewissem Sinne seine Zeit. Über das moderne gläubige und praktische Christentum ist an der Schwelle des neuen Jahrhunderts nichts geschrieben worden, das sich in der genialen Anlage und Durchführung mit ihm vergleichen könnte. Alle guten Kräfte aus Björnsons in gläubiger Religiosität erzogenen Jugend, alle die ernsten inneren Kämpfe, die der Jüngling und Mann mit diesem heiligen Erbe seiner Kindheit durchgekämpft hatte, erteilten ihm hierfür ihren helfenden Segen. Die Dichtung ist von der wehmütigen Überzeugung erfüllt, daß unserem menschlichen Wesen feste Grenzen der Phantasie und des Wollens gezogen sind, aber diese Überzeugung zerschmilzt nicht in elegischer Wehklage und Resignation, sondern tröstet sich mit dem Gefühl der Beruhigung, daß es solche Schranken gibt. Freilich wird ein feinerer Kunstgeschmack zwischen dem 1883 entstandenen ersten und dem zwölf Jahre später vollendeten zweiten Teil immer eine gewisse Markscheide setzen. Der erste ist tiefer und stimmungsvoller, schlichter und rein menschlicher, das Werk eines von außen nach innen schauenden Dichters; in dem zweiten rumort schon etwas von dem aufgeregten Volksmann und sozialen Zukunftsapostel, der laute Töne nicht entbehren kann, und der nicht immer in dem Bezirk der Wahrheit zu bleiben vermag.

Hoch oben im Norden, wo der Winter zu einer einzigen langen Nacht, der Sommer zu einem einzigen langen Tage wird, wo die Natur auch das Ungewöhnliche zum Alltäglichen macht, lebt Adolf Sang, der „Wunderpfarrer“, wie sie weit und breit ihn nennen. Sein bergeversetzender Glaube, seine sieghafte Gewißheit reißt alle mit sich fort. Was Sang recht tief innerlich erbittet, heißt es, das wird ihm gewährt. Hundertmal hat er's bewiesen. Nur seiner Frau, die schon monatelang schlaflos und gelähmt liegt, vermag seine aufopfernde Liebe nicht zu helfen. Denn so hingegeben sie auch in ihm und seiner Liebe lebt, sie stammt aus einem alten Zweiflergeschlecht, und sie hat den Glauben nicht. Der Pfarrer weiß das und hütet sich, deshalb mit ihr zu rechten. Was das Glauben betrifft, sagt er, so ist das Gottes Sache. Wir können nichts sein als wahr; so werden wir schließlich glauben, hier oder droben. Und da er nun auf seines Weibes gläubigen Gebetsbeistand verzichten muß, so will er es anders versuchen. Er hat die erwachsenen Kinder, Elias und Rahel, nach Hause kommen lassen; mit ihnen will er eine Gebetskette um das Lager der Kranken bilden und nicht aufhören, Gott anzurufen, bis sie wieder unter ihnen wandelt. Da aber muß er erfahren, daß auch die Kinder nicht mehr den Glauben ihres Vaters haben. Draußen in der Welt, wo sie umsonst nach seinem idealen Christentum suchten, fanden sie, daß dessen Forderungen über die Kraft der gewöhnlichen Menschen hinausgehen, und daß also der, der sie aufgestellt, nicht der Allwissende sein könne. Sangs Glaube kommt dadurch so wenig ins Wanken wie seine Güte und Milde. Die schmerzliche Erfahrung ist ihm nur eine Warnung und Strafe für ihn selbst. Warum hat er gezweifelt und auf anderer Hilfe gewartet? „Ich soll es allein tun; nun vermag ich es auch.“ So schreitet er in die Kirche, um in einsamem

Gottesdienst die Gesundheit seiner Frau zu erflehen. Und kaum daß seine Betglocke erklungen, da beginnt das Wunder: die Mutter fällt in Schlaf, die furchtbare Steinlawine, die von den Bergen herabdonnert, biegt dicht vor der Kirche ab, die ruhig Schlummernde wacht von dem Getöse nicht auf, das Glöcklein des Glaubensstarken läutet weiter. Er betet den ganzen Tag, die Nacht hindurch, bis wieder an den Abend. Dichte Menschenmassen sammeln sich um die Kirche, der Bischof und seine Pfarrer kommen, um über ihre Stellung zu dem Ereignis zu beraten — sie alle ergreift der Geist: die Lauen, die Zweifelmütigen, die Verständigen, die Verzagten, sie fangen an von sich zu zeugen und flehen mit um das Wunder, auf daß sie glauben können. Und wie sie noch darum beten, da tun sich die Türen des Zimmers auf, und zwei verklärte Gestalten schreiten im Schein der Abendsonne schwebend aufeinander zu: die Kranke in ihrem weißen Linnengewande und der Halleluja singende Pfarrer. Langsam gleitet sie herab auf seine Schultern, mühsam richtet sie sich noch einmal auf und blickt ihn an: „Du leuchtetest — als du kamst — mein Geliebter!“ Dann sinkt ihr Haupt herab, die Arme fallen matt herunter, ihr ganzer Körper bricht zusammen. Sang beugt sich in kindlicher Verwunderung über sie, dann blickt er nach oben: „Aber das war ja nicht die Absicht — oder doch? — oder —?“ Der erste Zweifel durchschauert ihn und schlägt ihn wie der Blitz danieder.

Man braucht in dieser Dichtung nichts Mystisches oder Suggestives zu sehen, obwohl Björnson selbst in der ersten Ausgabe seines Werkes zwei französische Schriften über Hysterie und nervöse Irritationen angeführt hat. Seiner dichterischen Kraft ist es gelungen, uns an die Wundervorgänge im Drama glauben zu machen — weiterer Beweise braucht es in der Poesie nicht. Dieser erste Teil ist ein feines, zartes, tiefes, aus innerster Selbstergriffenheit seines Schöpfers quellendes Werk; Eheglück und Eheliebe, Gottesglauben und Gottesfreude haben selten einen so innigen Ausdruck gefunden wie hier. Psychologie, Stimmung und dramatischer Aufbau — alles zeugt von echtem Dichterberuf. Auch versteht man die Dichtung falsch, wenn man meint, sie habe den Stab des Christentums und des Glaubens brechen wollen; vielmehr hat sie das Riesenproblem des Glaubens, wie ein Geistlicher treffend gesagt hat, vor den Augen des modernen Menschen nur aufgerollt, um am Ende zu bekennen: ihr alle kommt nicht los davon; es ist stärker als ihr; ihr müßt euer ganzes Leben hindurch damit ringen.

Der zweite Teil bildet zu dieser in sich abgeschlossenen und befriedigten Dichtung keine notwendige Ergänzung, sondern nur ein kunstvolles Parallel- und Gegenstück. Was dort auf dem Boden des religiösen Familienlebens, das wird hier auf dem Felde des sozialen Getriebes behandelt. Die Handlung ist ein Spiegel, aus dem der Gedanke des ersten Teiles zurückstrahlt; aber an manchen Stellen wird sie zum Hohlspiegel, der ihn verzerrt. Sangs Kinder, Rahel und Elias, weihen sich wie der Vater dem Dienste des Gemeinwohls. Die Tochter widmet sich der Krankenpflege und der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes; der Sohn opfert sich für die bedrückten Arbeiter auf und erleidet für seine Ideen den Tod. Mit den Feinden seiner Genossen, den Fabrikanten, sprengt er sich selbst in die Luft. Auch hier scheitert menschliche Kraft in dem, was sie kann, und an dem, was sie soll. Zwei Kinder — Credo und Spera sind ihre symbolischen Namen — strecken allein die Hände in die Zukunft. Sie werden das Glaubenserbe des Pfarrers Sang der Zukunft in den Schoß legen, aber auch das freudige Arbeitsevangelium des tätigen Fabrikanten, ihres Vaters. So eröffnen sie eine fröhliche Aussicht in kommende bessere Zeiten.

Von dieser letzten Aussichtshöhe der grundmenschlichen Tragödie vom Übermenschen, mit der sich Björnson getrost in die Nähe der Klassiker, auch der antiken, stellen darf, führt der Pfad direkt hinüber zum Laboremus-Drama, das seinerseits wieder seinem jüngsten Bühnenwerk „Auf Storhove“ die Hand reicht. Der letzte epilogartige Akt von „Über unsere Kraft“ hatte die Enttäuschungen der menschlichen Kraftüberhebung mit dem Glauben und der Hoffnung zu trösten versucht; daran knüpft „Laboremus“, des Dichters lange Jahre hindurch gehegtes und gepflegtes Schmerzenskind, mit seinem Gedankengang an. Nicht Machttaten, die

mit der Rücksichtslosigkeit einer Naturgewalt die Verhältnisse zu zwingen suchen, sondern stille langsame Arbeit, von sittlicher Lebensführung geweiht, führt zum Ziel und zum Frieden. Auch hier waltet ein tiefer sittlicher Ernst der Weltanschauung, glaubte der Dichter doch lange Jahre, daß dies Drama sein Vermächtnis an sein norwegisches Volk sein werde. Nur allzuviel hat er deshalb hineinsymbolisiert und -geheimnißt. In hundert und aber hundert Prinzipien und Symbole würde man Lydia, die Heldin, auslegen können; ganze Zeit- und Menschheitskommentare stehen zwischen den Zeilen dieses äußerlich schemenhaften Dramas, das in seinem Grundgedanken so nüchtern ist. Liebe und Leidenschaft werden als überlebte Ideale verabschiedet; die Arbeit allein sei ihr Erbe. Was im Sang-Drama freier und darum so ergreifender Wettstreit der tragischen Gewalten im Menschen war, wird hier als Dogma formuliert: die Errungenschaften der modernen Civilisation sind dein Gott, es gebe nichts unter und über ihm, nicht einmal die Sehnsucht danach. Dabei stört es Björnson wenig, daß allerlei übersinnliche Erscheinungen in leibhaftiger Gestalt durch sein Werk wandeln, und daß die Magie an allen Ecken und Enden ihre Hände hereinstreckt. So straft der Dichter den sozialpolitischen Theoretiker immerfort Lügen; aber der Künstler ist nicht stark genug in ihm, auch dem Ganzen den Stempel der Dichtung zu geben. Gar zu vieles und gerade das wichtigste bleibt in der Abstraktion und im vernunftmäßigen Denken stecken; die Schlußmahnung „Lasset uns arbeiten!“ ist kein Trompetenruf zu frischer schöpferischer Tat, sondern ein Schwächebekenntnis, ein müdes Wort der Resignation, eine milde Salbe für brennende Wunden. Sie geht dem Kampf des Lebens aus dem Wege und duckt sich in eine stille Ecke, um allen Aufruhr der Leidenschaften durch sanft betäubende Geschäftigkeit zum Schweigen zu bringen. Zur Lehrhaftigkeit geneigt war Björnson immer, hier aber nimmt sein Räsonnement zum ersten Male die Züge des müden Alters, der entsagenden Greisenhaftigkeit an.

Diesem Drama folgte schon in Jahresfrist ein anderes, sein jüngstes bisher: das erst vor kurzem in Christiania und dann auch vereinzelt in Deutschland aufgeführte Schauspiel „Auf Storhove“. In einer Nachschrift zur Buchausgabe sagt der Dichter, dieses Stück und „Laboremus“ seien Geschwister, zwei zu vielen noch ungeborenen Kindern, die alle eigentlich denselben Namen tragen sollten, gehörten sie doch alle zur Familie des Laboremus-Stoffes. „Aber ich werde wohl nicht mehr dazu kommen, sie in die Welt zu schicken ...“ Von dem Verlauf der Handlung und der Bühnengestalt des Dramas wird in der nächsten „Dramatischen Rundschau“ die Rede sein müssen, sobald es uns auf dem Theater entgegengetreten ist. Hier nur ein kurzes Wort über seine Bedeutung für die Entwickelung der Ideenwelt des Dichters. Der Typus jener merkwürdigen dämonischen Frauengestalten, die in „Laboremus“ durch Lydia vertreten werden, taucht auf Storhove in der fuchsblonden Maria auf, die sich zerstörerisch in den Familienfrieden eindrängt. Erst als die Unheilbringerin aus der Bahn geschafft ist, kehrt der „Arbeitsfrieden“ auf Storhove wieder ein. Der Parallelismus des Grundgedankens mit dem des Laboremus-Dramas liegt auf der Hand. Manches ist körperlicher und menschlicher ausgestaltet worden als in dem vorausgegangenen Drama, die Charaktere sind plastischer und individueller gezeichnet, wenn wir auch die Furcht nicht loswerden, der alternde Dichter, der sonst das reale Leben so frohherzig zu packen verstand, lenke zu seinem Schaden am Ende ganz in die grüblerisch-tiefsinnige Art seines Landsmannes Ibsen ein, den er darin doch nie erreichen wird. Doch steht die mildgroße Poesie der Frau Margarete, dieser hilfreichen, tätigen, klugen, gütigen und verzeihenden Frau, der das ganze Drama gleichsam ins Herz gelegt ist, da wie ein leuchtendes Mal seiner Menschlichkeit, seiner Versöhnlichkeit, seines freudigen Optimismus, seines stolzen Bekennertums und auch seiner immer noch regen, neuschaffenden Dichterkraft.

Wie ein Leuchtturm scheint diese Gestalt den Weg in den Hafen des „frohen Christentums“ zu zeigen, dessen treuer Priester Björnson trotz aller Abirrungen immer geblieben ist.

Dramatische Rundschau

König Laurin

Tragödie in fünf Akten von Ernst von Wildenbruch

Es gab eine Zeit, da glaubte man weitaus den größten Teil der dramatischen Erfolge Wildenbruchs dem Theater, den lauten Hilfsmitteln der Bühne zuschreiben zu müssen; heute möchte man eher gesonnen sein, den Dichter Wildenbruch gegen das Theater in Schutz zu nehmen. Die Bühne, die ihm einst so viel gegeben, fängt an, ihm seine Schulden aufzurechnen und mit Zins und Zinseszins für ihre Dienste die Bezahlung einzutreiben. Zwar war dem jüngsten Drama Wildenbruchs bei seiner Erstaufführung im Königl. Schauspielhause zu Berlin ein äußerer Erfolg beschieden, der dank der Begeisterungsfähigkeit der deutschen Jugend dem heute schon fast legendären seiner „Quitzows“ kaum nachstand, aber der Reinheit seiner dichterischen Absichten hat dieses überlaute Echo der überlauten Bühnenvorgänge eher geschadet als genützt. Ist es doch ein altbewährter Erfahrungssatz, daß, wenn der Publikumsbeifall auch nur um eines Haares Breite über das Maß des künstlerisch Verdienten hinausgeht, die berufsmäßige Kritik sich nur desto heftiger angestachelt fühlt, dieses Zuviel an dem Dichter zu rächen. Aber abgesehen von Augenblicksbeifall und Augenblickskritik — wenn man den „König Laurin“ in der Buchausgabe zur Hand nimmt (Berlin, G. Grote) und während des stillen Genusses der Dichtung sich aus der Erinnerung die Bühnenbilder heraufbeschwört, in denen sie kurz zuvor an einem vorübergerauscht ist, so fühlt man sich fast in Versuchung, der glänzenden Inscenierung, die ihr zu teil geworden, zu zürnen und die Schauspieler, die mit dem Aufgebot all ihrer mimischen und deklamatorischen Mittel für sie eintraten, eher für Feinde als für Freunde des Dichters zu halten. So viel von den feineren und tieferen Absichten des Dichters geht in der scenischen Darstellung unter der prunkvollen Pracht der Dekorationen, unter der Entfaltung bunter, wogender Massen, unter dem Waffengerassel der historischen Rüstungen, unter dem dröhnenden Wort vortrefflicher Sprecher verloren.

Ich sage nicht ohne wohlüberlegten Grund „Absichten“; denn manches, was Wildenbruch zur Vertiefung und Beseelung seines Stoffes angestrebt hat, ist im Keime stecken geblieben, hat von seinem Schöpfer jedenfalls nicht so viel lebendigen Odem mitbekommen, um sich auch im Wirbel der dramatisch bewegten Handlung noch aufrecht und wirksam genug behaupten zu können. Aber daß Wildenbruch in dieser fünfaktigen Gotentragödie mit dem heiligen Ernst des unablässig an sich selbst arbeitenden Künstlers über die Schranken seines bisherigen dramatischen Ehrgeizes hinausgestrebt ist zu einer höheren und größeren Auffassung der nationalen Geschichte, daß er die historischen Horizonte zu erweitern, die seelischen Konflikte zu vertiefen gesucht hat, darüber kann nach der Lektüre des Buches kein Zweifel herrschen.

Der symbolische Titel der Tragödie — König Laurin, der Zwergenkönig aus unserer deutschen Heldensage, hat für die Handlung nur eine den äußeren Geschehnissen Ewigkeitsgeltung vindizierende Bedeutung — könnte an sich wenig dazu helfen. Auch Wildenbruchs Friedrichsdrama nennt sich in ähnlicher Absicht „Gewitternacht“ und bleibt doch ganz in der engen Sphäre einer Familienkatastrophe aus der Fridericianischen Zeit befangen. Aber in der Deutung, die Wildenbruch dem Symbol seiner Gotentragödie in einer vom Geist der alten Heldensage umlohten Scene des ersten Aktes gibt, prägt sich der große tragische Gegensatz aus, von dem sein Drama erfüllt ist, der ihm Inhalt und Gestaltung verleiht. Sich das Gewirr der Weltgeschichte in große diametrale Gegensätze zu zerlegen, in ewige Prinzipien der sittlichen Weltordnung, die sich reinlich voneinander scheiden und friedlich gegeneinander aufstehen, ist von jeher Wildenbruchs Neigung und Stärke gewesen; aber bewußter, kühner und zugleich gegenwartskräftiger als anderswo tritt diese künstlerische Antithese im „König Laurin“ auf, und wenn im Lauf der Handlung der angesponnene Faden der Hand des Dichters auch nicht selten entgleitet oder sich mit fremdem Gespinst verschlingt, so wird er am Ende doch noch einmal mit aller Energie aufgenommen, um unsere Erinnerung zu dem Bilde zurückzuführen, das der

Handlung wie eine visionäre Spiegelung der kommenden Ereignisse voranleuchtet.

Auch wir müssen dies symbolische Bild voranstellen, soll dem Ganzen nicht von vornherein die richtige Beleuchtung fehlen. Im Königspalast sind die Edlen des Gotenvolkes auf der Metbank versammelt, um dem großen Theoderich, dessen Gedächtnistag sie feiern, Minne zu trinken. Unter ihnen auch Amalrich, der junge Amalungensproß, der eben aus Lilybäum, der von Amalasunta dem römischen Kaiser preisgegebenen Gotenherrschaft auf Sicilien, zurückgekehrt ist. Dort unten in der Einsamkeit, „vor seinen Augen immer nichts als Meer,“ hat er mit Menschen zu sprechen fast verlernt, aber desto inniger lebt die Sagen- und Märchenwelt in ihm, die seines Volkes Morgen umschwebte. Mit Seherworten kündet und deutet er den lauschenden Goten das Märchen vom König Laurin und seinem Rosengarten, von der blonden Similde, Dietleibs Schwester, die aus der Macht des Zwergenkönigs zu retten Dietrichs Mannen auszogen, von dem furchtbaren Kampf, der sich dabei entspann, und wie der dunkle Laurin schließlich, von heller Germanenkraft bezwungen, wehr- und kraftlos ihnen zu Füßen liegt. Dies Lied aber, das Wildenbruch den jungen Amalungensproß in prachtvollen, vom Schwertklang unserer Heldensage durchhallten Versen vortragen läßt, hat tieferen, hat ewigen Sinn. Der Kampf der dunklen und der weißen Rassen, der Romanen und der Germanen, spiegelt sich darin, der Widerstreit des Lichtes und der Finsternis, der Einigkeit und der Zwietracht; König Laurin ist eine Macht, die in tausend Gestalten durch die Flucht der Zeiten schreitet und innerlich doch immer sich gleich bleibt:

> Er ist ein Zauberer.
> Er starb schon hundertmal und stirbt doch nie.
> Heut heißt er Justinian, einst hieß er anders,
> Heißt morgen wieder anders; niemand weiß,
> Wie er sich übermorgen nennen wird.
> Und immer ist's Laurin, der schwarze Zwerg.
> Ihm ist versprochen, daß er leben soll,
> Bis alle weißen, blonden Menschen tot ...

Der Dichter hat von seinem poetischen Rechte souveränen Gebrauch gemacht und mit den Überlieferungen der Geschichte äußerst frei geschaltet. Die Gotenkönigin Amalasunta, die einsam im See Bolsena starb, hat tatsächlich Byzanz nie betreten, Justinian, den oströmischen Kaiser, an den sie nur unkluge Briefe sandte, mit Augen nie gesehen. Wildenbruch läßt die in römischer Bildung erzogene, die eine Gattenwahl aus ihrem Volk verschmäht, von einem verhängnisvollen Drang nach Macht und Glanz getrieben, auf prunkendem Königsschiff die Fahrt nach dem goldenen Horn antreten, um sich und ihr Land dem Kaiser zum Lebensbunde darzubringen. Denn ihn allein, dessen Gestalt sich ihre Phantasie mit allen Mannes- und Herrschertugenden schmückt, hält sie ihrer für würdig. Bevor sie aufbricht, ringen die guten Gewalten, die hellen Mächte ihres Lebens, noch einmal um ihre Rettung. Die sich eben noch in nur allzu modern gefärbten Emanzipationsgedanken von Frauenrecht und Frauengröße erging und von der „Hand der Frau“ als der Herrschermacht der Zukunft schwärmte:

> Die Faust der Leidenschaft,
> Die plumpe, wird in dieser Hand erlahmen;
> Von einem Licht, das heller leuchten wird
> Als des erhitzten Blutes rote Flamme,
> Die euch bisher geleuchtet, von der Sonne
> Verkünd' ich euch, der neuen, der Vernunft:
> Der Sinn ist Mann, und Weib ist die Vernunft;
> Sie wird den Fuß auf seinen Nacken setzen —

sie läßt sich an der Schwelle ihres Entschlusses von der träumerischen Schwermut des jungen Amalrich rühren und schwankt einen Augenblick, ob sie ihrem Volk, ihrer Rasse treu bleiben oder ob sie, den Lockungen ihres Ehrgeizes folgend, Heimat und Halle verlassen und die Brautfahrt nach dem glänzenden Byzanz antreten soll. Dann reißt sie sich los, „den großen Schicksalsgang zu vollenden,“ und steigt zu Schiffe. Damit ist ihr Schicksal besiegelt. Denn Justinian ist in allem das Zerrbild von dem, was sie in ihm gesehen. Mit dem sie sich „auf Gipfelhöh'n der Welt die Tafel richten und ein Mahl bereiten“ wollte, um eins am anderen sich zu ersättigen, er ist alles andere, nur kein Höhenmensch: der Spielball seiner Ratgeber, der Spielball des Parteigetriebes, noch mehr aber Theodoras, einer ehemaligen Tänzerin, die er zu seiner Geliebten gemacht hat. Für den Augenblick freilich ist sie von der Partei der Grünen beseitigt, und so kommt Amalasunta dem immer nur dem Augenblick hingegebenen Schwächling recht, um für ihre Pläne ein willig Ohr zu finden. Doch kaum ist Theodora zurückgekehrt, hat diese den Kaiser auch schon von neuem mit ihren Verführungskünsten umstrickt. Es wird ihr leicht, den nur erst halb Ungetreuen ganz wieder zu sich zurückzuziehen, seinen für die Verbindung mit der Gotenkönigin arbeitenden Ratgeber zu entfernen und ihn zu bestimmen, sie selbst zur Kaiserin von Byzanz zu erheben. So will sie ihre Rache an der stolzen Gotin nehmen, die, wie sie weiß, ihrer verächtlich gehöhnt hat. Wenn Amalasunta zum Vermählungsfeste kommt, soll sie den Kaiser schon auf dem Throne an der Seite einer Gemahlin finden, die nun ihrer lachen will! Und zu dem Spott über das verschmähte Weib soll sich der Spott über die genarrte Politikerin gesellen, die dem Kaiser in einer unvorsichtigen Schenkungsurkunde ihr Reich verschrieb, ehe sie den Ring am Finger trug. Die große Scene kommt: ein tragisches Bild allerdings, wie die schmählich überlistete, in ihrem Stolz und ihrer Liebe grausam gedemütigte Gotenkönigin wehrlos dem gemeinen Spott der gekrönten Dirne preisgegeben ist, indes Amalrich, der gleichfalls der wilden Rachsucht Theodoras zum Opfer gefallen, mit geblendeten Augen aus dem Kerker ihr entgegengeführt wird. Als sie ihn sieht, in dem sich Volk und Heimat für sie verkörpert, fällt der Kronreif aus ihrer Hand und rollt dahin. Dann preßt sie schluchzend ihr Gesicht an Amalrichs Kniee:

Mit blinden Augen steht mein Volk vor mir!
Von mir verraten, steht mein Volk vor mir!
Fordert Rechenschaft, fordert Rechenschaft! ·
Wenn über uns im Weltall einer ist,
Der Wert und Schnödigkeit des Menschen wägt,
Er sehe mich! Wie ich für Menschenadel
Unflat getauscht! Er nehme seinen Fluch,
Den allerzermalmendsten, vernichtendsten,
Und treffe mich! Und treffe mich! ...
Daß nur wie Irrlicht, spukend überm Sumpf,
Sage und Märe den Zukünft'gen bleibe
Von jener Kön'gin, die ihr Volk verkauft!

Amalrich.

Du hast zu mir gesagt, sei blind und taub,
Hast auf die Augen mir die Nacht geküßt,
Gib mir die Augen wieder!

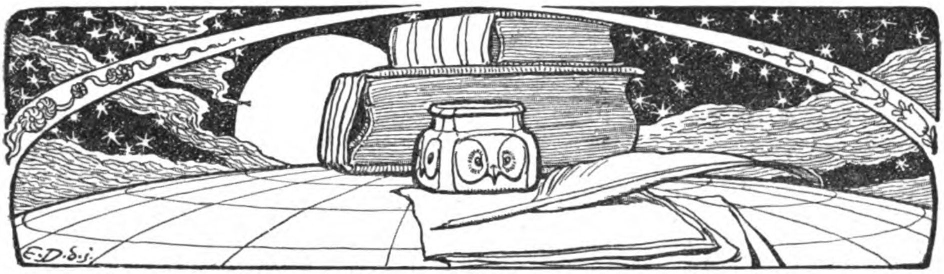
Amalasunta.

Kann nicht mehr!
Laurin hat sie gestohlen ...

Dann fällt sie, die wider ihr Geschlecht und Volk sich auflehnte, in dem nur allzu tumultuarischen Gemetzel, das vor den Thronstufen des Kaisers anhebt, dem Dolch eines byzantinischen Patriziers zum Opfer, nachdem vor ihr schon Amalrich dahingesunken. Beider Häupter ruhen nun eng aneinander geschmiegt, beide gehen nun vereint zu Walhall. Der Schauer des großen Augenblicks ergreift alle, auch die Dirne auf dem Thron. Justinian aber — ein falscher Zug freilich in dem Schwächling und Weichling, wie ihn Wildenbruch geschildert hat — steigt von seinem Kaisersitz die Stufen herab, tritt zu Häupten der beiden letzten Amalungen, steht eine Weile in tiefer Ergriffenheit und donnert dann seinen Höflingen zu: „Tod jedem, der ein höhnend Wort hier spricht!" —

In der Konsequenz der Handlung und der Charaktere, in der schlichten Sicherheit der Linienführung wie in der feineren und intimeren Ausgestaltung psychologischer Züge, die zur Motivierung nötig sind oder uns die Figuren erst recht menschlich nahe bringen könnten, läßt, wie die früheren, so auch dies jüngste Wildenbruchsche Drama viel vermissen. In der Gestalt Amalasuntas, die so stolz und klug ist und sich doch so leichtfertig und unbesonnen dem fremden Herrscher hingibt, wie auch in Justinian, der so viel unmännliche Schwäche — wo bleibt Laurin? — mit überlegener Staatsklugheit verbindet, ruhen Widersprüche, die sich von keinem noch so hinreißenden Prunk und Schwung der Sprache übertäuben lassen. Der letzte Akt, so grandios seine Konzeption sein mag, erstickt unter dem dröhnenden Pathos, unter der heroischen Gebärde, unter dem zum Teil hohlen Wortgeklirr. Die Schönheiten, die diesen natürlichen Schwächen einer primitiv mit dem Typischen arbeitenden, immer noch gar zu sehr in Äußerlichkeiten schwelgenden Kunst entgegenstehen, sind mit der rühmenden Hervorhebung der kraft- und glutgesättigten Sprache, der edlen Jamben, der prächtigen Bühnenbilder von entschwundener Heldengröße und erstorbenem Märchenglanz weltherrschender Macht keineswegs erschöpft. In mehr als einer Scene pulst unter den schwellenden Decken der überladenen Diktion ein Glutstrom echter Leidenschaft, der aus dem Innersten der Seele quillt. Erst im Buche kann man hier Wahres und Falsches unterscheiden: die Bühnenaufführung, die nun einmal glaubt, einem Wildenbruch nur gerecht zu werden, wenn sie ihn überwildenbrucht, schwemmt in den reißenden Fluten ihrer Deklamation gar zu viel edles Metall ungesehen mit davon. Aber auch Feineres und Leiseres — ich erinnere nur an die sprechende Symbolik der bittenden, anklagenden und richtenden Amalungenaugen, die Amalasuntas Schicksal bis zum tragischen Ende begleiten — bringt das Buch erst ans Licht. Das Entscheidende und Bleibende aber, das dieses Drama trotz aller Unzulänglichkeiten noch immer um ein Ansehnliches über den Tiefstand unserer gegenwärtigen Alltagsdramatik erhebt, ist das tröstliche Bewußtsein, daß wenigstens einer unter unseren Dichtern, der sich den Zusammenhang mit dem großen geschichtlichen Leben unseres Volkes bewahrt hat, der mit ihm jubelt, wo es triumphiert, mit ihm weint, wo es unterliegt, mit ihm zürnt, wo es sich verliert. Wenn wir in Wildenbruch den zeitgeborenen Künstler und den überragenden Geist unserer Gegenwart nicht bewundern können, so sollten wir in ihm doch den treuen, charakterreinen und männlich stolzen Verweser jener königlichen Kleinodien nationaler Dramatik ehren, für die es heute kein würdig Haupt mehr gibt.

Friedr. Düsel.



Literarische Rundschau

Unsere literarische Wanderung kehrt zu ihrem Ausgangspunkt, dem älteren deutschen Schrifttum zurück, um von hier aus in eiligen, doch nicht kritiklosen Streifzügen durch die Jahrhunderte bis auf die jüngste Zeit zu gelangen. Nur dann und wann werden wir bei einzelnen Erscheinungen länger zu verweilen haben; das meiste von dem, was uns auf unseren Wegen begegnet, dürfen wir hoffen, den Lesern auch in einer kurzen Charakteristik oder mit einem noch kürzeren Verweis auf frühere Besprechungen so weit kennzeichnen zu können, daß ihnen — und damit ist der Zweck dieser zweiten weihnachtlichen Rundschau erfüllt — die Wahl ihrer literarischen Festgaben erleichtert wird.

Auf Simrocks Nibelungenübertragung, die in 50. Auflage erschienen, haben wir schon in der vorigen „L. R.“ aufmerksam gemacht, daneben aber auch auf die poetischen Bearbeitungen hingewiesen, die uns ein Meister der Form und Kenner der älteren deutschen Literatur, wie Wilhelm Hertz es war, von Wolframs „Parzival“ und Gottfrieds „Tristan“ hinterlassen hat. Einen nicht zu verachtenden Mittelweg zwischen Simrocks naiv-treuer Übertragungsart und Hertzens frei-moderner Nachdichtung hat Richard von Kralik in seinem **Deutschen Götter- und Heldenbuch** eingeschlagen (Allgemeine Bücherei, herausgegeben von der Österreichischen Leo-Gesellschaft; Stuttgart, Josef Rothsche Verlagshandlung). Der „Amelungensage“ ist im zweiten Bande (Neue Folge Nr. 13 bis 18; Preis einer Nummer 20 Pf.) der Kreis der **Wilzen- und Welsungensage** gefolgt. (Wilze; Oserich; Etzel; Gudrun; Wieland; Orwendel; Amlet; Beowulf; Helge Herwardsohn; Welsung; Helge Hundingstöter; Siegmund; Siegfrieds Jugend.) Der Erneuerer stellt sich auch hier, wie im ersten Bande, gewissermaßen auf den Standpunkt eines mittelalterlichen Sängers, um die poetischen Schätze der Vergangenheit möglichst schonend und treu, aber doch ordnend und sichtend in leicht modernisierter Form den lebenden und künftigen Geschlechtern zu übermitteln. Für die Zwecke der Schule und des nationalen Hauses werden diese wohlfeilen Bücher ihre guten Dienste tun.

Einen Vorläufer Goethes, den genialen Schlesier Christian Günther, von dem in den Literaturgeschichten immer viel die Rede war, ohne daß in unseren Hausbibliotheken etwas von ihm zu finden gewesen wäre, hat uns eine anheimelnde Ausgabe, von Wilhelm von Scholz besorgt, näher gebracht (Leipzig, Eugen Diederichs; kartoniert Preis Mk. 4.50). Sie enthält nur **Strophen Christian Günthers**, nur die vollendet schönen Stellen aus seinen Gedichten: die aber auch alle. So erreicht diese Ausgabe es — keine ad usum delphini —, daß wir den Dichter zum erstenmal unmittelbar und mühelos auf uns wirken lassen können. Mit seiner aus dem individuellen Leben geschöpften Lyrik führt uns Günther, ein Wunder in seiner barocken Zeit, unmittelbar zu Goethe; aber er hat auch eigenen poetischen Wert genug, um sich, wenigstens in einer so gesichteten Auswahl, wie sie hier vorliegt, mit seinen Werken einen Platz neben ihm auch in unseren Büchersammlungen zu verdienen. — Die von Prof. Dr. Karl Heinemann herausgegebene, kritisch durchgesehene und erläuterte **Goethe-Ausgabe** des Bibliographischen Instituts (vollständig in dreißig Bänden in Leinenband zu je 2 Mk.) ist seit unserem letzten Bericht über sie (Novemberheft 1902) um weitere zwei Bände fortgeschritten. Davon bringt der fünfte Band beide Teile des „Faust“ mit einem knappen, aber reichhaltigen Kommentar von Prof. Dr. Otto Harnack, dem Verfasser des Buches „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“, der namentlich das Verständnis des zweiten Teiles der Dichtung trefflich zu fördern weiß. Dem sechsten Bande, den Prof. Dr. Karl Heinemann selbst erläutert, sind „Iphigenie“, „Tasso“, „Die natürliche Tochter“, „Die Mitschuldigen“ und „Die Laune des Verliebten“ anvertraut. Der Erläuterer hat wichtigeren Fragen, wie der Heilung des Orest, der verwickelten Entstehungsgeschichte des „Tasso“ und anderem, seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er erfreut den Leser durch viele Einzelheiten, wie z. B. durch den Hinweis darauf, daß Goethes verhältnismäßig günstige Auffassung der Memoiren der Luise Stephanie von Bourbon-Conti, welche die

Quellen der „Natürlichen Tochter“ bilden, durch die neueste Geschichtsforschung wesentlich bestätigt worden ist. — **Goethes Gespräche mit Eckermann,** eine ebenso notwendige wie nützliche Ergänzung zu seinen Werken, haben wir seit kurzem in den bekannten Neuen Leipziger Klassikerausgaben des Max Hesseschen Verlages. Prof. Ludwig Geiger hat die sachkundige Einleitung dazu geschrieben. Der Preis des hübsch in Leinen gebundenen Bandes (675 Seiten mit sorgfältigem Namen- und Sachregister) beträgt Mk. 1.75. — In demselben Verlage und in derselben Ausstattung sind **Bürgers Sämtliche Werke** erschienen, herausgegeben von Dr. Wolfg. von Wurzbach, dem Verfasser der neuesten Bürgerbiographie (geb. Mk. 1.75). Für gewöhnlich ist Bürger in unserer Hausbibliothek nur mit seinen Gedichten vertreten; daß aber auch seine Prosaschriften und Übersetzungen (Münchhausen, Franklins Jugendjahre; Rollenhagens Froschmeuseler, Stücke aus der Ilias, Macbeth usw.) ihrer kühnen, saftigen Sprache wegen noch heute gelesen zu werden verdienen, davon mag man sich in dieser Ausgabe überzeugen, die bei all ihrer Wohlfeilheit auch noch mit vier Bildnissen und einem Briefe Bürgers als Handschriftprobe versehen ist. — Eine neue Gesamtausgabe der Werke **Wilhelm Heinses,** die jedoch nur für engere Kreise von Wert sein kann, gibt seit einiger Zeit der Insel-Verlag in Leipzig heraus (vollständig in 10 Bänden zu je 6 Mk.). Band 4 bringt den Roman „Ardinghello und die glückseligen Inseln“, Band 5 „Hildegard von Hohenthal“ (erster und zweiter Teil). Ersterer namentlich darf heute mit seiner vulkanischen Sehnsucht nach Größe auf ein starkes aktuelles Interesse Anspruch erheben; er ist der Vorbote des deutschen Renaissanceromans, der ja heute eine neue Blüte erlebt; seine Auseinandersetzungen und Bemerkungen über Kunst haben sich einen dauernden ästhetischen Wert bewahrt und sind von der neueren Kunstentwickelung zum Teil in überraschender Weise bestätigt worden. Aber auch für die Politik und das Leben finden sich viele mit modernen Tendenzen wunderbar zusammenklingende Aussprüche. — Auch für das romantische Märchen scheint die Zeit heute wiedergekommen zu sein; so wird die entzückende, ganz im Geschmack der Romantik ausgestattete Ausgabe der **Romantischen Märchen von Brentano und Tieck** gelegen kommen, die Dr. Bruno Wille, selbst ein stimmungstiefer Dichter, wie seine „Offenbarungen des Wacholderbaumes“ beweisen, im Verlage von Eugen Diederichs (Leipzig; karton. Preis Mk. 4.50) herausgegeben und mit einer feinsinnig nachfühlenden Charakteristik des Märchens eingeleitet hat. An der Spitze steht Brentanos letztes Werk, das beste, was er außer seiner lyrischen Poesie überhaupt geschrieben hat: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, ein kleines Wunder an zartester, seelenvollster Naturauffassung und innigster Einfalt des Empfindens. Selbstverständlich ist hier die kürzere, aber weit poetischere Fassung aus der Gesamtausgabe, nicht die spätere Erweiterung zu Grunde gelegt. Dann folgen Tiecks „Elfen“ und Brentanos „Schulmeister Klopfstock“ sowie sein leider Fragment gebliebenes „Märchen von Kommanditchen“. — Auch **Novalis' Schriften** seien dem deutschen Bücherkäufer ins Gedächtnis zurückgerufen; die letzthin hier eingehend besprochene Ausgabe von Ernst Heilborn (zwei Bände; Berlin, Georg Reimer; 10 Mk.) bietet sie in einer Gestalt, die Vollständigkeit mit kritischer Sichtung und Ordnung verbindet, wenn auch die Schlüsse aus den literarhistorischen Untersuchungen des Herausgebers nicht ohne gewichtigen, wissenschaftlich begründeten Widerspruch geblieben sind. — **Grabbes Sämtliche Werke** sollte man jetzt nur in der vierbändigen Ausgabe erwerben, die Eduard Griesebach mit textkritischen Anhängen und einer Biographie des Dichters herausgegeben hat (Subskriptionspreis des Bandes 3 Mk., Einzelpreis 4 Mk.). Sie läßt die älteren von Gottschall und Blumenthal als unzuverlässig und antiquiert erscheinen; zudem ist sie vom Verlage (B. Behr, Berlin) in gediegenster Weise ausgestattet worden. In demselben Verlage erscheint zugleich eine **Hebbelausgabe** (von R. M. Werner besorgt), die allen anderen durch ihre sorgfältige Textbehandlung und wissenschaftliche Zuverlässigkeit den Rang abläuft. Sie soll im ganzen zwölf Bände umfassen, wovon fünf den Dramen und dramatischen Fragmenten, zwei den Gedichten, je ein Band den Erzählungen und historischen Schriften und zwei den kritischen Arbeiten gewidmet sein werden. Nur noch wenige Bände stehen aus (jeder Band Preis Mk. 2.50).

Wenn wir nun aus den Gefilden der Klassiker zu unserer zeitgenössischen, insbesondere zu unserer Romanliteratur übergehen, so haben wir zunächst ein Nachlaßwerk von Ernst Wichert zu verzeichnen. **Der zerbrochene Krummstab** (Dresden und Leipzig, Carl Reißner), eine historische Novelle aus dem vierzehnten Jahrhundert, spielt in Rostock und im Sprengel des Klosters Doberan. Wichert erzählt, ein altes Steinbild mit doppelt gebrochenem Bischofsstab deutend, eine Hexengeschichte, aber seine lebenatmende, psychologisch sorgsam motivierende Darstellungsart hebt sie um ein beträchtliches über den Durchschnitt ähnlicher Stoffbehandlungen. — Freunde der liebenswürdigen Plauderkunst Ernst Ecksteins mögen zu dem Bande greifen, der unter dem Titel **Rauhreif** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; illustriert von Wilh. Claudius; Preis 4 Mk.) erschienen ist und in der Novelle „Die beiden Schwestern“ eine interessante, wenn auch stark romanhaft gefärbte Arbeit enthält. Die übrigen drei Novellen sind mehr äußerlich konstruiert als innerlich erlebt und gefühlt, doch verleugnet sich auch in ihnen die technische Fertigkeit nicht, die dem Novellisten Eckstein eigen war. — Von Friedrich Spielhagen, dem Doyen unserer Romanschriftsteller, empfangen wir Neues leider auch in diesem Jahre nicht. Doch ist die wohlfeile Ausgabe einer Neuen (Schluß-) Folge seiner Romane im Erscheinen begriffen (Leipzig, L. Staackmann). Eröffnet wird diese Lieferungsausgabe (vollständig in 50 Lieferungen

zu je 35 Pf.) mit dem Liebes- und Dichterroman „Sonntagskind“. Ihm folgen unter anderem „Susi“, das soziale Sittenbild „Opfer“, die Novellen „Faustulus“ und „Herrin“, weiter „Stumme des Himmels“, „Selbstgerecht“, „Mesmerismus“ und der große Roman „Freigeboren“. Ferner hat der Verlag von Carl Krabbe (Stuttgart) uns zwei von Spielhagens älteren Erzählungen in neuen illustrierten Ausgaben, den bekannten vornehmen Lederbänden, beschert: **In zwölfter Stunde**, die Geschichte eines Paares, das sich in letzter Stunde als nächste Verwandte erkennt (illustr. von Carl Zopf) und **Die schönen Amerikanerinnen** (illustr. von Kuechler; geh. 2 Mk., geb. Mk. 3.50), jene köstliche, unterhaltende Satire auf Ausländer-, Namen- und Geldkultus. Mit vollendeter Technik schildert Spielhagen das moderne Badeleben einer thüringischen Sommerfrische, lebenswahr und fesselnd die internationale Gesellschaft, die sich hier bewegt; ein feiner Zug ironischen Humors gibt dem hübschen Reiseerlebnis einen pikanten Reiz. — Derselbe Verlag bringt in gleicher oder ähnlicher, sich für Geschenkzwecke empfehlender Ausstattung eine Reihe von Novellen Paul Heyses. Vereinigt sind **Tantalus** (eine Künstlernovelle) und **Mutter und Kind** (illustr. von René Reinicke und Fritz Reiß), einen besonderen Band bildet **San Vigilio**, eine vom Zauber der oberitalienischen Landschaft am Gardasee umspielte Novelle, die in ihrer Beschränkung den Meister der psychologischen Erzählungskunst verrät. Die Illustrationen von Fritz Reiß, darunter einige in Farbendruck ausgeführte Aquarelle, zeugen, soweit sie sich auf die Landschaft beschränken, von künstlerischer Nachempfindung. — Aber auch mit Neuem vermag Heyses unerschöpfliche Erfindungsgabe aufzuwarten. Ein Band Novellen, nach einer von ihnen **Ninon** getauft (Stuttgart, J. G. Cotta; Preis 6 Mk.), vereinigt sechs Arbeiten aus den Jahren 1898 bis 1900, die kaum irgendwo eine Ermüdung der Künstlerhand spüren lassen, ohne freilich auch dem dichterischen Gesamtbilde Heyses einen neuen Zug hinzuzufügen. Nur scheint mit den Jahren der überlegene, sichere Kunstverstand über die Ursprünglichkeit des eigenen Empfindens noch mehr als früher zu triumphieren. Eine der Novellen („Ein Mutterschicksal“) kennen die Leser aus den „Monatsheften“; eine andere („Tantalus“) ist einzeln zugleich in der oben erwähnten illustrierten Ausgabe erschienen. Ältere Novellen aus dem Anfang der achtziger Jahre bringt eine zweite Sammlung, **Das Glück von Rotenburg**, in neuer Auflage (ebenda; Preis Mk. 3.60), **Novellen vom Gardasee**, eine, da wir dies schreiben, erscheinende Sammlung, die u. a. die den Lesern bekannten „Antiquarischen Briefe“ enthält. — Auch Wilhelm Jensens immer rege Erzählungsgabe zeigt noch keine Ermüdung. Dem Novellenbande **Im achtzehnten Jahrhundert** (Leipzig, B. Elischer Nachf.), der eine träumerischtiefe, fein psychologische Lebensgeschichte mit einem mehr kulturhistorisch als novellistisch fesselnden Zeitbilde aus der französischen Revolutionszeit verband, ist bald die vaterländische Erzählung aus unserer frühesten Kolonialzeit gefolgt: **Brandenburgischer Pavillon hoch!** (Berlin, Emil Felber; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50; mit sechs histor. Abbildungen). Von patriotischer Begeisterung getragen, ist diese Erzählung ein beredter Werber für die Kolonial- und Flottensache; in einer deutschen Flottenzeitschrift ist sie denn auch, wenn wir nicht irren, zuerst erschienen. Afrikanische Landschaft und afrikanisches Völkerleben sind mit ebensoviel geschichtlicher Kenntnis wie dichterischer Phantasie glänzend geschildert; aber auch der Humor fehlt nicht, weder in den Bildern, die aus dem Leben der Besatzung von Groß-Friedrichsburg entworfen werden, noch in dem anmutigen Liebesidyll, das den Kern der Sache ausmacht. An rein dichterischem Wert steht weit höher der große Roman **Der Schleier der Maja** (Dresden, Carl Reißner), der wunderbar schöne Partien hat und sich in dem träumerisch-süßen Stimmungsreiz, der namentlich seine Frauengestalten umwebt, mit dem Besten vergleichen darf, was Jensen in der Blüte seiner Kunst geschaffen hat. Freilich, die hinlänglich bekannten und gerügten Stilwunderlichkeiten, altertümliche Wendungen und gesuchte Satzkonstruktionen muß der Leser auch hier in Kauf nehmen. — Mit einer historischen Erzählung aus den griechisch-türkischen Kämpfen auf Kreta im Jahre 1866 ist Rudolf von Gottschall vertreten: seine **Ariadne** (Berlin, Gebr. Paetel; geb. 6 Mk.) erzählt mit Begeisterung für die Schönheiten der südlichen Natur und der griechischen Mädchen eine romantische Liebesgeschichte, die am Ende einen ernsten deutschen Gelehrten zum Lebensbunde mit einem frischen Naturkinde aus dem griechischen Volke vereinigt. — Bei so allgemein bekannten, in Eigenart und Entwickelung längst abgeschlossenen Schriftstellern wie Dahn und Wolff wird genügen, ihre neuen Bücher, die auch diesmal rechtzeitig zu Weihnachten herausgekommen sind, allein dem Titel und ihrem Stoffe nach zu verzeichnen: Felix Dahn bietet eine historische Erzählung aus dem elften Jahrhundert, die den **Herzog Ernst von Schwaben** zum Helden nimmt (Leipzig, Breitkopf u. Härtel); Julius Wolff hat die in letzter Zeit dank dem Interesse des Kaisers so viel genannte, auch unseren Lesern durch Bodo Ebhardts, ihres Wiedererbauers, sachkundigen Artikel vertraute **Hohkönigsburg** zum Gegenstand erkoren und eine im fünfzehnten Jahrhundert spielende Fehdegeschichte aus dem Wasgau geschrieben (Berlin, G. Grote; geb. 6 Mk.). Einen modernen Roman, der zum Teil in Italien, zum Teil in Deutschland seinen Schauplatz hat und um seinen ernsten Grundkonflikt auch den Humor seine Ranken spinnen läßt, schenkt uns trotz des altertümlich klingenden Titels, **Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück**, Hans Hopfen, dessen ursprüngliche Frische mittlerweile einer behäbigen Breite und Behaglichkeit gewichen ist (ebenda; geb. 5 Mk.). — Eine mittelalterliche Erzählung aus dem religiösen Leben — sie spielt um das Kloster Lorsch im Odenwald — empfangen wir von Adolf Hausrath, dem Heidelberger Theologen, der lange unter dem

Namen George Taylor schrieb und dessen Erzählungen „Pater Maternus“, „Unter dem Katalpenbaum“ und „Potamiäna“, seinerzeit hier besprochen, noch in gutem Gedächtnis sein werden. Die neue Erzählung ist im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen (250 S.). — Aus der Villa Falconieri, dem buen retiro Richard Voß', grüßt ein neuer Roman, der den echt Vossischen Titel **Römisches Fieber** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.) nicht umsonst trägt. Es ist eine Künstlergeschichte, deren Handlung aber in die höchsten Kreise der Gesellschaft übergreift: aus dem Münchener Künstlerleben wird die Heldin durch einen geheimnisvollen Drang nach Rom gezogen, wo sie jedoch bald den Kunstkreisen entfremdet und durch ihr Schicksal auf die Höhen der römischen Gesellschaft geführt wird. Zwischen Palast und Künstlerklause verflechten sich die Fäden bald enger und enger bis zu einer tragischen Verwickelung, aus der nur der Tod, hier in Gestalt des „römischen Fiebers“, zu retten vermag. In der Charakteristik der Personen wird man manches allzu Phantastische und Überreizte finden, wahrhaft dichterisch aber sind die glutvollen Schilderungen römischer Landschaft, in denen Voß unerreicht dasteht. Sie umweben selbst noch den furchtbaren Ausgang der Geschichte mit einem milden Schimmer von Poesie. Neue römische Novellen. desselben Verfassers vereinigt in einer gleichfalls stark dem Übersinnlichen huldigenden Dreizahl der Band, der sich nach der ersten **Amata** nennt (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.). Auch hier entzücken vor allem farbenprächtige Bilder aus dem italienischen Volksleben. — Höchst liebenswürdig und erfreulich ist die neue epische Gabe Ernst von Wildenbruchs: seine uns vorher schon in einer Zeitschrift bekannt gewordene Erzählung **Vice-Mama** (Berlin, G. Grote). Sie gehört zu der stattlichen Reihe von Kindererzählungen, die uns der Dichter seit seinem „Edlen Blut“ und den „Kindertränen“ mit immer steigender Künstlerschaft geboten hat. Unsere Leser kennen eine Probe dieser innigen, warmen Gemütskunst Wildenbruchs in der Erzählung „Das Wunder“, die wir vor kurzem veröffentlichen durften. Was hier versöhnlich, geht dort traurig oder besser gesagt: tragisch aus. Die neue Geschichte führt in das Kadettenhaus zu Potsdam und malt zunächst eine Knabenfreundschaft mit so zarten und doch auch humoristischen Farben aus, daß man von den Blättern nicht loskommt. Dann steigt aus der Vergangenheit leise der Roman empor. Die einst ihrer Armut wegen Verlassene wird dem Sohne des Ungetreuen die treu sorgende, schwärmerisch verehrte „Vice-Mama“, ihr Knabe ihm der beste Kamerad und Freund. Wie der Vater diesen Bund zerreißt, wie das Kind darüber zu Grunde geht und wie dann im Schmerz darüber die Getrennten sich wiederfinden, das hat Wildenbruch mit der ganzen Gemütstiefe, die ihm eigen, dem Leser für immer in Herz und Seele geschrieben. Von Wildenbruch liegt ferner aus dem letzten Jahre eine Erzählung **Unter der Geißel** vor (ebenda), ein unheimlich düsteres Nachtbild, das mit seiner fiebernden, gespenstischen Phantasie, mit seinem heißen Temperament beinahe an Voß gemahnt; die innigen Herzenstöne der „Vice-Mama“ hat es nicht. — Ein gleich gewaltig konzipiertes Gegenstück zu dem unvergeßlichen „Erdsegen“ bietet Peter Rosegger in seinem Roman **Weltgift** (Leipzig, L. Staackmann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), der sich mit nicht weniger tiefgreifenden sozialen Fragen der Gegenwart beschäftigt. Trotz des tragischen Unterganges der Hauptperson läßt es, wie alle echten Rosegger, doch auch dieses Werk nicht an der freudigen, aufbauenden Weltbejahung fehlen, aus der heraus der Dichter noch immer das Wesen und Schaffen seines Volkes geschildert hat. — Um zunächst bei den Süddeutschen zu verweilen, so haben wir von Heinrich Hansjakob, dem tapferen, nur allzu gegenwartsfeindlichen Freiburger Stadtpfarrer, zwei neue Bücher zu verzeichnen: in den **Verlassenen Wegen** (Illustr. von Curt Liebich; Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geh. Mk. 4.20) gibt er uns Tagebuchblätter, die bei allen rückständigen Sonderlingslaunen eine herzhafte Freude an allem Echten, Einfachen, Treuen und Natürlichen bekunden und eine Fülle von fesselnden kulturgeschichtlichen und ethnographischen Schilderungen enthalten. Von demselben frischfröhlichen, ganz mit der Natur lebenden Geiste sind die **Letzten Fahrten** erfüllt, die Erinnerungen aus Hansjakobs reichem Leben zu einer bunten Schnur zusammenreihen, durch die sich wie ein roter Faden ein köstlicher, gesunder Humor hindurchzieht. Auch dieses Buch hat Curt Liebich reizend illustriert. — Mehr dem äußeren Unterhaltungsbedürfnis huldigt Karl von Perfall, hinter dessen jüngstem Roman **Loras Sommerfrische** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 4 Mk., geb. Mk. 5.50) aber doch ein strenger Lebensernst steht. Denn hier werden aus dem Eheleben eines Gelehrten Probleme aufgeworfen, die bei aller romanhaften Zuspitzung doch unaufhörlich zu tieferem Nachdenken und ehrlicher Selbstprüfung anregen, zumal da der Roman aus einer festen männlichen Weltanschauung heraus geschrieben ist und viele Früchte reifen Denkens mit sich führt. Auf leichterem Gefährt als sein älterer Bruder kutschiert Anton von Perfall, von dem zwei Romane: **An der Tafel des Lebens** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.), eine äußerst flott fabulierende, aber psychologisch nicht gerade meisterhafte Liebesgeschichte, und **Der Freihof** (ebenda; geh. 4 Mk.) zu verzeichnen sind. Diese zweite Arbeit behandelt in der kontrastreichen, sehr geschickt und menschenkundig durchgeführten Gegenüberstellung des in Standesvorurteilen befangenen Adels und des vorwärtsstrebenden tüchtigen Bürgertums einen Gegenwartskonflikt, dem an sich ein starkes Interesse innewohnt. — Ernst und Scherz aus alter Zeit erzählt uns in einem Geschichtenbande, der versichert: **So war's!** August Sperl, der schnell bekannt und berühmt gewordene Verfasser der „Fahrt nach der alten Urkunde“ und des „Hans Georg Portner“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-

anstalt; geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50). Auch hier wieder bewährt der archivkundige Verfasser seine Kunst, aus dem Staube alter Urkunden Gestalten erstehen zu lassen, die in Haß und Liebe, in Leidenschaft und Verlangen fühlen wie Menschen unserer Zeit. Das Erbe Freytags und Riehls hat hier einen etwas nüchternen, aber gemütvollen Fortsetzer gefunden. Sperls neueste Gabe ist eine heitere Badegeschichte **Herzkrank** (ebenda; illustr., geb. 4 Mk.).

Der Schweizer J. C. Heer hat in seinen Romanen „An heiligen Wassern“ (Stuttgart, J. G. Cotta) und „Der König der Bernina“ (ebenda) bewiesen, daß er den Perspektiven großer Natur- und Kulturstoffe wohl gewachsen ist. Sein jüngster Roman **Felix Notvest** (ebenda; geh. Mk. 3.50) bleibt hinter diesen früheren Büchern zurück. Das Thema von dem tapferen Pfarrer, der, ein sozialer Prophet und Führer, seinem Schweizerdorf einen Damm gegen den andringenden Industriebetrieb und den Großkapitalismus aufrichten will, erinnert an Roseggers Bauernroman vom „Ewigen Licht“. Aber ein Vergleich würde sehr zu Ungunsten Heers ausfallen; denn allzusehr entbehrt sein Roman der Innerlichkeit, die Handlung bewegt sich gar oberflächlich in lauter einzelnen theatralisch lauten Scenen, denen das starke geistige Band fehlt. Was anderen mangelt, das hat Heer zu viel: allzu voll und gewaltig drängt die äußere Handlungsfülle auf ihn ein, ein Motiv erschlägt das andere, keins ist auf das andere abgestimmt, und statt seine Maschine langsam in Gang und nach und nach erst in schnelleres Tempo zu bringen, fährt er gleich zu Anfang mit überheiztem Kessel. Feste Bilder oder gar Charaktere kann der Leser auf dieser rasenden Geschehnisjagd gar nicht in sich aufnehmen. Vielmehr erscheint alles flach und konventionell, mehr weiblich als männlich, trotz der aufgebotenen Krafthuberei, und je weiter man sich von der fauchenden Lokomotive der äußerlichen Handlung fortreißen läßt, desto lebhafter tauchen Erinnerungen an Namen der Schablonen-Unterhaltungsliteratur auf, an eine Marlitt und an eine Wilhelmine von Hillern. An diese besonders, da auch sie fast zu gleicher Zeit mit Heer einen neuen Alpenroman hat erscheinen lassen. Ihre Graubündener Erzählung (ebenda) **Der Gewaltigste** („Das ist der Geist, der auch die rohen Kräfte ordnend einreiht in den Dienst des ewig Schönen“) täuscht zwar auch ein soziales Kulturproblem vor, in der Tat aber ist sie nichts weiter als eine reichlich mit Sentimentalität geladene Familiengeschichte, in der Se. Majestät der Zufall die Hauptrolle zu spielen hat. Wie Veit Collander bei der Durchführung seiner genialen, die Elemente unterjochenden Ingenieurpläne mit seinem Herzen und seiner Leidenschaft in Konflikt gerät, bis er sich endlich selbst überwindet und durch die Demut den Aufstieg zu neuer, wahrer Größe und echtem Glücke gewinnt — die Verfasserin der „Geyer-Wally“ findet Gelegenheit, im Verlaufe dieser Handlung eine ganze Kette dramatischer Effekte aneinander zu reihen und Phantasievolles durch Phantastisches immer wieder zu überbieten. Und dabei sind Scenen in dem Buche, die das unzweifelhafte Gepräge einer einst starken und echten Begabung aufweisen, Scenen, die dem Kritiker in schmerzliche Erinnerung bringen, wieviel edle Saat hier unter wucherndes Unkraut gefallen ist. Doch muß, namentlich gegenüber dem jüngsten Heerschen Roman, abgesehen von der virtuosenhaften Kunst der Erzählung, noch eins an der Hillern hervorgehoben werden: das leidenschaftlich Eruptive, das Vulkanische der Gefühle und Gefühlsausbrüche bei ihr harmoniert weit besser mit ihrer im Guten wie im Bösen durch und durch weiblichen Natur als bei einem Romancier wie Heer. — Einen kraftvollen, urgesunden Erzähler aus dem Schweizer Lande haben wir in Meinrad Lienert kennen gelernt, dessen **Wildleute** (Zürich, Orell Füßli) zwei historische Geschichten aus den Schwyzer Kämpfen mit fremden Eindringlingen enthalten, während sein **Strahler** (ebenda) eine schweizerische Dorfgeschichte aus der Gegenwart mit einem erquicklichen Behagen am volkstümlichen Leben vorträgt. Für einfachere Leser, die gesunde Hausmannskost feineren und delikater zubereiteten Gerichten vorziehen, ist Lienert aufrichtig zu empfehlen.

Aus alemannischem Gebiete kommt auch Emil Strauß, der sich vor zwei Jahren mit dem schon von männlich reifem Lebensernst getragenen „Engelwirt“ (Berlin, S. Fischer) so vorteilhaft eingeführt hat. Erfreulicher noch ist seine Erziehungs- und Lebensgeschichte **Freund Hein** (ebenda), die von den Leiden eines nur allzu ausschließlich musikalisch begabten Knaben erzählt, den in bester Absicht geübte Vaterstrenge in den frühen Tod treibt. Vieles von unserem echtesten und tiefsten deutschen Wesen steckt in diesem ganz nach innen lebenden, mimosenhaften Knaben, der sich nicht in die Welt zu schicken weiß und dafür sich selbst so hart straft. Namentlich allen Eltern und Erziehern hat das eindringliche, gemütswarme Lebensbuch viel Beherzigenswertes zu sagen; aber auch die junge, noch im Wachstum begriffene Generation sollte sich von ihm ermahnen und belehren lassen. Stilistisch stellt sich das Buch unter das Gefolge von Keller, einiges Altertümliche erinnert auch wohl an Raabe, mit seinen verträumten Stimmungen aber klingt es an Mörike an, wobei diese hohen Namen zugleich als Wertmesser für Strauß' tiefe Seelenkunst genommen werden mögen. — Wie im „Freund Hein“, so gibt auch in Josef Lauffs niederrheinischem Roman **Kärrekiek** (Köln, Alb. Ahn) die Poesie der Kindheit das Grundmotiv. Lauff hat sich als Hohenzollerndichter, dem wohl manchmal die patriotische Hurraphrase über die Wahrheit und Schlichtheit der Kunst ging, Verunglimpfungen gefallen lassen müssen, die ein für allemal den ganzen Mann als banausisch und dilettantisch abtun zu können meinten. Und doch entsteht bei keinem anderen so unabweisbar die kritische Pflicht, zwischen den einzelnen Feldern seines dichterischen Schaffens zu unterscheiden, mit anderen Worten: den Theatermann, den effektfrohen Dramatiker des „Burggrafen“ und des

„Eisenzahns“, nicht ohne weiteres gleichzusetzen mit dem empfindungsstarken, gestaltungsreichen und formgewandten Erzähler und Epiker. „Kärrekiet“ insbesondere ist ein bemerkenswertes Dichterwerk, das aus einem übervollen Herzen geschaffen ist, ohne allen Ballast von Tendenzen oder unkünstlerischen Nebenabsichten. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar“, diese Rückertschen Verse könnten als Motto vor dem Buche stehen. Kindheits- und Jugenderinnerungen aus der niederrheinischen Heimat sind es, die ihm den eigentlichen Inhalt und seine eigentümliche wehmütig verklärte Poesie geben. Wohl sind sie etwas breit und hier und da, namentlich in der Schilderung des Theaterspiels der Gymnasiasten, auch etwas trivial und kindisch geraten; aber prächtige Sonderlingsgestalten aus dem Volksleben schreiten durch diese Erinnerungslandschaft und verleihen ihr ein anziehendes, von Romantik und Realistik durchhauchtes Leben. Und aus diesem idyllischen Boden keimt dann ganz leise und allmählich die „große Passionsgeschichte“ der Liebe empor, die nach kurzem Glück ein so tragisches Ende nimmt. Mag die Komposition des Romans — der Verfasser selbst nennt sein Buch bescheiden „eine niederrheinische Geschichte“ — über der erinnerungstrunkenen Erzählerlust in die Brüche gegangen sein, mag in der eigentlichen romanhaften Handlung, die doch den Kern und Angelpunkt des Ganzen bilden sollte, manches der tieferen psychologischen Begründung und deshalb auch der inneren Wahrheit entbehren, viele Episoden und Naturscenen, darunter auch die wie hinter einem duftigen Schleier verhüllte Liebesstunde der beiden unglücklichen Menschenkinder, zeugen von der Empfindungs- und Gefühlswärme eines echten, kindlich reinen Dichterherzens. Ein zweiter niederrheinischer Roman Lauffs „Marie Verwahnen“ (ebenda) ist in Sicht.

Vom Rhein an den Neckar! Adolf Schmitthenner führt uns in seinen **Neuen Novellen** (Leipzig, Fr. W. Grunow; geb. 6 Mk.) in das alte Heidelberg des Dreißigjährigen Krieges. Doch dient ihm Ort- und Zeitkolorit nur als künstlerisches Mittel zum künstlerischen Zweck; die Hauptsache bleiben ihm und uns die Schicksale der Personen, die er aus dieser Umgebung herauswachsen läßt. Humor und Ernst, sorglose Heiterkeit und düstere Tragik wechseln in diesem Buche wohltuend ab, ohne daß man dem Verfasser irgendwo den Vorwurf machen könnte, mit Geschehnissen und Charakteren willkürlich zu spielen. Seine Geschichten, durchweg gut erzählt, erwecken vielmehr untrüglich den Eindruck der inneren Treue und Wahrheit; eine darunter, die Krone der Sammlung („Der Wildfang“), mutet mit ihrer schlichten Größe und Sparsamkeit der Mittel sogar wie ein Produkt der Zeit selbst an, das, aus einer alten Chronik oder einem Volksbuche aufgelesen, erst Jahrhunderte später seinen verständnisvollen Erneuerer gefunden hat. Der Grunowsche Verlag, längst dafür bekannt, daß er mit seiner Flagge nur solche Bücher deckt, die dem deutschen Hause eine gesunde Herzenskost bringen, hat hier die nicht gerade große Schar solcher Schriftsteller um einen Erzähler vermehrt, der sich seinen Getreuen Georg Stellanus, Fritz Anders, Charlotte Niese, O. Verbeck, J. H. Löffler und Timm Kröger getrost an die Seite stellen darf. — Leichter als Schmitthenner wiegt Hans Grunow, wenigstens wenn man an seine drei Erzählungen **Vom Wege** (ebenda; geb. Mk. 2.50) mit literarischen Ansprüchen herantritt. Aber vielleicht wollen und verlangen sie das gar nicht und begnügen sich vielmehr mit dem bescheidenen Ehrgeiz, liebenswürdige Unterhalter für ein paar müßige Stunden zu sein. Am meisten hingezogen fühlt sich der Verfasser zu den naiven, ihr Herz auf der Zunge tragenden Menschen der Berge, die er so ergötzlich und lehrhaft den überkultivierten Großstadtleuten gegenüberzustellen weiß („Auf der Alm“). In einem düsteren Gegenstück, das gleichfalls in den Alpen spielt („Hinab“), erklingen hie und da Anzengrubersche Töne. Sehr ansprechend wirkt in unserer Zeit des wild wuchernden „Buchschmucks“ die bunte und doch dezente Ausstattung des Bandes, die ihn zu Geschenken besonders geeignet macht. — **Karläusergeschichten** nennt Otto Ernst einen Band Novellen (Leipzig, L. Staackmann; zweite Auflage; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50), der, aus ernsten und heiteren Gaben gemischt, namentlich durch seine liebevolle Beobachtung und gemütvolle Verklärung des alltäglichen Kleinlebens ergötzt.

Vom Thüringer Walde bringt August Trinius einen neuen Novellenband (Minden i. W., J. C. C. Bruns; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), in dessen buntem Inhalt die heitere Note vorherrscht. Land und Leute Thüringens sind mit alter Meisterschaft geschildert; eine feinsinnige Menschen- und Lebensbeobachtung leuchtet aus jeder dieser im Novellistischen freilich recht ungleichen Gaben hervor. Wohltuend berührt die ernste, gefestigte Lebensanschauung, die sich auch in der humoristischen Färbung nicht verleugnet; auf Form und Sprache ist augenscheinlich viel Fleiß und Sorgfalt verwandt. Wertvoller noch als für den literarischen Genuß, glaube ich, sind diese Triniusschen Volkserzählungen für die Kenntnis des thüringischen Volkscharakters wie der mitteldeutschen Lebensführung und Kultur.

Aus dem Nachlaß des vor etwa fünfzehn Jahren verstorbenen Westfalen Dr. F. W. Grimme tritt, neben einer dritten Auflage seiner **Schlichten Leute** (Paderborn, Ferd. Schöningh; geh. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.40), lehr- und deutsamen, in ihrer liebenswürdigen Schlichtheit oft wunderbar ergreifenden Erzählungen aus dem sauerländischen Volkstum, eine neue Sammlung westfälischer Geschichten unter dem Titel **Auf roter Erde hervor** (ebenda). Wie dort, so spiegelt sich auch in diesem neuen Buche die warme Heimatsliebe, die innige Frömmigkeit und die gesunde Natur des Verfassers, dessen freundlich milde Züge den Leser vom Titelblatt grüßen. Wollte man alles, was Grimme in diesen beiden Sammlungen bietet, mit rein künstlerischen Maßstäben messen, so

würde manches als minderwertig bezeichnet werden müssen; doch will Grimme eben in erster Linie auch pädagogisch erziehen und alles Tüchtige in seinem heimatlichen Volksstamm ins rechte Licht setzen. Wie in den „Schlichten Leuten" an ethischem Gehalt und lebendiger Schilderungskunst die „Memoiren eines Dorfjungen" voranstehen, so verdient in dem neuen Bande die Titelerzählung den Preis, für die der Erzähler aus dem Sagenschatze seiner Heimat manchen Edelstein gehoben und in neue, geschmackvolle Fassung gebracht hat. Grimmes Schriften dürfen namentlich katholischen Lesern warm empfohlen werden.

Zu den eigentlich „Modernen" mag Wilhelm von Polenz hinüberleiten, der in seinem zweibändigen Roman **Wurzellocker** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 8 Mk.) ein literarisches Thema behandelt. Er führt uns mitten hinein in die Anfänge des deutschen Naturalismus. Offenbar ist viel Selbsterlebtes in dem Buche niedergelegt, aber daß der Verfasser des „Büttnerbauern" der Bewegung keineswegs kritiklos gegenübersteht, ist selbstverständlich. Der Roman, künstlerisch kein Meisterwerk, wird durch seinen Stoff allgemein fesseln, durch die charaktervolle Geradheit und Ehrlichkeit besonders alle die erfreuen, die nach festen Wegweisern durch das Labyrinth der modernen Bewegung suchen. — Den Typus der neueren Generation in seinem Werden und in seiner Entwickelung zu zeigen und diese Entwickelung bis zu einem positiven Resultate zu verfolgen, ist auch die Aufgabe einer Romantrilogie von Johannes Schlaf. Dem **Dritten Reich** und den **Suchenden** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 5 Mk.) ist neuerdings als Abschluß **Peter Boies Freite** (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.; geh. Mk. 2.50) gefolgt. So interessant diese Werke für den Literaturfreund und -geschichtsforscher sein mögen, den eigentlichen Johannes Schlaf, den lyrischen Träumer und feinsinnigen Stimmungsdichter, wird man lieber in den kleinen Skizzen, Novellchen und Phantasien suchen, die in Büchern wie **Frühlingsblumen** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 2 Mk.), **Der Narr und anderes** (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50) niedergelegt sind, oder auch in den phantasievollen Dichtungen **Jesus und Mirjam — Der Antichrist** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag; geh. Mk. 1.75, geb. Mk. 2.50), wo Schlafs psychologischer Naturalismus mit grandiosen Stoffen der religiösen Geschichte ringt. — Anderes hierher Gehörige kann vorläufig nur dem Titel nach aufgeführt werden: von Jakob Wassermann, dem Verfasser der vielgelesenen, für die Psychologie der modernen Zeit nicht unbedeutenden „Renate Fuchs", liegt ein neuer Roman **Der Moloch** vor (Berlin, S. Fischer; geh. 6 Mk., in Leder geb. Mk. 7.75). Der Moloch ist die „Stadt" mit ihrer dämonischen Macht, das natürlich-sittliche Gefühl des Menschen zu verwirren und seine innerste sittliche Kraft zwiespältig zu machen. — Thomas Mann, dessen Begabung sich bisher an der Novelle genügen ließ, hat in einem zweibändigen Roman — **Buddenbrooks** (ebenda; geh. 12 Mk., geb. 14 Mk.) — die Blüte und den Verfall einer patrizischen Großkaufmannsfamilie geschildert, ein Stoff, der sich unter seinen Händen zu einem typischen Zeit- und Kulturbild auswächst.

Der erste deutsche Roman größeren Stils, der wieder an Freytags „Ahnen" anknüpft, in der künstlerischen Gestaltung eines Stück Lebens der deutschen Vergangenheit zugleich aber die Linien über ihn hinausführt, kommt uns von einer Frau, von einer Schriftstellerin noch dazu, die sich ihren literarischen Ruf durch die sorgsame, realistische Ausmalung bescheidener oder gar dürftiger Lebensausschnitte erworben hatte und die auch in ihren letzten Arbeiten mehr einem Brouwer und Teniers als einem Gallait und Biëfve nacheiferte. Es ist Clara Viebig, deren literarische Bekanntschaft unseren Lesern im Septemberheft die Eifelgeschichte „Das Kind und das Venn" vermittelt hat, deren Name ihnen aber auch aus hier veröffentlichten eingehenden Besprechungen ihrer früheren Werke ebenso lebhaft wie vorteilhaft in der Erinnerung sein wird. Ihr Roman **Die Wacht am Rhein** (Berlin, F. Fontane u. Co.) greift nach den höchsten Kränzen: er wagt sich an die dichterische Gestaltung jener vierzig Jahre (1830 bis 1870), die den Werdeprozeß des neuen Deutschen Reiches gesehen haben, und gibt dabei so weite Horizonte, daß jeder kleinliche Eindruck einer Familiengeschichte — als solche stellt sich die äußere Handlung dar — vor dem großen Gesamtbilde unserer vaterländischen Entwickelung schwindet. Der Roman spielt in Düsseldorf, das der Rheinländerin aufs innigste vertraut ist; er schildert mit bewundernswerter Energie und Konzentration in dem fest geschlossenen Rahmen einer individuellen Generationsgeschichte das sich nur langsam und widerwärtig, unter Schmerzen und Bitternissen vollziehende Hineinwachsen der rheinischen Leichtlebigkeit und Genußfreudigkeit in den kategorischen Imperativ norddeutsch-protestantisch-preußischer Pflichterfüllung, Gewissenhaftigkeit, militärischer Strenge und Treue gegen sich selbst. Nachdem sich Vater und Sohn als Feinde auf den Barrikaden von 1848 begegnet sind, setzt sich der Konflikt in den beiden anderen Kindern des altpreußischen Feldwebels Rinke und seiner rheinländischen Frau fort; namentlich Josephine, die bald zur eigentlichen Heldin des Romans emporwächst, durchlebt und durchleidet ihn bis in seine äußersten Konsequenzen: ihrer Jugendliebe zu dem eleganten Offizier entsagend, wird sie eines braven Gendarmen Frau, um sich, früh verwitwet, auf eigene Faust in resoluter Arbeit durchs Leben zu schlagen. In ihr Mutterglück, das zwei prächtige Söhne zu Männern heranblühen sieht, greift der rauhe Arm des französischen Krieges: er streckt ihr den Liebling auf dem Schlachtfelde von Spichern dahin. Aber sie verliert im Schmerze nicht ihre menschliche Größe und die patriotische Tüchtigkeit ihres aus altpreußischem Ernst und rheinischem Temperament zu schöner mildstarker

Einheit gefügten Charakters. Es ergeben sich aus dieser Handlung wuchtige, monumentale Gegensätze, Gegensätze, die manchmal mit allzu schroffer Hand etwas äußerlich und theatralisch zugehauen werden, wie es auch an vorübergehenden Unebenheiten und Unwahrscheinlichkeiten in den Charakteren, namentlich im Verhältnis des alten Feldwebels zu seinem rebellischen Sohn, nicht fehlt — aber die Kraft und Energie, mit der im Schicksal der einzelnen das allgemeine, das über Personen und Zeit hinausweisende festgehalten und ausgeprägt wird, stellt der männlichen Kunst der Verfasserin das beste Zeugnis aus. Die Geschichte des deutschen Gedankens hat bisher keinen Dichter gefunden, der Clara Viebig in dem Ehrgeiz des Wollens und der Stärke des Könnens ebenbürtig wäre, ganz zu geschweigen von der lebensvollen, realistischen Buntheit und Fülle der Einzelzüge, mit denen die Genremalerin ihre Menschen und ihren Schauplatz ausstattet.

Von den übrigen namhaften Romanschriftstellerinnen und Novellistinnen muß allen anderen voraus Ricarda Huch erwähnt werden. Ihre „Lebensskizzen“ **Aus der Triumphgasse** (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50) sind eine romantisch-realistische Verklärung des Erdenwehs, die keinen Leser ohne den tiefsten Eindruck, ohne Trost und Erhebung fürs Leben entlassen wird. Das Buch ist kein Roman im eigentlichen Sinne; aber es gibt weit mehr als die meisten, die wir unter den Romanen an erster Stelle nennen. Mit diesem tiefsinnigen und herzensschönen Buche hat sich die Verfasserin ein für allemal verdient, daß alles, was sie uns gibt, mit dem höchsten Respekt aufgenommen und gelesen werde. So wird auch ihr neuester, soeben erschienener zweibändiger Roman **Vita somnium breve** (mit Buchschmuck von dem Worpsweder Heinrich Vogeler; Leipzig, Insel-Verlag; geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.) nur der Erwähnung bedürfen, um seine Leser zu finden. Eine ausführliche Besprechung soll folgen. — Von Helene Böhlau, die inzwischen in agitatorische Bahnen eingelenkt ist, sind die Erstlingsnovellen, mit denen sie vor zwanzig Jahren sich einführte, in zweiter Auflage erschienen (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. 2 Mk.). Hier ist noch nichts von der wilden Anklageleidenschaft zu finden, die ihren Emanzipationsroman „Halbtier“ durchwühlt; die drei unter dem Titel **Salin Kaliske** vereinigten Erzählungen sind Novellen im besten künstlerischen Sinne des Wortes, so selbständig die Wege schon sein mögen, die die damals zweiundzwanzigjährige Verfasserin in ihnen geht. — Bereits in zehnter, neu durchgesehener Auflage ist Ossip Schubins Roman **Ehre** erschienen (Dresden, Heinrich Minden; geh. 4 Mk.), einer der besten, die sie je geschrieben hat. Man versteht, wie dieser Roman, der das Ehrproblem so kühn und selbständig anpackt, vor zwanzig Jahren die Verfasserin mit einem Schlage berühmt machen konnte. Auch neben Sudermanns Schauspiel behauptet sich diese „Ehre“ heute noch als grandiose Leistung. Neu ist **Marska** (Stuttgart, J. Engelhorn), eine spannende, effektvolle Liebes- und Verführungsgeschichte aus dem von der Verfasserin so virtuos beherrschten slavischen Leben. — Hedwig Dohms **Christa Ruland** (Berlin, S. Fischer; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) ist ein Erziehungsroman, der mehr durch seine faustischen Tendenzen interessiert, als künstlerisch befriedigt. Er fällt in Plaudereien und Räsonnements auseinander, die sich in zum Teil sehr geistreichen Kritiken und Schilderungen der Berliner Gesellschaft ergehen und fast keines der großen Salonthemata der letzten Jahre unerörtert lassen. — Die letzten Bücher von Ilse Frapan-Akunian tragen Titel, die ohne große Schwierigkeit ihre Tendenz erkennen lassen: den **Wehrlosen** (Berlin, Gebr. Paetel), die von tiefem Mitempfinden mit aller irdischen Not der Menschenseele und des Menschenkörpers zeugten und aus innerster Herzensleidenschaft geschrieben waren, sind **Schreie** gefolgt (ebenda), Novellen und Skizzen, in denen die gleiche fiebernde Anteilnahme an der geknechteten und leidenden Kreatur sich ausspricht. In der Novelle „In Sehnsucht leb' ich“, die zuerst in den „Monatsheften“ erschienen, haben die Leser ein Beispiel ihrer Art. Auch der jüngste große Roman Ilse Frapans, **Arbeit mein Opium** (ebenda), wird noch zum Feste rechtzeitig in der Buchausgabe erscheinen. — Um die rechte Erziehung zur Ehe handelt es sich in Sophie Junghans' Roman **Hymen** (Dresden, C. Reißner), der ein entfremdetes Ehepaar durch den Zwang und die Not gemeinsamer Arbeit erst innerlich zusammenbringt und zu wahrem Lebensbunde vereinigt. Um dies schöne, versöhnliche Ziel zu erreichen, hat die gewandte Erzählerin nur allzu weite Umwege gemacht. — Einen Eheroman hat auch Frida von Bülow in ihren **Hütern der Schwelle** geschrieben (ebenda), aber sie ist trotz des größeren Umfangs ihrer Arbeit ein gut Teil innerlicher als die Junghans und leistet in der seelischen Entwickelung ihrer Heldin ein achtbares Stück psychologischer Kunst. — Zu den besten epischen Gaben, die wir im Laufe des letzten Jahres aus Frauenhand empfangen haben, gehört Richard Nordmanns (Margarete Langkammers) **Komtessenroman** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 5 Mk.). Eine Fülle scharfer Lebensbeobachtungen ist hier in eine Kunstform gegossen, die sich zu voller Plastik rundet und doch den warmen Lebensodem nicht entbehren läßt. In der echt weiblichen Grace hat die österreichische Verfasserin eine Gestalt geschaffen, die die dem Roman zuteil gewordene Auszeichnung durch den Bauernfeldpreis gerechtfertigt erscheinen läßt, so viel unerquicklich Pathologisches das Buch auch mit sich führt. — Klaus Rittland (Elisabeth Heinroth) hat bald nacheinander zwei Romane erscheinen lassen, die ihre Tendenz an der Stirn tragen. Wendet sich ihr **Moderner** (ebenda; geh. 3 Mk.) gegen die Nervosität und Halbheit der modernen Menschen, die auch durch die Opferfreudigkeit einer erdfrischen, unverdorbenen Natur nicht mehr zu retten, so wirft ihr zweiter: **Die**

das Leben lieben (Dresden, Carl Reißner), die Frage nach dem Werte des modernen Weibes auf, ohne sie mit dem Schicksal der Heldin so allgemeingültig zu lösen, wie die Verfasserin vielleicht glaubt. Doch enthält das Buch in Episoden und Einzelheiten sehr viel Interessantes und Anregendes. Der Schauplatz, nicht genannt, aber deutlich erkennbar, ist Weimar. — Ihren Beitrag zur Frauenbewegung ist auch Ida Boy-Ed nicht schuldig geblieben. Doch entscheidet sie sich anders als weitaus die meisten ihrer Genossinnen. Der höchste und eigentlichste Beruf des Weibes, erkennt ihre Heldin Ebba am Ende, ist und bleibt doch der der Ehe und der Mutterschaft: „Des Weibes Hand sät Gutes und Böses auf den Acker der Menschheit." Deshalb heißt auch der Roman **Die säende Hand** (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 3.50). Mit so viel Wärme und innerster Überzeugung dieser Leitsatz durchgeführt sein mag, gegen die künstlerischen Schwächen des Romans wird man sich deshalb nicht blind machen lassen; sie sind zu augenscheinlich. — Verwandt mit dem Boy-Edschen Roman in Stoff und Stil ist **Unfreie Liebe** von Lisa Weise (Berlin, Gebr. Paetel), nur daß hier dem auf Spannungen und Überraschungen erpichten Unterhaltungsbedürfnis noch ein gut Teil mehr Zugeständnisse gemacht werden. — Gertrud Franke-Schievelbein ist unseren Lesern keine Unbekannte. Ihre früheren Romane haben wir einmal im Zusammenhange betrachtet und dem Ernst der Lebensauffassung, sowie der kraftvollen Gestaltungskunst, wovon sie getragen werden, alle Anerkennung gezollt. So verzeichnen wir hier nur den inzwischen erschienenen Roman **Der Unkenteich** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), der einen gesellschaftlichen Konflikt behandelt, und den jüngsten, der sich **Der Gottüberwinder** nennt (ebenda; geh. Mk. 3.50). Hier ist es der Kampf zweier feindlicher Weltanschauungen, an dessen Gestaltung sich die Verfasserin herangewagt hat: zwischen Sohn und Vater erhebt sich der Streit bis zur tragischen Vernichtung der beiden, um über ihrem Grabe die Siegesfahne der ethischen Weltanschauung aufzupflanzen. — Ein fröhliches und fröhlich machendes Buch, ein Buch, aus dem die reinste Herzensgüte und der goldenste Lebenshumor leuchtet, ist Hermine Villingers **Binchen Bimber** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; illustriert von Curt Liebich; geh. 4 Mk.), wenn auch ein wenig altmodisch und leise sentimental. — Ein Frauenleben aus dem schleswig-holsteinischen Volke zeichnet uns Helene Voigt-Diederichs in ihrer **Regine Vosgerau** (Leipzig, Eugen Diederichs; mit Buchschmuck von Horst-Schulze; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50). Eine anfangs etwas gar zu leicht und obenhin erzählte Volksgeschichte, die sich fast etwas kalendermäßig anläßt, vertieft sich am Ende zu einem Konflikt voller Wahrheit und stiller Größe. Naturbilder voll zartesten Stimmungsreizes durchweben die schlichte Handlung, die in ihrem Kern nicht weniger gesund und tüchtig als die des Villingerschen Buches. — Sehr schnell hat sich im Laufe weniger Jahre Max Grad (Maria Bernthsen) die Gunst der ernsteren Lesewelt erobert. Ihr „Lattenhofer Sepp", seinerzeit hier besprochen, war nur der Vorbote einiger bereits der Veröffentlichung harrender Roman- und Novellenbücher. Unter diesen zeichnen sich **Die Overbecks Mädchen** (Berlin, F. Fontane u. Co.) durch eine in weiblichen Schriftstellerkreisen heute noch seltene Freiheit und Unbefangenheit der Welt- und Lebensbetrachtung aus: das Verhältnis der Geschlechter ist mit starkem Wahrheitsmut behandelt, ohne doch irgendwo nach Sensation zu schielen. Dabei trägt Darstellungsart und Stil das Gepräge reifer, bewußter Kunst. Nun ist dem Roman ein Novellenband: **Wenn Früchte reifen** (ebenda; geh. Mk. 3.50) gefolgt. Stärkste Tragik steht hier neben einfachen, aber gemütstief aufgefaßten Ereignissen, herbe Bitterkeit neben tiefem, stillem Schmerz, heißes Sinnenleben und jauchzende Lust neben herbem Entsagen. Nur wenige Frauen gibt es, die wie Max Grad so fesselnd, auch humorvoll, zu unterhalten wissen, ohne sich künstlerisch etwas zu vergeben. — An den Doppelkonflikt der „Overbecks Mädchen" erinnert das Thema des Romans **Inkorrekt** von Emma Böhmer (Dresden, Carl Reißner), einer Verfasserin, deren frühere Romane „Sehnsucht" und „Hinauf" wir mit freudiger Anerkennung begrüßen durften. Das ideale Streben der modernen Frau bekundet sich hier einmal in höchst sympathischer Weise; alle Bücher Emma Böhmers sind aus innerem Erleben, aus inneren Schmerzen und Freuden, Freuden der Arbeit namentlich, heraus geschrieben. In der ernsteren Grete Dernwitz, der Tochter des altpreußisch-strengen Vaters, die sich abseits vom Herkömmlichen ihr Leben und Schicksal selbst zimmert, erkennen wir die Verfasserin. Ein lebhafter, temperamentvoller Ton beflügelt die Darstellung; man fühlt auch hier das Herz der Dichterin schlagen. Ein uns soeben zugehender neuer Roman derselben Verfasserin: **Ehe-Intermezzo** (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.) trägt als Motto das Wort: Leben, ich liebe dich! das vor all ihren Büchern stehen könnte. — Endlich verzeichnen wir noch ohne weitere Charakteristik eine Anzahl neuer Bücher von Mitarbeiterinnen unserer „Monatshefte". Von Sophie Hoechstetter, von der die Leser in diesem Hefte eine Novelle finden, ist erschienen **Dietrich Lanken**, Roman eines „stillen Lebens" (Berlin, Gebr. Paetel; geb. 5 Mk.); von Adele Hindermann eine Novellensammlung **Des Lebens Bürde** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag), in der die Leser auch die anmutige, liebenswürdige Novelle „Schonzeit" wiederfinden werden, und ein humoristischer Roman Bühnenvölkchen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 3 Mk.); von Toni Schwabe, deren schlicht ergreifende Novelle „Doppelgänger" noch in Erinnerung sein wird, ein Roman: **Die Hochzeit der Esther Franzenius** (München, Albert Langen; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), in dem wir derselben keuschen, poesievollen Lebens- und Liebesauffassung begegnen, wenn auch die schwierigere Kunstform des Ro-

mans von der Verfasserin noch nicht gebändigt ist. —

Aus den fremden Literaturen kann hier nur das Wichtigste und Wertvollste hervorgehoben werden. Mit besonderer Empfehlung weisen wir zunächst auf die Übersetzung von **Dantes Göttlicher Komödie** hin, die B. Carneri im Verlage von Otto Hendel (Halle a. d. S.) veröffentlicht hat (geb. 3 Mk.). Sie ersetzt die uns ewig fremd bleibende Terzine durch den fortlaufenden reimlosen fünffüßigen Jambus, ist mit einem einführenden Vorwort versehen und bringt außer einem Namenregister und einem guten Bildnis des Dichters sorgfältige Erläuterungen in Fußnoten. Inhaltsangaben der einzelnen Gesänge erleichtern den Genuß der Dichtung. — **Molières Meisterwerke** hat uns bekanntlich Ludwig Fulda mit vollendeter Formbeherrschung übertragen. Der stattliche Band, der den „Tartüff", den „Misanthropen", „Die gelehrten Frauen", „Die Schule der Frauen", „Die Schule der Ehemänner", „Amphitryon", den „Geizigen" und den „Eingebildeten Kranken" enthält, liegt nun schon in dritter Auflage vor (Stuttgart, J. G. Cotta; geh. Mk. 6.50). In dem reichen Schatze wertvoller Übersetzungen, dessen wir Deutsche uns rühmen dürfen, stehen Fuldas leichtflüssige, elegante Nachbildungen in der ersten Reihe. — Eine Auswahl aus **Lafontaines Fabeln** hat Peter Lang getroffen und getreu im Versmaß der Originale übertragen. (Mit Illustrationen von Karl Girardet und dem Bildnis Lafontaines; Dresden, E. Pierson.) Auch ein Lebensabriß des Fabeldichters und Citate aus den wichtigeren, hier nicht übersetzten Fabeln fehlen nicht. — **Baudelaires Werke** in deutscher Ausgabe versprechen uns Max und Margarete Bruns zu geben (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag); vorläufig liegt nur der zweite Band vor. Er bringt die „Künstlerischen Paradiese", die folgenden sollen die „Novellen", die „Abhandlungen und ästhetischen Schriften" bringen. Wenn die „Gedichte" absichtlich ausgelassen sind, so wird man sie in den Übersetzungen von Camille Hoffmann und Stefan Zweig genießen müssen, die recht gut sind, namentlich in den poetischen Übertragungen. — Aus der **Belgischen Lyrik von 1880—1900** gibt Otto Hauser, den unsere Leser aus seiner Studie über Frederik van Eeden kennen, eine gute Auswahl in trefflichen Übersetzungen, die von einer zusammenfassenden Charakteristik des Zeitraums eingeleitet wird (Großenhain, Baumert u. Ronge; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). — Von **Maurice Maeterlincks Werken** ist eine von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski übersetzte Gesamtausgabe bei Eugen Diederichs (Leipzig) im Erscheinen begriffen. Schon bei Gelegenheit der Charakteristik des Dichters, die wir vor einiger Zeit veröffentlicht haben, wurde mit wärmster Empfehlung darauf hingewiesen. Außer dem Schauspiel „Monna Vanna" ist nun auch Maeterlincks philosophisches Werk „Der begrabene Tempel" (geh. M. 4.50, geb. M. 5.50) und das „Leben der Bienen" (derselbe Preis) dort erschienen. Eine Übersetzung des Dramas „Die Blinden" finden wir in zweiter Auflage bei Albert Langen (München; geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.). Sie ist von Leopold von Schlözer und geht den zarten Stimmungsfeinheiten des Originals liebevoll nach. — Spät, dann aber um so eifriger, hat man sich bei uns um die Einführung des Holländers Eduard Douwes Dekker bemüht, der unter dem Namen Multatuli schrieb. Namentlich der Name Wilhelm Spohrs muß hier mit Anerkennung genannt werden. Er hat nicht nur die Werke des Holländers übersetzt, sondern ist auch sonst um sein Bekanntwerden in Deutschland vielfach bemüht gewesen. Im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden i. W. erscheint seit einiger Zeit eine große **Multatuli-Ausgabe**, die berufen ist, diese merkwürdige literarische Erscheinung, eine der markantesten Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts, auch bei uns nach Gebühr schätzen zu lehren. Auch Multatuli gehört zu jenen Großen, die sittliches und ästhetisches Genie in sich paaren, und deren Gedanken auch für die Gegenwart noch unmittelbar lebendig sind. Der erste Band der Ausgabe, auf die wir übrigens bei Gelegenheit zurückzukommen gedenken, bringt eine Auswahl aus Multatulis Werken, übersetzt und durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens eingeleitet von Wilh. Spohr (2. Aufl.; mit Bildnis und handschriftlicher Beilage; geh. Mk. 4.50, in Leinen geb. Mk. 5.50). Im zweiten (2. Aufl., derselbe Preis) finden wir **Max Havelaar**, diese flammende soziale Anklage wider die Mißhandlung der Javaner und die Raubpolitik der Holländer; in dem dritten (2. Aufl.; geh. 3 Mk., geb. Mk. 3.75) die **Liebesbriefe**, die in Fabel gesetzte, von schönster Menschenliebe erfüllte Lebens- und Leidensgeschichte des Dichters; im vierten (geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50) die hier früher schon besprochenen **Millionenstudien**, in denen uns der Dichter Typen von der früheren Wiesbadener Spielbank vorführt, um seine scharfsinnigen, geist- und witzreichen Betrachtungen darum zu spinnen; im fünften (geh. Mk. 2.25, geb. 3 Mk.) das inzwischen auch in Deutschland aufgeführte Drama **Die Fürstenschule**; Band 6 und 7 enthalten Multatulis Hauptwerk: **Die Abenteuer des kleinen Walther** (geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.), die Psychologie eines Kindes, der tiefste und schönste Ausdruck seiner reinen Menschlichkeitsphilosophie. — Die **Millionenstudien** Multatulis sind außerdem einzeln in der „Hendelschen Bibliothek der Gesamtliteratur" (Halle a. d. S., Otto Hendel; mit dem Bildnis des Dichters; geb. 2 Mk.) in einer auch äußerlich sehr ansprechenden Ausgabe erschienen. Hier hat sie Karl Mischke übersetzt und mit einer biographisch-kritischen Einleitung versehen, der — ob berechtigt oder nicht, lassen wir dahingestellt — den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, als erster in Deutschland auf Multatuli hingewiesen und ihn bekannt gemacht zu haben.

Unter den ausländischen Literaturen der Gegenwart steht uns heute wohl die nor-

dische am nächsten. Die große von Schlenther und anderen herausgegebene deutsche **Ibsen-Ausgabe** (Berlin, S. Fischer), auf die wir stolz sein können, ist hier wiederholt besprochen und empfohlen worden; die deutschen Einzelausgaben von **Björnsons Dramen und Erzählungen** finden die Leser an anderer Stelle dieses Heftes aufgeführt. Aber auch jüngere Autoren Skandinaviens verdienen bei uns bekannt und gelesen zu werden. Da ist zunächst Arne Garborg, der Norweger, der durch eine düstere, melancholische Landschaft so stark und leidenschaftlich bewegte Menschen wandern läßt und alles, was seine Hand berührt, in Poesie taucht. Seine **Bauernstudenten** liegen seit kurzem auch in guter deutscher Übersetzung vor (Berlin, S. Fischer; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Garborg stellt in diesem Kulturroman den Bauernsohn dar, der, ohne wesentlichen Trieb von Scholle und Heimat losgelöst, in den Kreisen der herrschenden bürgerlichen Beamtenwelt aufgeht, natürlich mit keinem anderen Ergebnis, als daß sein Charakter in Strebertum, Heuchelei und Mattherzigkeit verrottet. Das Künstlerische und zugleich allgemein menschlich Ergreifende daran ist die tiefinnerliche seelische Leidenschaft, mit der das vorgetragen wird. Kein Thema hat Garborg persönlich so nahe gelegen, keins ist so mit seinen lebendigsten Erinnerungen durchsetzt. Außerdem verdient vielleicht noch sein Buch **Müde Seelen** (ebenda; 3. Aufl.; geh. 4 Mk.), diese schriftstellerisch glänzende Schilderung des seelischen Zersetzungsprozesses einer von Lebensangst und Todesfurcht gepeinigten einsamen Seele, gelesen zu werden und vor allem das weiche, stille, fromme Büchlein vom **Verlorenen Vater** (ebenda; geh. Mk. 1.50), das uns Marie Herzfeld, die feinsinnige Kennerin der norwegischen Literatur, meisterhaft übersetzt hat. Es ist eine der schlichtesten und schönsten religiösen Dichtungen über menschliches Leiden und seelische Wiederaufrichtung, die je geschrieben, voll wehmütig lächelnder Entsagung und doch nicht ohne Stärke und Größe. — Kraft und Güte vereint spricht uns aus den Erzählungen der norwegisch-dänischen Dichterin Magdalene Thoresen an. Die Liebe ist ihr eine tiefe sittliche Lebensmacht, die den Menschen läutert, veredelt, erhebt und erst zu allem Guten fähig macht. Aus dem Leben armer Fischer und mit Glücksgütern gesegneter Handelsherren, tapferer Frauen und dürftiger Bauern hat sie ihre Erzählungen **An einsamen Küsten** geschöpft (Leipzig, Fr. W. Grunow; fein geb. 5 Mk.). Den tiefsten Fragen des persönlichen Lebens zugewandt, schreibt sie aus einem durch und durch reinen und klaren, starken und festen Charakter voller Sittlichkeit und Gottvertrauen. Als Gattin eines Landgeistlichen in dem weltentlegenen Söndmöre hatte die ursprünglich für den Erzieherinnenberuf bestimmte, heute schon über achtzig Jahre alte Kopenhagenerin — nebenbei: die Stiefmutter von Henrik Ibsens Gattin — frühzeitig Gelegenheit, die Eigenart der hochnordischen Küstenbevölkerung und der sie umgebenden rauhen Fjordnatur aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dies lebendige Studium bildete den Quellgrund für ihre ans Herz greifenden Volksschilderungen von der Westküste. Eine weitere ins Deutsche übersetzte Sammlung ihrer norwegischen Bauernnovellen **Signes Geschichte** ist ebenfalls bei Grunow erschienen (fein geb. 6 Mk.). — Derselbe Verlag hat noch zwei andere nordische Autoren bei uns eingeführt: K. G. Bröndsted, dessen Erzählungen **Freiheit** (fein geb. 6 Mk.) und **Der Vorreturm** (geb. 7 Mk.) von einer wunderbaren Frische und kernigen Volkstümlichkeit sind, dessen **Niels Glambäck** (ebenda; geb. Mk. 4.50) nicht übel mit Frenssens „Jörn Uhl" verglichen worden ist, und Sophus Bauditz, dessen neuester Roman **Absaloms Brunnen** (ebenda; übersetzt von Mathilde Mann; geb. 6 Mk.) als ein liebenswürdiges Buch voller idyllischer Stimmung und voller interessanter Betrachtungen über Kopenhagener Kultur und Geschichte gerühmt werden darf. Seinen Titel hat das Buch von dem Schloßbrunnen, den Erzbischof Absalom in dem ältesten Teil von Kopenhagen, der niedergebrannten Christiansborg, angelegt hatte. — Ein paar sehr feine Bücher verdanken wir ferner dem Dänen Hermann Bang. Seinem eine sehr gesunde Moral predigenden Roman **Hoffnungslose Geschlechter** (Berlin, S. Fischer; geh. 4 M.) und den Novellen **Leben und Tod** (ebenda; geh. 2 Mk.), dessen träumerisch lyrische Stimmung auch auf deutsche Leser ihres Zaubers nicht verfehlen kann, ist der kleine Roman **Das weiße Haus** gefolgt (ebenda; geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50), ein schamhaftes, keusches Hoheslied auf die Mutter, ein Lied der wehmütigen Erinnerung zugleich: süße Schwermut, tief liebliche Trauer, der Schimmer des sichtbaren und die Wunden des verborgenen Lebens, zu innerer Schönheit alles verklärt. Namentlich solchen Lesern, die von Büchern gern zu weichen, schmelzenden Empfindungen gebracht werden mögen, sei die Bangsche Dichtung empfohlen. Eine Gestalt aus dieser Geschichte, **Tine** (ebenda; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), nimmt Bangs neuester Roman wieder auf, um ihr Liebes- und Lebensschicksal auf dem Hintergrunde des Krieges von 1864 zum Mittelpunkt zu machen. Auch hier erweist sich der Däne als ein Frauenlob von einer so starken und zarten Art, daß ihm wenige zur Seite gestellt werden dürfen. In einer bis zum Tode getreuen, demütig leidenschaftlichen Liebe findet Tine ihr Schicksal. — Von den modernen Schweden nur zwei charakteristische Gestalten. Selma Lagerlöf ist von Björnson einmal unter allen modernen Dichtern des Nordens als die liebenswürdigste bezeichnet worden, weil sie vom Glanze einer warhaft künstlerischen Naivität des Herzens überstrahlt sei — wir begreifen dies Urteil, wenn wir ihren Roman **Jerusalem** (München, Alb. Langen; geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50) lesen, diese großartig angelegte Volksschilderung, in der der grüblerisch-naive Sinn des Nordländers eine so treffende Charakteristik gefunden hat. Die Verfasserin hat hier den Exodus einer Gruppe hinterwäldlerischer, von religiösen Grübeleien erhitzter Dalbewohner nach dem heiligen Lande behandelt, diese Handlung aber wunderbar mit den feinsten

Stimmungen zu durchweben verstanden. Ein Band **Legenden und Erzählungen** von derselben Verfasserin ist bei Franz Kirchheim in Mainz erschienen. — Zu Selma Lagerlöf, die heute in den vordersten Reihen aller Schriftstellerinnen steht, hat sich, für uns seit kurzem erst, ein anderer Schwede gesellt: Gustav af Geijerstam. In weiteren Kreisen bekannt wurde er bei uns wohl zuerst durch seinen Roman **Auf der letzten Schäre,** den die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) in einer billigen deutschen Ausgabe bequem zugänglich machte. Dann kam der große, durchschlagende Erfolg seines **Buches vom Brüderchen** (Berlin, S. Fischer), der um so schwerer wog, als dieser treuherzige, schlichte Eheroman nur innerliche, keine äußerlichen Vorgänge etwa einer „spannenden Handlung“ oder dergleichen hat. Es ist da eine glückliche, mit zwei Knaben gesegnete, fein und persönlich geführte Ehe, in der es gewaltsame Konflikte nicht gibt. Ein drittes Brüderchen wird geboren, ein Sonnenkind, das der Liebling aller und der Mittelpunkt des umfriedeten Lebens wird. Das Brüderchen stirbt, und seine Mutter folgt ihm „ins dunkle Reich hinab“. Das ist das ganze Geschehnis. Aber in diesen schlichten Ereignissen leben sich die Seelen vollkommen aus. Die tiefste Innigkeit der Liebe, Lebensjubel und Totenklage weben die Melodie dieses Buches, zu der das Meer, der Wald und die Jahreszeiten ihre Harmonien geben. In keinem deutschen Hause, darin sich die Gemütsmacht des Kindes offenbart hat, sollte dies tief menschliche, kindlich naive Herzensbuch ungelesen bleiben. Ein neuer, soeben erschienener Roman: **Die Komödie der Ehe** (ebenda; geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50), behandelt, wie schon der Titel verrät, gleichfalls ein Ehethema: die Versöhnung zweier durch Mißverständnisse getrennter Gatten am Sterbebette ihres Kindes. Auch hier quillt alle Süße und Herbheit von innen heraus: eine Kette feinster seelischer Empfindungen und Entwickelungen, die man immer und immer wieder sinnend und träumend durch die Seele gleiten läßt, schlingt sich um die spärliche Handlung.

Wenn wir uns nun zu den modernen Slaven wenden, so tritt uns zunächst die alles überragende Gestalt **Tolstojs** entgegen. Wir haben jetzt in den von Raphael Löwenfeld herausgegebenen Verdeutschungen von **Tolstojs Gesammelten Werken** (Leipzig, Eugen Diederichs) eine Ausgabe, die, zuverlässig bis ins kleinste, in jeder Beziehung mustergültig genannt werden darf, eine Ausgabe, die sogar mehr gibt als das russische Original, da hier vieles der Zensur zum Opfer gefallen ist. Serie I dieser Ausgabe umfaßt die sozial-ethischen Schriften Tolstojs („Mein Glaube“, „Meine Beichte,“ „Aufsätze über Staat, Religion und Moral“ usw.), Briefe und Tagebücher; Serie III enthält die dichterischen Werke. Jeder Band ist auch einzeln zu haben. Den einzelnen Werken geht eine Einleitung voraus, die in gedrängter Kürze das Notwendige über die Motive der Entstehung, über die Zeit der Abfassung und über den Zusammenhang mit dem Gesamtschaffen des Dichters und seinen persönlichen Schicksalen darlegt. — Eine vollständige Fassung der **Auferstehung** (übersetzt von Adolf Heß) bietet auch die bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienene Ausgabe. — Für die Werke Maxim Gorkis verweisen wir auf den ausführlichen Aufsatz, den wir im Aprilheft vorigen Jahres über ihn veröffentlicht haben. Eine Gesamtausgabe erscheint sowohl im Verlage von Bruno Cassirer in Berlin wie bei Eugen Diederichs in Leipzig. Aus jener (sechs Bände; Preis 12 Mk., geb. 17 Mk.) heben wir besonders den Roman **Drei Menschen** (geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50) hervor, in dem sich die Wucht und schwermütige Tiefe der Gorkischen Erzählungskunst wohl am stärksten ausprägt, sowie die Novellensammlung **Großvater Archipp,** in der „Malwa“, ein Kabinettstück russischer Novellistik, enthalten, und als das Charakteristischste für sein Stoffgebiet die zwei Bände, die er nach ihren Helden **Verlorene Leute** getauft hat (je 2 Mk.). Die Übersetzung von Aug. Scholz ist vortrefflich. Dieselben Romane und Novellen, übersetzt von Michael Feofanoff, sind auch in der Diederichschen Ausgabe zu etwas billigeren Preisen zu haben.

Von den modernen polnischen Schriftstellern ist einzig und allein Heinrich Sienkiewicz zu uns gedrungen. Namentlich in der katholischen Bevölkerung erfreut er sich großer Beliebtheit und Verbreitung. Außer seinem großen zur Zeit Neros spielenden Rom-Roman **Quo vadis,** der in der schönen Benzigerschen Ausgabe (Einsiedeln) in wenigen Jahren über zwölf Auflagen erlebt hat (geb. 3 Mk.) und neuerdings in origineller Ausstattung — dünnstes Papier, 776 Seiten Oktav in schmiegsamem, vornehmem Einband, im Gewicht von nur 220 Gramm — auch bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist (geb. 4 Mk.), sind inzwischen auch seine **Kreuzritter** bei uns bekannt geworden (Einsiedeln, Benziger u. Co.; sechste Auflage; zwei Bände; illustriert von F. Schwormstädt; geb. 12 Mk.), ein historischer Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der die mannigfachen Abenteuer eines polnischen Ritters unter König Jagello im Kampf mit den Deutschherren behandelt. Auch dieser Roman aber hat, wie „Quo vadis“, seinen künstlerischen Schwerpunkt nicht in der eigentlichen Handlung, sondern in den historischen Schilderungen und Kulturgemälden. Auch Novellen und kleinere Erzählungen des in Polen überschwenglich Gefeierten haben sich dann bei uns hervorgewagt. So namentlich in der weitverbreiteten, gut ausgewählten Sammlung **Ums liebe Brot und zehn andere Novellen** (Einsiedeln, Benziger u. Co.; mit dem Bildnis des Verfassers; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.), die bewies, daß Sienkiewicz auch Konflikte aus dem modernen Alltagsleben mit bewegtem Stift und äußerst bunten, wechselnden Farben zu schildern versteht. — Eine kleinere Auslese dieser Novellen (**Am sonnigen Gestade; Die Dritte; Hania**) bringt die „Bibliothek der Gesamtliteratur“ zu billigem Preise (mit Porträt; Halle, Otto Hendel).

Aus der Lyrik letzter Ernte müssen wir uns begnügen, eine sehr knappe Auslese zu halten. Wir kehren zunächst bei der älteren Generation ein und stellen an die Spitze die Lieder und Gedichte **Aus Heimat und Fremde**, die aus dem Nachlaß Joseph Victor von Scheffels sein Sohn herausgegeben hat (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; zweite Auflage; geh. 3 Mk.). Mag manches darunter sein, was künstlerisch nicht ganz ausgereift erscheint, so streift die Sammlung so vielfach die älteren Werke des Dichters, daß sie schon hierdurch allgemeines Interesse verdient. Die „Trompeterlieder" stellen sich zu dem „Büchlein der Lieder", andere reichen der „Frau Aventiure" oder dem „Gaudeamus" die Hand. Auch die frühesten Jugendgedichte Scheffels, die Gedenksprüche usw. wird man nicht ungern sehen, wäre es auch nur um der literarhistorisch-biographischen Bedeutung willen, begleiten sie Scheffel doch auf fast allen seinen Fahrten: beim ersten Gang des Jünglings aus dem Elternhaus, zu den tannigen Höhen des Schwarzwaldes, in das sonnige Italien, wo der „Trompeter" reifte, an die Ufer der Donau, wo er den Spuren der Nibelungen folgte, und in das „waldgrüne Thüringland", wo er den Gestalten des Sängerstreites neues Leben einhauchen wollte. — Ein Preislied auf das deutsche Haus ist das Büchlein **Familienleben in Dichtungen von Karl Weise**, dem 1888 hochbetagt gestorbenen Drechslermeister in Freienwalde (Berlin, Albert Goldschmidt; dritte Auflage; geb. Mk. 1.50). Hier werden Bilder namentlich aus dem deutschen Handwerkerleben gezeichnet, oft etwas umständlich und biedermännisch-altmodisch, moralisierend und prosaisch, aber nicht selten auch in einer schlichten, zu Herzen gehenden Einfalt und aus einem tiefen Gemüt heraus. Eine hübsche Sinnigkeit, ein gewandter Ausdruck, eine flüssige, wenn auch konventionelle Form ergeht sich im Lobe keuscher Hausfrauen- und braver Mannestugenden. — Ein sehr feines und reifes, von abgeklärter Weltanschauung getragenes poetisches Idyll **Hermann und Dorothea**, das an Goethes Dichtung anknüpft, um sie ins moderne Leben zu übertragen und fortzuspinnen, empfangen wir von dem Österreicher Ferdinand von Saar, der im vorigen Jahre seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat (Kassel, Georg Weiß; Mk. 1.50). Wir kommen auf das gehaltvolle Werkchen zurück. — Derselbe Verlag gibt uns eine Sammlung neuer Gedichte **Fallende Blätter** (geh. Mk. 2.20, geb. Mk. 3.20) von Stephan Milow, Saars vertrautem Freunde. Sie wissen namentlich zarte, elegische Stimmungen gut zu treffen und haben wie die Saars einen herbstlichen Hauch von mild lächelnder Wehmut. — **Heimatkunst** nennt der Schwabe Eduard Paulus (geb. 1837) neue Lieder und Elegien aus den Jahren 1897 bis 1902 (Stuttgart, J. G. Cotta), die ihre Stärke gleichfalls im Elegischen und Gedankenvollen haben, aber auch entzückend reine liedförmige Gedichte enthalten. — In zweiter vermehrter und verbesserter Auflage sind Johannes Trojans **Gedichte** herausgekommen (Stuttgart, J. G. Cotta), die bei allen Freunden einer den Alltag mit Blumen und Blüten schmückenden Kunst jetzt ebensowenig vergebens anklopfen werden wie bei ihrem ersten Erscheinen, als sie sich im Fluge die Herzen eroberten. — Aus dem Jungbronnen seines Humors spendet Richard Schmidt-Cabanis seine **Lachenden Lieder** (Berlin, Boll u. Pickardt; vierte Auflage; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), aber auch Witz und scharfe Satire fehlen nicht, ob er nun „Natur und Kunst" abschreitet oder „Minnelieder und Zubehör" gibt oder in der „Zoolyrik" allerlei Naturwissenschaftliches durchstreift. — Aus der reichen Fülle seiner lyrischen Schöpfungen hat Ernst Ziel selbst **Ausgewählte Gedichte** für einen hübschen, vornehm ausgestatteten Band zusammengestellt (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 6 Mk.; mit Bildnis), der keine Seite seiner Dichtung unberücksichtigt läßt, aber im wesentlichen nur das hervorhebt, was der Sechzigjährige noch heute als innerlich sich zugehörig erachtet. So haben wir hier Ziels lyrische Lebensarbeit so, wie er sie selbst einst der Nachwelt überlassen möchte: geschliffen und geklärt, geprüft und gesichtet, die Ausprägung einer ästhetisch-harmonischen und doch auch tapferen und kühnen Persönlichkeit, eines Dichters und Denkers der Geibelschen Schule, der sich von der modernen Zeit erkältet abwendet, aber in sich selbst Schätze genug hat, um das wagen zu dürfen. — Eine seltene Reinheit der Form ist den **Gedichten** von Victor Blüthgen nachzurühmen, die in neuer vermehrter Ausgabe in der Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller erschienen sind (Berlin, G. Grote; geb. 4 Mk.). Sie sind von einer hellen, frohen Freude an der Welt und ihrer Schönheit erfüllt und doch von der ernsten Weltanschauung eines reifen, in sich gefestigten Mannescharakters getragen. Eheliche Liebe und Stimmungen der Natur hat Blüthgen in Klängen besungen, die zuweilen an Storm gemahnen, ohne von ihm abhängig zu sein. Auch in dem feinen Gefühl für die heimlicheren und stilleren Schönheiten der Heidestimmung berührt er sich mit dem Husumer Lyriker. — Von Johannes Wildenradt liegt ein neues episches Gedicht **Signelli** vor (Hamburg, Otto Meißner; geb. 5 Mk.), das dem Preise seiner schleswigschen Heimat gewidmet ist und gleich seiner bekannten „Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else" einen historischen Stoff aus der Heldengeschichte der Dithmarsen besingt. — Neue Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch unter dem bezeichnenden Titel **Es lebe der Humor** in seiner burschikosen, wenn auch saloppen Manier streut Edwin Bormanns nie ermüdende Hand aus (Leipzig, Selbstverlag). — Alle Freunde warmer patriotischer Lyrik werden die rühmlichst bekannten **Vaterlandsgesänge** Heinrich Vierordts auch in der zweiten, umgearbeiteten und vermehrten Auflage, die soeben erschienen, herzlich willkommen heißen (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Auch hier bewährt sich die strenge und doch so leicht bewegliche Formkunst des Dichters, die ihn

längst zu einem Liebling unserer häuslichen und öffentlichen Vortragskunst gemacht hat. Auch sein deutsches Gemüt und seine treue, feste Art sprechen sich in den „Vaterlandsgesängen" besonders schön aus. — Leisere und innigere Töne, die mehr dem Frieden des Hauses und der Seele gelten, schlägt Otto Berdrow in seinen Gedichten an, die sich deshalb auch **Still und bewegt** nennen (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Kleine Erlebnisse des ehelichen Lebens, Kinderworte und Erinnerungen an die Jugendtage runden sich ihm zu hübschen, sinnigen Bildern, die den Alltag vergolden und auch dem Unscheinbarsten eine schöne Weihe geben. — Eine echte Weihnachtsgabe — schon weil dem deutschen Gemüt, dem Ehe- und Kinderleben so viele Kränze darin geflochten werden — sind die **Gedichte** des Hamburgers Otto Ernst (Leipzig, L. Staackmann), eine Auslese und Revision seiner früheren lyrischen Sammlungen, die hier wiederholt besprochen worden sind. — Das Beste aber an zeitgenössischer und zugleich moderner Lyrik empfangen wir in Gustav Falkes neuen Gedichten **Hohe Sommertage** (Hamburg, Alfr. Janssen). Falke und seine Poesie ist unseren Lesern aus dem Aufsatz, den wir vor einiger Zeit über ihn veröffentlicht haben (Juli 1900), hinlänglich bekannt und vertraut; so wird es nur dieses Hinweises auf sein neuestes Gedichtbuch bedürfen, um es jedem Freunde seiner Dichtung warm ans Herz zu legen. — Aber die sangesfrohen Gaben aus unseren Ostseebädern sind damit noch nicht erschöpft. Von einem neuen höchst erfreulichen und vielversprechenden Talent haben wir zu berichten, wenn wir des Kielers Wilhelm Lobsien Gedichte **Ich liebe dich** zur Hand nehmen (Bremen, Carl Schünemann). Hermann Heiberg hat ihnen ein Vorwort zum Geleit gegeben, das mit Recht die tiefe seelische Empfindung, die poetische, wahrhaft bezwingende Form dieser Poesien rühmt und sie — wenn auch noch in respektvoller Entfernung — neben die Liliencrons und Falkes stellt. Auch hier ist es, wie bei allen echten Norddeutschen, die Welt des Gemütes und der zarteren Naturempfindung, die uns vornehmlich entgegentritt; auch kräftigere Saiten weiß Lobsien anzuschlagen, und auf seinem Instrument sind Töne, die ganz eigenartig und neu sind. Sie werden zu ruhigerer Zeit eine ausführlichere Besprechung des übrigens für Geschenkzwecke geschmackvoll ausgestatteten Bandes rechtfertigen. — Freunden plattdeutscher Läuschen und Rimels in Reuterscher Art seien die hübsch gereimten Snaken und Snurren aus Stadt und Land empfohlen, die Paul Warncke, unser plattdeutscher Reuterbiograph, erzählt. Sie sind, mit Bildern von Müller-Schönefeld geschmückt, im Verlage von R. Voigtländer in Leipzig erschienen (geb. 80 Pf.). Alle diese Sächelchen sind wirklich plattdeutsch empfunden und gedacht, nicht erst nachträglich künstlich und mühsam in äußerliches plattdeutsches Gewand gesteckt. — Aus dem Lager der Modernen kommen einige lyrische Sammelbücher, die sich meist auch schon durch ihr äußeres Gewand als moderne Erscheinungen kennzeichnen. Karl Henckell, der Herwegh der Gegenwart, hat aus seinen feurigen, kraftstrotzenden und schwungvollen Versen eine Auswahl (**Aus meinen Gedichten.** Zürich, Karl Henckell; Preis 1 Mk.) getroffen, nachdem er zuvor als **Neues Leben** (ebenda) die lyrischen Früchte der letzten Jahre veröffentlicht hatte. Gerade diese zeigen, daß in dem „lauten Trommelschläger der Sozialdemokratie" auch ein feiner und zarter Lyriker wohnt. — Otto Julius Bierbaum hat jetzt seine „verliebten, launenhaften und moralischen Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885 bis 1900" in den **Irrgarten der Liebe** verpflanzt (Leipzig, Inselverlag; Preis geb. 2 Mk.). Alles Gute und Beste von ihm ist in diesem eng und doch klar gedruckten Buche von 500 Seiten beisammen. Weiß und Vogeler-Worpswede haben es zudem mit Buchschmuck verziert, der im Verein mit der gewählten Drugelinschen Type den Sedezband zu einer höchst aparten Erscheinung stempelt. — Bierbaum hat seine Popularität recht eigentlich erst durch das Überbrettl erhalten. Es ist deshalb mehr als Zufall, wenn in ganz ähnlicher Ausstattung wie die Bierbaumschen Gedichte auch eine Sammlung jener **Deutschen Chansons** an die Öffentlichkeit getreten ist, die das Repertoire des Überbrettls ausmachen (ebenda; 1 Mk.). Doch ist der Kreis hier ziemlich weit gezogen: neben Bierbaum, Dehmel und Liliencron finden wir auch Falke, Arno Holz, Alfr. Walther Heymel, Wedekind und Wolzogen vertreten. Die eingefügten Porträts könnten sich geschmackvoller geben. — Die neueste Gedichtsammlung Stefan Georges **Der Teppich des Lebens** (Berlin, Georg Bondi), die wohl die geklärteste und formell vollendetste dieses marmorschönen aber auch marmorkalten Stilisten ist, sei hier vorläufig nur angezeigt, um bei Gelegenheit gewürdigt zu werden. — Es wäre ungalant, wenn wir unter den Lyrikern die Damen ganz fehlen ließen. So seien hier wenigstens drei unserer besten Lyrikerinnen aufgeführt, die neue Sammlungen herausgegeben haben: Marie Eugenie delle Grazie, die unsere Leser aus mehreren in den „Monatsheften" veröffentlichten Proben kennen, mit der vierten, sehr vermehrten Auflage ihrer gedankenvollen und wohllautatmenden **Gedichte** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel; mit dem Bildnis der Verfasserin), L. Rafael (Hedwig Kiesekamp) mit den **Abendgluten** (ebenda), schon der vierten Sammlung ihrer einst von Liliencron so begeistert begrüßten leidenschaftsdurchglühten und doch auch still beschaulichen Gedichte, und endlich Clara Müller, deren bildkräftige Lyrik wir in der Besprechung ihrer Sammlung „Mit roten Kressen" charakterisiert haben, mit den **Sturmliedern vom Meer** (Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.; geb. 2 Mk.). — Endlich noch ein paar lyrische Anthologien. Als **Freunde und Gefährten** fürs Leben bietet uns John Henry Mackay eine sorgfältige Auswahl von lyrischen Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern dar, die dann von einer hübschen Enveloppe zusammengehalten werden (Berlin, Schuster u. Loeffler).

Die uns vorliegende Fünfte Serie (Bl. 401 bis 500) bringt „Lieder der Liebe", eine Auswahl, die bei Walther von der Vogelweide einsetzt und bei Marie Madeleine endet (Preis 3 Mk.). — Eine im Ganzen durchaus gute und einwandsfreie Auswahl aus neueren deutschen Dichtern, die sich mit Recht „für Schule und Haus" nennen darf, haben wir in dem ansprechenden Bande, den Dr. J. Loewenberg im Auftrage und unter Mitwirkung der Literarischen Kommission der „Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung" unter dem Titel **Vom goldenen Überfluß** herausgegeben hat. Wer weiß, wie selten in unseren landläufigen Anthologien und Lesebüchern die Gedichte echter Dichter, wie häufig die von süßlichen Talmipoeten, wird sich dieser Sammlung freuen und empfehlend annehmen, die Namen wie Droste-Hülshoff, Mörike, Hebbel, Storm, Keller, Fontane, K. F. Meyer, Ebner-Eschenbach, Liliencron, Falke, Dehmel, Ricarda Huch, Grazie und andere in Schule und Haus heimisch macht. — Eine recht bunte Sammlung moderner Liebeslyrik in Gedichten von Otto von Leixner, Cäsar Flaischlen, Karl Henckell, Max Dauthendey, Arthur Fitger, Bierbaum, Falke, Rainer Maria Rilke, Karl Busse, Ludw. Jacobowski, Liliencron, Hartleben, Wildenbruch und anderen vereinigt Richard Grimm zu einem hübsch ausgestatteten Büchlein **Frühling und Liebe** (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; Preis 80 Pf.), das er im Sinne der neu erwachten Buchkunst mit eigenen, vom Text unabhängigen, ihn nur zart begleitenden „Gedichten in Bildern" geschmückt hat. Druckfarbe, Borbüre, der Einband und das Büttenpapier dienen alle dem einheitlichen künstlerischen Stimmungscharakter, in dem der moderne Buchschmuck seinen Ehrgeiz sucht. — In Erinnerung gebracht seien bei dieser Gelegenheit auch die landschaftlichen Sammlungen, die Oskar Dähnhardt als **Heimatklänge aus deutschen Gauen** im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) herausgibt. Norddeutschland ist in diesen, Lyrisches und Prosaisches umfassenden Sammlungen unter dem Titel **Aus Marsch und Heide**, Mitteldeutschland unter **Rebenflur und Waldesgrund**, Süddeutschland unter **Hochland und Schneegebirg** begriffen. Auswahl und Ausstattung sind äußerst ansprechend. — **Liebeslieder moderner Frauen** hat Dr. Paul Grabein in einem kleinen Büchlein zusammengestellt (Berlin, Hermann Costenoble), dessen Inhalt psychologisch und kulturhistorisch fast noch interessanter ist als rein künstlerisch. Von Anna Ritter bis auf Marie Madeleine und Dolorosa ist hier alles Weibliche vertreten, was irgend besondere Töne auf seiner lyrischen Leier hat. — Für das Haus ist die Sammlung, weil sie nur weibliche Autoren vereinigt, deshalb noch lange nicht!

Auf dem Gebiete der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte, das schon in dem Dezemberhefte sehr reichlich vertreten war, bleiben uns nur noch ein paar Nachträge. Vollständig liegt nunmehr, wie schon angekündigt, die 7. Auflage Rudolf von Gottschalls **Deutscher Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts** (in vier Bänden geh. 35 Mk., geb. 40 Mk.) vor. Wie zu erwarten, hat sich Gottschalls ablehnende Stellung gegen die moderne Literatur im ganzen nicht verändert, aber das hindert ihn nicht, auch hier bei jeder einzelnen irgendwie bemerkenswerten Erscheinung mit aller nur wünschenswerten Ausführlichkeit zu verweilen und womöglich jedem ihrer Werke eine besondere kleine Studie zu widmen. Man braucht Gottschalls Anschauungen nicht zu teilen, um doch die leichte Lesbarkeit seiner Ausführungen, die Hingabe an den Stoff und die Fülle der Anregungen seines Werkes zu schätzen. — Zum Abschluß gekommen ist nun endlich auch die neue, zehnte Auflage der weitverbreiteten **Deutschen Nationalliteratur** von Karl Barthel (Gütersloh, C. Bertelsmann; vollständig in sieben Lieferungen à Mk. 1.50), ein auf christlicher Gesinnung ruhendes ästhetisches Erbauungsbuch für die gebildete evangelische Familie, zur fortlaufenden Lektüre seiner anmutenden und anregenden Form, seine liebevollen Analysen der Dichtungen und seiner zahlreichen Proben wegen wie geschaffen. Die letzte Lieferung, nach Max Vorbergs Tode von dem Herrenhuter Missionsdirektor Guido Burkhardt besorgt, führt die Darstellung bis auf die jüngste Gegenwart; auch sie betrachtet, dem Grundsatz des Werkes entsprechend, die Dichterwerke nicht ausschließlich unter ästhetisch-künstlerischem, sondern daneben auch aus ethischem, nationalem und religiösem Gesichtspunkte. — In fünfter verbesserter Auflage liegt jetzt Adolf Bartels' **Deutsche Dichtung der Gegenwart** vor (Leipzig, Ed. Avenarius; geb. 5 Mk.).

Die Goethe- und Schillerschriften der jüngsten Zeit haben wir erst in unserem Novemberhefte Revue passieren lassen. Doch bleiben uns noch ein paar wichtige und wertvolle Nachträge. **Goethes Lebensanschauung** hat inzwischen Lic. theol. Samuel Eck in einem mittelstarken Bande dargestellt (195 S.; Tübingen, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]; geh. Mk. 3.20, geb. 4 Mk.), und zwar im Zusammenhang seiner geistigen Entwickelung. Aus den verschiedenen Epochen des Goethischen Lebens sind hier die jeweils beherrschenden Grundzüge in schlichten, aber nur desto stärkeren Linien herausgearbeitet. Dabei hat sich der Verfasser angelegen sein lassen, überall nur mit möglichst bekanntem Stoff zu arbeiten, den jeder leicht in einer beliebigen Goethe-Ausgabe nachprüfen kann. In der Gesamtauffassung der Entwickelung Goethes und ihrer letzten Ergebnisse stimmt das Buch mit Otto Harnacks letzthin hier gewürdigtem Werke „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" überein. — Völlig neues und bisher unbekanntes Material verarbeitet Georg Witkowski in seiner Biographie von **Cornelie, Goethes Schwester** (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening; geh. Mk. 5.50, geb. 7 Mk.). Es ist die erste psychologisch durchgeführte und deshalb überzeugende Charakteristik dieser problematischen Natur, reich an überraschenden Aufschlüssen und Ausblicken auch auf Goethe selbst. Cornelie spricht in diesem Buche vielfach selbst zu uns: aus Briefen und Tagebuchblättern, was den intimen Reiz

des Ganzen nur erhöht. Schicksal und Eigenart Corneliens offenbaren sich so objektiver als in „Dichtung und Wahrheit“ und der späteren, durchweg von Goethes allzu düsterer Darstellung abhängiger Literatur. — Für Schillers Lebensgeschichte wichtig sind die **Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken,** die Ernst Müller als Handbuch für Gelehrte, Lehrer- und Literaturkenner und -liebhaber zusammengestellt hat (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; geh. 4 Mk., geb. Mk. 4.60). Das Buch, das in chronologischer Reihenfolge alle für den Dichter in Betracht kommende Ereignisse aufführt, dient ebensogut zu rascher Orientierung wie als Hilfsmittel zu genauerer wissenschaftlicher Beschäftigung mit Schiller. So bildet es eine Ergänzung zu jeder Schillerbiographie und ermöglicht einen Überblick über jede einzelne Lebenszeit, oft bis auf Tag und Stunde. Der Dichter mit all seinen Arbeiten, Plänen und Sorgen, Freuden und Leiden des täglichen Lebens tritt uns hier nahe, und es hat einen ganz eigentümlichen Reiz, sich seinen Lebensgang auf diese Weise zu vergegenwärtigen. Fortlaufende Fußnoten behalten die gleichzeitigen literarischen Ereignisse und Erscheinungen im Auge.

Eins der interessantesten und geistig bedeutendsten Frauenleben aus dem vorigen Jahrhundert hat in voller Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit Professor Dr. Paul Rachel in den von ihm herausgegebenen Jugendbriefen und Aufzeichnungen **Elisa von der Reckes,** der Freundin Tiedges, vor uns erstehen lassen (Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung; geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). Er hat diese interessante Veröffentlichung nun fortgesetzt, indem er als zweiten Band die **Tagebücher und Briefe Elisa von der Reckes aus ihren Wanderjahren** (bis 1793) hat folgen lassen (ebenda; mit vier Abbildungen; derselbe Preis). Sie lassen uns die geistige Entwickelung einer Frau sehen, die, als Vorkämpferin ihres Geschlechts, im deutschen Geistesleben eine in vieler Beziehung typische Rolle spielte. Am fesselndsten aber sind die Seelenvorgänge dieser Persönlichkeit selbst, wie sie sich besonders in den Briefen abspiegeln; der Blick in dies edle, tief erregte Frauenherz ist noch heute von ungeschmälertem Reiz.

Ricarda Huchs klassisches Werk über die „Blütezeit der Romantik“ (Leipzig, H. Haessel), das wir seinerzeit eingehend besprochen haben, hat eine nicht minder tief in das Wesen der romantischen Literatur und Weltanschauung eindringende Fortsetzung erfahren, indem die Verfasserin nun auch **Ausbreitung und Verfall der Romantik** mit der ganzen Feinfühligkeit ihrer jener Bewegung in mehr als einem Zuge verwandten dichterischen Natur geschildert hat (ebenda; geh. 5 Mk.).

Seinem im vorigen Hefte angezeigten Werke „Kleists Berliner Kämpfe“ schickt Professor Reinhold Steig **Neue Kunde über Heinrich v. Kleist** nach (Berlin, Georg Reimer; geh. 3 Mk.). Manches, was dort aus dem Rahmen gefallen wäre, aber auch vielerlei inzwischen neu Erarbeitetes und Gefundenes über Persönliches aus Kleists Leben, Briefe, Gedichte, Prosa und seine literarische Nachwirkung teilt Steig uns hier mit, darunter vieles, was tief in das literarische Gesamtbild des Dichters eingreift. — Eine populäre **Kleistbiographie,** die erste nach Adolf Wilbrandts inzwischen natürlich überholtem, im übrigen meisterhaftem Buche, gibt uns Franz Servaes (160 S.; mit 61 Abbildungen; Leipzig, E. A. Seemann; geh. 4 Mk.). Auch Servaes hat neue Dokumente verwenden dürfen und so Kleists Bild in zum Teil völlig neuer Beleuchtung zeigen können. Unter den durchweg authentischen Abbildungen ragt das vor kurzem neu aufgefundene Bildnis Kleists hervor, ferner das bis jetzt gleichfalls unbekannte Wilhelmine von Zenges. Die Freunde biographischer Einzelheiten, unbekannter Lebenszeugnisse und einer geschlossenen lebensvollen Darstellung werden hier in gleicher Weise ihre Rechnung finden.

Eine zweibändige Selbstbiographie empfangen wir aus den Händen Maximilian Schmidts, der am 25. Februar über die Schwelle der siebzig getreten. Schmidts **Wanderung durch 70 Jahre** (Reutlingen, Enßlin u. Laiblin; geb. je Mk. 2.25) ist in demselben frischen und kernigen Ton geschrieben, dem seine erzählenden Werke ihre starke Wirkung und Popularität verdanken. Wie sehr der Dichter mit den Gestalten seiner Erzählungen innerlich verwachsen ist, zeigt sich in diesen biographischen Aufzeichnungen, die an manchen Stellen selbst wie eine romanhafte Erfindung anmuten, dabei aber doch von der treuherzigen Ehrlichkeit und Geradheit des Jubilars auf Schritt und Tritt Zeugnis ablegen. Schmidt, der auch äußerlich manches besondere erlebt hat, weiß ebenso liebenswürdig wie unterhaltend zu erzählen, und wer seine Romane, den „Loder“ oder den „Schutzgeist von Oberammergau“, mit Genuß gelesen hat, wird sich nun auch gern vorplaudern lassen, wie der Verfasser zu seinen Geschichten und Gestalten gekommen ist, und wie er zu ihnen steht. —

Aus dem Bereiche der fremden Literaturgeschichte nur ein paar für populäre Zwecke besonders geeignete Werke. Einen **Ästhetischen Kommentar zu Homers Odyssee** beschert uns Jakob Sitzler (Paderborn, Ferd. Schöningh; geh. Mk. 2.60). Er betrachtet die Dichtung als literarisches Kunstwerk, weist an der Hand des Inhalts nach, welcher Plan ihr zu Grunde liegt, und wie dieser durchgeführt wird, und zeigt, wie der Dichter die Örtlichkeiten und die Menschen schildert, klärt zugleich aber auch über Metrum, Sprache und Darstellungsweise des Gedichtes auf. Das Buch ist ein Gegenstück zu E. Kammers ästhetischem Kommentar zur Ilias (2. Aufl., ebenda) und zu den ästhetischen Essays, die Walther Gebhardi als **Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz** herausgegeben hat (2. verbesserte und vielfach umgearbeitete Aufl., besorgt von Dr. A. Scheffler; ebenda; geh. 4 Mk.); wir haben hier eine kritisch-ästhetische Exegese der horazischen Oden und Epoden, mit metrischen Übersetzungen der schwierigeren Stücke.

Vier **Biographien ausländischer Dichter** verdienen besondere Hervorhebung und Empfehlung: **Shakespeares** Bild hat in leicht faßlicher, klarer und anschaulicher Weise Dr. Adolf Bekk gezeichnet (ebenda; geh. Mk. 1.60). Das Werkchen spricht von liebevoller Versenkung in seinen Gegenstand und von begeisterter Bewunderung für die Shakespeareschen Werke; es ist weniger kritisch als anregend und den Genuß der Dichtung vertiefend. — Auf die Herausarbeitung der festen Umrisse und energischen Linien kommt es auch Heinrich Schneegans' Buch über **Molière** an, das als Band 42 der „Geisteshelden" im Verlage von Ernst Hoffmann u. Co. in Berlin erschienen ist (mit Bildnis; geh. Mk. 2.40, geb. Mk. 3.20). Alle philologische Kleinkrämerei beiseite lassend, stellt Schneegans die Gesamtpersönlichkeit des Dichters dar, eröffnet zugleich aber tiefere Perspektiven in das Kulturleben der Zeit und in die zeitgenössische Literatur und nutzt überall die neuesten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse. — Ähnlich hat in derselben Sammlung (Nr. 43) E. Borkowsky **Turgenjew** und seine Dichtungen gewürdigt (mit Bildnis; ebenda; geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.80). Die Leser kennen den Verfasser als Mitarbeiter der „Monatshefte", der vor einiger Zeit bei uns Turgenjews Verhältnis zu Deutschland geschildert hat; seine Gesamtdarstellung des russischen Dichters wird hier also keiner besonderen Empfehlung bedürfen. — **Ibsen** gewidmet ist eine reich mit Bilderschmuck ausgestattete Biographie, die den Wiener Dramatiker und Kritiker Dr. Rudolf Lothar zum Verfasser hat (Leipzig, E. A. Seemann; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Aber die mehr als hundert Abbildungen, Bildnisse des Dichters, der Personen, die mit ihm in Beziehung standen, und der Städte und Landschaften, in denen er weilte, Scenenbilder aus seinen Dramen, Faksimilia usw., sie machen keineswegs den Hauptwert dieses Buches aus. Vielmehr gibt Lothar eine Analyse der Ibsenschen Dramen und der Ibsenschen Weltanschauung, die durchaus auf eigenem ruht und von den Auffassungen anderer Ibsenbiographen oft nicht unwesentlich abweicht, die Erscheinung des Dichters aber immer als Ganzes im Auge behält.

Der letzte Südafrikanische Krieg hat schon jetzt eine ganze Bibliothek von Schriften gezeitigt. Weitaus die meisten davon sind mehr mit dem Gefühl als dem Verstande geschrieben, aus einer warmen, ja zum Teil leidenschaftlichen Begeisterung für das kleine Heldenvolk, das eben so hochherzig wie tapfer dem großen Weltreich der Engländer widerstanden hat. So berechtigt und erfreulich diese Stimmung war, allmählich muß doch auch der historisch-kritische Gesichtspunkt wieder zur Geltung kommen, die ruhige Abwägung der Tatsachen, die sine ira et studio feststellt, „wie es eigentlich gewesen ist". Nur selten aber tritt diese Betrachtungsweise bisher hervor; um so lieber werden Freunde dieser Methode zu einem Werke über den **Boerenkrieg** greifen, welches, wie das bei George Westermann in Braunschweig erschienene (zwei Bände; Preis geh. 9 Mk.), mit dem Rüstzeug militärisch und historisch geschulter Kritik eine wirkliche Geschichte des Krieges versucht und, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, den Verlauf der Kämpfe in großen Zügen festhält. Dieser sachliche Standpunkt bedingt es auch, daß der eigentlichen Darstellung eine Vorgeschichte der Boerenstaaten und eine Auseinandersetzung über ihre Handelsbeziehungen vorangeht. Zahlreiche anschaulich ausgeführte Abbildungen und Tabellen sorgen dafür, daß das uns Deutschen so entlegene Gebiet wie das uns so fremde Leben seiner Bewohner auch dem Auge näher gerückt werden. Besondere Schwierigkeiten boten sich dem Verfasser für den zweiten Teil, der den weit verzettelten, mit einem dichten Gespinst von Legendenbildungen umgebenen Kleinkrieg darzustellen hatte; aber gerade hier bewährt sich die Methode des Verfassers, die sorgsam und gewissenhaft nur das wirklich Nachweisbare und Verbürgte heraushebt, ganz vortrefflich. Wer in erster Linie einen unbestochenen, klaren und zuverlässigen Wegweiser durch die vielfachen Verästelungen und Entstellungen der südafrikanischen Vorgänge der Jahre 1899 bis 1902 sucht, dem sei dieses fachmännische und doch allgemein verständliche Buch über den Boerenkrieg angelegentlich empfohlen.

Unter den deutschen Mitkämpfern im Südafrikanischen Kriege steht der tapfere Oberst Schiel in den ersten Reihen. Er hatte schon vorher das Boerenvolk und England sowie ganz Südafrika in langen Jahren aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt, und deshalb wird sein Werk **23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika** (Leipzig, F. A. Brockhaus; ein starker Band von fast 600 Seiten in Format und Ausstattung wie Nansens Werk, mit 20 Separatbildern, einer Karte und einem Schlachtplan; elegant geb. 10 Mk.) von vornherein besonders lebhaftem Interesse begegnen. Seine hervorragenden militärischen Fähigkeiten veranlaßten dann, daß er von der Transvaal-Regierung während des Krieges in eine führende Stellung berufen und mit den schwierigsten Aufgaben betraut wurde. Soldatischer Freimut, aber auch Wahrheit und Gerechtigkeit führten ihm die Feder, als er später als Kriegsgefangener auf St. Helena daranging, seine Erinnerungen und Erfahrungen zu Papier zu bringen. Beiden kriegführenden Parteien läßt er Gerechtigkeit widerfahren; trotzdem hielt er es für geratener, die letzten Teile seiner Aufzeichnungen, die die Vorbereitungen der Boeren zum Kriege, die Politik der Engländer vor Ausbruch des Kampfes und den Krieg selbst behandeln, so lange bei sich zu bewahren, bis er wieder in Freiheit war. Nun treten auch diese hier ans Licht. Aber das Hauptinteresse wird doch immer dem ersten Teil zufallen, der Schiels Abenteuer im Zulu- und Zwasieland schildert und so prächtige Bilder aus dem afrikanischen Buschleben, so tiefernste Kulturschilderungen, so idyllisch-derbe Wirklichkeitszüge aus dem afrikanisch-deutschen Farmerleben umschließt.

Hochinteressante Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Halbkultur entrollt Leo Frobenius, der Verfasser des auch in Fachkreisen

angesehenen Werkes „Ursprung der afrikanischen Kultur“, vor unseren Augen, wenn er uns in seinem neuesten Buche **Die reifere Menschheit** schildert (mit 376 Abbildungen im Text und 5 Tafeln nach Zeichnungen von C. Arriens, A. Graatz, A. Thiele, M. Zimmermann und authentischen Vorlagen; Hannover, Gebr. Jänecke). Im vorigen Jahre konnten wir mit lebhafter Anerkennung desselben Verfassers „Flegeljahre der Menschheit“ anzeigen, worin er den ersten Kulturregungen der wilden Völker seine Aufmerksamkeit zuwandte (ebenda); hier führt er nun das Thema fort, um die traditionelle Kluft zwischen den Natur- und den Kulturvölkern zu überbrücken. Er tut das, indem er das Verhältnis des Menschen zum Tier schildert, wobei es nirgends an Übergängen fehlt, die auf der einen Seite bis zu uns herüberleiten, auf der anderen Seite aber von unserer Höhe herab zu den primitiven Völkern zurückführen. So erzählt er von der Figur des Reineke Fuchs bei den verschiedenen Halbkulturvölkern, vom Krieg der Tiere und von guten und bösen Menschen, vom Verklingen der Tiermythe, von Bärenfesten, Jagden, von den Gegensätzen des Menschen und Tieres und endlich von des Menschen Zucht und höherer Würde, wie sie sich z. B. in der Erziehung eines altmexikanischen Kindes ausprägt. Obwohl das Buch auch für die reifere Jugend, zumal bei dem reichen Erläuterungsmaterial exakter Abbildungen, leicht verständlich, wird es doch vornehmlich der Erwachsene, der einen zuverlässigen Führer durch die erste Periode des Völkerlebens haben möchte, mit Vergnügen und Nutzen lesen.



Matthäus. Statue Ghibertis an der Kirche Or San Michele in Florenz.
(Aus: „Forschungen über Florentiner Kunstwerke“ von Prof. Dr. Heinr. Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Als wertvolles Hilfsbuch für Schule und Haus begrüßen wir nun schon in der 23. Bearbeitung den sogenannten „Großen Seydlitz“ oder, wie er mit vollem Titel heißt: das **Große Lehrbuch der Geographie** von E. v. Seydlitz, neu bearbeitet unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von Prof. Dr. E. Oehlmann (Breslau, Ferd. Hirt; 684 Seiten mit 288 Karten und erläuternden Abbildungen und 9 Tafeln in Farbendruck; geb. in Leinwandband Mk. 5.25). Unserer modernen politischen Entwickelung entsprechend ist besondere Rücksicht auf die Handelsgeographie und das Kolonialwesen genommen, Gebiete, für deren Bearbeitung eine große Anzahl landeskundiger Fachmänner herangezogen sind. Aber auch sonst breitet sich in dem Buche ein mannigfacher historisch-geographischer Wissensschatz aus, der durch praktisch eingerichtete statistische Tabellen auch für Nachschlagszwecke unmittelbar nutzbar gemacht ist. Beamte und Kaufleute, überhaupt alle im öffentlichen Leben Stehende werden aus dem hübschen handlichen Bande reichen Gewinn ziehen; der heranwachsenden Jugend ist er hauptsächlich deshalb zu empfehlen, weil er wörtliche Belehrung aufs engste mit bildlicher Erläuterung verbindet.

Zu dem Besten, was wir an Reiseliteratur über das vielbeschriebene Skandinavien besitzen, gehören die **Nordischen Fahrten** aus der Feder **Alexander Baumgartners S. J.**, des kenntnisreichen Verfassers der bekannten „Geschichte der Weltliteratur“. Der erste Band dieses Sammelwerkes, das wir erst kürzlich genauer charakterisiert haben, gilt **Island und den Faröern** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhdlg.; dritte vermehrte Auflage; Preis geh. 9 Mk., geb. 12 Mk.). Dem Verfasser, einem Mann der vielseitigsten Interessen, ist es auch hier um ein möglichst erschöpfendes ethnographisches Gesamtbild von Land und Leuten, Geschichte und Literatur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen zu tun, vornehmlich aber fesseln ihn doch die religiösen, geschichtlich-politischen und literarhistorischen Momente. Besonders das katholische Island des Mittelalters, bis dahin eine terra incognita, erschließt sich uns hier mit seiner überaus merkwürdigen alten Geschichtsliteratur, seiner christlichen Skaldendichtung, seiner eigensinnig entwickelten Volksindividualität, mit seiner beispiellosen nationalen Leidensgeschichte und Wiedergeburt. Wie keiner vor ihm hat der Verfasser sich in das gleichsam auch unter einer Eisdecke verkrustete Geistesleben der vielverkannten Isländer eingefühlt und uns Tüchtigkeit und Stärke sehen lassen, wo andere nur bäuerische Roheit zu erkennen vermochten. Auch die Isländer selbst haben das bestätigt und Baumgartners Buch als das Beste gefeiert, was in wissenschaftlich-populärer Form je über Island geschrieben

Die Verlagshandlung hat das nahe an 600 Seiten umfassende Werk außer mit einem farbigen Titelbilde mit 135 Abbildungen und einer Karte vornehm ausgestattet. — Die feine Kunst des Plauderns, mit Ernst und Humor gewürzt, übt in einem Reisebuch aus Amerika **Johannes Trojan**, wenn er uns unter dem Titel **Auf der anderen Seite** von seinen Streifzügen am Ontariosee erzählt (Berlin, G. Grote; geb. 3 Mk.), dabei aber auch New-York nicht vergißt und auf Über- und Heimfahrt von den Schönheiten der See und dem Schiffsleben in seiner liebenswürdigen Weise schwärmt. Die Kapitel über Toronto, den Lorenzstrom, die Seen von Kawartha und die Niagarafälle sind die Glanzpunkte des Buches. — Wie Trojan, so gibt auch Dr. B. **von Kayser** in seinen Reiseskizzen **Unterm südlichen Kreuz** (Braunschweig, George Westermann; Preis geh. Mk. 1.50) zunächst und vor allem die frischen Eindrücke des auf einer siebenmonatigen Expedition längs der Ostküste Südamerikas froh und lebendig Erschauten wieder. Aber gerade so weiß er den Zauber festzuhalten, der diese patagonischen Landstriche unter der sengenden Sonne des Tropenhimmels und der kalten, sternklaren Pracht der Polarnacht umgibt. Praktische Reiseratschläge sind zwischen die Schilderungen eingestreut; sie werden unterstützt durch die Karte der Reiseroute, die der Verfasser genommen. — Schon in vierter Auflage kehren die **Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient** wieder, die Dr. **Paul Wilhelm von Keppler**, Bischof von Rottenburg, zu Anfang der neunziger Jahre nach frischen Erlebnissen geschildert und zuerst herausgegeben hat (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung; mit 145 Abbildungen und drei Karten; Preis geh. 8 Mk., geb. 11 Mk.). Sie führten ihn durch Ägypten ins heilige Land, dem vornehmlich seine Aufmerksamkeit und Liebe gilt. Jerusalem besonders hat er mit eingehendster Sorgfalt geschildert, vor allem anderen die heiligen Stätten der christlichen Geschichte, denen auch die schönsten der Illustrationen gewidmet sind. Doch auch für das moderne Volksleben hat Keppler einen scharfen Blick und eine allen Eigenarten liebevoll nachgehende Feder. Dabei läßt er gern Visionen der Vergangenheit in die Gegenwart herübergreifen, was seiner von dichterischer Kraft des Wortes getragenen Darstellung einen eigenen Reiz leiht, wie denn die ganze Art des Vortrages einen hochgebildeten und kenntnisreichen Geist verrät, der, frei von allem einseitigen Fanatismus, für alle Lebensäußerungen ein feines Organ besitzt. — Die Literatur über China, einst schier uferlos, ebbt allmählich zurück, wenigstens wenn wir von eilfertigen Skizzen und dergleichen absehen. Nur zwei Bücher verdienen hervorgehoben zu werden. Im Geiste v. Brandts, dem das Buch gewidmet, hat **Rudolf Zabel** **Deutschland in China** geschildert (Leipzig, Georg Wigand; Preis geh. Mk. 7.50, geb. 9 Mk.), d. h. die deutsche Politik und die deutschen militärischen Unternehmungen in China. Wir haben hier einen der wenigen bisher unternommenen Versuche, in diesen Fragen zu allgemeinen Gesichtspunkten zu gelangen, wie sie nur gewonnen werden aus einer bis in die neueste Zeit fortgesetzten kritisch-historischen Betrachtung der Beziehungen der sogenannten Vertragsmächte zu China, besonders aber Deutschlands. Der Verfasser muß für diese schwierige Aufgabe besonders berufen erscheinen, weil er auf seine Erfahrungen als Schriftleiter des in Schanghai erscheinenden „Ostasiatischen Lloyd" fußt und aus einem reichen Schatz persönlicher Erfahrungen schöpft, den er als deutscher Kriegskorrespondent sammeln konnte. Das Neue und Eigenartige an dem Buche, das ihm seinen konkurrenzlosen Wert sichert, sind die Darlegungen der politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes; dem deutschen Kaufmann und Exporteur werden sie besonders gelegen kommen. Die Darstellung zeichnet sich im allgemeinen durch Klarheit und Einfachheit aus. — Ein völlig anderer Ton herrscht in den Reiseskizzen vor, die ein Anonymus unter dem Titel **An neunzehnten Jahrhunderts Neige in Japan, China und Java** veröffentlicht hat (Braunschweig, George Wester-



Geburt Christi. Bild von Fra Filippo in der R. Galleria antica e moderna in Florenz.

(Aus: „Forschungen über Florentiner Kunstwerke" von Prof. Dr. Heinr. Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus.)

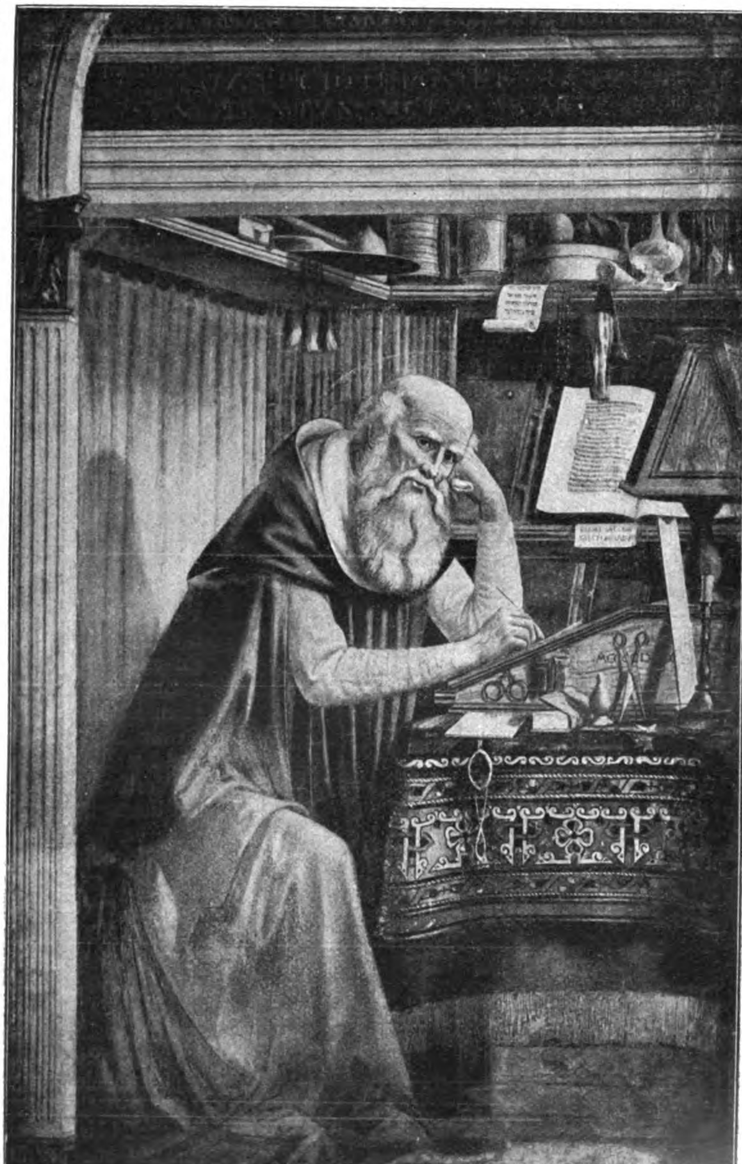
mann; 2 Bde.; geh. 12 Mk., geb. Mk. 14.50). Schon die scherzhaft-ironische Selbstbezeichnung Globetrott, die der Verfasser sich beilegt, deutet auf den gesunden, herzhaften Humor, mit dem er sich ans Werk macht. Es ist ein klein wenig vom Geist der seligen Wilhelmine Buchholz in seiner Art, über Menschen und Dinge der fremden Länder zu urteilen und zu plaudern; aber gerade diesem frisch-fröhlichen Draufgängertum, dieser unbefangenen, rein aus der lebendigen Anschauung fließenden Schilderungsweise verdanken seine außerordentlich flott, fast burschikos geschriebenen Reiseskizzen ihre eigentümlichen Reize. Dies ist wirklich ein Unterhaltungsbuch im wahrsten Sinne des Wortes, eins, bei dem man kaum zu Atem kommt, bei dessen Lektüre die Blätter nur so durch die Hand fliegen. Es sprudelt nur so von Anekdoten und Citaten, und wenn diese auch nicht immer ganz büchmannreif, sie geben dem Ganzen Stimmung und Farbe und rücken uns zugleich die fremden Sitten, deren Schilderung sich der Verfasser besonders angelegen sein läßt, näher als manche schwerfällig gelehrte ethnographische Exkurse. Das gediegen ausgestattete Werk, dem doch auch der ernste Hintergrund nicht fehlt, dessen Verfasser von einer jugendlich temperamentvollen Freude am Blühen, Wachsen und Gedeihen unseres Vaterlandes erfüllt ist, sei zu Geschenken besonders empfohlen.

An naturwissenschaftlichen Schriften ist wenig Neues zu verzeichnen. Zum Abschluß gekommen ist inzwischen Dr. W. Kobelts letzthin (Septemberheft) ausführlich besprochenes Werk: **Die Verbreitung der Tierwelt** (Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz, vollständig in 12 Lieferungen zu je Mk. 1.50; mit zwölf nach Aquarellen Aug. Spechts gefertigten Farbendrucktafeln, sowie zahlreichen anderen Abbildungen). Wissenschaftliche Gediegenheit und Selbständigkeit der Forschung paart sich hier mit einem feinen Gefühl für das Poetische und Stimmungsvolle der Landschaft und ihres Lebens und einem leicht lesbaren, durchsichtigen Stil. Die Bilder Spechts entbehren bei aller zoologischen Sorgfalt und Genauigkeit nicht einer ansprechenden, poesievoll traulichen Auffassung, was sich namentlich in den heimischen Tierdarstellungen sehr angenehm äußert. — Camille Flammarions, des berühmten Marsforschers, bekanntes Buch **Gott in der Natur** ist in autorisierter deutscher Übersetzung (von Theodor J. Griguell) in der Hendelschen „Bibliothek der Gesamtliteratur" erschienen und also jetzt allen leicht zugänglich (mit dem Bildnis des Verfassers; Halle, Otto Hendel). Flammarion versucht hier einen neuen Gottesbegriff auf den Grundlagen der modernen Wissenschaft aufzubauen. — Ein neues naturwissenschaftliches Buch von Wilhelm Bölsche, dem immer fesselnden, alle Schönheiten der Natur enthusiastisch feiernden Haeckelianer, bedarf kaum noch der Empfehlung, zumal wenn es, wie das jüngst im Verlage von Georg Bondi in Berlin erschienene, **Von Sonnen und Sonnenstäubchen** handelt und uns an kosmischen Wanderungen durch das ganze Weltall teilnehmen läßt (geh. 6 Mk., geb. Mk. 7.50). An dem Aufsatz „Die Wunderwelt der Radiolarien", der den Lesern der „Monatshefte" unvergessen sein wird und der auch in dem Buche wiederkehrt, haben sie eine Probe von Bölsches phantasievoll belebender und doch immer auf dem Boden der Wissenschaft fußender Darstellungsart. Außerdem schildert der Verfasser die „Entstehung der deutschen Landschaft", den „ersten Vogel", das „Tierleben der Großstadt", die „Anfänge der Kultur bei den Tieren", die „Weltgeschichte des Nilpferdes", das „Leben im Weltraum" usw. Einen besonders auserlesenen Schmuck empfängt das Buch durch die farbigen Tafeln nach Aquarellen Prof. Ernst Haeckels. —

Die Hauptwerke der bildenden Kunst erläutert in geschichtlichem Zusammenhange Georg Warnecke in einem Werke, das mit 440 Textabbildungen und vier Farbentafeln geschmückt ist (Leipzig, E. A. Seemann; Preis 6 Mk.). Der Verfasser, ein Pädagoge von Fach, hat es dank seiner klaren, jede Phrase verschmähenden Darstellungskunst verstanden, die ganze Entwickelung der bildenden Kunst von den Ägyptern bis auf unsere Tage auf dem Raum von etwa 250 Textseiten in ihren Hauptzügen zu schildern und dabei doch auch gelegentlich Anleitung zum Kunstbetrachten zu geben. Die Illustrationen nehmen außerdem etwa 200 Seiten in Anspruch. Die sichere Führung läßt auf große Erfahrung in der Unterweisung schließen; auch in der neuesten Kunst sind die hervorragendsten Erscheinungen scharf und lebendig charakterisiert. In unserer Zeit der Sehnsucht nach ästhetischer Bildung wird ein solcher Kompaß wie dieser dem Suchenden, der zunächst ein möglichst festes Gesamtbild der Kunstentwickelung gewinnen möchte, sehr wertvoll sein. —

Wie im vergangenen Jahre Steinmanns Werk über die Sixtinische Kapelle, so vertreten diesmal die große klassische Zeit der italienischen Renaissance die bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen **Forschungen über Florentiner Kunstwerke**, die wir Prof. Dr. Heinrich Brockhaus, dem Direktor des Kunsthistorischen Instituts der Arnostadt, verdanken (Folio; in Leinwand geb. 30 Mk.). Auch hier haben wir gewissermaßen eine repräsentative Veröffentlichung vor uns, da das Werk zugleich ein hervorragendes Zeugnis für die fruchtbringende Tätigkeit des jungen Florentiner Instituts ablegt. Der Inhalt des Prachtwerks setzt sich zusammen aus vier Essays, die sich, von Erläuterungen begleitet, abgesehen von den zahlreichen Textabbildungen, um elf große, künstlerisch in Lichtdruck wiedergegebene Illustrationstafeln gruppieren. An der Spitze der behandelten Kunstwerke steht die Paradiesestür Lorenzo Ghibertis, ihr folgen die Hauskapelle der Medici, Andrea del Castagnos 1889 entdecktes Fresko der Dreieinigkeit in der Kirche der Annunziata und das Familienbild der Vespucci von Ghirlandajo in der Kirche Ognissanti (1898 entdeckt). Von den Tafeln nennen wir: die Paradiesestür am Baptisterium sowie verschiedene Reliefs dazu; Madonna das Christkind verehrend, Relief von Andrea della Robbia im Museo Nazionale; Dreieinigkeit, von

drei Heiligen verehrt, Fresko von Andrea del Castagno in der Annunziatakirche; Beweinung Christi und Madonna della Misericordia, Fresko von Ghirlandajo in der Kirche Ognissanti usw. Der letzte Abschnitt, Stammbaum der Familie Vespucci, ist mit Porträts der erlesensten Art reich illustriert. Von den eigens behandelten Einzelwerken aus wird der Kreis der Betrachtung weiter gezogen, um fast alle bedeutenden Renaissance-Künstler mit zu umschließen oder doch zu berühren. Namentlich Raffael und die anmutende edle Kunst der Della Robbia finden wir herangezogen. Aber auch eins der schönsten Bilder des Berliner Museums (Madonna das Christkind verehrend) erfährt aus dem Zusammenhang der Forschungen eine ebenso einleuchtende wie überraschende Erklärung. Dabei hat sich der Verfasser erfolgreich bemüht, so wenig wie möglich vom Apparat der gelehrten Forschung sehen zu lassen und die Darstellung so zu halten, daß auch der bloß ästhetisch interessierte Kunstliebhaber an dem wahrhaft vornehm ausgestatteten Werk seine ungetrübte Freude haben kann, zumal der, dem sich die herrliche Kunststadt bei einem Besuch ins Herz geschrieben hat. Von der Pracht und dem Reichtum der Abbildungen mögen unsere Proben eine Vorstellung geben; leider müssen wir uns bei der Auswahl, dem Format der „Monatshefte“ entsprechend, auf die verhältnismäßig kleinen Textillustrationen beschränken, die von den großen selbständigen Tafeln tief in den Schatten gestellt werden. — **Deutsche in Rom** ist ein Kapitel, das tief in die Geschichte der bildenden Kunst einschneidet. Fast ununterbrochen, seitdem Karl der Große die Alpen überschritten, geht der Zug der Deutschen nach Italien, und Rom zu sehen, ist die nur selten einmal zur Ruhe gekommene Sehnsucht der Germanen. In einer Sammlung von Studien und Skizzen aus elf Jahrhunderten konnte deshalb G. v. Graevenitz dies interessante Thema der deutschen Romfahrten behandeln (Leipzig, E. A. Seemann; mit 100 Abbildungen, Romplänen und



Hieronymus. Fresko Ghirlandajos in Ognissanti in Florenz.
(Aus: „Forschungen über Florentiner Kunstwerke“ von Prof. Dr. Heinr. Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Stadtansichten; geb. 9 Mk.). Die Zeit Karls des Großen, Ottos III., des fünfzehnten Jahrhunderts, Luthers, Huttens, Winckelmanns, Mengs', Goethes, Carstens' bilden die Höhepunkte dieser Bewegung und demnach auch die Gipfel der Graevenitzschen Schilderungen. Schon diese Andeutung zeigt, wie ergiebig das Thema ist, wie es nach allen Seiten Licht auf das Kulturleben Roms und damit Europas wirft, und wie vielgestaltig die Einwirkungen der ewigen Stadt auf ihre Besucher waren. Der Verfasser hat danach getrachtet, möglichst abgerundete Kulturbilder zu geben, die für jeden Freund der Kunst- und Kulturgeschichte von hohem Reiz sein müssen. — Schilderungen aus der florentinischen Renaissance, wie sie nur eine Dichterin so feinempfunden und farbenglühend zu geben vermag, empfangen wir von **Isolde Kurz** in einer Essaysammlung, die sich die **Stadt des Lebens** nennt (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.; Preis 5 Mk.). Neue Auffassungen der Epoche dürfen wir hier nicht erwarten, wohl aber eine Verschmelzung von wissenschaftlichen Forschungsergebnissen und eigenen Empfindungen, die in besonderem Maße berufen erscheint, ein größeres Publikum, auch die reifere Jugend, in die Welt der italienischen Renaissance einzuführen. Denn man weiß ja, daß Isolde Kurz in Florenz seit langen Jahren ihre zweite Heimat gefunden hat und mit allem, was zu dieser „Stadt der roten Lilien" gehört, aufs innigste vertraut ist. Im Mittelpunkt der stolzen Bilderreihe, die sie an uns vorüberziehen läßt, steht die Mediceerfamilie, die in einer freien Folge von Einzelporträts, unter denen natürlich auch die Frauen nicht fehlen, vor uns lebendig wird. Dabei danken wir es der Dichterin besonders, daß sie, wie es nur zu oft geschieht, über der bildenden Kunst die Dichtung nicht vernachlässigt hat, und daß in die Schilderungen eine ganze Anzahl vortrefflicher metrischer Übersetzungen aus jenen Glanzzeiten eingeflochten sind. Manches nimmt unter den Künstlerhänden der Verfasserin eigene dichterische Gestalt an, wenn sie einzelne Bilder aus dem festlich erhobenen Alltagsleben jener Tage heraufbeschwört. Das Buch wird bald ein Liebling unserer gebildeten, kunstfreundlichen Häuser werden. — Einer Reihe von hervorragenden italienischen Kunststätten sind Hefte der E. A. Seemannschen Sammlung (Leipzig) gewidmet. So behandelt **Paul Schubring Pisa** (Berühmte Kunststätten Nr. 16; mit 140 Abbildungen; geb. 4 Mk.), **Ludwig Weber Bologna** (Nr. 17; mit 120 Abbildungen; geb. 3 Mk.). Wie alle Bände dieser berühmten Sammlung, wissen auch diese beiden in meisterhafter Weise höhere Reiseschilderung mit kunsthistorischer Darstellung zu vereinigen und dem Kunstfreund, der sie zwischen seinen vier Wänden studiert, ein ebenso lebendiges Bild von ihrem Schauplatz zu vermitteln, wie sie dem Besucher der Kunststätten selbst ein zuverlässiger Führer sind.



John Crome: Umgebung von Norwich.
(Aus: Richard Muther, Geschichte der englischen Malerei. Berlin, S. Fischer.)

Auch Spanien haben diese Monographien seit kurzem in ihren Bereich gezogen. Seiner Schilderung Cordobas und Granadas hat **Karl Eugen Schmidt** jüngst die **Sevillas** folgen lassen (ebenda; mit 111 Abbildungen; geb. 3 Mk.), die uns die Elite der maurischen Kunstdenkmäler, wie die der christlichen Kunst, vor Augen führt, aber auch das buntbewegte Volksleben der Stadt nicht außer acht läßt (Stierkämpfe), für dessen Schilderung der Verfasser besondere Fähigkeiten mitbringt.

In die Niederlande hinüber greift ein anderer Band der Sammlung, um **Gent und Tournai** zusammenzustellen und in ihrer reichbewegten, abwechselungsreichen Kunstentwickelung zu betrachten (ebenda; mit 120 Abbildungen; geb. 4 Mk.). Auch hier reicht die Darstellung (von **Henri Hymans**) aus der ältesten Zeit bis in die unmittelbare Gegenwart.

Eine **Geschichte der englischen Malerei** beschert uns **Richard Muther** (Berlin, S. Fischer; geb. 10 Mk.) und damit ein Werk, das bald allen Kunstfreunden unentbehrlich sein wird. Gerade Muther mit seinem feinspürigen Verständnis für alles Individuelle und Aparte, mit seinem glänzenden, immer in die Seele der Dinge dringenden Stil war für diese Aufgabe berufen wie keiner sonst. Schwierig war sie insofern, als man von



William Dyce: Johannes, Maria vom Grabe geleitend.
(Aus: Richard Muther, Geschichte der englischen Malerei. Berlin, S. Fischer.)

einer geradlinigen Entwickelung der englischen Malerei kaum sprechen kann. Lange bei uns allzusehr über die Achsel angesehen, wurde sie dann ebenso extrem überschätzt, bis die große Glasgower Ausstellung vergangenen Jahres mit ihrer Centenale die rechten Maßstäbe an die Hand gab und einen Überblick ermöglichte. Dieser lehrte, daß der logische Zusammenhang fehlt und daß die Bestrebungen der einzelnen sich zersplittern. Um so interessanter ist es, diesem in lauter Individualitäten auseinanderfallenden englischen Kunstschaffen nachzugehen, das zudem eine ganz eigenartige, in sich abgeschlossene Welt bedeutet. England allein hat seine Unabhängigkeit von Frankreich bewahrt. „Hier herrscht," sagt Muther, „eine Inselkunst, von der keine Brücken zu der des Kontinents führen." Diese Eigenart zu schildern, insbesondere das britische Aroma, das die Werke haben, festzuhalten, ist die große Kunst des Mutherschen Buches. Muther schöpft dabei ganz aus sich selbst und gibt nur die Eindrücke wieder, die er vor den Bildern empfangen hat, wobei natürlich seine kunstgeschichtlichen Kenntnisse trotzdem eine große Rolle spielen. Die Leser kennen aus den „Monatsheften" eine ganze Reihe von Individualitäten der modernen englischen Malerei, war doch Gurlitt der erste, der hier vor einem größeren Publikum über englische Landschaftsmalerei usw. geschrieben hat, sind doch Alma Tadema, Bonnington, Burne-Jones, Constable, Gainsborough, Herkomer, Hogarth, Hunt, Millais, Rossetti, Turner, Watts u. a. hier einzeln oder im Zusammenhang mit anderen gewürdigt worden. Wie unendlich viel Interessantes die englische Malerei birgt, braucht also hier nicht erst gesagt zu werden. Muthers Werk (400 Seiten), aufs vornehmste ausgestattet, beherbergt außerdem 153 Reproduktionen von Gemälden von Hogarth bis auf die Gegenwart; unsere Abbildungen geben Proben davon. — Die Gesamtausgabe der **Werke John Ruskins**, die der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig seit einigen Jahren herausgibt — wir haben wiederholt eingehend darüber berichtet —, schreitet rüstig fort. Neu erschienen ist zuletzt Band I und II der **Modernen Maler** (übersetzt im Auszug und zusammengestellt von Charlotte Broicher; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.) und als Ergänzung zu der Ausgabe eine biographisch-kritische Einführung in Ruskins Welt von derselben Verfasserin: **John Ruskin und sein Werk** (ebenda; derselbe Preis). Wir werden uns bei nächster Gelegenheit eingehender mit den beiden wertvollen Erscheinungen zu beschäftigen haben. — **Walter Crane**, der sich mehr auf dem Gebiete des modernen, vornehmen Kunstgewerbes als in der Malerei hervorgetan hat, widmet Otto von Schleinitz im 62. Bande der von H. Knackfuß herausgegebenen Künstlermonographien eine eigene Darstellung (Bielefeld, Velhagen u. Klasing; geb. 4 Mk.; mit 145 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen). Andere Bände der Sammlung gelten dem griechischen Maler **Gysis** (von Marcel Montaudon, mit Einleitung von F. von Lenbach; 166 Abbildungen; geb. 4 Mk.), sowie den deutschen Künstlern **Eduard Grützner** (von Fritz von Ostini; mit 106 Abbildungen; geb. 3 Mk.), **Fritz von Uhde** (von Fritz von Ostini; mit 111 Abbildungen; geb. 4 Mk.) und **Adolf Hildebrand** (von Alex. Heilmeyer; mit 100 Abbildungen; geb. 3 Mk.). Wir kommen auch auf diese einzelnen Bände in ruhigerer Zeit zurück.

In einem prächtigen Quartband vermittelt uns die Verlagsanstalt von F. Bruckmann in München alle hervorragenderen Gemälde und Skulpturen aus den deutschen Kunstausstellungen des

vergangenen Jahres. Es ist erstaunlich, was in dieser **Kunst des Jahres** (geb. Mk. 4.50) geboten wird: 363 sauber gedruckte Abbildungen verschiedenartigen Formats, die den gesamten gegenwärtigen Stand der Kunst in allen Kulturländern widerspiegeln. Sehr willkommen werden auch die eingestreuten biographischen Notizen über die Künstler sein.

Vor einiger Zeit haben wir unsere Leser auf das verdienstvolle Unternehmen der vereinigten Firmen B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig aufmerksam gemacht, Original-Steinzeichnungen hervorragender Künstler als künstlerischen Wandschmuck herauszugeben, und dabei die einzelnen Darbietungen näher gekennzeichnet. Jetzt hat das Unternehmen eine Erweiterung erfahren, indem die Firmen auch kleinere Blätter (in der Größe von 41 : 30 Centimeter) erscheinen lassen, die sich gleichfalls wie als Wandschmuck so auch als Mappenblätter eignen. Die neuen „Kleinen Wandbilder" dieser **Deutschen Künstler-Steinzeichnungen**, hervorgegangen aus dem Karlsruher Künstlerbund (10 Blatt in Leinwandmappe mit farbigem Aufdruck nach dem Entwurf von J. Puchonny; Preis 28 Mk., jedes einzelne Blatt Mk. 2.50), haben dieselben Eigenschaften wie die großen. Sie sind von den Künstlern selbst auf den Stein gezeichnet und bis zur Druckfertigkeit gefördert. Kraftvoll in Zeichnung und Farbe, ergeben sie an der Wand eine gute Fernwirkung, gliedern und dekorieren zugleich die Zimmerwand vortrefflich. Dabei haben sie vor den großen den Vorzug, auch ganz in der Nähe ohne sonderliche Einbuße betrachtet werden zu können, und eignen sich daher gut als Mappen- oder Staffeleiblätter. Geht man den Inhalt der Sammlung Blatt für Blatt durch, so fällt als gemeinsames Kennzeichen aller zunächst auf, wie dieses Verfahren dem Künstler den Ausdruck seiner besonderen Individualität ermöglicht. Feine Naturstimmungen bieten Hans von Volkmanns „Frühling auf der Weide" und „Abendwolken", sowie Fikentschers „Maimorgen", ein Blatt voll echter Frühlingsstimmung: blaugrauer Duft breitet sich über die grüne, mit roten Blumen übersäte Waldwiese und die breitästigen Baumriesen des Waldes aus, während am Waldrand friedlich ein Rudel Rehe äst und der Rehbock vorsichtig äugend auf die Wiese hinausschreitet. Biese, dessen „Hünengrab" auf den großen Wandblättern bereits Berühmtheit erlangt, hat einen einsamen Schwarzwaldhof, der unter dem Schnee fast begraben liegt, auf der dunklen Kette der Berge und dem gelblichen Winterhimmel aber doch eine wunderbar charakteristische Silhouette bildet, und einen „Christmarkt" beigesteuert, ein anheimelndes Bild voll echter Weihnachtsstimmung, mit den mächtigen Pfeilern des Freiburger Münsters und den altertümlichen, hochgiebeligen Häusern im Hintergrunde. Andere Blätter zeigen uns ein trauliches Eckchen aus einer alten Stadt, ein Heidebild mit dunkelroten Blütenflächen auf grünem Boden, eine Dachauerin mit hellen, blitzenden Augen unter der schwarzen Haube und ein Bauernmädchen, das im Licht der vollen, grellen Sommersonne im grünen Rübenfelde stehend von der schweren Arbeit ausruht. Von besonders schöner dekorativer Wirkung ist das letzte Blatt: Hühner auf einer Stange sitzend, von der hellen Sonne beschienen, die ihr buntes Gefieder lebhaft leuchten und schillern läßt. Ausführliche Prospekte mit verkleinerten Nachbildungen der Blätter versendet die Verlagshandlung von B. G. Teubner in Leipzig. Die vollständige Mappe, wie jedes einzelne Bild daraus eignet sich ganz vorzüglich zu vornehmen Geschenken für kunstliebende Häuser. Die Mappen enthalten einen Passepartout-Klapprahmen, der den weißen Rand verdeckt und nur das Bild sehen läßt, das so wie gerahmt, also aufs beste wirkend, erscheint.

F. D.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.



Leibl auf der Jagd. (Landschaft von Sperl.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

XCIII. Band
Heft 557

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Februar
1903

Wilhelm Leibl

Von

Karl Voll

(Nachdruck ist untersagt.)

Wilhelm Leibl hat einige Zeit vor seinem Tode eine kleine autobiographische Skizze verfaßt, die als Einleitung zum nachstehenden Essay dienen möge. „Geboren bin ich 1844 in Köln a. Rh. als Sohn des verstorbenen Domkapellmeisters Karl Leibl daselbst, besuchte dort die Elementarschule und das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium bis zur Obersekunda, nahm dann kurze Zeit Zeichenunterricht bei einem Maler und Kunstkritiker, H. Becker, ging dann nach München auf die Akademie, in den Antikensaal und die Malschule bei Professor Anschütz, wurde Schüler von v. Ramberg und Piloty, wurde 1869 nach Paris eingeladen, um Porträts zu malen, ging dorthin und blieb ein Jahr bis zum Ausbruch des Krieges, stellte im Salon ein Damenporträt aus, wofür ich die goldene Medaille erhielt und infolgedessen durch Kabinettorder Seiner Majestät Kaiser Wilhelms I. vom Militärdienste befreit wurde, kehrte nach München zurück, um bald darauf zuerst nach Graßling bei München, dann an den Ammersee und hierauf nach Berbling bei Aibling und dann nach Aibling selbst zu übersiedeln, wo ich gegenwärtig noch bin. Bei der Kunst- und Gewerbeausstellung in München 1876 erhielt ich die erste Medaille, ebenso 1873 in Wien die erste Medaille, dann in der Münchener internationalen Kunstausstellung 1879 die goldene Medaille und bei der Weltausstellung in Paris 1889 die erste Medaille, 1882 wurde ich Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste und erhielt 1892 den Titel eines Königl. Bayer. Professors."

Trotz der scheinbaren Dürftigkeit enthält diese freilich sehr trockene Skizze viel sicheres, zum Teil sogar noch nicht benütztes Material. Bemerkenswert ist vor allem die fast menschenscheue Gleichgültigkeit Leibls gegen das wißbegierige Publikum. Er erzählt nichts „Interessantes", während die Künstler es sich doch sonst nicht leicht versagen können, ein wenig mit allerlei biographischem Kleinwerk zu kokettieren. Bemerkenswert ist ferner, daß Leibl über seine menschliche Entwickelung gar keinen Wink gibt. Es genügt ihm der schlichte historische Abriß seines Lebens, wie man ihn sonst wohl den Doktorschriften beizugeben pflegt. Er fühlte nicht das geringste Bedürfnis, über den Kern seines Inneren zu sprechen. So war er als Mensch und als Künstler. Die einfache, dabei aber unerbittliche Sachlichkeit seiner Gemälde spiegelt sich in der kleinen Autobiograpie ebensogut wieder wie sein Hang zur Abgeschlossenheit.

Die Skizze beginnt mit einer Korrektur der landläufigen Angabe seines Geburtsdatums. Er ist nicht 1846 geboren, wie

man fast überall liest, sondern am 25. Oktober 1844 und zwar in Köln. Wenn er aber auch ein Kölner Kind war und bis zum Schlusse seines Lebens den Kölner Dialekt gesprochen hat, so gehört er doch seiner Abstammung nach zu Altbayern. Sein Vater war zwar vom Schicksal nach Köln geführt worden, aber die Familie selbst ist bayerisch, wie denn auch Verwandte von ihm in München und Umgegend leben. Es war daher kein Zufall, daß er den Typus der altbayerischen Bauern mit Vorliebe und mit solcher Meisterschaft dargestellt hat.

Leibls künstlerische Anfänge gehen naturgemäß von Köln aus, wo ihm der von ihm genannte Becker die ersten Elemente des Zeichnens beibrachte und mehr noch als das, ihn ermutigte, den gelehrten Studien, für die er sich wohl nicht recht eignete, zu entsagen. Der Rat hat sich bewährt, und Leibl hat denn auch dem wackeren Mann ein freundliches Andenken bewahrt. Jedoch sind die wichtigsten Anregungen auf ihn von München ausgegangen, wohin er 1863 im Alter von neunzehn Jahren gezogen ist. Er hat dort das übliche Martyrium im Antikensaal durchmachen müssen, kam aber bald zu dem schon damals mit Recht so sehr beliebten Artur von Ramberg. Diesem ausgezeichneten Lehrer dankt Leibl das Beste von dem, was er im Wege des Unterrichts gelernt hat. Durch ihn wurde er auf das Gebiet gewiesen, das er mit so viel Erfolg gepflegt hat: die Darstellung des altbayerischen Volksschlages. Ramberg kultivierte zwar das modische Gesellschaftsbild, aber er war trotz seiner eleganten Lebensführung ein Freund des Volkes und hat gern auch altbayerische Scenen gemalt. Man sieht nun seinen Bauern schon von weitem das Zugestutzte und für den Salon Hergerichtete recht deutlich an; aber sie sind trotzdem mit mehr Sachlichkeit behandelt, als damals üblich war. Was die Malerei selbst anlangt, so hatte Ramberg sehr gesunde Anschauungen. Trotz einiger Befangenheit, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht zu vermeiden war, und trotz des Strebens nach der damals sogenannten schönen Farbe hielt er viel auf eigenes Studium und gab der zu seiner Zeit blühenden altmeisterlichen Richtung keinen Zoll.

Wir dürfen Rambergs Einfluß auf Leibl freilich nicht zu hoch, aber doch höher anschlagen, als das bis jetzt üblich gewesen ist. So weit wir aus Leibls frühen Münchener Arbeiten, von denen viele durch Kommerzienrat Seeger dem Untergang entrissen worden sind, noch feste Schlüsse ziehen können, war er allerdings schon auf der Akademie trotz aller jugendlichen Unreife doch bis zu einem gewissen Grade selbständig. Diese Aktzeichnungen und Studienköpfe sind wohl nicht gerade nach der blutleeren akademischen Art gemacht, die auf Korrektheit im ärgerlichen Sinne des Wortes den Hauptwert legt, sondern haben in ihrer Auffassung etwas Eigenes. Leibl zeigt sich schon in so frühen Jahren sehr zielbewußt auf das eigentlich Malerische bedacht; er verfolgt nicht mehr die stereometrisch klare Kontur und die damals übliche plumprunde Modellierung als Hauptzweck, sondern strebt nach Zerlegung der äußeren Erscheinung in tonige Flächen. Er hat diese frühen Studien später nicht mehr gelten lassen wollen; wir aber, die wir seine spätere Entwickelung kennen, erblicken in ihnen doch echte Leibl; aber wir erkennen in ihnen auch Arbeiten aus dem Atelier Rambergs.

In den meisten biographischen Aufsätzen über Leibl und selbst noch in Georg Gronaus weit verbreiteter Biographie wird nun des Einflusses von Ramberg auf den jungen Leibl nur wenig gedacht, weil die frühe Selbständigkeit des Künstlers so augenfällig ist. Dagegen wird sehr gern der Hinweis auf Piloty gegeben, und obwohl es noch nie glückte, Leibl aus Piloty zu erklären, so liegt doch in dem Umstand allein, daß Piloty bei dieser Gelegenheit immer wieder als der Führer der damaligen Münchener Schule gepriesen wird, ein gewisser, allerdings verschleierter Versuch, den jüngeren Künstler in Abhängigkeit vom älteren zu bringen. In Wirklichkeit verhält sich aber die Sache so: Leibl war in Rambergs Atelier sehr angesehen und von seinem Lehrer begünstigt. Er wäre auch von diesem nicht weggegangen, wenn er sich nicht mit ihm entzweit hätte. Ramberg hat nämlich einmal in Leibls Abwesenheit eine im Grunde sehr schmeichelhafte Äußerung über ihn gemacht. Sie klang freilich arg pädagogisch, und als sie dem Schüler

von einem übereifrigen Ateliergenossen zugetragen wurde, wallte sein böser Jähzorn auf. Er verließ sogleich Rambergs Klasse und meldete sich zu Piloty, der ihn mit offenen Armen empfing. Aber schon nach drei Tagen klagte der so übereilt Entlaufene seinen ehemaligen Mitschülern, daß er eine große Torheit begangen habe und bei Piloty nichts lernen könne. Falsche Scham seinerseits und die innere Disziplin der Akademie andererseits hinderten ihn daran, zu Ramberg zurückzukehren, und so blieb er in der Piloty-Schule. Seine üble Ahnung aber hat sich schnell bewahrheitet; er lernte von dem damals so sehr gefeierten Manne nichts und hat sich auch seinen Anweisungen nicht gefügt. Wie er späterhin der äußerste Gegensatz zu Piloty gewesen ist, so hat er sich schon als Akademiker mit dessen pseudorealistischer Art nicht befreunden können. Darum sind auch bis jetzt noch alle Versuche gescheitert, seine Kunst aus der Pilotys zu erklären.



W. Leibl: Die Cocotte.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der Fall ist wichtig genug, um eine ohnehin nur scheinbare Abschweifung vom Thema zu veranlassen. Es handelt sich um die Darlegung von Leibls Stellung in der Kunstgeschichte. Sie wird nie richtig gegeben werden können, solange man sich nicht entschließt, gewisse, bis jetzt beibehaltene Vorurteile aufzugeben. Man ist seit langem gewohnt, die Entwickelung der modernen Kunst an einzelne Namen zu knüpfen. Wenn Carstens, Cornelius, Piloty und Diez, ferner Böcklin, Liebermann, Uhde und Franz Stuck genannt waren, so schien eine genügend klare und objektive Entwickelungsreihe festgesetzt zu sein. Aber wenn dann die Probe auf die Brauchbarkeit gemacht wurde, dann sah die Sache gar nicht mehr so klar und einfach aus. Die Versuche, die zahllosen einzelnen Erscheinungen aus den durch die erwähnten Namen gekennzeichneten allgemeinen Bedingungen zu erklären, fielen alle entweder dürftig oder gewaltsam aus. Viele der Künstler, die wie Leibl jetzt an erster Stelle ge-

nannt werden, ließen sich gar nicht gut in diese Reihe einordnen. Daraus darf man nun doch wohl folgern, daß wir mit noch ganz anderen Faktoren zu rechnen haben, und daß diese nicht nach den oben angeführten Namen zu gliedern sind. Welches aber diese Faktoren sind, und welche geistigen Führer wir bei der Erklärung des auffallenden Fortschrittes, den unsere Malerei im neunzehnten Jahrhundert gemacht hat, an die Spitze zu stellen haben, das ist die freilich sehr schwere Aufgabe, die die Geschichtschreibung der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts noch zu lösen hat.

Man macht sich wohl kein Hehl, daß eine Menge von scheinbar feststehenden Urteilen, die wir aus der Epoche der Cornelius, W. von Kaulbach und Piloty über den Wert dieser Künstler übernommen haben, keine Geltung mehr besitzen; aber es besteht doch die wunderliche Tatsache, daß wir nach wie vor, wenigstens äußerlich, an der Wertschätzung jener Künstler festhalten, die sie zu ihrer Zeit gefunden hatten, obwohl wir ihnen innerlich so gut wie ganz entfremdet sind. Noch immer gilt die Rangordnung, die seinerzeit geschaffen worden ist; noch immer wird die Kunst nach dem Inhalt abgeurteilt, noch immer hat sich die Geschichtschreibung nicht entschlossen, erstens die Konsequenzen aus unseren heutigen allgemeinen Anschauungen zu ziehen und zweitens die historischen Erfahrungen zu verwerten, die wir gemacht haben. Wenn einmal die Geschichte der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts unbefangen geordnet sein wird, dann wird auch die Fabel von Pilotys Bedeutung schwinden. Er hat ja viele Schüler gehabt, aber er hat doch als ein in vielen Beziehungen retardierender Faktor gewirkt. Die Lehre, der wir das lebenskräftige Neue und überhaupt den ganzen Fortschritt seit 1870 verdanken, ist nicht von ihm, sondern von Leibl ausgegangen.

Der alte Spruch ex ungue leonem gilt auch in der Kunst. Die Meister von epochemachender Bedeutung verraten schon in ihren Frühwerken deutlich, was sie späterhin bedeuten werden. Das zeigt sich auch bei Leibl. Die früheste seiner nicht mehr rein schulmäßigen Arbeiten, die jetzt als ein pietätvolles Geschenk des Künstlers im Kölner Museum hängt, stellt seinen greisen Vater dar. Noch ist die Formensprache akademisch, aber die Charakteristik der Persönlichkeit ist schon von der Schärfe eines echten Leibl, und bereits hier kündigt sich das Streben nach dem rein malerischen Vortrag an und jene Vorliebe für das Detail, die dem Künstler für immer eigen blieb. Die eigentlichen Hauptwerke aus Leibls Jugendzeit aber fallen in die Jahre 1867 bis 1869. Auch hier spielt das Porträt die Hauptrolle. Das eine Bild, der „Kritiker" genannt, stellt zwei Freunde des Künstlers dar, die Maler Haider und Hirth-Dufrésnes, wie sie eben einen Kupferstich betrachten. Die ganze Anordnung ist noch durchaus im Sinne der kurze Zeit darauf von Leibl für immer aufgegebenen älteren Genremalerei behandelt. Die beiden jungen Männer sind nicht ruhig und sachlich aufgefaßt, wie es der Scene entspricht; in lebhaftester Bewegung, heftig aufgefahren im Affekt des jähen Erstaunens prüfen sie den Stich. Uns erscheint solcher Widerspruch etwas gar zu kapriziert, damals galt er als interessant. Für die Beurteilung von Leibls Wesen kommt er aber nicht in Betracht. Wir dürfen von dem „Kritiker" sagen, daß er eine von Leibl gemalte Komposition des Ramberg ist. Aber auch in der Malweise stimmt noch vieles zu Rambergs Art. Das Ganze ist in einen hellen, goldigen Ton getaucht, und die Beleuchtung arbeitet noch mit künstlichen Gegensätzen. Trotzdem gilt auch hier das gleiche wie bei dem Bildnis seines Vaters. Der Schüler ist bereits über seinen Lehrer hinausgewachsen. Hier finden sich ferner bereits die Hausgeräte, mit denen Leibl seine Bilder auch späterhin zu staffieren pflegte: ein schwerer, lederüberzogener Armstuhl, ein ziemlich absichtlich angebrachter Hut, ein Krug und dergleichen Gegenstände mehr, an denen er so gern seine Kunstfertigkeit geübt hat. Das zweite Hauptstück war das Bildnis der Frau des Bildhauers und Dekorateurs Lorenz Gedon, der in der Geschichte der neueren deutschen Kunst eine so große, aber nicht durchaus glückliche Rolle gespielt hat. Das Porträt ist heute verschollen; seinerzeit hat es ein außerordentliches Aufsehen erregt, und der Erfolg, von dem es begleitet war, hätte beinahe eine entscheidende Wen-

dung in Leibls Leben herbeigeführt. Das Bild war 1869 auf der Münchener internationalen Kunstausstellung Gegenstand des allgemeinen Gespräches geworden, und ein Herr von der französischen Gesandtschaft, Namens Tacher de la Pagerie, lud Leibl ein, nach Paris zu gehen, wo er als Porträtist der fashionablen Welt eine Stelle im Range von Stevens haben würde. Leibl nahm an, zumal der Vorschlag auch insofern materiell gut begründet war, als dem jungen Künstler zugleich ein Porträtauftrag durch seinen französischen Gönner besorgt wurde.



W. Leibl: Alte Pariserin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der Pariser Aufenthalt dauerte nicht gar lange. Schon 1870 machte ihm der Krieg ein Ende; trotzdem ist dieses kurze Zwischenspiel der Gegenstand einer üppigen Mythenbildung geworden. Leibl war schon seit langer Zeit durch den in französischer Schule gebildeten Victor Müller auf Courbet, den Führer einer gemäßigten Realistik in der französischen Malerei, aufmerksam gemacht worden. Als dann Courbet gar im Jahre 1869 mit einer starken Kollektion seiner tüchtigsten Arbeiten nach München gekommen war, da suchte ihn Leibl mitunter in der Kneipe auf. Aber die beiden Künstler haben sich weder häufig gesehen, noch auch Verabredungen in Bezug auf Leibls Übersiedelung nach Paris getroffen. Was man über die Innigkeit ihres Verkehrs spricht, ist zum größten Teil Übertreibung. Tatsache ist nur, daß die beiden sich gegenseitig als Künstler sehr hoch schätzten, und daß Leibl durch den vorteilhaften Eindruck, welchen Courbet auf ihn gemacht hatte, darin bestärkt worden ist, den Ruf nach Paris anzunehmen. Paris war damals der künstlerische Mittelpunkt Europas, und es gereicht ihm sowie Leibl zur hohen Ehre, daß der noch sehr junge Mann sogleich von den französischen Kunstfreunden und von den gewöhnlich etwas eifersüchtigen Künstlern mit rückhaltloser Anerkennung empfangen wurde. Er erhielt auf der Pariser Ausstellung vom Jahre 1870 die goldene Medaille. Diese Auszeichnung aber hatte zur Folge, daß beim Ausbruch des Krieges Wilhelm I. den vielversprechenden Künstler vom Militärdienst befreite und dadurch der Pflicht enthob, die Waffen gegen Frankreich zu tragen.

Der Aufenthalt in Paris hat Leibl manche Anregung gegeben. Der häufige Besuch des Louvre, wo die holländische Malerschule so glänzend vertreten ist, war augenscheinlich nicht ohne Wert für ihn, und noch wich-

tiger ist der tägliche Umgang mit französischer Kunst gewesen. Trotzdem darf man wohl sagen, daß alle diese Anregungen lediglich den Charakter der Bestärkung seiner aus Deutschland bereits mitgebrachten Ideen tragen. Leibl ist als fertiger Künstler nach Paris gekommen, und er hat auch dort seine Selbständigkeit bewahrt. Warum sollte er sich auch den Fremden zu eigen geben, wenn diese ihn so sehr anerkannten und bewunderten? So jung er auch war, hat er doch als gleicher verkehrt mit den Führern der damaligen fortschrittlichen französischen Malerei. Hierauf muß deshalb sehr nachdrücklich hingewiesen werden, weil Leibls Bedeutung für die deutsche Kunst so groß gewesen ist, und weil man so oft versucht hat, ihn als einen Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland hinzustellen.

Nur in einer Beziehung erleidet die Angabe, daß er als selbständiger Künstler nach Paris gekommen sei, eine leichte Einschränkung. Der Zusammenhang mit Ramberg bleibt noch erkennbar und zwar im Hauptwerke seines Pariser Aufenthaltes. Er malte dort das Bild einer jungen, sehr üppigen Cocotte, die in voller Bekleidung auf ihrer Ottomane liegt und aus einer langen holländischen Tonpfeife raucht. Das mit Recht berühmte Bild ist in einen wunderbaren hellgoldenen sehr warmen Ton getaucht, zu dem die Rambergschule bei dem alten Holländer Albert Cuyp die Anregung erhalten hatte. Auch die genrehafte Zustutzung des Bildnisses mag noch auf Ramberg zurückgehen und nicht minder die kapriziöse, fast gespreizte Haltung. Solchen Eigentümlichkeiten begegnet man in der späteren Zeit bei Leibl nicht mehr; da kommt vielmehr ein Zug zur ausschließlichen Geltung, der sich eben bei der Cocotte bereits in manchen Beziehungen recht deutlich angemeldet hat: der Zug der äußersten Einfachheit und Natürlichkeit, einer Natürlichkeit, die so ganz frei von allen Zutaten ist, daß sie manchem sogar nüchtern erscheinen mag. In der Tat fehlt der Cocotte all der pikante Reiz, den man nach dem Titel und dem Sujet erwarten sollte. Der Künstler hat sich auf die malerische Unparteilichkeit zurückgezogen und zwar so sehr, daß er das Zubehör zum mindesten mit dem gleichen Interesse behandelt wie die Hauptsache selbst, das Porträt. Das Teppichwerk der Ottomane ist mit unerhörter Wärme und beispiellosem Glanz behandelt. Hier ist Wahrheit geworden, was bei der Pilotyschule nur Schein gewesen ist. Frei von allen prahlerischen Mätzchen hat Leibl den prächtigen Stoff gemalt. Hier fehlt durchaus der renommistische Hinweis auf das technische Können, wodurch uns heute die Pilotyschule, da sie nun einmal das rechte Können nicht besessen hat, ein wenig komisch vorkommt. Hier steht die gesunde starke Tat vor uns. Wenn sich aber auch die Vorliebe des Künstlers für die malerische Außenseite der Dinge so schön enthüllt, so wäre es mehr als eine Ungerechtigkeit, wenn nicht die scharfe Charakteristik der Persönlichkeit mit Nachdruck betont würde. Obwohl in Paris gemalt, schließt die Cocotte Leibls Münchener Schulzeit ab. Als eine Äußerlichkeit möge nur noch die verbürgte Erzählung nachgetragen werden, daß Courbet und dessen Freunde nicht selten in Leibls Atelier kamen und zusehend, während er an der Cocotte malte, in die Hände klatschten und häufig Bravo riefen.

Was nun das Verhältnis zu Courbet anlangt, so zeigt diese Anekdote, daß es sehr freundlich gewesen ist; aber trotzdem darf man wohl daraus keine weiteren Schlußfolgerungen auf die künstlerische Entwickelung Leibls ziehen. Hier wiederholt sich die gleiche Erfahrung wie bei ber angeblichen Abhängigkeit von Piloty. Leibl steht auch zu Courbet in ausgesprochenem Gegensatz. Gemeinsam hat er mit ihm nur die Erkenntnis, daß die Natur des Künstlers beste Lehrmeisterin ist, und ferner das Bestreben, die Malerei als Selbstzweck zu behandeln, so daß sie befreit wurde von allen den Nebenrücksichten, unter denen sie bei den Historien- und Novellenmalern so schwer gelitten hatte.

Das Wichtigste aber war wohl die Harmonie der Ansichten über die Aufgaben der Kunst. Hierin stimmten die beiden vollkommen überein, und es mögen dann gewisse Suggestionskräfte tätig gewesen sein, daß jeder im Schaffen des anderen seine eigene Ansicht verkörpert sah, obgleich heute wenig Zweifel mehr darüber besteht, daß Courbet als Praktiker weit hinter seiner Theorie

zurückgeblieben ist, und daß Leibl zwar alles erreicht hat, was er wollte, aber in seinen Bestrebungen nicht die volle Konsequenz aus den durch ihn geschaffenen Prinzipien gezogen hat.

Wesentlich ist für unser Verständnis für Leibls Entwickelung zu wissen, wie Courbet und er sich zu den alten Meistern gestellt haben; denn gerade von diesem Standpunkt aus ergibt sich ein so prinzipieller Unterschied, daß Leibls Unabhängigkeit von französischer Kunst und Technik klar bewiesen werden kann. Courbet war in seiner mit so viel Elan vorgetragenen Lehre ein rücksichtsloser Neuerer; aber wenn er malte, dann holte er sich die Anregung nicht allein aus der Natur, sondern von den alten Meistern, besonders von Ribera und Velasquez, und leider hat er sich nicht einmal an gute Originale gehalten, sondern an die ihrer Mehrzahl nach fragwürdigen Exemplare des Louvre. Als Maler war Courbet in mancher Beziehung nicht etwa ein platonischer Bewunderer, sondern sogar ein Nachahmer der Alten. Dagegen hat Leibl von den Alten gar nichts übernommen, weder an einzelnen Kunstgriffen noch an allgemeinen Grundsätzen. Er lehnte die ganze italienische Malerei ab und ist nie in Italien gewesen, hat auch nie ein Verlangen danach gefühlt, über die Alpen zu gehen und sein herbes Urteil über die italienischen Künstler in deren Heimat auf seine Richtigkeit zu prüfen.

Dagegen hat sich Leibl für die germanische Kunst sehr begeistert. Holbein, Rembrandt, Michael Sweerts und F. Hals sind seine Lieblingsmeister gewesen, denen er noch den Spanier Velasquez zugesellte, freilich ohne ihn genau zu kennen. Die berühmte „Trinkstube“ des Sweerts in der alten Pinakothek war sein Lieblingsbild, und an den großen Reiz ihrer Tonwirkung wird man allerdings oft bei Leibls Werken erinnert. Es ist dabei bemerkenswert, daß er gerade gegen Ende seines Lebens sich besonders lebhaft für die Alten interessiert hat. Leibl hat ja den Besuch der Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam vom Jahre 1898 als einen der größten künstlerischen Genüsse bezeichnet, die er je gehabt hat; noch in seinem Todesjahr hat er sich endlich mit Plänen einer Reise nach Spanien getragen. Frei von der Überhebung, die man den Malern des neunzehnten Jahrhunderts so vielfach nachredet, hat er als anerkannter Meister seinen großen Vorgängern die verständnisvollste Verehrung entgegengebracht; jedoch niemals, zu keiner Zeit seines Lebens hat Leibl dieser seiner herzlichen Bewunderung erlaubt, überzugreifen in seine Überzeugung von der Art, wie er die ihm durch die Eigenart seines Talentes gestellte Aufgabe lösen sollte. Von dieser Erwägung ausgehend, hörte er es nie gern, wenn man ihn den Holbein unserer Zeit nannte. Er war sich des prinzipiellen Unterschiedes zwischen alter und neuer Kunst, der ohnehin nicht etwa ein Qualitätsunterschied ist, durchaus bewußt. Für ihn hatten solche Vergleiche wenig Sinn, und er pflegte sie mit den Worten abzulehnen, daß man doch sollte jeden Künstler denjenigen sein lassen, der er eben sei.

In Paris hat Leibl, der immer ein wenig auf die Hilfe seiner Freunde angewiesen war und sein Haus selbst nicht recht verwalten konnte, lange Zeit kein eigenes Atelier besessen, sondern in dem des kürzlich in Berlin verstorbenen Malers Paulsen gearbeitet. Aus diesem noch nicht gar lange bekannten Umstande hat man den Schluß ziehen wollen, daß es ihm in Paris nicht besonders gut ergangen sei. Das ist aber nicht der Fall. Leibl hat immer gehabt, was er brauchte. Er stammte ja aus einer zwar nicht reichen, aber doch wohlhabenden Familie, und auch der materielle Gewinn seiner Kunst war nicht so gering, wie heute geglaubt zu werden scheint.

Der deutsch-französische Krieg machte dem Pariser Aufenthalt ein frühzeitiges Ende. Leibl kehrte nach Bayern zurück und blieb mit mannigfachem Wechsel seines Aufenthaltes im Voralpenland, so wie er es in der oben mitgeteilten autobiographischen Skizze selbst angibt. Äußere Umstände von Wichtigkeit haben sich in seinem Leben von da ab nicht mehr ereignet. Er lebte als Junggeselle seiner Kunst, dem Sport und der Jagd.

Dreißig Jahre waren Leibl noch zu arbeiten vergönnt. Er hat sie gut ausgenützt. Aber die Zahl seiner Werke ist sehr gering. Selbst wenn man die flüchtigen Skizzen, diese Kinder inspirierter arbeitsfroher Stun-

den, rechnet, wird man noch nicht viel mehr als zweihundert Gemälde von ihm nachweisen können. Er hat sehr langsam gearbeitet. Seine Hauptbilder kosteten ihm wenigstens zwei bis vier Jahre. Freilich pflegte der Künstler nicht ununterbrochen bei einer Aufgabe stehen zu bleiben. Neben den großen Hauptwerken gingen kleinere einher, und nicht selten ließ er die Palette wochenlang überhaupt liegen, um seiner Leidenschaft für die Jagd zu huldigen. Trotz dieser Einschränkungen bleibt die Tatsache zu Recht bestehen, daß Leibl an viele seiner Hauptwerke mehrere Jahre des Lebens gewendet hat. Im Nachfolgenden mögen sie in chronologischer Ordnung aufgeführt werden.

Noch in Paris entstand das berühmte Bildnis einer alten Frau aus dem Volke, vermutlich die Concierge eines Hauses, wo er gewohnt hat. Lang, hager und äußerst unlieblich war sie; aber Leibl hat der wenig fesselnden Erscheinung doch im Bilde so viel künstlerischen Reiz zu verleihen gewußt, daß diese Studie, die „Pariserin" genannt, nicht nur zeitlich zu seinen ersten Arbeiten gehört. Bei ihr begegnen wir zum erstenmal dem Künstler in seiner ganzen Eigenart. Hier ist nichts mehr von akademischem Drill oder von altmeisterlichem Goldton. Die Erscheinung ist auf eine Weise wiedergegeben, die wenigstens für Deutschland ganz neu ist. Die Modellierung wird nicht mehr hübsch rund wie vom Goldarbeiter herausbossiert, sondern es setzt sich das Bild zusammen aus einer unendlichen Anzahl kleiner Flächen, die alle sehr fein auf ihren Tonwert bestimmt und dementsprechend verbunden sind. Eine solche Auflösung der Erscheinung würde nur zu leicht zur Kaltherzigkeit führen, wenn nicht die Zeichnung als kräftig zusammenhaltendes Element dazu träte, und in der Tat ist die Zeichnung der „Pariserin" hervorragend sicher und feinfühlig zugleich. Nicht nur Einzelheiten, wie die vielbewunderten Arme und gar die Hände, sondern das Ganze ist unvergleichlich charakteristisch gezeichnet, so charakteristisch, daß man im Kunstwerke dem wirklichen Leben gegenüber zu stehen glaubt. Hierin aber liegt die Bedeutung dieses Bildes. Es dankt seine innere Lebensfähigkeit dem Verständnis seines Meisters für den Wert der äußeren Erscheinung. Diesem Bild verwandt sind die prachtvollen, einige Jahre später entstandenen „Dachauerinnen" in der Berliner Nationalgalerie.

Eine Eigentümlichkeit möge schon hier bemerkt werden. Leibl ist kein Kolorist im eigentlichsten Sinne des Wortes gewesen. Seine Bilder sind nur auf Zeichnung und Ton gestellt. Als Basis des Tones aber nahm er bei der „Pariserin" und einer großen Anzahl der ihr zeitlich nahestehenden Gemälde ein sattes, matt glänzendes Schwarz. Was dem Beschauer und zumal dem Laien bei diesen Bildern zunächst ins Auge fällt, ist dieses Schwarz, und weil es nun bei Courbet uns ebenfalls so häufig begegnet, so hat man Leibl auf Grund des doch immerhin recht äußerlichen Umstandes in Abhängigkeit von Courbet setzen wollen. Wir haben aber Porträts aus seiner ersten Münchener Zeit, die bereits diese Eigentümlichkeit besitzen, und dürfen darum höchstens sagen, daß er durch Courbet in ihr bestärkt worden sei. Jedoch bleibt die Tatsache bestehen, daß bei Leibls Bildern die auffallende schwärzliche Tönung für die nächsten Jahre ein so starkes Charakteristikum bildet, daß man aus ihr die Entstehungszeit mit ziemlich großer Sicherheit bestimmen kann.

Sehr nahe verwandt mit der Malweise der „Pariserin" ist die der sogenannten „Tischgesellschaft". Das Bild ist zwar nicht mehr in Paris gemalt, geht aber seiner ersten Anlage nach auf diese Zeit zurück. Leibl hat vielleicht zu keinem Gemälde so viel Entwürfe und Pläne gemacht wie zu diesem; leider aber ist gerade dieses, das berufen war, sein Meisterwerk zu werden, nicht fertig geworden. Mehrere Skizzen, die die ursprüngliche Idee, eine Musikgesellschaft zu malen, verkörpern, und die sehr weit gediehene Studie zu der endgültigen Fassung sind alles, was wir von dem so prachtvoll angelegten Unternehmen noch besitzen. Jede dieser Skizzen ist eine Etappe auf dem Wege zur Einfachheit. Die schwerfälligen Musikinstrumente ließ Leibl schließlich weg; denn sie hätten zu aufdringlich gewirkt, und so wurde aus dem Ganzen eine stille Gruppe junger Leute, die um einen Tisch versammelt sind, sitzend oder stehend, wie jeder will. Mehr



W. Leibl: Die Tischgesellschaft.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

als hier hat Leibl das rein Zuständliche nie wieder aufgesucht. Es liegt etwas von der Stimmung des altvenetianischen Existenzbildes über der Gruppe. Bewundernswert ist die reiche und dabei ruhige Haltung, da der Künstler doch hauptsächlich mit dem sonst so grellen Kontrast von Hell und Dunkel, fast möchte man sagen von Schwarz und Weiß gearbeitet hat. Von Bildern dieser Art ist eine ungemein starke Wirkung auf gleichzeitige junge Künstler ausgegangen: besonders Wilhelm Trübner, der nur wenig Jahre jünger war als Leibl, schloß sich eng an dessen Programm an, wie es in der „Tischgesellschaft" ausgesprochen war. Die beiden haben intim miteinander verkehrt, und Trübners Bildnis ist eine der delikatesten Arbeiten Leibls aus dieser Zeit. Überhaupt hat damals das Porträt noch viel bei ihm bedeutet, wie denn auch seine zwei besten Bildnisse, das des Herrn Pallenberg (jetzt im Kölner Museum) und das des ihm als Jagdfreund nahestehenden Freiherrn Max von Perfall (jetzt in der Münchener Pinakothek) aus diesen Jahren stammen. Wenn irgendwo, so sieht man hier, daß Leibls Technik weit entfernt von Tüftelei gewesen ist. Trotz einer fast unerhörten Sachlichkeit ist bei den genannten Porträts der Vortrag frei und breit. Leibl offenbart sich hier als den berufenen Porträtmaler; die Ketzerei wird nicht so schlimm sein, wie sie aussieht, wenn man angesichts solcher Leistungen wünscht, daß der Künstler doch niemals etwas anderes gemalt haben möchte als Porträts.

Aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre sind nicht viel fertige Werke dieser breiten Malweise von ihm erhalten; das bedeutendste werden wohl die „Dachauer Bäuerinnen" sein, die sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie befinden. Aber Skizzen und Studienköpfe sind uns noch in verhältnismäßig großer Anzahl erhalten.

Die landläufige Ansicht geht dahin, das Schaffen der Künstler von Rang nach Epochen zu gliedern und jeder Epoche einen bestimmten Stil zuzuweisen. Für die oberflächliche Betrachtung hat dieser Grundsatz manches für sich, und jedenfalls bietet er dem Geschichtschreiber praktische Vorteile. Aber wenn man genau zusieht, so findet man gar nicht selten, daß die Künstler zur gleichen Zeit verschiedene, unter sich durchaus nicht gleichartige „Manieren" haben. Das ist auch bei Leibl der Fall. Schon in dieser frühen Epoche des schwärzlichen Tones und des breiten, flächenhaften Vortrages hat er jene Art der subtilsten Malweise kultiviert, durch die er so weit berühmt wurde. In der Regel finden wir sie bei seinen Scenen aus dem altbayerischen Volksleben, von denen eine der ältesten und wohl auch schönsten „Das ungleiche Paar" sein mag, das aus dem Besitz von Franz von Defregger in die Sammlung des Städelschen Instituts in Frankfurt übergegangen ist. Die Auffassung ist malerisch und gegenständlich überaus einfach. Ein alter Mann sitzt in der Bauernkneipe sehr nahe einem jungen Mädchen; er legt den Arm auf die Lehne hinter ihr, läßt aber die Hand ruhig herabhängen. Sie hält ein halb volles Bockglas. Wer Freude daran hat, Novellen aus einem Gemälde herauszulesen, hat hier vollauf Gelegenheit. Wir können leider auch nicht verschweigen, daß der Titel, der wohl von Leibl selbst herrührt, gewissermaßen dazu auffordert. Aber wer wird gegenüber der wunderbar gemalten und charakterisierten Frauengestalt heutigestags noch an solche Nichtigkeiten denken! Ob sie die Tochter oder die Frau des alten Bauern ist, erscheint uns als ganz belanglos neben der Schönheit und Pracht des Kostüms und der Zartheit, mit der der junge blühende Kopf gemalt ist. Der Alte selbst kommt uns freilich recht kalt vor, und wir bewundern bei ihm mehr die Technik als den Geist des Künstlers. Das Bild nimmt eine Art Zwitterstellung in Leibls Schaffen ein; es bildet den Übergang von den tonigen zu den vollfarbigen Gemälden. Unter diesen ist eines der frühesten der „Jäger" der Berliner Nationalgalerie (1875), darstellend Freiherrn Anton von Perfall. In Lebensgröße zeigt es den jungen Mann in oberbayerischem Kostüm und vollständiger Jagdausrüstung, unter einem Weidenbaum am Flußufer stehend. Neben ihm ruht im Grase der weiße Jagdhund. Die Figur des Jägers ist in sehr kaprizierter Silhouette gegeben, man sieht ihn in seitlicher Rückenansicht, während er das Antlitz in scharfer Biegung dem Beschauer zukehrt. Wir haben auch wieder, wie bei dem alten Bauern auf dem eben erwähnten Bilde, fraglos eine sehr starke Leistung vor uns, und vor allem ist es wieder die überaus detaillierte Zeichnung, die den Wert ausmacht; aber künstlerisch fein ist das Porträt doch nicht. Leibl ist, wie man zunächst bemerkt, des landschaftlichen Teiles nicht Herr geworden. Die Spitzpinselei und die Ausführlichkeit, mit der jedes Hälmchen und Blättchen gemalt ist, entschädigen nicht dafür, daß die Farbe wässerig und haltlos wirkt, noch weniger für den Mangel an Einheitlichkeit der Auffassung. Das Bild ist im Freien gemalt, aber es entbehrt aller Kraft und Frische der Naturstimmung. Nicht uninteressant ist es auch, daß Leibl sich eine Art künstlerischer Unredlichkeit hat zu schulden kommen lassen, freilich nur aus übergroßer Gewissenhaftigkeit. Der Kopf des Jägers ist nicht im Freien gemalt, sondern im Atelier, und den lichten Himmel, gegen den er sich abhebt, mußte eine helle Wand ersetzen. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Willkür, so gut sie gemeint war, eben doch eine große Störung im ganzen hervorrief. Im Gegensatz zu den bis jetzt besprochenen Werken, auch zu dem prächtigen Perfallbildnis der Münchener Pinakothek, das doch ungefähr ein Jahr später gemalt ist, hat Leibl bei dem „Jäger" die berühmte glatte Malweise angewandt, mit der er dann in der späteren Zeit so viel Erfolg erzielt hat.

In den Jahren 1876 und 1877 entstanden die „Dorfpolitiker", das Meisterwerk dieser weitgetriebenen Ausführung. Vier Bauern sitzen um den Weisen des Dorfes und hören aufmerksam, teils mit gutmütigem, teils mit unwilligem Erstaunen, was dieser ihnen vorliest. Selten ist dem Künstler ein Wurf so gut gelungen, aber auch selten hat er sich so sehr innerhalb der ihm gesteckten Grenzen gehalten. Das Bild ist weit unter Lebensgröße. Das gewährte dem Künstler,



W. Leibl: Der Jäger.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

der gewohnt war, im Sitzen zu malen, große Vorteile; denn der Schwierigkeiten, die die Wahl eines großen Maßstabes mit sich bringt, wurde er nicht leicht Herr. Bei Kommerzienrat Seeger befindet sich die Originalskizze zu den „Dorfpolitikern"; man kann nicht ohne Bewunderung sehen, daß Leibl schon beim ersten Entwurf die Aufgabe so völlig klar erfaßt hatte, und daß er bei der Ausführung nichts Wesentliches mehr zu ändern brauchte.

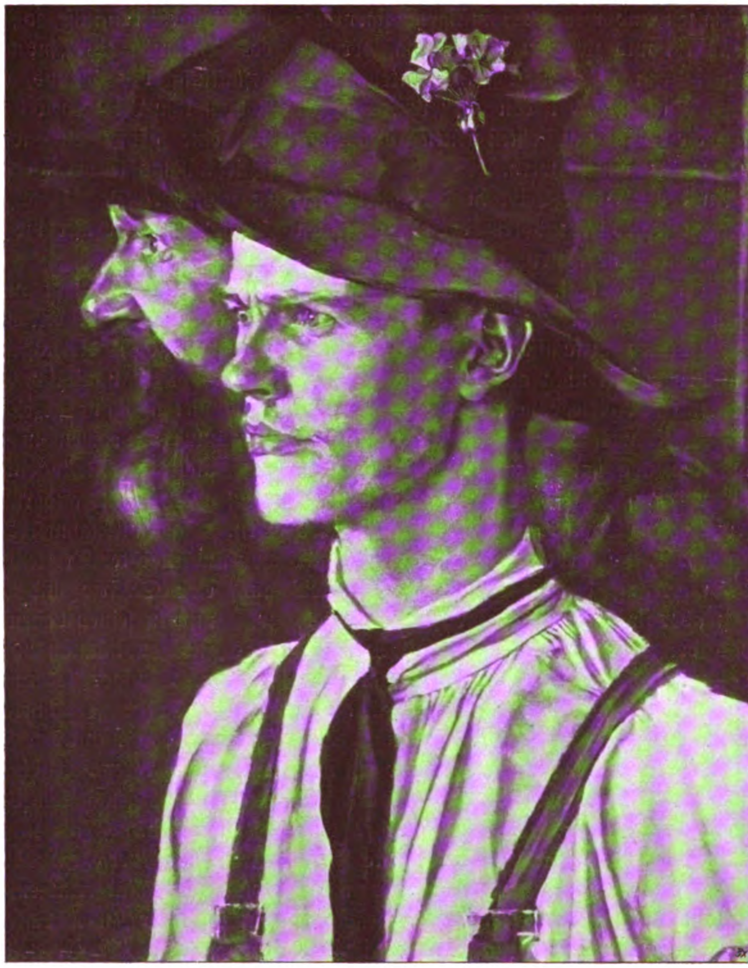
Leibls Kunst ist über alle Maßen echt, und zwar in jedem Sinne des Wortes. Sie ist es nicht nur insofern, als sie sich von allen unreellen Mittelchen fern hält, sondern auch durch die absolute Treue in der Wie-

dergabe der Objekte. Das zeigt sich besonders schön bei den „Dorfpolitikern". Wenn man sonst bei seinen „Männern aus dem Vorgebirge" mehr das Äußere bewundert und leider über den Eindruck einer gewissen Leere des inneren Lebens nicht hinwegkommt, so ist das bei den „Dorfpolitikern" nicht der Fall. Diese Typen des oberbayerischen Bauern sind nach allen Seiten mit einer Wahrheit geschildert, die recht eigentlich erschöpfend ist und tatsächlich unerreicht dasteht. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daß die Rücksicht auf absolute Treue den Künstler dazu veranlaßt hat, die Scene in eben dem Wirtshaus zu Schorndorf zu malen, wo sie vor sich gehen sollte.

Leibl lebte damals für kurze Zeit in Schorndorf, ging jedoch bald nach Vollendung der „Dorfpolitiker" nach München. Trotzdem er sehr ehrenvoll aufgenommen wurde, zog er es aber vor, dem Leben in der Stadt zu entsagen, und siedelte nach Berbling bei Aibling über, wo ein Freund von ihm als Pfarrer lebte. Hier entstand nun in den Jahren 1878 bis 1881 das Bild, das als sein Hauptwerk angesehen wird: „Die betenden Frauen in der Kirche". Von den „Betenden Frauen" gilt das gleiche wie von den „Dorfpolitikern". Als sie seinerzeit in einer Privatausstellung dem Münchener Publikum vorgeführt wurden, haben sie denn auch ein ungeheures Aufsehen erregt, bei den Künstlern sowohl wie bei den Laien, und obwohl sich schlimme Intriguen von seiten eines der angesehensten Münchener Maler gegen Leibl gerichtet haben, war der Erfolg der „Betenden Frauen" so groß, daß der Künstler glaubte, München fliehen zu müssen, um nicht im Taumel unterzugehen. Die „Betenden Frauen" werden noch heute als eine der hervorragendsten Leistungen der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts angesehen, und das mit Recht. Nun wird erzählt, daß Lenbach, der seiner ganzen Richtung entsprechend für Leibls Technik und wahrheitsvolle Fortschrittlichkeit kein Verständnis hatte, das Wort „Sträflingsarbeit" für die „Betenden Frauen" aufgebracht habe. Das ist nun selbst im rein technischen Verstand eine Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit; denn wenn dieses so sehr weit ausgeführte Werk sich auch äußerlich nicht wenig von den breit gemalten der früheren Zeit unterscheidet, so darf doch als sein Hauptmerkmal und Hauptverdienst der Zug bezeichnet werden, daß es die schärfste Sachlichkeit und Ausführlichkeit erreicht, ohne irgendwie tüftelig zu werden. Diese Verbindung von künstlerischer Freiheit und äußerster Geduld steht einzig da in der Kunstgeschichte und hat nichts gemein mit der stumpfsinnigen Detailhuberei, die durch den schlimmen Ausdruck „Sträflingsarbeit" bezeichnet wird.

Unmittelbar nach den „Betenden Frauen" unternahm Leibl ein Bild, durch das er alle seine früheren Erfolge noch überbieten wollte; denn die laute Anerkennung, die er in München gefunden hatte, war leider nicht ganz ohne schädliche Wirkung auf seine Selbstkritik geblieben. Er selbst scheint geahnt zu haben, daß die lärmende Bewunderung für ihn nicht gut sei; aber er war doch nicht im stande, die Naivität des Empfindens vor Störungen zu bewahren; zum Glück waren diese aber nur vorübergehend. Leibl wollte ein Wildschützenbild malen, und zwar setzte er seinen Ehrgeiz darein, die Figuren in Lebensgröße zu gestalten. Bei der enormen Gegenständlichkeit seiner Kunst war dieser Plan ohnehin nicht sehr geschmackvoll; aber es kamen noch technische Schwierigkeiten hinzu. Leibl hatte damals ein sehr kleines Atelier, wo er nicht genügend weit von den Modellen und seiner Staffelei wegtreten konnte, um sich beim Arbeiten über die Richtigkeit der Proportionen Rechenschaft zu geben. So malte er ungefähr vier Jahre an dem Bilde, immer hoffend, die Schwierigkeiten zu überwinden, und — es darf das harte Wort nicht verschwiegen werden — sich eigensinnig gegen den Rat seiner Freunde verschließend. Als die „Wildschützen" nun im Jahre 1886 fertig waren, geschah das Unvermeidliche: die gesamte mündliche und schriftliche Kritik rühmte zwar die vielen wundervollen Einzelheiten, lehnte aber die Scene als Ganzes doch ab. Und nun geschah von Leibl selbst das Unglaubliche. Als ihm sein Bild von der Ausstellung unverkauft zurückkam, sah er es prüfend an, sagte nichts als die kurzen Sätze: „Die Kerls haben recht, holt mir die Säge." Und er zerschnitt das Werk so vieler Jahre, das Ziel so großer, langgenährter Hoffnun-

gen. Drei Stücke allein ließ er bestehen. Den Rest verbrannte er. Von den erhaltenen Stücken befindet sich das eine in der Berliner Nationalgalerie, die Brustbilder zweier Jäger darstellend, die anderen besitzt Herr Seeger. Von diesen gibt das eine den Kopf eines scharf auslugenden Wilderers, das andere aber ein paar Hände, die quer über dem nackten Knie des Mannes einen Stutzen halten. Diese Hände dürfen wohl als das Vollkommenste bezeichnet werden, was Leibl je gemalt hat, und man darf, ohne damit der Phrasenmacherei verdächtig zu erscheinen, sagen, daß hier die Kunst zur Natur geworden ist. Bewundernswert ist hauptsächlich, daß die Frische und organische Beweglichkeit erhalten blieb, obwohl doch eine so unendliche Arbeit an diese Partie gewendet worden ist. Kaum möchte man gegenüber dieser lebenswahren Geschmeidigkeit glauben, daß die erwähnten Brustbilder der Nationalgalerie zu demselben Bilde gehört haben. Etwas Steifes und Stilisiertes, das an holzgeschnitzte Figuren erinnert, benimmt uns die Freude an der sonst so trefflichen Leistung, und hier drängt sich, wie so manchmal bei Leibl, das Gefühl auf, daß der Künstler vom fleißigen Handwerker beiseite geschoben sei.



W. Leibl: Wildschützen. (Detail.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Bald, nachdem die „Wildschützen“ beendet waren, wollten Leibls Freunde die Spuren eines Augenleidens bei ihm bemerken, das ihn besonders in Bezug auf das Kolorit nachteilig beeinflußte, und es mag sein, daß seine Augen schon bei den „Wildschützen“ nicht mehr ganz normal waren; jedenfalls darf man eine gewisse Kälte seiner nächsten Werke hiermit in Zusammenhang bringen. Aber trotzdem blieb ihm die unnachahmliche Charakteristik treu, und im „Zeitungsleser“ (1891) und in „Bauernjägers Einkehr“ (1893), endlich aber im „Kleinstädter“ (1894) kündigt sich sogar bereits ein Fortschritt an, der uns für die Starrheit der Figuren und mancherlei Inkonsequenz und Verblasenheit

des Kolorits entschädigen kann. Leibl gewinnt entschieden an Raumgefühl. Die Gestalten lösen sich besser vom Hintergrund, der auch nicht mehr so eintönig ist wie früher, sie werden nicht mehr so eng und flach aneinander gepreßt.

So mischen sich in diesen Jahren die vorteilhaften und weniger günstigen Eigentümlichkeiten, und zwar in der Art, daß der Gesamteindruck wohl nicht so unmittelbar erfreulich ist wie bei den früheren, dagegen aber die Aussicht auf einen neuen Aufschwung sehr wahrscheinlich wird.

In der Tat hat Leibl in den allerletzten Jahren seines Lebens trotz der auszehrenden Krankheit neue Fortschritte gemacht. Als ihn der Tod traf, war seine künstlerische Natur gerade im Begriff, sich neue Ausdrucksformen zu schaffen; leider konnte dieser sein neuer Stil nicht ausreifen, und es sind meistens nur Gelegenheitsgaben, die wir aus dieser Zeit noch besitzen. Werke von jahrelanger Mühe hat er nicht mehr geschaffen. Seine letzten Arbeiten entbehren darum der großartigen Schärfe, die den Hauptwerken eigen war, sie fordern uns nicht mehr zur Bewunderung der ungeheuren Sachlichkeit auf; aber sie geben uns dafür etwas anderes, was bei Leibl früher doch sehr selten gewesen ist. Es kommt ein sehr sympathischer Zug von persönlicher Liebenswürdigkeit und sogar von Gefälligkeit zur Geltung. Das Eckige, Steife, wohl auch Harte seiner früheren Zeit verschwindet, und seine Bilder erhalten ein inneres Leben, das ihnen früher doch manchmal gefehlt hat. Dieser innere Fortschritt geht parallel mit einem rein malerischen. Leibl gewinnt immer mehr die Herrschaft über den Raum, und es ist kein Zufall, daß er am Schlusse seiner Laufbahn so gern Kücheninterieurs gemalt hat. Da entfaltet er noch einmal seine ganze reiche Kunst der feinsten Detailmalerei, aber während er jedes glänzende Messinggefäß mit sorglicher Liebe malt, geht sein Interesse im Gegensatz zu seiner früheren Unparteilichkeit doch noch mehr darauf aus, die handelnden Personen, die er aus seinem ländlichen jungen Dienstpersonal gewählt hat, auszuzeichnen und hervorzuheben. Dazu hilft ihm eben das neu erstarkte Raumgefühl. Er disponiert mit den Figuren nicht mehr so ängstlich wie früher, und man darf darum wohl sagen, daß er gerade die volle Freiheit in seiner Kunst erlangen sollte, als er sterben mußte. Seine Hauptwerke sind auch jetzt noch Bildnisse, das der Frau Roßner-Heine und vor allem das Porträt seiner Köchin, wo er im Streben, den Einzelfall zu ergründen, zugleich das Charakteristische so sicher ergriff, daß das Bildnis des Individuums zur Ausgestaltung des Typus einer Rasse reifte. Jedoch kam Leibl eben doch nicht mehr dazu, sich eine große Aufgabe zu stellen, und schließlich mußte er sich darauf beschränken, zu zeichnen. Das letzte aber, was er tun konnte, war gar nur die Signierung einiger Radierungen.

Wir haben bis jetzt nur von seinen Gemälden gesprochen, dürfen aber seine Zeichnungen und Radierungen nicht unerwähnt lassen. Es ist natürlich, daß ein Mann wie Leibl viel und gut gezeichnet hat, aber die Zeichnungen nehmen in seinem Lebenswerk doch nicht die Stelle ein wie in dem von Adolf Menzel und andern verwandten Künstlern. Fast ausnahmslos haben sie etwas von studienhafter Trockenheit an sich, freilich auch eine Schärfe und Klarheit, die Leibl sonst nur in seinen besten Gemälden erreicht. Das gilt hauptsächlich von den Kohlenzeichnungen. Weniger bedeutend sind die kleinen mit der Feder gezeichneten Blättchen. Sie sind ja mit so minutiöser Feinheit ausgeführt, daß sie in ihrer Art einzig dastehen; aber alle guten Eigenschaften Leibls sind bei ihnen oft mit einem fatalen Beigeschmack von Kleinlichkeit versehen. Ähnliches gilt auch von seinen Radierungen, deren Hauptwert nur in ihrer Zugehörigkeit zum Werke des Künstlers liegt. Er selbst hat auch nicht sehr viel auf sie gehalten. Sie sind nicht viel mehr als Versuche in einer Technik, die ihn interessierte, aber die er gründlich zu lernen nicht Zeit, Lust und Beweglichkeit des Geistes hatte. Gegenständlich sind aber die Federzeichnungen und Radierungen von höchstem Interesse; wir finden unter ihnen einige Selbstporträts und das vornehme Bildnis seiner Mutter, das demjenigen, der den Künstler nicht persönlich kannte, die wertvollsten Aufschlüsse über seinen goldlauteren Charakter geben kann. Zu dem gezeichneten Bildnis der Mutter gibt es noch die eben-

falls mit der Feder gezeichnete Studie nach ihren Händen; diese darf trotz der spitzigen Ausführung als ein besonders kostbares Spezimen seiner Kunst gelten. Man sieht auf ihr nichts als die gekreuzten Hände, aber sie sind so überaus individuell charakterisiert, daß — ohne Phrase! — sie uns eine zwingende Vorstellung von der ganzen Persönlichkeit der Frau geben. Es gilt für sie das gleiche wie für das oben besprochene Bruchstück aus den „Wildschützen“. Wer zuerst das Bildnis der Mutter und sodann die Studie nach den Händen sieht, bleibt keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß beide zusammengehören, und man kann späterhin die Hände nicht mehr sehen, ohne daß das ganze Bild der Frau klar vor uns aufsteigt.



W. Leibl: In der Küche.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Leibl hat eine sehr hohe Stellung in der deutschen Kunstgeschichte inne. Von ihm geht die Befreiung der Kunst von allen nebensächlichen Rücksichten auf Inhalt aus. Er hat ihr die größte Sachlichkeit zum Hauptprinzip gemacht. Von ihm aus geht die Lehre, daß der Künstler jede Aufgabe aus deren eigenen Bedingungen und aus seinem eigenen Naturell zu lösen suchen muß, und daß jede Art von Nachahmung den Fluch der Unselbständigkeit trägt. Das schließt ja nicht aus, daß der Künstler seinen Geschmack am Studium anderer Maler bilde, seien es nun alte oder neue Meister; nur keine fremde Mittel wollte Leibl anwenden. Wie wenig er aber abgeneigt war, von anderen zu lernen, darüber kann uns ein Porträt des Herrn Seeger am besten belehren. Leibl lernte bei diesem die überlebensgroßen Idealköpfe des berühmten italienischen Malers Michetti kennen, die eine so überraschende, wenn auch nicht langanhaltende Wirkung auszuüben pflegen. Auch er ist dieser Wirkung unterlegen, und als er Herrn Seeger wieder einmal porträtierte, versuchte er es auch mit dem überlebensgroßen Maßstab. Der Erfolg war nun freilich negativ, und Leibl hat das Experiment nicht wiederholt; aber daß er es überhaupt gemacht hat, zeigt seine Bereitwilligkeit, die Erfahrungen anderer Maler nachzuprüfen.

Kein Künstler, und sei er auch noch so originell, kann sich ganz von seiner Zeit losmachen. Auch Leibl, der doch in Zeichnung und Modellierung, in echter Naturtreue bei der Wiedergabe der Körperformen weiter gegangen ist als irgend einer seiner deutschen Zeitgenossen, kam in einer Beziehung nicht von den künstlerischen Anschauungen der Zeit los, in die seine Jugend fällt. In der Farbe ist er nicht vorwärts geschritten, wenigstens nicht so weit vorwärts geschritten, als man das bei seiner sonstigen Selbständigkeit hätte erwarten sollen. Leibl ist in der Farbe kalt geblieben, wenn er sachlich sein wollte, weil er eben kein Kolorist gewesen ist und kein rechtes Verständnis für das innere Leben der Farbe besaß. Er war begabt mit einem außerordentlich feinen Sinn für Ton und hat das zumal in den Jahren seiner ersten Reife in eminenter Weise gezeigt; aber gerade dieser Sinn für das Ausgeglichene hinderte ihn daran, eigentlich koloristisch zu arbeiten, und er hat ihn sogar dazu verleitet, die Wahrheit der Farben zu schminken. Für sehr viele seiner Gemälde ist bis in seine letzte Zeit hinein ein nicht recht angenehmer und jedenfalls auch nicht recht verständlicher violetter Ton bezeichnend. Es mag sein, daß diejenigen recht haben, die diese Eigentümlichkeit als Sehfehler bezeichnen; wahrscheinlicher ist es aber, daß Leibl in dieser einen Hinsicht nicht von den Begriffen seiner Jugend losgekommen ist. Das Leben eines Bildes suchte man vor nicht gar langer Zeit in allen möglichen Eigenschaften, nur nicht im Kolorit. Die Farbe geht als schmückender Überzug; darum ist sie auch so glatt gewesen und hat mehr nach der Wirkung des Lacks als nach Wahrheit gestrebt. Daher ist auch die Spärlichkeit der Palette der älteren Schule gekommen, daher endlich auch die willkürliche sogenannte Harmonie der Farben, die schließlich zu bedeutungsloser Spielerei veräußerlicht wurde. Leibl war einerseits zu gesund und liebte die Wahrheit zu sehr, um hergebrachte Farbenzusammenstellungen aufzunehmen; aber er ist andererseits doch nicht zu der Erkenntnis gekommen, daß der Farbe eine erhöhte Aufgabe übertragen werden kann, und daß das Gemälde ausschließlich auf sie gestellt werden darf.

Leibls Schwäche als Kolorist hängt zusammen mit einer Eigentümlichkeit seiner Naturanschauung und Schaffensweise, die wohl einzig dasteht. Er sah jedes Ding und jeden einzelnen Teil eines Wesens als eine absolute Größe, und dementsprechend arbeitete er in der Art, daß er an einer beliebigen Stelle des Bildes anfing und sie vollständig fertigstellte, ehe er eine zweite in Angriff nahm. So liebte er es, seine Figuren beim Auge zu beginnen, und erst wenn dieses abgeschlossen war, rückte er an einen benachbarten Teil des Gesichtes vor, und das setzte er fort, bis das Werk fertig war. In gewissem Sinne war das die Technik des Mosaicisten. Um dieses außerordentlich schwierige Verfahren durchführen zu können, hatte er nur wenig Hilfsmittel. Das wichtigste war, daß er eine in den Proportionsverhältnissen und in der ganzen Anordnung sehr richtige und wohlüberlegte Vorzeichnung anlegte. Diese war aber keineswegs ausführlich gehalten, sondern bewegte sich nur in den allgemeinsten Umrissen. Das war die einzige Stütze während des Arbeitens; bis ein Bild vollendet war, konnte die eine Seite durchaus fertig sein, während auf der anderen nur die wenigen Konturstriche zu sehen waren. Es hat sich denn auch nicht selten ereignet, daß sich der Künstler erheblich „verhaute" und in den Proportionen vergriff; dann entfernte er mit dem Rasiermesser die mißlungene Stelle, so daß oftmals die Arbeit eines Monats verloren war. Wenn wir nun heute seine Gemälde auf diese wunderliche Herstellungsweise prüfen, so gelingt es uns nicht zu sehen, daß sie aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt sind. Leibl wußte die Spuren zu verdecken, indem er seine Bilder während der Arbeit nicht austrocknen ließ; er stellte sie über Nacht in den Keller oder suchte durch ein anderes Mittel die Farbe frisch zu erhalten. So hat er eben doch Naß in Naß gemalt, und die einzelnen Teile verbinden sich gut.

Wie sehr sich nun auch Leibl mit technischen Kniffen die geschilderte Schaffensweise erleichterte, so setzt sie doch eine unerhörte Sicherheit der Auffassungskraft und Beobachtungsgabe voraus. Für einen Künstler, der sich nicht durchaus sicher fühlt, wäre es schon als Experiment gewagt, was Leibl



Dachauerinnen.

Zu Karl Voll: Wilhelm Leibl.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

regelmäßig leistete. Nun gehen Geist und Handwerk bei der Kunst stets in innigem Verein. Dieser Sicherheit des Auges mußte auch die der Hand entsprechen, und hierin liegt — äußerlich genommen — das Entscheidende.

Leibl ist ein riesenstarker Mann gewesen und hat schon als Schulknabe den Beinamen der Löwe geführt. Es bedurfte aber auch solcher außergewöhnlichen Kraft, um so zu malen, wie er es tat: mit ausgestrecktem unbewegtem Arm blieb er stundenlang vor der Leinwand; nur die Finger setzten in kaum merklicher Bewegung den Pinsel auf und nieder. Seine Art zu malen war eine Kraftprobe, die wohl kein anderer noch bestanden hat. Mißgünstige Konkurrenten haben aus diesem Umstande Veranlassung genommen, Leibl als Künstler herabzusetzen, wozu doch wirklich kein Grund vorliegt.

In einer Hinsicht ist allerdings Leibls Kunst auch in innerer Beziehung durch seine Schaffensweise beeinflußt worden. Für ihn war die Ruhe des Modells naturgemäß die Hauptsache, und nicht nur diese, sondern auch die Ruhe des Lichtes. Das gibt seinen Gemälden ihren Charakter der größten Sachlichkeit, die eben nur auf diese Weise zu erreichen war; aber auch das gebundene Wesen, das sich erst in den letzten Jahren verlor, stammt daher. Leibl ist deshalb auch kein Freilichtmaler gewesen und hat an Errungenschaften der neueren Farbenanschauungen nicht teilnehmen können. Er hat äußerst selten im Freien gemalt, weil er die durch die Wolkenzüge bedingte stetige Unruhe der Beleuchtung nicht vertragen konnte. Auch wurde er ärgerlich, wenn ihm der Wind in die Staffelei fuhr oder Staub entgegenwarf. Nun gibt es ja auch eine Freilichtmalerei in geschlossenen Räumen; denn der Kern der mit diesem Wort bezeichneten Tatsache ist ja lediglich die Natürlichkeit des Lichtes, und insofern hätte Leibl doch die Fortschritte unserer heutigen Lichtmalerei mitmachen können.

Er hat denn auch wirklich geglaubt, seine Modelle in dem Lichte zu malen, in dem sie vor ihm standen oder saßen. In der Tat hat er das aber nicht getan; denn seine Formensprache war zu sehr auf eine fast abstrakte Richtigkeit gestellt, als daß er im stande gewesen wäre, die Zufälligkeiten der malerischen Erscheinung, die eben der Wechsel der Beleuchtung auch in dem geschlossenen Raume bedingt, wiederzugeben. In dieser Hinsicht gehört Leibl, so sehr er von den Modernen verehrt wird, doch nicht zu ihnen. Er ist ihr Vorläufer. Sie aber haben seine Lehre noch konsequenter ausgestaltet und bemühen sich, für Farbe das zu erreichen, was er für die Form erreicht hat, und zwar wollen sie dadurch auch die Formengebung vom Abstrakten losmachen und freier gestalten, als er es gepflegt hat. Das Programm ist erweitert und vertieft worden; ihm aber bleibt die Ehre, es angeregt zu haben und durch seine in ihrer Art vollkommenen Werke gezeigt zu haben, daß die Kunst der Malerei noch viele Aufgaben zu erledigen hat, an die selbst die Alten noch nicht gedacht haben. Er hat den Mut der Selbständigkeit als Künstler nicht nur für seine eigene Person besessen, sondern unendlich viel dazu beigetragen, daß die folgende Generation ihn behielt und betätigte. Er erhält dadurch beinahe eine Art seherischer Bedeutung.

Was nun Leibl als Mensch anlangt, so ist über ihn viel gefabelt worden. Die Anekdotenjägerei hat aus ihm einen burschikosen, etwas unmanierlichen Sonderling gemacht. Dieses Urteil ist durchaus unberechtigt. Leibl hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen, nicht weil er die Menschen gescheut hätte, sondern weil ihm seine künstlerische Arbeit lieber als der stete gesellige Verkehr gewesen ist. Leibl war seit der ersten Zeit seines Aufenthaltes in München in brüderlicher Freundschaft mit dem Landschaftsmaler Sperl verbunden, und die beiden haben in rührender Treue miteinander gelebt, bis sie der Tod getrennt hat. Das arbeitsreiche, entsagungsfrohe Leben, das sie geführt haben, kam ihrer Kunst zu gute und sollte nur ihr zu gute kommen. Als sich Leibl und Sperl endlich entschieden hatten, in dem kleinen Orte Kutterling bei Aibling zu leben, da mußten sie jeden Samstag bei Wind und Wetter den oft recht beschwerlichen Weg nach Aibling antreten, wo sie den Sonntag in guter Gesellschaft verbrachten, und wo sie ein zweites Atelier besaßen. Am Montag aber kehrten sie, mit dem Proviant für die

ganze Woche im Rucksack, wieder bei Wind und Wetter nach Kutterling zurück, wo ihrer die stumme Natur und die wenigen Bauern harrten, die Leibls Modelle waren. Warum nun er gerade fast lediglich Bauern malte, das ist schwer zu sagen; er selbst hat sich darüber geäußert, daß er am Schaffen eleganter Porträts aus der fashionablen Gesellschaft mehr Freude hätte. Seine Unlust an Zerstreuungen aber, die ihn in die Einsamkeit geführt hat, ließ ihm solche Aufgaben nur selten zufallen.

Leibl ist ein leidenschaftlicher Sportsmann und Jagdfreund gewesen. Er hat es geliebt, seine ungeheure Kraft in Übungen, die sonst nur Athleten machen, zu stählen; besonders liebte er das Stemmen schwerer Gewichte, und diesem Sport ist er denn auch als frühzeitiges Opfer gefallen. Er bekam Herzerweiterung durch die in der Tat unvernünftigen Überanstrengungen und ist daran gestorben. Große Trinkfestigkeit war ihm früher ja auch zu eigen; aber der ungewöhnlich starke Mann, der körperlich so viel tätig gewesen ist, hat, wie der ärztliche Befund ergeben hat, daraus keinen Schaden genommen. Es werden nun viele Geschichten erzählt, daß er seine Kraft auch im landesüblichen Raufen gezeigt habe, und daß er seinen Modellen schlimm mitgespielt habe, wenn sie nicht gut und möglichst unbeweglich saßen. Soweit sich diese Erzählungen kontrollieren lassen, sind sie sämtlich erfunden oder so sehr übertrieben, daß sie in die Klasse der Erfindungen gehören. Leibl ist eben, trotz seiner Vorliebe für den ländlichen Aufenthalt, nicht verbauert; er ist ein solid gebildeter Mann gewesen, und allen denen, die ihn persönlich gekannt haben, steht er als Mensch in ebenso reiner und schöner Erinnerung da wie der übrigen Welt als Künstler.

Ein einsames Kind

Sie war ein gar zu einsam Kind,
Das kaum ein Blümlein fand.
Da sah er sie am Wege stehn
Und gab ihr seine Hand.

Sie war so müd' und wollte ruhn,
Hat keinen Platz gewußt.
Da legte sie ihr müdes Haupt
Ganz sanft an seine Brust.

Weiß Gott, das Glück war viel zu groß,
Drum flog es so geschwind,
Nun ist sie wieder, was sie war —
Ein gar zu einsam Kind.

Käte Cajetan-Milner



Paul Heyse.

Moralische Unmöglichkeiten

Novelle

von

Paul Heyse

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das große Zimmer, in das er eintrat, lag unter dem Saal des oberen Stockes; eine hohe Glastür, neben ihr zwei rundbogige Fenster, mit schweren, lichtblauen Gardinen verhangen, gingen nach dem Garten; an den Fensterpfeilern schmale Spiegel, die schon hier und da schwärzliche Altersflecken zeigten. Doch was der Raum an blanker Pracht seiner ursprünglichen Einrichtung verloren, hatte er an Behaglichkeit gewonnen. Alle diese Plüschmöbel, Tischchen mit eingelegter Holzmosaik, Blumenständer und alte Schränkchen hatten offenbar eine lange Geschichte zu erzählen, die jedem Gast das Gemach traulicher erscheinen ließ als ein prahlerischer Luxus neuesten Datums. Und obwohl an Beleuchtung das mögliche geschehen war, eine dreiarmige Lampe, die von der Decke herabhing, Armleuchter mit dicken Wachskerzen an allen

Ecken, webte doch auch hier ein falbes Zwielicht, das den Sinnen wohler tat als der gemütlose Glanz eines zwölfarmigen Gaslüsters.

Ein Künstlerauge freilich hätte an der Ausschmückung des Raumes manches auszusetzen gehabt; die Familienbilder an den Wänden waren keine Meisterwerke, bis auf ein treffliches Porträt des alten Zieten und ein noch anziehenderes seiner ersten Frau, Leopoldine Judith von Jürgaß, deren Urgroßnichte von der Mutter Seite her zu sein die Schloßherrin von Klein-Malchow zu ihren vornehmsten Adelstiteln rechnete.

Diese stolze kleine Dame saß, als Achim eintrat, in einem weichgepolsterten Lehnstuhl am Kamin, in dem ein lebhaftes Holzfeuer brannte. Sie war in ein dunkelgeblümtes bequemes Hausgewand gekleidet, um das hellgraue Lockenhaar schlang sich ein schwarzer Spitzenschleier, der das Milch- und Blutgesicht noch rosiger erscheinen ließ, und in der Hand hielt sie den Stock mit dem goldenen Griff, den sie, wie eine regierende Königin das Scepter, zuweilen ein wenig erhob, wenn sie einem ihrer Worte besonderen Nachdruck verleihen wollte.

Im Halbkreis zu beiden Seiten neben ihr saßen drei Männer, außer ihrem Gatten ein schöner, priesterlich-würdiger alter Herr mit milden, etwas verschleierten Augen, neben ihm ein jüngerer Mann, der gleichfalls in seinem Anzug und Gebaren den Geistlichen erkennen ließ, eine gedrungene Gestalt von mittlerem Wuchs, auf den breiten Schultern ein runder Kopf, über der hohen Stirn dichtes, buschiges Haar. Das Gesicht war fahl, die Augen unter starken schwarzen Brauen von unstetem, leidenschaftlich funkelndem Glanz, die Wangen glattrasiert, aber bläulich von dem starken Bartwuchs. Wenn die vollen Lippen sich öffneten, selten einmal, zu einem unholden Lächeln, sah man die breiten weißen Zähne schimmern. Alles in allem keine erfreuliche Erscheinung.

Etwas hinter der Hausfrau saß eine blasse ältliche Dame, um deren Schultern Luitgarde, auf einem Taburett sitzend, den Arm geschlungen hatte.

„Guten Abend, lieber Achim," rief die Hausfrau dem Eintretenden entgegen. „Seien Sie uns willkommen und lassen Sie sich zu dem überstandenen Examen Glück wünschen. Sie sehen ein wenig angegriffen aus. Freilich, auch nach dem Siege hat man es nötig, sich von seinem Blutverlust zu erholen. Das können Sie nun hier auf dem Lande in aller Ruhe tun. Erlauben Sie, daß ich Sie mit unseren Gästen bekannt mache: unser verehrter alter Freund, Pastor **Warncke**, und hier sein Sohn **Gotthold**, Kandidat der Theologie, der dem Vater im Amte beistehen wird. Und dann — last not least — unsere teure Hausgenossin, Miß **Ruth McLean**, der unsere Luitgarde es verdankt, daß sie nicht ganz wild aufgewachsen ist, obwohl ich mich nicht entschließen konnte, sie in ein Institut zu geben. Sie spricht übrigens Deutsch und sogar Plattdeutsch, wenn sie in high spirits ist und uns lachen machen will."

Achim verneigte sich stumm gegen die beiden Männer, die sich bei seinem Eintritt erhoben hatten, und näherte sich dann dem schottischen Fräulein, bot ihr die Hand und redete sie im besten Englisch an, indem er ihr dankte, daß sie seiner Braut die konventionelle Institutsweisheit erspart habe. „Mißchen" war sichtlich erfreut über seine herzliche Annäherung, und Luitgarde sah ihn mit einem strahlenden Blick an, als ob sie sagte: Du gewinnst alle Herzen, aber es ist kein Wunder.

Schien er doch sogar das Eis um das schwiegermütterliche Herz zum Schmelzen gebracht zu haben. Denn mit einer Holdseligkeit, die von ihrem Betragen in der Stadt auffallend abstach, nahm sie ihn jetzt in Beschlag, ließ ihn neben sich sitzen und fragte ihn nach hundert gleichgültigen Dingen mit der Miene des lebhaftesten Interesses an allem, was ihn persönlich anging.

Indem öffnete sich die Tür, und der alte Bediente kam herein, auf beiden Armen ein großes Bild tragend, die Photographie der Sixtinischen Madonna mit dem Jesuskind als Kniestück, doch in größtem Format. Auf einen Wink Achims stellte er es auf einen Stuhl neben dem Kamin, so daß die Flamme ohne falsche Lichter das herrliche Werk beleuchtete.

Alle hatten die Augen danach hingewendet, verharrten aber in tiefem Schweigen. Nur Miß Ruth ließ ein halblautes „Oh,

how beautiful!“ hören, und Luitgarde hatte sich neben Achim geschlichen und heimlich seine Hand gedrückt.

„Liebe Mama,“ sagte dieser, „ich habe mir erlaubt, dieses Bild, das ich neulich in einer Kunsthandlung sah, hierher mitzubringen, in der Hoffnung, daß es Ihnen ein wenig Freude machen werde. Ich weiß nicht, ob Sie das Original kennen, das ja freilich durch den Zauber der Farbe noch wunderbarer wirkt. Immerhin aber ist der Geist, den der Künstler diesen Gestalten eingehaucht hat, in der Nachbildung nicht im geringsten verloren gegangen, und so denke ich, es wird sich in Ihrem Zimmer vielleicht ein Platz dafür finden, wenn Sie die Güte haben wollen, es von mir anzunehmen.“

Er schwieg und erwartete eine freundliche Antwort. Aber die kleine Frau öffnete so wenig die Lippen wie irgend einer der anderen. Sie sah unverwandt auf das erhabene Antlitz der Jungfrau und die fast drohend tiefsinnigen Augen des Knaben, doch ihre eigenen Züge wurden nur strenger und kälter.

Endlich sagte sie mit einem gezwungen freundlichen Ton, dem ihre Miene widersprach: „Sie haben es gewiß gut gemeint, lieber Achim, und ich danke Ihnen für die Absicht, mir eine Freude zu machen. Aber, ehrlich gestanden, dies Bild, so berühmt es ist, kann mich nicht erfreuen, gerade weil, wie Sie sagen, der Maler seinen Geist hineingelegt hat. Denn sagen Sie doch selbst: dieser Geist war ein katholischer, er malte die Mutter des Heilands, wie man sie in *seiner* Kirche verehrt, als Königin des Himmels, während wir Lutheraner in ihr nur die demütige Magd sehen, die sich der Ehre unwürdig fühlte, das Heil der Welt in ihrem Schoße zu tragen. Sehen Sie nur diese stolzen, weitaufgerissenen Augen, mit denen sie uns entgegenschwebt, als wollte sie sagen: Kniet nieder und betet mich an, ich bin eine Göttin, der unfehlbare Papst hat mich dafür erklärt. Und auch das Kind mit den mystischen Feueraugen — ist das der Jesusknabe, den unser Dürer auf dem Schoß seiner guten Mutter sitzen und die Hirten segnen ließ? Das ist der streitbare Christus des Papsttums, der alle Andersgläubigen vor sein Ketzergericht fordert. Ich weiß nicht, ob meine Empfindung das richtige trifft. Aber unser würdiger Freund und Seelsorger möchte wohl etwas Ähnliches auf dem Herzen haben.“

Der alte Geistliche schien seine Augen nur mühsam von dem Bilde abwenden zu können. „Ich kann nur nach meinem eigenen Gefühl urteilen,“ sagte er mit einer weichen, zitternden Stimme. „Danach hat unsere verehrte gnädige Frau allerdings recht, über dem Altar einer protestantischen Kirche würde diese Muttergottes nicht an ihrem Platze sein. Und doch, auch wenn dies Bild aus einem Geiste geboren ist, der uns fremd berührt, es war jedenfalls ein tief religiöser Geist, und der Maler hat aus seinem innersten Herzen geschaffen. Nun, verehrte Freundin, da wir einen verirrten Bruder nicht verdammen dürfen, wenn er nur guten Willens ist —“

„Du vergissest, Vater,“ fiel ihm der Sohn ins Wort, „daß auch ein guter Wille, wenn er sich auf Irrwegen befindet, Unheil stiften und schwache Seelen auf die Bahn des Verderbens locken kann. Wie verhängnisvoll der verführerische Reiz der Kunst auf die Gemüter wirkt, wie er sie durch Sinnenzauber verblenden kann über das eine, was not tut, sehen wir es nicht in dem prunkvollen und so gemütsleeren Kultus der katholischen Kirchen? Wir sind nicht berufen, über diese Verirrungen zu richten. Dafür aber sollen wir sorgen, daß unsere eigene keusche heilige Kirche und vor allem auch das edle christliche Haus von dem schwülen Hauch dieser welschen Kunst nicht angesteckt und vergiftet werde.“

* * *

Auf diese Worte folgte eine peinliche Stille in dem kleinen Kreise.

Man hörte nur das Knistern der brennenden Scheite im Kamin, der Papa räusperte sich und stand auf, um sich irgend etwas am Fenster zu tun zu machen, der alte Pastor wiegte bedenklich den weißhaarigen Kopf, Luitgarde schmiegte sich dichter an ihren Verlobten, wie um ihn zu bitten, daß er um ihretwillen jedes herbe Wort zurückhalten möchte.

Doch dessen bedurfte es kaum. Es war mehr das Erstaunen des jungen Mannes

über die maßlose Heftigkeit, in der die Absicht, ihn zu verletzen, unverkennbar hervortrat, als diese Feindseligkeit selbst, was ihn empörte. Tante Leopoldine hatte ihm freilich erzählt, daß die Mama sich einer strengen lutherischen Frömmigkeit befleißige; sie habe darin Trost gesucht in den schweren Heimsuchungen ihres weltentrückten Lebens. Auch hatte sie, als er ihr von seiner Absicht erzählte, das herrliche raffaelische Bild der Schwiegermutter zu schenken, die Augenbrauen hoch gezogen und war sich mit der Stricknadel in das graue Haar gefahren, was sie stets tat, wenn ihr eine Sache bedenklich vorkam.

„Du weißt, lieber Achim," hatte sie gesagt, „ich bin ein Kunstbarbar, aber diese Madonna nehm' ich aus und würde sie mir gern ins Zimmer hängen. Meine teure Schwägerin dagegen haßt geradezu alle schönen Bilder, und wenn diese herrliche Himmelskönigin auch als solche eines gewissen Respekts bei frommen Seelen sicher sein kann, als eine schöne Frau wird sie Karolines Eifersucht erregen, denn die Eitelkeit ist mit den Jahren gewachsen, und sie wünscht nicht andere Göttinen neben sich zu haben."

Achim hatte gelacht und erklärt, daraufhin wolle er es denn doch wagen. Er wisse sonst nicht, was er der Mama verehren solle. Für Luitgarde hatte er ein Armband gekauft, einen biegsamen goldenen Reif mit einem Schlößchen, in dessen Mitte ein großer Rubin, von kleinen Diamanten eingefaßt, funkelte; für den Papa eine kostbare Jagdflinte. Nun mußte er sich sagen, daß es weiser gewesen wäre, die Warnung seiner alten Freundin nicht in den Wind zu schlagen.

Auch wie er jetzt das Bild betrachtete, das auf dem Sessel neben dem Kamin von dem Feuerschein geisterhaft beleuchtet wurde, mußte er sich selbst gestehen, daß die erhabenen Gestalten, wie verirrte Gäste aus einer anderen Welt, in diesem Kreise nicht an ihrem Platze seien. Die Augen der Maria schienen ihn zu fragen, warum er sie hierher gebracht, wo man ihrer unschuldigen Hoheit fremd gegenüberstehe, und der göttliche Knabe schien die Mutter gegen jeden feindseligen Unverstand in Schutz nehmen zu wollen.

Doch war's nicht die gereizte Abwehr der Frau, gleichviel welches persönliche Gefühl ihr zu Grunde lag, sondern die fanatische Anklage des Kandidaten, die es ihm schwer machte, kaltes Blut zu behalten. Wie der junge künftige Seelsorger die harten schwarzen Augen fest in die Flammen des Kamins richtete, die sein bleiches, gelbliches Gesicht nur leicht röteten, da selbst sein leidenschaftlicher Ausbruch die regungslosen Züge nicht verändert hatte, sah er wie ein erbarmungsloser Ketzerrichter aus, der das Werk des „welschen" Malers am liebsten zum Feuer verdammt hätte. Doch ein Gefühl von Mitleid beschwichtigte in Achims Seele den aufkochenden Zorn. Wie arm war das Gemüt dieses jungen Menschen, für das alle Schätze der edelsten Kunst nicht vorhanden waren, wenn sie nicht nur zum Geist, sondern auch zu den Sinnen sprachen!

„Ich bedaure, liebe Mama," sagte er jetzt mit völlig gelassener Stimme, „daß ich es so schlecht getroffen habe. Sie haben ganz recht: es ist Gefühlssache, mit welchen Bildern man sich umgeben will, und wenn dieses Bild Sie beunruhigt und zum Widerspruch aufregt, wär' es sehr vom Übel, es Ihnen täglich und stündlich vor Augen zu stellen. Nun, ich packe es eben wieder ein, und um jemand, dem ich damit eine Freude machen kann, bin ich nicht verlegen." (Er dachte natürlich sofort an Tante Leopoldine.) „Nur die Äußerung des Herrn Kandidaten scheint mir sehr irrig und einseitig zu sein. Ich bin nicht Theologe und kann nicht beurteilen, ob eine Dorfgemeinde durch den Anblick dieses Bildes wirklich ihrem protestantischen Glauben abtrünnig gemacht werden könnte. Daß ich aber unter meinen wahrhaft gebildeten Bekannten viele nennen könnte, die zugleich gute lutherische Christen sind und Raffael nicht für einen Giftmischer halten, bitte ich mir aufs Wort zu glauben. Haben Sie die Güte, lieber Krischan, das Bild fortzunehmen und, sobald Sie Zeit haben, es wieder in der Kiste unterzubringen." Hiermit hatte er sich an den alten Bedienten gewandt, der eben die Tür zum Nebenzimmer geöffnet hatte, mit stummer Gebärde andeutend, das Abendessen sei aufgetragen.

Achim war sofort zu der Mama getreten, ihr den Arm zu bieten. Sie lehnte aber

mit einem gezwungenen Lächeln sein Geleit ab, richtete sich mit Hilfe ihres Stockes vom Sessel auf und ging, sich auf den Arm ihres Mannes stützend, mühsam über den weichen Teppich nach dem Eßzimmer. Der alte Pastor führte Miß Ruth; Achim deutete durch eine Handbewegung an, daß dem Kandidaten der Vortritt gebühre, und da dieser mit einer kalten Verbeugung zurückblieb, führte er seine Liebste den alten Herrschaften nach.

Ein achter Gast hatte sich fast unbeachtet noch hinzugefunden, der Lehrer des Dorfes, der Luitgarde bis in ihr fünfzehntes Jahr unterrichtet hatte. Er selbst war weit über seine dörflichen Pflichten hinaus dazu vorgebildet, da er durch eine langwierige Krankheit zu einem frühen Abgang aus dem Seminar genötigt worden war und dann drei Jahre lang in der Stille sich weitergebildet hatte. Ein bescheiden blickender, blasser Mensch von einigen dreißig Jahren, der Achim sofort für sich einnahm und mit einem kräftigen Händedruck von ihm begrüßt wurde.

In der Mitte des Eßzimmers stand eine längliche Tafel, durch eine große alte Lampe und zwei Armleuchter erhellt, letztere wie alles Eßgerät von schwerem Silber. Auch gehörte es zu dem anderen altmodischen Luxus dieses Schlößchens, daß in den Lampen Öl gebrannt wurde und auf den Leuchtern nur Wachskerzen steckten. Hohe, mit Leder gepolsterte Stühle, zwölf an der Zahl, standen um den Tisch, von denen vier leer blieben. Am oberen Ende ließ sich die Herrin des Hauses nieder, zur Linken neben ihr ihr Gatte, neben diesem Luitgarde, dann Achim. Auf der anderen Seite der Mama saß der alte Pastor, neben ihm die Schottin, dann der Kandidat und Herr Fritz Kuse, der Schullehrer.

Der alte Krischan in seiner verschossenen Livree stand hinter dem Stuhl der Hausfrau, die er fast allein bediente. Denn im übrigen ging es zwanglos zu, jeder nahm von den einfachen ländlichen Schüsseln, wonach ihn verlangte, und reichte sie seinem Nachbarn.

Vor jedem Gedeck stand eine Flasche Bier, nur dem Pastor, der eine besondere Diät halten mußte, seit ihn neulich auf der Kanzel eine Ohnmacht befallen, hatte die aufmerksame Hausfrau eine Flasche Bordeaux hinstellen lassen, aus der er aber nur ein kleines Glas sich einschenkte. Er bot auch den anderen Herren davon an, die aber sämtlich dankten. Nach der patriarchalischen Sitte des Hauses wurde Wein nur an Sonn- und Festtagen getrunken.

Alles, was der alte Pastor tat und sagte, gefiel Achim, und er fühlte sich ebenso zu ihm hingezogen wie von seinem Sohne mehr und mehr abgestoßen. Dieser hob auch bei Tische zu niemand den Blick, sondern sah wie in tiefe Betrachtung versunken starr auf seinen Teller. Dabei aß er rasch und gierig und bekümmerte sich nicht einen Augenblick um seine Nachbarn. Doch schien es nicht sowohl Unweltläufigkeit zu sein, was ihn ungezogen und in sich gekehrt machte, sondern ein kalter Hochmut, der es unter seiner Würde hielt, mit der guten Miß oder dem Lehrer zu seiner Seite über gleichgültige Dinge zu plaudern.

Die Kosten des Gespräches, das überhaupt mühsam in Gang kam, trug fast ausschließlich der Hausherr. Als er bemerkte, daß Achim sich an den Wänden umsah, die mit einer Anzahl stattlicher Hirschgeweihe und einigen Rehgewichteln dekoriert waren, erzählte er von den Jagden, bei denen er sie erbeutet hatte, natürlich nicht in diesen märkischen Nachbarrevieren, wo man nur auf Hasen und Hühner pirschen kann, sondern bei guten Freunden weiter nach Osten, in deren Forsten man sogar noch Elentiere antraf und auch auf Sauen jagte. Die Mama sprach indessen leise mit ihrem geistlichen Nachbar, Luitgarde warf Miß Ruth betrübte Blicke zu, daß sie so ganz um das Gespräch mit ihrem Liebsten kam, und der Kandidat sah höchstens einmal flüchtig von seinem Teller auf, um einen feindseligen Blick auf den Bräutigam zu werfen.

Endlich hob die Hausfrau die Tafel auf und hinkte, wieder von ihrem stattlichen Gemahl gestützt, in das Wohnzimmer zurück. Der Gutsherr aber hatte dem Pastor und dem Lehrer einen Wink gegeben, daß die Ankunft des Bräutigams sie nicht hindern sollte, ihre gewohnte Partie zu machen. Die drei Herren ließen sich also an einem Spieltisch ganz hinten im Eßzimmer nieder, wo Krischan zwei Leuchter anzündete. Die übrigen

nahmen ihre Plätze am Kamin wieder ein. Ihr seliger Papa, erklärte Frau Karoline ihrem Schwiegersohn, habe mehrere Jahre in England gelebt und es dann ohne offenes Feuer nicht aushalten können, so daß er den Kamin hier in der Wand habe ausbrechen lassen.

Auch jetzt sollte das Brautpaar nicht dazu kommen, sich selbst ein wenig ungestörter anzugehören.

Die Mama bestand darauf, daß Luitgarde und Miß Ruth an der Altardecke weiter arbeiteten, die sie in die Dorfkirche zu stiften versprochen hatte, eine große Arbeit, da außer den Arabesken am Saum in der Mitte mit Goldfäden ein Lamm, das eine Kreuzesfahne trug, gestickt werden sollte. Die beiden Gehilfinnen hatten sich in die Arbeit geteilt und konnten, da sie das große seidene Tuch über ein Gestell zwischen sich legten, zu gleicher Zeit an dem Muster des Saumes weitersticken. Daß es auch heute geschehen mußte, wo das Mädchen nach so langer Entbehrung seinen Geliebten wiedersah, war eine grausame pädagogische Tücke, die Luitgarde Tränen in die Augen trieb. Doch als gehorsame Tochter wagte sie nicht, gegen den Willen der Mutter sich aufzulehnen.

Achim aber wurde in seinem Innern immer unseliger, da er sich die scheinbare Freundlichkeit beim Empfang und das spätere ausgesucht unholde Bemühen, ihn zu quälen, nicht zu reimen wußte. Nur ein Blick auf die lieblich flehenden Augen seiner Liebsten hielt seine innere Empörung von einem Ausbruch zurück, der die Lage ja nur verschlimmert haben würde.

Auf die Frage der Mama, ob er nicht rauchen wolle, erklärte er, nicht dazu aufgelegt zu sein. Am liebsten freilich hätte er sich zu den Spielern nebenan gesellt, die lustig dampften und auch sonst guter Dinge schienen, um der leidigen Gesellschaft des steinernen Gastes, seines heimlichen Feindes, wofür er nach allem den Kandidaten halten mußte, zu entgehen. Wie anders hatte er sich den ersten Abend im Hause seiner Braut vorgestellt!

Der Mama aber schien zu ihrem Behagen nichts zu fehlen. Sie saß, an einem weitmaschigen Gestrick mit großen hölzernen Nadeln arbeitend, in ihrem Lehnstuhl und ließ die Hände zuweilen in den Schoß sinken, um in das jetzt verglimmende Feuer zu blicken.

„Genieren Sie sich nicht, Ihre Cigarre anzustecken, lieber Gotthold," wandte sie sich jetzt an den Kandidaten. „Ich weiß ja, daß Rauchen Ihre einzige Leidenschaft ist, und wenn ich es mir auch verbeten habe, daß mein Mann und Ihr Vater aus ihren plumpen Pfeifen mir hier das Zimmer vollqualmen, eine oder zwei bescheidene Cigarren sind mir sogar angenehm."

„Ich rauche nicht mehr," erwiderte der Kandidat, immer still und scharf vor sich hinsehend. „Sie haben recht, gnädige Frau, es war meine einzige Leidenschaft. Nun habe ich sie zum Opfer gebracht, schon seit Jahr und Tag."

„Ist das Rauchen Ihnen nicht bekommen?" fragte Achim im gleichgültigsten Ton. „Haben Sie die geliebte Cigarre Ihrer Gesundheit zum Opfer gebracht?"

„Ich habe nie den geringsten Nachteil davon gespürt. Doch ist es mir natürlich nicht leicht geworden."

„Ja, warum haben Sie's aber dann getan? Wenn dies Vergnügen weder Ihnen noch irgend einem Menschen Schaden verursacht hat — oder haben Sie über dem Rauchen heiligere Pflichten versäumt, etwa ein Kolleg geschwänzt, weil Sie die Cigarre in den Hörsaal nicht mitbringen durften?"

„Sie verstehen mich nicht, Herr Assessor," versetzt der andere, indem er ihm einen fast verächtlichen Blick zuwarf. „Wenn es kein unschuldiges Vergnügen gewesen wäre, könnte man es kein Opfer nennen, das Gott wohlgefällig gewesen wäre."

Achim sah ihn mit einem feinen Lächeln an. „Das verstehe ich allerdings nicht," sagte er. „Kann Gott Freude daran haben, daß ein Mensch sich ‚ein unschuldiges Vergnügen' versagt? Ist er nicht der liebevolle Vater, der seinen Kindern alle guten und erquickenden Gaben gönnt, die er auf Erden wachsen läßt? Und er sollte ihnen das bißchen narkotischen Rauch mißgönnen, das die Nerven beruhigt und über manche unfrohe Stunde hinweghilft?"

„Sie vergessen, daß wir unser Herz nicht an die Güter dieser Erde hängen und dem nachtrachten sollen, was unseren Sinnen

schmeichelt," sagte der Kandidat achselzuckend. „Wenn ich mir daher das Rauchen versagt habe, so war's eine heilsame Gymnastik des Willens, die ihn für schwerere Opfer stärken kann."

„Und dies wäre der alleinige Zweck?" versetzte Achim. „Sie haben vorhin gegen die katholische Kirche sehr heftige Anklagen erhoben. Wie nun, Herr Kandidat? Tun die Mönche und Einsiedler etwas anderes als sich alle ‚unschuldigen' Genüsse versagen, wie sie meinen, zur größeren Ehre Gottes? Unsere protestantische Kirche wenigstens kennt diese Kasteiungen nicht, dies Fasten und selbstauferlegte Entziehen kleiner behaglicher Gewohnheiten. Wir haben, denk' ich, eine höhere, geistigere Vorstellung von unserem Gott, dem Schöpfer der Welt, als daß wir glaubten, uns bei ihm beliebt zu machen, wenn wir unser Fleisch geißeln und kreuzigen. Verzeihen Sie diesen theologischen Exkurs eines Laien, Herr Kandidat. Sie wissen das wohl selbst und besser als ich. Aber eben darum konnte ich meine sehr unzulängliche Weisheit nicht zurückhalten, um vielleicht eines besseren belehrt zu werden."

In das fahle Gesicht des Kandidaten schoß eine dunkle Glut. Er fühlte den stillen Hohn in Achims ruhigen Worten, hätte ihm am liebsten schneidend und von oben herab geantwortet und schäumte innerlich, daß er vor den Damen sich zusammennehmen mußte. „Sie scheinen den Unterschied zu vergessen, Herr von Blankenhagen," sagte er, „zwischen der äußerlichen, sozusagen geschäftsmäßigen Abstinenz der Klosterbrüder, die vor der Welt damit prunken, und der Abkehr von irdischen Genüssen, die ein einzelner Mensch sich auferlegt, um zwischen seinem Gott und sich keine weltliche Versuchung zu lassen. Hier ist kein eitler Nebengedanke im Spiel, sondern der reine Wille, unserem Erlöser, der um unsertwillen in Armut und Niedrigkeit auf Erden wandelte, wenigstens im Verzicht auf sinnliche Genüsse nachzueifern. Oder können auch Sie, wie die meisten Weltkinder, sich nicht vorstellen, daß gläubige Gemüter diesen Dornenweg ohne alle Heuchelei betreten?"

„Gewiß kann ich das, Herr Kandidat," erwiderte Achim ruhig, „und ich bin völlig überzeugt, daß Sie mit Ihrem Verzicht auf das, was Ihnen früher Genuß gewährte, es ganz ehrlich meinten und nicht damit zu glänzen suchten. Nun, wir haben ja doch davon erfahren, ganz zufällig, und ich denke, es wird unter uns bleiben. Den Mönchen aber tun Sie unrecht, wenn Sie sie der Heuchelei bezichtigen, als ob sie ihre strenge Regel nur auf sich nähmen, um sich den Schein einer besonderen Heiligkeit zu geben. Ich habe viele Klöster in Italien besucht und erkannt, daß ganz andere, viel tiefere Bedürfnisse die meisten Menschen bewegt, die sich ‚vor der Welt ohne Haß verschließen'. Aber lassen wir das! Nur daß auch bei Ihnen von dem, was Sie ein Opfer genannt haben, von einem beständigen Gefühl, etwas Schweres zu üben, nicht die Rede ist. Was Sie taten, haben Sie gern getan, wie ja überhaupt jeder Mensch in jedem Augenblick immer das tut, was ihm das Liebste ist."

Die Mutter ließ das Gestrick in ihren Schoß sinken und sah Achim mit großen Augen an. „Was Sie da sagen, lieber Achim, kann doch nicht Ihr Ernst sein, nur ein paradoxer Scherz. Wollen Sie wirklich behaupten, daß es keine Pflichten gibt, die zu erfüllen uns sauer wird, die dennoch nicht unerfüllt zu lassen wir uns von unserem Gewissen zwingen lassen, so ungern wir es tun?"

„Gewiß, liebe Mama," sagte Achim mit einem freundlichen Lächeln. „So töricht bin ich nicht, zu leugnen, daß vieles im Leben uns Überwindung kostet. Aber jeder untersucht bei sich selbst, was ihm lieber ist: sich zu überwinden, um nicht mit seinem Gewissen in Konflikt zu geraten, oder eine Pflichterfüllung, die ihm sauer wird, auf die leichte Achsel zu nehmen. Unser verehrter Herr Kandidat hätte gern seiner Leidenschaft für das Rauchen weiter gefrönt. Noch lieber aber war es ihm, zu denken, Gott werde es ihm als ein Verdienst anrechnen, wenn er der Cigarre entsagte. Denn es ist nun einmal nicht anders: wir wählen immer von zwei angenehmen Dingen das angenehmere und von zwei Übeln das kleinere. Das ist ein Gesetz unserer Natur, von dem es keine Ausnahme gibt."

In der Stille, die hierauf entstand, hörte man jetzt die Stimme des schottischen Fräuleins, die mit schüchternem Ton einwandte: „So glauben Sie auch nicht, daß die ersten

Christen und Märtyrer, die sich den wilden Tieren vorwerfen ließen, ein Gott wohlgefälliges Opfer gebracht haben, indem sie sich zwingen ließen, in die Arena hinunterzusteigen?“

Achim wandte sich zu ihr und sah die alten Augen und die jungen seiner Geliebten mit gespannter Erwartung auf sich gerichtet. „Wie könnte ich bestreiten, verehrte Miß Ruth,“ sagte er, „daß es Gott wohlgefällt, wenn Menschen für das, was sie als wahr erkannt haben, selbst einen martervollen Tod erleiden! Nur wenn Sie von Zwang dabei sprechen, so ist dieser Zwang kein äußerer. Ihr eigenes Herz zwingt sie ja, das zu wählen, was ihnen das Liebere ist, auch wenn es ihnen Qualen bereitet. Die himmlischen Freuden, die ihnen winken, wenn sie als Blutzeugen für ihren Glauben zu Gott eingehen, wiegen ihnen diese Qualen tausendfach auf. Und auch diejenigen, die nicht auf überirdischen Lohn rechneten, die um ihres eigenen Bewußtseins wegen tapfer und entschlossen in den Tod gingen, wurden durch die innere Stimme belohnt, die ihnen zurief, daß sie recht gehandelt.“

„So leugnen Sie, daß es überhaupt ein sittliches Verdienst gibt?“ warf der Kandidat achselzuckend ein.

„Was nennen Sie Verdienst?“ erwiderte Achim. „Nur der Lohnarbeiter lebt von dem, was er verdient. Wir anderen, die wir froh sein können, als schwache Menschen überhaupt nur unsere Schuldigkeit zu tun, fühlen zu deutlich, daß wir mit dem besten Willen, wie es in der Schrift heißt, doch nur faule Knechte sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen. Darum ist es besser, uns nicht darum Sorgen zu machen, ob man uns unser Handeln als besonders verdienstlich anrechnen möchte, sondern stets zu tun, was wir nicht lassen können. Und wohl uns, wenn das, was wir in jedem Augenblick wählen, nicht nur für uns das Liebere ist, sondern auch an und für sich das Bessere.“

* * *

Er hatte sich zuletzt so in Eifer geredet, daß ihm Stirn und Wangen brannten. Nun stand er auf und ging langsam das Zimmer auf und nieder. Luitgarde hatte sich auch von der Stickerei erhoben und leise zu ihm gesellt. So gingen sie, während sie sanft den Arm um seine Schulter legte, ohne miteinander zu sprechen, durch das weite Gemach, in einer gehobenen, fast andächtigen Stimmung, die nur die beiden beim Kamin Zurückgebliebenen, die Mama und Gotthold, nicht teilten. Miß Ruth hatte sich an das kleine Harmonium gesetzt, das an der Wand neben dem Eßzimmer stand, und strömte die Gefühle, die Achims Laienpredigt in ihr geweckt, in einem Händelschen Psalm feierlich aus.

Dann kamen auch die drei Herren von ihrem Spiel herein, die etwas beklommene Stimmung durch ihre munteren Reden verscheuchend. Eine alte Wanduhr tat zehn sonore Schläge, der Pastor entschuldigte sich, daß sie die Damen so lange allein gelassen und die Polizeistunde fast überschritten hatten. Nun empfahl er sich, indem er der Herrin des Hauses zutraulich wie einem jungen Mädchen die Hand tätschelte, während sein Sohn sich mit einer stummen Verbeugung verabschiedete.

„Auch ich werde mich zurückziehen, liebe Mama,“ sagte Achim. „Ich muß mich noch entschuldigen, daß ich mit meiner Philosophie mich so herausgewagt habe, die Ihnen nicht so ganz einzuleuchten schien. Aber der Herr Kandidat hat mich allzu geflissentlich herausgefordert.“

Der Papa fragte, um was es sich gehandelt habe. Frau Karoline gab ihm aber einen Wink, daß er die Sache nicht weiter berühren solle, und reichte dem Schwiegersohn zwei Fingerspitzen ihrer kühlen, kleinen Hand, die Achim ehrerbietigst an seine Lippen führte. Dann verließ er mit seiner Liebsten das Zimmer.

Draußen aber in dem Zwielicht der weiten Halle hatte er kaum Zeit gehabt, sie ans Herz zu drücken und den holden Mund, der ihm so lange versagt gewesen war, mit leidenschaftlicher Inbrunst zu küssen, als die Tür hinter ihnen sich öffnete und Miß Ruth heraustrat mit der Meldung, die Mama wolle sich gleich zur Ruhe begeben und wünsche vorher mit Luitgarde noch etwas zu besprechen.

Mit einem schmerzlichen Seufzer wand das gehorsame Kind sich aus den Armen

ihres Liebsten, die sie nur zögernd freigaben. Auch in Achims Brust regte sich ein bitteres Gefühl, daß er der neidischen Strenge dieser Mutter so wehrlos preisgegeben war. Langsam stieg er die Treppe zu seinem Zimmer hinauf, alle Eindrücke dieses Abends zogen ihm noch einmal durch den Sinn, am lebhaftesten das fahle Gesicht und die bösen Augen seines jungen Widersachers, die er nur loswurde, als er das kleine Bild auf seinem Nachttischchen wieder erblickte und das Gesicht in den Resedastrauß vergrub.

Doch konnte er sich lange nicht entschließen, zu Bett zu gehen. Vor den Fenstern rauschte jetzt ein starker Herbstregen herab, der die Wipfel der Bäume schüttelte und an den Scheiben niedertroff. Achim schloß die Vorhänge, um das Geräusch des Nachtsturms weniger zudringlich zu vernehmen. Er ging dann mit der Lampe an den Wänden seines Zimmers entlang, die Lithographien betrachtend, die in ihren fleckigen, verblichenen Goldrahmen offenbar aus sehr früher Zeit stammten und ausschließlich religiöse Gegenstände darstellten. Auf einem kleinen Empiretischchen lag eine Bibel, an der Wand darüber hing eine eingerahmte Stickerei. Aus Perlen und Seidenfäden war ein Palmbaum gestickt, darüber ein großer Stern, unten auf dem grünen Rasen ein Anker. Eine Unterschrift in goldenen Buchstaben enthielt zuerst ein Datum aus dem Jahre 1876, dann die Angabe eines Bibelspruchs nach Kapitel und Vers des Markus-Evangeliums, dessen hiernach sich zu entsinnen Achim nicht bibelfest genug war. Ihn in dem Buche nachzuschlagen, fühlte er sich nicht gestimmt. Bei aller Ehrfurcht vor den christlichen Traditionen, die er schon als Knabe auf dem Gut seiner Eltern eingesogen hatte, konnte er heute alles, was daran erinnerte, nur unter den widerwärtigen Zügen Gotthold Warnckes sich vorstellen.

* * *

Er war spät zu Bett gegangen, wachte aber beim ersten Hahnenschrei wieder auf. Der Schlaf hatte sein Blut beruhigt, der Himmel draußen sah, als er die Vorhänge öffnete, so klar schon vor Tau und Tage herein, als ob es die Nacht nicht feindselig gestürmt hätte. Eine Weile betrachtete Achim die Photographie, deren Anblick ihm vollends das Herz mit Wonne erfüllte, da er sich sagte, er werde in wenig Stunden das geliebte Urbild umarmen können. Zunächst freilich mußte er sich noch gedulden. Es litt ihn aber nicht in dem kalt gewordenen Zimmer. Er warf sich rasch in die Kleider, steckte ein Resedazweiglein ins Knopfloch und schritt behutsam durch den großen Saal die Treppe hinab und unten durch die Haustür ins Freie.

Oben auf der Rampe, wo er gestern von Luitgarde und Nero empfangen worden war, blieb er stehen und blickte umher.

Im Hofe drüben war's schon lebendig. Knechte und Mägde gingen an die Arbeit, Pflüge und Ackerwagen wurden bespannt; aus dem einstöckigen Nebengebäude, das neu gebaut oder frisch getüncht schien, trat ein Mann in mittleren Jahren, der der Inspektor sein mußte. Er wies die Dienstleute an, aus einer kurzen Pfeife rauchend, die er aus dem Munde nahm, als er den jungen Herrn auf der Treppe bemerkte, um die Mütze abzuziehen und ihn mit einem scharfen, prüfenden Blick zu grüßen. Das tat auch eine schwarzhaarige junge Dirne mit ein paar feurigen Augen, die aus demselben Hause kam, die bis an die Ellenbogen nackten weißen Arme reckend, wie wenn ihr der Schlaf noch in den Gliedern läge. Sie stand einen Augenblick still, sah Achim mit ihren kleinen funkelnden Augen halb neugierig, halb herausfordernd an und ging dann langsam, die schlanken Hüften wiegend, in einen der Ställe.

Nun betrachtete Achim erst das Schlößchen aufmerksamer, dessen Hinterseite nach Westen lag und durch die Regengüsse langer Jahre stark mitgenommen schien. Der Bewurf war hier und da abgefallen, der Stein, aus dem das große Wappen über der Tür gemeißelt war, so sehr verwittert, daß Achim, auch wenn er in der Heraldik mehr zu Hause gewesen wäre, nicht erkannt haben würde, welcher Familie, der Schliebenschen oder einer älteren, es angehörte. Aber die breiten Zweige der beiden Linden neben der Treppe verdeckten die Schäden, so daß die Besitzer nicht daran gedacht hatten, diese Fassade auszubessern zu lassen.

Eine herbe, feuchte Morgenluft wehte ihn an, als er die Stufen hinunterstieg. Er schritt aber nicht über die Brücke in den Hof hinein, sondern links durch ein Gitter zwischen zwei steinernen Pfeilern, die mit zwei Wappen haltenden heraldischen Löwen bekrönt waren, so wetterzerfressen wie das Wappen über der Tür. So verwahrlost dies alles war, so wohlgepflegt erschien der Obstgarten, der sich an der Südseite des Schlößchens hinzog. An niederen Spalieren hingen hier die edelsten Äpfel und Birnen und lachten ihn mit ihren geröteten Backen verlockend an, als er auf den sauber geharkten Beeten hindurchschritt. Ein alter Gärtner, der schon an der Arbeit war, zog höflich die Mütze, antwortete aber auf eine freundliche Anrede nur mit einem Kopfschütteln und deutete, auf seine Ohren zeigend, an, daß er schwerhörig sei. An dies gutgehaltene Revier grenzte der Gemüsegarten, der auch sorgsam gepflegt schien; Achim aber wandte sich nach links, wo ein kleines eisernes Pförtchen in den Blumengarten führte, auf den die Fenster der Hauptfassade hinabsahen.

Von Blumen war hier nichts mehr zu finden als die Spätlinge des Jahres, Georginen, Astern und Malven. Nur die Reseden dufteten noch auf den Rabatten, wenn die Sonne sie erwärmte, standen aber in dieser Morgenfrühe unscheinbar und grau, von Spinnweben und den Schleiern des Altweibersommers übersponnen, in denen noch die Tropfen des nächtlichen Regens hingen. Der Wiesengrund in der Mitte des nicht großen Gebiets war lange nicht rasiert worden, in dem Becken des eingetrockneten Springbrünnchens lag der welke Blätterabfall, der von den Bäumen, die den Garten umstanden, herabgeweht war und auch die verwahrlosten Wege zwischen den kahlen Blumenbeeten bedeckte. Das verstimmte Achim, obwohl er wußte, daß auf dem Lande das Nützliche dem Schönen vorgeht. Er wunderte sich, daß nicht wenigstens seine Liebste dies kleine Reich in ihre Pflege nahm, wenn der Gärtner an anderes zu denken hatte.

Dann schritt er durch das Gittertürchen in dem Staketenzaun, der den Garten rings umgab und ihn gegen ein Wäldchen von Erlen und Birken abgrenzte. Ein schmaler Pfad führte in dies gänzlich verwilderte Revier, das nur einer lichtenden Hand bedurft hätte, um in der Sommersonne eine anmutige Zuflucht zu gewähren. Früher schien man auch darauf bedacht gewesen zu sein, diesen Miniaturpark so ansehnlich zu machen, wie der magere Boden irgend erlaubte. In der Mitte des Gehölzes war ein Pavillon aufgerichtet worden, ein paar Bänke darin, alles jetzt morsch und verwittert, so daß Achim sich nicht versucht fühlte, hier sich niederzulassen.

Er kehrte um, sobald er die Grenze des Wäldchens erreicht hatte, wo die Felder begannen, unabsehlich sich nach Osten erstreckend und am Horizont durch einen schwarzen Streif von Nadelwäldern abgeschlossen. Doch über der trüben, öden Fläche rötete sich jetzt der Himmel, und als Achim, aus dem Wäldchen zurückkehrend, den Blumengarten wieder betrat, blitzten ihm die beiden Fensterreihen des Hauses in der strahlend aufgehenden Sonne blendend entgegen, so daß er im ersten Augenblick nicht sah, wer unter dem hohen Malvenstrauch stand und mit leuchtenden Augen ihn anlachte.

Erst das Gebell des Hundes, der ihm entgegensprang, sagte ihm, wie lieblich er hier empfangen wurde. Er faßte die beiden Hände, die sich ihm entgegenstreckten, und zog die liebe junge Gestalt an sein Herz. Dann ließ er sie los und betrachtete sie, wie wenn er sie zum erstenmal sähe.

Sie trug ein ländliches Kleid mit einer weißen Schürze, um den Kopf ein rotes Tuch, dessen Zipfel unterm Kinn zusammengeknüpft waren, wie die Bäuerinnen es machten, die im Felde arbeiteten. Das feine, rosige Gesicht schien ihm in dieser Vermummung reizender als in der ausgesuchtesten Ballfrisur.

„Ich muß mich schämen, Liebster,“ sagte sie, leicht errötend, während er, den Arm um ihre Schultern legend, mit ihr durch die raschelnden Wege ging, „du, der Städter, warst früher auf als ich faules Dorfmädchen. Aber ich bin auch erst so spät eingeschlafen, so viele Gedanken hielten mich wach, alles, was du der Mama und Gotthold gesagt hattest, und dann — du warst nicht so froh gewesen an diesem ersten Abend, wie ich es gehofft hatte, darüber grämte ich mich — ach, ich konnte

ja nichts dafür, und auch die anderen, du mußt ihnen nicht böse sein, es ist nur — siehst du — man findet sich nicht gleich mit den Menschen zurecht. Aber das wird kommen, habe du mich nur lieb — und da du so klug und gut bist —" Sie schmiegte sich dichter an ihn und sah unter ihrem Kopftuch mit einem rührenden Ausdruck wie ein bittendes Kind zu ihm hinauf.

„Du hast recht," versetzte er lächelnd und nickte ihr zu. „Daß wir uns lieben, das ist die Hauptsache. Auch dein Papa meint es ja so gut mit mir, und — was ich sehr zu schätzen weiß — auch Neros Freundschaft habe ich schon gewonnen. Sieh nur, wie er seinen Kopf an mein Bein drückt und mir immer zur Seite bleibt. Wem ich hier sonst noch nicht so recht sympathisch bin —"

Sie unterbrach ihn rasch. „Du mußt es der Mama nicht so schwer anrechnen, daß sie noch etwas zurückhaltend gegen dich ist. Siehst du, sie kann sich noch nicht darein finden, daß sie mich jetzt mit einem anderen Menschen teilen soll, da sie mich bisher allein besessen hat. Aber wenn sie dich erst näher kennen gelernt hat, so wie ich, und weiß, wie lieb und gut und zuverlässig du bist, daß sie dir mein Glück ruhig anvertrauen kann — nicht wahr, Schatz, du wirst nicht ungeduldig werden, wenn das noch eine Weile dauern sollte?"

„Gewiß, liebes Herz!" versetzte er. (Er konnte ihr natürlich nicht sagen, daß nach Tante Leopoldines Mitteilung der Abneigung gegen ihn etwas zu Grunde lag, was all sein guter Wille nicht so bald bezwingen würde.) „Es ist ja deine Mutter, und ich begreife alles und vertraue auf die Macht der Zeit. Aber über die andere Antipathie, der ich gestern begegnet bin, wird die Zeit schwerlich etwas vermögen. Es hat sich da ein Gegensatz der Naturen offenbart, der schwerlich zu überwinden sein wird."

Sie stand plötzlich still, bückte sich, eine verspätete Monatsrose abzupflücken, und sagte, ohne das tief erglühende Gesicht zu ihm zu erheben: „Du meinst — Gotthold? O, ich glaube, auch bei dem — ist es so ziemlich derselbe Grund wie bei der Mama."

„Was meinst du, Liebling?"

„Daß er — daß er eifersüchtig auf dich ist — obwohl er," setzte sie hastig hinzu, „eigentlich gar keinen Grund dazu hätte. Denn ich — ich habe ihm nie die geringste Hoffnung gegeben — im Gegenteil — und doch —"

„Wie? Er hätte sich eingebildet —"

„Sei nur gut, Liebster, höre mich ruhig an. Ich habe dir nichts davon geschrieben, weil es ja eine abgetane Geschichte ist — und ich sie auch niemals wichtig genommen habe. Sieh, Schatz, er war von früh an mein Spielkamerad. Seine Mutter war die beste Freundin der meinen und brachte einmal einen ganzen Sommer hier bei ihr zu, als die Großeltern noch lebten. Es war eine Gräfin Vernstorf, aus einer sehr alten, aber heruntergekommenen Familie, dazu ein wenig verwachsen und nichts an ihrem Gesicht hübsch als Stirn und Nase, die ja auch bei Gotthold sehr regelmäßig sind. Da lernte sie unseren lieben Pastor Warncke kennen und verliebte sich in ihn — man sieht ja noch jetzt, wie hübsch und anziehend er als junger Mann gewesen sein muß —, und da die Familie nicht mehr hoffte, sie anderweitig standesgemäß zu versorgen, willigte sie ein, daß sie ihn heiratete. Für meine Mutter war das eine große Freude. Sie hatte nun ihre Freundin immer in der Nähe, und als sie dann selbst den Papa geheiratet hatte, lebten die beiden Ehepaare wie vier Geschwister miteinander. So war's nur natürlich, daß auch die Kinder sich täglich sahen. Mein armer Bruder, der so früh starb, konnte zwar den Pastorssohn nicht recht leiden, und sie schlugen und balgten sich beständig, wie eben Jungen tun, die hernach die besten Freunde werden. Auch mir gefiel der kleine ungezogene Gotthold nicht besonders, aber weil er gegen meinen Bruder der schwächere war, nahm ich oft seine Partei. Das mag ihm wohl die Meinung beigebracht haben, ich sei ihm besonders geneigt, zumal auch später, nach Ulrichs Tode, ich freundlich zu ihm blieb, weil ich an den Toten denken mußte, so oft ich Gotthold sah, was mit den Jahren ja nicht mehr so häufig geschah. Nun aber stell dir vor: in den Weihnachtsferien vorm Jahr kam er aus der Stadt zurück, wo er im Seminar studiert hatte, und er soll ein besonders guter Student gewesen sein, und der alte Vater war stolz auf ihn. Mir hatte er schon

bei seinem vorletzten Besuch nicht gefallen — er hatte so etwas Verstecktes, Unfreies im Blick, ich gab mich wenig mit ihm ab und war froh, wenn er nicht da war. Er schien das nicht zu bemerken oder legte es vielleicht erst recht zu seinen Gunsten aus; genug, eines Nachmittags, da ich in der Dämmerung noch einen Gang durch das Wäldchen machen wollte — ich war damals traurig, weil mein kleiner schottischer Spitz von einem Dorfhunde totgebissen worden war —, da kam er mir plötzlich entgegen, fing ein Gespräch mit mir an, sagte so wunderliche Sachen, daß mir heimlich angst und bange wurde, und als ich mich von ihm abwendete, um in den Garten zurückzugehen, fühlte ich mich plötzlich von ihm umfaßt und seinen heißen Mund hier auf meiner Wange."

„Schändlich! Der freche Mensch! Und du — was hast du getan?"

„Ich war so furchtbar bestürzt — wie konnte er sich so etwas herausnehmen? Und denk, in meiner Verwirrung, statt ihn einfach zurechtzuweisen — habe ich ihn ins Gesicht geschlagen!"

„Bravo! Das hatt' er verdient, der Unverschämte!"

„Nein, Herz, ich bereute es sofort. Am Ende — ein alter Jugendgespiele —, wenn es auch unverantwortlich war, mich so zu überfallen — aber in dem Augenblick hatte ich Furcht vor ihm wie vor einem Feinde, gegen den ich mich handgreiflich zur Wehr setzen müßte. Hätt' ich gedacht, daß die Ohrfeige, die ihm freilich auf der Backe brannte, ihn so furchtbar beleidigen würde — denn er wurde so weiß wie ein Tuch, und als ich ganz bestürzt eine Entschuldigung hervorstotterte, er möchte den Schlag nicht schwerer nehmen, als ich seine Dreistigkeit nehmen wolle, schoß er mir schweigend einen Blick zu wie ein wildes Tier, das von einem Jäger eine tiefe Wunde bekommen hat, verneigte sich mit eisiger Ruhe und ließ mich stehen. Ich wußte aber, daß er es mir nie verzeihen würde. Und nun tu' ich ihm noch das Leid an, mich zu verloben, und der, den ich ihm vorgezogen habe, kommt zu uns ins Haus und ist ein so viel netterer Mensch als er, und du wunderst dich, daß er dir nicht grün ist und Mühe hat, dir nur mit notdürftiger Höflichkeit zu begegnen!"

Achim runzelte die Stirn. „Ich hoffe, er wird nicht oft in den Fall kommen, seinen Haß und Grimm gegen mich unter seinem tückischen Grinsen zu verbergen!" sagte er. „Für mich wird er Luft sein. Und wenn er kein Tor ist, sucht er selbst die Gelegenheit zu vermeiden, sich dir gegenüber Zwang antun zu müssen. Übrigens — was hat die Mama zu der häßlichen Geschichte gesagt?"

„Ich habe es ihr verschwiegen, ich schämte mich so — mehr für ihn als für mich. Und es hätte die Mama so heftig aufgeregt. Auch dir hätt' ich es vielleicht nicht sagen sollen, du nimmst es so schwer, obwohl es nun weit hinter mir liegt. Aber ich fühle, ich kann vor dir nichts geheim halten, nicht bloß weil ich es dir schuldig bin als meinem Bräutigam, sondern weil ich zu keinem Menschen ein so festes Vertrauen habe, daß er alles richtig beurteilt. Nur denke auch nicht zu hart von ihm, Liebster," bat sie, seinen Arm streichelnd. „Gewiß hatte er ehrliche Absichten. Da sein Vater eine Gräfin geheiratet hatte, warum sollte er es für hoffnungslos halten, ein Fräulein von Benkendorf zu seiner Pastorin zu bekommen. Aber sieh, da ist der Papa! Guten Morgen, Papa! Ich habe Achim den Garten gezeigt; er nimmt sich freilich jetzt nicht so aus, daß man Staat damit machen kann. Aber im Sommer, wenn meine Rosen blühen, dann sollst du ihn einmal sehen, Schatz!"

* *
*

In der Glastür, die aus dem Wohnzimmer auf eine kleine Terrasse und von da in den Garten führte, stand der alte Herr in seinem Jagdanzug und winkte den beiden freundlich zu.

Sie liefen Hand in Hand zu ihm hin, der blonde Riese hob sein Kind zu sich hinauf und küßte es, schüttelte dann Achim herzlich die Hand und sagte: „Na, kleiner Gardeleutnant" — eine Umbildung des Namens Luitgarde, die er sehr witzig fand und immer selbst belachte —, „du hast ja trotz der Morgenfrische ganz heiße Backen. Hast du deinen Rekruten im Feuer exerzieren lassen oder den Herrn Assessor scharf examiniert, ob er dir, während ihr getrennt wart, auch treu geblieben ist? Na, er scheint ja mit

Nummer eins bestanden zu haben. Jetzt kommt aber hinein, das Frühstück wartet, und hernach wollen wir gleich aufs Feld hinausfahren. Ich muß dem Herrn Schwiegersohn das Gut zeigen, damit er sieht, daß er kein schlechtes Geschäft macht, wenn er das Fräulein von Benkendorf heiratet." Wieder lachte er sein dröhnendes Lachen, nahm dann die Arme des jungen Paars unter seine beiden und führte sie ins Haus. Drinnen dämpfte er die Stimme, deutete mit den Augen nach dem Zimmer zur Rechten und sagte: „Mama ist noch nicht bei Wege. Sie hat nachts wieder ihre Migräne gehabt. Es scheint, lieber Sohn, du hast gestern abend ein bißchen hitzig disputiert. Du weißt noch nicht, wie man alles vermeiden muß, was sie aufregt."

Damit traten sie in das Eßzimmer, wo sie Miß Ruth fanden, die damit beschäftigt war, dem Papa sein Frühstück zu bereiten. Für Achim sorgte Luitgarde. Alle vier waren sehr guter Laune; man sah es ihnen an, daß sie sich wie von einem beklemmenden Druck befreit fühlten, da die Augen der Herrin des Hauses nicht auf ihnen ruhten.

Dann erhob sich der Papa. „Mache dich zurecht, lieber Achim," sagte er. „Der Wagen ist schon angespannt."

„Auf mich sollst du nicht zu warten haben, Papa!" rief Luitgarde. „Ich setze nur meinen Feldhut auf."

„Nichts da, du Irrwisch!" sagte der Alte. „Du fährst nicht mit. Da hätte ich an dem Herrn Bräutigam einen schlechten Zuhörer, wenn ich ihm die Wirtschaft erkläre. Hernach habt ihr noch Zeit genug, Süßholz zu raspeln."

„Du bist grausam, Papa," schmollte das schöne Mädchen, „fast so grausam wie —"

Sie verschluckte das Wort, das ihr auf der Zunge war. Als aber Achim dann herunterkam, in leichtem Mantel, einen weichen grauen Hut auf dem Kopf, fand er sie draußen auf der Treppe, während der Papa noch von seiner Frau sich verabschiedete.

„Komm geschwind!" sagte sie. „Ich muß dich erst noch der ‚Mamsell' vorstellen, sie kommt eben aus der Milchkammer."

Sie zog ihn die Stufen hinunter an dem Jagdwagen vorbei, der unten wartete, und eilte über die Brücke in den Hof auf eine große, hagere Person zu, die mit einem blanken Buttergefäß vor einer halboffenen Tür stand.

„Hier ist mein Bräutigam, liebe Mamsell Riekchen," rief sie ihr entgegen, „und dies ist unsere gute Mamsell Friederike Fiedler, die zweite Seele unserer Wirtschaft, wie Papa sie nennt, der ja die erste ist. Das bißchen, was ich vom Buttern und Käsemachen und sonstigen nützlichen Sachen weiß, verdank' ich ihr. Und überdies ist sie eine perfekte Köchin, obwohl sie nur für das Gesinde kocht, aber ihren Kartoffelpudding macht ihr auch unsere Marie nicht nach. Sie muß ihn noch einmal eigens für uns beide machen."

Achim gab dem stillen alten Frauenzimmer zutraulich die Hand und sagte, was er freilich eben erfand, auf Plattdeutsch, seine Braut habe schon in ihren Briefen von ihr erzählt. Das gute, blasse Gesicht rötete sich vor Freude, und sie fing eben an, ihre junge Herrin herauszustreichen, als aus der Tür der Milchkammer jenes junge Mädchen trat, das Achim schon im Morgengrauen auf dem Hof erblickt hatte.

„Und dies ist Lischka, meine Spielgefährtin!" rief Luitgarde. „Da ist er jetzt, mein Schatz, von dem ich dir so viel vorgeschwärmt habe. Sage nun selbst, habe ich übertrieben? Nimm dich nur in acht, dich nicht auch in ihn zu verlieben!"

Das Mädchen zuckte ein wenig die Achseln, sah aus ihren feurigen schwarzen Augen dem jungen Mann dreist ins Gesicht und strich sich das dicke dunkle Haar aus der niedrigen Stirn. Unter ihrer grauen Jacke, die sie nachlässig zugeknöpft hatte, hob sich ihre volle Brust, und die Nüstern der etwas breiten Nase zitterten. Sie sagte aber kein Wort, sondern lachte nur plötzlich leise, daß ihre blendend weißen Zähne unter den üppig roten Lippen zum Vorschein kamen, und ging dann mit langsamen Schritten seitwärts in eins der Wirtschaftsgebäude.

„Sie hat wieder ihren Sturmtag," sagte die Mamsell entschuldigend. „Auch bei der Arbeit hatte ich meine liebe Not mit ihr. Es ist eben das wendische Blut, das will sich immer noch nicht bändigen lassen."

Vom Wagen her hörten sie jetzt den Papa, der nach Achim rief. Während sie, der

Mamsell zunickend, rasch dem Rufe folgten, sagte Luitgarde zu ihrem Bräutigam: „Die Lischka ist nicht immer so ungezogen, sie hat nur ihre Launen. Als vierjähriges Kind kam sie mit ihrer Mutter hier ins Dorf, es war ein wendisches Weib, hatte keine richtige Heimat und bettelte sich so durch von Dorf zu Dorf. Da sah sie der Dorfschmied und verliebte sich in sie und heiratete sie, und sie hielt sich auch ganz ordentlich, so daß der Pastor ihr eine sehr ehrenvolle Grabpredigt hielt, als sie nach sechs, sieben Jahren starb. Damals hab' ich mich mit der verwaisten kleinen Lischka angefreundet und lieber mit ihr gespielt als mit den anderen Dorfkindern, und jetzt ist sie ganz zu uns gekommen und geht der Mamsell an die Hand und hilft auch im Hause unserem Stubenmädchen, wenn einmal viel Besuch da ist. Auch hat sie die Stunden beim Lehrer mit mir zusammen genommen und einen anschlägigen Kopf, aber sie war faul, darum hat es bald wieder aufgehört. Nicht wahr, es ist schade um sie, sie ist so hübsch, wenn sie ein bißchen bildungsfähiger wäre —"

Achim lächelte.

„Hübsch bist du, das weißt du
Nur leider zu sehr,
Und wüßtest du's minder,
So wärst du es mehr —

Ich halte sie für eine durchtriebene Kokette, die viel Unheil anstiften würde, wenn die Gelegenheit dazu günstiger wäre."

„Du bist ungerecht, Schatz! Was kann sie dafür, daß ihr die Augen so im Kopf herumflunkern? Freilich, mit einem jungen Volontär, der ein halbes Jahr hier in der Lehre war, hat sie's ein bißchen arg getrieben. Aber ein armes Ding, das nicht nach Berlin reisen kann, sich einen so netten Bräutigam zu holen —"

Das Knallen der Peitsche vom Bock herunter schnitt ein weiteres Gespräch über die wendische Hexe ab.

Achim küßte rasch seine Liebste auf die Stirn, schwang sich mit einer Entschuldigung wegen ihres Zauderns auf den Bock, und der Wagen rollte, von Neros rauhem Gebell begleitet, über die Brücke durch den Hof und verschwand draußen in der Dorfstraße.

* * *

Als er nach zwei Stunden zurückkam, stand Luitgarde oben auf der Treppe vor der Haustür und rief den Männern entgegen: „Kommt ihr endlich wieder? Ihr seid ja eine Ewigkeit ausgeblieben, die Mama ist schon ungeduldig geworden."

„Es ist ihre Schuld," lachte der alte Herr, „daß Klein-Malchow sich nicht rascher inspizieren läßt. Und wir waren noch nicht einmal auf dem Vorwerk. Dein Herr Zukünftiger hat das landwirtschaftliche Examen übrigens so mit Auszeichnung bestanden wie das juristische. Obwohl er als neunjähriger Junge in die Stadt kam, kann er noch Weizenboden von Haferboden unterscheiden."

Sie eilten sich, ins Haus zu kommen, wo in der Wohnstube die Mama ihrer wartete. Achim, indem er ihr die Hand küßte, entschuldigte sich, daß er ihr nicht früher guten Morgen habe wünschen können, der Papa habe ihn mit fortgenommen.

„Nun, desto früher haben Sie Luitgarde begrüßt, lieber Achim," sagte die kleine Frau, die in einer reizenden Morgentoilette in ihrem Lehnstuhl saß. „Eine alte Mama muß sich darin ergeben, daß sie nicht mehr die erste Rolle im Hause spielt. Hoffentlich haben Sie gut geschlafen."

Sie bot ihm einen Stuhl neben sich an, und eine kleine gezwungene Unterhaltung kam in Gang, an der sich auch der Papa bescheiden beteiligte.

Als dann Miß Ruth ins Zimmer trat, sagte die Mutter: „Ich entlasse Sie jetzt, lieber Achim. Sie werden allerlei zu schreiben haben, das Nötige finden Sie in Ihrem Zimmer. Luitgarde muß jetzt ihre Musikstunde nehmen. Da wir Sie recht lange hier zu haben hoffen, wollen wir unsere alte Tagesordnung nicht ändern, wozu auch die paar Lektionen gehören. Und überhaupt muß auf dem Lande bis zur Essensstunde jeder sein eigener Herr bleiben. Der Nachmittag gehört dann der Geselligkeit."

Sie nickte ihm mit ihrem kühlen, gnädigen Lächeln zu, als er sich, seine Enttäuschung nur schlecht verbergend, erhob und mit einem schmerzlichen Blick auf Luitgarde das Zimmer verließ. Gleich darauf, während er langsam die Treppe hinaufstieg, hörte er die langaushallenden Töne des Harmoniums

erklingen. So sehr sie ihm gestern abend wohlgetan hatten, als sie den aufgeregten Disput beschwichtigten, so ingrimmig verwünschte er sie heute, wo ihm an keiner anderen Musik lag als an den leisen Liebesworten seiner Liebsten.

In seinem Zimmer oben warf er sich auf das Sofa und bemühte sich, seines Unmuts Meister zu werden. Er konnte sich nicht verhehlen, es würde einen langen, heftigen Kampf kosten, bis er sich eine Stellung im Hause erobert hätte, die ihn vor täglichen Anfeindungen dieser kleinen rachsüchtigen Seele schützte. Doch wenn auch endlich ein Waffenstillstand erlangt, ein erträgliches Nebeneinanderleben zu stande gekommen wäre, ein kalter Hauch wehte unter diesem Dache, der selbst dann gespürt werden würde, wenn das junge Paar sich im oberen Stockwerk sein eigenes Reich gegründet hätte, wohin die alte Herrin nie den lahmen Fuß setzte. Daß er so die Wahrheit des alten Spruches von den Sünden der Väter an sich erfahren mußte, war ihm ein bitterer Gedanke. Er nahm aber sein Herz in beide Hände und gelobte sich, um des geliebten Mädchens willen nichts zu unterlassen, was den Rachegeist zu versöhnen geeignet wäre. Auch dem guten Papa sein Joch zu erleichtern, erschien ihm als eine Ehrensache. Und wenn vollends kleine blonde Kinderhäupter wie Friedensengel auf der Treppe zwischen den beiden Stockwerken hinauf- und hinabeilen würden —

Nein, er hatte keinen Grund zu verzweifeln, zumal alles, was er an seiner Liebsten wahrnahm, ihn in der Überzeugung bestärkte, daß dieser Bund der Herzen, wenn je einer, im Himmel geschlossen sei, da er auf einem festen Naturgrunde ruhte.

Nur sein heftiges Gemüt bezähmen, nur die Geduld nicht verlieren — es war ja erst eine Nacht vergangen, seit er in dieses Haus eingetreten war.

Und wie konnte es anders sein, als daß sich im Herzen dieser Frau die alte Wunde nicht schließen wollte, da sie von der Welt abgeschieden lebte und alle wohltätigen Einflüsse entbehrte, die einen großen Schmerz, eine zerstörte leidenschaftliche Hoffnung unter der so vielfach leidenden und kämpfenden Menschheit endlich zur Ruhe bringen!

Ein warmes Mitleiden stieg in ihm auf, das die Bitterkeit seines Unmuts überwand. Er nahm sich vor, so gut und herzlich, so liebevoll und liebenswürdig der Frau, die ihn haßte, zu begegnen, daß sie auf die Länge ihm nicht widerstehen und sich überwunden fühlen müsse.

Er hatte Tante Leopoldine versprochen, ihr bald zu schreiben, wie er es auf Klein-Malchow gefunden habe. Auch setzte er sich an den Schreibtisch und legte seine Briefmappe vor sich hin. Als er aber die Feder ansetzen wollte, überzeugte er sich, daß er die rechten Worte nicht finden konnte. Bei aller Schonung hätte er doch die Tatsache nicht verleugnen können, daß er hier nicht aufgenommen worden war, wie er gehofft und wie die kluge alte Dame freilich bezweifelt hatte.

So schloß er die Mappe wieder und vertiefte sich, während unten die frommen Klänge eines Chorals durch das Haus zogen, von neuem in sein unseliges Brüten.

* *
*

Als er, von der alten Dörthe gerufen, zum Mittagsessen hinunterkam und in das Eßzimmer trat, sah er an den geröteten Augen seiner Liebsten, daß auch sie diese Stunden traurig hingebracht hatte.

Das liebliche Gesicht erhellte sich aber sofort bei seinem Anblick und leuchtete vollends auf, als er ihr das Armband gab, das er für sie mitgebracht, nachdem er dem alten Herrn die schöne Jagdflinte überreicht hatte. Der Papa umarmte ihn, sichtlich hoch erfreut und überrascht, daß auch an ihn gedacht worden war. Luitgarde errötete vor Vergnügen bis an die Stirn, umarmte dann aber zuerst die Mutter und fragte sie leise, ob sie ein so kostbares Geschenk auch annehmen dürfe. Erst als die Mama mit einer sauersüßen Miene erwiderte: einem Bräutigam müsse man es hingehen lassen, wenn er kostspielige Torheiten begehe, trat sie zu Achim zurück und bot ihm mit einem reizend kindlichen Aufblick zu ihm ihre frischen Lippen.

„Sie, liebe Mama," sagte Achim, als er seinen Platz neben ihr eingenommen hatte, „müssen mir erlauben, meinen Mißgriff mit

dem Bilde von Berlin aus wieder gut zu machen. Ich habe schon etwas im Sinn, was Sie, wie ich denke, ein wenig erfreuen wird. Und auch Miß Ruths Geschmack hoffe ich in der Zeit, die ich hier zubringen werde, näher kennen zu lernen."

Die beiden Damen nickten ihm freundlich zu, und Luitgarde drückte ihm unter dem Tische dankbar die Hand.

So verging der Mittag in leidlicher Stimmung. Nach dem Essen, dessen Nachtisch schöne Äpfel aus dem Garten gebildet hatten, erklärte Luitgarde, sie wolle jetzt ihren Bräutigam den Dorfleuten vorstellen, die doch auch Anspruch darauf hätten, seine Bekanntschaft zu machen.

„Tue das," sagte die Mama. „Mißchen kann ja mit euch gehen."

Die Schottin, die einen raschen bittenden Blick Luitgardes verstand, entschuldigte sich mit Müdigkeit, da sie den halben Vormittag im Garten zu tun gehabt habe.

„Ich dächte auch, Mama, Nero könne ganz wohl die Stelle eines Tugendwächters bei dem jungen Paar versehen," wagte der alte Herr zu sagen.

Die Mutter erwiderte nichts, rümpfte nur ein wenig die Lippe und stand auf, gesegnete Mahlzeit wünschend, um in das Wohnzimmer zurückzuhinken.

Nun hing sich Luitgarde an Achims Arm, und sie wanderten, von Nero in Freudensprüngen begleitet, über den Hof ins Freie. Draußen aber schlug sie nicht sogleich den Weg ins Dorf ein, sondern bog links ab nach einem Sträßchen, das außen hinter den Bauernhöfen hinlief.

Von dieser Rückseite nahm sich das Dorf noch ärmer und verwahrloster aus. Alte Kuhställe, Düngerhaufen und verwilderte Gärtchen, in denen die kahlen Obstbäume ihrer Früchte schon vorzeitig entleert worden waren. Nach der anderen Seite dehnten sich die kahlen Stoppelfelder, dazwischen frisch gepflügte oder mit der Wintersaat bestellte Äcker, hier und da ein Ebereschenbäumchen, eine Windmühle, deren schwarze Flügel unheimlich still gen Himmel starrten, in weiter Ferne der schwarze Strich des Kiefernwaldes. Aus den Ackerfurchen flogen die Krähen auf und kreisten mit ihrem harten Geschrei um die Dachfirste der hin und wieder aus der Reihe der Dorfhäuser vorspringenden Scheunen.

Zum Lustwandeln lud der von Wagenspuren tief eingerissene Weg nicht gerade ein. Aber Luitgarde hatte ihn gewählt, um einmal mit ihrem Liebsten eine halbe Stunde unter vier Augen zu sein. Darin wurde sie auch nicht gestört; es begegnete ihnen niemand.

„Sie machen hier früh Feierabend," bemerkte Achim.

„Weil Sonnabend ist. Und dann, sie sind überhaupt unlustig zur Arbeit. Nach zwei so schweren Mißjahren — du glaubst nicht, wie das die armen Leute auch moralisch heruntergebracht hat. ‚Es hilft ja doch alles nichts,' sagte mir erst heute früh eine alte Frau, die einen Sohn bei den Soldaten hat und sich mühsam durchbringt. ‚Unser Herrgott hört auf alles Bitten und Beten nicht. Ich habe von meinem bißchen Feld kaum die Aussaat geerntet.'"

„Hilft ihnen dein Vater nicht?"

„Freilich. Aber sie wollen sich nicht immer helfen lassen. Sie setzen ihren Starrkopf auf und nehmen keinen Rat an. Das Geld wohl, aber das ist wie ein Tropfen auf den heißen Stein, sagt Papa, es schützt eben nur vorm Verhungern. Ach, Schatz, manchmal denk' ich, der Mann, der das Lied gedichtet hat:

Der Landmann hat viel Freude
Und lebt dabei in Ruh' —

ist nie aus der Stadt herausgekommen!"

„Du vergissest, daß er selbst eine Bedingung daran geknüpft hat:

Gerät ihm das Getreide,
Sieht er dem Städter zu.

Und doch, auch wenn die Bedingung nicht erfüllt wird, mein Herz zieht mich immer aufs Land hinaus, nicht bloß das Herz, das ich einem gewissen Landfräulein geschenkt habe, sondern mein väterliches Blut, das eintrocknen würde am Bureautisch und sich so lustig rührt, wenn es gilt, mit redlicher Arbeit der launenhaften Erde ihre Frucht abzuringen. Und nun vollends an deiner Seite —"

Er stand still, sie zu küssen. Alles, was ihn hier bedrückt und verletzt hatte, fiel von ihm ab, da er das liebe, warme Gesicht so nah an seinem fühlte. Ihm war, als seien sie die ersten und einzigen Menschen unter

diesem Himmel, und er hätte diese braunen Erdschollen nnd dürren Stoppelfelder mit keinem Paradiese vertauscht.

Sie sprachen dann von ihrer Liebe, alles, was sie sich schon hundertmal gesagt und geschrieben hatten, und standen immer wieder still, sich zu umfassen und Mund auf Mund zu drücken. Es war das erste Mal, daß sie so ausführlich sich liebkosen durften, Luitgarde noch mit einem kleinen spröden Versuch, ihm Einhalt zu tun, wenn er ihren blonden Kopf zwischen die Hände nahm und ihr das Haar gar zu arg zerzauste. Aber gleich darauf drückte sie den seinen leidenschaftlich an sich und küßte ihn auf die Augen, die sie an seinem Gesicht am meisten liebte.

Ein Bauernbursch, der eine mit einem mageren Pferde bespannte Egge ihnen entgegenfuhr, schreckte sie aus dieser seligen Verworrenheit auf. Von jetzt an gingen sie ruhig und ehrbar nebeneinander her, gelangten an das Ende des Dorfes und bogen nun in die holperig gepflasterte breite Straße ein, die einzige, die von einem Ende bis zum anderen die ungleich liegenden Häuser trennte.

Es war noch nicht spät am Tage, die Arbeit aber fast überall eingestellt. Die Frauen saßen müßig oder nur mit Flicken alter Kleidungsstücke beschäftigt vor ihren Häusern, die Kinder spielten an den Gartenzäunen, nur in der Schmiede lohte das Feuer und erklangen Hammerschläge, da ein alter Gaul draußen angebunden stand und frisch beschlagen werden sollte.

Achim kamen heute im Tageslicht diese Häuser und Hütten noch verwahrloster vor, als da er gestern mit dem alten Herrn hindurchfuhr. Aber die freundlichen Mienen, mit denen seine Liebste von groß und klein begrüßt wurde, ließen ihm diese Armut nicht so trübselig erscheinen.

Das Schloßfräulein wurde zwar respektvoll, aber nicht wie eine Prinzessin behandelt, zu der man kaum hinaufzublicken wagt. Die meisten standen rasch auf, wischten die Hand an der Schürze ab und reichten sie dem schönen Mädchen, das seine weichen, rosigen Finger auch nicht in einen Handschuh versteckt hatte. Hier und da wurden ein paar Worte gewechselt, jede der neugierig herandrängenden Weiber und Dirnen bei Namen genannt und der Bräutigam ihnen vorgestellt, auch hin und wieder eins der flachshaarigen Kinder auf den Arm genommen und, wenn es nicht gar zu ungewaschen war, auf die Stirn geküßt.

Achim sah das alles glücklich lächelnd mit an, wußte sich als ein Landkind, das er war, mit Fragen und Antworten auf gut Plattdeutsch nach Landesbrauch zu benehmen und merkte aus den Segenswünschen der alten Weiber und dem Kichern und Tuscheln der jungen Mädchen, daß er Gnade vor ihren Augen fand.

So vollendeten sie ihren freundlichen Spießrutenlauf mit großer Befriedigung und gelangten nach dem Krug, der der Kirche gegenüber lag. Hier wurden sie zuerst wieder unfroh, da aus den niederen Fenstern Lärm und Zank trinkender und kartenspielender Bauern herausdrang.

„Um vier Uhr Nachmittags!“ sagte Achim kopfschüttelnd. „Ist das immer so bei euch?“

„Sie haben sich's früher nicht erlaubt, aber jetzt hilft ihnen das Trinken dazu, ihre Not zu vergessen. Papa hat eigens die Brennerei eingehen lassen und dafür die Bierbrauerei eingerichtet. Aber sie kehren sich nicht daran, sie wollen sich mit Gewalt betäuben. Unser alter Pastor hat all seine guten Worte an sie verschwendet. Es ist ein rechtes Elend, aber die Frauen halten sich noch ordentlich, und auch die Säufer sind noch in der Minderzahl. Nur daß sie das böse Beispiel geben. — Sieh dort drüben,“ fuhr sie fort, „da ist das Pfarrhaus. Liegt es nicht hübsch in dem Gärtchen, das die alte Annemieken so gut in Ordnung hält? Sie hat noch schönere Rosen als ich. Und dann die Bienenstöcke, im Sommer surrt und schwirrt es da um den Zaun, daß es ordentlich wie Musik klingt. Der alte Herr ist ein berühmter Bienenvater, der Honig heut' zum Frühstück war von ihm. Gotthold bekümmert sich um dergleichen nicht. Siehst du, er hat schon Licht, da unten in dem Zimmer rechts neben der Haustür hat er schon als Knabe gewohnt, und wie oft ist er Nachts aus dem Fenster gestiegen, um irgendwo Äpfel zu stehlen. Na, das läßt er jetzt bleiben. Er studiert wohl eben auf die Predigt morgen. Er soll ein großer Redner sein.“

„Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor —“

citierte Achim.

„Wo steht das, Liebster?“

„In einem gewissen ‚Faust‘ von einem gewissen Goethe. Hat mein Schatz den schon einmal kennen gelernt?“

„Ich habe nur den Titel gehört. Die Mama meint, es sei keine Lektüre für mich, es sei ein unmoralisches Stück.“

„Ich hoffe, du wirst eine andere Meinung von diesem größten Werk unseres größten Dichters bekommen, wenn die Mama in Bezug auf das, was du lesen willst, einmal nichts mehr zu erlauben und zu verbieten hat.“

* *
*

Der Rest des Tages verging, ohne daß sich etwas Liebes oder Leidiges ereignet hätte. Beim Abendbrot neckte der alte Herr Achim mit seinem Eroberungszug durch das Dorf. Die Mama fragte Luitgarde nach dieser und jener Familie, für die sie aus irgend einem Grunde sich interessierte. Sie blieben allein und spielten nach Tisch eine kindliche Zahlenlotterie mit Glasplättchen auf abgegriffenen Blättern um Rechenpfennige, die hernach gegen Haselnüsse ausgetauscht wurden. Zuletzt setzte sich Miß Ruth wieder ans Harmonium und spielte ein paar feierliche Stücke eines alten Meisters.

Achim schlief diese Nacht sanfter als die vorige. Seine Hoffnung, es mit der Zeit zu einem guten Verhältnis mit der Schwiegermutter zu bringen, hatte sich befestigt. Und dann war geschehen, was er nicht für möglich gehalten hatte: seine Liebe war in den Stunden, in denen er Luitgarde ganz ohne Zwang hatte besitzen dürfen, noch gewachsen. Er rechnete sich all ihre Gaben und Tugenden, alles, was er erst hier an ihr entdeckt hatte, immer wieder vor, und alles wurde noch überboten durch die Erinnerung an die zärtlichen Augen und süßen Lippen, die sich ihm hingegeben hatten, so daß er in dem Gefühl, der glücklichste aller Menschen zu sein, bald genug einschlief und mit derselben freudigen Empfindung am Morgen erwachte.

Er hatte nicht anders erwartet, als daß er diese frühe Tagesstunde wieder wie gestern mit seiner Liebsten verbringen würde. Aber rings ums Haus, im Wäldchen wie im Blumengarten suchte er sie vergebens, obwohl es schon näher an die Frühstücksstunde ging als gestern. Zuletzt, da er mißmutig über den Hof schlenderte, in die Ställe hineinsah, durch die ihn gestern der Papa geführt und ihm seinen ansehnlichen Viehstand und die vierzehn gutgefütterten Ackergäule gezeigt hatte, kam sie ihm von der Straße her entgegen. Sie lächelte ihn zärtlich an, doch mit einer gewissen Befangenheit. Als er sie schalt, daß sie mit ihm Versteckens gespielt hatte, sagte sie errötend: „Ich kann nichts dafür, Schatz. Die Mama hat mir noch vorm Schlafengehen gesagt, es schicke sich nicht, daß ich in aller Herrgottsfrühe mit dir herumstriche. Du weißt, wenn sie etwas sagt, muß man sich hüten, Einwendungen zu machen, so guten Grund man auch dazu hätte. Da habe ich rasch heut' früh den Kranz von Georginen und Astern gewunden, den ich meinem Bruder jeden Sonntagmorgen auf sein Grab lege. Der Kirchhof ist ja gleich drüben über der Straße. Der Mama wegen hat das Grabmal dicht an der Mauer errichtet werden müssen, statt daß der Sarg in unserer Familiengruft in der Kirche beigesetzt worden wäre. Im Sommer schleppt sie sich manchen Abend hinüber und sitzt dort auf dem Bänkchen. Wollen wir jetzt hin?“

Er hatte eine bittere Antwort auf der Zunge: daß die Mama vielleicht auch das für seine Braut nicht passend finden würde. Aber er bezwang sich und erinnerte nur daran, daß sie den Papa nicht wieder auf das Frühstück warten lassen dürften. — —

Um zehn Uhr fuhr auf der Straße hinten am Hoftor eine schwerfällige alte Kutsche vor, mit dem Schliebenschen Wappen am Schlage. Der Gutsherr führte seine Frau langsam über den Hof, hinter ihnen folgte das Brautpaar und Miß Ruth, sämtliche Dienstleute standen zu den Seiten, darunter Lischka mit einer brennend roten Schleife im Haar, auf die Frau Karoline einen mißbilligenden Blick warf. Das Mädchen fühlte sich aber nicht bewogen, die Augen niederzuschlagen, sondern drehte sich in ihrer neuen bunten Jacke zur Seite um, wo ein junger Knecht stand, dem sie leise etwas sagte.

Luitgardes freundliches Nicken hatte sie unerwidert gelassen.

Die drei Damen stiegen, von den Herren gestützt und gehoben, in die Kutsche; Krischan, in seiner Sonntagslivree, grau mit blauen Aufschlägen und blanken Messingknöpfen, schwang sich auf den Bock, und die Pferde zogen an.

„Wir zwei gehen den Richtweg über den Kirchhof," sagte der alte Herr zu Achim. „So kommen wir noch vor den Pferden bei der Kirche an."

Durch ein kleines Pförtchen in der alten Mauer betraten sie den ziemlich geräumigen, etwas erhöhten Friedhof, an dessen westlichem Ende die Kirche lag. Die Grabsteine und dürftigen kleinen Kreuze, viele schiefgesunken und verwittert, nahmen sich unter den entblätterten Fliederbüschen und verwelkten Farnkräutern armselig aus, und die Nachtigallen, die, wie Luitgarde erzählt hatte, im Sommer hier zu nisten pflegten, waren längst verstummt. Gleich rechts neben der Eingangstür sah Achim das Grabmal, das seine Liebste heute früh bekränzt hatte, ein liegender Stein mit dem Namen des toten Jünglings, dahinter ein stattliches Kreuz aus poliertem Granit, in das mit goldenen Buchstaben ein Bibelspruch eingegraben war; das Ganze umgab ein starkes Eisengitter, an dem zu drei Seiten hohe Lebensbäumchen gepflanzt waren.

Achim hatte nur Zeit, einen Blick auf den bunten Kranz zu werfen, der um den einen Kreuzarm gehängt war. Neben dieser liebevoll gepflegten Grabstätte erschienen die Hügel und Kreuze der bäuerlichen Toten nur noch dürftiger. Der alte Herr war schweigend vorbeigegangen, als hätte er nur den einen Gedanken, die Anfahrt seiner gestrengen Herrin nicht zu versäumen.

Sie kamen denn auch glücklich zur rechten Zeit, da die Kutsche eben am Portal der Kirche hielt. Krischan sprang, so rasch es seine unbeholfenen Gliedmaßen erlaubten, vom Bock und öffnete den Wagenschlag. Aber der gnädigen Frau herauszuhelfen, mußte er ihrem Gemahl überlassen, worauf Achim den anderen Damen diesen Dienst tat.

Vor der offenen Tür der alten Kirche standen die Bauern, Männer und Weiber gesondert, und ließen den Zug der Herrschaften hindurchpassieren, die Männer die Mützen lüftend, Frauen und Mädchen mit unterwürfigen Knixen. Es nahm sich ganz vornehm aus, wie der Gutsherr in schwarzem Rock, einen etwas unmodernen Cylinder auf dem Kopf, die kleine blonde Dame in ihrem seidenen, pelzbesetzten Mantel und dunklen Hut an seiner Seite führend, über die glatten Steine hinschritt, freundlich nach allen Seiten nickend, während Frau Karoline nur mit einer würdevollen Kopfbewegung den Gruß der Leute erwiderte. Desto herzlicher lächelte Luitgarde dieser und jener alten Frau oder munteren jungen Dirne zu, und auch die Schottin schien überall gute Freunde zu sehen.

So alt und vernachlässigt die Kirche mit ihrem vielfach abgebröckelten Bewurf und dem defekten schwarzen Schindeldach von außen erschien, ein spätgotischer Bau mit plumpem Maßwerk in den Fenstern, an dem Schwalbennester klebten, so sauber, freilich noch um vieles nüchterner, nahm sie sich im Inneren aus.

Denn die Gutsherrin, da sie allsonntäglich hier ihrer christlichen Andachtspflicht oblag, hatte sich gedrungen gefühlt, den Raum, wo dies geschah, von allem Staub und Moder rein zu halten. Freilich waren die Wände nur weiß getüncht und die alten schnörkelhaften Dekorationen zwischen den Zwickeln des Gewölbes übermalt worden. Doch sorgten die zahlreichen Braut- und Totenkronen mit gestickten Bändern, die verdorrten Myrten- und Immortellenkränze an den Wänden neben der Kanzel und gegenüber die schwarz und weißen Tafeln, an denen Kriegsdenkmünzen Klein-Malchower Veteranen hingen, für eine sinnvolle Belebung der kahlen Wände. Der Gutsherr hatte überdies nach dem französischen Kriege eine bronzene Tafel anbringen lassen, auf der die Namen derer verzeichnet waren, die Anno 1866 und 1870/71 für das Vaterland gefallen waren.

Das alles war ohne jeden künstlerischen Geschmack nur nach altem Herkommen geordnet worden; auf dem Altar, der vor der Chornische stand und mit einer verschossenen Decke verhüllt war, hob sich ein messingenes Kreuz, woran, statt der plastischen Gestalt des Gekreuzigten, ein blank eingerahmtes Bild in Ölfarbendruck lehnte, den Heiland in

halber Figur darstellend, den Kelch vor sich, mit erhobener Hand und weitgeöffneten Augen. Zu beiden Seiten stand ein schwerer silberner Leuchter, dessen Wachskerzen natürlich nicht angezündet waren, gleichfalls eine fromme Stiftung der gnädigen Frau.

Sie hatte mit ihrem Gefolge in dem herrschaftlichen Gestühl gegenüber der Kanzel Platz genommen. Unter derselben befand sich der Kirchenstuhl der Pastorenfamilie, wo heute nur der alte Emeritus saß, der beim Eintritt seiner Patrone sitzen blieb, aber grüßend das ehrwürdige Haupt neigte.

Es war eine feuchtkühle Luft in der Kirche. Den zarten Damenfüßen taten die irdenen Krüge mit heißem Wasser, die sie vor ihren Sitzen fanden, sichtbar wohl.

Achim hätte dessen nicht bedurft. Er war in einer seltsam weichen, traumhaften Stimmung. Wie lange hatte er keine Kirche besucht, wie viel länger noch keine Dorfkirche. Nun überkam ihn die Erinnerung an die Zeit, wo er auf seinem heimatlichen Dorf mit dem ernsten Vater und der schönen Mutter am Sonntagmorgen die Predigt gehört und den Choral mitgesungen hatte. Er schloß die Augen und glaubte die Züge der edlen Frau wiederzusehen, an die er sich geschmiegt und die ihren Mantel um seine Schultern gehüllt hatte, wenn im Winter die Luft in der Kirche sehr kellerhaft gewesen war.

Auch jetzt begann um ihn her der rührend unbehilfliche Gesang der Gemeinde, auf dem Orgelchor droben hatte der Lehrer den Choral angestimmt, an seiner Seite hörte er die zarte Stimme seiner Geliebten die wohlbekannte alte Melodie singen, er fühlte ihre warme Nähe und den Hauch des Resedasträußchens, das sie vorn in ihre Jacke gesteckt hatte — ihm wurde so wohl und andächtig zu Sinn, als wäre er der Erde weit entrückt in eine Region, wo alles nur von Liebe und Güte erfüllt und, was die arme gebrechliche Menschheit plagt und verzwistet, völlig unbekannt sei.

So hatte er während des Chorals in wonniger Versunkenheit mit eingedrückten Augen dagesessen, als die Orgel verstummte und gleich darauf in der Stille, die sich durch die Kirche verbreitete, eine scharfe, metallene Stimme von oben herab sich vernehmen ließ.

Als er aufblickte, sah er droben auf der Kanzel den Kandidaten stehen, der, die Augen starr vor sich hingerichtet, die gefalteten Hände auf die Bibel gedrückt, in einem kurzen Gebet den Segen des Herrn auf die andächtige Gemeinde herabflehte.

Als er geendet hatte, blieb er noch einige Minuten stumm in derselben Stellung, wie um sich zu sammeln und sich selbst für das, was er seinen Zuhörern zu sagen hatte, der Erleuchtung von oben durch die göttliche Gnade zu empfehlen. Dann richtete er sich hoch auf, nahm das schwarze Buch in beide Hände und las in einer harten eintönigen Manier zunächst den Evangelienabschnitt des heutigen Sonntags. Hierauf schwieg er wieder eine Weile und fuhr dann mit lebhaftem Tone fort:

„Andächtige Gemeinde! Es ist das erste Mal, daß ich der Gnade gewürdigt werde, zu euch zu reden und das Wort des Herrn euch zu verkünden und auszulegen. Ich habe deshalb einen Text gewählt, der euch keinen Zweifel darüber lassen soll, von welcher Gesinnung ich beseelt bin, wenn ich in eurer Mitte mich umblicke und, wie es die Pflicht des geistlichen Amtes ist, eure Herzen und Nieren zu prüfen unternehme. Wenn ich unverhüllt offenbare, was ich wahrgenommen, so glaubt nicht, daß ich selbst mich überhebe, ohne Fehl und Sünde zu sein. Mein Gebet zum Herrn ist, daß er mich wie euch durch das Bad seiner Liebe und Gnade reinige von allem Schlamm dieser Zeitlichkeit und uns würdig mache, im Glanze seiner Herrlichkeit uns zu sonnen, wenn der Tag des Gerichtes anbrechen wird. Dazu helfe uns sein heiliger Wille und das erlösende Blut seines Sohnes, unseres Heilandes! Amen.

„Der Text, der unserer heutigen andächtigen Betrachtung zu Grunde liegen soll, findet sich beim Propheten Jesaia, im vierundzwanzigsten Kapitel im fünften und sechsten Vers und lautet:

„Das Land ist entheiliget von seinen Einwohnern; denn sie übergehen das Gesetz und ändern die Gebote und lassen fahren den ewigen Bund.

„Darum frißt der Fluch das Land."

* *
*

Schon diese scharf anklagenden Worte des Propheten hatten die Zuhörer unten wie ein rauher Windstoß eine wehrlos zusammengedrängte Herde getroffen.

Als der eifernde Mann droben auf der Kanzel nun begann, den knappen Text in immer heftigeren Umschreibungen auszudehnen, die alte Klage und Anklage auf die neuesten Zeiten und insbesondere auf die Sitten und Zustände dieses armen märkischen Dorfes zu deuten, fiel der Druck einer peinlichen Erschütterung immer schwerer auf die Gemüter dieser Männer und Frauen, die gekommen waren, im Gotteshause eine erbauliche Stunde lang Trost für ihre Mühsal und Bedrängnis zu finden, wie ihn ihr alter Pastor in seiner nachsichtigen Milde ihnen gespendet hatte.

Statt dessen stand nun da oben ein unerbittlicher Richter, der ihnen das Gewissen aufrüttelte, indem er ihnen vorhielt, was sie an Unsegen in diesen letzten Jahren erlebt, Überschwemmung und Hagelschlag, Viehsterben und Verheerung der Forstheiden durch die Kienraupe sei die Strafe für ihre Sündhaftigkeit, ihre Lauheit im Glauben, ihre Trunksucht und Trägheit, der sie sich stumpfsinnig ergeben hätten, als sei das Wort an ihnen verloren: Wer sich selbst hilft, dem wird Gott helfen. „Darum frißt der Fluch das Land“ lautete der Kehrreim, der nach jedem Abschnitt dieser Bußpredigt immer wieder den vor Schreck und Scham erstarrten armen Sündern in die Ohren gellte.

Und endlich kam der Redner auf etwas zu sprechen, was diesen bäuerlichen Gehirnen vollends unfaßbar war: auf den unheiligen Geist des Zweifels und der Abkehr von der reinen Lehre, der durch die heutige Welt gehe, auf den Irrwahn derer, die sich die Gebildeten nennten, weil sie es in ihrem Hochmut für eine Torheit erklärten, mit Luther zu sagen: Das Wort sie sollen lassen stahn! Er erging sich, weit abschweifend von seinem Text, in der Verdammung derer, die sich ihrer Toleranz rühmten gegen irrgläubige Konfessionen, als ob die göttliche Wahrheit nicht bloß eine sei, und das Wort „Gift“, das er mehr als einmal brauchte, um das Verderbliche dieser Lauheit zu brandmarken, ließ keinen Zweifel darüber, gegen wen der leidenschaftliche Ausfall gerichtet sei. Auch nicht die feindselige persönliche Gereiztheit, aus der dies alles entsprang. Und indem er die Worte aus der Epistel an die Galater citierte: „Wer euch aber irre macht, der wird sein Urteil tragen, er sei wer er wolle“ — richtete er zum erstenmal, da er bisher die Augen über die Menschenköpfe drunten ziellos hatte hinschweifen lassen, den Blick auf den herrschaftlichen Stuhl ihm gegenüber und auf den Fremdling in dieser Gemeinde, der mit ruhiger Festigkeit zu dem herausfordernden Gegner emporsah.

Ein widerwärtiges Gefühl hatte sich freilich während dieses ganzen Ausbruches einer zügellosen geistlichen Wut Achims bemächtigt. Er konnte diese wilde Feindschaft wohl verachten und sogar bemitleiden, da er „den sicheren Schatz im Busen trug“. Aber um der anderen willen, die mit darunter leiden mußten, schien ihm dies Verhältnis unerträglich, und es empörte ihn, hier, wo er zuerst die Bilder seiner Knabenzeit wieder geschaut hatte, so unsanft aus seinem Sonntagstraum aufgeweckt worden zu sein.

Auch die anderen neben ihm schienen seine Stimmung zu teilen, wenn auch keines sich's merken ließ, bis auf den Kirchenpatron selbst, der mit einem Seufzer der Erleichterung, sobald der Kandidat nach dem letzten Vers des Chorals und seinem Schlußgebet die Kanzel verlassen hatte, geräuschvoll aufstand und aus der Kirche stürmte, angeblich um nach dem Wagen zu sehen.

Auch der alte Pastor hatte sich erhoben und trat jetzt auf die Gutsherrin zu, die auf Luitgardes Arm gestützt den Kirchenstuhl verließ.

Achim hatte gesehen, wie der ehrwürdige Alte während der Brandrede seines Sohnes mehrfach den Kopf geschüttelt und die Brauen leise zusammengezogen hatte. Nun hörte er ihn zu Frau Karoline Erdmuthe ein Wort des Bedauerns sagen, daß die junge theologische Generation gar zu hitzig sich gebärde und gleich den Stab Wehe schwinge, statt das, was sie als Verirrung betrachtete, mit geduldiger Liebe in die Richte zu bringen. Er werde seinem jungen Heißsporn noch heute mittag eine Predigt über das Maßhalten selbst in löblichen Dingen zu hören geben.

Die kleine gnädige Frau ließ das fallen und erwiderte nur, sie habe seine Redner-

gabe bewundert. Der Ruf, der ihm vorangegangen, habe nicht zu viel gesagt. Dann, während die Dorfleute stehend sie vorbeiließen, schritt sie mühsam dem Ausgang zu und erneuerte ihre Einladung zu Tische, die der Pastor schon durch seine Magd abgelehnt hatte. Gotthold beharre dabei, am Sonntag keine gesellige Zerstreuung sich zu erlauben; Abends aber werde er, der Vater, jedenfalls zu der gewohnten Spielpartie sich einfinden.

Dann traten sie alle hinaus, die Damen stiegen wieder in den Wagen und fuhren nach Hause, Achim ging einsilbig neben dem Papa die Straße entlang. Ihm war nicht darum zu tun, das, was ihm jetzt innerlich zu schaffen machte, auszusprechen, zumal er fühlte, daß auch der alte Herr über den neuen Pastoratsanwärter Einer Meinung mit ihm war.

* * *

Er blieb bis zu Tische für sich allein. Auch mit Luitgarde zu sprechen, wäre ihm peinlich gewesen. Er traute sich nicht zu, in der frischen Entrüstung über die herausfordernde Predigt seine Worte zu mäßigen.

Als ihn dann der Gong zu Tische rief, war er erstaunt, unten statt seiner Liebsten ein fremdes Gesicht im Wohnzimmer zu finden, einen elegant gekleideten jungen Herrn, der mit der Miene eines guten Bekannten ihm entgegentrat und ihm die Hand bot.

„Ich habe die Ehre, mich selbst Ihnen vorzustellen: Bernd von Schlieben, hier im Hause einfach Vetter Bernd, früher Berndchen genannt. Erlauben Sie mir, Ihnen als Luitgardes Bräutigam in der Eigenschaft eines künftigen Vetters die Hand zu schütteln und zu gratulieren."

Achim erwiderte etwas zurückhaltend seinen Händedruck, während er den neuen Verwandten sich genauer ansah. Er mißfiel ihm nicht, obwohl er ihm mit dem runden rotbäckigen Gesicht, dem über der Stirn gescheitelten, schon stark gelichteten blonden Haar und dem kühn gedrehten Schnurrbart einen sehr unbedeutenden Eindruck machte, ein märkischer Junker und Reserveleutnant wie tausend andere. Im Sprechen aber gewannen seine flachen Züge einen freundlichen Ausdruck, nur daß er fast immer lächelte, doch mit der Miene eines guten Jungen, der sich etwas verzeihen zu lassen hat.

„Meine kleine Cousine," sagte er, während sie zusammen an die Glastür traten, „ist geheimnisvoll beschäftigt. Ich habe sie nur im Fluge begrüßen können, sie flitschte an mir vorbei in die Küche, wo sie irgend ein Meisterstück ihrer Kochkunst zaubert, um sich ihrem Herrn Bräutigam im Glanze ihrer hausfräulichen Talente zu zeigen. Ein Prachtmädel, lieber Vetter, ohne Ihnen schmeicheln zu wollen, schön und wohlerzogen und kein Gänschen vom Lande wie so viele andere. Ein Beweis ihres Verstandes ist schon das, daß sie mich hat ablaufen lassen und Sie gewählt hat."

„Sie haben Luitgarde auch einmal den Hof gemacht?"

„Natürlich, und nicht bloß die allgemeine Feld- und Wiesencour, sondern mit Pauken und Trompeten. Ich war schon als Kadett furchtbar in das schöne Cousinchen verschossen. Wie ich das Leutnantspatent in der Tasche hatte, machte ich ihr eine Liebeserklärung nebst Heiratsantrag in aller Form. Sehen Sie, da drüben im Garten war's, wo die Malven stehen. Ich weiß es noch wie heute."

„Und sie hat sich für die Ehre nicht empfänglich gezeigt?"

„Ehre! Als ob es ihr so besonders ehrenvoll erschienen wäre, die Frau eines frischgebackenen Leutnants zu werden, der bis an den Hals in Schulden steckte. Sie wußte das natürlich, auf dem Lande weiß ja jeder von jedem alles. Na, und wie ich, rot wie ein Krebs, meine Gefühle und ehrbaren Absichten herausstammele, lacht sie mir geradezu ins Gesicht — mit einer so übermütigen Spitzbubenmiene und einem so silbernen Lachen, daß ich gar nicht dazu kam, mich beleidigt zu fühlen, sondern nach drei Minuten herzhaft mitlachte. ‚Du willst mich heiraten!' rief sie noch ganz außer Atem vor Lachen, ‚du mich? Aber das ist ja das Komischste, was ich je erlebt habe!' Und dann erinnerte sie mich an alle meine Jugendeseleien, die ich in ihrer Gesellschaft begangen hatte, und bat mich um Verzeihung, daß sie mich auch später nie hätte ernst nehmen können, als ich nicht mehr Berndchen

hieß, sondern, wie sie im Regiment mich nannten, ‚der tolle Bernd‘, obwohl sie nicht die Hälfte von allem dem wußte, was mir den Spitznamen eingetragen hatte. Ich weiß nicht, lieber Vetter, ob Sie auch davon gehört haben. Na, jedenfalls war's meine einzige Ähnlichkeit mit Bismarck. Der hat dann freilich trotz seiner ‚Tollheit‘ eine etwas andere Carriere gemacht als ich. Denn meine bestand nur darin, das Geld meines Alten auf eine imponierendere Weise als die Kameraden durchzubringen, zumal mit dem verfluchten Jeu hab' ich's wie ein Rasender getrieben. Bis dann eines Tages, als ich zum x-ten Male den Alten beschwor, eine ganz unsinnige Spielschuld für mich zu bezahlen, wenn ich mir nicht eine Kugel vor den Kopf schießen sollte, der Ehrenmann mir erklärte, ich sei majorenn und könne über mein Leben verfügen, wie ich wolle, nur stelle er mir unmaßgeblich anheim, ob ich nicht doch lieber statt meinen Abschied vom Leben nur den vom Regiment nehmen und zu ihm aufs Gut kommen wolle. Mit dem Rock Seiner Majestät brauchte ich doch nicht gleich auch diese irdische Hülle abzuwerfen. Der Alte liebt es, in feierlichen Augenblicken sich gewählt auszudrücken. Na, was blieb mir übrig? Die fünfundzwanzigtausend mußten bezahlt werden. Sie wurden von meinem Erbteil abgezogen, um meine Schwestern nicht zu verkürzen. Ich aber schickte an meine Berliner Freunde, Freundinnen und Gläubiger Karten p. p. c. und retirierte wie ein weidwundes Stück Wild in das heimatliche Dickicht. Da leb' ich nun schon zweieinhalb Jahre, zur Freude aller Guten als ein gebesserter Sünder, befleißige mich wie ein ordinärer Stoppelhopser der Landwirtschaft mit solchem stiermäßigen Eifer, als gäbe es in der Welt keine Rennplätze, Spielhöllen und Ballette, und mein Alter behauptet, ich hätte jetzt erst meinen wahren Beruf erkannt. Seitdem hat auch Cousine Luitgarde angefangen, mich ‚ernst zu nehmen‘, freilich nur als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, nicht als Epouseur. Aber, wie gesagt, ich trage ihr das nicht nach. Ich werde auf ihrer Hochzeit so herzlich und aufrichtig etliche Gläser Sekt trinken, als wenn ich nie daran gedacht hätte, an diesem Tage selbst einen Myrtenzweig im Knopfloch zu tragen."

(Schluß folgt.)

Im Wandern

Wohl dem Wandernden entgleiten
Alle Näh'n in raschem Fliehn.
Ferne ruht in seinem Schreiten,
Gießt aus ihren klaren Weiten
Frieden um sein Weiterziehn.

Und so trägt er leicht und gerne
In dem Fliehn sein Einsamsein.
Wandelt sich nun auch die Ferne?
Keine Ferne, keine Sterne
Holen einen Wandrer ein.

Wilhelm von Scholz



Hermann Mutz (Altona): Steingutgefäße.

Vom neuen Stil der dekorativen Künste

Von

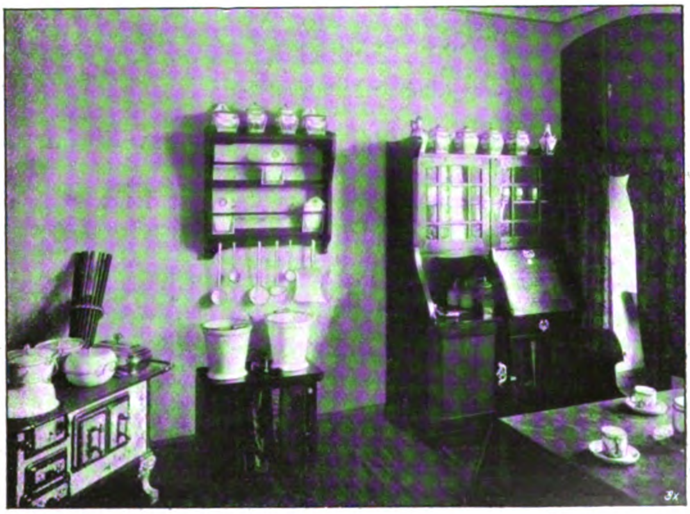
Alfred W. Fred

Niemals ist um eine Kunstwandlung, eine Veränderung der Kulturformen ein so heftiger Kampf geführt worden wie um den neuen Stil der dekorativen Künste. Energien wurden zur Abwehr geweckt, die für positive Arbeit längst erschlafft waren, aus allen Gegenden der Künstler- und Sammlerwelt kam lebhafter Widerspruch gegen die künstlerische Entwickelung, die doch eine Neugestaltung unseres Lebens mit sich führen sollte. Es ist ein lehrreiches Kapitel aus der Geschichte des endenden neunzehnten Jahrhunderts. Liest man in Zeitungen, Streitschriften, in Protokollen oder Gewerbeschulberichten jener noch gar nicht alten Tage nach, so erlebt man eine neue Abwandlung jenes urewigen Spieles der Natur- und Kulturkräfte: die starken Eigenschaften einer Zeit ringen sich durch gegen tausend ungerechtfertigte kleine Hemmungen. Das innerlich Berechtigte setzt sich durch gegen die Außenwelt. Eine Lehre ist aus solcher Folge von Erscheinungen zu lösen: Man muß nicht verzweifeln, wenn es eine Weile währt.

Die Linie der Entwickelung ist stetig: die heftigsten Widersacher bekehren sich, durch die Gewalt der Sache bezwungen, zu Anhängern, weit übers Ziel hinaus tragen Übereifer und Mode die eben noch feindlich Gesinnten, und bald geht dann eine Reaktion, eine Zügelung der kaum entfesselten Kräfte gerade von jenen aus, die eben noch verachtete Propheten einer verschmähten Kulturforderung waren. Es ist ein trauriger, aber heilsamer Lauf der Dinge. Denn geht erst die Zeit der wirren Kämpfe, der Modeserei, des unpersönlichen und leeren Snobismus, der Freund und Feind jeder Neuheit in einer Gestalt ist, an uns vorbei, so bleibt in gerechtem Ausmaße die gewünschte Wirkung. Neue Formen sind in den Schatz aufgenommen, den alten im herrlichen Zuge einer ruhigen Entwickelung zur Fruchtbarkeit angegliedert, ein gutes und sicheres Gefühl für bestimmte Notwendigkeiten moderner Kultur hat sich befestigt, und ohne viel Reden kann nun die Arbeit weitergehen. Sieht man sich solchen Werdegang in der historischen Folge der verschiedenartigsten menschlichen neuen und alten Ereignisse an, so wird man nicht mehr allzu unruhig, wenn es einmal nicht recht vorwärts gehen will, man verliert aber auch den Kopf nicht, wenn Auswüchse und Bizarrerien sich zeigen, ein falscher Weg beschritten wird, wie dies nun hier und da gerade in deutschen Landen mit

dem neuen Kunsthandwerk zu sein scheint. Mancherlei wird gegen die eine oder andere Art, in der jetzt neue Formen und Linien „gemacht“ werden, zu sagen sein; doch soll man nicht verzweifeln, da sich in diesem ganzen Kampfe um die neue Kunst denn doch eine solche Fülle von bisher ungekanntem Reichtum an Talenten, von ungenützten Quellen für Genuß und Glück erwiesen hat. Schon seit einigen Jahren — die Pariser Ausstellung vom Jahre 1900 war hierfür der symbolische Ausdruck, und die Leser dieser Hefte entsinnen sich vielleicht, daß damals von mir hier einiges darüber gesagt wurde — braucht man es nicht mehr zu beweisen, daß der neue Stil etwas Unweigerliches, da er eben der Ausdruck einer neuen Zeit ist. Das Mißverhältnis von Form und Inhalt, das selbst wieder der ärgste Fehler des alten Kunsthandwerkes war, konnte im Großen eben auch nicht fortbestehen. Kein Wehren hilft da — versonnenen Menschen mit feinen Nerven und einem ausgebildeten Wissen vom Wesen vergangener Zeiten mag ein alter sächsischer Topf Erinnerungen, zarte Gefühle, wertvolle Anklänge wecken; wer aus unserem großen Leben voll neuer Technik kommt, wer in solcher Zeit nicht nur übriggeblieben oder seltsam in sie verschneit, sondern in ihr gewachsen ist, der verlangt andere Geräte, andere Räume, andere Häuser. Das sollte nun alles heute nicht einmal mehr der Erwähnung bedürfen, da solche Gedankengänge doch das beweiskräftige Mittel einer Zeit waren, da sich das neue Handwerk noch durchsetzen mußte. Allein die überhastige, betriebsame und äußerliche Weise, in der sich die neue Art, bezeichnend und oberflächlich „Jugendstil“ genannt, alsbald zu einer leeren Mode umgeformt hat, verlangt es, daß man angesichts der Leistungen des vergangenen Jahres, wie sie auf den großen Ausstellungen in Turin und Düsseldorf sich erwiesen, eine ruhige Würdigung versucht. Auszusprechen, was an wesentlichem da ist, fordern, woran es zu fehlen scheint, und ablehnen, was eine Hemmung unserer kulturellen Entwickelung zu werden droht — das ist die neue Aufgabe, die nunmehr keiner abweisen darf, der vom Kunsthandwerk sich mit Recht vieles und weites versprochen hat.

Die beste Grundlage wäre da. Die Kraft der Bestrebungen zeigt sich an keinem anderen Maßstabe klarer als an der Internationalität; denn kein Land der alten und neuen Welt ist unberührt geblieben. Kein Motiv fehlt. Das ist die eine Stärke. Die andere liegt darin, daß aus allen Lagern unserer sozial doch recht zerklüfteten Welten die Unterstützung da ist. Niemals ist eine ästhetische Angelegenheit so sehr von sozialer Wirksamkeit gewesen. Und gerade das ist ja das Wesentlichste des neuen Handwerkes, daß seine Wurzeln nicht in Artistischem, sondern in Ökonomischem liegen. Der im neunzehnten Jahrhundert erwachte Bürgerstand bedarf nach jahrelanger emporkömmlingshafter Nachahmung fremder unangemessener höfischer Stile nunmehr der modernen dekorativen Kunst, um einen passenden Rahmen für sein Leben zu finden, ebensogut wie der Arbeiterstand. Ja, auch für Hochadel und



Arbeiterküche aus einem Kruppschen Hause der Düsseldorfer Ausstellung.
Von den Architekten Mielitz u. Stehn.

Hof ergibt sich eine neue Lebensquelle; der Großherzog von Hessen ist nicht der einzige Fürst, dessen modernem Innenleben die Pracht der französischen Stile nicht mehr entspricht. Solchem Gefühle der Notwendigkeit der neuen Formen hat denn auch der Staat so gut wie die Großindustrie nachgeben müssen. Die Gewerbeschulen in Deutschland und Österreich, die privaten Fachanstalten großer Fabriken — sie üben jetzt alle ihre Zöglinge im modernen Erfassen von Form, Linie und Farbe, dringen mit mehr oder weniger Verständnis und Gelingen auf Kenntnis der Materialien und Ehrlichkeit der Konstruktion. So scheint es denn mehr als an den Voraussetzungen zum Schaffen — daß Talente da sind, hat keiner noch zu bezweifeln vermocht — an den Voraussetzungen im Publikum zu fehlen. Die Kunsterziehung, wobei ich nicht an Kinder allein denke, ist noch nicht fortgeschritten genug. Noch muß vor allem eines ins Bewußtsein aller dringen: daß eine individuelle Übereinstimmung zwischen Mensch und Kunstwerk herrschen müsse, daß es ebenso lächerlich sei, wenn man sich blind und äußerlich ohne seelische Anteilnahme ein „modernes" Zimmer kaufe, als wenn man im Umkreise von Rokokomöbeln ein Krämerleben führt. Zu tief im Grunde des neuen Kunsthandwerkes liegt der Grundsatz der Ehrlichkeit, für jeden Stand, für jeden Menschen seine Form zu heischen wie für jedes Lebens Inhalt seinen Rahmen. Das erst ist moderner Stil oder Stil schlechtweg. Denn Stil ist nicht ein Neben- und Durcheinander von Schnörkeln und auch nicht eine Summe konstruktiver Neuheiten. Den vollen Begriff des Stiles einer Zeit faßt erst die Nachwelt; was als das Wesentlichste in Innerlichem und Äußerlichem — und schließlich ist nichts Wesentliches äußerlich, und jede Form hat die innigste Beziehung zum Inhalt — zusammengefaßt werden kann, ist der Stil der Zeit. Bewußte Tätigkeit kann keinen Kunststil schaffen. Wir können nur nach einem Stil des Lebens trachten — und das ist die Einheitlichkeit, die Harmonie all unserer Handlungen und Gefühle.



Hermann Mutz (Altona): Steingutgefäße.

Ein Unding aber war es, einen deutschen Bau- oder Gerätstil zu erwarten, solange die Kunst ein scheues Mädchen aus der Fremde war, das man zu seltenen Festen vielleicht herbeirief, dem man aber im sogenannten Ernst des Alltags keinen Platz gewähren wollte. Aus Maskerade und seltener Feierlichkeit erstehen Absonderlichkeiten, Lust am Kostüm. Eine sonderliche Tracht pikant oder prächtig, im tiefsten aber unnütz, mehr war denn auch kein deutscher Wohnungsstil vor 1900. Ja, soll man ganz die Wahrheit sagen, so hat es überhaupt noch keinen wahrhaft und rein deutschen Wohnungsstil gegeben. Die Gotik war fremdländisch — in Frankreich und England sind die besten Beispiele zu suchen —, die Renaissance italienisch. Die Wanderschaft der Handwerker, die stete politische und geschäftliche Verbindung deutscher und römischer Länder läßt kaum mehr als einen deutschen Einschlag in eine wesentlich fremde Kunst des Schreiners, Goldschmiedes und Webers zu. Gerade im vergangenen Jahre wieder auf der deutsch-nationalen kunsthistorischen Ausstellung in Düsseldorf, die mit schönem Gelingen sonst unzugängliche Schätze aus Kirchen, Klöstern und Privatsammlungen vereinigte, konnte man solche Beobachtung machen. Ich will nicht mißverstanden werden: in vielen und natürlich gerade den besten Werken offenbart sich deutsche Seele, deutsches Gemüt, deutsche Innigkeit und Sinnigkeit. Die Grundlage des Stiles aber war italisch. Das achtzehnte Jahrhundert bringt dann die gallischen Formen. Der Stil der Könige, des Kaisers, der Revolution — wir haben jeden einzelnen in unseren Ländern treuer erhalten, als die Franzosen es taten.

Es ist ein hübscher Witz der Geschichte, daß in jenen achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als in Paris die Brüder Goncourt an der Neuerweckung der Stile



Hermann Mutz (Altona): Steingutgefäße.

Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. arbeiteten, der bayerische König seine Prunkschlösser allerfranzösischester Art baute. Und als dann die deutsche Bewegung an Stelle der gallischen Art eine heimatliche setzen wollte, da belebte man gotische, romanische, italische Formen — die deutsche Renaissance und all das Verwandte war ja wiederum nur ein Zugeständnis, ein Zwischending. Und selbst jener Stil, der am deutschesten, ehrlichsten und denn auch der Stimmung nach am vielsagendsten ist, die Biedermeierei, lehnte sich an französische Vorbilder, an Empiremotive, an. Man sieht, es ist keine vage Behauptung, wenn ich sage: es gibt noch keinen deutschen Stil. Er muß erst werden.

nen auf das gerechte Maß zu bringen, nachdem allerlei ungestüme Forderungen durch die harte Notwendigkeit der wirklichen Verhältnisse als unmöglich sich erwiesen. Ich meine: vor zehn Jahren bäumte sich das Gefühl weiter gebildeter Menschen gegen Engherzigkeiten, um nicht zu sagen Chauvinismen auf, die Nationen gegeneinander abgegrenzt halten wollten. Der Begriff des guten Europäers erstand als Rückschlag. In jener Zeit von einem deutschen Stil der Kunst zu sprechen, wäre manchem beschränkt erschienen, da es nur eines galt: seine Modernheit zu erweisen. Zeitgenosse im vollsten Sinne, das war ein — uns scheint es heute — recht billiges Ziel. Die Rassen suchten im Spiele der Literaturen und Künste durcheinander zu fließen, und ein wohltätiges Ergebnis stellte sich ein, das gerade der dekorativen Kunst von allerhöchstem Nutzen



Hermann Mutz (Altona): Steingutgefäße.

Nun hat die Entwickelung des Lebens- oder besser: Kulturzieles in Europa ja im letzten Jahrzehnt eine jener wohltätigen kreislaufgleichen Bewegungen durchgemacht, die im stande sind, die Wünsche von Generatio-

war: die internationale Technik und die allen Völkern Europas in einigem Maße gleiche soziale Entwickelung brachte es mit sich, daß ein Volk die Lehren des anderen nützte und nicht, wie dies in längstvergange-

nen Zeiten war, ein jeder von neuem anfangen mußte. An Stelle der Familien- und Meistertradition des Mittelalters wurde die Übung gesetzt, Erfahrungen durch Schrift, Beispiel und Ausstellung so rasch als möglich auszutauschen. Das lag und liegt natürlich nicht im Willen der einzelnen Künstler und Neuerer; aber eine Lücke der Gesetze und die Unmöglichkeit eines unfehlbaren Schutzes künstlerischer Eigentumsrechte erweist sich hier als ein gewisser Vorteil für die Allgemeinheit. Dies ist einer jener Fälle, wo Ungerechtigkeit gegen den einzelnen Gerechtigkeit gegen alle ist.

Die Zeiten, da der gute Europäer das Sehnsuchtsziel war und die Kunst den Heimatsgeruch verlor, ist nun, ein jeder weiß es, vorbei. Und daß nun die Landschafter die harte oder gar dürftige Eigenart ihrer Mutterscholle zum Motiv ihrer Darstellung fremdländischer malerischer Schönheit vorziehen, das ist so wenig eine Mode, als es früher der Zug nach Paris, noch früher der nach Italien war. Ich kann hier keine Einzelheiten dieser Entwickelung zur Internationalität und dann wieder zur Heimatskunst geben. Ich begnüge mich vielmehr, die sichere Tatsache zu verzeichnen. Im Kunsthandwerk ging es so, daß englische und belgische Einflüsse auf das Schaffen überall auf dem Kontinent eine ungeheure Wirkung übten, bis in den einzelnen Ländern sich die Künstler und tätigen Kunstfreunde besannen und die nationale Eigenart immer mehr betonten. Es wird Sache der Zukunft sein, beiden Richtungen der Entwickelung gerecht zu werden; es wird sich nämlich meines Erachtens schroffer als bisher eine Art stillschweigender Arbeitsverteilung zwischen den stark schöpferischen Völkern herausbilden, so daß, sagen wir, Keramik in dem einen Lande, Metallarbeit in dem anderen usw. besonders gepflegt wird und so die besonderen Fähigkeiten eines jeden Stammes zu allgemeinem Nutzen tätig sind. Das Haus und das Interieur aber wird in allen Ländern, die ein eigenes Leben führen, streng heimatlich sein müssen. Denn es geht nicht an, Bilder und Rahmen wesentlich verschieden oder gar widersprechend zu nehmen. Und die Wohnung ist der Rahmen des Lebens, das sich in ihr ereignet.

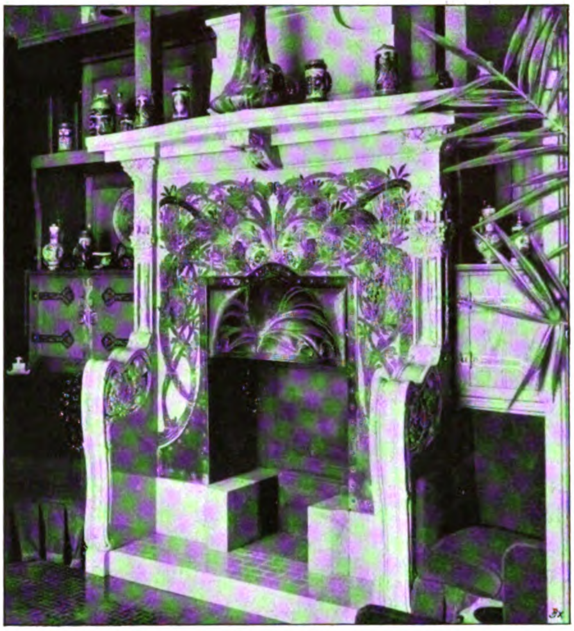
Nach solcher Abschweifung, die nötig war, um die Grenze zwischen wechselwirkender Befruchtung und törichter Nachahmung fremder Rassen aufzurichten, wird, so hoffe ich, niemand annehmen, daß ich das Heil unseres Kunsthandwerkes in Abwandlungen überlebter, verspielter, deutschtümelnder Bauernstuben- und Butzenscheibenstile, der imitier-



Erker von Villeroy u. Boch.

ten „deutschen Renaissance“ und ähnlichem suche, das im Wesen durchaus undeutsch ist. Der neue deutsche Stil hat andere frischere Quellen.

Bisher war alle dekorative Kunst Luxusangelegenheit gewesen. Daß dies anders werden muß und sicherlich anders wird, gibt die Grundlage für den neuen Stil. Die Forderungen nach gelebter Kunst, nach Durchdringung des Alltages mit Schönheit in jeglichem Gerät nochmals aufzuschreiben, ist recht nutzlos. Alle Ästhetik wäre da machtlos, wenn nicht die großen Schritte der Sozialpolitik und Industrie in diese Richtung zwängen. Gerade im vergangenen Jahre auf der Düsseldorfer Ausstellung konnte man es wieder sehen, daß die Größe unserer Zeit durch die Entfaltung maschineller Energien weit klarer ausgedrückt wird als durch Bilder und Plastik. Das ist nicht ungerecht und auch nicht allzu traurig; denn sieht man nur recht hin, so erkennt man, daß eine neue Schönheit sich erhebt statt der alten, die Schönheit des zwanzigsten Jahrhunderts, die Schönheit des Eisens, der Technik. Und es ist mir kein Zweifel, daß viel mehr als alle Kunstpolitik die unheimliche Macht der Maschine uns die neuen Formen, den neuen Stil aufzwingen wird.



Fayencekamin von Villeroy u. Boch.

Die Maschine — der mächtigste Einfluß im Kunsthandwerk. Man wird sich gemach an den Gedanken gewöhnen müssen. Wir alle schaudern noch. Man denke an das Schönste, was wir da haben, an Altarschreine, an Benvenuto Cellinis Silber — an jedes dieser Werke knüpft sich unlösbar die Vorstellung an die wundersam eifrige Arbeit einer kunstreichen Hand. Handwerk, das forderte denn auch Ruskin, Handwerk, das war die Losung William Morris', und Handwerk, das will mit aller Macht C. R. Ashbee, einer der tätigsten englischen Architekten. Handwerk und mechanischer Großbetrieb — das sind die zwei Kräfte, die gegeneinander stehen. Diese beiden Stimmungen und die Argumente auf beiden Seiten müssen in aller Kürze gewürdigt werden, wenn man einen Versuch macht, die Kräfte des neuen Stiles zu messen.

Wo der Hauptton in jeder der Erzeugungsweisen liegt, ist klar: das Erzeugnis der Hand besitzt den ungemein heftigen Stimmungswert. Es ist einziges Stück. Es ist durchweht, durchsetzt von Menschlichkeit. Es ist ein Dokument einer bestimmten Persönlichkeit, die einen Tag, ein Jahr, einen Lebensabschnitt an seine Fertigung gesetzt hat. Das Erzeugnis der Maschine, also das mechanisch vervielfältigte Gerät, mag die nämlichen festen Eigenschaften haben: eine gute Form, anmutige Verhältnisse der Linien und Flächen, die rechte Farbe, das sichere Ornament; eines aber fehlt: das Gefühl der besonderen Harmonie der Persönlichkeit des Schöpfers. „Fabrikware“ — das braucht nicht zu bedeuten: nachlässige, sorglose Arbeit; allein es ist unvermeidlich, daß der Gefühlswert vollständig fehlt. Die Arbeitsteilung ist hierfür die hauptsächlichste Ursache. Denn keinerlei wohltuende Vorstellungen menschlicher Betätigung knüpfen sich — vorläufig — an eine Truhe, die einer gezeichnet, der zweite für die Maschine zurecht gemacht, und deren Bretter viele andere mit Hilfe rastloser Instrumente ge-

schnitten, an der Hunderte vielleicht gearbeitet haben, und die doch keines einzigen Charakter behalten hat. Ich weiß von einem feinsinnigen Menschen, der oft in seinem Zimmer sitzend den Mustern seines orientalischen Teppichs folgt und sich allerlei Geschichten aussinnt, die er seiner jungen Frau erzählt. Die ist nämlich durch und durch „modern“ und will nichts von der hohen Schätzung des „einzelnen Stückes“ und der Marke der menschlichen Hand wissen. Sie läßt nur die festen Eigenschaften gelten, die in jedem Teppich und jeder Vase da sind, und es ist ihr gleichgültig, ob Hunderte und Tausende das gleiche Gerät besitzen, ob ein Metallstück mit der Hand gehämmert oder in der Maschine gekerbt ist. So hat sie ein kleines Lächeln für die Menschen, die sinnend den Knüpfteppich betrachten und für jene kleinen Fehler der Muster, die Merkmal der allerbesten Stücke sind, Liebesgeschichten der fleißigen Knüpferinnen erdenken. Diese geringe Geschichte berührt vielleicht das Wesentlichste der ganzen Frage. Für die meisten unter uns sind die Vorstellungen, die sich ans Handwerk schließen, das Teuerste. Man mag es wissenschaftlich eine atavistische Neigung nennen, daß einer einen Krug haben will, wie ihn keiner sonst besitzt, und sich an Farben freut, die die spielende Kraft des Feuers nur einmal erzielen konnte und so nie mehr erzielen wird. Und wahrlich — es zieht eine neue Generation ein. Die Scheidung ist natürlich nicht nach Jahren, und das eine Gefühl wird wohl niemals ganz schwinden; aber es hilft nichts, sich die Augen zu verbinden: die Herrschaft der Maschine kommt. Durch ihre Macht wird der neue Stil siegen; denn die Menschen der Zukunft werden sich nicht leiten lassen von Weichheiten, von Empfindsamkeiten — sie nennen es dann Empfindeleien —, sie werden die feste Schönheit schätzen und mit gutem Recht sagen: die mechanische Vervielfältigung gibt ja erst die wirtschaftliche Möglichkeit zu neuen Formen, die Industrie erst die Möglichkeit zur Vielfältigkeit der Muster, zur Buntheit.

Wer kann denn heute noch einen Raum bewohnen, in dem die Wände von Handgeweben und nicht von bedrucktem Papier bedeckt sind, die Schreine handgefügt, das Geschirr handgeformt? Die neue Zeit ist da. Wir löschen die vornehmen, stillen, träumerisch flackernden Wachslichter, und ein schneller Griff an den elektrischen Taster bringt Licht. Daß wir aber auch diese Taster in schöner Form und Farbe um annehmbare Beträge erhalten können, das danken wir der Maschine. Die eine Quelle des Genusses ist verstopft, so werden andere eröffnet. Der Kreislauf schließt sich. Zwar, ein Zug ins wahllos Demokratische liegt für unser Gefühl in solcher Entwickelung. Und dennoch — es hilft kein Wehren. Sieht man solch neue Tapete an, so heben sich neue Bilder. Die Größe der Zeit, die Vielfältigkeit unseres Arbeitslebens stellt sich greifbar dar, wenn man sich vorstellt, wie verzweigt die Entstehung eines solchen billigen Dinges ist. Auch dieser Anblick entbehrt nicht der Größe. Wir Menschen der Übergangszeit aber, die wohl den Gang der Dinge ahnen können, auch wenn das Beste und Persönlichste in uns widerstrebt, wir wollen dennoch der Schönheit noch nicht entraten, die aus einem Kunstwerke spricht, das einer erdacht, entworfen, gefertigt und vollendet hat. Solche Harmonie ist das verstaubte Ideal; Verallgemeinerung und Verbilligung auf Grund von Arbeitsteilung und Maschinenwesen ist das Ziel der Zukunft.

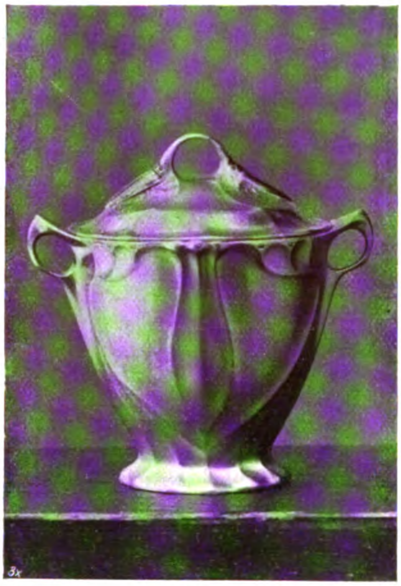
Noch eine wesentliche Beeinflussung der neuen dekorativen Kunst durch Soziales sei gestreift. Die Kunst für alle — das sagt man seit Jahren schon, wenn man für jeden Stand sein gerechtes und passendes Ausmaß künstlerischer Anregung und Lebenssteigerung verlangt. Die Kunst in allem — das hieße zuvörderst eine Umwälzung oder doch grundlegende Besserung unserer Wohnungsverhältnisse. Für die neuen Stände kann solche Bewegung am zuverlässigsten und von Grund aus vorgenommen werden. Arbeiterwohnungen im unehrlichen Stile kleinbürgerlicher Ramschstuben, ja, leider gibt es auch dies. Darum ist es für mich, wenn ich auch schon in England derlei oft sah, der wohltuendste Eindruck in der Düsseldorfer Ausstellung gewesen, die kleinen schmucken und anmutig, einheitlich, ja geradezu stimmungsvoll eingerichteten Häuschen zu sehen, die der „Rheinische Verband für Förderung des Arbeiterwohnungswesens“ zusammen mit der

Firma Friedrich Krupp in Essen auf Grund eines Preisausschreibens anfertigen ließ und ausstellte. Mir fielen besonders zwei Entwürfe auf, die von den Berliner Architekten Mielitz u. Stehn stammen, sowie eine Küche, zugleich Speisezimmer (von Hommes u. Reichel). Hier war das klare Rezept für gutes, modernes Kunsthandwerk gegeben: anmutige Formen, Einfachheit, wenig Ornament, Ehrlichkeit und als bedeutendstes Motiv: die Farbe. Dann stellt sich jene Wirkung ein, auf die es ankommt: daß ein Raum wohnlich und ruhig wirkt und so auch das Leben, das es umschließt, die eine Eigenschaft erhalte, auf die es ankommt: Harmonie.

Spricht man aber nicht vom Arbeiter, für den erst die sozialpolitischen Bestrebungen und Druck und Gegendruck der wirtschaftlichen Verhältnisse den Bau wirklicher Häuser an Stelle dumpfer Unterschlupfe voller Krankheitsherde durchgesetzt haben, so wird man sich der Hilflosigkeit, die unsere Bürger den Wohnungen gegenüber haben, bewußt. Es ist merkwürdig und aufs höchste wertvoll für die Erkenntnis der maßgebenden Momente, daß die Entwickelung in den kontinentalen Großstädten gerade in die entgegengesetzte Richtung geht als in England und den Vereinigten Staaten. Während es immer entschiedener zur Wirklichkeit wird, daß in England der alte Brauch der abgeschlossenen Familienhäuser abstirbt und große Mietskasernen mit einzelnen „Flats“ (Stockwerkwohnungen) wie bei uns, selbst für Wohlhabende und Komfortheischende, errichtet werden, ersteht in Berlin aus dem nämlichen Grunde, der Steigerung der Wohnungspreise, die Bestrebung, in die weiter abgelegenen Vororte zu ziehen und sein kleines Haus, seinen Garten sein eigen nennen zu dürfen. Wiederum: auf der einen Seite ein demokratisierender Zug, der neuen Technik folgend, auf der anderen Seite die Wirksamkeit eines Gefühls: Sehnsucht nach dem Lande und nach Abschluß von der Öffentlichkeit. Selbstverständlich haben aber beide Bewegungen auf die Ausbildung des neuen Stils der dekorativen Kunst aufs heftigste gewirkt. Von der englischen Wohnweise haben wir vielerlei übernommen, vor allem — dies aber leider nicht in ausreichendem Maße — die architektonische Grundlage des Kunsthandwerks. Das Mietshaus hat aber die größte Wichtigkeit für die Gestaltung des Wohnungsstils, weil mit der gemieteten Wohnung die feste Dekoration übernommen wird: Wand und Decke, Tapeten, Dielen und Öfen, Türen und Fenster, und wer je in Berlin, Mün=



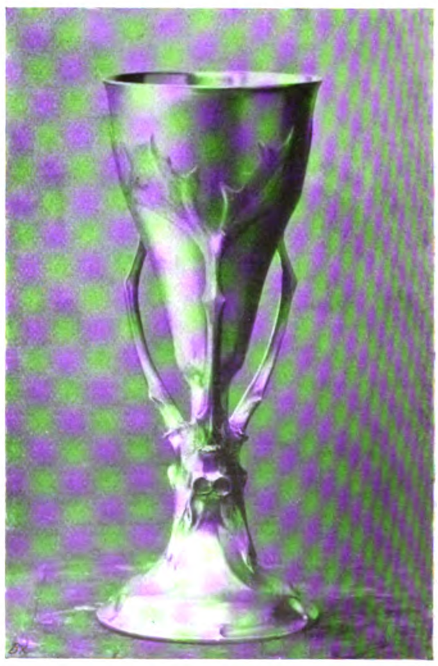
Kaminecke von Villeroy u. Boch.



Kayser = Zinn

chen, Hamburg oder Wien eine Wohnung gesucht hat, kennt die Wunden, die Geschmacklosigkeit, falsche Prunksucht und Nachahmungswut einem in dieser Hinsicht schlagen können. Und wiederum eröffnet sich ein Ausblick. Man wendet sich von der ungelösten Frage moderner Architektur — denn noch ist außer Warenhaus und Villa keine einzige moderne gute Bauform gefunden — ab und träumt, wie es in hundert und mehr Jahren sein wird. Wie wohl? Werden die Urenkel oder erst deren Urenkel schon in Ansiedelungen, wie manche englische Settlements sind, wohnen, indessen gemeinsame Speise-, Lese-, Arbeits-, Erholungsräume und lediglich gesonderte Schlafstuben an die Stelle unserer abgetrennten Wohnungen getreten sind? Wird die Öffentlichkeit des Lebens so weit gediehen sein? Es ist eine seltsame, fast quälende Vorstellung. Denn für uns gibt es jetzt kein teureres Ziel als die strengste Individualität jeder Behausung, das innigste Einverständnis jedes einzelnen mit seiner Umgebung. Wir verlangen, daß jedes Gemach nicht allein in sich in Farbe und Linie harmonisch sei, sondern auch noch Zweck und Bewohner. Und in dieser Hinsicht wird es allerdings nie möglich sein, zwei gleiche und doch in jedem Fall gute Räume herzustellen. Denn kein Mensch gleicht dem anderen. Allein, wie es Typen von Menschen gibt, so wird es Grundformen der Geräte geben. Innerhalb dieser festen Grenzen wird sich aber ein jeder seinen Raum selbst gestalten müssen, wie er seine Persönlichkeit entwickeln muß.

Wenn nun von ästhetischen Wandlungen innerhalb der dekorativen Kunst die Rede sein soll, soweit sich in der Vorstellung Grenzwälle zwischen den Einflüssen aufrichten lassen, so muß in erster Reihe als befruchtend die Loslösung des Kunsthandwerks von der Malerei bezeichnet werden. Eine solche Behauptung ist mancherlei Mißverständnis ausgesetzt. Ich selbst habe, was leicht als vielversprechende Meinung genommen werden kann, im vorher Gesagten als das hauptsächlichste Mittel zukünftiger kunstgewerblicher Tätigkeit die Farbe angeführt. Und Farbe verhilft ja zu malerischer Wirkung. Dennoch — die Befreiung von der Malerei als mütterlicher Kunstübung scheint mir das Wesentlichste und die Befreiung von der Bildhauerei ebenfalls von ungemeiner Bedeutung. Daß die Grundlage nun immer klarer in der Architektur, im Bauen, in der Konstruktion erkannt wird — dies ist der Weg zum Heil. Ein gut Teil aller Mißverständnisse

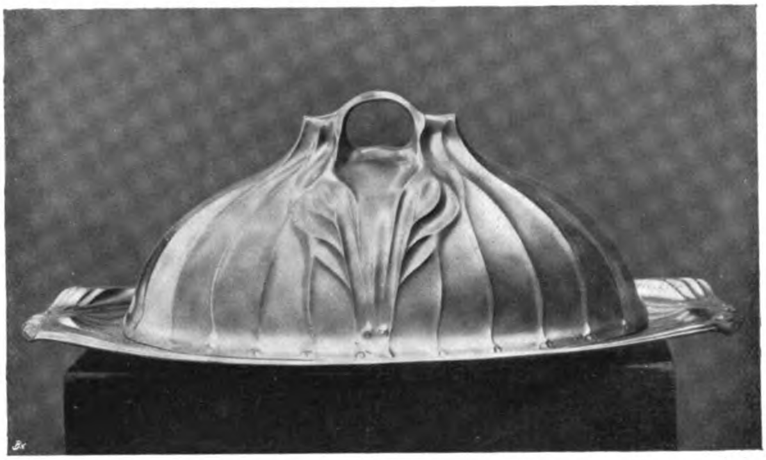


Kayser = Zinn.

alter wie neuer Zeit kam daher, daß mit einem Interieur allerhand andere Wirkungen erzielt werden sollten als die eines Wohnraumes. In der schlimmsten Zeit, den Jahren nach dem Aufblühen deutschen Wohlstandes, den achtziger Jahren also, verlangte man von den Räumen malerische Eindrücke. Die Atelierkunst herrschte. Maskerade und Kostüm verfälschte das Leben. Und in gleicher Weise zierte man mit allegorischen und symbolischen Plastiken zu einer Zeit Truhen und Schränke, Tischknäufe und Sesselrücken, als längst alle Handwerkskunst und alles einheitliche Formgefühl verschwunden war und auch gar kein inniges Bedürfnis zur Körperdarstellung mehr im Wesen der Zeit lag — kurz, da die Grundlage innerlich schöpferischer Phantasie fehlte, da keinem mehr eine neue Form, eine dem Tage angemessene Konstruktion einfiel, wurde das Neuheitsbedürfnis, der stete Freund und Feind der Kunstbildungen, durch Äußerlichkeiten befriedigt; der Schmuck, das „Dekor“, wie man im falschen Jargon sagt, verlor jede Beziehung zum Konstruktiven. Verlor? Ist die Zeit etwa schon vorbei? Der Wunsch, daß ein Zimmer als Fläche wirkt, entstammt der neuesten Zeit und ist eine Sinnlosigkeit so gut, wie es Tische sind, die, wenn auch krampfhaft modern stilisierte, Pflanzen oder Sträucher als Beine haben.

Wer die Irrgänge der deutschen kunstgewerblichen Entwickelung mitmacht und allerlei Befürchtung für die nächste Zukunft hat, der wird wissen, daß viel zu viel „Maler“ Möbel machen. Es handelt sich um die Grundstimmung der Veranlagung des Mannes, um seine Art zu sehen und zu schaffen. Und da scheint es mir notwendig, daß die konstruktive Phantasie die Grundlage bildet, nicht ein malerisches Gefühl, malerische Sehnsucht.

Ja, die Möglichkeiten des neuen Stiles liegen meines Erachtens gerade in der Befolgung der Erkenntnis, daß nicht mehr eine Fülle der verschiedensten Techniken zur Herstellung eines Werkes verwendet werden. Die Beschränkung auf die volle künstlerische Ausnutzung je eines Wirkungsmittels für



Kayser = Zinn.

ein Gerät, für eine Tapete, für Decke oder Diele und die Zusammenstimmung der einzelnen Werke und Motive ist ein vornehmes Ziel. Und man wird lernen, die Wirkung der Geräte, der Möbel aus ihrem Bau zu ziehen, nicht aus äußerlichem figuralem oder ornamentalem Schmuck. Und man wird Schönheit darin finden, daß Holz wie Holz, Metall wie Metall bearbeitet wird. So wird sicherlich keine Ärmlichkeit und Eintönigkeit entstehen, wie jene fürchten, die den Architekten nicht über den Weg trauen und um jeden Preis an jedem Kasten alle Techniken und Farbenkünste geübt sehen wollen. Denn das darf man nicht vergessen, daß das deutsche Wort für Architekt Baukünstler ist. Dabei darf aber nicht übersehen werden, was im Praktischen wohl das Wichtigste ist, daß schließlich für jeden Raum der Besitzer weitaus verantwortlicher ist als der Schöpfer. Denn Auswahl und Abstimmung gegeneinander, Ehrlichkeit der Einzelheit — das ist und bleibt doch das Wesentlichste.

Das Eindringen des neuen Stils in den Formenschatz der Kleinkunst ist von wei=

tester Bedeutung gewesen. Und wenn sich ein neuer Schönheitsbegriff bildet, so ist auch hier wiederum eine Wurzel dafür. Nun ist gerade diese schmückende Schönheit, die flüchtige Eindrücke zu vermitteln sucht, jeder Ergründung des Kunstverstandes auszuweichen und nur dem Gefühl zugänglich zu sein scheint, weit heftigeren Schwankungen ausgesetzt als die monumentale, in großen Formen und Körpern, in schweren und kostbaren Stoffen sich ausprägende. Der Mode hingegeben, der Industrie seit jeher aufs äußerste unterworfen, ist die Kleinkunst stets ein Merkzeichen der Kultur gewesen, da sie ehrlicher und flinker die Verschiebungen des Geschmacks ausdrückt als die Bauten und jede Veränderung des Stils sich hier eiligst fühlbar macht. So ist im Bric-à-Brac der neue Stil zu einer Zeit und in Gegenden durchgedrungen gewesen, da noch wenige sich vermessen hätten, ein so zu sagen „modernes" Zimmer zu bewohnen.



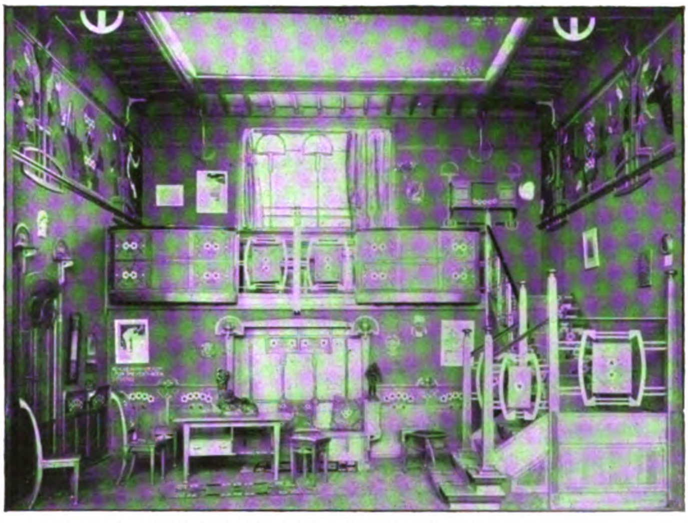
Raum des Wiener Hagenbundes auf der Düsseldorfer Ausstellung.

Maßgebend für die Kleinkunst ist aber natürlich vor allem die Ornamentik. Hier hat denn auch, und dies ist nicht allzu heilsam gewesen, die deutsche Bewegung eingesetzt. Die graphischen Künste haben den Anstoß gegeben. Auch hier wird man nicht von einer ursprünglichen, rein im Heimatlande gewachsenen Art sprechen können, wenn man nicht kleiner Eitelkeit die Wahrheit opfern will. Es sei aber auch hinzugefügt, daß so große Kunstwellen wie jene, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts durch Europa ging, eben alle Länder zur Arbeit vereinen, Wechselwirkungen unablehnbar sind und es also nutzlos ist, sich gegen die Feststellung eines fremdländischen Einflusses zu wehren. Die neue Linienkunst, das neue Ornament verdankt seine Entstehung und Ausbildung mancherlei Ländern und Persönlichkeiten. Aus Japan und England kamen die maßgebenden Kräfte. Aus Japan kam die neue Anschauung der Fläche, aus Japan die Freude an der Blume und am Tier; aus Ostasien die Lust am kunstreichen Gerät, manche technische Fertigkeit, und diesen fernen Völkern verdanken wir es durch die Mittlerschaft manches Kenners und Sammlers, daß eine fast erstorbene Sehnsucht wieder in unserer Zone erstarkte: die Sehnsucht nach Verfeinerungen der Farbe und der künstlerischen Technik. Das große Beispiel, das die Japaner und Chinesen uns am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts wieder schenkten, war ihre Fähigkeit, sich in vielerlei Stoffen gewandt auszudrücken, und die Unerschöpflichkeit ihrer Motive. So wiesen sie in den Holzschnitten so gut wie in ihren Keramiken zugleich auf die Natur hin — denn die Lieblichkeit ihrer Darstellungen entstammt der tiefsten und freudigsten Kenntnis der Natur — und wiesen dennoch vom Naturalismus weg. Denn keine Kunst strebte so wenig nach der Vortäuschung der Wirklichkeit wie die gute ostasiatische. Eine neue Art des Stils wird den Europäern klar: der Stil, der aus der gerechten und sorgfältigen Bearbeitung des Materials stammt.

Hat Japanisches also die deutschen Künstler nicht allein Neues sehen, sondern auch neue Ausdrucksmittel finden gelehrt, so ist englischen Vorbildern unmittelbarere Wirkung verstattet gewesen. Die Art Morris', der ja selbst wieder an Altertümliches, an die Gotik anknüpfte, so gut wie die Zeichenkunst des wunderbaren Aubrey Beardsley haben weit mehr Einflüsse ausgeübt, als unsere Zeichner zugeben wollen. Die schlanken Blumen, die zarten Ranken, die schmalen Körperchen — all diese Motive, die von der Schwarz-Weiß-Kunst und vom Illustrationsdruck in Farben auf die Ornamentik des Porzellans, der Bucheinbände, der Gläser, des Metalls und so fort übergegangen sind, das alles sind englisch-japanische Geschenke; denn auch in England ist mancherlei Ostasiatisches wirksam und fruchtbar gewesen.

Soll man nun in flüchtiger Kürze die moderne Ornamentik kennzeichnen, so werden zwei ganz auseinanderlaufende Wege geschieden werden müssen. Die einen — das Bewußtsein ist ja nicht immer maßgebend, wenn wir auch zum Unglück jetzt weit mehr gescheit denkende als stark fühlende Schaffende haben —, die einen also streben in ihrer besten Sehnsucht zur Natur. Von Jean Jacques Rousseau zu Adalbert von Haller und von diesem schweizerischen Enthusiasten zu Ruskin und Gallé (dem Glaskünstler) führt eine Straße, die nun bereits von guten Vorsätzen und mangelhafter Ausführung ganz ausreichend gepflastert ist. Diese Künstler gehen auf die Wiesen, bringen sich Blüten heim, stilisieren sie, setzen sie wie Gallé in Glas um, wie die einen oder anderen Amerikaner in naturalistische Ornamente ihrer frischherben Fayencen, sie haben ein Weltgefühl wie jener amerikanische Philosoph Henry Thoreau, der nach einem arbeits- und leidensreichen Leben sich im tiefsten Urwalde ein Blockhaus baute und mit den Blumen, Gräsern, den Sträuchern, Bäumen, dem fließenden Wasser und sausenden Winde allein sein wollte. Sie sind alle Flüchtlinge aus unserem Leben, diese Sehnsüchtigen, ob sie nun Zartheiten und nervöse, schlanke Dinge schaffen oder derbere, dem ewigen kräftigen Wachsen der Natur näher stehende Formen lieben. Sie alle lieben unsere Kultur nicht, und die Kunst soll sie in andere Reiche führen.

Andere Männer stehen ihnen stolz entgegen. Diese lieben unsere heftige, drängende Zeit, sehen ihre Entwickelungsmöglichkeiten, und sie holen ihre Motive aus der Umgebung, der dräuenden Wirklichkeit, dem Leben der Maschinen. Das Eisen, das man jetzt so seltsam biegen und schweißen kann, das Feuer, das so merkwürdige Wirkungen erzielt, das sind ihre Vorbilder und Helfer. Die neue Technik erneut ihren Formenschatz. Sie sind Architekten und Ingenieure mit Künstlerblut. Van de Velde ist manchmal einer von ihnen, der Amerikaner Tiffany ist der innerlich reichste, da seine Hände der Kunst des Feuers ungeahnte Farben und Mischungen von Glas und Metall abgerungen haben. Die Ornamentik dieser Künstler liegt nicht außerhalb des Stoffes, in dem sie arbeiten. Und die besten unter den Natursehnsüchtigen, wie z. B. unser Hermann



Sneyers und Crespin (Belgien): Interieur der Turiner Ausstellung.

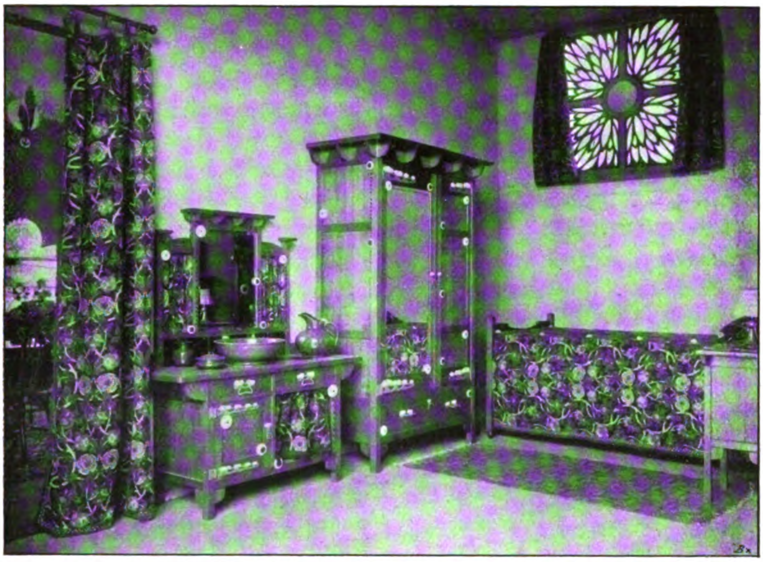
Obrist, haben es mit ihnen gemeinsam, daß sie aus dem Inhalt die Form sich bilden lassen und aus dem Kern das schmückende Kleid.

Neben diesen beiden Richtungen der schmückenden Kunst, die natürlich keine schematischen Schulen sind, sondern oft und oft ineinander verfließen, ist jene Art bedeutsam, die sich um die „reine Linie" bemüht. Jeder erinnert sich, einmal gehört zu haben: „Dieses Bild will gar nichts anderes bedeuten als eine angenehme Farbenwirkung," und „Diese Linie ist nichts als eine Linie." Eine solche Forderung nach Kunstwerken, die gar keine äußerlichen, vor allem außerhalb ihres Technischen liegenden Beziehungen zu Gedanklichem oder Gemütlichem haben, ist der wohltuende Gegenzug gegen die rein literarisch-geschichtlichen Bilder der Cornelius-Schule und gegen die Anekdotenkrämerei der Münchener und Düsseldorfer gewesen. Für die angewandte Kunst bedeutet diese Richtung wiederum den Rückschlag gegen das Übermaß von Malerei und Schnitzwerk, von Symbolischem, Allegorischem und Mythologisch-Historischem, mit dem jedes Gerät überladen war. Und es war nicht allein verständlich, sondern in der Tat der wichtigste Schritt der Kunstentwickelung, als die Maler sagten, wir wollen nur durch die Reize unserer Farben wirken, die Zeichner, wir nur durch die Kunst des Griffels. Daß in vielen Bildern nun das Dargestellte hinter die Darstellung zurücktritt und ein Baum, ein See, ein Mensch nur einen „Vorwand" zur Wiedergabe eines Farben- oder Ton- oder Linieneindruckes bildet, ist selbstverständlich. Von keinem Künstler mag mehr verlangt werden, als daß er in seiner Schöpfung die Welt zeige, wie sie sich ihm abspiegelt. Nun weist sie sich dem einen als Farbensymphonie, dem anderen als Liniengruppe, indes wiederum anders Geartete das Seelische, das Dramatische als Wesentlichstes erkennen und, wenn ihnen solche Gnade gegeben ist, auf diese ihre Art, in ihrem Stil also, ausdrücken. Man sieht, es ist neuerlich eine Auffassung für den Stil gewonnen: des Künstlers Weltbild und Darstellung ist auf gewisse wesentlichste Züge vereinfacht.

Während aber nun der Maler und Zeichner immer eines Vorwandes zu seiner Farben- und Formensymphonie zu bedürfen scheint — was darin begründet ist, daß sich ihm eben die körperliche Welt so spiegelt —, kann das Ornament, die Linie in der Tat ganz losgelöst erscheinen. Der Stift hat Freiheit. Die Einlegearbeit eines Tisches, das Farbenband der Glasur eines Tellers, die Zierleiste des Buches mag also ganz rein dekorativ sein, das will sagen: gar keine Vorstellungen von Natur oder Mensch herbeirufen. Und doch wird die Wirkung auf die Sinne des Beschauers nicht ausbleiben. Er wird einen Kunstgenuß erhalten, wenn die Zeichnung künstlerisch tief und stark ist, wird beim Beschauen heiter oder traurig werden. Man mag solche Wirkung der reinen Linien oder Farben, die allerdings nicht jedem Auge und jedermanns Nerven verstattet ist, der Musikwirkung vergleichen, bei der ja auch nur die bestimmte rhythmische Folge und Verbindung von Tönen und Nebentönen auf die Sinne Einfluß übt, das Lebensgefühl steigert oder herabmindert. Sicherlich gibt es einen Rhythmus der Linien und Farben, wie es einen Rhythmus der Töne gibt. Und es ist interessant, darauf hingewiesen zu werden, daß in der modernen Musik ebenso wie in den bildenden Künsten die beiden Entwickelungen nebeneinander laufen: die Musik, die unmittelbar und in jeder einzelnen Tonfolge Wirkliches und Seelisches aussprechen will (Programmusik), und die andere, die erst in der Ferne, im Unterbewußtsein und in der Zusammenwirkung der ganzen Komposition ein Gefühl zu vermitteln beabsichtigt.

Es ist hier von diesen Strömungen im neuen Stil und von mancher Einzelheit recht ausführlich die Rede gewesen, trotzdem ja nicht zu Fachleuten gesprochen und auch keine unmittelbare Anleitung gegeben werden sollte. Indes schien mir solche Art dennoch erlaubt anstatt einer beschreibenden Kritik der mannigfachen Darbietungen der vorjährigen kunstgewerblichen Ausstellungen in Turin und Düsseldorf. Wenn nämlich durch den neuen Stil frische Genußquellen den Menschen aufgeschlossen werden, so ist ein inniges und möglichst selbständiges Verständnis, das so tief, als es angeht, sogar das Technische umgreift, Voraussetzung. Wer einige Kenntnisse vom Bau eines Zweirades hat, dem

verkörpert sich in einem genau arbeitenden, blanken Stahlrade eine große Schönheit; dem Unvertrauten scheint ein grell bemaltes Rad mit Bambusrohren weit schöner. Nur durch eigene Kenntnis weicht man der törichten Abhängigkeit von der Mode aus. Erst wenn man zu unterscheiden befähigt ist, was verspielte Tändelei, was alberne Spekulation und was fruchtbare Eigenschaft an einem Teppich, einem Interieur, einer Buchverzierung ist, erst dann kann man die tiefen und klaren Freuden an neuer Handwerkskunst verspüren. Dann wird aber auch der Überschwang all der geschmacklosen „Jugendstil“- und „Sezessionsdinge“ aus der Welt geschafft sein.



Interieur der Arte delle Ceramice (Florenz) auf der Turiner Ausstellung.

Ein zweites ist in diesem Zusammenhange von starker Bedeutung für unsere Kultur: das ist der Platz des Dilettanten. Denn das wichtigste Amt der Liebhaberkünste sehe ich darin, daß sie zum Genusse und zur Achtung vor der schöpferischen Leistung erziehen. Ob es nun drei Dutzend Tischdeckchen, Brandmalereien oder Bucheinbände in der Welt mehr gibt, ist unendlich gleichgültig. Durch verständnisvollen Dilettantismus, wie es ihn in Deutschland nur leider fast gar nicht gibt, würde aber die wirkliche Kunsterziehung und so ein gut Stück Lebenserziehung geleistet, das Kunstgeschichtsstunden so wenig wie Anschauung von Kunstwerken zu vermitteln vermögen. Zur nützlichen Übung von Liebhaberkünsten ist aber weit mehr als Talent die umgreifende und volle Kenntnis der ganzen Entstehung des Werkes bis in die letzte Einzelheit nötig und, soweit es irgend geht, die eigenhändige und selbständige Anfertigung vom Rohstoff an bis zum vollendeten Werk. Es ist bekannt, daß Alfred Lichtwark in Hamburg und mit ihm dann die Lehrer dieser Stadt mancherlei in dieser Richtung versuchen. Vielleicht ist, was sie tun, nicht einfach genug, vielleicht auch der Kreis ihrer Schüler zu eng gezogen. Immerhin ist ihre Tätigkeit von allerhöchstem Wert; in jeder Stadt müßte diese Arbeit der Kultur begonnen werden. Ich kann nur durch das allereinfachste Beispiel zeigen, was ich an fruchtbarem Verständnis für den neuen Stil von dem guten Dilettantismus, der allerdings meines Wissens noch nirgends geübt wird, erwarte. Man nehme eine Handarbeit. Unsere jungen Mädchen lernen die Stiche, mechanisch natürlich. Dann wird im Geschäft eine Vorlage für ein Muster, vielleicht sogar eine vorgedruckte Leinwand, in der schon ein Stück vorgearbeitet ist, gekauft. Mir macht es nun wenig Unterschied, ob das so erworbene Muster neuen oder alten Stil, den einen oder den anderen Schnörkel zeigt;

denn vom Fabrikanten ist schon die Farbe und die Seidenart bestimmt und zurechtgelegt, im besten Falle werden aus dem Lager der Seidensträhnen einige flüchtig „zusammengepaßt". Von nun an ist alles weitere langweilige Arbeit, eine Frage der Geduld, des Fleißes, und an Lebensgewinn, an Verständnis, an Weitung des Kunstsinns ist nichts erreicht. Bei ordentlichem Dilettantismus aber verliefe die Sache so: da gingen an einem weichen Sommertag oder im ersten herben Frühling die Mädchen auf die Wiesen hinaus oder in den düsteren Wald und pflückten sich Kräuter und Blüten und nähmen zarte, feingeäderte Blätter von den hohen Bäumen. Diese edle Beute legten sie zu Hause auf den Tisch vor sich, und wie ihnen der Gang ins Freie ein Gefühl für die allumfassende Fruchtbarkeit der Natur gibt, so lernen sie dann an der kleinen Pflanze, die vor ihnen liegt und deren Bau sie mit liebenden Händen zerlegen, die Verzweigtheit, die Seltsamkeit, die Vielfältigkeit aller Lebewesen. So lernten sie sehen, lernten nicht allein die Augen der heimlichen Einzelheit öffnen, sondern auch Gemeinsames und Verbindendes in der Natur erkennen. Dann mögen sie daran gehen, eine Liniengruppe, eine Form der Blüte mit dem Zeichenstift nachzubilden, zu vereinfachen. Mögen daran gehen, die Buntheit innerhalb jeder Blüte zu erkennen. Sie werden sehen, wieviel Abstufungen jede Farbe hat, wieviel Töne jede Abstufung. Das Bild, wie die Blume im Glanz der freien Wiese aussah, steht auf gegen das andere, das alle die Farben im fahlen Licht des Zimmers zeigt. Auch die Farbeneindrücke müssen dann frei wiedergegeben werden, auch sie auf das Wesentlichste des persönlichen Eindruckes gebracht. So lernt der Dilettant erkennen, daß jeder Augenblick durch Stimmung und äußere Beziehungen die Wirkung der Eigenschaften verschieben kann, daß das eine Mal eine Mohnblume sich als roter Fleck darstellt, das andere Mal als schwankende, merkwürdige Form, die gar keinen besonderen Farbeneindruck hinterläßt. Auf solche Art wäre zu bestimmen, welches Muster und welche Farbe für die Handarbeit zu wählen ist. Nun kommt die bewußtere künstlerische Tätigkeit: die Überlegung, wie der gewonnene vereinfachte Natureindruck mit Hilfe der Zeichnung und der ausgewählten Farbenskala in dem neuen und fremden Material wiedergegeben werden kann. Stoff, Leinwand, Seide, Wolle — die Frage wird entschieden werden müssen. Dann die Technik der Arbeit: Näharbeit, Auflegearbeit (Applikation) oder Stickerei. Im besonderen wieder der Stich. Und im Zusammenhang damit wiederum das Material. Und ich werde es gar nicht schrecklich finden, wenn dem verfeinerten und durch eigene Anschauung ausgebildeten Sinne des Liebhabers nun die landläufigen Muster des Fabrikanten nicht gefallen und strenge Auswahl, selbständige Angaben oder gar eigene Arbeit ihm neue Einsicht in eine Kunst- und Lebenssphäre erwirken. Dann wird das größte Stück des Weges zurückgelegt sein, und die Ausführung kann vor sich gehen. Jeder Fehler, jede Schwierigkeit, die sich zeigt, kann nun verstanden werden, aus ihren Ursachen heraus, nicht wie sonst mechanisch verbessert. Ja, es ist ein gutes Stück Arbeit, eine so gewordene Handarbeit. Im Anfang wird es gewiß lange dauern, bis so eine Stickerei den Tisch schmückt. Es ist aber wohl auch überflüssig, zu sagen, wieviel Genußquellen auf solche Weise erschlossen werden. Und handelte es sich nur um die Erzielung eines Werkes an sich, so lieferte die Maschine, die Fabrik um wenig Geld Dinge, die die nämlichen festen Eigenschaften haben.

Ich brauche nun nicht im besonderen zu versichern, daß dies nur ein Weg ist neben anderen, und daß, was für Stickerei gilt, für mancherlei andere Technik ebenso anwendbar ist. Immer wird es sich um den Anschluß an die Natur und das Begreifen der Technik handeln, immer wird die Hauptsache die Geschlossenheit der Arbeit bleiben· für den Dilettantismus ist Arbeitsteilung ein Unding. Sonst erzielt man nur eines: eine nutzlose Menge schwacher, mangelhaft vorgebildeter Hilfsarbeiter, die den Berufsmenschen eine in jeder Beziehung verderbliche Konkurrenz machen.

Ich denke, für uns kämen noch besonders in Frage die Buchbindekunst und die Metallarbeit. Die Buchbindekunst, weil hier für den Anfang mit geringen Mitteln und ohne allzu lange Vorarbeit Gutes geleistet

wird, die Metallarbeit, weil die Beschäftigung mit Kupfer, Silber usw. Sorgsamkeit der Behandlung und unendliche Ehrfurcht vor der Arbeit lehrt. Nicht zu vergessen ist aber auch bei der Wahl einer Liebhaberkunst, daß es innerlich albern ist, sich in einen Wettkampf mit der Industrie einzulassen. — —

Auf den beiden großen Ausstellungen, die im vorigen Jahre die Möglichkeit gaben, ein halbwegs gerechtes Bild der zeitgenössischen dekorativen Kunst zu bieten, wurde vor allem ein Eindruck fest: es ist noch ein weiter und mühevoller Weg zu gehen, es liegt noch viel Arbeit vor uns. Und zwar nicht allein für die Schaffenden ist allerhand Gelegenheit zu bitterer Erkenntnis und guten Vorsätzen da; das Publikum muß sich selbst erziehen. Jeder Einsichtige sagt sich heute, unter dem Eindruck der hart aneinanderrückenden Großbetriebe und Warenhäuser, daß mehr denn je die Käufer den Kunstmarkt beherrschen und die Entwickelung lenken. Daß es also auf die Dauer gar nichts hilft, daß begabte und eifrige Männer schöne Dinge erzeugen; sie müssen begehrt, besessen werden. Das ist noch nicht im genügenden Maße der Fall. Noch ist das moderne Kunsthandwerk allzusehr Ausstellungsgegenstand. So war vor allem die Wirkung der Turiner I. Esposizione de l'arte decorativa moderna recht kläglich. Aus vieler Herren Ländern hatte man Gutes, Schlechtes, Altes und Neues, Eigenartiges und billige Nachahmungen herbeigeschleppt, und die geringe Zahl der guten Werke hatte einen harten Kampf gegen ihre Umgebung, die den üblen Geruch des Ramschbazars verbreitete, zu bestehen. In Düsseldorf stand es etwas besser. Dort war, wenn auch nicht viel Gutes, so doch wenig Schlechtes zu sehen; man hatte es vorgezogen, die Ausstellung auf einen engen Kreis zu beschränken, wenigstens im Kunstpalast. In der gewerblichen Abteilung ist ja allerdings jeder x-beliebige Tischler, dessen Hirn die Durchsicht moderner Kunstrevuen überreizt hat, zu Recht gekommen. Dies mehrte dann die Unsicherheit aller Urteile, die allmählich das Kunstgewerbe arg zu schädigen beginnt. Überdies hatte in Düsseldorf alles Neue in der Tat einen sehr schweren Stand, da die kunsthistorische Abteilung aus dem reichen, sonst so schwer zugänglichen Besitz der Kirchen, Klöster und der bedeutendsten deutschen Sammler Schätze altehrwürdiger Handwerkskunst gesammelt hatte, wie man sie wohl nie in so gediegener Zusammenstellung gesehen hatte. Die wundervolle Kunst des Schreiners und Schnitzers, der, jahrelang bei einem Stück verharrend, in sorgsam behandeltem Holz verzweigte Geschichten der Heiligen Schrift mitteilt oder die naive Innigkeit einfach menschlicher Gefühle ausdrückt; die erhabene Kunst der Gold- und Silberschmiede, die mit so unendlich geschmeidiger Hand die Metalle und Edelsteine zueinander banden und selbst wieder Meister der erzählenden Plastik waren; der Fleiß ehrbarer Jungfrauen, die emsig aus den köstlichsten Stoffen bunte, gewirkte, gestickte Altardecken und Meßgewänder schufen — das alles wurde in dieser Sammlung alter, nie aber alternder Kunst dem Gefühle des liebevollen Betrachters offenbar. Allerlei



Kopenhagener Porzellan von Bing u. Gröndahl.

Zusammenhänge, Fäden zu unserer Zeit erweisen sich. Der Fluß der Kunstwellen ineinander war damals so stark wie heute und unendlich einfacher, wie sich versteht. Byzantinisches, Vlämisches, Lateinisches und Deutsches an Sinn, Gemüt, technischer Fähigkeit oder Inhalt ist oft in einem einzigen Stücke vereint. Und doch, der Kunst eines Mannes oder einer enggeschlossenen Gruppe verdanken wir jeden dieser Altäre oder Schreine; nur daß des einzelnen Leben damals vielleicht eben reicher und beziehungsvoller war, als das bei unseren ausführenden Künstlern ist. Deshalb zeigt sich auch bei all diesen Werken eine solche neidenswerte Fülle von Einfällen, während den Werken unserer Zeit allzuoft schematische Eintönigkeit nachgesagt werden muß.

Der hervorstechendste Zug des neuen deutschen Kunsthandwerkes ist seine Zersplitterung. Das mag, wie dies bei Kunsterscheinungen wohl oft geht, zugleich von Nutzen und von Schaden sein. Daß es sich überall regt, nicht allein in Berlin und München, sondern auch in Dresden, Karlsruhe, im Elsaß, in Hessen Kräfte wach und wirksam werden, gereicht sicherlich jedem zur Freude. Nur war noch recht wenig vom heimatlichen Charakter und von Bodenständigkeit zu merken.



Kopenhagener Porzellan von Bing u. Gröndahl.

Allzu häufig sah man bei deutschen wie bei ungarischen, bei italienischen wie bei niederländischen Arbeiten dieselben oft genutzten Motive. Immerhin, einige neue Namen dürfen angemerkt werden. Die Berliner Möhring und Kärning, der Dresdener Kleinhempel und auch der Karlsruher Oréans zeigten, wieviel auf guter konstruktiver Grundlage mit Ehrlichkeit und Schlichtheit geleistet werden kann. Andere, deren Namen hier, wo es sich um keinen Kampf handelt, zu nennen überflüssig ist, zeigten, wohin maßlose Stilisierung, Tändeleien, Großmannssucht führen: zur Lächerlichkeit. Denn so lange alle unsere Bemühung uns dazu bringt, ein paar Millionären zu dienen, ist es schade um jedes Wort. Henri van de Velde, den man ja jetzt, da er in Weimar Kunstrat ist, endgültig zu Deutschland rechnen muß, hatte nicht viel Neues und sicherlich nichts Fruchtbares zu zeigen. Sein Düsseldorfer Raum war unwohnlich, langweilig, gezwungen. Und Otto Eckmann — der Arme ist gestorben, ohne den Raum für die rheinische Ausstellung, den er um jeden Preis vollenden wollte, auch nur anzufangen. So ist es um die Vertretung Deutschlands eine üble Sache gewesen, und Österreich hat durch die Wiener „Sezession“ denn auch gesiegt.

Noch ist eine Reihe von Werken reichsdeutscher Kleinkunst zu erwähnen, welche zwar keine starken Persönlichkeiten erweisen, aber angenehm und hübsch wirken. Die Steingut- und Steinzeugsachen von Hermann Mutz in Altona-Hamburg werden noch viel zu wenig gerühmt. Der Farbenreiz dieser Töpfe — fast ausschließlich aus unzerbrechlichem Grés(steingut) — ist außerordentlich. Auch wäre es ungerecht, die Bestrebungen der Firma Villeroy u. Boch nicht anzuerkennen, die sich die Verwendung der Fayence sowohl zu architektonischen als zu kleinkünstlerischen Zwecken angelegen sein läßt. Endlich seien die Zinnarbeiten von Kayser und die Metallschalen der Orivitgesellschaft ihrer neuartigen Formen wegen gelobt, die der Leser an den beigegebenen Abbildungen studieren mag.

Dem österreichischen Kunsthandwerk muß nachgerühmt werden, daß es sich reich entwickelt. Viel Übles ist zwar immer noch zu

tadeln, eine übertriebene Lust am Neuen um jeden Preis, eine manchmal etwas groteske Wut, den Philister durch Absonderlichkeiten zu ärgern, wobei einem schließlich einfällt, daß es doch etwas Ärmliches, Enges, ja eben Philisterhaftes und Unfreies ist, wenn sich die Künstler allzusehr um die äußeren Wirkungen ihrer Arbeiten bekümmern. In Österreich ist der neue Stil „Sezession“ allzu eilig eine allgemeine Mode geworden, und in der Betriebsamkeit der Industriellen liegt immer viel Schädigendes. Dies konnte man in Turin leider sehr bemerken; allzuoft fehlte den Werken Persönlichkeit. Allein ein starker Geschmack und eine beträchtliche Fähigkeit, die modernen Leitsätze zu nutzen, war auch hier zu finden. In Düsseldorf aber hatten die Österreicher die Besonderheit ihrer Art, die Merkwürdigkeit mancher Wiener Künstlernatur und den Stand gewisser jung-wienerischer Geschmackskultur sehr fein zum Ausdruck gebracht. Ein schöner Brunnen, ein ausgezeichnetes Teezimmer (von Leopold Bauer) und verschiedene feine Arbeiten von Prof. Josef Hoffmann, dem auch für den aparten Innenbau zu danken ist, wiesen alle in die nämliche Kulturrichtung. Wenn irgendwo in der neuen dekorativen Kunst, so hat man vor den Werken der geschmackvollsten und begabtesten Wiener den Eindruck äußerster Verfeinerung, der letzten Blüte einer sterbenden Kultur, wie man wohl sagt. Man braucht kein Liebhaber mühsam gezwungener Vergleiche zu sein, um angesichts dieser Geräte mit ihren Verbindungen der mannigfachsten Stoffe, angesichts der Zwiespältigkeit manches Werkes, das sowohl das Bemühen um die größte Zweckdienlichkeit als eine spielende Freude an der Linie, der willkürlichen Formveränderung zeigt, an alexandrinische Kunst zu denken. Ein großer künstlerischer Komfort und eine oft wirklich intime Eleganz ist die beste Eigenschaft österreichischer Interieurs. Zu diesen möchte ich von Turiner Werken auch die Arbeiten von J. M. Olbrich rechnen, trotzdem er ja jetzt als Darmstädter Bürger eher zum Reiche gehört. Es gelingt ihm nun immer besser, jene Einfachheit zu erreichen, die für Wohnräume die erste Bedingung ist. Von jüngeren Leuten konnte man in Turin sowohl wie in Düsseldorf eine ganze Reihe von anmutigen Arbeiten sehen. Schmucksachen von Else Unger, Porzellan, Silbergeräte und vieles andere beweist den Reichtum an größeren und kleineren Begabungen, die in Österreich heranwachsen. In Düsseldorf durfte man sich auch an einem Raum der anderen Wiener Kunstvereinigung, des Hagenbundes, erfreuen, einem Raum, der durch eine gut gefundene und intime silbergraue Färbung vornehm, wenn auch nicht bedeutend wirkte. Im allgemeinen muß hervorgehoben werden, daß die Werke im innigsten und tiefsten Zusammenhange mit der gegenwärtigen Kultur ihrer Heimatstadt Wien stehen. Man mag nun gegen diese im Gegensatz zu der rastlosen und eifrigeren norddeutschen Art denken, wie man will, es ist jedenfalls das erfreulichste Zeichen einer Kunstentwickelung, daß sie sich den Lebenswellen anpaßt.



Kopenhagener Porzellan von Bing u. Gröndahl.

Von neuen englischen Werken konnte man in diesem Jahre fast nichts sehen. Die Turiner Ausstellung brachte nur Altbekanntes, die Zeichnungen Walter Cranes, die langweilig und von vorvorgestern sind, und eine Reihe handwerklicher Arbeiten aus dem Kreise der Guild of Handicraft, der Architekten Ashbee, Voysey und einiger anderer dieser Nachfolger des William Morris, die

sich alle gegen die Entwickelung zur Maschine stemmen, die Handarbeit als das letzte Ziel und die einzige Rettung ansehen, und deren künstlerische Eigenart ihre Grundlage in ihrem architektonischen Gefühl hat. Doch darf man nicht verkennen, daß die Bedeutung des englischen Kunsthandwerkes für das Volk selbst weit mehr in der Wirksamkeit der großen Warenhäuser Londons liegt, und daß es sich dann natürlich viel mehr um mechanische Vervielfältigung von Typen als um immer neuen Bau einzelner Stücke handelt.

Wenn England selbst auf den kontinentalen Ausstellungen eigentlich niemals zur Geltung kommt und man schon in die Stadt London fahren muß, um im Leben, nicht auf Ausstellungen, das Kunsthandwerk kennen zu lernen, so hat dafür die Turiner Ausstellung die Bekanntschaft mit einer schottischen Künstlerfamilie, den Mackintosh und Macnair gebracht, die eine höchst merkwürdige und für zarte Menschen sicherlich anziehende persönliche Note haben. Die Räume dieser Künstler — es sind zwei Ehepaare, bei denen die Frauen das kräftigere und fruchtbarere Element zu sein scheinen — sind poetisch, wirken mit den sanften Reizen der Blumen, bewegen sich in einer engen Farbenskala von Weiß, Rosa und zartem Grün und stehen im denkbar größten Gegensatz zu den breiten, ländlichen, etwas biedermeierischen Möbeln, die wir von den besten modernen Engländern kennen. Die Formen sind dünn, der Eindruck, der angestrebt wird, ist malerisch, ja oft sogar viel mehr zeichnerisch, also auf Linienwirkung ausgehend. Bei diesen poetischen Kunsthandwerkern findet man denn auch einzelne Stücke, die mit einer unendlichen Liebe und Sorgfalt bis in die kleinsten Einzelheiten durch Metallreliefs oder eine merkwürdige Art von Applikationsarbeit, die allerlei Material verbindet, geschmückt sind, und die eine leichte Erinnerung an jene längst veraltete Kunst hervorrufen, die einen Schreibtisch oder ein Bett zum Mittel wählte, um ganz bestimmte persönliche Empfindungen mitzuteilen. Da ist z. B. ein kleiner Sekretär, von dem aus ein Verliebter seine innigsten und wärmsten kleinen Briefe schreiben soll, und mit einer anmutigen, allerdings aber auch spielerischen Art ist da die Verzweiflung der Geliebten, wenn er nicht schreibt, ihre Freude, das selige Verschwimmen zweier Menschen in einem Kuß und manches andere, was man ebenso süße Zartheiten wie törichte Banalitäten nennen kann, veranschaulicht. Diese Schotten lehnen sich in ihrer Art, Frauen und Blumen zu stilisieren, an die präraffaelitische Weise an, doch haben sie noch einen seltsam asketischen Zug, der ihre nationale Eigenart ausdrückt. In der Tat sind fast alle Werke der berühmten Glasgow School of Arts von einer nüchternen Geradlinigkeit und Beschränktheit in den Farben, die eine merkwürdig strenge und harte Wirkung ausüben.

Was man von belgischen Arbeiten im letzten Jahre sah, rechtfertigt nur in geringem Maße jene Erwartungen, die man mit dem Auftreten van de Veldes von diesem Lande gehegt hat. Die Turiner Ausstellung, in der sich besonders die Architekten Horta, Govaerts und Sneyers und der Maler Crespin hervortaten, zeigte das Bestreben dieser Künstler, persönlich zu sein, jeder auf seine Art seine Räume zu komponieren und eine Gleichartigkeit zu vermeiden. Bei solcher Übung ist es selbstverständlich, daß die Anfänge einer Kunstentwickelung dem Ausländer nicht allzuviel an sich Wertvolles zeigen können.

Auch Frankreich ist in diesem Jahre nicht zur Geltung gekommen. Allein das bedeutet weit mehr als eine Zufälligkeit: in Frankreich hat in der Tat das Moderne so gut wie ausgelebt, wenigstens was die Möbelkunst anlangt. Die Kleinigkeiten, die vielen Dinge für Kamin und Salontisch und Glasvitrine werden ja nach wie vor mit dem besten Geschmack und vieler Freude an neuen Techniken durch Keramiker wie Lachenal, Delaherche und Bigot, durch den Glaskünstler Gallé und durch die wundervollen Schmuck- und Emailkünstler zur Freude der ganzen Welt ausgeführt. Die japanischen Einflüsse in Frankreich sind nun jedem klar, und es ist ungemein bezeichnend, daß zugleich auch wieder in diesem Volke eine neue Liebe zu den Formen des achtzehnten Jahrhunderts auftritt. Die letzten Arbeiten der Pariser modernen Kunstsalons sind fast durchweg dem Stile des sechzehnten Ludwigs angenähert.

Von amerikanischen Arbeiten sah man nichts Neues, aber die starke Fruchtbarkeit Tiffanys, seine Erfindsamkeit in Bezug auf technische Vervollkommnung und immer neue Farbenreize müssen auch diesmal wieder besonders hervorgehoben werden. Seine Glasfenster, seine Ziergläser und als letzte Errungenschaft die mannigfachen Emails bleiben die merkwürdigsten und köstlichsten Dinge des neuen Stiles. In seinem Studio so gut wie bei den amerikanischen Gold- und Silberschmieden zeigt es sich, worauf es der Neuen Welt ankommt, auf technische Merkwürdigkeiten, auf seltsame Verbindungen der verschiedensten Materiale, auf repräsentative Kunst, die den Reichtum des Besitzers zum Ausdruck bringen soll.

Traurig war, was man vom Italienischen sah. Nur in dem einzigen Zweige der Keramik, wo ein Anknüpfen an alte Überlieferungen noch möglich war, wird Schönes geleistet, und wie seinerzeit in Paris muß man auch jetzt die Arbeiten der Florentiner Ceramice del Arte in erster Reihe nennen. Nur wenige Interieurs der italienischen Abteilung waren überhaupt erträglich — unter diesen nenne ich die von Issel —, sonst sah man hier das Schlechteste vom Schlechten, nichts als äußerliche Schnörkel, mißverstandene Dekorationen, Grotesken.

Die skandinavischen Gewerbe, ehrlich, gediegen und von der künstlerischen Atmosphäre dieser Länder wiederum zeugend, brachten neue Porzellane; als ein Beispiel mögen die Werke der Bing u. Gröndalschen Manufaktur in Kopenhagen dienen, die mit ihren zarten Farbentönen und der hübschen Phantasie der mannigfachen Tierdarstellungen immer wieder erfreuen.

Eines ist vor allem sowohl in Turin als in Düsseldorf zu vermissen gewesen: die nützliche Kunst. Noch immer gibt es zu annehmbaren Preisen und in möglichen Formen fast kein modernes Gebrauchsglas, keine Speiseservice, kein Metallgerät. Hier wird die Arbeit der nächsten Jahre ansetzen müssen, und es ist ein weites Feld, das dem neuen Stil der dekorativen Künste da offen liegt.



Kristallschale von R. Marschall, ausgeführt von Lobmeyr in Wien.

Daniel Klinghammer

Roman

von

Wilhelm Hegeler

V.

Die letzte Spielnacht war für Fritz Klinghammer besonders unglücklich gewesen. Sein neuer Verlust und seine übrigen Spielschulden betrugen jetzt etwa fünfundzwanzigtausend Mark.

Am nächsten Morgen ritt er noch halb im Jammer zu Herrn von Bodenhausen, um von ihm Aufschub zu erlangen. Dieser gewährte ihm auch eine Frist von achtundvierzig Stunden, empfing ihn im übrigen aber ziemlich kühl und setzte ihm nicht einmal ein Frühstück vor.

Na, dachte Fritz, wenn der so schäbig ist, reiten wir weiter nach Ascherode. Da wird wohl der Tisch für mich gedeckt sein. Er schwang sich in den Sattel, und um die düsteren Gedanken, die sich in seinem Inneren wie Nebelschwaden zusammenbrauten, hübsch unter Verschluß zu halten, pfiff er ein lustiges Lied vor sich hin.

Aber nach einer Weile munteren Trabens verfiel er doch in Sinnen, und der Gaul, der auch schläfrig war, geriet in einen stolpernden Schritt. Als er dann in die Nähe des Dorfes an die Brücke kam, stand er ganz still, wie wenn der Weg hier zu Ende wäre. Fritz sah sich erstaunt um, sprach dann brummend zu seinem Pferd: „Dummes Tier, was weißt denn du!“ stieg dann aber doch ab, als wäre auch er überzeugt, daß der Weg nicht weiter ginge. Er schritt zu der Bank im Steinbruch, knotete die Zügel um die Lehne und setzte sich.

Er hielt es für verkehrt, daß er nicht weiter geritten war, sondern hier Halt machte. Aber bei dem Gedanken, daß er seiner Mutter begegnen würde, ergriff ihn ein ganz entsetzliches, widerwärtiges Gefühl.

Er starrte mit gerunzelter Stirn in die sonnige Luft, über die grünen Felder, hinter denen anmutige Hügelketten duftumflossen blauten. Wenn Marianne erst seine Frau war, würde er sich eine hübsche Domäne pachten, seine Mutter zu sich nehmen, und dann würde sich schon mit der Zeit das alte gute Verhältnis wiederherstellen. Sie mußte doch schließlich einsehen, daß er im Rechte war. Ja, bin ich denn etwa nicht im Recht? fragte er sich zum soundsovielten Mal. Erstens habe ich Marianne doch das Leben gerettet. Und wenn das auch verjährt ist, so ist mein Bruder doch jedenfalls ein ganz gemeiner Kerl, der sie mir abspenstig gemacht hat. Nun liebt sie mich. Im Grund hat sie das schon immer getan. Warum in aller Welt sollten wir beide nun unser Glück verscherzen? Meine Mutter sagt: weil Gott es so will.

Er hob den Kopf auf und blickte nach dem blauen, abgrundtiefen und leeren Firmament, über das nur ein lustiges Wölkchen schwamm. Gibt's denn überhaupt einen Gott? Es kann ja sein — kann sein auch nicht. Jedenfalls müßte er sich etwas bemerkbarer machen, wenn er verlangt, daß man sich um ihn kümmern soll. Und was in der Bibel steht — na, weil meine Mutter damit ankam, bin ich etwas heftig geworden und habe ihr die Wahrheit gesagt. Das war vielleicht nicht schön, aber schließlich ist es doch verständlich.

Doch er brauchte sich nur diese Scene ins Gedächtnis zurückzurufen, so sah er auch den brechenden Blick seiner Mutter, ihre Augen, die sich wie im Todeskrampf zu verdrehen schienen. Und seine eigenen Augen

wurden aus ihren Höhlen getrieben und mit Tränen gefüllt. Entsetzlich, unbegreiflich war es, was er getan hatte. Er, den sie so lieb gehabt hatte, den sie trotz all seiner Fehler für den besten anständigsten Menschen gehalten — er hatte sich so benommen!

Wenn er jetzt hinging und um Verzeihung bat — Aber dann mußte er auf Marianne verzichten.

Er stützte den Kopf auf seinen Arm, und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung.

Übermorgen reist Daniel nach Schwerenberg. Wenn ich in den Tagen Marianne nicht gewinne, so ist alles verloren. Wie soll ich meine Schulden bezahlen? Und dann das Geld aus der Kasse. Wenn ich sie heirate, habe ich's etwas eigenmächtig geliehen, wenn nicht, bin ich ein Dieb. In zwei Tagen wird sich das alles entscheiden. In zwei Tagen sitze ich vielleicht auch wieder hier und überlege, was angenehmer ist, eine Kugel oder Strychnin. Hm, warum denke ich denn nur an den Tod? Immerfort muß ich dran denken.

Gerade wollte er aufstehen, da sah er aus dem Dorf eine Gestalt auftauchen, eine hell gekleidete Dame mit blauem Sonnenschirm — Marianne. Sein erster Gedanke war, daß seine Einbildung ihn verwirrte. Er riß die Augen auf, schüttelte den Kopf, drehte sich um, blickte nach seinem Pferd. Aber diese Gestalt war ebenso körperlich wie hinter ihm sein Fuchs. Und nun unterschied er ganz deutlich das wohlbekannte Sommerjackett, den Schirm, auf den sie sich stützte, den Hut, der ihr Gesicht verdeckte. Sie war es! Sie kam ihm entgegen, immer näher und näher! Mit entzücktem Lächeln ergriff er seinen Gaul beim Kopf.

„Siehst du, siehst du, da kommt sie!" Das Pferd warf den Hals hoch und prustete.

Sie war schon ganz nah, ohne ihn zu bemerken. Da blieb sie plötzlich betroffen stehen und starrte ihn an.

Er ging auf sie zu, schlang seinen Arm um sie und führte sie zu der Bank. Sie sah ihn groß an.

„Was tust du hier?"

„Ich hab' auf dich gewartet."

„Auf mich?"

„Ich hab' gestern, vorgestern hier gewartet. Alle Tage. Einmal mußtest du ja kommen."

„Ich mußte kommen?" Sie schauerte zusammen. „Ich wollte ja gar nicht zu dir."

„Wohin denn?"

Sie schüttelte den Kopf. Die Arme an den Körper gepreßt, die Nase scharf vorspringend aus dem eingefallenen grauen Gesicht, saß sie in krummer Haltung auf der Ecke der Bank, so in sich versunken, daß er kaum wagte sie anzurufen.

„Wohin wolltest du denn, wenn nicht zu mir?"

Sie sah ihn an mit unsteten Blicken. Er ergriff ihre Hand, deren Finger kalt und feucht waren, und küßte sie.

„Marianne — mit ihm kannst du nicht länger leben. Du liebst mich. Jetzt mach ein Ende und komm mit."

„Laß! Laß das doch!" sagte sie erregt und entriß ihm ihre Hand.

Dann kroch sie wieder in sich zusammen. So saßen sie eine ganze Weile, ohne daß er wußte, was er aus allem dem machen sollte.

„Was ist nur passiert?" fragte er schließlich. „Hat er was gemerkt?"

„Ach!"

„Du siehst ja schrecklich aus, Marianne. Hast du schlecht geschlafen?"

„Geschlafen!" Sie krümmte sich wie von Entsetzen geschüttelt.

„Marianne, du ruinierst dich. Komm mit zu mir! Anders geht's nicht. Hast du keinen Mut?"

„Mut — ja!"

„Dann komm! Marianne komm!"

„Ich will nicht."

„Warum nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Antworte mir, warum? Sag mir einen einzigen Grund! Mein Leben — dein Leben hängt doch davon ab!"

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und sagte gequält: „Du mußt jetzt nicht heftig werden. Es geht mir ja schon so schlecht. Ich kann nicht mit dir kommen."

„Warum denn nicht?"

„Wir passen nicht zueinander.'

„Wenn je zwei Menschen zueinander gepaßt haben, so sind wir's. Du mußt mit-

kommen. Ich lass' dich nicht. Ich lass' dich nicht zurück ins Unglück."

„Ja — du führst mich in ein neues Unglück."

„Nein, ins Glück! Ins Glück!! Marianne, wenn du nicht willst — ich nehme dich mit Gewalt mit. Ich trag' dich weg. Man soll mich totschlagen, ehe dich lasse. Ich hab' ein Recht dazu. Wenn du nach Hause gehst, das wär' dein Tod. Du bist — wie 'n Selbstmörder bist du. Ob du dich wehrst, ich rette dir's Leben. Und wenn's Abend wird, ich geh' nicht weg ohne dich. Marianne, hör mich! Marianne, hör mich!"

Er packte sie an die Schultern, um sie aus dieser Erstarrung aufzurütteln. Und wie sie zusammenschauerte, strich er leise über ihre Wangen.

„Marianne — liebe, liebe Marianne!"

Er kniete vor ihr, umschlang sie und preßte seinen Mund auf ihre Augen, ihre Stirn, ihr Haar, ihren Mund, bedeckte ihr ganzes Gesicht mit wütenden Küssen, vergrub seinen Kopf in ihren Schoß und küßte ihre kalten Hände, bis sie heiß wurden.

Als wenn sie der letzten Willenskraft beraubt wäre, ließ sie alles geschehen. Sie hatte eine Empfindung, als wenn sie nach der eisigen Erstarrung seit gestern nacht wieder zum Leben erwachte. Sie fühlte, wie in ihrem Inneren die zehrenden Gluten sich immer heißer entzündeten. Nie wird dies Feuer aufhören zu brennen, es sei denn, daß er es stillt, dachte sie in düsterem Sinnen.

Endlich ließ er ab, sie zu küssen, setzte sich neben sie und legte sanft ihren Kopf an seine Brust. So lag sie wie schlafend, nur von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen auf. Ein Vögelchen zwitscherte über ihr in den Zweigen. Die Luft war so blau. Sie wollte immer so liegen bleiben und an nichts denken.

Endlich richtete er sie vorsichtig auf und sagte leise: „Es kommen Leute."

Sie stützte den Arm auf ihren Sonnenschirm und starrte zu Boden. Die jungen, sonntäglich angezogenen Burschen gingen in lebhafter Unterhaltung vorüber, ohne die beiden zu bemerken. Als ihr klappernder Schritt verhallt war, drückte er ihre Hand.

„Marianne, komm jetzt mit."

„Und was wird dann?"

„Das werden wir schon sehen. Erst komm nur mit."

„Nein. Wir müssen uns doch erst klar sein, was geschehen soll."

„Das Beste ist, wir reisen ab."

Das hatte er in allen seinen Briefen geschrieben: sie sollten abreisen und nach der ausgesprochenen Scheidung sich heiraten.

Sie setzte sich aufrecht, schob ihren schiefgerutschten Hut zurecht, strich ihr Haar aus der Stirn und schien nun ganz wieder Herrin ihrer selbst.

„Abreisen. Also gut. Aber wann und wohin? Kannst du denn überhaupt jetzt weg?"

„Da gibt's doch kein Hindernis. Sobald wir in der Bahn sitzen, können wir uns entscheiden."

„Aber zuerst muß ich nach Hause und Daniel alles sagen."

„Du willst —?" Ihm brach vor Schreck die Stimme ab. Mit einem Ausdruck von zorniger Ungeduld fragte er: „Das ist doch nicht dein Ernst?"

„Ja, glaubst du, ich wollte wie eine Dirne von Haus weglaufen? Nein, ich muß Daniel alles sagen. Daß ich dich liebe und mit ihm nicht weiter leben kann."

„Wenn du jetzt weggehst, Marianne," sagte er langsam, „dann kommst du nicht wieder."

Sie lächelte traurig. „O doch! Ich komme wieder. Du kannst mir glauben. Aber erst muß ich mit ihm sprechen. Morgen früh, wenn du willst, bin ich auf dem Treysaer Bahnhof."

„Du hast mich schon einmal auf morgen vertröstet," sagte er finster.

„Glaubst du mir nicht?"

„Ich glaube dir. Aber — er wird dich nicht loslassen. Im letzten Augenblick wird alles mögliche auf dich einstürmen. Ich fürchte —"

„Ich komme!" sagte sie und legte ihre Hand in die seine. „Ich schwör's dir. Aber weglaufen, als hätte ich vor ihm Angst — das tue ich nicht."

Er mochte sie bestürmen mit aller Kraft seiner Bitten, sie blieb unweigerlich bei ihrem Entschluß. So ruhig und klar schien sie jetzt, daß er schließlich selbst überzeugt war, sie würde ihr Versprechen halten.

Er brachte sie die paar Schritt bis zur Chaussee. Dann schwang er sich in den Sattel. Alles wirbelte in ihm durcheinander.

Herrgott, bin ich glücklich! Herrgott, wird's mir jetzt schmecken! dachte er in wilder Freude und gab seinem Fuchs die Sporen.

* *
*

Sobald Marianne nach Haus kam, ging sie zu ihrem Mann. Trotz der Wichtigkeit des Augenblicks fragte sie gewohnheitsmäßig: „Stör' ich dich?"

„Aber gar nicht." Mit strahlendem Gesicht sprang er auf, wie verjüngt seit gestern nacht. „Ich bin so prachtvoll in der Arbeit. Ich hab' einen neuen Text für meine Predigt. Lukas IX, 52 folgende. Kennst du die Stelle?"

Sie hatte sich gesetzt. Vielleicht infolge des schnellen Gehens, vielleicht infolge der Aufregung war sie gänzlich erschöpft und zitterte an allen Gliedern.

„Der Herr ist auf der Reise nach — Dingsda — Jerusalem. Bei den Samaritern will er Rast machen. Aber die wollen ihn nicht haben. Da sagen Jakobus und Johannes: Herr, wenn du willst, so sagen wir, daß Feuer vom Himmel falle und sie verzehre, so wie Elias tat. Er aber antwortet: Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, des Menschen Seele zu verderben, sondern zu erhalten. — Ist das nicht eine prachtvolle Stelle? Wie geschaffen für eine erste Predigt, geradezu ein Programm? Der Geist des Alten Testaments und der des Neuen stehen sich da gegenüber. Muß das nicht mächtig wirken in Schwerenberg? Die haben immer von Sünde und Strafe gehört. Nun sollen sie die frohe Botschaft hören. Ich will ihnen den gütigen — Aber Herz, hörst du denn zu?"

Alles, was er sagte, war an Marianne vorübergerauscht wie verschwommenes Brausen.

„Laß jetzt deine Predigt. Es handelt sich um was Wichtigeres."

„Worum denn?"

Er blieb vor ihr stehen und fuhr heiter fort: „Wenn's was Gutes ist, soll's mich freuen. Und wenn's was Schlimmes ist —"

Sie hob den Kopf hoch, konnte aber den Ausdruck seines Gesichtes nicht ertragen.

„Es wird dich schwer treffen, Daniel," stieß sie hervor.

„Was denn?"

„Ich kann nicht mehr bei dir bleiben."

„Ach, Kind, red doch nicht solchen Unsinn! Nein, nicht Unsinn," verbesserte er sich. „Ich will's nicht leicht nehmen. Sag alles. Schütt mir dein Herz aus." Er hatte sich zu ihr gesetzt und die Hand auf ihre Schulter gelegt.

„Es gibt nichts auszuschütten," sagte sie hart, durch diese ihr widerliche Berührung in Zorn versetzt. „Ganz einfach. Ich kann nicht deine Frau bleiben."

„Was?"

„Ich liebe deinen Bruder."

Er öffnete seinen Mund wie zu einer Frage.

„Ja — ja, deinen Bruder."

Da ließ er sie mit einem Seufzer los und sank auf die Seite. Seine Augen verdrehten sich, kalter Schweiß drang aus seinem ganzen Körper. Er wehrte sich mit letzter Kraft gegen die Ohnmacht. Als er sich nach einem Moment halb aufrichtete, lag noch schwarzes Dunkel vor seinen Augen. Er gewahrte Marianne, und die tödliche Schwäche übermannte ihn wieder. Er mußte den zerspringenden Kopf aufstützen.

„Ich will offen und ehrlich gegen dich sein — das war ich schon längst nicht mehr. Alles war Lüge, mein ganzes Leben ein Gewebe von Lüge. Ich hatte dich nicht mehr lieb. Du warst mir verhaßt. Deinen Bruder liebte ich — schon —" Sie holte tief Atem und hob wie suchend den Kopf auf: „Ja, wenn ich die Wahrheit sagen soll — ich glaube, ich habe ihn immer geliebt —"

Ist das wahr, dachte sie, während ihr Herz in furchtbarer Ungewißheit schlug.

Sie schwieg und fuhr dann fort, als wenn sie nicht zu ihm spräche, sondern sich mit ihrem Innern abfände: „Ich hab' ihn von Anfang an geliebt. Ich hätte dich nicht nehmen sollen — das war mein Unrecht. Ich konnte mich in deiner Welt nicht zurechtfinden. Ich glaube, du bist viel besser als er. Aber — leben kann man nur mit seinesgleichen."

Er hatte sich aufgerichtet und unterbrach sie mit tonloser Stimme: „Laß jetzt die Redensarten!“

„Sind das Redesarten?“

„Sag mir ganz einfach, was du getan hast?“

„Was ich getan habe? Ich habe mit deinem Bruder verabredet, daß wir morgen abreisen.“

„Wann habt ihr das verabredet?“

„Vorhin. Eben komme ich von ihm.“

Sein Gesicht nahm einen solchen Ausdruck schmerzlichen Ekels an, daß sie instinktiv ahnte, woran er dachte. Ihm war die Vorstellung aufgehuscht, wie er sie gestern nacht glühend geküßt hatte, und die Erinnerung an diese Stunden, die ihn den Morgen über mit so wunderbarem Hochgefühl erfüllt hatte, verursachte ihm jetzt einen Schmerz, der ihm bis in seine Fingerspitzen brannte.

„Ich kann dir nicht mehr gehören, Daniel. Ich kann's nicht! Laß mich in Frieden gehen.“

Er sah sie an, ohne Wut oder Haß, fast mit Teilnahme. „Weißt du auch, was du tust?“

„Ich muß es tun, Daniel. Ich muß zu ihm hin.“

„Und dann?“

Das war die Frage, die auch in ihrem Inneren eine letzte und geheimste Stimme stellte, diese Frage nach dem Dann. Wenn sie an ihre Zukunft dachte, so war es immer nur eine kurze Reihe wilder und toll verlebter Tage. Das lange Auskosten eines unstillbaren Verlangens bis zur letzten Neige. Was dann kam, war dunkel, abgründig, ein Ende auf irgend welche klägliche Weise.

„Kümmere dich nicht um mich, Daniel. Verzeih mir und werde glücklicher ohne mich.“

Er schüttelte den Kopf. „Das bringst du fertig — so wegzulaufen — einfach wie eine Dirne?“

Sie war aufgefahren. Ihre Lippen zitterten vor Erregung. „Das ist nicht wahr! Durchaus nicht wie eine Dirne — sondern — sondern —“ Aber als wenn sie bei diesem Suchen nach einem Vergleich sich in etwas Bodenloses verlöre, brach ihre Stimme ab. Unter ihren zuckenden Augendeckeln stürzten Tränen hervor. „Das wirst du noch einmal bereuen — das Wort,“ sagte sie schluchzend.

„Ich wollte dich nicht kränken,“ erwiderte er ruhig. „Wirklich nicht.“

Sie saß mit aufgestütztem Kopf am Tisch, und ihr Körper zuckte auf und nieder von dem unterdrückten Schluchzen.

„Geh jetzt!“ bat er. „Laß mich allein.“

Er konnte ihre Gegenwart nicht ertragen. Ihr Anblick, diese in regelmäßigen Zwischenräumen ausgestoßenen Töne, allein schon das Bewußtsein ihrer Nähe bereiteten ihm unerträgliche Schmerzen.

Er rührte sie leicht an der Schulter. „Geh!“ flüsterte er. „Ich muß allein sein.“

Sie trocknete ihre Tränen. Dann erhob sie sich. Noch einmal blickte sie sich im Zimmer um, sah ihren Mann an, der mit gesenktem Kopfe vor ihr stand. Alle Gegenstände, die Bilder, die hohen Bücherreihen, jedes einzelne Ding schien seinen Arm nach ihr auszustrecken. Die Luft selbst, dieser wohlbekannte und vertrauliche Duft des Zimmers schien ihr Widerstand zu leisten. Sie ging langsam zur Tür, blieb an der Schwelle stehen, als wenn sie auf eine Stimme lauschte, die sie zurückrief.

Plötzlich wandte sie sich um. „Ich geh' auf mein Zimmer — wenn du mir noch etwas zu sagen hast —“

Er hob den Kopf auf. Das Zimmer war leer. Da wurde sein Gesicht noch fahler, die Züge erstarben. Also doch! Also doch! dachte er und hatte das Gefühl, daß etwas geschehen war, was er sein ganzes Leben erwartet hatte.

Er kehrte zu seinem Stuhl am Schreibtisch zurück.

Nach einer Weile klopfte das Mädchen an. Da ihr nicht geantwortet wurde, steckte sie den Kopf durch die Tür und sagte, das Essen stände auf dem Tisch.

Er winkte ihr fortzugehen.

Immer wieder richtete sich der eine Gedanke vor ihm auf: es hatte so kommen müssen. Er hatte es vorausgewußt. Die Ahnung davon hatte ihn gleich nach der Verlobung beschlichen. Geträumt hatte er von einem solchen Los schon als junger Student. Wenn seine Kameraden sich aus ihren Kreisen eine Lebensgefährtin auswählten, dann war vor seinen Augen ein Wesen aufgestiegen von ganz anderer Art, fremdartig und schön, von geheimnisvollem

Zauber. Aber er hatte auch gefühlt, daß dieses Wesen, wenn es sich ihm ergab, ihn eines Tages wieder von sich stoßen würde. Verlassen und betrogen werden war sein Schicksal, das mit ihm geboren war.

Er haßte Marianne nicht. Das machte sein Leid so unerträglich, daß er in diesem Augenblick nur ihren Liebreiz empfand. Nicht sie, er selbst trug alle Schuld. Weil er ein elender, feiger, nichtswürdiger Mensch war, deshalb war sie gegangen. Er war ja allen verhaßt, da hatte auch sie ihn nicht mehr ertragen können. Furchtbare Bitterkeit gegen sich selbst erfüllte ihn. Als der Gedanke in ihm aufzuckte, wie es morgen sein würde, riß er vor Schmerz die Schublade auf und ergriff den Revolver.

Beim Anblick der Waffe fiel ihm sein Bruder ein. In diesem Augenblick haßte er auch den nicht. Auch der trug an seinem Elend keine Schuld. Sein eigentliches Unglück war er selbst. Sein eigentlicher Schmerz war: der sein zu müssen, der er war, und niemals werden zu können, was wie eine unheilbare Sehnsucht in ihm lebte.

Er schob die Sicherung zurück, spannte den Hahn und drückte die Mündung gegen seine Schläfe, dabei starrte er nach draußen auf den tiefblauen Frühlingshimmel. Es war, als wenn die sich selbst verhaßte Seele gewaltsam aus ihrem Käfig herausdrängte.

Doch plötzlich ließ er die Waffe sinken. Tödliche Angst ergriff ihn bei dem Gedanken, daß Marianne zu seinem Bruder gehen würde. Angst wegen Mariannes. Er preßte die Stirn zusammen und versuchte einen klaren Gedanken zu erhaschen. Noch immer begriff er den Zusammenhang der Ereignisse nicht. Zwischen gestern und heute lag eine unausfüllbare Kluft. Wie hatte sie hingehen können? Oder war sie nicht zum erstenmal gegangen? Gehörte sie ihm schon?

Bei der leisesten Annäherung an die sich daraus ergebenden Vorstellungen ergriff ihn ein so wütender Schmerz, daß er aufsprang und aus dem Zimmer lief.

Auf dem untersten Treppenabsatz blieb er stehen. Was will ich denn eigentlich? fragte er sich. Nach Schwarzhasel — meinen Bruder stellen.

Der Knecht war mit der Viehmagd auf dem Heuboden. Daniel mußte mehrmals rufen, ehe er herunterkam. Er befahl ihm, sofort anzuspannen.

Gerade wollte er wieder ins Haus treten, als er sah, daß ein fremder Junge die Hoftreppe heraufkam, der bei seinem Anblick schleunigst Kehrt machte.

Mit der Spürkraft seines überreizten Herzens ahnte er sofort Unheil und lief ihm nach. „Wo willst du hin?"

Der Junge blieb erschrocken vor dem geschlossenen Tor stehen, ohne etwas zu erwidern.

„Wo du hinwillst? Was hast du da? Her damit!"

„Ich soll es der Frau Pastor selbst geben," stammelte der Junge.

Daniel hatte den Brief ergriffen und seines Bruders Handschrift erkannt. „Geh!"

Er kehrte ins Haus zurück und warf den Brief auf den Tisch. Das elegante, aber von Fingerabdrücken beschmutzte Couvert, die Schriftzüge — alles erschien ihm unsagbar gemein.

Endlich riß er es auf. Sein Blick fiel nur auf das Wort: Geliebte!

Vor seinen Augen tanzten blutrote Pünktchen. Er stöhnte und griff nach einem Zinnleuchter. Während er diesen zerbrach, sah er seinen Bruder am Boden liegen. Er kniete auf ihm und zerfleischte ihn mit einem Messer. Aufspringend, durchschritt er das Zimmer, am ganzen Körper zitternd. Endlich beruhigte er sich und las den Brief.

Fritz schrieb, er könne unmöglich die Nacht ohne Marianne verbringen. Sie sollte um sieben Uhr im Steinbruch sein. Er wüßte ein Haus, wo sie übernachten könnten.

Er las den Brief mehrmals, bis alles, was diese wenigen Zeilen enthielten, Gestalt angenommen hatte: die Scene auf der Bank — der unsaubere Gasthausraum, der vorher schon wer weiß wen beherbergt hatte.

Nachdem er den Revolver und eine Anzahl Patronen in die Tasche gesteckt hatte, verließ er das Zimmer. Was er vorhatte, wußte er nicht. Er wollte nur den widerlichen Bildern entfliehen, mit denen seine Phantasie ihn quälte. Irgendwo über dem schwarzen Loch in seinem Hirn schwebte ein Gedanke, den er aber nicht erhaschen konnte. Doch fühlte er, daß die Gewalt von gestern wieder in ihm arbeitete.

Am Zimmer seiner Mutter blieb er stehen und öffnete sacht ein wenig die Tür. Matte Dämmerung fiel durch die geschlossenen Fensterläden. Die Luft hatte einen faden Geruch. Die Kranke schien zu schlafen. Auf den hohen Kissen lag ihr Kopf in seiner abgezehrten Magerkeit. Die dürren Arme streckten sich lang über die Decke. Plötzlich war ihm, als wenn der Kopf sich bewegte. Leise schloß er die Tür.

Während er die Treppe hinunterging, während er auf die Straße trat, konnte er den Eindruck dieser auf dem Bett liegenden Gestalt nicht los werden. Dumpfe Schwermut ließ die roten Bilder erblassen. Da in dem Zimmer lag ein Schicksal und ein Schmerz, gegen den sein Schmerz sich verkroch.

Sonnenglut brütete auf der schmutzigen Dorfstraße. Aus einem offenen Stall drang das Brüllen einer Kuh. Ein Bauer mit einer Sense auf der Schulter kam an ihm vorbei. Etwas Finsteres lag in dessen Gruß. Schlag ihn tot! schien er ihm zuzurufen.

Plötzlich schoß es Daniel durch den Kopf: was seine Gemeinde, was die Amtsbrüder, was all die anderen Leute sagen würden, wenn sie hörten, daß seine Frau ihm entlaufen war? Mit zermartertem Gesicht starrte er in die Luft, als suchte er irgend einen menschenverlassenen Winkel, wo er danach weiterleben könnte.

Auf der Bank vor dem Schulhaus gewahrte er die Tochter des Lehrers, ein Kind von vier Jahren, flachsblond, ein zartes, süßes Geschöpf, aber durch Krankheit zurückgeblieben.

„Bleib doch!“ rief er es an. „Vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten!“

Weich und bittend klang seine Stimme, während er das Kind auf den Schoß nahm. Grenzenloses Mitleid mit dem Schicksal dieser Kinderseele erfüllte ihn. Auch du wirst mal groß! Auch du wirst durch den ganzen Schmutz des Lebens gezogen! dachte er. Es tat ihm so schmerzlich wohl, in die großen, ängstlich schauenden Augen zu blicken, das magere Körperchen an sich zu pressen, in dem weichen flachsblonden Haar zu wühlen, das noch weicher als Mariannes Haar war. Aber er merkte, daß das Kind sich wie eine Katze drehte und wand, um von seinem Schoß herunterzukommen. Da ließ er es herunter und sah ihm gramvoll nach. Bist du auch wie die anderen? Geh nur!

Schwarzgeschuppte Wölkchen säumten breiter und breiter den Horizont. Es lag etwas Angstvolles in der Luft, als müßte irgendwo eine Feuersbrunst sein. In seiner Nähe herrschte bleierne Schwüle, aber dahinten auf der Landstraße wirbelten Staubsäulen, und der Hahn auf der Kirchturmspitze drehte sich aufgeregt.

Ich weiß alles! durchhuschte es Daniel, als er an der Kirche vorüberging. Alles, was geschrieben steht. Aber Worte sind das alles. Und plötzlich durchzuckte es ihn triumphierend: wo steht geschrieben: Wenn jemand dein Weib besudelt, dann segne ihn! Wo steht das?

Da dröhnte der Uhrschlag. Seine Angst stieg mit einem Ruck höher, diese Angst, die ihn wie ein Gürtel umgab, der sich fester und fester zog. Was wird geschehen? Was wird in einer Stunde sein? Er konnte kaum atmen. Er blieb stehen, zog die Stirn zusammen und starrte den Gedanken nach, die wie sein eigener Schatten weghuschten, wenn er sie ergreifen wollte.

Was habe ich vor? Ich will — Die Helligkeit blendete ihn. Das Licht fraß seine Gedanken auf.

Ich will — Wenn er mir sagt, daß sie noch rein ist, mag er gehen. Ich tue ihm nichts. Schwören soll er. Sonst — Sein Blut schwoll an.

Trüber Dunst umwogte ihn, und vor seinen Augen spielten sich schreckliche Vorgänge ab.

Durch einen Hohlweg erreichte er den Wald. Hier war's noch schwüler. Es roch nach fauligen Pilzen. Laut kreischend flog eine Elster vor ihm auf. Die Bäume knirschten und rieben sich, daß es wie Stöhnen der Wut klang.

Nach einer Stunde kehrte er um, mit düsterer Glut erfüllt. Am Waldrand lag unter einer Gruppe hellgrüner Lärchen eine umgeworfene Karre, auf der er sich niederließ. Der Himmel war grau verhangen. Breit ruhte der Talgrund, in dem hier und dort dunkle Schattenflecke wie tiefe Löcher gähnten.

Da klang Abendläuten. Jetzt kehrten die Bauern vom Felde heim. Bald saßen sie bei der Abendsuppe. Mann, Weib und Kinder.

Warum habe ich keine Kinder? Warum habe ich gerade ein solches Los? dachte Daniel, und furchtbare Wut über sein Schicksal ergriff ihn.

„Ach, du — sitzt da oben!“ murmelte er und reckte drohend die Faust zum Himmel empor. Aber dann stützte er den Kopf auf und verfiel in Brüten. Von morgen ab versank sein Leben im Dunkel. Mochte kommen, was wollte, er hatte keine Hoffnung mehr. Aber was kümmert das mich? dachte er. Was geht mich Marianne an? Ob es einen Gott gibt, möchte ich wissen. Ob das Leben Sinn hat oder nicht.

Er warf sich lang hin. Die düsteren Wolken über ihm zeigten seltsame Gebilde. Eine Gestalt, ähnlich einem Manne mit riesenhaft ausgestrecktem Arm, stand über dem halben Himmel wie sein eigener, vergrößerter Schatten. Grauen erfüllte ihn, zugleich aber hehrer Gleichmut. Die Läpperschulden der Menschlichkeit störten ihn nicht mehr. Dies eine mußte noch beglichen sein. Dann hielt ihn nichts mehr auf der Welt.

Er richtete sich auf. Über ein Brachfeld zog ein Schäfer mit seiner Herde. Von dem Hund umkreist, drängten sich die Tiere zusammen, kläglich klang ihr vielstimmiges Blöken, hell und tief. Unter den dunkel getürmten Wolken rauschte eine Schar Raben heran. In weitem Bogen kreisten sie. Aufgeregt klang ihr Krah, krah, dann schienen sie sich vom Wind ergreifen zu lassen und waren wie fortgestoben.

Es schlug vom Kirchturm sieben. Daniel sprang auf und ging mit großen Schritten durch den Hohlweg unter der Bahnüberführung zum Steinbruch hinunter. „Gott steh mir bei,“ betete er. Er trug schwer an sich, wie mit Blei belastet. Voll Furcht und Schrecken war die Landschaft in weiter Runde. Am Himmel verzerrte Gebilde. Das Tal war voll gähnender Löcher. Die Silberpappeln sträubten sich im Sturm, daß die milchweißen Kehrseiten der Blätter nach oben lagen. Angstvoll wimmerten die Schafe.

Geduckt lag das Schilf an den Ufern der Schwalm. Am Horizont klaffte, breiter und breiter werdend, ein langer blutroter Streifen.

Da sitzt er, dachte Daniel plötzlich beim Anblick der ihm den Rücken zukehrenden Gestalt und trat schnell näher.

* * *

Fritz hatte gegessen und getrunken, doch guten Mutes war er nicht. Wie der Himmel mit schwarzem Gewölk, war sein Herz mit Schwermut belastet. Finster starrte er vor sich hin. So schadenfroh gluckſten die Wellen der Schwalm! So unheildrohend krächzten die Raben! Die hätte er gern mit einem Flintenschuß vertrieben. Was er sein lebelang nicht gekannt: abergläubische Furcht — davon war er jetzt überwältigt. Jetzt in diesem Augenblick, wo er den kühn ertrotzten Raub beinahe in der Hand hielt, wo ihm das Glück lachte, jetzt fühlte er sich schlaff, marklos und krank. Herrgott, was ist das nur! dachte er verzweifelt. Die Gewitterschwüle macht mich kaputt. Er rieb sich die trüben Augen, wischte den Schweiß von der Stirn und dehnte die wie zerschlagenen Glieder. Zum Kuckuck noch mal, Courage! Morgen sitze ich mit Marianne im Frankfurter Hof, und übermorgen geht's nach der Schweiz, nach Ostende, irgendwohin, wo's lustig und schön ist. Aber die störrische Seele riß sich gewaltsam los von allen lockenden Vorstellungen und führte ihm andere Bilder vor Augen: seine Mutter — ihren Tod — sein eigenes Ende.

Plötzlich hörte er hinter sich Schritte. Hastig wandte er sich zurück und erkannte seinen Bruder. Da drehte sich ihm das Herz beinahe im Leibe um.

Ohne Fritz zu begrüßen, blieb Daniel stehen und sagte stoßweis: „Marianne hat mir gesagt, was zwischen euch passiert ist. Ich frage dich: Ist das wahr?“

„Womit kann ich dienen?“ erwiderte Fritz gedehnt.

„Marianne will mit dir fort. Sie wäre deine Geliebte — du hättest sie verführt. Ist das wahr?“

„Na, wenn sie's selber sagt.“

„Von dir will's ich wissen. Ist sie deine Geliebte?“

Anstatt zu antworten, fragte Fritz: „Warum ist Marianne nicht gekommen? Was zum Teufel willst du hier?“

„Ist sie deine Geliebte, will ich wissen?"

„Darauf antworte ich überhaupt nicht."

„Wenn sie nicht deine Geliebte ist, dann — Antworte! Höre! Wenn du das schwören kannst, wenn du jetzt versprichst, daß du augenblicklich abreist — auf Nimmerwiedersehen — dann —"

„Mir scheint, du bist total übergeschnappt," antwortete Fritz.

„Willst du das nicht?"

„Ach, wirklich! Ist das dein Ernst?"

„Dann mach dich gefaßt — Gott steh mir bei!"

„Mach du dich gefaßt! Wenn du nicht — O, du Hund!" schrie er auf einmal, als er gewahrte, daß sein Bruder den Revolver auf ihn richtete. „Feigling! Feiger!"

Aschgrau gefärbt vom plötzlichen Todesschreck sprang er mit zerbrochenen Knien auf.

Da warf Daniel die Waffe fort, daß sie zischend ins Wasser fuhr. „Komm her!" schrie er. „Gott steh mir bei! Komm her!"

Mit emporgestreckten Armen stürzte er sich auf seinen Bruder.

Der wankte jäh zurück, erhob die Hände zur Gegenwehr. Da packte Daniel ihn an die Gurgel und schleuderte seinen Kopf mit so furchtbarer Vehemenz auf die Banklehne, daß das Genick wie ein Holzscheit zerbrach.

„Steh mir bei!" keuchte er, ohne noch zu begreifen, was er getan hatte.

Plötzlich aber fühlte er den lose baumelnden Kopf schwer in seiner Hand.

Da warf er sich auf die Knie und schrie laut: „Gott sei Dank! Gott sei Dank! Ich danke dir, Gott!"

Ein wildes Hochgefühl schäumte in ihm, als wenn er etwas getan hätte, wonach er sein ganzes Leben gelechzt. Dann sank er an der Bank nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Als er nach einiger Zeit aufblickte, flammte in düsterrotem Sonnenuntergang der Steinbruch wie eine einzige Blutlache. Über der Banklehne hing mit verdrehten Augen der blasse Kopf, und der klaffende Mund schien zu den Wolken empor um Hilfe zu schreien. Ein solches Entsetzen packte ihn, daß er den Leichnam umschlang und zum Ufer hinschleppte. Wie ein nasser, schlecht gefüllter Mehlsack hing der tote Bruder in seinen Armen, zärtlich wie nie im Leben lag der Kopf an seinem Hals, die lockeren Beine baumelten gegen seine, als wollten sie sagen: Nur langsam! Rücklings ließ er den Leichnam ins aufklatschende Wasser fallen. Eine Stiefelsohle war das letzte, was er sah.

Einen Moment starrte er auf den dunklen, Blasen werfenden Fluß. Im Schilf piepste leise ein Fliegenschnäpper. Da schrak er auf und rannte davon.

* * *

Er rannte die Chaussee hinunter, ohne zu wissen wohin, als er hinter sich das scharfe Rollen eines Wagens hörte. Mit einem gewaltigen Sprung setzte er über den Wassergraben und jagte auf der Wiese weiter. Das moorige Wasser patschte unter seinen Füßen, mit jedem Auftreten versank er bis an die Knöchel, aber wie von selbst flogen die Beine wieder in die Höhe. So raste er mit keuchendem Atem über die endlos sich dehnende Fläche. Vor ihm erhoben sich aus dem Zwielicht dunkle Gestalten. Ohne zu erkennen, daß es weidende Kühe waren, machte er einen scharfen Bogen und stürmte weiter, über die Wiese, über Kartoffeläcker, Kleefelder. Seitenstiche zerrissen seine Brust, vor seinen Augen hingen glühende Kreise, er lief und lief. Jetzt kam wieder ein Graben — ein Sprung — auf dem anderen Ufer brach er in die Knie, sein Kopf dröhnte, aber er raffte sich auf, stürzte quer über die Chaussee einem nahen Wald entgegen, glitt auf einer Baumwurzel aus und schlug hin.

Gleich nach Sonnenuntergang hatte es angefangen in schlanken Güssen zu regnen. Eine schwere Last drückte auf ihm, daß er beinahe erstickte. Nach einer Weile richtete er sich auf. Aus dem Dunkel schimmerten trübe ein paar Lichter. Was war das für ein Dorf? Er glaubte meilenweit gelaufen zu sein und sich in einer ganz fremden Gegend zu befinden. Aber der schattenhafte Aufbau der Häuser, die Form des Kirchturms kam ihm bekannt vor. Vor ihm floß die Schwalm. Er gewahrte undeutlich die Brücke. Es wurde ihm klar, daß er ganz in der Nähe des Steinbruches lag. Stöhnend suchte er die Last von sich abzuschütteln. Er hatte das Gefühl, daß er den schweren Leichnam noch immer an seine Brust preßte.

Plötzlich stand die Bank vor seinen Augen, und neben der Bank lag im Gras die Mütze seines Bruders. Entsetzen ergriff ihn. Er wollte aufspringen — da erhob sich hinter einer Weide am Schwalmufer eine dunkle Gestalt. Sie stand noch geduckt, aber der schwarze Hut zeichnete sich ganz deutlich zwischen dem feinen Gezweig ab. Unbeweglich starrte Daniel den Menschen an. Kaltes Grauen kroch durch seine Glieder. Gekrümmt und mit gebückten Knien stand er eine ganze Weile da, ohne sich zu rühren, in einer Stellung, in der er es sonst kaum eine Minute ausgehalten hätte. Ganz klaren Verstandes überlegte er, wer der Mensch sein könnte? Ein Landstreicher, ein Bauer, ein Forstbeamter. Dem Hut nach zu schließen, mochte es am ersten ein Landstreicher sein. Seit wann befand er sich dort? Hatte er alles mit angesehen? Hielt er sich aus Furcht versteckt?

In einer Art Tollkühnheit ging er plötzlich drauf los. Sobald die Gestalt sich rührte, wollte er zuspringen und sie erdrosseln. Aber als er einige Schritte näher gekommen war, verlor der schwarze Fleck seine Konturen und wurde nichts als ein dunkler Schatten. Daniel blickte auf das murmelnde Wasser, dann ging er zu der Bank, um die Mütze seines Bruders zu suchen. Aber statt dessen fand er die Brieftasche des Ermordeten. Er leuchtete mit einem Zündholz um die ganze Bank herum, die Mütze war nicht zu sehen. Und doch wußte er ganz genau, daß der bloße Kopf seines Bruders auf seiner Schulter gelegen hatte. Er ging den Weg zurück bis zum Ufer. Schließlich nach verzweifeltem Suchen fand er die Mütze ganz platt gedrückt unter dem zertretenen Gras.

Völlig erschöpft setzte sich Daniel wieder auf die Bank. Zusammengesunken kauerte er, von dem schlank herunterprasselnden Regen bis auf die Haut durchnäßt. Sein Kopf glühte unter dem in die Stirn gezogenen Hut. Wirre Gedanken taumelten durch sein Hirn. Vor Frost und Erregung schauerte er manchmal zusammen.

Steh auf! Zum Superintendenten! Alles gestehen, sagte er sich von Zeit zu Zeit. Aber unüberwindliches Grauen hielt ihn an seinem Platz fest. So lange er hier saß und sich nicht rührte, war ihm Aufschub gegönnt, doch sobald er aufstand, näherte er sich mit jedem Schritt dem noch Entsetzlicheren, was nun kommen mußte.

Als er sich endlich aufraffte, hatte er das Gefühl, daß es schon späte Nacht sein müsse. Ohne aufzublicken, stapfte er auf der Chaussee vorwärts wie ein Betrunkener, stolperte jetzt über einen Stein, trat jetzt in eine Pfütze. Unfähig, irgend einen klaren Gedanken zu fassen, wiederholte er sich nur, daß er sofort zum Superintendenten müsse. Dabei schwebte ihm immer der Augenblick vor, wo er, nach Hause gekommen, sich aufs Sofa legen und einen Moment ausruhen würde. Diese Vorstellung, dieses förmlich süße Gefühl, wie er sich lang hinwerfen würde, trieb ihn vorwärts. Die Dorfstraße war leer, niemand begegnete ihm. Er fand die Haustür verschlossen. Lange Zeit konnte die zitternde Hand den Schlüssel nicht ins Schloß bekommen. Nachdem er dann endlich geöffnet, schleppte er sich die Treppe hinauf ins Schlafzimmer.

Er sah sein Bett. Er fühlte, wenn er der Versuchung nachgab, würde er dort die ganze Nacht liegen bleiben, ohne sich zu erheben. Er holte seinen schwarzen Anzug aus dem Schrank und begann sich umzuziehen. Dann wusch er sich. Immer wieder packte ihn das Verlangen, innezuhalten und sich lang hinzuwerfen. Die Arme fielen förmlich schlaff herunter. Aber mit äußerster Willensanstrengung brachte er sein Geschäft zu Ende. Die schmutzigen Sachen, die kotigen Stiefel, alles warf er in den Kleiderschrank, den er verschloß. Dann trat er mit dem flackernden Licht in der Hand vor den Spiegel — und war erstaunt, sich nicht verändert zu sehen. Sein Gesicht war blaß, seine Augen funkelten unsicher, doch sonst ließ sich nicht die geringste Veränderung erkennen. Seine Hände waren nach dem Waschen sogar auffallend blank und weiß. Das kam ihm ganz seltsam vor.

Plötzlich vernahm er Klingeln an der Haustür. Jemand kam die Treppe herauf, Worte wurden gewechselt. Er sprang auf, fast in die Knie brechend, und öffnete die Tür — auf dem Treppenabsatz stand der Superintendent.

Dieser drehte ihm gerade den Rücken zu und sprach eifrig mit Marianne, deren beide Hände er ergriffen hatte.

Sobald Marianne ihren Mann gewahrte, machte sie sich los und sagte: „Da ist er ja. Ich will gleich die Lampe schicken.“

„Mein lieber, guter Freund,“ wandte sich jetzt der Superintendent an Daniel, indem er sich dessen Hände bemächtigte, „entschuldigen Sie den nächtlichen Überfall. Ihre liebe Frau war auch ganz erschrocken. Ich komme nur auf einen Sprung. Es handelt sich um eine Bagatelle, die ich auf dem Heimweg erledigen möchte. Wir waren nämlich auf der Bahn und haben liebe, treue Freunde weggebracht. Meine Gattin wartet unten im Wagen. Aber wie schrecklich, was mir Ihre liebe Frau erzählt hat. Ich bin tief erschüttert —“

Mit wildem Blick starrte Daniel den Sprecher an. Was sollte Marianne ihm erzählt haben?

In diesem Augenblick kam das Dienstmädchen mit der Lampe, deren greller Lichtschein gerade auf Daniel fiel. Ganz verblüfft sah der Superintendent ihn an, sein verstörtes Gesicht, mit dem wirren Haar, und den Anzug, der sich in größter Unordnung befand.

„Ach, es regt Sie gewiß schrecklich auf. Aber sie hat ja schon mehrere Anfälle überstanden. Wir wollen hoffen, daß ihr Gott auch diesmal beisteht. Gehen Sie nur gleich wieder zu ihr. Ich will Sie nicht aufhalten.“

Daniels Gesicht nahm einen brütenden Ausdruck an, da er nicht verstand, von wem der Superintendent eigentlich sprach. „Wollen Sie nicht eintreten?“ fragte er.

Während der alte Herr noch zögerte, klatschte jemand draußen in die Hände.

„Ach, ich muß fort. Meine Gattin wird schon ungeduldig. Was wollte ich nur sagen? Nein, eintreten kann ich nicht. Ein andermal. Ja — ach, man wird ganz konfus. Unsere Freunde, treue, liebe Menschen, haben uns zu einer Flasche Wein eingeladen. Aber, was wollte ich sagen? Ach, über die Ungeduld der Frauen,“ stöhnte er, während draußen wieder jemand sehr energisch in die Hände klatschte. „Ja, jetzt fällt's mir ein, haben Sie schon eine Vertretung für Sonntag?“

„Nein.“

„Nun, ausgezeichnet. Dann wird mein Kandidat sehr gern die Predigt übernehmen. Also, abgemacht! Sie brauchen sich um nichts weiter zu bekümmern. Also, mein lieber, guter Amtsbruder“ — wieder ergriff er Daniels Hände und sah ihm gerührt in die Augen —, „Gottes Segen begleite Sie nach Schwerenberg! Und herzliche Wünsche für Ihre Frau Mutter. Er wird ihr schon beistehen.“

„Ich — muß noch mit Ihnen sprechen,“ sagte Daniel leise.

„Aber, das ist nicht nötig. Machen Sie sich nur keine Sorgen!“ erwiderte der Superintendent und trippelte eilig auf die Treppe zu.

„Sind Sie morgen zu Haus?“

„Ja, aber warum wollen Sie sich herbemühen? Es ist nicht nötig. Alles erledigt sich von selbst. — Ich komme, Liebchen!“ rief er, die Stufen hinunterstapfend. An der Haustür drehte er sich noch einmal um, während ein ganzer Honigstrom von Herzlichkeit, Rührung und Gottvertrauen sein Gesicht überschwemmte: „Kopf hoch, mein lieber, guter Freund! Er wird's schon recht machen. — Herzchen, da bin ich.“ Mit diesen Worten lief er schleunigst die Hoftreppe hinunter in die Dunkelheit hinein.

Als der Wagen nach einigen Augenblicken fortrollte, lehnte Daniel sich gegen die Wand, gebrochen, in dumpfer Verzweiflung. Warum habe ich's nicht gestanden? Warum jetzt nicht, was morgen noch furchtbarer ist! Aber er wollte mich ja nicht hören — ja, warum wollte er nicht? Ist das Zufall oder —?

Mit rasender Gewalt ergriff ihn plötzlich der Wunsch: zu leben! — dieser blinde Selbsterhaltungstrieb des Menschen, den Todesschauer gestreift haben.

Worin besteht meine Schuld? dachte er. Meine Ehre hab' ich gerächt. Einen Schuft aus der Welt geschafft. Und darum sterben?! Wer will mich richten? Beweist mir, daß ich ein Möder bin! Ich kämpfe für mein Leben.

Leben will ich! schrie dieses Etwas, das stärker war als er selbst, in ihm, während er mit scheuen Verbrecherschritten die Treppe hinaufhuschte.

Aber in seinem Zimmer blieb er plötzlich stehen und starrte mit großen, entsetzensvollen Augen ins Licht. Er erkannte, daß

dieser eine Moment ihn gänzlich verändert hatte, daß eine niedrige, gemeine Kraft ihn jetzt beherrschte.

Während Ekel sein Gesicht zerriß, ließ er sich in den Stuhl sinken. Ich muß die Wahrheit eingestehen, dachte er. Er zog ein leeres Blatt heran, Konzeptpapier, wie er es zu seinen Predigten benutzte, und schrieb darauf die Worte: „Ich muß die Wahrheit —"

Aber seine Hand hielt erschlafft inne. Warum hatte gerade heute abend der Superintendent kommen müssen? Er ließ seinen Kopf auf den Arm fallen und versank in einen Zustand wirrer Betäubung.

Nach einer Weile pochte es draußen. Als er keine Antwort gab, wurde die Tür geöffnet, und seine Mutter kam herein. Sie sah sich ängstlich um, da sie ihn in dem Halbdunkel nicht gleich gewahrte, und kam dann langsam näher: „Daniel, was machst du denn?"

Er sprang auf und stand fassungslos vor ihr. Sie setzte sich auf einen Stuhl und sah ihn hohläugig an. Ihrer Kleidung nach zu schließen, war sie gerade aus dem Bett gekommen, hatte nur einen Unterrock an, über den bloßen Füßen schwarze Filzpantoffeln und ein unförmiges braunes Umschlagetuch um die Schultern. Sie war entsetzlich eingefallen und abgemagert, aber das weiße Nachthäubchen, das die Ohren verdeckte, gab ihrem Gesicht gleichzeitig etwas kindlich Komisches.

„Wo warst du denn?"

Er antwortete nicht, sondern stierte, seine Aufregung kaum bemeisternd, in eine dunkle Ecke des Zimmers.

„Ich war schon vorhin bei dir. Was hast du denn eigentlich gemacht?"

„Hm, was? Was meinst du?" Er rang die zitternden Hände, preßte sie zusammen und warf wilde Blicke um sich.

„Du warst ja aus bei dem schrecklichen Regen. Was hast du nur gemacht?"

„Was ich gemacht habe?" flüsterte er, auf sie zugehend, drohend die Augen in ihre bohrend. „Was soll ich gemacht haben? Frag lieber nicht! Hm, ich bin entsetzlich nervös. Laß mich um Gottes willen! Laß mich allein, Mutter. Laß mich allein!" schrie er.

„Was ist dir, Kind?" Sie hatte seine Hand ergriffen und hielt sie trotz seines Sträubens krampfhaft fest.

Er gab keine Antwort, keuchte nur wie ein Tier in der Schlinge.

„Was fehlt dir, mein Kind? Sag mir doch. Sag mir's. Sei doch nicht so verstockt! Ich bin doch deine Mutter. Ich hab' dich so lieb. Warum sprichst du nicht?" fuhr sie in gesteigerter Angst immer schneller fort, während sie mühsam ihre Tränen zurückdrängte. Als diese dann plötzlich doch hervorflossen, fuhr sie schluchzend fort: „Ich weiß ja, was dich quält. Gesteh's doch! Ich weiß ja alles!" Dabei preßte sie seine Hand gegen ihr Gesicht, beströmte sie mit Tränen und drückte inbrünstige Küsse darauf.

„Laß los!" schrie er schmerzgefoltert, starrte seine Hand an und schlug sich damit vor die Stirn. „Ach, mein Gott! Mein Gott!" stöhnte er laut und warf sich auf einen Stuhl.

Wie rettungslos verloren und ausgestoßen, blickte seine Mutter ihn an.

Der Regen rauschte gegen die Scheiben, und manchmal schlug ein vereinzelter Tropfen besonders hart an. So vergingen einige Minuten. Sie wurde blasser und blasser, holte ächzend Atem, indem sie sich krümmte und die Arme in den Schoß preßte. Dann erhob sie sich, um hinauszuschleichen. Aber kaum aufgestanden, schwankte sie, murmelte: „Nun, halte mich doch!" und sank, als er hinzusprang, ohnmächtig in seine Arme. Er nahm sie auf und trug sie ins Schlafzimmer, wo er sie in ihrem Bett ausstreckte und zudeckte. Zuerst wollte er sich entfernen und das Mädchen rufen. Da er aber auf dem Nachttisch zwischen mehreren Flaschen und Gläsern Eau de Cologne bemerkte, rieb er ihr damit die Schläfen ein. Danach kam sie sofort wieder zu sich und sah ihn matt, aber unverwandt an. Er blieb auf dem niedrigen Schemel vor dem Bett sitzen. Ob er hier saß oder anderswo, erschien ihm völlig gleichgültig. Ohne noch an die Kranke zu denken, starrte er auf den Nachttisch, wo zwischen den Flaschen und Gläsern die Bibel lag. Ein Gedanke oder vielmehr etwas, was nicht auf die Schwelle des Bewußtseins kommen wollte, was ihn deshalb marterte, hatte ihn plötzlich ergriffen. Etwas in diesem

Buch stand zu ihm in besonderer Beziehung, war geschrieben, damit er es just in diesem Augenblick läse. Eine unhemmbare, brennende Begier trieb ihn, das Buch jetzt zu öffnen, um Aufklärung zu bekommen. Er ergriff es, während er, in gedankenlosem Nachdenken sein Hirn zermarternd, ins Dunkle starrte.

„Lies!“ sagte seine Mutter und drückte schüchtern seine Hand.

Er sah sie groß an, erschrocken, aber zugleich unter einem unüberwindlichen Zwang stehend, und begann mit tonloser Stimme, langsam, fast hinter jedem Satz grübelnd Halt machend, zu lesen:

„Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.“

Die Äste der Linde draußen peitschten gegen das Fenster. Das Licht flackerte in gleichmäßigen Zwischenräumen auf und ab, so daß das Zimmer bald hell, bald in Dunkelheit versunken war. Die alte Frau, die einen Moment in kindlicher, andächtiger Erwartung dagelegen hatte, richtete sich auf und horchte entsetzt, mit offenem Mund.

„Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht, soll ich meines Bruders Hüter sein? Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde.“

Einen Moment begegnete Daniels Auge dem seiner Mutter. Er sah seines Bruders Leichnam auf dem Fluß treiben. Der Kopf tauchte zwischen den Wurzeln einer Weide am Ufer auf, die hervorgequollenen Augen starrten zum Himmel.

„Und nun verflucht seist du auf der Erde,“ fuhr er noch leiser fort, „die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. Wenn du den Acker bauen willst, soll er dir fort sein Vermögen nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.“

Er zog nachdenklich die Stirn kraus und hielt inne.

„Warum liest du das?“ fragte seine Mutter.

„Warum ich das lese? — Warum? — Weil — es eine wahre Geschichte ist.“ Dann wiederholte er die letzten Worte.

„Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden. Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und muß mich vor deinem Angesicht verbergen, und muß unstet und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich totschlage, wer mich findet. Aber der Herr sprach zu ihm: Nein, sondern wer Kain totschlägt, das soll siebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschlüge, wer ihn fände.“

Langsam klappte Daniel das Buch zu, stand auf und sagte: „Gute Nacht, Mutter. Schlaf wohl!“

„Bleib doch hier, ich weiß ja alles,“ flüsterte diese.

„Du weißt alles?“

„Ich hab' dir was zu sagen. Bleib.“

„Was hast denn du zu sagen?“ fragte er, ohne sie zu beachten. Und in sich selbst schauend, wie einer inneren Stimme nachsprechend, murmelte er: „Niemand hat was zu sagen. Was ich getan habe, geht keinen was an. Mit Gott allein muß ich's abmachen.“

„Gib mir deine Hand,“ flehte sie, „du denkst, ich weiß nicht, warum du das liest. Aber er war ja hier. Da hat er alles gestanden. Ich weiß alles. Höre, Daniel, ich will dir was sagen!“ Sie richtete sich auf, hielt sich an seinen Armen fest und holte Atem, während dicke Schweißperlen von ihrer Stirn rannen. Vor Aufregung vermochte sie nicht zu sprechen, nur ihre Augen gaben von der inneren Qual Ausdruck. „Ich will's dir sagen,“ stieß sie nach langem Ringen heraus. „Ich hab' mich versündigt. An deinem Bruder hab' ich mehr gehangen als an dir. Dafür hat er mir's Herze zertreten. Ein schlechter Mensch ist dein Bruder. Ein gottloser, verlorener Mensch. Ich will nichts mehr von ihm wissen. Er ist nicht mehr mein Sohn. Du bist mein Sohn. Er nicht. Das wollt' ich dir sagen. Nun bleibe bei mir. Bleib! Mir ist recht elend.“

Düster starrte Daniel die zurückgesunkene Kranke an, deren wächserner Kopf mit den roten Flecken auf den Backenknochen einem geschminkten Totenschädel glich. Ihre fieberschwüle Hand umpreßte noch immer seine eiskalte.

Er machte sich los und griff wieder nach der Bibel auf dem Nachttisch, die er an derselben Stelle aufschlug. Eine ganze Weile wechselten die beiden kein Wort. Manchmal, wenn ein Windstoß gegen die Scheiben fuhr, schaukelte sich die Flamme so heftig auf dem Docht, daß sie dem Verlöschen nah schien. Dann starrte er über das Buch weg ins Dunkel. Aber sobald es heller wurde, fuhr er fort zu lesen.

Als er dann endlich die Bibel weglegte, schlug die Kranke die Augen auf „Sag mir, woran du denkst."

Er antwortete im Flüsterton, die soeben gelesenen Worte nachsprechend: „Also ging Kain von dem Angesichte des Herrn und wohnte im Lande Nod, jenseit Eden, gegen Morgen. Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen, Henoch."

„Da hat der liebe Gott ihm also verziehen," murmelte seine Mutter.

Blitzschnell, mit funkelnden Augen, als wenn diese Antwort seinem innersten Hoffen entspräche, starrte Daniel sie an, erwiderte aber nichts.

Wieder verging eine Weile. Die Alte hatte die Hände gefaltet und schien zu beten. Daniel konnte ihre halblauten Worte nicht verstehen, gab auch nicht acht, nur einmal hörte er den Namen seines Bruders. Als dann der Husten sie unterbrach, bat sie um Medizin. Er schüttete einige Tropfen der Morphiumlösung in einen Teelöffel und reichte sie ihr. Darauf schlief sie bald ein.

Die Korridorlampe war ausgelöscht, die Treppe lag in schwarzem Dunkel, alle schienen zu schlafen. In seinem Zimmer war das Bett Mariannes bis auf die Matratze abgedeckt, wie ein leerer Sarg gähnte ihm die Bettstatt entgegen.

Er setzte sich brütend auf einen Stuhl. Todmatt fiel sein Kopf auf die Brust, während er mit funkelnden Augen vor sich hinstarrte.

Wie Kain der Strafe von Menschenhand entgangen war und allein der Strafe Gottes anheimfiel, so wollte auch er von Gott allein die Strafe empfangen. Durch sein Leben wollte er büßen, dem Gericht seines eigenen Gewissens überantwortet, bis dieses ihn endlich freisprach.

Es knackte irgendwo. Er sah sich um, als wäre jemand eingetreten. Nachdem er die Tür verriegelt hatte, entkleidete er sich, warf sich ins Bett und löschte das Licht. Eine Weile lag er ganz still, während verworrene Bilder durch seinen Kopf zogen. Plötzlich aber merkte er, daß er lief. Seine Beine rührten sich nicht, und doch hatte er das Gefühl, daß sie über ein weites Feld jagten, während die nasse Ackerkrume sich schwer an seine Füße hängte. Er drehte sich auf die andere Seite. Nun fühlte er, daß etwas Schweres auf ihm lag, eine Last, die seine Brust zerdrückte. Dabei rannte er den Fluß entlang ... Er setzte sich aufrecht und zündete wieder Licht an

Traurig starrte er vor sich hin. Er wußte, daß er weder diese noch die nächsten Nächte schlafen würde. Doch nach einer Weile fielen seine Augen von selbst zu. Und sofort begann er wieder zu laufen. In dem dumpfen Halbschlaf rang er mit furchtbarer Kraft, um innezuhalten. Aber er mußte weiter. Er lief und lief. Angstvoll suchten seine Arme etwas zu erhaschen, an das sie sich festklammern konnten. Doch der Boden rollte unter seinen Füßen weg, als wenn die Erde eine Drehscheibe wäre. So rannte er die ganze Nacht, bis er gegen Morgen etwas ruhiger schlief.

* * *

Wenn ich recht tat, dachte Daniel, warum fürchte ich mich denn? Es wäre besser, meine Tat einzugestehen, dann wäre ich erlöst.

Er hob den Kopf empor und atmete auf bei der Vorstellung, daß er alles gesagt hätte, wie jemand, der eine Operation überstanden hat und hört, daß er nun geheilt ist.

Aber wenn ich zum Superindenten fahren will, warum packe ich denn meinen Talar ein?

In der Tat hatte er soeben seinen Talar sauber zusammengefaltet und in den Koffer auf das Bündel gelegt, das seine noch von gestern nassen Kleider enthielt.

Kamm und Bürste müssen auch gereinigt werden, schoß ihm durch den Kopf.

Er ging zu dem Mädchen, welches das Fremdenzimmer gegenüber, in dem Marianne

die Nacht zugebracht hatte, aufräumte, und gab ihr die Toilettengegenstände. Dann fragte er nach seiner Frau.

„Frau Pfarr' ist vor anderthalb Stunden weggefahren."

„Hat sie gesagt, wann sie wiederkommt?"

„Nein."

„Wenn die Sachen sauber sind, bringen Sie sie mir. Ich muß verreisen."

Also fahre ich wirklich nach Schwerenberg? fragte er sich ungläubig, als er sich wieder in seinem Zimmer befand. Sein Wille war vollständig gebrochen. Sobald er zu einem Entschluß gekommen zu sein glaubte, verflüchtigte sich dieser wieder. Wäre sein Zustand nicht so qualvoll gewesen, die Neugierde hätte ihn gepackt, was eigentlich noch daraus werden sollte.

Ziemlich spät war er aufgestanden, hatte lange und umständlich Toilette gemacht, da er sein Schlafzimmer nicht zu verlassen wagte. Erst als er den Wagen mit Marianne fortrollen hörte, ging er hinunter und begann zu frühstücken. Mit Mühe verzehrte er eine halbe Semmel, das Brot wollte nicht hinuntergleiten durch seinen zusammengeschnürten Schlund. Damit seine Appetitlosigkeit keinen Verdacht erregte, steckte er den Rest des Brötchens zu sich und verließ das Haus. Doch schon bei der Kirche kehrte er wieder um und begab sich auf sein Zimmer zurück. Hier saß er, ein freiwillig Gefangener, blaß, mit eingefallenem Gesicht voll Furchen, wie krank, stand von Zeit zu Zeit auf, holte irgend einen Gegenstand, der ihm zur Reise notwendig schien, und tat ihn in den Koffer, um sich dann wieder ermattet auf den Stuhl fallen zu lassen. Als er die Semmel in seiner Tasche fühlte, zerbröckelte er sie und streute die Brosamen auf den Hof, wo im Glanz der warmen Sonne auf den vom Regen noch blanken Steinen eine Menge Tauben trippelten, weiße und bläulich graue, schlanke Feldtauben und rundliche Pfauenschwänze. Aufmerksam sah er zu, wie sie voll Gier die Brocken aufpickten. Dieser Anblick gewährte ihm ein seltsames, mit Sehnsucht und Trauer gemischtes Vergnügen. Ohne sich klar zu werden, hatte er die Empfindung, daß er all dies bald nicht mehr haben würde, den Sonnenschein, Haus und Hof, die sorglose Freiheit.

Und nun zum Abschied kam es ihm unbeschreiblich schön vor.

Da hörte er Peitschenknallen; gleich darauf schellte es heftig, offenbar hatte jemand die Haustür hastig aufgerissen. Als er dann im Hausflur Mariannes aufgeregte Stimme vernahm, sprang er erschrocken auf.

Sie durfte ihn so nicht sehen, er mußte etwas tun. Ohne sich zu besinnen, nahm er seinen Schwamm und wuich sich das Gesicht.

„Also du bist hier?" sagte sie, ganz außer Atem ins Zimmer tretend.

Er verbarg den Kopf mit den triefend nassen Haaren im Handtuch und dachte krampfhaft: Was nun? Weiß sie schon?

„Wo ist dein Bruder? es muß ihm was zugestoßen sein. Er ist verschwunden."

Sie warf Handschuhe und Schirm auf den Stuhl und preßte eine Hand gegen die linke Schläfe. Die wirr in die Stirn fallenden Haare, der schiefe Hut gaben ihr etwas wild Zigeunerhaftes, eine außerordentliche Energie lag in ihrem Gesicht, ganz im Gegensatz zu der unsteten und willenlosen Miene ihres Mannes.

„Seit gestern abend weiß man nichts von ihm. Ich war früh auf dem Bahnhof, da war er nicht. Ich fuhr nach Schwarzhasel, die suchten ihn auch schon. Seit gestern abend ist er weg. Wann war denn gestern der Superintendent hier?"

Wirre Gedanken schossen Daniel durch den Kopf, während er in bebender Erwartung seine Frau anstierte.

„Du, hörst du nicht? Wann war der Superintendent hier?"

„Der Superintendent? Ich weiß nicht."

„Wann bist du nach Haus gekommen?"

„Wieso? Was heißt das?"

„Es muß ihn doch einer zuletzt gesehen haben. Um sieben war er in Gilsershain. Seitdem ist er weg. Weißt du vielleicht was von ihm?"

Bebend, mit geballten Fäusten auf seine drohend ihn anstarrende Frau losgehend, schrie er: „Du — wenn mir der Kerl unter die Augen gekommen wäre — wenn er's gewagt hätte — ich hätt' ihn kalt gemacht! Niedergeschlagen wie einen Hund!"

„Vielleicht hast du's auch getan! Du — Mörder!" Keuchend in sinnloser Aufregung hatte sie das herausgestoßen. Sofort hinter-

her flog ein Ausdruck wirrer Bestürzung durch ihre Augen.

Blitzschnell fühlte Daniel, daß sie an diesen Verdacht nicht glaubte. Die Hände ausstreckend, wie vor etwas Ekliem, trat er zurück. „Ich tu' euch nichts! Nicht ein Härchen krümm' ich euch! Ich überlaß euch einem, gegen den wär' meine Rache nur ein Spaß."

„Du bist entsetzlich!" sagte sie zusammenschauernd.

„Jawohl, weil ich dein Gewissen aufrühre, darum bin ich dir entsetzlich."

In diesem Augenblick hatte er seine ganze Stärke wiedergefunden wie gestern in den Augenblicken vor der Tat. Eine unglaubliche Kühnheit riß ihn fort, und durch sein eben noch abgestorbenes Hirn schossen die Gedanken wie im Sturm. Er fühlte, daß, mochte ihn greifen wer wollte, er sich verteidigen und alle Anschuldigungen zu nichte machen würde.

Von nun ab war er der Überlegene gegenüber Marianne, die in ratloser Verwirrung nicht wußte, was sie beginnen sollte. Er nahm noch die letzten Sachen, Schwamm, Seife, Kamm, Bürste, und wickelte alles in ein Necessaire.

„Was machst du eigentlich?" fragte sie.

„Ich packe, wie du siehst."

„Also, du willst wirklich reisen?"

„Allerdings. In" — er zog die Uhr — „knapp zwei Stunden geht mein Zug."

„Weißt du auch, daß es mit deiner Mutter sehr schlimm steht?"

„Das weiß ich sehr wohl. Denkst du, ich wäre so pflichtvergessen, daß ich mich nicht um sie kümmerte!"

„Und trotzdem reist du?"

„Allerdings, weil mich die Pflicht ruft. Ich habe mein Wort gegeben, deshalb reise ich. Und wenn in dir noch ein Funken von Gewissen wäre, dann säßest du jetzt an ihrem Bett, statt — deinem Verführer nachzulaufen."

Sie zuckte zusammen. „Sag, was du willst," murmelte sie scheu, „das alles trifft mich doch nicht."

„Weib, wenn du nicht ganz verloren bist, dann kommst du jetzt zur Besinnung. Du hast einen Fingerzeig bekommen, noch kannst du umkehren." Er griff nach seinem Stock und Hut, die er vorhin achtlos aufs Bett geworfen hatte, und kehrte, schon auf dem Wege zur Tür, noch einmal um. Mit dem Finger nach oben weisend, starrte er sie aus seinen fanatischen Augen an. „Denke daran, daß da jemand wacht — der läßt sich nicht spotten," sagte er.

Ohne ihr die Hand zum Abschied zu reichen, ohne weiteren Gruß ging er hinunter. Der Knecht kam und holte den Koffer. Kurze Zeit darauf hörte Marianne den Wagen fortrollen.

Nach sechsstündiger Fahrt mit dem Schnellzug langte Daniel nachmittags gegen fünf Uhr in Schwerenberg an und stieg im Christlichen Vereinshaus gegenüber dem Bahnhof ab. Aber in seinem Zimmer hielt er es nicht aus. Fröstelnd vor Angst, mit einem grenzenlosen Ekel gegen sich selbst erfüllt, trieb er sich auf den Straßen umher. Ein feiner, mit schwarzem Ruß vermischter Sprühregen rieselte herunter, das Pflaster des Trottoirs, die Schieferwände der Häuser, die Fensterscheiben der Läden, alles schwitzte eine schmutzige, schleimige Feuchtigkeit aus. Dichtgedrängt schob sich die Menge durch die krummen Straßen. Im Schein der Gaslaterne kamen ihm alle Gesichter blaß und verzerrt vor, lauter Verbrechermienen, Menschen, die etwas auf dem Gewissen hatten wie er selbst, starrten ihn an. Wie gehetzt flog er zur Seite, wenn hinter ihm das schrille aufgeregte Klingeln der elektrischen Bahn ertönte. Körperlich völlig erschöpft, aber von der inneren Unruhe gejagt, irrte er stundenlang in demselben Viertel umher, bald vor dieser, bald vor jener Kneipe stehen bleibend. Wenn die Tür aufging, sog er den qualmigen Alkoholdunst ein, lauschte begierig auf das lärmende Stimmengewirr. Er fühlte den Wunsch, sich sinnlos zu berauschen, sich am eigenen, dem Geschrei der anderen zu betäuben, aber er brachte es nicht über sich, einzutreten.

Nach neun Uhr kehrte er ins Vereinshaus zurück. Das Gastzimmer lag trübselig verlassen. In der Ecke saßen zwei schwarze Diakonissinnen mit den Gesichtern nach der Wand an einem runden Tischchen. Sie hatten ihr Abendbrot und große Gläser Milch vor sich stehen. Der Kellner brachte ihm ein Glas Bier und vertiefte sich dann wieder in die Zeitung. Die Diakonissinnen

standen bald auf, wünschten dem Kellner schüchtern gute Nacht, dann gingen die beiden schwarzen Gestalten, deren Gesichter von den vorstehenden Mützen verdeckt waren, an ihm vorüber zur Tür hinaus. Der Kellner drehte die Gasflamme aus. Während er das Geschirr hinaustrug, saß Daniel kurze Zeit ganz allein. Angst hielt ihn zurück, sein Zimmer zu betreten, aber auch hier kroch aus den dunklen Winkeln das Grauen hervor. Endlich stand er auf. Kaum entkleidet, warf er sich ins Bett und fiel sofort in dumpfen Schlaf.

Vom nahen Bahnhof her pfiff eine Lokomotive, von der Straße tönte das schrille Klingeln der Elektrischen.

Daniel schleppt sich mühsam durch eine dichte Menge. Blasse Gesichter starren ihn höhnisch an, die Leute treten ihm auf die Füße, stoßen ihn mit den Ellenbogen, weisen mit den Fingern auf ihn, schreien ihm nach: Das ist er! Er versucht zu laufen, kann aber die bleischweren Beine kaum vorwärts schleppen. Immer betäubender wächst der Lärm, da ist er plötzlich in einer dunklen Nebenstraße ganz allein und schleppt eine schwarzgekleidete Gestalt in seinem Arm. Wie, weiß er nicht, aber der Boden versinkt, ein Fluß schimmert ihm dunkel entgegen, kopfüber springt die Gestalt hinein, zieht ihn nach, das eiskalte Wasser steigt höher und höher, zwei Fäuste umpressen seinen Hals, daß alles Blut in den Kopf steigt, der wie rotes Eisen glüht. Er erstickt, ringt nach Luft.

Plötzlich fuhr er auf. Draußen tönte wieder das schrille Klingeln der Elektrischen. Blasses Licht vom Bahnhof her erhellte sein Zimmer. Er richtete sich auf. Nachdem er die Kerze angezündet, sprang er aus dem Bett und holte die Bibel. Doch schlug er sie gar nicht auf. Was gestern plötzlich mit so furchtbarer Deutlichkeit vor ihm gestanden hatte, war jetzt wie in Nebel zerflossen. Mühsam sammelte er noch die Scherben der Gedanken von gestern.

Mit Kain hatte er sich verglichen. Das kam ihm wie ein wahnsinniger Selbstbetrug vor. Nur eine Rettung aus der unerträglichen Qual gab es: wenn er gestand. In fieberhafter Schnelligkeit entwarf er den Brief an den Superintendenten. Zuerst in großen Zügen, hier einen Satz, dort einen Satz. Dann kehrte er zum Anfang zurück: so lange arbeiteten seine Gedanken an dem Schreiben, bis es Wort für Wort vor ihm stand. Und je fester sein Entschluß wurde, desto leichter fühlte er sich. Allmählich stieg sein Blut aus dem Kopf in den Oberkörper. Gegen Morgen schlief er wieder für ein paar Stunden ein, während die Kerze langsam herunterbrannte.

Doch am nächsten Morgen waren seine Vorsätze zerronnen. Nach dem Frühstück verließ er das Haus und trieb sich wieder ziellos umher. Doch diesmal nicht in den Straßen, sondern außerhalb der Stadt. In seiner Brusttasche trug er noch immer die Brieftasche seines Bruders. Er wollte das Paket irgendwo vergraben. Aber im letzten Augenblick verließ ihn jedesmal der Mut. Nachmittags langte er am Ende der Stadt an, nachdem er einen großen Bogen gemacht hatte. Auf der Elektrischen fuhr er heim.

Aus den Wäldern, von den einsamen Chausseen hatte er die Empfindung einer grenzenlosen Verlassenheit mit heimgebracht, die sich im Gewühl der Straßen noch steigerte. Während er fühlte, daß er nie wieder so wie früher mit jemandem menschlich und offen sprechen konnte, wurde er zugleich von dem bis zum Wahnsinn gesteigerten Verlangen gepeinigt, sich jemandem anzuvertrauen, sei's wer's sei, irgend jemandem, wenn auch noch so verhüllt, von seiner Tat zu sprechen.

Vor ihm lag eine in den Rahmen eingespannte Zeitung mit dem letzten Blatt nach oben. Plötzlich las er seinen eigenen Namen. Es dauerte eine Weile, bis ihm klar wurde, welche Bewandtnis es damit hatte. Seine Predigt für den nächsten Sonntag war angekündigt. Ein wahnsinniger Schreck durchfuhr ihn. Er stand auf und ging auf die Straße.

Seit seiner Ankunft hatte er noch mit keinem Gedanken an seine Predigt gedacht. Sein Leben konnte von nun an nur darin bestehen, daß er immer umherirrte, ohne Ziel, ohne Ruhe, mit seiner bleiernen Angst auf dem Herzen, und vergeblich einen Fleck suchte, wo er diese Last abwerfen konnte. Aber predigen, auf die Kanzel steigen in dem Bewußtsein, daß jetzt tausend Menschen

ihn beobachten würden —— Wenn ich den Mund auftue, werde ich alles gestehen, schoß ihm durch den Kopf, und ein Gefühl ähnlich dem Schwindel ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er wirklich am nächsten Sonntag von der Kanzel herab der atemlos lauschenden Gemeinde mitteilen würde, daß er, Daniel Klinghammer, ihr zukünftiger Seelenhirte, seinen Bruder ermordet, ihm mit diesen seinen Händen das Genick gebrochen habe.

Etwas schauerlich Verlockendes lag in dieser Vorstellung, die ihn nicht losließ, während er, ohne auf den Weg zu achten, weiterging. Vor dem Torbogen eines Hauses staute sich eine Gruppe junger Mädchen. Als er ebenfalls stehen blieb, fiel sein Blick auf folgende Ankündigung: „Johannes-Verein, Vortrag des Herrn Pastor Capobus: Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen.“

Capobus war der Hauptgegner von Walter Erbslöh und einer der orthodoxesten Pastoren Schwerenbergs.

Einem plötzlichen Zwang folgend, trat Daniel ein und setzte sich auf eine Seitenbank des schon dicht gefüllten Saales.

Der Raum war wie die meisten derartigen, frommen Versammlungen dienenden Säle mit vielen Bibelsprüchen geschmückt und schlecht beleuchtet. Das Publikum bestand zum größten Teil aus Frauen, nur hier und da saß ein vereinzelter Mann. Wieder fiel Daniel die Blässe der Gesichter auf; auch waren fast unterschiedslos alle dunkel gekleidet. Die kahlen Wände, die nebelgraue, feuchte Luft verstärkten noch den düsteren Eindruck.

Mit einem Male aber wurde es still. Durch eine niedrige Seitentür trat ein Mann, der im ersten Augenblick auf Daniel einen grotesken Eindruck machte. Eine herkulische Gestalt mit auffallend kurzen Armen. Auf dem Stiernacken saß ein mächtiger kahler Kopf mit kleiner rotgeäderter Nase und einem verbissenen Mund. Schwerfällig, als wenn die gichtigen Füße den Körper nicht recht tragen könnten, bestieg er das Rednerpult. Nachdem er einen Augenblick die Versammlung mürrisch betrachtet hatte, klopfte er mit dem Ring des Zeigefingers auf das Pult und sagte: „Lasset uns im Namen Gottes beginnen!“

Es wurde ein Lied gesungen, darauf begann der Vortrag.

„Wer sind die klugen, wer sind die törichten Jungfrauen?“ fragte der Redner und gab zuerst eine allgemeine Antwort. Unter den Jungfrauen seien die jungfräulichen Seelen zu verstehen, welche nicht der Welt gehörten, sondern Kinder Gottes seien. Die zehn Jungfrauen insgesamt, die törichten wie die klugen, bildeten die Brautgemeinde Christi, oder, deutlicher gesagt, es seien die christlichen Vereine, in denen Christen zusammenkämen und sich durch Bibellesen und Gebetsumgang mit dem Herrn im Kampf gegen den Antichrist bestärkten. Von dieser Brautgemeinde sei die eine Hälfte klug, die andere töricht und zur ewigen Verdammnis bestimmt. Eröffnete das nicht eine furchtbare Aussicht?! Von der ungeheuren Mehrzahl der Weltkinder sprach der Herr gar nicht, die waren ohnehin rettungslos verloren. Aber auch von dem kleinen Häuflein derer, die im Lichte wandelten, wurde nur die eine Hälfte zur Erlösung begnadigt.

„Wer sind nun diese, und wer sind die anderen? Muß man nicht, teure Seelen, über diese eine Frage Speise und Trank, Beruf und jede irdische Lust vergessen? Muß nicht unser sündhaftes Herz vor der Antwort bange erzittern?“ fragte der Redner.

Seltsam, zu jeder anderen Zeit hätte Daniel sich von diesem Mann, von seiner ganzen Auffassung des Evangeliums aufs tiefste abgestoßen gefühlt. Jetzt aber stand er ganz unter seinem Bann, lauschte atemlos mit zusammengepreßtem Herzen auf jedes seiner Worte. Manchmal schoß es ihm durch den Kopf: der glaubt das alles ja gar nicht. Er schauspielert nur! Aber das störte nicht den unheimlichen Eindruck, der noch verstärkt wurde, wenn er auf die Zuhörerschar blickte. Ein gemeinsamer Zug von innerer Angst lag auf all diesen blassen Gesichtern, auf den gerunzelten Stirnen, in den starren Augen, um die zum Atemholen leicht geöffneten Münder. Etwas Bleiernes, eine ungeheure Furcht schien auf dem ganzen Saal zu lasten.

Mit grausamer Genugtuung erfüllte Daniel dieser Anblick. Ist es möglich? dachte er. Wäre nicht mein Herz allein eine Mördergrube? Gäbe es noch eine Wesensgemeinschaft zwischen mir und den anderen?

Über eine Stunde dauerte der Vortrag, der von keinem Räuspern, kaum hin und wieder von unterdrücktem Schluchzen unterbrochen wurde.

Sobald der Redner geendet hatte, drängte Daniel sich an ihn heran. Capobus war schon von verschiedenen Leuten umringt. Den ersten freien Augenblick benutzte Daniel, um seine Hand zu ergreifen.

„Darf ein Amtsbruder, Herr Pastor, Ihnen seine tiefe Ergriffenheit über den erschütternden Vortrag aussprechen? Klinghammer ist mein Name. Sie haben vielleicht gelesen, daß ich nächsten Sonntag hier predigen soll," sagte er in einer eigentümlich geschraubten, ihm sonst nicht eigenen Weise.

Capobus schien von der Begrüßung eher erstaunt als erfreut zu sein. „Hm — ja — Sie sind wohl einer der Bewerber, nicht wahr?" fragte er, Daniel hochmütig und mißtrauisch musternd. Dann wandte er sich wieder an eine Dame, die, leise in ihr Taschentuch schluchzend, auf ihn einsprach.

„Ich wollte Sie schon im Laufe des Tages aufsuchen, Herr Pastor," fuhr Daniel nach einer Weile fort.

„Da hätten Sie mich kaum angetroffen. Freitags bin ich stets den ganzen Tag über besetzt."

„Um so mehr freut es mich, Sie jetzt begrüßen zu können." Und wenn ich mich an seinen Rockzipfel klammern soll — ich lasse ihn nicht los, dachte er. Er vermochte sich keine Rechenschaft zu geben, was ihn gerade zu diesem Manne hinzog, sondern folgte willenlos einem Zwang.

Der Saal hatte sich schon entleert, als die beiden dem Ausgang zuschritten. Auf der Straße blieb Capobus stehen, als wenn er erwartete, daß sich jetzt Daniel verabschieden würde. Aber dieser sagte: „Vielleicht darf ich Sie ein Stück begleiten. Ich logiere nicht weit von hier, im Christlichen Vereinshaus."

„Im Vereinshaus logieren Sie? Da haben wir allerdings gemeinsamen Weg."

Sie waren durch mehrere stille Straßen gekommen, als sie auf dem Markt plötzlich von einem Auflauf aufgehalten wurden. Um einen Betrunkenen, der in eine Kneipe eindringen wollte, aber von dem im Eingang stehenden Wirt daran gehindert wurde, hatte sich eine Menge Volkes versammelt. Schreien und wüstes Singen drang aus dem geöffneten Lokal.

„Das sind die Pesthöhlen," murmelte Daniel. „Da werden die Verbrechen ausgebrütet." Und nach einer Weile fragte er: „Haben Sie von dem scheußlichen Mord in Köln gelesen?"

„Ich lese dergleichen Dinge überhaupt nicht. Wo soll denn der Mord passiert sein?"

Daniel erzählte begierig, was er wußte.

„Und in solchen Zeiten gibt es unter uns Leute, unter uns Pastoren, die Gottes Wort angreifen. Ihr eigenes Nest besudeln diese Menschen!" sagte Pastor Capobus und fuhr, plötzlich stehen bleibend, fort: „Sind Sie nicht ein Freund von Pastor Erbslöh hier?"

„Ein Bekannter von ihm."

„Zwischen diesem Manne und mir gibt es kein gemeinsames Band. Das Tischtuch zwischen uns ist zerschnitten."

„Auch mich trennen wichtige Fragen von ihm," stieß Daniel hervor.

„Sagen Sie mal," sagte Capobus nach einer Weile, etwas freundlicher werdend, „Sie sind doch wohl der einzige ernsthafte Bewerber um die Stelle? Die anderen kommen ja kaum in Betracht. Ihre Wirksamkeit hier wird mit Spannung erwartet, aber auch mit sehr gemischten Gefühlen."

„Ich werde hoffentlich die nicht enttäuschen, die von mir das reine Evangelium erwarten."

„Das reine Evangelium und den ganzen Christus! Hoffentlich nicht diese erbärmliche Halbheit, die schlimmer ist als eine ehrliche Absage."

„Da wäre ich ein schlechter Sohn meines Vaters, wenn ich zu den Halben gehörte."

„Ihren Herrn Vater kenn' ich sehr wohl. Ich war mit ihm in Kassel auf dem Missionsfest. Der war ein ehrlicher Vollchrist."

„Das bin ich auch," keuchte Daniel.

Sie waren in der Nähe des Vereinshauses angekommen, als Capobus an einer Straßenecke stehen blieb und sagte: „Hier scheiden sich unsere Wege, lieber Amtsbruder. Aber wie wär's, wenn Sie mich noch weiter begleiteten und ein einfaches Butterbrot mit mir teilten?"

„Gern," erwiderte Daniel begierig.

Zu Haus angekommen, führte Capobus den Gast in sein Arbeitszimmer, in welchem schon die Lampe brannte, und ließ ihn einen Augenblick allein, um seiner Frau Bescheid zu sagen. Ein warmer Bratendunst drang herein, als er die Tür des Eßzimmers öffnete. Gierig zog Daniel den Geruch ein und empfand plötzlich rasenden Hunger. Vor Ermattung fast zusammenbrechend, setzte er sich auf einen Stuhl.

Wie komme ich hierher? dachte er und rieb sich verzweifelt die Stirn, um sich seiner Betäubung zu entreißen. Warum habe ich gegen meine Überzeugung geantwortet? Was will ich überhaupt von ihm? Ich habe ja nichts mit ihm gemein. Was? Nichts gemein? Jeder sucht seinesgleichen, schoß es ihm plötzlich durch den Kopf. Was für 'ne reiche Einrichtung. Nur schrecklich geschmacklos! Wenn Marianne die Vorhänge sähe! Wahrscheinlich lauter Geschenke, dachte er, indem sein Blick auf eine mächtige Standuhr in Form eines gotischen Kirchturmes fiel. In einer Ecke lag schräg auf einer Staffelei ein mächtiges Buch, offenbar eine Bibel, mit silbernem, durch Halbedelsteine verziertem Deckel. Darüber hing ein Kupferstich, der gekreuzigte Christus von Albrecht Dürer, mit der Unterschrift: „Das tat ich für dich. Was tust du für mich?"

Brütend betrachtete Daniel die Gestalt am Kreuz, und ein erstickender Schmerz quoll in ihm auf, eine ungeheure Traurigkeit und Verzweiflung. Wir hassen, wir lügen, wir verraten unsere besten Freunde — das alles tun wir für dich! dachte er. Was für ein elender, elender Mensch bin ich! Gibt es für mich keine Rettung?

In diesem Augenblick trat händereibend Capobus ein. „Einen Augenblick müssen wir uns noch gedulden, lieber Amtsbruder. Sind Sie hungrig?"

„Es geht."

„Ich verfüge über einen recht gottgesegneten Appetit. Nach solchen geistigen Anstrengungen, da pflege ich stets warm zu essen. Ein Beefsteak, ein Schnitzelchen, dergleichen leicht verdauliche Sachen." Er schnaubte sich umständlich, drehte die Lampe höher und fragte dann, während Daniel zerstreut und unruhig seine Blicke umherschweifen ließ: „Sie studieren wohl meine Einrichtung, hm? Im Lauf der Jahre hat sich ja so manches zusammengefunden. Meine erste Frau brachte eine recht umfangreiche Aussteuer mit in die Ehe. Dazu kommen dann Geschenke — so mancherlei, was man nicht gut ablehnen kann. Ein ganz Teil Sachen steht noch auf dem Söller." Dann erkundigte er sich nach Daniels Familienverhältnissen. Doch nach einer Weile wurde er ungeduldig: „Hm, hm, meine liebe Frau ist heute recht unpünktlich. Schon zehn Minuten nach acht."

Gleich darauf wurde die Tür von einem kleinen Jungen geöffnet, und die beiden traten ins Eßzimmer. An dem großen, von einer Hängelampe erhellten Tisch stand eine blasse, kümmerlich aussehende Frau. Außerdem befanden sich noch so viele Jungen im Zimmer, daß Daniel sie gar nicht zählen konnte. Die meisten schienen echte Capobusse zu sein, feist und rundlich und mit selbstzufriedenen Gesichtern. Sie vollführten einen ziemlichen Lärm, nur ein kleiner blasser hockte in der Ecke über einem Buch.

Capobus stellte den Gast seiner Frau vor, ließ die Kinder guten Tag sagen, legte dann aber plötzlich die Hand auf den Mund und machte „Pscht!"

Augenblicklich trat Stille ein. Auf einen Jungen zeigend, der mit dem Rücken nach dem Zimmer aus dem Fenster starrte und einen gewissen Körperteil unter der blanken, drall gespannten Hose recht deutlich zur Schau stellte, flüsterte er Daniel zu: „Das ist zu verlockend! Dem kann mein Vaterherz nicht widerstehen." Auf den Zehen sich heranschleichend, zog er dem Jungen einen über, daß dieser mit dem Kopf beinahe durch die Fensterscheibe fuhr. Die anderen Kinder brüllten vor Vergnügen.

„Bah!" machte der Vater, den erschrocken dreinschauenden Jungen auslachend. „Wir haben wohl wieder geträumt? He? Aber sind wir auch fleißig gewesen? Wie heißt die zweite Person Plusquamperfektum Konjunktiv von percutio, ich schlage? Hm? Wir wissen das nicht? He!" fuhr er fort, während die vergnügte Miene plötzlich in Wut überging und er den Jungen an seinem Ohr hin und her riß. „Wie heißt die Form von audio? Wissen wir auch nicht? Haben also wieder einmal den ganzen Nachmittag geträumt, infamer Tagedieb? Marsch,

das Aktivum der vierten Konjugation repetiert. Untersteh dich und komm wieder, eh du's aus dem Effeff weißt."

„Soll er nicht lieber erst zu Abend essen, Vater?" fragte die Frau schüchtern.

„Nein, erst soll er sein Pensum lernen. Mit hungrigem Magen kapiert man besser. — Ja, ja, man hat so seine liebe Not, Herr Amtsbruder, wenn man fünf Jungen aufs Gymnasium schickt. — Lasset uns beten!" sagte er in plötzlich verändertem Ton.

Frau und Kinder aßen Milchsuppe und nachher Butterbrot, während Capobus sich mit seinem Gast in ein Kalbsfilet teilte. Er zeigte in der Tat einen gottgesegneten Appetit, eine Art Rausch schien ihm beim Essen zu überkommen, und sein Gesicht wurde immer röter.

„Ist dir das Filet auch nach Wunsch, Vater?" fragte die Frau, ängstlich auf seinen Teller schielend.

„Hm, ja, ich dächte, es wäre recht gelungen."

„Sehr gut, Frau Pastor, ausgezeichnet," sagte Daniel zerstreut.

„Hm! Bloß — sag mal, ist eigentlich saure Sahne an der Sauce?"

„Ein kleines Restchen."

„Ja, warum denn nicht mehr?"

„Ich konnte Abends nicht mehr kriegen."

„Hm, hm, das ist aber recht bedauerlich. Du weißt doch, daß ich gern Sahnensauce mag. Ach" — mit verklärtem Lächeln wandte er sich plötzlich an Daniel —, „meine erste Frau verstand Saucen zuzubereiten! Überhaupt — was die Küche anging, war die Entschlafene — hm, eigentlich unersetzlich."

Zum Schluß des Essens zogen sich die Herren ins Wohnzimmer zurück. Vorher trug Capobus seiner Frau noch auf, eine Flasche Liebfrauenmilch auf Eis zu stellen.

„Sie verstehen doch einen guten Tropfen zu würdigen?" wandte er sich an Daniel. „Sind Sie übrigens Raucher?"

Als dieser bejahte, holte er aus einem kleinen Wandschrank eine Kiste.

„Da habe ich nun — was Extrafeines. Eine kleine Liebesgabe bei Gelegenheit einer Taufe. An das gottlose Bild dürfen Sie sich nicht stoßen. Ach, das ist der echte Duft der Havanna!" sagte er, seine Nase in die geöffnete Kiste steckend.

Er stieß jetzt ein bißchen mit der Zunge an, in diesem Zustand schwerfälliger Verdauung, und sein Kopf war rot wie ein glühender Kessel. Einige Augenblicke versank er in andächtiges Schweigen, während der Duft dieser echten Henry Clay wie zarte Weihrauchwölkchen seinen spiegelblanken Schädel umwirbelte.

„Stellen Sie den Wein nur dahin," wandte er sich an das eintretende Mädchen. Er schenkte ein und stieß mit Daniel an. „Hm," machte er, seine Zunge rundend, „das ist ein Tropfen, den — hm — tü, tü, tü — muß man mit Verstand genießen. Und nun, lieber Amtsbruder" — er lehnte sich weit in den Stuhl zurück, während seine Augen plötzlich wie zwei kleine, boshafte Tiere aus ihren Höhlen sprangen —, „lassen Sie uns von unserem teuren Gekreuzigten sprechen. Ist es nicht eine Schmach und Schande, daß man ihn seiner göttlichen Majestät zu entkleiden sucht?! Daß von der Kanzel herab solche schamlosen Lästerungen gepredigt werden?! Aber — Gott läßt sich nicht spotten."

Mit starrem Blick, während Ekel und Verzweiflung über ihm zusammenschlugen, sah Daniel ihn an. Wäre es nicht besser, ich machte mich frei von meiner Last? dachte er. Aber so oft hatte er diesen Vorsatz gefaßt, daß er selbst nicht mehr daran glaubte. Und doch muß man leben! schoß ihm durch den Kopf. Aber wie kann ich noch leben? Wo ist ein Ausweg? Herrgott, zeig mir eine Rettung!

Ein Gefühl grauenvoller Leere ergriff ihn, als wenn rechts und links der Boden unter seinen Füßen versänke und er von gähnenden Abgründen umgeben wäre.

„Schmeckt Ihnen die Cigarre nicht?" fragte Capobus verwundert über seine merkwürdige Miene.

„Doch, gewiß, ja, sehr gut."

„Warum lassen Sie sie denn ausgehen?"

„Ist sie aus? Ich war ganz in Gedanken."

„Meine Worte haben Sie wohl ernst gestimmt? Sie sind auch danach angetan. Wer zu mir kommt, dem schenke ich reinen Wein ein. Deshalb halte ich auch mit meiner Meinung über Ihren Bekannten nicht hinterm Berge."

„Gibt es nicht mehrere Wege, zu Christus zu gelangen?"

„Nur einen Weg des Heils gibt es! Das Recht der freien Auslegung will ich gern zugestehen, solange sie sich an die Heilige Schrift hält. Aber was Ihr — Ihr Freund behauptet, das hat mit der Bibel nichts mehr zu tun. Das könnte eher im Katechismus der Sozialdemokraten stehen. Hat er nicht neulich gepredigt, Gott wäre der Vater aller Menschen! Ist das nicht die gemeinste Lüge? Wo bleibt denn da die Buße und die Erweckung? Kinder Gottes sollen die Menschen sein?! Kinder des Zornes sind sie! Kinder des Teufels! An die Brust sollte sich der Sünder schlagen und in den Staub werfen: Herr Gott, erbarm dich meiner, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße! Mache mich zu einem deiner Tagelöhner!"

„Das sollten wir freilich tun," murmelte Daniel düster. „Buße sollten wir tun und Einkehr halten." Wenn mir jetzt einer sagen könnte, ob ich einer bin wie der, dachte er verzweifelt. Ich muß mich einem Menschen anvertrauen.

Plötzlich rauschte ein Regenguß gegen das Fenster, und er fuhr auf. Im Nu war die Vorstellung der nächtlichen Straße in ihm erwacht, der Dunkelheit, der gepeitschten Wasserfluten. Ein unbezwinglicher Drang trieb ihn hinaus.

„Entschuldigen Sie," murmelte er, „wenn ich gehe."

Capobus war ganz verblüfft ebenfalls aufgesprungen, sagte dann aber schnell als ein Mann von Takt, der die richtige Sachlage erkennt: „Offenbar war Ihnen die Cigarre zu schwer. Warten Sie, warten Sie, ich zeige Ihnen den Weg. Aber warum nehmen Sie denn das Paket mit?"

„Weil ich weg muß. Entschuldigen Sie — ich — ich —" Blaß, mit einem Blick voller Haß starrte er Capobus an und unterdrückte die Worte gewaltsam, als wenn er sie verschluckte.

„Gehen wollen Sie? Gehen? Sie — — Sie fürchten wohl meine Auseinandersetzung? Ihnen schlägt wohl das Gewissen?"

Da machte Daniel ein paar Schritte vorwärts und stieß heiser heraus: „Was wissen Sie von Gewissen? Sie! Ich weiß es. Ich — der —"

In einem Krampf hielt er inne und machte wirre Bewegungen mit der Hand, als wenn er sich selbst Halt zuriefe. Eine Sekunde standen sich so die beiden Männer gegenüber, da fiel Daniels Blick auf das Bild des Christus am Kreuz, das gerade über Capobus hing, der dunkelrot vor Wut, mit offenem Mund, als müßte ihn im nächsten Augenblick der Schlag treffen, dastand, die dicke Cigarre noch in den kurzen Fingern haltend.

„Ach, Gott, was hast du für eine Welt geschaffen!" schrie Daniel und brach in ein furchtbares Lachen aus.

„Sie sind betrunken!" keuchte Capobus.

„Offenbar —," erwiderte Daniel, noch immer lachend, riß die Tür auf und stürzte dann auf die Straße.

Offenbar, ich bin betrunken oder verrückt, dachte er, während er, ohne den Hut aufzusetzen, sich den Regen auf den Kopf prasseln ließ. Mit großen Schritten stürmte er weiter wie jemand, der ein eiliges Geschäft zu besorgen hat. Er achtete nicht auf den Weg, nur als er in eine Straße geriet, auf der noch Lärm und nächtliches Treiben herrschte, bog er instinktiv wieder in eine stille Gasse ein. Der Wind, der ihm die scharfen Regengüsse ins Gesicht trieb, tat seinem inneren Aufruhr wohl. Verwundert sahen ihm die wenigen Passanten und die Nachtwächter, die unter Torbogen vor dem Unwetter Schutz gesucht hatten, nach, wie er daherjagte, als wenn ihm die Verfolger im Nacken säßen, mit bloßem Kopf, das in Zeitungspapier gewickelte Paket unterm Arm.

Plötzlich stand er vor einer großen Fabrik, wo die Straße ein Ende hatte. Die Gaslaterne warf ihr gelbliches Licht auf die riesige schwarze Mauer, auf die zerbrochenen Fensterscheiben, hinter denen undurchdringliche Schichten verrußter Spinnweben hingen. Es roch nach giftigen Chemikalien.

Brütend blieb Daniel stehen, als wenn er sich besänne, wie er eigentlich hierher gekommen war, und was er vorhatte. Dann kehrte er um und lief, bis er auf eine Brücke der Wupper gelangte. Ohne sich umzublicken, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, warf er sein Paket hinunter. Das Flußbett war von der schmalen Wasserrinne kaum zum Drittel gefüllt, auf beiden Seiten

glänzten die muttichen schwarzen Steine. Gerade da, wo Häuser die weitere Aussicht versperrten, war an einem vorspringenden Arm eine Laterne angebracht, die einen langen Schein auf das Wasser warf. Und in diesem gelben, glitzernden Licht glaubte Daniel etwas Weißes auftauchen zu sehen. Es verschwand, kam aber sofort wieder zum Vorschein. Während seine Beine zu Eis erstarrten, ging er langsam ein Stück am Ufer hinunter, den Blick immer auf diesen weißen Fleck gerichtet. Er bemerkte ihn jetzt ganz deutlich. Es konnte nichts anderes als sein Paket sein, das dort festgehakt war. Morgen im Tageslicht würde es noch deutlicher zu erkennen sein, man würde es auffischen, die Brieftasche finden. Dann war er verloren. Der kalte Schweiß brach aus seinen Poren. Mit einem Male fühlte er, welche furchtbare Angst vor der Entdeckung ihn beseelte. Und während sein Auge unbeweglich auf diese eine Stelle starrte, flog seine Erinnerung zu dem Ort der Tat hin. Was war inzwischen zu Hause geschehen? Hatte man den Leichnam aufgefischt? War schon auf ihn Verdacht gefallen? Seitdem er fort war, hatte er nichts von sich verlauten lassen, nichts von dort gehört. Vielleicht wurde er nach seiner Rückkehr gleich verhaftet. Und dies aufgefundene Paket war dann das letzte Glied in der Beweiskette. Mit unerträglichen Vorstellungen folterte ihn die immer stärker werdende Angst. Da schien sich plötzlich der weiße Fleck zu bewegen, größer zu werden; einen Augenblick dachte er, es sei nur Täuschung, dann aber drehte sich das Papier und schwamm wie eine große, leere Blase schnell weiter. Offenbar war der Inhalt versunken.

Daniel atmete tief auf. Eine Weile fühlte sein Herz sich ganz leicht und von jeder Qual befreit. Während er noch immer in das Wasser hinabstarrte, erfüllte ein Gedanke sein Bewußtsein, der ihm schon öfter durch den Kopf gehuscht war, doch niemals mit solcher klaren Deutlichkeit wie jetzt: daß alles notwendig war, notwendig wie der Naturlauf, unabhängig vom menschlichen Willen nach fremden Gesetzen sich vollziehend.

Daß er seinen Bruder umgebracht hatte, daß er die Tat verheimlichte, daß er hierher gereist war, daß er morgen predigen würde — das alles vollzog sich nach denselben Gesetzen wie das Rinnen des schwarzen Wassers, wie das Hängenbleiben und Untersinken des Pakets. Dieser Gedanke verringerte nicht die Last seines Schmerzes, gab ihm aber Ruhe. Auch den Schmerz empfand er jetzt als etwas Notwendiges, gegen das es kein Wehren gab.

Flüchtig durchzuckte ihn der Gedanke an Capobus. Dem würde er morgen, noch heute abend einen Entschuldigungsbrief schreiben. Jetzt fühlte er nichts mehr von Empörung. Er hat euch mit Ruten gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen, dachte er. Während er langsam den Weg nach Haus einschlug, brütete er über seine Predigt.

Doch am nächsten Morgen beherrschte ihn nur der eine Gedanke, der immer qualvoller und unerträglicher wurde, je mehr Stunden verstrichen, daß es unmöglich sei, am morgigen Sonntag zu predigen. Wenn er die Kanzel betrat, würde er nicht das sagen, was er sich vorgenommen hatte, sondern wie lebendige Wesen würden die Worte aus seinem Munde springen und von dem Morde erzählen. Den blassen Kopf in beide Hände gestützt, saß er auf seinem Hotelzimmer, die Bibel und einen Haufen Blätter vor sich, auf denen seine angefangene Predigt stand, und starrte mit glühenden Augen die Wand an.

Er fror und glühte im Fieber. Noch nie hatte er so furchtbar gelitten, weil er noch nie das unwillkürliche Arbeiten seiner Phantasie bekämpft hatte. Dies Ringen aber, dies gewaltsame Unterdrücken steigerte nur seine Fieberangst. Manchmal verließ ihn das klare Bewußtsein, er hatte nur die Empfindung eines dumpfen Surrens und Schnurrens im Gehirn. Die Gegenstände vor ihm, der Spiegel, das Sofa, die Stühle, die Wand selbst, lockerten sich, stürzten in immer rascherer Aufeinanderfolge auf ihn ein, bis ihm schwarz vor den Augen wurde. Wenn er dann wieder zu sich kam, starrte er auf die geöffnete Bibel, auf die vollgeschriebenen Blätter, und mit tückischer Langsamkeit begann das Spiel von neuem.

Gegen Abend wurde dieser Zustand so entsetzlich, daß er sein Zimmer verließ. Um sich zu betäuben, ging er ins Theater. Der Raum war düster, fast leer. Überall gähnten schwarze Löcher, im Parkett, in den

Rängen und Logen. Nur oben auf der Galerie sah man eine Reihe dichtgedrängter Köpfe. Gespielt wurde irgend eine alberne Posse. Doch Daniel achtete gar nicht auf die eigentlichen Vorgänge, ihn interessierten nur die Schauspieler. Und auch diese nur deshalb, weil sie offenbar alle das sagten, was sie auswendig wußten oder vom Souffleur hörten. Keiner fiel aus seiner Rolle, keiner sprach das, was er eigentlich dachte. Dies versetzte ihn in unbegreifliches Staunen.

Ein ziemlich abgelebter Schauspieler mit vielen Falten und Runzeln, die Daniel von seiner Loge nahe an der Bühne deutlich erkennen konnte, hatte eine lächerliche Rolle zu geben. Und er gebärdete sich immer lustig, obwohl der Gram unter seinem Lachen deutlich zu erkennen war. Daniel hatte ihm eine ganze Geschichte angedichtet: seine Frau war ihm entlaufen, und daheim hatte er ein krankes Kind. Aber während all seine Gedanken bei dem Kinde waren, sprach er das einfältigste Zeug. Doch gleich würde er sich verschnappen. Mit atemloser Spannung hing Daniel an seinem Mund; wenn die Zuschauer über einen Witz lachten, schüttelte er sich in eisigem Schreck. Aber die Vorstellung verlief ohne den geringsten Zwischenfall.

Verwirrt, wie in einer ganz sicheren Erwartung getäuscht, verließ er mit der Menge das Haus. In seinem Zimmer lag die Bibel noch aufgeschlagen auf demselben Platz. All die ausgestandene Angst kroch wieder aus jedem Winkel seines Herzens hervor. Er tat einen Schwur, morgen nicht zu predigen, sondern im Bett zu bleiben. Mit diesem Vorsatz schlief er ein.

Am frühen Morgen wachte er wieder auf. Die Sonne stand an einem blauen, regengewaschenen Himmel. Glockenläuten erfüllte die reine Luft. Man läutete von allen Kirchtürmen der Stadt, von den katholischen wie von den protestantischen, nah und fern, auf den Höhen und im Tal. Man läutete eindringlich, förmlich aufgeregt und auf alle mögliche Weise. Hier bimmelten die Glocken kurz und heftig, dort dröhnten sie dumpf und schwer, dort lockten sie sanft melodisch, dort klangen sie gebieterisch und rauh. Nicht ein Gott schien die Gläubigen zu versammeln, sondern so viel Kirchtürme so viel Götter schienen gegeneinander anzurufen.

Als Daniel vom Fenster zurücktrat, hatte sein Gesicht den Ausdruck müder Verzweiflung. Dem Rufe folgend, legte er seinen Talar an, setzte sein Barett auf. Und wenn er sich das Todesurteil predigte — er mußte predigen.

Die Presbyter empfingen ihn in größter Aufregung. Niemand hatte etwas von ihm gehört, auf eine telegraphische Anfrage in Ascherode war die Antwort erfolgt, er sei nach Schwerenberg abgereist. So war man bis zur letzten Stunde im unklaren, ob er die Predigt halten würde oder nicht.

Daniel entschuldigte sich, so gut es ging. Er sagte, ein heftiger Fieberanfall hätte ihn ans Bett gefesselt.

Während ein anderer Geistlicher die Liturgie abhielt, wie es in Schwerenberg Sitte ist, blieb er in der Sakristei und starrte auf seine Blätter. Nur in der Rolle bleiben! Die ganze Menschheit spielte Komödie. Warum er nicht?!

Gesteckt voll saß die Kirche. Da rauschten die Millionärsfrauen herein in protziger Eleganz, mit sieben, acht Straußenfedern auf den Hüten, neigten würdevoll die Gesichter über die Miniaturgesangbücher und beteten inbrünstig und lang. Da folgten ihnen schwerfällig mit knackenden Stiefeln die wohlgenährten Gatten, die in den Cylinderhut hinein zu Gott beteten. Da schlichen zu den vordersten Bänken die Presbyter, altmodische Gestalten mit einem schwarzen Knötchen unter dem Klappkragen, den Bart seltsam verschnitten, mit einem Ausdruck um den blutlosen Mund, der einen frieren machte. In diesem frommen Tale war die erste Predigt eines neuen Geistlichen etwas wie ein gesellschaftliches Ereignis.

Durch eine Tür der Sakristei betritt Daniel die Kanzel. Ganz frei schwebt diese an der kahlen Wand. Unter ihm, über ihm dehnt sich ein ungeheurer leerer Raum. An solche Dimensionen nicht gewöhnt, fühlt er sich schwindelig. Mit dumpfem Brausen dröhnt die Orgel in seinem Ohr. Die Töne verhallen langsam, qualvoll langsam, es wird stiller, der Raum erscheint dadurch noch leerer, und eine angstvolle Leere ergreift ihn selbst. Jetzt ist der letzte Laut erstorben, er hebt den Kopf auf, merkt, wie tausend Augen ihn anstarren, und sagt mit der matten

Stimme eines Schwerkranken: „Höret das Wort Gottes, wie es geschrieben steht im Evangelium — im — Evangelium —“

Er stockt. Das Textwort ist ihm entfallen. Kein Wort weiß er von dem, was er predigen soll. Kalter Schweiß bricht aus seiner Stirn. Da sieht er plötzlich, als schwebte sie vor ihm in der Luft, die Bibel aufgeschlagen und erblickt ganz deutlich Worte, die er gestern in seinem Hotelzimmer flüchtig gelesen hat. Diese spricht er nach, soweit sie in seinem Gedächtnis haften: „— wie es geschrieben steht im Propheten Jesaias im ersten Kapitel, Vers eins bis fünf, also lautend: Höret, ihr Himmel, und merke auf, o Erde, denn Jehovah redet: Kinder hab' ich großgezogen und emporgebracht, sie aber sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennt seinen Besitzer und ein Esel die Krippe seines Herrn, Israel kennt ihn nicht, es hat Jehovah verlassen und mehret Abfall. Das ganze Haupt ist krank, und das ganze Herz ist siech. Sie ist zur Metze geworden, die treue Stadt, sonst der Gerechtigkeit voll, das Recht erhoben in ihr und jetzt Mörder — — jetzt Mörder.“

Diese Worte wiederholt er, während ein krauses Lächeln, etwas wie ein Krampf durch sein Gesicht zuckt. Dann spricht er weiter, immer in diesem matten, herzzerreißenden Ton, wie im Fieber, wie im Traum. Er hört seine eigene Stimme, die ihm fremdartig und verwunderlich entgegenhallt. Er weiß nicht, was er sagt. Er ist es gar nicht selbst, der spricht, sondern ein anderer. Er schildert nun die Zustände, in denen Israel sich befand, als der große Bußprediger auftrat. Aber plötzlich springt er mitten in die Gegenwart und beschreibt die Eindrücke, die er in den letzten Tagen auf den Straßen gesammelt hat: dies friedlose Hetzen, diese blassen Gesichter, diesen wüsten Lärm der Kneipen, wo man mit Branntwein das Gewissen betäubt. Dann sagt er scheinbar ohne allen Zusammenhang: „Ich will euch eine Geschichte erzählen —“

Atemlos lauschend recken die Zuhörer die Hälse. Geschichten sind für sie die Würze der Predigt. Sie hören nichts lieber als das. Bebend, in abgerissenen Sätzen fährt er fort: „Da kam jetzt kürzlich ein Mann zu mir — ein Mann, der ein schweres Verbrechen, einen Mord, begangen hatte. Er hatte Furcht vor der Strafe und wollte sich nicht stellen. Aber irgend jemandem mußte er sein Verbrechen erzählen. Denn so stark ist kein Mensch, daß er so was allein mit sich herumschleppen könnte. Deshalb kam er zu mir, um zu beichten —“

Er fährt sich über die Stirn, seine Hand ist naß von Schweiß, als wäre sie in Wasser getaucht.

„Ich hab' ihm ins Gewissen geredet: Geh, und gesteh! Mach dich frei von deiner Last! Er hat auch gewollt, er war schon auf dem Weg — aber dann hat er nicht gekonnt. Seine Furcht vor den Menschen war zu groß. Dem Gericht ist der Mensch entgangen. Aber glaubt ihr, er wäre nicht bestraft?“ Er beugt sich herunter und scheint jedem einzelnen mit seiner aufgeregten und atemlosen Fieberstimme ins Ohr zu flüstern: „Glaubt ihr das wirklich? Dem irdischen Gericht ist er freilich entgangen. Aber — Gott hat ihn sich geholt. Mein ist die Rache, spricht der Herr. Denn nur er weiß, was Rache ist. Was wir Menschen an Qualen ersinnen, ach, das ist erbärmliche Stümperei. Aber Gott — der versteht sein Handwerk! Der schlägt den Schuldigen ans Kreuz des eigenen Gewissens. Das foltert ihn. Die Hölle im Herzen trägt solch ein Mensch. Bejammernswert ist er!“ Wie einen letzten Verzweiflungsschrei hat er das herausgestoßen. Nun starrt er ins Leere, hat alles um sich her vergessen und spricht ganz allein, mit sich selbst: „Aber warum gesteht er nicht? Das ist das Rätsel! Wenn man ein Geschwür hat, geht man zum Arzt. Aber dies Geschwür der Seele — deswegen geht man nicht zum Arzt. Deswegen sitzt man lieber im Zimmer, wacht, wenn Nachts alle schlafen, und brütet über die Aussichten, die man hat, um frei zu kommen. Aber was nützen mir alle Chancen? Komme ich vor mir selbst frei? Jede Stunde, unaufhörlich klag' ich mich an, ich —“

Es ist, als wenn er plötzlich aus einem Traum erwachte. Noch bewegen sich die Lippen konvulsivisch weiter, während die Stimme versagt. Was in dem Menschen auf der Kanzel vorgeht, begreifen die Zuhörer nicht. Aber sein Entsetzen teilt sich ihnen unwillkürlich mit. Eine Spannung

ohnegleichen liegt auf der ganzen Kirche. Ein unterdrücktes Schluchzen und Stöhnen. Ein Grauen, in das sich Wollust mischt. Ein junges Mädchen hat sich aufgebäumt, als müßte es im nächsten Augenblick in hysterische Krämpfe fallen.

Ein Ausdruck tödlicher Ermattung, wie nach einer übermenschlichen Willensanstrengung, hat sich auf Daniels Gesicht gelegt, der in ruhigerem Ton fortfährt: „Hundertfachen Tod hat dieser Mensch erlitten."

Weiter schildert er die Qualen derer, die von Gott abgefallen sind, und gebraucht unwillkürlich wieder die Worte des Propheten: „Von der Fußsohle an bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihnen, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Öl gelindert sind."

Begeistert hängen die Leute an seinem Mund. Sie lieben solche grellen Bilder. Sie lieben es, wenn man in ihren Nerven wühlt. Es wird ihnen so wohl, wenn man ihnen die Hölle ausmalt. Und mitten in alle Angst, in alles Entsetzen mischt sich ein Gefühl rasender Bewunderung für diesen unvergleichlichen Prediger.

Aufatmend stimmt die Gemeinde nach beendigter Predigt das Lied an, während er von der Kanzel steigt und die Qual, von der er sich nicht erlöst hat, mit sich hinunterschleppt.

* *
*

Noch am selben Nachmittag kamen zu Daniel mehrere Presbyter, um ihn zu einer Sitzung einzuladen. Auch die nächsten beiden Tage war er durch Besuche und Besprechungen sehr in Anspruch genommen. Er erledigte all seine Pflichten mit der unbewußten Sicherheit eines Nachtwandlers. Während er scheinbar ganz klar und nüchtern redete und zuhörte, führten in seinem Inneren Stimmen über ganz andere Dinge Zwiesprache miteinander. Als er Dienstag abend in das Vereinshaus zurückkehrte, fand er ein Telegramm von Marianne vor. Seine Mutter war ganz plötzlich am Herzschlag verschieden. Über den Verbleib seines Bruders fehlte bis jetzt jede Spur.

Die erste Nachricht gewährte ihm, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, Erleichterung. Es war immer einer seiner schrecklichsten Gedanken gewesen, daß seine Mutter von der Tat erfahren würde. Jetzt war das ausgeschlossen. Ein Teil seiner Last war beseitigt. Die zweite Mitteilung war zugleich schlecht und gut. Die Entscheidung über sein Schicksal war so hinausgeschoben und seine Qual verlängert, gleichzeitig aber sagte er sich, daß, je später man den Leichnam entdeckte, man auch desto schwerer die Todesursache konstatieren könnte. — —

Das erste, was Daniel nach seiner Ankunft erfuhr, war, daß man seinen Bruder gefunden hatte. Unweit Schwarzhasel war der Körper, nachdem er fast acht Tage im Wasser gelegen hatte, gelandet. Herr Krall, der ihn vom Bahnhof abholte, stellte den Tod zuerst als einen Unglücksfall dar. Aber durch weiteres Fragen gewann Daniel die Überzeugung, daß der Apotheker wie auch die anderen Leute mehr an Selbstmord glaubten. Der Leutnant hatte Briefe hinterlassen, die darauf hindeuteten. Schonend erwähnte Herr Krall, daß der Verstorbene bedeutende Schulden gemacht habe und auch mit der Kasse seines Barons nicht so gewissenhaft umgegangen sei, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Er deutete an, daß hierin vielleicht eine Erklärung für den rätselhaften Tod zu finden sei.

Daniel hörte diese Mitteilungen schweigend an, ohne eine Antwort zu geben, nur die Geldangelegenheit versprach er sofort zu regulieren. Seltsam, anstatt daß sein Herz sich erleichtert fühlte, ergriff ihn neues Grauen. Furchtbarer als je kam ihm zum Bewußtsein, daß er seinem Schicksal nicht entgehen würde.

An demselben Tage, an dem er Morgens seine Mutter bestattete, wurde Nachmittags sein Bruder auf dem Dorffriedhof von Schwarzhasel zu Grabe getragen. In aller Stille, ohne großes Gefolge gewährte man ihm ein kirchliches Begräbnis, denn der Selbstmord war ja nicht bewiesen. Nicht der leiseste Verdacht wurde gegen Daniel geäußert, ja all die Leute, die zum Leichenbegängnis seiner Mutter gekommen waren, sprachen mit ihm nicht einmal von dem Verstorbenen. Es war, als wenn ein allgemeines Abkommen getroffen wäre, ihn zu schonen und die Sache mit Stillschweigen zu begraben.

Es war Abend geworden, das Pfarrhaus hatte sich geleert. Von den Leidtragenden saß nur noch die Krallsche Familie im Eßzimmer versammelt. Die Kinder hockten um den runden Tisch und verzehrten mit kummervollem Wohlbehagen belegte Butterbröte.

Daniel wanderte unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab und dachte an Marianne, die am Morgen während der Trauerfeier ohnmächtig geworden war. Da trat diese selbst ein.

„Stör' ich dich?"

„Durchaus nicht. Wünschst du etwas?"

„Wenn ich dich nicht störe, möchte ich einen Augenblick mit dir sprechen."

„Nimm, bitte, Platz!" Er erstaunte über seine Handbewegung, mit der er sie zum Niedersitzen aufforderte — wie eine Fremde.

„Ich wollte dich nur fragen" — beim Sprechen hob sie mühsam die Brauen hoch, als wenn es ihr schwer fiele, die Gedanken zu sammeln —, „es ist dir wohl recht, wenn ich morgen mit meinen Eltern nach Haus reise?"

„Gewiß."

„Den Küchenzettel hab' ich gemacht für die nächsten Tage. Minna weiß Bescheid. Wenn was fehlt, kannst du sie ja fragen."

„Wann denkst du zu reisen?"

„Morgen."

„Mit dem Neun-Uhr-Zug?"

„Ja."

„Dann mußt du doch heute noch packen."

Sie nickte. „Ja, ich muß noch packen. Das heißt, die Koffer sind schon gepackt — sie sind noch gar nicht wieder ausgepackt."

Das tiefschwarze Kleid machte sie noch blasser. Das strähnige, glanzlose Haar lag glatt gedrückt auf dem Kopf und fiel tief in die Stirn. Die zahllosen kleinen Härchen, die sonst nur wie zarter Flaum auf ihren Wangen geschimmert hatten, hoben sich jetzt ganz deutlich von der welken, gelben Haut ab. Etwas so Gramvolles und Müdes lag auf ihrem Gesicht, daß sie nur Mitleid erweckte.

„Ja — dann leb also wohl!" sagte sie nach kurzem Schweigen und erhob sich vom Stuhl.

Sie streckte ihm die Hand hin, die er zögernd kaum zu nehmen wagte. Immer mehr steigerte sich bei ihrem Anblick seine Bestürzung. Nicht sie war die Schuldige, sondern er. Mit welchem Recht hatte er ihr Leben vernichtet? Er hätte ihr die Freiheit geben müssen! Das huschte ihm jäh und verwirrend durch den Kopf, wie etwas Unmögliches, Undenkbares, was aber doch die Wahrheit war.

„Bleib doch noch!" murmelte er.

„Wenn du willst."

Beide setzten sich. Er starrte ins Dunkle, den Gedanken nachgrübelnd.

„Wär' es nicht besser, du reistest in ein Bad?"

„Ich möchte nicht unter Fremde, lieber nach Haus."

„Wie lange denkst du fortzubleiben?"

„Ich weiß nicht. Das — hängt davon ab."

„Wovon?"

„Von — ach, von so vielem."

„Marianne" — er sprach düster, gepreßt, er schien gewissermaßen seine Worte nur anzudeuten —, „hast du schon daran gedacht, was werden soll?"

Sie wandte ihm langsam das Gesicht zu, ihre bis dahin versunkenen Augen starrten ihn groß und grell an.

„Weißt du das?"

Brütend und in hoffnungslosem Schweigen saßen sie da: zwei Menschen, die plötzlich von der Lebensstraße in einen dunklen Abgrund gefallen sind. In diesem Augenblick stieg aus der Tiefe ihrer beiden Seelen, ihnen selbst nicht klar bewußt, ein gemeinsamer Wunsch auf: ihre Schuld und ihr Leid zusammenzuwerfen und miteinander die Last zu tragen. Aber sie sahen keinen Weg einer zum anderen.

„Du kannst ja schreiben," murmelte er.

„Gewiß — ich werde schreiben."

Wieder versanken sie in Schweigen. Nach einer Weile aber fragte sie, so leise, daß er glaubte, er hätte diese Worte nur in seiner Einbildung gehört: „Hast du mir eigentlich nichts zu sagen?"

Erschrocken blickte er auf. Eine unheilvolle Drohung lag in ihrem Blick, wie sie ihn von unten her ansah. Da ging in seinem Inneren wieder diese plötzliche Veränderung vor, wie schon so oft, als wenn ein Rad plötzlich aufgehalten und dann in entgegengesetzter Richtung gedreht würde.

„Ob ich dir was zu sagen habe? Es dürfte wohl eher umgekehrt sein."

„Meine Schuld und was ich tun wollte, das hab' ich dir gestanden."

„Und ich habe dir keine Schuld einzugestehen."

Ein nervöses Zucken lief über ihre Augendeckel, sie fuhr zusammen und machte eine heftige Bewegung, erwiderte dann aber nichts. Eine ganze Weile hielt er sie noch lauernd im Auge mit dem bösen Blick eines Tieres, das einen Angriff erwartet und sich durch einen Gegenangriff wehren will.

„Ja — ich weiß nicht, was werden soll," sagte sie schließlich, indem sie sich matt erhob.

„Laß Gott nur sorgen. Der wird's schon wissen."

Sie zuckte die Achseln, schien sich zu wundern und ihn nicht zu verstehen. Dann ging sie, ohne ihm die Hand zu geben, hinaus.

(Schluß folgt.)

Bäume am Morgen

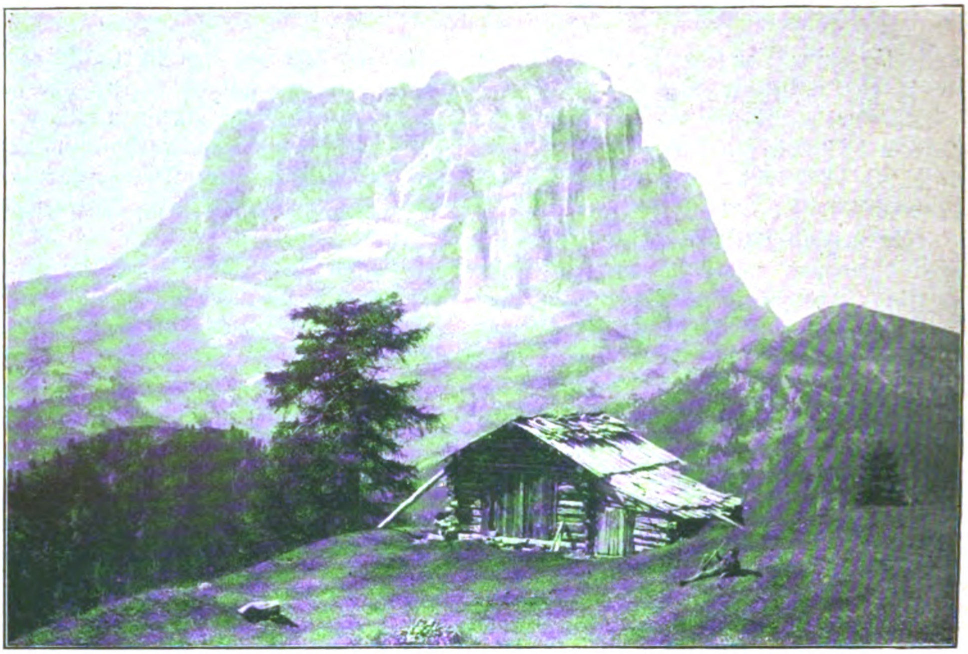
Vor meinem Fenster blaut ein neuer Tag —
Ich sehe, wie im Feld die Bäume stehn,
Die Arme zitternd auf zum Himmel heben,
Daß sich in ihrer Schalen grüne Pracht
Das Licht ergieße, das vom Himmel strömt,
Und drin behalten bleibe und ins braune
Breite Ackerland nicht sinke.

Vor meinem Fenster seh' ich so die Bäume
Und fühle fast, wie sie im Innern beben,
Und wie in ihrer Wurzeln tiefem Grund
Ein heißer Puls schlägt, der zum Himmel jauchzt:
Wir trinken Licht, Licht, Licht! das uns hernieder,
Zu Kraft und Leben uns die Sonne gibt!
Uns, uns, daß überm Staube,
Hoch über graue Scholle wir es halten,
In Reinheit, wie es rein gespendet wird. —
Ein leiser Wind — die grünen Schalen beben —
Und schwanken schwer — und aller Glanz
Fließt auf des Ackers braunen, rauhen Grund.

So seh' ich's jeden Tag, der auf die Erde
In junger Herrlichkeit herniederblaut,
Und seh' die Bäume ihre Arme breiten,
Und seh' die Glut aus ihren Schalen stürzen,
Doch stets von neuem sich die Hände heben ...

Mir aber sind die Arme schlaff und müde,
Sie faßten nichts, sie durften nichts behalten,
Ihr Sonnenlicht verschlang das Alltagsgrau.

Wilhelm Holzamer



Der Langkofel (3178 Meter).

Ein Kleinod Tirols

Von

Fritz Benesch

(Nachdruck ist untersagt.)

Wer den Brenner südwärts hinabfährt, erblickt bald hinter Brixen linker Hand ein freundliches Dörfchen, die Häuser eng aneinander geschlossen und halb hineingedrängt in eine schattige Waldschlucht. Es ist Waidbruck, überragt von der Trostburg, die Schlucht aber das Grödnertal, das hier so unscheinbar aussieht, als wäre es einer der kurzen Gebirgsgräben, wie sie zum Eisak herabziehen. Die anmutige Landschaft gewinnt durch die Erinnerung an einen der Besten des Mittelalters einen eigenen Reiz. Sie ist die wahrscheinliche Heimat Walthers von der Vogelweide, des großen Minnesängers, dem man in Bozen ein Denkmal gesetzt hat. In dem Bauernhof links ober dem Dorf verlebte er, wenn die neuesten Forschungsergebnisse recht haben, die Jahre der Kindheit.

Durch die Ortschaft zwängt sich die Reichsstraße, von den winkeligen Häusern bald links, bald rechts hin gedrängt, und senkrecht darauf mündet die einzige Nebenstraße des Dörfchens, ebenso eng und nach wenigen Schritten durch ein Gitter geschlossen. Das Tor tut sich von selbst auf, ein Kopf guckt durch den Schalter, um das Mautgeld zu fordern, dann fliegt es krachend hinter uns zu. Wir sind abgeschnitten von der Welt und ihrem Getümmel, kein Haus mehr vor uns, nur Wald, die ganzen Bergseiten hinauf, und der schäumende Wildbach zur Linken. Tosend stürzt dieser über die Riesenblöcke des Bettes, daß man die eigene Stimme kaum hört, dann wieder quillt es klargrün durch rotes Gefels, und in das dumpfe Gemurmel mischt sich das Schellengeläute der Pferde.

So geht es fast eine Stunde hinan, bis das erste Gehöft vor uns auftaucht. Jetzt treten die Steilhänge zurück und enthüllen uns Bilder von dem warmen, südlichen Ton

der Landschaft am Eisak. Den Laubwald, der ohne merkliche Pflege gedeiht, durchbrechen schon einzelne Flecken von Ackerland; Wiese und Weide, der prächtige Nußbaum, die Edelkastanie und andere Gewächse des Südens umringen malerisch die verstreuten Gebäude, und über dem Ganzen erhebt sich in der Richtung taleinwärts ein roter Koloß, genau von der Farbe der Blöcke im Bach. Das gedämpfte Blutrot der Felsen, die violetten Schatten dazwischen stimmen herrlich zum blaßgrünen Gehänge mit den weißen Pünktchen, den Häusern, darauf. Die Straße wird steiler und erklimmt eine Stufe an der Knickung des Tales. Mit dem Augenblick, wo wir in die neue Richtung hineinsehen, wechselt die Landschaft. Verschwunden ist das heitere Bild; die Talseiten treten zusammen, richten sich hoch auf, und in dem ernsten Tor aus Tannenwald und schwarzgrauen Wänden erscheint der Langkofel, fern noch, aber riesengroß und fabelhaft an Gestalt.

Wir stehen am Fuße des roten Gebirges, des Raschötz, und die Straße windet sich gleich dem Bach durch einen Bergsturz, der in vorgeschichtlicher Zeit aus der Höhe gekommen. So hat sich, weil die Talsohle verlegt war, ein Stausee gebildet, wovon heute noch der Geröllplan Pontifes Zeugnis gibt. Aber bis jener verschwand, war das Tal nicht zu passieren; ein armseliger Saumpfad querte, knapp davor ausbiegend, die nördliche Lehne und stieg dann erst über den Rücken von Layen zum Eisak hinab. Das Untertal mit seinem Urwald und dem tosenden Wildbach war also noch weglos, der versteckte Bergpfad aber fiel den Fremden kaum auf. So kam es denn, daß Gröden trotz der Nähe der Heerstraße am Eisak von der Völkerwanderung verschont blieb und heute noch Reste der uralten Rätier als Ladiner beherbergt.

An dreihundert Schritte querüber und fünfmal so viel in die Länge mißt die steinige Fläche, und wie in der Ebene durchschlängelt sie saumselig der verstummende Bach. Wir sind sechshundert Meter über Waidbruck, und merklich kühlere Luft zieht aus der Schlucht. Bei einer reizenden Gruppe von Häusern biegt das Tal wieder nach links, die Straße steigt zunächst durch ein Wäldchen, da mit einem Mal schweift der Blick über das weit offene Gröden hinauf bis an die äußerste Grenze, zur Steilwand der Sella. Jetzt noch ein Stückchen, dann um die Ecke herum, und am Grunde des Beckens liegt der Hauptort St. Ulrich. Die ganze Weite des Kessels ist mit Häusern besät, fast alle stockhoch und wie planlos hier und da hingemauert in die frischgrünen Wiesen. Nur um die Kirche bilden sich Gruppen mit reizenden Gärten dazwischen. Insgesamt sind sie stattlich, auch die Bauernhäuser hoch oben am Waldrand, und ein hübscher Giebel verleiht ihnen ein villenartiges Aussehen. Dicht gedrängt schauen aus den Fenstern buntfarbene Blumen, meist Astern und riesige Nelken, und schmücken gleich Blütensträußen die reinliche Hauswand. Vor allem befremdet die Höhe der Bauten, die den Wohlstand wie kaum etwas anderes verrät. So wie das Tal vor uns liegt, weit geöffnet, mit sanft ansteigenden, riesigen Flanken, smaragdgrün bis zum dunkleren Wald, erscheint es uns wie ein Teppich, worauf man zahllose weiße Würfelchen gestreut, planlos durcheinander, nur in der Mitte dichter beisammen und mit Reihen von Pünktchen, den Fenstern, besetzt. Auf das anmutige Bild aber schaut ernst und riesengroß der Langkofel herein.

Beim Hotel „Mondschein" bilden die Häuser schon eine Gasse. Links steht eines mit Veranda und einer Aufschrift über dem Tor, die besagt, daß hier ein Bildhauer wohnt. An der sonnigen Wand lehnen, hergerichtet zum Trocknen, Heiligenstatuen aus Holz, zum Teil roh behauen, teilweise bemalt und im allgemeinen überraschend schön, wenngleich an Schablone erinnernd. Der Verfertiger ist einer der vielen, die hier in Gröden ihr reinliches Gewerbe betreiben. Unter ihnen gibt es auch Künstler, die ihren Werken innerlich Empfundenes aufprägen, allein sie sind selten gegenüber der großen Menge, die gewerbsmäßig schnitzt. Man ist erstaunt, in weltentlegener Gegend regen Gewerbefleiß so seltsamer Art zu finden. Das kam so. Zwei Grödner, bera Christl da Ciancell und Mattiö da Blesch, brachten im siebzehnten Jahrhundert das Schnitzhandwerk, das sie in der Fremde gelernt hatten, nach Hause und setzten es da mit großem Erfolg fort. Holz der besten Gattung, bildsames Zirben=

holz, hatten sie mehr als genug, denn die Urwälder ringsum an der Grenze des Baumwuchses bestanden daraus. Und was den zweien Geld eintrug, lockte andere an, es auch so zu machen. Talent und kaufmännischer Sinn schienen ja seit jeher in den Grödnern zu stecken. Heute „schnitzelt" fast alles, ja die Schnitzwut hat auch die Nachbartäler ergriffen. Von Fassa bis nach Cortina hinein wird das Handwerk betrieben, aber Gröden steht an der Spitze. Hier wird das Beste geleistet, und die Ware, die meist zur Ausschmükkung der Kirchen dient, geht in alle Länder der Welt. Als ich einmal im Winter nach St. Ulrich hinauffuhr, da begegnete mir unweit Pontifes ein Zug von zwölf hochbeladenen Schlitten. Ein großer Altar, in Stücke zerlegt und wohl verpackt, ward zur Bahn transportiert, um auf Hawai neue Christen zur Andacht zu stimmen.



Straße in St. Ulrich.

In so großem Stile betreibt man die Schnitzerei an keinem zweiten Orte Europas. Wen wir von den Einheimischen treffen, fast jeder ist Bildhauer, Maler oder wohlgenährter „Verleger", und so viel gibt es zu tun, daß man auch Fremde berufen hat. Die Ausfuhr beträgt heute mehr als siebenhunderttausend Kronen im Jahr. Der Wohlstand ist überall zu erkennen an den stattlichen Häusern, der guten Kleidung der Leute und deren Gesprächen, wie geringschätzig sie oft über Geldsummen reden, die in Gebirgsdörfern schon Reichtum bedeuten. Ja, einige Grödner sind auch nach städtischen Begriffen schwer reich, freilich „Verleger". Der Umfang der Hausindustrie ist großartig zu nennen, denn nicht bloß den Berufsbildhauer, auch den gewöhnlichen Bauer trifft man zeitweise beim Schnitzen. Im Winter, wenn die Feldarbeit ruht, kommt neues Leben in die getäfelte Stube. Da sitzen der Bauer, die Bäuerin, Kinder, Knechte und Mägde, kurz alle um den Schnitztisch und fertigen Berge von Spielwaren an. Zwar werden es keine Kunstwerke, was sie da mit erstaunlicher Fertigkeit aus dem Holzstückchen graben, aber mehr kann man mit bestem Willen nicht leisten, wenn der „Verleger" für das Dutzend vierzölliger Pferdchen vierzig Heller bezahlt. Da muß es schnell hergehen, daß man die Finger kaum sieht. Und diese Menge von Spielwaren, die da erzeugt wird, muß die Welt überschwemmen. Am Sonntag nach Weihnachten ist in Stern bei Plan, im hintersten Winkel des Tales, großer „Pferdemarkt". Da kommen die Enneberger und Fassaner übers Gebirge, und ihre Tragtiere sind hoch beladen mit großen Ballen Tausender solcher Spielereipferdchen. Die „Verleger" kaufen nun ein und decken den Jahresbedarf an Waren, die die talentierteren Grödner nur im Notfall verfertigen. Diese selbst schnitzen meist Heiligenstandbilder und Kruzifixe, kurz alle besser bezahlten Artikel.

Das hübsche Handwerk weckt den Sinn für Fleiß, Reinlichkeit und Ordnung, die Hauptvorzüge der Grödner. Die Reinlichkeit zeigt sich am Zustande der Häuser außen und innen, an der Nettigkeit im Garten, im Hof und in der getäfelten Stube, dann aber auch an der sauberen Kleidung, einer merkwürdigen Tracht, die eher befremdet als Gefallen erregt. Die turbanartige Cazina und die dickgepolsterten Ärmel der Frauen wirken fast komisch. Alles ist schwarz bis auf den farbigen Brustlatz und die schillernde Schürze. Letztere scheint in der Farbe die Person zu verkörpern, denn so viele Grödnerinnen, so viele verschiedene Schürzen gibt

es im Tal, und keinem Krämer gelingt es, von einem Muster mehr als ein Stück zu verkaufen. Weit hübscher kleiden sich jüngere Frauen und Mädchen. Die farbigen Unterärmel, die Manegins, und der aufgebogene Stehkragen sind da Stücke von auffallender Anmut, und das zierlich geflochtene Haar umrahmt nicht selten ein hübsches Gesicht. Weniger läßt sich von den vollbärtigen Männern mit den schlau blinzelnden Augen erzählen. Ihre Tracht ist so gut wie verschwunden, und nun kleiden sie sich einfach dunkel bis an die Schuhe, ganz wie die besseren Bauern des Flachlandes. Kniehosen tragen nur Bergführer und Jäger.

Die auffallendste Eigenheit der Bewohner von Gröden ist ihre Sprache. Auf flüchtiges Hinhorchen meint man eine italienische Mundart zu vernehmen, und doch stehen die Lautformen dem Altfranzösischen und Spanischen näher. Hört man aber langsam und deutlich Redenden zu, dann mutet es einen so sonderbar, fremdartig an, als klängen da Sprachlaute aus uralter, verschollener Zeit.

Der Wagen fährt die letzte Wegsteile hinan und über eine steinerne Brücke zum Platz vor der Kirche. Lauter prächtige Bauten stehen da umher, die Post, das Schulhaus und die beiden großen Hotels. Hinter der Kirche geht es wieder hinab, auf den ebenen Antoniboden, und überall stehen mehrstöckige, saubere Häuser. St. Ulrich zählt deren dreihundert mit etwa achtzehnhundert Einwohnern, die aber nicht durchweg aus Grödnern bestehen. Man hat bessere Kräfte von außen berufen und eine staatliche, sowie eine Privatschule erbaut. An beiden kommt man vorbei, dann steigt die Straße abermals an, verläßt den Talgrund und schneidet auf eine Stunde den linksseitigen Hang. Hoch oben blickt von der Lehne das Grohmanndenkmal herab, ein roh behauener Porphyrblock mit Medaillon, das die akademische Sektion Wien des Alpenvereins dem Erschließer der Dolomiten verehrt hat. Nun kommt die Maut, die Grenze St. Ulrichs. Aber die Häuser nehmen noch immer kein Ende. Stets ist vorn eines in Sicht, bald ein Bauerngehöft, bald das Haus eines Bäckers, Schuhmachers, Schneiders, und alles ist sauber und geschmackvoll gebaut. Reizende Rückblicke auf St. Ulrich verkürzen den Weg, aber auch vorn regt sich's im Bilde. Die Langkofelgruppe steigt über die Berge, und er, der Große mit seinen Trabanten, steht drohend vor uns.

Des weiteren stößt links eine Felsbank zur Talsohle vor, drängt die Straße hinunter, und während ein Bach über die Wände herabstürzt, teilt drüben eine Waldschlucht den Hang. Und in den Einschnitt stellt sich breit und mächtig ein Felsberg, der Molignon, der nördlichste Ausläufer des Rosengartens bei Bozen. Der Langkofel ist hinter die Waldberge versunken, doch wie sich der Weg wieder hebt, taucht er, noch näher, riesengroß auf, und zurückblickend gewahrt man ein reizendes Dorf, Sta. Christina in Gröden. Es liegt auf der Plattform oberhalb der Felswand: wieder ein Häuserkomplex um die Kirche, und das übrige



Ein Grödner Künstlerheim.

weithin verstreut über das Tal, von der Bachsohle bis hoch hinauf in den Wald und bergeinwärts, so weit man nur schaut. Malerische Gruppen umdrängen die Straße, so bei der Post und weiter oben in Dosses, einer Ansiedelung mit Wirtshaus. Und im

Hintergrunde der lieblichen Landschaft steht seit dem Wiederansteigen der Straße ein neues Gebirge, die Cirspitzen, ein schräg aufsteigendes Horn im Profil, und die rotbraune Steintafel des Monte Soura.



Sta. Christina gegen die Rotspitzen.

Die Cislesalpe mit der Geislergruppe, das nahe Giandevavesplateau unter dem Langkofel und der Talhintergrund sind für jeden, der nur gesunde Beine besitzt, unschwer erreichbar. Auch an kleineren Spaziergängen mangelt es nicht. Da schaut jenseits des Grödnerbaches die alte Fischburg von einer Anhöhe herunter, das Ziel eines der beliebtesten Ausflüge. Wie die Trostburg bei Waidbruck, so wurde auch sie von den Wolkensteinern errichtet, angeblich als Ersatz für das zerstörte Felsenschloß am Eingange des Langen Tales. Von Forellenteichen in der Nähe erhielt sie den Namen und soll den Grafen zum Sommeraufenthalt gedient haben. Heute beherbergt das schöne, nun ganz verwahrloste Gebäude Ortsarme der Gemeinde Christina, der es Graf Leopold zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geschenkt hat.

Gleich hinter Dosses entfernt sich die Straße vom Grödnerbach, schwenkt gegen ein Seitental, aus dessen Hintergrunde die Geislerspitzen hervorschauen, und schneidet die Böschung in steilerem Anstieg. Um das Bächlein links unten gruppieren sich Häuser, beleben den Hang bis zum Fahrweg und höher hinauf, und selbst über den Rand der rasigen Plattform zur Rechten lugen Mauern und schwärzliche Dachecken neugierig herab. So erklimmt die Straße einen glacialen Querriegel des Haupttales, den der Grödnerbach in einer tiefen Waldschlucht durchschneidet. Wechselnde Bilder verkürzen den Anstieg, und eine Viertelstunde hinter Dosses ist die Kammhöhe erreicht.

Vor uns liegt das Obertal, der Kessel von Wolkenstein mit der Sella. Eine weite Flachmulde aus hellen Wiesengründen zieht im Bogen zwischen Waldlehnen gegen den herrlichen Berg, der nun zum erstenmal nahe vor uns steht. Ein Hügel zur Rechten gewährt bessere Fernsicht. Ungehindert schweift hier der Blick talauswärts bis nach St. Ulrich, in der Tiefe rauscht der Grödnerbach, von winzigen Häuschen umgeben, durch die Waldschlucht Da Rives, dann steigt der Hang, mit Tannen besetzt, hoch und immer höher hinauf über die Hügel der Fischburg zu den unabsehbaren Almen, und über dem Ganzen thront, frei aufragend, der gewaltige Langkofel. Hier auf Col dalla Pelda war einst die Richtstätte von Gröden. Da mag dem Missetäter der Abschied von seiner schönen Heimat doppelt schwer gefallen sein, und es mutet wie eine Verschärfung der Strafe an, daß man zur Vollstreckung just einen der schönsten Plätze im Tale gewählt hat. Zur selben Zeit stand bei der Brücke in Dosses der Pranger, mit dem



Im Langen Tal.

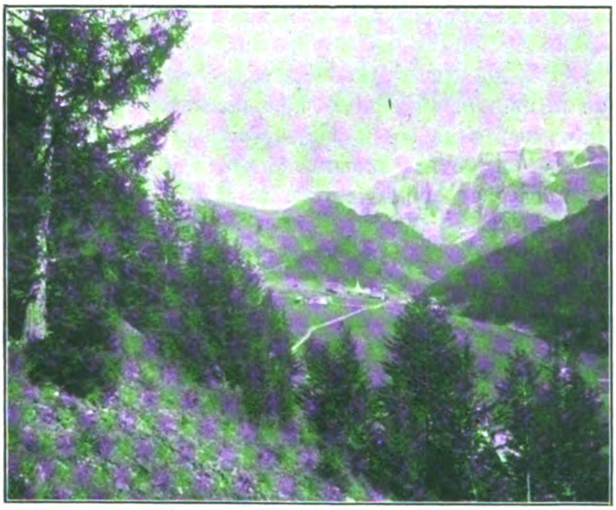
man leichtere Vergehen, wie den nie aussterbenden Zank alter Weiber, vergalt.

Wir folgen der Senkung des Abhanges in den oberen Talkessel. Dort, wo dieser, mit herrlichen Wiesen bekleidet, die größte Weite erreicht, mündet von links her das Lange Tal. Ein flacher Grund mit lotrechten Wänden zu beiden Seiten, das ist in den Hauptzügen das Bild der riesigen Schlucht, die in der Vorzeit durch Einsturz entstand, indem ein Keil, ebenso breit wie das Tal, aus dem zusammenhängenden Plateau der heutigen Berge ausbrechend, in die Tiefe versank. Diese Katastrophe der jugendlichen Erde beweisen die vorhandenen Bruchlinien und das Gestein des Talgrundes, heller Dachsteinkalk, der mit den Felsen der umliegenden Berggipfel genau übereinstimmt.

Das Tal ist von seltener Schönheit. Eine Stunde lang zieht es bergeinwärts gegen die schräg abfallenden Karrenfelder der Alpe von Puez, ehe die Steilmauern verflachen; dann erst weitet es sich an der Grenze des Waldes zum Kessel, einer großartigen Wildnis. Kein Haus, keine Hütte, kein Zeichen menschlicher Kultur außer der Pfadspur ist zu entdecken. Totenstill und feierlich ernst schaut der Talgrund wie ein weit geöffnetes Auge zum Himmel.

Am Eingang der Schlucht, dicht unter der lotrechten Wand der Stevia, steht die Ruine Wolkenstein. Wann sie da in die Nische gebaut wurde, weiß heute niemand, aber alt ist sie, sehr alt, denn schon zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war sie verfallen. Eine Urkunde aus dieser Zeit erzählt nämlich von einem Schaden, den der damalige Richter und Pfleger von Wolkenstein, Rudolf Peck, durch das einstürzende Gebäude erlitten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward es durch ein von der Decke der Höhle herabfallendes Felsstück zerstört. Das Schloß war übrigens nur zum vorübergehenden Aufenthalt der Besitzer bestimmt. Wenn es der alten Zeit an dem Sinn für eine Sommerfrische in solch einsamer, großartiger Lage gebrach, so haben wohl nur unruhige, kriegerische Zeiten die Grafen bewogen, dieses gut geschützte Felsennest bisweilen als Schlupfwinkel zu benützen. In der Erinnerung aber wird die Burg als die Geburtsstätte des Minnesängers Oswald von Wolkenstein immer eine ehrenvolle Stelle behaupten.

Der Talkessel von Wolkenstein ist eine einzige große Wiese, worauf die Häuser verstreut sind. Selbst die Kirche steht einsam inmitten des Grüns, und was die Ortschaft an Äckern und sonstigen Kulturen besitzt, tritt talauswärts zurück gegen den höheren Waldrand. Vornehme Schönheit prägt sich überall aus. Wir sind schon fünfzehnhundert Meter über dem Meere. Um das weiche Lichtgrün lagert der Wald, großstämmig, aber gelichtet,

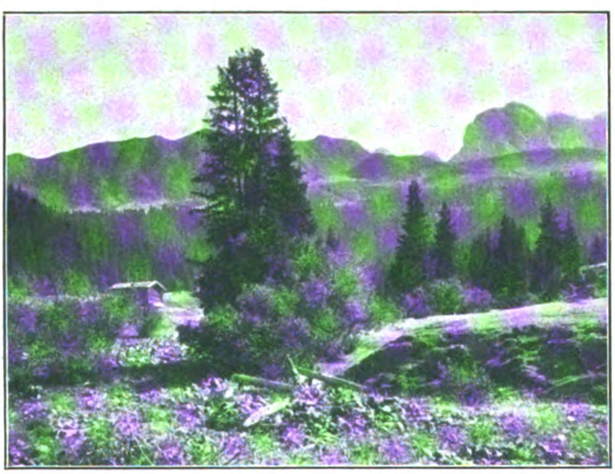


Wolkenstein mit der Sella.

und bekleidet die Hänge bis zu den nahen Almen. Deutlich sieht man mit freiem Auge, wie er sich zwischen den Sennhütten auflöst, das Geläute der Herden dringt schon herab von den ewigen Weiden; dann steigen die Felsen kerzengerade empor, rotgelb und grau, ohne entstellende Halden und nur vom reinlichen Mantel der Wiesen umsäumt. So ist es im Kessel von Wolkenstein, so in den letzten Verästelungen des Tales, unter dem Grödnerjoch und auf dem märchenhaft schönen Plan de Gralba. Da bäumt sich die Steilwand der Sella noch anderthalbtausend Meter empor und stellt sich breit in die

Quere als würdiger Abschluß des gottbegnadeten Tales.

Die Felsberge von Gröden stehen mit Ausnahme der Sella auf großen Terrassen, die sich zu beiden Seiten der Talfurche meilenweit ausdehnen. Als die jüngsten Sedimentgesteine der Landschaft schon aufgeschwemmt waren und, von alten vulkanischen Produkten, wie dem roten Porphyr des Raschötz, durchsetzt, auf dem Meeresgrund lagen, da war ganz Gröden noch eine einzige Platte aus dem Gesteine der Trias, worauf die Korallentierchen ihre Paläste errichteten. Die Riesenbauten waren schon zur Hälfte gediehen, da riß als Nachwirkung des erloschenen Vulkans von Predazzo ein Kraterspalt auf und zwar im Süden, auf der heutigen Kammhöhe der Seiseralpe, wo jetzt die Palaccia steht. Die Lava ergoß sich nordwärts, umfloß die großen Korallenberge und kam erst fern am Peitlerkofel zum Stehen. Die Korallentierchen ließen sich durch diese Vorgänge in ihrer Arbeit nicht stören. Freilich war ihnen das Erdgeschoß verschüttet und zum Keller geworden; doch jetzt bauten sie noch höher, ja sie vergrößerten dem unheimlichen Nachbar zum Trotz ihr Gebäude und errichteten über der angrenzenden Lava die gewaltige Grohmannspitze, die jüngste Bildung der Langkofelgruppe.



Der Melaphyrkamm der Palaccia von der Seiseralpe.

Die späteren Ausbrüche des Kraters waren schon schwächer, die Lava kam nicht mehr so weit, sie erstarrte jählings zu den schwarzen Felswüsten aus Melaphyr, die heute noch auf der Seiseralpe aus den Wiesen herausragen. Jahrtausende später hob sich das Ganze allgemach aus dem Wasser. Dabei hatten aber die Meereswogen noch Zeit, auf den Gipfeln der Berge das Gestein zu zerwühlen und den Schlamm als Dachsteinkalk in Schichten abzulagern, so auf dem Langkofel und mehr noch auf den Gipfeln der Gardenazza und Sella; dann aber traten sie dauernd zurück, und die Korallentierchen verdorrten. Frei ragten von da an ihre weißglänzenden Bauten in stolzer Pracht zum Himmel, nun dem Wetter und Frost preisgegeben. Aber noch war der Boden nicht ruhig. Ein Riß von Osten nach Westen bis über den Eisak entstand in der Erde. An der Stelle des Langen Tales versank ein Klotz von mehreren Kubikkilometern, und talauswärts zerbrach die Platte in zwei Stücke. Die südliche Hälfte bog sich infolge der Pressung an der Bruchlinie auf, woraus die beckenähnliche, zur Versumpfung neigende Form der Seiseralpe entstand, die nördliche aber sank am Spaltenrand ein, so daß sie dachartig gegen Süden hin abfiel. Daraus wurde der Raschötz und die jüngere Seceda samt den Almen von Cisles, und der äußere Rand dieser Platte ragt heute noch an der Fermeda da Soura mit einem zweihundert Meter hohen Überhang frei in die Luft. Der Anfang zum Grödnertal war mit dem Einbruch gemacht, die Erosion des abfließenden Wassers tat das Weitere, und nun überzog sich die fruchtbare Lava mit Urwald und Wiesen.

Heute noch stehen die großen Paläste der Korallentierchen zum Teil in demselben Umfange da wie ehedem unter dem Meere. So findet sich krustenartige Übergußschichtung als einstiger Verputz dieser Bauten an der Ost- und Westflanke der Langkofelgruppe. Die Erosion aber hat das Gebirge nach allen Richtungen hin zersägt, hat Rinnen und Schluchten gegraben, Türme und Coulissen vom Bergkörper

getrennt und so ein Relief geschaffen, wie es vielgestaltiger in keinem Teile der Alpen mehr vorkommt. Besonders die Geislergruppe am Nordrande der schrägen Platte ist in einer Weise zerklüftet, die in den Gebirgen Europas ohne Beispiel dasteht. Hier gibt es nicht mehr Berge mit Türmen und scharfkantigen Graten besetzt, hier sind die Berge selbst von oben bis unten Coulissen, Türme und Nadeln, die dicht gedrängt, einer hinter dem anderen, in einer Reihe dastehen, lotrecht und bald wie ein Kirchturm gestaltet, bald wie ein Daumen von gigantischer Größe, wie ein Hahnenkamm, ein thronartiger Sessel oder ein Haus mit sehr steilem Dach und gegabeltem Schornstein — und das alles mauergleich aus den Wiesen aufragend, hier kerzengerade, dort zurückgelehnt oder vornübergeneigt wie die Leichensteine auf einem uralten Friedhof.

Gute Saumwege führen zur Alpe, dann reichen die Wiesen bis dicht unter die Wände. Wir betrachten die Riesen, die da an fünfhundert bis tausend Meter hoch aufsteigen, ganz aus der Nähe. Sie umgeben das grüne Becken der Cislesalpe in weitem Halbkreis, schauen drohend auf die Hunderte von Almhütten herab, die über die wellige Fläche verstreut sind, überragen himmelhoch den letzten Wald, der sich in vereinzelten prachtvollen Zirben oder kleineren Gruppen davon zwischen die schützenden Hügel hineinlegt. Ein wogendes grünes Meer von Buckeln und Gruben, Kuppen und Trichtern liegt ihnen zu Füßen, mit samtenem Grün und Millionen Sternchen Edelweis überzogen und weithin offen gegen Mittag mit entzückender Fernsicht.

Hierher strömt alles, was echtes Hochgebirge mit leichter Mühe und ohne Gefahr aus nächster Nähe betrachten will. Zahlreiche Ausflügler aus den Ortschaften Grödens kommen herbei, meist Sommerfrischler, am Sonntag aber auch Einheimische, und beleben die Umgebung des Schutzhauses, das die Sektion Regensburg des Alpenvereins hier erbaut hat. Von da aus ergießt sich der Schwarm über die Wiesen. Viele son-



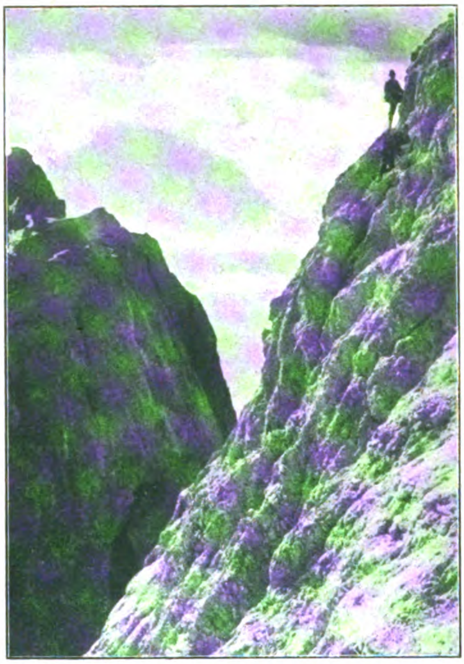
Die Geislerspitzen vom Cislestal.

nen sich auf dem Grün und pflegen der Fröhlichkeit bei Tanz und Gesang, andere suchen Blumen, pflücken Edelweis und rotglühendes Rhododendron, Naturschwärmer aber wagen sich dicht unter die Wände, um staunend zu den unermeßlichen Höhen aufzublicken, aus welchen mitunter schwache Rufe herabdringen. Da sucht alles mit Fernrohren und Feldstechern die kühnen Touristen, bis man die winzigen Pünktchen, die gleich Ameisen an der Riesenwand kleben, entdeckt hat. Man wird nicht müde, sie zu betrachten, wie sie sich langsam, mit äußerster Vorsicht von der Stelle bewegen, wie sie einander zurufen, Kommandoworte erteilen und oft eine Viertelstunde an einer schwierigen Stelle verharren, daß mancher der Zuschauer vor Gruseln das Glas aus der Hand legt.

Das interessante Schauspiel ist am häufigsten am Fermedaturme zu sehen. So heißt nämlich der zweite und höchste Gipfel der westlichen Zackenreihe, einer der beliebtesten Modekletterberge der Alpen. Seine kühne Gestalt, die unglaubliche Steilheit bei verhältnismäßiger Gefahrlosigkeit der Ersteigung lockt zahlreiche Helden jener Art an, die trotz mangelnder Ausbildung am sicheren Seile

des Führers oft das Schwierigste wagen und diesen wie die anderen Teilnehmer der Tour in Gefahr bringen. Wohl nur wenige dieser sonderbaren Naturschwärmer genossen, als sie bebend vor Angst am Seile herabrutschten, die großartigen Eindrücke. Der geübte Kletterer, der selbst an den gefährlichsten Stellen die Ruhe bewahrt, wird von dieser Tour die erhebendsten Eindrücke für sein Leben gewinnen.

Der Anstieg beginnt an der Südostkante des Turmes, folgt einer Schlucht, die den Bergsockel schräg linkshin durchschneidet, worin zwei Absätze schwieriger Art ernste Abwechselung bringen. Sodann geht es hinaus an die offene Bergwand, über griffigen Fels, enorm steilen Rasen und zum Teil durch Kamine, Spalten in der Wand, die so eng sind, daß man, sich darinnen verspreizend, die Seitenwände zum Klettern benützt.



In den Wänden der Furquetta.

Alles das liegt fast in der Fallinie übereinander, und noch immer wächst die entsetzliche Steilheit. Endlich führt ein schräges Gesimse linkshin an den Rand der gefürchteten „Platte“. So heißt eine hohe Aufstülpung des Riffes, die schroffer als ein Kirchdach zur Gipfelkrone emporsteigt. An sich kaum geeignet, Geübte zu schrecken, grenzt sie jedoch links an die Westwand des Berges, die hier lotrecht Hunderte von Metern hinabschießt. Und hart am Rande des furchtbaren Abgrundes führt die Folge der Trittleisten zu einem Überhang hin, der noch mehr gegen die Tiefe hinaushängt. Hier auf der „Platte“, der ärgsten Schwindelprobe des Anstieges, zwingen die übermächtigen Eindrücke zum Verweilen und Genießen. Zweihundert Schritte durch die Luft hinüber liegt zum Greifen nahe die Kleine Fermeda. Von ihrer abgerundeten Spitze schießt in unheimlicher Steilheit eine Riffplatte zu Tal; aber hoch über den Wiesen bricht sie in turmhohen Wänden weit vorhängend ab und ruht, wie durch Reibung sich haltend, auf dem schrägen Sockel des Berges. In der Schlucht, lotrecht unter uns, liegt's wie der Schatten des Abends, blauschwarz gegen den Sonnenglanz, der seitlich hereindringt. Der Koloß drüben scheint zu schweben, das Profil seines beschatteten Überhanges springt in energischem Zuge herein, daß es aussieht, als drohe der Berg auf die Almen zu stürzen. Die Wand dicht neben dem Fuß schießt lotrecht und glatt wie eine künstliche Mauer Hunderte von Metern hinab. Der furchtbare Schlund ist fast aus der Fallrichtung zu überschauen und wirkt neben dem schimmernden Glanze der Wiesen doppelt schaurig, doppelt gewaltig. Während die Hand auf das Steildach der „Platte“ sich stützt, der Fuß auf faustgroßen Felswülsten ruht, irrt der unsichere Blick den Absturz entlang zur gähnenden Tiefe, von da auf die Almen, in die Ferne und zur unabsehbaren Höhe über uns und umfaßt bewundernd ein Bild von erhabendstem Aufbau und überwältigender Größe.

Auf den Überhang folgt eine leichtere Stufe, dann ein Gesimse nach links zur Mündung einer Schlucht, die zum Hauptgrat geleitet. Dieser schärft sich zum Schlusse so zu, daß man nur im Reitsitz darüber hinwegkommt, dann formt er die Spitze. Fast glauben wir auf einer Säule zu stehen, so steil fällt es allerseits ab, und wer sich nicht dicht an den Rand der kleinen Plattform heranwagt, erblickt nirgends auch nur ein



Die Cirspitzen vom Grödnerjoch.

Stückchen vom Abhang. Merkwürdig und hochinteressant sehen die Nachbarberge von obenher aus. Die bleichen Türme stehen wirr durcheinander auf den smaragdenen. Almböden, dahin und dorthin geneigt wie die Masten untergehender Schiffe auf einem wogenden Meer.

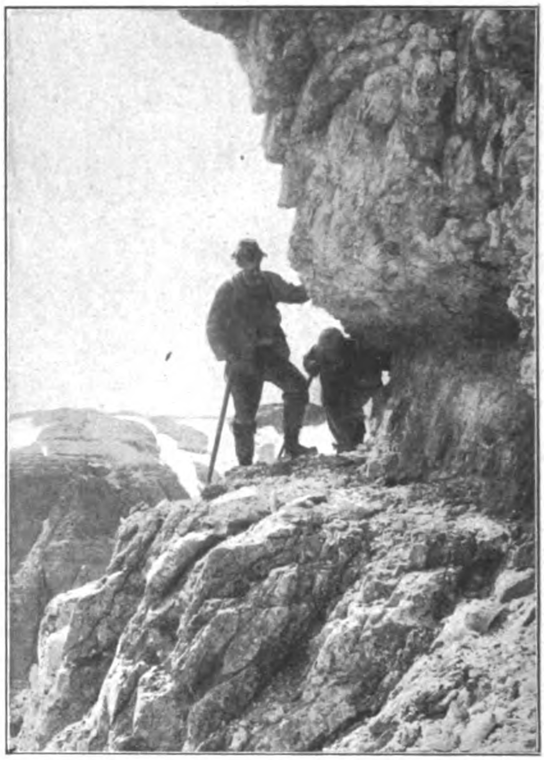
Die übrigen Gipfel der Gruppe sind nicht so umworben. Teils fehlt es am landschaftlichen Reiz, teils sind sie gefährlich, endlich aber zählen sie nicht zu den Modebergen wie die Fermeda. Da steht neben dieser als erste in der Reihe die Kleine Fermeda, einem hoch aufgerichteten Hahnenkamm ähnlich. Ihr Gipfel ist eine steile Platte, die von der schroffen Unterlage des Berges stets abzugleiten droht. So hängt diese mit einer turmhohen, gelben Wand weit vorspringend über den Wiesen und droht beständig mit Bergstürzen. Solche hat es zu wiederholten Malen gegeben, und von einem der größten gibt die Piera Longia Zeugnis, ein spitziger Felsblock von gigantischer Größe, eigentlich ein ganzes Nest haushoher Türme auf dem Grunde der Mulde. Jenseits der Fermeda liegt der Vilnöserturm, ein braunroter Zacken, dann folgt die Gruppe der Nadeln, drei unglaublich kühne Gebilde. Die Mittags- oder Mesdispitzen schließen die Reihe der Türme. Sie sind die kleinsten darunter und gelten als unschwierig. Die nördliche, der Cumedel, trägt eine Felsnadel als Spitze, worauf nur zwei Personen gleichzeitig Platz finden. Ein dritter Teilnehmer der Tour muß an der schwindeligen Wand so lange warten, bis man ihn ablöst. Nun folgen gegen Osten der Sas Rigais und die Furquetta oder Gabel, zwei massige Gestalten, die die Turmreihe hoch überragen. Beide sind gleich hoch (3027 Meter), doch gilt der Sas Rigais als Hauptgipfel der Gruppe. Als leicht ersteigbarer Berg mit herrlicher Fernsicht auf Dolomiten und Hochalpen ist er wohl der besuchteste in der Gruppe. Aber nur Schwindelfreie wagen die Tour, denn der gebahnte Pfad führt, wenngleich mit Hunderten von Metern solider Drahtseile versichert, oft hart an die Abstürze heran. Hinter dem Sas Rigais steht die schwierigere Furquetta. Auf einem niederen, lotrechten Unterbau ruht, viermal so hoch, ein sehr steiles Dach, dessen First zwei gegabelte Turmspitzen trägt. Beinahe glaubt man ein halb versunkenes Haus aus der Märchenwelt zu erblicken. Noch imposanter als die Südfront des gewaltigen Felsberges ist seine Rückseite, die Feuermauer des



Unter der Steilwand der Sella. (Winter.)

„Hauses". Ganz lotrecht umgrenzt sie den Berg in seichtem Bogen und schießt glatt wie ein Brett an siebenhundert Meter hinab, ja gegen die Schlucht, die sie mit ihrem Nachbar umschließt, hängt sie noch über. Da klettert wohl jeder behutsam, wenn unten am Rande des Daches die Tritte dicht an den Absturz heranführen.

Bald hinter der Furquetta schwenkt der Gebirgskamm gegen Süden und verläuft schließlich in ein großes Plateau. Kurz zuvor aber erhebt er sich nochmals und formt anschwellend die Gruppe der Kanzeln. Höchst selten kommt ein Tourist dort hinauf. Die Fernsicht ist ziemlich beschränkt, die Scenerie während des Aufstieges kaum interessant, und die erste Ersteigung hat schon ein anderer gemacht. Ein sportfreundlicher Ochse nämlich von der Cislesalpe wagte die Tour. Als er die Aussicht auf die Weiden genugsam bewundert hatte, wollte er umkehren; aber das ging nicht so leicht. Ratlos tat er nun, was in ähnlicher Lage auch Touristen oft tun, er erhob ein furchtbares Gebrüll. Auf das hin kamen die Hirten, elf an der Zahl, und holten den Ausreißer mit Stricken herunter.



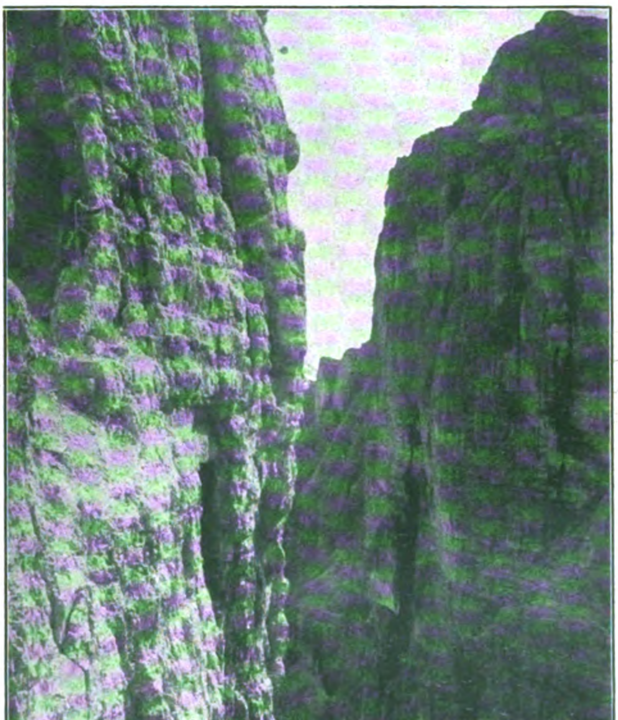
Felsband am Sas dal Lec.

Ein ödes Hochplateau aus plattigem Fels, mit Steintrümmern übersät, grenzt an die Kanzeln. Dort jagen die Wolken über den Plan, und der Frost tötet jedes keimende Leben. Drei Riesenhörner ragen gegen Norden hinaus. Sie werden Puezspitzen genannt und sind um der Fernsicht wegen das Ziel mancher Bergfahrt. Was das Gebirge sonst noch an Reizen enthält, schiebt es nach Gröden hin vor, so außer dem Langen Tal noch die Rot- und die Cirspitzen. Wie eine erstarrte Woge steigt da im Süden ein Felswall empor. Oberhalb des Grödnerjoches, in graue Zacken, die Cirspitzen, zerspalten, wölbt er sich samt der Basis gegen Westen hinab, dabei in noch zierlichere Türme, die Rotspitzen, zersägt. Diese sind freilich mehr Zacken als Berge, aber ihr Anblick zeigt Farbe und Leben. Die buntscheckigen Felsen sind von Rasenplätzchen durchsetzt, und der Wald kommt zutraulich bis dicht unter die Wände.

Eine einzige große Wiese, Hunderte von Hektaren umfassend, zieht von den Cirspitzen zum Grödnerjoch immer sanfter herab und jenseits hinauf. Es ist schier, als wäre da zwischen dem Zackengrat und der Sella ein grünes Tuch lose gespannt. Hunderte von Heuhütten beleben die Fläche, und die letzten Bäume drängen von unten herauf. An der sanft erhobenen Schneide in der Mitte der Weitung steht ein stattliches Schutzhaus. Der Plan zu seiner Erbauung entsprang dem Bedürfnis, zur Winterszeit die Gefahren des hochwichtigen Überganges zu verringern. Das Grödnerjoch, die einzige Verbindung mit dem stammverwandten Enneberg, kam ähnlich wie der St. Bernhard durch seine zahlreichen Opfer in einen grausigen Ruf. So harmlos und einladend die reizenden Wiesen im Sommer aussehen, so verderblich werden sie bei tiefem Schnee, wenn ein Westwetter hereinbricht. Das sanfte Gefälle der Jochflanken läßt den Wanderer stundenlang

nicht aus der gefährlichen Höhenlage heraus, und so bringt ihn der Paß weniger durch seine Höhe als der außerordentlichen Längenausdehnung wegen in Gefahr. Schneestangen bezeichnen nun deutlich den Weg, und dicht unter der Jochschneide steht das Hospiz, das Grödner Bürger opferwillig aus ihren Mitteln erbaut haben. Es ist im Sommer den Touristen ein Schutzhaus für die zahlreichen Bergfahrten.

Eine selten gesehene Gestalt ragt vor seinen Fenstern empor, eine einzige Mauer von anderthalbtausend Metern und einer Meile in Höhe und Breite. Lotrecht und glatt wächst der Berg aus den Wiesen, setzt zweitausend Meter über dem Meere eine Terrasse ab, die die ganzen Wände durchzieht, vorspringende Pfeiler umgürtet und in die Felsschluchten dringt. Auf diesem ebnenden Sockel erhebt sich eine zerklüftete Dolomitwand von fünfhundert Metern, lotrecht und rötlich gefärbt. Dann folgt wieder ein breites Geröllband, und darauf thront ein geschichteter, weißglänzender Bau gleich einer marmornen Freitreppe, die alle Erker und Winkel des Palastes umgibt. Groß und feierlich schaut er zum Himmel, auf seinen Gesimsen ruht ewiger Schnee, und aus den Winkeln der Zinnen leuchtet, rot gestreift vom abstürzenden, morschen Gestein, das grünliche Eis. Ganz zu oberst liegt ein großes Plateau, worauf sich weit drüben im Osten die Boèspitze erhebt. An ihrem Fuß treffen, voneinander laufend, zwei Klüfte zusammen, gewaltige Täler, die den Berg fast bis zum Sockel durchschneiden, und auf dem Hochjoch in der Mitte steht angesichts des gerundeten Gipfels die Bamberger Hütte, das Schutzhaus. Die Fernsicht ist einzig. Die vornehmen Berghäupter ringsum, die grüne Hügelkette der Almen, die Täler, alles ist herrlich gruppiert. Da stört keine scharfe Kontur, keine jäh abbrechende Wand das einheitliche Bild, und harmonisch fließen die tausendfachen Formen und Farben ineinander. Überall ist die Großartigkeit in das Gewand edelster Schönheit gekleidet.



„Lotrecht empor". (Daint de Mesdi.)

Die beiden Täler, die in das Herz des Gebirges geleiten, sind einzig in ihrer Art. Bei Kolfuschg, jenseits des Grödnerjoches, mündet das eine, das Mittagstal oder Val de Mesdi. Der Berg öffnet sich da bis auf den Grund, düstere Mauern, schier himmelhoch, ziehen hinein, rechts ragt ein dämonischer Felszahn gen Himmel, links teilt sich die Front in massige Pfeiler, und durch die dämmernden Schatten blinkt der Gletscher am Hochjoch. Ganz anders im Süden. Dort findet die finstere Schlucht ein sonniges Gegenstück im Val Lastiès. Weit wie ein Stromtal, von aschgrauem Schutt überdeckt, fließt es hinab in eine farbenglühende Tiefe. Respektvoll treten die Wände zurück. Ihre geschichtete Decke ist rundlich gewölbt und verschmilzt in sanften Konturen mit den Steinmauern in eins. Da ist alles, so weit man nur blickt, großartig und schön.

Wie die bildsame Dolomitbank in der Mittelzone des Berges, so verwittert auch der oberste Aufbau in Pfeiler. Sein blätteriger Dachsteinkalk, den Wasser und Frost noch leichter zerstören, formt sich zudem auch durch Spaltung und Absturz in senkrechte Wände. Besonders in den exponierteren Lagen, wo er hart an die Mauern der Dolomitzone grenzt, hausen die Kräfte, einander verstärkend. Kanzeln, Coulissen springen da vor, und manch kühner Turm, manch fabelhaftes Gebilde löst sich vom Berg. Sie bilden den Hauptreiz vieler Wege zur Höhe.

Wenn wir vom Val de Mesdi, zum Nordende des Gebirges aufsteigend, die obere Terrasse betreten, dann überrascht uns ein seltener, großartiger Anblick. Zur Rechten drüben bäumt sich ein Felsberg aus den Schutthalden auf, schlank und dünn wie ein Schlachtschiff, das mit erhobenem Bug die Wogen durchschneidet. Sas dal Lek wird er genannt nach einem Meerauge auf der breiten Terrasse. Dicht vor uns steht die Ostwand des Pisciadu mit dem riesigen Vorturm, eine einzige, glatte Mauer von sechshundert Metern, und links taucht aus einer finsteren Eisschlucht eine Riesengestalt, der Daint de Mesdi. Was von Kolfuschg aus als kleine Felskralle erschien, ist nun freistehend ein schlanker Turm von edelster Form und schreckhafter Größe. Es ist die vornehmste, packendste Erscheinung des ganzen Gebirges. Voll Bewunderung blickt man hinauf und staunt über den Aberwitz der Leute, die auch solche Gipfel besteigen. Doch, was da tollkühn erscheint, ist nicht immer ein Wagnis. Die Gefahr des erschreckenden Abgrundes lebt nur in der Einbildung, denn ein Sturz von zwanzig Metern über senkrechte Wände ist ebenso tödlich wie ein zehnmal so tiefer. Sind nur die Tritte fest und zahlreich genug, dann läßt sich der Mutige nicht so leicht schrecken.

So sicher wie bei einer Ersteigung des Daint de Mesdi fühlt man sich trotz schwindelnder Exposition wohl selten auf ähnlicher Tour. Ein Quergang durch die Gipfelwand ist das gefürchtetste Stück. Da wird eine lotrechte Wand nach rechtshin passiert, und den einzigen Weg bildet ein schmales Gesimse, eigentlich ein Spalt im Gestein, kaum tiefer, als daß der Fuß bis zum Rist darin Platz hat. Daran nun schiebt man sich, dicht an die haltlose Wand gepreßt, äußerst vorsichtig weiter. Unter uns geht es überhängend hinein, denn ein wulstartiger Bogen überspannt ein Einsturzgewölbe. An hundert Meter saust hier ein fallender Körper frei durch die Luft, ehe er auf die Platten aufschlägt, die, steil wie ein Kirchdach, noch tiefer hinabschießen, und selbst den Mutigsten durchrieselt es, als schwebte er in einem Fallschirm an der Bergwand herab. Das beigegebene Bild zeigt zwei Bergführer, die zum Gesimse hinaufklettern, während der Verfasser in ähnlicher Lage von der winzigen Spitze eines Wandpfeilers die Gruppe aufnahm.

Die Wiesen am Grödnerjoch umsäumen weithin den Fuß des Gebirges. Vom Paß über den Sockel des Murfreid, jenes stolzen Turmes in der Mitte der Front zum Plan de Gralba, und wieder hinauf zum weit offenen Sellajoch liegt zusammenhängend das leuchtende Grün, und dann beginnt erst noch die ungeheure südliche Platte von Gröden, die unter dem Namen der Seiseralpe mehr als sechzig Quadratkilometer üppigen Almbodens umfaßt. Inmitten der herrlichen Fläche mit ihren stillernsten Wäldern und den Hunderten Sennhütten voll jauchzenden Lebens thront einsam, frei aufragend wie ein Denkmal, die Langkofelgruppe. Gleich einer Steinkrone auf grünsamtenem Kissen wächst dieser prachtvolle Reif unvermittelt empor. Mehr als tausend Meter überragt er die Almen, auf seinen Gipfeln ruht ewiger Schnee. Ein Komplex von sechs Felsbergen hat sich da zu einem unvergleichbaren Kranz zusammengefunden, der eine höher, der andere kleiner, aber alle von edelster Form.

Links vorn an der Ecke steht der Langkofel, der höchste und schönste Felsberg von Gröden. Gleich dem Langschiff einer gotischen Kirche steigt er überall lotrecht empor, erst mauerglatt und kompakt, dann die hohlen Flanken mit Pfeilern besetzt, worauf sich zu oberst ein zerrissener First an die tausend Meter dahinzieht. Von Osten gesehen verdeckt der Koloß seine Nachbarn, gegen St. Ulrich streckt er die Stirnseite vor und gleicht einer Domkuppel. Man mag ihn von wo immer betrachten, überall ist er gleich unvergeßlich, ein Individuum, ein Charakter,

wie er nirgends mehr vorkommt. Seine Besteigung ist schwierig. Einst gewann man die Spitze von Westen durch eine Eisschlucht, doch gefährliche Steinfälle zwangen die Bergsteiger, einen neuen, wenngleich schwierigeren Pfad zu entdecken. Er führt wie der alte aus dem Inneren der Gruppe doch über Wände zum Hauptgrat und daran zur Spitze. Kurz zuvor aber stellt sich ein lotrechter Felsturm breit in den Weg, und nun heißt es, auf äußerst schmalem Gesimse nach rechts die furchtbaren Abstürze zu queren. Ist das Felsband wie gewöhnlich vereist, so bleibt nur noch ein Weg, gleich grauenhaft und weit schwieriger als jener. Da geht es auf handbreiter Leiste erst links, dann senkrecht durch einen Spalt des Turmes empor, und während ein Arm und ein Bein in den Felsriß sich zwängen, schwebt der Rumpf frei über der Westwand des Berges, die lotrecht an tausend Meter hinabschießt.

An die hintere Schmalseite des Langkofel drängt sich, durch das tief eingeschnittene Langkofeljoch getrennt, die Fünffingerspitze, einer der berühmtesten Kletterberge der Alpen. Vier Aufstiege führen zur viel umworbenen Spitze, deren leichtester immer noch weit schwieriger ist als die Große Fermeda. Der Weg der ersten Ersteiger aber zählt zu den gefährlichsten in den Alpen. An vierhundert Meter baucht sich die Südwand oft überhängend heraus und wird nur mittels der anstrengendsten turnerischen Kunststücke in einem Kaminspalt erklettert. Hier ist auch einer der besten und berühmtesten Bergsteiger, Norman-Neruda, zu Tode gestürzt.

Dicht an diesen fünfzackigen Gipfel schließt sich gleich einer hochragenden Domkuppel mit geschweiften Flanken die höhere Grohmannspitze, eine düstere Erscheinung, die an Vornehmheit dem Langkofel kaum nachsteht. Wegen der steten Vereisung der Wände ist ihre Ersteigung sehr schwierig, ja mitunter gefährlich. Die hohe Nordwand wirft den Schnee in ein Kar, legt ihren Schatten darüber und hält den Südwind zurück; und so ist darunter ein kleines Eisfeld, der Grohmanngletscher entstanden, dessen schildartiger Buckel gegen den Langkofel vorhängt. Mit diesem unheimlichen Berg ist der benachbarte Innerkoflerturm eng verwachsen. Ihre Namen erhielt dieses Paar nach dem Erschließer der Dolomiten (Grohmann) und nach einem berühmten Bergführer, der sein Leben am Monte Cristallo verlor. Der vorletzte in der Runde, der Zahnkofel, ist ein schlankes Gebilde, das wie der Zahn eines Raubtiers aus der Bergkette ragt. Nun schließt der Bogen mit dem rechten Eckpfeiler, dem Plattkofel. Hohe Wände mit einem Wald von Türmen und Graten fallen von seinem langgezogenen First gegen das Innere der Gruppe, eine riesige Platte bildet den Westhang. Es gibt kaum einen zweiten Dolomitberg von gleich charakteristischer Gestalt. Auch der Laie erkennt an der sanften Böschung seine leichte Ersteigbarkeit. Von der Seiseralpe ist er in drei Stunden auch für Ungeübte erreichbar und lohnt die Mühe durch eine entzückende Rundsicht.



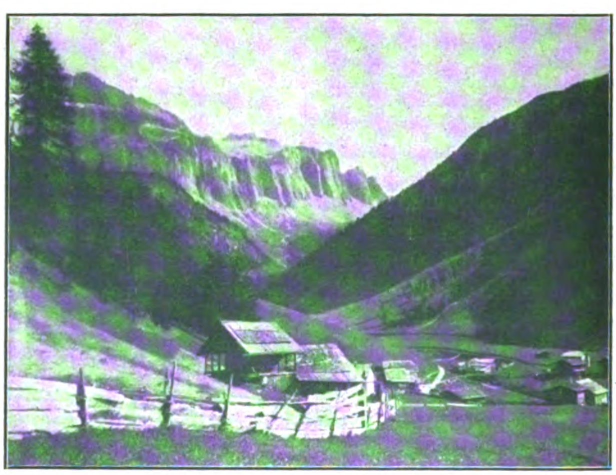
Auf dem Wege zur Langkofelhütte. (Winter.)

Den tiefen Kessel inmitten der Gruppe, der sich nordwärts zum herrlichen Confinboden herabsenkt, teilt eine Coulisse, die Langkofelkarspitze, in zwei kleinere Kare. Das öst-

liche passiert man unter dem Grohmanngletscher vorbei auf dem Wege zum Langkoseljoch. Ein leicht gangbarer Pfad führt zur Höhe und jenseits gleich harmlos hinab auf die Wiesen des Sellajochs. Nirgends in Gröden ist die Großartigkeit des Gebirges im Verein mit dem Liebreiz der Almen und herrlicher Fernsicht so leicht zu genießen wie hier, wo man selbst Sommerfrischlern in städtischer Kleidung begegnet. Jenseits des Joches liegt zudem die Rasenkuppe des Col Rodella mit ihrem berühmten Ausblick auf Marmolata, Sella und Langkofelgruppe, und das Hospiz auf dem Sellajoch sorgt für Erholung.

An der Mündung des westlichen, des Plattkofelkares wird jetzt ein Schutzhaus erbaut an Stelle des alten, das weiter hervorstand. Als vor drei Jahren im März der Wettersturz mit dem roten Schneefall hereinbrach, da fuhr aus den Wänden des Langkofel eine Lawine herab und nahm ihren Weg über die Hütte. Auf dem Confinboden, eine halbe Stunde darunter, fand man die Reste des Baus, in Nadeln zersplitterte Balken, verbogene Gitter und zerschmettertes Wirtschaftsgerät, und obenauf lag wie zum Hohn ein — unversehrter Lampencylinder. Noch im folgenden Hochsommer erblickte man dort zwischen blühenden Alpenrosen ein mächtiges Eisfeld.

Zu beiden Seiten des sechs Stunden langen Tales liegen die großen Plattformen von Gröden, die nördliche schräg, die südliche eben, und üppige Hochweiden von seltener Frische, Wälder aus Fichten und Zirben bedecken die Fläche. Frei und weglos kann sie jeder durchwandern bis dicht unter die Riesen und sich erfreuen an der Größe der Berge, an den Farben der Landschaft und der Frische der Almen, wo Scharen bunt gekleideter Mähder ihre duftige Ernte einholen. Hier, wo sich der letzte Baum im harten Kampfe mit Klima und Boden siegreich zu kerniger Kraft und reiferer Schönheit entwickelt, wo das grüne Leben im Ringen mit der gewaltigen Bergwelt von dieser verwandte Züge erhält und deren Formen stilvoll sich anpaßt, in dieser Region ist es im Hochgebirge am schönsten. In Gröden hat sich die Zone, die sonst nur als Streifen die Berge umgürtet, zu meilenbreiten Plattformen erweitert, denn hier reichen die großen Almböden in die entscheidende Höhenlage hinein. Und so ist in dieser Perle Tirols die intimste Großartigkeit des Hochgebirges mit der edleren Schönheit der Talgründe wie selten vereint.



Der Talschluß bei Wolkenstein.

Die Comédie française

Von

Käthe Schirmacher

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Comédie française ist gleich ihrer Schwester, der Académie française, eine der ältesten Einrichtungen des jetzigen Frankreich. Beide haben im Zeitalter Ludwigs XIV. das Licht der Welt erblickt, beide die Stürme der Revolution von 1789 überdauert, und beide gelten heute noch für ganz besondere Ruhmestitel der Franzosen.

Die Comédie française, auch Théâtre français oder einfach Les Français genannt, besteht unter diesem Namen seit dem Jahre 1680. Der Roi Soleil ließ damals sein Licht über sie leuchten, gab ihr eine jährliche Unterstützung von 12000 Franken und zugleich das Theatermonopol für ganz Paris. Les comédiens du Roy durften bis 1699, wo das italienische Theater gleichfalls subventioniert wurde, einzig und allein in Frankreichs Hauptstadt eine ständige Bühne aufschlagen und Corneille, Molière, Racine sowie minderer Geister dramatische Arbeiten aufführen.

Es war Molières Truppe, die im Jahre 1680, nach des Meisters Tode, mit der ältesten Pariser Schauspielertruppe des Hôtel de Bourgogne zu der Comédie française verschmolzen ward. Der Ort ihrer Tätigkeit war die Rue Guénégaud, eine alte Straße des alten Paris, in der sich heute die Münze befindet, die auf die Seine mündet und nicht weit von dem Kuppelbau der Akademie entfernt liegt, richtiges altes Paris, fast schon Quartier latin. Die Champmeslé, die Racine so leidenschaftlich angebetet, und die ihn so viel Schmerzen gekostet hat, sowie Baron, ein guter Schauspieler von Molières Truppe, spielten in der Rue Guénégaud mit.

Jedoch, als sei der bewegliche Thespiskarren für jedes Theater vorbildlich — im Jahre 1687 bereits wanderten des Königs Komödianten nach der Rue des Fossés Saint Germain, die später den Namen der Rue de l'ancienne Comédie erhielt, den sie noch heute trägt. Es ist eine gleichfalls alte, enge Straße, die nach der Seine hinuntergeht, den Blick auf die Kuppel der Akademie eröffnet und mit ihrem regen Verkehr von Wagen und Passanten, mit ihrem Wirrwarr von Grünkram- und Blumenwägelchen, von Fischfrauen und Hökern die Staffage des alten Paris noch beibehalten hat. Hier wurde die Comédie für fast hundert Jahre seßhaft, und das bekam ihr gut, denn sie vervollkommnete sich in ihren Einrichtungen. Sie schuf den „lever du rideau", den Einakter, der dem Hauptstück des Abends vorangeht — entschieden nur deshalb, weil die schöne Welt immer zu spät in Thaliens Tempel erscheint —, und sie reservierte bestimmte Tage für ihre ersten Kräfte, so daß von nun der Sonntag, Montag, Mittwoch und Sonnabend die Tage der eleganten und reichen Leute wurden, während populus sich mit den anderen begnügen mußte. In unserem demokratischen Zeitalter, wo Sonnabend, Sonntag und Montag Volksfeiertage geworden, sind in Frankreich der Dienstag und der Freitag zu dem Range der „jours chic", der „jours des abonnés" des Théâtre français aufgerückt.

Im Jahre 1770 wandert die Comédie von neuem aus. Diesmal wird der könig-

lichen Truppe ein Saal in den Tuilerien selbst eingeräumt. Man wundere sich nicht darüber, daß ein solcher Saal ihr genügt: Publikum und Behörden waren damals in Bezug auf Komfort und Sicherheit gleich anspruchslos. Eigens gebaute Schauspielhäuser kannte Paris noch nicht. In der Rue Guénégaud, der Rue de l'ancienne Comédie hatte die Truppe ganz gewöhnliche Privathäuser für ihre Zwecke hergerichtet. Steintreppen, Notausgänge, Löschbomben waren unbekannt, man verlangte sie nicht, und die verschiedenen Talglichte, die den Misanthrope und Athalie beschienen, waren jedenfalls weniger gefährlich als unser Gas, unsere Elektrizität. — Bis 1782 tat die Comédie sich in den königlichen Mauern gütlich, und sie erlebte dort Galatage, von denen wir gleich mehr erzählen werden. Dann schleppte man sie nach dem Hôtel de Condé hinaus, an dessen Platz das heutige Odeon steht. Da saß sie wieder auf dem linken Seineufer, das schon dreimal ihr Wohnsitz gewesen und damals ihre Glanzzeiten gesehen, während es heute ganz unmöglich ist, die Comédie wieder dorthin zu verpflanzen. Der Versuch wurde 1900 nach dem Brande des Théâtre français gemacht. Es spielte eine Zeitlang im Odeon, aber vor leeren Bänken, denn die an das Palais Royal gewöhnten Habitués konnten sich nicht entschließen, den Rubikon, oder besser die Seine, zu überschreiten.

Im Jahre 1792 zog ein Teil der Schauspieler der Comédie unter Talmas Führung voll Zorn und Freiheitsliebe aus dem Hôtel de Condé aus und schlug seine Zelte am rechten Seineufer im Palais Royal auf. Die Stürme der Revolution peitschten das arme Komödiantenschiffchen von dort nach der Rue Louvois, der Rue Richelieu, ja dem Odeon zurück. Doch blieb das gebrechliche Fahrzeug über Wasser. Das Konsulat warf den ums liebe Leben Ringenden im Jahre 1802 einen soliden Rettungsring in Gestalt einer Staatssubvention von 100000 Franken zu, worauf die Comédie française endgültig auf dem rechten Seineufer, zwischen der Rue Richelieu und dem Palais Royal, verankert wurde. In diesem Saal, der mehrfach ausgebaut, von Louis Philippe und Napoleon III. verschönt worden, haust sie seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Sie besitzt jetzt ein wirkliches Schauspielhaus in diesem Teil des Palais Royal, das Staatseigentum ist. Nach der Feuersbrunst von 1900, die der Comédie dadurch, daß die Truppe während der Weltausstellung nur wenig und nicht in dem alten Lokal spielen konnte, sehr viel Schaden tat, denn der reiche Erntesegen der fremden Theaterbesucher ging nun zum Teil verloren, ist das Theater neu hergerichtet und mit besseren Ausgängen versehen worden. Die Akustik des neuen Saales ist dadurch verändert, jedoch nicht verbessert worden; in der Eile hat man auch zu der alten, traditionellen Dekoration Rot, Weiß, Gold gegriffen und in der die Straße entlang führenden Galerie des Parterres einige Marmorreliefs der großen Dramatiker angebracht, die, unserer Ansicht nach, ohne Schaden für die Nachwelt ungeboren im Marmorblock hätten weiterschlafen dürfen. Man darf sagen, daß in äußerer wie leider auch in innerer Hinsicht das Théâtre français nicht gerade als ein Phönix aus der Asche von 1900 aufgestiegen.

Die Comédie française hat stets die Tradition der hohen Schauspielkunst aufrecht erhalten, und ihr Lebenslauf ist ein äußerst rühmlicher. Manche Epochen ihrer Geschichte sind jedoch ganz besonders glänzend, ja heroisch, und diese wollen wir näher betrachten. Sie gruppieren sich um die Namen Voltaire und Victor Hugo, um die Ereignisse der Revolution und der Belagerung von 1870/71.

Und Molière? wird man fragen. Wird Molière vergessen, er, nach dem man die Comédie so oft La Maison de Molière genannt? Vergessen sicher nicht. Nur darf der aufrichtige Geschichtschreiber diesen Namen von Rechts wegen nicht auf Konto der Comédie setzen. Molière ist der Vater der Comédie française, er schuf die Truppe, schuf zum Teil den Spielplan, der sie groß gemacht, er war jedoch nicht Comédien du Roy, sondern nur Comédien de Monseigneur, des Bruders des Königs, und wenn dem alten Sprichwort zufolge der Eltern Segen auch den Kindern Häuser baut und die Comédie française dank Molières Verdienst geschaffen und staatlich unterstützt wurde, so hat Molière selbst an diesen Vorteilen doch

Fouquier Zola Wolff Meissonnier Georges Ohnet Daudet Gounod

Bornier

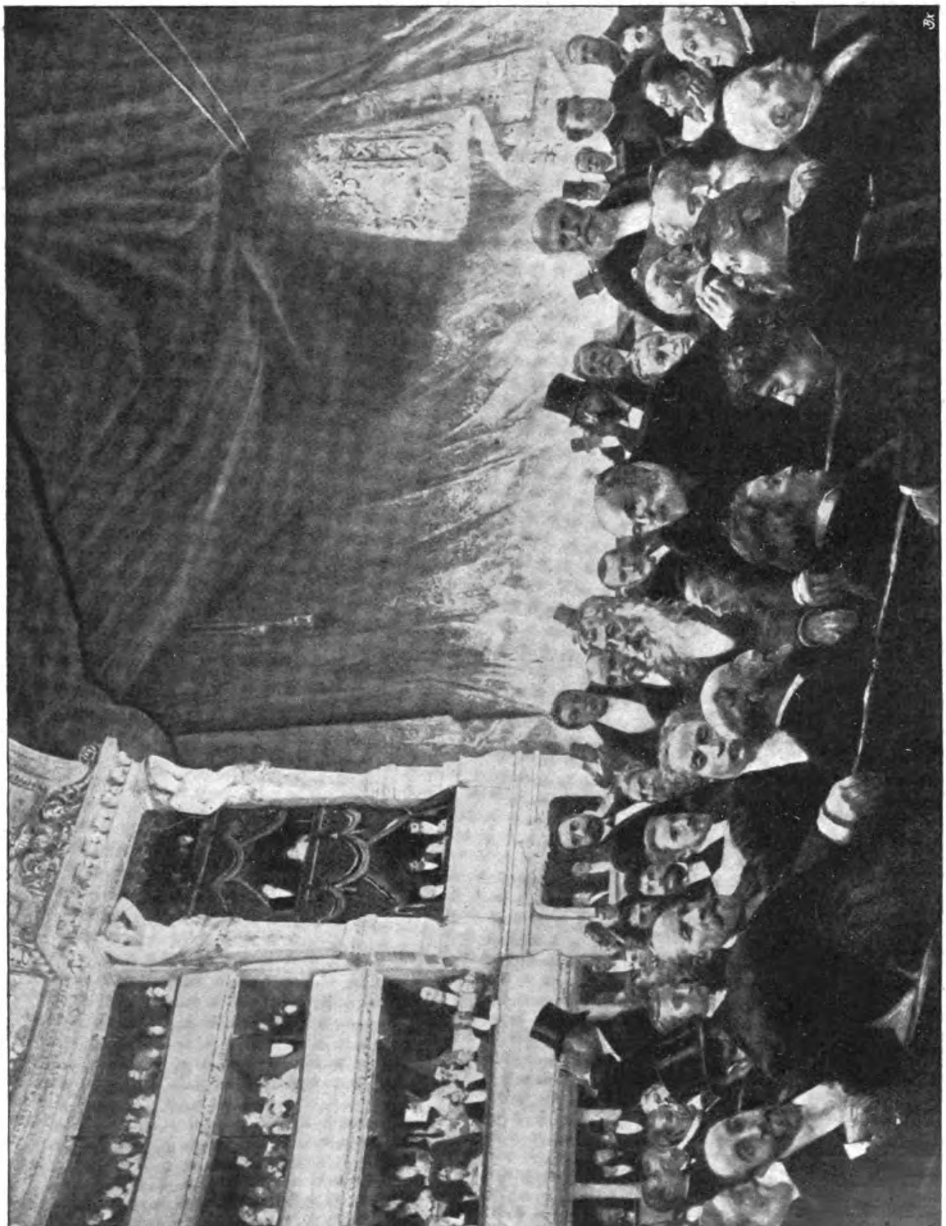
An-toine Riche-pin Renan Sarcey V. Cherbuliez Jul. Lemaître

Bourget L. Halévy Houssaye

Feuillet Dumas F. Coppée Banville

E. Thierry J. Claretie Augier Sardou Ch. Garnier Pailleron C. Doucet

keinen Anteil gehabt, dies Haus seiner Nachkommen nicht mehr bezogen. Dieser ebenso hochbegabte wie liebenswürdige, dieser freund-



Eine Premiere in der Comédie française. Nach dem Gemälde von Edouard Dantan (1886).

lichste und uns menschlich am nächsten stehende französische Dichter starb bereits 1673, und die Ernennung der Comédie zum Hoftheater datiert von 1680. Molières Geist freilich hat in dem neuen Institut dauernd geherrscht: Dichter, Schauspieler und Direktor in einer Person, hatte Molière auf allen Gebieten des Theaters die besten Traditionen geschaffen und hinterlassen. Von diesen hat man sich genährt, und deshalb heißt die Comédie française, wenn Molière ihr auch niemals angehörte, dennoch mit Recht La Maison de Molière.

Auf diesen Brettern sollte nun Voltaire seine lauten dramatischen Triumphe feiern. Mochte er für mehr Freiheit der dramatischen Komposition eintreten und mit einer Hand, die uns heute recht vorsichtig erscheint, damals aber sehr kühn war, Shakespeare auf Frankreichs erste Bühne verpflanzen, oder mochte er bis an sein Lebensende, von „Zaïre“ und „Alzire“ bis zu den „Guèbres“ und „Irène“, in klingenden Alexandrinern und feurigen Tiraden sich für Geistesfreiheit und Toleranz, für Menschlichkeit und Nächstenliebe in die Schanze schlagen, ja manchmal die Bühne mit einer Kanzel verwechseln, stets waren seine Erstaufführungen literarische Ereignisse von Bedeutung, an die sich Diskussion, Intrige, Kampf, ja Handgemenge, Pamphlete und spöttische Libelle knüpften. Ihn, den großen Denker, Aufklärer, den Verteidiger der Calas und Sirven, ehrte man auch wenige Wochen vor seinem Tode, 1778, mit einer der glänzendsten Feiern, die das Théâtre français je gesehen. Der greise, ruhmgekrönte Mann dort in der Loge sah, wie seine Büste auf der Scene mit Lorbeer umkränzt ward, wie alles jubelnd aufsprang, um ihn zu sehen, alles ihm zujauchzte, die elegantesten, verwöhntesten Damen sich durch den unbeschreiblichen Tumult drängten, um ihn zu schauen, die Luft von Staub verdunkelt war und bei der Heimkehr die liebe Jugend ihm am Ende gar die Pferde von seinem schönen, blau und golden dekorierten Sternenwagen ausspannen wollte!

Das geschah in dem Saal der Tuilerien. Der Saal der Rue Richelieu sah den Kampf Victor Hugos und des Romantismus. Wiederum war das Feldgeschrei: Shakespeare und Freiheit! Doch der junge Autor des neunzehnten Jahrhunderts wäre mit seinem Vorläufer Voltaire in heftigen Konflikt geraten. Denn Voltaires „Freiheiten“ erschienen diesen Stürmern und Drängern eitel Reaktion. Schon über den Alexandriner hätten beide sich nicht einigen können. Der verließ so glatt und fest Voltaires geistige Werkstatt, während der junge Hugo ihn aufs wildeste zerrupfte und zerriß.

Der Kampf war heiß zwischen den alten klassischen Perücken und den langhaarigen Romantikern. In bunte Wämser gekleidet, mit flatternden Locken, breitkrempigen Hüten, zogen Hugos „Spartiaten“ an, um im Notfall mit Faustschlag für den Sieg ihres „Hernani“ einzutreten. Das war ein Höllenlärm in der Salle Richelieu, und in dem Zischen, Pfeifen, Stampfen, Klatschen, Schreien triumphierten „Hernani“, „Angély“ „Marion Delorme“, „Ruy Blas“.

Voltaire und Victor Hugo markieren die beiden großen literarischen Höhepunkte der Comédie française. 1789 und 1870 hingegen sind zwei bedeutende geschichtliche Epochen, die Welthistorie spielt hinein auf diese Bretter.

Die französische Revolution stellte die königliche Truppe vor eine schwere Wahl. Sie nannte sich 1789 zwar Théâtre de la Nation, behielt jedoch den Namen Comédiens ordinaires du Roi bei. Das war nicht ungefährlich zu einer Zeit, als man von den Schauspielern verlangte, sie sollten, selbst in den gereimten Stücken, die Anrede Monsieur und Madame durch Citoyen, Citoyenne ersetzen. Die Revolutionäre gaben ersichtlich mehr auf politische Überzeugungstreue als auf literarische Vollendung. Ihr Blut geriet in Wallung, wenn die Femmes Savantes sich mit Madame ansprachen und Vadius oder Trissotin anders als Citoyen bezeichnet wurden. Für Anachronismen hatten diese Bürger kein Gefühl.

Derartige zu politischer Siedehitze getriebene Gemeinwesen sind keine Stätten für gedeihliche Entwickelung der Kunst. Die arme Comédie sollte es bald erfahren. Sie spaltete sich zuerst in zwei Teile, einen königstreuen und einen revolutionären; letzterer schied unter Talma aus, ersterer suchte dem roten Strom der Revolution mit ohnmächtigen Theaterdarstellungen zu begegnen.

Die Gewalthaber jener Zeit pflegten sich nun mit derlei Bagatellen nicht aufzuhalten, sie griffen zu, bald teilten die Comédiens ordinaires du Roi das Schicksal ihres Herrn in Sainte Pelagie oder den Madelonettes; der blutige Staatsanwalt Collot d'Herbois erklärte ruhig: „Der Comédie wird man den Kopf abschneiden und den Rest deportieren.“ Es lag nicht an Collot d'Herbois, wenn diese freundliche Aussicht nicht in Erfüllung ging. Ein den Musen geneigter Subalternbeamter verstand es aber, die An-

klageakten gegen die Truppe der Comédie beiseite zu schaffen; so gewann man Zeit, und das war in jenen erregten Tagen die Hauptsache. Inzwischen konnte der Sensenmann unter den jeweiligen Machthabern aufräumen und aus den Köpfern Geköpfte machen. Das trat auch in diesem Falle ein, und für die Überlebenden begann mit Talma und Napoleon I. ein neues Jahrhundert Ludwigs XIV., dem nur ein Molière, Corneille und Racine fehlten. Schade, denn Napoleon I. verstand Heroentum zu schätzen, sagte er nicht von Corneille: Je l'aurais fait prince?

Während des Krieges 1870/71 hat die Comédie française eine sehr wichtige Rolle gespielt. Zuerst war sie es, die die Massen am Schluß der Vorstellungen durch Absingen der Marseillaise begeisterte. Madame Agar, einer der Sterne der Comédie, mußte sich am Anfang des Feldzuges zu dieser patriotischen Handlung verstehen. Mit den ersten Niederlagen freilich ändert sich das Bild. Die Comédie wird zu einem Hospital für Verwundete umgewandelt, und der damalige Direktor des Theaters, Edouard Thierry, führt ein Tagebuch dieser aufgeregten Zeit, in dem, statt von Le Bourgeois Gentilhomme, Bérénice, Le Cid, von Betten, Öfen, Kohlen, Kartoffeln und Charpie die Rede ist. Die Schauspielerinnen verwandeln sich in Krankenpflegerinnen und in Geldsammlerinnen. Sie suchen Madame de Rothschild auf, um Beiträge für ihre Ambulanz zu erhalten, sie wachen Nachts und bereiten mit ihren weißen Händen Fliedertee



Jules Claretie, Direktor der Comédie française.

und Umschläge. Die Schauspieler und manche der Dichter ziehen die Uniform an und stellen sich in diesem neuen Kostüm den alten Kameraden vor. Coquelin, Augier, Henri Regnier und der Maler Carolus Duran machen als Gardes nationaux ihre Aufwartung. Die Schauspieltruppe ist durch das Kriegsspiel und Krankenwarten stark gelichtet, und dennoch muß sie öfters noch die Bretter betreten. Das Théâtre français hat während der Belagerung von Paris wacker gespielt, denn die Parole lautete: „Das eingeschlossene Paris darf sich nicht langweilen." Man bietet ihm meist ein Potpourri, einzelne Akte seiner Lieblingsdichter nebst Gelegenheits-Gedichten, die Tagesereignisse und die Prüfungen Frankreichs betreffend. Die kaiserliche Loge war inzwischen zu einer Totenkammer umgewandelt und die Büste Napoleons III. durch eine „Republik" ersetzt, die noch von 1848 her in einer Rumpelkammer gestanden hatte. Unter dem Schutz des Roten Kreuzes überstand die Comédie française glücklich die Belagerung, und im Februar 1871 wurde die Ambulanz dort aufgelöst. Die Rolle der barmherzigen Schwester war für die Damen der Truppe ausgespielt, und der Direktor durfte seine Feder wieder höheren Gegenständen als der Beschaffung eines Kochofens oder eines Scheffels Kartoffeln widmen.

Edouard Thierry war ein sehr fleißiger und einsichtsvoller Theaterleiter. Sein amtlicher Titel war der eines Administrateur Général, und so heißt auch sein Nachfolger,

Jules Claretie, der heutige Direktor der Comédie. Seit Thierrys Zeiten haben sich jedoch mannigfache und meist unliebsame Veränderungen in Molières Hause zugetragen, und es ist nicht in Abrede zu stellen: die Comédie ist heute nicht das erste französische Theater mehr. An Lebendigkeit und modernem Charakter ist ihr das Théâtre Antoine bei weitem überlegen, die Darstellung des alten Repertoires jedoch, der französischen Klassiker, auf welche die Comédie und das Odeon ein Monopol besitzen, und deren Traditionen sie festhalten und überliefern sollen, die wird von der Comédie heute sträflich vernachlässigt. Dazu kommen endlich sehr tiefgehende Mißverständnisse zwischen den Mitgliedern der Truppe selbst oder den Schauspielern und dem Direktor. Kurz, es ist etwas faul im Hause Molières.

Daß die Comédie, gleich dem Théâtre Antoine, die jungen französischen Realisten oder die Ausländer Ibsen, Hauptmann, Sudermann aufführe, ist von diesem auf Klassizismus und Nationalgefühl gegründeten Institut vorläufig nicht zu verlangen. Die Comédie ist Anfängern gegenüber spröde und Ausländern fast gänzlich unzugänglich.

Ihr altes Repertoire — Phèdre, Tartufe, Misanthrope — jedoch vernachlässigt sie deshalb, weil diese Stücke keine Kassen- und Zugstücke sind, und weil auch in der Comédie alles am Golde hängt, nach Golde drängt. Man wird einwerfen, daß die Comédie darauf doch nicht zu sehen hat, da sie ein staatlich subventioniertes Theater ist. Weit gefehlt, auch die Comédie sieht darauf, denn ihre Mitglieder, wenigstens die Sozietäre, stehen auf Gewinnanteil und wachen ängstlich wie Harpagon über die Kasse. „Wenn unsere Herrschaften nicht jährlich vierzigtausend Franken einheimsen," sagt ein französischer Schriftsteller, „so schreien sie über ihr Elend!"

Dieser Geist der Gewinnsucht nun hat die reine Kunstpflege im Hause Molières beeinträchtigt. Molière, der sich mit fünfhundert Franken Autorenhonorar für seine Meisterwerke begnügte und das Spielhonorar mit seinen Kameraden ehrlich teilte, mochten oft auch nur fünf, zehn, zwanzig Franken auf jeden entfallen, Molière würde in der Schilderung seiner üppig gewordenen Nachfolger den Vorwurf zu einer höchst wirksamen Komödie finden.

Die Geld-, Avancements- und Verwaltungsverhältnisse der Comédie sind durch das Dekret von 1812 geregelt, und dieses Dekret (von Napoleon I. mit einer gewissen Kokette-rie aus Moskau datiert), das man im Druck nicht erhält, das schwer aufzutreiben ist und daher nicht nur dem Publikum, sondern auch den direkt Beteiligten oft unbekannt ist, wird als Popanz benutzt, um alle Mißbräuche zu bedecken und alle Reformen zu vermeiden. Es legt folgende Hauptlinien für den inneren Ausbau der Comédie fest:

Der vom Minister des Inneren ernannte Direktor leitet und verwaltet das Theater. Ihm zur Seite steht ein Comité von sieben Schauspielern (ausschließlich Männern), die ihn bei der Verwaltung und Aufsicht unterstützen; bei Ergänzung der Truppe kann der Direktor sie um ihre Meinung fragen, er allein jedoch ernennt die neuen Schauspieler. Das Comité der Sieben, dem für diesen besonderen Fall zwei Schauspielerinnen beigegeben werden, bildet das Lesecomité, dem die Prüfung und Annahme der neuen Stücke obliegt. Die Truppe besteht aus vierundzwanzig Sozietären, die sich in die Nettoeinnahmen (achtzehneinhalb Anteile) zu teilen haben und zwar so, daß ein ganzer Teil das Maximum pro Person bildet. Jedes Rollenfach ist doppelt zu besetzen, und die zweiten Rollen sind drei- bis viermal im Monat auf die Bühne zu lassen. Die Debütanten sind unter den meistversprechenden Zöglingen des „Nationalen Konservatoriums für Bühnenkunst" zu wählen, sie müssen vierzehn Tage nach ihrem Engagement auftreten, und wenn sie sich bewähren, sind sie binnen Jahresfrist zum Sozietär zu befördern.

So lautet das Moskauer Dekret in seinen Hauptbestimmungen. Es ist klar, einfach, übersichtlich und gerecht. Napoleons Organisationstalent hat sich auch hier nicht verleugnet.

Doch welch ein Wechselbalg ist im Laufe der Zeiten diesem napoleonischen Sprößling in der Comédie untergeschoben! Mit Schminke, Puder, Perücke und Verkleidung hat man das Dekret ganz unkenntlich gemacht. Der Direktor lebt noch. Das Comité der Sieben

jedoch hat sich aller lästigen Pflichten der Aufsicht entledigt, um dafür das Recht der ausschlaggebenden Stimme bei Ernennung neuer Mitglieder an sich zu reißen. Aus dem Lesecomité sind die Frauen hinausgedrängt, und dank eines ausgebildeten Cliquenwesens, Nepotismus und ähnlicher schöner Gepflogenheiten hat das Comité sich in den letzten Jahren beflissen, gute Stücke abzuweisen, wenn ihm des Autors Nase nicht gefiel, und schlechte anzunehmen, wenn des Autors Krawatte sein Wohlgefallen erregte, er gute Verbindungen hatte und in der Revue des deux Mondes schrieb. Da alle bedeutenderen Talente der letzten zehn Jahre, Curel, Rostand, Brieux, außerhalb der Comédie ihre Erfolge davongetragen haben und die Comédie seit lange keinen Bombenerfolg mehr gehabt hat, geizt sie auch mit der Aufführung ihrer klassischen Repertoirestücke, die ja den Strom des Goldes nicht entfesseln.

Haben die Einnahmen sich verringert, so sind die Ausgaben größer geworden. In dem demokratischen Frankreich, wo alles nach Gunst geht und die Vettermichelwirtschaft ins Ungeheure wächst, werden täglich mehr Leute an den Staatskrippen eingestellt, und so haben die Subalternämter der Comédie sich stetig vermehrt. Wo sonst ein Mann genügte, sind heute zwei, und wenn der eine den Vorhang aufzieht, muß ein anderer ihn herunterlassen. Aber auf diese Art macht man sich Freunde, und die sozialen Parasiten finden ihren Platz. Andererseits sind die Toilettenausgaben ins Uferlose gewachsen. Die Comédie ist das einzige Theater Frankreichs, das alle Toilettenkosten seiner Mitglieder trägt. Statt nun insofern sparsam zu sein, als man alte gute Ausstattungsstücke — Hüte, Schuhe, Stöcke, Degen usw. — bei schicklicher Gelegenheit wieder verwendete, hat man munter aus dem vollen gewirtschaftet. Man erzählt, daß einer der Schauspieler fünfzig verschiedene Degen und Stöcke in seiner Loge hat, und daß die Schuhe Athalies, die niemand zu sehen bekommt, fünfundsiebzig Franken gekostet haben! Diese Verschwendung liegt nicht im Interesse der auf Gewinnanteil gestellten Sozietäre. Es ist vor allem Pflicht des Direktors, solcher Verschleuderung zu steuern, jedoch der Zusammenhang der Mitglieder von Molières Familie ist so lose geworden, daß jeder, scheint's, sich die Philosophie des bekannten Jungen zu eigen gemacht: „Es ist meinen Eltern schon recht, wenn mir die Hände erfrieren, warum kaufen sie mir keine Handschuhe."

Die ärgste Verbildung hat das Moskauer Dekret aber bezüglich der Sozietäre erlitten. Auch heute noch gibt es deren nur vierundzwanzig; neun stehen auf ganzen Anteil, und fünfzehn teilen sich in den Rest (neuneinhalb Anteile). Die Truppe hat sich inzwischen aber um mindestens ebenso viele „Pensionäre" der Comédie vergrößert. Ihre Existenz ist in dem Dekret nicht vorgesehen, da die Debütanten nach höchstens einem Jahre entweder als Sozietäre aufzunehmen oder zu verabschieden sind. Diese Pensionäre nun haben keinen Gewinnanteil, sie werden einfach honoriert, und über ihre Aufnahme als Sozietäre entscheiden — die vierundzwanzig Sozietäre selbst, die es als beati possidentes natürlich gar nicht eilig haben, sich neue Konkurrenten zu geben und ihre Anteile zu schmälern. Selbst wenn Tod oder Abgang einen der Plätze leer machen, beeilen die Sozietäre sich nicht, die Lücke auszufüllen, und so geschieht es, daß einige ledige Anteile noch auf Konto der schon so fette Pfründen genießenden Ganzanteiler kommen. Diese selbstsüchtige Willkür macht natürlich bei den Pensionären böses Blut. Um so mehr, als die Bestimmungen über das Auftreten der zweiten Rollenfächer, der Debütanten, als nicht bestehend betrachtet und mit Füßen getreten werden. Es gibt Debütanten, die jahrelang auf ihr Debüt warten, zweite Rollenfächer, die nur im Sommer vor leeren Bänken spielen.

Zum Schluß finden die von der Comédie als vielversprechend engagierten Konservatoristen in den schon bekannten Schauspielern der Boulevardtheater, die durch Protektion und aus Berechnung immer häufiger von der Comédie engagiert werden, gefährliche Nebenbuhler. Die Konservatoristen warten bescheiden im Dunkel und hoffen, sich heraufdienen zu können — plötzlich kommt ein großer Stern, wird nach kurzer Probe als Sozietär aufgenommen und drückt das kleine Lichtchen, dem vielleicht nur die Gelegenheit zum Leuchten fehlte, tot. Kein Wunder, daß

unter diesen Bedingungen Sozietäre und Pensionäre stehen wie Katze und Hund, daß die Pensionäre verschwenden, was sie können, und der Direktor eine Truppe hat, die allem anderen, nur nicht einer Harmonie gleicht.

Und so kommt es, daß die Pflege der Kunst im Hause Molières leidet, kommt es, daß, wenn etwas von der Comédie in die Öffentlichkeit dringt, es meistens das Geräusch von Zank und Hader ist, kommt es, daß Direktor und Schauspieler sich in den Haaren liegen, daß das Lesecomité aufgelöst wird und die Spalten der Zeitungen „Offene Briefe“ beider Parteien bringen.

Indessen besitzt die Comédie noch immer ihre alten Schätze an Kunstwerken der Vergangenheit, ihr großes öffentliches Foyer, ihr Künstlerfoyer, ihre Sitzungssäle und Galerien, in denen uns die Porträts und Büsten der dramatischen Dichter und ihrer Darsteller anblicken. Da sind Voltaire und Musset, Diderot und Marivaux, Dumas, Rachel und Talma, all die Größen der Comédie, unsterbliche Größen, die, wenn sie heute den Saal in der Rue Richelieu beträten, sich voller Staunen fragen würden, wie in diesen Hallen sich menschliche Kleinheit und kleinliche Menschlichkeit so breit machen dürfen.

Die Mädchen von Granada

Die Mädchen von Granada sind wie weiche
Nachtdunkle Rosen, die in wunderbaren
Versteckten Gärten ihren Duft bewahren.

Die Mädchen von Granada lächeln nie.
Nur wenn die Sterne in den Frühlingsnächten
Silbernen Schein in ihre Locken flechten:

Dann tritt in ihre Augen ein Versöhnen.
Sie schreiten durch die Felder, Hand in Hand.

Und ihre Lippen träumen von dem schönen
Verrauschten Glanz in ihrem Heimatland.

Hans Bethge

Geschichte einer Ehe

Erzählt

von

E. von Anderten

Major Raumer war auf dem Exerzierplatz vom Schlage getroffen worden. Man hob den bis dahin kerngesunden Mann vom Pferde und trug ihn in bewußtlosem Zustande seiner Gattin in die Wohnung. Hier starb er nach wenigen Stunden.

Dieser unvorhergesehene und überaus traurige Fall — denn die Ehe des Paares Raumer galt allgemein für durchaus harmonisch und glücklich — erweckte in der kleinen Garnison die regste und aufrichtigste Teilnahme. Die etwas nervöse Frau von X., die Frau des Obersten, wurde in der nächsten Nacht von einem schweren Traum erschreckt. Nicht Major Raumer, sondern ihr eigener Mann sei vom Pferde gesunken, ihr sterbend ins Haus gebracht worden. Sie erwachte mit einem Schrei, der das mit ihr im Zimmer schlafende Kind weckte.

„Was ist, Mama ...?“

„Der Vater ...“

Die Frau tastete zur Seite, das neben ihr stehende Bett war leer — erst allmählich kam ihr die Besinnung. Leise, wie er dies immer zu sein pflegte, um sie nicht zu stören, hatte er zu frühem, dienstlichem Aufbruch sein Lager verlassen. Sicher erfreute er sich des besten Wohlseins, aber immerhin: sie hat den furchtbaren Schrecken gehabt. Hat den Schmerz im Herzen gefühlt, die grausame Empfindung der jähen Vereinsamung mitten zwischen den Unbilden des Lebens. Und wie sie ihn doch lieb hat, wie lieb! Wenn sie sich dessen auch sonst nicht immer voll bewußt ist, jetzt fühlt sie's, jetzt weiß sie's. Frau von X. schluchzt, während ihr Kind schon wieder schläft. Wenn es nun Wahrheit gewesen wäre, wie bei Raumers! Ebensowohl hätte es ja auch sie treffen können, das Furchtbare, das Plötzliche. Und es wäre nun alles aus! Nichts wäre mehr gut zu machen, was etwa verfehlt war. Und natürlich war vieles verfehlt! Ja, ja, das war's, da setzte der Schmerz am heftigsten ein. Frau von X. preßte das Bettuch gegen die Lippen, um durch das stärker werdende Schluchzen das Kind nicht noch einmal zu wecken. Wieviel Liebe war man sich schuldig geblieben, wieviel gute Worte! Und jedes böse Wort würde einem einfallen, und jedes unausgesprochene gute würde als Vorwurf dastehen und daneben all der törichte Stolz, der den Blick umnebelte. Vorbei wäre nun alles und nie eine versöhnende Zärtlichkeit mehr, gar nicht zum Ertragen müßte das sein! Ach, und die vielen Torheiten, die einem das Leben schwer und nichtig machten! Zum Beispiel die Versetzung von Berlin nach N. N.! Da dies die Folge eines dienstlichen Mißgeschicks war, hat sie sie ihm nie recht verzeihen können. Zu einer Kette kleiner unholder Anlässe ist dieser Eingriff des Schicksals für sie beide geworden. Sich so deplaciert zu wissen, für Jahre, für die ganze noch bleibende Dienstzeit vielleicht! ...

In dieser Stunde versteht die hübsche blonde Frau, die ihr Kissen mit Tränen genetzt hat, sich selber nicht mehr. Ihr Herz ist wirklich bis ins Innerste hinein getroffen worden, nicht ob des Unglücks jener anderen vom Regiment, sondern ob der eigenen Erfahrung, die ein Spiel des auch im Schlaf nicht rastenden Hirns ihr brachte.

Allmählich beruhigt sie sich, sie braucht ja nicht zu verzagen, es ist ja eingebildetes Leid, das sie beweint, und vor ihr liegt die Zukunft im klaren Licht des Tages, und un-

benommen ist es ihr, Gutes zu tun und Liebe zu ernten. Und was nun den Traum anlangt: der verheißt dem Todgesehenen sogar ein langes Leben. Frau von X.s Pulse fangen schon wieder an ruhig zu schlagen. Sie denkt nicht mehr an sich, sondern an Frau Raumer, die sie gestern zwar lebhaft, aber doch nur oberflächlich beklagt hat: heute glaubt sie sie verstehen zu können. Die Arme, die Ärmste... Wenn man ihr helfen dürfte, aber was ist da zu helfen, wo die Wogen des Schmerzes am höchsten gehen.

Und nun jene andere.

Als man ihr den Gatten ins Haus trug und er dann bald darauf starb, war sie neben ihm niedergesunken, und die Umstehenden hatten sie sagen hören: „Ich danke dir, Gott ..." Das andere hatte ein kurzes, tränenloses Aufschluchzen unhörbar gemacht. Und dann hatte sie all das Notwendige erledigt, hatte keinen übermäßigen Schmerz, keine gebrochene Haltung gezeigt, gar nichts dergleichen.

Man war fast ein wenig erstaunt. Nach der Ehe! Wie die Frau das trug! Mit welcher Fassung! Ja, man weiß oft doch nicht ... Sie mochte ja auch wohl kein ganz leichtes Leben gehabt haben.

Sie hatten früh geheiratet, sie kaum zwanzigjährig, er als Leutnant auf die damalige Kommißzulage hin. Als der Hauptmann I. Klasse erreicht war, hörte sie auf, und der wohlwollende Anverwandte, der seine Hand eine Reihe von Jahren für diese zwei Menschen aufgetan hatte, tat sie nunmehr mit dem schönen Gefühl erfüllter Werktätigkeit ebenso wohlwollend wieder zu.

Das aber nur in Parenthese. Also aus Liebe hatten sie geheiratet. Es gibt Menschen mit und ohne Lebenserfahrung, die solche Herzensblüte als gefährliches Gewächs frühzeitig erkennen und deshalb auszurotten suchen. Hans und Else besaßen niemanden, der ihnen in diesem Sinne mit Rat und Tat geholfen hätte, und so rannten sie denn blindlings ins Glück oder, wie manche von den anderen meinten, ins Unglück hinein.

Im Frühling war ihnen die Liebe erwacht, im Frühling feierten sie Hochzeit. Es war eine Überfülle um sie her, alles sproßte, grünte, blühte und verhieß reiche Frucht. Es sprach zu ihnen von geheimen Wonnen, und reich wie Könige erschienen sie sich. Federnden Schrittes ging sie neben ihm, ihr Kleiderrand streifte das junge, weiche Grün, die Sonne tanzte in ihrem Haar. Schmückte sich denn die Erde um ihretwegen, war das alles nur für sie beide da? ... Seine Brust dehnte sich zum Zerspringen, als könne sie das Glück nicht fassen.

Hans Raumer war sozusagen Normalmensch; nicht die Spur genial, aber stramm im Dienst, treu und gewissenhaft in allem. Else war keineswegs schön, aber blühend und freundlich und schaute aus klugen, guten Augen frei und offen auf alles, was ihr in den Weg kam. Er besaß nicht jenen Ehrgeiz, der den Durchschnittsoffizier am Glücklichsein hindert. Er war eben einfältig genug, um zufrieden zu sein, über jeden kleinen Erfolg beglückt. Sein Streben ging nicht auf gestickte Kragen. Er blieb lange in demselben Regiment, und als dann endlich einmal eine Versetzung kam, vertauschte er auch nur das eine preußische Grenzstädtchen mit dem anderen.

Kinder sollten ihnen nicht beschieden sein. Einmal, schon nach mehrjähriger Ehe, lebte solche Hoffnung in ihnen auf und entschwand, noch ehe sie allzu weiten Raum in ihren Herzen ergriffen hatte. Und sie fanden sich darein, den kurzen Rausch zu überwinden. Es konnte doch nicht alles Glück der Erde über sie kommen! Immer enger schlossen sie sich aneinander an. Möglich, daß ein Drittes nur getrennt hätte, zu binden brauchte es hier nicht mehr.

So gingen die Jahre dahin. Er war nun Major mit Gehalt. Wenn er jetzt den Abschied bekäme — und welcher Offizier säße so sicher im Sattel, daß er nichts zu fürchten brauchte? —, so blieben ihnen ungefähr tausend Thaler Pension. Vor dem Äußersten würden sie geschützt sein ... Und nun hatte man ihn ihr sterbend ins Haus getragen.

Sie empfing eine Menge Beileidsbesuche und ging bei den ihr fremderen ziemlich schnell über das übliche Thema hinweg. Aber mit guten Bekannten sprach sie von ihm, sprach immer wieder von ihm, als sei ihr ganzes Sein und Denken von ihm ausgefüllt, aber nicht wie von einem, der nie wiederkehrt, sondern wie von einem auf weiter Reise Begriffenen, der plötzlich die Tür

öffnen und zu ihr treten wird. Weinen sah man sie nicht.

Er war seinen Kameraden ein guter Kamerad gewesen, aber sein bester Kamerad war sie. Ihr Glück machte sie beide ein wenig einseitig, wie etwas so Ausschließliches das häufig tut. So beurteilten sie die Ehen anderer nach der ihren, und daß dort Gleichgültigkeit oder gar Streit vorkomme, glaubten sie einfach nicht.

Minna, ihr Dienstmädchen, war in dem Punkt klüger als sie beide zusammen. Sie hatte das stille Glück ihrer Herrschaft täglich vor Augen, und das hatte ihren Geschmack so sehr verwöhnt, wie dies andere langgewohnte gute Dinge auch tun, daß sie sich vermaß, nach einem gleichen zu begehren. Und so blieb diese Minna ledig.

Das Ehepaar Raumer hatte keine stürmischen Zärtlichkeiten füreinander. Wozu auch? Da war nichts wieder ins Gleis zu rücken, nichts wieder gut zu machen. Und die eigentliche Liebe ist so zart, besser ihr nicht zu nahe zu treten. Sie ist wie eine Blume, die gepflegt sein und das ihre haben will, gerade das rechte Maß, von keinem zuviel oder zuwenig.

„Wie verstaubt du bist!" Sie trocknet ihm den Schweiß von der Stirn und trägt irgend eine kleine Erfrischung herbei. „Den Kuß später, wenn alle Felddienstspuren getilgt sind."

Aber so lange hat es damit für ihn nicht Zeit. Wie sie sich bückt, ihm die leichten Schuhe hinzurücken, hat er seine Lippen auf ihren Hals gedrückt, dort, wo ihr braunes Haar so hübsch am Nacken anwächst.

„Du sollst doch nicht, du weißt doch, daß ich's nicht haben mag!" Und dabei hat sie schon ihre Arme um ihn geschlungen trotz Schweiß und Staub und aller Gefahr, die ihrer frischen weißen Bluse dabei droht.

Aber reich wie Könige sind sie sich dann später doch nicht oft mehr vorgekommen. Es kamen Momente genug, die diesen Ansatz zum Größenwahn mit unsanfter Hand ins Nichts zurückdrängten. Nur fiel es ihnen gar nicht ein, deswegen gegen ihr Los die gewohnte Klage zu führen. Sie paktierten vielmehr mit einem Geschick, dessen Übergewicht sie fühlten und achteten, und so ward das Stärkere ihr Bundesgenosse.

Sie erwarben sozusagen zusammen, er draußen, sie drinnen; sie entbehrten auch zusammen, und das macht sich zu zweien, die sich gut sind, gar nicht mal so schwer. Sie wusch seine Handschuhe, plättete seine Hemden, und er zahlte ihr den gebührenden Preis dafür. Dies Geld war ihr unbestrittenes Eigentum, mit dem sie tun und lassen konnte, was ihr beliebte. Sie verwandte es zu Geschenken für ihn, und nach der wirtschaftlichen Lage im Raumerschen Hause sah sie sich meistens gezwungen, ihm etwas dafür zu erstehen, das er notwendig brauchte. Ähnlich er. In Geschenken trafen sie beide meist die hausbackenste Wahl, sozusagen: Kleider, Schuhe usw. Das Mindestmaß von Phantasie wurde hier entwickelt. Aber es schien, als ob dieser Mangel die Freude an den Gaben merkwürdig wenig beeinträchtigen sollte. Ein Schimmer von Poesie verklärte das Geringste; woher er kam, war ihr Geheimnis.

„Du gute, fleißige Kleine!"

„Du Mann du! Der Stoff ist viel zu schwer! Wann du dir wohl endlich den Hang zum Luxus abgewöhnst!" ...

Sie besprachen alles miteinander, und ihre gegenseitige Teilnahme oder Anerkennung adelte ihr Tun. Er verlangte keinen Heroismus von ihr, sie von ihm keine unbedingte Hilfe. Aber was sie voneinander forderten, war Vertrauen und Verständnis. Es stand fest, daß sie ein paar glückliche Menschen seien, die sich heute mit ergrauendem Haar noch ebenso liebten wie einst im braunen, da sie den leichtsinnigen Streich begingen, sich sozusagen auf nichts hin zu heiraten. —

Und nun war er tot. Und man erzählte sich im Städtchen, daß man sie bald nach dem Begräbnis habe singen hören, das Beethovensche „Ich liebe dich ...", das ganze Lied, bis auf den Schluß.

Es war sein Lieblingslied gewesen. Wenn er verstimmt nach Hause kam — und welcher Offizier hätte nach fünfundzwanzigjährigem Frontdienst nicht so viel Ärger geschluckt, daß er nicht dann und wann eine Gemütsverstimmung davon spüren sollte? —, so verfehlte dies Lied seine sänftigende Wirkung fast nie. Ihr Gesang war keine Kunstleistung, doch trug er ihn wie sie auf sicheren Schwingen über manche rauhe Klippe des Daseins hinweg.

Wären diese zwei Menschen mit sogenannten Glücksgütern gesegnet gewesen, so würde das Leben vielleicht an Reiz für sie verloren haben. Gewissermaßen hätte es sie seines größten Wertes beraubt. So galt es kämpfen — der Sieg war immer ihrer ...

Es soll ja Dienstmädchen geben, deren Anforderungen der Zuschnitt im Hause ihrer Herrschaft nicht entspricht, und die dann wo anders ihr „Ideal" suchen. Aber so war Minna Kaurmutzki aus Jenkutschkampen nicht; sie hatte das Interesse ihrer Herrschaft einfach zu dem ihren gemacht und fühlte sich ganz wohl dabei. Gesund waren sie ja alle. Die gnädige Frau war wohl ein bißchen zart, das entging auch Minna nicht, besonders an Waschtagen, wo sie oft erschreckend müde aussehen konnte. Was Wunder, wenn sie dann durchaus nun mal Haus und Küche allein besorgen wollte!

Was das bißchen Leben auch alles erforderte! Und was es nicht erforderte, und was doch sein mußte! Da hieß es denn gute Miene zum bösen Spiel machen. Gewiß gab es elegantere Gesellschaften als die im Raumerschen Hause! Wer von seinen Gästen verlangt, jeden Gang mit einem anderen Instrument zu handhaben, würde hier schon gar keine Befriedigung davongetragen haben. Doch war wohl selten so viel Fleiß und Sorgfalt auf derartige Veranstaltungen verwandt worden. Die neuen Oberstens predigten Einfachheit, doch galt er als Gourmet und hoffte in dieser ästhetischen Eigenschaft im Kreise seiner Untergebenen doch immerhin einige Berücksichtigung zu finden. Man mußte es Raumers lassen, sie machten ihre Sache ganz gut.

Raumer selber verlor bei solchen Gelegenheiten den ganzen Abend ein leicht sarkastisches Lächeln nicht. Er liebte Geselligkeit, nur in der Art der Ausführung, wie sie nun einmal gang und gäbe war, konnte sein Gastlichkeitstrieb kein Genüge finden. Wer geben durfte aus einem Überfluß oder wenn auch nur aus einem geringen Überschuß, und sei es das Allereinfachste, das erschien ihm als das Wahre. Aber zum Beispiel Bowle von Walderdbeeren, im Frühbeet gezogen — sie hatten eine Weile beratschlagt, ob eingelegte Ananas nicht dasselbe täten, aber jemand hatte sich kürzlich sehr abfällig über dies Gebräu ausgesprochen, da war ihnen der Mut dazu vergangen. Wie immer so auch diesmal hatte er, wenn alles im Gange war, sein Vergnügen daran, nur mit dem rechten Ernst konnte er sich nie dazu stellen. Er suchte den Blick seiner Frau, sie nickten einander zu, ihre Augen küßten sein kluges gutes Gesicht, und das Gefühl des Wohlbehagens wuchs in ihm. Wieder hob sich seine Brust, als reiche der Raum da drinnen nicht aus für das Frohgefühl. Nein, er brauchte sich nicht zu schämen: vom Besten dieser Erde war ein gutes Teil auf sein Los gefallen. —

Und als er tot war, hörte man sie sagen: „Ich danke dir, Gott —" Den Nachsatz: „daß du ihm den größten Schmerz erspart, mich vor ihm sterben zu sehen", verschlang ein Aufschluchzen.

Zu ihren Bekannten sprach sie davon, wie sie sich ihr Leben nun einrichten wolle, und daß sie ihr Auskommen habe. Sie würde gar nicht zu darben brauchen. Dergleichen mehr sagte sie mit stillem Gesicht und einem Ewigkeitsblick. Minna wolle bei ihr bleiben.

Minna blieb auch ganz gern. Beim Wechseln komme doch nichts heraus, hatte sie nur auf Elses diesbezügliche Anfrage erwidert. Für Redensarten war Minna nicht, und damit soll ihr nichts Ungutes nachgesagt sein, denn, pflegte Major Raumer zu sagen, es genügt für einen dienstbaren Geist, daß er treu erfunden werde.

Sie waren noch nicht lange in der neuen Wohnung, da schlief die Herrin eines Morgens ungewöhnlich lange. Endlich, als schon die Sonne durch die Fenster schien, ging Minna in das Schlafzimmer, um die gnädige Frau zu wecken.

„Aufstehn, gnä's Frauchen, es geht auf zehn!" Else rührte sich nicht. „Aber, gnä'S Frauchen, Erbarmen ..." Da wurde es Minna klar, daß hier kein Wecken mehr half.

„Sie war ja ganz gesund," erzählte das Mädchen. „Nie hat ihr was gefehlt, nur die Waschtage, die wurden ihr immer ein bißchen schwer, aber das war auch das einzige. Und dann das mit dem Herrn — sie hat kein groß Wesen davon gemacht, das hatte die auch nicht nötig — es hat ihr einfach das Herz gebrochen."



Antonio Fogazzaro

Eine Studie aus der italienischen Literatur der Gegenwart

von

Otto Hauser

Das neunzehnte Jahrhundert, von den Neujahrsmonologen Schleiermachers eingeleitet, begann mit einer Rückkehr zum kirchlichen Christentum, nachdem unsere Klassiker im wesentlichen an dem rationalistischen Deismus der Aufklärungszeit festgehalten hatten. Ein Hegel, der alsbald der offizielle Philosoph der deutschen Universitäten ward, wie es im achtzehnten Jahrhundert Christian Wolff gewesen, versöhnte durch die ganze Dreiteiligkeit seines Systems die Philosophie auch mit dem Dogma der Trinität; aber David Friedrich Strauß, der allein die Konsequenzen der Lehre Hegels zog, ging von diesem in seinem Alter zu Haeckel über. Und so bedeutet die ganze Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Kampf und Sieg des von Darwin ausgegangenen Materialismus. Aber in seiner Zurückführung des ganzen Seins auf Kraft und Stoff konnte er einer großen Anzahl von Denkern nicht genügen, und so bildeten sich, indessen er in der Wissenschaft gesiegt zu haben schien, abseits von ihm kleine Grup-

pen neuer Spiritualisten, nicht zum wenigsten auf den experimentellen Forschungen über Hypnose und Suggestion fußend, die ihnen Zeugnisse dafür schienen, daß es neben Kraft und Stoff noch ein Drittes gebe, das jene beiden erst zur völligen Einheit ergänzt — eine transcendentale Macht, die unschwer mit dem Gott der positiven Religionen zu identifizieren war. Hiermit trat wieder die rückläufige Bewegung ein. Auf jene ersten Spiritisten, die mehr nur experimentierten als glaubten, folgten bald Gläubige und Übergläubige. Man kam vom Atheismus zum Theismus, von diesem zum Christentum und schließlich zum Katholizismus. Allerdings war der Weg auf den Pfaden Tannhäusers nach Rom, sei es von ursprünglichen Katholiken oder Proselyten, doch nicht viel mehr als eine Formsache, denn im Grunde war es nicht der heutige Katholizismus, in dessen Schoß sie ihre Zuflucht suchten, sondern der des schwärmerischen Mittelalters, wie Paul Verlaine dies freimütig bekannte. Mit Strindberg und Huysmans scheint die ganze Bewegung ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben.

Abseits von diesen Strömungen, wenn auch geschichtlich mit ihnen verbunden und durch sie bedingt, stehen in den meisten Ländern einzelne Denker und Dichter, die auch im Christentum das Heil der Seelen wie der Staaten sehen und für seine Sache unentwegt kämpfen, ohne sich aber in die Mystik vergangener Zeiten zu verlieren, sicher auf ihrem Heimatboden stehend, ihrer Heimatkirche treu. Sie erkennen in der Religion das nährende Brot für alle, die da hungern, nicht nur ein neues Naschwerk für überreizte Gaumen.

Zu diesen Denkern und Dichtern — er ist beides — gehört Antonio Fogazzaro, ja, was die katholischen Länder betrifft, darf man ihn als ihren ersten betrachten, sowohl dem inneren Werte seines Schaffens nach, als auch nach dem Maße des Erfolges, der seinen Werken zu teil ward. Fogazzaro ist heute der beliebteste Dichter Italiens; von dem Kreise der Königin-Witwe Margherita bis in die breitesten Schichten des Volkes, überall findet er Lober und Leser; sein Ruhm reicht an den Manzonis heran. Das Ausland freilich kennt ihn wenig. Das sensationelle Talent Gabriele d'Annunzios, des geistigen Antipoden Fogazzaros, zieht alles Interesse auf sich. Aber wie fern man trotzdem davon ist, diesen größten Wortkünstler der italienischen Literatur recht zu werten, ersieht man schon daraus, daß einzig seine erzählenden Werke und seine Dramen gelesen werden. Seine Lyrik, in welcher er sein Bestes und Ewiges gab, ist nahezu ganz unbekannt. So kommt es, daß d'Annunzio, dessen Schaffen weit über den Tag hinausreicht, zum Modedichter geworden ist. Fogazzaro blieb durch das Stille, Schlichte seiner Art und seines Wesens vor diesem Lose, dem schlimmsten, das einen ernsten Dichter treffen kann, bewahrt; für den Ruhm im Auslande entschädigt ihn die Liebe seines Volkes.

Muß es nun so scheinen, daß in Fogazzaro die italienische Volksseele selbst ihren typischen Ausdruck gefunden hat — denn nur ein Dichter, der aus seinem Volke heraus schreibt, wird wahrhaft populär —, so kann doch der Deutsche gerade in ihm außerordentlich viel Wesensverwandtes entdecken, das trotz der Verschiedenheit der Sprache sich immer aufs neue bemerkbar macht und den italienischen Leser anfangs befremden mußte. Dies erklärt vielleicht am besten, warum seine ersten Dichtungen nicht sogleich den Beifall fanden, den sie verdienen. Fogazzaro ist eben nicht Romane, sondern Lombarde seiner Abstammung wie seinem Geburtsorte nach, und mögen auch Jahrhunderte dahingegangen sein, seit die Lombarden sich von den übrigen Deutschen getrennt, die Wesensverwandtschaft ist geblieben, und die besten norditalienischen Dichter geben durch alle Zeiten hindurch deutliches Zeugnis von ihr.

Antonio Fogazzaro* ist am 25. März 1842 zu Vicenza geboren, der schönen Stadt am Abhange der Alpen mit den vielen herrlichen Palästen, Palladios Meisterwerken, die Goethe so sehr bewunderte, und hier sowie in dem lieblichen Valsolda, der Heimat seiner Mutter, verbrachte er seine Kindheit. Die Bergwelt mit all ihren Schönheiten in Sturm und Ruhe machte bleibenden Ein-

* Treffliche Biographien Fogazzaros schrieben Sebastiano Rumor und Pompeo Molmenti, beide Freunde des Dichters.

druck auf sein empfängliches Gemüt; sie und die bewegte Zeit voll Haß gegen die österreichische Fremdherrschaft und voll Hoffnung auf ein freies, einiges Italien,* die durch gemeinsame Sorgen und Wünsche die Menschen einander näher brachte als eine andere, bildeten den jungen Dichter heran. Als drittes kam die Musik hinzu, vor allem die deutsche Musik: Bach, Beethoven, Haydn und Mozart, damals in Italien noch wenig heimisch, aber von Fogazzaros Vater, der sie trefflich zu spielen verstand, geschätzt und geliebt. Nicht vergessen darf man auch des Abbés Giacomo Zanella, seines Erziehers, der, selbst ein feinsinniger Dichter und Ästhetiker, vielen Einfluß auf ihn gewann und wohl den Grund legte zu seinem tiefen Gottesglauben, der in späteren Jahren der Kernpunkt seines Lebens und Schaffens werden sollte. Ursprünglich für die juridische Laufbahn bestimmt, studierte Fogazzaro in Turin die Rechte und erwarb sich auch hier den Doktortitel, dessen er sich jedoch niemals bediente. Sein Herz drängte ihn, sich der Literatur zu widmen, aber erst spät wagte er sich an ein größeres Werk. In den Jahren 1861 bis 1870 hatte er nur in verschiedenen Zeitungen, in denen sie jetzt begraben sind, einzelne Verse drucken lassen, Hochzeitsgedichte, deren Wert sehr vergänglich war.

Das Erstlingswerk Fogazzaros ist die Versnovelle „Miranda“ (1874, elfte Auflage, 1900), aus einer Seelenkrisis geboren, in einer Krankheit niedergeschrieben. In ihr gab Fogazzaro eine Dichtung, erzählend nach ihrer Form, lyrisch in ihrem Grundton, die zu den feinsten Schöpfungen dieser Art gehört, weit bedeutender als Giovanni Pratis und Aleardo Aleardis beide gleichbetitelte Dichtungen „Lettere a Maria“, die in gewissem Sinne als ihre Vorbilder gelten können. Eine Übersetzung von A. Meinhardt (Leipzig 1882; jetzt vergriffen) machte die Novelle auch in Deutschland bekannt, obwohl sie den sprachlichen Schönheiten des Originals nicht überall gerecht wurde.

Die Handlung der Dichtung ist einfach: Miranda liebt einen Dichter, Enrico, dieser aber verläßt das Mädchen, weil er als Künstler Ungebundenheit verlangt, und da er spät zurückkehrt, findet er eine Todkranke, die beim ersten Wiedersehen mit ihm zusammenbricht und stirbt. Doch nicht die Fabel ist das Wesentliche an „Miranda“, sie ist vielmehr nur der Rahmen für die Tagebücher, in denen die beiden Liebenden ihre Empfindungen, Gedanken und Erlebnisse während der Zeit ihrer Trennung niederlegen. Sie sind bereits der bedeutende Ausdruck eines echten Dichtergeistes, voll psychologischer Feinheiten, wie sie in jedem neuen Werke Fogazzaros den Leser überraschen sollten. Der reichen Rhetorik Enricos, die in ihrer Eigenart, Gedrungenheit und Plastik an die Shakespeares erinnert, steht die schmucklose, echt weibliche Sprache Mirandas in ihrem Tagebuche gegenüber. Schreibt er:

> Lieben, die Göttin seiner Träume suchen,
> Schwärmen, vergessen und aufs neue lieben,
> Das ist das Schicksal jedes hohen Geistes:
> Ophelia heute, Desdemona morgen!

so schreibt Miranda:

> Er mußte mich verlassen,
> Denn höher ruft ihn Gott; er ist im Recht ..

und:

> Da er mich liebte, liebte er wie vieles!
> Die Bücher und die Sterne, Blumen, Berge
> Und die Musik: ich liebe ihn allein.
> Um wieviel reicher ist sein Herz als meines!

Sie aber liebt ihn mit jener Liebe, die nimmer aufhört, und fragt sich, wie es denn Frauen geben kann, die anders lieben. Ein Gretchen ganz ohne Sinnlichkeit, sagt sie über diese:

> Sobald sie träumt und betet,
> Möcht' ich: „O Schwester, meine Schwester!“ sagen,
> Doch wenn sie mit ihm spricht, — nein, nein!

Und anders ist auch ihr Orakel:

> Er liebt mich, liebt mich nicht. Zerpflückte Blumen
> Sagen mir's nicht, mir sagt's das ganze All
> Und sagt's das eigne Herz. Einst wird sich's zeigen,
> Bei welchem von den Zwei'n sein Schlag verstummt.
> Nein, Blumen frag' ich nicht. Und wenn sie's wüßten,
> Ich fragte einzig, ob er glücklich ist.

„Miranda“ fand zunächst nur den Beifall der wenigen, die nicht auf eine bestimmte Schule eingeschworen waren, aber auch des Dichters Vater, Mariano Fogazzaro, damals

---

* Wie seltsamen Ausdruck oft diese Hoffnung fand, möchte ich durch einen mir bekannt gewordenen Fall illustrieren. Bei der Taufe eines Wirtstöchterleins ward eine zufällig anwesende Gesellschaft zu Paten geladen, und die Namen, die diese dem Kinde gaben, waren folgende: Italia, Pascua, Libera, Sara (sarà), als Satz gelesen: „Zu Ostern wird Italien frei sein.“ Diese hochverräterische Namengebung kostete einem dabei beteiligten österreichischen Offizier seine Carriere.

Deputierter in Rom, ein Konservativer in der Kunst, war von dem Werke entzückt. Die Kritik, durch Pratis und Fusinatos leere Wortmacherei verdorben, tadelte vor allem die Sprache, die sie nachlässig, ja prosaisch fand, wobei sie auf Verse verwies, wie:

> In un angol sedeva la signora
> Maria trattando i ferri della calza ...
> (In einer Ecke saß Frau Maria und strickte.)

Der Dichter aber konnte von sich sagen, damals wie noch heute:

> Sdegno il verso che suona e che non crea.

Auch darin, daß er Verse haßt, „die nur schön klingen, aber nicht Vorstellungen erwecken", verrät sich sein dem Deutschen verwandtes Kunstempfinden. Kein Wort ohne Bedeutung zu setzen, ist ein Prinzip, an dem er mit seltener Strenge gegen sich festhält. Dadurch aber ist auch jede Zeile, die er schreibt, wertvoll als der vollkommenste Ausdruck seines menschlichen oder künstlerischen Ichs. Freilich fehlt ihm die blühende Beredsamkeit, der estilo culto eines d'Annunzio, die rhythmische Wucht eines Carducci, aber er ist dafür frei von ihrer Langatmigkeit, ihrem Wortschwall. Fogazzaro mußte sich von der hergebrachten Diktion befreien, um so schreiben zu können, und erst da er seine eigene Art gefunden hatte, als Gewordener, nicht als Werdender, trat er in die Öffentlichkeit. Seine Entwickelung aber war über die damalige italienische Literatur bereits hinausgegangen, als er auftrat. Zeigte sich dies in „Miranda" noch nicht in seiner vollen Schärfe, so war es, weil er auf diesem Gebiete, wie erwähnt, wenigstens dem Stoffe nach Vorgänger hatte, weshalb die Neuartigkeit der Dichtung nur in der Sprache empfunden ward; als aber zwei Jahre später sein Lyrikband „Valsolda" erschien, fand die Kritik einfach „gar nichts dahinter". Und doch hatte Fogazzaro gerade in diesen Gedichten, dem geliebten Tale gewidmet, sein Bestes geben wollen. Was ihm damals nicht beschieden war, „dies unbekannte Tal berühmt zu machen", sollte ihm erst zwanzig Jahre später mit seinem in Valsolda spielenden Roman „Il piccolo mondo antico" gelingen. Und der Ruhm dieses Werkes wirkt nun auch zurück auf die Gedichte. Der italienischen Kritik von 1876 fehlte noch der Maßstab für sie. Wohl hatte schon Leopardi in wunderschönen Versen die Natur besungen, aber er hatte sich nie eins gefühlt mit ihr, wenigstens nicht so wie Shelley, der Erde, Meer und Luft seine geliebten Brüder nannte, oder Goethe, der in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes sah. Eine Beseelung der Natur, wie man sie in Fogazzaros „Valsolda" fand, war etwas ganz Neues für die italienische Poesie. Hier war nicht nur Schilderung von Land und Leuten, sondern Liebe zur Natur nicht weniger stark als die Liebe zu einem Weibe. Aus dem Rauschen des Wasserfalles hört er ihre Stimme, und da der Mond hervortritt, verkörpert sie sich dem Wanderer als schönes blondhaariges Weib, das langsam in den Fluten versinkt. Mit der neuen Liebe im Herzen, weinend, findet ihn der Tag, „bezaubert" für immerdar. Die Empfindung ist oft so übermächtig, daß sie ihn mit einem Taumel erfüllt, einer „blinden Liebe", deren Wonnefesseln er durchbrechen muß, um wieder frei zu sein für das Leben. Und wieder manchmal, wenn er über den See blickt, erfaßt ihn eine Sehnsucht ins Unendliche; sein Geist möchte hinausdringen über die Grenzen alles Erschaffenen und da sich auflösen wie die Wasserperle an der Fläche der Flut. Den Glocken von Valsolda, den Tälern und Bächen verleiht er Sprache, die ganze Natur stimmt ein in seine Abendandacht:

Alle Glocken:

> Das Licht muß werden,
> Das Licht muß vergehn;
> Was bleibt von den Morgen- und Abendröten,
> Was bleibt bestehn?
> Alles, o Herr, auf Erden,
> Nur das Ewige nicht,
> Ist eitles Wähnen,
> Eitler Schein.

Echo der Täler:

> Eitler Schein!

Alle Glocken:

> Hör uns flehn, uns flehn in Tränen,
> Aus Tiefen und Höh'n entboten,
> Für die Lebenden, für die Toten,
> Für so viele verborgene Schuld,
> So viele verborgene Pein!
>
> Allen Kummer,
> Der vor dir nicht weint,
> Allen Irrtum,
> Der dich je verneint,
> Alle Liebe,
> Die sich dir nicht eint,
> Vergib in Huld!

Echo der Täler:

Vergib in Huld!

Alle Glocken:

Hör uns flehn für alle, die schlafen
Im dunklen Schrein,
Ob man sie schuldig fand,
Ob man sie rein erkannt,
Du, o Mysterium,
Du weißt es allein.

Echo der Täler:

Du weißt es allein!

Alle Glocken:

Hör uns flehn für das tiefe Leiden der Welt,
Das alles lebt und fühlt und liebt und leidet,
Geheimnisvoll von dir beschieden.
Friede den Bergen, den Fluten allerwärts,
Friede nun auch dem Glockenerz!
Frieden!

Echo der Täler:

Frieden!

„Abend" und noch andere Stücke in „Valsolda" sind in einem für die italienische Poesie ganz neuen Versmaße geschrieben, das jetzt unter dem Namen vers libre auch in die französische Literatur Eingang gefunden hat.* Daß es auf germanische Vorbilder zurückgeht, ist nicht zu verkennen. Die Assonanzen, die Fogazzaro hier und da anwendet, wohl nach dem Muster der unreinen „Reime" im Deutschen, haben für das italienische, zu sehr an den genauen Reimklang gewöhnte Ohr einen gewissen neuen Reiz und sind neuerdings durch d'Annunzio, in dessen „Laudi" man sie zahlreich findet, sogar zu besonderer Ehre gekommen; im Französischen wurden sie zugleich mit dem vers libre eingeführt. Seinerzeit trugen diese metrischen Neuerungen viel dazu bei, daß man Fogazzaro den Sinn für eine poetische Diktion, ja die Fähigkeit, gute Verse zu machen, überhaupt absprach. Gleichwohl erlebte „Valsolda" bis 1897 vier Auflagen und bildet nun, um einige Stücke verkürzt, einen Hauptbestandteil der „Ausgewählten Gedichte Fogazzaros" (Poesie scelte, 1898), der lyrischen Ausbeute von fast dreißig Jahren und doch nur eines Bandes von wenig über zweihundert kleinen Seiten.

Für des Dichters Innenleben, den Kampf um seinen Gott, aus dem sein Glaube nur noch gestärkter hervorgeht, ist wohl am bezeichnendsten das Stück Notte di passione (Passionsnächte), eine der kostbarsten Perlen der Sammlung. Vom Pöbel verhöhnt, weil er Gott und einen Himmel offen sieht, sucht er in seinem verletzten Stolz Dunkelheit, Frieden und Trost in der Nacht:

Laß mich, o Gott, mich ganz in dich versenken,
Dring ein in mich, in alle Sinne mir,
Zerstör, erneu mein Fühlen und mein Denken,
Im Sturm der Liebe führe mich zu dir!

Aber statt Gottes „hört und spricht zu ihm die Erde":

Mein bist du, Sproß aus meinem Mutterschoß.
Du hoffst, daß Gott empor dich führen werde?
Umsonst! Er reißt von mir dich nimmer los.

Ein Frevler sehnst du dich nach einer Schwinge,
Die dich enthebt der heiligen Natur.
Frohlocke, weine, lieb, genieß und singe!
Das ist Vergangenheit, das Zukunft nur . .

Nun aber erscheint ihm zu seiner Rettung der Tod, „lächelnd zum Klang wie von überirdischen Stimmen," und er faltet die Hände und sieht, wie die Welt rings um ihn sich verwandelt und Gott wieder die ganze Natur durchdringt:

Die Wolken scheinen von Mysterien schwanger,
Die Nacht erschauert vor dem tiefern Sinn,
Und seine Seelen gibt der Blumenanger
Dem Hort der Liebe weihrauchgleich dahin.

Wie leises Beten ist der Winde Weben,
Mit Flüstern kommt es durch die Stille her.
Wie eine Woge fühl' ich Gott mit Beben
Auch mich durchdringen, seh' den Tod nicht mehr

Ich rufe ihn, es will das Herz mir brechen,
Die Hände schlag' ich weinend vors Gesicht.
Er naht, ich hör' ihn milde zu mir sprechen
Und weiß es nicht, ob Schmerz, ob Liebe spricht.

Er spricht so sanft, wie ich es nie vernommen,
Ich hör' ihn kaum, von Tränen übermannt;
Wie ein Verzeihen fühl' ich's auf mich kommen,
Aufs Haupt sich legen mir wie eine Hand.

Ich blicke auf, da schwindet mein Befreier,
Ich trinke seinen Atem tief in mich.
Und alles ist Gebet und Gottesfeier;
So rede, Herr! Dein Knecht, er höret dich.

Besonders eigenartige Dichtungen sind die „Versione dalla Musica" („Nachdichtungen von Musikstücken"). Wie der Pole Kornel Ujejski, der Worte zu Kompositionen von Chopin schrieb, hält sich auch Fogazzaro nicht an die Musik, schreibt nicht etwa Texte zu den Noten, sondern gibt nur die Gedanken, die Gesichte wieder, die sie in ihm erweckte;

* Vergl. Erich Meyers Studie „Die neueste französische Lyrik" im Junihefte 1902 der „Monatshefte", besonders S. 334.

die Versionen beider sind selbständige Kunstwerke. Die Form dieser kleinen Dichtungen, die fast vollzählig in die „Poesie scelte“ aufgenommen sind, ist eine dramatische, nicht nur äußerlich, sondern auch ihrem Wesen nach. Martinis Gavotte mit ihren steten Doppelmelodien läßt ihn ein tanzendes Paar sehen, einen Alten und ein Mädchen; was sie tändelnd sagt, spricht er immer nach, bis der Tanz mit einem „Gute Nacht!“ endet. Es sind Worte ohne Gefühle, ganz wie Martinis Stück. Anders Chopins vierte Mazurka; sie zaubert ihm ein düster-leidenschaftliches Bild vor: die Frau beschwört ihren Mann, der reglos im Bette liegt, doch nicht so grausam zu scherzen, sie zu umarmen, bis sie mit Grausen entdeckt, daß sie ihn nicht mehr erwecken kann, und selber stirbt. Eine geheimnisvolle Nachtscene enthüllt ihm Clementis Lento (op. 26), einen Maskenball im achtzehnten Jahrhundert Boccherinis Menuett, von allen das Meisterstück. Ein englischer Kritiker meint, es sei „wie eine idealisierte Wiedergabe eines venetianischen Gemäldes von Pietro Longhi, das uns ahnen läßt, was für Liebes- und Leidenstragödien hinter diesen Gesichtern, die maskiert so gleichgültig scheinen, so alltäglich und leidenschaftslos, sich verbergen mögen.“ Madame und Monsieur, die hier in einem eleganten Gemach nach den Klängen des Menuetts die vorgeschriebenen Komplimente wechseln und, den Ehebruch schon im Herzen, munter miteinander plaudern, nur für kurze Zeit durch einen Maskenzug von Zephiren, unter denen die Dame ihren Gemahl erkennt, gestört — sie verkörpern ganz die fürchterliche Sorglosigkeit jener Tage. In Schumanns Phantasiestück „In der Nacht“ dagegen empfindet er den Kampf seiner eigenen Seele, den Kampf seiner Passionsnächte. „Sie“, die in ihrer Liebe dem Geliebten all ihr Sehnen und Hoffen, Seele und Leib, Ehre und Stolz zu Füßen legt, will ihn in ihren Armen Zukunft, Himmel und Gott vergessen machen; dies gelobt sie ihm. Sie tastet nach ihm im Dunkel, erfaßt ihn, umschlingt ihn, küßt ihn und ruft:

> Gott ist besiegt! Der Sieg ist mein!
> Nun laß mich vereinen
> Mein Schweigen mit deinem
> Und selig sein!

Darauf er:

> Nein!
> Der Sieg ist dir nicht gegeben,
> Du, süßer als das Leben.
> Du, stark wie der Tod!
> Ich reiße mich los, richte mich auf und steh'.
>
> Und ist noch mein Herz gebunden an das deine,
> Ich will es zerbrechen mit starkem Mut,
> Und lodert noch immer mein Blut,
> Unter dunklem, eisigem Steine
> Lösch' ich die Glut.

„In der Nacht“ ist die letzte dieser „Nachdichtungen“ Fogazzaros; zwischen ihrem Erscheinen (1894) und dem der ersten, auch nach einem Schumannschen Stück, liegen zehn Jahre.

Eine lyrisch-epische Rhapsodie in ganz reimlosen Versen ist die Dichtung Samarith di Gaulan (Samarith, die Gauloniterin), 1892 veröffentlicht und ebenfalls in die Poesie scelte aufgenommen, eine Schöpfung von wunderbarer, leuchtender Schönheit. Samarith hat dem Rabbi Jesus gelauscht, als er am galiläischen Meere predigte — nun liegt Jesus begraben im Judäerland; einsam sitzt Samarith an dem verödeten Ufer. Da tritt ein Fremder in weißem Gewande zu ihr; sie erkennt in ihm den Heiland und fällt ihm zu Füßen, und dann folgt sie ihm über die schwarzen, stürmischen Wogen, getragen von der Kraft ihres Glaubens; lächelnd, selig stirbt sie im Morgenrot.

Dies die Lyrik Fogazzaros, welcher ich wohl mit Recht mehr Raum widmete, als ihr ihrer Seitenzahl nach zukommen mag. Denn in ihr enthüllt sich des Dichters Wesen in allen seinen Besonderheiten am klarsten und schärfsten, weil in wenige Zeilen zusammengedrängt, so daß die eingestreuten Proben vielleicht mehr zu seiner Kenntnis beitragen als ganze Kapitel aus den einzelnen Romanen, deren Stimmungen, deren Grundmotive sich schon in ihnen finden.

Als Erzähler begann Fogazzaro mit dem Roman „Malombra“ (1881, 17. Aufl. 1900).* Sechs Jahre hatte er an dem Werke gearbeitet und war neununddreißig Jahre alt, da er es veröffentlichte — ein Alter, in dem andere Dichter meist schon ihre besten Werke geschrieben haben und nur noch von ihrem

* Deutsch von A. Courth (Kollektion Spemann, 1883), eine ganz handwerksmäßige Übersetzung.

früheren Ruhme zehren. Der italienische Roman hatte zu jener Zeit seinen Tiefstand erreicht und konnte ihm keine neueren Vorbilder bieten als Manzonis „I promessi sposi“, die allein sich ihre Beliebtheit erhalten hatten. Die wenigen deutschen Romane, die Fogazzaro las, machten keinen Eindruck auf ihn, dagegen lernte er Dickens und andere Engländer bewundern, von den Franzosen liebte und las er vor allem Chateaubriand und Victor Hugo, denen er seine Verehrung bis heute bewahrt, wie er in der Conférence „Le grand poète de l'avenir“ (Paris 1898) bekannt hat. Und doch muß man „Malombra“ gerade mit einem deutschen Werk vergleichen, mit Mörikes „Maler Nolten“. In ihren Vorzügen und ihren Schwächen sind die beiden Werke einander sehr ähnlich, selbst in Einzelheiten begegnen sie sich. So spielt ein phantastischer Briefwechsel in beiden eine Hauptrolle, und die Liebenden, die weder hier noch dort „zusammenkommen“, sind in beiden ein schwankender Künstler und ein hysterisches Mädchen. In beiden ist der Dichter größer als der Erzähler, in beiden die Handlung mehr melodramatisch als episch, dabei geheimnisvoll und nicht selten sensationell wie in einem Feuilletonroman. Für alle Schwächen aber entschädigt hier wie dort die Schärfe der Beobachtung, die sich in der Zeichnung der Charaktere kundgibt, und die Poesie, die ihrer Hauptgestalten eigentliche Seele ist. Marina di Malombra hält sich für die Verkörperung ihrer Großmutter und rächt als solche deren Tod an ihrem Oheim, dem Nachkommen des Schuldigen, der die Verwaiste zu sich genommen hat. Die Erzählung von den Leiden jener Ahnfrau, deren Zimmer sie bewohnt, die ganze düstere Umgebung, das graue Stammschloß, der See, der unaufhörlich unter ihrem Fenster rauscht und ihre Gedanken mit seiner traurigen Melodie begleitet, die Menschen, mit denen sie verkehrt, ihr Oheim, der schrullenhafte, eigensinnige Sonderling, den sie als ihren Feind betrachtet und haßt, die gespenstergläubige Dienerschaft, alles dies trägt dazu bei, Marinas kranke Sinne völlig zu verwirren. Corrado Silla, ihr Widerpart, den sie liebt und doch von sich stößt, ein junger Schriftsteller, von Marinas Oheim auf dasselbe Schloß beschieden, trägt offenkundig viele Züge des Dichters selbst, der sich in jenen Jahren mit dem Spiritismus vertraut machte und über ihn hinaus den Weg zu seinem Gotte fand. Die Erzählung, deren Fabel zum Teil aus den Lehren des Spiritismus geschöpft ist, zeigt seine Kämpfe in ihrem Ausklang. Die Wirkung des Romans beruht aber nicht auf den Hauptgestalten, sondern vor allem auf den prächtigen Nebenfiguren. Der alte Steinegge, der im Rausche wieder jung wird, Hamlet und Falstaff in einer Person, Pessimist und Epikuräer, die Gräfin Fosca und ihr Sohn Nepo, die Pompeo Molmenti Gestalten wie aus einem Goldonischen Lustspiel nennt, zeigen Fogazzaros Charakterisierungskunst schon auf der Höhe von „Il piccolo mondo antico“.

Was der Dichter in „Malombra“ versprach, hielt er in „Daniele Cortis“, seinem nächsten größeren Werke (1885, 21. Aufl. 1900).* Cortis, ein angehender Parlamentarier, noch mehr Fogazzaros Ebenbild als Corrado Silla, liebt Elena, die Frau eines anderen, der ihrer nicht wert ist, aber er entsagt ihr, nicht aus sentimentaler Schwäche, sondern in Kraft. In Italien hat man das Verhältnis Danieles zu Elena einen „platonischen Ehebruch“ genannt; der Deutsche wird den Dichter besser verstehen. Die Inschrift einer Säule, bei der sie sich im Park treffen, ist das Motto ihrer Liebe:

HYEME ET AESTATE
ET PROPE ET PROCUL
USQUE DUM VIVAM ET ULTRA.

Und da sie voneinander scheiden, bittet sie ihn, ihr diese Worte abzuschreiben, und er fügt noch einen anderen lateinischen Ausspruch hinzu, die Worte eines Heiligen: Innupti sunt conjuges, non carne sed corde. Sic conjunguntur astra et planetae, non corpore sed lumine, sic nubent palmae, non radice sed vertice. (Unvermählt sind sie vereint, nicht im Fleische, sondern im Geiste. So vermählen sich die Sterne und die Planeten, nicht körperlich, sondern durch ihr Licht; so vereinen sich die Palmen, nicht mit den Wurzeln, sondern mit den

* Die deutsche Übersetzung von „Daniele Cortis“ von A. Dulk-Schen (Engelhorn 1888) ist nicht besser als die von „Malombra“.

Wipfeln.) Er selbst aber setzt ein Telegramm auf, in dem er sich seinen Freunden wieder als Kämpfer für ihre Sache zur Verfügung stellt. Als er dann allein ist, steht er auf und tritt vor das Bild seines Vaters, der einst noch Schwereres auszukämpfen hatte, blickt ihm fest in die Augen und sagt mit lauter Stimme nichts als das eine Wort: „Ecco!“ (Da bin ich!) — eine wahrhaft großartige Kürze, die an Elisabeths Worte im „Götz“ erinnert: „Bis in den Tod!“

Das politische Ideal Danieles ist ein im echten Sinne christlicher Staat, in dem sich alles Gute und Edle voll entfalten kann. So ist er nicht für das Alltagsglück der Masse geschaffen; er hat das Bedürfnis zu lieben und für das, was er liebt, zu leiden. „Dann,“ ruft er aus, „dann fühl' ich wie ein Feuer des Lebens in meiner Seele, wie eine Gottesgnade, dann fühl' ich meine ganze Menschenwürde, meine ganze Kraft. Je mehr man mich bekämpft, je mehr man mich verletzt, je mehr ich leide, desto besser für mich!“ Daniele ist katholischer Christ, Elena dagegen Skeptikerin, ganz ähnlich wie Marina di Malombra im Gegensatz zu Corrado. Und dieses Motiv, dem gläubigen Mann eine ungläubige Frau an die Seite oder gegenüber zu stellen, mit ihm durch die Liebe verbunden, in ihrem Denken von ihm getrennt, kehrt noch öfter in Fogazzaros Romanen wieder und gibt ihnen ihre Eigenart; ich verweise auch auf das Gedicht „In der Nacht“.

„Daniele Cortis“ gilt als Fogazzaros künstlerisch vollendetster Roman, an Sprachschönheit und Seelentiefe aber wird er noch übertroffen von dem nächsten, „Il Mistero del Poeta“ (1888, 20. Aufl., 1900), der bisher noch keinen Verdeutscher gefunden hat, obwohl er dadurch, daß er teilweise in Deutschland spielt, unser besonderes Interesse verdient. Aber der lyrische Zauber seiner Diktion und noch mehr die eingestreuten Verse mußten jeden zünftigen Übersetzer abschrecken. „Il Mistero del Poeta“ ist ein Ich-Roman, von dem Dichter selbst erzählt. Einst im Traum vernahm er eine Stimme von fremdem Klang, und da er in den Alpen weilt, um Sammlung für ein neues Werk zu finden, vernimmt er sie wieder. Es ist Violet Yves, die er hört, eine in Deutschland erzogene Engländerin, die ihren kranken Oheim nach Italien begleitet, selbst leidend an Körper und Seele. Der Mann, den sie liebte, hat sie verlassen, und im Gefühl der Dankbarkeit gegen ihre Wohltäter verlobte sie sich mit einem deutschen Professor, den sie achtet, aber nicht lieben kann. Nun heißt sie den Dichter entsagen, wie sie selbst entsagte. Aber aus ihren Worten ahnt er heraus, daß auch sie ihn liebt, und die Trennung von ihr macht ihn nur noch mehr der Tiefe seiner eigenen Liebe bewußt. Er schreibt ihr und sucht sie endlich selber in ihrer Heimat auf, in Nürnberg. Alles wendet sich zum besten, denn der deutsche Professor verzichtet in seinem Edelmut auf Violets Hand, und der Dichter darf sie sein nennen. Aber im letzten Augenblick noch erscheint jener Mann, den Violet zuerst liebte, und da er sich zu spät gekommen sieht, folgt er dem Paar auf der Hochzeitsreise. Auf einer Station blickt er plötzlich zum Coupéfenster herein, und Violet erkennt ihn. In einem Nebencoupé kommt es nun zwischen den beiden Männern zu einer erregten Scene, die Violet anhören muß. Dies und die Aufregungen des Tages selbst werfen sie danieder, und sie stirbt im Wartesaal, wohin man sie gebracht hat, in den Armen des Dichters. Aber für ihn ist sie nicht tot. Er bleibt mit ihr in einem steten Seelenverkehr; ihr Tod ist ein neues Leben für ihn. So wird ihm sein Glaube an eine sinnliche Unsterblichkeit, den wir ähnlich bei Dante und den gleichzeitigen Sonettisten und in neuerer Zeit wieder bei Rossetti finden, zum Segen und Trost. „Ich sehe in allen Seelen,“ sagt er, „den Abglanz eines unbekannten Lichtes“ (qualche riflesso di una luce ignota), ein Bekenntnis Fogazzaros selbst. Die Poesie dieses Romanes liegt nicht nur in den beiden Hauptgestalten, sondern ebensosehr in den Naturschilderungen, die in ihrer unmittelbaren, unrhetorischen Schönheit in der italienischen Literatur nicht ihresgleichen haben. Die Alpenwelt, großartig zugleich und milde, eine Schneewelt voll blühender Farben, das alte Nürnberg, die Ufer des Rheins mit ihrem vielen Mittelalter sind ein feingestimmter Hintergrund für alle diese Vorgänge, die sich mehr in den Seelen abspielen als in den äußeren Handlungen. Der Dich-

ter selbst nennt die Natur eine „alte Freundin“, die ihn ganz versteht. Man darf „Il Mistero del Poeta“ einen „analytischen Roman“ nach Art Paul Bourgets oder der „Wahlverwandtschaften“ nennen, die zum erstenmal ein rein seelisches Problem zum Motiv nahmen. Auch hier ist Fogazzaro mehr deutsch als italienisch, vielleicht am deutschesten von allen seinen Werken. Des Dichters Liebe ist die unserer Romantiker, sentimental, doch nicht unwahr, weil es eben die Liebe eines Dichters ist und von ihm geschildert.

In starkem Gegensatz zu „Il Mistero del Poeta“ steht der Doppelroman „Il piccolo mondo antico“ und „Il piccolo mondo moderno“* — die beste Verdeutschung der Titel scheint mir zu sein „Wie es bei uns war“ und „Wie es bei uns ist“ —, der erste von 1896 bis 1902 in fünfunddreißig Auflagen erschienen, der zweite von 1900 an bereits in zwölf. Mehr noch als in „Daniele Cortis“ gibt Fogazzaro in ihnen reales Leben; man möchte sagen, die Seele, die sonst bei ihm immer etwas Selbständiges ist, lebt hier im Fleisch und Blut, in ihm und mit ihm. Der Humor, der „Malombra“ nicht veralten läßt, kommt hier wieder zu seinem vollen Recht und nähert sich noch mehr dem englischen humour oder dem Fritz Reuters. In „Malombra“ war er der Satire nahe, hier ist er ganz ohne Schärfe, aus Mitleid mit den Schwächen der Menschheit geflossen, nicht aus Bosheit. Die Handlung, die in „Malombra“ noch überreich war, in „Daniele Cortis“ sich auf das Notwendige beschränkte, in „Il Mistero del Poeta“ fast unter dem Mindestmaß zurückblieb, ist hier wieder bewegt, spannend, aber niemals mehr phantastisch. Als Kunstwerke mögen die beiden Romane dem „Daniele Cortis“ nachstehen, dafür sind sie von um so höherem kulturgeschichtlichem Werte. Das ganze Leben Italiens von seiner Wiedergeburt an bis in unsere Tage spiegelt sich in ihnen, jeder Italiener kennt ihre Gestalten persönlich, wie es bei uns Havermann und dem Entspekter Bräsig erging. Der Grund hierfür liegt wohl darin, daß Fogazzaro, wie Reuter, die einzelnen Züge für seine Charaktere aus dem wirklichen Leben nahm, sie aber so ordnete, daß sie zu Typen wurden; so war er einerseits Erfüller der Goethischen Forderung nach typischen Gestalten, andererseits Vertreter der Individualisierungskunst unserer Modernen.

Das Grundmotiv beider Romane ist dasselbe: der Kampf des gläubigen Mannes mit einer ungläubigen Frau. Die ihn kämpfen, sind Vater und Sohn. Der Vater siegt in Kraft in einer Zeit, die Helden erzeugte, die alles versprach, der Sohn ist ein Besiegter, da er siegt, ein Neurastheniker, der zuletzt dem Worte Hamlets folgt: „Geh in ein Kloster!“ Seine Zeit hat nicht gehalten, was jene versprach. „Il piccolo mondo antico“ ist ein Buch der großen Hoffnungen, der starken Zuversicht, sein Held, Don Franco Maironi, Fogazzaros Vater, dem hier das schönste Denkmal gesetzt ward; „Il piccolo mondo moderno“ dagegen erscheint wie ein Buch der Resignation, sein Held, Don Piero, wie der Dichter selbst in seinem Ringen um Gott, mit seinen Idealen, aber nicht seiner Festigkeit, vielmehr mit den Schwächen unserer Zeit, von denen vielleicht wenige so frei sind wie er.

Schon bei „Daniele Cortis“ ward von italienischen Kritikern hervorgehoben, daß Fogazzaro seine Charaktere sich dramatisch, nicht episch entwickeln lasse. Auch hier verdichtet sich der Erzählungsstoff zu einzelnen Scenen, die künstlerisch weit wirksamer sind als jene fortlaufend gleichmäßige Ausmalung aller Vorkommnisse, wie sie manche Theoretiker, durch gewisse langatmige Romandichter irre geleitet, verlangen zu müssen glauben. Eine Gesellschaft bei Marchesa Orsola, Don Francos reicher Großmutter, zeigt uns gleich „Il piccolo mondo antico“ mit allen seinen Gestalten: dem österreichisch gesinnten Kontrolleur Pasotti mit seiner gutmütigen tauben Frau, die auf der Fahrt über den See sich fast zu Tode geängstet hat, dem Pfarrer von Puria mit seinen drei ungelenken Komplimenten und der feinen Nase für den „unbestimmten warmen Duft“ aus der Küche, Paolin und Paolon — der kleine und der große Paolo —, den beiden Freunden, die stets zusammen erscheinen, dem Marchese

* Beide erschienen unter den Titeln „Die Kleinwelt unserer Väter“ und „Die Kleinwelt unserer Zeit“ in sehr guter Übersetzung von E. Gagliardi in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ (Jahrgang 1902).

Bianchi, einem alten Offizier des Königreiches Italien, der 1815 „seinen Degen zerbrochen hatte, um nicht den Österreichern zu dienen“, Herrn Viscontini, dem Klavierstimmer, der nur da ist, damit nicht dreizehn bei Tische sind, und den übrigen. Don Franco wird geschildert als groß und hager, mit einer Mähne rotblonder borstiger Haare und Augen von lichtestem Blau. Alle werden beherrscht von der Marchesa, einer starken, untersetzten Dame mit erloschenen müden Augen unter der Marmorstirn und einer schwarzen Perücke, die an den Schläfen zu zwei großen Schnecken aufgerollt war; um das Wohl ihres räudigen Hündchens Friend ist sie weit mehr besorgt als um das Glück ihres Enkels, den sie mit der gleichfalls geladenen Donna Eugenia verheiraten möchte, bis sie bemerkt, daß diese zu lebhaft, zu aufgeweckt ist, und sie also auch diesen Heiratsplan vernichtet sieht. Denn „wie das alte Österreich in jener Zeit, so liebte auch die alte Marchesa in ihrem Reich die lebhaften Geister nicht; ihr eiserner Wille duldete keinen anderen neben sich.“ Als Franco dann ein Fräulein Rigey heiratet, die weder reich noch von hoher Abkunft ist, zieht sie ihre Hand von ihm ab, obwohl sie unrechtmäßig das Vermögen besitzt, das ihm gehören sollte. Seine Ehe mit Luisa bringt ihm Kämpfe, Aufregungen, bis er sich endlich entschließt, allein nach Turin zu gehen. Erst der plötzliche Tod seines Kindes, der kleinen herzigen Ombretta Pipi, ruft ihn zurück. Die Kleine hat am See gespielt und ist ertrunken. Die Mutter mißt sich die Schuld bei. Ihr Schmerz ist grenzenlos. Als sie dann der Pfarrer mit dem Paradiese trösten will, ruft sie in ihrem harten Dialekt: „L'à capii che ghe credi minga, mi, al so Paradis! El me Paradis l'è chi“ (Bilden Sie sich nicht ein, daß ich an Ihr Paradies glaube! Mein Paradies ist hier). Anders Franco. Er sieht in dem Tod des Kindes eine Strafe für die Ungläubigkeit der Mutter, aber auch für seine eigenen Irrungen. Er betet und weint lange, lange; dann geht er auf die Terrasse hinaus. „Über dem Galbiga und den Bergen am Comersee ward der Himmel hell und heller; der Tag kam herauf. Von nah und fern, am Ufer des Sees und oben im Tal begannen die Glocken zu schlagen. Ihm war's, als spräche der Herr zu ihm: Ich lasse dich leiden, aber ich liebe dich; harre, vertraue, du wirst erkennen, wie ich es meine ... Leben, leben, arbeiten, leiden, beten, höher und höher streben! Das wollte das Licht. Die Lebenden in den Armen, die Toten im Herzen, so dem Vaterlande dienen bis in den Tod! Das wollte der neue Tag.“ Nun die gefahrvolle neuerliche Flucht über die Grenze, diesmal unter dem deutlichen Verdachte der Behörde. Sie gelingt, und Franco tritt freiwillig in das Heer. Aber noch einmal will er seine Frau sehen und bescheidet sie zu sich. Die Nacht in Isola bella wird eine andere Hochzeitsnacht, und mit dem Gefühle, wieder Mutter zu sein, kehrt Luisa zurück. Ihr Sohn ist Piero, der Held von „Il piccolo mondo moderno“.

Dieser Roman spielt in einer kleinen Stadt im Venetianischen auf dem herrschaftlichen Sitze der Scremin, deren Stamme Pieros Urgroßmutter, die Marchesa Orsola, entsprossen war. Piero hat eine Scremin geheiratet, die junge Frau aber ward wenige Monate nach der Hochzeit irrsinnig und mußte in eine Heilanstalt gebracht werden, wo sie seit etwa vier Jahren als hoffnungslose Kranke dahinlebt. Piero wohnt noch immer bei seinen Schwiegereltern, dem alten unpraktischen Marchese Zaneto, der in seinem Salon jede Skandalgeschichte mit einem „Tatata“ unterbricht, nebenbei ein Archäologe von bescheidenem Ruf, und der Marchesa Nene, auf der Suche nach einem verschwundenen Ei, das offenbar trotz der Fastenzeit von irgend jemand gegessen ward, köstlich eingeführt — Ab ovo ist das erste Kapitel überschrieben —, beide klerikal gesinnt. Sie tragen noch dazu bei, daß Piero, der von seinem Vater das starke Glaubensbedürfnis, von seiner Mutter eine Dosis Sinnlichkeit geerbt hat, ganz zum Frömmler, zum Asketen wird. Als ihn die klerikale Majorität des Städtchens erst zum Stadtrat, dann zum Sindaco wählt, nimmt er die Wahl an, weil er in dieser Stellung seine vagen christlich-sozialen Ideen verwirklichen zu können meint. Aber auch er bleibt vom Klatsch nicht verschont. Es wird bekannt, daß er oft die Geschwister Desalle besucht, Carlo und Jeanne. „Leute, die nicht zur

Messe gehen, Leute ohne Religion", Halbfranzosen, die hier im freiwilligen Exil leben und das ganze Städtchen von sich reden machen. Jeanne liebt Piero, und er ist nahe daran, seinen strengen Grundsätzen untreu zu werden, als ihn die Nachricht, seine Frau habe wieder lichte Augenblicke, sei aber am Sterben, zur Abreise aus der Sommerfrische, wo sie sich trafen, zwingt und ihn so etwas unvermittelt wieder auf den rechten Weg zurückführt. Aber sein Glaube war doch erschüttert. Die Kranke merkt es, als er auf ihre Frage, ob er nicht mehr bete, schweigt. Der Eindruck ihres Sterbens, eine Vision während der Messe — er sieht in seinen Händen, die er vors Gesicht schlägt, die fünf Worte Magister Adest Et Vocat Te — überwältigen ihn, er dürstet danach, sich Gott ganz hinzugeben, und zugleich dünkt es ihm ein Verbrechen, ein Vermögen zu besitzen, das aus einem von seiner Urgroßmutter gegen ein Hospital gewonnenen Prozesse herrührt. So beschließt er, dem mystischen Ruf in seinem Inneren zu folgen und selbst Mönch zu werden, sein Vermögen aber bestimmt er zur Gründung einer Cooperativa di produzione agraria in christlichem Sinne, die auf eine gerechtere Verteilung der Güter hinarbeiten soll. Nur im Zeichen Christi könne Italien sozial gesunden. Man erkennt in diesem Schlusse den Grundgedanken von „Daniele Cortis" wieder.

Neben seinen großen Romanen hat Fogazzaro auch noch eine Reihe meisterhafter kleiner Erzählungen geschrieben, psychologische Kabinettstücke, die in den Bänden „Fedele ed altri racconti" (1887) und „Racconti brevi" (1894) vereinigt sind und fast alle auch schon Übersetzer ins Deutsche gefunden haben. Von seinen philosophischen und ästhetischen Essays, diesen in den „Ascensioni umane" (1899) gesammelten Zeugnissen eines vornehmen, eigenartigen Denkers, möge nur einer erwähnt werden: Le grand poète de l'avenir, eine Conférence, die Fogazzaro 1898 zu Paris in französischer Sprache hielt. In ihr spricht er sich mehrfach über sein eigenes Schaffen aus, das er selbst als tiefpersönlich bezeichnet (Mon œuvre tout entière trempe par les racines dans une conception du monde et de la vie dont mon être est pénétré), und nennt sich selbst einen Vertreter der spiritualistischen und idealistischen Bewegung, der Reaktion gegen den Materialismus unserer Zeit. Die Poesie ist ihm wie Viktor Hugo l'étoile qui mène à Dieu rois et pasteurs. Und so verlangt er von dem großen Dichter der Zukunft, daß er vor allem im Tiefsten fromm sei. Er selbst erfüllt diese Forderung — ein sacer interpresque Deorum im höchsten Sinne, in dessen Seele das „ewige Licht, das seinem Gotte brennt und seinem Ideale", nie erlischt.

Dramatische Rundschau

Eine neue Romantik sproßt um uns empor. Zu den mancherlei Zeichen, die es seit geraumer Weile schon kündeten, gesellt sich jetzt ein weiteres, das beredter ist als alle anderen, weil es einen unverkennbaren Parallelismus zu der deutschen Romantik des neunzehnten Jahrhunderts darstellt: der lange verschüttete Schatz unserer deutschen Sage wird wieder lebendig. Wer in dem Poeten mehr sieht als den Erfinner bunter Fabeln, den der launische Augenblick bald hierhin, bald dorthin lockt, wer an den geheimen Zusammenhang zwischen Volks- und Dichtergemüt glaubt, der darf es für keinen Zufall halten, daß fast zu gleicher Zeit zwei unserer gegenwärtig Größten, die beiden Säulen unserer bescheidenen Dramatik, in die Tiefen unserer poetischen Volksüberlieferungen tauchen, um ihre Kunst darin zu neuem Leben gesunden zu lassen. Stieg Wildenbruch erzbewehrt in den Schacht unserer geschichtlichen Heldensage, um das Metall zu einer heroisch-nationalen Tragödie zu Tage zu fördern, so rührte Gerhart Hauptmanns jüngstes Bühnenwerk „Der arme Heinrich“ (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) mit leisem Finger an die feinen Silberadern, die aus schauervollem Vorzeitdunkel behutsam ihren Weg ins heitere Licht des menschlichen Tages suchen. Von Schwertklang und Thronsturz erdröhnte es dort; wie eine linde Weihnachts- und Osterweise, die sich voll Mitleid auf das Erdenweh der menschlichen Kreatur herabsenkt, erklingt es hier. Wir wollen eins nicht an dem anderen messen. Wir wollen uns in einer bescheidenen Zeit derer bescheiden erfreuen, die beide ihrem Gotte auf gar verschiedene Weise dienen, die aber beide in gleich ehrlichem Fleiß und gleich ehrlicher Andacht nach der Seele ihres Volkes suchen.

Den äußeren Verlauf der Handlung hat Hauptmanns Drama dem mittelalterlichen Dichter, der uns als erster nach einer lateinischen Quelle in schlichten, einfältig frommen Versen die Legende vom „Armen Heinrich“ erzählt hat, getreulich nachgezeichnet. Beide, Hauptmann wie Hartmann von der Aue, zeigen uns einen vornehmen Herrn, der, „deutscher Sitte Meister, deutscher Rittertugend Spiegelglas“, auf den glanzerfüllten Höhen der Menschheit wandelte, bis eine furchtbare, ekelerregende Krankheit, der Aussatz, ihn in den finsteren Abgrund des Elends und der Verzweiflung stürzt. Eine reine Jungfrau, deren Herzblut nach dem Glauben der Zeit allein ihn heilen kann, ist bereit, sich für ihn zu opfern. Nach längerem Sträuben nimmt der Heimgesuchte das Opfer an und zieht mit der Jungfrau nach Salerno zu dem wundertätigen Arzt. Schon liegt sie todesbereit auf der Schlachtbank, als Heinrich dem Messer des Arztes Einhalt gebietet und das Mädchen dem Leben wiedergibt. Dieser weiblichen Treue und männlichen Selbstbezwingung bleibt der Lohn Gottes nicht aus: der Kranke genest, die schlichte Bauerntochter wird des edlen Herrn eheliches Gemahl. Herrscht so in der äußeren Gestalt der Handlung die denkbar größte Übereinstimmung zwischen dem mittelalterlichen Epos und dem neuzeitlichen Drama, so hat der innere Konflikt in seinem Wesen eine bedeutungsvolle Umbildung erfahren. Wird bei Hartmann alles auf die göttliche Macht bezogen, die über den Menschen waltet, von der er Gnade oder Ungnade, Lohn oder Strafe empfängt, der zu gefallen seines Lebens und Strebens einzig würdiges Ziel sein kann, so läßt der moderne Dichter seinen Helden sich selbst Richter, Erlöser und Lebensbegnadiger sein und verlegt demnach den Heilungs- und Sühnungsprozeß ganz in die Seele des Menschen. Hauptmanns Verhältnis zu seinem mittelalterlichen Vorbild gleicht in dieser Verinnerlichung dem Verhältnis unseres deutschen Iphigeniendichters zu dem griechischen Tragiker, dem er den Rohstoff seines seelischen Dramas verdankt, mit dem er aber in der Lösung und Sühne der Schuld nichts gemein hat. Wie Orest bei Goethe in dem Augenblick genesen ist, wo er mit Hilfe und durch Vermittelung der reinen, fleckenlosen Menschlichkeit Iphigenies seiner selbst Herr wird, indem er seine Schuld bekennt und seine Brust dem strafenden Dolche preisgibt, so schwindet auch bei Hauptmann aus dem siechen Körper des armen Heinrich das letzte Gift erst in dem Augenblick, wo der Kranke seine Selbstsucht entscheidend niederzwingt, wo er entschlossen ist, lieber selbst den qualvollsten Tod zu erdulden, als den unschuldigen Leib des Mädchens für sich hinopfern zu lassen, mit anderen Worten: wo die Liebe zu dem opfermütigen Kinde erlösend die Kerkerwände seines dumpfen

Ichs durchschlägt. In drei Stationen vollzieht sich diese Erlösung. Zunächst mußten die gemeinen Gewalten des Hasses, der Rachsucht und der mörderischen Wut in der Brust des mit Gott und den Menschen Hadernden getilgt, mußte „sein Herz vor den Dämonen wieder zugeschlossen werden", die sein besseres Selbst zerstörten. Dann kehrte, als ihn der zweite Strahl der Gnade streifte, die Lust zum Leben und zur Welt in ihn zurück:

Und in der Flut des lichten Elements
entzündeten die Hügel sich zur Freude,
die Meere zur Wonne und die Himmelsweiten
zum Glücke wiederum — und mir im Blut
begann ein seliges Drängen und ein Gären
erstandener Kräfte: die erregten sich
zu einem starken Willen, einer Macht
in mich! fast fühlbar gen mein Siechtum streitend. —
So rang's in mir! Noch ward ich nicht gesund,
doch fühlt' ich eins: daß ich es mußte werden.

So überredet ihn der neu entflammte Daseinsdrang, dem nach dem Opfertode lechzenden Kinde, unter stetem Ringen mit ihm und mit sich selbst, über die Alpen, über den Appenin zu folgen. Endlich ist der entscheidende Augenblick gekommen:

Wir stunden vor dem Arzt — trotz allem, ja,
wie ich euch sagte: unten in Salerne.
Er sprach zu ihr. Er fragte, was sie wolle? —
Sterben für mich. Er staunte, zeigte ihr
die Messer, das Gerät, die Folterbank,
riet zehnmal ab ... doch alle seine Worte
beirrten sie nicht einen Augenblick:
da schloß er sich mit ihr in seine Kammer. — —
Ich aber ... nun, ich weiß nicht, was geschah . .
ich hörte ein Brausen, Glanz umzuckte mich
und schnitt mit Brand und Marter in mein Herze.
Ich sah nichts! Einer Türe Splitter flogen,
Blut troff von meinen beiden Fäusten, und
ich schritt — mir schien es — mitten durch die Wand! —
Und nun, ihr Männer, lag sie vor mir, lag,
Wie Eva nackt ... lag fest ans Holz gebunden!
Da traf der dritte Strahl der Gnade mich:
das Wunder war vollbracht, ich war genesen!
Hartmann, gleichwie ein Körper ohne Herz,
ein Golem,* eines Zauberers Gebilde —
doch keines Gottes — tönern oder auch
aus Stein ... oder aus Erz, bist du, solange nicht
der reine, grade, ungebrochene Strom
der Gottheit eine Bahn sich hat gebrochen
in die geheimnisvolle Kapsel, die
das echte Schöpfungswunder uns verschließt:
dann erst durchdringt dich Leben. Schrankenlos
dehnt sich das Himmlische aus deiner Brust,
mit Glanz durchschlagend deines Kerkers Wände,
erlösend und auflösend —: dich! die Welt!
in das urewige Liebeselement. —

Mitleiden wird so zum Mitsiegen, und am Ende hat nicht die todessehnsüchtige Jungfrau, am Ende hat der Mensch und Ritter, der sich selber in einer höheren Gestalt wiederfand, sich selbst erlöst. Die Opferbereite war nur das Werkzeug, dessen sich das Göttliche in ihm als eines Mittlers bediente.

Denn einer Mittlerschaft bedurfte auch diese menschliche Selbsterlösung, bei Hauptmann so gut wie bei Goethe. Beide suchen und finden sie in der hingebenden Reinheit einer weiblichen Seele. Kleidet sie sich aber bei Goethe, der ihre Züge dem in ihm lebenden Idealbild der Frau von Stein entlieh, in das priesterliche Gewand frommer Schwesternliebe, von der die Versuchung der Lüge im entscheidenden Augenblick machtlos abfällt, so hüllt Hauptmann sie in die knospende Zärtlichkeit eines keuschen Kindes:

Ein Kind! — Welt, Helden: alles dorrt zusammen,
Und auf der Schädelwüste steht ein Kind.

Taufrische Naivität und krankhaft gesteigerte Frühreife schließen in dieser späten Schwester des Heilbronner Käthchens einen seltsamen Bund. Vor der Welt wie vor sich selber verbirgt Ottegebe den unverstandenen Sinn ihrer heimlich keimenden Triebe hinter dem Schleier religiöser Verzückungen. Doch ist Hauptmann — auch darin der zum Mysticismus geneigte Romantiker — in der Betonung des Übersinnlichen und Hysterischen entschieden zu weit gegangen. Weib und Heilige mischen sich ihm oft gar zu verworren durcheinander; das Bild der ländlich erzogenen Pächterstochter, die zugleich von den Schauern nahender Jungfräulichkeit und dem Fieber religiöser Ekstase bedrängt wird, ist nicht ohne Schwulst und innere Widersprüche durchgeführt. Es gibt Augenblicke im Drama, wo man nicht mehr weiß, hat man es noch mit einem Menschen von Fleisch und Blut zu tun, oder hat man schon eine der Erde entrückte, himmlische Erscheinung vor sich, die nur zum Schein menschlichen Leib und menschliche Sprache angenommen hat. Erst bei aufmerksamer Vertiefung in die Lektüre der Dichtung findet und hält man die feinen, oft spinnwebzarten Fäden, die immer wieder aus dem Labyrinth dunkler Verworrenheiten zu dem Motiv der irdischen Minne zurückleiten, „die alles hoffen, alles dulden muß."

Wie hier, so bleibt das Werk auch sonst der lebendigen Bühnenwirkung mancherlei schuldig. Hauptmann selbst zwar hat sein Stück nur als eine „deutsche Sage" bezeichnet und also im Titel jeden Hinweis darauf vermieden, daß es eine dramatische Wirkung anstrebe. Als sei er der Warnung Goethes eingedenk, der einst den Stoff der mittelalterlichen Legende zur dramatischen Gestaltung entschieden für ungeeignet erklärt hat. Dieser Verzicht bescheidener Selbsterkenntnis darf uns aber nicht beirren. Ein in den äußeren Formen des Dramas dargebotenes Werk soll und will zunächst mit den Maßstäben des Dramas gemessen werden. Und da muß man bekennen: Hauptmanns „Armer Heinrich" tut alles, um sich die packende Bühnenwirkung zu verscherzen, indem er den zwei großen dramatischen Scenen, die sich aus der innersten Natur des Konfliktes darbieten, die förmlich flehend die Hände ausstrecken nach unmittelbarer, sinn-

* Nach jüdischem Volksglauben eine durch die angebliche Zauberkraft von Bibelsprüchen vorübergehend belebte menschenähnliche Tonfigur, als Nachahmung der ersten Menschenschöpfung.

licher Gestaltung, ängstlich aus dem Wege gegangen ist. Wir hätten sehen, wir hätten in Bangen, Hoffen, Jubeln eratmend miterleben müssen, wie der Schmerzdurchwühlte in die Einsamkeit flieht, wie er die um Annahme ihres heilenden Opfers wieder und wieder Bettelnde mit Schimpfworten und Steinwürfen davonjagt, die ihm doch tausendmal weher tun als ihr, bis er sich endlich, Trotz und Stolz im zerkrampften Herzen, ins selbstgeschaufelte Grab der Gott und die Welt grimmig verlachenden Resignation verkriecht. Und mehr noch. Wir hätten vor allem die entscheidendste der Wandlungen in lebendiger Gestalt und Gegenwart vor uns aufsteigen, schwanken, wogen, branden und endlich in stürmischen, alle Tiefen der Seele aufwühlenden Accorden triumphieren sehen müssen: Heinrichs Überwindung der Selbstsucht, die Befreiung des schon gefesselten Opfers, die Selbstverdammung und die Selbstentsühnung des Verfluchten, das Lichtwerden in seinem Inneren, das schaudernde, verwirrende und beseligende Nahen der Genesung. Ein starker Dichter, der zugleich ein starker Dramatiker, durfte sich zutrauen, den widerlichen Blutdunst der Scene durch den herbkräftigen Atem einer beseelten Realistik zu besiegen, wie seine Kunst innerster Psychologie auch mit einer nur Wams und Perücke wechselnden Theatermaskerade und Prestidigitateurfertigkeit nicht das geringste hätte gemein zu haben brauchen. Von dem allen aber vermittelt uns in Hauptmanns „Armem Heinrich“ der kalte Spiegel der Reflexion nur gebrochene Strahlen. Wohl werden im fünften Akt, wo schon das Hochzeitsmahl der liebend Vereinten gerüstet wird, hundert schöne Bilder und tausend schöne Worte zu Gaste geladen, um namentlich von den Vorgängen in Salerno zu zeugen — wir berauschen uns daran, so lang der Klang die Luft bewegt, aber Sinne und Seele stehen ungespeist von der Tafel auf, hungrig und durstig wie zuvor.

Neuen, spezifisch modernen Zeitgehalt, wie anfangs vermutet und hier und da auch nach der Aufführung des „Armen Heinrich“ noch behauptet worden, hat Hauptmann in die ehrwürdigen Formen der mittelalterlichen Legende nicht gefüllt. Er ist, um noch einmal den hohen Namen zu nennen, nicht moderner als Goethe, aus dessen Ewigkeitsdramen, vornehmlich dem „Faust“ und der „Iphigenie“, dem unbewußten Eklektiker mancherlei zugeflossen ist, um sich mit Eigenem und Eigenstem von ihm zu vermählen. Wer auf eine moderne, rücksichtslos moderne Variation des „Armen Heinrich“-Stoffes begierig ist, mag sie bei Ricarda Huch in der Novellensammlung „Fra Celeste“ (Leipzig, H. Haessel) nachlesen. Er wird mit einem Gefühl, gemischt aus Grauen und Bewunderung, von ihrem „Armen Heinrich“ scheiden, dessen schneidender Hohn und vernichtende Ironie dem beschwingten Optimismus, in den Hauptmanns Dichtung ausklingt, weit fremder ist als diese dem einfältigen, redlichen Gottvertrauen der alten deutschen Sage. Der helle Glockenklang festlich-religiös gehobener Lebens- und Schaffensstimmung ist das erfreulichste an dem jüngsten Hauptmann.

> Und so ergreif' ich wiederum Besitz
> von meinem Grund! Gestorben! Auferstanden!
> Die zween Schläge schlägt der Glockenschwengel
> der Ewigkeit. Los bin ich von dem Bann!
> Laßt meine Falken, meine Adler wieder steigen!

Diese Worte des genesenen Edelmannes und jungen Gemahls stehen am Schluß eines Bühnenwerkes, das eines der schwächsten Dramen Hauptmanns, aber bisher seine schönste und reifste Dichtung. Nirgends bisher hat er sich so tief in die Seele eines Problems versenkt wie hier; nirgends hat sein schmerzliches Streben nach menschlicher Schlichtheit und Wahrheit so sehr den äußerlichen Apparat, das naturalistische Drum und Dran zu überwinden gewußt, um desto reiner — weit klarer und überzeugender als in der „Versunkenen Glocke“ — den geistigen Kern, die Idee des Stoffes herauszuschälen. Ihn dramatisch zu entwickeln, reichte seine Gestaltungskraft nicht aus, die trotz allem Drang nach der Bühne und ihren Wirkungen allzeit mehr im Epischen und Lyrischen als im Dramatischen ihre Stärke gehabt hat; aber er hat ihn sich zum Kristallisationspunkt für Betrachtungen und Phantasien über Menschenglück und Menschenwehe, über irdische und himmlische Sehnsucht, über den Daseinsdrang der Kreatur und die Opferungsfähigkeit der Liebe werden lassen, Reflexionen, wie sie in gleicher Wärme und Eindringlichkeit aus seiner suchenden und ringenden Seele zu erlösen noch keinem seiner Dramen bisher beschieden war. Auch an schönen Einzelheiten und innerlichen Feinheiten ist die allen lauten Theatereffekten abholde Dichtung überreif. Gleich im ersten Akt, da der kranke Heinrich, an Leib und Seele wund, sich in den Frieden der herbstlichen Natur auf das kleine Landgut seines Meiers Gottfried flüchtet, entzückt uns das lyrisch gestimmte und doch so still-intime Mitleben und -weben des Dichterherzens mit der Natur und ihren leisesten Regungen. Etwas von Goethes frommem, allbeseelendem Pantheismus rührt uns an, der seine „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ grüßte und in die tiefe Brust der Natur wie in den Busen eines Freundes schaute. Eigenes dramatisches Leben bringt erst der Schluß des zweiten Aufzuges, wo Heinrich seinem Dienstmanne und Freunde Hartmann von der Aue, dessen sympathische Gestalt der Dichter geschickt in die Handlung verwebt hat, seine Leiden und seine vermeintliche Schuld — seine sorglose, den spielenden Genüssen des Orients hingegebene Lebensfreudigkeit, seine Neigung für die Lehren des Korans — beichtet, wo Ottegebe sich ihm mit einem Aufjauchzen seliger Befreiung zu Füßen wirft, seine Hände mit rasenden Küssen bedeckt und ihn anfleht, ihr Opfer anzunehmen. Dann folgt eine müde und schwächliche Episode: der ganze dritte Akt, der nach des Dichters Absichten offenbar am tiefsten in die innere Seelenverfassung des Widerstrebenden und Resignierten

hinableuchten sollte, zeugt in seiner zerrissenen Stimmung, die nicht ungestraft an Shakespeare erinnert, wie in seiner referierenden Schilderung nur für die dramatische Unkraft des Dichters. Auch der vierte schleppt sich anfangs mehr episch als dramatisch hin, bis die Handlung sich plötzlich mit einem impulsiven Ruck auf ihren Höhepunkt schwingt, wo Heinrichs unbändiger Daseinsdrang sich aus den Nebelschwaden der Verzweiflung losringt und sich — man denkt an eine verwandte Scene im „Prinzen von Homburg" — in den einen Ruf ergießt: „Ich will genesen, ich will leben!" ... Was noch folgt, der Schlußakt, sammelt nur die Ähren zur Garbe, ohne große Kunst, aber auch ohne alle Prätentionen. Ottegebe, die schon der Jüngling scherzhaft sein „klein Gemahl" genannt, wird jetzt in Wahrheit Heinrichs Thron- und Lebensgefährtin; ein festliches Hochzeitsgepränge bildet den fröhlichen Kehraus und bestätigt das tröstliche Wort des Korans, daß nach dem Schweren auch das Leichte kommt.

Als Hauptmann dieses Stück — wider alle bisher gepflogene Gewohnheit — nicht dem Berliner „Deutschen Theater", sondern dem Wiener Burgtheater zur ersten Aufführung übergab, wußte er wohl, warum. Er durfte mit Recht Zweifel hegen, daß der allzu lange ausschließlich am dramatischen Naturalismus geschulte Darstellerstil des „Deutschen Theaters" dem idealistisch-romantischen Gepräge seines neuen Dramas gerecht werden würde. Seit Kainz von ihr geschieden, verfügt diese Bühne in der Tat über keinen Schauspieler mehr, bei dem sich die tragende Rolle eines Ideendramas, wie der „Arme Heinrich" eines ist, unter allen Umständen in zuverlässigen Händen befände. Denn es sind Partien darin, die nicht nur einen im edlen Versvortrag geübten Sprecher, die auch einen Darsteller von Schwung und Größe fordern. Kainz wird die Fülle und Tiefe dieser Stellen unvergleichlich viel besser ausgeschöpft haben als Rudolf Rittner, dem die Titelrolle des Dramas im „Deutschen Theater" zuerteilt werden mußte. Doch zeigte dieser an anderen Stellen, wo das Bewegte und Individuelle überwiegt, daß auch realistische Schauspielkunst vor so innerlichen Aufgaben, wie sie hier sich darbieten, noch nicht die Segel zu streichen braucht, wenn sie, wie bei ihm, ehrlich, schlicht und wahr dem Geist des Dichters dient. Auch sonst legte die Berliner Aufführung — abgesehen von einigen unverständlichen Strichen im letzten Akt, die gerade sehr wichtige und schöne Verse getroffen hatten — willkommenes Zeugnis ab für das ernster werdende Streben des „Deutschen Theaters", aus den Banden einer allzu engen und bänglichen naturalistischen Kunstübung zu den freien Höhen emporzudringen, wo sich ein durchgeistigter Realismus und ein im Bad der Natur und des Lebens gestählter Idealismus versöhnt die Hände reichen.

Das alte, viel citierte Wort Heraklits des Dunklen behauptet noch immer seine Wahrheit. Zumal auf dem Theater befindet sich auch heute noch alles im Fluß. Hauptmann, der Vierzigjährige, einst der Führer der modernen Bewegung, ist, so wenig seine eigene dichterische Entwickelung auch schon abgeschlossen sein mag, in der Kühnheit der Probleme, in der Sonderlichkeit der Form von neuen Stürmern und Drängern längst überholt. Und wie einst dem Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre, so schreitet auch dem kommenden Drama, das einstweilen noch ungeboren im Schoß der Zeiten schlummert, das Prinzip des l'art pour l'art voraus, das ihm die Stätte zu bereiten sucht. Wer sich in der Kunst allein vom freien, ungehemmten Wettbewerb der Kräfte Heilsames verspricht, der wird es mit Freuden begrüßen, daß sich auch den Triariern der Zukunft hier und da mutige Bühnen öffnen, die ein interessantes künstlerisches Experiment gern mit einer leeren Kasse bezahlen. In Berlin widmet sich dieser Aufgabe mit besonderem Geschick und Glück das sogenannte Kleine Theater „Schall und Rauch" unter den Linden, von dem schon in unserer ersten „Dramatischen Rundschau" mit Auszeichnung die Rede war. Aber auch im Reiche findet das Beispiel Anklang und Nachahmung. So hat, wie das Hamburger Schauspielhaus, sogar auch das Stuttgarter Hoftheater bald nach „Schall und Rauch" Oskar Wildes, des unglücklichen englischen Dichters, „Salome" (deutsch von Hedwig Lachmann; Leipzig, Inselverlag) aufgeführt, ohne sich dabei, wie die der hohen Zensurbehörde unterstehende Berliner Bühne, auf ein geladenes Publikum beschränken zu brauchen. Dem Werke des excentrischen Engländers, des „Salonzauberers" der Paradoxie, einem zu unheimlicher Plastik konzentrierten Einakter, dessen wilde Schlußscenen, der Tanz der Salome, ihre Zwiesprache mit dem blutigem Kopf des Johannes, bei den Zuschauern eine starke, nachhaltige Wirkung zurückließen, folgte auf derselben Bühne bald Frank Wedekinds „Erdgeist" (München, Albert Langen), eine lose dramatische Scenenfolge, die mit dem Wildeschen Stück die artistische Grundprägung gemeinsam hat. In München vor einigen Jahren unter Pfeifen und Zischen begraben, erfuhr das Stück in Berlin — freilich dem intimen Charakter des Theaters nach vor einem vorwiegend künstlerisch-literarischen Publikum — eine geradezu begeisterte Aufnahme, so grausig abschreckend die Handlung dieser Blut und Pulver nicht sparenden „Tragödie" verläuft. Wedekind hat hier den Gipfel seines diabolischen Cynismus erklommen; er stellt sich mit diesem Werke, das Hohes und Niederes verwegen durcheinander quirlt, nicht nur außerhalb all und jeder Tradition — das wäre eher ein Vorzug denn ein Nachteil —, sondern auch außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Welt. Sein „Erdgeist", die Lebensgeschichte einer männermordenden Astarte naivster Sinnlichkeit, wie sie ähnlich, aber kaum bezwingender Zola (Nana), Daudet (Sappho), Ibsen (Hedda Gabler), Strindberg (Henriette in „Rausch") und andere geschaffen haben, gehört in das Geheimfach, wie es einzelne Bibliotheken, in das Abnormitätenkabinett, wie

es naturhistorische Museen einzurichten pflegen. Nicht daß ihm künstlerische Werte fehlten: der Wedekindsche Cynismus ist der Ausfluß einer einheitlichen Weltanschauung, die sich immer Respekt erzwingen wird, seine wüsten Fratzen haben Stil, seine kühnen Rücksichtslosigkeiten Charakter, seine tragikomischen Ausschweifungen Genialität. Genialität, aber keine Größe. Vergebens sucht uns dieser „Erdgeist“, der mit dem Goethischen, in Lebensfluten, im Tatensturm auf und ab wallenden nichts gemein hat, zu überreden, es stecke etwas Typisches in ihm, er lasse uns Blicke in die abgründigen Tiefen des menschlichen Lebens tun. Wir sehen nur die krankhafte, von Schwären und Pestbeulen entstellte Einzelerscheinung, eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer“, vor der uns schaudert und ekelt, die uns aber nirgends menschlich ergreift und erschüttert, weil sie mit dem gesunden Gefühl so wenig zu schaffen hat wie mit dem gesunden Verstande. So lange dieser aphoristisch-groteske Variétéstil einer dekadenten, jenseits von Gut und Böse stehenden Kunst nicht lernen mag, von menschlichen Leidenschaften und Schicksalen in menschlichen Formen zu uns zu reden, werden wir ihren dramatischen Hauptvertreter in Deutschland für das halten dürfen, als was er sich selbst bezeichnet, für einen „armen verlorenen Posten“. — Beide Stücke, Wildes „Salome“ wie Wedekinds „Erdgeist“, in deren Mittelpunkt eine dämonisch-perverse Frauengestalt steht, brauchen eine Darstellerin von modern-suggestiver Kraft, wie die deutsche Bühne nur wenige hat. Gertrud Eysoldt fand hier Aufgaben, die alle elementaren Quellen ihrer unbewußten Naturkunst erschlossen und ihr wie aus Zauberschlummer erlöstes Können wunderbar steigerten. Ihre Art hat in der Tat, wie schon Hollaenders Aufsatz über moderne Schauspielkunst (Februarheft 1902) hervorhob, etwas in die Zukunft Weisendes. Wenn eine, so ist sie die Schauspielerin des intimen Theaters, von dem die feinen Geister träumen. Wie in Berlin, so fand man auch in Stuttgart keine andere, die die Wildesche Salome hätte besser spielen können. Neben ihr stand in beiden Stücken Emanuel Reicher, neben der Astarte der Astartepriester. Auch seine Kunst, scheint es, überschreitet eben die Schwelle einer neuen Entwickelung; er wird einer der wenigen aus der alten Gilde sein, die — wenn anders es keine bloße Fata Morgana bleibt — das gelobte Land der dramatischen Zukunft betreten werden.

Hauptmannscher Optimismus, Wildescher Satanismus, Wedekindscher Pessimismus — das alles wirbelt in unserer Übergangszeit bunt durcheinander. Was Wunder, daß neben den jungen Rosen der neuromantischen Dramatik sich auch immer noch wieder ein paar blasse Spätlinge des absterbenden Naturalismus hervorwagen. Am künstlerischsten dokumentiert sich diese Richtung in Felix Hollaenders und Lothar Schmidts tragischer Komödie „Ackermann“. (Erstaufführung im Kleinen Theater „Schall und Rauch“; Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin.) So mancherlei dies Stück in der Technik mit dem alten Milieu- und Zustandsdrama gemein hat, in der innerlichen Gestaltung des Hauptcharakters geht es doch beträchtlich über dessen Durchschnitt hinaus. Es stellt sich etwa in die Mitte zwischen Hauptmanns „Kollegen Crampton“ und Wolzogens „Lumpengesindel“ und vermehrt die nicht gerade zahlreich vertretene Spezies der deutschen Charakterkomödie um ein nicht zu verachtendes Exemplar. Die Verfasser haben in ihrem „Ackermann“ die interessante Charakterstudie eines Geizigen entworfen, der als sechzigjähriger Hagestolz plötzlich von der fixen Idee befallen wird, einen Leibeserben zu haben, um sein in Arbeit und Entbehrungen sauer erworbenes Vermögen seinem eigenen Fleisch und Blut zu hinterlassen. Diese Idee wird seine Tragik. Die Frau betrügt ihn und setzt ihm, der nichts weiter vom Leben will als ein leibliches Kind, „fremde Brut“ ins Nest. Als er darüber aufgeklärt wird, bricht sein nun wieder völlig zweck- und liebeleeres Leben zusammen. Das Drama, in den ersten Akten allzusehr triviale Momentphotographie, überlastet vom technischen Apparat, hat eine große, tief erschütternde und wahrhaft dichterische Scene: wie der mitten ins Herz getroffene Ackermann sich anfangs wider die grausame Wahrheit sträubt, wie er sich zum Glauben trotz allem dem emporzuraffen sucht, wie Liebe und Haß in ihm kämpfen, wie er endlich, vom Schicksal zertreten und zermalmt, zusammenbricht und gleich einem lallenden Kind irre Worte vor sich hinmurmelt — das ist ein Stück tragischen Menschenschicksals, wie es so nur ein Dichter schauen und gestalten konnte. Auch der Schluß ist von einer außergewöhnlichen Kraft und Konsequenz. Nicht die Mörder seines Glückes, nicht sich, sein Geld schafft dieser Ackermann aus der Welt. Mit der letzten, dämonisch gesteigerten Kraft wuchtet er sich an seinen Geldschrank, den Hüter seiner eigentlichen und nun wieder einzigen Liebe, um seine Papiere vor den Augen des heimkehrenden Weibes zu verbrennen: „Es soll niemand lachen, niemand soll lachen!“ Das ist das Komische in der Tragik, das Tragische in der Komik dieses Charakters, bei dem man an Molière erinnern möchte, wenn nur nicht zuvor allzu viele kleinselige Alltäglichkeiten die herbe, strenge Kunst abschwächten, die in den Schlußscenen waltet. Hier holte sich Emanuel Reichers großzügige realistische Menschendarstellung einen schauspielerischen Erfolg, wie er in einem neuen Stücke auf Berliner Bühnen lange nicht mehr zu verzeichnen gewesen war. Auf der Gastspielreise, zu der der Künstler sich anschickt, wird diese Ackermann-Schöpfung in erster Reihe glänzen, wie denn auch Novelli und Zacconi in eifersüchtigem Wetteifer alsbald nach der erfolgsicheren Bravourrolle gegriffen haben. — Dumpfer und trübseliger als diese Tragikomödie des Geldes verläuft Max Bernsteins jüngste dramatische Arbeit, sein Münchener Schauspiel von der „Mali“, dem naiven, gutgläubigen Bürgermädel, das sich in den vornehmen studentischen Zimmerherrn verliebt, bis es sich plötzlich der unüber-

brückbaren gesellschaftlichen Unterschiede bewußt wird und ihn in tapferer Entsagung, wenn auch gebrochenen Herzens, freigibt. Auch dieses Stück hat mehrere dramatisch starke Scenen, wenn die glühende Empfindung der Jugend mit der überlegenen Kühle und Sicherheit des in Erfahrungen gereiften Alters zusammenstößt, oder wenn die sozialen Gegensätze der Aristokratie und der Demokratie sich in scharfen Plaidoyers aneinander reiben. Aber über die Trivialität des matten Verlegenheitsschlusses — der Liebhaber entzieht sich dem Zwiespalt zwischen Kopf und Herz durch eine Vergnügungsreise! — vermochte selbst die glänzende Darstellung des „Deutschen Theaters" nicht hinwegzutäuschen, wie man denn überhaupt der allmählich hinlänglich behandelten Zimmerherren- und Mädelgeschichten nachgerade überdrüssig sein darf. — Daß jedoch diese Erbschaft des entschlummernden Naturalismus auch in der aufstrebenden Generation fortzeugend immer noch nachwirkt, zeigte das Werk eines dramatischen Anfängers, eines blutjungen Jenaer Studenten, das die neugegründete „Moderne Bühne" aus der Taufe hob. Otto Riemaschs vieraktiges Schauspiel „Die Episode" (Dresden, Pierson), eine — Kellertragödie, ist sozusagen das männliche Gegenstück zu Bernsteins Drama. Wie hier die Mali in dem Leben des vornehmen Studenten, so bildet bei Riemasch der sich im Denken und Fühlen hoch über seine Umgebung emporhebende Kellner für die vornehme moderne Schriftstellerin, die sich seiner Bildung angenommen, nur einen interessanten Fall, ein Abenteuer und willkommenes Material für ihr nächstes Buch, mit einem Wort: eine „Episode". Es ist und bleibt — heute mehr als vor fünfzehn Jahren — verwunderlich, daß zu künstlerischem Schaffen drängende Jugendlichkeit, die ein gewisses herzhaftes dramatisches Talent nicht verleugnet, zuerst zu solchen papiernen, theoretischen Stoffen wie diesem abgeleierten vom „Sichausleben des Individuums" greift. Da hatten denn doch die Cäsaren- und Napoleondramen der Primaner von 1850 höheren Ehrgeiz.

Lebenswahrheit, gekrönt von Lebensüberwindung — das sei das Ziel, auf das die Magnetnadel der neugeborenen, geadelten Wirklichkeitskunst weist. Wie es sich jüngst dem Romane in einer Geschichte aus dem norddeutschen Bauernleben offenbart hat, so hofft es die Dramatik in dem wiederbelebten Volksstück verkörpert zu sehen, wie es in einigen so bald nicht vergänglichen Dokumenten Anzengrubers unerreichte Meisterschaft uns aufgepflanzt hat. Es ist nicht mehr als selbstverständlich, daß sich die hoffenden Blicke hierfür zunächst nach Süddeutschland, insbesondere nach Österreich richten. Adam Müller-Guttenbrunn erzählt aus dem Schatze seiner Erfahrungen als Wiener Theaterleiter in einer kürzlich erschienenen Fortsetzung seiner „Dramaturgischen Gänge" („Zwischen zwei Theaterfeldzügen"; Linz, Österreich. Verlagsanstalt), daß in Österreich jedes fünfte Stück, das einläuft, ein Bauernstück sei. „Wer literarisch stammeln kann, glaubt heute ein Bauernstück schreiben zu können. Es war vielleicht ein Unglück für die ganze Gattung, daß gleich ihr erster Vertreter ein Genie war, der ihren Stoffkreis so ziemlich erschöpfte; denn eine auf Anzengruber fußende Entwickelung gab es nicht, es ging bei seinen Nachahmern gleich reißend talab. Und was uns heute ins Haus kommt in dieser Form, es ist immer dasselbe: ‚Der Auswürfling', ‚Der Loder', ‚Die Wildklamm', ‚Der Testamentsfälscher' und ähnlich lauten die Titel, und die Handlung dreht sich fast immer um die heimlichen Sünden des Großbauern, um die Bäuerin und den Großknecht, um Meineid, Testamentsfälschung, Brandstiftung und die elementarsten Schandtaten, deren die Menschen fähig sind." Trotzdem schallt von Zeit zu Zeit über die schwarzgelben Grenzpfähle immer wieder ein frohes Heureka zu uns herüber. Besonders laut erklang es, als das vornehme Wiener Burgtheater das Volksschauspiel eines simpeln Tischlermeisters aufführte. Aber als „Der Kreuzwegstürmer" Josef Werkmanns (recte: Medelskys) dann auch zu uns drang und in Lindaus „Berliner Theater" eine recht sorgfältige Aufführung erlebte, erkannten wir bald, daß hier Anzengrubers verwaistes Erbe noch keineswegs den berufenen Verweser gefunden hat. Die Handlung ist eines Volksstücks so unwürdig nicht. Der von Haus und Hof gejagte Bauer nimmt in leidenschaftlicher Wut Rache an der bigotten Heuchelei seiner Vertreiber, indem er nächtlicherweile den von diesen auf seinem Grund und Boden angelegten Kreuzweg zerstört. Sein unehelicher, immer lieblos behandelter Sohn nimmt die Schuld auf sich und geht für den Vater ins Zuchthaus. Mit Lammgeduld erträgt er die Schmähung seiner Dorfgenossen, von denen allein ein gleich ihm auf der Schattenseite des Glückes stehendes Mädchen an ihn glaubt. Endlich, als des Sohnes unverdiente Schmach ihren Höhepunkt erreicht hat, schlägt dem wahren Kreuzwegstürmer das Gewissen: er zeiht sich selbst der Tat und vollführt als letzte Abrechnung mit sich und der Welt das ruchlose Werk noch einmal, um sich dann in den Abgrund zu stürzen. Manches in diesem reichlich melodramatischen Stück ist von einer ansprechenden Schlichtheit und Geradheit der Gesinnung, von einer resoluten Entschlossenheit der Gestaltung, Eigenschaften, die uns eines besseren Nachwuchses getrösten mögen. Einstweilen überwuchert den Weizen aber noch ein gar zu üppig ins Kraut geschossenes Unkraut von billigen Rührsamkeiten, plump-aufdringlichen Coulisseneffekten und kindlichen Unbeholfenheiten, denen ihr bald tendenziös aufgeregter, bald blaß doktrinärer Wortreichtum schlecht zu Gesichte steht. Genug — als einen zweiten 5. November 1870, an welchem denkwürdigen Tage „Der Pfarrer von Kirchfeld" zum ersten Male am Theater an der Wien aufgeführt wurde, wird man die Premiere des Werkmannschen „Kreuzwegstürmers" in den Annalen der Theatergeschichte schwerlich zu verzeichnen haben. Vielleicht aber ist auch dem Volksstück anderswo der Messias schon geboren. Alles, was bisher

nach den Aufführungen in Wien und Hannover von Karl Schönherrs Bauerndrama „Sonnwendtag“ verlautet, erweckt und bestärkt die Hoffnung, daß hier ein wahrhaft berufener Erneuerer dieser Gattung erstanden ist. Wir werden erst in der nächsten „Dramatischen Rundschau“, nach der uns allzu lange vorenthaltenen Berliner Aufführung des Stückes, darüber berichten können. — Von den unzähligen Volksstücken, die alljährlich in Österreich entstehen, sagt Müller-Guttenbrunn in dem angeführten Buche weiter, haben nur verschwindend wenige einmal einen sozialen Gedanken. Zu diesen weißen Raben gehört Felix Saltens, eines jungen Wiener Schriftstellers, Volksstück „Der Gemeine“, das einen aus Eifersucht geborenen Konflikt zwischen einem Rekruten und seinem Offizier zu gestalten sucht. Merkwürdigerweise hatte dem in Österreich verbotenen Drama die Berliner Zensur ohne weiteres den Passagierschein erteilt. Sie tat recht daran: Saltens Stück verliert sich vom geraden Wege des nicht uninteressanten Konflikts bald so sehr in naturalistische Milieustudien aus der Coulissenwelt des Wiener Volksängertums, daß man von ihm keine rebellischen Nachwirkungen zu befürchten braucht, so frisch manchmal das Theaterblut in seinen Adern pulsiert.

„Jede Kunst schließt ein Handwerk in sich ein; das Handwerk der Kunst nenne ich den Teil derselben, der gelehrt und gelernt werden kann; wo das Handwerk aufhört, da beginnt erst die eigentliche Kunst.“ Das klärende Wort stammt aus dem Munde Otto Ludwigs, den sein rastloses, schmerzliches Sichmühen im Dienste der Kunst vor dem Verdachte schützen wird, daß er jemals ehrliche Handwerkerarbeit gering geschätzt habe. Auch das größte künstlerische Genie wird sie nicht entbehren können; aber zwischen ihr und ihm bleibe ein für allemal jene tiefe Kluft befestigt, die immer Schöpferkraft von bloßer Kunstfertigkeit trennen soll. In allen den bisher besprochenen Dramen, von Hauptmanns „Armem Heinrich“ bis herab auf Werkmanns „Kreuzwegstürmer“ und Riemaschs „Episode“, offenbart sich in stärkerem oder geringerem Grade das Hauptmerkmal aller echten Kunst: die innere Ergriffenheit, das Daimonium ihres Schöpfers. Bei dramatischen Handwerkern, wie Philippi und Blumenthal, tritt an ihre Stelle die beneidenswerte Fähigkeit, zu jeder Zeit und jeder Stunde über sich zu verfügen, nie verlegen zu sein, immer zu können, was sie wollen. In jedem Jahr bekommen wir von ihnen ein neues Stück beschert; wenn das Glück gut ist, sogar zwei. Felix Philippis Jahresgeschenk heißt diesmal „Das dunkle Tor“, ist ein vieraktiges Schauspiel und sitzt, wie fast alle dramatischen Kinder dieses erfahrenen Theatermannes, am rauschenden Strome der Zeit, um aus seinen kommenden und gehenden Wassern mit der Angel der Aktualität die neueste, erfolgversprechende Sensation zu fischen. In dem „Dunklen Tor“ handelt es sich um gewisse unsaubere Geldmännermachenschaften bei einem großen Gebirgstunnelbau, wie wir Zeitgenossen in den letzten Jahrzehnten mehrere erlebt haben, wie das nächste Jahr am Simplon einen neuen dem Verkehr übergeben wird. Ein Oberingenieur, der das Verderbliche der skrupellosen Unternehmerwut durchschaut — Matkowsky lieh ihm in der Erstaufführung des Berliner Königl. Schauspielhauses das ganze hinreißende Feuer seines unbändigen Temperaments —, kämpft mit seiner Dankbarkeit gegen seinen Wohltäter, der an der Spitze der Finanzleute steht, und seinem Gewissen einen dramatisch geschickt gesteigerten Kampf, bis die Stimme seines besseren Selbst den Sieg erringt und er vor den Arbeitern den ganzen Schwindel aufdeckt. Das Ende bringt in einer tumultuarischen Scene die Sprengung des „dunklen Tores“ durch die Hand eines armen alten Narren, der den aus Trotz gegen den Oberingenieur, seinen Todfeind, allein in den Tunnel gefahrenen Mörder seines Sohnes und Schänder seiner Tochter vernichten will. C'est du théâtre, pflegte der alte Sarcey zu sagen, wenn er solche Sachen ehren wollte. Es lohnt sich nicht, über grobschlächtige Sensations- und Kolportagestücke wie das Philippische, das uns und — zu seiner Ehre angenommen — auch sich selber vorspiegelt, moderne Gesellschaftszustände zu schildern und soziale Fragen anzuschneiden, ernste Kritik zu verschwenden. Der laute Publikumsbeifall wird dem „Dunklen Tor“ so wenig fehlen wie dem „Großen Licht“; damit aber haben beide auch ihren Lohn dahin. — Taucht Philippis tiefgründige Problemdramatik in die brausende Werkstatt moderner Riesenarbeit und Ingenieurkunst, so beutet Blumenthals und Kadelburgs zweite Jahresfechsung die just so modernen Nordlandsreisen der HAPAG aus. Ihr „Blinder Passagier“ ist niemand anders als — Gott Amor mit dem Pfeil. Den Heine noch im dunklen Postwagen durch die Nacht kutschieren ließ:

> Doch als es morgens tagte,
> Mein Kind, wie staunten wir!
> Denn zwischen uns saß Amor,
> Der blinde Passagier —

den setzten Blumenthal-Kadelburg kühnlich aufs Deck der eleganten „Prinzessin Victoria Luise“, wo er sich hurtig zwischen den zum Teil recht amüsanten Reisetypen tummeln und am Ende glücklich drei Verlobungen zuwege bringen darf. Georg Engels a. G. spielte am Berliner „Lessingtheater“ die belustigendste der zahlreichen Passagiergestalten, eine Reiseklette, mit überwältigender Mienen- und Gebärdenkomik, zuweilen sogar mit einem leisen Anflug von Humor, der sonst in Blumenthalschen Lustspielen ein ach! so seltener Gast.

Mit dem modernen Lustspiel — was man so „Lustspiel“ nennt; von der höheren, literarischen Gattung schon gar nicht zu reden — ist es auch sonst schlecht bestellt. An die Armseligkeit unserer eigenen Produktion auf diesem Gebiete haben wir uns nachgerade gewöhnt; wir trösteten uns eine Zeitlang mit den Franzosen und suchten über der tollen Ausgelassenheit ihrer Possen und Schwänke

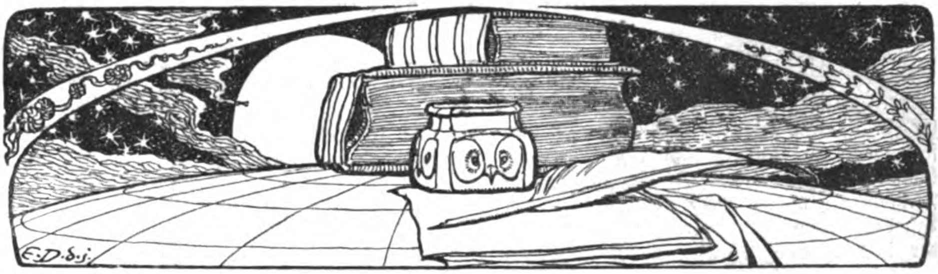
zu vergessen, wie wenig doch eigentlich diese äußere Lustigkeit mit der goldenen Gabe des Gemüts und Herzens zu tun hat, die wir Humor nennen. Neuerdings scheint nun aber auch bei unseren westlichen Nachbaren dieses billige Surrogat der kostbaren „Flüssigkeit" arg auf die Neige zu gehen oder in Mißkredit geraten zu sein. An die Stelle des Lachens um jeden Preis tritt eine mehr wehmütig-elegische Betrachtung des Lebens oder eine nur spärlich mit Scherzen durchsetzte, im Grunde bitterernste Problem- und Gesellschaftsdramatik; die Namen Bisson, Bilhaud, Feydeau und Hennequin werden durch die Brieux, Donnay, Hervieu, Porto-Riche, Bernard und Capus verdrängt, die alle ein paar Tropfen schweren Blutes zuviel in den Adern zu haben scheinen, um sich in der Rolle des bloßen Spaßmachers recht wohl zu fühlen. Als zuverlässigster Barometer für diesen Wettersturz jenseits des Wasgaus darf das Berliner „Residenztheater" angesehen werden, das sich so leicht keine erfolgversprechende französische Bouffonnerie und Cochonnerie entgehen läßt. Nun geht es in dieser Spielzeit aber gerade hier merkwürdig zahm und — literarisch zu. Bernards mattem „Fall Matthieu" ist bald ein Lustspiel von Alfred Capus gefolgt, jenem mehr resigniert-melancholisch plaudernden als witzigen Pariser Boulevardier, dessen „La Veine" schon eine auffallend starke Portion von deutscher Sentimentalität und Hausbackenheit enthielt, und der mit seinem jüngsten Stück „La Châtelaine" demnächst sogar hoftheaterreif werden wird. Seine „Beiden Schulen", die neueste Darbietung des Berliner „Residenztheaters" und des Münchener Schauspielhauses, sind eine der letzten Stationen auf diesem Wege nach Damaskus. Noch etwas von der alten gallischen Frechheit blüht darin; aber wenn sie sich gar zu mausig machen will, legt ihr der Moralist die Hand auf den Mund: Willst du wohl anständig sein! Trotzdem gibt es ein paarmal ein köstliches tomber en jeunesse. Vor allem eine Scene in der Austernstube von Prunier, dem Dressel von Paris, hat Witz und Feuer. Schließlich triumphiert im Streit der beiden Lebensschulen, wie es bei Capus' milder, aufregungsscheuer Weltanschauung nicht anders zu erwarten war, die der Duldung, der lächelnden Nachsicht: aus dem Divorçons, zu dem die prüde Ehefrau angesichts der Seitensprünge ihres Herrn Gemahls gedrängt hatte, wird wie bei Sardou ein Convolons, und alles schwimmt in Wohlbehagen. — Auf eine Rückkehr in die angemessene Lebens- und Sittensphäre läuft es auch in Henri Bernsteins Schauspiel „Jack" hinaus, wie das Berliner „Lessingtheater" nach dem Namen der Heldin das „Le détour" des Originals umgetauft hat. Der ursprüngliche Titel, unter dem das Stück übrigens zuvor auch schon in Wien und Köln aufgeführt worden war, ist weit bezeichnender. Denn um den „Umweg" über heuchlerische Philistermoral und konventionelle Lügen der sogenannten „guten Gesellschaft" handelt es sich, um diesen Umweg, den die unverdorbene, nach der bürgerlichen Solidität eines gesitteten Heims verlangende Tochter einer Cocotte machen muß, bevor sie, belehrt und bekehrt, in die freiere Sphäre ihrer Geburt zurückkehrt, wo man ohne Ring am Finger, aber auch ohne Lüge im Munde sein „Glück" findet. Auch Bernstein besitzt etwas von der kleinlauten, müde lächelnden Lebensbetrachtung der Capus und Donnay; daraus gewinnt sein Stück einige Feinheiten und stille Reize, die angenehm berühren. Andererseits aber hat es denn doch die bürgerliche Welt, die die kleine Jacqueline mit „Rücksicht", offener Herzlosigkeit und brüsker Verachtung so grausam quält, in gar zu krassen und absichtlichen Farben gemalt, als daß die Durchführung seiner These von überzeugender Wirkung sein könnte. — Ein Versuch derselben Bühne, Georges Clemenceaus in chinesischem Gewande die Lebensphilosophie des buddhistischen Nichtwissenwollens und Allesverzeihens predigenden Einakter „Der Schleier des Glücks" mit Paul Hervieus Ehebruchs-Vexierstück „Das Rätsel" zu einem sensationellen Theaterabend zusammenzukoppeln, wurde durch die Teilnahmlosigkeit des Publikums unzweideutig abgewiesen.

Ungleich lehrreicher und interessanter als diese Stichproben aus der modernen französischen Dramatik verlief das Gastspiel der Sarah Bernhardt, für das die Königl. Generalintendanz das Berliner Schauspielhaus zur Verfügung gestellt hatte. Es kann an dieser Stelle, wo eigentlich nur die dramatische Produktion der Gegenwart verfolgt und kritisch beleuchtet werden soll, nicht unsere Aufgabe sein, alle Rollen der Französin einzeln durchzugehen; wir dürfen uns vielmehr darauf beschränken, das Wesen ihrer Kunst in großen Zügen zu zeichnen. Dem deutschen Theaterpublikum muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß es der französischen Schauspielerin gegenüber, die es erst im elegischen Herbst ihrer Jahre über sich vermocht hat, den Rhein zu überschreiten, endlich einmal jene ruhige Gelassenheit gezeigt hat, die noch immer zu seinen selten geübten Tugenden zählt. Man hat der Künstlerin gegeben, was der Künstlerin ist, aber man hat sich mit berechtigtem Selbstbewußtsein auch gegenwärtig gehalten, wo ihre Grenzen sind, und was uns von ihr scheidet. Und in dieser Erkenntnis barg sich zugleich die Gewißheit, daß ein bis in die letzten Konsequenzen durchgeführter Vergleich zwischen ihrer und unserer Schauspielkunst schließlich doch zu unseren Gunsten ausfallen müsse, daß jedes Lorbeerblatt, das wir ihr neidlos reichten, im stillen für uns selber nur um so voller ergrünte.

Mit zwei Sardouschen Virtuosen- und Paraderollen, mit der Fedora und der Tosca, begann sie. Und gleich in diesen ganz auf ähnliche Wirkungen geschraubten, sich in scharfen Kontrasten bewegenden Aufgaben fiel es angenehm auf, wie edel sie sich zu zügeln, wie dezent sie abzutönen versteht. Manches davon war gewiß auf das Konto ihres Alters, namentlich ihrer schwindenden Stimmittel zu setzen, die der höch-

sten Steigerung des Affekts schon die Heeresfolge versagen mögen, aber ebenso unverkennbar war gleich hier, daß sie im Gebrauch ihrer fabelhaften Technik von einem künstlerischen Geiste beraten wird, der für die feinste Gliederung, für die erlesenste Nuancierung, für wohldurchdachte Anpassung der Mittel an den Zweck zu sorgen weiß und die auch nicht eine einzige ihrer vielen Fähigkeiten ungenutzt läßt. Selbst in der Ästhetik der Kleidung, in der Kunst, sich zu tragen und zu bewegen, braucht sie den gefährlichen Vergleich mit der Duse nicht zu scheuen. Die wegwerfenden Bezeichnungen Komödiantin oder Virtuosin, mit denen unsere auf Hörensagen beruhende Kenntnis Sarah Bernhardt früher wohl manchmal bedachte, sollten nach diesem ihrem deutschen Gastspiel ein für allemal abgetan sein. Ich wüßte keinen Moment, wo sie einen Effekt allein um des Effektes willen herausgebracht hätte, wo sie nicht bei aller klugen, geistreichen Bewußtheit doch stets aus dem nuancierten Gefühl des Bühnenaugenblicks heraus geschaffen hätte. Man führe nicht ihren Hamlet dagegen ins Feld! Der französische „Hamlet", diese philiströse Verballhornung des Shakespearischen Ewigkeitsdramas von Morands und Schwobs Gnaden, ist nicht mehr als eine Travestie, als ein abscheulich verzerrtes Gespenst des Originals. Was soll man in einem flachen Salondrama anderes verlangen als eine Salonrolle?! Immerhin verriet sich auch hier, daß die Künstlerin über all ihre schier unbändigen Gaben und Fähigkeiten Herrschaft und Überlegenheit genug besitzt, den großen einheitlichen Zug in ihrer Figur nicht zu verlieren. Mit anderen Worten: ihr Spiel hatte auch hier Stil. Das bewies selbst den hartgesottensten Zweiflern endlich auch ihre Phädra, die selbst noch die fremden, kalten Gebilde Racines im Feuerstrom edler Leidenschaft zu Leben und Bewegung umzuschmelzen vermochte. Der Stil wächst da zu fast überirdischer Größe empor, aber unter seiner erstarrten Lavadecke sieht man die Glut des elementaren Empfindens noch wallen. Doch von diesem Gipfel ihres Vermögens überschaute man zugleich auch die natürlichen Grenzen, die der Französin im Reiche der darstellerischen Kunst gezogen sind — wenigstens wie wir sie verstehen. Das letzte bleibt sie unserem germanischen Kunstempfinden doch schuldig. Ich will nicht sagen, daß sie nicht zu rühren, zu erwärmen, zu entzünden und ans Herz zu greifen wüßte. Aber: wenn eine deutsche Schauspielerin das könnte, was diese Sarah Bernhardt kann, sie würde einen Schritt weitergehen, nur einen Schritt, aber dieser Schritt würde uns erst ins Innerste, ins Heiligste der Kunst führen. Was dieser Schauspielerin fehlt, um außer einer großen Künstlerin auch eine große Menschendarstellerin zu sein, das ist die Fähigkeit, auf all den Reichtum, den sie hat, im gegebenen Augenblick im stolzen Freiheitsgefühl des Individuums verzichten zu können, das ist der Mut, im höchsten Moment, wo der Mensch in seiner Hüllenlosigkeit sich zeigen soll, alle Bürde ihrer Kunst über Bord zu werfen, sich auf sich selbst zurückzuziehen, nicht mehr ihre Augen, ihre Hände, ihren Mund, allein das Herz, allein ihre stumme Seele spielen zu lassen. Aber gerade dann kommt eine neue, vielleicht die feinste aller Feinheiten: ein Blick ins Publikum, das Zerknittern eines Briefes, das klirrende Zerbrechen eines wie zufällig umgeworfenen Glases, das glitzernde Aufblitzen einer Träne. Das Theater wird wohl in seinen Tiefen erschöpft, zu nur erdenklicher Höhe veredelt, aber es wird nicht dienend überwunden. Das letzte Wort behält auch hier der französisch-antikisierende Geist mit seiner erhabenen, aber doch halb erstarrten Monumentalität, vor welcher sich unsere freie germanisch-individualisierende Darstellungskunst nicht beugt.

Friedrich Düsel.



Literarische Rundschau

Das Wesen der Kunst

Daß wir an die Lektüre einer alten „Ästhetik" nur mit einem gewissen Grauen gingen, lag in der verwirrenden Menge von abstrakten Begriffen begründet, die darin aufgeführt waren. Auch hatte es immer den Anschein, als sei die ganze Kunst um der Ästhetik willen da. Es wimmelte von Vorschriften für die Künstler, die sich freilich nie darum kümmerten. Ich glaube, daß Konrad Lange in seinem Werke **Das Wesen der Kunst** (Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung; zwei Bände; brosch. 12 Mk., geb. 15 Mk.) mit den Mängeln und Hochmütigkeiten solcher Kunstbetrachtung ein für allemal aufgeräumt hat. Er beschränkt die Künstler nicht mehr, er eröffnet ihnen neues Gebiet. Und er spricht menschlich zu den Menschen. Sein Vortrag hat etwas Selbstverständliches, wie jeder Vortrag es haben wird, der eine unerschütterliche Wahrheit verkündet.

Alle unsere Wahrnehmungen und Urteile sind Reflexwirkungen unserer Psyche. In ihr also liegt Anfang und Ende auch des Kunstgenießens und Kunstschaffens. Die alte Ästhetik wollte aber nichts anderes als den Gegenstand an sich, die Schönheit an sich bestimmen, die in der Kunst verwertet werden dürften. Sie holte aus der Mathematik den goldenen Schnitt und das gleichseitige Dreieck herbei und konstruierte der Malerei, der Plastik und der Baukunst ein langweiliges Gesetz, das nirgends angewandt wurde. Die Musik sollte nur solche Harmonien anwenden, die algebraisch ausgerechnete hübsche Schwingungsverhältnisse aufwiesen. Die Kunst wurde eben des Persönlichen entkleidet. Auch Lange dringt zu einer Art von Gesetz vor, aber nicht er gibt es eigentlich, sondern die Künstler sich selber: du sollst auf Grund der einmal vorhandenen oder in dir lebendigen Vorstellungen von der Natur und dem menschlichen Wesen Illusion erzeugen. Es darf aber keine wirkliche Täuschung entstehen (wie bei den Panoramen und Wachsfiguren), sondern eine „bewußte Selbsttäuschung", eine durchschaute Verwechselung. Wir retten uns in die Kunst hinüber, wenn wir der Mühseligkeiten des Alltags überdrüssig sind. Wenn einer sagt, er habe keine Illusionen mehr, so will er sich als den Allerärmsten hinstellen. Wir wollen in Gebiete hineinschauen, die uns der Beruf zudeckt. Aber je höher unsere ästhetische Kultur steht, um so mehr werden wir uns der Täuschung bewußt bleiben. Denn ein wesentliches Kennzeichen der Kunst ist die praktische, ethische und wissenschaftliche Zwecklosigkeit.

Lange unterscheidet drei Arten der Illusion. So ist die Malerei vorwiegend eine Kunst der Anschauungsillusion, die Musik vorwiegend eine Kunst der Gefühls- und Stimmungsillusion, Architektur und Tanz sind vorwiegend Künste der Kraft- und Bewegungsillusion.

Ein Beispiel: man vergleiche ein Velasquezsches Reiterporträt, das Philipp IV. von Spanien darstellt, mit einem wirklichen Circusdirektor, der in der Manege die hohe Schule reitet. Erst die Ähnlichkeiten: sie wollen beide auf andere wirken, werden mit dem Auge wahrgenommen, erregen Genuß; dieser Genuß ist der einzige Zweck; bei beiden bewundern wir die Virtuosität eines Menschen; sogar der Inhalt der Wahrnehmung ist nahezu der gleiche: ein Pferd mit einem Reiter darauf. Und die Verschiedenheiten? Nur die zwei: hier ist ein Gemälde und dort Wirklichkeit; Philipp IV. ist tot, der Direktor lebt. Die Wirkung auf uns ist jedoch weit mehr verschieden als ähnlich. Die Circusproduktion gewährt nur ein schnell verfliegendes, ziemlich schales Vergnügen, Velasquez aber steigt für unsere Erinnerung bleibend als großer Maler aus seinem Werke heraus. Darauf, daß der gemalte Reiter tot, der andere lebendig ist, kann diese Schätzung unmöglich beruhen, das Umgekehrte wäre wahrscheinlicher.

Die unmittelbare Ursache unseres Genusses ist also gar nicht das Objekt der Wahrnehmung, sondern der psychische Vorgang, der sich an die Wahrnehmung schließt. Und hier besteht eine große Verschiedenheit: wir übersetzen uns den ge-

malten Reiter in einen wirklichen, während der Circusdirektor für unsere Phantasie unfruchtbar bleibt. Velasquez macht uns zum Mitschöpfer. Er besiegt alle störenden Momente (Rahmen statt weithin unbegrenzter Landschaft; Fläche statt kubischer Ausdehnung; Firnisglanz statt des Fleischtones) und bringt uns die Illusion bei, daß der Reiter Leben habe. Je nach der Stärke der in uns ausgelösten Illusion verehren wir den Künstler. Beschäftigt uns sein Werk durch lange Zeit, weckt es Empfindungen, die bis dahin unter der Schwelle unseres Bewußtseins schliefen, so steht er höher als ein anderer, der uns nur vorübergehend interessiert.

Lange handelt ausführlich von allen Künsten und eliminiert die artistischen Fertigkeiten: Reitkunst, Akrobatik, Pyrotechnik, Parfümerie, Kochkunst, gewöhnliche Photographie, denen die Fähigkeit, bewußte Selbsttäuschung zu wecken, fehlt. Seine Definition lautet schließlich: „Kunst ist jede Tätigkeit des Menschen, durch die er sich und anderen ein von praktischen Interessen losgelöstes, auf einer bewußten Selbsttäuschung beruhendes Vergnügen bereitet und durch Erzeugung einer Anschauungs-, Gefühls- oder Kraftvorstellung zur Erweiterung und Vertiefung seines geistigen und körperlichen Lebens und dadurch zur Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung beiträgt." Das Wort „Selbsttäuschung" soll sagen, daß es sich um die Entstehung einer Vorstellung handle, die an wirkliche Täuschung grenze; das Wort „bewußt", daß diese Täuschung niemals perfekt werde. Das Hin- und Heroszillieren zwischen den illusionserregenden und den illusionsstörenden Momenten bereitet uns Lustgefühle. Illusionserregend ist alles, was den Eindruck der Natürlichkeit macht, illusionsstörend alles, was das Werk von der gemeinen Wirklichkeit unterscheidet, es als Werk von Menschenhand erkennen läßt. In der Schauspielkunst findet die größte Annäherung an die Wirklichkeit statt, im Buchdrama die geringste. Denkbar höchste Steigerung der Illusion bei vollem Festhalten des Gefühls der Scheinhaftigkeit ist die Bedingung des wahren Kunstgenusses. Auch dem Schaffenden ist der Kampf der beiden Vorstellungsreihen notwendig und reizvoll. Die Materialien, deren sich die Kunst bedient, Holz, Stein, Bronze, Farben, Töne, sind an sich tot, seelenlos, also illusionsstörend. Der Künstler sucht nun der Materie Leben einzuhauchen, sucht sie sich zu unterwerfen, sie zu durchgeistigen; er hebt das Anorganische zum Organischen empor, erregt unsere Illusion, täuscht uns ihre Lebendigkeit vor. „Das ist ein schöpferischer Akt, und ihn nennen wir Kunst."

Es ist auf schmalem Raume nicht möglich, die Reichtümer des umfangreichen Buches auszubreiten. Lange geht bei der Begründung und Anwendung seiner Definition äußerst sorgsam und umsichtig zu Werke und findet goldene Worte im Kampfe der künstlerischen Anschauungen. Er streckt seine Arme weit aus nach allem Kunstschönen und lehrt uns schließlich, daß das Kunstschöne mit dem Naturschönen zusammenfällt. Bei einem der vielen und gleichwertigen Kapitel will ich ein wenig verweilen: „Die Kunst als Spiel" heißt es.

Wer selbst ein Kind hat, lieb hat und liebevoll auf dem noch ziellosen Wege verfolgt, dem werden die Regungen der eigenen Seele erst herrlich klar. Er findet in ihm alle seine Vorzüge und Fehler angedeutet und vorgebildet. Aber über wie vieles weiß er doch nicht Bescheid! Geheimnisvoll am lichten Tag geht das Geschöpfchen umher, fragt, schwatzt und spielt, und niemand weiß, woher es die Einfälle nimmt, und warum ihm der leere Tand Freude macht. Lange versetzt sich in die kleinen Seelen. Er hört mit freundlicher Miene dem Gequietsch und Gebrumm der Lärmmacher zu und zieht Fäden hinüber zur Musik der Reifen; er beobachtet, wie sie Muscheln, Perlen und bunte Steine sammeln und aneinander reihen, und weist auf die Ornamentik hin; sie hüpfen im Rhythmus die Straßengosse auf und ab, und er sieht dieselben Beinchen später sinnvolle Tänze aufführen. Sie erklären sich plötzlich für Hunde, bellen und tollen herum, für Kühe und muhen, bald sind sie Jäger, bald Reh; sie pflegen Puppen mit der Sorgfalt der Mutter, sie verkappen sich als Lehrer und schwingen den Bakel: in allem dem spukt die Dramatik und die Schauspielkunst. Sie schwelgen in Bilderbucherinnerungen und kritzeln als Maler das Papier voll seltsamer Schweinchen und Elefanten, die sehr dünne Beine und sehr große Schuhe haben; und wenn sie den „schwarzen Mann" aus Schnee formen, zeigen sie mehr oder weniger Sinn für die Plastik. Verspüren sie architektonische Gelüste, so bauen sie Häuser aus Tischen und Schemeln auf, oder im Seesande erheben sich ihre stolzen Burgen und ihre dicken Wälle. Endlich sehen wir das Dämmerbild der erzählenden Poesie in der kindlichen Freude am Geschichtenerzählen und -erfinden. Ich vermag Lange sogar aus meiner väterlichen Erfahrung heraus zu ergänzen: die Analogie für die Lyrik, die ihm noch fehlt, habe ich an meinem fünfjährigen Mädel wahrgenommen. Es hat eine besondere Lust an Rhythmus und Reim und spricht oft mit Ausdauer in Jambenfolgen; die Reime tragen gewöhnlich nicht viel Weisheit in sich, nehmen aber zu Zeiten, im Anschauen der Himmels, der Bäume, des Meeres einen ganz artigen Sinn an.

Das Buch Langes ist ein unverlierbarer Schatz. So viele Feinde es auch erwecken wird, weil es angreift, seine Freunde werden zahlreicher sein, weil es zugleich auferbaut. Mir war es dreifältig wertvoll: es brachte mir Wiederholungen, Bestätigungen, Offenbarungen. Wiederholungen von Urteilen, die ich da und dort in Langes Sinne abgegeben, ohne seine Erklärung gekannt zu haben; Bestätigungen noch ungemünzter Gefühle; Offenbarungen, die meinen Gesichtskreis in die Weite dehnten. Ferdinand Gregori.

Johannes Richard zur Megede weist in seinen Romanen „Unter Zigeunern", „Kismet", „Quitt!", „Von zarter Hand", „Felicie" und neuerdings **Das Blinkfeuer von Brüsterort** (sämtlich: Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) eine seltsame Mischung von literarischen Werten und bloß das Unterhaltungsbedürfnis befriedigenden Qualitäten auf. Seine „Felicie", die mir in Erinnerung geblieben ist, zeichnet sich durch eine wehmütige Anmut im Vortrage, durch eine ruhige Eleganz der Sprache aus, Vorzüge, denen nur der innere Gehalt nicht recht entspricht; „Blinkfeuer", mit dem der Dichter auf den Boden seiner ostpreußischen Heimat zurückkehrt, um deren landschaftliche Schönheiten in oft kunstvollen Schilderungen festzuhalten, leidet im Grunde an demselben Mißverhältnis. Vieles erscheint äußerst tief und bedeutungsvoll und erweist sich schließlich doch nur als eine mit sententiösem Silberschaum umhüllte schöne Phrase. Blickt man nicht hinter die Schale, dann leuchtet freilich Megedes Erzählerkunst in hellstem Lichte. Er versteht seinen Gestalten insgesamt einen prächtigen, blendenden Nimbus zu geben; etwas nicht bloß äußerlich, nein auch geistig Aristokratisches strahlt von ihnen aus; sie heben den Leser gleichsam mit sich in eine höhere Sphäre und wiegen ihn in Stimmungen ein, die ebenso exquisit wie berückend sind. Dazu kommt, daß man sich gerade bei den apartesten und scheinbar elegantesten Wendungen des Verdachtes nicht erwehren kann, als kutschiere anstatt des künstlerischen Verstandes und Verantwortlichkeitsgefühls die kokette Laune eines Mannes, der um jeden Preis anders sein will, als man erwarten dürfte. Und doch — man soll sich keinen Augenblick darüber unklar sein: diese kapriziöse Manier hat ihre unwiderstehlichen Reize gerade für solche Leser, deren Romaninteresse nun einmal unter eine gewisse Stufe der gesellschaftlichen Rangordnung nicht gern hinabsteigt, die auch im Roman nur solchen Leuten begegnen möchten, die sie ohne Bedenken auch in ihren Salon oder doch zum five o'clock-Tee einladen würden. Und noch eins: Megede hat vor Unterhaltungsschriftstellern ältern Schlages etwas voraus, was denn doch heute schon schwer ins Gewicht fällt: seine Menschen sind Menschen unsrer modernen Zeit, nervöse Menschen einer etwas müden, blasierten, nach neuen Sensationen dürstenden Übergangszeit. Das sichert ihm ohne weiteres eine Leserschaft, die sich auch innerlich mit ihm verbunden fühlt, weil sie sich von ihm verstanden glaubt. Es versteht sich von selbst, daß er seinen weichen, nur zu leicht etwas bläßlichen Gestalten zuliebe auch die entsprechenden gedämpften Farben des Vortrags wählen muß. Dem hat er es zu danken, daß man ihn denn doch nicht so ohne weiters denen zuzählen darf, die man wohl die Theatraliker oder die Dramatiker des Romans genannt hat, im Gegensatz zu jenen andern, die in der seelischen Analyse, im stillen „Nebeneinander verschiedenartigen Seins" das Heil des modernen Romans suchen. F. D.

Gedichte. Von Josefine Freiin von Knorr. (Stuttgart, J. G. Cotta.) — Es sind die Gedichte einer hochbegabten Frau. Sie erfuhr seltene Auszeichnungen. Die Französische Akademie hat ihr nach der Veröffentlichung einiger allerdings ganz außerordentlich schöner Gedichte in französischer Sprache die petites palmes verliehen und die Dichterin neuerdings zum Officier de l'instruction publique ernannt. In Süditalien sind ihre hochpoetischen Übersetzungen der von Gerolamo de Bada herausgegebenen Canti popolari Albanesi bekannt und geschätzt. Über die Beziehungen Lord Byrons zu Albanien hat Frau von Knorr eine Broschüre in italienischer Sprache veröffentlicht, die ihr reichliche Anerkennung hervorragender italienischer Dichter und Gelehrten eintrug. Es läßt sich denken, daß eine Dichterin, die sich fremde Sprachen in dieser Weise zu eigen gemacht hat, ihre eigene mit nicht geringerer Meisterschaft beherrscht. Dennoch ist es weniger die schöne Form, welche uns die Gedichte wertvoll macht, als ihr edler, echter Gehalt. Sie rühren tief an viele Saiten des menschlichen Gemütes. So werden z. B. gewiß zahlreiche Leser, die gelitten haben oder leiden, sich immer wieder des kleinen Gedichtes „Tränen" erinnern:

> Ihr Tränen, früh am Morgen,
> Wie bitter weh ihr tut;
> Im alten Bett der Sorgen
> Des Frühgewitters Flut!
>
> Noch vor der Tagesmitte
> Entmutigung und Leid,
> Ermattung vor dem Schritte,
> Erschlaffung vor dem Streit.

Vorwiegend ist es der Charakter der Schwermut, der den Gedichten eigen; einer allgemein menschlichen, aber auch einer persönlichen Schwermut, die der Individualität der Dichterin entspringt. Solchen Naturen ist das Leben nicht leicht. Wo andere frisch zugreifen, weichen sie scheu und unentschieden zurück, und doch leben Wunsch und Sehnsucht auch in ihnen. Ein Gedicht wie „Zuflucht", dessen Kraft und Schwung an Annette von Droste gemahnen, wird niemand ohne Ergriffenheit lesen:

> Schon mancher flog zum raschen Ende,
> Die Waffe mörderisch gezückt;
> Mich halten, Vater, deine Hände,
> Sonst — ach, du weißt es, was mich drückt!
>
> Ich weiß, daß vieles ich verschuldet,
> Vermessen hin zum Kampfe schritt:
> Doch weiß ich auch, daß ich geduldet
> Und mit dem Vollbewußtsein litt.
>
> Ich bebe, Herr, in deinen Armen,
> Es ladet wild der Abgrund ein;
> Ein Ozean ist dein Erbarmen —
> Mein Gott, ich stürze mich hinein!

Trotz des schwermütigen Tones, der die meisten ihrer Gedichte durchzieht, ist die Dichterin dennoch keine eigentliche Pessimistin. Sie negiert irdisches Glück nicht; sie bewahrt sich die Vorstellung eines Ausgleiches zwischen Leid und Glück:

Gewiß! Es gibt, ob die Gewitterwolke
Die Heimat dir umdüstert noch so dicht,
Doch irgendwo, bei irgend einem Volke,
Ein blaues Firmament voll Sonnenlicht.
Gewiß es gibt, ob grausam wilde Schmerzen
Mit scharfem Dorn durchwühlen deine Brust,
Doch irgendwo, in irgend einem Herzen,
Die reinste Freude und die höchste Lust!

Zu den schönsten Gedichten der vorliegenden Sammlung gehören unter anderen: „Dunkel“ — Verse, in denen Klangfarbe und Inhalt sich aufs vollkommenste decken —, „Vision“, „Schwäne und Lilien“, „In memoriam“. — Es ist nicht möglich, diese kurze Besprechung der Gedichte der Freiin von Knorr zu schließen, ohne auf die reizenden Faltergedichte aufmerksam zu machen. Sie erwecken den Wunsch, ihnen in einer Separatausgabe zu begegnen, begleitet von Abbildungen der besungenen Arten. Der Maler müßte aber ein Künstler sein, um mit den Bildern nicht allzu weit hinter der poetisch individualisierenden Darstellung der Dichterin zurückzubleiben.

Anna Gräfin Pongrácz.

* * *

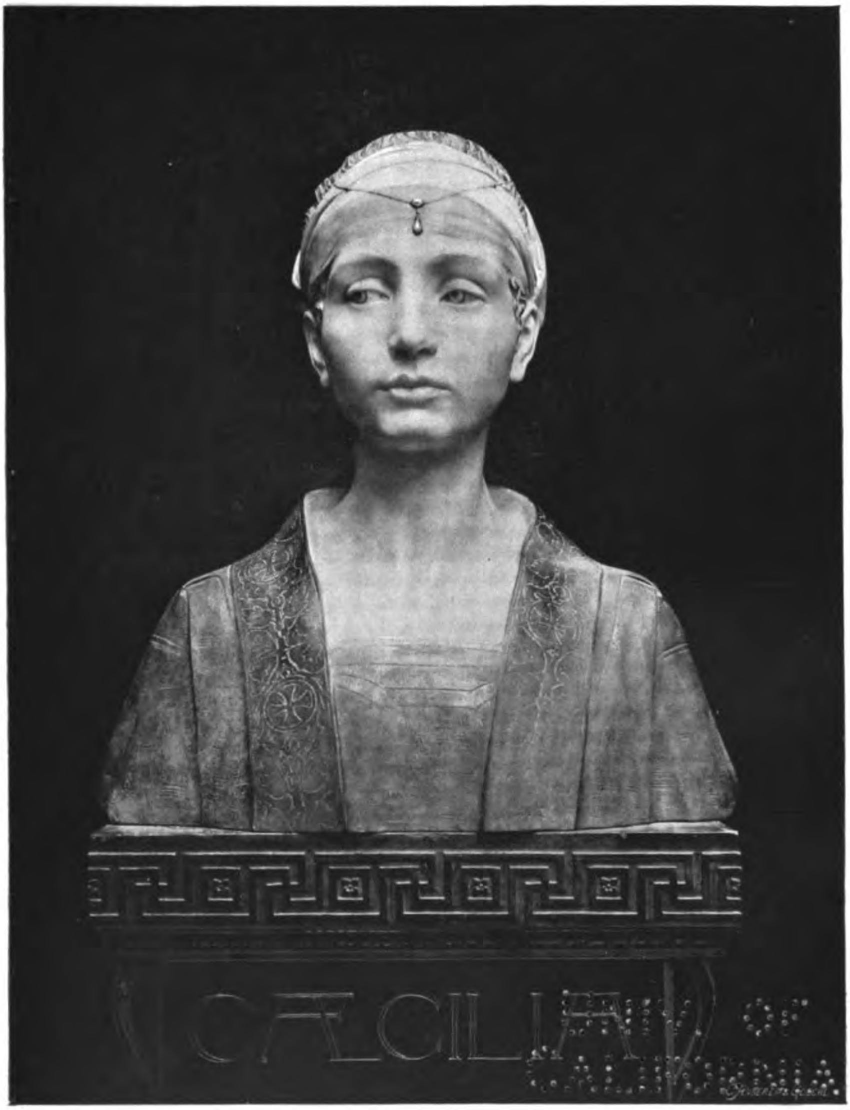
Geistige Waffen nennt E. Schaible ein Aphorismenlexikon (Freiburg i. B., Paul Waetzel; geb. Mk. 7,50), das aus dem Wust ähnlicher Unternehmungen durch die charaktervolle, alles Oberflächliche und Landläufige meidende Eigenart seiner Auswahl hervorsticht. Im Gegensatz zu Büchmanns „Geflügelten Worten“, denen es hauptsächlich um den philologischen Quellennachweis zu thun, im Gegensatz auch zu Daniel Sanders' Citatenlexikon, das bei aller Belesenheit in der Zusammenstellung gar zu äußerlich und wahllos verfährt, baut sich diese Sammlung wesentlich auf ethischen und logischen Grundsätzen auf. Sie birgt einen reichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, von Menschenkenntnis und Lebensweisheit in systematisch verknüpften Sentenzen, Lebensmaximen, Gedankensplittern u. s. w., wie sie der Verfasser aus einer umfassenden, vor allem aber kritisch ausgewählten Lektüre erprobter Denker, Philosophen, Moralisten, Pädagogen, Staatsmänner, Dichter und Gelehrten der verschiedensten Gebiete und Zeiten gewonnen hat. Tausend und abertausend hilfsbereite Hände strecken sich hier dem Halt und Weisung suchenden Leser entgegen, „geistige Waffen“, die nicht nur der allgemeinen Bildung und den praktischen Unterrichtszwecken dienen, sondern die auch zu Bundesgenossen werden können im Kampf des Lebens und im Streit der Meinungen, oder — was dem Herausgeber als höchstes Ziel vorschwebt — gar eine Richtschnur abzugeben vermögen für die geistige Selbsterziehung des Menschen. Die logische Vereinigung verwandter oder gegensätzlicher Aussprüche und deren lexikalische Anordnung nach leitenden Stichworten erweist sich für den Gebrauch als sehr praktisch. —l.

* * *

Kleine Mitteilungen. Eine neue Ausgabe des **Meyerschen Konversationslexikons**, die sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage, hat vor kurzem im Bibliographischen Institut (Leipzig und Wien) zu erscheinen begonnen. Sie wird im Ganzen mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen und über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen enthalten. Der erste Band dieser auf zwanzig (anstatt wie früher sechzehn) Bände berechneten Ausgabe liegt uns vor (jeder Band in Halbleder geb. 10 Mk.). Er verdient seiner gediegenen, in vornehmem modernem Stil gehaltenen Ausstattung wegen höchste Anerkennung und erwirbt dem ganzen Unternehmen schon jetzt die wärmste Empfehlung. Wir kommen bei nächster Gelegenheit ausführlicher darauf zurück. — Derselbe Verlag legt uns den 7. Jahrgang von **Meyers Historisch-Geographischem Kalender** vor, der bekanntlich in Form eines sogen. Abreißkalenders erscheint (Preis Mk. 1,75). Auch der neue Jahrgang wieder hat mancherlei Verbesserungen erfahren. Besonders ist die Anordnung des Stoffes auf den einzelnen Tagesblättern bequemer und übersichtlicher geworden. Die Tagesnotizen erscheinen erweitert, die Bilder: Landschafts- und Städteansichten aus allen Weltteilen, Bildnisse berühmter Männer und Frauen, Völkertypen, sitten- und kulturgeschichtliche Darstellungen usw., sind mit den Gedenkdaten in engeren Zusammenhang gesetzt. Neu hinzugekommen sind zwölf Planetentafeln, für jeden Monat eine; sie geben die Stellungen der Sonne, des Mondes und der großen Planeten an, sowie deren Bahnen innerhalb der betreffenden Monate.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Ed. Beyrer: Sta. Cäcilia. Getönte Marmorbüste.

Zu Haenel: Eduard Beyrer jun. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

XCIII. Band
Heft 558

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

März
1903

Moralische Unmöglichkeiten

Novelle

von

Paul Heyse

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die muntere Resignation, mit der all dies vorgebracht wurde, hellte Achims verdüstertes Gemüt wohltätig wieder auf. Auch von den anderen Hausgenossen wich die beklommene Stimmung, in der sie sich noch zu Tische setzten. Der Papa hatte eigenhändig aus dem Keller ein paar Flaschen seines edelsten Rheinweins heraufgeholt, der nun vollends den „verlorenen Sohn“, wie Vetter Bernd sich nannte, in den glänzendsten Humor versetzte, da ihm zu Hause nur ein bescheidener „Rotspon“ zu Gebote stand. Das Meisterstück der bräutlichen Kochkunst, eine süße Speise, die allgemeine Anerkennung fand, regte ihn zu allerlei schönen Zukunftsvisionen an, in denen er selbst als Hausfreund und hagestolzer Onkel an Sonn- und Feiertagen bei dem vetterlichen Ehepaar eine behagliche Rolle spielen würde. Er hoffe auch, es dahin zu bringen, daß der junge Ehemann ein bißchen eifersüchtig würde — und was der gutgelaunten Scherze mehr waren.

Auf einmal aber, als auf allen Gesichtern die reinste Heiterkeit glänzte, ließ er sich, arglos, was er damit tat, einfallen, das Thema aufs Tapet zu bringen, das alle wie in stiller Verabredung sorgfältig vermieden hatten.

„Ihr habt ja heute schon große Dinge erlebt,“ sagte er, „die Probepredigt dieses Herrn Kandidaten Warncke, der auf die Pfarre von Klein-Malchow spekuliert. Ich hoffte, rechtzeitig zur Kirche zu kommen, aber ein Pferdehandel — trotz des heiligen Sonntags — hielt mich zu lange auf, was ich sehr bedauerte. Denn du weißt, Cousine, diesen deinen Spielgefährten und Jugendfreund habe ich nie ausstehen können. Da er sich aber, wie man hört, zu einem gewaltigen Kirchenlicht ausgewachsen hat, war ich doch neugierig, wie er sich auf der Kanzel ausnehmen würde. Na, wie hat er dir denn gefallen, kleine Braut?“

„Mir? O, ganz gut!“ brachte Luitgarde in höchster Verwirrung hervor.

„Na, dann mußt du einen besonderen Geschmack am Gruseligen haben,“ lachte Bernd. „Euer Inspektor, dem ich begegnete, als ich im Hof vom Pferde stieg, erzählte mir, der Kopf brumme ihm noch, so habe der geistliche junge Herr ihnen die Hölle heiß gemacht. Die armen Tröpfe, die Bauern, hätten's zu hören gekriegt: nur wegen ihres lästerlichen Lebenswandels habe der liebe Gott die Mißernten geschickt. Ob sie darum heut nachmittag ein einziges Glas Schnaps weniger trinken, möchte ich bezweifeln.“

Eine kleine Stille folgte auf diese Worte. Keines sah das andere an, bis endlich Frau Karoline den Mund öffnete und erklärte, die Predigt sei allerdings etwas scharf gewesen, aber Gotthold kenne ja die harten Köpfe und Herzen seiner Landsleute und habe jedenfalls Zeugnis abgelegt von dem Ernst seiner Gesinnung.

„Liebe Tante," wagte Bernd zu erwidern, „der alte Pastor hat doch auch gewußt, welche Worte auf die Dickköpfe in seiner Gemeinde Einfluß haben würden. Aber nach dem, was mir der Inspektor gesagt hat —"

„Du solltest nicht auf den Bericht eines anderen hin urteilen," sagte die kleine Frau in gereiztem Ton. „Wenn du selbst in der Kirche gewesen wärst, würdest du wohl einen anderen Eindruck bekommen haben. Und da du ja gestehst, gegen Gotthold von jeher eine Abneigung gefühlt zu haben, ist deine Meinung jetzt auch nicht unbefangen."

„Verzeihen Sie, liebe Mama," sagte jetzt Achim, der sich verpflichtet fühlte, dem neuen Vetter zu Hilfe zu kommen, „auch auf mich hat die Predigt einen sehr peinlichen Eindruck gemacht. Ich erlaube mir kein Urteil darüber, ob die Zustände hier im Dorf wirklich so verrottet sind, die Menschen so in Laster und Trägheit versunken, wie dieser Herr Gotthold sie schilderte. Aber ist es christlich gedacht, ihnen immer nur zuzurufen, daß der Fluch das Land fresse um ihrer Sünden willen, ohne auch für das Elend, das über sie gekommen, ein Wort des Mitleids zu haben? Und war nicht auch der alte Pastor der Meinung, sein Sohn sei zu weit gegangen? Man braucht nur in dies ehrwürdige Antlitz zu blicken, um zu wissen, daß er ganz anders gesprochen haben würde als sein tugendstolzer, hartgesinnter Sohn, der für seine erste Predigt sich den Text aus einem zornigen Prophetenspruch wählt und sich zum Strafrichter über arme schwache Menschen aufwirft, deren Liebe und Vertrauen er vor allen Dingen zu gewinnen suchen sollte."

Die Mama warf ihm einen unfreundlichen Blick zu. Sie beherrschte sich aber noch so weit, daß sie, um das Gespräch abzuschneiden, nur noch erwiderte: „Was Sie da sagen, lieber Achim, ist nicht ganz unrichtig. Wenn er freilich es darauf angelegt hätte, sich bei der Gemeinde beliebt zu machen, war diese Predigt nicht das glücklichste Mittel dazu. Aber gerade, daß er ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit rücksichtslos aussprach, was er für das Rechte hielt, rechne ich ihm hoch an. Eine solche Freudigkeit im Bekenntnis ist heutzutage selten zu finden, da selbst die Diener Gottes zu diplomatisieren suchen. Was er in der Form verfehlt hat, ich meine zu stark aufgetragen, ist Schuld seiner unbedachten und unerfahrenen Jugend, und ich werde ihm selbst unter vier Augen eine kleine Lektion deswegen erteilen, wie ja auch sein Vater tun wollte. Im übrigen müssen wir ihm Zeit lassen, reif zu werden, wozu ja hier unter unseren Augen die beste Gelegenheit sein wird."

„Ist es wahr," rief Bernd sehr erstaunt, „er soll hier die Pfarre bekommen, da der Alte zurücktreten will?"

„Gewiß. Es ist das Natürlichste, daß der Sohn dem Vater im Amte folgt. Auch haben wir es ihm versprochen."

„Doch wohl nur unter der Bedingung, liebe Mama, daß er alle Eigenschaften besitze, die ihn zum Nachfolger eines so trefflichen Vaters befähigen?" sagte Achim, dem die letzten Worte der Mama einen Stoß gegen das Herz versetzt hatten. Er vermied es, Luitgarde anzusehen, die ihm bittend mit den Augen winkte, nicht weiterzugehen. Sein empörtes Gemüt ließ sich aber nicht zurückhalten.

„Wir sind älter als Sie, lieber Achim," hörte er jetzt mit schneidender Kälte die Mama sagen. „Ein flüchtiges Urteil, das wohl auch bei Ihnen, wie bei Vetter Bernd, mit aus persönlichen Motiven entspringt, wird uns in einem lange erwogenen Beschluß nicht irre machen. Warten Sie vorläufig nur den nächsten Sonntag ab. Vielleicht überzeugt Sie schon dann die Predigt dieses etwas allzu eifrigen jungen Gottesmannes, daß er zum Hirten der Klein-Malchower Herde doch wohl die rechten Eigenschaften besitzt."

* * *

Sie stand auf ihren Stock gestützt auf und nickte im Kreise herum den Tischgenossen zu, ohne, wie sonst, gesegnete Mahlzeit zu wün-

schen. Dann verschwand sie drüben in ihrem Schlafzimmer.

Die anderen hatten noch keine Zeit gehabt, das Nachgefühl der eben gehörten Wechselreden in sich zu beschwichtigen, als man einen Wagen in den Hof rollen hörte, dem drei Damen entstiegen, eine dicke alte Mama mit zwei frischen jüngeren Töchtern, etwas übertrieben geputzt, wie sich eine Schneiderin auf dem Lande durch alte Modebilder verführen läßt, ihre Kundinnen herauszustaffieren, aber mit rot und weißen Apfelgesichtern und für ihre jungen Jahre schon etwas zu stattlichen Figuren. Luitgarde, mit einem bedauernden Blick auf Achim, lief hinaus, sie zu begrüßen, der Vater schloß sich an, Krischan meldete den Besuch der gnädigen Frau, und bald saß die ganze kleine Gesellschaft im Wohnzimmer, die Alten vor dem Kamin, das junge Volk plaudernd und lachend auf dem Sofaplatz unter den Bildern des alten Zieten und seiner ersten Frau, Leopoldine Judith von Jürgaß.

Hier hielten sie's aber nicht lange aus, da die Nähe der alten Herrschaften ihnen doch immer einen gewissen Zwang auferlegte. Besonders die jüngere der beiden Fräulein, die auch schon ein gutes Stück in die Zwanzig hineingeraten war, sich aber noch immer als „das Kind" gebärdete, lachte so laut, daß ihre ältere Schwester ihr mißbilligende Blicke zuwarf und in Luitgarde drang, sie in ihr Zimmer zu führen, um ihnen die Geschenke ihres Bräutigams zu zeigen.

Bernd, der für die derbe Frische der Jüngeren nicht unempfänglich zu sein schien, ergriff den Vorwand, aus dem Bereich der gestrengen Tante zu kommen, mit Lebhaftigkeit, obwohl Luitgarde sich dagegen wehrte. Sie wurde aber überstimmt und mußte den Besuch in ihr Stübchen eindringen lassen, in das man vom Eßzimmer aus gelangte, und von ihm aus in das Zimmer der Miß Ruth.

Achim hätte viel darum gegeben, dies kleine Heiligtum nur am Arm seiner Liebsten zu betreten. Es war ihm ganz feierlich zu Mute, als er all die Gegenstände betrachtete, die Zeugen dieser im verborgenen aufgeblühten Mädchenjugend gewesen waren, das kleine, mit hellgeblümtem Kattun überzogene Sofa, das winzige Bücherschränkchen, in dem er fast nur Walter Scott außer abgegriffenen Jugendschriften bemerkte, neben dem Fenster, das nach Süden in den Obstgarten sah, den kleinen Schreibtisch, auf dessen Bord sämtliche Photographien in Reih und Glied aufgepflanzt waren, die er ihr geschickt, von seinen Schülerjahren, aus der Studentenzeit und die letzte, zu der er eigens für sie gesessen hatte. Die hatte sie vor Augen gehabt, wenn sie ihm ihre langen, zärtlichen Briefe schrieb.

An der Wand hingen nur ein paar alte Lithographien nach Bildern der Düsseldorfer, die in den vierziger Jahren auf Berliner Ausstellungen geglänzt hatten, des Goldschmieds Töchterlein, Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, dazwischen ein Pastellbild des verstorbenen Bruders und Photographien der Eltern. Das schmale jungfräuliche Bett an der linken Seite war durch einen Wandschirm den Blicken halb entzogen.

Das alles beschaute Achim mit zärtlicher Rührung, während die anderen mit lauten Späßen sich in dem zierlichen Gemach herumtrieben, die Photographien betrachteten, das Armband, den Verlobungsring und andere Geschenke Achims bewunderten. Luitgarde hatte Mühe, ihren Unmut zu verbergen, und haschte heimlich nach seiner Hand, wie um ihm zu sagen: Du siehst, ich bin nicht schuld, daß es hier so wild und unhold zugeht. Endlich faßte sie sich ein Herz, nahm die beiden albernen Mädchen kräftig bei den Händen und zog sie zur Tür hinaus. Vetter Bernd folgte lachend mit allerhand billigen Witzen, über die die Fräulein sich ausschütten wollten.

Im Eßzimmer war indessen ein reichliches Vespermahl aufgetragen worden. Achim aber entschuldigte sich, daß er nicht daran teilnehmen könne, er habe einen dringenden Brief zu schreiben und werde hernach sich wieder einfinden.

Sobald er den Rücken gewendet hatte, ergossen sich die beiden Freundinnen zu seinem Lobe in eifrigen Glückwünschen gegen Luitgarde. „Er ist ein vollkommener Gentleman," sagte die Ältere. „Findest du nicht, daß er Lord Byron ähnlich sieht?" — „Nein, er erinnert mich an Kainz," rief „das Kind",

„als Hamlet, weißt du. Ganz die melancholischen Augen! Du mußt mir's nicht übelnehmen, Herz, aber mir wäre er ein bißchen zu ernst, ich hätte Furcht vor ihm.“ — „Sagen Sie nur ehrlich, meine Damen, daß Sie mein Cousinchen beneiden. Er mag ähnlich sehen, wem er will, ich versichere Sie auf Ehre, er ist ein ganz famoser Kamerad, und ich bin Luitgarden sehr dankbar, daß sie mir einen solchen Cousin ausgesucht hat.“ — —

Indessen war Achim ins Freie gegangen, um nach der unerquicklichen letzten Stunde reine Luft zu atmen und sowohl die kalte Stimme der Mama als die tönenden Schellen der Landfräulein sich aus den Ohren zu bringen.

Draußen auf dem Wirtschaftshof zwischen den Ställen und Scheunen war's völlig leer und totenstill, nur der fremde Kutscher saß mit dem Benkendorfschen auf ein paar Stühlen vorm Stall, wo seine Pferde zur Fütterung eingestellt waren. Sie rauchten und tranken Bier und waren in ihr Geplauder so vertieft, daß sie den jungen Herrn nicht sahen, der über das Brückchen ging und in den Obstgarten eintrat. Auch hier keine Menschenseele. Der alte Gärtner war in den Krug gegangen, der Gärtnerbursche hatte sich zu der Mamsell geschlichen, deren Sohn zu sein er im Verdacht stand, und die ihn Sonntags mit Kaffee und Kuchen traktierte. Die Luft war von jener sanften Stille und Milde wie oft an klaren Herbstabenden. Schon webte ein zarter grauer Schleier über den Fruchtspalieren, und am Himmel stand schüchtern blinkend der erste Stern. Mit gesenktem Kopf wandelte Achim zwischen den Beeten hin. Er grübelte darüber nach, ob es die Schuld seines schweren Blutes sei, daß diese Dinge alle ihn so tief verstimmt hatten, oder ob, was geschehen, wirklich dazu angetan war, auch den Nachsichtigsten zu empören. Hatte er nicht schon genug zu überwinden in dem Widerstreit der Empfindungen gegenüber der Mama? Mußte ihm auch dieser junge Pfaffe herausfordernd in den Weg treten, und sollte er sich darein ergeben, dies widrige Gesicht beständig in seiner Nähe dulden zu müssen?

Langsam hatte er den Garten durchschritten und sich dem Wäldchen genähert, unter dessen dichtgepflanzten Stämmen es schon tiefer dunkelte als über den offenen Beeten. Es war ihm gerade recht, sich in dieses Zwielicht zu versenken. Hier war er auch noch sicherer, vom Schlößchen aus nicht gesehen zu werden.

So kam er eine Strecke weit in die kleine Wildnis hinein, als er plötzlich Stimmen hörte, welche ihn anhalten und aufblicken machten.

Nicht dreißig Schritte vor ihm, in der gleichen Richtung sich fortbewegend, erblickte er eine männliche Gestalt, in der er sofort den Kandidaten erkannte. Neben ihm ging ein junges Frauenzimmer, das sich halb wie tanzend in den Hüften wiegte und dazu ein Liedchen summte. Es klang fremdartig, aber keck und lustig, obwohl die Sängerin die Stimme dämpfte. Jetzt trat sie auf eine kleine Waldblöße hinaus, wo der letzte Schimmer des verblassenden Tages auf ihr schwarzes Haar und ihre bunte Jacke fiel. Achims erster Gedanke bestätigte sich, es war Lischka, die hier mit dem jungen Warncke spazieren ging.

Im ersten Augenblick wollte er umkehren, um nicht den Lauscher zu spielen. Aber was er gleich darauf sah, bannte ihn an die Stelle fest. Das Licht, das plötzlich das Gesicht des Mädchens überzog, schien ihrem Begleiter die Schönheit desselben verlockend nahe gebracht zu haben. Er schlang den Arm um ihre vollen Hüften und bemühte sich, ihren Kopf gegen den seinen herumzuwenden. Mit einem hellen Lachen stieß sie ihn fort, er aber hielt sie fest und rang mit ihr, so daß er ihr die Jacke von der Schulter riß, unter der ihr weißes Hemd zum Vorschein kam. Unter beständigem Kichern, Schelten und Drohen, wobei sie die blanken Zähne gegen ihn fletschte wie eine wilde Katze, suchte sie sich seiner zu erwehren, während er mit leiser, heiserer Stimme in sie hineinsprach, bis es ihr endlich gelang, sich seinen umklammernden Armen zu entwinden, worauf sie mit einem triumphierenden Lachen von ihm wegsprang, auf den Pavillon zu, in dessen Inneres sie sich flüchtete. Da warf sie sich auf eine Bank und schien sich eifrig damit zu beschäftigen, ihren Anzug und ihre zerzausten Haare in Ordnung zu bringen.

Achim sah den besiegten Gegner gelassen auf das Waldhäuschen zuschreiten, als ob er nicht den geringsten Zweifel hätte, daß es doch noch zu einem ihm günstigen Friedensschluß kommen werde. Es widerstrebte ihm aber, das Weitere abzuwarten. Er hatte genug gesehen, um über die schwankenden Erwägungen, was er tun solle, zu einem klaren Entschluß zu kommen.

So wandte er sich und ging langsam, im Inneren erleuchtet und mit sich einig geworden, nach dem Schlößchen zurück.

* *
*

Er fand es drinnen sehr still, die fremden Damen waren weggefahren, Vetter Bernd hatte ihnen auf seiner Fuchsstute noch eine Strecke das Geleit gegeben. Luitgarde war in wirtschaftlichen Angelegenheiten bei der Mamsell, Miß Ruth begegnete ihm im Flur und sagte ihm, die Mama habe sich gleich, nachdem die Gäste sich entfernt, in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, da sie jedesmal den Besuch dieser lauten, geschwätzigen Damen mit heftiger Migräne zu bezahlen habe.

Es verdroß Achim höchlich, daß er seinen Vorsatz, offen mit der Mama zu sprechen, auf den nächsten Tag verschieben mußte. Auch als bald darauf seine Liebste erschien und, ohne geradezu von dem zu reden, was sie beide heute in gleicher Weise schwer empfunden hatten, doch sichtbar sich bemühte, die Wolke auf seiner Stirn zu verscheuchen, konnte er seiner Verstimmung nicht völlig Herr werden.

Zum Abendessen fand sich der alte Pastor wieder ein, dann auch der Lehrer. Der Gutsherr, da das Feuer im Kamin ausgegangen war und das große Zimmer kalt wurde, ließ durch Luitgarde alles herbeiholen, was zu einer Bowle nötig war, und auch die jungen Leute und Miß Ruth mußten daran teilnehmen.

Ein allgemeines Gespräch über die politischen Zustände wurde ein wenig mühsam fortgesetzt, da Achim sich hütete, die Ansichten der alten Herren, die seinen liberalen Überzeugungen entgegenstanden, ernstlicher zu bekämpfen. Zuletzt, da es heute nicht zu dem gewohnten Spiel kommen sollte, waren alle froh, als die Stunde schlug, wo man sich gute Nacht zu sagen pflegte. Von der Predigt des Kandidaten war kein Wort gesprochen worden.

Am anderen Morgen konnte Achim kaum die Zeit erwarten, wo die Mama zu sprechen war. Auf seine Anfrage, wann er sie besuchen dürfe, ließ sie ihm sagen, es sei heute der Tag, wo sie dem Inspektor ihre Weisungen für die Woche zu geben pflege. Hernach würde er sie im Wohnzimmer finden.

Er konnte auch Luitgardes nur flüchtig habhaft werden. Ohne daß eins von ihnen sich darüber äußerte, fühlten doch beide, daß etwas Schweres in der Luft sei, was sie gegeneinander befangen mache. Sie fragte nur, ob sie irgend etwas getan, was ihm mißfallen habe, da er ihr ernster als sonst unter vier Augen erschien. Er küßte sie, mühsam lächelnd, und suchte sie zu beruhigen. Er habe schlecht geschlafen, das starke Getränk habe ihn erhitzt, ein Gang durch den klaren Herbstmorgen werde ihm das Blut beruhigen.

Sie sah ihm seufzend nach, als er ins Freie ging. Zum erstenmal hatte er nicht in sie gedrungen, ihn zu begleiten.

Erst gegen Mittag konnte er die Mama allein treffen. Er fand sie vor ihrem altmodischen Schreibsekretär, der neben einem der Fenster im Familienzimmer stand. Rechnungsbücher und Papiere waren vor ihr ausgebreitet, über die sie die bauchige Klappe zog, als Achim hereintrat.

„Verzeihen Sie, liebe Mama," sagte er, ihr die Hand küssend, „daß ich Sie an Ihrem Geschäftstage störe. Ich bitte aber nur um eine kurze Audienz in einer Sache, die mir sehr am Herzen liegt."

„Nehmen Sie sich einen Stuhl, lieber Achim, und setzen sich zu mir," erwiderte sie. „Sie sehen, ich habe mein heutiges Pensum abgeschlossen. Was bringen Sie mir?"

Es wurde ihm schwer, diesen kühlen, forschenden Augen gegenüber sofort sein Herz aufzuschließen.

„Meine teure Mama," sagte er endlich, „wir sind gestern mittag, kurz ehe Sie die Tafel aufhoben, in ein Gespräch über die Predigt des jungen Warncke geraten, auf die ich noch einmal zurückkommen möchte. Auch Ihnen hatte der heftige Ton, den der leidenschaftliche Bußprediger anschlug, miß-

fallen. Sie haben ihn aber mit seiner Jugend entschuldigt und die Hoffnung ausgesprochen, um mit Goethe zu reden, der Most, der sich etwas absurd gebärde, werde doch noch einmal einen Wein geben. Nehmen Sie mir's nicht übel, liebe Mama, daß ich diese Hoffnung sehr problematisch finde, es wenigstens als ein Übermaß von Güte und Langmut betrachten würde, wenn Sie Sonntag für Sonntag darauf warten wollten, ob Ihr guter Glaube sich bewähren würde."

Die kleine Frau saß aufrecht in den Kissen ihres Sessels, mit der rechten Hand hielt sie den goldenen Griff ihres Stockes umklammert, nur ein nervöses Zucken derselben verriet, daß das Gespräch sie aufregte. „Ich kann Ihnen nur wiederholen, lieber Achim," sagte sie, „daß auch Sie, da Sie jung sind, in Ihrem Urteil ebenso zu weit gehen wie Gotthold in seiner Weltanschauung. Das ist ja ein beneidenswerter Fehler, den man bekanntlich mit jedem Tage etwas mehr ablegt. Also kann ich auch heute nur wieder bitten, sich zu gedulden und den Einfluß der Zeit und freundlicher väterlicher Ermahnung abzuwarten."

„Wie lange, liebe Mama? Wird Jahr und Tag schon genügen? Oder ist eine Sinnesänderung erst zu hoffen, wenn der neuernannte Pastor sich — verzeihen Sie den Ausdruck — die Hörner abgelaufen hat und graues Haar auf dem Kopfe bekommt? Und in all der Zeit sollen wir ruhig zu Füßen der Kanzel sitzen und mit anhören, daß die Gemeinde von Klein-Malchow aus Schächern und Sündern besteht, auf die der Fluch herabfahren werde? Ich wenigstens hätte nicht die Geduld, diese Kapuzinaden schweigend hinzunehmen."

„Verlieren Sie nun nicht selbst das Maß, lieber Achim, indem Sie diese starken Worte brauchen?" sagte Frau Karoline Erdmuthe mit scharfer, aber ruhiger Stimme. „Sie sollten doch wissen, daß jenes Drohen mit den irdischen und Höllenstrafen zu dem rhetorischen Rüstzeug junger Seminaristen gehört, das sie eifrig schwingen auch bei unpassender Gelegenheit. Dieser Eifer wird sich schon darum legen, weil es dem Redner selbst bald genug langweilig werden wird, immer dasselbe zu sagen, zumal wenn er merkt, daß die harten Köpfe seiner Zuhörer sich nur gelassen schütteln, wenn er die Schalen seines Zornes über sie ausgießt."

Achim sah finster vor sich hin. „Darin mögen Sie recht haben, teure Mama," sagte er, „wenn es auch eine gute Weile dauern möchte, bis dem jungen theologischen Heißsporn seine eigene Schülerweisheit verleidet wird. Was aber seine feindselige Gesinnung gegen mich betrifft —"

„Gegen Sie? Welchen Grund dazu könnte er haben? Er hat Sie ja vor drei Tagen zum erstenmal gesehen."

„Als ob man einen Scheffel Salz miteinander gegessen haben müßte, um zu wissen, ob man einander Freund oder Feind sein kann. Nein, teure Mama, beim ersten Blick, den er auf mich warf — freilich nur ein Scheelblick, da er die Augen ja gewöhnlich fromm niederschlägt —, beim ersten Wort zu mir erkannte ich, daß ich in ihm einen unversöhnlichen Gegner haben werde. Und die Gründe dieser Antipathie sind mir inzwischen klar genug geworden."

„Gründe, zur Feindschaft gegen einen ihm völlig Fremden? Oder sollten Sie in Berlin sich schon begegnet sein? Hätten Sie ihn dort durch irgend etwas verletzt, was er Ihnen nachträgt?"

„Ich habe ihm das Bitterste angetan, was ein Mann dem anderen antun kann: ich habe mich mit dem Mädchen verlobt, das er seit Jahren leidenschaftlich liebt."

Frau Karoline rückte, wie in höchster Überraschung, ihren Stuhl und schüttelte den grauen Lockenkopf. „Sie sehen Gespenster, lieber Achim! Wie wollen Sie einen so unsinnigen Aberglauben motivieren?"

„Erlauben Sie mir, diese Motivierung für mich zu behalten, teure Mama. Die Beweise für meine Behauptung gehören nicht mir allein an, doch wenn ich sie Ihnen vorlegen dürfte, würden auch Sie sich überzeugen, daß es kein Hirngespinst ist, wenn ich den Haß dieses jungen geistlichen Herrn aus verschmähter, hoffnungsloser Liebe erkläre. Der Ingrimm darüber, seinen glücklichen Rivalen vor Augen zu haben, hat ihn so weit fortgerissen, daß er bei seiner ersten Predigt von der Kanzel herab gegen mich geeifert, mich als den bezeichnet hat, der mit schuld sei an der Abkehr der Gemeinde vom Gebote Gottes und darum am gött-

lichen Strafgericht, das die Klein-Malchower mit zwei schlechten Ernten heimgesucht habe. Er, der es sonst vermeidet, mich anzusehen, hat bei dieser Stelle einen Hassesblick auf mich geschleudert, der meine arme Seele töblich verwundet haben würde, wäre sie nicht im Panzer eines guten Gewissens gegen giftige Pfeile dieser Art geschützt. Können Sie aber verlangen, daß ich mich einem solchen Angriff öfter aussetze, wenn ich, nachdem ich meine liebe Braut heimgeführt haben werde, jeden Sonntag im Stuhl der Gutsherrschaft sitze und gegen ungerechte Anschuldigungen an heiliger Stätte machtlos bin?"

Eine Pause trat ein.

Dann sagte die kleine Frau: „In allem dem übertreiben Sie wieder. Ich habe von einer Neigung zu Luitgarde nie etwas bemerkt, wenigstens nicht in dem Grade, wie Sie ihm schuld geben. Aber auch das, wenn es sich so verhielte, wird unschädlich schon in kurzer Zeit verschwinden. Einer vermählten jungen Frau gegenüber hoffnungslose Wünsche weiter zu hegen — nein, dessen ist Gotthold nicht fähig. Und wenn Sie vornehm genug denken, um ihn eher zu beklagen als anzuklagen, wird sein Groll auch gegen Sie nicht standhalten und sich zuletzt in Hochachtung verwandeln. Einer leidenschaftlichen Verblendung halte ich Gotthold fähig, einer unedlen Regung nie."

Einen Augenblick zögerte Achim mit der Erwiderung. Es widerstrebte ihm, selbst gegen diesen Feind, den er verachtete, eine Waffe zu brauchen, die ihm nicht ganz kavaliermäßig schien. Aber er überwand sich, da zu viel für ihn auf dem Spiele stand, und sagte: „Was nennen Sie unedel, liebe Mama? Würde es Ihnen mit einem adeligen Gemüt vereinbar scheinen, eine Heuchlerrolle zu spielen?"

Sie sah ihn mit weitaufgerissenen Augen an. „Heuchler? Gotthold ein Heuchler?"

„Oder wie nennen Sie einen jungen Geistlichen, der die Einladung zum Mittagsessen bei seiner künftigen Gutsherrschaft ablehnt, um die sonntägliche Weihestimmung nicht zu verletzen, und an demselben Nachmittag mit einer kecken jungen Dirne sich in einem verliebten Ringkampf betreffen läßt?"

Nun berichtete er kurz die Scene im Wäldchen, deren zufälliger Zeuge er gewesen war.

Als er schwieg, sah er, daß auch das Gesicht Frau Karolines sich verfinstert hatte. Erst nach einem peinlichen Schweigen sagte sie: „Auch diesen allerdings unliebsamen Vorfall sehe ich in milderem Lichte als Sie. Sie wissen nicht, daß Gotthold als Knabe der Spielgefährte meiner Tochter gewesen ist, deren Freundschaft mit dem wendischen Waisenkind ich dulden mußte, halb auch in der Hoffnung, auf ihre moralische Erziehung einzuwirken. In dieser Hoffnung täuschte ich mich, wie ich endlich einsah, und erlaubte von da an keinen näheren Umgang zwischen den Mädchen, indem ich Lischka in die Küche und Milchkammer zur Mamsell verwies. Ist es nun ein Verbrechen, daß Gotthold, der vor wenigen Tagen erst zu uns zurückgekehrt ist, die Jugendgespielin nicht stolz zurückwies, als sie sich in dem Wäldchen, wohin er sich, um einsam zu meditieren, zurückgezogen, mit ihren koketten Manövern an ihn drängte? Denn daß sie den ersten Schritt getan, steht mir fest. Ich kenne sie zur Genüge aus früheren Vorfällen."

„Erlauben Sie mir, teure Mama, hierin anderer Ansicht zu sein," versetzte Achim mit Nachdruck. „Doch sei dem, wie ihm wolle: ein Mann hat zur Beurteilung der sittlichen Anlage eines anderen Mannes einen sichreren psychologischen Blick als die feinfühligste Frau, die noch dazu durch eine alte Vorliebe befangen ist. Und so müssen Sie mir schon gestatten zu erklären, daß ich mich nie damit befreunden könnte, diesen Mann, der mich haßt, und den ich für einen Tartüff halte, als Prediger und Seelsorger in der Kirche zu sehen, die ich jeden Sonntag zu besuchen gedenke, wenn ich das Glück gehabt habe, vor dem Altar dieser Kirche mit dem Weibe meines Herzens die Ringe zu wechseln. Sie haben erklärt, liebe Mama, daß Sie dem jungen Sohn Ihres alten ehrwürdigen Pastors die Pfarre versprochen hätten. Ich will nicht geltend machen, ob den anderen Pfarrkindern mit dieser Wahl ein Gefallen geschehen würde. Jedenfalls wird die Stimme des Kirchenpatrons den Ausschlag geben. Aber bedenken Sie, daß es besser ist, ein übereiltes Versprechen zurückzunehmen, als

das Gewissen vieler, die daran unbeteiligt waren, zu beunruhigen. Auch Ihre Tochter gehört zu diesen, fragen Sie sie selbst. Es kann Ihnen nicht schwer werden, Gotthold in irgend einer Weise für das zu entschädigen, was ihm hier verloren geht, und wenn es ihm um sein wahres Seelenheil zu tun ist, wird er selbst dazu mitwirken, sich den Verführungskünsten einer übermütigen Jugendgespielin zu entziehen."

Frau Karoline erhob sich, schwerfällig auf ihren Stock gestützt. Ihr Gesicht hatte sich mehr und mehr gerötet, der kleine zierliche Mund einen immer schärferen Zug bekommen.

„Auch wenn ich Ihnen in allem beipflichtete," sagte sie, „ich wäre nicht im stande, nach Ihrem Wunsch zu handeln. Ich habe Gottholds Mutter auf ihrem Sterbebette in die Hand gelobt, ihrem einzigen Sohn die Mutter zu ersetzen, so weit es in meiner Macht stände, und ihm die Pfarre zu geben, sobald sein Vater dienstuntauglich geworden wäre. Ein so feierliches Gelübde zu brechen, werden selbst Sie mir nicht zumuten. Wenn es gegen Ihr Gefühl geht, einen Geistlichen, der Ihnen unsympathisch ist, auf der Kanzel zu sehen, so müssen Sie sich schon darein finden, dem Gottesdienst fern zu bleiben, was Ihnen ja, wie Sie selbst sich geäußert, in der Stadt nicht gegen das Gewissen gegangen ist."

Sie wollte an ihm vorbei hinken, nach ihrem Schlafzimmer. Er hielt sie ehrerbietig an der freien Hand fest.

„Verzeihen Sie, teure Mama," sagte er sehr ernst, „Sie fassen die Lage doch nicht richtig auf. Ich habe Ihnen nicht verhehlt, daß ich in Berlin nur sehr selten eine Kirche besucht habe. Meine religiösen Bedürfnisse wurden dort nicht so befriedigt, wie ich wünschen mußte. Auf dem Lande, wo nicht, wie in der Stadt, mein Tun und Lassen unbeobachtet bleibt, würde ich eine Pflicht zu verletzen glauben, wenn ich nicht mit meinen Bauern dem sonntäglichen Gottesdienst beiwohnte, da ich der Meinung bin, die Gutsherrschaft müsse auch darin der Gemeinde mit ihrem Beispiel vorangehen. Andererseits würde ich Schaden an meiner Seele leiden, wenn ich die Kirche besuchte, um dort mich jedesmal in innerlichem Widerstreit mit einem Manne abzukämpfen, den ich dieser Stelle unwürdig glaube. Können Sie meine Empfindung in diesem Punkte nicht verstehen? Nun denn, so bleibt nur ein Ausweg: ich muß versuchen, ob ich meinen Widersacher dazu bringen kann, freiwillig das Feld zu räumen. Oder würden Sie es für Ihre Pflicht halten, teure Mama, Ihren Schützling trotz alledem in die Pfarre einzusetzen, auch wenn er selbst darauf verzichtete, daß Sie Ihr Gelübde gegen die tote Mutter erfüllten?"

Sie überlegte einen Augenblick. „Gern würde ich es auch dann nicht tun," sagte sie. „Aber ich müßte mich wohl überwunden erklären und einen liebgewordenen alten Wunsch aufgeben. Versuchen Sie also, was Sie erreichen können. Wie ich Gotthold kenne, wird keine Rücksicht etwa auf äußeren Vorteil oder Entschädigung ihn dazu bewegen, seiner Heimat den Rücken zu kehren."

* *
*

Der dumpfe, metallene Ton, der zu Tische rief, schnitt Achim eine Erwiderung ab.

Er wäre nach dem peinlichen Gespräch am liebsten allein geblieben. Aber die halbe Stunde des Mittagsessens, die am Werktag auf dem Lande genügt, sich mit diesem Geschäft abzufinden, verlief minder unbehaglich, als er gefürchtet hatte. Der Gutsherr hatte einen Baumeister mitgebracht, den er wegen einer neuen Scheune und des Umbaues der Brauerei zu Rate ziehen wollte, und da dieser vor kurzem in Berlin gewesen war und verschiedene neue Bauten dort mit Interesse betrachtet hatte, bewegte sich die Unterhaltung um architektonische Fragen, und Achim konnte zwanglos daran teilnehmen.

Zuweilen fühlte er den Blick Luitgardes auf sich gerichtet und wußte, daß sie darauf brannte, über sein langes Gespräch mit der Mama, das sie beunruhigt hatte, irgend etwas zu erfahren. Er hatte ihr nur zugeflüstert: „Nachher, im Garten!" Dahin folgte er ihr, sobald die Tafel aufgehoben war.

Er sagte ihr alles, was verhandelt worden war. Auch die Scene im Walde, die er belauscht hatte, verschwieg er ihr nicht. Sie hörte ihn mit zu Boden gesenkten Augen an. Das leise Zittern ihrer Hand, die er

in der seinen hielt, verriet ihre heftige Bewegung.

Dann, als er geendet hatte, sagte sie leise: „Das ist sehr traurig. Und was soll nun werden? Was wirst du nun tun?“

„Was ich der Mama schon gesagt habe: versuchen, ob ich den Feind nicht im guten zum Rückzug bewegen kann. Diese hochmütigen Gesinnungsfanatiker — wenn ihr Vorteil ins Spiel kommt, lassen sie mit sich handeln, natürlich mit heuchlerischen Beteuerungen, auch das ihrem Gewissen schuldig zu sein.“

„Ich glaube,“ wandte sie schüchtern ein, „du kennst ihn doch noch nicht genug. Was ich ihm angetan habe, wird er nie verwinden und mir nie verzeihen. Um es mich fühlen zu lassen, daß er die Macht hat, sich zu rächen, würde er lieber das Unangenehmste leiden, täglich einem verhaßten Gesicht zu begegnen. Liebster, beschlaf es noch eine Nacht. Du bist jetzt so aufgeregt, du könntest durch ein gereiztes Wort die Sache verschlimmern.“

„Sei ganz ruhig, liebes Herz,“ erwiderte er. „Ich weiß, was auf dem Spiele steht, ich werde mit der kältesten Besonnenheit mit ihm verhandeln. Aber diese Last länger auf dem Herzen zu behalten, würde mich krank machen.“

Sie begleitete ihn über den Hof bis an die Straße. Dort blieb sie im Tor stehen, winkte ihm mit traurigen Augen nach und sah ihn um die Ecke des Weges verschwinden.

Er stand dann einen Augenblick, um seine Gedanken zu sammeln und sich vollends zu beruhigen. Dann schritt er ohne Zögern auf das Haus neben der Kirche zu, wo der Pastor wohnte.

Die Magd, die er vor der Haustür antraf, wies ihn auf seine Frage nach dem Herrn Kandidaten zu einer Tür, die sich unten auf den schmalen Flur öffnete. Auf sein Anklopfen antwortete die bekannte scharfe Stimme: „Herein!“ und Achim trat über die Schwelle.

Es war ein geräumiges, zweifenstriges Zimmer, das nach dem Pfarrgarten lag, einem Bauerngärtchen mit etlichen Obstbäumen, herbstlich verwahrlosten Beeten und einem Bienenstande, der jetzt wie ausgestorben erschien. Und doch machte der kleine, ungepflegte Bezirk mit seinen gelben Blättern und dürren Zweigen einen freundlicheren Eindruck als das Zimmer, durch dessen Fenster der falbe Herbsthimmel hereinsah. Neben dem einen stand ein schmales, hohes Pult, davor ein mit altem Leder überzogener Reitbock, an der kahlen, weißgetünchten Wand gegenüber zwischen zwei Büchergestellen ein kleines eingesessenes Sofa, darüber das Bildnis Luthers in einer schlechten Lithographie nach einem der Cranachschen Porträts, und ein runder Tisch davor, auf dem ein ordinäres Kaffeegeschirr stand. Sonst nur ein paar Stühle, gleich dem Sofa mit schwarzem Haartuch überzogen, und ein Wandschränkchen, dessen offene Türen einen Haufen Mappen und Manuskripte sehen ließen. Alles machte den Eindruck einer gesuchten Einfachheit, wie die Zelle eines Mönches in einem Kloster, das einer strengen Regel unterworfen ist.

Bei Achims Eintritt erhob sich der Kandidat von dem Sofa, auf dem er, in eine Zeitschrift vertieft, gesessen hatte. Sein Gesicht wurde von einer flüchtigen Röte überzogen, die sogleich wieder verschwand, seine Augen suchten nach einem kurzen Aufblick wieder den Boden, und indem er mit einer steifen Verbeugung dem Besucher einen Schritt entgegentrat und einen Stuhl an das Sofa rückte, bot er Achim den Sitz an, den er selbst eben verlassen hatte, und fragte mit einem geschäftsmäßig höflichen Ton, was ihm die Ehre eines Besuchs des Herrn Assessors verschaffe.

„Ich möchte Sie nur um eine kurze Unterredung bitten, Herr Kandidat,“ sagte Achim, indem er sich, das Sofa ablehnend, auf dem Stuhl niederließ. Der andere, der am Tische stehen blieb, beide Hände auf die Platte gestützt, verneigte sich wieder leicht und sagte: „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr von Blankenhagen.“

„Ich bin gekommen,“ fuhr Achim fort, die Augen ruhig auf den kahlen Apfelbaum draußen geheftet, „um mich über das Verhältnis, das zwischen uns beiden besteht, mit Ihnen auszusprechen. Ich glaube mich nicht darüber zu täuschen, daß dieses Verhältnis — von Ihrer Seite — nicht das freundlichste ist, wenigstens nicht so freundlich, wie

es für zwei junge Männer, die nachbarlich miteinander verkehren sollen, wünschenswert sein muß. Ihre abwehrende Gebärde, Herr Kandidat, kann mich in dieser Überzeugung nicht irre machen. Die Sache ist ja auch natürlich. Um von anderen Motiven Ihrer Abneigung gegen mich zu schweigen, der Gegensatz unserer Anschauungen und Begriffe von göttlichen und weltlichen Dingen genügt, eine Kluft zwischen uns zu etablieren. Gleich am ersten Abend, wo wir uns kennen lernten, hat sich das gezeigt, und Ihr lebhaftes Temperament hat Sie dazu fortgerissen, mich in so starken Ausdrücken zu bekämpfen, wie man sie in einem intimen gesellschaftlichen Kreise sonst zu vermeiden pflegt. Sie werden das nicht leugnen, Herr Kandidat."

„Gewiß nicht," versetzte der andere. „Ich bin es nicht gewohnt, bei dem Aussprechen meiner innersten Empfindungen, da, wo sie heilige Dinge betreffen, mir durch irgend welche Salonrücksichten Zwang auferlegen zu lassen."

„Auch habe ich nicht das Recht, Ihnen hierin Vorschriften zu machen," versetzte Achim. „Anders liegt die Sache, wenn Sie als Priester von der Kanzel herab sprechen. Ich wenigstens kann es mit der Heiligkeit der Stätte nicht vereinbar finden, daß Sie einer persönlichen Gegnerschaft in Ihrer Predigt Ausdruck geben, wie Sie es durch den offenbaren Hinweis auf mich, als den Vertreter von Irrlehren, getan haben. Ich möchte fragen, ob Sie auch das für Ihre Pflicht halten, in der Sie sich durch keine Rücksicht der Nächstenliebe und des kirchlichen Friedens einschränken lassen wollen."

Der Kandidat antwortete nicht sogleich. Er preßte die vollen Lippen zusammen und drückte die Augen ein. Nach einer kurzen Pause sagte er: „Über das, was ich in meinem geistlichen Amt zu tun und zu reden für gut und nötig halte, bin ich eigentlich nur meinen geistlichen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig. Da es aber scheint, als liege Ihnen daran, zu erfahren, wie ich mich in diesem Punkte auch fernerhin zu verhalten gedenke, will ich erklären, daß ich auch von der Kanzel herab alles das mit Namen nennen und brandmarken werde, was ich als dem Reiche Gottes und dem Seelenheil meiner Gemeinde schädlich und nachteilig erkannt habe."

„Ich danke Ihnen für diese offene Erklärung, Herr Warncke," versetzte Achim, „und kann sie nur mit der ebenso unumwundenen erwidern, daß ich anderer Ansicht bin und eine Kirche nicht besuchen würde, in der mich der Prediger vor der ganzen Gemeinde gewisser Vergehungen und Fehler anklagt, obwohl ich meine Verteidigung nicht führen kann, da der Kirchenstuhl keine Armsünderbank ist. Sie wissen, daß ich nach meiner Vermählung mit der Tochter des Gutsherrn an den Rechten desselben meinen gebührenden Anteil erhalten und als künftiger Kirchenpatron dem Gottesdienst beiwohnen werde. Als solcher muß es mir daran liegen, mit dem Geistlichen des Dorfes, in dem ich lebe, in Frieden und Freundschaft zu leben, was nicht ausschließt, daß man über manche theologische Streitfragen und Forderungen des religiösen Bewußtseins verschiedener Ansicht ist. Diese Differenzen aber öffentlich zur Sprache zu bringen, wäre entschieden gegen die Würde des Patrons, der sich darum eine Katechisierung von der Kanzel herab ernstlich verbitten müßte."

Gottholds Gesicht überflog eine dunkle Röte. „Sobald ich keinen Namen nenne, werden Sie mir auch fernerhin gestatten, meinem theologischen Gewissen in der Hoffnung, dadurch eine verirrte Seele zur wahren Erkenntnis zurückzuführen, auch in der sonntäglichen Predigt Luft zu machen. Eine Appellation an das Konsistorium würde, wie ich überzeugt bin, mir die Berechtigung dazu nicht streitig machen."

Achim stand auf. „Ich sehe mehr und mehr, daß wir uns nicht verständigen werden," sagte er. „Sie sind in einer so gereizten Stimmung gegen mich, daß Sie von vornherein jeden Versuch eines Kompromisses abschneiden. Ich bedaure das, auch Ihretwegen. Ein Seelsorger würde in seinem eigenen Interesse wohltun, vor allem in Frieden und Verträglichkeit mit seinen Nächsten zu leben, zumal wenn er in mancher Hinsicht von ihnen abhängig ist."

„Sie vergessen sich," unterbrach ihn der Kandidat, dessen Augen aufblitzten. „Niemand ist unabhängiger als der Diener des

Herrn, der nur Gott und sein Gewissen über sich hat."

„Mag es so sein!" sagte Achim. „Ich will auf dem Wort nicht bestehen, obwohl die Ausübung des Patronatsrechts eine gewisse oberherrliche Gewalt zu bedingen scheint. Indessen nehmen wir an, es seien zwei gleichberechtigte Mächte, der Gutsherr und der Pastor, jedenfalls kann der erstere verlangen, daß ihm die kirchliche Andacht durch Übergriffe des Predigers nicht gestört werde. Und da Sie darauf bestehen, in dieser Hinsicht sich nicht beschränken lassen zu wollen, muß ein Ausweg gesucht werden, um nicht einen unerträglichen Zwist fortwuchern zu lassen, der ebenfalls und in nicht gelinderem Maße, als der Prophet ihn dem sündigen Volk angedroht hatte, zu einem Fluche werden wird."

Der Kandidat heftete zum erstenmal einen langen Blick auf seinen Gegner, wie um dessen Absichten zu erforschen. „Ich verstehe Sie nicht. Welchen Ausweg haben Sie im Sinn?"

„Daß jenes unerträgliche Verhältnis dadurch geändert wird, daß der eine Teil sich zurückzieht. Und da der Gutsherr durch seinen Besitz an die Scholle gefesselt ist, wird der Geistliche weichen müssen."

Ein kurzes höhnisches Auflachen war die Antwort. „Sie meinen — ich solle auf die Pfarre verzichten? Das würde allerdings der sicherste und radikalste Ausweg sein. Aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich nicht die geringste Lust habe, dieses Mittels zum Frieden mich zu bedienen, das meine ganze Existenz vernichten, mich von meiner Heimat und meinem alten Vater trennen und ins Ungewisse hinausschleudern würde. Glücklicherweise ist dazu keine Gefahr. Ich habe das Versprechen der Gutsherrschaft, daß ich meinem Vater im Pastorat folgen soll. Herr von Benkendorf und seine Gemahlin nehmen es gottlob ernster mit einem gegebenen Wort, als Sie ihnen zuzutrauen scheinen."

„Gewiß, Herr Kandidat," versetzte Achim, immer sehr gelassen, so sehr es in ihm kochte, „meine Schwiegereltern denken nicht daran, ihr Wort zu brechen. Es wird also allein auf Sie ankommen, ob Sie sich nicht doch entschließen wollen, auf jenen Ausweg einzugehen. Bei Ihren Gaben und Kenntnissen und dem glänzenden Zeugnis, das man Ihnen im Seminar ausgestellt hat, wird es Ihnen leicht werden, eine Stelle zu finden, wo das, was Ihnen hier im Wege steht, Ihnen eher zur Empfehlung dient, der rigorose Eifer, mit dem Sie Ihren Beruf als Seelsorger auffassen. Nicht nur bin ich bereit, bis zu Ihrer Anstellung Ihnen das gleiche zu sichern, was die Pfarre in Klein-Malchow trägt, sondern um diese nämliche Summe auch Ihren späteren Gehalt zu erhöhen und mich notariell zu verpflichten, daß dies bis an Ihr Lebensende fortdauern soll. Vielleicht ist Ihnen selbst dies freundschaftliche Übereinkommen denn doch erfreulicher als ein fortgesetzter Kriegszustand, und auch Ihr Herr Vater, denk' ich, wird es zufrieden sein und seine letzten Tage auch an anderem Orte gern bei seinem Sohn zubringen."

„Nein," fügte er hinzu, als der andere eine hastige Bewegung machte, „antworten Sie mir nicht gleich. Überlegen Sie meinen wohlwollenden Vorschlag und sagen mir morgen, wozu Sie sich entschlossen haben. Ich hoffe, über Nacht kommt Ihnen die Erleuchtung, daß es so für alle Teile das Beste sein wird."

Er stand auf, nahm seinen Hut vom Tisch und wollte nach der Tür gehen.

Der Kandidat vertrat ihm den Weg. „Noch einen Augenblick, Herr Assessor," sagte er mit heiserer Stimme, die von verhaltener Wut zitterte. „Ich würde mich selbst verachten, wenn ich einer Bedenkzeit bedürfte, um die Schmach, die Sie mir zumuten, in einem günstigeren Lichte zu sehen. Sie haben mir angesonnen, meine Überzeugung für Geld preiszugeben, und fügen zu der Beleidigung, einen Diener des Herrn bestechen zu wollen, den Hohn hinzu, dies als einen freundschaftlichen Vorschlag zu bezeichnen. Wenn ich vergäße, was einem Christen Spott und Beschimpfung gegenüber geziemt, würde ich Ihnen eine Antwort geben, die Sie wie ein Schlag ins Gesicht treffen würde. Statt dessen wird meine Rache nur sein, daß ich es Ihnen und Ihrer künftigen Frau Gemahlin auch fernerhin nicht erspare, mein Ihnen widerwärtiges Gesicht zu sehen und mit anzuhören, was ich auf der Kanzel zu

sagen für meine Pflicht halte. Hiermit wäre unser Gespräch ja wohl zum Ende gelangt."

Er machte mit einem eisigen Lächeln, das verriet, wie er im Herzen triumphierte, den Feind in seiner Gewalt zu haben, eine Bewegung mit der Hand nach der Tür und verneigte sich tief, während Achim ohne Wort und Gruß das Zimmer verließ.

* * *

Im Wohnzimmer des Schlößchens fand er Mutter und Tochter am Kamin, die Mama mit ihrer Stickerei, Luitgarde ein Buch in der Hand, aus dem sie vorgelesen zu haben schien. Sie ließ es in den Schoß sinken und hob die Augen, die noch die Spuren vergossener Tränen zeigten, mit gespannter Miene zu dem Eintretenden auf.

Auch die Mutter wandte sich zu ihm, aber mit völlig gelassener Gebärde. „Was bringen Sie uns, lieber Achim? Sie wollten unseren Gotthold besuchen. Nun, wie haben Sie ihn gefunden?"

„Ganz, wie Sie es erwartet hatten, liebe Mama. Er beharrt dabei, daß nach Ihrem Versprechen die Pfarre von Klein-Malchow ihm von Rechts wegen zukomme. Die angebotene Vergütung dafür, daß er sich entschlösse, seine teure Heimat aufzugeben, hat er mit Entrüstung zurückgewiesen. Sein Haß gilt ihm mehr als alle Schätze der Welt."

„Sie tun ihm wieder unrecht, lieber Achim. Sie sollten anerkennen, daß sein Benehmen, wenn es Ihnen auch unerwünscht ist, doch für eine charaktervolle Gesinnung zeugt. Mögen Sie ihn unvernünftig finden, da er auf Ihre Gründe nicht eingehen will, jedenfalls seien Sie nun der Vernünftigere, der nachgibt."

„Teure Mama," erwiderte Achim mit einem schmerzlichen Achselzucken, „bedenken Sie, daß ich den Vorzug, der Vernünftigere zu sein, mit dem Bewußtsein erkaufen würde, mich als den Charakterloseren zu zeigen. Er und ich — wir können nun einmal nicht dieselbe Luft atmen. Wenn er mir nicht aus dem Wege gehen will, bleibt nichts übrig, als daß ich mich entferne, natürlich nicht im Sinne des Nachgebens, sondern an einen Ort mich zurückziehe, wo ich ruhig fortfahren kann, den neuen Pfarrer von Klein-Malchow für einen bösartigen Heuchler zu halten, ohne Schaden an meiner Seele zu leiden, wenn ich ihn trotzdem allsonntäglich auf der Kanzel sehe. Und dazu müssen Sie mir helfen, teure Mama!"

Er hatte sich zu ihr herabgebeugt, ihre Hand ergriffen und mit ungewöhnlicher Wärme seine Lippen darauf gedrückt.

Frau Karoline sah mit fragendem Erstaunen zu ihm auf. „Ich, Herr von Blankenhagen? Was kann ich dabei tun?"

„Meine innige Bitte erfüllen, teure Mama, und mich von dem Gelübde entbinden, meine junge Ehe hier unter Ihrem Dache zu beginnen und fortzuführen."

Mit einer hastigen Bewegung entzog sie ihm die Hand. Zwischen ihren himmelblauen Augen erschien eine tiefe Falte, der kleine Mund preßte sich scharf zusammen. Es kostete sie offenbar eine große Anstrengung, auf Achims Bitte eine Antwort zu finden, die in den Grenzen eines ruhigen Gespräches blieb.

„Ich wundere mich," sagte sie endlich, „daß Sie eine solche Bitte an mich stellen können, die mir das schwerste Opfer, das ein Mutterherz bringen kann, wie ganz selbstverständlich zumutet, nur damit Sie selbst nicht genötigt sind, ein Opfer zu bringen. Das hätte ich bei Ihrer sonstigen Ritterlichkeit nicht von Ihnen erwartet. Sie wissen, daß ich viel Bitteres im Leben erfahren und keinen wahren Trost und Ersatz dafür empfangen habe als die Liebe des einzigen Kindes, das der Himmel mir gelassen hat. Sie selbst haben das anerkannt, als Sie auf die Bedingung eingingen, unter der ich das Kind mit Ihnen verlobte. Können Sie selbst es nun über sich gewinnen, mich dieses letzten Glückes zu berauben, meine Tochter und — wenn Ihnen Gott Kinder gibt — auch meine Enkel mir zu entziehen, nur um einer leidenschaftlichen Feindseligkeit gegen einen Menschen auszuweichen, dessen Dasein Sie, wenn Sie ernstlich wollten, zu ignorieren sich gewöhnen könnten?"

Es wurde einen Augenblick still in dem weiten Raum. Achim war an den Kamin getreten und stieß mit dem Fuß ein Scheit, das herausfallen wollte, wieder in die Glut zurück.

„Meine teure Mama," sagte er dann, „Sie bezeichnen die Sache nicht ganz richtig. Mein Verhältnis zu Ihrem Schützling beruht nicht auf einer theologischen Grille, sondern auf dem tiefsten Grunde meiner Seele und meines Charakters. Nicht um eine Antipathie handelt sich's, die man allenfalls bekämpfen kann, sondern um eine Pflichterfüllung, die ich mir und dem Kreise, in dem ich künftig leben soll, schuldig bin. Es wäre für mich eine moralische Unmöglichkeit, hier nachzugeben und dem hämischen Gegner das Feld zu lassen."

Frau Karoline nickte ein paarmal mit einem strengen Gesicht vor sich hin. „Ja, ja," sagte sie, „so sind die Menschen. Etwas zu tun, wozu sie sich selbst bezwingen müßten, erklären sie für eine moralische Unmöglichkeit. Anderen aber muten sie es zu, dem armen Gotthold, der immerhin ein etwas echauffierter Kopfhänger sein mag, daß er Ordre pariere, wenn der junge Gutsherr ihm seine Extravaganzen verweist, und mir, mich ohne mein Kind zu behelfen. Nun, es wird ja nicht lange dauern, so kommt mein Wunsch und Wille, mein Herzensbedürfnis überhaupt nicht mehr in Betracht, dann kann über meinem Grabe —"

Luitgarde zuckte, wie von einem Schlage getroffen, zusammen. „Mama!" rief sie, „o Mama, wie kannst du uns so tief kränken, ein solches Wort — habe ich das um dich verdient? — habe ich jemals vergessen, daß es meine erste und heiligste Pflicht ist, für den unersetzlichen Verlust, den du erlitten hast, wenigstens so viel in meinen Kräften steht — nein, so etwas darfst du nicht sagen, wenn du mir nicht das Herz zerreißen willst!"

Sie war vor die Mutter auf den Teppich geglitten und lag, in Tränen ausbrechend, das Gesicht an ihre Knie gedrückt.

Der bewegliche Anblick, statt Achim zu rühren, ließ aber ein bitteres Gefühl und die schmerzliche Ahnung in ihm aufsteigen, daß diese kaltsinnige kleine Frau die Seele ihres Kindes fester in ihrem Bann hielt, als er wünschen mußte.

„Ich wage Sie daran zu erinnern, teure Mama, daß Ihr Fall von dem meinen doch wesentlich verschieden ist," sagte er endlich. „Wie könnte ich mich so weit vergessen, Ihnen Luitgarde rauben zu wollen! Aber gehört sie Ihnen weniger an, wenn Sie sie an einem Orte glücklich wissen, von wo aus sie täglich mit der Fahrt einer Stunde Sie erreichen kann? wo auch Sie, so oft das Herz Sie dazu treibt, sich überzeugen können, daß sie noch für Sie da ist, wenn sie auch als meine Frau einen Teil ihrer Liebe und Pflichten auf mich übertragen hat? Welche moralische Unmöglichkeit läge darin, mir so weit entgegenzukommen? Sie hätten dabei keine sittliche Pflicht zu verleugnen, nur etwas von der Freude des täglichen Beisammenseins aufzugeben. Und das sollte Ihrem Mutterherzen unerschwinglich scheinen? Diese Bitte sollten Sie mir verweigern, wenn Sie damit dem Manne Ihrer geliebten Tochter aus einer sonst unentwirrbaren Kollision der Pflichten heraushelfen können?"

Luitgarde sah mit einem flehenden Blick zu der schweigenden Mutter empor und drückte ihre nassen Augen gegen die kleine kühle Hand, die sie mit ihren beiden ergriffen hatte.

Auch Achim war dicht an sie herangetreten. Es schien, als wolle er sich neben seiner Liebsten der unerbittlichen Egoistin zu Füßen werfen. Aber der Eintritt des Papas, der ahnungslos die Tür öffnete, hielt ihn zurück.

* *
*

Der alte Herr hatte den Baumeister, dessen Vorschläge seinen vollen Beifall hatten, eine Strecke weit nach dem Städtchen zu begleitet und war dann in der besten Laune zurückgekehrt.

„Da treff' ich ja das ganze teure Kleeblatt in der schönsten Intimität!" rief er. „Was habt ihr denn der gütigen Mama wieder abgebettelt? Einen noch früheren Termin der Hochzeit? Meinetwegen! Aber das bitt' ich mir aus, mein Schneider muß Zeit behalten, mir einen hochzeitlichen Anzug zu bauen. In meinem antediluvianischen Frack —"

Das Lachen erstarb ihm in der Kehle, als er den Blick seiner kleinen Frau mit einem strengen Ausdruck auf sich gerichtet sah.

Luitgarde erhob sich.

Achim trat auf den alten Herrn zu und sagte: „Gut, daß du kommst, Papa. Ich

habe dir etwas Wichtiges zu sagen und dein Fürwort zu erbitten. Verzeih, liebe Mama, ich mag alles, was ich dir schon gebeichtet habe, nicht noch einmal in deiner Gegenwart vortragen. Ich werde es so kurz als möglich machen. Möchtest du einen Augenblick mit mir ins Eßzimmer treten, lieber Papa?"

Der Alte, in höchster Betroffenheit, da er von irgend welchen unliebsamen Vorfällen seit diesem Mittag nichts ahnte, folgte ihm in das Nebenzimmer.

Sie blieben dort kaum eine Viertelstunde allein, die Luitgarde eine Ewigkeit dünkte.

Dann erschienen sie wieder, der alte Herr mit einem Gesicht, dessen Ausdruck ängstlich gespannt und tief sorgenvoll war.

„Was Achim mir da mitgeteilt hat, liebste Karoline," sagte er, „— ich bin wie aus den Wolken gefallen. Ich merkte wohl, es war nicht alles richtig zwischen den jungen Herren, aber eine solche Erbitterung, eine Feindschaft bis aufs Messer — und da der eine ein junger Gottesmann ist, kann der Handel auch nicht einmal mit den Waffen in der Hand zum Austrag kommen! Eine ganz verwünschte Geschichte, ein Konflikt zum Haarausreißen! Denn ich muß dir ja recht geben, Mama, du hast Achims Wort, und wenn er jetzt dich bittet, ihn dessen zu entbinden — hm! leicht kann dir's nicht werden. Aber am Ende, Line, wenn doch kein anderes Mittel ist, zu einem Ausgleich zu kommen — darin hat er ja wieder recht, die Kinder können mit einem Katzensprung bei dir sein, und für dich, da die Chaussee zwischen den beiden Gütern erst vorm Jahr repariert worden ist —"

Er stockte und suchte mit einem Hustenanfall über seine Einschüchterung durch die gebieterische Miene seiner Frau hinwegzukommen.

„Ich sehe," sagte sie mit ihrer schneidend kalten Stimme, „auch du bist in der Verschwörung gegen mich. Trotzdem werde ich mich keinen Finger breit von dem, was ich für das Rechte und mir Gebührende erkannt habe, abdrängen lassen. Meinen Sohn habe ich hingeben müssen. Das war der Wille des Herrn, dem ich mich in Demut zu beugen habe. Meine Tochter will ich behalten. Wenn ich in einem nachgebe, wird nach und nach mir alles entrissen, und ich sitze in meinem Alter hier völlig verlassen und verwaist, wie es mir als Schreckgespenst vorschwebte, als ich vor Luitgardes Verlobung die Bedingung machte, die ich nun fallen lassen soll. Sie mögen überlegen, was wichtiger ist, lieber Achim: Ihre moralische Unmöglichkeit oder die meine. Vielleicht sehen Sie die Sache morgen früh anders an. La nuit porte conseil. Jetzt wünsche ich mich zurückzuziehen und für den Rest des Tages mit meinen traurigen Gedanken allein zu bleiben. Gute Nacht, liebes Kind! Gute Gedanken, Herr von Blankenhagen!"

Sie küßte Luitgarde auf die Stirn, nickte Achim zu und hinkte, ohne den Arm ihres Gatten anzunehmen, in ihr Schlafzimmer.

* *
*

Die drei Menschen waren in sichtbarer Verstimmung zurückgeblieben.

Achim stand am Kamin und sah auf Luitgarde, die in einen Stuhl gesunken war und regungslos dasaß, die Augen zugedrückt, die Hände auf den Knien gefaltet, wie in einem inbrünstigen Gebet.

Der Papa ging, die Hände in den Taschen seiner Pekesche, finster zu Boden blickend, mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit ein Knurren ausstoßend oder ein paar Sätze eines abgerissenen Selbstgesprächs, von dem man nur immer wieder die Worte verstand: „Unsinn! Das ist ja barer Unsinn!" Endlich trat er dicht an Achim heran, schlug ihm mit der breiten Hand auf die Schulter und sagte: „Kopp hoch, mein Sohn! Es wird nichts so heiß ausgegessen, wie's gekocht wird. Was? Dieser kleine Bußpfaffe und Bilderstürmer will uns hier kommandieren und uns in die Suppe spucken? Da schlag doch Gott den Deubel dodt! Nee, mein junger Tückebold, wir sind auch noch da, und auf seinem eigenen Grund und Boden läßt der alte Benkendorf sich niemand über den Kopp wachsen. Freilich, die Mama — aber auch die wird sich geben. Hat doch auch der große Napoleon sein Moskau gefunden, und der kleine wird's billiger geben. Du mußt ihr das nicht so übel nehmen, Frauenzimmer, weiß man ja, was die sich in den Kopp gesetzt

haben — und am Ende, seit zehn Jahren hat sie diesen Gedanken kajoliert, den Sohn ihrer Freundin — na und so weiter. Aber wenn ich ihr den Standpunkt klar mache — du verlangst ja, weiß Gott, nichts Unbilliges und Unmenschliches — wartet nur hier, Kinder, ich gehe gleich zu ihr hinein und bringe den verfahrenen Karren wieder ins richtige Geleise."

In der Tat ging er nach der Tür, klopfte aber höflich an und trat erst, als herein! gerufen war, in das Zimmer seiner Frau. Man hörte ihn drinnen mit sehr gedämpfter Stimme reden. Die Worte blieben unverständlich.

Sobald sie allein waren, trat Achim auf Luitgarde zu, strich ihr sanft über das Haar und sagte: „Sei nicht so verzweifelt, liebstes Herz! Es wird ja noch alles gut werden. Das einzige, was untröstlich wäre, daß man unsere Herzen auseinanderrisse, ist ja undenkbar!"

Sie öffnete die Augen, doch ohne zu ihm aufzublicken. In die Hand, die er ihr hinhielt, legte sie nur schlaff die ihre und erwiderte den Druck nicht.

Dann sagte sie nach einer Weile, während sie unverwandt in die Glut starrte: „Du mußt Geduld mit mir haben, Achim. Ich bin ein ungelehrtes Mädchen und verstehe nichts von eurer spitzfindigen Theologie und Philosophie. Nur eins mußt du mir sagen: Was bedeutet diese „moralische Unmöglichkeit"? Was man sonst moralisch nennt, steht doch nicht im Widerspruch mit Liebe und Nachgiebigkeit. Du aber bestehst hartnäckig auf deinem Willen, obwohl die Mama eine schwache Frau ist und du sonst gegen unser Geschlecht so ritterlich zu sein pflegst. Warum ist es dir nun ‚moralisch' unmöglich, ihr auch diesmal nachzugeben, so schwer es dich ankommen mag?"

Das Mißverständnis hätte ihm sonst vielleicht ein Lächeln abgelockt. Jetzt sagte er ganz sanft und ernsthaft: „Das Wort moralisch, Liebste, bezeichnet in diesem Falle nichts Sittliches, sondern nur den Gegensatz gegen das Physische, des Innerlichen gegen das Äußerliche. Die äußeren Umstände könnten mich ja nicht hindern, trotz meines Widerwillens gegen diesen Tartüff hier meinen Herd aufzuschlagen. Aber die innere Überzeugung, mich damit feige in etwas zu fügen, was ich für unheilvoll in jeder Hinsicht halte, macht es mir zur moralischen Unmöglichkeit. Verstehst du nun, wie es gemeint ist? Kannst du dich jetzt in meine Seele hineindenken und begreifen, daß ich eine heilige Pflicht verletzen würde, wenn ich nach allem, was vorgefallen und was ich diesem racheburstigen Heuchler gesagt habe, jetzt dennoch mich ihm überwunden gäbe?"

Sie antwortete nicht sogleich. Dann, mit einem halben Eindrücken der Augen, wie immer, wenn sie scharf nachdachte oder etwas Kluges sagen wollte: „Aber die Mama hat doch auch erklärt, daß es für sie eine moralische Unmöglichkeit sei, nachzugeben. Was soll daraus werden? Zwei gleich harte Steine prallen da zusammen, und zwischen ihnen liegt unser Glück, das jammervoll zerquetscht wird."

„Liebes Herz," sagte er, „es macht mich traurig, daß du den Unterschied nicht einsehen willst. Was ich Mama zu opfern zumute, ist nur eine geringe Einbuße an ihrem bisherigen Behagen, ihrem stündlichen Beisammensein mit ihrer Tochter. Mich würde die charakterlose Nachgiebigkeit in meinem innersten Gefühl, meiner Selbstachtung vernichten. Möchtest du einen Mann haben, von dem du wüßtest, daß er ehrlos gehandelt und sich unter sich selbst erniedrigt hätte?"

„O, Achim," sagte sie nach einer Pause, „das ist eben das Schmerzliche für mich. Du hast mir so oft gesagt und geschrieben, du liebtest mich über alles. Nun mußt du zugeben, daß du etwas noch mehr liebst als deine arme kleine Braut, den Respekt vor dir selbst. Auch wird dir die Wahl nicht schwer werden. Hast du nicht hier auf dieser selben Stelle den Satz behauptet, den meine Mutter parador nannte: der Mensch tue immer das, was ihm das Liebste sei? Dein Liebstes, so glaubte ich bis heute, sei ich gewesen. Jetzt seh' ich ein, daß du es für das kleinere Übel hältst, mich zu verlieren, wenn du nur gegen die Mama recht behalten kannst."

Ein schneidendes Weh durchzuckte Achim bei diesen Worten. Es war nicht die logische Konfusion in dem reizenden Kopf seiner jungen Braut — die hätte er ihr gern

verziehen —, aber daß ihr Herz sich nicht über alles Unverstandene hinweg auf seine Seite stellte, nicht an ihm festhielt, auch wenn sie ihn im Unrecht geglaubt hätte, daß sie es aussprechen konnte, sie würde hoffnungslos für ihn verloren sein, wenn er auf dem beharrte, was er seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, das überschauerte ihn mit einer tödlichen Bangigkeit. „Ja, liebes Herz," sagte er endlich, „das eben ist so schmerzlich an solchem Zwiespalt zweier Pflichten, daß, wie man sich auch entscheiden mag, immer eine Wunde im Gewissen zurückbleibt. Wie oft kann selbst der redlichste Wille, die ernsteste Prüfung nicht klar erkennen lassen, welche von den beiden Pflichten die höhere ist. Das Herz neigt sich nur zu gern auf die Seite der leichteren und lieberen. Ob ich selbst standhaft bliebe, wenn mich nicht die Hoffnung aufrecht hielte, die Mama dennoch von meinem besseren Recht zu überzeugen — o, meine einzige Geliebte, ich will mich nicht besser machen, als ich bin! Ich vertraue ja auch auf dich — du wirst in diesem traurigen Zwiespalt auf meiner Seite bleiben — wirst du nicht? Ist es zu denken, daß wir dann nicht zuletzt siegen werden?"

Sie antwortete nicht. Sie hatte ihm ihre Hand entzogen und sich gegen die Wand gewendet. Ehe er noch weiter sprechen konnte, trat der Papa wieder ein. Der alte Herr ging auf den Zehen, wie wenn er von einer Schwerkranken käme. „Sie ist sehr angegriffen," sagte er, „hat ihre Tropfen genommen, und die Marie reibt ihr die Stirn mit Eau de Cologne. Ich habe daher nicht von der Sache anfangen können, es ist auch vielleicht besser, es bis morgen zu verschieben, wenn sie erst einmal ruhiger geworden ist. Dafür will ich's gleich an einem anderen Zipfel anfangen und meinem alten Freund Warncke zur Pflicht machen, seinem Herrn Sohn die Leviten zu lesen. Die patria potestas ist ja leider heutzutage nur ein Erbstück aus der guten alten Zeit, das die neue zum alten Eisen geworfen hat. Aber der junge Gottesmann wird sich vielleicht, wenn es ihm sonst genierlich wäre, klein beizugeben, nun doch daran anklammern, daß er nur aus Pietät das Anerbieten annimmt, lebenslänglich eine so ansehnliche Pension zu genießen neben seinen Pfarreinkünften. Ihr sollt sehen, ich bringe das heute noch zu stande."

* * *

Er hatte sich doch wohl zu viel zugetraut. Wenigstens berührte er den Besuch bei dem alten Pastor mit keinem Wort, als sie beim Abendessen sich wieder zusammenfanden, außer den dreien nur noch die gute Miß Ruth. Anfangs bemühte er sich, seine Verlegenheit hinter einer gezwungenen humoristischen Laune zu verbergen. Als aber über die Späße, die er machte, niemand außer ihm selbst lachen wollte, verstummte er plötzlich ganz. Die Schottin, der die verworrene Lage im Hause kein Geheimnis geblieben war — Luitgarde war mit ihrem Kummer zu der alten Getreuen geflüchtet, nachdem Achim sie verlassen hatte —, suchte die dumpfe Stimmung bei Tisch zu bannen, indem sie Achim in ein eifriges Gespräch über Carlyle und Macaulay verwickelte. Luitgarde, obwohl sie manches von beiden gelesen hatte, gab kein Wort dazu. Eine Starrheit war über sie gekommen, die selbst die Züge ihres Gesichts verwandelt erscheinen ließ, um zehn Jahre älter und von so durchsichtiger Blässe wie ein Wesen, das lange ohne Luft und Licht in einem Gefängnis gelebt hat.

Achim bemerkte es wohl. Zu jeder anderen Zeit würde es ihn heftig bekümmert und geängstigt haben. Das bittere Gefühl aber, daß er sich in ihr getäuscht, ließ jetzt noch keine zärtliche Regung des Mitleids in ihm aufkommen.

So trennte man sich gleich nach der Mahlzeit, ohne sich erst noch um den Kamin zu versammeln. Luitgarde begleitete Achim auch nicht in die Halle hinaus, um am Fuß der Treppe ihm ausführlich gute Nacht zu sagen. Sie bot ihm vor dem Papa und Miß Ruth die Stirn, auf die er trotz seines Grolls einen herzlichen Kuß drückte. Dann ging jeder mit seinen traurigen Gedanken in sein einsames Gemach.

Achim hielten diese Gedanken bis lange nach Mitternacht wach, ohne daß er zu irgend einem Entschluß kommen konnte. Denn alles, was er für die Zukunft hoffen oder fürchten mußte, hing von dem geliebten

Wesen ab, an dessen tapferer, hochherziger Liebe er heute zuerst irre geworden war. So lag er mit offenen Augen und starrte gegen die weiße Wand, wo er in dem bleichen Zwielicht, das der Mond durch die Fenster warf, die eingerahmte Stickerei erkennen konnte. Er nahm sich vor, morgen den Bibelspruch über der Palme nachzuschlagen.

Auch draußen war's heute unruhiger als sonst. Die Unken quakten aus dem nahen Dorfteich herüber, Nero, der Nachts an seine Hütte angekettet wurde, heulte ein paar Stunden lang, und das Gebrüll einer Kuh drang selbst aus dem fernen Stall bis zu ihm herüber.

Als er dann nach einem späten, bleiernen Schlaf erst gegen acht Uhr erwachte und eben darüber nachsann, wie er sich der Mama gegenüber benehmen sollte, klopfte es an seine Tür. Er sprang aus dem Bette, warf sich notdürftig in die Kleider und öffnete der alten Dörthe, die ihm ein Billet der gnädigen Frau überbrachte.

Während die Alte, auf Antwort wartend, stehen blieb, riß er das Couvert auf und las die folgenden Zeilen:

„Nach dem, was gestern zwischen uns besprochen wurde, lieber Achim, scheint es mir für alle Teile das Beste, wenn wir uns eine Weile nicht begegnen und einander Zeit lassen, für unversöhnlich scheinende Gegensätze der Wünsche und Meinungen — hoffentlich! — einen Ausgleich zu finden. Bis dahin würde auch ein schriftlicher Verkehr zwischen Ihnen und Luitgarde nur peinlich und aufregend sein. Daß das alte Verhältnis bald und zu allseitiger Zufriedenheit wiederhergestellt werden möge, wünscht von Herzen in aufrichtiger Gesinnung

Ihre
Karoline Erdmuthe von Benkendorf,
geborene von Schlieben."

Nur einen Augenblick starrte Achim auf das verhängnisvolle kleine Blatt. Dann ergriff er die Feder und warf die Antwort auf eine kleine Karte, die er aus seiner Mappe nahm:

„Es bedarf keiner Versicherung, daß ich der erhaltenen Weisung, deren Zweckmäßigkeit ich, so schmerzlich es mir ist, anerkennen muß, ohne Zögern Folge leisten werde. Bis ich zurückgerufen werde, was hoffentlich bald der Fall sein wird, da ich dem Mutterherzen zutraue, dem Glück eines einzigen Kindes selbst ein noch größeres Opfer zu bringen, werde ich gehorsam auch keine briefliche Mitteilung erwarten und von mir geben.

Gott lenke alles zum Besten!

Achim."

Er stand dann, als die Alte ihn verlassen hatte, unbeweglich eine lange Zeit auf demselben Fleck. Daß er so aus diesem Hause verdrängt wurde, wo er vor wenigen Tagen ein zweites Elternhaus zu finden gedacht hatte, schien ihm eine so unmögliche Sache, daß er immer wieder den ganzen Verlauf der Ereignisse sich zurückrufen mußte, um sich zu überzeugen, es sei kein phantastischer Traum, sondern das alles mit rechten Dingen zugegangen.

Zuletzt erleichterte er mit einem tiefen Seufzer seine gepreßte Brust und eilte dann, seinen Koffer zu packen. Eine Minute lang war er unschlüssig gewesen, ob er Luitgardes Bild in der bäuerischen Tracht, das auf dem Nachttischchen stand, mit einpacken sollte. Aber war das noch *seine* Luitgarde? Mußte es ihm nicht täglich in der Ferne die Wunde neu aufreißen, wenn er diese Züge betrachtete, die ihm auf einmal so fremd geworden waren?

So stellte er das Rähmchen wieder hin, schloß den Koffer und ging langsam hinab.

Er traf nur den Papa am Frühstückstisch, der ihm schweigend, mit sehr trübseligem Gesicht die Hand schüttelte. Er wußte offenbar um den Briefwechsel zwischen der Mama und seinem Eidam und zeigte sich nicht erstaunt, als dieser ihn bat, den Wagen anspannen zu lassen, da er mit dem Frühzug nach der Stadt zurück wolle. Nur einen schwachen, nicht aufrichtig gemeinten Versuch, ihn noch länger zurückzuhalten — wenigstens um auch von der Mama sich mündlich zu verabschieden —, machte der wackere alte Herr. Als Achim auf seinem Entschluß beharrte, ging er hinaus, den nötigen Befehl zu erteilen.

Luitgarde kam, während die beiden Herren frühstückten, nicht zum Vorschein. Erst als

sie sich erhoben, da Krischan meldete, der Wagen sei vorgefahren, öffnete sich ihre Tür, und sie trat heraus, ein Bild stillen Grams, in einer so nachlässigen Morgentoilette, wie sie früher sich ihm nie gezeigt hatte. Ein Zug tiefster Trostlosigkeit lag auf ihrem ganz blassen Gesicht, die geröteten Augen irrten wie noch schlaftrunken im Zimmer umher und wagten nicht, dem Blick des jungen Mannes zu begegnen, dem das Herz blutete, als er das leidenschaftlich geliebte Mädchen in dieser Verwandlung sich gegenübertreten sah.

Er schlang beide Arme um sie und zog sie fest an seine Brust, immer von neuem ihr Haar, ihre Stirn, ihre Augen küssend. „Hast du mir gar nichts zu sagen, liebstes Herz?“ flüsterte er.

Sie erwiderte nichts, obwohl ihre Lippen sich öffneten. Im nächsten Augenblick stürzten ihr die Tränen aus den Augen, sie bewegte die Arme, sich von ihm loszumachen, aber ihre Kraft reichte dazu nicht aus, besinnungslos sank sie ihm ans Herz, und er hatte alle Standhaftigkeit nötig, der schottischen Freundin, die nun auch zum Abschiednehmen still hereingetreten war, die Ohnmächtige in die Arme zu legen und hinauszustürzen.

Der Papa, seine Tränen mühsam hinunterschluckend, wollte es sich nicht nehmen lassen, den Gast bis nach der Station zu begleiten. Achim aber weigerte sich entschieden und bat nur, da er schon auf dem Kutscherſitz stand und die Zügel in die Hand genommen hatte, der Mama seinen Abschiedsgruß zu bestellen. Dann schwang sich Krischan mühsam auf den hinteren Sitz, den er wieder mit dem Koffer und der Bilderkiste zu teilen hatte, und auf einen Zuruf und Antrieb mit der Peitsche zogen die beiden Braunen den Wagen von der Rampe hinweg und über die Brücke zum Hof hinaus.

Die Knechte und Mägde auf dem Hof sahen mit neugierigen oder pfiffigen Gesichtern, je nach den Gedanken, die sie sich über die rasche Abreise des Bräutigams machten, dem vorbeirollenden Wagen nach. Aus der Tür der Milchkammer trat eben Lischka und machte, mit einem spöttischen Lachen über das ganze Gesicht, einen tiefen Knix. Nero sprang wie wütend, von der Kette gehalten, vor seinem Häuschen hin und her und schickte dem guten Herrn, der so gern seinen dicken Kopf gestreichelt hatte, ein trauriges Geheul nach.

Das alles ging an dem Scheidenden wie Bilder eines Fiebertraumes vorüber. Auch die Dorfleute, die die Mützen vor ihm zogen, grüßte er nur mechanisch, da seine Seele bei dem ohnmächtigen Mädchen zurückgeblieben war, das ihn nicht halten und nicht lassen konnte. Was der Grund der hastigen Abreise war, hatten auf Anordnung des alten Herrn die Klein-Malchower durch Krischan erfahren. Der Herr Assessor war durch einen Befehl seines Chefs eilig nach Berlin zurückberufen worden. Die meisten glaubten an diese Fabel. Der Krüger, der mit den Dienstboten im Schlößchen nähere Verbindungen hatte, sagte, nachdem er Achim mit einem tiefen Bückling begrüßt hatte, zu seiner Frau: „Et hett wat mit de Olsche gäwen, kannst du glöwen. Se hett ihm ja nich mal du seggt!“

* * *

Achims erster Gang nach der Rückkehr in die Stadt war zu Tante Leopoldine.

Die alte Freundin erschrak, als er bei ihr eintrat mit der Miene eines Menschen, der vom Begräbnis eines teuren Angehörigen kommt. „Was ist geschehen?“ rief sie ihm entgegen, indem sie ihn zu seinem gewohnten Platz in dem altmodischen Sofa führte. „Vier Wochen hast du bei deinem Schatz bleiben wollen und kommst nach vier Tagen schon zurück? Da muß der Deubel sein Spiel getrieben haben, oder, wie's im Sprichwort heißt: Wo der Deubel nicht hinkommen kann, da schickt er ein altes —! Gott behüte, daß ich auf Frau Karoline Erdmuthe ein so anzügliches Wort anwende, aber irgendwie hat sie die Karten gemischt, daß du bête geworden bist.“

Er nickte trübsinnig lächelnd, warf sich in die Sofaecke und erzählte ihr alles.

Sie hatte ihn mit vielem Nicken und Schütteln des grauen Kopfes und ingrimmigem Ha! und Hum! angehört. Als er geendet hatte, sagte sie: „Mein armer Junge, das ist ja noch weit schlimmer ausgefallen, als ich ahnungsvoller Engel mir gedacht hatte.

Daß diese liebe Schwiegermama es dich nach Kräften entgelten lassen würde, daß du ihr Kind glücklicher machen willst, als sie durch die Schuld deines Vaters geworden ist, habe ich vorausgewußt. Ich dachte aber, sie würde es bei täglichen Nadelstichen bewenden lassen. Am Ende — so was wie ein Mutterherz hat doch auch eine Hyäne in der Wüste, die auch immer aufscharrt, was tot und begraben ist. Aber diese liebevolle Mama kostet's gar kein Opfer, das Herz ihrer Tochter zu zerreißen, bloß um sich zu sagen: dem Sohn geschieht's ganz recht, warum hat sein Vater mich sitzen lassen! Jawohl, wie sagt Schiller? ‚Da werden Weiber zu Hyänen!' O, wenn ich sie jetzt hier hätte, sie sollt' es zu hören kriegen in ihr Porzellanpuppengesicht hinein, daß sie die Vergißmeinnichtaugen niederschlagen müßte vor dem ungeschmeichelten Spiegelbilde, das ich ihr vorhalten würde!"

„Liebe Tante," sagte er, „gerade weil es so ungeheuerlich ist, kann ich nicht glauben, daß sie selbst es lange aushalten wird, mit diesem steinernen Herzen herumzugehen und sich für das, was ein Toter ihr angetan, an zwei Lebenden zu rächen, von denen die eine ihr eigen Fleisch und Blut ist. Du wirst sehen, das Jahr geht nicht zu Ende, eh' sie sich besinnt auf das, was sie sich und uns schuldig ist, auch wenn ihre Frömmigkeit ihr nicht dabei hilft. Laß nur Luitgarde ein bißchen blasser und magerer werden und das Lachen verlernen — aber freilich, darauf kommt alles an. Wenn sie nicht sieht, daß ihr Kind an ihrer Selbstsucht zu Grunde gehen würde, daß sie auch ihren Liebling opfert dem Götzen ihres Hasses, der übers Grab fortdauert — wenn Luitgarde sich nach kurzer Zeit darein findet, mich aufzugeben, weil es die Pflicht einer gehorsamen Tochter sei, auch den unvernünftigsten elterlichen Willen ohne Murren über sich ergehen zu lassen — aber nein, wie ich Luitgarde kenne —"

Die Alte schüttelte langsam den Kopf. „Wie gut kennst du sie denn, armer Verliebter?" sagte sie. „Liebe macht blind. Ich selbst habe auch große Stücke auf das Kind gehalten, aber vernarrt war ich nicht in sie und habe gesehen, daß sie immerhin kein vollkommener Engel ist, wenn auch ein Menschenkind mit seltenem Gemüt und Verstand. Nur, mein armer Neffe, ein Weib ist sie auch und durch dich selbst verwöhnt, und du darfst dich nicht wundern, wenn sie in ihrem verhätschelten kleinen Herzen bitterböse darüber ist, daß es für dich irgend eine ‚moralische Unmöglichkeit' geben konnte, wo ihr Besitz auf dem Spiele stand. Und das wird sie dir, bei all ihrer Zuneigung, so leicht nicht verzeihen. Denn den harten Kopf hat sie von der Mama, das einzige, was sie der verdankt. Wollte Gott, sie könnte mit dem Papa tauschen, der nur allzu nachgiebig ist, sonst würde er die beiden verdrehten Frauenzimmer gehörig kuranzen und zur Raison bringen und mit dem jungen Pfaffen ein bißchen Fraktur reden. So aber — ich will gern mit meiner schlimmen Ahnung durch die Ereignisse blamiert werden, aber ich kann mir nicht helfen, ihr dauert mich alle drei, mein armer Bruder nicht zuletzt, von dem ich weiß, daß er dich wie einen leiblichen Sohn ins Herz geschlossen hat."

Achim stand auf und verabschiedete sich von der alten Freundin, deren Unheilsahnungen ihn um so tiefer verdüsterten, da sein eigenes Herz ihm nichts Tröstlicheres weissagte. Er versprach, sich oft bei der Tante sehen zu lassen, und hielt Wort, immer nur, wenn er wußte, daß er sie allein treffen würde. Allen anderen bekannten Gesichtern wich er aus. In den Häusern, wo er bisher verkehrt hatte, ließ er sich nicht blicken und schützte, bei zufälligen Begegnungen auf der Straße, die Notwendigkeit vor, sich in seine neuen Verhältnisse einzuarbeiten, da er bald nach seinem glänzenden Examen als Hilfsarbeiter im Ministerium des Inneren angestellt worden war.

Man durchschaute natürlich den Vorwand, verschonte ihn aber mit zudringlichen Fragen und Einladungen. Daß seine Verlobung, noch ehe sie veröffentlicht worden, zurückgegangen sei oder jedenfalls einen Aufschub erlitten habe, hatte sich unter der Hand herumgesprochen. Seine ernste Miene und völlige Vereinsamung bestätigten das Gerücht. Aber die Achtung, die er genoß, half ihm dazu, daß kein gemeiner Klatsch sich an seinen Namen heftete.

So fuhr er fort, in dumpfer Lähmung jedes Lebensmuts und Frohgefühls seine

tägliche Schuldigkeit zu tun. Es war nicht Hoffnungslosigkeit, was ihn lähmte; bei jeder Klingel des Briefboten fuhr er auf, als ob eine Botschaft auf seiner Schwelle stünde, die ihm die ersehnte Erlösung aus diesem schauerlichen Zustand zwischen Glauben und Verzweifeln bringen würde. Aber die Wochen und Monate vergingen, kein Laut der Liebe und des Glücks drang zu ihm herüber. Die Stille hätte nicht tiefer sein können, wenn die Erde sich aufgetan und das Schlößchen, unter dessen Dach er so viel Wonne und Qual erlebt, in ihre Tiefe hinabgeschlungen hätte.

* *
*

Gleich am Tage nach seinem ersten Besuch hatte er die große Photographie der Sistina in Tante Leopoldines Wohnung geschickt, mit einer Zeile dazu, die anfragte, ob die hohe Frau, die von ungastlichen Seelen zurückgewiesen worden, bei ihr Aufnahme finden würde.

Als er einige Tage später sich wieder bei der Alten blicken ließ, umarmte sie ihn und küßte ihn auf den Mund. „Liebster Neffe," sagte sie — „denn deine Tante bleib' ich, auch wenn mein armer Bruder dich nie zum Sohn bekommen sollte —, du weißt nicht, was du mir mit diesem Geschenk angetan hast. Es ist, als wäre mein ganzes Dasein um zehn Stufen erhöht worden durch die Nähe dieses wunderbaren Bildes. Ich habe es nicht in mein Wohnzimmer gehängt, teils weil das kleine Alltagsgetriebe sich nicht vor diese heiligen Gesichter getrauen darf, teils auch weil ich nicht möchte, daß du jedesmal, wenn du kommst, an die Stunde erinnert würdest, wo angesichts dieses Bildes zum erstenmal die Kluft zwischen dir und der kleinen engen Seele sich auftat, zu der du so gern ein kindliches Herz gefaßt hättest. Es hängt in meinem Schlafzimmer, meinem Bett gegenüber; mein erster Blick wie mein letzter trifft die großen Augen des göttlichen Kindes, und ihm verdank' ich's, wenn ich, nachdem ich ein ziemliches Weltkind gewesen bin, auf meine alten Tage noch so etwas wie einen Morgen- und Abendsegen bete." — —

So kam Weihnachten heran.

Es wurde Achim schwer, auch an diesem Feste stumm zu bleiben, wo die Friedensbotschaft ergeht an alle Menschen, die guten Willens sind. Doch glaubte er keinen Bruch seines Wortes zu begehen, wenn er einen großen Korb mit den kostbarsten Rosen an Luitgarde schickte, der genau am Heiligabend bei ihr ankommen sollte.

Tante Leopoldines Einladung, den Christabend bei ihr zuzubringen, hatte er abgelehnt. Als er am zweiten Feiertag zu der gewohnten Teestunde kam, reichte sie ihm stillschweigend mit trauriger Miene einen offenen Brief, nicht von ihrer Nichte, wie er im ersten Moment geglaubt hatte. Miß Ruth hatte an die Tante geschrieben, mit der Bitte, Achim im Namen seiner Braut für den herrlichen Blumengruß zu danken, da auch sie ihr Versprechen gegen die Mutter halten müsse. Zugleich bat die treue Seele in ihrem eigenen Namen inständig, in Zukunft auch nicht durch eine solche Sendung alles wieder aufzuregen, was das arme Kind mühsam in seinem Herzen zur Ruhe gebracht. Sie sei beim Anblick der Blumen in ein so jammervolles Weinen verfallen, habe die Nacht kein Auge zugetan und gehe nun umher wie eine Nachtwandlerin, daß es zum Erbarmen für alle sei, die sie liebten. Achim möge nur fest vertrauen, daß nichts ihn aus dem Herzen seiner Geliebten verdrängen könne. Aber selbst der Anblick dieses trostlosen Grams habe das Herz der Mutter nicht zu rühren vermocht, und so sei nur auf die Hilfe des Herrn zu hoffen, der ja noch größere Wunder gewirkt und auch diesmal denen, die auf ihn bauen, seinen Schutz und Schirm bieten werde, sobald die Zeit erfüllet wäre.

Achim gab den Brief, ohne ein Wort zu sagen, zurück. Sein Herz war bis zum Rande mit Bitterkeit erfüllt, er wußte aber, daß die alte Freundin nur eines Anstoßes bedurfte, um auch das ihre zu entladen in so derben Worten auch über den schwachmütigen Gehorsam seiner Liebsten, daß ihn dieser Wolkenbruch ehrlicher Entrüstung nur tiefer verstimmt haben würde.

Seit jenem Tage versagte er sich's streng, sich mit trügerischen Hoffnungsbildern zu trösten. Wenn die Augen des geliebten Mädchens vor ihm auftauchten, ihre Stimme in seinem Ohr erwachte, vertiefte er sich mit um so größerer Heftigkeit in irgend eine

schwere Arbeit, als ob es gegen eine dämonische Versuchung sich zu wappnen gälte. Über Tag ging er nur aus, wenn er ins Bureau mußte. War es dann draußen dunkel geworden, so streifte er stundenlang in den Straßen herum, um seinen Körper müde zu machen und schlafen zu können. Oft genug versagte dies Mittel. Er stand dann mitten in der Nacht auf, setzte sich ans Klavier und spielte Bach und Beethoven, bis seine Sinne sich beruhigten. Auch die Musik war ihm kein Genuß mehr, nur ein Betäubungsmittel.

Im folgenden Winter hatte er sich so weit wieder zurechtgefunden, daß er die Gesellschaft der Menschen nicht mehr streng vermied. Doch besuchte er nur wenige Häuser, solche, in denen er eines wirklichen Freundesanteils gewiß war. Zu Tante Leopoldine war er einmal in jeder Woche gekommen. Das hörte dann leider auf.

Denn die treue Alte, die ihn mit Kummer in seine Schwermut wie in ein festes Gefängnis sich einschließen sah, wollte ihm um jeden Preis wieder ans helle Licht des Tages heraushelfen.

Sie lud eine entfernte junge Verwandte zu sich ein, die auf einem abgelegenen Gut in der Altmark sehr freudlos zwischen ihren alten Eltern hinlebte. Diesen stellte sie vor, daß sie es ihrer Tochter schuldig seien, ihr womöglich zu einem besseren Glück zu verhelfen, als ihr bevorstand, wenn sie als ein altes Landfräulein verkümmerte. Sie kannte das gute Wesen aus einer Photographie, die sie in dem Reiz einer eben aufgeblühten unschuldigen Mädchenblume darstellte. Ihre leibhaftige Erscheinung widersprach dem Bilde nicht.

Sofort spann die Alte einen feinen Plan, den halb und halb entlobten trauernden Neffen durch eine neue Liebe ins Leben zurückzuführen. Sie vertraute dabei auf das musikalische Talent der jungen Vetterntochter, das in der Stadt durch eine gute Lehrerin weiter ausgebildet werden sollte. Auch war Achim arglos und gutmütig genug, sich für das Klavierspiel der blonden Agnes zu interessieren und, da sie rasche Fortschritte machte, sogar einen Abend vierhändig mit ihr zu spielen. Als aber Tante Leopoldine unvorsichtig genug war, eine anzügliche Bemerkung darüber zu machen, wie harmonisch die vier Hände sich ineinander fügten, erkannte er, in welches Netz er verstrickt werden sollte, und blieb von da an unter allerlei Vorwänden weg.

* * *

Darüber waren drei Jahre vergangen.

Achim war längst zum Regierungsrat ernannt und, da man seine große Begabung erkannt hatte, mit Arbeiten überhäuft worden. Das war ihm gerade recht gewesen, als Hilfsmittel gegen die Versuchung zu fruchtlosem Brüten. Und so hatte er sich die größten Anstrengungen zugemutet, Nächte durchgearbeitet, sich durch Reizmittel aufrecht gehalten, bis seine Kraft endlich zusammenbrach.

Als er von einer heftigen Erkrankung genesen war, drang der Arzt darauf, daß er einen ganzen Winter nur seiner Wiederherstellung lebe und auf alle Arbeit verzichte. Der erbetene Urlaub wurde ihm bereitwillig gewährt. Er reiste in den ersten Oktobertagen nach dem Süden ab, und da er sich noch zu schwach fühlte, Museen und Kirchen zu durchwandern und Kunstschätze zu genießen, machte er erst in Sicilien Halt und mietete in Catania eine kleine Wohnung im Hause guter Leute, die für seine Verpflegung sorgten und ihn nicht störten, wenn er in ihrem Weinberg und Gärtchen stundenlang, in seine Gedanken vertieft, herumwandelte.

Dabei gedieh er nicht nur an leiblicher Kraft und Frische, sondern auch sein Gemüt stärkte sich wieder so weit, daß er an allem Schönen und Herrlichen der alten Mutter Natur wieder eine unverbitterte Freude empfand und keinen unerreichbaren Wünschen gestattete, ihm seinen Frieden zu zerrütten. Auch lebte er hier wie in einem weltabgeschiedenen Asyl, wo nur die großen Bilder einer vergangenen Zeit, von den Tagen, da griechische Völker dies Trinakria bewohnt hatten, bis zu den an ihre Fabelzeit erinnernden Heldenkämpfen der Tausend von Marsala, seine Phantasie beschäftigten. Er las nur die sicilianischen Geschichtschreiber, keine heutige Zeitung, keinen Brief. Denn er hatte zu Hause die Weisung hinterlassen, daß ihm nichts nachgeschickt würde, und nur seinem Chef für alle Fälle ange-

geben, wo ein dringendes Schreiben ihn erreichen würde.

Als das neue Jahr angebrochen war, machte er sich auf, die Insel nach allen Richtungen zu durchstreifen, mit unendlichem Genuß. Von Palermo aus trat er im April die Heimreise an. Er landete in Livorno und hielt sich eine Woche in Florenz auf, da er es nicht übers Herz bringen konnte, an gewissen Lieblingen in den Uffizien und Santa Maria Novella vorbeizufahren. Rom hatte er nicht berührt. Er fürchtete, sich dort nicht losreißen zu können, und sein Urlaub ging am ersten Mai zu Ende.

So war er gegen Ende des April nach Trient gelangt, seiner letzten Station, eh' er mit dem Blitzzug Rom-Berlin ohne Aufenthalt nach Hause zurückkehren wollte. Noch eine Nacht hatte er in dem behaglichen Hotel nahe dem Bahnhof geschlafen, zum letztenmal seinen Koffer gepackt und ihn am anderen Morgen zur Bahn geschickt, um noch die Stunde bis zum Abgang des Zuges zu einem Gang durch die stillen Straßen der schönen alten Stadt zu benutzen.

Als er die Treppe hinunterstieg, sah er einen Herrn ihm entgegen heraufkommen, an dem er achtlos vorbei wollte. Der andere aber stutzte bei seinem Anblick, blieb stehen und rief mit dem Ton des höchsten Erstaunens: „Ist es möglich? Sie hier? Nein, eine solche Überraschung! Wo kommen Sie denn her, Bester, und wo wollen Sie hin?"

Achim hatte ihn sofort erkannt und eingesehen, daß es unmöglich war, sich loszumachen, so peinliche Erinnerungen die Begegnung in ihm weckte.

„Es freut mich sehr, Sie begrüßen zu können, Herr von Schlieben, nach so langer Zeit, freilich nur auf einen Augenblick. Ich bin im Begriff, mit dem nächsten Zuge weiter zu reisen, ich werde in Berlin erwartet."

„Mit dem nächsten Zuge, dem Luxuszuge? Nun, da haben Sie noch fast eine Stunde Zeit, verehrter Freund. Nun erinnere ich mich, Sie waren ja den Winter in Alexandrien — oder nein, in Kairo — nicht? Nun, gleichviel, Sie haben das bessere Teil erwählt, unser märkischer Winter war greulich. Dafür werde ich jetzt belohnt, indem ich beim schönsten Frühlingswetter in den Süden reise, nur bis Venedig, wissen Sie, alle Welt sagt aber, für Hochzeitsreisende gebe es kein besseres Ziel als die Stadt der ewigen Trauer — gerade wegen des Gegensatzes, wenn man sein junges Glück in einer schwarzen Gondel — na, ich bin kein Dichter, da aber auch Luitgarde damit einverstanden war —"

Achim fühlte einen Stoß gegen das Herz bei diesem Namen. Er mußte sich an das Treppengeländer halten und brachte nur mühsam die Worte hervor: „Sie reisen — nach Venedig — mit —"

Dem anderen entging die Wirkung nicht, die seine arglosen Worte hervorgerufen hatten. Mit einem gutmütigen Nicken sagte er: „Es scheint, daß meine Mitteilung Sie unangenehm überrascht hat. Ich dachte aber wahrhaftig, gewisse Dinge lägen längst hinter Ihnen, und daß Sie auf meine Verlobungsanzeige nicht reagiert haben, nicht einmal mit einer Visitenkarte p. f., habe ich mir so ausgelegt, als hätten Sie sich längst darüber getröstet, daß unsere kurze Vetternschaft so bald eingeschlafen sei. Na, ich hatte an so ganz anderes zu denken, darum keine Feindschaft, lieber Blankenhagen!"

„Ich wußte in der Tat nicht," sagte Achim, der sich inzwischen gefaßt hatte — „ich habe seit Monaten weder Zeitungen noch Briefe aus Deutschland erhalten — nachträglich meinen besten Glückwunsch!"

„Ja, wahrhaftig," versetzte Bernd, und über sein frisches, breites Kindergesicht flog ein vergnügtes Lächeln, „Glück habe ich gehabt, mehr Glück als Verstand. Da Sie von der ganzen modernen Weltgeschichte in Ihrer Einsiedelei nichts erfahren haben, wissen Sie wohl auch nicht, daß unser alter Schwiegerpapa einen kleinen Schlaganfall gehabt hat — nichts Lebensgefährliches — nur Lähmung der rechten Seite, auch die Sprache anfangs behindert, na, jetzt stammelt er wieder, Gott sei Dank, und der Kopf ist frei geblieben. Bloß das Gedächtnis, damit hapert's zuweilen, und da er nicht mehr seinen Namen schreiben kann und auch sonst großer Schonung bedarf — zur Bewirtschaftung des großen Gutes wird er wohl nie wieder frisch genug werden. Na, da ich nun doch einmal der Nächste dazu war, als Vetter und — ohne mir zu schmeicheln — mit meiner Kenntnis des ganzen

ökonomischen Krempels — kurz und gut, eines schönen Tages ließ mich Mama Karoline Erdmuthe kommen und fragte mich ganz unverblümt, wie es mit meinen Gefühlen für Luitgardchen stehe, ob trotz des Korbes, den sie mir damals appliziert, ich mich noch glücklich fühlen würde, wenn ich sie zur Frau kriegte. Der Papa müsse die Verwaltung des Gutes aus der Hand geben, ein zuverlässiger Verwalter sei schwer zu finden und der beste nicht halb so gut wie ein zur Familie gehöriger, dessen eigener Vorteil ins Spiel käme, und so, wenn ich ihr Schwiegersohn würde, sei der ganzen schlimmen Geschichte auf einmal abgeholfen.

„Sie können denken, wie mir das in die Krone fuhr. Mit tausend Freuden, sagte ich, würde ich meine unliebsam begrabenen Gefühle wieder hervorholen, aber zum Heiraten gehörten bekanntlich zwei, und ich glaubte, Luitgarde traure noch immer ihrem verflossenen Bräutigam nach, gegen den ich bei diesem unlauteren Wettbewerb jedenfalls den kürzeren ziehen würde.

„Das solle ich nur ihre Sorge sein lassen, sagte die Mama mit der ruhigsten Miene, die mir aber nicht sonderliches Zutrauen einzuflößen vermochte. Indessen — wer das Glück hat, führt die Braut heim. Der ‚kleine Napoleon' — Sie wissen, so nennt sie der Papa — siegte auf der ganzen Linie: nach wenigen Tagen, als ich mich auf ein Billet der Mama hin wieder einstellte, trat Luitgarde vor mich hin und erklärte mir, sie fühle zwar nur eine vetterliche Zuneigung zu mir, nehme aber meine Werbung an und verspreche, mir eine treue Frau zu sein.

„Mancher andere hätte sich vielleicht durch das todblasse Gesicht und die Leichenbittermiene, mit der sie das sagte, abschrecken lassen. Glückliche Bräute pflegen anders auszusehen. Aber ich hatte mir nicht einmal auf so viel Rechnung gemacht, ich bin nicht eitel genug, mir einzubilden, ich würde Ihr Andenken aus ihrem Herzen verdrängen können. Nein, ohne Spaß! Doch unter diesen Umständen, da eine Änderung der Lage ja nicht zu erwarten war und sie selbst nächstens zweiundzwanzig wird — und dann weiß man ja, die bloße Verliebtheit macht das eheliche Glück nicht aus, und ich, da ich soweit ein ganz passabler Kerl bin, kein großer Geist, aber noch bildungsfähig, wenn ich die rechte Frau kriege — und fest entschlossen, die meine auf den Händen zu tragen —

„Na, bis jetzt ist's ja auch ganz gut gegangen. Wir sind nach der Hochzeit, die nur klein war, des kranken Papas wegen, gleich abgereist, haben uns in Nürnberg, Regensburg, München und Bozen aufgehalten und Kirchen und Bilder besehen, was eine Passion von Luitgarden ist, und wofür ich ihretwegen entschiedenes Interesse heuchele, und werden nach acht Tagen in Venedig langsam nach Hause rutschen, um dort in aller Ruhe unseren Kohl zu bauen. Mit der Zeit, wenn sich noch was Junges dazu findet, hoffe ich — Aber ich sehe, Sie haben das Eisenbahnfieber, Verehrtester. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Vielleicht spendieren Sie doch noch zehn Minuten, um Luitgarden guten Tag zu sagen. Sie frühstückt auf ihrem Zimmer. Ich will ihr sogleich —"

„Bemühen Sie sich nicht, lieber Schlieben," sagte Achim hastig. „Ich zweifle, ob es ihr angenehm sein möchte, alte Erinnerungen wieder aufzufrischen. Empfehlen Sie mich ihr, wenn Sie überhaupt erwähnen wollen, daß wir uns getroffen haben; ich wünsche ihr das beste Glück und nun — leben Sie wohl!"

Er schüttelte dem anderen die Hand und wandte sich wieder der Treppe zu.

Bernd aber, der ebenfalls schon ein paar Stufen hinaufgestiegen war, blieb wieder stehen und rief ihm zu: „Das müssen Sie doch noch hören, werter Freund: Ihr intimer Feind, der junge Pastor Warncke — den alten haben wir vor sechs Wochen begraben —, er hält nach wie vor seine Bußpredigten, doch sein Publikum besteht fast nur noch aus alten Weibern. Wenn ich einmal mich in die Kirche verirre, nehme ich einen Roman mit, schwarz wie das Gesangbuch eingebunden, und höre auf sein hitziges Geschwöge mit keinem Ohr hin. Übrigens hat er vor acht Monaten richtig die Lischka geheiratet, den Racker, der's von jeher auf ihn abgesehen hatte. Sie hat ihn auch schon zum glücklichen Vater gemacht, der Junge kam ein paar Monate zu früh zur Welt — haha! — ist aber für ein Siebenmonatskind — haha! — ein draller Bursche, der schon

ganz so frech lacht wie seine schöne Mutter. Ja, was man nicht alles erlebt! Dieser Gotthold! Na, wie man sich bettet, so schläft man. Glückliche Reise, lieber Blankenhagen!"

* *
*

Als Achim nach der vierundzwanzigstündigen Fahrt, die er in dumpfer Besinnungslosigkeit überstanden hatte, in sein stilles Quartier am Tiergarten eintrat, fiel sein erster Blick neben dem hochaufgewachsenen Haufen von Briefen und Druckschriften auf ein kleines Paket, das eigens von seiner Wirtin beiseite gelegt war, weil es eine Wertangabe auf dem Umschlag trug. Ein kleinerer Brief, von etwas früherem Datum, lag darauf. Er erkannte die Handschrift schon von weitem. Mit zitternder Hand, noch in Hut und Reisemantel, wie er war, riß er das Couvert ab und las das Folgende:

„Ich schreibe Dir diese Zeilen, lieber Achim, die ersten nach den tödlich langen, stummen Jahren, mit Wissen der Mama. Daß Du ihr auch auf die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung meines geliebten Vaters kein teilnehmendes Wort geschrieben hast, obwohl Tante Leopoldine Dich doch davon in Kenntnis setzen mußte, hat mich tiefer geschmerzt als sie. Ich sah daraus, daß Dir mein Schicksal nicht mehr am Herzen liegt, daß ich tot für Dich bin.

Wenn ich einer Regung von Stolz Gehör gäbe, die mich zuweilen beschleicht, würde auch ich versuchen, das Andenken an Dich für immer aus meinem Herzen zu reißen. Aber so viel ich mir Mühe dazu geben möchte, es würde mir nicht gelingen. Dein Bild lebt zu tief und unzerstörbar in mir, und ich werde Dich erst vergessen, wenn mein Herz für immer stillsteht, nein, auch dann nicht, da uns ja ein ewiges Leben verheißen ist.

Darum schreibe ich Dir heute, obwohl ich nicht hoffen kann, etwas an dem damit zu ändern, was Du über mich und Dich beschlossen hast.

Heute morgen ist die Mama zu mir gekommen und hat mir gesagt, daß Vetter Bernd um meine Hand angehalten hat. Sie und der Papa würden es als ein Glück betrachten, wenn ich einwilligte, die Seine zu werden. Er würde dann die schwere Sorge um das Gut dem Papa abnehmen und mich zu ihrem Trost immer im Hause lassen. Da ich auch die einzige sei, die das stammelnde Sprechen des armen Vaters zu deuten versteht, ihm auch vorlesen und sonst die schwere Langeweile verkürzen helfen kann, wäre allen damit geholfen.

Ich war so furchtbar erschrocken, daß ich zuerst vor Herzklopfen kein Wort hervorbringen konnte. Ach, mein Geliebter, an eine Änderung meines traurigen Schicksals hätte ich nur gedacht, wenn ich Deine Stimme wieder hören würde.

Ich erwiderte endlich der Mama, ich betrachtete mich trotz allem dem noch immer als Deine Verlobte und könne an keine andere Verbindung denken, bis ich erfahren, ob ich für ewige Zeit auf Dich verzichten müsse.

Da sah sie mich mit den bösen, strengen Augen an, die Du kennst, mit denen sie mich aber in den langen drei Jahren nicht einmal angeblickt hatte, und sagte: ‚Ich sehe, du wartest auf unseren Tod oder auf deine Mündigkeit mit vierundzwanzig Jahren, wo du auch ohne die elterliche Einwilligung heiraten kannst. Wir wollen dich in diesem Entschluß nicht irre machen. Was aus uns dann wird, kann dir ja gleichgültig sein.‘

Damit wollte sie mich verlassen. Wie mich dies harte Wort traf — ich würde Dir's vergebens zu schildern suchen. Ich brach in Tränen aus, stürzte zu ihr hin und sank vor ihr nieder, indem ich sie beschwor, diese furchtbare Anklage zu widerrufen. Ich sei bereit, alles zu tun, was die letzten Tage meines Vaters erleichtern und ihr helfen könnte, die schwere Schickung zu tragen. Nur habe mich's eben so sehr überstürzt, sie solle mir Zeit lassen, mich zu besinnen, nach drei Tagen wolle ich ihr Antwort geben.

Lieber Achim, Du bist edel und hochherzig und weißt, daß das eigene Glück nicht entscheiden kann, wo sich's um teure Pflichten handelt. Du wirst mir nachfühlen, daß es auch für mich eine ‚moralische Unmöglichkeit‘ ist, meine alten Eltern im Stich zu lassen, um den Traum Deiner Liebe und

Treue bis an mein Ende im Herzen zu bewahren.

Noch einmal aber habe ich die Entscheidung in Deine Hand legen wollen. Wenn ich in den nächsten drei Tagen nichts von Dir höre, weiß ich, was Gott über mich verhängt hat, und werde mich mit toter Seele, aber ohne Murren in seinen Willen ergeben.

Deine Luitgarde."

Er starrte lange auf die festen, aber offenbar hastig hingeworfenen Zeilen, deren letzte von Tränenspuren verwischt waren. Dann öffnete er das kleine Päckchen, das den Poststempel des vierten Tages nach dem des Briefes trug. In einer flachen Schachtel lag das Armband, das er seiner Liebsten geschenkt, und der Ring, den er ihr am Tage nach dem Geständnis an den Finger gesteckt hatte. Eine Karte befand sich dabei, auf die nur mit Bleistift das eine Wort „Lebewohl!" geschrieben war.

Wie ein schneidendes Messer durchfuhr ihn der Schmerz, daß dies Wort über sein ganzes künftiges Leben entschied, der vernichtende Gedanke, daß ein tückisches Spiel der Verhältnisse ihn darum gebracht, gegen altes Irrsal wieder anzukämpfen und sich zu fragen, welche Pflichten die höheren seien, ob das, was er sich selber schuldig zu sein geglaubt, jetzt nicht hinfällig geworden sei durch die Macht unerbittlicher neuer Schicksale.

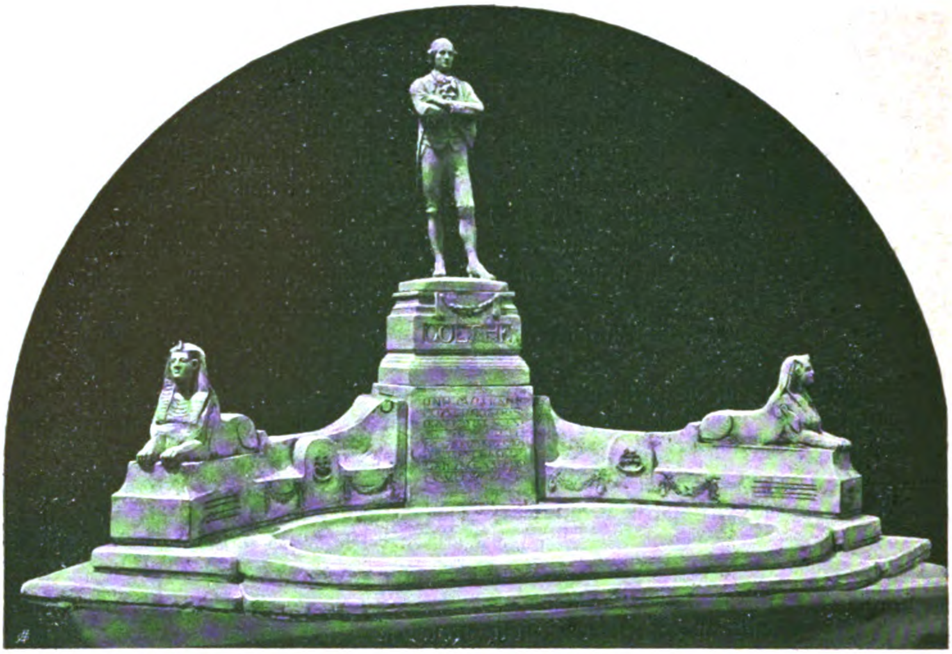
So saß er stundenlang, das Gesicht in die Hände vergraben. Als er wieder aufsah, war der letzte Rest von Jugend aus seinen Augen geschwunden, und eine Falte hatte sich in seine Stirn gegraben, die keine Lebensfreude je wieder glätten sollte.

Heimische Hügel

Heimische Hügel, himmelumblaute,
Sonnengeliebte, freudige Welt,
Denen der Knabe heimlich vertraute,
Was ihm zur Sehnsucht die Seele geschwellt.
Morgenrotfrühe mit schwindenden Sternen,
Wolken in schneeiger Gipfel Gestalt,
Schweigen des Mittags, umduftete Fernen,
Heiliges Rauschen im dämmernden Wald.

Euer gedenk' ich, ihr heimischen Hügel,
Unter des Südens Lorbeergesträuch,
Über die Weiten spannt ihre Flügel,
Über die Zeiten die Sehnsucht zu euch.
Hoch wie der Vogel, kreisenden Schwebens,
Wandert aus Süd' unterm Äthergezelt,
Sucht sie die Heimat, doch suchet vergebens,
Denn in mir selbst, ach, versank ihre Welt.

Wilhelm Jensen



Ed. Beyrer: Goethe-Denkmal. Wettbewerbentwurf für Straßburg.

Eduard Beyrer jun.

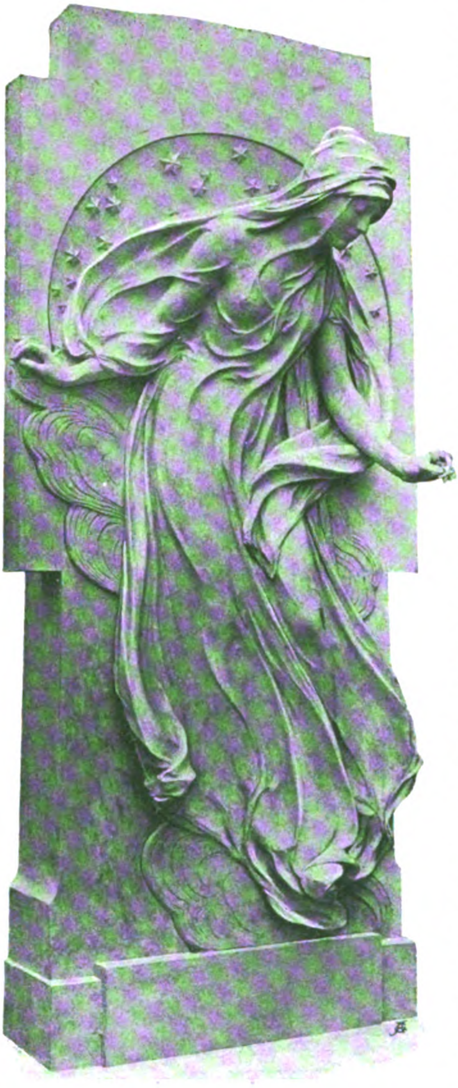
Von

Erich Haenel

Alljährlich, wenn die großen Kunstausstellungen eine Übersicht über das frisch Geschaffene ermöglichen, wiederholen sich die Klagen über die ungünstige Stellung, die der Plastik im Kreise unserer künstlerischen Produktion beschieden scheint. Wie schwer wird es dem Publikum gemacht, heißt es da, sich ein klares Bild von den wirklichen Zielen der gegenwärtigen Bildhauerei zu schaffen! Wie wenig Einheitlichkeit, wie wenige Zeichen aber auch einer starken Eigenströmung spürt man aus der Überfülle des Ertrages heraus! Man prüfe seine persönlichen Eindrücke, man schaue sich die geschriebene Kritik darauf an: wann steht der Empfindung, einer hervorragenden Leistung der Malerei begegnet zu sein, die lebhafte, wirklich tiefgehende Erinnerung an irgend ein Bildhauer-Meisterwerk zur Seite? Natürlich gab es auch hier Ausnahmen; ein Meunier, ein Klinger steht hier, wie ein Böcklin dort, über der Zeit und ihrem Tagesurteil. Die simple Frage, wer unter den deutschen Bildhauern der Gegenwart den Kranz der Unsterblichkeit aus den Händen *aller* Zeitgenossen empfangen dürfe, wird das Publikum, wird die Kritik kaum beantworten können.

Und doch wäre es gänzlich verkehrt, zu behaupten, die Schaffensmöglichkeiten für unsere Plastik seien zur Zeit gering. Wer heute in deutschen Landen reist, dem mag die Schar eherner und marmorner Heroen, die auf Plätzen und Gassen allerorten ihr mehr oder weniger anspruchsvolles Dasein führen, eine fast antike Lust am Verewigen der menschlichen Erscheinung vortäuschen. Über die Denkmalswut unserer Tage ist schon manches bittere und manches kräftige Wörtlein gesprochen worden. Bekommt Bismarck dreihundert Denkmäler, so ist unser so verdienstvoller seliger Oberbürgermeister N. N.

wohl einer einfachen Büste auf poliertem Granitsockel wert. Und ebenso: leistet sich die Provinzialhauptstadt neben ihrem bronzenen Goethe noch einen marmornen Lessing, wird es in Hinterniedertupfenhausen gewiß auch noch zu einem galvanisch bronzierten Schiller langen. Aus solchen Gedankengängen entwickeln sich die Symptome der germanischen „Monumentalitis“, die den Eintritt der deutschen Bildhauerkunst ins zwanzigste Jahrhundert beschützt.



Ed. Beyrer: Grabfigur.

Die Frage nun, ob diese Kunst im Empfinden des Volkes wurzelt, ist hiernach wohl überflüssig. Was fürstliches Prachtbedürfnis und dynastische Rücksichten zum Schmuck der historischen Tradition, zur Pflege des monarchischen Bewußtseins entstehen lassen, hat ebensowenig ein innerliches Verhältnis zu dem künstlerischen Zeitgeist und Zeitbedürfnis wie das, was den Taten eines lokal oder beruflich eng begrenzten Comités entsprießt. Die Monumentalbildnerei, die aus solchen Aufträgen schafft, müßte einen Entwickelungsgang ganz anderer Art hinter sich haben, um bodenwüchsig zu sein, um populär zu werden. Neben dem immer blutloser werdenden Klassizismus wuchs im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts ein Naturalismus auf, der sich in seinen Ausdrucksformen vielfach bewußt mit der kraftvollen Verve des Barock begegnete. Als mit dem neuen Kurs die Monumentalbildnerei Aufgaben von ungeahnter Ausdehnung erhielt, da fehlte fast alle Schulung, aber auch alle stilistischen Eigentümlichkeiten für dieses Schaffensgebiet. So geriet die Plastik hier in die Bahnen, die sie heute noch vielleicht mit größerer Beweglichkeit, aber mit stets schwindender Frische und immer oberflächlicher werdendem Stilgefühl verfolgt. Möglichst großes Format, gute Porträtähnlichkeit, Ausstattung des Aufbaues mit ornamentalen oder allegorisch-plastischen Zutaten — das wurden bald die einzigen Anforderungen, die man an ein „monumentales“ Denkmal stellte, die einzigen Kennzeichen des fertigen Werkes. Mit der Monumentalisierung der Porträts selbst, dem ersten und vornehmsten Mittel, das simple Abbild der Persönlichkeit uns sub specie aeternitatis verständlich zu machen, versuchen es nur wenige; noch wenigeren will auch die Form einer Redigierung der Natur gelingen. Das zweite Erfordernis, die Wahrung des inneren künstlerischen Zusammenhanges zwischen den plastischen und den architektonischen Teilen, sehen wir vielleicht etwas öfter erfüllt. Haben doch hier Männer wie Schmitz, Pfann u. a. von der anderen Seite aus nahezu vollendete Vorbilder geschaffen. Auch einem Bildhauer wie Hildebrand ist da an dem Wittelsbacherbrunnen in München, dessen Abbildung die Leser im Januarheft unserer Zeitschrift gefunden haben, ein Meisterwerk

geglückt. Aber die große Masse des zum Gedächtnis eines Geistes- oder Tatheroen heute Geschaffenen ist doch derart, daß der Ausdruck „Denkmalsproletariat", den wir im Jahrbuch der bildenden Kunst lesen, nicht zu scharf erscheinen kann.

Das Bild der gegenwärtigen Plastik hat also zwei fast gleich trübe Seiten. Die Kleinkunst krankt an Mangel der Existenzmittel, da ihr die verstehende Teilnahme des Publikums fehlt. Die großfigurige und Monumentalbildnerei arbeitet, durch Bestellungen gehetzt und verwöhnt, mit Elementen, denen man die Würde einer vornehmen und starken künstlerischen Eigenempfindung absprechen darf. Am Können, im Sinne der Fähigkeit, ein Stück Natur getreu und harmonisch im Material nachzubilden, liegt's nicht. Diese Handfertigkeit, im besten Sinne, ist vollauf vorhanden; gerade sie täuscht in ihren reifsten Verkörperungen so leicht darüber hinweg, daß der Mehrzahl der so gut gearbeiteten Brunnennymphen, Speerschwinger und Athleten der große Zug einer kraftvollen, individuellen Naturanschauung fehlt. Im Norden ein Zug zum Malerischen, Dekorativen — wenn man Berlin da als Zentrum und Begas als den Führer annehmen will —, im Süden, wo München und die bewußte Formenstrenge eines Hildebrand den Ton angeben, das Streben nach einer Vereinfachung der Formen im streng statuarischen Sinne, nach Schlichtheit und Würde des Ausdrucks, wobei archaisierende Anlehnungen nicht unterdrückt werden. So auch hier wieder ein Januskopf, in dessen Zügen verschwommene Zukunftsideen und ein klares Renaissanceempfinden sich seltsam wiederspiegeln.

Auf der Ausstellung der Münchener Sezession im Jahre 1894, der ersten im eigenen Hause an der Prinzregentenstraße, fiel unter den wenigen plastischen Arbeiten eine Bronzebüste „Maria" besonders auf. Über den feinen Zügen dieses Mädchenkopfes, von dessen schlicht gescheiteltem Haar ein Schleier zu beiden Seiten herabfloß, lag ein Hauch von melancholischer Anmut, wie er uns von den holden Wesen der Quattrocentokunst, den Engeln eines Filippo Lippi, den Madonnen eines Botticelli erinnerlich ist. Auch die eigentümlich knappe Behandlung des Körperlichen, die nur die für das Gesamtbild wesentlichen Flächen ausprägte, unterstützte diesen Eindruck. Die Süßigkeit dieses Mädchenkopfes, so ganz sie aus den verborgenen Tiefen einer reinen Empfindung zu quellen schien, hatte nichts Konventionelles, nichts von den leeren Augenblicksreizen der Marktschönheiten, die sich der besonderen Gunst des Publikums erfreuen dürfen. Der Name des Künstlers ist seit jenem ersten Auftreten nicht wieder von der Bühne verschwunden; heute gilt Eduard Beyrer jun. als eines der feinsten Talente der Münchener Schule, als eine der erfreulichsten Persönlichkeiten in der deutschen Plastik der Gegenwart.

Bei seinem Vater, einem jener tüchtigen Holzbildhauer aus dem kunstfreundlichen Gebiet der Voralpen, lernte der am 24. Oktober 1866 in München Geborene von frühester Jugend an das Handwerkliche des Berufs. Zwölf Jahre lang arbeitete er in diesem Atelier, aus dem eine Reihe von umfangreichen freiplastischen Werken für Kirchen hervorging. Die vierzehn Prophetengestalten an der Kanzel der Kirche zu Giesing zeigen vor allem eine rühmenswerte Sicherheit in der Wiedergabe gewisser naturalistischer Einzelheiten und eine Fülle ausdrucksvoller Bewegungsmotive. Die Ausführung in Holz, die von des Künstlers eigener Hand herrührt, läßt schon die Vertrautheit mit der Technik des jeweiligen Materials erkennen, die dem modernen Künstler heute oft so bedenklich fehlt, aus der allein aber sich auch eine Kenntnis der maßgebenden Stilgesetze entwickelt. Gerade bei Beyrer hat die frühe und so eingehende Beschäftigung mit dem echten Material eine ganz besondere Feinfühligkeit in allen Fragen der künstlerischen Stoffbehandlung gezeitigt. Als Schüler Wilhelm von Rümanns an der Münchener Akademie, der er sieben Semester angehörte, schuf er eine Grabfigur, die bei voller Beherrschung des formalen Problems schon all jene vornehme Anmut des Kompositionsgedankens verriet, die dem Schaffen des Künstlers später charakteristisch werden sollte. Die Gestalt der „Totenbraut", die auf einer in einfachen antiken Formen gehaltenen Bank sitzt, ist überwallt von einem feinen Schleier; der starre Ausdruck der jugendlich reinen Züge

wird dadurch seltsam gemildert, der Gegensatz zwischen der strengen Haltung des Körpers und den weich fließenden Falten der Verhüllung ist mit besonderer Feinheit behandelt und verleiht dem Werk einen durchaus individuellen Reiz. Wie stark den Künstler gerade dieser Vorwurf der Gewandbehandlung reizte, beweist die schöne Komposition des Grabmals von Frau Dr. M. 1898. Was bei einem Barockmeister wie Corradini, der die berühmte Figur der Pudicitia in S. Maria della Pietà de' Sangri zu Neapel schuf, nur als eine hohle Virtuosenleistung erscheint, ist hier in der Verklärung durch ein wahrhaft künstlerisches Stilempfinden von der stimmungsvollsten Wirkung. Das schwierige Problem, der Gestalt den Ausdruck des Schwebens zu erhalten, die doch in voller Ausdehnung an dem mächtigen, kreuzförmigen Stein festhaftet, ist mühelos bewältigt. Auch nicht ein peinlicher Erdenrest lastet mehr auf diesem holden Wesen: ein Teil des Äthers selbst scheint sie geworden, klar und friedevoll, den Sternen gleich, die um ihr Haupt kreisen.



Ed. Beyrer: Ritter. Votivstatuette.

Unter den Grabdenkmälern, die aus der Werkstatt des tätigen Künstlers hervorgingen, nimmt das für die Familie Valckenberg in Worms insofern eine Sonderstellung ein, als hier in einem Relief das Motiv der attischen Grabstele in freier Weise neubelebt auftritt. Es ist eine Scene des Abschieds, die sich hier abspielt; geht der Künstler nun insofern über die antike Vorstellung hinaus, die in der Zusammengehörigkeit der Familienglieder nur die Gefühle der zärtlichen Zuneigung durch einen kaum als wehmütig aufgefaßten Händedruck etwa leise betonte, so hält sich doch die streng statuarische Anordnung der einzelnen Gestalten, die in breiten Flächen arbeitende Gewandbehandlung, die Komposition mit dem bedeutungsvollen Herausheben der Vertikale ganz im Geiste hellenischer Reliefkunst. Mag auch vielleicht das Medaillonbild eines Engelhauptes, auf dessen weichen Zügen der Schlummer ruht, wie es die Bekrönung des in schwarzem Marmor ausgeführten Monumentes bildet, manchem als Symbol der ewigen Ruhe noch sympathischer sein, so dürfen wir doch jenes Relief besonders schätzen als einen Beweis für die von Einseitigkeit freie Gestaltungskraft des Künstlers.

Nachdem Beyrer, im Besitz des Reisestipendiums der Münchener Akademie, zwei Jahre in Rom verbracht hatte — aus dieser Zeit stammt der gemeinsam mit dem Wiener Architekten Josef Hoffmann ausgeführte Entwurf für das Münchener Friedensdenkmal —, finden wir ihn wieder in seiner Vaterstadt, wo ihm sein Fleiß und sein immer reicher sich entfaltendes Talent eine Reihe schöner Erfolge brachten. Leider ist derjenige seiner Entwürfe, der bis jetzt in monumentaler Form zur Ausführung gekommen ist, gerade für die spezifische Eigenart seines Schöpfers weniger kennzeichnend. In der Konkurrenz um den Luitpoldbrunnen in Kulmbach errang er, zusammen mit dem Architekten Martin Dülfer, den ersten Preis. So reizvoll auch die spielenden Putten aufgefaßt sind, die am Fuß des Obelisken sich um das Reliefporträt des Prinzregenten gruppieren, so viel liebenswürdiger Humor in der Komposition z. B. der mit dem Federvieh sich herumbalgenden kleinen Schelme steckt, so kann doch diese Arbeit in dem Werke des vielseitig schaffenden Künstlers nur einen untergeordneteren Platz einnehmen. Ein solcher ersten Ranges gebührt dagegen dem Entwurf, mit dem er bei dem Wettbewerb um das Straßburger Goethedenkmal den zweiten Preis errang. Die schlanke Gestalt des jungen Dichters in der knappen Rokokotracht gilt uns als eine der vollendetsten Verkörperungen jener Idealvorstellung, die gerade die Persönlichkeit des jungen Goethe in unserem nationalen Empfinden geschaffen hat. Zwar ist es nicht der Stürmer und Dränger, der nächtlich über die Sesenheimer Felder sprengt, aber die Majestät des Genies, das schon mit dem Scheitel die Sterne berührt, umweht dies apollinische Haupt, und die Ruhe, die jetzt über dem elastischen Gliederbau waltet, ist nicht die eingeborene der friedlichen Beschaulichkeit, sondern die im Kampf mit der inneren Glut mühsam erworbene, die das Gold der wahrhaften Menschengröße der Zukunft gewährleistet. Das ist die echte Monumentalisierung des Porträts, die wir früher als eine der Haupterfordernisse eines guten Denkmals bezeichneten. Die so oft zu etwas spielerischer, koketter Auffassung verleitenden Elemente des Rokokokostüms, das Spitzenjabot, der Dreispitz, die Eskarpins, sind in der schlichtesten Weise, wie skizzenhaft, behandelt. Die feine Hand, die auf dem untergeschlagenen Arm ruht, die klare Silhouette der Beine, alles das sind Faktoren, die auf die Stimmung hinarbeiten, deren Hauptaccent natürlich durch die Bildung des Kopfes selbst herausgeholt wird. Weit weniger glücklich als die Figur Goethes selbst ist der architektonische Teil des Denkmals. Vor allem die kokett lächelnden Sphinxe wollen gar nicht zu dem Ernst des jungen Helden passen, der ja schon die Anfangsphasen einer neuen, jene Zeit der frivolen Lebensluft zerschmetternden Kultur für uns verkörpert. Das flache Brunnenbecken, das sich vor dem Postament ausbreitet, schafft im Verein mit den schweren Seitenbalustraden eine etwas gedrückte Formenmasse, die nicht recht mit dem statuarischen Zentrum vermittelt ist. Jedenfalls aber darf unter der stattlichen Reihe von Goethestandbildern, die schon Deutschlands Städte bevölkern, der Straßburger Student von der Hand Beyrers einen Platz in der Sonne unseres nationalen Fühlens für sich in Anspruch nehmen.



Ed. Beyrer: Jugend. Bronzestatuette.

Zwischen die Entwürfe für Monumentalkonkurrenzen, die den Künstler immer wieder mit wechselndem Erfolg, aber stets wachsender Gestaltungskraft in der Arena sahen, fallen verschiedene kleinere Arbeiten. Wir erwähnen die „Jugend" genannte Statuette eines kauernden jungen Mädchens, das drei pickenden Küchlein in einer Schüssel Futter reicht, als eine besondere Probe feingestimmter naturalistischer Detailarbeit. Dann eine Brunnenherme, die aus zwei Krügen Wasser in ein vor ihr befindliches Becken gießt. Hier sind gewisse Motive des griechischen Archaismus höchst anmutig mit modernen Formen verquickt, und wieder wird das Ganze durch einen humoristischen Zug wirksam vereinheitlicht. Der in edelstem Material, getöntem und vergoldetem Marmor, ausgeführte Kopf einer heiligen Cäcilia ist von einer ganz individuellen Herbigkeit des Ausdrucks, die durch die Weichheit der technischen Behandlung doppelt reizvoll erscheint. Wieder echt monumentalen Geist atmet, trotz des bescheidenen Maßstabes, die etwa als Tafelaufsatz gedachte Statuette eines schwergepanzerten Ritters auf hohem, mit den Reliefs schreitender Löwen am Fuß geziertem Postament. Prachtvoll ist das schwere, von dem Prunkbehang fast ganz verhüllte Streitroß, ein kolossales, wuchtiges Tier, auf dem die Gestalt des Ritters, der den Schild in der Linken hoch emporschwingt, fast zu klein erscheint. Das Verhältnis der Reiterfigur zum Sockel ist hier glänzend durchgearbeitet, auch die Widmungsschrift ist im Charakter des ganzen Kunstwerks sehr geschmackvoll an der einen Breitseite angebracht. Unter den zahlreichen Porträtbüsten, die aus dem Atelier Beyrers hervorgingen, sei die des Münchener Historikers Grafen du Moulin-Eckart hervorgehoben. Ein kleines Meisterwerk lebensvoller Charakteristik ist auch die Porträtstatuette der in München sehr populären Überbrettldiva Marya Delvard, des Stars der Elf-Scharfrichter-Bühne. Das von schwerem Schwarzhaar umwallte blasse Antlitz der Diseuse taucht aus dem eng an-



Ed. Beyrer: Richard-Wagner-Denkmal. Entwurf für Berlin.

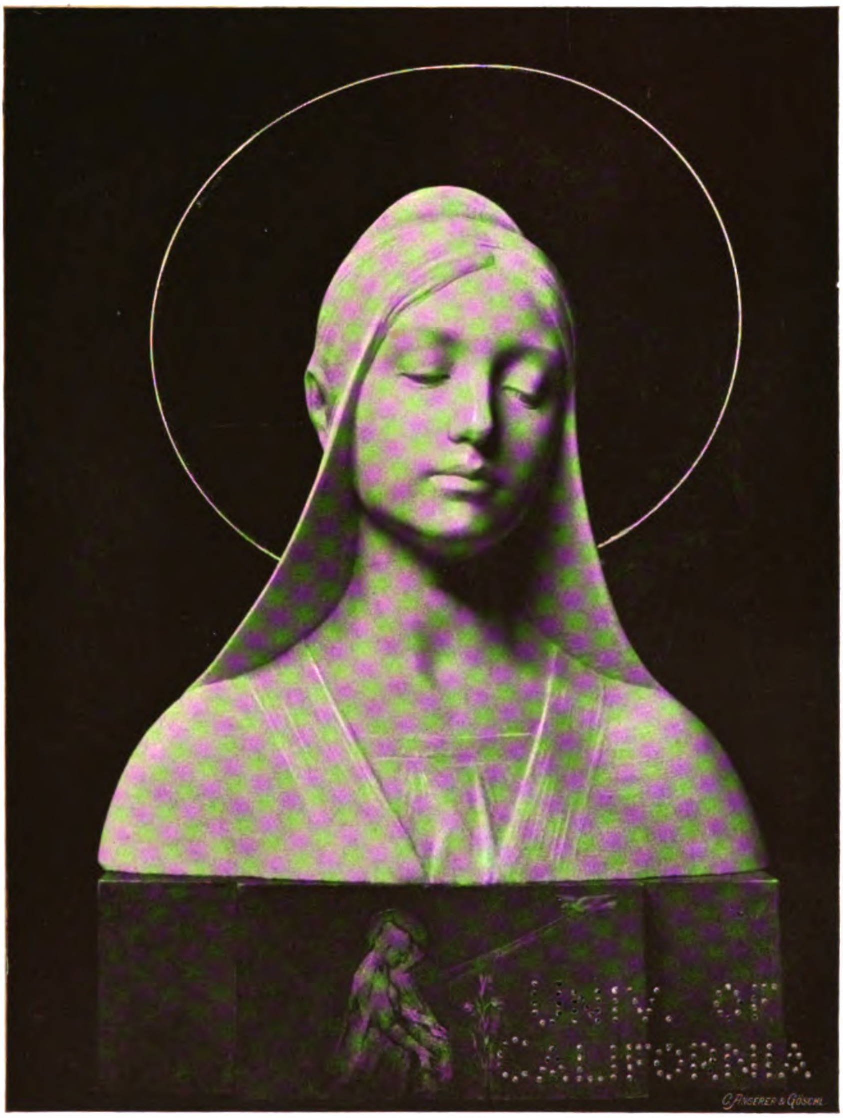
liegenden, vollständig schmucklosen schwarzen Sammetkleid beinahe gespensterhaft hervor, man meint die Worte des Wedekindschen Sanges zu hören, wie sie mit ihrer müden Stimme seufzt:

> Seit jenem Tag lieb' ich sie alle,
> Des Lebens schönster Lenz ist mein;
> Und wenn ich keinem mehr gefalle,
> Dann will ich gern begraben sein!

Das kleine Kunstwerk ist in Holz gedacht, nur Gesicht und Hände aus Elfenbein; die pikante Erscheinung des schon als getönte Gipsfigur außerordentlich lebensvollen Figürchens würde in diesem Material noch wesentlich gewinnen. Auf einer französischen Ausstellung möchte gerade diese Arbeit Aufsehen erregen.

Auf dem Boden der reinen Monumentalbildnerei treffen wir den Künstler, wenn er sich an dem Wettbewerb um das Berliner Richard-Wagner-Denkmal beteiligt. Heute, wo kein Zweifel mehr darüber besteht, daß der Entwurf Gustav Eberleins das Andenken des Bayreuther Meisters in der deutschen Reichshauptstadt festhalten soll, muß man es doppelt bedauern, daß Beyrers schöne Arbeit in der engeren Wahl keine ernste Berücksichtigung gefunden hat. Er faßt Wagner auf im Moment kraftvoller Inspiration: der Blick des lebhaft erhobenen Hauptes verliert sich in der Weite, während die Rechte den Rhythmus der innerlich vernommenen Melodie tastend begleitet. Nicht ganz überwunden scheint die allerdings nicht geringe Schwierigkeit, den kleinen Körper in der so durchaus unmonumentalen Zeittracht dem von intensivstem geistigen Leben durchglühten Kopf als beseelte Form harmonisch beizuordnen. Der schwere Sessel mag auf die Entfernung eine klare statuarische Wirkung fast vernichten. Dagegen verdient das Postament mit seinen ornamental gehaltenen Flachreliefs und seiner ernsten Profilierung das Lob echter Monumentalität. Angesichts der wenig befriedigenden Resultate, die dieser Wettbewerb ergab, hoffen wir, ein andermal werde man auf die Forderung einer lebens- oder überlebensgroßen Porträtfigur ganz verzichten und das Wesen der Wagnerschen Schöpfung eher durch einen architektonischen Aufbau, vielleicht mit plastischen Dekorationsteilen im Sinne einer schlichten Natursymbolik, zu treffen suchen. An Kräften, die in solcher Form Neues und Bedeutendes zu schaffen vermöchten, wird dann sicher kein Mangel sein.

Ein in allen Sätteln gerechtes Können, ein, ich möchte sagen instinktives Feingefühl für das künstlerisch Wesentliche eines plastischen Problems, ein in der Wiedergabe des Anmutigen, harmonisch Abgerundeten besonders glückliches Talent kann man nach all diesen Proben als die wesentlichsten Grundzüge von Beyrers Kunst bezeichnen. Um so mehr mußte es überraschen, als der Künstler zu Anfang des Jahres 1902 bei hervorragender Gelegenheit mit einer Arbeit hervortrat, die ihn mit einem Schlage in die erste Reihe unserer geborenen Monumentalbildner rückte. Seitdem er in dem Wettbewerb um das Hamburger Bismarck-Denkmal den zweiten Preis erhielt, ist sein Name in den weitesten Kreisen mit hoher Ehre genannt worden. Der Entwurf, den er in Gemeinschaft mit dem Architekten Fr. Rank lieferte, sucht an Einfachheit der Konzeption seinesgleichen. Über einem von wuchtigen Eckpylonen zusammengehaltenen breiten Unterbau erhebt sich, wie jener aus kolossalen Quadersteinen gebildet, ein riesenhaftes vierkantiges Postament. Und darauf steht Bismarck — in der bekannten Uniform seiner Halberstädter Kürassiere, in Küraß, Helm und Reiterstiefeln, mit langem, fast den Boden berührendem Mantel, die Linke auf den Pallasch gestützt, die Rechte ruhig herabhängend. Am Hals glänzt der Orden pour le mérite, an der linken Brust das Eiserne Kreuz. Was ist's nun, das diese Porträtfigur so ins Licht des Heroischen, Übermenschlichen rückt? Nicht nur die prachtvoll trutzige Stellung, wie er so gleichsam mit der Erde verwachsen, fest auf beiden Beinen steht, nicht nur die Zurückbiegung des Hauptes, die als Ausdruck einer siegesgewissen Energie zugleich dem Blick etwas Seherhaftes, magisch Weltentrücktes gibt. Allerdings sind diese beiden Momente wohl zu beachten: wie der Held fest in dem Boden wurzelt, auf dem er sich ewigen Ruhm errang, so durchdringt sein Blick schon den Schleier, der uns die Unendlichkeit umhüllt, und um das mächtige Haupt kreisen schon die Adler von Deutschlands fernem Geschick. Aber ein Element



Ed. Beyrer: Maria.

Zu Haenel: Eduard Beyrer jun.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

kommt noch hinzu, um dies gigantische Bildwerk dem Kreis normaler Denkmalskunst zu entrücken. Es ist die Quaderung, die sich vom Postament aus bis in die Helmspitze fortsetzt, die dem ganzen Werk den Charakter des Gemauerten, von Menschenhand Aufgetürmten gibt. Die Grenze zwischen plastischem und architektonischem Bildwerk ist so unmerklich verwischt. Das ist keine Statue mehr, wie sie sich unter den Meißelhieben aus dem rohen Stein herausschält: das ist ein Riesenmal, wie es eine Nation einem Helden türmt! Was Schmitz und Behrens versuchten, indem sie an einen kolossalen Steinturm, etwa in Gestalt der sagenhaften Stonehenge, die halb erhabene Gestalt des Wappenhüters anlehnten, das ist hier erfüllt. Aber das Resultat ist kein steinerner Archaismus, kein historischer Begriff wie der des „Roland“, dessen Manen Hugo Lederer in seinem gespensterhaft düsteren Bismarck ein seltsames Opfer brachte, sondern das Menschliche der stolzen Greisengestalt, die wir alle kannten, ist hier restlos in dem granitenen Riesenbau aufgegangen. Das ist echte Stimmungskunst, die nicht mit altertümelnden Zutaten zu arbeiten braucht, sondern aus der ruhigen Wirklichkeit den Formgedanken nimmt, der sich unter ihren Händen zum allen verständlichen Symbol titanenhafter Großheit, ewigkeitsnaher Unvergänglichkeit auswächst. Unvergänglich auch der Name des Ortes, der durch solches Denkmal zum nationalen Heiligtum geweiht wird!



Ed. Beyrer: Bismarck-Denkmal.
Entwurf für Hamburg.

Eduard Beyrer hat mit dieser Arbeit den Beweis erbracht, daß noch mehr in ihm steckt als ein feiner Beobachter der Natur und ein gestaltungssicherer Abwäger harmonischen Formenreizes. Es ist kein Zweifel, daß dieser letzte große Erfolg ihn ermuntern wird, in Zukunft bei ähnlichen Aufgaben noch seltener, als er's bis jetzt getan, im Kreis des Wettkampfes zu fehlen. Sein Bismarck war in unserer Zeit kleinlicher, schönfärberischer und prunksüchtiger Denkmalskunst eine ganze Tat. Möge ihm das Geschick beschieden sein, nicht als ein vielbewundertes Modell in einer Atelierecke zu verkommen. Unser Künstler aber, der den Höhepunkt seiner Schaffenskraft noch nicht erreicht hat, wird hoffentlich recht bald das Glück genießen, eines der Werke seiner Hand in dauerndem Stoff verewigt zu sehen. In der Geschichte unserer nationalen Kunst wird jedenfalls sein Name kaum wieder verschwinden.



Malwida von Meysenbug

Ein idealistisches Frauenleben

Von

Anna Brunnemann

Es gibt im Leben jedes Menschen, der immer strebend sich bemüht, Augenblicke und Zeiten, wo das allgemeine Suchen und Sehnen der Menschheit sich auch in ihm in einer individuellen Form ausspricht. Diese haben ein allgemeines Interesse; sie zeigen das ewige Antlitz des Einen, das in allem ist, in einer besonderen Auffassung.“

So sagt Malwida von Meysenbug, die einstige Märtyrerin der achtundvierziger Jahre, die Freundin und Vertraute der berühmtesten Männer und Frauen des neunzehnten Jahrhunderts, in den „Memoiren einer Idealistin“. Im Jahre 1876 erschienen, erregten sie hohe Bewunderung in der Gemeinde der geistig Großen. Später wurden sie ein wenig vom literarischen Lärm

der Zeit übertönt und dann im Jahre 1899 in neuer, vierter Auflage, von einer Ergänzung, dem „Lebensabend einer Idealistin", begleitet, der Welt wieder dargeboten. (Leipzig, Schuster u. Löffler.)

Wenn ein Menschenleben verdient, unter jenem eben ausgesprochenen erhabenen Gesichtspunkt dargestellt zu werden, so ist es dieses Einzeldasein auf großem, zeitgeschichtlichem Hintergrund, der dornenvolle Lebensgang eines sich selbst befreienden Individuums, das den Idealmenschen in sich erkannt hat und ihn nun durch tausend Hemmnisse hindurch von den Schranken seines Gebundenseins erlöst und zu herrlicher Entfaltung bringt.

Geboren wurde Malwida von Meysenbug als Tochter eines hohen Staatsbeamten zu Kassel mitten in den Miseren deutscher Kleinstaaterei am 28. Oktober 1816.

Des Landesfürsten Exil, wohin Malwidas Vater folgte, bedeutete für die Familie ein Nomadenleben, das dem scharf beobachtenden, viel reflektierenden Kinde eine Fülle von Eindrücken gab. Ein fester Wohnsitz wurde endlich in Detmold aufgeschlagen, wo trotz der Kleinheit der Stadt etwas geistiges Leben herrschte, an dem Frau von Meysenbug, eine schöngeistige Seele aus der Zeit der Rahel Varnhagen, ihre jugendlichen Kinder lebhaften Anteil nehmen ließ. Hier sehen wir das sechzehnjährige Mädchen, ganz einem schwärmerischen Idealismus hingegeben, zum erstenmal gelegentlich der Konfirmation um Lösung der höchsten Fragen ringen und quälendem Zweifel anheimfallen. Schließlich findet sie Trost durch das Wort Goethes: „Jedes tüchtige Streben rettet sich von innen heraus auf die Welt," und mit Energie sucht sie sich „aus dem Abgrund des Herzens und der unfruchtbaren Spekulation zur Betrachtung der Welt, zum Licht, das den Wissenschaften entströmt, zu nützlicher, praktischer Tätigkeit hinzuwenden". Zum erstenmal siegt das Kraftvolle in ihr. Sie kehrt sich mit Enttäuschung von der sogenannten großen Welt ab und sucht leidenschaftlich alles ihre geistige Entwickelung Fördernde. Vor Planlosigkeit und Zersplitterung schützte sie ihr für ein Mädchen ungewöhnlich scharfer Verstand.

In der Welt gärt es; die Ideale vom freien Menschentum und von edler Brüderlichkeit liegen überall in der Luft; auch Malwida erkennt mit starkem Lebensgefühl das große Anrecht der Individualität „an alles, was ihr nötig ist, um alles zu werden, was sie werden kann". Auch sie beschließt, mutig für dieses Recht zu kämpfen. Die Fesseln ihres vorurteilsvollen adligen Familienkreises beginnen sie trotz des darin waltenden Schöngeistes und ihrer schlichten Vornehmheit zu drücken.

Nur zu bald sollte sie mitten im Kampfe stehen, der um so schmerzlicher wurde, als sich damit ein erschütterndes Herzenserlebnis verband. Freundschaft, aus der eine tiefe, gegenseitige Neigung emporkeimte, zog sie zu einem genialen jungen Mann, dem Sohn des Predigers, der sie konfirmierte. Er hatte dem Studium der Theologie entsagt und war ein begeisterter Freiheitsapostel geworden. Ohne Zögern folgte Malwida dem Freunde in die scharfe Luft der Kritik, und eine kraftvolle Wechselwirkung zweier verwandter Geister vollzog sich. Die große Welt, die ihren Charakter nicht begriff und sie auf ihr Niveau herabzwingen wollte, bezichtigte den jungen Mann der geistigen Verführung, während es doch die „innere Logik ihres tiefsten Wesens war, die durch diesen Umstand ans Tageslicht gefördert wurde." Eine unüberbrückbare Kluft trennte ihr Fühlen und Denken bald von den Anschauungen ihrer gesellschaftlichen Sphäre; sie flüchtete sich in die freie Gemeinde der geistig Großen.

Malwidas Vater stirbt, noch ohne jene Kluft zu ahnen; seine letzten Gespräche mit der Tochter sind das einzige versöhnende Element aus jener Zeit. Der Freund scheidet, da er eine Redakteurstelle an einer größeren Zeitung angenommen hat. Die Familie, in beschränkten Verhältnissen, siedelt nach Frankfurt über. Dort herrliche Hoffnungen; der Flügelschlag großer Zeiten, Erfüllung aller Ideale verheißend, rauscht über sie hin. Malwida befindet sich mitten in dem Begeisterungstaumel des Frankfurter Parlamentes, dessen Sitzungen sie beiwohnt. Doch eiserne Gewalten zwingen das Überschäumende bald wieder in die stagnierenden Kanäle des Alltagslebens. Es kommt die Reaktion, die Enttäuschung, daß eine edle und begeisterte Tat fehlschlägt und viele

hochherzige Männer dabei nur Not, Tod und Verbannung finden. Solche Ereignisse reiften die Denkerin in ihr; ihr Entschluß, für die gescheiterten Ideen weiter zu kämpfen, ward unerschütterlich; sie erkannte es als hehrste Pflicht der Frauen, wenn das Elend der Zeit Opfer erheischte, die hohen Menschheitsaufgaben auch zu den ihren zu machen. Durch die gebieterischen Forderungen des Erlebten, aus eigener innerer Erkenntnis heraus, wird sie eine der Vorkämpferinnen für die Emanzipation der Frau. Und als sie durch die Verhältnisse der Familie gezwungen ist, wieder in das kleine Detmold zurückzukehren, um dort unter der überlebten, schwächlichen Schöngeisterei ein Leben geistiger Entbehrung und trauriger Tatenlosigkeit zu fristen, wird ihr auch die Notwendigkeit der ökonomischen Unabhängigkeit der Frau klar, die es ihr allein möglich machen kann, sich selbst zu erziehen, das dem innersten Wesen Fremde auszuscheiden, ein fertiger Mensch, an den großen Kulturaufgaben mitzuarbeiten.

In Detmold sieht Malwida den Freund wieder; aber das Unmögliche ist wahr geworden: er hat seine Liebe einer anderen Frau geschenkt. In versöhnter Milde nennt sie ihn später einen „Don Juan des Ideals", der in jeder schönen Seele das Ideal, von dem seine Phantasie erfüllt ist, zu finden glaubt.

Nun tritt der große Wendepunkt im Leben dieser Frau ein. Nach qualvollen Kämpfen schreibt sie: „In solchen Nächten entscheiden sich die Geschicke der Menschen. Wenn der Mensch siegreich daraus hervorgeht, so ist es, um auf ewig ein Kämpfer der Idee zu sein." Und als der Tag kam, hatte sie das Leben mit seinen harten Konsequenzen wieder auf sich genommen. Wieder offenbart sich hier das starke Individuum, das immer neue Hilfsquellen in sich entdeckt und, je tiefer der Schmerz in seinem Herzen gräbt, immer edlere Schätze aus den Urgründen des eigenen Lebens zu Tage fördert. Aus diesem schmerzvollen Hinabtauchen in sich selbst ging sie mit besserer Erkenntnis des Daseins hervor und mit höherem, reinerem Erfassen der eigenen Persönlichkeit, soweit sie geworden und soweit sie werden sollte. Sie wußte, daß ihre Weiterentwickelung auf dem Felde der Tat liege. „Ich schloß ab mit der Jugend, den Träumen der Vergangenheit und ging entschlossen der Aufgabe des reiferen Alters, der Tat entgegen. Ich wollte meinen Platz im Leben als ein verantwortliches Wesen, das sein Geschick nach seinen Grundsätzen bildet, erobern."

Ihr Plan war, Lehrerin zu werden und die Summe ihrer inneren Erfahrungen Mädchen und Frauen zu übermitteln. „Noch," schreibt sie, „sah ich meinen Weg nicht klar und wußte noch nicht, wie ich verwirklichen sollte, was ich in meinen Gedanken bewegte, aber ich fühlte, daß das Ziel meines Lebens hinfort sein werde, an der Emanzipation der Frauen von den engen Grenzen, welche die Gesellschaft ihrer Entwickelung gesteckt hat, und von den Kleinlichkeiten und der Unwissenheit, welche die Folgen davon sind, arbeiten zu helfen."

Zunächst dachte sie daran, nach Amerika zu gehen, auf eine junge Erde, wo die Arbeit „keine Schmach war wie in Europa, sondern ein Ehrentitel, durch welchen der Mensch seine Rechte in der Gesellschaft beurkundet". Da hörte sie von mutigen und begeisterten Frauen, die, denselben Ideen huldigend wie sie, in Hamburg eine Hochschule für das weibliche Geschlecht eröffnet hatten, an welcher den Mädchen dieselben vollständigen Mittel zur geistigen Unabhängigkeit geboten werden sollten wie den Männern auf den Universitäten. Malwida beschloß, zunächst diese Hochschule zu beziehen.

Die ersehnte Gemeinschaft groß denkender und fühlender Männer und Frauen erschließt sich hier ihrem dürstenden Geist. Was sie sich an Erkenntnissen für die neuen Lebensbedingungen der Frau durch herbe innere und äußere Kämpfe erworben hatte, hier sieht sie es frank und freudig ausgesprochen und schon praktisch in die Tat umgesetzt. Die ökonomische Unabhängigkeit der Frau möglich zu machen durch ihre Entwickelung zu einem Wesen, welches zunächst sich selbst Zweck ist und sich frei nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten seiner Natur entfalten kann, das war das Prinzip, auf welches die Anstalt der Freien Gemeinde zu Hamburg gegründet wurde.

Malwida suchte zunächst durch eifrige, vorwiegend naturwissenschaftliche Studien viele

Lücken der eigenen Bildung auszufüllen. Der Positivismus, zu dem sie bereits seit frühester Jugend hinneigte, gewinnt hierdurch immer festere Gestalt. Nach beendeter Studienzeit tritt sie als Lehrerin in den Verband der Hochschule ein. Als solche widmet sie sich der höheren Ausbildung der Frauen und volkserzieherischer Tätigkeit. Was sie dabei über die Mädchenerziehung aller Stände sagt, ist heute nicht neu; es bildet nur den Grundriß eines schon weithin ragenden Baues, an dem jedoch noch unendlich viel verbessernd ausgebaut werden muß, aber es sind Ergebnisse der tiefsten eigenen Erfahrungen, durch Nachdenken geläutert, von begeisterter Menschenliebe getragen. Als solche müssen wir sie doppelt hoch einschätzen, und manch goldenes Wort einer unserer tapfersten Vorkämpferinnen kann auch heute Frauen wie Männern nicht oft und nicht warm genug ans Herz gelegt werden: „Die Notwendigkeit," schreibt sie einmal, „die Erziehung auch auf die Frauen auszudehnen, wurde mir klar. Wie könnte ein Volk sich selbst regenerieren und frei werden, wenn seine eine Hälfte ausgeschlossen wäre von der sorgfältigen, allseitigen Vorbereitung, welche die wahre Freiheit für ein Volk ebensowohl wie für die Individuen verlangt? Wie könnte die Frau, in deren Händen die erste Erziehung des künftigen Staatsbürgers liegt, sein Herz und seinen Geist zur Erkenntnis seiner Pflichten heranbilden, wenn sie selbst sie nicht kennt, wenn sie kein Band zwischen sich und dem Leben ihres Volkes fühlt? Wie könnte der Mann je in vollem Umfang seine Pflicht im öffentlichen Leben tun, wenn ihm daheim nicht ein großes Frauenherz zur Seite stünde, das teilnimmt an seinen Interessen und bereit ist, ihnen, wenn es sein muß, sogar das persönliche Glück zu opfern?!"

Mit offenem, verständnisvollem Auge blickt sie auch in das soziale Leben und seine bittersten Notstände; sie reift zur sozial und solidarisch empfindenden Frau heran und beteiligt sich praktisch an dem großen Armenverein, der ebenfalls von den unermüdlichen Stifterinnen der Hochschule gegründet worden war.

Die Humanitätsgedanken, die politischen und religiösen Anschauungen Malwida von Meysenbugs wurzeln ganz im Boden ihrer Zeit; es sind Gedanken der Vorkämpfer, die ein enthusiastischer Idealismus erfüllte. Später stellt sie sich selbst diesem Idealismus kritisch gegenüber, indem sie schreibt: „Die politischen Flüchtlinge von 1848 waren Pioniere von Ideen, für welche ihre Zeit noch nicht reif war; deshalb wurde ihrem Streben der Erfolg nicht, deshalb gingen sie in ihrem Idealismus weit über die Grenzen hinaus, welche die Beschränktheit der historischen Entwickelung der Verwirklichung großer Ideen steckt, und deshalb konnten sie die rechten Mittel nicht finden, die im gegebenen Augenblick dem praktischen Reformator von selbst in die Hände fallen."

Die Freie Gemeinde in Hamburg muß aus Mangel an Geldmittel ihre Hochschule auflösen; jeder ideale Aufschwung wird erstickt durch den nüchternen Geist der Reaktion. Unaufhörlich treibt die Demagogenriecherei ihr schändliches Wesen, und Malwida wird aus Berlin, wohin sie sich wendet, der Korrespondenz mit Freiheitsmännern verdächtig, ausgewiesen. Da entschließt sie sich, wie so viele ihrer Gesinnungsgenossen, eine geistige Heimat in der Fremde zu gründen. Sie konnte keinen neuen Wein in alte Schläuche füllen, denn sie gehörte einmal längst nicht mehr zu jenen Naturen, „welche am Fortschritt der Gesellschaft arbeiten, indem sie alle Vorurteile schonen, die Sachen nur halb beim Namen nennen, um ein wenig zu erlangen."

Das arme adelige Fräulein von vornehmster geistiger Bildung beginnt in London das unruhvolle Leben einer Privatlehrerin, die in einem unfreundlichen Boardinghouse ihr kümmerliches Dasein fristet. Und gerade da verliert sich noch der letzte Rest von dem ihr innerlich nicht Zugehörigen: das adelige Fräulein eines deutschen Kleinstaates wird Weltbürgerin. Gemeinsame Ideale und gemeinsame Leiden verbinden in London die große internationale Demokratie; im Kreise der politischen Flüchtlinge, von denen sie zunächst nur Johanna Kinkel kannte, wird sie heimisch. Interessante Beziehungen knüpfen sich an; bedeutende Männer und Frauen aller Nationen treten in ihr äußerlich dürftiges Leben und erfüllen es mit Größe: Kinkel, Karl Schurz, Alexander Herzen, Garibaldi,

Massini, Orsini und später Richard Wagner. Keiner ihrer Freiheits- und Humanitätsgedanken geht spurlos an ihr vorüber, aber ihre Vernunft klärt sie; sie wird keine Fanatikerin. Immer bewahrt sie auch denen gegenüber, die den größten Einfluß auf ihre politischen und erzieherischen Anschauungen gewinnen, die scharfe Logik ihres eigenen Wesens. Unparteiisch zeigt sie uns die Schwächen ihrer Umgebung, deren Ideale sie teilt, ohne die zur Verwirklichung versuchten Mittel blindlings gutzuheißen. Nach furchtbaren Krisen des Zweifels an der Vervollkommnungsfähigkeit der Welt überhaupt — Krisen, die der Anblick des Londoner Elends und so manches Drama unter den politischen Flüchtlingen in ihrem vom hehrsten tätigen Mitleid erfüllten Herzen hervorriefen — ersteht in ihr die Erkenntnis, daß „einzig eine idealere Auffassung des Daseins das Dasein selbst schützt, die ideale Pflicht gegenüber dem starren Gesetz, das ideale Prinzip als Motiv der Handlung."

So reift die Idealistin heran, deren innere Wesenseinheit stets mit mutigem äußerem Handeln übereinstimmt. Mehr noch als das Was ihrer außergewöhnlich reichen Erlebnisse fesselt das Wie, weil sie selbst, stets sich selbst getreu, hinter allem steht und alles durch die Größe ihrer Auffassung adelt.

Unser Genuß an der Betrachtung dieser starken Persönlichkeit wird wesentlich dadurch gehoben, daß die „Memoiren" niedergeschrieben worden sind, als eine genügende zeitliche Entfernung die Fähigkeit verlieh, alles Nebensächliche auszuscheiden, große Züge, scharf umrissene Charakterbilder, reine und schöne Formen zu geben, das unerläßliche Kleine aber unter erhabenen Gesichtspunkten darzustellen. Jede Entwickelungsphase ihres eigenen Charakters steht als etwas Fertiges, künstlerisch Abgeschlossenes vor uns, und hätte dies überreiche Leben mit der einen oder anderen sein Ziel erreicht, es stände uns stets das Bild einer vollendeten Persönlichkeit vor Augen. Jede Entwickelungsstufe aber führt sie auf eine reinere Höhe, von der aus sich die Welt besser überschaut.

Am wertvollsten hatten sich ihre Beziehungen zu der hochherzigen Johanna Kinkel und zu dem geistvollen russischen politischen Schriftsteller Alexander Herzen gestaltet, dessen Werke in seiner Heimat verboten waren, und der nun von London (später von Paris) aus das Autokratenregiment in Rußland auf die unerschrockenste Weise bekämpfte. Die Beziehungen zu Johanna Kinkel fanden durch den tragischen Tod der Freundin, die sich in einem Anfall von Herzbeklemmung aus dem Fenster stürzte, ein jähes Ende. Die Beziehung zu Herzen sollte für alle Zeit bedeutungsvoll für ihr Dasein bleiben, denn der geniale Russe vertraute Malwida die Erziehung seiner Kinder an, zu denen sie eine geradezu mütterliche Zärtlichkeit hegte.

So fand Malwidas freiwillige Verbannung, die Zeit harter äußerer Entbehrungen, schließlich ihren Abschluß, als sie zeitweilig Mitglied des Hauses Herzen wurde. Sie trennte sich dann wieder von ihm und ging nach Paris, wohin Herzen ihr die jüngste Tochter Olga mitgab, um sie ihrer Erziehung ganz anzuvertrauen. In Paris trifft sie wieder mit Richard Wagner zusammen, der ihr Schopenhauer erschließt und ihr zugleich eine Erfüllung ihrer Ideale durch die Kunst verheißt.

Ihr innerstes Gefühl treibt sie vom Positivismus der Hamburger Periode wieder zu metaphysischen Ideen — hinter ihrem immer reger werdenden philosophischen Denken freilich stehen andere, größere als sie, Schopenhauer und dessen damals glühender Verehrer, Richard Wagner. Was sie aussprechen, stimmt mit dem von ihr innerlich Erstrebten und Erlebten so überein, daß sie sich, wie so viele Geister der damaligen Zeit, von Schopenhauer willig den Schlüssel des Lebensrätsels reichen läßt. Sie bricht die Schilderung ihrer Wanderjahre ab, denn ihr Leben ist nicht mehr öffentlich, ihr Denken nicht mehr individuell, und ihre „persönliche Geschichte hört auf, wenigstens für andere, von Wert zu sein." —

Noch einmal hat die Greisin später ihre Stimme erhoben, um dem scheidenden Jahrhundert das Vermächtnis ihres „Lebensabends" zu übergeben. Reich an inneren und äußeren Gnadengeschenken ist jeder Tag dieses Frauenlebens, das sich in höheren Daseinssphären, als sie die Wirklichkeit kennt, in den Tagen des Humanismus abzuspielen scheint, wo denen, die sich dem Kultus der Schönheit, Kunst und Wissenschaft ergaben,

jede Stunde reiche goldene Früchte in den Schoß schüttete. Dem langen Kampfe ist ein köstlicher Lohn geworden; „still beglückt hat das Wesen die Blüte seiner selbst erreicht; es versteht, in alle Daseinssphären denkend hinüberzublicken,“ von hohem Bergesgipfel aus, wo die Luft am reinsten und klarsten, wo man dem Himmel am nächsten ist. Malwida von Meysenbug hat die schöne Erziehungsaufgabe vollendet, und Olga Herzen lebt fortan als die glückliche Gattin des bekannten Pariser Professors Gabriel Monod in Versailles. In materieller Unabhängigkeit, als Verfasserin der „Memoiren“, einer Reihe von geistvollen Essays und von Romanen, die allerdings den schwächsten Teil ihrer literarischen Produktion ausmachen, weithin bekannt, als Persönlichkeit hoch verehrt, hat die Familie Monod Malwine ein stilles Heim in Rom geschaffen, wo sie heute noch lebt, und dort hat sich ihr Lebensabend zu einem ernsten, großen Feiertag gestaltet. Rührend und erhebend ist es, wie sie von Olga und Gabriel Monod, deren Kindern und Kindeskindern verehrt wird. Alljährlich bringt Olga, zuweilen mit ihrem Gatten, die Wintermonate in Rom zu, und das Zusammenleben mit der greisen Freundin, die wie eine Mutter, Groß- und Urgroßmutter von der ganzen Familie geliebt wird, verschönt deren leider in letzter Zeit durch Krankheit getrübte Tage.

Nur das ihr Wesensverwandte, wahrhaft Große tritt noch in ihren Bannkreis. Die geistig Bedeutendsten werben um ihre Freundschaft. Sie geben der einstigen Märtyrerin des Ideals ihr Bestes; wohl wohnte ihr die Kraft inne, allen ihr Bestes zu entlocken, und, vom Spiegel ihrer eigenen Seele zurückgeworfen, erscheint es noch geadelt, verklärt. Zeigte sie uns früher mit kritischer Schärfe und hoher Einsicht auch die Schwächen ihrer Umgebung, nun bietet sie uns nur deren edelste Züge. Wagner, Frau Cosima, Nietzsche, Liszt, die Fürstin Wittgenstein, der berühmte Baseler Professor und Verfasser der „Kultur der Renaissance“, Jakob Burkhardt, Paul Heyse, Lenbach und der vornehme Schöngeist Graf Schack waren und sind die bekanntesten aus diesem Elitekreis, dem sich geistvolle Männer aller Nationen anschließen. Schwärmerisch verehrte sie der junge Nietzsche, der ihre „Memoiren“ immer bei sich trug und ihre Bekanntschaft im Hause Richard Wagners machen durfte. Sie bot dem schon in früher Jugend von Leiden Gequälten für den Winter 1875/76 ein Asyl in Sorrent. „Wie mild und versöhnlich war Nietzsche damals noch,“ so schreibt sie, „wie sehr hielt seine gütige, liebenswürdige Natur noch dem zersetzenden Intellekt das Gleichgewicht.‘

Da Malwida in jener Zeit gerade viele Briefe von Frauen und Mädchen erhielt, die ihr infolge der „Memoiren einer Idealistin“ ihre Sympathie kundgaben, entstand der Gedanke, „eine Art Missionshaus zu gründen, um erwachsene Menschen beiderlei Geschlechts zu einer freien Entwickelung edelsten Geisteslebens zu führen, damit sie dann hinausgingen in die Welt, den Samen einer neuen vergeistigten Kultur auszustreuen.“ Nietzsche bot sich sofort als Lehrer an, doch scheiterte dieser utopistische Plan, das Kind eines überzeugten Idealismus und des noch schwärmerisch empfindenden jugendlichen Reformatorentums, aus Mangel an materieller Unterstützung.

Die tiefe Kluft, die später zwischen Nietzsche, der dem allzu selbstherrlichen Richard Wagner gegenüber seine geistige Unabhängigkeit behaupten wollte, und der Familie Wagner entstand, wirkte auch zerstörend auf Malwidas mütterliches Freundschaftsverhältnis zu dem jungen Philosophen. Sie erlebten beide die Tage von Bayreuth, die für Nietzsche, den fanatischen Anhänger der „Idee von Bayreuth“, den Verfasser der dithyrambischen Schrift: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, das Ende seiner Freundschaft bedeuteten. Sah Nietzsche bei der Erstaufführung des „Ringes“ das Übermenschliche, das sein kühnstes Denken erhofft, mit allzu menschlichen Eitelkeiten durchsetzt, aus seinen erhabenen Sphären herabsinken, so bedeutete diese Aufführung für Malwida die Verwirklichung eines hohen Kunstideals. Ihre Wege gingen auseinander von dem Tage an, da Nietzsche mit bitterer Enttäuschung und tiefem, aufrichtigem Schmerz Bayreuth verließ. Die weitere philosophische Entwickelung des jungen Freundes führte zu einer später immer zunehmenden Erkaltung. Die altruistische Idealistin verurteilt einmal den Verkünder der Herrenmoral in folgen-

den, für ihr innerstes Wesen charakteristischen Worten: „Das irdische Ich ist auch das Du, die universelle Einheit im Göttlichen, Erhabenen. Daher ist auch das Mitleid das wahrhaft Ethische. Das Ich Nietzsches ist die Verneinung aller Ethik, denn es ist das Ich in seiner impotenten Vereinzelung, der Egoist, und sei er noch so begabt.“ (Lebensabend, S. 346.)

Dennoch ließ Nietzsche nicht davon ab, ihr, der so hoch Verehrten, von Zeit zu Zeit die ergreifendsten Briefe zu schreiben, Briefe, welche wie ein Not- und Hilfeschrei aus seiner immer mehr zunehmenden äußeren und inneren Vereinsamung herausklingen, die er um so quälender empfand, als sein Krankheitszustand immer unerträglicher wurde.

„Obwohl,“ so heißt es einmal, „Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört, so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben — es wird wohl der letzte sein. Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen.“ Und ein andermal: „Sie erraten gewiß, daß mir von den Menschen fast nichts übriggeblieben ist. Die Jahre gehen dahin, und man hört kein Wort mehr, das einem noch ans Herz kommt.“ Endlich ertönt der verzweifelte Ausruf: „Gibt es denn keinen Menschen mehr, der mich liebt!“

Trotzdem sagte sich Malwida, die Anhängerin Wagners, völlig von ihm los, nachdem Nietzsche die Schrift „Der Fall Wagner“ veröffentlicht und sie einige vergebliche Versuche gemacht hatte, diesen furchtbaren Angriff auf seinen einstigen Freund zu mildern.

Im Jahre 1901 erschienen die „Individualitäten“. Hierin beleuchtet Malwida von Meysenbug in einem größeren Essay ihr Verhältnis zu Nietzsche und läßt eine Persönlichkeit vor uns erstehen, der wir nicht anders als mit jener heiligen Ergriffenheit näher treten können, wie sie uns angesichts eines tief tragischen Schicksals befällt. Sie läßt dem Edelmenschen volle Gerechtigkeit widerfahren und charakterisiert den Denker als hervorragenden Vertreter einer Übergangsperiode in der Kulturgeschichte des Kampfes zweier Weltanschauungen, die sich noch feindlich gegenüberstehen: der Altruismus und der egoistische Wille zur Macht. Dem ersten Nietzsche widmet sie Worte warmer Liebe, die er voll und ganz verdient hat. Sie hatte ihm eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit zu teil werden lassen, wofür er ihr einmal, eingedenk dessen, was sie Olga Herzen, was sie ihm gewesen, die herrlichen Worte schrieb: „Eines der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe, ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der Caritas.“

Der spätere Nietzsche, der rücksichtslose Individualist freilich, ward dem innersten Kern ihres Wesens, das zum Altruismus drängte, begreiflicherweise immer fremder. Milde beklagt sie jedoch bei aller Verurteilung der Nietzscheschen Philosophie, daß dieser edle Geist zerstört wurde, ehe sich das Tiefste in ihm zur vollen Reife entfalten durfte. „Die vielen Bände voll Aphorismen,“ so schreibt sie, „scheinen mir der lebendigste Beweis dafür, daß dies alles nur aus der Unruhe und dem Ringen des suchenden Geistes hervorgegangen war, der seinen Schwerpunkt, das Sonnenzentrum, um das in schöngeordneten Bahnen die Sterne leuchtender Gedanken kreisen, noch nicht gefunden hatte. Gewiß wäre das Grundprinzip dieser Philosophie nicht das der Herrenmoral und Sklavenmoral geworden. Diese Gegensätze sind nichts Neues; sie sind alt wie die menschliche Gesellschaft. Von jeher hat der edle, freie, bevorzugte Mensch sich unterschieden von den sklavischen Naturen und, oft unbewußt, eine Wirkung, eine Macht ausgeübt, der sich das Schwache, Beschränkte unterordnete, und der das Böse feindlich gegenüberstand. Aber der Wille zur Macht ist kein Prinzip einer höheren Lebensauffassung. Er ist auf den niedrigen Naturstufen einfach das Recht des Stärkeren und auf den höheren die Klippe, an welcher jede wahre Größe scheitert, wie es das Beispiel Napoleons I. unter anderem zeigt. Das ungestörte Recht freier Entwickelung ist ein solch höheres Prinzip. Aber unbeschränkte Freiheit des Handelns gibt es nicht. Die Bedingungen unserer eigenen Natur, die Pflich-

ten gegen die Gemeinschaft, in der wir leben, Wohlwollen, Liebe, alle Bande, die uns an andere knüpfen, sind Beschränkungen der individuellen Freiheit. Frei ist nur, wer die notwendigen Fesseln anerkennt und dadurch in dem Allerheiligsten seiner Seele nicht gestört wird."

Der Nietzsche einer dritten Epoche (die ihm nicht beschieden war) würde nach ihr zum Grundprinzip dieser Philosophie kein anderes gewählt haben als das bereits in der ersten Epoche ausgesprochene: „Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen weiß, ist: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten." Diese wenigen Worte umfassen auch für Malwida von Meysenbug die höchste Aufgabe, welche der Menschheit gestellt werden kann.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Darstellung, eine Beurteilung Nietzsches zu geben. Heute ist es uns nur von Wert zu sehen, wie sich sein Bild, vom Seelenspiegel Malwida von Meysenbugs zurückgeworfen, gestaltet, wie sich die „Idealistin" mit ihm auseinandersetzte. Es standen sich hier in der Tat zwei Weltanschauungen gegenüber, die zueinander keine Brücke mehr fanden, obwohl alles seelisch Vornehme beider Naturen anfangs zu einer tief innerlichen Wahlverwandtschaft geführt hatte. Wie sie, strebte Nietzsche danach, seinem Leben Charakter und Stil zu verleihen. Wie nahe mußte er demnach der Frau gestanden haben, die schon damals in einer Welt lebte, darin sich höchste geistige Kultur mit Schönheit und anmutiger Feinheit der Sitten vereinigte.

Auf dem Landsitz des großen italienischen Staatsmannes Marco Minghetti* schien ein neues Ferrara für Malwida von Meysenbug zu erstehen. Italienische Gelehrte und Kunsthistoriker suchten ihren Verkehr, um die subtilsten ästhetischen und ethischen Probleme mit ihr zu lösen. Immer mehr entfernt sich die Idealistin von der Kämpferin von einst und träumt den großen Traum Ruskins von der Veredelung des Individuums durch die Kunst, in der sie mit Recht eine hohe ethische Kraft erkennt.

Die Anhängerin Schopenhauers, die die Verneinung des leidenbringenden Willens zum Leben guthieß — nicht um wie so viele dem Pessimismus anheimzufallen, sondern nur um statt der flüchtigen Erscheinung die unvergängliche Idee zu suchen —, schätzt das Dasein, weil es das unvergängliche Element der Schönheit enthält und so die Möglichkeit bietet, „das Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten, es mit dem höchsten Inhalt, mit Ewigkeitswerten zu erfüllen." Vom Individuum geht sie über auf die Gesamtheit: durch edle Kultur soll die Menschheit zur wahren Freiheit geführt werden; ein Leben, ganz mit veredelnder Kunst durchsättigt, soll ihr erstrebenswerter werden als das materielle Glück. Die zunehmende Vergeistigung des Lebens aber soll die rohen Triebe und mit ihnen die Herdenproduktion einschränken und somit auch bessere materielle Bedingungen schaffen.

In das Land der Utopien vermag ihr der erfahrene Praktiker, der besonnene Denker nicht zu folgen. Nur die Idealistin, die an den Stätten höchster Bildung Heimische, konnte so bedingungslos von einer Verallgemeinerung dessen reden, was für die sie umgebenden Eliteindividuen leicht erreichbar schien. Möchten sich in Jahrtausenden diese Gedanken edler Humanität erfüllen, die uns heute noch wie Dichterträume anmuten!

Auch Malwida selbst hat die Erfahrung gelehrt, daß solche Träume bei dem langsamen Vorwärtsstreben der Menschheit noch unerfüllbar für die Gesamtheit sind. Auch auf ihrer idealen Höhe kennt sie Stunden, wo sie unter den unerbittlichen Enttäuschungen des Lebens leidet. Sie fühlt, daß die besten Wesen immer trauriger werden müssen, je weiter das Leben vorrückt, „weil sie immer mehr die unendliche Eitelkeit des Ganzen begreifen. Das Leben der Großen zeigt

---

* Der Tochter Minghettis, der geistvollen Gemahlin des damaligen deutschen Botschafters in Rom und heutigen Reichskanzlers Bernhard von Bülow, blieb Malwida innig befreundet. Sie schreibt darüber: „Es öffnete sich mir durch die Gegenwart des ausgezeichneten, noch so jungen Paares in dem schönen Palast der deutschen Botschaft in Rom ein lang entbehrtes, deutsches Heim, so wie es vor Zeiten durch Humboldt, Niebuhr, auch noch Bunsen, dagewesen sein mag, das in Bernhard von Bülow den durch edle klassische Kultur gebildeten Repräsentanten, in seiner Gattin die holde Erscheinung der Vereinigung südlicher Natur mit deutscher Bildung fand."

uns, mit wenigen Ausnahmen, immer dasselbe Schauspiel. Die Überzeugung, welche sich langsam aus der Erfahrung entwickelt, daß auch die schönsten Werke, die Schöpfungen der erhabensten Begeisterung, nur selige Träume großer Seelen sind und von der Menge unverstanden bleiben, und daß die ideale Reform, welche der Genius vollziehen will, wenn sie stattfindet, den Stempel der Vulgarität erhält, den ihr die Berührung mit der Wirklichkeit der Welt aufdrückt."

Aus ihren oft mit Goethischer Klarheit hingeworfenen Aphorismen können wir köstliche Schätze heben. Die einstige Achtundvierzigerin stellt ein hehres Ideal von sittlicher Freiheit auf: „Nur der, welcher sich unumstößlich gebunden fühlt durch das eingegebene, zum Bewußtsein gewordene Gesetz der sittlichen Würde, ist frei." Dieses Ideal hat sich geklärt unter allen Verirrungen menschlicher Schwäche, in die sie, wie so manche ihrer Aussprüche hoher Lebensweisheit zeigen, offen und ohne Prüderie hineinblickte. Und wenn die Achtzigjährige bekennt: „Ja, ich bekomme auch immer mehr Menschenverachtung, aber zugleich immer mehr Mitleid," so wird uns die nur noch auf idealen Höhen Wandelnde wieder menschlich näher gebracht, denn sie erkennt mit der Menschen Suchen und Irren zugleich ihr trauriges, erlösungsbedürftiges Gebundensein. Noch weiß sie, daß das Mitleid, das sie einst so tätig übte, stets von neuem aus edlen Seelen hervorquellen muß, um für die gesamte Menschheit ein wenig von jener inneren und äußeren Vollendung zu erringen, an der dies Einzeldasein so reich ist.

Malwida von Meysenbugs Lebensgang ist das erfüllte Streben: „Aus sich selbst das Höchste zu machen, dessen die eigene Natur fähig ist, und auch den Schwachen durch Güte und Beispiel dazu zu verhelfen." Hier offenbart sich die Lebenskünstlerin im Goethischen Sinne, die durch „immer strebendes Bemühen, durch die lauterste Übereinstimmung von Gesinnung und Tat, ihr Leben zu einem Kunstwerk gestaltet."

Immer mehr Gräber schlossen sich vor ihren Augen über hervorragenden Menschen. Ein jeder hatte ihr nur das Beste von sich gegeben und lebte durch dies Beste in ihr fort, bis die Achtzigjährige bekennt: „Das ganze Leben wird nach und nach Erinnerung, und es ist seltsam, diese innere Welt zu sehen, welche mit so vielen geliebten Bildern bevölkert ist, die da ihre Unsterblichkeit gefunden haben, wenn ihre irdische Erscheinung längst verschwunden ist." Und weiter: „Das Herz schließt endlich seine Pforten zu. Es ist ein Pantheon, in welchem schon alle Nischen mit geliebten und verehrten Bildern besetzt sind. Für neue ist kein Platz mehr da."

In ergreifender Weise nimmt sie am Schluß ihres „Lebensabendes" Abschied von der Welt, und sie, „die nun weiß, was das Leben ist," ruft allen ein Wort der Ermahnung zu, dieses Leben als eine hohe und heilige Kulturaufgabe zu betrachten und mit aller Kraft an ihr zu arbeiten, denn:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut,
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Daniel Klinghammer

Roman

von

Wilhelm Hegeler

VI.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war schon dämmerig, als die Krallsche Familie in Urdenbach ankam. Vom Turm läuteten Abendglocken. Das spitzgieblige Haus der Apotheke lehnte sich noch ebenso bucklig und vornüber geneigt wie früher an das wuchtigere Nachbarhaus. Hinter der Fensterscheibe glühte im Licht der Petroleumlampe die rote Glaskugel, darunter standen schön symmetrisch geordnet Odolflaschen, Haarbalsambüchsen und Pappkästen mit Watte. Ein mit Tannengrün umwundener Willkommgruß hing über der Tür. Der war für Marianne bestimmt, die am Arm ihres Vaters hinter den anderen zurückgeblieben war. Sie war so matt, daß sie sich kaum vorwärts schleppen konnte.

Frau Krall und die Kinder blieben am Eingang stehen. Als sie kam, drückten ihr alle schüchtern, mit stummer Herzlichkeit die Hand. Und der Apotheker, der bis dahin seine Tränen verbissen hatte, konnte plötzlich nicht mehr an sich halten.

„Nun bist du zu Hause, liebes Kind. Und nun warte nur, es wird schon wieder werden. Wir kurieren dich schon.“

Er versuchte zu lächeln, aber die dicken Tränen liefen ihm über die Wangen. Marianne nickte nur stumm und schlich dann die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Blumen standen auf dem Tisch, alles war wieder so zurechtgerückt wie damals zu ihrer Mädchenzeit. Sie hatte dafür kein Auge, sondern ließ sich auf einen Stuhl nahe bei der Tür fallen und starrte vor sich hin, bis man sie zum Abendessen rief.

Tage vergingen, ohne daß ihr Zustand sich änderte. Wie leblos hockte sie auf ihrem Zimmer in der Sofaecke und brütete vor sich hin, erdrückt vom Grauen.

Es war ganz still um sie herum, und ebenso still und erstorben auch in ihr. Sie dachte kaum, sondern fühlte nur diesen ewig gleichen unerträglichen Schmerz. Als sie bei ihrem Vater eine Photographie von Fritz entdeckte, nahm sie diese mit und stellte sie vor sich auf den Tisch. Stundenlang waren ihre Augen unverwandt auf das Bild gerichtet. Manchmal beugte sie sich vor und betrachtete es ganz aus der Nähe, studierte jede Falte, jeden Schatten, die verborgensten Züge. Dann wurden aus ihrem Inneren Erinnerungen wach, Stunde um Stunde ihrer Gemeinsamkeit durchlebte sie wieder, rief sich jedes Wort von ihm ins Gedächtnis. Und jedes Wort klang jetzt so heiß, so süß, so glückverheißend, atmete so tiefen Sinn, wie sie ihn damals gar nicht begriffen hatte. Mit dem letzten Rest von Energie, der in ihr war, wühlte sie sich in diese schmerzvollen Erinnerungen ein. Draußen rollte das Leben weiter, zogen die Wolken, zwitscherten die Schwalben, stieg die Sonne auf und nieder — sie merkte nichts davon, wie in einem Grab saß sie hier bei dem Toten, selbst fast eine Tote. Nur manchmal packte sie der Schmerz wie ein wildes Tier, daß sie am liebsten laut aufgeschrien hätte: Es ist ja nicht wahr! Es ist ja nicht wahr! Daß sie am liebsten die Welt in Stücke geschlagen hätte, in der es so grausam und sinnlos zuging.

Wenn dann der Paroxysmus ausgetobt hatte, blieb etwas übrig in ihren funkelnden Augen wie tödlicher Haß. Sie dachte an

ihren Mann. An den Mörder. War er nicht hingegangen und hatte den Bruder heimtückisch erschlagen? Ertrunken sollte Fritz sein oder, wie andere sagten, selbst Hand an sich gelegt haben? Sie war überzeugt, so fest, als wäre sie selbst dabei gewesen, daß Daniel der Mörder war. Und sie wollte hingehen und ihn anzeigen. Es würde ihr Herz erleichtern, wenn sie sah, wie er abgeführt würde. Grauen und Haß mischten sich in ihr, bis sie vor sich selbst flüchtete.

Aber die Gegenwart der anderen war ihr unerträglich. Wenn sie deren Ratschläge anhören, auf deren liebevolle Fragen antworten mußte, brach sie nach kurzer Zeit zusammen und floh wieder in ihre Einsamkeit.

Eines Nachmittags gegen Abend ging sie aus. Bis dahin hatte sie sich gar nicht hinausgewagt. Nun schlich sie in der Dämmerung an den Häusern entlang, in der schwarzen Trauerkleidung ein düsteres Gespenst, das nicht ins Leben paßte.

Sie ging zum Kirchhof. Am Grab ihrer Mutter setzte sie sich nieder. Kein Mensch störte sie. Am wolkenverhangenen Himmel verglomm die Sonne, ihr dunkelrotes Feuer wurde förmlich ertränkt von den dicken Wolken. Es hatte geregnet und tropfte noch von den Zweigen. Bald nahe, bald fern ein letzter schüchterner Vogellaut. Dann alles still. Dunkler und schattenhafter, mit der Finsternis in eins zergehend, hoben sich die Kreuze. Blaß schimmerten die weißen Blüten am Rosenbusch. Ganz sanft, kaum hörbar klang das Pochen der fallenden Tropfen, als wenn unter der Erde die Toten pochten und lockten. Sie dachte an den Abend mit Daniel, als sie auf dieser Bank sich fanden. Hier auf dem Kirchhof. Eine tote Ehe war's geworden, kalt waren die Herzen geblieben, hatten nicht warm werden können, hatten sich nie verstanden. Aber dann plötzlich hatte das Glück die Hände nach ihr ausgestreckt, hatte sie an die glühende Brust gedrückt, daß ihr erfrorenes Blut im Freudenfieber sprang.

Ein heißer Tränenstrom quoll in ihre Augen. Mit beiden Händen packte sie in den Rosenbusch, daß die Dornen sie blutig rissen.

„Ich halt's nicht mehr aus, Mutter. Ich bin's satt. Ich will sterben." Als sie fortging, füllte dieser Gedanke ganz ihr Inneres aus. Das Leben wegwerfen, das keinen Wert mehr hatte. Für das zerstörte Glück wenigstens Frieden haben. Auf dem Heimweg hielt sie Abrechnung mit allen Menschen, die ihr Ratschläge gegeben, die ihr so weise auseinandergesetzt hatten, wie man zu leben habe. Mit ihrem Mann, mit ihrer Schwiegermutter, mit Walther Erbslöh. Was die redeten, das lief alles auf Betrug hinaus. Die redeten wie die Blinden von der Sonne — die wußten ja nicht mal, was Glück war. Aber wer einmal den großen Rausch gekostet hat, die Feuersglut, der stirbt lieber, als daß er entsagt. So war ihre Mutter gestorben, so wollte sie's ihr nachtun.

Am nächsten Morgen ging sie ins Laboratorium ihres Vaters, um sich Gift zu holen. Aber der Schrank war verschlossen. Sie versuchte es an den folgenden Tagen von neuem. Ein paarmal traf sie ihren Vater, den diese unvermuteten Besuche überraschten. Er schien sie seitdem argwöhnisch zu beobachten und schloß, wenn er ausging, das Zimmer ab. Sie wurde durch diese fehlgeschlagenen Versuche nur noch hartnäckiger. Schließlich beschloß sie Chloroform zu nehmen. Dazu konnte sie ohne Schwierigkeit gelangen. Ihr Vater verwahrte immer einen größeren Vorrat im Keller.

Gleich am nächsten Morgen verschaffte sie sich eine Flasche. Den Tag darauf war ihr Geburtstag. Den wollte sie nicht mehr erleben. In der Nacht vorher sollte es geschehen. Nachmittags langte ein Schreiben von Daniel an, das sie ungelesen in die Tasche steckte.

Beim Abendbrot saß sie wie geistesabwesend zwischen ihren Angehörigen, kaum daß sie deren Gegenwart bemerkte. Sie aß nur wenige Bissen. Dann ging sie vor die Tür.

Es war kühl und windig im Garten. Eilige Wolken trieben unter dem Mond. Gierig sog sie die Luft ein, die voll köstlicher Frische war. Einen Moment legte sich die Unruhe ihres Inneren. Dann aber, als wenn sie fürchtete, ihr Vorhaben zu vergessen, kehrte sie rasch ins Haus zurück. Außer ihrem Vater war die ganze Familie im Eßzimmer versammelt. Es herrschte wie stets schlechte Luft und große Unordnung.

Frau Krall saß hinter einem Berg von Wäsche. Waldemar lag auf dem Sofa und kühlte seine Augen mit Fenchelwasser. Der kleine Max war wieder aus seinem Bett gekrochen und sprang im Hemd herum, indem er jubelnd erklärte, er wollte auch dabei sein. Als Marianne eintrat, hielt ihm August schnell den Mund zu.

Sie gab der Reihe nach allen die Hand. Als sie an den jüngsten, ihren Lieblingsbruder kam, hielt der sich an ihrem Rock fest.

„Freust du dich nicht? Freust du dich nicht?“ jubelte er und hüpfte wie eine Quecksilberkugel.

„Worauf soll ich mich freuen?“

„Auf morgen. Auf deinen Geburtstag. Da wird's fein!“

Sie strich ihm durchs Haar und schauerte zusammen. „Schlaft wohl, alle,“ sagte sie und ging hastig zu ihrem Vater ins Zimmer.

Dieser sprang eilig von seinem Klaviersessel herunter. „Das ist aber schön, Mariechen. Komm — setz dich.“

„Ich wollte gute Nacht sagen, Vater.“

„Ach, hast du nicht noch ein Viertelstündchen Zeit? Sag mal, warum hast du eigentlich das Klavierspielen aufgegeben? So ein bißchen Kunst — das hilft einem doch über so manches weg.“

Sie zuckte die Achseln. „Ich kann's ja wieder anfangen,“ erwiderte sie, ohne recht zu wissen, was sie sagte. „Gute Nacht. — Was guckst du mich denn so an?“

„Kind, wie du deiner Mutter ähnlich siehst!“

„So?“

„Es ist geradezu wunderlich.“

Sie zuckte die Achseln und blickte unruhig herum, indem sie ihre Hand loszumachen suchte. „Wie war denn Mutter eigentlich?“ fragte sie plötzlich.

„Deine Mutter — — wie die war?“ Er fuhr sich durch seine spärlichen grauen Haare. „Wie deine Mutter war —? Es ist so lange her — ich kann's mir gar nicht mehr vorstellen.“

„Es sind jetzt zwanzig Jahre, daß sie starb.“

„Ja, zwanzig Jahre. Fünf Jahre waren wir verheiratet. Es war, wenn ich dran denke, wie ein kurzer, schöner Traum.“

„Gute Nacht, Vater.“

Er ließ ihre Hand nicht los. „Morgen ist ja dein Geburtstag, mein Kind. Wie alt wirst du denn?“

„Vierundzwanzig.“

„Vierundzwanzig war deine Mutter, als sie starb.“ Er schüttelte grübelnd den Kopf. „So jung! Vierundzwanzig. Manche Frauen heiraten da. Für die fängt dann das Leben erst an. So jung! So jung! Weißt du, Mariechen, eins hat deiner Mutter gefehlt: Geduld! Geduldiger hätte sie sein müssen gegen mich, gegen sich selbst. Dann wäre ihr das Leben leichter geworden.“

„Gute Nacht, Vater!“

„Gute Nacht, mein Kind. Tritt glücklich ins neue Lebensjahr!“

Mit fieberischer Hast lief sie die Treppe hinauf. Lebt ihr weiter! dachte sie mit wildem Hohn. Mit eurer Geduld! Schleppt das Paket weiter. Ich werf' es weg.

Sie schloß sich im Schlafzimmer ein. Es gab noch viel zu tun. Sie deckte das Bett ab, holte den Schwamm, die Flasche mit Chloroform hervor. Da ihr Kleid sie drückte, warf sie es ab. Dann machte sie das Fenster zu, indem sie sorgfältig die Gardinen zusammensteckte. Kein Luftzug durfte ins Zimmer dringen.

Darauf schrieb sie ihr Testament. Ihr Vermögen sollte ihr Vater erhalten, damit es ihren Stiefgeschwistern zu gute käme. Für ihren Mann war das Geld ja doch nur toter Ballast.

Über der Lampe surrte ein Nachtfalter, der würde mit ihr sterben in dem von Chloroform geschwängerten Zimmer. Mitleid ergriff sie. Sie fing das Tier, öffnete eine Handbreit das Fenster und ließ es fliegen. Hastig sog sie mit tiefen Atemzügen die kühle Luft ein. Wenn sie jetzt mitfliegen könnte in die blaue Mondnacht hinaus!

Mit aufgeregten Schritten ging sie auf und ab. Von unten her drangen undeutlich die Töne des Klaviers. Sie lauschte und erkannte die Melodie: Lang, lang ist's her. Die Töne peinigten sie. Sie brauchte Ruhe, tiefste Stille. Aber in ihrem eigenen Inneren schlug das Herz so angstvoll, tobte eine solche Unruhe, als wenn ihr ganzes Wesen, dieser innerlichste, von unserem Willen unabhängige Mensch nach Leben schrie.

Ihre schwarz umschatteten Augen funkelten in dem ausgemergelten Gesicht. So rannte sie mit gekreuzten Armen hin und her, angstvoll wie ein gefangenes Tier in seinem Käfig.

Plötzlich blieb sie schaudernd vor dem Bett stehen. Dort würde man sie finden: kalt und starr. Auch ihr Mann würde sie dann sehen.

Sein Brief fiel ihr ein. Sie riß das Couvert auf, las aber nur den einen Satz: „— und ich hoffe, daß auch an dir Gott seine Macht beweisen und die Sinnesänderung in dir vollziehen wird. Dann laß uns die Vergangenheit begraben. Wir wollen versuchen, ein neues Leben —"

„Versuch's nur!" Sie warf das zerknüllte Papier zu Boden. „Versuch's, aber ohne mich!"

Jetzt wußte sie — an ihren Mann mußte sie noch schreiben. Abschied mußte sie nehmen. Da, wenn sie dalag, sollte er erfahren, daß er schuld war an ihrem Tod, an ihrem Elend, an allem.

Wie ein einziger großer Frevel, den er an ihr begangen hatte, stand die Vergangenheit vor ihr. Mit furchtbarer Bitterkeit dachte sie an die Jahre zurück.

Sie war zu ihm gekommen in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit, und er hatte sie von sich gestoßen. Sie hatte nur den einen Wunsch gehabt, ihn lieben zu dürfen, und er hatte ihre Liebe nicht gewollt. Wie ein Kind hatte sie ihm alles hingegeben, alles nur von ihm haben wollen, aber er hatte sie leer gelassen. Sie war offen gewesen, voll lauterster Wahrhaftigkeit, und er hatte sie belogen. Er hatte sich erniedrigt durch seine Lüge, seine Feigheit. Er selbst hatte erst die Sünde in ihr erweckt. Nie wäre die Leidenschaft für den anderen in ihr entstanden, wenn er ihr nicht Abscheu eingeflößt hätte. Er allein war schuld an ihrer Verfehlung. Und als sie dann nicht mehr konnte, als die Sehnsucht sie überwältigt hatte, da hatte er ihr die letzte Lebensmöglichkeit zerstört. Da hatte er sie in den Tod getrieben.

Du bist schuld! Du bist schuld! Sieh mich da liegen und sag dir, daß du schuld bist. Ich habe Angst vor dem Tod. Mir graut. Ich möchte leben. Ich hatte das Leben so lieb. Aber du hast es mir vergällt. Deshalb hasse ich dich. Ich möchte nur, daß auch du littest. Ich wünsche dir alles Böse für dein Leben —

Sie schrak zusammen. Eine Tür hatte draußen geknackt. Es war keine Einbildung. In wirrer Angst löschte sie die Lampe aus. Wollte man sie stören? Es war ein Schleichen, ein Flüstern verschiedener Stimmen, unterdrücktes Lachen. Sie bebte. Jetzt wurde an einen Stuhl gestoßen. Ein hörbares „Pscht!" — das alles dauerte eine Ewigkeit. Endlich wurde es still.

Marianne wischte sich über die Stirn. Hatte sie das alles nur geträumt?

Sie schloß auf, öffnete einen kleinen Spalt und leuchtete hinaus. Die Tür entglitt ihrer Hand. Ganz versunken blieb sie stehen. Auf dem Tisch hatten die Kinder Geburtstagsgeschenke aufgebaut und rundherum Blumen: Rosen, Levkoien, Nelken. Um das Bild ihrer Mutter hing ein Kranz von Tannengrün. Zu vorderst lag auf dem Tisch ein großes Blatt in schönstem Rot und Blau gemalt: Ich gratuliere. Darunter von Kinderhand: Dein lieber Max.

Sie machte eine unwillkürliche Bewegung, als müßte sie den Kopf des Kindes an sich pressen, ihn halten und sagen: Bleib! Ich hab Angst. Bleib hier!

Sie stellte die Lampe hin und betrachtete die Dinge. Aber dann schauderte sie zusammen. Wieder fühlte sie das zuckende Leben, dies innere Flehen: Lebe! Sie durfte nicht. Sie mußte ja sterben.

Ihre Augen starrten das Bild an der Wand an. Wie hast du's gemacht, Mutter? Sag mir's! Gib mir Kraft! Hilf mir!

Die Zähne zusammenbeißend, nahm sie die Lampe und ergriff die Tür. Einen letzten Blick warf sie zurück. Da standen blühende Blumen. Da blühte das Leben. Hier wartete der Tod auf sie.

Es ging auf elf. Kein Klavier störte sie. Alles grabstill. Sie setzte sich nieder, stützte den Kopf auf und sammelte ihre Gedanken.

Sie mußte ja an ihren Mann schreiben.

Noch einmal raffte sie die müde Seele auf und spornte ihren Geist an. Sie schraubte förmlich ihr Hirn zusammen. Mit letzter, furchtbarer Kraftanstrengung konzentrierte sie sich. Aber wo waren die Gedanken von vor-

hin? Wohl fand sie die alten Worte wieder. Aber aus dem Kopf kamen diese Worte, ihr Herz wußte nichts mehr davon. Das hatte sie vorhin leer geschöpft. Es wollte nicht mehr im Zorn toben und fand keine Kraft zum Hassen mehr. Es war ganz still, ganz gleichgültig, als wenn's ihrer spottete. Und plötzlich dachte sie: Wenn Daniel mir unrecht getan hat, wie habe ich denn an ihm gehandelt?

Erschrocken und im höchsten Grade verwirrt fuhr sie zusammen. Die Feder fiel ihr aus der Hand. Da war etwas aufgetaucht, worüber sie ins reine kommen mußte. Immer mehr stürzte auf sie ein, wie ein Stein, der ins Rollen geraten ist, andere nach sich zieht.

Sie schüttelte manchmal den Kopf, errötete oft und starrte dabei in gespanntestem Nachdenken in die Lampe.

Wenn er gelogen hatte, war sie denn ehrlich gewesen? Hatte sie ihm nicht ihre Leidenschaft verschwiegen? Hatte sie ihn nicht mit ihren Gedanken betrogen, anfangs ein wenig, später immer mehr? Hatte sie nicht heimtückisch die Brüder zusammengebracht, obwohl sie die Gefahr ahnte, weil sie neugierig auf ihren Schwager war? Hatte sie nicht immer wieder dessen Besuche geduldet, obwohl sie merkte, wie ihr Mann darunter litt? Hatte sie Mitleid gehabt mit ihm? Hatte sie ihn nicht gequält und ihn ebenso fortgestoßen wie er sie?

Nun lebte sie plötzlich aus der Seele ihres Mannes die ganze Vergangenheit noch einmal, litt seine Schmerzen, den Argwohn, die stumme Angst, dies erniedrigende Gefühl des Beiseitgestoßenen. Alle Grausamkeiten, die sie je begangen, richteten sich jetzt gegen sie. Unbedeutende Kleinigkeiten fielen ihr ein, die ihr das Blut ins Gesicht trieben. Sie dachte an sein fahles Gesicht, als sie ihn verlassen, und Tränen bestürzten Mitgefühls drangen in ihre Augen. Sie stellte sich vor, wie er jetzt in Schwerenberg leben mochte. Hastig holte sie seinen Brief aus der Tasche.

Jetzt las sie ihn mit anderen Augen. Sie fühlte, wie er litt. Er schrieb nichts von seinen Schmerzen, aber der Schmerz selbst hatte ihm die Feder geführt. Die Worte schienen krank, und unter der mühseligen Schrift lugte das Leiden der Seele hervor, wie der Tod unter eingefallenen Wangen. So saß sie und hatte sich selbst ganz vergessen. Ein paarmal schlug nebenan hell silbern die Uhr, ohne daß sie es hörte. Die Lampe brannte immer trüber und ging plötzlich ganz aus. Zugleich lag ein weißlicher Schein auf den Vorhängen, als wenn sie phosphoreszierten.

Da stand sie auf, öffnete das Fenster und sog mit tiefen Atemzügen die Luft ein. Mondlicht glänzte auf den spitzen Dächern, das Wasser lief murmelnd in den Brunnentrog. Da klang der klappernde Schritt des Nachtwächters über den Markt. Breitbeinig stellte er sich auf und sagte mit hohler Stimme seinen Spruch her.

Marianne mußte dran denken, wie sie vor Jahren hier am Fenster gesessen und über ihre Zukunft gegrübelt hatte. Nun fragte sie wieder mit banger Seele: Was muß ich tun? Aber als wenn ihr Herz durch das, was es gelitten, weiter und weicher geworden wäre, als wenn es gewachsen wäre durch die vergossenen Tränen, ging ihr Fragen und Wünschen über sie selbst hinaus in der gewaltigen Sehnsucht nach einem Leben, das gab. Noch verstand sie sich selbst nicht, alles war dunkel in ihr, von Dämmerungsschleiern umwoben, wie die nächtliche Landschaft. Und doch taten der ahnungsvollen Seele sich Fernen auf. Den Tod hatte sie vergessen. Geheimnisvoll raunte die Stimme eines neuen Tages.

Nachdem sie sich endlich niedergelegt hatte, schlief sie fest und tief wie seit Wochen nicht. Dann hatte sie einen merkwürdigen Traum. Sie lag im Sarg und wurde weggefahren. Eine Menge Volks lief hinter ihr her, das fortwährend schrie: Steh doch auf! Du lebst ja, du bist ja nicht tot! Sie machte verzweifelte Anstrengungen, bis sie endlich in die Höhe fuhr. Grelles Tageslicht erfüllte ihr Zimmer, warme sonnige Luft. Schlaftrunken wischte sie sich die Augen und antwortete mechanisch ihrem kleinen Bruder, der an der Tür pochte und rief: „Ich gratuliere! Komm doch raus!"

Eilig sprang sie aus dem Bett und begann sich anzukleiden. Aber irgend etwas weckte die Gedanken von gestern in ihr, und sie verfiel wieder in staunendes Grübeln. —

Während der ganzen nächsten Wochen dauerte dieser nachdenkliche Zustand. So oft sie konnte, suchte sie die Einsamkeit auf, nicht mehr ihr Zimmer, sondern den Garten, den Wald, machte Spaziergänge und setzte sich auf die Bänke, auf denen sie früher gesessen hatte. Sie befand sich in dem Zustand eines Menschen, der blind gewesen ist und allmählich sehen lernt. Ihr ganzes vergangenes Leben durchlebte sie wieder, aber mit neuem Bewußtsein, und alles gewann ein anderes Gesicht.

Zwischendurch kamen wieder Anfälle von Melancholie und Todesgedanken. Doch der Schmerz hatte an akuter Heftigkeit nachgelassen. Mit der Zeit richteten sich ihre Gedanken von der Vergangenheit mehr auf die Zukunft. Auch die anderen beschäftigten sie jetzt, ihr Vater, ihre Mutter, ihre Geschwister. Es war, als wenn sie bisher fremd an ihnen vorübergegangen wäre und sie jetzt erst verstünde.

So vergingen Wochen. Eines Tages wurde ihr zur Gewißheit, was sie schon längst geahnt hatte: sie war guter Hoffnung.

* *
*

Seit seiner Übersiedelung nach Schwerenberg hauste Daniel ganz allein mit einer alten Magd, die er sich aus Ascherode mitgebracht hatte. In der heißesten Zeit des Juni war er hergekommen. Da er es in der Öde seiner früheren Wohnung nicht mehr aushalten konnte, hatte er alle Hebel in Bewegung gesetzt, um seine Stellung so bald als möglich anzutreten. In Schwerenberg hoffte er die Erinnerungen zu überwinden und das innere Gleichgewicht wiederzufinden. Sein Leben war von nun ab ein ewiges Fliehen vor sich selbst, ein Betäuben mit Arbeit, die ihn vor der Qual seiner Gedanken schützen sollte.

Im Kreis seiner Amtsbrüder wurde er anfangs mit kühler Zurückhaltung behandelt. Desto größeren Anhang gewann er bei seiner Gemeinde. In seinem kranken Seelenzustand war er der rechte Mann für die Bewohner dieses düsteren Tales, wo der Glaube an den Teufel fast eine größere Rolle spielte als der Glaube an Gott. Ein merkwürdiger Zwiespalt klaffte im Herzen all der Leute, die auf der einen Seite kluge Geschäftsleute waren von weitem kaufmännischem Blick, vertraut mit jeder modernen Errungenschaft, und die auf der anderen Seite mit ihrer religiösen Weltanschauung im finstersten Mittelalter steckten, sich durch die ererbte Sünde von Geburt an für befleckt hielten und in jeder Regung des natürlichen Menschen die Einwirkung des Satans erblickten. Alles, was ihnen an Kraft nach Erledigung ihrer Geschäfte übrigblieb, ihre ganze Phantasie, ihre Spitzfindigkeit, verwandten sie darauf, sich mit dem Bösen und seiner Gefolgschaft herumzuschlagen, das Wesen dieser Majestät der Finsternis zu ergründen, darüber zu disputieren und ihm nachzuspüren in den Werken der Kinder dieser Welt.

Über diese Leute gewann Daniel eine von Tag zu Tag wachsende Macht. Sie schienen instinktiv zu wittern, daß die düsteren Gewalten, die in ihren Herzen spukten, bei ihm zehnfach gesteigert vorhanden waren. Sie verehrten in ihm den Virtuosen des bösen Gewissens, der so gut wie kein anderer den Rausch der Zerknirschung hervorzurufen verstand. Seine Kirche war jeden Sonntag bis auf den letzten Platz gefüllt. Wenn er die Kanzel betrat mit diesem versteinerten Ausdruck einer unerträglichen Qual auf dem Gesicht, legte sich die Angst wie ein eiserner Ring um jedes Herz. Welches Textwort er auch seinen Predigten unterlegte, im Grunde war es immer nur das eine: Wir sind von Gott abgefallen, deshalb schlägt Gott uns mit seinem Zorn. Wir sind böse, aber wir leiden auch. Sünde und Leid sind im Grunde ein und dasselbe. Nicht eher findet unsere Seele Frieden, als bis sie zu Gott zurückgekehrt ist. Aber wo ist der Weg? Wie finden wir die Kraft von der Erkenntnis zur Tat? Diese Frage löste er nie. Was in seinen Zuhörern zurückblieb, war düstere Angst.

Es war seine eigene Qual, das Ringen seines Herzens nach Erlösung, wovon er immer und immer wieder sprechen mußte. Deshalb ging auch eine so furchtbare Kraft von seinen Worten aus.

Ein ruheloses Hasten trieb ihn von Tätigkeit zu Tätigkeit. Nach kurzer Zeit befand er sich im Vorstand aller möglichen Vereine

und mußte Abend für Abend sprechen. Tagsüber trieb er eifrige Seelsorge, besonders bei den Armen in seiner Gemeinde. Er stieg die schmutzigen Treppen hinauf, achtete nicht auf die rohen Schimpfworte der Männer, die oft genug drohten, sie würden dem Pfaffen die Zähne einschlagen, wenn er sich noch mal blicken ließe. Er redete den Säufern zu, sich zu bessern, tröstete die lamentierenden Weiber, schickte den Kranken auf seine Kosten einen Arzt, brachte die Kinder in Bewahranstalten, er half, wo er konnte, und gab das letzte weg, was er hatte, indem er sich selbst kaum das notwendigste gönnte. Er war ein Fanatiker des Wohltuns, als könnte er mit dieser kleinen Münze seine große Schuld abtragen und sein Verbrechen sühnen.

Aber mitten in all seinem Tun überfiel ihn oft die Verzweiflung mit unwiderstehlicher Gewalt. Dann begriff er, daß sein Wohltun nur Betrug, seine Buße nur Grimasse, daß der Gott, den er fort und fort im Munde führte, nichts als die Ausgeburt seines wirren, verängstigten Herzens war. Er erkannte sein Elend mit völliger Klarheit, sah auch den Weg, um sich daraus zu befreien. Aber die Kraft fehlte ihm, um diesen Weg zu beschreiten.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein paar weitere Monate gingen so dahin. Da schrieb eines Tages Marianne an ihren Mann, daß Umstände eingetreten seien, die ihr die Rückkehr als richtig erscheinen ließen. Wenn er es wünschte, würde sie sofort abreisen. Er depeschierte zurück, daß er sie erwarte.

Über sechs Monate war Daniel von seiner Frau getrennt, als er diese Nachricht erhielt. Ohne daß er es sich eingestehen wollte, ergriff ihn heftige Freude über das Wiedersehen. Es war, als wenn nach langer Zeit das erste blutwarme Gefühl in seinem Herzen lebendig würde. Er befahl dem Mädchen, die Lampe im Wohnzimmer anzuzünden, am liebsten hätte er sogar Blumen gekauft, um die öden Räume zu schmücken. Erregt und voller Erwartung begab er sich längst vor Eintreffen des Zuges auf die Bahn.

Doch als Marianne dann ausstieg, nahm sein Gesicht wieder diesen steinernen Ausdruck an, der jede Annäherung ausschloß. Mit düsterem Willkommgruß streckte er ihr die Hand hin. Während sie aus der Bahnhofshalle traten, schien er sich nur um den Gepäckträger zu kümmern. Marianne hatte des Frostwetters wegen den Pelzkragen ihres langen Abendmantels hochgeschlagen und ging mit langsamen Schritten neben ihm her. Zuerst sprachen sie kein Wort, dann erkundigte sie sich nach seinem Befinden und befragte ihn wegen Erbslöh. Dieser hatte Nachurlaub nehmen müssen, da seine Krankheit schlimmer geworden war. Augenblicklich befand er sich mit seiner Frau im Süden, während die Kinder bei Verwandten untergebracht waren.

Das Gespräch versiegte bald wieder, da Daniel nur kurze Antworten gab und er seinerseits keine Fragen stellte. Innerlich aber war er aufs mächtigste erregt. Er begriff, daß in seiner Frau eine Veränderung vorgegangen war, deren Ursache er nicht erraten konnte. Ein leidender Zug lag auf ihrem durchsichtig bleichen Gesicht, in ihren großen Augen, zugleich aber auch ein Ausdruck inneren Friedens. Er grübelte, ohne zur Klarheit zu kommen. Einen Augenblick dachte er, dieser überirdische Glanz sei das Anzeichen einer Krankheit. Mitgefühl und Angst ergriff ihn. Sein Herz tat sich auf. Warme, lebendige Worte kamen auf seine Zunge — da hielt ein Knebel, diese fremde Kraft, der er seit langem unterlag, seinen Mund verschlossen. In peinvollem Schweigen legten sie den langen Weg nach Haus zurück.

Während sie sich umkleidete, wartete er im Eßzimmer auf sie.

Sie trat ein. Ein leises, um Mitleid flehendes Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

Er war aufgestanden und betrachtete sie verwundert. Jetzt in dem dünnen, lose heruntergleitenden Hausgewand fiel ihm die Veränderung ihrer früher so schlanken Gestalt noch deutlicher auf.

„Nun?“ fragte sie.

„Nun?“

„Du siehst mich ja so an.“

„Ja — ich — seh' dich an.“

„Daniel — du mußt doch wissen aus meinem Brief — ich hab' dir doch geschrieben —“

„Was?“

„Oder hast du ihn nicht ordentlich gelesen?“

„Wort für Wort.“

„Aber jedenfalls siehst du's jetzt doch —“ Ein jäher Verdacht war in ihm aufgestiegen. Sein Gesicht war leichenblaß geworden. „Sprich doch deutlicher!“

„Siehst du's denn nicht? Warum willst du mich quälen?“

„Ich versteh' nicht, was du meinst.“

Da schlug sie die Augen auf, ihm voll ins Gesicht sehend, sagte sie leise: „Ich werde Mutter, Daniel.“

Er umpreßte krampfhaft den Knauf der Stuhllehne. „Was sagst du da?“

„Ist das so was Entsetzliches?“

„Und dann — kommst du — zu mir?“

„Ja, zu wem denn sonst?“ Tränen traten in ihre Augen. In ihre Wangen schoß dunkle Röte und ebbte dann gleich zurück. Sie schien eine heftige Erwiderung geben zu wollen, aber als wenn sie sich auf ihren Zustand besänne, beherrschte sie sich und schwieg.

„Wann kommt das Kind?“ fragte er.

„Es ist — am zwölften Mai — du entsinnst dich doch noch — da rechne einmal nach.“

Mit einem Ausdruck des Ekels wandte er sich ab und trat ans Fenster.

Ein Kind würde sie zur Welt bringen. Und sie tat so, als wenn es sein Kind wäre. Sie log! Dem anderen gehörte es. Sie mußte ja lügen. Entsetzlich! Ein Kind würde kommen, dessen Vater er gemordet hatte, das ihn Vater nennen würde. In seinem Fleisch und Blut würde der Tote wieder zum Leben erstehen und die Erinnerung ewig wach halten.

In einem Übermaß von Qual wollte Daniel sich auf seine Frau stürzen. Aber während er brütend nach draußen starrte, wo im Wind die dunklen Koniferenbüsche sich auf und ab neigten, kam stärker und stärker eine grausame Genugtuung über ihn. Er hatte immer, die ganzen Monate hindurch, vor etwas noch Schlimmerem gebangt, das ihn ungeahnt von irgend woher treffen würde. Nun war es gekommen, ungeahnt und doch so naheliegend, schlimmer als die grausamste Einbildungskraft es hätte ausdenken können.

Das Mädchen trat ein und trug die Speisen auf.

Er setzte sich an den Tisch, verzehrte einige Bissen und schob dann mit dem Ausdruck einer plötzlichen Verzweiflung den Teller zurück.

„Hast du keinen Hunger?“

Er schüttelte den Kopf.

„Du siehst so elend aus, Daniel,“ sagte sie bekümmert.

Er blickte sie an, wie betroffen von dem Ton ihrer Stimme. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: wenn sie sein Weib geblieben wäre, wenn dies Kind ihm gehörte — wie glücklich hätte er dann sein können.

Er sprang auf und verließ das Zimmer, um sein Schluchzen zu verbergen.

* * *

Seitdem Marianne zurückgekehrt war, fühlte Daniel, daß er sein Leben so nicht weiter führen könnte. Das Ende stand nahe bevor. Irgendwo lauerte es auf ihn im Dunkel. Es gähnte ihn an wie ein Abgrund, in den er sich hinabstürzen mußte, es rauschte von fern wie ein Strudel, der ihn verschlang. Der lange Zwischenraum, der seit seiner Tat verstrichen, war wie zu einer Stunde zusammengeschrumpft. Alle Erinnerungen waren aus ihrer Vergessenheit hervorgekrochen, und das Fieber tobte in ihm wie in den ersten Tagen seines Hierseins.

Mit dem neuen Jahr kehrte Pastor Erbslöh nach Schwerenberg zurück. Daniel las, daß er am ersten Feiertag predigen würde.

Wenige Tage später traf von Pastor Capobus ein vertrauliches Rundschreiben folgenden Inhaltes ein: Von Gemeindemitgliedern des Pastors Erbslöh seien über diesen Klagen eingelaufen wegen verschiedener von der Kanzel herab verkündigter Irrlehren. Die Äußerungen Erbslöhs, die dieser getan haben sollte, waren einzeln aufgezählt. Die Pastoren Schwerenbergs richteten an das Konsistorium das untertänigste Ersuchen, Nachforschungen einzuleiten, ob die Äußerungen wirklich so gefallen, und, im Fall dieses so sei, gegen Pastor Erbslöh wegen Irrlehren das Disziplinarverfahren einzuleiten. Daniel wurde um seine Unterschrift ersucht.

Seit gestern lag dieser Brief da. Daniel konnte sich weder entschließen, ihn abzuschicken, noch ihn zu zerreißen.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags. Die Schneedecke auf der Straße bekam einen fahleren Glanz. Das hohe Kirchendach verdunkelte das Zimmer, in dem Daniel saß, den zerknitterten Brief in der Hand.

Da schellte es. Daniel fuhr zusammen und horchte. Die Stimme auf dem Korridor war nicht zu unterscheiden. Gleich darauf klopfte es. Erbslöh trat ein.

„Guten Abend," sagte er mit seiner matten, klanglosen Stimme. „Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, muß Mohammed zum Berge kommen. Wie geht's?"

„Ach, das ist — du bist also — ich wollte schon gestern zu dir kommen. Wie geht's dir?"

„So leidlich."

„Und deine Frau und die Kinder?"

„Danke, die sind gottlob gesund."

„Das freut mich. Entschuldige," sagte Daniel wieder, nervös aufspringend, „ich will nur die Lampe —"

„Aber meinetwegen nicht. Mir ist's hell genug."

„Wie du denkst."

Schon nahe an der Tür, kehrte er zurück und starrte den auf dem Tische liegenden Brief an. Sein Herz klopfte. Unsicher setzte er sich wieder auf den Stuhl und musterte Erbslöh. Selbst in der Dämmerung fiel ihm auf, wie weiß dessen Haar geworden war. „Wie ist dir die Kur bekommen? Hast du dich erholt?"

„Erholt —? Du weißt ja, wie's mit dieser Krankheit ist. Aber sonst habe ich eine sehr schöne Zeit genossen. Und du?"

„Ich habe viel Schweres durchgemacht."

„Ja — hat deine arme Mutter eigentlich noch den Tod deines Bruders erfahren?"

„Nein."

„Das ist ein Glück, daß ihr das wenigstens erspart geblieben ist. Weiß man, auf welche Weise dein Bruder umgekommen ist?"

„Ich nehme an, daß er sich ertränkt hat."

„Er — sich. Das habe ich gar nicht gewußt."

„Ich wollte dir noch schreiben — aber dann —"

„Aber das ist ja so natürlich —"

Das Gespräch versiegte.

Nach einer Weile fuhr Erbslöh fort: „Nach all dem Schweren steht dir auch eine große Freude bevor. Ich traf vorhin noch deine Frau, die gerade Luise besuchen wollte."

Daniel nickte düster. Dann fragte er: „Hast du sie gesprochen?"

„Nur ganz kurz. Dann habe ich mich heimlich gedrückt. Luise hätte mich bei dem Wetter doch nicht fortgelassen. Aber — mich führt nämlich was Wichtiges her."

„Was denn?"

„Ja, um mit der Tür ins Haus zu fallen — heut' morgen — seit vier Tagen bin ich hier — und heut' morgen bekam ich schon einen anonymen Brief."

„Einen anonymen Brief?"

„In dieser frommen Stadt wird ja so eifrig mit anonymen Briefen gearbeitet. Wahrscheinlich soll die rechte Hand nicht wissen, was die linke tut. Hast du noch keinen bekommen?"

„Allerdings. Aber — ich habe sie immer gleich in den Ofen gesteckt."

„Das tue ich für gewöhnlich auch. Aber mit diesem war die Sache doch nicht so einfach."

„Was stand denn drin?"

„Was drin stand? Hm — vielleicht wär's besser gewesen, ich hätte das Zeug gar nicht beachtet. Aber — offen gestanden, es hat mich doch etwas aufgeregt."

„Ja, was denn?"

„Man schrieb mir, daß auf Veranlassung von Capobus meine Amtsbrüder mich beim Konsistorium denunzieren wollten — wegen Irrlehren."

Daniel antwortete nicht. An der Decke glitten schwarze Schatten vorbei, von den Menschen draußen auf der Straße. Jemand lachte schrill auf. Plötzlich, ganz unvermittelt dachte Daniel an seinen Bruder. Er sah ihn ganz deutlich auf der Bank sitzen.

„Mir scheint das eigentlich unglaublich. Aber schließlich dachte ich, es sei das Einfachste, dich einmal zu fragen."

„Wonach?"

„Ob du von dem Plan gehört hast."

„Ja. Die Sache hat ihre Richtigkeit."

„Also — wahrhaftig!"

Erbslöh stand auf und ging erregt im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem

Bücherschrank stehen, indem er gegen einen Buchdeckel trommelte.

„Ich hätt's doch nicht geglaubt. Wenigstens gut, daß ich's jetzt schon erfahre. Sonst — wenn so plötzlich ein Brief des Konsistoriums gekommen wäre — das hätte mich doch aufgeregt. Irrlehren! Nun kann der Tanz ja beginnen. Ich war für Frieden. Aber — wenn die nicht anders wollen —" Er blieb vor Daniel stehen, und ein fast schelmischer Zug, etwas wie Kinderlachen, huschte über sein gefurchtes Gesicht. „Voriges Jahr hätte ich mich allein meiner Haut wehren müssen. Jetzt aber — ha, die werden Augen machen, wenn mir da plötzlich ein Mitstreiter ersteht."

Nicht diese Worte, aber ihr Ton schnitt Daniel ins Herz. Es lief ihm kalt den Rücken hinab. „Viele deiner Äußerungen sind offenbar falsch wiedergegeben. Direkt unwahr. So sollst du die leibliche Auferstehung Christi geleugnet haben."

„Wann denn?"

„In einer Osterpredigt. Voriges Jahr."

„Ach, da habe ich gesagt: nicht auf das leibliche Weiterleben Christi käme es an. Ob man daran glaube oder nicht, sei herzlich einerlei, sondern darauf, daß sein Geist in uns lebendig sei. Das sind doch Ansichten, die vertrittst du so gut wie ich."

„Ich will dir was sagen, Erbslöh. Unsere Anschauungen gehen sehr auseinander. Ich bin nicht mehr der, der ich früher war."

„Wie meinst du das?"

„Wie ich das meine?" Daniel sprang auf und trat in dem Dunkel auf seinen Freund zu. Seine Stimme erbebte zuerst, dann kamen nach und nach die Worte mit fanatischer Heftigkeit heraus: „Ich will dir sagen — diese hochmütige Gescheitheit, diese — Aufgeklärtheit, auf die ich mal so stolz war, das alles hab' ich abgeworfen. Ich brüste mich nicht mehr mit meinem herrlichen Verstand. Ich bin sehr klein geworgen. Mir hat sich — in der schwersten Stunde meines Lebens, da hat Gott sich mir geoffenbart. Da hab' ich meinen Kinderglauben wiedergefunden."

„Deinen Kinderglauben. Also stehst du jetzt auf Seite von Capobus?"

„Ich steh' auf niemands Seite. Auf meinem Glauben steh' ich. Für den hab' ich einen teuren Preis bezahlt. Und für den will ich kämpfen."

Erbslöh antwortete nicht. Er saß auf der Lehne eines Stuhles neben dem Bücherschrank.

Hoch aufgerichtet stand ihm Daniel gegenüber. Es war ganz still und ganz dunkel im Zimmer. Nur schwach sah Daniel die weißen Haare seines Freundes schimmern, der seinen Kopf gebeugt zu haben schien.

Plötzlich wurde die Tür geöffnet, und Marianne trat lebhaft ein.

„Ja, Sie sind hier, Herr Pastor? Das wußte ich gar nicht. Aber warum sitzt ihr denn im Dunkeln?" Während sie Erbslöhs Hand ergriff, wandte sie sich an das Dienstmädchen hinter ihr: „Stellen Sie die Lampe auf den Tisch! Aber doch nicht gerade auf den Brief da." Sie zog schnell den offenen Brief beiseite. Irgend ein Wort darin mochte ihr auffallen. Mit großen Augen starrte sie die Schriftzüge an. „Was!? Von — Und das unterschreibst du?"

Sie sah auf ihren Mann. Auf Erbslöh. Da fing nebenan die Wanduhr an zu schlagen. Unwillkürlich horchten alle drei. Fast mit dem letzten Schlage begann es vom Kirchturm drüben zu läuten.

„Darf ich auch mal lesen, was du unterschrieben hast?"

„Ich konnte nicht anders," murmelte Daniel.

Erbslöh las. Ein großer Ernst lag auf seinem Gesicht, als er den Brief weglegte. „Ich beneide dich nicht um deinen Glauben. Leb wohl!"

Marianne folgte ihm. Sie war todblaß. Als er auf dem Gang seinen Hut nehmen wollte, hielt sie ihn fest. „Gehen Sie jetzt nicht! Ich muß mit Ihnen sprechen." Sie wies nach der Tür des Zimmers und sagte bebend, mit flüsternder Stimme: „Daß er so ist, daran bin ich schuld."

„Sie?"

„Ja, ja, ich. Ich hab' ihn dahin gebracht."

Sie zog Erbslöh nach sich in ihr Zimmer. Während sie einen Haufen Leinenzeug beiseite schob, setzte sie sich in die Ecke des Sofas, indem sie ihr Gesicht mit der Hand verbarg.

Erbslöh saß ihr schweigend gegenüber. „Ich versteh' Sie nicht, Frau Klingham-

mer," sagte er nach einigen Augenblicken. „Sie hätten ihn dahin gebracht?"

„Ja, ich." Sie beugte sich vor, daß ihr Atem fast sein Gesicht berührte. „Damals habe ich nicht auf Sie gehört. Ich wollte ihn trotzdem verlassen und zu seinem Bruder. Am nächsten Morgen habe ich's ihm gesagt. Und da hat er — es heißt, sein Bruder hätte sich ertränkt —" Sie griff nach Erbslöhs Hand und umpreßte sie in wilder Angst. „Er hat ihn umgebracht."

Durch das dunkle Zimmer fiel plötzlich ein rechteckiger Lichtschein von der angezündeten Laterne draußen. In dieser gelben zitternden Lichtflut saßen die beiden sich gegenüber und starrten sich mit geisterhaft blassen Gesichtern an. Lange Zeit wagte keiner ein Wort zu sagen.

„Er muß ihn im Streit erschlagen haben. An demselben Abend noch, als ich mit ihm sprach. Dann hat er den Leichnam in die Schwalm geworfen."

„Woher wissen Sie das alles, Frau Klinghammer?"

„Von ihm selbst."

„Von ihm?"

„Er spricht davon im Schlaf. Er schreibt es in seinen Briefen, zwischen den Zeilen. Es beschäftigt ihn Tag und Nacht. Er kennt nur noch dies eine. Wenn man das nicht weiß, versteht man ihn nicht. Aber wenn man es weiß, versteht man ihn sofort. Es hat ihn vollständig verändert. Jede Handlung, jeder Gedanke bekommt sein Aussehen nur davon. Verstehen Sie das?"

Erbslöh schüttelte den Kopf.

„Und seitdem ich weiß, wie es mit ihm steht, denke ich auch nur an dies eine. Wie kann ich ihm helfen? Ich habe ja ebensolche Schuld als er. Ich hab' mehr Schuld. Durch mich ist er so weit gekommen. Ich will alles mit ihm teilen. Ich hab' nur den einen Wunsch, daß wir das Furchtbare gemeinsam tragen. Aber wie kann ich ihm helfen?"

Erbslöh machte eine hoffnungslose Bewegung. „Das ist so furchtbar — ich kann das nicht glauben."

„Und doch ist kein Zweifel möglich."

Wieder versanken sie in Schweigen, als wenn das Entsetzen ihr Hirn und ihre Zunge lähmte.

„Sagen Sie mir — wie kann ich ihm helfen?"

„Wenn es wirklich so ist, dann — ich weiß dann nur eine Hilfe."

Marianne stöhnte leise. „Was soll das sein?"

„Dann muß er die Wahrheit eingestehen."

„Und dann?"

„Und dann die Folgen auf sich nehmen."

Sie ließ den Kopf sinken und verharrte in Schweigen. Es war ihr eigener Gedanke. Es war das, was auch Daniel fortwährend beschäftigte, wovon er sprach, wenn er sich allein glaubte und Nachts, wenn alles schlief.

„Sie meinen, er sollte sich selbst dem Gericht stellen."

„Das meine ich."

„Wissen Sie auch, was das heißt? Und wenn er selbst es wollte, ich würde mich ihm zu Füßen werfen und bitten: Tu's nicht! Hat er sein Vergehen nicht hundertmal gebüßt? Und wenn's nach Recht und Gerechtigkeit ginge, dann müßte ich ärger bestraft werden als er. Aber ich gehe frei aus. Das ist eine Farce, das ganze Gericht!"

„Frau Klinghammer, Sie fragten, wie ihm zu helfen wäre. Ich weiß keine andere Hilfe."

„Ach, wenn er nur zu mir Vertrauen hätte! Aber er stößt mich von sich. Es ist, als wenn er meinen Anblick nicht ertragen könnte. Er hat keinen Menschen auf der Welt — keinen Menschen." Sie stützte den Kopf auf. Ihre Stirn war von Schmerzen zerrissen. „Die Qualen, die er leidet! Ich glaube manchmal, sein Verstand geht darüber in Stücke. — Was war das?"

Sie fuhr zusammen. Die Haustür war ins Schloß gefallen. Gleich darauf sahen sie auf der Straße einen dunklen Schatten, der den Fahrdamm überschritt. Marianne eilte ans Fenster und erkannte im Schein der Gaslaterne ihren Mann, der zögernd stehen blieb, als wenn er zweifelte, wohin er gehen sollte.

„Ich muß ihm nach."

„Sie werden ihn nicht mehr einholen."

„Ich muß. Die Angst läßt mich nicht los, daß er sich ein Leid antut."

Sie lief aus dem Zimmer. Erbslöh half ihr den Mantel anziehen. Als sie auf die

Straße traten, sahen sie ihn um die Ecke biegen.

„Ich will Sie begleiten."

„Nein, gehen Sie! Wenn er uns zusammen sieht, wittert er ein Komplott."

„Aber können Sie denn allein gehen in Ihrem Zustand?"

„Ach, mein Zustand — sein Zustand ist gefährlich!" Sie gab ihm die Hand und drängte ihn fort. Dann folgte sie hastig ihrem Manne.

* * *

Warum hab' ich das getan? Meinen besten Freund — dachte Daniel, während er keuchend mit großen Schritten die steile Straße längs der Bergbahn hinanstieg.

Es jagte ihn vorwärts wie damals an dem Abend, als das Wasser den Leichnam seines ermordeten Bruders forttrug. Es war dieselbe Angst, dasselbe Entsetzen vor sich selbst. Wie damals war er auch jetzt in diesem plötzlichen Rausch von Wut und Angst auf den Wehrlosen losgestürzt. Er sah immer das weiße Haar im Dunkeln schimmern, den auf die Brust gesunkenen Kopf, wie den Kopf eines Entseelten.

Er mußte sich Gewalt antun, um nicht zu laufen. Es war, als wenn die Erdschollen unter seinen Fußsohlen sich erhöben und ihn weiter stießen. Er biß die Zähne aufeinander und starrte den Vorübergehenden ins Gesicht, um seine Furcht vor ihnen zu meistern.

Nur mich nicht unterkriegen lassen, dachte er. Das alles vergeht. Bald hat das Fieber ausgetobt.

Er rief sich das Beispiel des Arztes ins Gedächtnis. Irgendwo in der Zeitung hatte er mal von einem Arzt gelesen, der sich eine schwere Blutvergiftung zugezogen hatte. Man hatte ihm einen Arm amputieren wollen. Aber er hatte erklärt, lieber zu sterben als zeitlebens ein Krüppel zu sein. Und mit Hilfe seiner eisernen Gesundheit hatte er die Krankheit überwunden. So hoffte auch Daniel die Krankheit seiner Seele zu überwinden.

Bald befand er sich am Eingang der Anlagen. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen. Im Schein der Gaslaternen glitzerten die Eiskristalle. Jungen auf Handschlitten sausten mit Geschrei zu Tal an ihm vorbei. Auf einem Teich glitten noch verspätete Schlittschuhläufer auf und ab beim trübroten Licht qualmender Paraffinlampen. Bald aber wurde der Weg ganz einsam. Der Lärm erstarb. Schneebelastete Tannen überragten wie undurchdringliche Wände den schmalen Weg. Als dieser umbog und sich verbreiterte, blieb Daniel stehen. Eisiger Wind blies ihn an, daß sein schweißdurchnäßter Körper bis aufs Mark erschauerte. Er merkte es nicht. Tödliche Ermattung hatte ihn plötzlich ergriffen bei dem Gedanken an diese Monate ruheloser Qual, die verstrichen waren. Fast dreiviertel Jahr. Wahnsinn, zu hoffen, daß sein Leben sich je änderte. Es ging so weiter, Tag für Tag, Wochen, Monate, Jahre — bis zum Tod. Keine Rettung, keine Erlösung. Immer neue Qualen würden die alten ablösen.

War es nicht besser, wenn er gestand? Aber er wußte, an dem Tage, wo sich die Zuchthauszelle hinter ihm schloß, würde er sich an der Mauer den Kopf einrennen über seine Narrheit. Der Gedanke an dies Lebendigbegrabensein ließ alles andere vergessen. Leben wollte er. Frei sein. Und vor allem, den anderen Menschen kein Recht über sich einräumen.

In Gedanken verloren, ging er langsam weiter, über den Bergrücken tiefer in den Wald. Plötzlich blieb er wieder stehen und sagte halblaut: „Er war mein bester Freund —" Dabei ergriff er einen Tannenzweig, wie man wohl einen Menschen, dem man etwas Wichtiges mitteilen will, am Rockärmel ergreift. Und während er an Erbslöh dachte, stieg langsam das Blut in sein blasses Gesicht. Er starrte in das schwarze Walddickicht, aus dem überall Wesen zu lauern schienen, welche seine Gedanken erieten. Er krümmte sich vor schmerzhafter Scham.

Über ihm flog eine Krähe aus dem Gezweig. Ein Schleier von Schnee rieselte herunter.

Wenn ich mich an dem Baum erhängte — Judas Ischariot! Es wäre das Beste. Ein würdiges Ende, dachte er.

Lange Zeit starrte er zu dem Baum hinauf, an dem er sich hängen sah, ganz mit

einer weißen Reifkruste bedeckt, während der Nachtwind seine Beine bewegte.

Was da wohl seine Gemeinde sagen würde, fiel ihm ein. Und seine Amtsbrüder. Das heißt, die würden alles vertuschen, dachte er in bitterem Hohn. Bei Nacht und Nebel schaffte man ihn nach Hause, von allen Kanzeln würde es verkündet: Gott dem Allmächtigen hat's gefallen — Ein seliges Ende, Amen. — Ach, ist das Leben gemein und töricht. Und warum grämt man sich so, dachte er im Weitergehen. Seit Erschaffung der Welt haben alle Klugen darin übereingestimmt, daß die Welt ein Narrenhaus ist und die Menschen eine Bande von Verbrechern. Da unten fließt so viel trübes Wasser. Bin ich denn schlimmer als die anderen? Warum will ich besser sein?! Ich sollte Marianne verzeihen. Und das Kind? fragte er sich.

Es schneite wieder. Durch das graue Gewölk schien der Mond mit schwachem Phosphorglanz. Der Weg bog ab, und während Daniel ihm nachging, kam er an einen freien Platz, auf dem ein Vergnügungsetablissement lag. Er hörte undeutliche Musik und sah hinter den beschlagenen Fensterscheiben Mäntel und Hüte hängen. Die Tür öffnete sich. Ein ganzer Schwall von Tönen drang an sein Ohr. Eine größere Gesellschaft verließ das Lokal, zuletzt ein paar junge Leute mit brennender Cigarre im Mund. Einer bückte sich und warf Schneebälle nach einigen jungen Mädchen, die kreischend und lachend davonliefen. Bald waren alle auf der nach unten führenden Chaussee verschwunden.

Verlangend sah Daniel nach dem Lokal hin. Da drinnen mußten Menschen sitzen. Wirkliche Menschen, die lachen und lustig sein konnten. Verlangen ergriff ihn, einzutreten und sich wenigstens am Anblick ihrer Freude zu erfreuen. Aus Furcht, dem nachzugeben, drehte er um und verlor sich wieder in den Wald. Aber noch lange hörte er immer schwächer, immer ferner das Lachen und die scherzenden Stimmen.

Noch einmal das Leben beginnen! Noch einmal jung sein, schuldlos und gut. Und während die Schneeflocken wie kalte Vögel des Todes sein Gesicht umtanzten, träumte er von einem blühenden Kleefeld, auf dem er und Marianne Hand in Hand gingen. Der Himmel war blau, Mariannes Augen strahlten, und ihre Seelen ruhten tief und still in verschwiegenem Glück. Unendliche heiße Sehnsucht ergriff ihn nach einem einzigen Augenblick solchen Glücks. Ihm schien, als würde er danach alle Qual leichter ertragen. Aber das alles war vorbei: Marianne — die schuldlose Freude. Nicht sie, nicht er brachte das je zurück.

Er war müde, vom Denken mehr als vom Gehen, und kehrte um. Als er wieder in die Anlagen kam, sah er tief unter sich das Tal, eine brandende Woge von Licht und darüber den unendlich weiten Raum, durch den auf und nieder die gespenstischen Schneeflocken schwebten. Er setzte sich auf eine Bank, um einen Augenblick auszuruhen. Der Teich lag menschenverlassen, und auf den steilen Wegen war kein Schlitten mehr zu sehen. Hier und da warf nur eine Laterne ihren glitzernden Schein über die Schneefläche. Aber da unten war ein Meer von Licht. Lange Laternenreihen zogen sich wie Perlschnüre zu den gegenüberliegenden Höhen hinan, und wie Lichtbäche strömte alles zusammen, um sich zu einer Woge, zu einem aufgetürmten Berg glühender Funken zu sammeln. Und während Daniel sein Auge auf einen dieser blinkenden Sterne richtete, dachte er, daß hinter den zahllosen Fenstern Menschen wohnten, Menschen, die sich an der Helligkeit freuten, die um die Lampe herumsaßen und ihre Gedanken austauschten, ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, ihre Erinnerungen.

Aber er konnte die Welt absuchen und würde keinen treffen, dem er das, was ihn quälte, mitteilen konnte. Keine Menschenseele gab es auf der weiten Runde, der er sein Herz ausschütten konnte, die er fragen konnte: Was denkst du? Hilf mir! Rat mir! Verurteile mich! Aber sprich mit mir! Nimm mir ein Teilchen meiner Qual ab.

Ihn fror in seiner Einsamkeit. Er wollte gehen und blieb doch sitzen. War er da unten nicht noch einsamer als hier? Er starrte den lockeren Schneeflocken nach, die oft so ratlos hin und her trieben, als gäbe es darunter welche, die im Gewimmel der anderen sich ebenso verloren fühlten.

Da sah er unter sich eine Gestalt auftauchen. Sie ging den aus dem Wald kom-

menden Weg herunter, auf dem er hinaufgekommen war. Und plötzlich hörte er seinen Namen rufen. Er rührte sich nicht. Gleich darauf verschwand die Gestalt hinter Strauchwerk. Aber nach wenigen Augenblicken hörte er sich wieder rufen. Er erkannte Mariannes Stimme, die müde und verzweifelt klang. Er sprang auf.

„Hier!“ rief er.

Sie rief nochmals, und er antwortete wieder, ohne sich vom Fleck zu rühren. Da sah er sie auf sich zukommen.

„Bist du's, Daniel?“

„Ja! Wie kommst du hierher?“

Sie antwortete nicht, sondern setzte sich erschöpft auf die Bank. Ihr Atem ging kurz, so schnell war sie die Anhöhe hinangestiegen.

„Marianne, wie kommst du hierher?“

„Ich suchte dich.“

„Ist denn was passiert?“

„Nein, nichts. Ich hatte Angst. Komm jetzt mit nach Hause!“ Erschöpft lehnte sie sich zurück. „Laß mich — einen Moment.“

„Weswegen hattest du denn Angst?“

„Weswegen? Deinetwegen. Du bist — ich lebe ja immer in Angst wegen dir, Daniel. Du warst so erregt.“

„Und deswegen bist du mir nachgegangen?“

„Ja, deswegen. Du bist nicht böse?“

Er sah starr vor sich hin, ohne zu antworten.

„Komm jetzt.“

Er gab ihr den Arm. So gingen sie die steilen Wege hinunter, ganz langsam, ohne ein Wort zu wechseln. Manchmal bei einer schlüpfrigen Stelle fühlte er, wie ihre Hand seinen Arm umpreßte.

Als sie an dem Grundstück des Johannesvereins vorbeikamen, in dessen Vorderhaus die Amtswohnung Erbslöhs lag, blieb sie stehen.

„Daniel, warum hast du das getan?“

Er senkte den Blick und antwortete nicht.

„Warum? Ist das denn wirklich dein Glauben?“

„Ich glaube an nichts. An gar nichts. Ich bin ein verlorener Mensch.“

„Daniel, wir wollen unser Los gemeinsam tragen. Willst du mir verzeihen?“

„Ich verzeihe dir. Aber helfen kannst du mir nicht.“

„Doch, wenn du mich wieder haben willst —“

Er schüttelte den Kopf. „Mir kann niemand helfen. Ich muß allein sein.“

„Warum?“

„Frag nicht. Komm jetzt. Zu Hause will ich dir alles sagen.“

Ohne ein Wort gingen sie nach Hause. Er wartete in seinem Zimmer, bis sie sich umgekleidet hatte. In düstere Gedanken versunken, starrte er in die Lampe. Als sie hereinkam mit dieser flehentlichen Bitte in den Augen, nahm sein Gesicht noch mehr den Ausdruck verschlossener Qual an.

„Wenn du dir nur nicht geschadet hast.“

„Nun ist ja alles gut, wo ich dich gefunden habe.“ Sie setzte sich und ergriff seine Hand. „Daniel, dich quält etwas. Seitdem ich hier bin, weiß ich das —“

„Ich will ganz offen mit dir sprechen,“ unterbrach er sie. Dabei starrte er düster vor sich hin, ohne sie anzusehen. „Ja, mich quält etwas. Da hast du recht. Aber was es ist, kann ich dir nicht sagen. Alles Fragen wäre unnütz. Es ist etwas, was sich nicht mit Worten ausdrücken läßt. Ich muß es mit mir allein ausmachen. Allein! Ich muß allein sein, Marianne. Verstehst du das? Das eine ist mir klar geworden.“

„Und jetzt willst du mich allein lassen?“

„Nicht jetzt. Es hat ja Zeit. Wenn wir nur erst wissen, was wir zu tun haben, dann ist schon alles gewonnen. Ich kann nicht mehr Pastor bleiben. Ich hab' dir ja gesagt: ich glaube an nichts mehr. All dies Gerede ist mir zum Ekel geworden. Ich glaube nur an meine hoffnungslose Verlorenheit. Und die muß ich allein tragen. Ich will fort. In irgend einen Winkel, wo kein Mensch etwas von mir weiß. Du kannst mich nicht begleiten. Ich quäle dich nur.“

„Du quälst mich nicht, Daniel.“

„Aber du quälst mich. Ja, du quälst mich! Was hält uns zusammen? Unsere Ehe ist getrennt. Du selbst hast sie getrennt. Und was zerrissen ist, kann kein Mensch wieder flicken. Wenn mein Bruder noch lebte, wärst du jetzt bei ihm. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß dieser Zufall dich festhält an mir. Das ist keine Ehe mehr, nur ein zufälliges Zusammenleben. Deshalb ist es besser, unsere Wege trennen sich. Ich habe dir verziehen, Marianne. Du bist noch jung.

Vor dir liegt ein langes Leben. Du kannst glücklich werden. Du hast ja das Kind. Da bist du nicht verlassen."

„Und daß es auch dein Kind ist, Daniel —"

Er sah sie starr an, mit einem Blick, daß ihr das Wort im Munde erstarb. „Mein Kind?"

Das Blut trat aus ihrem Gesicht. Mit qualvoller Langsamkeit begann sie zu begreifen. Sie wollte sprechen. Aber während sie mit zuckender Handbewegung nach ihrem Leibe griff, brachte sie nur ein leises Stöhnen heraus.

* * *

Eines Abends, als Daniel nach Hause kam, traf er den Arzt, Doktor Hauschildt, bei Marianne im Eßzimmer. Diese saß am halbgedeckten Tisch und stützte sorgend den Kopf auf, während der Doktor, der eben gehen wollte, ihr väterlich auf die Schulter klopfte.

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen! Meine Frau — Guten Abend!" unterbrach er sich, indem er sich an den eintretenden Daniel wandte. Nachdem er diesen begrüßt hatte, fuhr er zu Marianne fort: „Meine Frau zum Beispiel ist noch viel zarter und schwächer als Sie und hat mir drei gesunde Jungen beschert."

„Sie müssen nicht denken, daß ich Angst habe," erwiderte Marianne, die aufgestanden war.

„Denk' ich auch nicht!" sagte der Doktor fröhlich. „Sie werden sehr tapfer sein, und alles wird ein sehr gutes Ende nehmen."

„Das wollen wir hoffen. Adieu, Herr Doktor!"

„Adieu, Frau Pastor. Auf Wiedersehen!"

„Ja, am Donnerstag."

„Wenn Sie mich einen Tag früher oder später rufen, komme ich auch."

„Nein, Donnerstag!" versetzte Marianne bestimmt und ging hinaus.

Das joviale, vertrauenssichere Lächeln verschwand von dem Gesicht des Arztes, und er sagte ernst zu Daniel: „Sie müssen ihr nur manchmal gut zureden, Herr Pastor. Ein bißchen Furcht wird sie doch wohl haben."

„So?" erwiderte Daniel zerstreut und starrte mit versunkenem Ausdruck in die Ecke, als wenn er dort etwas suchte. Dann riß er langsam den Blick los. „Sie fürchtet sich? Wovor?"

Der Arzt blickte ihn verwundert und mißbilligend an. „Na, schließlich ist das doch kein Kinderspiel für 'ne Frau, die erste Entbindung."

„Ja — natürlich — ja," murmelte Daniel.

Natürlich, dachte er bei sich. Sie fürchtet sich. Merkwürdig, daß ich nie begreifen kann, daß andere Menschen auch Empfindungen haben. Immer denke ich allein zu leiden.

Er betrachtete forschend den Arzt, der klein und dick war und ein volles, gutmütiges Gesicht hatte mit einem starken Schnurrbart. Der gehört auch zu den anderen, dachte er. Zu den Ehrlichen und — Glücklichen. Unwillkürlich teilte er jetzt fortwährend die Menschen in zwei Klassen: in die anständigen, mit gutem Gewissen, die mit ihm nichts zu tun hatten, und die, zu denen er gehörte.

„Also Donnerstag, glauben Sie?"

„Das läßt sich nicht so genau bestimmen. Ihre Frau Gemahlin rechnet ja bestimmt auf den Donnerstag. Aber —"

„Ist es ganz ausgeschlossen, daß man den Tag vorher berechnet?"

„Eigentlich ja. Aber immerhin — Ihre Frau Gemahlin scheint ihrer Sache so gewiß. Adieu, Herr Pastor! Bitte, sich nicht zu bemühen."

Nachdem Daniel ins Zimmer zurückgekehrt war, starrte er wieder in die dunkle Ecke.

Wenn es dann zur Welt kam?! Und auch dann — auch dann — Er war nicht des Kindes Vater. Denn wäre er's, so würde seine Tat noch hundertmal gräßlicher sein. Er konnte nicht der Vater sein!

Marianne trat ein mit einer Bratenschüssel in der Hand. „Du noch hier?" fragte sie erstaunt.

„Trag nicht so schwere Sachen!" sagte er besorgt, indem er ihr die Schüssel aus der Hand nahm.

„Danke dir!" erwiderte sie leise.

Er sah sie an, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde dabei immer leidender. Ihn quälte dieser so unbeschreiblich schöne und sanfte Frieden, der auf ihrer blanken Stirn, in ihren feuchten Augen lag. Er sah darin etwas, das er sich für immer verscherzt hatte. Und doch ist sie an allem schuld!

dachte er, ohne daß dieser Gedanke sein Gefühl sehnsüchtigen Neides vermindert hätte. Sie trug ein loses dunkelblaues Kleid und um den Hals, sowie an den Ärmeln weiße Krausen.

Als wenn er nicht mehr an sich halten könnte, ergriff er hastig ihre kleine rundliche, eigentlich nicht hübsche Hand, die ihm früher immer als etwas so Treuherziges und Aufrichtiges erschienen war.

„Du fürchtest dich, Marianne?"

„Fürchten — ist wohl nicht das richtige Wort. Ich sage mir nur, daß ich" — ihre Stimme klang wieder so leichthin, den Ernst der Worte verschleiernd —, „daß ich möglicherweise draufgehe."

Die Tür wurde geöffnet, das Dienstmädchen kam mit einer Schüssel herein.

„Wir können anfangen," sagte Marianne.

Er sprach das Gebet. Dann setzten sie sich. Marianne nahm und schob ihm dann die dampfende Schüssel hin, ohne daß er sie beachtete.

„Willst du nicht nehmen?"

Er blickte auf, sah sie mit leidenschaftlichem Ernst an, erhob sich und ging langsam um den Tisch. „Du mußt leben, Marianne," flüsterte er.

Sie hielt seine Hand fest. „Ich kann nur mit dir leben, Daniel!" Dann preßte sie ihre Wange an seine Hand und schloß die Augen. „Setz dich neben mich!" bat sie nach einer Weile.

Er schob einen Stuhl neben ihren. Während sie eine Hand wie schützend über ihren Leib hielt, strich sie mit der anderen über seine Stirn und durch sein Haar, als wenn sie durch diese Berührung ihn langsam wieder in Besitz nähme.

„Verzeih mir, Daniel! Ich hab' dir viel zuleide getan!"

Er fuhr zusammen. Tödliche Angst lag in seinen Augen. „Sprich nicht davon!" bat er.

„Laß mich doch! Ich tat dir so viel zuleide — aber den einen Verdacht —"

„Sei still! Sei still!" flehte er noch angstvoller.

„Warum?" fragte sie vorwurfsvoll erschrocken.

„Sei still! Du weißt nicht — ich kann's nicht hören."

Er preßte sein todblasses Gesicht auf ihre Knie, küßte ihre Hände und ging dann hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht vom Donnerstag auf Freitag stellten sich die ersten Schmerzen ein. Daniel lief fort, um den Arzt und die Hebamme zu holen. Der Arzt versprach in einigen Stunden zu kommen. Gegen Morgen wollte Marianne nicht länger liegen bleiben, sondern lieber mit ihrem Mann in dessen Zimmer auf und ab gehen.

Die eine Flamme des Kronleuchters erhellte nur die Mitte des großen Raumes, während die Wände mit den fast bis zur Decke reichenden Bücherschränken im Halbdunkel zurücktraten. Durch die Fenster fiel graues Nebellicht. Die letzten Tage war Tauwetter eingetreten und hatte die Straßen in Schlamm verwandelt. Jetzt war es etwas trockener geworden. Aber in der Dachrinne puckerte und röterte es noch immer.

Schwerfällig mit sachten Schritten wanderte Marianne auf und ab. Daniel hatte den Arm um sie geschlungen und stützte sie so. Unter seiner Hand spürte er die Wärme ihres Körpers. Ein Ausdruck unerträglichen Leidens prägte sich in seinem Gesicht aus, während er vornüber geneigt in gezwungener Haltung neben ihr herschritt. Seine Brust war so gespannt, daß er sich Gewalt antun mußte, um nicht laut aufzuschreien. Von allem, was auf ihn eindrang, war das Schlimmste, daß er merkte, wie seine Frau, sei es aus Hilfsbedürfnis, sei es aus wirklicher Zuneigung, immer wieder seine Nähe suchte und eine Aussprache herbeizuführen strebte.

„Ist es nicht besser, wenn du dich legst?" fragte er.

„Ich will noch nicht — erst sag mir, ob du mir verziehen hast, Daniel."

Er nickte, ohne ein Wort herausbringen zu können.

Während sie sich setzte und seine Hand an ihren Busen zog, sah sie mit ihren weit offenen feuchten Augen voll sehnsüchtiger Erwartung in sein von inneren Qualen entstelltes Gesicht.

„Du warst so oft gut zu mir, dann hab' ich dich zurückgestoßen. — Ich hab' dich hintergangen. — Ich sagte dir nicht, was ich

fühlte. Ich hab' dich gehaßt. — Verzeih mir!"

„Sei davon still! Sprich nicht so!" flehte er.

„Doch, ich muß es sagen. Vielleicht ist später nicht mehr Zeit dazu. Hast du mir wirklich verziehen? Hast du keinen Groll mehr gegen mich?"

„Nein! Nein! Und — verzeih auch du mir!" stieß er kurz heraus.

„Ich verzeih dir. Alles. Hörst du?"

„Ja."

„Dann küß mich!"

Er küßte sie auf die Stirn und blieb vor ihr in kniender Stellung.

„Bin ich wieder deine Frau, Daniel?"

„Ja."

„Ich will wieder dir gehören. Ich bin ja ganz anders geworden. Ich hab' viel gelernt. Nicht mit dem Kopf — mit dem Herzen! Willst du mich wieder haben?"

„Ja."

„Darf auch ich dich wieder haben?"

„Ja."

„Wirklich? Ganz und gar? Dein Herz?"

„Ja! Ja!"

Sie sah ihn forschend an, während er ihrem Blick auswich. Dann stieß sie ihn mit leisem Klagelaut zurück.

„Es ist ja nicht wahr! Ach, warum bist du so?"

Er stöhnte nur. Wenn es sich jetzt um ihr Leben gehandelt hätte, so hätte er doch nicht den Ausdruck seines Gesichtes zu ändern vermocht.

Wieder schlang sie ihre Hände um seinen Hals. „Glaubst du mir nicht? Denkst du, ich lüge?"

Er schüttelte den Kopf, indem er die Augen zu Boden schlug.

„Glaubst du, ich verschweige dir was?"

„Nein."

„Warum stößt du mich denn zurück?"

„Ich — tu's ja nicht."

„Doch! Du stößt mich zurück. Du bist nicht offen. Ach, wenn ich dich von meiner Liebe überzeugen könnte, Daniel!"

Als er aufblickte, senkte sie mit inbrünstiger Macht ihre Augen in seine. Es war, als wenn aus der körperlichen Hülle ihre innerste Seele sich frei gemacht hätte und ihm ihre reinigende und erlösende Kraft mitteilte.

„Eins muß ich dir noch sagen: Ich bin schuldiger als du. Meine Sünde war von allem, was kam, die Ursache. Wenn ich nicht mehr sein sollte, dann mußt du dran denken. Willst du?"

Er hatte sein Gesicht in den Händen verborgen und wand sich unter Schmerzen.

„Faß doch wieder Mut! Lebe wieder!"

„Schweig still! Quäl mich nicht!" stammelte er in herzzerreißendem Ton, während sein Körper von ununterbrochenen Schauern durchbebt war.

„Alles wird gut. Wenn ich sterbe — du sollst leben! Hab das Kind lieb!" Sie stieß einen Klagelaut aus und umpreßte die Stuhllehne, um ihren Schmerz zu überwinden.

Nachdem er sie ins Bett gebracht hatte, ging er in sein Zimmer zurück. Furchtbare Schmerzen zerrissen ihn, als wenn seine Seele auch in Geburtswehen läge. Ein neues Leben war ihm gezeigt, aber sein Herz sträubte sich vor dem Abgrund, der dahin führte. Wirre Gedanken durchzuckten ihn, ohne daß er endgültige Antwort fand.

Was hatte sie gesagt? Ich bin schuldiger als du. Alles wird wieder gut. Wußte sie von seinem Mord? Wollte sie, daß er hinginge und alles gestände?

Wieder nahm sein Gesicht den Ausdruck halsstarriger Verzweiflung an.

Er wollte nicht den Kopf auf die Schlachtbank legen. Er hatte seine Tat gebüßt. Was gingen die Menschen ihn an?! Leben wollte er. Frei bleiben! Und quäle mich weiter. Und morde mich selbst. Ist das ein Leben? dachte er verzweifelt. Kann's schlimmer kommen, als es jetzt war? Warum mache ich kein Ende?

Ein Schrei drang aus dem hinter dem Eßzimmer liegenden Schlafgemach.

Er fuhr zusammen und schloß die Tür. Er konnte Marianne nicht mehr hören, nicht mehr sehen. Sie litt! Aber was waren ihre Schmerzen gegen seine! Wie hatte sie ihn angesehen mit ihren Augen, die sehnsüchtig flehten: Geh und liefere dich aus! Hier bleibt's begraben! dachte er und fuhr sich an die Brust. Mir soll einer was beweisen! Wer hat's gesehen? Kommt nur her! Ich habe viel gelernt. Nicht mit dem Kopf, mit dem Herzen! durchhuschte es ihn,

während sein Auge die hohen Bücherreihen überflog. Dort hatte er Gott gesucht. Sich den Verstand aufgerieben. Aber sein Herz war leer geblieben. Wenn zwei Menschen sich finden im Innersten ihrer Seele, dann offenbart sich Gott. Aber wie kann ich je wieder zu einem Menschen kommen? Warum kann ich nicht? Das Entsetzen, das ich vor mir selbst habe, stößt alle weg. Ein anderer müßte ich werden. Aber wie? Gestehen müßte ich. Warum renne ich so im Kreise herum? Warum schreit sie so? Wenn ich meine Qual laut werden ließe, dann würde ihr Schreien verhallen.

Es klopfte.

Doktor Hauschildt trat ein, in Hemdärmeln, und bot Daniel eilig die Hand. „Wollen Sie, bitte, mit herüberkommen, Herr Pastor! Ihre Gattin hat nach Ihnen gefragt."

„Wie wird es gehen, Herr Doktor?"

„Wir wollen das Beste hoffen."

Marianne lag auf dem Bett, dessen Decke zurückgeschlagen war. Ihre eng geflochtenen Haare waren unter einem Häubchen verdeckt. Als sie ihren Mann sah, streckte sie sehnsüchtig die Arme nach ihm aus.

Daniel wischte ihr den kalten Schweiß von der Stirn. In diesem Augenblick hatte er sich selbst ganz vergessen und litt nur unter dem, was sie ausstand. Sie lächelte unter Tränen, doch gleich darauf fühlte er wieder einen Ruck von ihrer Hand. Er schloß die Augen, aber ihre Schmerzen glitten durch diese zuckende Hand in seinen Körper, und das Stöhnen zerriß seine Brust. „Armes Herz!"

Sie schüttelte leise den Kopf. „Es ist nicht so schlimm! Ich möchte trinken," wandte sie sich an die Hebamme. Während diese aufstand, flüsterte sie ihm hastig zu: „Ich will ja Schmerzen haben. Sag mir nur: Hast du mich wirklich lieb?"

„Ja! Wirklich!"

„Wenn ich's nur glauben könnte!" stieß sie hoffnungslos heraus und ließ seine Hand fahren.

Unwiderstehlich drängte sich ihm die Erkenntnis auf, daß er hingehen und Frieden machen müsse, mit ihr, mit sich, mit den Menschen. Aber während er jetzt im Gefühl ihrer Schmerzen das Geständnis von seinen zuckenden Lippen zurückdrängen mußte, bohrte er in der nächsten Minute seine Augen drohend in ihre: Denkst du wirklich, ich liefere mich aus? So lange hab' ich gekämpft, jetzt willst du mich verderben? Dann schlug aus dem düsterroten Brand seines Blickes der alte Haß wie eine lodernde Flamme, der Haß gegen alle, auch gegen sie.

Marianne schien zu fühlen, was in ihm vorging, und darunter noch mehr zu leiden als unter ihren körperlichen Schmerzen.

Und Daniel hatte die Empfindung, daß alle ihn durchschauten und verdammten. Der Arzt, der ihn schweigsam und forschend betrachtete und nur manchmal ein Wort des Trostes und der Bewunderung für seine Frau hinwarf, und die Hebamme, die von ihren Erfahrungen in Arbeiterfamilien erzählte, wie in den rohesten Männern, die ihre Frau tagaus, tagein geprügelt hätten, in dieser Stunde der bessere Mensch erwacht wäre und sie für alles um Verzeihung gebeten hätten.

Stunde auf Stunde verging. Es wurde Mittag, es wurde Abend.

Daniel preßte die Hände zusammen in haltlosem, hilflosem Schmerz. Wenn ich hinginge, was hülfe ihr das? dachte er. Wahnsinn zu glauben, daß das ihr Leiden abkürzte. Wenn sie erlöst ist, will ich sie mit Liebe überschütten. Sie und das Kind. Ich glaube ja, daß es meins ist.

Ich bin ja ein anderer geworden. Bin ich —? Er dehnte sich ächzend, und während ein Lächeln voll grausamen Hohnes tiefe Falten um seinen Mund grub, spürte er das Geschwür in seinem Inneren, und daß er noch derselbe krankheitbehaftete Mensch sei.

Da klangen gellende Angstschreie an sein Ohr, so furchtbar, nicht mehr menschlich, daß er vor Entsetzen selbst aufschrie. Er stürzte ins Eßzimmer und traf den Arzt, der ihm entgegenkam.

„Jetzt muß es sich entscheiden, Herr Pastor. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß die Natur sich selbst hilft. Wenn's sich nicht bald entscheidet, werde ich einen Kollegen holen lassen."

Daniel stürzte an ihm vorbei. Da lag Marianne mit zuckenden Gliedern. Er schlang seinen Arm um ihren Hals. Wirre

Worte entrangen sich seinen Lippen. Wenn ein Moment der Ruhe kam, hielt ihr der Arzt ein Glas mit Champagner an die Lippen. Sie schlürfte gierig, bis sie es plötzlich zuckend zurückstieß. Dann flehten ihre Augen ihn mit dieser herzzerreißenden Frage an: Warum? Warum? Und neue Schmerzen stellten sich ein.

Eine Ewigkeit verging.

Da schickte man Daniel hinaus. Durch die Fenster fiel fahles Morgengrauen. Eine Tür ging. Er fuhr zusammen. Alles still. Nur inwendig in seinem Ohr gellten immerfort die Schreie.

Das Mädchen kam und schürte neues Feuer an. Er sah, wie ihre Tränen zwischen die Holzspäne liefen.

Da trat der Arzt zu ihm ins Zimmer, schloß die Tür hinter sich und sagte: „Mit Ihrer Frau steht es sehr ernst, Herr Pastor. Sie hat eine Ohnmacht gehabt."

Ohne ein Wort zu erwidern, nickte Daniel nur, als wenn er diese Nachricht erwartet hätte.

„Wir haben die Wahl, entweder das Kind zu opfern — dann ist die Gefahr für die Wöchnerin eine relativ geringe — oder aber zu einer Operation zu schreiten, die das Kind lebendig zur Welt bringt. Aber diese Operation kann für die Wöchnerin tödlich verlaufen. Die Entscheidung müssen Sie mit Ihrer armen Frau treffen, Herr Pastor."

Ohne deutlich den Sinn der Worte zu verstehen, blickte Daniel den Arzt an, während der leichte Schleier, der über seinen Augen lag, sich verflüchtigte und er mit einem Male alles klar sah. Das ist die Vergeltung, dachte er. Dieser Augenblick erst ist es.

„Haben Sie mich verstanden, Herr Pastor? Alles ist zur Operation vorbereitet. Aber Sie und Ihre Frau müssen erst die Entscheidung treffen."

„Es ist zu spät," murmelte er.

Der Arzt, der den Sinn der Antwort nicht begriff, erwiderte ungeduldig: „Noch ist es nicht zu spät. Aber jede Minute ist kostbar. Ich bitte Sie dringend, sich schlüssig zu werden."

„Was wollen Sie?" fragte Daniel nach einigen Augenblicken schweigenden Brütens. „Sie sollen sich entscheiden!"

„Ich habe entschieden. Aber zu spät. Was sagten Sie? Marianne oder das Kind? Wer kann von mir verlangen, daß ich kalten Blutes einen Mord begehe?"

„Kommen Sie!" sagte der Arzt. „Ich werde selbst mit Ihrer Frau sprechen. Aber kommen Sie mit!"

Marianne lag leichenblaß da mit geschlossenen Augen wie in einer Ohnmacht. Unter dem Häubchen war eine Locke hervorgetreten und ringelte sich tiefschwarz auf der wächsernen Stirn. Sie bewegte sich nicht. Nur ihre Hände öffneten und schlossen sich zuckend. Und als Daniel näher kam, vernahm er aus den halb geschlossenen Lippen ein murmelndes Stöhnen.

Der Arzt schob vorsichtig seine Hand unter ihren Kopf und hob sie etwas hoch. „Nun haben Sie genug ausgestanden, Frau Klinghammer, nun hören Sie noch einmal zu! Sie müssen jetzt ganz tapfer sein und dürfen keinen Schreck bekommen. Und wer so viel Mut gezeigt hat wie Sie —"

Sie hatte die Augen aufgeschlagen und mit stummer Bewegung Daniels Hand ergriffen, der todbleich vor ihrem Bett kniete. Als wenn sie die Veränderung, die in seinem Gesicht vorgegangen war, begriff, lag atemlose Spannung in ihren Augen. Unverwandt blickte sie ihn an, während der Arzt auf sie einsprach.

Als dieser geendigt hatte, antwortete sie mit matter, aber fester Stimme: „Ich will, daß das Kind lebt. Geht alle hinaus!" flüsterte sie. „Du — bleib!"

Nachdem die Tür geschlossen war, machte sie eine leise Bewegung, daß er sie aufrichten solle. Ein Lächeln schwebte wie der Ausdruck einer inneren Kraft auf ihrem Gesicht und schien über alle Qualen den Glanz eines überirdischen Friedens zu gießen.

„Komm doch näher, ich kann nicht schreien," flüsterte sie. „Nun bin ich glücklich. Ich hab' dich lieb. Glaubst du mir jetzt?"

„Ich glaube."

„Nun laß ich dir das Kind. Dein Kind! Es gehört dir. Wirst du nun im guten an mich denken?"

Er gab keine Antwort. Tränen stürzten aus seinen Augen, er küßte den Saum ihres Ärmels.

Da legte sie ihm die Hand aufs Haupt. „Was quält dich, Daniel?"

Er zuckte zusammen. Seine bebenden Lippen konnten kein Wort hervorbringen. In stummer Angst rangen seine Augen, und die Qual schien mit ihrer Fieberglut die Tränen aufzuzehren.

„Du bist schuld an deines Bruders Tod?"

Er richtete sich jäh auf, wollte sich wehren. Aber als wenn etwas in ihm zerbräche, sank er nieder.

„Ja, ich bin schuld."

Sie preßte seine Hand. „Weine doch nicht!" Während sie ihn näher zog, drückte sie in langem Kuß ihre Lippen auf seine Stirn und seine nassen Augen. „Tröste dich doch! Für mich hast du's getan! Ich hab' mehr schuld als du. Ich nehme deinen Kummer mit mir."

Schmerzensschauer liefen über ihr Gesicht. Ihr Kopf ruhte schwerer auf seiner Hand, die langen, schwarzen Wimpern öffneten und schlossen sich angstvoll schnell über den blassen Lidern. Gleich darauf aber sah sie ihn unverwandt an.

Während er sich inbrünstig lauschend über sie beugte, bewegten sich ihre Lippen in kaum hörbarem Flüstern: „Sei wieder du! Alles Gute und Große fand ich mal in dir — du mein Lieber! Lieber —"

Er neigte sich noch tiefer, doch verstand er sie nicht mehr. Sie hingen jetzt Auge in Auge. In dieser stummen Zwiesprache ihrer Seelen sagten sie sich alles, was man mit Worten nicht ausdrücken kann, alles Zärtliche und Liebe, allen Schmerz des Abschiedes, alle Lust des Sichwiederfindens.

Da öffnete sich leise die Tür. Die Ärzte traten ein. Doktor Hauschildt rührte Daniel leicht an der Schulter. Weinend klammerte er sich an ihr fest, als wenn er mit seinem Leben das ihre halten könnte.

Doch sie selbst machte sich los und winkte ihm zu gehen.

Während er sich im Dunkel der Tür umwandte, sah er zum letztenmal noch ihre strahlend hellen Augen. Dann war er allein in seinem Zimmer.

Es war kalt und dunkel, hinter dem Fenster erhob sich düster der schwarze Kirchturm im Morgengrauen. Aber als wenn seine Seele sich an ihrer entzündet hätte, umstrahlte ihn ein großer Glanz, so daß er wie von Licht umgeben war.

Er sah auf seinem Schreibtisch weiße Bogen ausgebreitet. Ihm schien, als hätte jemand seine Gedanken vorausgeahnt und ihm helfen wollen. Nach kurzem Besinnen nahm er die Feder und schrieb:

„Ich will mein Gewissen erleichtern und mein Verbrechen eingestehen. Ich schreibe mit klarem Verstand und die reine Wahrheit, in dem Gefühl, daß der Tod oder jede Strafe besser ist als das Leben, das ich bisher geführt habe.

„Am 12. Mai vorigen Jahres habe ich, Daniel Klinghammer, Pfarrer zu Schwerenberg, meinen Bruder Fritz in Ascherode an der Schwalm ermordet und den Leichnam in den Fluß geworfen. Ich habe die Tat verheimlicht aus Feigheit, und weil ich nur an das Schlechte in mir und in den anderen Menschen glaubte. Jetzt gestehe ich die Tat ein und will mich den Folgen nicht entziehen.

„Aber ich will niederschreiben, wie ich zu dem Verbrechen kam —"

Er besann sich während des Schreibens nicht einen Augenblick. Es war, als wenn er einen auswendig gelernten Brief noch einmal wiederholte.

Als er geendigt hatte, war es hellichter Tag, und von der Straße her drang das Lärmen vorübergehender Schulkinder. Noch einmal las er das Schreiben, dann adressierte er es an das Königliche Amtsgericht zu Treysa in Hessen.

Er wollte schon gehen, als es klopfte. Er rief Herein. Eine Stimme bat, er möchte doch öffnen. Als er die Tür aufmachte, stand die Hebamme vor ihm und hielt ihm ein kleines Bündel entgegen, aus dem etwas Rotes hervorsah.

„Eine Tochter, Herr Pastor — ein Staatskind."

Mit einem Ausdruck des Entsetzens trat Daniel zurück.

„Die Operation ist soweit gut gelungen. Der Herr Doktor wird gleich hereinkommen und Ihnen Bescheid sagen." Sie blieb noch wartend stehen, indem sie ihm mit vorgestreckten Armen das Kind hinhielt. Als aber Daniel sich nicht rührte, ging sie endlich gekränkt hinaus.

Eine furchtbare Viertelstunde verging, bis der Arzt kam. Dieser drückte ihm die Hand. „Wenn alles gut geht, so ist Ihre Frau gerettet."

Daniel schüttelte den Kopf, als wenn er nicht zu hoffen wagte.

„Kann ich sie sehen?"

„Warten Sie lieber noch etwa eine Stunde. Ich werde Sie rufen."

Nachdem der Arzt sich verabschiedet hatte, blieb er in brütender Angst sitzen. Nach einer Weile aber ging er an seinen Schreibtisch und setzte noch einen zweiten Brief auf, worin er den Amtsrichter, mit dem er gut bekannt war, bat, das einliegende versiegelte Schreiben erst in zwei Wochen zu öffnen. Dann trug er das ganze Schriftstück auf die Post.

* * *

Daniel saß regungslos an Mariannes Bett. Das Leben schien seinen Atem anzuhalten in diesem Zimmer. Der Arzt und die Wärterin schlichen auf den Zehenspitzen. Kein lautes Wort wurde gewechselt. Nur das Kind schrie mit dem gläsernen Stimmchen der Neugeborenen hell und unbekümmert. Dann schlug Marianne manchmal die Augen auf, diese durchsichtigen, von einem inneren Glanz durchstrahlten Augen, die zu lächeln schienen, und in denen doch ein feierlicher, beinahe strenger Ernst lag.

Daniel dachte nur an sie, horchte nur auf sie, sah und fühlte nur sie. Von Zeit zu Zeit blickte er auf die Uhr, die auf dem Nachttisch wisperte, und dachte, daß wieder eine Stunde für das Leben gewonnen und daß der Tod um einen Schritt zurückgewichen sei. Seine Hoffnung, daß sie genesen würde, war noch immer wie ein fast verlöschendes Lichtchen in einem großen düsteren Raum. In den Augenblicken, wo der Arzt die Temperatur maß, ergriff ihn selbst das Fieber, und sein Blut kreiste erst wieder ruhiger, wenn er hörte, daß die Heilung einen normalen Verlauf nähme.

Endlich erklärte Doktor Hauschildt, daß die Gefahr vorüber sei. Von dem Moment an dachte Daniel wieder an sich. Mehr und mehr breitete sich eine düstere Melancholie über sein Wesen. Im Geist befand er sich schon in der engen Zelle, wo man nur vegetiert, statt zu leben. Sein Zustand war fürchterlich. Mariannes erwachendes Glück, das Kind, das er nehmen und liebkosen mußte — alles steigerte nur seine Traurigkeit, diesen Schmerz eines Abschieds auf ewig.

Eines Tages raffte er sich auf und ging zu einem Rechtsanwalt. Diesem erzählte er seine Tat fast mit denselben Worten, wie er sie niedergeschrieben hatte. Das erste, was der Anwalt fragte, war, ob es sein vorher bedachter Plan gewesen sei, seinen Bruder zu erschießen? Daniel erwiderte, er habe den Revolver damals in der Absicht gekauft, seinen Bruder, falls dieser seine Frau wirklich verführt habe, damit niederzuschießen. Ob er diese Absicht aber auch an dem Tage selbst gehabt habe, vermöge er nicht zu sagen. Der Anwalt dagegen bewies ihm, daß zwischen seiner damaligen Absicht und der späteren Ausführung kein innerer Kausalnexus vorhanden sei. Das beweise schon der Umstand, daß er im letzten Augenblick den Revolver fortgeschleudert habe. Seine Tat charakterisiere sich nicht als Mord, sondern als Totschlag im Affekt, eventuell als Körperverletzung mit tödlichem Ausgang.

In einem Zustand peinlichen Schwankens ging Daniel fort. Mit einem Male waren neue Wünsche und Hoffnungen in ihm erweckt, die, mochte er sie fortstoßen, ihn doch umgaukelten. Zugleich aber fühlte er, daß sein Geständnis alle erlösende Kraft verlor in dem Augenblick, wo er anfing zu feilschen. Er beschloß, sich nicht zu verteidigen, sondern bei dem zu bleiben, was er niedergeschrieben hatte.

Bevor Daniel nach Hause ging, suchte er noch Pastor Erbslöh auf. An der Tür der Wohnung stand: „Bitte klopfen".

Das Dienstmädchen öffnete und erwiderte auf seine Frage, Herr Pastor sei krank. Als er darauf Frau Erbslöh zu sprechen wünschte, wurde er in seines Freundes Arbeitszimmer geführt.

Er setzte sich und wartete.

Es war kalt in dem ungeheizten Raum, durch dessen Fenster das graue Dämmerlicht eines trüben Februarabends hereinfiel. Als er ein Buch vom Tisch nahm, blinkte das davon bedeckt gewesene Rechteck ihm scharf

abgegrenzt entgegen, während auf der übrigen Tischplatte dicker Staub lag. Sein Blick fiel auf den Blumentisch am Fenster. Und plötzlich durchlief ihn ein leiser Schauer, wie die Ahnung von der Nähe des Todes. Die Blattpflanzen und Blumen waren sämtlich vertrocknet, zahllose verschrumpfte Blätter lagen am Boden zerstreut. Sie mochten erfroren sein, oder man hatte vergessen, sie zu begießen. Und alles in diesem Raum schien ihm erstorben, der Schreibtisch mit dem, was drauf lag, die Bücher, die Bilder. All die Gegenstände in ihrer toten Verlassenheit schienen ihm mit stummer Sprache zuzurufen, daß der, der diesen Raum belebt, Abschied genommen habe für immer. Er wußte nicht, warum, aber wie eine Gewißheit fühlte er, daß sein Freund im Sterben lag.

Da hörte er draußen die aufgeregte Stimme Frau Erbslöhs: „Was wollen denn diese Menschen? Schicken Sie sie doch fort. Wie heißt er?"

Das Dienstmädchen erwiderte etwas.

Gleich darauf trat Frau Erbslöh ein. Sie ging hastig bis zur Mitte des Zimmers, wie suchend den Kopf bald nach links, bald nach rechts drehend, ohne Daniel zu gewahren. In ihrem abgehetzten, angstvollen Gesicht lag etwas von der blinden Aufgeregtheit eines Tieres, das seine Jungen verteidigt. Als sie ihn erblickte, wünschte sie ihm nicht guten Tag, sondern stieß heraus: „Sie wollen ihn sprechen? Jetzt! Jetzt kommen Sie, wo's zu spät ist."

„Wie geht's ihm, Frau Erbslöh?"

„Er hat immerfort nach Ihnen gefragt. Es hat ihn gegrämt, daß Sie nicht kamen. Ich wollte schon nach Ihnen schicken."

„Ist sein Zustand gefährlich?"

„Sie haben ihn operiert. Und nun liegt er im Sterben." Wie von einem Stoß in den Rücken fuhr sie zusammen und zerrte an ihrem zerknüllten Taschentuch. „Das ist nun sein Lohn dafür, daß er den Menschen nichts als Gutes erwiesen hat. Ich hab's ihm hundertmal gesagt. Aber er hat es ja nicht glauben wollen. Beide Beine haben sie ihm abgesägt, eins nach dem anderen."

„Entsetzlich," murmelte Daniel. Er vermochte nichts zu sagen. Nur diesen Ausdruck eines fassungslosen Grauens stieß er immer wieder aus.

„Er hätte noch jahrelang leben können. Er wäre gesund geworden. Ich hätte ihn gesund gepflegt, wenn er sich geschont hätte. Aber sie haben ihn ja zu Tode gehetzt — diese Pharisäer. Es ging ihnen nicht schnell genug. Sie wußten, er ist ein Schwerkranker, der sich nicht wehren kann, da sind sie über ihn hergefallen. Die würden ja Christus kreuzigen, wenn er wiederkäme."

Leichenblaß war Daniel aufgesprungen und hatte die beiden Hände der Frau ergriffen. „Frau Erbslöh — ich — ich bin am meisten schuld. Wenn ich ihn sehen kann — nur einen Augenblick —"

„Was wollen Sie denn von ihm? Ach, geht mir doch weg, ihr — alle!" Sie preßte das geballte Taschentuch gegen ihre Augen und schluchzte in herzzerreißendem Jammer. Dabei irrte sie im Zimmer hin und her, horchte jetzt an der Tür, blieb jetzt vor dem Schreibtisch stehen. „Da liegt noch seine Verteidigungsschrift. Bis in die Nacht hinein hat er geschrieben. Er sich verteidigen! Da, der Brief vom Konsistorium — da!" Sie zerriß das große Aktenstück und warf die Fetzen zu Boden. „Die werden auch sagen: wir waschen unsere Hände in Unschuld. Aber sein Blut schreit zum Himmel! Hundertmal hat der Doktor mir gesagt, seelische Aufregungen sind für seinen Zustand das Gefährlichste. Die haben ihn auf dem Gewissen. Ach, wo bleibt da Gottes Gerechtigkeit?" Sie hielt inne und horchte auf. Das ferne Brausen einer Orgel und Gesang drang ins Zimmer. „Nun geht's wieder los. Gestern abend hat's ihn schon gequält."

Auch Daniel horchte ängstlich und unterschied jetzt ganz deutlich die einförmige Melodie eines Kirchenliedes. „Wo ist denn das?"

„Im Johannesverein. Hinter uns. Gestern hab' ich schon hinübergeschickt, da haben sie geantwortet, ein frommer Choral könnte doch nichts schaden."

In diesem Augenblick klopfte es, und eine schwarzgekleidete Diakonissin steckte ihren Kopf durch die Tür.

„Es ist gut. Ich werde also Walther sagen, daß Sie da sind."

Eine Weile verging. Dann trat die Diakonissin wieder ein: „Darf ich bitten, Herr Pastor?“

Daniel folgte ihr. Zuerst gewahrte er im Krankenzimmer nur Frau Erbslöh und die Kinder, die regungslos, mit verhaltenem Schluchzen an dem Bett saßen. Dann sah er auf der Decke zwei abgemagerte, lang ausgestreckte Hände. Und auf den Kissen einen Kopf. Den Kopf eines Sterbenden, den er nicht kannte. Ein wenig Haar, weiß wie gebleichter Flachs, bedeckte den fast nackt erscheinenden Schädel. In den eingesunkenen Schläfen, in den Backen, um die spitze Nase lagen schwarze Schatten. Und in diesem von Krankheit und Schmerz entstellten Gesicht ruhten unter den Stirnknochen, wie in tiefe Löcher versunken, die dunklen Augen. Unbeweglich, wie blind, wie hilflos, nur stumme Qual ausdrückend, lagen sie da, von den spiegelnden Gläsern der Brille nicht mehr bedeckt.

Wortlos trat Daniel näher, er war noch immer von Entsetzen gelähmt, da er unter dieser grauenvollen Maske seinen Freund kaum wiedererkannte.

„Bist du's, Klinghammer?“

„Ja.“

„Komm näher. Ich kann dich nicht erkennen.“

Es war ein neues Entsetzen, als dieser Mund sprach.

„Kinder, geht jetzt, bitte. Nachher kommt ihr und sagt mir gute Nacht.“

Frau Erbslöh erhob sich, aber in fassungslosem Schluchzen brach sie wieder zusammen.

Da nahm ihr kleiner Sohn sie sanft bei der Hand, während die Diakonissin die anderen Kinder hinausführte.

„Wie geht es dir, Klinghammer? Ist euer Kind —?“

„Sonnabend vor acht Tagen ist es zur Welt gekommen,“ erwiderte Daniel unwillkürlich im Flüsterton. „Marianne lag nah am Tod. Jetzt geht's ihr besser.“

„Es geht ihr besser?“

„Ja. — Erbslöh — ich hab' eine große Schuld —“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte der Kranke leise und hob seine abgemagerte Hand etwas von der Bettdecke auf, als wenn er die seines Freundes ergreifen wollte. Dann ließ er seine Augen umherwandern. „Stell, bitte, die Lampe weg. Und mach den Vorhang auf. Ich hab' das Licht so gern.“

Als Daniel die Gardine zur Seite gezogen hatte, fiel sein Blick nach draußen. Es war fast dunkel. Nur undeutlich gewahrte er auf der anderen Seite der Straße die kahlästigen Bäume in den Anlagen.

Als er zurückkehrte, zog der Sterbende in ängstlicher Spannung die Brauen hoch und fragte: „Hast du dich mit deiner Frau ausgesprochen?“

„Sie hat mit mir gesprochen. In den letzten Augenblicken, als sie glaubte, ihr Ende käme, hat sie mich gefragt, was mich quälte. Ich hab's ihr gesagt. Sie wußte es.“

„Ich weiß es auch.“

„Du auch?“

„Ja, ja! Es hat mich sehr gequält. Ich habe dir geschrieben. Aber sage mir, was du getan hast.“

Daniel erzählte. Aber seine Gedanken waren nicht bei dem, was er sprach. Fassungsloser Schmerz erfüllte ihn und dumpfe Empörung gegen das Schicksal, das sich die Unschuldigen aussuchte, um sie so grausam zu quälen. Mitten in seinen Worten unterbrach er sich: „Sind deine Schmerzen schlimm?“

„Es geht. Nicht mehr so schlimm wie früher. Nur die Füße tun mir weh.“

„Die Füße?“

„Ja. Der Brand war ausgebrochen. Da hat der Arzt die Stellen geschnitten. Ob's was helfen wird, ich weiß nicht. Aber fahr doch fort.“

Als Daniel zu Ende war, schwiegen beide.

Nach einer Weile sagte Erbslöh: „Du mußt furchtbar gelitten haben. Jetzt aber willst du die Folgen auf dich nehmen?“

„Ja.“

„Dann freu dich.“ Und als wenn er einen Einwand erwartete, fuhr er schneller fort: „Ja, ja! Du mußt dich freuen. Jetzt bist du dein eigener Feind nicht mehr. Was können dir da die anderen tun? — Mord, ich finde, was du getan hast, war kein Mord. Du hast im Zorn deinen Bruder umgebracht, um eine Beleidigung zu rächen. Dafür mußt du büßen. Aber einen Mord — einen Mord hast du erst selbst vor dir daraus

gemacht, als du dein Verbrechen verschwiegst. Das war die Vergeltung, weil du dich der Strafe entziehen wolltest. Ach, das Leben ist ja so furchtbar gerecht!“

„Das sagst du?“

„Ja, ich sage das! Ich möchte es allen sagen: meiner Frau, meinen Kindern, das Leben ist gerecht. Ich habe darüber so viel nachgedacht und bin immer zu demselben Resultat gekommen. Wir alle lassen uns vom Schein betrügen. Aber könnten wir sein wahres Gesicht sehen: wir würden uns nicht beklagen.“

Er wollte weiter sprechen. Da begann wieder die Orgel zu dröhnen. Zuerst nur schwach, als wenn die Töne die Wand nicht recht durchdringen könnten. Es klang wie das langgezogene Stöhnen eines schläfrigen, eben erwachenden Tieres. Aber immer stärker wurden die Accorde. Man unterschied die Melodie. Und nun erhoben sich die Stimmen. Sie klangen nicht voll zusammen, sondern als wenn eine aufgeregter und lauter sänge als die andere.

Angstvoll blickte Daniel auf seinen Freund, dessen Hände auf der Decke zitterten. Als einen Augenblick die Orgel allein spielte, sah er, daß seine Lippen sich bewegten. Er beugte sich herunter.

„Glaubst du, daß die mich irre machen? Die überschreien nur sich selbst. Die werden vielleicht mal klüger, wenn sie still geworden sind. — Da sieh!“

Er erhob die Hand ein wenig und wies zum Fenster hin. Und während Daniel hinausblickte, gewahrte er über den dunklen Baumkronen auf dem schwarzen Himmel einen einsamen Stern, der wie ein großes strahlendes Licht auf dem Grund eines tiefen Meeres war.

Von neuem klang jetzt der Gesang, der, an den Wänden widerhallend, sich über das Zimmer ergoß, als würde der ganze Raum von einem Schwarm lauter Wesen erfüllt.

Aber jenseits des Fensters, in der dämmernden Nacht draußen, wohin die beiden ihre Blicke richteten, erstarb der Lärm vor der tiefen Stille, die dort in den Höhen flutete.

Groß und flammend strahlte der einsame Stern. Doch während sie ihn unverwandt ansahen, entzündeten sich noch mehrere, da einer, dort einer, in immer weiterem Umkreis. Und der Himmel schien sich an Weite und Tiefe immer mehr auszudehnen mit jedem neuen Silberfunken, der aus der Ferne auftauchte wie eine Insel in der Unendlichkeit.

Die beiden waren versunken in Schauen. Sie hatten einer den anderen und sich selbst vergessen. Sie waren losgelöst von allem, schrankenlos und wie gebadet in Klarheit, als wenn ein Licht alles Dunkel erhellte und eine Stimme ihnen Antwort gäbe auf alles, was sie mit dumpfen Zweifeln gefragt.

Da hörte der Gesang mit einem Male auf. Das wirkte fast wie ein störender Schreck. Und eine ganze Weile erschien ihnen das jetzt so stille Zimmer von verworrenem Lärm erfüllt.

Lange Zeit sahen sie sich schweigend an. Dann legte Erbslöh seine Hand auf die Daniels.

„Komm näher! Ich sage dir: Wirf Furcht und Gram und Haß ab! Wer haßt, haßt am meisten sich selbst. Wenn die Menschen dich quälen, steig in die Tiefen zu dir. Da dringt kein Lärm von draußen hin, kein Leid von draußen. Da bist nur du dein Freund, dein Feind. Wir glauben uns ärmer, als wir sind. Gott wohnt in uns allen.“ Er hielt inne, als wenn ihm das Sprechen schwer fiele, und schloß die Augen. Aber nach einigen Minuten richtete er sie wieder auf Daniel und sagte leise: „Ich seh' dich jetzt zum letztenmal. Ich bitte dich um eins. Meinen Kindern kann ich's noch nicht sagen, die sind zu klein. Aber wenn du sie später einmal siehst — sie müssen ja einen anderen Glauben haben als ich und andere Wege gehen —, aber wenn ihre Mutter ihnen sagt, ich hätte die Welt nicht verstanden und wäre unglücklich geworden, dann sage ihnen, daß ihre Mutter irrt. Ich war nicht unglücklich. Sie sollen der Stimme folgen, die auch in ihnen spricht. Dann wird ihnen die Welt eine Heimat, und sie können nicht verloren gehen. Sage ihnen das!“

„Ich will's ihnen sagen.“

Erbslöh drückte ein wenig seine Hand. „Das ist mein fester Glaube. So manches hat sich verändert, kam und ging. Aber

dies ist mir geblieben. Wenn ich einen besseren Glauben hätte, würde ich ihnen den geben." Er schien zu lächeln. Dann schlossen sich die tief eingesunkenen Augen. „Ich bin müde. Leb wohl!"

* * *

Am nächsten Morgen durfte Marianne zum erstenmal aufstehen.

Gegen Mittag sprach Doktor Hauschildt bei ihnen vor und erzählte, daß Pastor Erbslöh in der vergangenen Nacht gestorben sei.

Als die beiden allein waren, ergriff Daniel die Hand seiner Frau, und während plötzlich Totenbläße sein Gesicht verfärbte, sagte er: „Marianne, du darfst jetzt nicht erschrecken vor dem, was ich sage. Du mußt stark sein."

Sie sah ihn an in jähem Schreck. Während ihre Augen umherirrten, schien sie zu ahnen, was er sagen wollte, und Hilfe zu suchen. „Gib mir das Kind."

Er nahm das Kleine aus dem Wagen und legte es an ihre Brust. Während er Mutter und Kind mit beiden Armen umschloß, sagte er hastig mit zitternder Stimme: „Sei mutig, Marianne. Denk nicht an morgen. Denk an eine fernere Zukunft! Ich muß Abschied von euch nehmen, auf lange, lange Zeit."

„Warum?" fragte sie, leise stöhnend.

„Ich habe meine Tat eingestanden und will jetzt meine Strafe auf mich nehmen."

„Warum hast du das getan?" wiederholte sie mit bitterem Stöhnen.

„Ich mußte es tun. Ich will frei werden. Wenn ich mein eigener Richter wäre, käme ich nie drüber weg. Sei mutig. Denk an das Kind! Was mir bevorsteht, ist leicht gegen das, was war. Laß uns hoffen, Marianne!"

Schluchzend bog sie sich zurück, als wenn der Schmerz sie überwältigte.

Er umpreßte ihre Hand mit angstvollem Flehen: „Mach mir den Abschied nicht schwer. Hilf mir doch, Marianne!"

Da schien sie sich zu überwinden, sah ihn groß an mit leuchtenden Augen: „Ja, ich will mit dir hoffen. Unser Leben kann nicht zu Ende sein."

* * *

Wenige Monate später wurde gegen Daniel verhandelt. Die Geschworenen sprachen ihn des Totschlags an seinem Bruder schuldig, billigten ihm aber mildernde Umstände zu. Das Urteil lautete auf vier Jahre Gefängnis.

Daniel trat die Strafe an, schweren Herzens, doch auch mit der festen Hoffnung, daß dieser Weg ins Gefängnis ihn zur Freiheit führen würde und zu seinem wahren Selbst.



Amazone. Marmorstatue. (Neapel.)
(Mehrfach restauriert; Vorderteil und Schweif des Pferdes modern.)

Die Amazone in der griechischen Kunst

Von

Emanuel Löwy

(Nachdruck ist untersagt.)

Jedem Betrachter griechischer Kunst wird es aufgefallen sein, wie häufig in ihr Amazonenschlachten erscheinen. Wir begegnen ihnen in selbständiger Darstellung und ganz besonders in Werken der dekorativen Kunst, an Tempeln und Profanbauten, Grabmälern und Sarkophagen, Geräten, Waffen und Schmuckstücken aller Art, gleich einem ewigen Refrain, einer Lieblingsmelodie, an der die Kunst sich nicht ermüdet, das Publikum sich nicht sättigen kann.

Diese Häufigkeit mag sich schon äußerlich dadurch erklären, daß die Amazonen — jene kriegerischen, im eigenen Lande die Männer mordenden oder knechtenden Frauen, Töchter des Kriegsgottes, aber selber sterblich — mit den beiden großen Sagenkreisen eng verknüpft waren, die unter allen mythischen Stoffen der griechischen Kunst mit die frühesten und ausgedehntesten Anregungen gaben, dem trojanischen und jenem des Herakles. Ihrer Königin Andromache, auch Hippolyte, den Gürtel zu rauben, zieht Herakles gegen sie zu Felde. Und eine andere Königin der Amazonen, Penthesileia, tritt mit ihrer Schar als Bundesgenossin des Priamos in die durch Hektors Tod gerissene Lücke. Erst nach hartnäckigem Kampfe fällt sie durch die Hand Achills, doch sterbend bezwingt sie noch den Sieger, der in Liebe zu ihrem Leichnam entbrennt.

Indessen erklärt das Gesagte die Vorliebe namentlich der dekorativen Kunst für das Amazonenthema schwerlich ganz; mindestens



Amazonenkampf: Achill und Penthesileia. Archaisches Vasenbild. (München.)

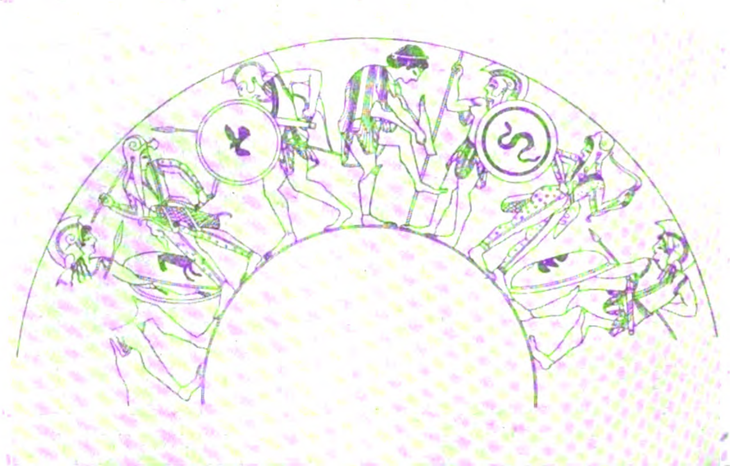
nicht für die ältere Zeit. Mochte auch späterhin der künstlerische Reiz der Motive oder auch nur Gewohnheit und Herkommen den Amazonenkampf zu einem ornamentalen Gemeinplatz machen, von Haus aus werden wir nach einer inneren Beziehung suchen dürfen. Die Kunst der Griechen liebte es, seitdem die epische Dichtung ihr einen unendlichen Reichtum an Sagenstoffen zugeführt hatte, sich dieser Stoffe bei dekorativen Aufgaben zu bedienen, um im mythologischen Bilde auf die Wirklichkeit anzuspielen. Und hatte seit jeher der Kampf, als bedeutungsvollster Inhalt des Daseins, wie in Gedanken und Lied so auch unter den Motiven der schmückenden Kunst obenan gestanden, so gewann er im mythologischen Gewande vertiefte Bedeutung: als Vorbild und Verheißung an Gerät und Rüstzeug des Lebenden, als Trost in der Umgebung des Toten, als höchste Betätigung des Lebens dessen Spiegelbild in jedem Sinne, bot das mythologische Kampfbild beziehungsreiche Parallelen. Es kann nicht verwundern, wenn hierbei die Kunst besonders gern zum Amazonenkampf griff, den der Glanz der beiden größten Heldennamen bestrahlte, und in dem, was das Leben am stärksten bewegt: Kampf und Liebe, seltsam zusammenflossen.

Für die künstlerische Verwertung des Amazonenthemas war es aber weiter folgenreich, daß es auch in dem besonderen Sagenkreise jener Landschaft eine Rolle spielt, welcher in der Blütezeit der Kunst die führende Stellung zufiel, Attikas. Der attische Heros ist Theseus, seinen Athenern ein Herakles und Achill zusammen; und auch er hat seinen ernsten Strauß mit den Amazonen. Er führt ihre Königin, Antiope oder Hippolyte, mit Gewalt als Gattin heim. Sie zu be-



Achill und Penthesileia. Archaisches Vasenbild. (London.)

freien, zieht das Frauenheer vor Athen. Nur mit Aufgebot aller Kräfte gelingt es den Belagerten, in einer blutigen Schlacht vor der Burg die Angreiferinnen in die Flucht zu schlagen. Dieser Sage begegnen wir vom zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts ab häufig auf dekorativen attischen



Amazonen sich rüstend. Archaisches Vasenbild. (London.)

Kunstwerken und durch deren Einfluß auch auf denen anderer Gebiete. Aber auch in monumentalen Schöpfungen erscheint sie, so auf den Wandgemälden des Theseustempels und in der Bunten Halle in Athen, an dem Schilde der von Phidias gefertigten Statue der Athena Parthenos wie dem Skulpturenschmuck des sie beherbergenden Tempels. Und hier überall ist es ein neuer Gedanke, der aus dem mythologischen Gleichnis spricht. Wie einst die Amazonen, so waren eben jüngst die Perser von Osten herangezogen, in Kleidung und Bewaffnung und dem schlanken Wuchse der Vorstellung ähnlich, die sich für jene herausgebildet hatte, und eigenster Ruhm der Athener war auch diesmal die Abwehr der ihre Stadt schon Bedrohenden gewesen. Noch als dritthalb Jahrhunderte später der pergamenische König Attalos, seine Siege über die Gallier zu verherrlichen, figurenreiche Erzgruppen auf der Akropolis von Athen, auch jetzt noch dem geistigen Mittelpunkt Griechenlands, stiftete, da stellte er in doppelter historischer und mythologischer Parallele diesen seinen Sieg, den der Götter über die Giganten, jene der Athener bei Marathon und über die Amazonen einander gegenüber — in vierfacher Huldigung an Athen die wirksamste Folie der eigenen Großtat.



Amazonenkampf: Achill und Penthesileia. Vasenbild. (München.)
(Nach Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei.)

Amazonen- und Gigantenkampf in enger Verbindung, sie begegnen uns nicht hier allein. Wir treffen sie ebenso, schon weit früher, an dem Bilderschmuck der genannten Statue der Athena Parthenos und den Metopen ihres Tempels; hier beidemal tritt überdies ein Kentaurenkampf hinzu, der auch in den Gemälden des Theseustempels

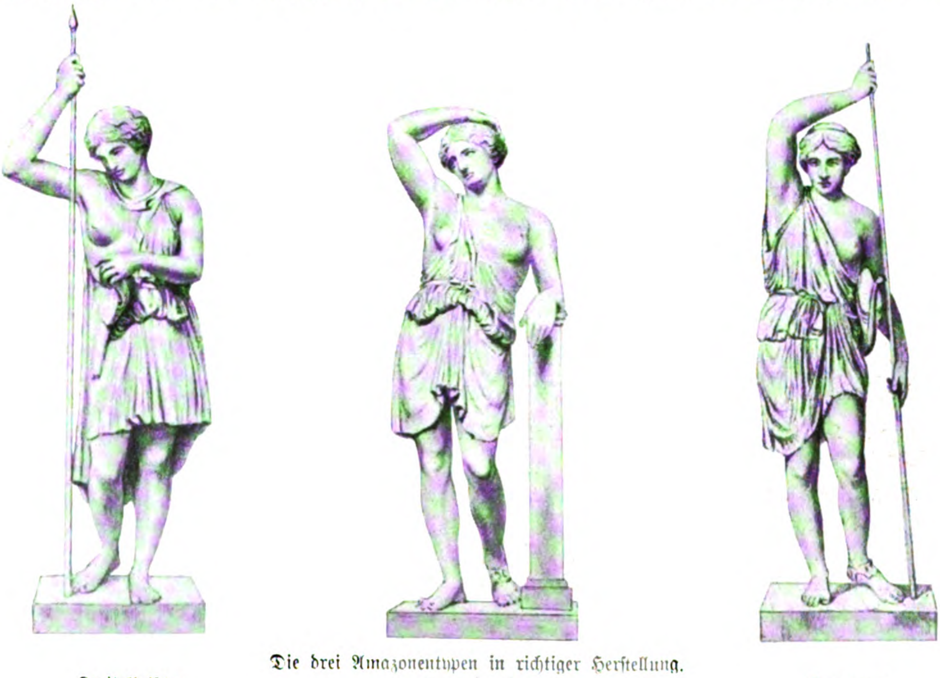
und auch außerhalb Attikas, wie am Fries des Tempels von Phigalia, der Amazonomachie als Gegenstück dient. Dies alles läßt fragen, ob das erwähnte spezifisch attische Moment, wiewohl in dieser Auffassung durch antike Zeugnisse gesichert, die sinnbildliche Bedeutung des Gegenstandes erschöpft. Wenn ferner Phidias am Zeus von Olympia die Amazonensage zweimal, am Thron den Zug des Herakles mit Theseus als Genossen und am Schemel des Theseus eigenen Kampf, anbringen durfte, so war die letztere Einführung durch die attische Herkunft des Künstlers allein schon schwerlich gerechtfertigt. Die Besiegung der Giganten galt dem Altertum als Triumph der von den Göttern eingesetzten moralischen Weltordnung. Und ebenso ist der Kampf gegen die Kentauren ein Kampf höherer Gesittung gegen die rohe, der Leidenschaft unterworfene Kraft. Beweist diese Gemeinschaft wie die Verwendung zum Schmuck von Tempeln und Götterbildern nicht, daß dem Griechen auch im Amazonensieg ein sittliches Prinzip sich aussprach? Im Staate der Amazonen herrscht das Weib: der Sieg über sie ist ein Sieg der auf Vorrang des Mannes gegründeten staatlichen Ordnung.



Amazone. Archaisches Vasenbild. (Oxford.)

* *
*

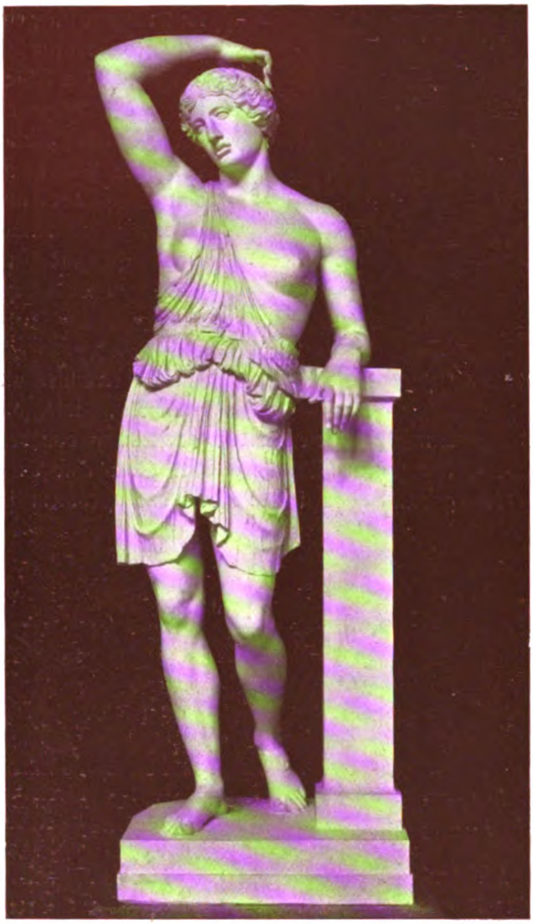
Doch betrachten wir nunmehr, wie die Kunst der Griechen der Vorstellung von den Amazonen bildliche Gestalt gibt: eine Aufgabe, die in ihrem Kern das Problem in sich schließt, männliches Wesen in weiblichem Körper auszudrücken. Für die älteste, die archaische Kunst freilich ist die Lösung dieses



Die drei Amazonentypen in richtiger Herstellung.

Kapitolinischer. Lansdownescher. Matteischer.

Problems einfach: sie hält sich fast ausschließlich an die männliche Seite. Wir sehen die Amazonen müßig oder kämpfend, zu Fuß, zu Pferd, auf Streitwagen wie in der knienden Stellung der Bogenschützen, in griechischer Tracht und Bewaffnung oder in der von den wirklichen Bewohnern der Pontusländer, wo man ihre Wohnsitze dachte, auf sie übertragenen mit Mütze, enganliegenden Beinkleidern und Ärmeln, Bogen, Köcher, Streitaxt und halbmondförmigem Schild — alles dies geht schon ziemlich früh und nicht selten in derselben Darstellung nebeneinander her —, aber für die archaische Kunst ist die Amazone ein Krieger wie jeder andere, und sie verwendet für sie dieselben Typen und Motive, die ihr für männliche Krieger zu Gebote stehen. Und selbst in den notwendigen Zugeständnissen an den Geschlechtsunterschied ist sie so sparsam, daß man gelegentlich Amazonen mit jugendlichen Kriegern hat verwechseln können.



Amazone. Lansdownescher Typus. Marmorstatue. (Berlin.)

In den auf die Perserkriege folgenden Jahrzehnten durchweht ein neuer Geist die griechische Kunst. Unter Vorantritt der Malerei, welcher der Künstlerkreis Polygnots Namen und Richtung gibt, strebt sie allenthalben nach innerer, geistiger Vertiefung, und für mehr als eine Idealbildung ist die Auffassung dieser Zeit auf lange hinaus und selbst für immer bestimmend geblieben. Das gilt auch für das Amazonenideal. Um es vorweg zu sagen: die Kunst dieser Zeit entdeckt in der Amazone das Weib. Zwar die Amazonenschlachten, die Polygnots gleichstrebender Genosse Mikon an die Wände der schon genannten athenischen Bauten malte, sind verloren; aber ihre Einwirkung dürfen wir in zahlreichen Werken der kleineren Kunst vermuten und selbst in der Amazonomachie, mit welcher Phidias den Schild seiner Parthenos schmückte. Wie gering und dürftig die uns erhaltenen Nachbildungen auch sind, deutlich tritt uns hier doch eine schärfere Fassung des Weiblichen entgegen. So schon in der einen Teil des Körpers und namentlich der Brust freilassenden Tracht (jene Verstümmelung, von welcher eine spätere falsche Etymologie den Namen der Amazonen herleitete, hat die griechische Kunst sich nie zu eigen gemacht), sodann aber auch in einzelnen, ihre physische Mindereignung zum Kampfe bezeichnenden Zügen, unter denen namentlich die im langen Frauenhaar liegende Schwäche ständiges Motiv des Amazonenkampfes geworden ist.

Doch das sind immerhin Äußerlichkeiten, bei denen die Kunst nicht stehen bleibt. Wohl aus denselben Jahrzehnten stammt die Erfindung einer Gruppe, die uns in späteren Nachbildungen einer Gemme wie zum Teil in einem Statuenfragment zu Wien erhalten ist: Achill, der die sterbende Penthesileia in seinen Armen auffängt. Es bedarf nicht

des Hinweises auf die Behandlung des gleichen Gegenstandes in der früheren Kunst, um zu erkennen, wie hier in der Konzeption der Amazone das Weib voransteht, dessen jugendliche Schönheit den Sieger ergreift und versöhnt. Noch voller klingt der hier angeschlagene Ton in dem Bilde einer schon durch ihre Größe hervorragenden Münchener Schale, deren eigentümlich herbe, durch alles Fremdartige hindurch packende Zeichnung polygnotischer Weise vielleicht besonders nahe steht. Auch hier erkennen wir in der Hauptgruppe Achill und Penthesileia. Vergeblich sucht diese mit aller, der letzten Kraft den Arm zurückzuhalten, der erbarmungslos den Stahl in ihre Brust stößt; in Todesermattung knickt sie zusammen. So bietet sich ihr flehendes Auge seinem Anblick — und der Arm stößt nicht weiter. Wie bedeutsam erscheint hier bei Achill der alte Zug des dichtschließenden Visiers; Penthesileia aber hat der Künstler der kriegerischen Rüstung ganz entkleidet — daß sie Amazone sei und heftiger Kampf vorangegangen, das sagen die Figuren im Hintergrund —: nur das Weib ist es, was der bisher gebundene Blick ihres Gegners in der entwaffnet Hinsinkenden jetzt bezaubert erschaut.

* * *

In allen bisherigen Darstellungen erscheinen die Amazonen als Glieder einer größeren Komposition. Daraus folgte, daß das ihr Wesen Bezeichnende auf eine Mehrzahl von ihnen verteilt werden konnte, falls nicht die gegebene Situation überhaupt nur eine Seite desselben hervorkehren ließ. Anders in der statuarischen Einzeldarstellung. Diese nötigt, die ganze Charakteristik in einer Figur zusammenzufassen. Aber nach solchen Statuen, die sicher nicht Teil eines größeren Ganzen waren, suchen wir in der archaischen Zeit vergebens. Erst von der Mitte des fünften Jahrhunderts ab wagt sich die Kunst auch an dieses Problem. Und hier sind es gleich drei Schöpfungen, die zu gemeinsamer Betrachtung auffordern wegen mannigfacher Übereinstimmungen in Größe und Einzelheiten und vor allem auch wegen der großen Zahl von Kopien, in welcher jede auf uns gekommen ist: ein Beweis der Wertschätzung, welche noch das späte Altertum diesen Gestaltungen eines die römische Welt so begreiflich anmutenden Ideales beimaß.



Wettläuferin. Marmorstatue. (Vatikan.)

Freilich, wie diese Kopien vorliegen, sind fast aus keiner derselben die Züge der verlorenen Bronzeoriginale unmittelbar zu entnehmen. Es bedurfte sorgsamer Sonderung und Vergleichung, um durch mißverstandene Ergänzungen wie allerlei Zutaten der antiken Marmorkopisten hindurch für jede Komposition den ursprünglichen Tatbestand festzu-



Amazone. Matteischer Typus. Marmorstatue. (Vatikan.)
(Kopf nicht zugehörig; Arme restauriert: siehe die Herstellungsskizze.)

Ausruhend stellt die lansdownesche Amazone sich dar. Die Figur lehnt mit dem linken Arm müde auf einen ihr zur Seite befindlichen niedrigen Pfeiler, während die Rechte in einer dem Griechen in solcher Situation gewohnten Haltung auf dem Scheitel aufliegt. Eine Wunde unter der rechten Brust wird durch den Einklang der Kopien bezeugt. Minder sicher ist Vorhandensein und Zahl von Sporntrágern.

Die jugendlich schlanke Amazone des matteischen Typus endlich hat mit beiden Händen die Lanze oben und unten gefaßt, um mit ihrer Hilfe sich auf das vor ihr zu denkende Pferd zu schwingen. Als Reiterin bezeichnet sie auch der Spornschuh. Der zu diesem Typus gehörige Kopf ist bisher in keiner Kopie sicher nachgewiesen; der zur Ergänzung des namengebenden matteischen Exemplares verwendete ist dem Typus fremd, stammt vielmehr von einem Exemplar des kapitolinischen.

* * *

Diese drei Statuen gewinnen erhöhtes Interesse durch eine aus dem Altertum auf uns gekommene Überlieferung von einem Wettbewerbe, dessen Gegenstand für den Tempel zu Ephesos zu fertigende eherne Amazonenstatuen waren, und an dem sich die größten Künstler beteiligten. Der durch die Stimmen der Bewerber selbst gewonnene Richterspruch ergab an erster Stelle den Namen Polyklets, für die beiden nächsten jene des Phidias und des Kresilas, Verfertigers einer vielbewunderten Porträtfigur des Perikles. Empfiehlt es sich da nicht von selbst, die Urbilder unserer drei Typen in jenen ephesischen Amazonenstatuen zu erblicken? Freilich wie die überlieferten Künstlernamen unter diese zu verteilen sind, darüber besteht Unsicherheit. Noch am meisten Einklang herrscht bezüglich der Schöpfung Polyklets, dessen in allen Werken festgehaltene Eigenart des Aufbaues und der Verteilung der Bewegungen in

stellen. Wir erläutern diesen kurz an der Hand der beigegebenen, die vorausgegangenen Untersuchungen namentlich Klügmanns, Michaelis' und Furtwänglers zusammenfassenden Skizzen, wobei die drei in Betracht kommenden Schöpfungen nach den geläufigsten, wenn auch nicht immer vollkommensten Exemplaren als kapitolinischer, lansdownescher und matteischer Typus bezeichnet werden.

Die Amazone des kapitolinischen Typus ist verwundet. Auf ihre Lanze sich aufstützend, hebt sie mit der freien Hand das Gewand von der rechten Brust weg, die darunter befindliche Wunde mit schmerzlichem Blicke betrachtend.

der lansdowneschen Amazone sich wiederfindet; neben dem charakteristischesten Werke Polyklets, dem Doryphoros, erscheint diese Amazone in der Tat wie eine Schwester. Für die beiden anderen Typen fehlt ein solcher Anhalt in den Werken der zwei anderen Künstler, die, soweit sie uns bekannt sind, für keinen von ihnen unmittelbare Vergleichspunkte bieten. Von der Amazone des Phidias erfahren wir wohl sonst, daß sie sich auf eine Lanze stützte, und daß die Linie ihres Nackens, die Zeichnung des Mundes von besonderer Feinheit waren: das würde ausnehmend zur kapitolinischen passen. Aber das erstere ließe sich, wenn auch weniger befriedigend, auf die matteische anwenden, und ob deren Kopf nicht ähnliches Lob verdiente, entzieht sich unserer Kenntnis. Und da von Kresilas auch die Statue eines sterbenden Verwundeten gerühmt wurde, so wäre es verlockend, gerade ihm jene von den drei Amazonen zuzuschreiben, bei welcher das Motiv der Verwundung am stärksten hervortritt.

Indessen ist die Glaubwürdigkeit der ganzen Überlieferung nicht über Anfechtung erhaben. Um nur eines zu sagen: bei gleichzeitiger und unabhängiger Entstehung der drei Typen lassen sich Übereinstimmungen unter ihnen nur so erklären, daß diese durch die Bedingungen des Wettbewerbs vorgeschrieben waren. Solche Übereinstimmungen bestehen nun in der Tat, nicht nur in den Größen und der Vorführung der Amazonen zu Fuß und in griechischem Gewande (beides könnte ja auch anders sein), sondern in einer Reihe von Einzelmotiven, als da sind die Beschränkung der Kleidung auf den der männlichen Tracht entlehnten kurzen Leinenrock, dessen Schürzung und die eine Brust entblößende Lockerung, der Spornträger, das Aufstützen auf die Lanze, der gebeugt über den Kopf gehobene rechte Arm, die Verwundung unter der rechten Brust usw. Doch beachten wir wohl: alle diese Elemente sind nur in der Zwei-, nicht in der Dreizahl vorhanden, nur immer zwei Statuen haben an ihnen Anteil, während die dritte, und zwar jedesmal eine andere, abweicht. Ein gemeinsames Programm läßt sich aus diesen Zügen nicht herstellen, und damit ist ein gleichzeitiger Wettbewerb ausgeschlossen. Hingegen erhalten bei einem Wettstreit nacheinander entstandener Werke die erwähnten Tatsachen ihr volles Verständnis. Wir glauben in das innere Kunstgetriebe zu blicken: die neue, eigenartige Aufgabe lockt die Gestaltungsgabe der Künstler, und jede folgende Lösung fußt auf den vorhergegangenen, die sie zugleich benutzt und bekämpft. Ist dem so, dann enthält dieser Wettstreit den ersten



Amazone. Kapitolinischer Typus. Marmorstatue. (Kapitol.)
(Der rechte Arm falsch restauriert; siehe die Herstellungsskizze.)

Versuch, von dem wir wissen, ein künstlerisches Problem um seiner selbst willen zu lösen, und es verlohnt sich, in die hierbei treibenden Gedanken einzudringen.

Wohl von allen drei Typen lenkt der lansdownesche das Auge am stärksten auf sich. Von dem ruhigen, sicheren Aufbau der Gestalt bis hinab zu den stofflichen Einzelheiten des Gewandes ist hier alles mit durchdachtester Meisterschaft entworfen, mit feinstem Sinn für Form und Linienfluß durchgeführt, und selbst die Nebenansichten offenbaren liebevollste Sorgfalt. Und sehen wir nun die geradezu an männliche Bildung gemahnende breite Entfaltung des Oberkörpers, die festen, kräftigen Glieder, so werden wir darin gewiß einen treffenden Ausdruck des heroischen Mannweibes erkennen. Freilich darf dabei eine allgemein kunstgeschichtliche Tatsache nicht außer Betracht bleiben. Noch durch geraume Zeit später sehen wir die statuarische Kunst der Griechen der Darstellung des unbekleideten weiblichen Körpers überhaupt nur so gerecht werden, daß sie ihm männlichen Bau zu Grunde legt. Es entspricht ihrem Takt, wenn sie bei den ersten Versuchen der Entblößung sich an solche weibliche Gestalten hält, die sich möglichst wenig von Männlichem entfernen, als halberwachsene, athletischer Übung huldigende Mädchen oder mannähnliche Typen, wie eben unsere Amazonen; aber wir dürfen darin kein positives Moment individueller Charakteristik erblicken. Und forschen wir weiter, was der Künstler sonst getan hat, um hier die Amazone deutlich zu machen, so ist mit den Äußerlichkeiten der Tracht und des Spornschuhes die Aufzählung zu Ende. Keine Waffe erscheint in kriegerischer Betätigung; das sorgsam gescheitelte Haar wie das gleichmäßig aufgenommene Gewand lassen Kampf nicht ahnen; die Wunde unter der Brust muß erst gesucht werden, denn nichts in der Haltung weist auf sie, ja der gehobene Arm, dessen Zerrung die Pein in Wirklichkeit erhöhen müßte, widerspricht ihr. In der ganzen Gestalt, dem erschöpften Anlehnen an den Pfeiler, dem kraftlos auf das Haupt sinkenden Arm, dem mißmutigen, gequälten Zug um den Mund nichts von Energie und Widerstand, nur schlaffe Passivität. Eine vollkommene Lösung des Problems ist diese Figur nicht. Die Amazone liegt bei ihr nur in Körperbau und Kleidung, innerlich ist sie, nur allzusehr, Weib.

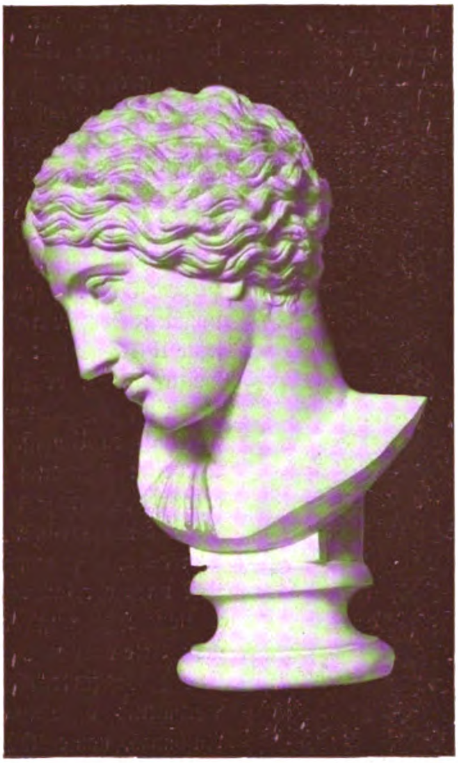


Kopf der Amazone des kapitolinischen Typus. Marmor. (Vatikan.)

Vor diesem Tadel ist die matteische, sich aufs Pferd schwingende, frei. Hier ist Tätigkeit und Spannung, frisches, entschlossenes Aufgebot von Kraft und Gewandtheit an einem kecken Mut erfordernden Reiterstück: ein glücklich aus dem Amazonendasein herausgegriffener Vorwurf. Allerdings, rein körperlich, wie er ist, kennzeichnet er ihr Wesen nur äußerlich und vermag uns ein tieferes, seelisches Interesse nicht abzugewinnen. Und — kommt nicht gerade durch den Kontrast wie durch die ganze ungewohnte Gliederhaltung die weibliche Natur

erst recht zur Geltung? Wie geschickt werden aus der Situation echt weibliche Anmutsmotive, als der gebogene rechte Arm, das entblößt heraustretende Bein, abgeleitet, wie die Schlankheit des Mädchenleibes durch die Streckung und die ästhetische Wirkung des daneben stehenden Stabes noch gehoben. Auch diesem Künstler ist die Amazone im letzten Grund ein Problem der äußeren Erscheinung; das unweibliche Gehaben dient weiblichem Reiz.

Ernst ist der Eindruck, der von der kapitolinischen Amazone ausgeht. Bei ihr ist die Wunde keine bloße Zutat, sondern sie bestimmt die ganze Haltung, die Aktion des linken Armes, den angestrengten Stand, das Aufstützen auf die Lanze, die Neigung des Kopfes mit dem trüb-schmerzlichen Ausdruck. Die Entblößung der Brust ist hier durch sie streng motiviert. Ganz Innerlichkeit, scheint diese Figur den Reiz der Linie geflissentlich abzuweisen. Um Harmonie unbekümmert, bewegen sich die Glieder, mit schlichtem Fall und geradem Saum reicht der Linnenrock bis nah an die Knie, und der — hier allein hinzutretende — Mantel taucht noch einen weiteren Teil der Silhouette in eintönigen Hintergrund. Ein nur dem Schlachtenhandwerk lebender Krieger, so steht diese Amazone vor uns. Und selbst der natürliche Schmuck des Weibes, das Haar, ist vernachlässigt; kurz gehalten, in dicken Strähnen zurückgestrichen, ist es nur eben zusammengeknotet, um nicht durch Herabfallen hinderlich zu werden. Und doch, dieser Kopf enthüllt Umrisse von weiblichster Zartheit; der Adel der Züge verkündet zugleich Stolz und Weichheit, das tiefe Leid einer hochgesinnten Seele. Ja: wie ein Mann hat sie gekämpft; wie ein Held trotzt sie dem Schmerze, an ihrer Waffe sich aufrecht haltend. Aber — sie ist verwundet. Der Stärke des Gegners war die ihrige nicht gewachsen. Und sie, sie fühlt ihre Inferiorität — fühlt, daß sie Weib ist.



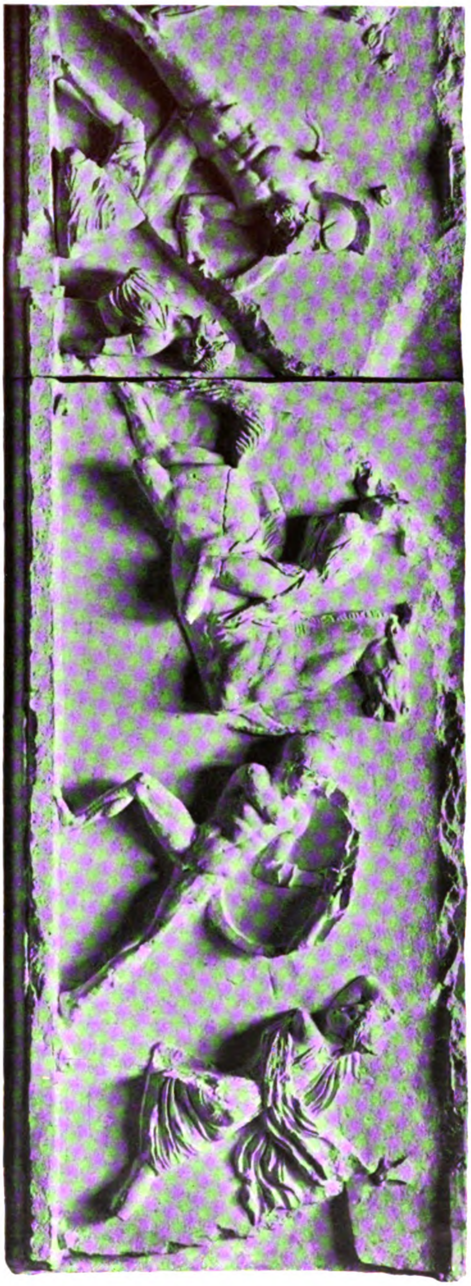
Kopf der Amazone des kapitolinischen Typus. Marmor. (Vatikan.)

Der Leser möge entscheiden, welcher von den drei Schöpfungen der Preis gebührt.

* * *

Sollen wir aber nun versuchen, die zeitliche Folge der drei Statuen zu bestimmen, so ist nach allem, was der Entwickelungsgang der antiken Plastik uns lehrt, die matteische Amazone mit ihrer komplizierten Bewegung, den Kontraposten in Körper und Gewand, der detaillierten Faltenangabe, der in der mädchenhaften Schlankheit sich bekundenden fortgeschritteneren Kenntnis des weiblichen Nackten als die jüngste von den dreien anzusehen. Schwieriger mag die Entscheidung bei den anderen, gewiß durch einen geringeren Zeitabstand voneinander getrennten, scheinen. So viel läßt sich sagen, daß die lansdownesche Amazone jedenfalls eine Vorgängerin voraussetzt. Denn wenn die Wunde nicht schon von einer früheren Lösung her gegeben war, so ist es schwer verständlich, wie der Schöpfer dieses Typus auf ein Detail verfallen wäre, dem seine ganze Komposition doch so wenig Rechnung trägt, ja widerspricht. Und sehen wir näher zu, so weist die strenge, stellenweise geradezu archaische Faltenbildung und im Einklang

damit die Körperhaltung der kapitolinischen Amazone dieser auch an und für sich das höhere Alter an. Reihen wir danach die



Amazonenkampf. Vom Grabmal des Maussolos. (London.)

drei Statuen nebeneinander, so wie es unsere Skizze gibt, dann wird auch deutlich, wie der Funke der Anregung von der einen zur anderen springt. So zunächst, trotz aller augenfälligen Gegensätze, zwischen der kapitolinischen und lansdowneschen Amazone. Denn hat nicht diese von jener das Prinzip des Gewandes, den Gedanken des gehobenen Armes, des der Stütze bedürftigen Standes, der Wunde unter der Brust, des zur Seite geneigten Hauptes? Und ist nicht auch im Gesichtsausdruck die lansdownesche wie eine glättende Abschwächung der kapitolinischen? Wir bewundern an der kapitolinischen, wie sie aus der intensiv erfaßten Idee des Gegenstandes einheitlich, mit fast schroffer Konsequenz sich aufbaut. Aber wir können auch begreifen, wie eine wesentlich auf das Formelle gerichtete Künstlerbegabung in der Lanze des kapitolinischen Typus eine allzu unsichere Stütze, in seiner ausdrucksvollen Herbheit Härten sah, die zur Verbesserung ins Weiche, Fließende, Harmonische aufforderten Solch akademisches Voranstellen der Erscheinung vor den Inhalt würde gerade zu dem künstlerischen Charakterbild Polyklets stimmen; ihm wäre es zuzumuten, wenn er seine Überlegenheit vor allem in dem dartun wollte, worin er in der Tat Meister war, dem ruhigen, sicher gegründeten Stand, dem geschlossenen Umriß. Und seine nachhaltige Autorität läßt auch verstehen, warum, trotz einzelner Versuche schüchterner Ausgleichung ihrer Widersprüche, von denen erhaltene Werke Kunde geben, anscheinend erst geraume Zeit nach der lansdowneschen eine neue, die matteische Lösung sich Geltung verschaffte, auch diese aber nur, indem sie deren wesentliche Züge forterhält. Denn hier ist das Verhältnis offenkundig: in der Linie des Aufbaues, namentlich an der rechten Körperseite, in der Anordnung des umgeschlagenen und unter den Gürtel gesteckten Gewandes berührt sich die matteischen Amazone zu nahe mit der lansdowneschen, als daß sie von dieser unabhängig gedacht werden könnte. Aber es ist auch klar, wie sie diese zu überbieten sucht, indem sie in deren wirkungsvolles Grundmotiv einführt, was jener merklich fehlt: bewegte, charakteristische Handlung, und die für einen jüngeren Geschmack wohl allzu breite Silhouette jener ins Gegenteil ändert. Nur ließ sich mit dem Motiv die Begründung nicht mehr übernehmen: die Wunde, schon im lansdowneschen Typus bedeutungslos und störend geworden, wurde verlassen, die ganze Aufgabe auf eine neue

Grundlage gestellt, wobei die Lanze des kapitolinischen Typus wieder zu Ehren kam. Welch ein Abstand von diesem zum mattei-



Sarkophag mit Amazonendarstellungen. (Kapitol.)

schen: ein ganzes Stück Geschichte des Amazonenideals steht uns in diesen drei Statuen vor Augen. Wer aber, möchten wir noch fragen, schuf den ersten, den kapitolinischen Typus? Von den überlieferten Künstlernamen scheint keiner seiner würdiger als Phidias, der Polygnot geistesverwandteste Plastiker, der auch sonst mit weiser Steigerung den ethischen Ausdruck seiner Gestalten im Kopf konzentriert. Aber die Überlieferung ist unsicher, und zuviel Dunkel schwebt noch über Phidias selbst, als daß wir ihn hier mit Zuversicht nennen dürften.

* * *

Über die folgende Entwickelung können wir kurz sein. Knüpfen wir wieder bei den Amazonenkämpfen an, dort, wo wir sie verließen, so begegnet uns auch weiterhin in Situationen und Motiven manches auf Mikon zurückgehende Gut. Daneben aber auch neue Erfindungen, zu denen die fremde Tracht und Bewaffnung der Amazone, sowie ihr Kämpfen zu Pferd unerschöpflichen Anlaß geben. In ihrer körperlichen Erscheinung hat sich das Weib nun voll durchgesetzt. Und das macht einen Grundton um so auffälliger, der in allen diesen Darstellungen, je fortgeschrittener dieselben sind, um so schärfer sich geltend macht. Wir würden gemilderte Auffassung des Kampfes gegen Frauen, Züge ritterlicher Schonung erwarten; statt dessen gewahren wir leidenschaftliche Erbitterung, in dem Verhalten der Sieger nicht selten unbarmherzige Härte, doppelt befremdend neben den Betätigungen kameradschaftlicher Fürsorge, an denen gerade diese Bildwerke nicht arm sind. Aber hätte nicht umgekehrt die milde Form des Kampfes, indem sie die natürliche Schwäche der Gegnerinnen hervorhob, ihm den Stempel des Grausamen oder Frivolen aufgedrückt? Sollen wir ihn überhaupt gerechtfertigt finden, muß der Amazonenkampf ein unerbittlicher sein. Und ist es nicht auch menschlich richtig, daß, wo Gegnerschaft der natürlichen Voraussetzung zuwider, sie um so unversöhnlicher ist? Die Kunst ist sich bewußt

geworden, was im Amazonenthema steckt; für das ganze Geschlecht wird auf beiden Seiten gestritten.

In größter Steigerung spricht sich diese Stimmung in den Friesen des Grabmals des Maussolos aus. Mit welcher Zähigkeit wird hier zu Fuß, zu Roß gefochten, wie erbarmungslos die Gegnerin vom Pferde herabgerissen, auf die entwaffnet zu Boden liegende, um ihr Leben flehende eingehauen! Und doch, eine Nebenempfindung dämpft hier unser Mitgefühl. Wie der rhythmischen, gebundenen Bewegung der Figuren etwas von Pantomime oder Ballett anhaftet, so scheint es auch bei mehr als einem Körper- und Gewandmotiv der Amazonen vornehmlich auf die Wirkung der schlanken Mädchenleiber, auf den Gegensatz ihrer feinen Gestalten zu den breiten, eckigen ihrer Gegner abgesehen: eine Auffassung also, wie wir sie leise in der matteischen Statue und vernehmlicher in manchen Werken der Kleinkunst finden, wo der bunten, anliegenden Tracht der Amazonen fast etwas wie Trikot- oder Höschenreiz innewohnt. Es wäre zu verwundern, wenn die antike Kunst sich diese Seite des Gegenstandes ganz hätte entgehen lassen. Aber sie verfolgt dieselbe nicht. Selbst in den jüngsten Gestaltungen des Amazonenkampfes, wie sie in Sarkophagen und späten Friesen vorliegen, klingt die sinnliche Note nur höchstens vereinzelt an.



Amazone. Bronzestatuette. (Neapel.)

Und was die statuarische Kunst betrifft, so sind die Richtungen, in denen sich diese bewegt, in den drei ephesischen Amazonen-Statuen vorgezeichnet. Es fehlt auch weiterhin nicht an Erfindungen, die dem Thema der ruhig dastehenden oder zu Roß kämpfenden Amazone neue Seiten abgewinnen. Aber für die Mehrzahl dieser Werke war die Amazone ein bloßes Problem der Form, und darum lassen uns dieselben trotz bisweilen vollendeter Durchbildung kalt. Innerlich nahezutreten vermag uns nach wie vor nur eine, die erste Lösung: jene, in der die Amazone unterliegend erscheint. So die von Neapel, die tödlich getroffen von dem sich bäumenden Pferde herabsinkt, oder jene bedeutende, in einem überlebensgroßen Fragment des Palastes Borghese erhaltene Schöpfung, wo die vergeblich nach den Zügeln langende Reiterin von ihrem eigenen Pferde zu Tode geschleift wird — ein Amazonenschicksal von ergreifender Tragik. So bereichert sich die griechische Kunst, dank dem Amazonenstoff,

um ein ganz eigenartiges Motiv: die Poesie des Besiegten. Das Mitgefühl, das dem unterliegenden Manne nicht ohne schmälernden Nebengedanken gezollt werden könnte, dem weiblichen Krieger gegenüber waltet es frei. Und erwägen wir es recht, so ist dies der einzige Weg, um der Amazone auch als Kriegerin gerecht zu werden. Das in Waffen triumphierende Weib weckt in uns die Empfindung von Unnatur, nicht von Größe. In verzweifeltem Ankämpfen untergehend, wächst sie zur Heldin.



Amazone. Marmorstatue. (Rom, Palast Borghese.)
(Beide Arme ergänzt.)

Und so sehen wir in einer der letzten, vielleicht der letzten statuarischen Amazonenbildung, die das Altertum uns hinterlassen, derjenigen aus dem eingangs erwähnten Weihgeschenk des Attalos, die Kämpferin entseelt, die zerhauenen Speere mit dem Leibe deckend, aufwärts gewandt, ganz Held — im Tode. Wie unendlich männlicher ist diese Amazone als jener Perser aus demselben Weihgeschenk, dessen weicher, schlaffer Körper zusammengekrümmt daliegt, neben ihm der aus entnervter Hand gefallene Säbel.

Die zuletzt genannte Amazonenstatue hat zu einer eigentümlichen Erörterung Anlaß gegeben. Eine kurz nach ihrer Auffindung im sechzehnten Jahrhundert genommene Zeichnung und eine ungefähr gleichzeitige Beschreibung geben



Amazone. Vom Weihgeschenk des Attalos. Marmorstatue. (Neapel.)

ihr übereinstimmend ein Kind an die Brust. Seither ist dieses Kind verschwunden, und ob es wirklich zur Statue gehörte oder nur willkürlich und vorübergehend mit ihr zusammengelegt worden war, darüber wird gestritten.

Auszuschließen wäre die Vorstellung einer Amazone als Mutter bei der stark rationalistischen Tendenz der späten Sagengestaltung nicht, und die physische Charakteristik unserer Statue wäre dieser Auffassung günstig. Gleichwohl erlaubt der jetzige Zustand des Marmors keine sichere Bejahung. Aber wenn wir sahen, wie von seinem fast männlichen Ausgangspunkte aus das Amazonenideal, auf wie verschiedenen Wegen auch, unverwandt auf das Weibliche hinläuft, könnte es da verwundern, wenn es auch vor der letzten, vollsten Äußerung der Weiblichkeit nicht stehen geblieben wäre — der Mütterlichkeit?

* * *

Wie immer dem sei, soviel ist gewiß, daß die Kunst, indem sie seit den Tagen Polygnots das Amazonenproblem wesentlich von der weiblichen Seite faßte, nur ihren Bedingungen gemäß vorging. In der bildenden Kunst beherrscht die Form unweigerlich den Inhalt; männliches Wesen und weibliche Form bedeutet für sie einen Widerspruch. Und doch fand die griechische Kunst den Weg, auch diesen Gegensatz zu verschmelzen: am tiefsten und innerlichsten in jener Meisterschöpfung, deren ernste Größe die Kopien des kapitolinischen Typus uns mehr ahnen als schauen lassen.



Perser. Vom Weihgeschenk des Attalos. Marmorstatue. (Neapel.)

Die Ermordung Kaiser Pauls I.

Nach den neuesten Quellen dargestellt

von

Franz Joetze

Es gibt in der neueren Geschichte wohl kaum einen Herrscher, der ein traurigeres Geschick erdulden mußte als der russische Kaiser Paul. In seiner Jugend von der eigenen Mutter vernachlässigt und absichtlich in den Hintergrund gedrängt — fürchtete Katharina doch mit Recht, daß der Sohn sie eines Tages wegen der Ermordung seines Vaters zur Rechenschaft ziehen und als alleinberechtigter Erbe sie vom Thron stürzen werde —, verlor der von Natur gutherzige Fürst schon als Knabe den Glauben an die Menschheit. Da er sich ständig von Kreaturen der Kaiserin umlauert wußte, wurde er von Tag zu Tag verschlossener und mißtrauischer. Der tiefe Groll, den er gegen seine Mutter hegte, wuchs sich allmählich bei dem Hochmut, ja bei der Verachtung, die ihm deren Günstlinge Potjemkin und Subow entgegenbrachten, zu bitterstem Haß aus, da er in der Zarin allein die Quelle aller Demütigungen zu finden meinte. Erfüllt von seinem Haß gegen die Mutter, bedachte der Fürst aber das eine nicht, daß er schließlich gerade ihr allein seine Stellung verdanke, daß er selber wohl niemals Thronfolger geblieben wäre, wenn sein Vater Peter III. seine Absicht, sich von seiner Gemahlin Katharina scheiden zu lassen, um seine Geliebte, die Fürstin Woronzow, zu heiraten, verwirklicht hätte. Er hätte sicherlich das seiner Mutter zugedachte Los: Kerker oder Tod, teilen müssen. Doch in seiner von Vater und Mutter ererbten Leidenschaftlichkeit, die neben seiner Verbitterung und Menschenfurcht wohl den hervorstechendsten Zug seines Charakters bildete, gab er solchen Erwägungen nie Raum.

Den heißersehnten Thron bestieg er voller Groll, und gegen alles, was seine gewaltige Mutter geschaffen hatte, wandte sich voller Selbstüberhebung sein tiefeingewurzelter Haß. Da er sich also in seinen Entschlüssen niemals wie Katharina von sachlichen Motiven leiten ließ, sondern überall nur seiner Launenhaftigkeit folgte, so brachte er bald die innere und äußere Politik in die wüsteste Verwirrung.

Nur für militärische Dinge zeigte er einiges Verständnis. Friedrichs II. Lorbeeren ließen im achtzehnten Jahrhundert die Monarchen nicht ruhen. Ein jeder meinte, er müsse sich als Soldat auszeichnen; und hatte dieser Ehrgeiz Schweden und Österreich blutige Wunden geschlagen, in Rußland zeitigte er noch Schlimmeres, er wirkte mit zum Sturze des Herrschers. Paul hegte eine leidenschaftliche Vorliebe für militärische Übungen. Mit äußerster Strenge ging er beim kleinsten Verstoß gegen den Schuldigen vor. Er hielt es nicht eines Kaisers für unwürdig, Offiziere und Mannschaften eigenhändig vor der Front zu prügeln. Hohe Offiziere waren nicht sicher, wegen Lappalien degradiert oder gar nach Sibirien geschickt zu werden, wenn „Väterchen" gerade schlecht gelaunt war. Diese Barbarei erbitterte die tapferen Truppen, die so oft gegen Türken, Polen und Perser siegreich gefochten hatten. Selbst die verdientesten Feldherren wurden von Paul in ihrer Ehre schwer gekränkt. Mußte doch sogar der Mann, der das Heer

so oft zum Siege geführt hatte, Ssuworow, mit allen seinen Generalen noch auf seine alten Tage einen Kursus über Taktik bei einem jungen Fechtlehrer nehmen!

Dazu kam, daß sich auch die von Katharina verwöhnte Aristokratie gegenüber deutschen Abenteurern zurückgesetzt sah. Der hohe Adel rächte sich durch Pasquille und Karikaturen. Um den leidenschaftlichen Kaiser zu beruhigen, ergriff dann die Polizei den ersten besten, nur damit seine Ungeduld befriedigt werde. Wer in Gedankenlosigkeit vor dem Kaiser nicht den Hut zog oder nicht aus dem Schlitten stieg, ihm die vorgeschriebene Reverenz zu bezeigen, galt gleich für verdächtig und wurde sofort, welches Standes oder Geschlechtes er auch sein mochte, zur Polizei geschleppt und mit Stockprügeln bestraft; die Schlittenpferde aber übergab man der Artillerie. Schließlich waren die Straßen in den Stunden, wo Paul vorüberzufahren pflegte, völlig menschenleer. Auch das Tragen von runden Hüten wurde als Zeichen republikanischer Gesinnung streng geahndet. Nirgends kannte der Kaiser Grenzen, weder im Zorn noch — in der Liebe. Als er sich in das Hoffräulein Nelidow verliebt hatte und auf hartnäckigen Widerstand stieß, erklärte er ihr einfach, er werde seine Gemahlin umbringen lassen, um ihr angehören zu können. Wie leidenschaftlich er später Anna Petrowna Lopuchin vergötterte, dafür gibt wohl den besten Beweis die komische Geschichte, daß er ihr zu Ehren die Mützen seiner Grenadiere, sowie sämtliche Fahnen und Kriegsschiffe mit der Aufschrift „Gnade“ schmücken ließ, weil Anna „Gnade“ bedeutet. Natürlich fielen seiner blinden Eifersucht, zumal als er sich in den Banden der schönen Fürstin Gagarin befand, zahllose Opfer, wie anderseits die Angehörigen seiner Angebeteten Gnadenbeweise in Menge erhielten. Aber nicht nur die Offiziere seines Heeres und den Adel hatte der Kaiser gegen sich erbittert, auch im Volke hatte er sich dadurch mißliebig gemacht, daß er freie Bauern als Leibeigene an seine Anhänger verschenkte. Es blieben ihm lediglich die meisten einfachen Soldaten ergeben, die er sich durch reiche Geldspenden verpflichtet hatte.

Unter so schwerem Druck stöhnte Rußland über vier Jahre. Geduldig hätte es Pauls Tyrannei noch länger ausgehalten, wenn nicht schließlich die nervöse Überreiztheit des Zaren in Wahnsinn übergegangen wäre. Das zeigte sich klar und deutlich an der ziellosen, sprunghaften Politik, die er den auswärtigen Mächten gegenüber verfolgte. Bald war der Kaiser der geschworene Feind Frankreichs, bald buhlte er um dessen Gunst aus Haß gegen England, dessen Handel er von der Ostsee ausschließen wollte. Aber auch Preußen, dessen Heereseinrichtungen er zum Ärger der Altrussen eifrig nachahmte, mußte mitunter seine Laune spüren. Nirgends herrschte Stetigkeit, immer mußte man auf einen Wechsel gefaßt sein. Diese Launenhaftigkeit aber kostete der Nation ungezählte Tausende von Rubeln, da der Kaiser, um seinen Entschlüssen Nachdruck zu verschaffen, nicht selten die Mobilmachung seines Heeres anordnete. Schon aus diesen Gründen mußte gerade die kaiserliche Familie, die zunächst die Pflicht hatte, für das Wohl des Landes zu sorgen, daran denken, den Zaren zur Abdankung zu zwingen; denn wäre es von ihrer Seite nicht geschehen, so hätte sie es erleben können, daß sie selber in den Sturz des Herrschers mit hineingezogen worden wäre, gegen den sich von überallher die düsteren Wolken eines gewaltigen Ungewitters zusammenzogen.

Paul mochte es ahnen, wie die von ihm so arg vernachlässigte Gemahlin und sein Sohn Alexander dachten. Er suchte ihnen zuvorzukommen. Er faßte daher ernsthaft den Entschluß, seinen Neffen, den jugendlichen Herzog Eugen von Württemberg, der sich nachmals durch seine Tüchtigkeit in den Freiheitskriegen, besonders bei Kulm, auszeichnete, an Kindesstatt anzunehmen und mit seiner Lieblingstochter Katharina zu vermählen; seine übrige Familie aber wollte er in ein Kloster sperren. Es ging sogar das Gerücht, er werde sich mit der Schauspielerin Chevalier, einer Maitresse des Grafen Kutaïssow, vermählen. Die Ankunft des liebenswürdigen, harmlosen Knaben Eugen in Petersburg, der gar keine Ahnung hatte, wozu er ausersehen sei, beschleunigte sicherlich die Ausführung des gegen Paul beschlossenen Vorgehens. Kein Wunder, daß alle, die es mit dem jungen Prinzen gut meinten, so Diebitsch, die Fürstin Lopuchin, endlich Ge-

neral Klinger, der bekannte Dichter unserer Sturm- und Drangperiode, die Besorgnis erfaßte, die Verschworenen könnten im Interesse der kaiserlichen Familie auch den schuldlosen Knaben morden. Dies geschah nun nicht. Der Prinz kehrte nach der Ermordung des Zaren sofort nach Deutschland zurück, um einige Jahre später von neuem nach Rußland zu eilen, wo er alsdann zu hohen Ehrenstellungen gelangte, aber bis zuletzt trotzdem immer mit Mißtrauen behandelt wurde. Die beabsichtigte Adoption des Prinzen und Pauls Drohung: Sous peu je me verrai forcé de faire tomber des têtes qui jadis m'étaient chères brachten den Stein ins Rollen.

Dazu kam noch, daß der Kaiser seinem Sohne Alexander sein Schicksal klar andeutete. Eines Tages durchsuchte nämlich der argwöhnische Herrscher unvermutet die Gemächer des Großfürsten und fand auf dessen Schreibtische die Tragödie „Der Tod Cäsars" offen daliegen. Sofort ließ er sich die Geschichte Peters des Großen holen und übersandte sie seinem Sohne, gerade an der Stelle aufgeschlagen, wo Alexis' schrecklicher Tod erzählt wurde. —

Der Großfürstthronfolger war schon längst dem Gedanken an eine Absetzung des Kaisers nahegetreten. Graf Nikita Petrowitsch Panin war der erste gewesen, der dem Fürsten den Plan einer unblutigen Umwälzung unterbreitete. Er hatte sich mit dem englischen Botschafter Lord Withworth und dem Admiral Ribas, einem dunklen Ehrenmann, Ende 1799 ins Einvernehmen gesetzt; später wurde vielleicht auch der Graf von der Pahlen ins Vertrauen gezogen. Der Engländer war schwer gekränkt, weil Paul seine Politik nicht befolgen wollte. Panin aber fühlte sich nicht genügend seiner Bedeutung gemäß gewürdigt; denn Paul hatte ihn nur zu seinem Vizekanzler ernannt. Als solcher aber kam der stolze Mann durch die Intrigen des Kanzlers Rostoptschin, eines kriecherischen Höflings, gar nicht zur Geltung, da ihm Immediatvorträge beim Kaiser nicht gestattet waren. Alexander aber überlegte hin und her, ob er zur Ausführung schreiten solle. Inzwischen wurde Withworth infolge des Bruches mit England im April 1800 abberufen, Ribas starb im Dezember, und Panin wurde am 15. November desselben Jahres seines Amtes enthoben. Er zog sich auf seine Güter zurück und war dann bei der Ausführung des Komplotts, dessen geistiger Urheber er war, nicht zugegen.

Nach einem Jahre war Alexander schon geneigter, seine Einwilligung zur Entthronung seines Vaters zu geben. Indessen, wenn es auch nicht an einzelnen Männern fehlte, die die nötige Entschlossenheit besaßen, die Tat auszuführen, so waren einflußreiche Persönlichkeiten durchaus erforderlich, die unbedingt auf die Zustimmung weiter Kreise einwirken konnten. Besonders war die Zurückberufung der angesehenen Familie Subow ein Gebot der Notwendigkeit. Bei dem Vorurteil aber, das Paul gegen die drei Brüder Subow, vor allem gegen den Fürsten Platon, den Liebling seiner Mutter, hatte, bedurfte es ganz besonderer Anstrengungen, ihre Rückkehr zu erwirken. Indes ihre Schwester Olga Alexandrowna Sherebzow, die Geliebte Withworths, wußte Rat. Sie bewarb sich für ihren Bruder Platon um die Hand der Tochter Kutaïssows, des ersten Günstlings des Kaisers, wobei sie durchblicken ließ, daß der Fürst dafür seine und seiner Brüder Rückberufung erwarte. Kutaïssow, der früher Kammerdiener gewesen, fühlte sich in seinem Ehrgeiz höchlich geschmeichelt, mit einer so alten Familie in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Wirklich gelang es ihm, seinen Willen durchzusetzen. Am 1. November 1800 wurden Platon und Valerian zu Chefs des Kadettenkorps ernannt, während Nikolai die Stellung eines Oberstallmeisters erhielt. Die Subow gewannen jetzt, wie es scheint, durch ihre erheuchelte Ergebenheit und durch Kutaïssow einigen Einfluß auf Paul. Sie wußten es schließlich dahin zu bringen, daß an die Spitze der Polizei der energische Graf Peter Alexjewitsch Pahlen gestellt wurde, der, wie wir schon wissen, längst Kenntnis von den Absichten Panins und der Subow hatte. Pahlen, ein großer, breitschultriger Mann mit hoher Stirn und freien, offenen Zügen, besaß zwar keine große Bildung, dafür aber war ihm ein gut Stück Mutterwitz und große Unerschrockenheit zu eigen. Seiner Tätigkeit war es dann besonders

beschieden, in den Kreisen der Offiziere zahlreiche Anhänger zu gewinnen, die ihrerseits wieder die Mannschaften für ihre Absichten einzufangen suchten.

Neben Pahlen wirkte dann vor allem der General Bennigsen, wie jener ein Mann von unerschütterlicher Ruhe, doch kalt und schroff ohne Pahlens gewinnende Liebenswürdigkeit; „la statue du commandeur dans Don Juan“ nennt ihn die Fürstin Lieven. Es ist dies derselbe Bennigsen, der später gegen die Franzosen kommandierte. Neben ihnen besaßen das meiste Ansehen die Senatoren Orlow und Tatarinow, der Fürst Galitzin, Kommandeur der Garde von Preobrashensk, Depreradowitsch, Kommandeur der Garde von Ssemjenow, die Generäle Talysin und Uwarow und endlich der Major Tatarinow.

Es war natürlich, daß bei der wachsenden Zahl der Verschworenen schließlich die Kunde von ihrem Vorhaben auch in die Öffentlichkeit drang, ja sogar das Ohr des Kaisers erreichte. Als nämlich Pahlen eines Tages dem Kaiser Bericht erstattete, erklärte ihm Paul, er habe Nachricht von einer großen Verschwörung erhalten, in die sogar ihm sehr nahestehende Personen verwickelt seien; dabei hafteten seine Blicke fest an den Zügen des Grafen. Pahlen dachte, das Blut müsse ihm gerinnen, und es war ihm, so erzählte er selber der Fürstin Lieven, als ob er nicht mehr sprechen könne. Trotz alledem verlor er nicht den Kopf, sondern antwortete lachend: „Mais, Sire, si on conspire, c'est que j'en suis. Je tiens trop les fils de toute chose pour que rien échappe à ma connaissance. Soyez tranquille, il n'y a pas de conspiration possible sans moi, j'en réponds sur ma tête.“ Die leichte Art und Weise, wie er diese Worte hervorbrachte, entwaffnete selbst Pauls Mißtrauen. Er entließ den General mit den Worten: „Ich vertraue mich Ihnen an.“ Am anderen Tage war der Zar eine Leiche.

Pahlen fügte später dieser Erzählung noch allerlei übertreibende Zusätze hinzu, um seine Unerschrockenheit in das rechte Licht zu setzen. Wir folgen hier den Aufzeichnungen der schon erwähnten Fürstin Lieven, der er die Geschichte in derselben Form öfter erzählte.

Wenn wir den Darlegungen Weljaminow-Sernows auch hier Glauben schenken dürfen, so unterzeichnete Paul nach seinem Gespräch mit dem Generalgouverneur einen Ukas, der die Anordnung enthielt, den Thronfolger und seinen Bruder Konstantin zu verhaften, die Kaiserin und die beiden Großfürstinnen in ein Kloster zu sperren, über die Verschwörer die härtesten Strafen zu verhängen. Mit diesem Ukas erzielte Pahlen endlich die bestimmte Einwilligung Alexanders, seinen Vater vom Throne zu stürzen. Pauls Aufregung wuchs indessen von Tag zu Tag. Er soll zwei oder drei Tage vor seinem Tode mehreren Mächten den Krieg erklärt haben. Glücklicherweise wurden die mit den betreffenden Depeschen abgesandten Kuriere unterwegs aufgefangen. Dieser Umstand beschleunigte natürlich die Katastrophe. Alexander erklärte sich bereit, an die Spitze der Verschwörung zu treten, nur bestand er darauf, daß man seinen Vater nicht töten dürfe. Er hätte allerdings wissen müssen, daß man einem Despoten, der die Wut und den Haß einer zügellosen Aristokratie maßlos entfesselt hatte, nicht den Thron entreißen könne, ohne ihm zugleich das Leben zu rauben. Der Geheimrat Troschinsky hatte eine Erklärung aufgesetzt, worin gesagt wurde, „der Kaiser habe wegen Krankheit den Großfürsten Alexander zum Mitregenten angenommen“. Da man natürlich voraussehen mußte, daß der Kaiser nie und nimmer damit einverstanden sein würde, so wurde verabredet, ihn im Notfalle auf die Festung Schlüsselburg zu bringen.

Am 11. März 1801 — also an demselben Tage, wo Paul mit Pahlen das angeführte Gespräch hatte — war der Kaiser bei der Wachtparade mit der Haltung der Truppen sehr unzufrieden gewesen. Er ließ den Offizieren sein Mißfallen durch den Generalgouverneur mitteilen. Pahlen tat es und äußerte am Schluß seiner Ansprache: „Wenn der Kaiser auch in Zukunft dasselbe bemerken sollte, wird er Sie an solche Orte verbannen, wo man nicht einmal Ihre Gebeine wird auffinden können.“ Alles war entsetzt und wünschte einen Regierungswechsel herbei. Am Abend dieses Tages wurden das Ssemjenowsche und Preobrashenskische Leibregiment mit Patronen versehen und von den Ver-

schwörern zum Michaelpalais, wo Paul gerade residierte, unter Vermeidung jeglichen Lärmes geführt. Im entscheidenden Augenblick war aber nur ein Bataillon der Preobrashensker zugegen, da sich Depreradowitsch, der Kommandeur des Ssemjenowschen Regiments, — vielleicht absichtlich — verspätet hatte. Noch im letzten Augenblick waren einige Offiziere für die Sache der Verschworenen gewonnen worden. Einer von ihnen, Rychatschew, folgte ihnen sogar, so wie er war, in Schlafrock und Pantoffeln und ließ sich seine Uniform erst von seinem Hausherrn nachschicken.

Wo waren denn aber in dieser Nacht des bedrohten Herrschers Verwandte, Freunde und Kreaturen? Die Kaiserin wußte von nichts; Großfürst Konstantin aber war gerade von seinem Vater für irgend welche Unregelmäßigkeiten, die im Garderegiment zu Pferde, dessen Chef er war, vorgekommen waren, mit Hausarrest bestraft worden und schlief sorglos in seinen Gemächern. General Mamotin, der Kommandeur des Ismajlowschen Regiments, war von einigen Verschworenen noch trunkener gemacht worden, als er schon für gewöhnlich war. So sollte er zechend seinen Wohltäter verlieren. Ebenso erging es dem General Kologriwow; auch ihm war von Pahlen wegen einer Kleinigkeit im Namen des Kaisers Hausarrest zudiktiert worden, den er nicht zu brechen wagte. Lindener befand sich in Sibirien, da er jüngst die Ungnade seines kaiserlichen Freundes auf sich geladen hatte. Graf Araktschejew aber, der meist gefürchtete Anhänger des Herrschers, hatte ebenfalls vor kurzem das Mißfallen des Kaisers erregt und lebte auf seinem Gute Grusino. Allerdings hatte der Zar soeben beider Rückberufung anbefohlen — Araktschejew wurde sogar diese Nacht zurückerwartet —, aber gerade diese Anordnung hatte mit dazu beigetragen, Pahlen und Bennigsen zu schnellem Handeln zu veranlassen. Kutaïssow endlich ahnte gar nichts; denn er war von den Subow völlig in Sicherheit gewiegt worden. Er schlief in dieser Schreckensnacht ruhig den Schlaf des Gerechten. Der Zar selber, der den Abend wie immer bei seiner Maitresse, der Fürstin Gagarin, verbracht hatte, mochte sich in dieser Nacht eben zur Ruhe gelegt haben, als ihn die Verschworenen aufschreckten; denn er hatte noch um elf Uhr in einem eigenhändigen Schreiben den erkrankten Kriegsminister Lieven seines Amtes enthoben.

Pahlen hatte die Häupter der Verschworenen um elf Uhr in der Wohnung des Generalleutnants Talysin zusammenkommen lassen. Hier sprachen einige von ihnen fleißig dem Weine zu, so daß nachher gar mancher stark angetrunken war. Der Generalgouverneur erschien um elf ein halb Uhr. Auf seine Frage, ob alles bereit sei, wurde ihm mit einem lauten Ja geantwortet. Da sagte er: „Nun, lieber Hausherr, diese Gelegenheit muß mit Champagner begossen werden." Man reichte ihm ein Glas, und er fügte mit gedämpfter, aber fester Stimme hinzu: „Ich gratuliere Ihnen zum neuen Kaiser!" Dann teilte er die Anwesenden in zwei Haufen und wandte sich an Subow mit den Worten: „Diese Herren gehen mit Ihnen, die übrigen mit mir. Wir werden unseren Weg getrennt nehmen. Gehen wir!" Unterwegs mag er dann noch auf die Frage jüngerer Offiziere, was man machen solle, wenn sich der Kaiser zur Wehr setze, die cynische Antwort gegeben haben: „Quand on veut faire des omelettes, il faut casser des œufs."

Alle begaben sich alsdann in das Michaelpalais, wohin auch das Preobrashenskische Bataillon im Schnellschritt eilte. In das Schloß erhielten sie ohne Schwierigkeit Eintritt. Während sich nun Pahlen vor dem Palaste zu schaffen machte, drangen die übrigen Verschworenen, an ihrer Spitze Fürst Subow und Bennigsen, in die Gemächer des Kaisers. Vor seinem Schlafgemach fanden sie an der Tür einen schlaftrunkenen Husaren, der sie aufzuhalten suchte. Aber einer der Subow zerschmetterte ihm durch einen Säbelhieb den Arm. Der pflichteifrige Mann erhielt später für seine Treue ein Haus im Werte von fünfzigtausend Rubeln. Bei diesem Lärm hatte sich Paul sofort erhoben und im Kamin hinter einem Ofenschirm verborgen. Sicherlich hätte er sich retten können, wenn er nur eine geheime Tür in der Tapete gefunden hätte. Fürst Subow, der das Bett leer sah, war außer sich, und einige der Verschworenen liefen jetzt davon. Allein

Bennigsen verlor nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit, obwohl dazu jetzt gerade gemeldet wurde, daß sich die Schloßwache widerspenstig zeige und Pahlen sich nirgends sehen lasse. Sein scharfes Auge erspähte den unglücklichen Herrscher; denn als der General den Ofenschirm fortzog, fiel das Mondlicht auf die nackten Beine des Zaren. Sofort schrie er dem Kaiser entgegen: „Sire, vous êtes arrêté!“ Dieser antwortete ihm nicht, sondern sagte, als ihn Subow, der vor Aufregung nicht sprechen konnte, aus seinem Versteck hervorzog: „Que faites-vous, Platon Alexandrowitsch?“ Und auf russisch fügte er hinzu: „Arretiert, was heißt arretiert?“ Dann machte er den Versuch, sich loszureißen und durch die nächste Tür zu entfliehen. Allein Bennigsen schloß sie sofort zu. Eine zweite, die in die Gemächer der Kaiserin führte und ihm sichere Rettung hätte bringen können, hatte Paul selber schon längst verrammeln lassen. Als der General so dem Zaren jegliche Möglichkeit zu entfliehen genommen hatte, rief er ihm zweimal die Worte zu: „Restez tranquille, Sire, il y va de vos jours!“ Jetzt schrie der Kaiser, so erzählt Bennigsen selber, nochmals auf russisch voller Angst: „Arretiert, was heißt arretiert?“

Inzwischen hatte sich die Stube mit zahlreichen Verschworenen angefüllt, von denen manche völlig betrunken waren. Sie drängten vorwärts, die spanische Wand stürzte, und es entstand eine Balgerei. Man zerrte Paul ganz hervor und begann ihm alle seine Grausamkeiten vorzuhalten und alle möglichen Bedingungen zu stellen, auf die der unglückliche Herrscher sofort einzugehen bereit war. Als in diesem Augenblick eine Abteilung des Regiments Ssemjenow unter großem Geräusch in das Vorzimmer trat und einige der Verschworenen erschreckt abermals die Flucht ergreifen wollten, rief Bennigsen zornig: „Jetzt ist es nicht mehr Zeit, zurückzutreten!“ Dann machte er den Beschimpfungen, denen der Kaiser ausgesetzt war, ein schnelles Ende, indem er sagte: „Sind wir hierher gekommen, um uns zu unterhalten?“

Diese Worte gaben das Signal zu Pauls Ermordung. Der starke Nikolai Subow war der erste, der zu einem tödlichen Schlage ausholte. Ein Hieb mit seiner goldenen Tabaksdose, der des Zaren linke Schläfe traf, streckte den Wehrlosen zu Boden. Bennigsen aber hatte sich sofort nach seiner letzten Aufforderung, wie es scheint absichtlich, aus dem Zimmer begeben; denn einmal wollte er nicht selber mit Hand an den Kaiser legen, da er auf seine Zukunft bedacht war, andererseits aber wußte er genau, daß jetzt die wütenden Offiziere mit Paul ein Ende machen würden.

Er hatte sich nicht getäuscht. Der Fürst Jaschwil, dem er die „Bewachung“, wie er es nennt, des Kaisers anvertraut hatte, hatte sich sofort mit seinen Freunden auf den Zaren gestürzt und ihn mit aller Kraft festgehalten. Paul, jetzt erst vollkommen aus seiner Erstarrung kommend, wehrte sich aus Leibeskräften, indem er fortwährend um Hilfe schrie. Da riß der Gardeoffizier Skelleret dem Generaladjutanten Archimakow die Schärpe, die dieser allein trug, herunter, knüpfte eine Schlinge, und er oder ein anderer erdrosselte den Kaiser. Ein betrunkener Offizier stürzte jetzt aus dem Zimmer und verkündete Bennigsen die Ermordung des Zaren mit den Worten: „Il est achevé!“ Der General eilte sofort in das Gemach zurück, untersuchte hier sorgsam, ob noch Leben im Körper des Herrschers sei, und überschüttete, endlich vom Gegenteil überzeugt, die Täter mit wilden Drohungen.

Die Kunde vom Tode des Kaisers verbreitete sich bald im ganzen Palaste. Pahlen hatte sich während der Katastrophe meist im Schlosse aufgehalten, indem er zugleich das Kommando der auf der Straße und im Hofe postierten Truppen geführt hatte, wie es scheint, bereit, sie im Falle des Mißlingens des Anschlages gegen die Verschworenen zu führen.

Diese Ansicht wurde sogar von der Fürstin Lieven geäußert, obwohl sie ihm doch nicht übel gesinnt war. Wie begründet dieser Verdacht ist, zeigt vollends Weljaminow-Sernows ganz bestimmte Behauptung, Pahlen habe an einer geheimen Tür des kaiserlichen Schlafgemachs gewartet, wie der Anschlag ablaufen werde. Wahrscheinlich, nachdem die Verschworenen in das Schlafzimmer des Zaren eingedrungen waren, eilte der General in der Gewißheit, daß Paul binnen

kurzem eine Leiche sein werde, in die Gemächer der Kaiserin, wo er sofort ihre Hofmeisterin, die alte Fürstin Lieven, aufsuchte. Er setzte sich an das Fußende ihres Bettes und erzählte ihr, was im Schlosse vorgehe. Diese begab sich sogleich in das Schlafzimmer Marias, die zunächst gar nicht ahnte, was vorgefallen sei, und nur voller Angst meinte, eines ihrer Kinder sei erkrankt. Als sie aber hörte, ihr Gatte sei gestorben, wußte sie sogleich, was geschehen sei. Sie sprang, wie sie war, aus dem Bett, und, nachdem sie sich von einem Ohnmachtsanfall erholt hatte, eilte sie, so schnell sie konnte, im Hemde in das Schlafzimmer ihres Gemahls. Nur ganz kurze Zeit nach seiner Ermordung — also um ein Uhr vielleicht — erschien sie vor der verrammelten Tür und pochte ungestüm dagegen, laut schreiend: „Lassen Sie mich hinein! Lassen Sie mich hinein!" Da rief einer der Subow: „Schleppt das Weib fort!" und sogleich ging Alexei Tatarinow, ein starker Mann, hinaus, eilte auf die Kaiserin zu, die auf den Knien die herbeigeeilten Grenadiere anflehte, ihr doch zu helfen, ergriff sie und trug die sich heftig Sträubende von dannen. Bennigsen und Subow, die möglichst alle bei Pauls Ermordung geschehenen Roheiten zu verhüllen suchen, sagen über diese unfeine Behandlung der unglücklichen Frau gar nichts. Auch die Fürstin Lieven will nichts von dieser tätlichen Beleidigung Marias wissen, sicherlich voller Zartgefühl in der Absicht, sie nicht lächerlich zu machen. Sie berichtet nur: „Un officier ... se vit contraint, de lui saisir le bras, pour l'arrêter." Wir folgen hier wieder im wesentlichen den Angaben Weljaminow-Sernows. Walujew erzählt in seinem Tagebuche, Pahlen habe die Kaiserin daran verhindert, sowohl auf den Balkon hinauszugehen, als auch das Zimmer zu verlassen. Als dies Maria dennoch versucht habe, hätte der wachthabende Offizier Rüdiger seine Leute die Gewehre vor der Tür kreuzen lassen. Walujews Darstellung, die auf einer Mitteilung eines Enkels Pahlens, des Grafen Medem, beruht, entspricht sicherlich der Wahrheit. Der Vorfall wird sich nur nach der Zurückschaffung Marias in ihre Zimmer abgespielt haben, nachdem sie sich inzwischen angekleidet hatte.

Es ist auffällig, daß die Kaiserin, gegen die sich doch auch die ihr unmöglich unbekannten Pläne Pauls richteten, gar nicht von dem Komplott unterrichtet worden war. Allein man wird ihrem Neffen, dem Herzog Eugen von Württemberg, recht geben müssen, wenn er sagt, daß die Härte und Lieblosigkeit ihres Gemahls doch in ihrem Herzen nicht ganz die Erinnerung einer vierundzwanzigjährigen Gemeinschaft zu tilgen vermocht hätten. Dazu kam, daß man ihren Widerwillen gegen gewaltsame Veränderungen und ihre Religiosität, die in Paul nicht nur den Gatten, sondern mehr noch den Herrn und Gebieter sah, genau kannte. Aus diesen Gründen mochte es ihr Sohn nicht für rätlich gehalten haben, die Mutter in seine Pläne einzuweihen, obwohl auch sie, wie er sicherlich wußte, von der Notwendigkeit der Abdankung des Kaisers überzeugt war. Es ist aber auch sehr wahrscheinlich, daß man aus politischen Gründen der Kaiserin nichts mitteilte.

Daß der begabten Frau der Ehrgeiz nicht ferngeblieben war, eine neue Katharina für Rußland zu werden, dafür gibt ihr Benehmen nach der Ermordung ihres Gatten sogar manchen Anhaltspunkt. Als nämlich der General Bennigsen zu ihr ging, sie im Namen des Kaisers Alexander zu ersuchen, nach dem Winterpalais zu kommen, stieß sie die Worte aus: „Wer ist Kaiser? — Wer nennt Alexander Kaiser?" Bennigsen antwortete: „Die Stimme der Nation!" Sie erwiderte: „Ach! Ich werde ihn nicht anerkennen!" Erst als sie darauf keine Antwort erhielt, fügte sie mit leiser Stimme hinzu: „Bis er mir Rechenschaft von seiner Aufführung in dieser Angelegenheit gegeben hat!" Nach diesen Worten ergriff sie den General am Arm und befahl ihm, sie in die Zimmer des verstorbenen Kaisers zu führen. Allein Bennigsen, in der Furcht, die Zarin könnte die Soldaten, die Paul durch seine Freigebigkeit an sich gefesselt hatte, für sich gewinnen, hielt sie trotz ihrer Drohungen zurück. Voll Zorn rief sie dann ihm und der jungen Kaiserin Elisabeth, die seine Bitten unterstützte, die Worte zu: „Que me dites-vous! — ce n'est pas à moi à obéir — allez, obéissez si voulez!" Da sie nun durchaus nicht den Palast verlassen wollte, ohne den Leichnam

ihres Gatten gesehen zu haben, so ordnete Alexander an, dies zu gestatten, wenn es ohne Gefahr geschehen könne. Als die Kaiserin noch eine heftige Scene mit Pahlen und Bennigsen gehabt hatte, wurde ihr endlich, nachdem sich inzwischen auch die Truppen Alexander verpflichtet hatten, um sieben Uhr Morgens der Zutritt zum Schlafgemach ihres Gemahls gestattet. Die tief erschütterte Frau wollte sich kaum von der Leiche trennen, bis es endlich dem Fürsten Lieven gelang, sie hinwegzuführen. Sie legte jetzt Trauer an und fuhr ruhig ins Winterpalais, ohne daß unterwegs von dem Volke, wie sie es erwartete, etwas für sie unternommen worden wäre. Die ihr ergebene Familie Kurakin aber mit ihrem Anhang wurde sogleich, so berichten Bennigsen und Subow, aus Petersburg entfernt. So wurde Marias Absicht, statt des schuldigen Sohnes die Regierung zu ergreifen, schnell durchkreuzt. Aber als sie ihren Plan vereitelt sah, hatte sie sich durch ihre Äußerungen gegenüber Pahlen, Bennigsen und der jungen Kaiserin schon stark kompromittiert. Daraus erklärt sich aber dann auch die nie ganz gewichene Spannung zwischen Maria und ihrer Schwiegertochter und das trotz offener Aussprache und der nach außen hin bekundeten Zärtlichkeit doch nicht ganz beseitigte Mißtrauen Alexanders gegen seine Mutter, deren Liebling, den Herzog Eugen von Württemberg, er stets zurücksetzte, nicht etwa nur, weil er der Begünstigung desselben durch Kaiser Paul noch immer eingedenk gewesen wäre, sondern weil er auch die Befürchtung hegte, Maria könne sich mit Hilfe des bei der Armee ungemein beliebten Generals eine Partei im Heere bilden.

Was hatte nun aber der Mann während der Entthronung Pauls getan, in dessen Interesse zunächst die ganze Verschwörung stattfand? In der Nacht, als der Mord vollführt wurde, sandten die Verschworenen den General Uwarow mit fünf oder sechs Offizieren zum Thronfolger, um ihn von jedem Eingriff abzuhalten. Alexander weinte und machte unaufhörlich Anstalten, seinem Vater zu Hilfe zu eilen. Seine Offiziere versuchten, ihn auf alle erdenkliche Weise zu beruhigen, und gaben ihm das falsche Versprechen, daß man Paul nicht ans Leben gehen werde. In dieser Weise zogen Uwarow und seine Komplizen die Zeit hin, bis einige Häupter der Verschwörung, wahrscheinlich die drei Brüder Subow, erschienen, um den Thronfolger zum Kaiser auszurufen. Der weichherzige Alexander hatte aber auf alle Glückwünsche keine Antwort als bittere Tränen. Das Heer erkannte ihn bald an. Die Schloßwache, die vorher vergeblich von den Subow aufgefordert worden war, ein Vivat auf Alexander auszubringen, tat dies sofort, als Bennigsen die Nachricht vom Tode des Kaisers übersandte. Die Truppen, zum kleinen Teil von ihren Offizieren gewonnen, zumeist aber nur ungenügend oder zu spät von dem Vorfalle unterrichtet, machten durchaus keine Schwierigkeiten; fehlte doch auch jede bedeutende Persönlichkeit, die sie gegen die Verschworenen hätte aufreizen und führen können.

„Es ist unmöglich," sagt Weljaminow-Sernow, „den Freudentaumel der Residenz beim Bekanntwerden der Nachricht vom Tode Pauls zu schildern." In toller Freude schrien die Leute in der Dämmerung des 12. März durch die Straßen: „Hurra, wir haben einen neuen Kaiser!" Die Schlafenden erwachten, und alles stürzte auf die Straße und zog laut jubelnd mit der frohen Nachricht durch die Stadt, nach sarmatischer Sitte voller Freude völlig Fremde umarmend und unter Küssen zum neuen Kaiser beglückwünschend. Gegen neun Uhr herrschte in den Straßen ein Gewühl wie nie zuvor, und es ging hoch her in allen Restaurants. Kurz, „die ganze Stadt ... glich einem Irrenhause." Die Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Alexanders, deren Briefe ein beredtes Zeugnis von der feindseligen Stimmung ihres Gatten gegen seinen Vater bieten, findet für dies tolle Gebaren in einem Schreiben an ihre Mutter nur den zarten Ausdruck: respirer.

Der neue Herrscher aber sah sich durch diese Stimmung seiner Hauptstadt gezwungen, die Mörder seines Vaters möglichst glimpflich zu behandeln. Der Gedanke, daß er selber in erster Linie die Schuld an dem Tode seines Vaters trage, ist ihm nie mit voller Klarheit gekommen. Im Gegenteil, er glaubte, durchaus nichts mit den Mördern Pauls gemein zu haben, und war nur darauf bedacht, durch ihre — wenn auch ver-

hältnismäßig milde — Bestrafung der Welt seine Unschuld zu beweisen. Mit Ausnahme des gewandten Bennigsen, der sich vielleicht durch seine sicher nicht ernst gemeinten Drohungen gegen die Mörder des Zaren bei Alexander beliebt gemacht hatte, erfuhren sämtliche Verschworenen seine Ungnade, und es war ihm im innersten Herzen wohl bitter leid, gegen die „Befreier" nicht derartig vorgehen zu können, daß er in den Augen der Menschheit völlig rein dastehen könnte. Selbstverständlich wurde zunächst Alexei Tatarinow, der Maria Feodorowna so tief in ihrem kaiserlichen Stolze und vor allem in ihrer Frauenwürde verletzt hatte, alsbald in ein Provinzregiment versetzt und dann verabschiedet. Er mußte zeit seines Lebens auf einem Gute, das ihm ein Freund schenkte, fern von Petersburg im Gouvernement Kursk hausen. Auch die anderen Mörder Pauls wurden zum großen Teil auf ihre Güter verbannt, wo Talysin und die beiden Grafen Subow nach kurzer Frist, wie man vermutet an Gift, starben. Auch Pahlen mußte Petersburg verlassen. Es scheint, daß weniger seine Zweideutigkeit zu dieser Behandlung beigetragen hat als vielmehr der Haß der Kaiserin-Witwe, die er von neuem dadurch schwer beleidigt hatte, daß er ein auf ihr Geheiß in einer Kirche aufgestelltes Heiligenbild ohne weiteres wieder entfernen ließ. Fürst Subow zog sich von selbst auf seine kurischen Güter zurück. Nur Bennigsen und der beschränkte und ungebildete Uwarow, der nicht persönlich an der Tat teilgenommen hatte, erhielten sich für ihr ganzes Leben die Gunst und das Wohlwollen ihres Herrschers.

Auffallend ist es, daß auch Graf Nikita Petrowitsch Panin, der ebenfalls nur indirekt an der Tat beteiligt war, in Ungnade fiel. Er war von Alexander am 21. März 1801 wieder zum Vizekanzler ernannt worden. Indes schon nach drei Monaten zog er sich den Zorn des jungen Herrschers zu, weil er ihn in einem Briefe an den Grafen Woronzow einen leichtsinnigen und unfähigen Menschen genannt hatte. Zudem aber hatte er auch die Kaiserin-Witwe Maria belogen, indem er auf ihre Frage jegliche Teilhaberschaft an der Verschwörung abgeleugnet hatte. Als Maria, die sich für ihn verwenden wollte, von ihrem Sohne das Gegenteil erfuhr und ihr sogar noch eine scharfe Bemerkung persönlicher Art über sie in einem Briefe Panins gezeigt wurde, bestimmte sie den Zaren, dem anmaßenden Manne ebenfalls den Aufenthalt in den Residenzen zu untersagen. Meist getrennt von seiner Familie, mußte Panin sein Leben auf seinen Gütern bei Smolensk zubringen.

So fand diese schreckliche Gewalttat wenigstens eine kleine Sühne. Derjenige aber, in dessen Interesse die Beseitigung des Kaisers geschah, fühlte sich während seines ganzen Lebens nie völlig frei von Gewissensbissen. Sicherlich wußte es Alexander genau, daß eine Entthronung seines Vaters immer mit der Gefährdung des Lebens des Kaisers verbunden sein mußte. Das beweisen auch mit Bestimmtheit die Tränen, die der junge Fürst während der Schreckensnacht vergoß, noch ehe sein Vater ermordet worden war. Ein Zar, an dem seine Soldaten trotz allem mit so treuer Liebe hingen, konnte seiner Herrschaft eben nicht beraubt werden, ohne zugleich sein Leben zu verlieren. Daher muß Alexander auch als der Hauptschuldige betrachtet werden. Gibt es nun aber gar keine Entschuldigung für seine verwerfliche Tat? Hatte Alexander nur Pflichten gegen seinen Vater? War der Großfürst nicht auch seinem Volke gegenüber verbunden, für dessen Wohlfahrt nach Kräften einzutreten? Das Heil und das Leben von Millionen war der Willkür eines Unsinnigen preisgegeben, der Rußland an den Rand des Verderbens bringen mußte. Alexander aber war der berufene Schirmer und Schützer seines Vaterlandes. Außerdem wußte er, daß ihm und den Seinen Vernichtung drohte. Darf man ihn da ganz verdammen, wenn er in der Notwehr sich mit aller Kraft gegen den eigenen Vater wandte? Mußte er nicht, wo das Leben seiner geliebten Mutter, seiner Geschwister, wo das Schicksal des ganzen Reiches auf dem Spiele stand, den Lockungen Panins folgen, um sich zum Mitregenten ausrufen zu lassen? Vielleicht glaubte er auch in aller Naivetät, man könne Paul verschonen und in ehrenvoller Gefangenschaft halten, vielleicht aber sah er auch ein, daß die Existenz der Dynastie bedroht sei, wenn er nicht seine Einwilligung zur

Entthronung seines Vaters gebe, und des Schicksals des französischen Herrscherhauses eingedenk, das auch die Sünden der Väter büßen mußte, mag er gefürchtet haben, bei der steigenden Empörung gegen den Tyrannen würden die Verschworenen über ihn hinweg zur Tat schreiten, die sich alsdann auch gegen ihn als scheinbaren Anhänger des Systems seines Vaters gewandt hätte. Wäre nun Paul ein einfacher Privatmann gewesen, so hätte man ihn zum mindesten unter polizeiliche Aufsicht stellen oder in ein Irrenhaus bringen können. Wer aber hätte es wagen sollen, den Zaren unschädlich zu machen? Es vermochte doch nur derjenige, welcher eine gewisse Berufung dazu durch seine Stellung in sich fühlte, die Entfernung des Herrschers zu veranlassen und durch seine Vollmacht den Gewaltschritt der Empörer gleichsam zu sanktionieren. Gegen wen sich aber sein Unternehmen richtete, das wollen wir uns noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen. „Gleich einem wütenden Raubtiere," so ruft Pauls eigener Liebling, der von ihm so bevorzugte Herzog Eugen von Württemberg aus, „gleich einem wütenden Raubtiere, das, aller Fesseln entledigt, keine Schranken sieht und sich, Schrecken verbreitend, den natürlichen Trieben überläßt, stand der Gesalbte seinem Volke gegenüber, und es gab ebensowenig ein Gesetz, das ihn verurteilte, als eine menschliche Stimme, die ihn nicht als der schwersten Verbrechen schuldig erkannte." Alles in allem befand sich Alexander in einem schrecklichen Konflikt der Pflichten, in dem auch ein in sich gefestigterer Charakter als der seine die kindliche Pietät der Liebe zum Vaterlande nachgestellt hätte. Diese Erkenntnis aber wird seine Tat wenn nicht rechtfertigen, so doch erklärlich machen.

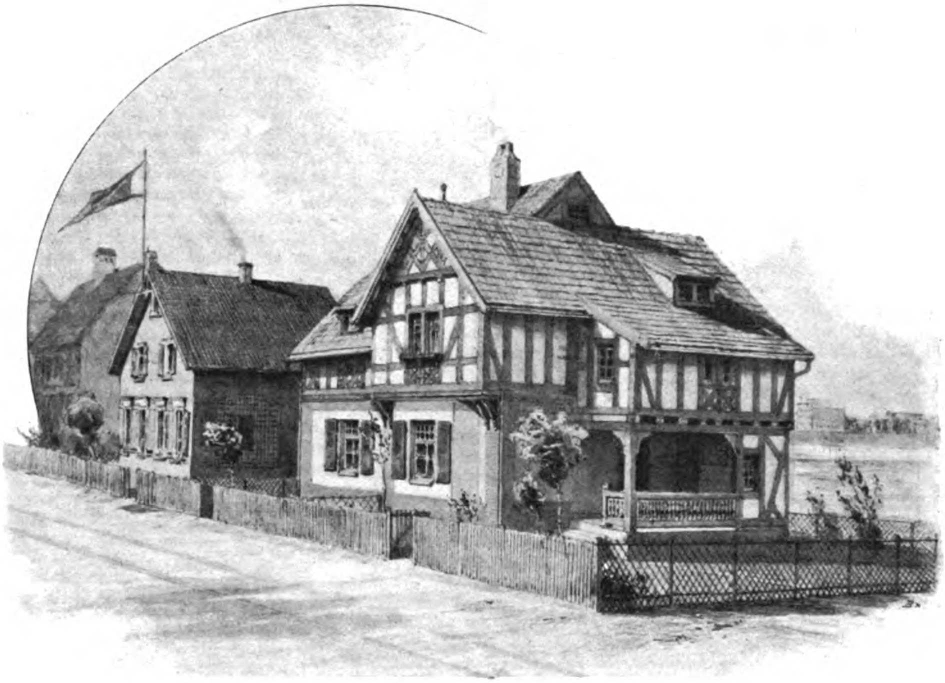
Zur Ewigkeit

Es welken der Blumen viel
Draußen im Hag,
Die nie ein Falter geküßt
Am leuchtenden Sommertag.

Und tausend Wünsche spricht
Umsonst ein Mund,
Und blühende Herzen gehn
Im Schmerz zu Grund.

Doch über Traum und Tod
Und Weh und Leid
Jagt hin der Sturm
Zur Ewigkeit ...

Egon Hugo Strasburger



Doppelwohnhaus der Kolonie Alfredshof.

Deutsche Arbeiterwohnungen
und deutscher Arbeiterhausrat

Von

L. Hagen

(Nachdruck ist untersagt.)

Dem scheidenden achtzehnten Jahrhundert stellte Wolfgang von Goethe, der reife Mann in der Vollkraft der Jahre, das Zeugnis aus, es sei selbstgerecht gewesen. Der Kirche hinterließ es den Rationalismus, der Wissenschaft die Illusion des Encyklopädismus, dem Staat und dem Verwaltungswesen den Zopf und der menschlichen Gesellschaft in ihrer ständischen Gliederung den spießbürgerlichen Philistersinn. Es hinterließ freilich auch einen Herrn von Goethe und einen Freiherrn von Stein, der eine sehr richtige Vorstellung davon hatte, daß die Wurzeln aller Kultur in denjenigen Volksklassen liegen, deren Berufstätigkeit sie in den engsten Zusammenhang mit den Kräften und Gewalten der Natur setzt. Die Selbstgerechtigkeit des achtzehnten Jahrhunderts wird dadurch nicht aufgehoben, wohl aber modifiziert. Denn Selbstgerechtigkeit in dem Sinne, wie sie Goethe dem achtzehnten Jahrhundert zuschrieb, beruht auf Überschätzung der Erfahrungswerte. Man wiegt sich in dem sicheren Gefühl, daß das einmal Erprobte gleichbedeutend sei mit dem bleibend Guten. Weil das ganze achtzehnte Jahrhundert und, wenn man so will, die reichliche erste Hälfte des neunzehnten an Überschätzung der Erfahrungswerte krankte, war es nicht zu verwundern, daß schließlich eine starke Verneinung aller und jeder Erfahrungswerte einsetzte. Der Vorgang hat

sich in der Entwickelung des deutschen Volkes abgespielt etwa wie das Auswechseln des Panzers beim Krustentiere: die Elemente der Neubildung waren vorhanden, bevor das Abstreifen des Alten sich vollzog.

Die Überschätzung der Erfahrungswerte, das Hängenbleiben am Hergebrachten, die Selbstgefälligkeit einer allseitig abgeschliffenen ständischen Gliederung hatten Deutschland gleich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Verlust der nationalen Selbständigkeit eingetragen. Es war begreiflich, daß infolgedessen das Bewußtsein für die Bedeutung seiner Wehrkraft und für die Durchbildung einer vervollkommneten Waffentechnik dem deutschen Volke in Fleisch und Blut übergingen. Gleichzeitig aber stellte die Entdeckung und Nutzbarmachung der Dampfkraft der Bearbeitung des Eisens völlig neue Aufgaben: von der Entwickelung der Waffentechnik hing das Fortbestehen des Staates, hing die Erhaltung der nationalen Selbständigkeit ab, von der Vervollkommnung der Maschine die Sicherheit des einzelnen Menschenlebens. Eine mangelhafte Eisenbahnschiene, ein fehlendes Dampfventil, die kleinste Ungenauigkeit in einer mathematischen Berechnung beim Bau eines Eisenkörpers wurde zu einer öffentlichen Gefahr, denn nur der Zufall entschied darüber, ob ein Staatsoberhaupt oder das unmündige Kind eines Bettlers, ob ein Genie oder ein Blödsinniger das Opfer einer geringfügigen Vernachlässigung, einer vielleicht minimalen Gewissenslosigkeit werden würde.

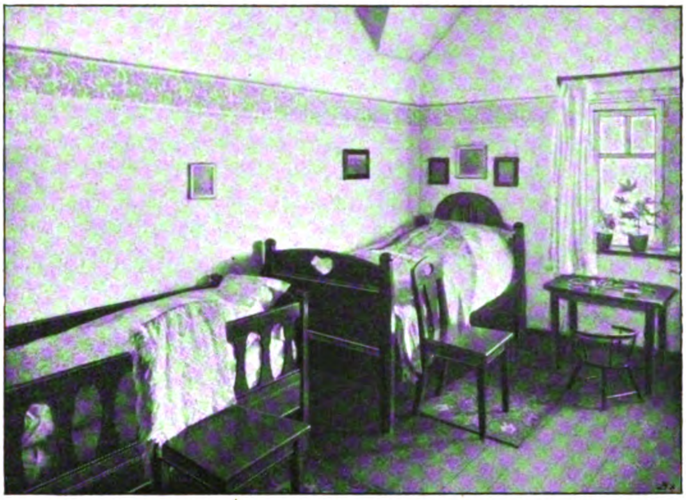
Es ist unbedingt nötig, sich über die fast unabsehbare Tragweite der mit der Entwickelung der Eisenindustrie verknüpften Aufgaben einigermaßen klar zu sein, wenn man nach einer Erklärung für die auffallende Tatsache sucht, daß das neunzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, vor allem in der Pflege des Hausrates und der Ausstattung des Heims, einen so trostlosen Niedergang zu verzeichnen hat. Nur in weltfremden Tiroler Bauernstuben, in vereinsamten Schlupfwinkeln des Sächsischen Erzgebirges oder des Fichtelwaldes, in Spreewalddörfern und vielleicht auf einzelnen Bauerngehöften der nordwestdeutschen Niederung sind noch Spuren einer Wohnungskunst des Volkes anzutreffen. Endlose Klagen und Vorschläge zur Besserung dieses Übels, endlose Gründe für die Erscheinung sind vorgebracht; nur selten aber wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht die wichtigste Ursache der ganzen Erscheinung die sei, daß das geistige Kapital des Volkes zunächst auf anderen Gebieten zu sehr in Anspruch genommen war, um sich der Wohnungskunst zuwenden zu können. Man wird indessen grade durch Berücksichtigung dieser Seite der Frage für ihre Beurteilung milder und weniger hoffnungslos gestimmt. Doch braucht man darüber nicht außer acht zu lassen, welchen weitgehenden Einfluß die völlige Umwälzung der Arbeitsweise und die Loslösung von der Scholle, die von dem Begriffe Freizügigkeit unzertrennlich ist, auf die Vernachlässigung der Wohnungskunst ausüben mußten.



Wohnzimmer in der Kolonie Alfredshof. Entworfen von Architekt Mieritz, Berlin-Wilmersdorf.

Ob eine wirkliche Vernachlässigung der Wohnungskunst vorliegt, läßt sich allerdings unter bestimmten Gesichtspunkten auch wie-

der bestreiten. Keine Zeit war so reich an Erörterungen über das Wesen des Schönen, über das Wesen der Wohnungskunst wie das neunzehnte Jahrhundert. Die Theorie der neuzeitlichen Wohnungskunst setzte allerdings zunächst mit Verneinungen ein. Anfangs stand sie im Zeichen der asketischen Tendenzen der Dichter aus den Freiheitskriegen. Alles, was in der Wohnungskunst einem Streben nach Repräsentation, was dem Begriff der „Hausehre" Rechnung trug, wurde als verweichlichender Luxus verurteilt. Dazu war dem deutschen Gymnasiasten der feste Grundsatz eingeprägt worden, nur die Griechen hätten gewußt, was schön ist, mithin sei es ein hoffnungsloses Bemühen, eine Art Anmaßung, wenn auch der Deutsche versuche, seinen Hausrat auf seine eigene Art schön zu gestalten. Dann aber führten die Forschungen nach deutscher Vergangenheit, die dem Erstarken der deutschen Gegenwart dienen sollten, die Museumsgründungen für Kunstgewerbe, d. h. für die Hausratskunst, zu der Erkenntnis, daß das deutsche Heim von einst seine Sonderschönheiten besessen hatte, nach deren Spuren man im deutschen Gegenwartshause vergeblich suchte, wenigstens so weit es Erzeugnis der beschleunigten modernen Fabrikationsweise war. Es entwickelte sich aus dieser Erkenntnis jene bekannte wilde Jagd durch sämtliche geschichtlichen Stilperioden, deren Spuren noch heute in allen Haushaltungen des Mittelstandes zu finden sind, und die auch den Haushalt des deutschen Arbeiterstandes nicht verschont haben.



Kinderschlafzimmer in der Kolonie Alfredshof. Entworfen von Architekt Mieritz, Berlin=Wilmersdorf.

Gegenwärtig, wo eine siegbewußte moderne Künstlerschaft stolz auf die neuen Bahnen weist, die sie der modernen Wohnungskunst gezeichnet hat, ist es mehr als je nötig, vollauf die Verdienste zu würdigen, die jene älteren Theoretiker des Kunstgewerbes sich erwarben, indem sie den Sinn für deutsche Wohnungskunst und den Glauben an sie weckten. Der Fehler jener älteren Theoretiker lag in ungenügendem Verständnis für die Bedeutung der Stilformen als Formensprache einer bestimmten Zeit. Ihre Versuche künstlerischer Neubelebung glichen bis zu einem gewissen Grade dem Bestreben, neuzeitliche Dichtungen im Mittelhochdeutsch oder in der Sprache Klopstocks zu schreiben. Dadurch hat ihre Arbeit nicht aufgehört, Wert zu besitzen — man müßte sonst auch die Bedeutung aller Sprachforschung für den Werdegang der Sprache leugnen. Naturgemäß haben aber die weniger kaufkräftigen Klassen des deutschen Volkes unter der mißverstandenen historischen Stilbildung am meisten gelitten und — nicht weniger naturgemäß vielleicht — ist bessernde Hand an die bestehenden Übelstände zuerst da gelegt worden, wo man ihre Tragweite am besten verstand. —

Ist es ein bloßer Zufall, daß die Kultur des Rheinlandes tausend Jahre früher begann als die des deutschen Ostens? Daß gerade da, wo die Schätze der Erde lagen, die für das neunzehnte Jahrhundert die höchste Bedeutung erlangten, auch der überlieferte Schatz der Erfahrungswerte der reichste werden mußte? Daß die Höchstsumme der Gewissensdisziplin an dem Punkte aufgespeichert wurde, von dem aus Kohlen

und Eisen ihren Beitrag zum Einigungswerk des Deutschen Reiches lieferten? Und daß gerade dieses Stück Erde staatlich teilweise schon früh der preußischen Herrschaft verfiel, deren monarchische Vertreter wie keine anderen Fürsten des Deutschen Reiches aus bitterer Not heraus gelernt hatten, worin eigentlich das Geheimnis echter Regierungskunst liegt? Hundert Wirkungen des großen Gesetzes der vielen Ursachen strömten zusammen, ergänzten sich gegenseitig, um unter anderem auch im Rheinlande den Boden zu bereiten, auf dem eine gesunde Grundlage zu einer Wohnungskunst gefunden werden konnte, von dem allein das Aufblühen jener Volkskunst zu erwarten ist, die der moderne Geist herbeizaubern möchte.

Die Volkskunst der Vergangenheit wurzelte in dem engen Zusammenhang der Menschen mit der Natur und in der Tatsache, daß der älteren Zeit die Gewissenskultur höher stand als die Verstandeskultur. Das neunzehnte Jahrhundert bewertete durchweg die Verstandeskultur höher als die Empfindungs- und die Gewissenskultur. Vom achtzehnten Jahrhundert her hatte sich die Meinung erhalten, das Gewissen sei ein gegebener Faktor der menschlichen Natur, der einer speziellen Pflege und Entwickelung nicht bedürfe. Oder doch herrschte die Annahme, daß die Entwickelung des Verstandes ganz von selbst die Entwickelung des Gewissens nach sich ziehe. Den Empfindungswerten legte man ein unverhältnismäßig geringes Gewicht bei — genau genommen keines. Dem gegenüber aber standen die Faktoren Kohle und Eisen in ihrer belebten Umwertung Dampf und Maschine, die unentwegt auf eine wesentlich höher entwickelte und handgreiflich begründete Pflege der Gewissenskultur hindrängten. Und je mehr der einzelne Arbeiter von der Bedeutung seines Einzelgewissens in seiner vielleicht nur gering geschätzten Einzeltätigkeit durchdrungen wurde, je mehr er selbst ein Stück hochentwickelte Gewissenskultur zu verkörpern begann, desto mehr verschärfte sich der Gegensatz zwischen ihm und seinem Hausrat, soweit dieser Hausrat sich als Erzeugnis einer überhasteten industriellen Entwickelung darstellte. Der rheinische Arbeiter selbst hat sich mit dieser Tatsache abgefunden, so gut oder schlecht er konnte. Eigentliche Spuren einer bewußten Auflehnung gegen das Bestehende auf dem Gebiete des Hausrates sind aus den Kreisen der Arbeiter heraus nicht nachzuweisen. Namentlich in den großen Städten und in den industriellen Siedelungen mit großstädtischem Charakter macht sich der gleichmachende, demokratisierende Zug auf dem Gebiete des Hausrates im Rheinlande stärker geltend als z. B. im Sächsischen Erzgebirge, das doch ebenfalls ein Industriebezirk zu heißen verdient. Die Ursache dieser Erscheinung ist eben darin zu suchen, daß die große Stadt den Zusammenhang mit der Natur unterbindet, daß sie namentlich von klein auf die Entwickelung des natürlichen Proportionsgefühls unmöglich macht. Das Auge des Großstädters ist von vornherein an ein Straßenbild gewöhnt, das alles künstlerische Sehen untergräbt. Man muß mit allen Feinheiten der älteren Straßenbilder, mit den Giebelfluchten der Lübecker Marles-, Becker- oder Fischergrube und vieler geistesverwandten Überbleibsel der alten Zeit vertraut sein, um vollauf zu verstehen, wie eine neuzeitliche Großstadtstraße, soweit sie der höchsten Blüteperiode der Bauspekulation angehört, allem Empfinden für schöne Abmessungen verderblich werden muß. Der Großstädter, der einer solchen Straße entstammt, gleicht in Bezug auf das Gefühl für schöne Abmessungen einem Kinde, dessen vielleicht mittelmäßiges musikalisches Gehör durch beständiges Spielen auf einem verstimmten Instrument völlig verdorben worden ist. Auch der rheinische Arbeiter ist in Bezug auf das feine Empfinden für harmonische Raumgliederung, für wohltuende Abmessungen ein Kind mit verkümmerten Fähigkeiten.

Gleichlaufend mit dem Zwange zur Pflege der Gewissenskultur, den Kohle und Eisen auf große Gruppen deutscher Arbeiter und ihrer geistigen Leiter, die Ingenieure und Unternehmer, ausübten, arbeitete die deutsche Rechtswissenschaft an einer klaren, zweckdienlichen Ausdrucksform für das deutsche Rechtsgefühl, das nicht aufgehört hatte, sich unter der Kruste weiterzubilden, trotzdem die überschätzten und die unterschätzten Erfahrungswerte abgestreift und beiseite gelegt worden waren. Dem Strafgesetz verfielen ja zumeist

die Opfer der Anschauung, daß Verstandeskultur ohne mitgehende Gewissens- und Empfindungskultur vollwertige Menschen zu entwickeln vermag. Hier war ein Gebiet, auf dem Erfahrungswerte verhältnismäßig schnell gesammelt wurden, und diese Erfahrungswerte kristallisierten sich in dem neudeutschen Fürsorge-Erziehungsgesetz, von dem bekanntlich gesagt worden ist, es sei das Dokument, das jedem Deutschen das Recht auf eine anständige Erziehung sichert.

Zu einer anständigen Erziehung ist ein vollwertiges Heim, ein Familien-Haushalt mit widerstandsfähigem Hausrat, unerläßlich. Die Bedeutung der Wohnungsfrage, soweit sie eine Frage der räumlichen Ausdehnung ist, wurde ja längst erkannt von allen Freunden des Volkswohles, denen der Zusammenhang zwischen materiellem und ethischem Fortschritt nicht fremd bleiben kann. Die Lösung der Wohnungsfrage als Raumfrage ist denn auch gerade im Rheinlande seit langem in Angriff genommen worden. Die Bewegung hat in jüngster Zeit eine große Ausdehnung erhalten, so daß der Rheinische Verein zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens zu Düsseldorf in seiner jüngsten Festschrift das Vorhandensein von hundertundneun Bauvereinen feststellt, die vom Staat, von Gemeinden, Arbeitgebern und durch Stiftungen gefördert werden. Die verschiedensten Baupläne sind hier bereits erprobt: das Ein-, Zwei- und Mehrfamilienhaus sind unter verschiedenen Gesichtspunkten der Zweckdienlichkeit geplant und ausgeführt worden. Der Hauptverein aber erblickt seine Aufgabe darin, gewonnene Erfahrungen den Einzelvereinen untereinander zugänglich zu machen. Gemeinsam ist ihnen allen das Streben, den Mietzins der Wohnungen in diejenigen Grenzen zu verlegen, die einem kleinen Einkommen keine unverhältnismäßig große Wunden schlagen.

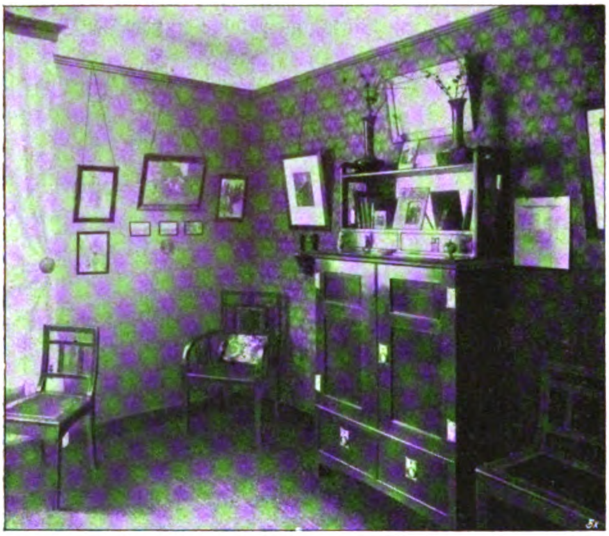
Gemeinsam mit dem Rheinischen Verein für Arbeiterwohnungswesen veranstaltete Geheimrat Krupp im Jahre 1901 ein Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen



Küche in der Kolonie Alfredshof, nach rheinländischer Art als Wohn- und Speisezimmer eingerichtet. Entworfen von Architekt Mieritz, Berlin-Wilmersdorf.

zu Möbeln für Arbeiterwohnungen. Nicht ohne Wehmut vermag man jetzt, wo noch der Schmerz um den so grausam plötzlichen Tod Friedrich Alfred Krupps nachzittert, die Erinnerung wachzurufen an diese hochherzige Bemühung, dem Arbeiter ein wohliges und geschmackvolles Heim zu schaffen, ein Unternehmen, das doch nur einen bescheidenen Stein in dem stolzen Gebäude der humanen und künstlerischen Wohltaten des Heimgegangenen darstellt. Es wurden einfache konstruktive Formen und echtes Material gefordert. Der Preis der fertigen Gegenstände durfte sich nicht höher stellen als der für landläufige Fabrikware übliche. Als Holzarten kamen amerikanische Kiefer, Zirbelkiefer und Esche in Betracht. Tan-

nenholz mit Ölfarbenanstrich war zulässig, indessen wurde den lasierten und polierten Hölzern mit klarer Betonung der Maser der Vorzug gegeben. Das Preisgericht unter Leitung des Direktors von Falke vom Kölner Kunstgewerbemuseum entschied sich für die Entwürfe des Architekten Mieritz in Berlin-Wilmersdorf (I.), der Gebr. Bauer in Düsseldorf (II.), der Mechanischen Möbelfabrik Küppersbusch in Schalke i. W. (III.) und des Architekten Stehn in Charlottenburg (IV.). Ein fünfter Preis wurde einem Leipziger Architekten zuerkannt; bezeichnenderweise ist der Entwurf aber nicht zur Ausführung gelangt, weil er zu sehr das Gebiet dessen streifte, was die Gegner der Moderne „Armeleutemalerei" nennen. Die übrigen Entwürfe bildeten in vollständiger Ausführung, in provisorische Arbeiterhäuser hineingestellt, einen Teil der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbeausstellung. Die Möbel des ersten und vierten Entwurfes bilden die Einrichtungen des Zweifamilienhauses der Kruppschen Arbeiterkolonie Alfredshof. Die Einrichtung nach dem Entwurf des zweiten Preises ließ die Rheydter Aktienbaugesellschaft aufstellen, diejenigen des dritten Preises sah man im „Bergischen Hause" des Gemeinnützigen Bauvereins Remscheid; weitere Versuche zur Lösung der Möbelfrage stellten der Bauverein Köln-Süd und die Baugesellschaft Odenkirchen dar. Jede Einrichtung bietet bestimmte praktische oder ästhetische Vorzüge. Alle miteinander aber waren weit besser als manche anspruchsvollere Ausstellung geeignet, für die Verbreitung des modernen Möbelstils im **deutschen Mittelstande** Stimmung zu machen. Mehr als einmal wurde an Ort und Stelle wie auch in der Tagespresse der Wunsch geäußert, ähnliche Wohnungen zu besitzen — von Menschen, die nicht den eigentlichen Arbeiterkreisen angehören. Deshalb ist auch die eigentliche Grundlage für die lebensfähige Weiterbildung des modernen Stils erst durch das Vorgehen der rheinischen Wohlfahrtsbestrebungen geschaffen worden. —



Partie aus dem Wohnzimmer II in der Kolonie Alfredshof.
Entworfen von Architekt Stehn, Charlottenburg.

Den Forscher, der in einer späteren Zeit den Lebenserscheinungen der augenblicklichen Gegenwart nachgeht, wird es immer wunder nehmen, wie gering der Anteil der deutschen Frau an der Gestaltung des Hausrates war. Mehr noch, wie wenig die Gesichtspunkte maßgebend waren, die für sie die wichtigsten bleiben müssen. Man kann alle erdenkliche Bewunderung für die Einzelschönheiten dessen hegen, was auf dem Gebiet der Wohnungskunst geschaffen wurde: immer wieder bleiben die Fragen unbeantwortet: „Wo bleibt in diesen Räumen das Kind? Was wird aus allen diesen Zimmern mit der festgefügten Linienführung nach gewollten Gesetzen der Ästhetik, sobald das Leben mit seinen buntscheckigen Wechselfällen an ihre Bewohner herantritt? Und gibt es wirklich Frauen, die es auf die Dauer ertragen, in Häusern zu leben, wo nicht ein einziger Stuhl von dem Platze gerückt werden darf, den ihm der Künstler anwies? Ist die Aufgabe einer Wohnung in der Tat die, den passenden Rahmen für eine Anzahl Meisterwerke bildnerischer Kleinkunst abzugeben?"

Alle diese Fragen erledigen sich in den rheinischen Arbeiterwohnungen von selbst. Die Preisgrenzen schränkten jeden Versuch

ein, der künstlerischen Laune allzusehr die Zügel schießen zu lassen. Man hat keine Gelegenheit, das Möbel schiffskojenmäßig festzubauen. So bleibt ihm ungeschmälert die freie Beweglichkeit, deren die Hausfrau zur Erhaltung der Sauberkeit bedarf. Statt der kostbaren Werke der Kleinkunst haben die Krupphäuser einen auserlesenen Bilderschmuck; hier und in mehreren anderen Wohnungen ist als Speise- und Küchengeschirr eine modern gestaltete Steingutware vorhanden, die mit einem modernen farbigen Ornament bedruckt ist. Die Zeichnung des Ornamentes ist der Drucktechnik angepaßt, und eben dadurch wird eine unendlich höhere künstlerische Wirkung erzielt als durch die landläufigen Nachahmungen des Meißener und Delfter Porzellans, das bei der rohen schablonenhaften Behandlung seine Zierlichkeit einbüßt.

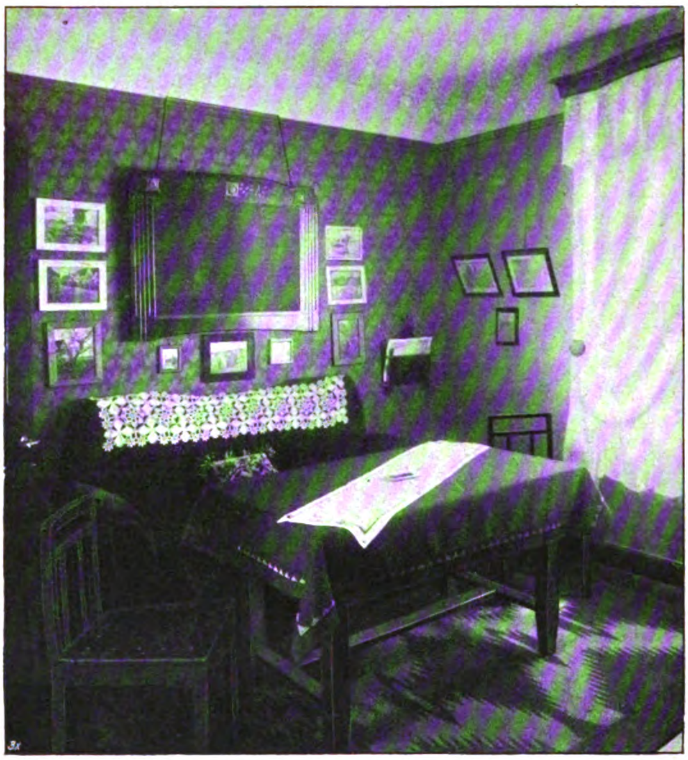
Derselbe zielbewußte Verzicht auf überflüssige Verzierung hat überall jene anziehende Wirkung hervorgebracht, die diesen Arbeiterwohnungen Einfluß auf Kreise ermöglicht, für die sie nicht in erster Linie berechnet waren. Man ist farbig, ohne bunt zu werden. Die Tapete ist belebt, ohne sich vorzudrängen. Sie bildet ein vorteilhaftes Relief für den Bilderschmuck. Durch die richtige Handhabung dieses ungemein wichtigen Moments ist in überzeugender Form eine sichere Grenzlinie gezogen zwischen der Bedeutung der hohen Kunst, die frei und ungebunden den Gedanken zu gestalten vermag, und der angewandten Kunst, die von tausend Rücksichten auf die buntbewegten Wechselfälle des Lebens gefesselt wird. Nur erstklassige Künstler in erstklassigen Reproduktionstechniken kommen hier zu Wort. Albrecht Dürer und Ludwig Richter sprechen im Holzschnitt; moderne Meister sind im Dreifarbendruck vertreten, auch die moderne Künstlerpostkarte findet ausgiebige Verwendung. Jene mißverstandene pädagogische Besorgnis, die da meint, dem „Mann aus dem Volke“ müßte die Kunst erst verstandesmäßig mundgerecht gemacht, gewissermaßen vermöge eines übertragenen Fröbelschen Kindergartensystems eingetrichtert werden, ist hier gänzlich überwunden. Man läßt unbesorgt den wahrhaft großen Künstler als besten Kunsterzieher persönlich wirken, weil man weiß, daß er so am sichersten zum Empfinden und durch das Empfinden hindurch zum Gewissen, zur Seele, zum Menschen selbst redet, ihn hinaushebt über das Kleinliche in ihm und um ihn her. Kunstgeschichtliche Gesichtspunkte sind selbstverständlich ausgeschieden; die Motive des Bilderkreises entstammen dem Familien-, dem Soldaten- und dem Arbeitsleben; landschaftliche Stimmungen sind einbezogen, und Bilder aus dem kirchlichen Anschauungskreise fehlen nicht, ohne einseitig zu überwiegen. Erbarmungslos ist allem Mittelgut der Krieg erklärt, und als Mittelgut gilt alles, was irgendwie das schwächliche Sentimentale streift, ohne das ein Teil der deutschen Familienhäuser noch immer nicht glaubt auskommen zu können. Die schlichten Rahmen der Bilder können hier vom Arbeiter eigenhändig in Mußestunden gefertigt sein; das künstlerische Verständnis, mit welchem sie gehängt sind, darf als Maßstab für den Erfolg der Erziehung



Schlafzimmer in der Kolonie Alfredshof. Entworfen von Architekt Stehn, Charlottenburg.

zur Kunst durch den Künstler selbst gelten. ---

Die meisterhafte Verwertung des Bilderschmuckes hebt die Krupphäuser über alle übrigen rheinischen Arbeiterhäuser hinaus. Die Möbelformen des Gelsenkirchener Hauses, die von Gelsenkirchener Ingenieuren herrühren, atmen mehr das Leben der Arbeiter, verraten mehr Verständnis für die jungen



Wohnzimmer in der Kolonie Alfredshof. Entworfen von Architekt Stehn, Charlottenburg.

Ansätze neu erwachenden Standesbewußtseins im deutschen Volke als die in Berlin gezeichneten und ausgeführten Möbel der Häuser aus der Kolonie Alfredshof. Mit sicherem Takt haben die Gelsenkirchener Innenkünstler gefällige Türsimse geschaffen, die schlichtem Vasen- und Tonfigurenschmuck eine sichere Zufluchtsstätte gewähren. Man könnte sich z. B. ein oder das andere Stück Schweinsburger Tonbrand darauf denken — eine Zweigart der modernen Keramik, die dem Berliner Durchschnittsmarkt bereits erreichbar wurde.

So befremdlich es klingen mag, so wenig könnte man sich die Gelsenkirchener Möbel in die Häuser der Kruppkolonien hineindenken. Es fehlt der Zug zum Soldatischen, der schon dem flüchtigen Reisenden, der im Bahnzug an den Essener Arbeiterkolonien vorüber eilt, auffällt. Das Soldatische in seinem Gegensatz zum Kasernenmäßigen bildet einen charakteristischen Zug der Möbel, die aus Berlin, einem Hauptsitz der deutschen Möbelindustrie, nach dem Rheinlande verpflanzt worden sind. Ob es richtig ist, der lasierten oder polierten Holzmaser in so ausgedehntem Maße Raum zu geben, wie es in den rheinischen Musterwohnungen geschah, wird erst die Erfahrung lehren müssen. Die kunstgewerbliche Theorie des Augenblicks ist geneigt, den Farbenanstrich als eine Art konventioneller Lüge zu bekämpfen. In Wirklichkeit spielt er, ebenso wie das Fournier, im Dasein des Möbels dieselbe Rolle wie die Schutzfarbe im Tier- und Pflanzenreich. Zirbelkiefer und amerikanische Kiefer sind zwar widerstandsfähig; Beize, Lasur und selbst Politur nehmen aber unendlich leicht Schrammen auf. Vielen der modernen Methoden der Holztönung wird schon ein einfacher Wassertropfen verderblich. Das ist der Grund, weshalb das Bauernhaus der alten Zeit durch kleingemusterten Kerbschnitt, durch Holzbrand oder durch Ölanstrich mit farbiger Bemalung dem Möbel gewissermaßen ein dickes Fell gegen die mancherlei Unzuträglichkeiten des Alltagslebens anzog. Die vornehme Frau der älteren Zeit benutzte für den gleichen Zweck das Mahagonifournier, und der kleinbürgerliche Mittelstand verfügte über Birkenfourniere. Die Schleuderwaren der Neuzeit mit ihrem von der Rundung des

Stammes „gemesserten“, d. h. in einem Stück abgeschälten Fournier, die auf mangelhaft getrocknetes Unterholz nachlässig aufgeleimt werden, haben das Vorurteil gegen das Fournier groß gezogen. Andererseits hat das Möbel mit Ölanstrich für das moderne Empfinden stark den Beigeschmack des ausschließlichen Küchenmöbels angenommen. Doch hat schon Gertrud Kleinhempel mit ihrer weißlackierten bürgerlichen Schlafzimmereinrichtung gezeigt, daß sich mit diesem veralteten Prinzip noch vollwertige Wirkungen erzielen lassen, und weitere ähnliche Arbeiten dieser echten Mittelstandskünstlerin sind von den Werkstätten für Deutschen Hausrat, Dresden-Striesen, zu erwarten. In Darmstadt, namentlich im Hause Behrens, waren ähnliche Versuche zu verzeichnen. Ein Bedientenzimmer dieser Art fand das gebildete Publikum dort für seinen Zweck zu schade.

Die Beachtung aller beteiligten Kreise findet ein in dem Hause „Köln-Süd“ vom Architekten Wellhausen (Hannover) gemachter Versuch. An den Türen zweier durch ungemein bewegliche Form ausgezeichneter naturgewachster Kiefernschränke sind die Spalten zwischen den aneinander gefügten Brettern mit schmalen rotgebeizten Leisten benagelt. Hierbei wird dem weichen Holz ein hinreichender Schutz gegen Schrammen gewährt, und die Möglichkeit einer leichten Ausbesserung bleibt offen gehalten. —

Ließe nicht die gegenwärtig herrschende Art der häuslichen Erziehung die Töchter aller Stände des deutschen Volkes auf dem Gebiet der Möbelkunde aus Mangel an sicherer Überlieferung und aus fehlendem Verständnis für die volkswirtschaftlichen Aufgaben der Frau vollständig im Stich, so hätten die Förderer der Wohnungskunst im Rheinland leichtere Arbeit. Es gibt auch für diese Erscheinung ein Gesetz der vielen Ursachen. Um der Sache der werdenden deutschen Volkskunst willen muß einer der vielen Gründe dafür bewußter erfaßt, planmäßiger bekämpft werden als bisher: der verweichlichende Roman, jener Roman, der die Einbildungskraft krankhaft erregt, während er das Gewissen narkotisiert. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß eben dieser verweichlichende Roman, der vielleicht gelegentlich einmal im Gewande eines lesbaren Stils sich breit macht, durch Überreizung der Einbildungskraft gerade der Pflege echter Wohnungskunst sich feindlich gegenüber stellt. Alle die innerlich unwahren Erzeugnisse der Scheinkunst hätten niemals eine Stätte im deutschen Heim gefunden, wenn nicht die Romanphrase der übertünchten Hintertreppenliteratur ihnen den Weg geebnet hätte. Das Verständnis für die verderbliche Wirkung eben dieser Literatur ist im Rheinlande vorhanden. Durch die praktische Betätigung eben dieses Verständnisses ist ein sehr wichtiger Schritt zum Festwurzeln der neuen Wohnungskunst getan. Die höhere Empfindungskultur, die durch den Einfluß erstklassiger Werke der bildenden Kunst und durch literarisch zurechnungsfähigen, die geistige Gesundheit fördernden Lesestoff vermittelt wird, betätigt sich ganz von selbst fruchtbringend in der Wohnungskunst und mithin auch in der Lebens- und Erziehungskunst.

Neben dem Lesestoff kämen als Hebel für die Wohnungskunst — gleichzeitig für die Gewissens- und Empfindungskultur der Herrin über den deutschen Arbeiterhausrat — die Pflege der Blume, der einfachsten Formen von Nadelkunst und das Kleid der Arbeiterin in Frage.* Das Kleid vielleicht naturgemäß in erster Linie, denn die Frau im neudeutschen Arbeiterheim wird schnell genug fühlen, daß schäbig gewordener Modeplunder und abgelegter Sonntagsstaat in diese Umgebung nicht passen. Mit dieser Erkenntnis wird das Verlangen nach einem zeitgemäßen und darum stilreinen Arbeitskleid erwachen. Und an der Pflege des Arbeitskleides wird ein Stück Standesbewußtsein emporranken, das die Phrasen von „Herzensbildung“ und allgemeiner Damenhaftigkeit vernichtet, um den deutschen Frauen ein Stück Gewissenskultur zu erobern, sie zu ebenbürtigen Gehilfinnen des deutschen Arbeiters zu machen — des Arbeiters, wie er sein soll, sein kann.

* Die Pflege der Musik spielt in den Wohlfahrtsbestrebungen der Stollwerckschen Schokoladenfabrik eine große Rolle.

Eine Doppelliebe

Erzählung aus Westfalen

von

L. Rafael

(Nachdruck ist untersagt.)

Der Sarg stand auf dem neuen Leiterwagen. Die Grauschimmel waren davor gespannt. Sie trugen schwarze Rosetten am Kopfgeschirr. Der Hinrik, der sie führte, hatte einen Trauerflor um den Arm geschlungen. Aus der ganzen Gegend waren sie herbeigekommen, dem Sobbenbauern das Geleit zu geben.

Die „witte Hanne“ — die eingewandert war in die Gemeinde, ein Kind auf dem Arm; die niemand haben wollte in der Bauerschaft, denn, „wie kann man so eine ins Haus nehmen“; die Sobbenbäuerin aber hatte sie aufgenommen und behalten —, die witte Hanne hatte alles vorausgesagt.

„Ich sah sie kommen all aus der Bauerschaft. Sie hatten ihre schwarzen Kleider an. Der Sarg stand in der großen Küche auf dem Sobbenhof. Ich sah, wie sie ihn aufluden und wegfuhren vom Hofe. Ich mußte aufstehen aus dem Bette und stehen unter den Eichen und sehen den Leichenzug vorüberziehen. Ich mußte das Heck aufmachen und warten, bis sie vorbei waren. Der Schäfer betete den Rosenkranz vor. Schrecklich ist's, wenn man so etwas sehen muß. Eiskalt lief mir's über den Rücken. Aber da ist nichts zu machen. Wenn's mich ruft, dann muß ich kommen. Den Doktor, den können sie sich sparen, er kann nicht helfen: der Bauer muß dran glauben!“

Sie wollten lachen über die Hanne. Sie wollten's nicht wahr haben auf dem Hofe, und kam doch alles, wie sie's gesagt: der Bauer starb.

„Ich fahr' den Leichenwagen durch den Garten. Das Tor ist weit genug: die Spökenkiekerin soll nicht recht kriegen,“ sagte der Hinrik.

Da brach ein Sturm los in der Nacht, die dem Begräbnistage vorherging. Die dickste Eiche auf dem Hofe — zwei Männer konnten sie nicht umspannen — wurde entwurzelt. Sie zertrümmerte im Sturz einen Teil der Gartenmauer. Sie sperrte das Tor.

Es war unmöglich, sie zu entfernen, ehe das Leichengeleit sich in Bewegung setzte. Der Hinrik mußte mit dem Wagen durch das Heck fahren, so wie die Hanne es vorausgesehen.

„Menschen können da nichts machen,“ sagte sie, „wie man's gesehen hat, so kommt es auch.“

Sie ging als die letzte im Zuge, schaute mit den blauen Augen seltsam abwesend und stumpf darein und ließ den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Dicht hinter dem Sarge schritt die Sobbenbäuerin mit ihren zwei ältesten Knaben.

„Solltest zu Hause bleiben, Kathrin,“ hatte die Slathöltersche gesagt, die Bäuerin vom nächstgelegenen Hofe. „Sieht so aus, daß du dabei stehst. Man ist's nicht gewohnt, und dann — traurig ist's doch auch für dich, wenn sie ihn in die Grube senken.“

„Ich geh' mit,“ sagte die Bäuerin. Und dabei blieb's, trotzdem alle die Köpfe schüttelten und meinten, es sehe so aus. Die Sobbenbäuerin war eben eine andere. Früh hatte sie gelernt auf eigenen Füßen stehen, einen eigenen Willen haben. Jetzt stand sie und wußte, was sie wollte.

Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, die beide kurz nacheinander in die Ewigkeit gingen, als die Kathrin noch kaum sechs Jahre alt und eben in die Schule gekommen war.

Das vormundschaftliche Gericht hielt es für angezeigt, den Sobbenhof zu verpachten. Die Kathrin aber blieb auf dem Hofe in der Familie des Pächters, der ein entfernter Ohm des Sobbenbauern war und keine Kinder hatte. Sie schlief in der Aufkammer, darin ihre Eltern geschlafen hatten und gestorben waren. Sie saß zu oberst am Tisch bei den Mahlzeiten in der großen Küche. Daß sie die Anerbin sei, keinen Augenblick ward es vergessen auf dem Hofe. Sie selbst vergaß es auch nicht. Sie hatte einen klugen Kopf, ein helles Auge. In der Schule lernte sie leicht und in der Wirtschaft desgleichen. Sie war ein ernstes, sinnendes Kind.

„Wenn man die Anerbin ist, dann muß man sehen, daß man seine Sache versteht," pflegte sie altklug zu sagen, wenn die Kinder, die mit ihr zur Schule gingen, sie zu diesem und jenem Spiele überreden wollten: „Ich hab' keine Zeit, ich muß nach der Wirtschaft sehen!"

Die Pächtersleute besaßen in ihr einen wahren Schatz. „Sie ist zu klug," sagten oft die beiden Alten, wenn sie des Abends miteinander allein waren in der Kammer. „Sie ist zu klug. Solche Kinder werden nicht alt!"

Der Ausspruch erfüllte sich nicht.

Als die Kathrin mündig geworden war, sagte sie: „Neuverpachten will ich nicht, Ohm. Ich versteh' meine Sach' und will die Wirtschaft jetzt übernehmen. Wollt Ihr in die Leibzucht ziehen, Ihr und die Möhn, so sollt Ihr's gut haben und alles umsonst. Was Ihr an mir getan habt, daß Ihr mich gehalten habt wie Euer eigen Kind, das vergeß ich Euch nicht."

„Es ist dankenswert," sagte der Ohm, „aber wenn ich mich zur Ruh setz', da geh' ich bald in die Grube. Der Heidehof drüben über dem Walde ist pachtlos, und da ich mir wohl gedacht hab', daß du allein wirtschaften willst, und ich sage: recht hast, du verstehst deine Sach', so hab' ich mich darum bemüht. Da wollen wir unsere Tage beschließen, die Möhn und ich. Arbeiten, so lang es geht, das hält Leib und Seele zusammen!"

* * *

„Ein Staat ist's, wie sie wirtschaftet, die Kathrin, die junge Sobbenbäuerin," hieß es bald in der Gegend, „die versteht's."

Wer die bekommen könnte! dachten die jungen Burschen.

Wo sie sich blicken ließ, auf der Kirmes oder beim Schützenfest — es war aber eine Seltenheit, daß sie dahin kam —, da ward sie umringt. Ein jeder wollte mit ihr tanzen, sich ihr aufmerksam erzeigen.

Ich weiß wohl, was ihr wollt, dachte sie; den Sobbenhof, das bare Geld in meinem Kasten, das ausstehende Kapital. Daß ich nicht schön bin, das kann ich im Spiegel sehen. Wär' ich arm, wer da wohl nach mir ginge? Ich werde mich hüten!

Keiner konnte sich rühmen, auch nur die leiseste Aufmunterung von ihr empfangen zu haben. Man gewöhnte sich daran.

„Die Sobbenbäuerin bleibt ledig: der Grafensohn, auf den sie wartet, der soll wohl erst noch geboren werden!"

Sie war schon gegen das Ende der Zwanziger, da kamen die Zwillinge vom Militär heim, dem Fockmann seine Zwillinge. Fockmanns waren vor zwei Jahren aus einer anderen Gegend hierher gezogen. Die Zwillinge, die einzigen Kinder, hatten damals schon ihre Dienstzeit angetreten. Man kannte sie nicht in der Gemeinde. Fockmann hatte den kleinen Kotten von seinem Bruder ererbt, der unverheiratet gestorben war. Er war ein Wirtshausläufer, ein Nichtstuer und Großsprecher. Der gutgehaltene Kotten kam bald herunter unter seiner liederlichen Wirtschaft. Er prahlte im Wirtshaus, er schlug auf seine Tasche: „Geld wie Heu hab' ich. Fidel sein wollen wir: wer hält mit? Ich bezahl'!"

„Die Herrlichkeit wird bald genug ein Ende haben," hieß es in der Bauernschaft. Die Fockmannsche starb, „vor Kummer und Ärger", sagten die Leute.

Die Zwillinge Wilhelm und Franz waren beide sechs Fuß hoch, schlank und stark. Sie hatten bei der Garde gedient. Sie wußten

viel zu erzählen von allem, was sie in der Residenz gesehen und erlebt. Einmal hatten sie Wache stehen müssen an dem Aufgang zur Estrade, darauf der Kaiser gesessen mit der Kaiserin, beim Ball im königlichen Schloß. Weil sie die größten seien und die schönsten im Regiment, hatte der Wachtmeister gesagt. Der Kaiser war stehen geblieben, als er an ihnen vorüberschritt, hatte seine Begleiterin aufmerksam gemacht auf sie, und die Kaiserin hatte sie freundlich angeschaut.

So ähnlich sahen sie einander, daß selbst der Vater sie kaum voneinander unterschied, daß sie oft miteinander verwechselt wurden. Schön waren sie beide. Stattlich und stolz sah es aus, als sie am Sonntag in die Kirche traten. Alles blickte auf sie: „Fockmanns Zwillinge. Haben bei der Garde gedient!"

Die Mädchen und Frauen hörten nur mit halbem Ohr auf die Predigt hin.

Die Sobbenbäuerin saß in ihrem Kirchenstuhl, als die Zwillinge eintraten und in der Bank ihr gegenüber Platz nahmen. Auch ihre Augen flogen dort hinüber, trotz der erbaulichen Predigt des Herrn Pfarrers; obwohl sie sich deswegen schalt und nicht wieder hinsehen wollte, immer wieder ertappte sie sich dabei.

Wie neumodisch sie aussehen! Wie groß sie sind und stark! Wie sie einander ähnlich sehen! Was sie für blaue Augen haben!

Der alte Fockmann war stolz auf seine Zwillinge, auf das Aufsehen, das sie erregten. Er nahm sie mit sich ins Wirtshaus: „Heut' ist Freibier. Alles ist eingeladen, ich bezahl'!" Er schlug auf den Tisch. „Soll mir einer solche Jungens zeigen wie die meinigen. Der Kaiser hat von ihnen gesprochen. Daraus wird was. Wundern sollt ihr euch!" Er prahlte. Er trank, bis er unterm Tisch lag.

Die Zwillinge führten ihn nach Haus. Sie sahen bald genug, daß ihres Bleibens auf dem Kotten nicht sei, daß man dort die Sache gehen lassen müsse, wie sie eben ging. So sehr ihnen das Herz blutete, so gern sie eingreifen wollten, der Vater duldete keine Einmischung. Wie der verkommene Alte zu den ordentlichen Söhnen kam? Unbegreiflich.

Nachdem man in der Gemeinde sich an den Anblick der Zwillinge gewöhnt hatte, das Neue herunter war, er nicht länger mit ihnen prahlen konnte, da hatte er sie satt. „Seht zu, wo ihr unterkommt. Ich kann meine Sache noch allein versorgen."

Fockmanns Zwillinge suchten Arbeit.

Auf dem Sobbenhofe waren sie mit dem Spätheu beschäftigt. Die Saat mußte in die Erde. Das Wetter war so ungünstig gewesen in diesem Jahre. Alles hatte sich verschoben und gehäuft: die Zwillinge fanden Arbeit auf dem Sobbenhof. Es flog ihnen nur so von der Hand, stark wie sie waren, jung und arbeitsfroh. Eine helle Freude war's, sie schaffen zu sehen. Sie hatten Lust an der Arbeit auf dem großen Anwesen, das eine Musterwirtschaft war, wo alles vorwärts kam und gedieh. Es ist, als ob sie für sich selbst schafften, dachte die Bäuerin oft, wenn sie sah, wie die beiden überall zufaßten, alles zu Rate hielten, was zu verwerten war.

Bei der Mahlzeit saßen sie, als nicht fest auf dem Hofe weilende, als ab und zu gehende Arbeiter, unten am Tisch. Die Augen der Bäuerin fuhren oft nach der Richtung hin. So ganz anders sahen sie aus als die übrigen Dienstboten. Kein Schulzensohn in der Gemeinde konnte verglichen werden mit ihnen. So manierlich waren sie, so sauber an Händen und Kleidern. Immer war der feine Schnurrbart ordentlich hinaufgedreht, das volle, blonde Haar säuberlich gebürstet: die schneidigsten, feinsten Kerle im Garderegiment, die sah man ihnen an.

Wären sie nur einander nicht gar so ähnlich gewesen! Schickte die Kathrin den Wilhelm, zu pflügen, so fragte sie gewiß nachher den Franz, wie weit er damit gekommen sei. Hatte sie dem Franz irgend einen Auftrag gegeben, so war es gewiß der Wilhelm, den sie darum anging, ob er den Auftrag ausgeführt. Sie konnte die beiden nicht auseinander halten. Der Gang, die Sprache, die Art und Weise, wie sie arbeiteten, sich gaben, ihr Fleiß, ihr ganzes Wesen, es war genau dasselbe bei dem einen wie bei dem anderen. Es war, als habe die Natur hier einmal sich wiederholen wollen und dasselbe Wesen geschaffen in doppelter Gestalt. Unangenehm, ganz verdrießlich war dieser Zustand für die Sobbenbäuerin. Die Zwillinge waren ihre besten Arbeiter, nützlich, fast un-

entbehrlich waren sie ihr geworden. Hatte sie nun aber dem Franz für irgend etwas besonders zu danken, so dankte sie dem Wilhelm; wollte sie den Wilhelm auszeichnen, so traf sie auf den Franz. Das halt' ich nicht mehr aus, dachte die Frau. Die Zwillinge, so nützlich sie sind, einer muß mir vom Hofe herunter.

Wie sie nun aber darüber nachdachte, welchen von beiden sie fortschicken sollte, da ward sie vollends verwirrt. Der eine war ihr so lieb wie der andere, der eine hatte genau dieselben Verdienste wie der andere. Die stolze Bäuerin, die bei jedem Burschen, der ihr freundlich sich nahte, leicht gedacht hatte: er will mein Hab und Gut — bei den Zwillingen war ihr dergleichen nie eingefallen. Sie dachte überhaupt nicht mehr daran, daß sie die Anerbin, die reiche Sobbenbäuerin sei, seitdem der Franz und der Wilhelm auf dem Hofe arbeiteten. Sie dachte nur noch an die beiden.

Der alte Ohm vom Heidehof kam zuweilen zu Besuch auf den Sobbenhof. Er sah die Bäuerin mit den Zwillingen. Er wußte gleich, wie es mit ihr stand.

„Kathrin," sagte er, „du mußt heiraten. Es ist die höchste Zeit. Du bist schon in die Jahre gekommen. Nachher findest du den Anschluß nicht mehr. Ich wüßte wohl einen für dich: den Sandhofer drüben im Kirchdorf. Sein Anwesen ist beinahe ebenso groß und wertvoll wie das deine. Er hat mir gesagt, daß er an dich denkt, seit er dich auf der Kirmes gesehen. Ich meine, da solltest du zugreifen: so etwas findest du so leicht nicht wieder. Überleg dir's. Morgen komm' ich und hol' mir Bescheid."

Der gute Ohm! Er glaubte, seine Sache sehr recht gemacht zu haben: wenn man den Sandhofer haben kann, dann denkt man nicht mehr an den Franz oder den Wilhelm. Er hatte der Bäuerin nur die Augen geöffnet. Jeder auf dem Hofe wußte längst, wie es mit ihr stand — sie hatte es nicht gewußt bis jetzt.

Heiraten? Ich? Den Sandhofbauern? Jesses Maria, jetzt weiß ich, was mir im Blut rumort und im Kopf, daß ich keine Ruh' find' bei Tag und nicht bei Nacht. Die Zwillinge sind's. Heiraten muß ich, der Ohm hat recht, den Wilhelm oder den Franz. Heirat' ich den einen, dann kommt der andere vom Hofe, mir aus den Gedanken: die Unruhe und das Elend hat ein Ende. Barmherziger Gott, wenn ich nur wüßte, welcher der rechte ist. Warum sind sie einander so gleich, daß man, wenn man den einen lieb hat, sie beide lieb haben muß? „Lieber Gott, hilf du mir, daß ich's finde," sagte sie leise. Dann nahm sie ihr Gebetbuch, fuhr mit einer Schere hinein zwischen die Blätter: wenn ein W steht zu Anfang der ersten Linie oben rechts, dann nehm' ich den Wilhelm. Ist's ein F, dann nehm' ich den Franz.

Am folgenden Tage rief sie die Zwillinge zu sich herein in die gute Stube: „Daß ich mit euch zufrieden bin, das wißt ihr selbst. Ich brauch's nicht noch einmal zu sagen. Ihr habt Segen gebracht auf den Sobbenhof. Ich will's euch lohnen, und darum frag' ich euch beide: Ist's euch recht so, wie ihr's habt auf dem Sobbenhofe? Seid auch ihr zufrieden mit der Behandlung, mit Lohn und Kost und mit mir selbst? Bin ich euch recht?"

„Bäuerin, Ihr wißt's so gut, wie ich es weiß: was Besseres als ein Leben auf dem Sobbenhof kann ich mir gar nicht denken," sagte der Wilhelm. „Und so wie Ihr seid, so eine gibt's so leicht nicht wieder."

„Das mein' ich auch," sagte der Franz. „Wenn ich's mir nur zu sagen traute, was ich denke, Bäuerin!"

Aber da standen die beiden vor ihr, hoch und schlank und stark und jung und schön. Beide schauten sie sie an mit Augen, die waren blau und redeten deutlich genug. Das Blut stieg ihr in den Kopf, ihr pochte das Herz. Nun war entschieden, welchen sie nehmen wollte, und sie hatte sie beide lieb.

„Nun, so sag' ich's euch frei heraus," stieß sie hervor, und ihre Stimme hatte einen eigenen, heiseren Klang. „Ich hab' euch lieb, den einen wie den anderen. Das ist das Unglück, daß ihr einander so ähnlich seht, in allem so ähnlich seid, daß man den einen nicht ohne den anderen lieb haben kann. So hab' ich denn unseren Herrgott um Rat gefragt, daß er mir zeigen soll, welcher von euch beiden der rechte für mich ist. Auf dem Blatt, das ich aufgeschlagen hab' in meinem Gebetbuch bei dieser Frage, hat zu Anfang der obersten Linie ein großes W

gestanden. So frag' ich denn dich, Wilhelm Fockmann: Willst du mein Mann werden und Bauer auf dem Sobbenhofe?"

* * *

Als der Ohm am folgenden Morgen zur Kaffeestunde auf den Sobbenhof kam, führte die Bäuerin den Wilhelm ihm entgegen: „Hier meine Antwort auf Eure Frage: der Wilhelm wird mein Mann!"

„Mög's Euch zum Segen werden und dem Sobbenhofe auch," sagte bedächtig der Alte.

Als die Bäuerin gegen Abend ihm das Geleit gab auf dem Heimwege, meinte er: „Ich hab's verhindern wollen, Kathrin, ich bin zu spät gekommen. 's ist nicht deswegen, weil er nicht von Herkunft ist und arm ist, daß ich mein', er paßt nicht für dich. Es ist darum, weil ich weiß, und oft hab' ich's gesehen in meinem langen Leben: wenn einer, der kein Geld hat, von zu Hause aus nichts gewohnt ist, nie befohlen hat in seinem Leben, plötzlich zu Gelde kommt, einem Anwesen vorstehen soll, dann wächst's ihm über den Kopf. Aus einem ganz achtbaren, ordentlichen Menschen ist auf diesem Wege schon oft ein Lotterbube geworden, ein Verschwender und endlich ein Bettler. Und hier, wo noch dazu kommt, daß der Alte ein Liederjahn ist? Art läßt nicht leicht von Art. Gott gebe, daß es anders wird bei Euch!"

* * *

Solch eine Hochzeit, wie der Sobbenbäuerin ihre, hatte man kaum zuvor erlebt in der Gegend. Dreihundert Personen waren geladen. Das Schützenzelt hatten sie geliehen. In der großen Viehweide dicht am Hause war es aufgeschlagen. Sechs Musikanten saßen auf dem bekränzten Leiterwagen, der die Brautleute zur Kirche fuhr. Die Braut trug ein blauseidenes Kleid, an allen Fingern ihrer beiden Hände schwer goldene Ringe, um den Hals die dicke goldene Kette mit dem goldenen Kreuz. Das weiße Spitzenhäubchen mit dem Myrtenkranz stand gut zu ihrem frischen, blühenden Gesicht, zu ihrem gelben Haar. War sie auch nicht schön, stolz und stattlich sah sie aus neben dem Bräutigam, der im schwarzen Tuchrock, den Blumenstrauß im Knopfloch, ihr zur Seite ging. Ein feierliches Levitenamt wurde gelesen, dann kam die Trauung. Die Brautleute strahlten beide vor Glück und Lust. Nach der Kirche gab's Kaffee und Kuchen, auch süßen Schnaps und Bier beim Clermonwirt im Dorf. Dann fuhren sie mit Musik und Juchhei zum Sobbenhof, zum Mittagsmahl. Alles, was der Hochzeitbitter, der vor vierzehn Tagen umhergegangen war von Haus zu Haus, den Hut mit Blumen geschmückt, den Stab mit bunten Bändern in den Händen, alles, was der Hochzeitbitter versprochen hatte in seiner Einladungsrede, es war vorhanden: Gesottenes und Gebratenes, Reis und Pflaumen und Kuchen in Hülle und Fülle. In dem Schützenzelt saßen an langen Tafeln die Gäste. Aus großen Fässern zapfte man das Bier, und auch am Wein fehlte es nicht.

Nachmittags gab's Tanz auf der großen Diele im Sobbenhof, bis in die späte Nacht hinein. Der alte Fockmann hatte so sehr des Guten zuviel getan auf der Hochzeit seines Sohnes Wilhelm mit der reichsten Bäuerin im Lande, daß er den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte. Am Morgen nach der Hochzeit fand man ihn im Kolk unweit seines Kotten. Er war ertrunken.

Nun weiß ich, was ich zu tun hab' in der Welt, dachte der Franz: die verlotterte Wirtschaft in die Höhe bringen, die Schulden abtragen; wenn ich das fertig kriegen soll, dann hab' ich keine Zeit zum Denken. Und das ist gut. Denn wenn ich dran dächte, daß doch ebensowohl ein F zu oberst gestanden haben könnte, als die Kathrin das Gebetbuch drum gefragt hat, und daß dann ich heut' ihr Mann wär und der Bauer auf dem Sobbenhofe? Wenn ich arbeite, dann vergeß ich's. Und arbeiten muß ich, oder ich kann den Kotten nicht übernehmen. Ich übernehm' ihn aber.

* * *

Die Sobbenbäuerin kannte sich selbst nicht mehr vor Glück. „Es ist, als wolle sie alles nachholen, was sie versäumt hat mit ihren achtundzwanzig Jahren," sagten die Leute.

Sie sah dem Wilhelm nach den Augen. Sie wußte nicht, was sie tun sollte, um's ihm recht zu machen. „Ruh dich aus," sagte sie, „hast dich plagen müssen dein Leben lang. Daß du arbeitest in den ersten sechs Wochen, ich leid' es nicht. Nachher, dann kannst du mir helfen!" Sie war aus den Federn heraus früh um vier, wie sie's gewohnt. Wenn der Wilhelm ein paar Stunden später in die große Wohnstube trat, dann war für ihn der Tisch gedeckt: Kaffee, Stuten und Knabbeln und die schöne, frische Butter. Die Bäuerin schenkte ihm ein und sah mit hellen Augen zu, wie's ihm schmeckte. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem stattlichen, stolzen, schönen, jungen Mann, der ihr Mann war.

„Nun steck dir deine Pfeife an," sagte sie, „und dann komm mit ins Feld. Ich zeig' dir, was heut' geschehen ist und noch getan werden muß." Da gingen sie hin durchs wogende Korn, durch grüne Wiesen, die beiden hohen, starken Gestalten. Es war eine Freude, sie anzusehen, die so zueinander zu passen schienen.

Nach dem Mittagsessen kam für den Wilhelm dann das Schläfchen. Die Kathrin tat es nicht anders, obschon er sich sträubte und behauptete, so etwas nicht gewohnt zu sein. Zum Nachmittagskaffee saßen sie im Sommer im Garten in der dichten Buchenlaube. Die Frau hatte ihre Näherei mitgenommen, aber die Arbeit gab nicht viel. Immer und immer mußte sie ihn ansehen und hatte ihm so viel zu sagen. Dann ruhten die Hände. „Jetzt geh ins Dorf und lies die Zeitung," hieß es dann, „deine sechs Wochen Ferien, die mußt du haben, anders tu ich's nicht!"

Anfangs hatte er sich gesträubt. „Man muß doch sehen, daß jetzt ein Mann auf dem Hofe ist!" Er war an Arbeit gewöhnt, er wußte sich nicht zu lassen. Dann auch schämte er sich des Nichtstuns, wo alles fleißig war.

Nach und nach aber gewöhnte er sich daran. Als die sechs Wochen um waren, hatte er es schon ganz gut gelernt. Er sah wohl einmal hier und da nach der Wirtschaft, griff wohl ein wenig mit an auf dem Felde oder im Hause. Im ganzen war er aber wohl damit zufrieden, daß seine Frau das Regiment behielt und für ihn arbeitete, ihm um die Augen ging. „Wozu soll ich mich plagen? Wir haben's ja dazu, und die Kathrin versteht ihre Sache, das muß man ihr lassen!"

* * *

„Daß deine Frau in dich vernarrt ist, daß sie dir nach den Augen sieht, das ist kein Wunder. Sie darf auch lachen, daß sie dich gekriegt hat mit ihren achtundzwanzig Jahren. Wieviel Jahre ist sie älter als du? Hast du's nachgerechnet? Du hättest überall anfragen dürfen: ein Kerl wie du, der schönste Mann im Land, von dem der Kaiser selbst gesprochen hat. Die Gemeinde darf stolz sein auf dich!" Das sagte der Hellmanns Herm dem Sobbenbauern, so oft der in das Wirtshaus kam, dahin seine Frau ihn geschickt, die Zeitung zu lesen. Der Hellmanns Herm genoß nicht des besten Rufes. Er war ein Kartenspieler und Trinker, dem der Wilhelm wohl früher den Rücken gedreht haben würde. Jetzt aber, in der Wirtsstube, war er ihm recht: die Zeitung war bald gelesen, und an den Werktagen war die Gaststube nicht allzu zahlreich besucht. Der Herm war immer da und wußte alles, was in der Gegend vorfiel. Ein Glas Bier nahm er stets dankbar entgegen, zu einem Spielchen war er immer aufgelegt. Der Wilhelm hatte nur einen schwachen Verstand. Die Bewunderung des lustigen Gesellen gefiel ihm, der Weihrauch stieg ihm zu Kopfe.

* * *

Nach Jahresfrist ward ein Junge geboren auf dem Sobbenhof. Die Bäuerin lag auf den Tod. Da zeigte es sich, daß der Wilhelm das Arbeiten verlernt, die Übersicht verloren hatte. In der Wirtschaft ging alles drunter und drüber.

„Laß den Hinrik nur machen," hatte die Bäuerin ihren Mann gebeten. „Der ist schon so lange auf dem Hofe als Baumeister, der kennt die Wirtschaft und weiß, wie ich's mein' und gemacht haben will."

Der Hellmanns Herm aber lachte: „Jetzt ist's Zeit, jetzt mußt du ihnen allen zeigen, wer der Herr ist. Das Weiberregiment muß ein Ende haben. Wenn die Bäuerin wie-

der aufsteht, dann mußt du den Schlüssel zur Kasse in der Tasche haben und alle Papiere hinter Schloß und Riegel, daß sie zu dir kommen muß, wenn sie etwas will!"

Als die Bäuerin, die sich lange Zeit nicht wieder erholen konnte, endlich aus dem Bett heraus war, fand sie alles verändert. Die Musterwirtschaft, auf die sie so stolz gewesen, war auf dem besten Wege, eine Mißwirtschaft zu werden. Der Mann, dem sie alles gegeben, dem sie nach den Augen gesehen, der schlug auf den Tisch und sagte: „Ich bin der Herr im Hause!"

Sie hätte es noch ändern können, denn sie war in allem ihm überlegen. Aber sie brauchte ihn nur anzusehen, wie er vor ihr stand, hoch und schlank, jung und schön, und das Herz schmolz ihr im Leibe vor heißer Liebe. Sie konnte ihm kein unfreundlich Wort sagen, sie konnte ihm nicht entgegentreten. Eine Liebkosung von ihm machte alles Böse wieder gut, das er ihr tat.

Als sie im achten Jahr ihrer Ehe das siebente Kind gebar, stand wieder der Tod an ihrem Bette. Sie war bei voller Besinnung. Wenn ich sterben muß, dachte sie, dann kommen sie all an den Bettelstab, der Mann und die Kinder, und wenn ich's Leben behalt', ist's auch noch so. 'ne Sünd ist's und 'ne Schand. Heiße Tränen liefen ihr über das blasse Gesicht. Ich bin dran schuld. Warum hab' ich's nicht gehindert? Warum hindere ich's nicht? Meine unvernünftige Lieb', die ist's! Und sie dachte an den Abend, da sie den lieben Gott gebeten hatte, ihr zu zeigen, welchen von beiden Zwillingen sie nehmen solle, welcher für sie der rechte sei. Sie hatte sie ja beide lieb. Der Franz, der arbeitete von früh bis spät. Der Fockmannskotten kam in die Höhe. Der Sobbenhof ging zu Grunde mit allem, was darin war. Warum hab' ich nicht den Franz genommen?! schrie es in ihr. Ich hatt' ihn ja ebenso lieb, und jetzt, wenn ich an ihn denke! — Barmherziger Gott, verzeih mir die Sünde! ...

Die Kathrin lag in heftigem Fieber, wochenlang. Der Doktor gab sie auf. Sie wurde aber doch wieder gesund. Sie war aus starkem Holz geschnitten. Als man ihr nicht lange nach ihrer Genesung den Bauern für tot nach Hause trug, da stand sie wie vom Schlage gerührt: Das ist die Strafe für meine sündigen Gedanken!

Der Bauer war in angetrunkenem Zustande vom Wirtshause her über den Kamp gegangen. Er hatte den leise brüllend auf ihn zukommenden jungen Zuchtbullen erst dann bemerkt, als der Wütendgewordene dicht vor ihm stand. Sein Zustand machte es ihm unmöglich, sich zu retten. Als man ihm zu Hilfe kam, war es zu spät.

Die Bäuerin pflegte ihn mit Aufopferung. Sie versprach der Mutter Gottes eine geweihte Kerze. Sie gelobte eine Wallfahrt nach Kevelaer. Der Doktor mußte kommen, zweimal am Tage. Sie scheute keine Kosten, keine Mühe. Sie dachte nicht an das Leid, das er ihr getan. „Wilhelm, Wilhelm, bleib bei mir!" schluchzte sie still in der Nacht. Es war alles umsonst. Sie drückte ihrem Manne die Augen zu. Sie wusch ihn, legte ihm das Totenhemd an. Sie hielt seinen Kopf, als man ihn in den Sarg legte. Sie ordnete alles an für das Begräbnis. Feierlich sollte es sein, ganz so, als sei der Sobbenhof noch die Musterwirtschaft von einst, als seien sie noch die reichsten Leute im Land.

Ohne Tränen ging sie hinter dem Sarg mit ihren beiden ältesten Söhnen.

Der Franz hatte sich seit der Verheiratung seines Bruders mit der Sobbenbäuerin ganz fern gehalten. Jetzt war er gekommen, seiner Schwägerin das Beileid auszusprechen, ihr seine Hilfe anzubieten. Als er in die Stube getreten war, hatte sie beide Hände vors Gesicht geschlagen. „Geh, geh, ich kann dich nicht sehen!" Da stand er vor ihr, den sie geliebt, den sie in den Sarg gelegt, der Mann, den sie erwählt unter allen; stark und stolz und blühend stand er da. War er denn nicht tot, lag er denn nicht in seinem Sarg, drin in der besten Stube, wo die Lichter brannten?

„'s ist gerade so, als ob der Sobbenbauer selbst hinter seinem Sarge herginge," sagten die Leut' im Leichenzug und deuteten auf den Franz, der dicht hinter der Kathrin ging, den Trauerflor um den Arm geschlungen. „Ganz eisig sieht's aus!"

Die Bäuerin dachte dasselbe, und es war ihr, als müsse sie darüber den Verstand verlieren, als sie auf dem Friedhof am offenen

Grabe ihn sich gegenüber sah. Da senkte man den Sarg in die Grube, — und da stand er, der im Sarge lag, schön, stolz und stark, so wie sie ihn kannte und liebte. Sie konnte noch die Handvoll Erde hinunterwerfen in die Gruft, dann ward ihr dunkel vor den Augen. Die Sobbenbäuerin war in Ohnmacht gefallen.

„Hätte zu Hause bleiben sollen," sagten die Leute. „Das kommt davon, wenn man anders sein will wie die anderen all!"

* * *

Als das Begräbnis vorüber und alles wieder im alltäglichen Geleise war, sah die Bäuerin erst, wie sehr ihr Anwesen heruntergekommen war, wie sehr ihre Verhältnisse zerrüttet waren. Der Wilhelm hatte sie ja nie mehr hineinblicken lassen, seitdem er das Regiment an sich gerissen. Jeder Tag brachte neue Gläubiger auf den Hof. Der Hellmanns Herm kam mit einer ellenlangen Rechnung über alles, was er dem Bauern wollte im Spiel abgewonnen, über alles, was er für ihn im Wirtshaus wollte bezahlt haben.

Eine andere Frau hätte wohl den Kopf verloren und die Flinte ins Korn geworfen. Die Kathrin aber war aus festem Holz geschnitzt. Sie hörte die Gläubiger an, sie prüfte die Rechnungen: „Wird alles in Ordnung gebracht. Ein jeder soll sein Recht haben. Ich geb's dem Justizrat in der Stadt. Mit ihm überleg' ich!"

Sie fuhr in die Stadt. Der Justizrat sah die Papiere durch. „Der Bauer hat schlecht gewirtschaftet, Frau," sagte er. „Der Hof ist mit Hypotheken überlastet. Ihr sitzt arg in der Patsche. Ich will versuchen, was ich für Euch tun und erwirken kann; aber ich fürchte, Ihr werdet verkaufen müssen."

„Schafft mir Zeit, Herr! Aufschub sollen sie mir geben, dann bring' ich's in Ordnung, und die Zinsen zahl' ich zur rechten Zeit. Ich muß den Hof für meine Kinder erhalten. Er darf nicht aus der Familie, der schöne Besitz. Ich hab's Euch gesagt, und ich weiß auch, ich halt's!"

Sie stürzte sich in die Arbeit. „Es ist, als wollte sie in einem Tage nachholen, was der Bauer in den langen Jahren verlobdert hat," hieß es in der Gegend. So war es auch. Sie gönnte sich kaum die Zeit, etwas zu genießen, in der Nacht ein paar Stunden zu schlafen. Bald war sie bei den Kindern, dann in den Ställen, auf dem Felde, in der Wiese. Es war, als habe sie hundert Augen, hundert Hände. Sie war überall. Sie griff selbst tapfer mit zu, wo's fehlte, und das half. Die Wirtschaft kam wieder in Schwung.

Den Franz hatte sie nur einmal wiedergesehen seit dem Tage des Begräbnisses: beim Sechswochen-Seelenamt. Aber sie sah ihn überall. Hoch und stolz und schön ging er neben ihr her und sah sie an mit den blauen Augen: Sobbenbäuerin, ich hab' dich lieb, und ich weiß auch, daß du mich lieb hast, du hast's mir ja selbst gesagt, damals, als du den Wilhelm genommen hast. Damals bin ich gegangen; jetzt aber komm' ich und verlange mein Recht. Mir gehörst du, Kathrin!

Wenn sie um den Verstorbenen weinte, wenn sie eine Messe lesen lassen wollte, war der Franz ihr da: Was wein' ich denn, wofür bet' ich? Er ist ja gar nicht tot, den ich lieb hab'. Nur wollen darf ich, und ich hab' ihn wieder im Arm!

Dann seufzte und stöhnte die Frau und konnte nicht schlafen in der Nacht. Und unter der Arbeit mußte sie stehen bleiben, die Hände sanken ihr herab. Wie geistesabwesend starrte sie vor sich hin. Sie ließ viele Messen lesen. Beten ließ sie für die Seele des Verstorbenen: Wenn er im Fegfeuer brennen muß, ich bin dran schuld. Verdorben hab' ich ihn mit meiner unvernünftigen Liebe. Ruh dich aus, hab' ich ihm gesagt, als er arbeiten wollte. Lies die Zeitung! Ins Wirtshaus hab' ich ihn getrieben, in die Lotterei, in die Sünde. Und der andere? Wenn ich ihn nehm', dann verderb' ich ihn auch. Und ich hab' ihn lieb. Barmherziger Gott, steh mir bei, daß ich nicht den Verstand verlier'!

* * *

Der Justizrat kam auf den Hof gefahren. Er brachte gute Botschaft. Man wollte die Hypotheken stehen lassen. Dem Hellmanns

Herm ging es an den Kragen. Der Justizrat hatte ihn überführen können: nach Aussage des Wirts und der Stammgäste im Wirtshaus war die ganze Rechnung, die er der Bäuerin vorgelegt, gefälscht. Der Bauer hatte stets die Spielschulden pünktlich bezahlt, große Summen, die der Herm dann in der Stadt mit seinen sauberen Gesellen vertan hatte. Man munkelte, daß es bei dem Spiel zwischen dem Herm und dem Sobbenbauern nicht mit rechten Dingen zugegangen sei: der Herm habe zuweilen mit falschen Karten gespielt. Der Herm kam vors Gericht.

Die Bauern wußten wohl, warum sie der Kathrin das Geld nicht kündigten: der Wilhelm war fort, die Kathrin verstand zu wirtschaften, das Geld stand sicher. Man durfte auf pünktliche Zinszahlung rechnen.

„Dank, Herr Justizrat," sagte die Frau. „Mehr brauch' ich nicht. Und was meine Schuldigkeit ist an Euch, das bring' ich auch noch in Ordnung."

* * *

Es war am Morgen nach dem Tage, an welchem das Jahres-Seelenamt abgehalten worden war für den verstorbenen Sobbenbauern. Die Kathrin hatte ihre beiden Ältesten zur Schule geschickt. Die Jüngeren spielten auf dem Hofe. Das Kleinste schlief in der Wiege. Sie räumte den Frühstückstisch ab. Da klopfte es an die Tür: der Franz trat ein. Die Bäuerin ließ die Tasse zur Erde fallen, die sie eben in der Hand hielt. Sie war so blaß wie Kalk an der Wand. Ist's der Tote, ist's der Lebendige?

Der Franz schob ihr einen Stuhl hin. „Setz dich, Schwägerin. Tut mir leid, daß es dich so angreift, aber länger warten kann ich nicht. Den Wilhelm hast du genommen, weil in deinem Buch der Buchstabe W gestanden ist in der ersten Reihe. Wäre da ein F gestanden, so wärst du meine Frau geworden. Du hast es selbst gesagt. Daß mein Bruder nicht gut getan und dich in Leid und dein Anwesen heruntergebracht hat: geschämt habe ich mich für ihn. Nun ist er in der Ewigkeit. Neun Jahre sind vergangen, seitdem du ihn genommen. Ich mein', es wär' erst gestern gewesen. All die Jahre hab' ich's heruntergewürgt, daß ich dich lieb hab', Kathrin. Sünd' war's und Schand: du warst ja seine Frau. Gearbeitet und geschafft hab' ich, weil ich unter der Arbeit keine Zeit hatte, an dich zu denken. Auf den Sobbenhof bin ich nicht gekommen. In ein anderes Dorf bin ich zur Kirch' gegangen, dich nicht zu sehen; denn ich hab' dich nicht vergessen können. Das Wort, das du damals gesagt: Ich hab' euch lieb, euch beide, das hab' ich immer hören müssen. Neun Jahre sind wir beide älter geworden. Du hast sieben Kinder neben dir laufen auf dem Hofe. Dein Vermögen ist heruntergekommen. 's ist nicht die reiche Sobbenbäuerin mehr, die ich lieb hab'. Daß ich arbeiten kann und sparen, das hab' ich dir gezeigt, und daß ich eine Sach', die verkommen ist, wieder zurechtbringen kann: der Jockmannskotten darf sich sehen lassen, denk' ich. Und nun ist das Trauerjahr herum, Kathrin, und nun frag' ich dich: Willst du mich nehmen so, wie ich bin, so, wie ich dich lieb hab' und keine andere Frauensperson lieb gehabt habe, seit ich dich kenne, und keine andere lieb haben kann, so lang ich leb'? Ich will dir helfen, deine Sach' in Ordnung bringen. Deine Kinder will ich halten, als wenn's meine eigenen Kinder wären. Dir will ich alles gut machen, was mein Bruder dir zuleide getan hat."

„Wenn ich's könnte, wenn ich's dürfte, Franz," sagte die Frau. „Daß ich dich lieb hab', Gott weiß es. Aber ich darf ja nicht. Der Wilhelm hat nicht schlecht getan, wie du meinst, und wie sie alle meinen. Ich bin schuld an allem, ich allein. ‚Ruh dich aus,' hab' ich gesagt, als er arbeiten wollte. ‚Ferien mußt du haben, geh ins Dorf, lies die Zeitung.' Für mich hab' ich ihn haben wollen. An die Arbeit sollt er nicht denken, nicht an den Erwerb. Nur an mich. Und später, als er auf den Tisch schlug: ‚Ich bin der Herr!', als ich deutlich sah: er richtet sich selbst, er richtet uns alle zu Grunde, da hab' ich's gehen lassen. Ich hätte nur zu sagen brauchen: Weißt du nicht mehr, wer den Tisch für dich gedeckt hat, woher das Geld in deiner Tasche, das Bett, in welchem du schläfst? Ich werde dir zeigen, wer die Herrin ist auf dem Hof . . Aber ich schwieg: Sagst du ihm was, dann macht

er ein finsteres Gesicht oder ein trauriges, und das kannst du nicht sehen. Trittst du ihm entgegen, dann hat er dich nicht mehr lieb. An ihn hab' ich nicht gedacht und nicht an die Kinder, nur an mich. Damals hab' ich das nicht gewußt. Ich hab's gelernt, als ich an seinem Sterbebett gestanden bin, und dann, Franz, als ich dich wiedergesehen hab' und wußte nicht: ist er es, bist du es, und hab' nicht weinen können um ihn, weil ich an dich hab' denken müssen, schon als ich hinter dem Sarge ging. Jetzt weiß ich: ich trag' die Schuld an allem, was geschehen ist. Und darum, Franz, und wenn auch das Herz in der Brust mir drüber entzweibricht: ich sage nein. Deine Frau kann ich nicht werden. Ich hab' dich lieb, ebenso unvernünftig, wie ich den Wilhelm lieb gehabt, und doch muß ich all meine Kraft zusammennehmen, daß ich die Kinder erzieh', daß der Hof nicht in fremde Hände kommt und daß ich ihnen was hinterlassen kann, wenn ich sterb'. Red nicht mehr, Franz, es ist umsonst. Ich weiß, alles würde wieder, wie es mit dem Wilhelm geworden ist, und dich hätt' ich dann auch noch auf dem Gewissen."

Er stand vor ihr, seine Hände hatte er auf die Stuhllehne gestützt. Er preßte sie zusammen, den starken, eichenen Stuhl, er brach ihn entzwei. Leichenblaß war er im Gesicht. Die sonst so stillen Augen flammten.

„Franz, Franz!" schrie die Frau und warf sich an seine Brust. „Gerad so wie du jetzt ist er oft vor mir gestanden, und ich konnt's nicht ansehen und hab' nachgeben müssen, auch wenn ich gewußt hab', es ist zum Verderben." Sie küßte ihn, sie streichelte seine Wange. „Ich konnt' ihn nicht traurig, nicht zornig sehen. Ich hatt' ihn viel zu lieb. Und dich, dich... Euch beide ins Unglück bringen — lieber sterben ..."

Die Kathrin hatte nicht geweint, als sie ihr den Bauern für tot ins Haus getragen, nicht, als sie an seinem Grabe stand. Jetzt liefen ihr die hellen Tränen aus den Augen. Die Kathrin weinen sehen, das ging ins Herz. Franz zog sie an sich, er legte den Kopf auf ihre Schulter. Ein Schluchzen erschütterte die starke Gestalt.

„Dann helf uns beiden der liebe Gott, Kathrin," sagte er dann. „Ich hab' dich lieb, und du hast mich lieb. Und das ist nun das Ende?"

Sie drückte sich fest an seine Brust und sah ihm ins Gesicht. „So, wie's gewesen ist, Franz, solang ich dich kenne, so bleibt's: ich muß an dich denken, solang ich lebe. Aber wenn ich auch den Verstand drüber verlier': heiraten kann ich dich nicht!"

Da ließ er sie aus seinen Armen. „Dann haben wir heut' uns zum letztenmal gesehen, Kathrin. Leb wohl!" Damit ging er.

* *
*

Schwere Jahre sind nun gekommen für die Kathrin. Hart hat sie arbeiten müssen, ringen mit den Verhältnissen und mit sich selbst. Am Ende wär' sie doch noch unterlegen, aber die witte Hanne hat gewußt, daß jetzt Hilfe kommen werde. Sie hat den Leichenzug gesehen vom Heidehof zum Kirchdorf hinziehen: „Die alte Frau dort ist längst unter der Erde. Der Heidebauer muß dran glauben, und der hat was gespart. Von unserer Bäuerin hält er viel, und er weiß, daß sie's brauchen kann. Sie kriegt's."

Die Hanne hat wieder recht behalten: der Heidehofpächter starb. Die Sobbenbäuerin erbte. Nun konnte sie abtragen, die Zinsenlast erleichtern. Nun hatte sie gewonnen.

Ihre Kinder sind alle wohl geraten. Der älteste Sohn sitzt auf dem Sobbenhofe, der wieder als Musterwirtschaft gilt im ganzen Land. Flachshaarige Kinder spielen unter den Eichen auf dem Hofe. Sie hängen gar gern der Großmutter am Rock, wenn die durchs Haus geht und überall nach dem Rechten sieht. Die junge Frau hält die Schwiegermutter in Ehren, denn sie weiß, was sie an ihr hat. So wie die alte Sobbenbäuerin es verstanden hat und versteht, das gibt's so leicht nicht wieder. Sie wollte in die Leibzucht ziehen, als der Älteste Hochzeit machte, der aber hatt's nicht gelitten und die junge Frau, die Lisbeth, auch nicht. Die Kathrin ist nach wie vor der Mittelpunkt, um den alles im Hause und die ganze Wirtschaft sich dreht. Die übrigen Söhne vom Sobbenhof haben studiert, bis auf den jüngsten, der noch die landwirtschaftliche Schule besucht. „Bauer will ich werden, es ist das

beste: Ehrlich leben und selig sterben kann man nur auf dem Lande," sagt er. Der zweite Sohn ist Arzt, der dritte Apotheker, der vierte Assessor und der fünfte ein geistlicher Herr. Die einzige Tochter sitzt auf dem Sandhofe, als Schwiegertochter des Sandhofers, der einst um die Kathrin gefreit. Einmal im Jahr, am Namenstag der Großmutter, kommen sie alle zusammen. Dann ist Familientag auf dem Sobbenhofe. Da gehen sie miteinander spazieren unter den Eichen auf dem Hofe, durch Kornfeld und Wiesen, die hohen, starken, stolzen, stillen Menschen, da sind sie all um die Großmutter her. Sie sagen einander nicht allzuviel. Die Art und Weise aber, wie sie miteinander umgehen, wie sie die alte Frau ansehen, das ist ein Anblick — wer ihn genießen kann, dem lacht das Herz im Leibe.

* *
*

Der Jockmanns-Franz ist ausgewandert. Den Kotten hat er verkaufen lassen. Der Justizrat in der Stadt hat die Sache besorgt. So viel ist dabei herausgekommen, daß nach Abtragung der letzten Schulden — der Wilhelm war schon zu Lebzeiten abgefunden — eine ganz erhebliche Summe in seinen Händen geblieben ist. In Amerika hat er sich angekauft. Geschrieben hat er nur ein einziges Mal an die Kathrin: „Ich weiß nicht, wie dir's gehen mag, Kathrin, und ob du durchkommst. Auf eins darfst du rechnen: deine Kinder erben alles, was ich habe. Meine Farm, so nennen sie die Höfe hierzulande, ist noch größer wie der Sobbenhof. Ich habe kein Geld darauf aufgenommen und hab' auch noch ausstehendes Kapital. Ich mach's fertig, das Testament und was dazu gehört, daß ihr keine Scherereien habt und's bekommt, wenn ich gestorben bin. Und nun geh's dir gut und bis wir uns wiedersehen in der Ewigkeit. Franz Jockmann."

* *
*

Zu jeder Wiederkehr des Sterbetages ihres Mannes läßt die Sobbenbäuerin ein Levitenamt lesen. Dazu werden alle Verwandte und Bekannte geladen. Am darauffolgenden Tage läßt sie eine stille Messe lesen. Dazu wird niemand geladen. Dahin geht sie allein, und keiner weiß es, wem sie gilt. Dem Herrn Pfarrer, der mit ihr alt geworden in der Gemeinde, dem hat sie's gesagt, als sie vor vielen Jahren ihr ganzes Leben ihm erzählt. „Herr Pastor, ich bitte die erste heilige Messe für den Toten, die zweite für den Lebenden in der Ferne!"



Richard Strauß (Berlin).

Aus dem Reiche des Taktstocks

Von

Wilhelm Kleefeld

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist seltsam, wie sich in der Geschichte der Völker gewisse Symbole an äußere Attribute knüpfen, wie oft an kleine, ja kleinliche Ausdrucksformen sich die Majestät der höchsten Gewalten heftet. Im Reiche der weltlichen Macht wie der geistigen Autorität spielt seit Jahrhunderten in der gemessenen Feierlichkeit unserer symbolischen Rangordnung ein freigewählter, unbedeutender Gegenstand eine große Rolle — der Stock, der dünne Stab in seiner natürlichen oder stilisierten Form. Der Stab gibt als Scepter dem Herrscher den Glorienschein seiner gesetzmäßigen Großherrlichkeit, der Stab in der Marschallsfaust kennzeichnet die höchsten militärischen Befugnisse, das Stäbchen in der Hand des über Leben und Tod entscheidenden Richters spricht das

Schlußwort in der Tragödie des dem Henkerbeil überantworteten Mörders, der Stab leiht auch im Reich der Ideale einem Hochgestellten Herrscherrechte, Herrscherpflichten: dem Dirigenten.

Das Attribut des Dirigenten ist der Taktstock, der dünne, zierliche Stab, dessen geordneten Bewegungen sich wie dem Scepter der Wille der Künstler beugt, der Stab, dessen energischer Führung sich wie dem Marschallsstock hingebungsvoll das Heer von Sängern und Spielern unterordnet. Mehr noch als bei den Machtkollegen erfüllt der Stock in der Dirigentenhand die Aufgabe, zu leiten und zu lenken, Intentionen nicht nur äußerlichen Autoritätsausdruck zu geben, sie vielmehr überhaupt erst zu entwickeln, gleichsam durch Zeichensprache zu veranschaulichen und mitzuteilen, auf weitere Kreise zu übertragen.

Es ist von vornherein klar, daß bei einer Kunst, die ausschließlich Klang erzeugt, alle Anweisungen und Belehrungen im Moment der Verwirklichung durchaus geräuschlos, also ton- und wortlos gegeben werden müssen: die runden und zackigen Gesten des Stabes reden eine stumme, aber keineswegs ausdruckslose Sprache.

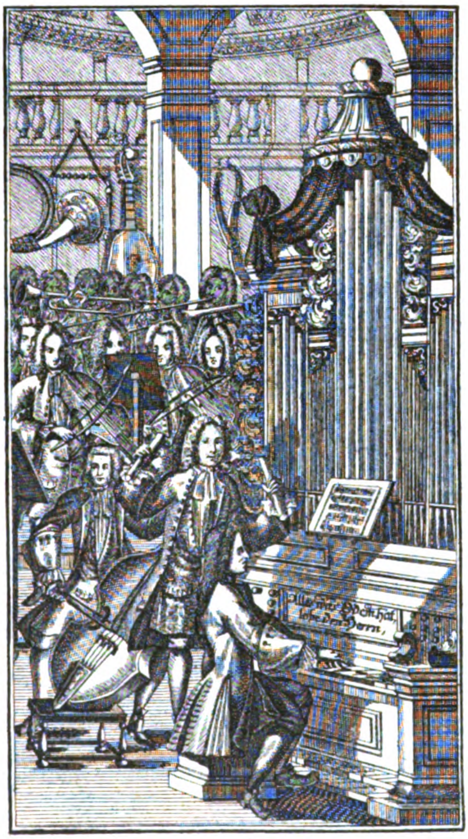
Wie selbstverständlich und natürlich wir heute diese Dirigentensprache auch hinnehmen, sie sollte sich erst langsam aus früheren, überlebten Formen entwickeln. Mit der Ausbreitung der Spieler- und Sängerchöre, die der Dirigent zu meistern hat, mußte naturgemäß auch sein mit dem Auge allseitig zu erfassendes Ausdrucksinstrument an Größe wachsen; in der alten Zeit des kleinen gedrängten Klangkörpers konnte noch der natürliche Stab der Hand, der Finger, zur Nachrichtenübermittelung genügen. Er konnte sogar viel wortreichere Sprache führen, als wir sie vom allmächtigen Taktstock kennen, eine Sprache, die heute in der Weite des Musikheeres verhallte, die aber in dem intimen musikalischen Kreis der mittelalterlichen Kirche von den dicht um den Führer gescharten Sängern wohl verstanden und beachtet wurde. Nur von Sängern ist hier zunächst die Rede — denn es steht die Zeit des frühen Mittelalters in Frage, da die Kunstmusik ausschließlich dem Gottesdienst in der Kirche geweiht und auf einen kleinen Kreis von geschulten Sängern beschränkt war.

Notenaufzeichnungen in unserem Sinne kannte man noch nicht; der Dirigent hatte somit nicht nur die Pflicht, Rhythmus und Vortragsart durch seine Handbewegungen anzudeuten, er mußte die ganze Linienführung der Melodie in der Luft erkennbar ausmalen. Der Dirigent war hier nicht nur der Exekutivbeamte der fest normierten Kunstformen, er war der eigentliche Schöpfer und Urheber der damals noch ganz ohne Begleitung oder höchstens in primitivster Zweistimmigkeit ausgeführten Melodie. Aus dieser Handsprache, Chironomie, mit ihren ein für allemal festgesetzten Zeichen und Deutungen hat sich eine musikalische Notation entwickelt, die Neumenschrift, deren Linien und Punkte eben diesen Luftzeichnungen des Chironomen entsprachen. Die Neumenaufzeichnung konnte nur einer primitiven Kunst genügen, mit der Entwickelung der Mehrstimmigkeit und der reichen Gliederung in der Musik bildete sich allmählich eine Notenschrift aus, die den Dirigenten der Melodieandeutung überhob und ihm nunmehr die gesteigerten Anforderungen an Vortrags- und Phrasierungskunst wie rhythmische Präzision übertrug.

Im Mittelalter benutzte man eine große Notenrolle, die der Dirigent meist hörbar auf sein Pult aufschlug. In Italien hat sich diese Sitte am längsten erhalten; von da kam sie zu den Nachbarländern, auch nach Deutschland. Es galt in der Zeit als auffallende Ausnahme, wenn der Stock diese Funktion der Papierrolle versah. Im Jahre 1564 schrieb der Landgraf von Hessen über eine Konzertaufführung von hundertfünfundzwanzig Sängern und Spielern: „Man hat dergleichen wol zusammengestimmbt nie gehört und sich menniglich verwundert, soviel stimmen und musici von einem, so ein gülden Stecken in der Handt gehabt, dermaßen regiert sollten werden, daß gar keine Dissonanz eingefallen.“

Bei größeren Massenaufgeboten ergriff der Dirigent mit jeder Hand eine Papierrolle, um hörbar und sichtbar zugleich den um die Orgel der Kirche Versammelten oder auf den verschiedenen Emporen verteilten Doppel- und Triplechören den Takt abzumessen (vgl. die Abbild. auf S. 875). Bei

solcher Verteilung ging gewöhnlich von einem Oberkapellmeister der Takt auf den jeweiligen Leiter der Einzelabteilung über und wurde dort exakt und zuverlässig aufgenommen. Darüber berichtet ein Violinist des Kardinals Richelieu: „Vor den beiden Hauptorgeln der Kirche, zu beiden Seiten des Altars, befanden sich zwei und außerdem im Schiffsraum noch acht weitere Chöre. Jeder einzelne dieser acht Chöre war, wie üblich, mit einer kleinen Orgel versehen und auf einem gleich weit voneinander entfernten hohen Gerüst aufgestellt, das so angebracht war, daß sämtliche Musiker sich gegenseitig sehen konnten. Der Kapellmeister schlug vom ersten Chore aus den Haupttakt, der allen anderen Chören durch ihre Unterleiter so blitzschnell übermittelt wurde, daß die ganze Musik nicht nur nicht schleppte, sondern so gut zusammenklang, als wenn sie von einem Taktstock geleitet wäre.“



Mittelalterliches Orchester (in der Kirche).
(Nach einem alten Stich.)

Auch in England wurde dieses störende Taktklopfen bis ins neunzehnte Jahrhundert beibehalten.

Mit der Tätigkeit unseres modernen Dirigenten steht die Arbeit des mittelalterlichen Chorführers nur in losem Zusammenhang. Nachdem um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts die Oper von Italien ihren Siegeslauf über die europäischen Länder angetreten, kam der Instrumentalchor allmählich zu immer größerer Bedeutung; in der Kirche wie im Theater war jetzt ein Heer von Sängern und Instrumentenspielern vereint, das, um in festem Einvernehmen aller Beteiligten zu wirken, der sicheren Führung eines wirklich hervorragenden Dirigenten bedurfte. Freilich war seine Arbeit nicht auf das Taktgeben beschränkt. In der italienischen Oper und überall, wo die italienische Oper Würdigung und Nachahmung fand, konnte man den Dirigenten zugleich als Pianisten tätig sehen. In dem Orchester, dem ein oder zwei Klaviere sich angliederten, nahm der Dirigent seinen Platz am ersten Flügel ein; er hatte die Aufgabe, neben Ausführung der Klavierstimme seine Aufmerksamkeit auch auf alle Mitwirkenden zu verteilen; hier ein ermunterndes Kopfnicken, das Sängern oder Spielern den Einsatz angab, dort eine charakteristische Handbewegung — wenn eine Pause des Klaviers solches zuließ —, die eine Steigerung des Klanges anregte, hier ein energisches Erheben der Hände beim Anschlag auf den Flügel, um den Rhythmus des neubeginnenden Satzes zu markieren, dort ein plötzliches Aufstrecken der Hände, um eine Generalpause der Spieler gegenüber dem koloratureifrigen Sänger zu sichern — kein Wunder, daß der Kapellmeister bei dieser Fülle der Pflichten die Füße zu Hilfe nahm, um all den notwendigen Kundgebungen nachzukommen.

Die Franzosen waren die ersten, die nach neuen Ausdrucksmitteln suchten, um dem Dirigenten in seiner verantwortungsreichen Stellung unter die Arme zu greifen. Ein Stab wurde hier schon frühzeitig in Anwendung gebracht. Doch war es kein besonderer Taktstock, sondern der Violinbogen des Konzert-

meisters, der in der Art, wie wir es jetzt noch bei Tanzmusik, z. B. auch bei dem berühmten Balldirektor Eduard Strauß, erfahren, im Spielen den Rhythmus angab. In seinen Pausen konnte der Dirigent den Bogen erheben, in schwierigen Teilen auch das Spiel unterbrechen, um den Taktanforderungen sicherer nachzukommen.

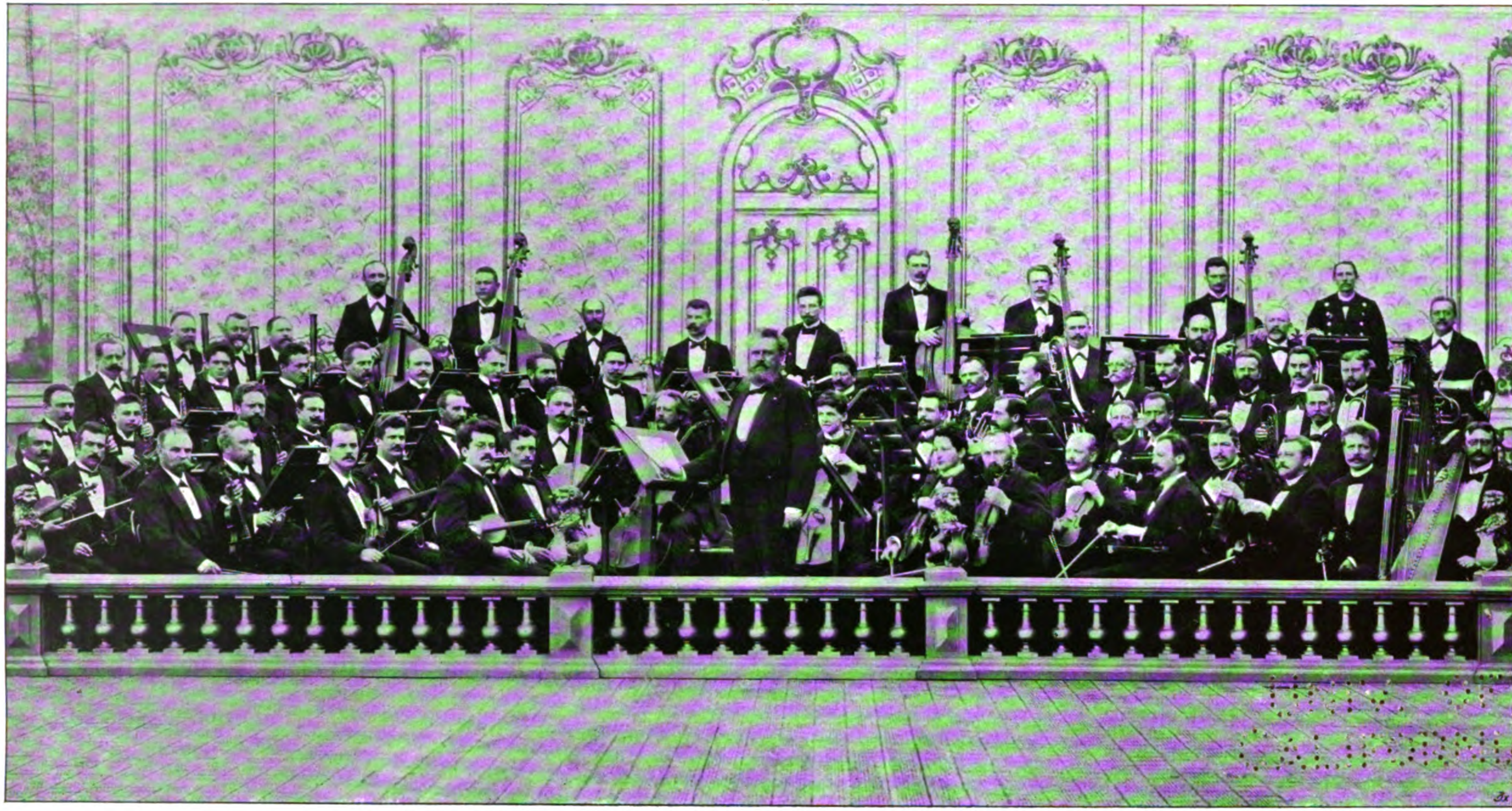
Lully, der große Opernmeister Frankreichs, der bei der Plastik seiner deklamatorischen Gesangssprache einer besonders gewissenhaften Übereinstimmung von Wort und Ton bedurfte, gilt in dem Lande seines Wirkens als Erfinder des eigentlichen Taktstocks, freilich noch immer nicht des Taktstocks in unserem Sinne. Er bediente sich eines fast mannshohen Stabes, der nicht in der Luft bewegt wurde, sondern durch Aufstoßen auf den Boden den Rhythmus übermittelte. Der jähzornige Kapellmeister Ludwigs XIV. konnte in der Handhabung dieses Instrumentes sein Temperament, seine Heftigkeit nicht genügend meistern. Er soll oft mit dem Taktstock tätlich vorgegangen sein und starb sogar an den Folgen einer Wunde, die der aufprallende Stab ihm an dem Fuße zugefügt hatte. Ein Opfer des Taktstocks!

Diese üble Erfahrung schreckte aber Lullys Kollegen nicht ab. Seine Dirigierkunst, die er auf die aus allen Himmelsgegenden herbeiströmenden Schüler übertrug, pflanzte sich von Paris auf die Nachbarländer fort. Auch nach Deutschland, das in Hamburg die erste deutsche Opernbühne besaß, drang der Ruhm und die Praxis des erfolgreichen Dirigenten. Gerade in Hamburg hat ein Schüler Lullys die arg zerfahrenen Opernzustände wesentlich gebessert und aufgefrischt. Von Heinrich Kusser kann der Kunstbiograph der Zeit, Mattheson, nicht genug des Lobes künden in Betreff seiner Dirigententätigkeit und -tüchtigkeit.

So hatte der Taktstock seine Herrschaft angetreten, seinen Zauber auf die Welt der Harmonien ausgeübt und sich zum machtvollen Diktator aller ausübenden Kunstfaktoren aufgeworfen. Freilich rang der Violinbogen mit dem Meterstab noch lange Zeit um die Vorherrschaft, die bald diesem, bald jenem in buntem Wechsel zufiel. Erst die Verkleinerung des Maßes und die damit erreichte bequeme und geräuschlose Handhabung sollte den Kampf zu Gunsten des Taktstocks endgültig entscheiden. In Dresden soll Karl Maria von Weber, in Leipzig Mendelssohn diese Taktgebung zuerst endgültig angenommen haben.

Und nun galt es, diesen Vorbildern nachzueifern. In dem Orchester des Operntheaters, auf dem Chor der Kirche — überall erschien der Dirigent bewaffnet mit diesem Symbol seiner Macht, dem kleinen Stock, dessen Wundereinfluß wir die höchsten Meisterleistungen der Orchesterkunst verdanken. Weber und Mendelssohn, die hervorragenden Komponisten-Dirigenten, haben die Tätigkeit des Kapellmeisters vertieft und bedeutsamer gemacht. Doch wurde ihr Beispiel nicht allgemein verstanden und richtig eingeschätzt. Den praktischen Erfolg ihrer guten Absichten sollte erst ein anderer Meister, auf dem Gebiete der reproduzierenden Kunst ein machtvoller Bahnbrecher, erzwingen — Liszt. Er hat dem Dirigenten neue Rechte und neue Pflichten erkämpft und damit seiner Stellung im Kunststaate ganz neuen Inhalt verliehen.

Auf welche geringe Summe von kleinen Zeichen und Winken ist der Dirigent beschränkt! Und wie ist er befähigt, sie in ökonomischer Benutzung zweckentsprechend und zweckerfüllend zu verwerten! Freilich gibt es kein Alphabet einer universalen Dirigierkunst. Jeder einzelne Künstler verfügt da über ein eigenes kleines Lexikon der Hand- und Augensprache und muß in innigem Zusammenhalt mit seinem Heer der Spieler und Sänger dieser seiner Sprache Ausdruck verleihen. Nur durch ein langes Zusammenarbeiten, ein freudiges Eingehen und Nachfolgen ist es den beiden Parteien, dem Führer und seinem musikalischen Gefolge, möglich, wirklich all die verabredeten Absichten zu erreichen. Ein Gastdirigent hat deshalb stets gegenüber dem gewohnten Leiter den Nachteil, daß seine Zeichen häufig unklar erfaßt, oft geradezu mißverstanden und falsch gedeutet werden. Dieselbe kurze Handbewegung, dasselbe Winken mit dem Auge ändert den Wert seines Einflusses mit der Persönlichkeit, von der es ausgeht. Ein Dirigent, der mit besonders lebhaftem Temperament agiert, wird ein gewünschtes, breit aufstei-



Modernes Orchester.
(Berliner Philharmonisches Orchester.)

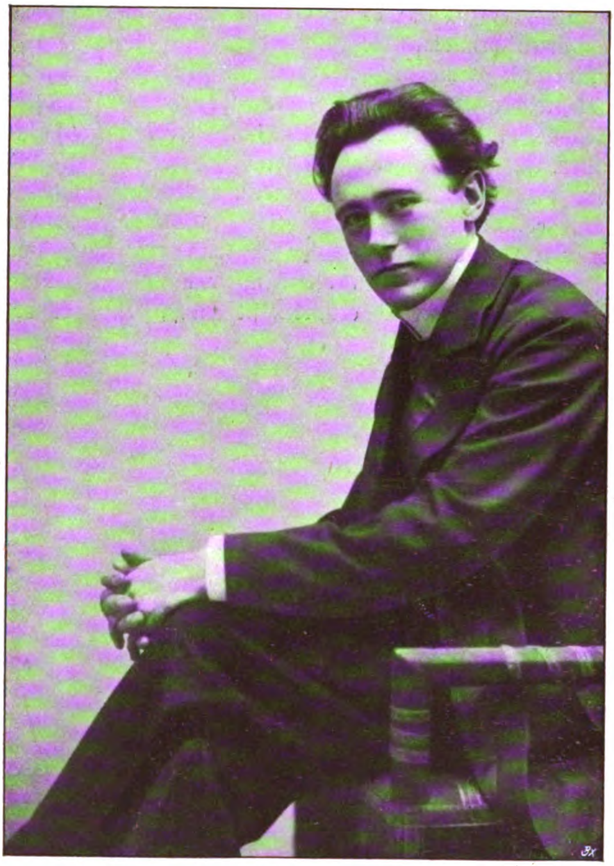
Zu Kleefeld: Aus dem Reiche des Taktstocks.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

gendes Crescendo viel drastischer andeuten als ein gemessener, ruhig und zurückhaltend sich gebender Taktschläger.

Taktschläger — das Wort ist seit Liszt beinahe anrüchig geworden. Es gab eine Zeit, da sich die Orchestervorstände damit begnügten, möglichst umständlich, möglichst weitläufig und möglichst wichtigtuerisch das Zeitmaß mit dem Taktstock „vorzuhacken", da die Dirigenten es als höchstes Ziel ihrer Fähigkeit betrachteten, in strammer, gleichmäßiger Haltung ein Tonstück rhythmisch „herunterzuhauen". Sie nahmen den Ausführenden jegliche Freiheit der Nuancierung, sich selbst jede Gelegenheit individueller selbständiger Auffassung. Ihre Aufgabe galt erfüllt, wenn sie die Orchestermasse in einheitlicher Präzision mit militärischer Uhrpünktlichkeit durch die Metronomzeit hindurchgezwängt hatten. Dies Gebaren war natürlich nur möglich zur Zeit einer öden Kunstperiode, zur Zeit der allgemeinen musikalischen Verflachung und Veräußerlichung, als die Nachromantiker und Nachklassiker sich ganz in Form und Schablone verloren, in strenger Nachäffung der gegebenen Stilarten ohne eigene Denk- und Fühlweise Sinfonien, Ouvertüren, Opern auftürmten, die im lärmenden Getöse jede selbständige Regung erstickten. In dieser quantitativ sehr fruchtbaren Periode brauchte man Kapellmeister, die hinter den Stücken nichts weiter suchten als Töne und Accorde, die in selbstverständlicher Monotonie klanglich gewissenhaft und rhythmisch zuverlässig musikalische Gewaltakte vollführten.

Da kamen Wagner, der Ich-Musiker, der Genius der musikalischen Neuschöpfung, und sein grandioser Adjutant, der die in intimer Selbstprüfung gewonnenen Resultate in äußere Klangtat umsetzte: Liszt. Und aufflammte der Krieg gegen die unheilschwangere Konvenienz, gegen die Kunst der Gedankenlosigkeit und ihre dirigierenden Tröpfe. Wie Keulenschläge sausten die Apostrophierungen Liszts auf die lieben Gewohnheitskollegen vom Taktstock hernieder. Kühn und selbstherrlich sprach er das Wort aus von den Taktwindmühlen, den Kapellmeistern, die



Felix Weingartner (Berlin).

mit ihren Windmühlenarmen sich vor Muskelanstrengung in Schweiß arbeiteten, um als einziges Resultat ihres Strebens die abgemessene Taktvorschrift zu erfüllen.

Wagners Kunst brauchte andere Interpreten. Diese Kunst der höchsten Sensibilität, der Tondeutung und Tonbedeutung, diese Kunst der Klangsymbole brauchte kongeniale Verwirklicher und konnte sich kaum einen kongenialeren wünschen als Liszt, den Freund und Gesinnungsgenossen, den hingebenden Jünger und Schüler der Wagner-

schen Lehre. Und Liszt zauberte aus den Bewegungen des Taktstocks mit einem Schlag eine neue Ideenwelt. Er legte nicht mehr das Hauptgewicht auf das äußerlich stramme Zusammengehen, auf das Takthalten seiner Musiker — das machte er zur Grundvorbedingung ihrer allgemeinen Mitwirkung, wie man es von einem sachgemäß vorgebildeten Spieler und Sänger verlangen könne —, er zog aus dieser ganz selbstverständlichen Grundlage die Farben der Phrasierung, die Laute der ausdrucksvollen, gedankenreichen Tonsprache hervor. Er erklärte es als eigentliche Aufgabe des Dirigenten, Ausdruck, Gedanken zu verwirklichen, über die harmlose taktliche Unterlage des Klanggebildes hinaus den Geist, den Inhalt der Werke in der Taktstockspitze zu konzentrieren. Freilich konnten die Musiker anfangs nicht mit, freilich erklärten sie zuerst, daß diese Dirigierart sie mehr verwirre als belehre, daß sie über der freien Gestaltungsart den Grundrhythmus verlören — aber Liszt ließ sich nicht beirren. Trotz all der Angriffe und Schmähungen, wie sie jeder eingreifende Neuerer über sich ergehen lassen muß, trotz der Anklagen von Dirigentenunfähigkeit und Dirigentenunverstand schritt er auf dem begonnenen Pfad weiter und gab so die Richtung für eine neue große Kunst des Taktstocks, für die Tätigkeit des modernen Meisterdirigenten.

Wagner mit seiner neuen tonlichen Welt, Liszt mit seiner Umwälzung der Kapellmeisterstrategie sind die Väter der heutigen Dirigierkunst. Sie bedeutet nicht mehr Taktschlagen, mechanisches Zeitmessen, sondern Musikgeist verkünden, individuelle Auffassung um sich breiten. Und so steht heute der Dirigent in voller geistiger Verantwortung auf seinem erhabenen Posten, ein Vollkünstler und ein ganzer Mann zugleich, dessen Wirken neben musikalischer Unfehlbarkeit höchste Energie und Schlagfertigkeit erheischt. Und nicht nur die Schlagfertigkeit des Taktstocks, dessen Viertel- und Achtelbewegung die Erfahrung zweier Unterrichtsstunden bildet, die Schlagfertigkeit des Geistes ist notwendig, um das Tonschiff sicher durch all die Klippen und Stürme des Augenblicks hindurchzulotsen.



Arthur Nikisch (Berlin).

Freilich darf man das Technische der Direktionskunst nicht ganz übersehen. Wenn auch naturgemäß das eigentlich Bedeutsame sich in der Auffassung eines Tonstückes kristallisiert, die in den Proben den Musikern in umfassender Weise von dem Lehrmeister veranschaulicht wird, so ergeben sich doch noch manche nicht unwesentliche Einflüsse auf das tatsächliche Erklingen, die tatsächliche Erscheinung des Werkes im Moment der Darstellung selbst, in der Art

und Weise der Taktstockführung, die der Kapellmeister walten läßt. Die Anschauungen gehen da oft weit auseinander. Ein Dirigent gibt in peinlicher Gewissenhaftigkeit allen Instrumenten die Zeichen des Einsatzes und der wechselnden Phrasierung, ein anderer beschränkt sich dabei auf das äußerste Maß des Notwendigen. Bei einer als schwer ausführbar bekannten Stelle irgend eines Soloinstruments weiß dieser durch scharfes, eindringliches Fixieren den Spieler zur machtvollsten Anspannung seiner Kräfte zu befeuern, jener wieder gerade durch vollkommenes Sichselbstüberlassen — indem er in diesem Augenblick sich scheinbar mit ganz anderen Spielern beschäftigt — dem betreffenden Ausführenden größere Ruhe und Sicherheit zu geben.



Gustav Mahler (Wien).

Das sind alles individuelle Eigentümlichkeiten, die immer ihre Berechtigung haben, wenn sie zu dem gewünschten Ziele führen. Freilich gibt es gewisse Grenzen dieser äußeren Taktstockinterpretation. Bis zu einem gewissen Grade muß auch das Auge die Absicht des Dirigenten und damit seine Auffassung des interpretierten Werkes verstehen können. Der Eingeweihte besonders wird nicht leicht die Bewegung der Hand aus den Augen verlieren und durch Verbindung der hörbaren mit der sichtbaren Darstellung die Innigkeit der Auffassung steigern. Wie unangenehm muß es da berühren, wenn manche Dirigenten beinahe geradezu gegensätzliche Körperbewegungen zur Art ihrer inneren Auffassung bekunden! Widerspruchsvoll wirkt es, einen Dirigenten bei dem stürmischsten Finalallegro in elegant nachlässigen, schläfrigen Handwellenbewegungen zu sehen! Selbst die Einhaltung der üblichen Taktgepflogenheiten, der Konvention des Taktschlagens muß in gewissem Sinne gefordert werden. Wenn ein Dirigent von der Bedeutung Nikischs in dem Scherzo der Neunten Sinfonie statt der gleichartigen Ganztaktschläge abwechselnd auf und nieder taktiert, so verwirrt er das Empfinden des Hörers, der leicht in Zweifel gerät, ob er einen Dreiviertel- oder Sechsvierteltakt vor sich hat, und somit in dem ganzen Charakter des Tonstückes unsicher werden kann. Gewiß entscheidet diese Äußerlichkeit nicht in erster Reihe den Wert oder Unwert der Darstellung; direkte Widersinnigkeiten dieser und ähnlicher Art sollte der Dirigent aber, wenn nicht ein ganz besonderer Anlaß dazu vorliegt, doch möglichst zu vermeiden suchen. Und ob es, wenn nicht auf die große Masse der Hörer, die ja dem Mechanismus der Taktgeheimnisse ziemlich fern steht, so doch auf die große Masse der ausführenden Künstler von gewissem ungünstigem Einfluß ist,

möchte ich nicht so leichten Herzens in Abrede stellen.

Zu derselben Kategorie der etwas affektierten Taktstock-Nonchalance gehört es, wenn ein Dirigent bei breiterem Tempo nur die schweren Taktteile markiert, in mäßig bewegtem Dreiviertel etwa nur die ersten Viertel schlägt und die Verteilung der übrigen Glieder dem Spieler preisgibt: solche Eigenarten, um nicht zu sagen Unarten, prägen sich unleugbar auch in der allzu freien Rhythmik der Darstellung aus. Namentlich müssen die klassischen Werke, die auf einen recht kernigen, festen Rhythmus aufgebaut sind, dadurch gewisse Unklarheiten der taktlichen Linienführung erhalten, die sie leicht des ureigensten Charakters entkleiden. So läßt sich der Einwand des unklaren Seh-Musizierens nicht mit der Erwiderung beseitigen, es komme nur auf das tatsächliche Resultat, nicht auf die Mittel zu dessen Erreichung an, denn auch das tatsächliche Resultat wird unter der äußeren Einwirkung stets ein wenig beeinflußt.



Hermann Zumpe (München).

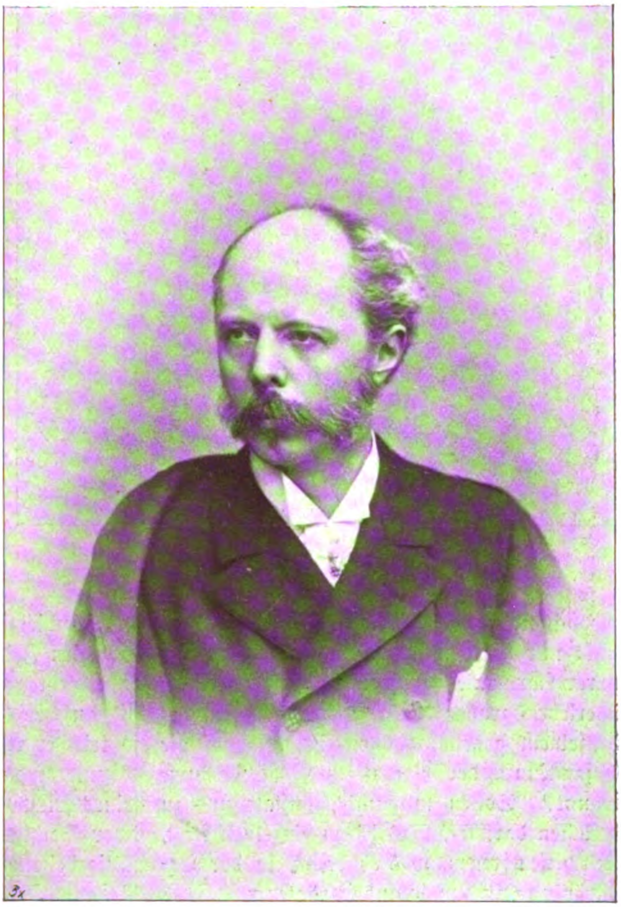
Eine wichtige Frage ist die kritische Stellung des Dirigenten zu dem interpretierten Werk. Soll er in fest abgegrenztem musikalischem Glaubensbekenntnis nur die Werke seiner Überzeugung wie ein Evangelium künden oder soll er ohne eigene Kritik immer nur aus den Werken aller Zeiten und aller Welten heraus in des jeweiligen Autors Meinung zu uns reden? Soll er in strengster Objektivität die Schätze der Weltliteratur beherrschen oder als selbstherrlicher Individualist nur immer den Tenor seiner politischen Musiküberzeugung kundgeben? Soll er den Internationalismus der Welttonkunst lehren oder nach sozialen Heimatsgesetzen die vaterländischen Schöpfungen schutzzöllnerisch befestigen? Wieviel Fragen dieser und ähnlicher Art drängen nicht zur Entscheidung, wenn sie so kurz entschieden werden, wenn sie überhaupt je zu endgültiger Lösung geführt werden könnten! Hier in dem Königreich der Töne kann wie in der Welt draußen eine theoretisch grundsätzliche Entscheidung als einziggültige Richtschnur unmöglich den Nutzen bringen, den man erwartet. Es läßt sich über alle diese Fragen nur von Fall zu Fall urteilen, es läßt sich bei jedem Einzelgeschehnis eine gute und schlimme Schlußfolgerung ziehen, je nach der Art, je nach dem Grad der speziellen Äußerung.

Darum keine Prinzipienreiterei, darum keine Verherrlichung einer einzelnen Auffassung auf Kosten aller übrigen ehrlichen und wohlgemeinten Bestrebungen! In unserer Zeit des Spezialistentums, wo jede Wissenschaft, jeder praktische Beruf im Far-

benspiel zahlloser Einzelnuancen geübt und zum Erfolge, zum Siege geführt wird, kann man auch einer Kunst, die gerade im höchsten Maße dem persönlichen Empfinden, dem Einzelgefühle Nahrung bietet, nicht gewaltsam die Tore verschließen, die ihre geheimnisvoll verschlungenen Pfade zur Außenwelt leiten. Die höchste Blüte des neuzeitlichen Geistesfrühlings der Töne müßte der Meister vertreten, der als Allumspannender sämtliche Untergliederungen in sich aufgenommen, der als Höchstspezialist von einem Mittelpunkt aus sämtliche Einzelgebiete beherrschen gelernt hätte. Wenn die allzu starke Spannung der Gegensätze solch ein Vermögen überhaupt noch zuließe! Seien wir also nicht Utopisten, bleiben wir in der Welt der Wirklichkeit und schauen wir uns um, was sie an echter großer Orchesterkunst heute bietet. —

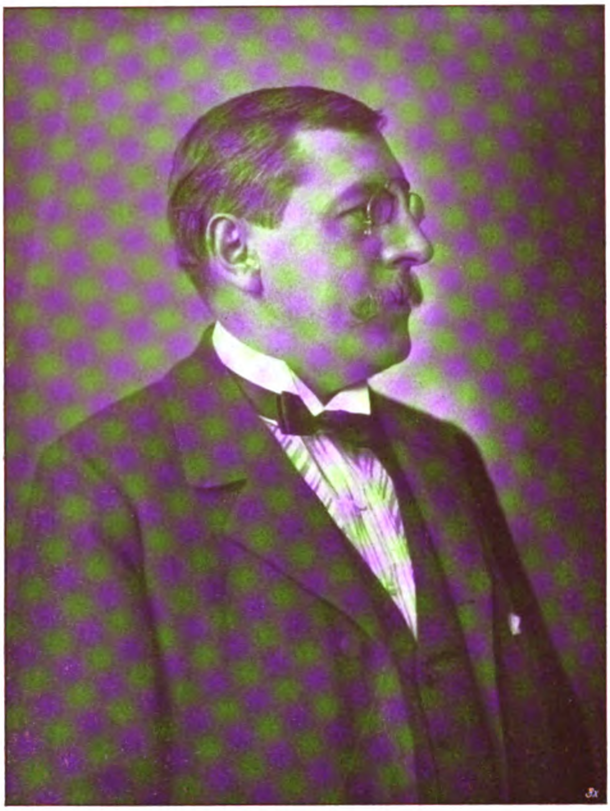
In der Fülle der Leistungen und der Bedeutsamkeit der Erscheinungen steht Berlin unstreitig an der Spitze der deutschen Tonkultur. Oper und Konzert haben einen Grad der Entfaltung erlangt, der von keiner Stadt übertroffen, ja nur erreicht wird. Mit dem allgemein wirtschaftlichen Aufschwung ging der künstlerische Hand in Hand; denn nur in einem wirtschaftlich gehobenen, in den äußeren Lebensfragen sichergestellten Gemeinwesen kann der Geist die Muße und Sammlung gewinnen, die zum ernsteren Genuß eines musikalischen Kunstwerkes gehört. Bisher schritten Paris und Wien an der Spitze der Nationen. In dem Seine-Babel hat die Leier sich in den Thyrsosstab verkehrt, die Herrschaft Apolls hat Bacchus angetreten. In Wien ist das diktatorische Machtwort der klassischen Meister verhallt, die gemütliche Volkskunst eines Strauß, Suppé, Millöcker hat dem Schauplatz ein verändertes Gepräge gegeben. So ist Berlin die Erbin beider Geisteszentren geworden.

Der Lage der Dinge entsprechend, erhalten die Darbietungen ihre Physiognomie durch die verantwortlichen Leiter, die Dirigenten, die Meister des Taktstocks. Dr. Karl Muck, Professor Arthur Nikisch, Richard Strauß



Ernst von Schuch (Dresden).

und Felix Weingartner stehen hier einander gegenüber. Wieviel Gegensätzlichkeit, wieviel Verschiedenartigkeit der Taktstockbetätigung macht sich in den vier Namen geltend! Sollen wir die Gegensätze zu Motiven der Feindschaft entwickeln, sollen wir die Vorzüge des einen zu Anklagen gegen den anderen erheben? Wie töricht und undankbar dies Unterfangen! Sollten wir nicht lieber dem Himmel danken, daß er uns vier so kernige Eigenartsgestalten nebeneinander gefügt hat,



Felix Mottl (Karlsruhe).

ten. Welch schönes, eigenartiges Amt! Wenn oben und unten die musikalischen Parteien streiten, in Haß und Liebe miteinander wetteifern, da sitzt still verborgen auf seinem geweihten Thron der Sittenwächter der Töne, der streng und mit feierlichem Ernst jede einzelne Klangbewegung mustert, der mit Auge und Hand seine Ermahnungen erteilt, wenn einer auf dem Pfade der künstlerischen Tugend zu straucheln droht, der liebevoll richtet und wohlwollend hilft, wenn es gilt, die Kunstehre zu verteidigen. Muck und Strauß — zwei große Leuchten von ganz entgegengesetzter Färbung: jener der Verfechter absoluter Objektivität, dieser der Vertreter eigenster Subjektivität, jener ein Meister der musikalischen Synthese, dieser ein Streiter der analytischen Interpretation. Wenn Muck in der Abgeschlossenheit des Studierzimmers die Partitur bis in ihre innersten Feinheiten durchgekostet, das Werk in seinem reichen Netz der Einzelheiten sich bis auf den letzten Rest vertraut gemacht hat, so tritt er ruhig und sicher an das Dirigentenpult und entwickelt uns die Bekenntnisse seines Dichters mit festen Strichen, in objektiver Sachlichkeit, alles Nebensächliche sorgfältig beiseite drängend, das den Blick für die Gesamtauffassung des Hörers trüben könnte. Er gibt jedem Einzelwerk nur so viel Daseinsberechtigung, als es für die gewollte Gesamtwirkung des Ganzen braucht, drängt die Einzelstimmen auf ihr im Verhältnis zum Hauptgedanken äußerst zu beschränkendes Maß zurück. Muck, der wie ein Schlachtenlenker seine Augen überall und überall zu gleicher Zeit hat, weiß so geschickt im rechten Augenblick dem Sänger ein klein wenig willfährig zu sein. Er läßt sich nicht von ihm tyrannisieren, o nein, aber wo ein kleiner rhythmischer Posten verloren, da rechnet er nicht dem Sünder mit kaltblütiger Ge-

die sich streng voneinander abheben, die sich nicht nur scheiden, sondern auch in wunderbarer Harmonie ergänzen und die zu einem überlebensgroßen Bilde zusammenfließen, das in seinem geheimnisvollen Organismus die Gesamtkunst der Zeiten und Völker umspannt? Sollen wir nicht, anstatt uns zu beklagen darüber, was jedem einzelnen fehlt, uns dessen freuen, was er besitzt, in der Beschränkung in um so ausgeprägterer Fassung besitzt?

Hie Oper, hie Konzert. Es ist verständlich, daß die großen unabhängigen Tonreiche schon gewisse Gegensätze zeitigen, wenngleich ihre Führer sich mit viel Glück in beiden Gebieten versuchen. Strauß und Muck steigen oft aus dem Theaterorchester auf das Konzertpodium, um mit demselben eindrucksvollen Gelingen die Literatur der sinfonischen Kunst zu verkünden. Ihr Stammsitz aber bleibt da unten im Orchestergewölbe, wo sie, den Blicken der Außenwelt entzogen, in strenger Geistesarbeit ihres Amtes wal-

wissenhaftigkeit sein Versehen nach, sondern dirigiert die „blinde“ Note gewandt in Grund und Boden. Er leistet dem Sänger und dem Werke selbst dadurch den größten Dienst. In den Proben weicht Muck keinen Finger breit von der Linie der äußersten Genauigkeit ab, er teilt den Mitwirkenden klipp und klar seine Meinung mit, die alle willig und freudig in sich aufnehmen. Sie halten besonders fest zu ihm, da sie wissen, daß der gewiegte Diplomat sie auch in Fällen vorübergehender Gefahr nicht verläßt und für seine Leute und das Werk bereit ist, selbst ein kleines Gewissensopfer darzubringen.

Und dann Richard Strauß. Ihm ist das Dirigieren eine Religion, ein Glaubensbekenntnis, dessen Überzeugung sich unweigerlich eng an den Buchstaben des Tongesetzes festhält. Der innige Zusammenhalt mit der Partitur, der innige Zusammenhalt mit den ausführenden Künstlern — das ist die Doppelaufgabe des Dirigenten. Die Partitur stellt gleichsam die Idealform des interpretierten Werkes dar, die in Wirklichkeit immer nur bis zu einem gewissen Grade annähernd erreicht werden kann. Der Kapellmeister muß das Mittel finden, dessen Ausführbarkeit er für möglich hält. Es ist klar, daß er dabei bald nach der einen, bald nach der anderen Seite etwas nachgeben muß, daß er bald hier, bald da Zugeständnisse macht. Aber das Ideal kommt Strauß bei der Darstellung nie aus dem Sinn; bei Wagnerschöpfungen haften Auge und Geist am Bilde der Partitur, sie können sich nicht genugtun, sie können nicht ablassen, jede Sekunde den strengen Zusammenhalt mit dem Ideal zu erneuern. Strauß weiß als der bedeutendste unter den zeitgenössischen Tonschöpfern am besten, wie bitter es ein Komponist empfinden muß, wenn man aus Rücksicht auf die Sänger dies oder jenes nachsieht. Er hat sein Streben auf die Erfüllung sämtlicher Einzelheiten gerichtet, auf die Verwirklichung der reinen Urgestalt, die dem Dichter vorgeschwebt hat, und ist unermüdlich im Suchen und Finden subjektiver Neuausdrucksformen, die die künstlerischen Absichten des Autors durch das Spektrum des persönlichen Versenkens hindurchführen. Man muß es ihm hoch anrechnen, daß er bei der ausgesprochen fortschrittlichen Richtung seiner eigenen Kunst sich mit so heiligem Konservativismus in die Werke aller Zeiten und aller Stilarten versenkt. Hier schlägt ein volles, edel denkendes und edel strebendes Künstlerherz.

Eine ganz eigenartige Stellung in unserem heutigen Musikleben hat sich der Kapellmeister des Konzertsaales errungen. Während der Opernkapellmeister in stiller Verbor-



Fritz Steinbach (Meiningen).

genheit gleichsam als musikalischer Souffleur die Gestalten der Bühne stützt und leitet, wagt sich der Konzertdirigent selbst ans Licht der Rampen, setzt sich gewissermaßen selbst in Scene. In der guten alten Zeit, wo der Kapellmeister nicht viel mehr galt als ein notwendiges Übel, gab es keine Trennung zwischen Oper- und Konzertdiri-



Karl Gille (Hamburg).

genten; das ist eine Errungenschaft unserer Tage. Nicht als ob die betreffenden Musiker direkt für Bühne oder Konzertsaal geboren würden. O nein, die meisten haben die verschiedenen Wandlungen ihrer Tätigkeit gekostet, um schließlich nach einer Richtung hin ihr Bestes zu geben. Unsere zwei bedeutendsten Berliner Konzertdirigenten haben sich lange Jahre auf dem Felde der Oper erprobt und bewährt. Mag man es als glücklichen Zufall der Verhältnisse oder als Zug des Herzens deuten — sie haben gerade durch den späten Wechsel ihrer Betätigung die Erkenntnis bekräftigt, daß sich im hellflutenden Glanze des Konzertsaales erst ihr ureigenster, innerster Beruf erfüllte. Felix Weingartner hat in seiner frisch zupackenden, frohgemuten Art des Musizierens manches knorrige Opernwerk zu gutem Ende geführt; aber er hat in diesem Zweige seiner Leistungen ebenbürtige, ja überlegene Nebenbuhler. Wenn er die „Meistersinger", dieses Evangelium der modernen Musiker, in knapp dreieinhalb Stunden etwas überfröhlich herunterdirigierte, so hatte man nicht die Empfindung, daß der reiche Goldgehalt restlos gehoben sei — anders im Konzertsaal. Seine Beethoveninterpretationen wirken hier wie Offenbarungen, wie musikalische Wunder, denen der Wunsch des Zuhörers sich willenlos beugt. Die blühende Frische seiner Empfindung, das Temperament seiner siegesgewissen Auffassung übertragen sich gleichermaßen auf die Spieler wie auf die Hörer und vereinen beide Parteien zu einer höheren Einheit der Genießer. Selbst da, wo man nicht derselben Meinung ist, wird man mit wahrem, aufrichtigem Interesse seiner Auffassung entgegenkommen — solange es sich um die Klassik und ihre erlauchten Vertreter handelt. Wenn Weingartner aber in die Brahmsschen Sinfonien, in die Brucknerschen Orchesterwerke mit so frisch-fröhlichem Draufgängertum hineinstürmt, so mißversteht er sehr häufig den Willen der Komponisten und die Absichten ihrer recht spekulativ angelegten Werke. Für diese intuitive Denkweise hat Weingartner nicht die ruhige, in sich gekehrte Sammlung, die analytische Methode, die sie verlangt. Bei den Neuromantikern und Modernen tritt er die Autoritätsmacht an seinen Berliner Kollegen Arthur Nikisch ab. Nikisch, der schwermütige Denker, der mit grübelndem Ver-

stande Herz und Nieren prüft, der die von ihm vorgeführten Werke als sachverständiger Harmonienarzt seziert und neugestaltet, ist so recht der Vertreter der Modernen, die die Ich-Empfindung als einzig gültige Norm auf den Thron erheben. Ein neuer Tschaikowsky, von Nikisch gemalt, ist allemal ein Fest, ein neuer Richard Strauß, von Nikisch doziert, bedeutet immer eine Erweiterung unseres Wissens. Und man weiß oft nicht, soll man den Autor mehr bewundern, der der Tonkunst solche Rätsel aufgibt, oder seinen Kommentator, der diese in einer so scharfen, eigenartigen Weise zu lösen versteht. Bei Beethoven freilich ist diese Auffassung nicht zulässig. Es kränkt und beleidigt uns, die kühn und hoheitsvoll geschwungene Linie eines Adagios so verzerrt zu sehen, den kernigen Fluß eines Scherzos gekünstelt und geschraubt zu hören. Hier wollen wir weniger Nikisch und mehr Beethoven genießen. Auch Haydn, Mozart, Bach werden meist zu sehr mit modernen Empfindungen gewürzt.

Für die Interpretation unserer zeitgenössischen Werke genügt ja nicht mehr die rein musikalische Beherrschung von Mittel und Ausdruck, es werden auch gewaltige Anforderungen an die allgemeine Auffassung, an das allgemeine Verständnis rein intellektueller Probleme gestellt. Unsere jüngsten Romantiker wollen mit musikalischen Mitteln nicht nur musizieren, sie wollen malen, dichten, philosophieren. Und der Dirigent ist gezwungen, ihnen auf diesen verschlungenen Pfaden programmatischer Musik zu folgen. Freilich stoßen nicht alle hervorragenden Orchesterführer in das Horn dieser Tonphilosophen, manche schließen mit Wagner ihr Glaubensbekenntnis ab und verstopfen ihr Ohr den kühnen und waghalsigen „Offenbarungen" der Neuerer. Man muß nicht unbedingt ein Musikphilister sein, wenn man diesen oft auf recht schwachen Füßen stehenden Versuchen zuweilen skeptisch entgegenkommt. Das beweist schon Hans Richter, der langjährige Wiener Hofkapellmeister, der nun von seinem ihm ursprünglich nebengeordneten Kollegen Mahler überholt worden ist. Einst stieg er schnell auf der Stufen-



Albert Gorter (Leipzig).

leiter der musikalischen Direktion empor; über Brüssel, Ofen-Pest, Bayreuth kam er an die Wiener Hofoper, die sein gesundes, ungekünsteltes Musizieren mit vollem Verständnis würdigte und fünfundzwanzig Jahre lang begeistert aufnahm. Durch die Wahl des, wie Richter wohl selber fühlen mochte, weit genialeren Mahler zum Operndirektor sah er sich veranlaßt, die Stellung aufzugeben und nach England überzusiedeln, wo man ihn mit offenen Armen empfing. Man wird jedoch die Ursache für diese Trennung

der beiden Meister weniger in der äußeren Rivalität als in der Gegensätzlichkeit ihrer künstlerischen Charaktere zu suchen haben.

Gustav Mahler ist einer der Jüngsten unter den Jungen. Das beweisen, wenn wir es sonst noch nicht wüßten, schon seine kompositorischen Arbeiten. Seine Sinfonien und Gesangswerke zeigen uns, daß sich ihr Autor nicht mit den rein tonlichen Wirkungen seiner Kunst begnügt, daß er ein fest abgegrenztes Programm durch Klang und Rhythmus dem Hörer veranschaulichen will. Diese musikalische Denkmethode macht sich auch in seinem Dirigieren fühlbar. Mahler begnügt sich nicht damit, den tonlichen Gehalt eines Werkes zu erschöpfen, er ergründet das in den Harmonien schlummernde Prinzip, er will die ganze Persönlichkeit des musikalischen Schöpfers in seinen Klängen unserem Geiste hervorzaubern. Dabei besitzt er die außerordentliche Begabung, uns den Werdegang seines Vorgehens völlig vergessen zu machen, sein Temperament befähigt ihn, uns trotz dieser doktrinären Anschauungsweise auch innerlich im Herzen zu packen und mit fortzureißen. In dieser geschickten Kombination von Fühlen und Denken, in diesem diplomatischen Kompromiß zwischen Rücksichtslosigkeit und Verständnis gegenüber den Bedürfnissen des Publikums ist er gewiß die geeignete Persönlichkeit für den verantwortlichen Posten eines Direktors der Wiener Hofoper, den er mit vierzig Jahren bereits erobert hat. Wenn auf einen unserer Taktmeister, so paßt auf Mahler der hohe, umfassende Ehrentitel: genial. Genial ist die seltene individualistische Auffassung, die uns die bekanntesten Werke in ganz neuem Lichte zeigt, genial ist die triumphsichere, niederzwingende Art der Verwirklichung dieser Auffassung, die in den zeichnerischen Charakterstudien der Stabbewegungen seine große Gemeinde allzeit zu glaubensstarken, glaubensfrohen, begeisterten Anhängern erzieht. Mahler ist unerreicht.



Arno Kleffel (Köln).

Ein Geistesverwandter ist Hermann Zumpe. Mit zwanzig Jahren entfloh er dem für ihn trocknen Schulmeisterberuf, kam unter großen Entbehrungen zu seiner geliebten Kunst, 1873 als Adjutant Wagners nach Bayreuth. Dann jagten ihn das Schicksal und sein unsteter Geist durch alle Gaue des engeren und weiteren Vaterlandes, stets griff er nach wenigen Jahren aufs neue zum Wanderstab. In Schwerin hat er sich besonders um die Einführung unseres hochbegabten Jungdeutschen Max Schillings verdient gemacht, dessen Münchener Freunde Zumpe das höchste Vertrauen bewiesen, als sie seine Berufung zu dem ersten Musikleiter der dortigen Hofbühne durchsetzten. Ein weites dankbares Feld harrt in München seiner Bestellung;



Leo Blech (Prag).

die weitgehenden Vollmachten bringen weitgehende Verantwortung. Aber Zumpe ist der Mensch und Künstler, solche hochgesteckten Ziele zu den seinigen zu machen. Er ist ein Musiker von außergewöhnlichen Anlagen, die Musikalizität ist ihm Endziel. Mag die Bühne, das Operistische noch so tyrannisch sich vordrängen, Zumpe weiß in jedem Werk die tief verborgene Musik zu wecken und zu lösen — wenn sie überhaupt darin schlummert. Er hebt durch diese eigene Art seiner Übermittelung den Hörer mit dem Spieler empor und veredelt oft mit der Anschauung der Darsteller selbst die künstlerischen Absichten des Autors. Durch diese Verdienste hat Zumpe gerade eine führende Rolle in dem nach neuen Idealen ringenden musikalischen Nachwuchs Deutschlands erhalten, und daß er diese hehre Rolle, diese ihm wie ein Heiligtum von den Zeitgenossen überantwortete Mission allzeit würdig vertreten wird, dafür bürgen die Hoheit und Größe seines Kunstvermögens.

Als Protektor und Mentor eines zeitgenössischen Tondichters machte auch Ernst von Schuch von sich reden. Bungert heißt sein Schützling. Freilich sind die Urteile über diese Tat recht verschiedenartig, je nach der Stellung, die die betreffenden Richter dem Siebentagewerkskomponisten gegenüber einnehmen. Es entzieht sich der Allgemeinheit jedoch die Abschätzung, wie weit die musikalische Parteirichtung Bungerts die seines Gönners und Förderers Schuch deckt. Die Direktionsweise Schuchs ist vornehm, musikalisch geschickt und äußerlich imponierend; tiefste seelische und geistige Affekte sind allerdings nicht herauszufühlen, es ist mehr ein Ausschreiten nach der Breite, nicht ein Versenken in die Tiefe des gebotenen Stoffes. Schuch hat hohe Ehren und Würden errungen, er ist seit neunundzwanzig Jahren erster Hofkapellmeister in Dresden, erhielt die Titel Geheimer Hofrat und Generalmusikdirektor und wurde 1897 sogar vom Kaiser von Österreich in den erblichen Adelsstand erhoben.

Zwei weitere Generalmusikdirektoren sind zu nennen, die für das Tonleben unserer Zeit von Bedeutung wurden: Felix Mottl und Fritz Steinbach. Ersterer ist vorwiegend Opern-, letzterer Konzertdirigent. Mottl bevorzugt neben den allgemeinen Pflichten seines Karlsruher Amtes, das ihm ja die Obhut aller gangbaren Werke überträgt, mit gewissem Nachdruck französische Meister. Für das Verständnis der Berliozschen Opern in Deutschland, des „Benvenuto Cellini“ und der zwei Abende umfassenden „Trojaner“ hat er viel getan und sich damit ein unbe-

strittenes Verdienst erworben. Seine Künstlerschaft wurzelt in der engeren Heimat Badens und der süddeutschen Nachbarschaft. Wiederholte Anträge nach Berlin, Wien und München schlug er auf Wunsch seines Fürsten aus, der ihn zum Zeichen seines Dankes mit besonderer Auszeichnung behandelt, ihm große Vollmachten und Freiheiten in der Tätigkeit zubilligt, die dem Wunsche und dem künstlerischen Bedürfnisse seines Berufes entsprechen. Die Art seiner Interpretation hat etwas ungeheuer Glänzendes, Blendendes; unbedeutendere, ja fragwürdige Episoden erhalten in solcher Beleuchtung oft eine ausdrucksvollere, wirksamere Physiognomie. Er ist ein Meister der Kleinmalerei.

Ein direktes Gegenbild bietet Fritz Steinbach. Da ist es der große Zug, der uns packt, das unverdorbene, durch keine Berechnung angekränkelte Drauflosmusizieren, das uns überzeugt und begeistert. Musik um ihrer selbst willen, Musik schlechthin will er uns bieten und weiß sie zu bieten wie wenig andere. Dem Beispiel Bülows, seines großen Amtsvorgängers, folgend, geht er mit seiner Meininger Hofkapelle — die er freilich bald verläßt, um einem ehrenvollen Rufe nach Köln zu entsprechen — oft auf die Wanderschaft, um im Kampf der Parteien und Meinungen sich und seine Künstler zu stählen. Mag man über seine Reproduktionen Beethovens, Schuberts und der Modernen geteilter Meinung sein, bei der Wiedergabe Bachscher und vor allem Brahmsscher Kunst herrscht nur eine Stimme der Anerkennung, der Bewunderung. Wir fühlen da, wie das Wort Bülows, halb im Scherz einst gesprochen, zwingende Bedeutung gewinnt: „Im Anfang war der Rhythmus!“ An Steinbachs Stelle wird der Komponist Wilhelm Berger treten, dem seine formschönen Liederkompositionen sowie größere Chor-, Orchester- und Instrumentalwerke den Ruf eines gediegenen und vornehmen Musikers verschafft haben.

Aber nicht nur an den Höfen, wo die Gunst der Fürstensonne die äußere Disposition der künstlerischen Wirksamkeit sichert, auch in den geistigen Mittelpunkten der Provinz haben sich musikalische Hochwachten gebildet, deren Schutz gewöhnlich von der Anregung eines hervorragenden Dirigenten ausgeht. Hamburg, Köln, Leipzig, Prag — sie reden ein ganz kräftiges Machtwort mit bei der Abschätzung der musikalischen Heere. In Hamburg leitet Karl Gille das Opernwesen. Er hat mit zwanzig Jahren bereits seine Kapellmeisterlaufbahn begonnen, machte eine Reihe kleinerer Engagements durch, bis er seit 1886 in Düsseldorf weitgehendere Beachtung fand. Von hier ging der Weg rasch aufwärts; Petersburg, Berlin, Schwerin sind die Etappen seiner Siegesbahn, Hamburg jetzt der Hafen seines Strebens. Das mecklenburgische Musikfest sah Gille als weitblickenden, umsichtig die Massen beherrschenden Festleiter, und ein Theaterweltmann von dem Schlage des Hofrats Pollini erkannte schnell die Leistungsfähigkeit des Kapellmeisters, den er sich beeilte für sein großes Hamburger Unternehmen zu sichern. So vereint Gille jetzt die Fäden des weitverzweigten Musiknetzes Hamburg-Altona in seiner Dirigentenfaust. Er ist ein Vollblutmusiker, ein Künstler, der in Tönen lebt, für den die Töne sinnlich abgeschlossene, akustische Phänomene, nicht Schriftzeichen einer spintisierenden Wissenschaft bedeuten. Durch glänzende Neuaufführungen, wie Massenets „Der Gaukler unserer lieben Frau“ und Berlioz' „Fausts Verdammnis“ in neuversuchter Bühneneinrichtung, hat er sich in der letzten Zeit immer wieder glänzende, allgemeine Anerkennung gesichert.

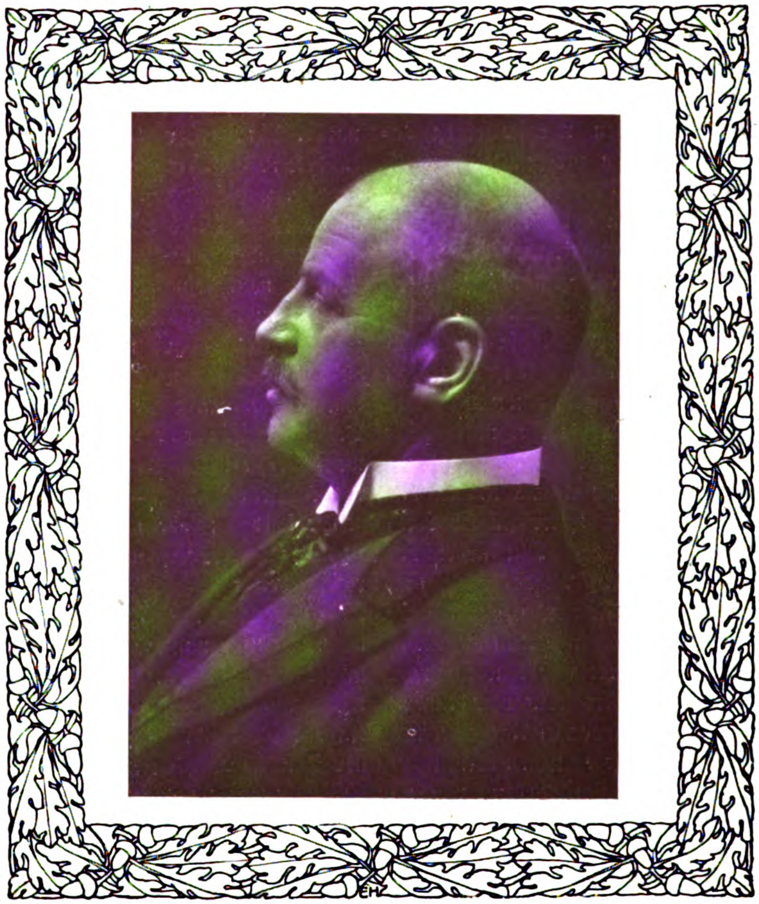
Ein schlagkräftiges Beispiel, wie die kompositorische Grundlage die Dirigentenarbeit fördert und begünstigt, bietet der Orchesterleiter des Leipziger Stadttheaters Albert Gorter. Er lenkte früh die Aufmerksamkeit auf seine schöpferischen Erfolge. Drei bedeutende Kompositionspreise sind ihm geworden, und einen besonders nachhaltigen Erfolg hat er mit seiner zweiten Oper „Der Schatz des Rhampsinit“ in Karlsruhe und Mannheim errungen. In Karlsruhe hat Gorter neben Mottl fünf Jahre gewirkt, nachdem er in Bayreuth als musikalischer Assistent sich gebildet hatte. Seit drei Jahren steht er in Leipzig an einem bevorzugten Platz, den er mit der ganzen Kraft seiner künstlerischen Persönlichkeit auszufüllen versteht.

Zu Köln am Rhein herrscht im Reiche der Oper Arno Kleffel. Von den Thüringer

Landen, wo zu Pößneck seine Wiege stand, fand er auf weiten Wanderpfaden über Berlin den Weg nach Köln und hat sich dort eine Stellung geschaffen, wie sie seinen Talenten zukommt. „Ein zartbesaitetes poetisches Gemüt, das bei dichterischen Eindrücken in klingende Vibration gerät", weiß er den Stilarten jeder Zeitepoche, der Modernen wie der Klassiker, in gleichem Maße gerecht zu werden. Die Verdienste um die Kölner Oper sind überaus wertvoll; die durchdringenden Erfolge der letztjährigen zahlreichen Neuaufführungen und =einstudierungen sind fast alle mit dem Namen Kleffel untrennbar verknüpft.

Wohl der jugendlichste unter den Taktstockgrößen ist der in Prag unter Angelo Neumann wirkende Leo Blech. Mit siebenundzwanzig Jahren auf dem Platze stehen, dem Persönlichkeiten wie Mahler, Muck, Schalk seine Bedeutung gaben, ist gewiß ehrenvoll, doppelt bewundernswert aber, wenn man weiß, daß der Künstler erst nach langen schwierigen Kämpfen einer vieljährigen Kaufmannstätigkeit sich der geliebten Musik zuwenden konnte. Nach fünfjähriger, von erstaunlichem Erfolg gekrönter Taktmeisterung am Stadttheater in Aachen folgte Blech dem Rufe nach Prag, wo er mit der Stellung des ersten Opernkapellmeisters die Leitung der philharmonischen Konzerte verbindet. Einmütig wurden dort bereits die ersten Proben seines Talentes von Publikum und Presse bejubelt; für Weber, für Mozart und natürlich in erster Reihe für Wagner bekundete er die überzeugende Interpretationssprache, und nachdem jetzt durch den Erfolg seiner Oper „Das war ich" auch die Kompositionsader so aussichtsreich hervorgetreten, braucht man kein großer Prophet zu sein, um diesem Kapellmeister Blech das musikalische Horoskop auf triumphsichere Zukunft zu stellen. Man muß sich den Namen merken, wenn man nicht in der Kenntnis der Taktstockwürdigsten zurückbleiben will. Wir werden ihn bald an erster, vielleicht allererster Stelle finden. —

So schließt sich ein hehrer weiter Kranz von Orchesterführern um die geweihten Denkmäler der deutschen Kunst. Tüchtige, bewährte Hüter des Harmonienschatzes, den unsere Meister von Bach bis Wagner hinterlassen, ernste, gereifte Männer der Tat und des Glaubens, denen das deutsche Volk vertrauensvoll die unvergleichliche Pracht seiner Tonliteratur überantworten kann. Nach langem schicksalsreichem Ringen hat sich die Macht des Taktstocks entfaltet zu großem, blühendem Gedeihen der musikalischen Kunst, zum Segen der unübersehbaren Schar von Verehrern, Kennern und Freunden der deutschen Tonwelt.



Nach einer Photographie von Rud. Dührkoop in Hamburg.

Alfred Lichtwark
und die Kunsterziehung

Von

Karl Noetzel

(Nachdruck ist untersagt.)

Auf die verschiedenartigste Weise hat man es im Laufe der letzten Jahrzehnte versucht, sich mit dem Problem einer künstlerischen Volkserziehung abzufinden. Vor mehr als einem halben Jahrhundert begann Ruskin. Er ließ abendlichen Arbeiterklassen von seinem genialen Freunde Rossetti Zeichenunterricht erteilen und legte jenes in seiner Art eigenartige, pädagogisch außerordentlich wertvolle Arbeitermuseum bei Glasgow an, wo er den Farben- und Formensinn an Mineralien, Pflanzen, Tieren und schließlich Landschaften zu entwickeln suchte. Wie Richard Muther mitteilt, wird das Museum aber fast nur von Ästheten und Kunstlehrern besucht. Den Proletariern, für die es bestimmt ist, fehlt bis jetzt noch jedes Verständnis. Ruskins großer Freund, der Malerprophet Watts, schuf wundervolle Allegorien für Armenfriedhöfe, Volksschulen, ja sogar Pferdebahnwartestellen. Überall, wo geschafft, gelernt und gelitten wird, soll

die Kunst trösten und aufwärts weisen. Watts wird sicherlich einmal in Zukunft eine große Wirkung ausüben. Einstweilen verstehen ihn nur wenige Schönheitsfreunde. Ein anderer aus Ruskins genialem Freundeskreise, William Morris, faßte die Sache praktischer an. Er rief eine Musterwerkstätte ins Leben für Tapeten, Bucheinbände, Rahmen, Lederwaren und eine Fülle anderer Kunstgewerbe und bildete damit sowohl vorzügliche Meister heran, als er auch das allgemeine künstlerische Bedürfnis ungemein erhöhte. Aber er war auch Geschäftsmann; seine Erzeugnisse konnten nur die oberen Zehntausend erschwingen. In ähnlichem Sinne wirkte der allzu früh verstorbene Walter Crane, der uns nebenbei auch noch mit seinen klassischen Bilderbüchern die pädagogisch unendlich wichtige Anregung zu einer möglichst frühzeitigen Ausbildung des Kunstgeschmacks gab.

Wenn wir nun mit dieser Fülle verschiedenartigster Bestrebungen — wir griffen nur einige wenige, uns besonders prägnant dünkende Beispiele heraus — den tatsächlichen Fortschritt in der künstlerischen Kultur des englischen Volkes vergleichen, so erscheint uns der nicht eben bedeutend, namentlich im Verhältnis zu den Erfolgen, welche die Kunstpropaganda in Deutschland in bei weitem kürzerer Zeit und unter viel ungünstigeren Voraussetzungen zu verzeichnen hat. Das erklärt sich unseres Erachtens aus dem Umstande, daß sämtliche englische Kunsterziehungsbestrebungen tief durchsetzt waren von mehr oder minder unklaren sozialistischen Tendenzen, infolge deren sie statt einer universellen nur eine im Parteigeist beschränkte Wirkung auszuüben vermochten. Haben doch Ruskin sowohl wie William Morris ihre sozialpublizistische Tätigkeit, die schon heute nicht mehr ernst genommen werden kann, viel höher bewertet als ihr eigentliches unsterbliches Verdienst, die Anregung zu einer alle Lebenserscheinungen durchdringenden künstlerischen Kultur. Der alte kunstfeindliche Puritanergeist, wie er von dem wortgewaltigen, aber völlig unkünstlerischen Carlyle neu geweckt war, scheint noch so tief eingewurzelt zu sein in den Söhnen des nebeligen Inselreiches, daß sie glauben, Gewissensskrupel verspüren zu müssen, wenn sie sich einem reinen Schönheitsgenusse hingeben, während Tausende Hunger leiden. William Morris äußerte am Ende seines Lebens, der schönste Schmuck für die Wohnung eines Armen sei eine Speckschwarte, er, dem künstlerische Volkserziehung stets Herzenssache gewesen war. Der soziale Geist ist eben seinem innersten Wesen nach ein unversöhnlicher Feind der Kunst.

Aus derselben Ursache erscheint uns auch die künstlerische Entwickelung Rußlands behindert. Das große Publikum verlangt dort geradezu von dem Künstler, daß er als sozialpolitischer Agitator wirken soll. Das bedeutet ein völliges Mißverstehen seines Wesens. Der Künstler muß vor allem frei sein. Für ihn gibt es nicht arm und reich. Wenn nun in Deutschland die Kunstbestrebungen, am wenigsten durch wesensfremde soziale Beimischungen gehemmt, sich überraschend schnell entfalten konnten, so ist das wohl zum größten Teil das Verdienst Alfred Lichtwarks, des Direktors der Hamburger Kunsthalle.

Von England kam die Richtung zu uns. Wir befinden uns England gegenüber bedeutend im Nachteil. Von jeher fehlten bei uns jene künstlerischen Bedürfnisse, welche der englischen Gesellschaft ihre vornehme Intimität verleihen und einem blühenden Kunsthandwerk lohnendste Aufgaben stellen. Mithin ist eine künstlerische Erziehung bei uns viel komplizierter als dort. Sie ist aber auch um so viel dringender, als, nach erfolgtem Übergange aus einem Ackerbauland in einen Industriestaat, Deutschland auf den Weltmarkt angewiesen ist, um Brot eintauschen zu können. In der internationalen Konkurrenz bedeutet der Geschmack ein ausschlaggebendes Moment. Ferner erscheint als eine Folge des wirtschaftlichen Aufschwunges das Luxusbedürfnis neu belebt. Nun sehen wir aber, wie mangels künstlerischer Kultur Unsummen an jedes Kunstwerts bare Geschmacklosigkeiten verschwendet werden. Und das bedeutet einen unschätzbaren kulturellen Verlust.

Es fehlt in Deutschland nicht an eifrigen Förderern einer künstlerischen Erziehung. Von ihnen allen erscheint uns Alfred Lichtwark als der universellste und zielbewußteste. Alle kunstfördernden Bestrebungen hält er mit starker Hand umfaßt, unentwegt schreitet er

klaren Blickes, stillen Herzens voran auf der einmal gewählten Bahn, in ruhiger Beherrschung und erfüllt von jener tiefinneren Begeisterung, welcher die Geister auf die Dauer nicht zu widerstehen vermögen. Lange haben wir nicht begreifen können, daß Lichtwark sich gegenüber allen sozialen oder ethischen Bestrebungen ablehnend kühl verhält. Erst allmählich ging uns das Verständnis auf für die streng sachliche Methode, vermittels deren er die künstlerische Volkserziehung in normale Entwickelungsbahnen zu leiten bestrebt ist. Er verzichtet völlig auf jeden Anschein einer sozialen Wirksamkeit, sowie auf jeden Hinweis auf die „Enterbten". Und doch ist wohl niemand mehr durchdrungen von der sozialen Bedeutung der Kunst und ihrer ethischen Einwirkung, und nur wenige haben ihrer sozialen Mission gleiche Dienste geleistet. Wozu aber darauf hinweisen? Das ist völlig unnötig und erweckt nur den Anschein von Sentimentalität. Um in unserem realen, aufgeklärten Zeitalter für etwas Propaganda zu machen, erscheinen aber Sentimentalitätsgründe — selbst aus dem Munde eines Tolstoj — durchaus ungeeignet. Sie erwecken von vornherein das Mißtrauen aller klaren Geister. Der positive moderne Mensch will praktische Gründe, wenn er sich zu einer Neuerung entschließt. Wo es daher Lichtwark angemessen findet, die Notwendigkeit einer künstlerischen Erziehung zu begründen, statt einfach die Wege dazu zu weisen, geschieht das immer nur mit dem Hinweis auf unsere mangels künstlerischen Geschmackes bedrohte Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, wobei auf unsere so hoch entwickelte Technik hingewiesen wird, und wir zudem über unsere künstlerische Inferiorität gegenüber Frankreich und England bittere Wahrheiten zu hören bekommen. Es ist kaum möglich, diplomatischer vorzugehen als Lichtwark. An die nationale Eitelkeit appelliert er und an den Erwerbssinn. Er lobt unsere Tüchtigkeit, er tadelt unseren Mangel an Kultur und stellt uns, falls wir uns bessern, reichlichen Gewinn in Aussicht. Eigentlich verfährt man so mit Kindern. Mit Lob, Tadel und Versprechungen sucht man sie zu erziehen. Die Gesamtheit hat aber in der Tat immer etwas von dem Charakter eines Kindes, schon insofern, als die reifen Elemente sich bedeutend in der Minderzahl befinden. Vollends Kind ist sie, was künstlerischen Geschmack anbetrifft, aber ein kluges, entwickelungsfähiges Kind. An solche wendet sich Lichtwark.

Noch ein anderer Grund scheint Lichtwark zu veranlassen, jeden Schein zu meiden, als erstrebe er eine soziale Tätigkeit. Ich glaube, er erkennt das Wort „sozial" überhaupt nicht an. Jedenfalls faßt er es viel weiter, als dies gemeinhin geschieht. Daran tut er recht, denn der Begriff „sozial" hat eine tiefe Kluft in unsere Gesamtkultur getragen. Es liegt in ihm ein ganzes Programm der Einseitigkeit. Er überträgt einen Dualismus, der nur auf wirtschaftlichem Gebiete vorhanden ist, auf das kulturelle. Als Übergangs- oder Erziehungsbegriff hatte er die Aufgabe, die Kultur, welche die Besitzenden als ihre eigenste Schöpfung zu betrachten geneigt sind, während sie doch bloß ihre vornehmsten Hüter sein sollen, von Klassenvorurteilen zu reinigen. Er bezeichnet somit bloß eine Nuance in der Anschauungsweise, einen Gegensatz zu beschränkten Klassenbegriffen und wirkte daher äußerst fördernd zunächst in der bis zur Unkenntlichkeit mit Klassenpseudomoral durchsetzten Ethik, sowie in einzelnen, durch Klassengeist entstellten Wissenschaften. Darin allein bestand der erzieherische Beruf des Begriffes „sozial". Indes ebenso erweiternd und reinigend wie die soziale Anschauungsweise auf Ethik und Sozialwissenschaften einwirkte, ebenso trennend, zerreißend und hemmend zeigt sich ihr Einfluß auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Hier bildet sie einen nicht vorhandenen und nie vorher empfundenen Gegensatz. Im Bewußtsein jahrhundertelanger Unterlassungssünden konnte das plötzlich erwachte soziale Gewissen sich bald nicht genugtun. Es lebt in ihm etwas von dem Eroberungsungestüm neuerwachter Religionen. Ganz allgemein genommen haben wir hier das Phänomen, daß ein Begriff, der Trennendes vereinigen soll, auf an sich zusammenhängende Gebiete übertragen, eine Trennung herbeiführt. Was den Einfluß der sozialen Denkungsweise auf das eigentliche Kunstschaffen betrifft, so existiert ein solcher bloß in den Köpfen der Beschauer. Millet dachte an keine soziale Tendenz. In seinen heroischen

Bauern- und Hirtenbildern eroberte er der Kunst nur ein neues Stoffgebiet; ebenso Meunier in seinen Arbeiterskulpturen. Überhaupt dürfte die allgemeine soziale Denkungsweise wesentlich dazu geführt haben, den Künstler auf Stoffgebiete hinzuweisen, welche ihn seine soziale Befangenheit bisher übersehen ließ. Indes ist diese bei den ausübenden Künstlern stets geringer gewesen als bei den anderen produktiven Ständen. Vielfach sind die Künstler — auch der große Millet — aus der Tiefe des Volkes hervorgegangen. Man kann auch nicht sagen, daß sie, einmal zu Ruf gelangt, sich lediglich an die Besitzenden anschlossen. Es lebt immer etwas vom klassenfeindlichen freien Menschentume in den Künstlern. Große Meister wie Segantini und Leibl zogen sich, auf der Höhe ihres Ruhmes stehend, in weltfremde Gebirgsgegenden zurück, haben unter Bauern und Hirten gelebt und sind in ihrer Mitte gestorben. Zusammenfassend kann daher wohl behauptet werden, daß die Künstler sich in gleicher Weise freihielten von Klassenvorurteilen wie von sozialer Befangenheit, und daß bloß das große Publikum und die Sozialästheten die soziale Anschauung fälschlich auf das klassenneutrale und daher schon an sich in bestem Sinne soziale Gebiet der Kunst übertrugen und jede Kunsterziehung in diesem Sinne geleitet wissen wollten. Dem tritt Lichtwark entgegen. Für ihn hat das Wort „sozial“ nie existiert im Lexikon der Kunst. In allen Klassen ist das Kunstbedürfnis gleich groß, die künstlerische Kultur annähernd gleich gering, daher erscheint Einheitlichkeit des Kunstunterrichts für alle Bildungsanstalten als eine notwendige und dringende Forderung.

Dem entspricht nun auch Lichtwarks Methode. Die Schüler sind, wo nur irgend möglich, vor die Originalwerke zu führen und durch Fragen zum verständnisvollen Betrachten anzuregen. Vor allem muß das Auge gebildet werden. Darum ist allen nicht künstlerischen Qualitäten, historischer und kunsthistorischer Art, nur das unbedingt nötige Mindestmaß im Unterricht einzuräumen, und stets sind sie haarscharf zu trennen von der eigentlichen Kunstbetrachtung. Urteile sollen vom Lehrer überhaupt nicht gefällt werden; durch solche könnte nur das Vertrauen zum eigenen Auge und die Aufrichtigkeit gegen sich selbst erschüttert werden. Farbenwerte werden am besten durch Vergleich mit gerade vorhandenen Gegenständen präcisiert (z. B. Bänder am Hut in Mädchenklassen). Lichtwark hat über diese Art des Kunstunterrichts eine wundervolle, für immer mustergültige Anleitung veröffentlicht.* Er verfährt dabei rein experimentell in der oben beschriebenen Weise. Aber wie fragt er die Kinder, aus welcher überlegenen Seelenkenntnis heraus, und was für tiefsinnige Antworten werden ihm gegeben! Wenn wir an der einzigartigen Schrift etwas auszusetzen hätten, so wäre es das Moment, daß Lichtwark für seine Methode Meister verlangt, wie er einer ist; und die sind spärlich gesät. Ähnlich dachte Tolstoj in seiner Schrift über den Volksunterricht. Für ihn war die Sache ungemein einfach, und er erzielte überraschende Erfolge. Aber dazu müßten eben alle Volkslehrer auch Tolstojs sein. Indes sind die Fingerzeige, welche Lichtwark für die Volksschullehrer hinsichtlich des Kunstunterrichts gibt, derart präcisiert, daß prinzipielle Fehler wohl kaum gemacht werden dürften. Es wird nur viel weniger interessant sein für die Kinder, und sie werden daher weniger lernen als unter der Führung des Meisters selbst. Auf einem so jungfräulichen Gebiete bedeutet indes auch die kleinste Gabe viel. Zudem hat Lichtwark in seinem Programm der Kunsthalle Lehrerkurse für den Kunstunterricht in Aussicht gestellt und auch mit dem größten Erfolge durchgeführt. Auf dem Kunsterziehungstag in Dresden im Herbst 1901 ging ein Teil seiner Saat auf.

In seiner nicht genug zu empfehlenden Schrift „Drei Programme“ (Berlin, Bruno Cassirer) gibt Lichtwark in musterhafter Form und mit einer Klarheit, welche nur in den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts ihresgleichen hat, eine ganze Methode zur Kunsterziehung, wir möchten sagen, die Grundzüge einer Kunsterziehungspolitik. Da die Kunst immer nur auf Anschauung beruht, so muß die Kunstpflege zunächst eine lokale sein. Ihre Motive sind der unmittel-

* Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 4. Auflage. Mit 16 Abbild. Berlin, Bruno Cassirer. Geb. 4 Mk.

baren Umgebung zu entnehmen, und zunächst heißt es auf das Verständnis der Heimatschönheit hinweisen. Den Sammelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen, also gleichsam die Kunstzentrale, erblickt Lichtwark in den Museen. Allerdings müssen deren Verwaltungen noch eine viel ausgedehntere Tätigkeit entfalten. Bisher begnügte man sich damit, die Kunstschätze zu ordnen und in Stand zu halten. Lichtwark verlangt aber, daß die Museumsverwaltung das Publikum die vorhandenen Kunstschätze verstehen lehre und ein allgemeines Kunstverständnis erstrebe. Mit jedem Museum soll ein Vorlesungsraum, eine Bibliothek, Lesezimmer, sowie eine möglichst vollzählige Reproduktionssammlung der Meisterwerke aller Zeiten verbunden sein. Im Anschluß daran sind Vortragscyklen für das große Publikum wie auch zur Heranbildung von Kunstlehrern aus Berufspädagogen abzuhalten. Periodisch wären nach bestimmten Gesichtspunkten geordnete Ausstellungen aus der Reproduktionssammlung vorzunehmen, z. B. das Porträt, die Landschaft usw., oder einzelne Schulen, deren Verständnis jedesmal ein möglichst prägnanter Katalog sowie wiederum freier Vortrag des Direktors vermittle. Als Direktor der Hamburger Kunsthalle hat Lichtwark selbst ein mustergültiges Vorbild einer auf der Höhe ihrer Aufgabe stehenden Museumsleitung gegeben. Der von ihm ausgehenden Anregungen sind so viele, daß wir hier nur einige wenige anzudeuten vermochten, im übrigen aber immer wieder auf die Lektüre seiner Schriften verweisen. Sie sind noch lange nicht genügend gewürdigt. Sie müßten zum eisernen Bestande einer jeden Hausbibliothek gehören. Ihre Lektüre bereitet einen erlesenen ästhetischen Genuß. An Formvollendung und künstlerischer Abrundung wüßten wir ihnen nichts Ebenbürtiges in unserer Essayliteratur an die Seite zu stellen. Indem Lichtwark in dieser Weise Fachliteratur in vollendet künstlerischem Gewande bietet, gibt er ein beredtes Beispiel dafür, wie die Schönheit der Form nicht nur in erhöhtem Maße zum Verständnis einer jeden Theorie beizutragen vermag, sondern daß sie auch dem Fachmanne auf jedem Spezialgebiete die Möglichkeit gewährt, mitzuarbeiten an der künstlerischen Entwickelung unseres Volkes. Dazu darf keine Gelegenheit außer acht gelassen werden. Lichtwark spricht sich an keiner Stelle aus über diese seine Taktik; aber Beispiele sind noch immer wirksamer gewesen als Predigten.

Wenn die Tätigkeit des Kunstlehrers auch beständig das große Publikum im Auge haben muß, so gilt doch immer sein besonderes Interesse dem Dilettantismus. Die Dilettanten sind im Kampfe gegen die reine Häßlichkeit wie die Gardetruppen, welche den Mannschaften, dem großen Publikum, ein beständiges Vorbild geben sollen. Lichtwark erblickt in der Förderung und Organisierung des Dilettantismus eine seiner Hauptaufgaben. Hier ist er der eigentliche Pfadfinder. In einer Reihe klassischer Schriften — wir erwähnen nur: „Wege und Ziele des Dilettantismus", „Makartbouquet und Blumenstrauß", „Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus", „Blumenkultur — Wilde Blumen" (jetzt sämtlich bei Bruno Cassirer, Berlin W.) — bietet er in jeder Richtung die dankenswertesten Anregungen und gibt zugleich eine Methode, wie der Dilettantismus zu verwerten ist zur Wiedererweckung der nationalen Kultur. Dies ist Lichtwarks großes Ziel.

Nun ist aber der Hamburger Meister ein viel zu feiner, historisch denkender Kopf, um sich die Illusion zu gestatten, eine künstlerische Kultur, wie sie Frankreich und England seit Urgroßväterzeiten besitzen, wie sie uns aber in dem politischen Elend verflossener Jahrhunderte verloren gegangen ist, ließe sich durch das Machtwort einzelner Kunstpropheten heraufbeschwören. Und wären diese auch Genies, wie Ruskin oder Lichtwark selbst, sie können nichts anderes als vorhandene Kräfte ausbilden, versteckten Keimen Licht und Wärme geben zum Erblühen. Diese Keime müssen aber vorhanden sein. Und das sind sie. Unermüdlich weist Lichtwark hin auf die vielfachen, noch ungehobenen Schätze nationaler Kultur und lehrt, vollendete Schönheit dort zu erblicken, wo man bisher achtlos vorüberschritt, z. B. in Bauern- und Fischerhäusern, alten Blumengärten, alten halbverfallenen Stadtteilen. Wie ein echter Pädagoge erinnert er immer wieder seine Schüler — und das ist hier

die Nation — an ihre ursprünglichen Anlagen, die Verpflichtungen, welche ihnen durch sie erwachsen, und die herrlichen Möglichkeiten ihrer Verwertung. Auf dem tiefen Glauben an die künstlerische Erziehungsfähigkeit unseres Volkes beruht Lichtwarks Schaffen.

Wie mehrfach erwähnt, erblickt Lichtwark in der Kunstpflege durchaus keinen Luxus der Vornehmen, sondern eine kulturelle und wirtschaftliche Notwendigkeit. Somit erscheint es ihm als Pflicht und Aufgabe des Staats und der Stadtgemeinde, nach Kräften ihre Entfaltung zu fördern. Das kann, abgesehen von einem Kunstunterrichte und einer Reform der Museen im angegebenen Sinne, vor allem durch die Stellung entsprechender Aufgaben geschehen. Vorbildlich ist in dieser Hinsicht der seinerzeit von ihm gemachte Vorschlag, bei der Neueinrichtung des Hamburger Rathauses durch höchste Ansprüche stellende Aufträge einen mächtigen Aufschwung des heimischen Kunstgewerbes herbeizuführen, ja sogar die Entstehung bisher dort noch nicht vorhandener Zweige zu veranlassen, natürlich alles im engen Anschluß an die örtlichen Verhältnisse. Es bleibt aufs tiefste zu bedauern, daß dieser so außerordentlich glückliche Gedanke keine Verwirklichung gefunden hat. Auch vermögen wir durchaus nicht einen zwingenden Grund dafür einzusehen; es sei denn der, daß die für künstlerisch hochstehende Unternehmungen unentbehrliche Unterordnung aller Mitwirkenden unter das Gesamtkunstwerk, wie wir sie z. B. im Musikdrama in vorbildlicher Weise ausgebildet finden, im Kunstgewerbe noch nicht in dem erforderlichen Maße erzielt werden konnte. Namentlich die Architekten scheinen durch die künstlerische Unselbständigkeit des deutschen Publikums zu einer nicht so bald wieder zu beseitigenden Selbstherrlichkeit erzogen worden zu sein. Indes unterliegt es für uns keinem Zweifel, daß dieser Plan Lichtwarks über kurz oder lang einmal bei entsprechender Gelegenheit zur Ausführung gelangen und allmählich zur Regel werden wird, wie überhaupt die allseitige Kunstpflege mehr und mehr als Staatspflicht erkannt werden und schließlich als solche ihre gesetzliche Kodifizierung finden muß.

Unmöglich können wir im Rahmen dieses Aufsatzes erschöpfend hinweisen auf die Fülle von Anregungen, welche wir dem großen Hamburger Meister auf allen Gebieten des Kunstschaffens verdanken. Suchen wir die Hauptlinien seines Wirkens festzuhalten. Es beruht auf dem tiefen Glauben an die künstlerische Bildungsfähigkeit der Nation. Die Notwendigkeit einer künstlerischen Bildung begründet er aus den wirtschaftlichen Rücksichten. Dementsprechend verlangt er Kunstunterricht für die Jugend aller Stände, Hebung und Organisation des Dilettantismus, Erweckung künstlerischen Verständnisses und künstlerischer Bedürfnisse im großen Publikum, Förderung der Künste und Kunstgewerbe durch staatliche und kommunale Aufträge. Seine Methode des Kunstunterrichts ist die streng künstlerische. Nur das Auge muß geübt werden. Historisches und philologisches Datenmaterial wird auf das allernotwendigste beschränkt. Ethische und soziale Hinweise sind durchaus zu vermeiden. Urteile von seiten des Lehrers dürfen nicht gefällt werden. Durch eingehendes Ausfragen, womöglich vor einem Originalwerk, ist zur selbständigen Betrachtung anzuregen. Es kommt uns hierbei fast so vor — wir wagen das nicht zu entscheiden —, als ob mit dieser Methode ein weit über den Kunstunterricht hinausreichender allgemeiner Erziehungsgrundsatz nachdrücklich betont worden sei: wir meinen die Forderung, daß dem Schüler gegenüber nie geurteilt werden darf, sondern daß er durch entsprechende Fragestellung zu selbständigem Urteilen anzuhalten sei. Das mag übrigens zum Abc der Pädagogik gehören. In Wirklichkeit finden wir leider meist autoritative Suggestion vorherrschend und das eigene Urteil mißachtet. Die Folgen zeigen sich leider allzuoft in späterer geistiger und sittlicher Haltlosigkeit. Wir wollen Lichtwark auch dankbar sein für diese rein pädagogische Anregung. Überhaupt ist er von einer beispiellosen Vielseitigkeit. Abgesehen von seinem vielfach erwähnten pädagogischen Können, finden wir bei ihm eine souveräne Beherrschung der wirtschaftlichen Fragen und, was uns am meisten erstaunt, biologische Bemerkungen von größter Feinheit, z. B. über den Farbensinn von Insekten und Vögeln. Daß sein Gesamtwerk sich auf tiefgehender kulturhistorischer Grundlage aufbaut, wird aus dem

Gesagten hervorgehen. Alles in allem erscheint uns der Meister, der sich streng und bescheiden auf sein Fachgebiet beschränkt, so sehr durchdrungen von der universellen Bedeutung der Kunst und von dem tiefinneren Zusammenhang der Gesamtkultur, daß es eigentlich keine Lebensäußerung für ihn gibt, die nicht in irgend welcher Beziehung steht zur Kunst. Uninteressantes kennt er überhaupt nichts außer dem Müßiggang; und nicht einmal diesen — findet er doch aufrichtige Worte der Anerkennung für gewisse Müßiggänger, die durch vornehme Liebhabereien Kunstbedürfnisse schaffen.

Von dem Einfluß der Kunst auf das Empfindungsleben ist bei Lichtwark bloß einmal die Rede in der kleinen Schrift „Die Seele und das Kunstwerk" (Berlin, Bruno Cassirer, 1902). Die aber enthält in der Schönheit reinem Gewande eine ganze Psychologie der Kunst, ist durchzittert von jener stillen Begeisterung, in welcher das Geheimnis der Macht über die Geister liegt. Einst wurde dem Meister der Vorschlag gemacht, er möchte eine Ethik der Kunst schreiben, um durch die Kraft seines Wortes dem Volke den durch gewisse neuere Bestrebungen angeblich erschütterten Glauben an die Sittlichkeit der Kunst zurückzugeben. Lichtwark erwiderte, er sehe dazu durchaus keine Veranlassung. Er hätte hinzufügen können, erst müsse man das Volk überhaupt verstehen lehren, was Kunst sei, dann aber werde es niemand mehr darüber aufzuklären brauchen, daß Kunst und Sittlichkeit sich nicht wesensfeindlich gegenüberstehen. Wie wenig war er verstanden worden, daß ihm überhaupt ein solcher Vorschlag gemacht werden konnte! Welchen Einfluß die Kunst auf das Seelenleben des ihr Ergebenen auszuüben vermag, das weiß er besser als irgend ein anderer, und gerade darum zielt sein ganzes Wirken dahin, den breiten Massen ihr Verständnis zu erschließen. Wenn er zur Begründung dieses Strebens nicht an das Seelenleben, sondern an den Erwerbstrieb und den Nationalstolz appelliert, so geschieht das aus der überlegenen Erkenntnis heraus, daß im praktischen Leben mit Gefühlsgründen, die nur nachempfunden, nicht aber suggeriert werden können, nichts zu erreichen ist.

Das bleibende Verdienst Lichtwarks besteht darin, daß er zum erstenmal alle kunstfördernden Bestrebungen zusammenfaßte. Damit gab er die Grundzüge einer Kunsterziehungspolitik. Die kommenden Geschlechter brauchen nur in seinem Sinne weiterzuarbeiten, um das große Ziel zu erreichen, welches ihm vorschwebte: die Wiedergeburt einer nationalen Kultur. Es gewährt einen eigenartigen Genuß, im Verlauf seines Wirkens zu beobachten, wie er mit gleichbleibender zäher Energie sein Ziel verfolgt und mit nie versagender Selbstbeherrschung die tiefe Begeisterung seines Busens meistert, um immer nur in völlig ruhigem Tone, mit vollendeter Sachlichkeit und in einer Sprache, welche an feinciselierte Marmorarbeiten erinnert, von Dingen zu reden, für welche seine Seele lebt. Lichtwark hat den realen Geist unserer Zeit wohl verstanden. Er hat ihm keinerlei Opfer gebracht; da er aber auf seine Zeitgenossen einzuwirken strebte, suchte er sich ihrer Anschauungsweise anzupassen, und das scheint ihm gelungen zu sein. Ein Realpolitiker im Reiche des Idealen, zeigt er den Weg, auf dem der reale, so unendlich bildungsbedürftige und -fähige Zeitgeist dem Idealen wiederzugewinnen ist.

Dramatische Rundschau

Karl Schönherrs Drama „Sonnwendtag" hat nun endlich die schwarzgelben Grenzpfähle seiner österreichischen Heimat überschritten und auch auf norddeutschen Bühnen seine Feuer entzündet. Aber auf dem gefährlichen Wege von Wien nach Berlin ist von der Glut der Begeisterung, zu der es in Österreich die Gemüter entflammt hatte, ein gut Teil eingeschlafen. Wir sind an solche kritische Abkühlung nachgerade gewöhnt. Ihre Ursache aber soll man nicht allein in der vielverschrienen erkältenden Skepsis der Norddeutschen suchen — die ehrliche Sehnsucht nach jungen und starken Bühnendichtern öffnet an der Spree und an der Leine ihre Arme nicht weniger weit als an der Donau und an der Drau —, sondern weit mehr in der begeisterungstollen Entdeckerseligkeit des österreichischen Literatentums, die sich von jedem neuen Tage das Wunderbare erhofft und in jedem neuen Bühnentalent einen neuen Anzengruber, Raimund oder Grillparzer wittert. Wir haben erst in unserer letzten „Dramatischen Rundschau" von einem solchen Fall der Enttäuschung berichten müssen; jetzt gesellt sich, wenn auch unter Beobachtung einer gewissen respektvollen Entfernung, zu dem Namen Werkmann der Name des Tirolers Schönherr, an dessen jüngstes, mit dem Bauernfeldpreis gekröntes Bühnenwerk heimische Bewunderer so überschwengliche Hoffnungen geknüpft hatten. Von vornherein sei zugegeben und gegenüber einer aus betrogener Liebe gar zu radikalen Kritik mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß starke dramatische Talentproben auch in diesem zweiten Bühnenwerke Schönherrs, das an die Öffentlichkeit tritt, unverkennbar sind — aber in dem jungen Dichter einen zweiten Anzengruber zu begrüßen, hätte den Herolden seines Ruhmes schon die an der Oberfläche liegende Tatsache verbieten sollen, daß ihm all und jeder Humor fehlt, aus dem doch der Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld", des „Meineidbauern", des „G'wissenswurms" und der „Kreuzelschreiber" bei aller Tragik seinen eigentlichen Lebensatem schöpft. Wobei noch absichtlich ganz außer Frage gelassen werden soll, ob die Bezeichnung „ein neuer Anzengruber" heute, wo wir eine verfeinerte Psychologie auch der Bauernseele kennen gelernt haben, ohne weiteres als ein besonders hoher Ruhmestitel für einen jungen Dramatiker gelten darf.

Schönherr ist in der Literatur kein Neuling mehr. Mit einer bescheidenen Gabe, Sammlungen von Schnadahüpfeln und Schnurren, trat er vor acht Jahren zum erstenmal vor die Öffentlichkeit; aber diese Geschichten und Gestalten aus seiner Tiroler Heimat zogen mit ihrer unverfälschten Bodenwüchsigkeit den Kennerblick des landeskundigen Innsbrucker Bibliothekars Ludwig von Hörmann auf sich und erfreuten sich der Anerkennung des neidlosen Anzengruber. Denn hinter allem leichtgeschürzten Übermut, der sich in diesem Büchlein tummelte, steckte doch zugleich auch ein gut Teil Lebensernst und Schwermut, und zumal das aus der Erinnerung emporsteigende Bild der schmerzgeprüften toten Mutter umkränzt der Dichter mit ein paar schönen Strophen voll tiefer, echter Empfindung. Ihrem Gedächtnis, das offenbar außerordentlich stark in ihm nachgewirkt, hat Schönherr dann später, wie ich einem Aufsatze Anton Bettelheims in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" entnehme, ein besonderes Blatt gewidmet, das von den bittersten Stunden der Frühverewigten erzählt. Als die Witwe eines vorzeitig geschiedenen Dorfschullehrers bringt sie die Kinder tapfer vorwärts. Der Älteste wird geistlich; als Gsellpriester im Passeier bezieht er allwöchig einen Gulden sechzig Kreuzer: „also der saß in der Wolle und stak im Winter im Schnee; zum Glück dauert so ein Winter im Passeier nicht ewig, höchstens dreiviertel Jahr." Der Jüngere, unser Dichter, besucht die Schulen in Brixen und Bozen, Innsbruck und Wien. Eine Tochter, ein liebes, lustiges, rosiges Mädel, wird Nonne, „außer Land, weil wir in Tirol daheim kein Klösterlein haben." Der Abschied tut der Mutter weh; aber das Herz geht ihr auf in dem Glauben, daß das Kind nun für immer geborgen sei. So oft ihr was glückt, schiebt sie den Erfolg auf die fromme Klosterfrau. „Bin halt g'stieg'n im Ansehn bei unserem Herrgott. Seit mei Kind a Braut Christi is, bin ja i armes sündhaftes Weibl eigentli unsern lieben Gottes Schwiegermutter wor'n." Einmal treibt Sehnsucht das von allen

Kindern verlassene, vereinsamte Mütterlein in das ferne Kloster. Mit einem Körbchen Äpfel meldet sie sich zunächst bei der Pförtnerin, dann bei der Oberin. Sehen und sprechen kann sie jedoch Schwester Dominika nicht. Vor wenigen Tagen ist diese von einer Lungenentzündung befallen worden, und das strenge Klausurverbot versagt der bangenden und flehenden Mutter die Erfüllung ihres Herzenswunsches, „ein Sprüngerl auffi zu machen." Wie eine Diebin, heißt es, umkreiste „Herrgotts Schwiegermutter" lauernd und spähend das Klösterlein; als sie gerufen wird, ist ihr nur noch der Schmerzensgang zum schmucklosen Sarge der Aufgebahrten vergönnt. „Wie sie sich auf die Tote warf, wie sie die hageren Arme herumschlang um Kind und Sargholz zugleich, und wie sie aufschrie: ‚Grüaß Gott! Jetzt hab' i di!' Und wie sie zu dem Kinde sprach: ‚Hab' di schon achz'n hören! Aber sie hab'n mi nit einig'lassen!' ... Nit einig'lassen! nit einig'lassen! Heute noch gellt mir das furchtbare Echo in den Ohren! Denn ich bin damals hart an dem Sarg gestanden, nicht aus Fürwitz — nein —. Die da drinnen lag in wächserner Bleiche, war meine liebe, leibeigene Schwester und die andere — o, du gekreuzigte Mutter! — Ich als junger Student hatte zu meiner kranken Schwester in die Zelle gedurft; da ich Mediziner sei, hieß es. Der Doktor durfte hinauf als Doktor, der Geistliche als Geistlicher — nur das alternde, gramdurchfurchte Mütterlein mußte vor der Tür stehen, denn sie war bloß die Mutter. Ein Geschichtenerzähler hätte vielleicht so ein Mutterl den Verstand verlieren oder Hand an sich legen lassen; aber ich erzähle keine Geschichte, ich berichte nur in schlichten Worten eine Begebenheit aus unserem Familienleben. Mütterlein wurde nicht irre. Das sagte sie wohl hundertmal: ‚'s freut mi nix mehr.' Aber sie trug es mit Heldenmut. So ein tiefinnerliches, frommgläubiges Weib, wie sie war, verzweifelt nicht, aber — Gottes Schwiegermuttl liegt schon manch ein Jahr neben ihrem Kinde begraben."

Dieses trübe, aber von Wehmut umhauchte Bild aus des Dichters Jugenderlebnissen führt uns unmittelbar hinein in die Stimmung seines Bauerndramas „Sonnwendtag" (Buchausgabe bei C. W. Stern, Wien). Namentlich die Gestalt der greisen Rofnerbäuerin, auf deren Schicksal am Ende alle Tragik bezogen wird, ist in mehr als einem Zuge nach „Herrgotts Schwiegermutter" geformt. Die alte, bresthafte Rofnermutter, der eine Lawine Haus und Mann erschlagen hat, findet in ihrem einfältig frommen Gottvertrauen Trost an ihren beiden Söhnen. Des ältesten Fleiß wird mit Hilfe seiner tapferen Frau das magere Besitztum allmählich wieder emporbringen; den jüngsten, der aus Gemeindemitteln die teure lateinische Schule absolviert hat und sich nun eben um eine Freistelle im geistlichen Seminar bewirbt, hofft sie dereinst noch „an Gottes Statt" vor dem Dorfaltar stehen zu sehen, bevor er der Sterbenden in ihrem letzten Stündlein den Segen erteilt. Alles könnte werden, wie sie wünscht — denn Hansens Gewissensbedenken würden aus Liebe zur Mutter wohl stumm bleiben und allmählich ganz einschlummern wie so vieles auf dieser zu Kompromissen zwingenden Erde —, wenn der Sonnwendtag nicht käme und mit ihm eine Schar von nationalen Turnern (Schönerianer oder Parteigenossen Wolffs, muß man annehmen), die sich vorgenommen haben, das klerikale Muckernest mitsamt seiner neuen Wallfahrtskirche einmal gehörig auszuräuchern. Am Abend sollen den Pfaffendienern zum Trotz von allen Höhen die altgermanischen Sonnwendfeuer leuchten, und die Unzufriedenen aus der Gemeinde sollen zur Rebellion wider den herrschenden Krämer- und Pfaffengeist aufgerufen werden. Aber dem Unternehmen stellen sich ungeahnte Schwierigkeiten in den Weg. Zwar mit dem mildherzigen, weinerlichen Pfarrer, der zeit seines Lebens mit der evangelischen Weisheit: Kindlein, liebet einander! ausgekommen, dabei aber von den pfiffigen Geschäftsleuten des Dorfes gehörig hinters Licht geführt wird, macht man kurzen Prozeß, indem man ihn unsanft beiseite schiebt; schwereren Stand aber hat man mit den reichen Bauern, den Machthabern der Gemeinde, die sich durch den kühnen Vorstoß der Städter in ihrem Besitzstand bedroht sehen. Sie lassen alle Zugänge zu den Almen versperren, und die „wallfahrenden Turner" sind nahe daran, das Feld zu räumen, als ihnen der Zufall den jungen Rofner in den Weg führt, der eben zum geistlichen Seminardirektor fahren will. Seines dämonischen Einflusses auf den ihm befreundeten Jüngling gewiß, gebietet Jungreithmair, der Führer der Städter, dem armen Hans mit wilder Beredsamkeit, Farbe zu bekennen. Seine lodernden Worte, die an gemeinsame Stunden freiheitlicher Begeisterung mahnen, finden Zündstoff genug, um das Innere des Jungen in helle Flammen zu setzen. Seine Liebe zur Mutter windet und krümmt sich verzweifelt, seine unverdorbene Seele zeigt uns einen Augenblick all ihre Wunden und Striemen — dann folgt er den Aufrührern und führt sie, von der Verzweiflung der Mutter ungerührt, den Weg zur Rofneralm hinauf, über die die Gemeinde keine Gewalt hat. Dort wird das Sonnwendfeuer flammen, das auch ihm den Weg zum neuen, freien Leben weisen soll. Inzwischen aber hat die Gemeinde, die von diesem Vorgange Wind bekommen, dem älteren, von seinen Gläubigern hart bedrängten Bruder, dem eigentlichen Besitzer der Rofneralm, einen Schein präsentiert, wonach er alle dargeliehenen Studiengelder auf Heller und Pfennig sofort zurückgeben muß, wenn es ihm nicht gelingt, den abtrünnigen Hans zu seiner geistlichen Pflicht zurückzurufen. Er weiß, er muß von Haus und Scholle, an denen er doch mit der ganzen zähen Liebe des Bauern hängt, wenn er den Peinigern nicht willfährt, seine alte Mutter wird in Hunger und Elend sterben, sein noch ungeborenes Kind wird als ein heimatloser „Landstreicherfratz" zur Welt kommen: „Nur deswegen hab' ich noch einmal aufbaut, daß unser

Kind ein Heimatl haben soll, so wie ich eins gehabt hab' und wie du eins gehabt hast, und wie unsere Eltern und alle vor uns ein Heimatl gehabt haben." Trotz der entschlossenen Mahnungen seines tapferen Weibes, das auf seine Hände und seine Liebe vertraut, das auch außerhalb der Dorfpfähle eine Zukunft, eine hellere sogar, leuchten sieht, geht er endlich „für Haus und Feld" dem Hans nach, stellt ihn am schon lodernden Feuer zur Rede, spricht erst bittend, dann flehend, dann beschwörend, dann zürnend mit der Stimme des Blutes auf ihn ein. Hans schwankt, aber Jungreithmairs verächtliches „Feigling" zieht ihn wieder zu den Aufrührern zurück. Da greift der um Haus und Heim Betrogene ein Scheit vom Holzstoß und erschlägt den Bruder. Während alle anderen, Dörfler wie Städter, angesichts dieser Tragik feige ihre Mitschuld von sich abzuwälzen suchen, ist Martin der einzige, der nicht an seiner Schuld deutelt: „Ich bin ein Brudermörder!" Die Mutter verstummt vor diesem Bekenntnis; sein Weib aber, auch jetzt noch ungebrochen in ihrer gesunden Tapferkeit, schließt ihn verzeihend und tröstend in die Arme: „Du bist kein Mörder! Die Mörder sind die Roten und die Schwarzen. Ihr alle miteinander. Sein Blut komme über euch und eure Kinder!" Aufrecht geleitet sie ihren Mann zur Kerkertür; sie wird ausharren und, wenn er freikommt, mit ihm und ihrem Kinde auswandern: „Irgendwo wird es wohl ein Fleckerl geben in der weiten Welt, wo man zwei arme, arbeitsame Leut' in Ruh' und Frieden ihr Stückel Brot verdienen läßt!"

In diesem resignierten und doch so unverzagten Abschiedswort einer Frau, die zu dem Kinde unter dem Herzen getrost auch noch alle Sorgen für des Lebens Notdurft auf sich nimmt, blitzt wirklich etwas von der trübsalbesiegenden Lebensfreudigkeit Anzengrubers auf; um ihretwillen allein durfte das Gedächtnis des Namens allenfalls beschworen werden. Nicht um der Schlußscene willen, die dank ihrer bitteren, trostlosen Herbheit in der österreichischen Heimat des Dichters am meisten Bewunderung erregt hat. Als nämlich die alte Rosnerbäuerin an der Leiche ihres Jüngsten allein in dem unwirtlichen Katen zurückbleibt, aus dem eben die Gendarmen den Martin abgeholt haben, räumt sie wortlos ihren bisher als höchstes Heiligtum gehegten Hausaltar ab: Stück für Stück seines Zierats verschwindet im Koffer, stumm bläst sie den roten Schein des ewigen Lämpchens aus — mit ihrem Gottvertrauen bricht sie selbst zusammen. Möglich, daß auch hier ein persönliches Erlebnis dem Dichter Vorbild gewesen ist — im Charakter der Rosnerbäuerin ist diese resolute Abrechnung mit ihrem ganzen bisherigen Leben nicht vorbereitet, jedenfalls verträgt sich die verstandesmäßige Überlegenheit, die sich in der stummen Tat ausdrückt, schlecht mit der frommen Einfalt, die den Haupt- und Grundzug ihres Wesens bildet. So wirkt der spröde Schluß mehr wie ein übergescheiter Einfall des Dichters als wie eine schlichte Absichtslosigkeit, mehr wie ein spitzes Epigramm als wie eine aus der Natur der Menschen und Dinge herauswachsende tragische Notwendigkeit.

Das eine hat man auch außerhalb Österreichs als das Außergewöhnliche und Bedeutsamste an Schönherrs Drama hervorgehoben: es sei das erste künstlerisch ernst zu nehmende Stück, das seine gestaltende Hand an die heißen Probleme der österreichischen Gegenwartskämpfe lege. Aber auch dieser Ruhmestitel bedarf der Beschränkung. Schönherrs Wege im „Sonnwendtag" führen in das eigentliche Kampfgewoge der Zeit nicht hinein, an den Kern der Dinge nicht heran, um so oder so Partei zu ergreifen oder um über den Wirrwarr des Streites sieghaft die reingebadete Sonne einer überlegenen Weltanschauung emporsteigen zu lassen; sein Drama tastet sich vielmehr auf einen Pfad, der daran vorüberleitet auf jene stille Wiese friedlicher Menschlichkeit, wo des Krieges Stürme schweigen und ruhige Arbeit allein dem Menschen Lohn und Segen gibt. Seine „Tragödie der Parteileidenschaften", wie man den „Sonnwendtag" wohl genannt hat, ist im Grunde nichts anderes als eine „Tragödie braver Leut'", wie er sein vor einigen Jahren schon hervorgetretenes, tatsächlich aber nach dem „Sonnwendtag" entstandenes Drama „Die Bildschnitzer" betitelte — braver Leute, denen aufdringliche Politiker den Frieden ihres weltentrückten Gemütes stören, die zwischen den harten Mühlsteinen der Parteileidenschaften grausam zerrieben werden. Auf dieser sanften Anhöhe, wo sich der Dichter bettet, findet er aber an geruhsamen Verkündern des Humanitätsideals älterer Zeiten bereits reichliche Gesellschaft. Gern sei zugegeben, daß manches in dem Drama zu den Landsleuten des Dichters mit beredterer Zunge spricht als zu uns Reichsdeutschen, die wir die in Österreichs Gauen tobenden Parteikämpfe nur aus dem Echo der Zeitungen kennen. Doch wäre es gerade die vornehmste Aufgabe des Dichters gewesen, dem eigentlichen Konflikt des Dramas, dem Kampf, den der junge, leider auch an sich allzu blaß sentimental gehaltene Rosner in sich auszufechten hat, so viel allgemein menschlichen Inhalt und Körper zu geben, daß er auch uns unmittelbar ergriffen hätte. Auf die Frage: welches geistige Ideal verbirgt sich hinter dem Symbol des Sonnenwendfeuers, wofür erglüht des jungen Rosners Seele, als er sich Jungreithmair und seinen Kumpanen zuwendet, hat der Dichter uns in seinem Werke keine klare, befriedigende Antwort gegeben. Und dennoch — trotz aller Unklarheiten des bald hierhin, bald dorthin abschweifenden Themas erkenne ich in dem Drama Keime einer ehrlichen Kunst und einer starken, aus Gemüt und Herzen quellenden Dramatik. Der „Sonnwendtag" ist jedenfalls eins von den heute so seltenen Bühnenwerken, die nicht psychologisch bohren, stochern und tifteln, sondern den Ehrgeiz haben, in kräftigen, aus der Natur des Stoffes geborenen Scenen sinnfällig zu gestalten, und sein Dichter zählt zu dem kleinen Fähnlein der Aufrechten, die den Mut und

das Können besitzen, die Handlung dort zu packen, wo ihre Achsen ruhen, wo die Knubben und Knorren nach der Faust des Dramatikers rufen. Daß er dabei nicht in Bühneneffekthascherei untergegangen ist, sondern sich gerade an den gefährlichsten Stellen seine Schlichtheit und Geradheit bewahrt hat, tröstet uns einer reiferen und stolzeren Zukunft.

Noch ein anderer Name der jungen österreichischen Literatur, im Gegensatz zu dem Schönherrs bereits mit einer glänzenden Kette hoher dichterischer Werke geschmückt, fand in den letzten Wochen seinen Weg in die nordische Kühle: die Berliner Neue Freie Volksbühne, eine dramatische Vereinigung, deren Wirken hauptsächlich dem bildungsbeflissenen kleinen Bürger- und Arbeiterstande gilt, und die deshalb mit Vorliebe das soziale Drama pflegt, führte nach dem Vorgange des Wiener „Deutschen Volkstheaters“ **Marie Eugenie delle Grazies** vieraktiges Drama **„Schlagende Wetter“** auf. Die Dichterin ist unseren Lesern keine Unbekannte. Von ihrer tiefempfundenen, gedankenschweren und immer formvollendeten Lyrik haben die „Monatshefte“ in den letzten Jahrgängen wiederholt auserlesene Proben darbieten dürfen. Aber das Reich der Lyrik ist dem künstlerischen Ehrgeiz dieser kosmopolitischen Natur nicht weit genug. Bereits vor einer Reihe von Jahren hat sie in ihrer Dichtung „Robespierre“ bewiesen, daß sie auch die epische Kunstform zu meistern und eine an gärenden und brausenden Ideen so reiche Zeit wie die der französischen Revolution zu einem plastischen Bilde großzügiger, philosophisch vertiefter Geschichtspoesie zu verdichten weiß. Und schon von diesem Kolosseum der Leidenschaften war es nur ein Schritt zur dramatischen Bühne. Noch ein halbes Kind, erscheint die Dichterin in Begleitung ihrer Mutter eines Tages vor Heinrich Laube, um aus dessen barschem Munde ein außergewöhnlich warmes Glückauf für ihr eingereichtes Erstlingsdrama „Saul“ zu hören. Der Tod verhinderte Laube dann leider, sich für die Aufführung des Stückes einzusetzen, wie er es versprochen hatte; es blieb liegen, fiel der Vergessenheit anheim und raubte mit seinem Mißgeschick der Dichterin für lange Zeit die Lust zu weiterem dramatischem Schaffen. Erst vor zwei Jahren erschien delle Grazies zweites Drama, die „Schlagenden Wetter“, eine soziale Tragödie aus dem Bergwerkmilieu, wie schon der Titel verrät (Buchausgabe bei Breitkopf u. Härtel, Leipzig). Die allzu lange geflissentlich geübte Enthaltsamkeit von all und jeder dramatischen Arbeit hat sich gerächt: was die Dichterin an geistiger Reife, Phantasiereichtum, Beobachtung und Kenntnis der modernen Gesellschaftsverhältnisse gewonnen, hat sie mit dem Verlust jener kühn zugreifenden Gestaltungskraft und jenes lodernden Bühnentemperaments bezahlen müssen, das in ihrem „Saul“ einen Theaterkenner wie Laube so unmittelbar packte. Wie neuerdings bei Gorkis Dramen, so werden wir auch bei den „Schlagenden Wettern“ des Gefühls nicht Herr, als pulse in mancher der Grazieschen Erzählungen das natürliche dramatische Blut kräftiger als in diesem für die Bühne bestimmten Werke. Vor allem eins stört den reinen künstlerischen Gesamteindruck: Symbol und körperliche Wirklichkeit, die schlagenden Wetter dort unten in dem Eingeweide der Erde, die den reichen Grubenbesitzer und den armen Häuer, seinen Todfeind, in gleicher Stunde und an gleicher Stätte vernichten, und die moralische Katastrophe, die sich an der Oberfläche der Erde in dem Schicksal der verschiedenen sozialen Schichten angehörenden Menschen vollzieht — diese Glieder des Gleichnisses schließen sich nicht konform genug aneinander. Es gähnt zwischen den beiden Handlungen ein Spalt, den zu überbrücken die Kunst der Dichterin nicht hinreißend genug ist, weil er auch durch ihr eigenes Wesen geht. Äußerlich romanhafte Elemente einer behenden, aber wenig zwingenden Erfindung paaren sich mit innerlich erschauten, großartigen Bildern einer schaffenden Phantasie. Beides ist nicht ineinander aufgegangen oder vom Feueratem der dramatischen Leidenschaft, wenn auch widerwillig, zu einem Guß verschmolzen worden. So hinterläßt dies Nebeneinander, so vielfach es die Dichterin mit künstlichen Motivierungen zu verknüpfen bemüht war, ein peinliches Gefühl, das durch den von der unterirdischen, dämonisch wilden Schlußszene heraufbeschworenen Vergleich mit Zolas „Germinal“ eher noch herabgedrückt als geweiht wird. Doch beweist auch hier die Dichterin, daß sie sich, wie heute nur ganz wenige aus der Reihe ihrer überzahlreichen literarischen Gefährtinnen, die Masse, die großen sozialen Gegensätze künstlerisch zu bändigen getrauen darf, daß ihrer Sehnsucht nach der Gestaltung großer, ewiger Konflikte auch dramatische Ausdrucksmittel zu Gebote stehen, deren sich ihr hohes Wollen nicht zu schämen braucht. Und endlich: auch bei dieser Dichterin wäre das Zaubermittel, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht, schon bereit, das alle inneren und äußeren Unebenheiten ihres Schaffens tilgen könnte. Über den grauen, am Boden hinschleichenden Nebel des trostlosen Pessimismus, der ihr Drama umbrodelt, brauchte nur die Sonne einer starken und freudigen Lebensbejahung zu kommen, und Licht und Dunkel, Tiefe und Höhe würden ihr zu einer geistig erhebenden Einheit zusammenklingen, die erst ihrer Begabung völlig würdig wäre. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß die Aufführung der Neuen Freien Volksbühne der Dichtung sicher noch weit mehr schuldig blieb als die des Wiener Volkstheaters, obwohl seinerzeit auch an dieser die Kritik mancherlei auszusetzen fand. Auf einem anderen dramatischen Gebiet wird uns übrigens Marie delle Grazie schon in allerneuester Zeit wieder begegnen: auf dem Wiener Burgtheater und dem Berliner Residenztheater sollen gleichzeitig vier Einakter von ihr aufgeführt werden, die nach dem Vorgang Sudermanns, Hartlebens, Schnitzlers und anderer durch ein geistiges Band zu einer höheren Einheit verknüpft sind.

Eine revolutionäre Übergangszeit der Literatur, wie die unserige, ist oft zu einer rücksichtslosen

Abwehr gegen entwickelungsfeindliche Scheingrößen der Vergangenheit verpflichtet, die manchmal wohl wie Pietätlosigkeit und Selbstüberhebung aussieht. Wenn sie dafür nur die Genugtuung hat, ein paar mit Unrecht beiseite geschobenen echten Größen zu verdienter Anerkennung verholfen zu haben, mag sie diesen Vorwurf ruhig tragen. Mit jeder Umwälzung der Gegenwart ist noch eine Umwertung der künstlerischen Maßstäbe der Vergangenheit Hand in Hand gegangen; aber wenn anders die Bewegung gesund und lebenschaffend war, haben sich ihr aus den Gefilden der Verklärten auch noch immer tapfere Hände entgegengestreckt, an deren warmem, verständnisvollem Gegendruck sie spürte, daß zu früh geborene Strebens- und Bundesgenossen ermunternd grüßten. Auch die Literaturrevolution der achtziger Jahre mag an manchem Bilde der Väter pietätlos gefrevelt haben, das sie besser unangetastet gelassen hätte, darüber aber soll ihr doch nicht vergessen werden, daß erst sie es war, die die allzu lange verkannten Größen der fünfziger Jahre ans volle Licht des Tages und des Ruhmes zog. Nun erst erwacht der Name **Friedrich Hebbel** zu wahrhaft fruchtbarem Leben. An seiner eigenen Zeit war seine Dichtung ohne tieferen Einfluß vorübergegangen. Höchstens daß es einmal zu einer respektvollen, lauwarmen Huldigung kam, wie sie ihm Geibel, auch hier dem gebildeten Publikumsempfinden der Epigonenzeit ein treues Echo, in den Versen darbrachte, die 1896 aus seinem Nachlaß bekannt wurden:

Fels um Fels mit Gewalt auftürmt dein Genius, Hebbel,
Doch kein labender Quell rauscht aus dem bunten Gestein.
Hätt'st du die Sühnung zur Kraft, dicht würde das Volk dich umjauchzen,
Während du nun einsam ragst wie ein Memnon im Sand.

Der Geist der ehernen Notwendigkeit, die Unerbittlichkeit seiner tragischen Konsequenzen, die durchaus eigenwüchsige dichterische Weltanschauung, die alles liebenswürdige Entgegenkommen verschmähte, sie schreckten immer wieder vor ihm zurück. Erst mehr als dreißig Jahre nach seiner eigentlichen Blütezeit wuchs das Verständnis für ihn, wandelte sich der Schrecken vor seiner grüblerischen Grausamkeit in Liebe zu seiner Wahrheit und Echtheit. Das heilige Feuer, das bis dahin nur wenige, mehr als Sonderlinge des Geschmacks denn als Kenner der Kunst angesehen, gehütet hatten, fing an, nun endlich von Hand zu Hand zu wandern und sich unterwegs immer heller und heller zu entzünden.

Der Deutsche, einmal auf dem rechten Wege, tut nichts halb — das ist eine Erfahrung, die sich als zu segensreich bewährt hat, als daß man daran mäkeln möchte. Auch an Hebbel wurden die neuen Entdecker seiner Größe alsbald zu Usurpatoren, die auch nicht die kleinste Provinz seines dichterischen Reiches unerobert und unerschlossen lassen wollten. Nach der Neuerweckung der großen Dramen, die es zu Lebzeiten des Dichters zu keinem rechten Bühnenleben hatten bringen können, warf sich der glühende Eifer seiner Bewunderer auf die Jugendwerke und die Fragmente. Diesem löblichen Bemühen, das nur vor allzu akademisch-literarhistorischem Betriebe bewahrt bleiben sollte, verdanken wir neuerdings die Aufführung des Lustspiels „**Der Diamant**“ durch die Lessinggesellschaft in Berlin, der erste ernst zu nehmende Versuch überhaupt, dies Hebbelsche Jugendwerk dem Theater zu gewinnen — denn eine fast ganz dem Gedächtnis verschollene Aufführung 1848 beim Reichstag zu Kremsier (in Mähren) zählt kaum mit. Hebbel ist in diesem 1838 begonnenen, 1841 für ein Berliner Preisausschreiben allzu schnell beendeten Werk von dem höchsten künstlerischen Streben erfüllt, das der Lustspieldichter überhaupt nur haben kann: ein komisches Weltbild zu enthüllen, ein Fenster zu öffnen, „wodurch der Dichter in die Brust der Natur hinuntersieht.“ Und unmittelbar nach dem Abschluß des „Diamanten“ schrieb er in sein Tagebuch: „Komödie und Tragödie sind ja doch im Grunde nur verschiedene Formen für die gleiche Idee. Warum haben wir Neueren keine Komödie im Sinne der Alten? Weil sich unsere Tragödie schon so weit ins Individuelle zurückgezogen, daß dies letztere, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein sollte, für sie nicht mehr da ist.“ Der Kühnheit und Einsamkeit dieser seiner Auffassung vom Lustspiel war er sich wohl bewußt. Deshalb schickte er — eine captatio benevolentiae freilich, die bei den Preisrichtern sicher ihren Beruf verfehlt hat — seinem komischen Spiel von einem Juden, der einen gestohlenen Diamanten verschluckt hat und ihn nun nicht wieder los werden kann, einen Prolog voraus, der die tiefere Bedeutung des Spiels ins rechte Licht setzen sollte:

Ich sah an einem Edelstein
Des ird'schen Lebens leeren Schein
Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantastisch-lustig dargestellt.
Ein Mensch, vom Tod schon angehaucht,
Bekommt ihn, da er nichts mehr braucht,
Er legt sich in sein stilles Grab
Und tritt ihn einem Bauern ab.
Ein Wesen von der Elfen Art,
Prinzessin und ein wenig zart,
Glaubt, daß den Diamant ein Geist
Entführte, der sie sterben heißt.
Der Wahn verstört ihr das Gemüt,
Ihr holdes Lebenslicht verglüht,
Und wenn sie ihn auch selber spann,
Sie stirbt nicht weniger daran.
Indessen geht der Diamant,
Den alles sucht, von Hand zu Hand,
Doch Schelm auf Schelm bekommt ihn nur,
Daß seine innerste Natur,
Sonst weg gedrückt und wohl versteckt,
Entschleiert wird und aufgedeckt.
Ist das geschehn, so dreht sich schnell
Der Zufall, macht das Dunkel hell
Und wandelt das erträumte Glück
Für jeden um in Mißgeschick.

Alle, die hinter dem kostbaren Stein herrennen, um den für seine Wiederentdeckung ausgesetzten Preis zu erlangen, graben sich mit ihrer Über-

klugheit, die in mannigfaltigen Wandlungen aus ihrer innersten Natur entspringt, nur selbst eine Grube; der naiv-menschliche Bauer, der das werktätige Wohltun seiner selbst willen übt, bleibt am Ende der Besitzer und bringt den Stein der Prinzessin, die in dem Wahn befangen, daß ihr Leben an dem Juwel hänge, und daß sie sterben müsse, da sie es verloren. Im Anblick des naiven Bauern, vor dieser körperlichen Realität der reinen Menschlichkeit verfliegt der krankhaft spiritualistische Wahn, mag der Diamant, den er wiederbringt, nun tatsächlich der echte oder der falsche sein. Auch hier macht allein der Glaube selig, nachdem sich die Kraft des Steines an dem Prinzen bewährt, in dem Augenblick, da er sich entschlossen zeigt, sich lieber den Dolch in die Brust zu stoßen und mit der siechenden Prinzessin zu sterben, als ohne sie zu leben ... Die Ausführung dieser hohen Idee darf man freilich nicht mit allzu scharfer Kritik nachprüfen: allzu wenig ist äußere und innere Komik miteinander verschmolzen, allzu häufig fällt der Witz in jene bodenlosen Untiefen, wo die romantische Ironie ihre Schemengestalten ausbrütet, allzu hart und peinlich-erdenklein stehen die phantastisch-ernsthaften Hofscenen in der niederländischen Sphäre der eigentlichen komischen Handlung. Auch im einzelnen bleibt manches hinter dem Ziele, das der Dichter sich selbst gesteckt hat, zurück, und mehr als einmal wird im Verlauf der fünf Akte doch auch jener auf äußerliche Situationsspäße erpichten Aftermuse des Lustspiels gehuldigt, die er im Prologe so verächtlich von sich weist. Und doch — mag in der Ausführung manches verfehlt sein, im dramatischen Ausdrucksvermögen noch manches vermißt werden — das hohe künstlerische Wollen leuchtet auch aus diesem Werke des Hebbelschen Genius hell genug hervor, um in seinem Schein die armselige Lustspielmache unserer Gegenwart bis zur Trostlosigkeit verblassen und erbleichen zu lassen. Und wenn die einmalige Aufführung der Berliner Lessinggesellschaft, in der Adolf Klein als Jude Benjamin nur allzu überragend dastand, keine weitere Frucht trüge, als uns diesen Gegensatz zwischen echtem Dichtertum und blinkender Handwerkerfertigkeit vor Gemüt und Augen zu führen, so wäre sie des Schweißes der Edlen reichlich wert gewesen.

Mit in der vordersten Reihe derer zu stehen, die Hebbel die ihm gebührende Stelle in unserem Bühnenspielplan erkämpfen wollen, ist einer der Ruhmestitel neuerer Zeit, die das Berliner Königl. Schauspielhaus für sich in Anspruch nehmen darf, deren es aber auch durchaus bedarf, um für solche Versündigungen wider den heiligen Geist der dramatischen Kunst, wie beispielsweise das kürzlich aufgeführte sogenannte romantische Versspiel „Krieg im Hause“ von Robert Misch es war, Absolution zu erlangen. Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man einen Teil dieses Verdienstes der Initiative des Kaisers zuschreibt, der aus seiner bewundernden Liebe für Hebbels grüblerisch prächtigen Tiefsinn kein Hehl gemacht hat, so wenig sie mit seinen sonstigen künstlerischen Neigungen in Einklang zu stehen scheint. Daß er dafür auch in Zukunft die Unterstützung der künstlerischen Leitung der Königl. Schauspiele finden wird, wollen wir uns von dem Drahtgruß verbürgen lassen, den der an des Grafen von Hochberg Stelle berufene Intendant von Hülsen kürzlich an Hebbels Witwe nach Gmunden richtete, und worin es heißt, daß er es als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachten werde, „mit den Werken unserer Klassiker auch die Ihres heimgegangenen großen Gatten als ein teures Erbgut der königlichen Bühne zu erhalten.“ Zu „Herodes und Mariamne“, zu den „Nibelungen“, der „Genovefa“, der „Agnes Bernauer“, die die letzten Jahre brachten, hat sich nunmehr die Tragödie „Gyges und sein Ring“ (1853) gesellt, ein Werk, gegen das sich die Bühnen sonst außerordentlich spröde verhalten haben. Außer einer Reihe von Vorstellungen im Wiener Burgtheater (1888) und zwei trotz Kainz und Luise Dumont nicht eben erfolgreichen Versuchen im „Deutschen Theater“ zu Berlin (1892 und 1898) verzeichnet die Theatergeschichte keine ernstliche Bemühung, das edle, tiefsinnige Werk dem ständigen Spielplan einer vornehmen Bühne einzugliedern. Die Kräfte des Königl. Schauspielhauses, oft mißbraucht und im Dienst unedler Aufgaben erniedrigt, wuchsen an dem Unternehmen zu einer imponierenden Höhe empor: Matkowskys lodernde Temperament bewies an der Darstellung des Kandaules, daß es auch nach innen brennen kann, Rosa Poppes königliche Haltung, nicht herb genug für eine Hebbelsche Frauengestalt, hatte doch Innigkeit und Tiefe genug, um nicht bloß für den Augenblick pathetisch hinzureißen, sondern auch für die Dauer zu ergreifen — und trotzdem: nur unwillig ging das Publikum mit, ratlos stand es einem Werke gegenüber, das freilich unvergleichlich viel ernster und strenger das Motiv der entschleierten weiblichen Nacktheit behandelt als Maeterlincks mit Jubel überschüttete „Monna Vanna“. Um die Schamhaftigkeit des Weibes handelt es sich dort wie hier: Monna Vanna, sich von der Moral einer nach des Dichters Absicht versinkenden Zeit emanzipierend, gibt sie schwächlichen Herzens preis, um am Ende einen trügerischen Sieg zu erkämpfen; Rhodope, dem aufklärerischen Wahn ihres über seine Zeit hinausbegehrenden Gatten ein Opfer, rächt ihre Verletzung mit dem furchtbaren Zorn einer keuschen, im Innersten ihres Heiligtums entweihten Frauenseele und vernichtet mit dem Schänder ihrer Schamhaftigkeit, der sie den Blicken eines fremden Mannes (Gyges) preisgegeben, zugleich auch sich selbst, die Befleckte. In „Monna Vanna“ siegt allzu leicht die in mystischer Verzückung, aber nur in höchst unklaren Umrissen erschaute Sittenlehre einer nebelhaft heraufdämmernden neuen Zeit, wo die alten Moralbegriffe der bedingungslosen Treue und Hörigkeit der Frau von neuen einer unheroischen, primitiven Menschlichkeit abgelöst werden; aus Hebbels Tragödie steigt als Siegerin über zerstörerische Anwandlungen neuerungssüchtiger Ge-

walten, die nur zur Selbstvernichtung, nicht zur Schöpfung neuer Sittlichkeitswerte die Kraft haben, nach des Dichters eigenem Wort „wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende“ herauf. Es sind heilige Mächte, die Kandaules, der letzte Herakline, mit sorglos-verwegener und doch zu schwächlicher Hand antastet; zu Schluß erkennt er das in erhabener Resignation selbst und gibt dieser Erkenntnis, für die er willig in den Tod geht, Ausdruck in der tiefsinnig schönen Rede von dem Schlaf der Welt:

Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo alles denkt wie ich: was steckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Ist über diesen Dingen eingeschlafen,
Die sie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher,
Ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt,
Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn sie den Tand unwillig fahren läßt ...
Die Welt braucht ihren Schlaf wie du und ich
Den unsrigen, sie wächst wie wir und stärkt sich,
Wenn sie dem Tod verfallen scheint und Toren
Zum Spotte reizt ...
Solch ein vorwitz'ger Störer war ich selbst,
Nun bin ich denn in des Briareus Händen,
Und er zerreibt das stechende Insekt.

Briareus, die mythische Versinnbildlichung des tosenden Meeres und der andrängenden Wogen, steht hier als die richtende Macht des Gewordenen, der Tradition, gegen die sich Kandaules' Unterfangen aufgelehnt hat. Ein Epigone, ein Décadent, der wurzellos zwischen zwei Epochen steht, zwischen der Vergangenheit, der er entwachsen, zwischen der Zukunft, der er noch nicht reif, geht an dem Zwiespalt der Zeiten, der in ihm selber gähnt, zu Grunde. Nur die Heroen der Menschheit sind im stande, den „Schlaf der Welt“ zu brechen und eine neue Ordnung heraufzuführen. Freilich bleiben sie bei ihren Zeitgenossen unverstanden: sie tragen den unsichtbar machenden Ring des Gyges ... Das nur eine Seite des Ideenreichtums, den die Dichtung birgt, ein neues Zeugnis dafür, wie Hebbel von einem kühnen Ausnahmefall die Brücke zu schlagen weiß zu Gedankenhöhen ewiger Symbole, an die die nagenden Wellen der Zeit nicht heranreichen.

Französische Einflüsse im „Gyges“ sind trotz seines grundgermanisch gestalteten Konflikts unverkennbar, aber Hebbel selbst hat diesen Vergleichen an der richtigen Stelle den Faden abgeschnitten, indem er über sein Drama an einen Freund schrieb: „Äußerlich steht es nach meiner Meinung dem Racine so nah wie innerlich fern.“ Das Wort gilt auch verallgemeinert: für die äußere Kunstform mögen wir von Frankreich noch manches zu lernen haben; den Gehalt, den Atem, die Seele der Kunst schöpfen wir aus uns selber. Maeterlinck, von seinen Berliner Verehrern kürzlich durch ein Bankett gefeiert, hat Frankreich als das ästhetische, Deutschland als das moralische Gewissen der Welt gepriesen. Wir dürfen uns, ohne unbescheiden zu sein, das Kompliment aus dem zweiten Teil dieser Antithese gefallen lassen, ohne die Wahrheit des voraufgegangenen anzuerkennen. „In Wirklichkeit,“ hat man ihm nicht ohne Schärfe eingewandt, „ist heute die französische literarische Ästhetik maßgebend nur noch für die Völker Halbasiens und etwa für die südamerikanischen Republiken.“ Wenn Björnson den Franzosen vor einiger Zeit vorwarf, sie hielten sich in künstlerischen Dingen hinter einer chinesischen Mauer verschanzt, so traf er damit in doppelter Beziehung das Richtige. Die Franzosen, zu kurzsichtig, um über ihre Grenzen hinauszublicken, zu spät und immer nur zufällig unterrichtet, was draußen vorgeht, sind schon längst ohne die nötigen Vergleichungspunkte und halten deshalb ihre eigenen Leistungen für „unvergleichlich“. Monsieur Coquelin ainé glaubt dem gastfreundlichen Berlin wunder was für eine Höflichkeit zu erweisen, wenn er Goethe ein Plätzchen neben Racine einräumt! Ibsen und Tolstoj waren in Deutschland längst Gemeingut aller Gebildeten, als man in Frankreich schüchtern die ersten Schritte, sie kennen zu lernen, wagte. Und Maeterlinck selbst? Wer zuerst hat ihn in seinem Traumwinkel entdeckt und an Herd und Herz gezogen, wer hat ihn auf den Pfad zum Pantheon der Weltliteratur geführt? Er lebt in Paris und schreibt seine Bücher in französischer Sprache; aber Deutsche waren es, die ihm die ersten Palmen auf den Weg streuten. Auch seine „Monna Vanna“ dürfen wir uns rühmen, durch unsere deutschen Aufführungen innerlicher und verständnisvoller, wahrer und deshalb auch künstlerischer interpretiert zu haben als die Franzosen. Die Truppe aus dem Pariser Nouveau-Théâtre, mit des Dichters Gattin Georgette Leblanc-Maeterlinck an der Spitze, auf einer europäischen Gastspielreise auch in Berlin Halt machend, gab uns einmal wieder Gelegenheit, Vergleiche anzustellen zwischen französischer und deutscher Schauspielkunst. Nun ist gerade die Berliner Aufführung der „Monna Vanna“ in ihrer Stillosigkeit gewiß keineswegs mustergültig — aber vor den Durchschnittsleistungen dieser französischen Mimen darf sie sich noch immer in die Brust werfen! Gewiß, die jahrhundertalte, ungebrochene Kultur des französischen Theaters bewährt auch hier noch ihren Segen: zwischen Realismus und Idealismus der Schauspielkunst tut sich keine trennende Kluft auf. Aber wie äußerlich, wie angelernt, wie gemacht ist das alles! Wie hohl klingt uns diese Schönredekunst, wie steif und flach erscheint uns diese monumentale Stilisierung, wie wenig durchgeistigt und individualisiert stehen diese Menschen — nein, diese Gestalten vor uns da! Bei dem Darsteller des Prinzivalli (Mr. Darmont) brach wenigstens zuweilen ein starkes Temperament hervor — sonst erregte tiefergehendes Interesse nur Georgette Leblanc, die erst als jungvermählte Gattin des Dichters die Laufbahn einer Opernsängerin verlassen, der Maeterlinck, wie das Gerücht wissen will, sein jüngstes Werk

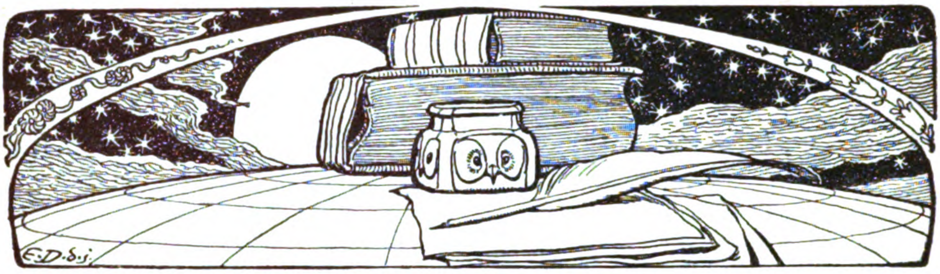
als dichterische Morgengabe dargebracht hat, in deren Verkörperung ihm zuerst die Gestalt aufgegangen ist, die er sich als berufenste und wahrste Darstellerin der Titelrolle gedacht hat. So durfte man sich wohl auch für das Verständnis der Dichtung wichtige Aufschlüsse von ihr versprechen. Man darf nicht sagen, daß sie sich nach Primadonnenart unkünstlerisch hervordrängte. Im ersten Akte zumal schien es ihr allein darauf anzukommen, nur ihre klagenden Augen, ihre stumme, in der Ehe mit Guido einsam gewordene Seele spielen zu lassen. Alle dekorativen Ranken beschnitt sie aufs äußerste. Nur auf die Verkündung des Entschlusses, auf das „J'irai" kommt es ihr an. Aber gerade die bittere Sparsamkeit dieser Ausdrucksmittel läßt uns desto tiefer in die Schmerzenstiefen ihres vorausgegangenen Kampfes blicken. Auch in der Zeltscene kommt ihr Gefühl, wie erstarrtes Metall, nur schwerfällig, widerstrebend in Fluß. Man erkennt es nun und vergißt es nicht, daß die mehr dämmernd ahnende als wissende Jugendliebe, die sie einst in den venetianischen Heimatgärten zu dem wilden Gespielen zog, während ihres späteren Lebens keine reifere Schwester gefunden, daß das Tiefste ihrer Seele bisher unerlöst geschlummert hat. Jetzt wacht es leise auf; wie die Knospe erschließt es sich in schmerzlichem Erblühen. Als fertige Frau, die sich selbst ihr Schicksal bestimmt, tritt sie im letzten Akt vor den Gemahl. Ihr Fragen und Suchen nach seinem Glauben ist nur noch das Bangen der Verzweiflung. Sie zeigt uns, daß die Rolle hier einer ehrgeizigen Schauspielerin viel mehr hergibt, als wir stille Deutsche uns haben träumen lassen; sie bringt erst das Theaterblut dieser letzten Scene recht zum Pulsen — aber im Nu stellen sich auch die äußerlichen Posen, die gesuchten Gemachtheiten ein, und wir scheiden mit einem starken Zweifel von ihr, ob der Dichter seine Monna Vanna wirklich so gewollt habe.

Und noch einmal stieg die französische Schauspielkunst bei uns ab und forderte unser Urteil heraus. Coquelin ainé, den sie in seiner Heimat den Großen nennen, fand die Tore des Berliner Kgl. Schauspielhauses, wie im vorigen so auch in diesem Jahre, weit geöffnet, um uns Molières Tartufe, Avare und Maskarill sowie Daudets larmoyanten Hirten Balthasar in der „Arlésienne" vorzuspielen. Unser kühles Urteil über ihn und seine Kunst hat sich nicht wesentlich geändert. Wir bewundern an dem Zweiundsechzigjährigen noch immer die erstaunliche Beweglichkeit des Gesten- und Mienenspiels, die leichte, freie und sichere Hand, mit der er den französischen Vers meistert. Il ne faut pas parler comme on parle, il faut dire, so hat er einmal sein Ideal des Bühnenvortrags umschrieben, um gleich hinzuzufügen: Dire, c'est modeler, bien dire, bien rythmer. Le mouvement, c'est la grande loi. Trotzdem hat die Darstellungsart dieses großen Könners für uns etwas Erstarrtes, fertig Geprägtes: allzu deutlich sehen wir das Spiel im Spiel. Deshalb brauchen die Einzelheiten ursprünglich nicht alle „gemacht" zu sein; das meiste wird auch bei ihm — sein starkes Temperament läßt sich nicht völlig unterdrücken — einmal aus der Natur seiner selbst und seiner Aufgabe organisch erwachsen sein. Aber dann, als es gerade ausgereift war, hat er den künstlichen Frost des Verstandes darüber geleitet — seitdem ist die Pflanze in ihren Säften erstarrt. Von der Stimmung des Abends, von der Gunst der Stunde, der Eingebung des Augenblickes erwartet sich ein Coquelin nichts mehr; der Italiener Novelli, unsere Mitterwurzer und Reicher sind und waren darin seine künstlerischen Gegenfüßler. Ein guter Schauspieler, hat der Franzose einmal gesagt, muß seine Rolle so beherrschen, daß er, nächtlicherweile durch einen Schuß aufgeschreckt, mit seinem Stichwort angerufen, sofort an der richtigen Stelle einsetzt, ohne auch nur eine der alten Feinheiten, der alten Nuancen zu verfehlen. Diesen seinen Ausspruch, der für uns eine ungewollte Selbstkritik enthält, läßt uns Coquelins Tartufe, läßt uns nicht einmal sein Maskarill in den „Lächerlichen Preziösen" vergessen, so keck, verwegen und übermütig seine Laune scheinbar darin sprudelt. Ich glaube, man könnte hundert Abzüge davon machen, und sie würden sich alle auf ein Haar gleichen. Mögen die einzelnen Steine noch so sehr funkeln, im Grunde ist dieser Schauspieler mit dem merkwürdig unfranzösischen teigigen Gesicht, das auf jeden leisesten Fingerdruck der Mimik reagiert, doch nur ein Mosaikkünstler, der sein Bild aus lauter kleinen Steinchen mit kluger Berechnung zusammensetzt — wehe! wenn am Abend ein einziges sich löst. Das ganze Kunstwerk möchte auseinanderfallen. Wir respektieren dergleichen und delektieren uns an solcher seltenen Fertigkeit, aber der höchste Glanz der Schauspielkunst bleibt uns nach wie vor untrennbar von der seligen Trunkenheit des Augenblicks, von der frei der Natur nachschaffenden Genialität einer starken Persönlichkeit, von der mitglühenden Ergriffenheit des im Dienste eines Höheren stehenden Mittlers und Dolmetschers.

Wie schwer diese Selbstergriffenheit des Schaffenden im Reiche der Kunst wiegt, wie sie unter Umständen selbst alle Schranken und Theorien der heiligen Ästhetik über den Haufen zu werfen vermag, dafür ist Maxim Gorkis zweites Bühnenwerk „Nachtasyl", mit dessen erster deutscher Aufführung sich das „Kleine Theater" (ehemals „Schall und Rauch") in Berlin ein bleibendes Verdienst um die Literatur erworben hat, ein beredtes Beispiel. Wie in den „Kleinbürgern" (vgl. die Besprechung im Dezemberheft 1902, S. 437) ist der Russe auch hier noch weit davon entfernt, ein Drama im kunsttheoretischen Sinne des Wortes zu geben; aber die seelische Kraft seiner Kunst, Menschen darzustellen, hat eine solche Höhe erklommen, daß die Frage nach der Vollendung der Kunstform gar nicht recht laut werden mag. „Scenen aus der Tiefe des Lebens" nennt Gorki diese lose Bilderfolge aus dem Dasein der Heimatlosen und Verkommenen, die am

Grunde des Lebensstromes taten- und willenlos dahingetrieben werden. Er selbst beugt damit von vornherein der falschen Erwartung vor, eine sich folgerichtig entwickelnde; aufsteigende und abfallende Handlung erstehen zu sehen. Ihm liegt nichts ferner, als sich einen Konflikt oder ein Problem klug zu erfinden, geschickt zu steigern und belehrend oder gar moralisierend zu Ende zu führen, und keine Vermutung würde mehr in die Irre gehen als die, ein Gorki könne aus Berechnung oder Sensationssucht nach solchen Dingen greifen, wie er sie darstellt. Gibt es heute überhaupt einen Dichter, der aus der Fülle seines Herzens, aus dem Zwange seiner Persönlichkeit, aus den innersten Erfahrungen seines Lebens und Empfindens, aus dem selbsterworbenen Schatze seiner Beobachtungen schafft, so ist es dieser Maxim Peschkow, der sich Gorki, den Bitteren, nennt, weil er selbst unter unsäglichen Seelenqualen durch den Schmutz und Schlamm des menschlichen Daseins hat wandern müssen, weil er dem brausenden Trank des Lebens auf den Grund gesehen und die Qualen und Leiden der Verlorenen und Verkommenen in seiner wunden Dichterseele doppelt und dreifach nachgefühlt hat. Diese „ehemaligen Leute", jetzt für Leben und Gesellschaft Verlorenen, die sich in der Kellerspelunke des Nachtasyls zusammenfinden: Verbrecher und Unglückliche, Trunkenbolde und Trottel, gestrandete Existenzen, die einst auf der Höhe des Lebensmeeres fuhren, und armseliges Gewürm, das nie vom Boden emporgekommen, sie alle hat der Dichter nicht nur bis in die letzten Falten ihrer Seelen beobachtet und erkundet — er ist selbst durch die Hölle gegangen, in der sie wurden, wie sie sind, er nahm ein Stück von ihnen mit auf den Berg der Erkenntnis und des Verstehens, von dem er heute das alles überblickt. Mit der grauen Elendmalerei des kleinseligen Naturalismus haben seine noch vom Atem des frischen Erlebnisses umhauchten Gebilde nur Äußerlichkeiten gemein. Die Weltanschauung, die darin lebt, hebt ihren Sinn über die bloßen Körperlichkeiten der Wirklichkeitsnachahmung hoch empor. Auch in dem scheinbar Verkommensten entdeckt er noch einen Funken, aus dem seine Liebe, sein Mitleid, sein Verstehen, seine Ehrfurcht vor allem Menschentum eine reine Himmelsflamme bläst. Ein Sonnenstrom der Güte, geht der greise Pilger Luka durch das dumpfe Dunkel, und für einen Augenblick glänzt und leuchtet es in den schwarzen Schächten der Tiefe, wie von Gold- und Silberadern, die nur unbedacht verschüttet worden. Für einen Augenblick nur — dann sinkt alles ins Dunkel zurück; aber dieser Augenblick genügt, um die Hoffnung nicht sterben, um uns mit glaubensseliger Gewißheit fühlen zu lassen, daß auch in diese Abgründe des Menschendaseins einmal der Erlöser steigen wird, der die Gefangenen aus der Knechtschaft ihrer selbst befreit und die Menschen zu Menschen macht. Es ist nichts Aufrührerisches in dieser Dichtung, und wenn die Gorkischen Vagabunden von den Ketten singen, die sie nicht zerbrechen können, so klingt es ganz anders als das wilde Lied vom „Blutgericht" in den „Webern", an die man sonst wohl erinnern mag: gedämpft, müde, melancholisch, wie eben ein russisches Volkslied klingt. Denn russisch, ausgeprägt russisch sind und bleiben doch alle diese Bilder, so tief sie uns ergreifen mögen. Gorki ist auch hier — seiner Größe tut das keinen Abbruch — der spezifische Vertreter eines Volkes, das nicht blos in vielen Äußerlichkeiten der Sitte, der Lebensgewohnheiten und der Staatseinrichtungen, das auch in seinem innersten Empfinden, Denken und Fühlen, Begehren und Suchen durch unüberbrückbare Klüfte von dem unseren geschieden ist. So braucht es kein Pharisäerhochmut zu sein, wenn wir uns am Ende doch aufrichten, um zu bekennen, daß dies Feuer nicht überall auch uns brennt, daß vieles nur national russische Gültigkeit und Bedeutung hat. Wir sind deshalb durch das dargestellte Elend weniger zerknirscht, aber durch die Erhebung, durch das gesteigerte Lebensgefühl, das wie von jeder echten, wenn auch noch so grausamen Dichtung ausgeht, nicht weniger erhoben. Eine Darstellung von fast beispielloser Vollendung, welche die Namen Emanuel Reicher, Max Reinhardt, Rosa Bertens, Gertrud Eysoldt vereinigt, macht die Aufführung des Gorkischen Stückes auch schauspielerisch zu einem Ereignis unseres Theaterlebens, dessen Spur so leicht nicht untergehen wird.

Friedrich Düsel.



Literarische Rundschau

Geschichtliche Literatur und Verwandtes

Von **Helmolts Weltgeschichte** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) ist nunmehr auch der längst ersehnte zweite Band erschienen, der Ostasien und Ozeanien und die Länder des Indischen Ozeans behandelt (geb. 10 Mk.). Er schließt die Lücke, die bisher unter den ersten drei Bänden klaffte, und fügt sie zu einer Einheit (Nicht-Europa). Die Geschichte Japans, Chinas und Koreas, bearbeitet von M. von Brandt, steht voran; ihr folgen die von Hochasien und Sibirien (Dr. Heinrich Schurtz), Australien (Dr. Karl Weule), Vorder- und Hinterindien (Prof. Emil Schmidt), des Malaiischen Archipels (Heinr. Schurtz) und des Indischen Ozeans (Dr. Weule). Wenn Helmolts hier mehrfach gekennzeichnetes Darstellungsverfahren, die bekannte, wesentlich nach ethno-geographischen Gesichtspunkten verfahrende Anordnung und Verteilung des Stoffes, noch einer Rechtfertigung bedurfte, so hat sie dieser Band geliefert. Ja, man darf sagen: für die hier behandelten Weltteile war Helmolts Einteilung die einzig mögliche, weil sie allein Übersichtlichkeit verbürgte. Besonderes Interesse muß die streng historische Behandlung unserer deutschen Besitzungen im fernen Osten erregen, zumal da sie, wenigstens in größerem Rahmen, hier wohl zum ersten Male sich findet und die Darstellung gerade hier eine warme patriotische Note nicht vermissen läßt. Die auch diesem Bande wieder in sorgfältiger Auswahl und gediegenster Ausführung beigegebenen zehn Karten und zweiundzwanzig Tafeln sind Glanzleistungen deutscher Technik. — Die vierte Auflage der **Beckerschen Weltgeschichte**, in Lieferungen erscheinend, steht kurz vor ihrem Abschluß (Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart; volländig in 66 Lieferungen zu je 60 Pf.; Gesamtpreis Mk. 26.40). Aus früheren Besprechungen wird in Erinnerung sein, wie hoch die neue Bearbeitung über die Anekdotenjägerei des „alten Becker" hinausgewachsen ist, wie sie sich aus jener ursprünglichen Methode eigentlich nur noch die durch charakteristische persönliche Züge verlebendigende Darstellungsweise gerettet hat. Die Abbildungen halten sich möglichst an zeitgenössische Vorbilder und unterstützen somit aufs glücklichste die geschichtliche Auffassung und Anschauung der Zeit.

Auch das von Franz Kempers, Sebastian Merkle und Martin Spahn bei der Verlagshandlung von Franz Kirchheim in Mainz herausgegebene Sammelwerk: **Weltgeschichte in Charakterbildern** schreitet rüstig vorwärts. Es handelt sich hier um ein auf katholischer Weltanschauung ruhendes, gleich vornehmes und tapferes Unternehmen, das des universalhistorischen Einheitsbandes nicht entbehren soll, das aber, vorläufig nur in einigen, zeitlich weit voneinander getrennten Einzelbänden zu übersehen, mehr als Sammlung von Monographien denn als einheitliches Gesamtwerk sich darstellt. Ein neuer Band von dem aus den politischen Tageskämpfen bekannten Würzburger Universitätsprofessor D. Dr. Herman Schell behandelt **Christus** (mit Buchschmuck und 90 Abbildungen; Preis in Leinwandband 4 Mk.). Was ist Christus der modernen Welt? Das ist das große religiöse Problem, von dem unsere Tage bewegt werden, das ist auch das Problem, das sich Schell, als Philosoph, Theologe, Religionshistoriker und echter deutscher Mann gleichermaßen erprobt, in diesem Werke stellt. In großen, aber nur desto kräftigeren Umrissen zeichnet er die weltgeschichtliche Bedeutung Jesu und sucht aus den vier biblischen Evangelien sein einheitliches Evangelium aufzubauen. Dafür nimmt er aus dem Matthäusevangelium im wesentlichen die „geistige Tatkraft, die sich den Weg ins Gottesreich bahnt", aus dem Markus die tiefe Innerlichkeit, aus dem Lukas, „dem lieblichsten Buch, das geschrieben", die frohe Botschaft von der erbarmungsvollen göttlichen Liebe, aus dem Johannesevangelium endlich das Wort des Lebens, das sich im Gottesreiche auslebt. Bei aller Tiefe — namentlich die Stellen über Christi Bergpredigt, über seine Stellung zur Kultur und Arbeit usw. gehören hierher — ist das Buch doch durchaus allgemeinverständlich gehalten und fesselnd geschrieben.

89 Abbildungen veranschaulichen in erster Linie die Entwickelung der künstlerischen Christusdarstellungen, von der Zeit der Katakomben an bis in unsere Tage. — Auf katholischem Grunde ruht auch die **Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit** von Georg Grupp, deren erster Band den Untergang der heidnischen Kultur behandelt (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft; geh. 9 Mk.). Dem Verfasser hat als besondere Aufgabe vorgeschwebt, die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine weitere Beleuchtung zu rücken und sie erstens in Beziehung zu setzen zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur, zweitens ihren wirtschaftlichen Untergrund breiter anzulegen und drittens sie nach ihrer räumlichen Ausdehnung weiter zu verfolgen. Nach allen diesen Richtungen bietet er mancherlei Neues, namentlich auf dem Gebiete des Sozialen. In diesem Sinne erscheint die Kulturgeschichte als große Soziologie, die die Völker und Zeiten in ihrer Eigenart zu erfassen strebt. Ein gut ausgewähltes Bildermaterial, nur zur Erläuterung des Textes, nicht zum Schmuck des Buches bestimmt, begleitet und veranschaulicht die schlichten, klar und bestimmt herausgearbeiteten Schilderungen; Belegstellen aus den zeitgenössischen Autoren führen auf die Quellen zurück und gestatten eine bequeme Nachprüfung der Schlußfolgerungen.

Zur deutschen Geschichte mögen zwei Schriften aus der jüngsten Zeit hinüberleiten, die allgemeine Fragen der Politik und Kultur behandeln. In einem Vortrage, der ursprünglich im Thür.-Sächsischen Verein für Erdkunde zu Halle gehalten worden, dann auch in Buchform erschienen ist, hat der Geograph Prof. Dr. Alfred Kirchhoff die Frage **Was ist national?** erörtert (Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke; geh. 80 Pf.). Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die gemeinsame Abstammung keineswegs eine unerläßliche Vorbedingung für eine nationale Entwickelung ist. Viel wertvoller erscheint ihm eine natürliche Abgrenzung des Landes, in dem ein Menschheitskomplex sein Werden zur Nation anstrebt, wofür Rußland und Polen auf der einen, England und Nordamerika auf der anderen Seite zum Vergleich und Beleg herangezogen werden. Mannigfaltige Aussprüche aus Bismarcks bedeutendsten politischen Reden werden als Illustrationen zu der von Kirchhoff vertretenen geographischen Theorie verwandt und als Beweis genommen, daß abstrakte Wissenschaft und reale Politik auch einmal dieselben Wege gehen können. — Sehr ernste, tief in unser öffentliches Leben einschneidende Fragen und Anklagen erhebt Gymnasialprofessor Dr. Ludwig Gurlitt, ein Bruder des bekannten Kunsthistorikers, in seiner Schrift **Der Deutsche und sein Vaterland** (Berlin, Wiegandt u. Grieben; geh. Mk. 1.50), die in wenigen Monaten die 5. Auflage erlebt hat. Aus dem Wunsche, Klarheit über die Frage zu gewinnen, wie in der deutschen Jugend die Liebe zum Vaterland zu pflegen sei, entstanden, nimmt die Abhandlung ungesucht — Erziehungsfragen sind nun einmal nationale Fragen — einen mehr politischen Charakter an. Vergleichende Blicke nach England hinüber decken viele Schattenseiten unserer heimischen Verhältnisse auf. Gurlitt kämpft namentlich wider den kleinlichen, peinlichen Geist, der in mannigfachen Zweigen unseres öffentlichen Lebens am Ruder ist, und findet namentlich über den Mangel an Wohlwollen und Höflichkeit von Höhergestellten zu Untergebenen, von Beamten zum Publikum herbe Worte des Tadels. Gewiß nicht mit Unrecht vergleicht er das Verhalten des deutschen Vertreters der öffentlichen Ordnung zu seinem Publikum mit dem Verhältnis des Schulmeisters zu einer unerzogenen Kinderschar. Mit Ernst und Würde, aber auch mit Humor und zuversichtlichem Glauben an die innere Tüchtigkeit und Gesundheit erörtert Gurlitt in seiner temperamentvollen Weise unser öffentliches Leben noch nach manchen anderen Seiten, immer anregend, fördernd, weckend und lehrend.

Den **Slaven in Deutschland** hat Franz Tetzner, ein erprobter Spezialist auf diesem Gebiete, ein grundlegendes Werk gewidmet, das bei Fr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig erschienen ist. Es schildert zum ersten Male alle in Deutschland wohnenden slavischen Stämme und Völker einzeln, soweit sie eine eigene Literatur entwickelt haben. Auf Grund alter und neuer Berichte und selbständiger Reisen verfolgt der Verfasser jeden einzelnen Stamm in seinen volkskundlichen Beziehungen. Insbesondere berücksichtigt er Siedelung und Hausbau, Feste und Gebräuche, Trachten und Geräte, Beschäftigung und Spiele, Dichtung und Sprache, Kulturfortschritte und Germanisierung. Einen Abschnitt daraus, den über den litauischen Volksgesang, haben vor Jahren die „Monatshefte“ zuerst veröffentlichen können. Durch Karten und Abbildungen (215), Proben in Ursprachen und in Übersetzung, Melodien und Tabellen erlangen die Schilderungen noch eine größere Anschaulichkeit, als es dem bloßen Wort möglich wäre. Für den Ethnologen, Kulturhistoriker und Philologen wird hier eine Menge neues, wertvolles Material, für den gebildeten, geschichtsliebenden Deutschen eine übersichtliche Darstellung des Themas gegeben, das in der Neuzeit wieder von besonderer Wichtigkeit geworden ist. Namentlich für die zartesten und heimlichsten Regungen der Volksseele verrät Tetzner ein feines, sicheres Verständnis. —

Der dichterische Schlachtenschilderer Karl Bleibtreu ist in dem jüngsten Bändchen seiner bekannten Schlachtenmonographien von dem letzten französischen Kriege, der bisher seine Domäne war (Wörth, Gravelotte, Metz, Sedan, Paris, Orleans, Belfort, Amiens, St. Quentin, Le Mans), auf den von 1866 übergegangen: er hat uns **Königgrätz** (Stuttgart, Carl Krabbe; in farbigem Umschlag 2 Mk., geb. 3 Mk.; mit Illustrationen von Chr. Speyer) gemalt, die Entscheidungsschlacht um die Vorherrschaft in Deutschland, die nach Umfang der Streitmassen größte der Neuzeit nach der „Völkerschlacht“. Die Großtaten der preußischen Garde und der Division Fransecky hat der Dichter in begeisterten Worten verherrlicht, ohne die

Tapferkeit der Besiegten zu verkleinern. In der Schilderung der großen Reiterschlacht bei Stresetitz schwelgt wieder seine Kunst, plastisch und farbenglühend zugleich große Massen vor uns lebendig werden zu lassen.

Unter den Bismarck-Biographien, die in den letzten Jahren zahlreich hervorgetreten sind, behauptet die von Professor Max Lenz (**Geschichte Bismarcks**; Leipzig, Duncker u. Humblot) den Vorrang. Sie ist nicht das, was man ein geistreiches Buch zu nennen pflegt: die psychologische Ergründung des Bismarckschen Charakters hat der Verfasser nicht einmal ernstlich versucht, aber sie ist eine tüchtige deutsche Gelehrtenarbeit im besten Sinne des Wortes: der „Schutt der Werkstatt" ist getilgt, fest und anschaulich sind die historischen Tatsachen herausgearbeitet, der Stil ist einfach und anschaulich, sicher und abgeklärt, die Darstellung objektiv und wahrhaft historisch. Aller Klatsch, alle Kleinlichkeitskrämerei und Pikanterie ist glücklich vermieden; wir erkennen die ruhige Vornehmheit, die durch Rankes Schule gegangen, wenn auch manches weniger glatt vielleicht eindringlicher gewirkt hätte. So stellt sich Lenzens Buch als ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erschienenen Biographie Kaiser Wilhelms I. von Erich Marcks dar, obwohl diese in die Psychologie ihres Helden tiefer eindringt. Lenz hat eben mehr den Staatsmann Bismarck, Marcks den Menschen Wilhelm I. im Auge gehabt. — Das große geschichtliche Werk Bismarcks steht auch in der populär gehaltenen Biographie von Professor Wilhelm Müller voran, die im Verlage von Carl Krabbe, Stuttgart, in gefälliger Ausstattung erschienen ist (**Fürst Bismarck**; geb. 3 Mk.). Dort kommt auch das Persönliche nicht zu kurz, wie denn überhaupt mit Erfolg versucht worden ist, ein möglichst allseitiges Bild nicht bloß von Bismarcks Werk, auch von Bismarcks Zeit zu zeichnen. Namentlich für die reifere Jugend kann das mit vaterländischer Wärme geschriebene Buch empfohlen werden. — Als ein Præceptor Germaniæ wird Bismarck in einem Buche hingestellt, das mit Recht den Titel **Bismarck als Erzieher** führt (München, J. F. Lehmanns Verlag; geb. 6 Mk.). In Bismarcks Reden, Briefen, Berichten und Werken liegt ein erstaunlich reicher, noch lange nicht genug genützter Schatz von Geist, Wissen und Erfahrungen aufgehäuft. Ihn hat der Herausgeber, Paul Dehn, in dieser Sammlung Bismarckscher Aussprüche gesichtet, geordnet und leicht zugänglich gemacht. Nur Bismarck spricht in diesem Buch: es enthält seine markantesten Meinungen, Mahnungen und Gedanken aus allen Gebieten des nationalen, politischen und gesellschaftlichen Lebens. Es bedarf keiner Versicherung, daß sehr vieles von dem, was Bismarck sagte, heute noch unmittelbar bedeutsam und wirkungsvoll ist; zumal das, was in den Abschnitten Politik, Diplomatie, Heer, Flotte, Deutsche Art, Ausländerei, Konstitutionelles, Parteien, Gewerbe, Industrie, Religion, Schule, Familie niedergelegt ist, hat nichts von seiner ursprünglichen Schlagkraft eingebüßt. Ein reiches Inhaltsverzeichnis ermöglicht die Benutzung in jedem Augenblick. — Zwei weitere Schriften der Bismarckliteratur behandeln spezielle Fragen: so haben Paul von Roëll, Königlicher Landrat z. D., und Dr. Georg Epstein in gemeinsamer Arbeit **Bismarcks Staatsrecht** dargestellt (Berlin, Ferd. Dümmler; geh. Mk. 7.50, geb. 9 Mk.) und darin nach amtlichen, privaten und zeitgenössischen Quellen die Stellungnahme Bismarcks zu den wichtigsten Fragen des deutschen und preußischen Staatsrechts erörtert. Da es den Herausgebern wertvoll erschien, für das staatsrechtliche Wissensgebiet an sich ein größeres Publikum zu gewinnen, haben sie sich für eine mehr populäre Form entschieden, schon um dem an sich spröden Stoff eine gewisse Geschmeidigkeit zu geben. — **Fürst Bismarcks sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen** behandelt Dr. Leon Zeitlin in einem mittelstarken Bande (262 S.; Leipzig, R. Woepke) darstellend und kritisch in zwölf konsequent aufgebauten Abschnitten, von denen sich die wichtigsten mit der Sozialpolitik, der Agrarpolitik, der Handelspolitik, der Kolonial- und Auswanderungspolitik, der Verkehrs-, Währungs- und Steuerpolitik beschäftigen. Die Resultate, die darin gefunden werden, sind stets auf das Gesamtbild der Bismarckschen Persönlichkeit bezogen; das Ganze erscheint so als ein origineller und wichtiger psychologischer Beitrag zu der inneren Biographie Bismarcks, einem der vornehmsten Forschungsgebiete der neueren Geschichte.

F. D.

Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.